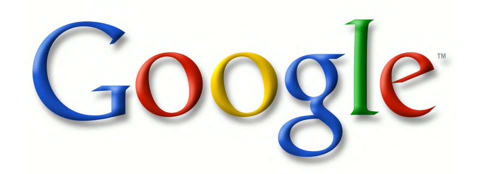
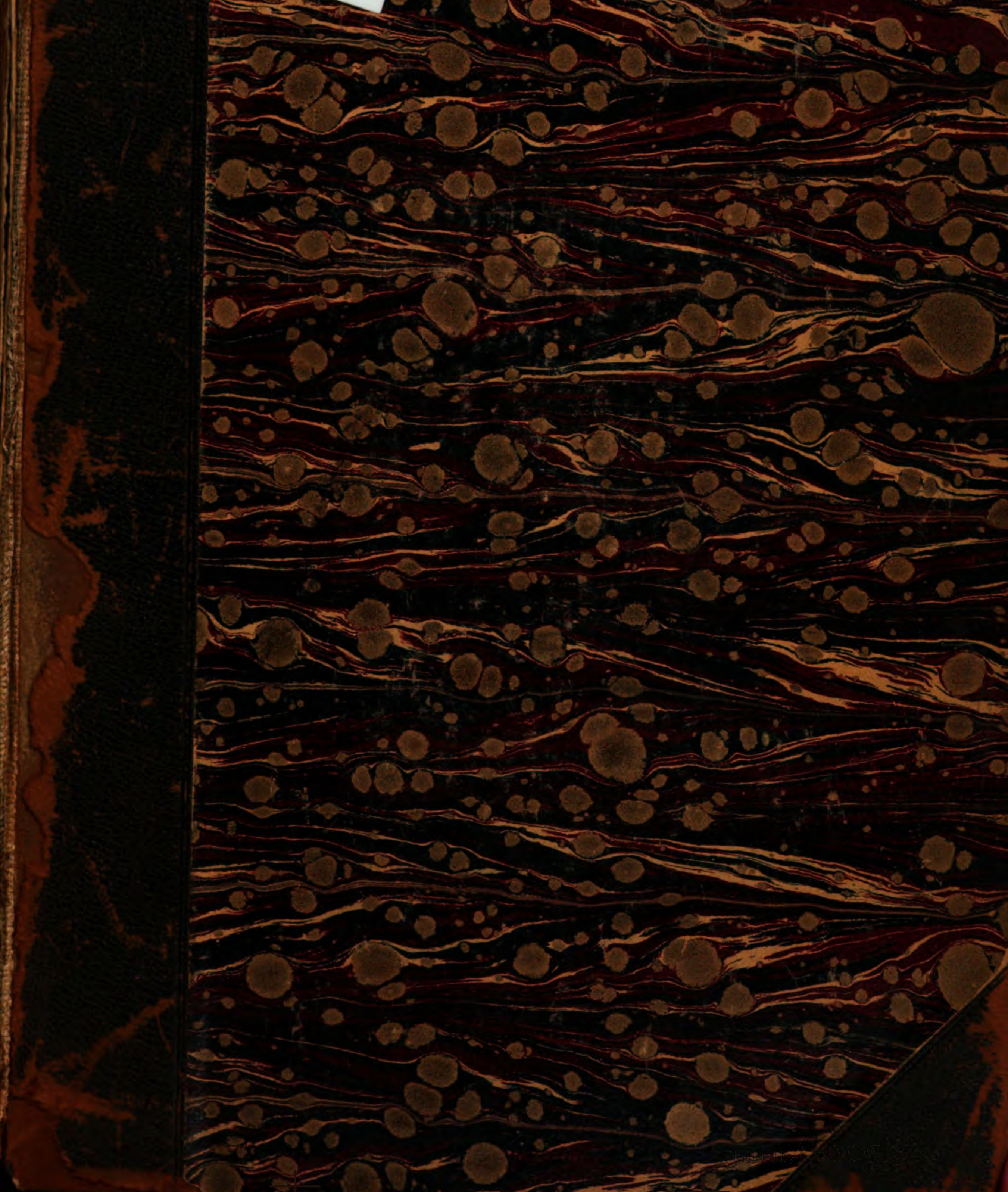


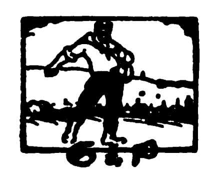


Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Zweiundzwanzigster Jahrgang · Band I
(Oktober 1919 bis März 1920)



Stuttgart
Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilage



22. Jahrg. Oktober 1919 Heft 1

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

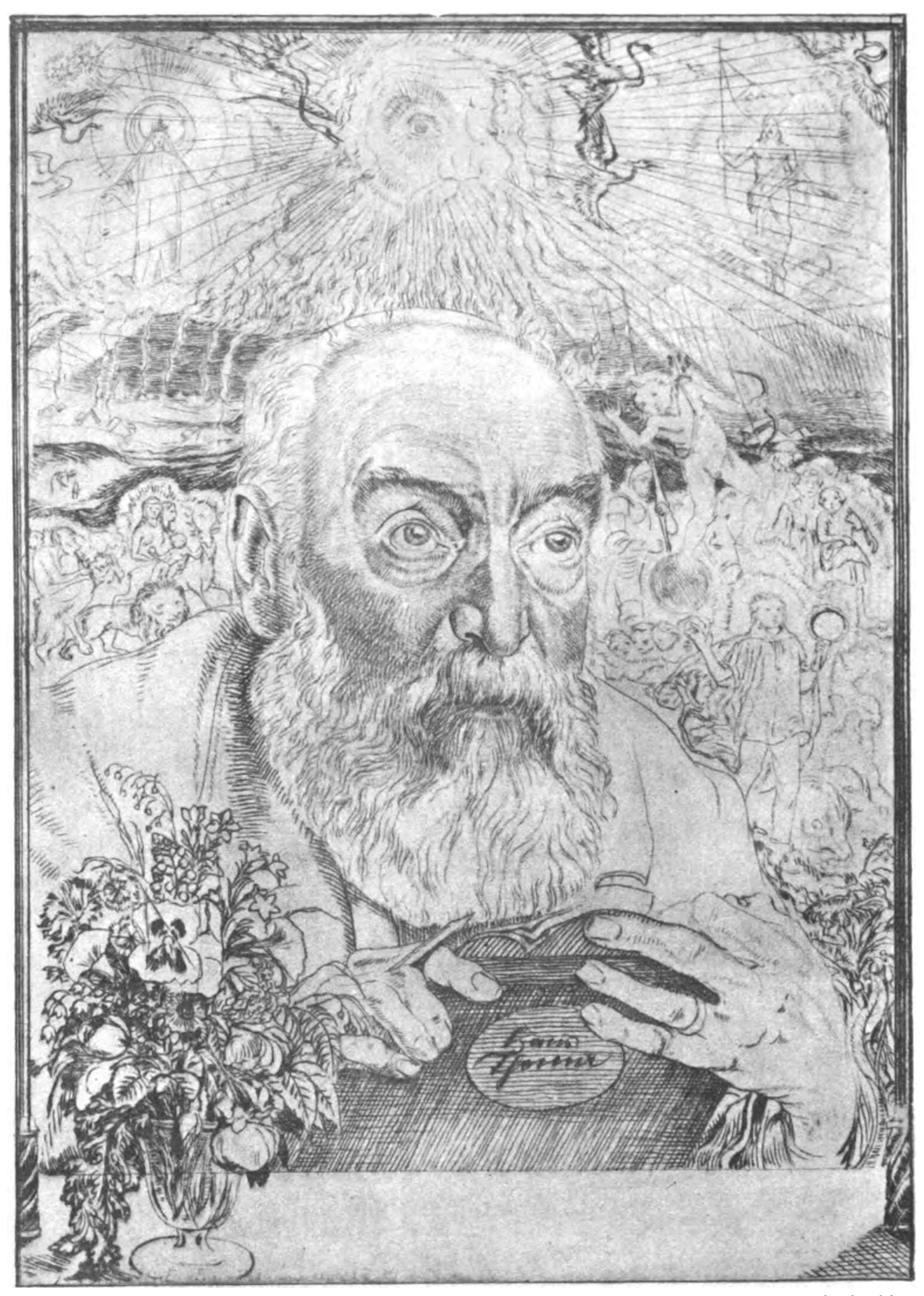
Herausgeber J. E. Freiherr von Grotthuss

Inhalt

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 6 Mark Einzelhefte 2 Mk. 20 Pf.

Hierzu Prospektbeilagen von der Redner-Akademie Richard Halbeck, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 105a, der Rückwandererhilfe, Berlin W. 50, Tauentzienstr. 6 und Christian Gruenewald, Elberfeld, Engelnbergstr. 6.



Nach einer Radierung von H. A. Bühler

Beilage zum Türmer

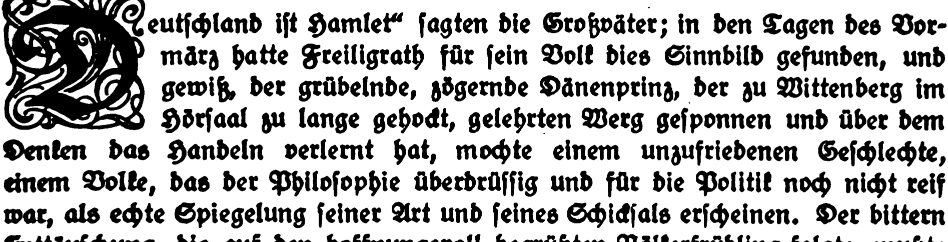


Der Türmer
Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. Oktober 1919 Heft 1

Deutschland — Peter Schlemihl

Von Albert Ludwig



„Deutschland ist Hamlet" sagten die Großväter; in den Tagen des Vormärz hatte Freiligrath für sein Volk dies Sinnbild gefunden, und gewiß, der grübelnde, zögernde Dänenprinz, der zu Wittenberg im Hörsaal zu lange gehockt, gelehrten Werg gesponnen und über dem Denken das Handeln verlernt hat, mochte einem unzufriedenen Geschlechte, einem Volke, das der Philosophie überdrüssig und für die Politik noch nicht reif war, als echte Spiegelung seiner Art und seines Schicksals erscheinen. Der bittern Enttäuschung, die auf den hoffnungsvoll begrüßten Völkerfrühling folgte, mußte das Wort förmlich prophetisch erscheinen; mit aller Kraft eines Schlagwortes hat es sich eingeprägt, bis es in veränderten Zeiten verhallte. Wie fern stand es doch den Söhnen des Bismarckschen Zeitalters! Als Denkmal überwundener Zeiten lasen wir Freiligraths Gedicht, freuten uns der geschliffenen Verse — der Inhalt ging uns nichts mehr an: im fünften Akte war das Spiel anders gespielt worden als am dänischen Hofe, Deutschland war nicht mehr Hamlet.

Und Deutschland ist auch heute nicht Hamlet. Wenn wir nach dem großen Zusammenbruche mühsam versuchen, uns zurechtzufinden in veränderter Welt, so mag für einen Augenblick die Erinnerung auftauchen an das alte Sinnbild, aber wir wissen sofort, daß es nicht mehr das unsere ist. Was wir gefehlt haben, was die Feinde uns vorwerfen, die Freunde beklagen: Hamletsünden wird es niemand nennen, und das Schicksal, das wir tragen, ist kein Hamletschicksal.

Wer solchen Gedanken in diesen Tagen nachhängt, dem mag mit schmerzlicher Gewalt die Erinnerung an ein deutsches Drama auftauchen: Zehn Jahre sind es her, da ließ der Westfale Hermann Wette, als Dichter des „Krauskopf" wohl bekannt, sein „modernes Teufelsmärchen" „Peter Schlemihl" erscheinen, kein Meisterwerk vom Standpunkt der Literatur oder des Theaters, aber ein herzgewinnendes Buch: Hoffen und Glauben eines auf die Zukunft seines Volkes vertrauenden guten Deutschen sprach daraus. Wohl sah er die deutsche Gegenwart verdüstert von unheimlichen Mächten, deren schlimmste ihm der eigensüchtige, internationale Großkapitalismus war, aber er baute auf in der Tiefe deutschen Wesens schlummernde Kräfte, die Ideale der Bodenreformer und Christlichsozialen sollten sie wecken, für sie warb er, und sein Held, Peter Schlemihl, eine Erneuerung von Chamissos Märchengestalt, wurde ihm zum Träger dieser Gedanken, zur im Tode siegreichen Verkörperung deutschen Volkstums.

Während alles andere heute längst den Strom hinab ist, hat gerade das letzte eine unheimliche Bedeutung erhalten: die Verkörperung unserer Art in Peter Schlemihl. Chamisso selbst hat einst erklärt, der Name bezeichne ungeschickte und unglückliche Leute, denen nichts in der Welt gelinge. „Ein Peter Schlemihl bricht sich den Finger in der Westentasche ab, er fällt auf den Rücken und bricht sich das Nasenbein, er kommt immer zur Unzeit." Wirkt es nicht heute wie tragische Ironie, daß in den Tagen der Hoffnung, des gewaltigen Aufschwunges deutscher Macht ein sein Volk mit ganzer Seele liebender Mann seine Zukunftsträume mit dieser Gestalt verknüpfen konnte? Im frohen Stolze auf unsere Kraft, den uns das Zeitalter Bismarcks vererbt hatte, sahen wir ja unsern Aufstieg zum Weltvolk als selbstverständlich gegeben an — nicht Verfasser noch Leser dachten daran, daß sich ein böses Omen an die Gestalt des Helden heftet und daß unsere Geschichte es nur allzusehr bestätigt.

Jetzt freilich sind die Augen furchtbar geöffnet; wir wollen und müssen die Dinge sehen, wie sie sind, und so wollen wir uns denn nicht verhehlen, daß allerdings ein Schlemihlschicksal über uns waltet, ein Rückblick auf unsere Geschichte wird das tragische Verhängnis nur allzudeutlich machen.

Wer hätte vor mehr denn tausend Jahren, als der Vertrag von Verdun den Ländern östlich des Rheins die staatliche Selbständigkeit gab, dem Reiche Ludwigs des Deutschen das Schicksal geweissagt? Die erste Rolle in Europa schien uns bestimmt zu sein; dem Volke, das sein Land von der Römerherrschaft freigehalten hatte, fiel das Erbe der Kaiserkrone zu, es wurde der Träger des heiligen römischen Reiches, seine Herrscher die Schiedsrichter des Abendlandes: ein schwerer Preis ist dafür gezahlt worden. Wir dürfen es den Ottonen, den Saliern, den Staufen nicht nachträglich zum Vorwurfe machen, daß sie Söhne ihrer Zeit waren und sich mit dem Schwunge ihrer höchsten Gedanken erfüllten. Indem sie das Imperium der Cäsaren zu erneuern gedachten, trieben sie Weltpolitik und verstrickten sich in den Kampf mit der geistigen Weltmacht der Kirche, während ringsherum die Nationalstaaten sich zusammenschlossen. So ist die Geschichte über sie hinweggegangen, und wenn das Andenken an die stolzen Gestalten dieser Fürsten späterhin ein wesentlicher Bestandteil des von den Romantikern erweckten deutschen Vater-

landsgefühles wurde, besser für uns wäre es gewesen, wenn sie sich den nüchternen Sinn des ersten sächsischen Heinrich gewahrt hätten, wenn sie, statt einem übernationalen Ideal nachzujagen, die gesammelte Kraft ihres Volkes gegen den Osten gewandt hätten. Die Gefahr eines Auseinanderfallens in ein nach Süden und Südwesten und ein nach Osten und Nordosten gerichtetes Reich, die zu dem tragischen Kampf zwischen Friedrich Barbarossa und dem großen Welfen und zum Sturz des letzten, wahrlich eines Mehrers deutscher Macht, führte, wäre dann wohl zu vermeiden gewesen — aber ein Peter Schlemihl konnte ja wohl aus Mailand, Rom und Neapel statt der Krone des Abendlandes nichts heimbringen als jenes Sammelsurium von Herzogshüten, Fürsten- und Grafenkrönlein, Bischofsmützen und Abtstäben, das als Heiliges Römisches Reich deutscher Nation seines Namensgebers spottete.

An sich bleibt ja die große deutsche Bewegung des Mittelalters, die Kolonisation des Ostens, ein beredtes Zeugnis für die Kraftfülle desselben deutschen Volkes, dessen staatlicher Zusammenhang mehr und mehr schwand. Daß sie vielleicht noch eine ganz andere Ausdehnung gewonnen hätte, wenn das Reich als solches hinter ihr gestanden hätte, wenn wenigstens die Zentralgewalt durch das immerwiederkehrende Aussterben der Herrscherhäuser nicht schwächer, statt wie in Frankreich stärker geworden wäre, mag auf sich beruhen. Aber eine empfindliche Lücke in der deutschen Kolonisation hat mit diesem Umstand nichts zu tun, und wenn wir von ihr sprechen, berühren wir ein ganz eigentümliches Unheil der deutschen Geschichte, einen falschen Sieg. Auch die Engländer haben solche erfochten, in Frankreich bei Crécy und Azincourt, es blieben Schlachttage ohne durch die Jahrhunderte reichende politische Folgen: uns ist der Sieg Kaiser Rudolfs auf dem Marchfelde teuer zu stehen gekommen. Was war denn? Der Böhmenkönig Ottokar, Herr auch der deutschen Lande Österreich, Steiermark, Kärnten, hätte gern die Kaiserkrone getragen, die Fürsten kürten den ihnen bequemer scheinenden Grafen von Habsburg. Da Ottokar sich nicht fügen wollte, kam es zum Kriege, und der Böhme verlor Sieg und Leben. Also ein deutscher Sieg über die Tschechen! Ach, Ottokar fühlte sich nicht als Tscheche, er stand zum Deutschtum nicht anders als die schlesischen Piasten, die mecklenburgischen und pommerschen Fürstengeschlechter, er begünstigte deutsche Einwanderung, trieb deutsche Politik, sein Sohn steht in der Reihe der deutschen Minnesänger. Hätte er gesiegt, wäre Böhmen in der engen Verbindung mit den deutschen Randländern geblieben, die nun der Habsburger für sich abtrennte, es wäre heute ein so deutsches Land wie Pommern oder Schlesien: was das für den Weltkrieg bedeutet hätte, mag sich jeder selbst ausmalen, Europa würde jedenfalls um das Staatengebilde der tschecho-slowakischen Republik ärmer sein. Wir aber denken daran, daß man als Peter Schlemihl einen ungeschickten und unglücklichen Menschen bezeichnet, dem nichts in der Welt so recht gelingen mag.

In Frankreich stand ursprünglich der größte Teil des Landes so gut wie außerhalb des königlichen Machtbereiches; die einheitliche und allmählich, aber stetig wachsende Zentralgewalt brachte es dahin, daß all die Provinzen, die mehr oder weniger selbständig waren oder gar zu fremden Staaten gehörten, nach und

nach in den Ring des Ganzen eingefügt wurden; in Deutschland hatte die Verselbständigung der Einzelstaaten bei stetig sinkendem Einfluß des Königtums naturgemäß das entgegengesetzte Ergebnis: so haben sich Länder, die ursprünglich ganz selbstverständlich Glieder des Reiches waren, losgelöst. Die Schweizer wehrten sich zunächst nur dagegen, daß der Herzog von Österreich ihr Landesherr sein wollte; die geographische Lage brachte es mit sich, daß ihre Selbständigkeit gegenüber den Habsburgern schließlich ihr Ausscheiden aus dem Reichsverbande herbeiführte. Die Niederlande, einst zum Herzogtum Niederlothringen gehörig, wurden als Teil der burgundischen Erbschaft mit dem spanischen Reich verknüpft und trennten sich, als sie ihre Freiheit erkämpft hatten, auch für immer von Deutschland. Eroberungen des Deutschtums ließen das spätere Reich gleichgültig: es ließ den deutschen Orden gegen Polen im Stich, die Schlacht bei Tannenberg kostete ihm Westpreußen und brachte uns die polnischen Ansprüche auf Danzig und die Weichselniederung ein. Peter Schlemihl blieb es vorbehalten, sich durch seine großen Dichter mit dem Drama, das den Abfall der Schweiz feiert, erst wieder zum Nationalgefühl erziehen zu lassen.

Auch unsere Gegner blieben von den religiösen Wirren nicht verschont, welche die Reformation heraufführte: in England ist diese Bewegung eine der Wurzeln, aus denen die Weltmacht emporwuchs, in Frankreich sind die politischen Schädigungen, die sie brachte, ausgeheilt worden. Es gibt ja nicht viel, was weniger erquicklich wäre als die Geschichte der Religionsänderung bei unsern Vettern; aber trotz des auf sehr äußerlichen Gründen beruhenden Übertritts Heinrichs VIII. zur neuen Lehre, trotz der katholischen Reaktion unter der blutigen Maria und der wieder schier auf Kommando erfolgenden Rückkehr zum Protestantismus unter der religiös ziemlich gleichgültigen Elisabeth, das Ergebnis war ein im Glauben im wesentlichen einheitliches Land, und auf dem Gedanken des Puritanertums vom auserwählten Volke beruht bis auf den heutigen Tag der imperialistische Aufstieg. In Frankreich war die Gefahr einer Glaubensspaltung groß genug: mit Feuer und Schwert ist die Ketzerei als dem einheitlichen Staate abträglich ausgetilgt worden. Unser Land aber ist die Heimat der Reformation, kein anderes Volk hat ihre Lehre mit gleicher innerlicher Inbrunst aufgenommen, keines sich ihr zu Beginn so einmütig zugewandt — das Ergebnis ist doch, daß auf keinem das Verhängnis der Glaubensspaltung so gelastet hat. Natürlich hieße es Eulen nach Athen tragen, wollte man aufzählen, was unser Land an geistigen Gaben der Reformation zu danken hat, aber sie hat uns auch den Dreißigjährigen Krieg eingetragen, der konfessionelle Hader hat unsere Kraft bis ins 19. Jahrhundert geschwächt, die durch ihn geschaffenen Gegensätze haben unsere Polenpolitik von vornherein aufs schwerste behindert, sie können noch heute zu bedenklichem Zwiespalt zwischen West und Ost, Süd und Nord führen. Peter Schlemihl hat die unselige Gabe, das Gift in allen Blumen zu finden.

Andere konnten begangene Fehler wieder gutmachen. Nun, für uns handelte es sich, wenn dieser Versuch im großen Maßstab gemacht werden sollte, um nichts Geringeres als mit einer Verspätung von fünfhundert Jahren damit anzufangen, womit die westlichen Völker gerade fertig geworden waren,

nämlich die nationalen Kräfte einheitlich zusammenzufassen. Fast hoffnungslos schien die Aufgabe, aber sie wurde unternommen; die gesamte preußisch-deutsche Geschichte seit 1640 ist eigentlich bestimmt von dem Bestreben, die Vergangenheit zu überwinden: so haben wir wenigstens Preußens geschichtliche Sendung aufgefaßt. Und in der Tat, der Tag des Deutschen schien heraufzudämmern. In unendlich mühevoller Arbeit gelang es, deutsche Lande wie Pommern aus einem fremden Staatsverbande, Ostpreußen aus ausländischer Lehensabhängigkeit loszulösen; Westpreußen mit den stolzesten Wahrzeichen der Ordenszeit, das meerumschlungene Schleswig-Holstein, zuletzt gar Elsaß-Lothringen mit der Stadt Erwins von Steinbach, sie wurden wiedergewonnen; die Überlieferungen der Hansa wurden erneut, der Grundstein zu einem Kolonialreich gelegt. Gewiß, auch hier fehlte es nicht an Rückschlägen wie Jena und Olmütz, aber das Werk der preußischen Herrscher und ihrer großen Staatsmänner schien doch frei vom Fluche der deutschen Geschichte, bis der furchtbare Zusammenbruch kam und zeigte, daß Bismarcks Hoffnung falsch war, daß nämlich Deutschland, einmal in den Sattel gesetzt, schon werde reiten können.

Peter Schlemihl — wie sollte es anders sein — stürzte vom Pferde, und damit ändert sich mit einem Schlage das Bild: die Hansaträume sind abermals zerronnen; die spät genug erworbenen Kolonien sind in feindlicher Hand, daß es uns noch einmal beschieden sein wird, ein überseeisches Reich zu gründen, wird niemand zu hoffen wagen: die Erde scheint endgültig verteilt zu sein. Und unser endlich zusammengeschmiedetes Reich? Auf Elsaß-Lothringen haben wir verzichten müssen, Westpreußen — von anderem zu schweigen — ist gefährdet, im Westen Sonderbestrebungen, der preußische Staat kracht in seinen Fugen. Einem Schlemihl gelingt nichts, er kommt immer zu spät. Für uns sind begangene Fehler eben gemacht, Unterlassenes unterlassen; „wiedergutmachen" — das Wort hat einen eigenen Klang — ja, was wir andern angetan haben, dafür wird schon gesorgt sein, aber die Sünden gegen uns selbst scheinen unwiderruflich und unsühnbar.

Es würde nichts helfen, vor diesen Dingen die Augen zu schließen; sie sind da, und wir müssen sie erkennen und uns damit abfinden. Wer aber mit ihnen gerungen hat, dem mag sich doch gerade mit ihrer Hilfe ein leiser Lichtschimmer erschließen. Hier ist ein Volk, das in einer mehr als tausendjährigen Geschichte vom widrigen Geschick verfolgt und doch nicht zerbrochen worden ist. Wäre seine Lebenskraft nicht schier unzerstörbar, der deutsche Namen wäre schon lange verschwunden, getilgt aus dem Buche des Schicksals: wir aber haben uns erhalten, allen Gewalten zum Trotz. Auch in der Geschichte aber lebt nur, was noch eine Stelle auszufüllen hat im Ganzen der Menschheit — wir sind nicht deshalb durch Zersplitterung und Zerfall emporgestiegen, um plötzlich auf der Höhe der Kraft — wir haben sie in vier Kriegsjahren bewiesen — auszulöschen wie ein Licht. Wir können der Geschichte nicht in die Karten sehen und prophezeien, was sie mit uns vorhat, nur das wissen wir, daß unsere Rolle nicht ausgespielt sein kann. Das Bewußtsein aber von dem besonderen Schicksal, dem Schlemihlschicksal, das über uns waltet, soll jeden einzelnen von uns mit einem Gefühl der Verantwortung erfüllen: auch er gehört zu einem auserwählten Volk, zu einem Volk des Leidens

und Mißgeschicks und doch zu einem Volk der Kraft. Nicht günstige Umstände gibt es für uns, nicht glückliche Wendungen begangener Mißgriffe, wir haben nur uns selbst, eigenen Wert und eigene Leistung. In einer kurzen Erfolgszeit haben wir das zu sehr vergessen, zu viel Wert gelegt auf glänzende Außenseite und prunkvolle Gebärde. Das ist nichts für uns und tut uns nicht gut; ein Volk, das aus seiner Geschichte weiß, daß ihm nicht gestattet ist, was anderen gewährt wird, das untermauere vor allem den Boden, auf dem es bauen will, das strebe nach dem „was frommet und nicht glänzt", das sehe auch ruhig Peter Schlemihl als einen symbolischen Vertreter seiner Art an, spreche aber mit Goethe:

„Nein! heut ist mir das Glück erbost!
Du, sattle gut und reite getrost!"



Trostgesang · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Deutschland, heiliges Vaterland,
arm und bloß
wie ein Kind aus der Mutter Schoß
läßt dich Gott aus seiner wägenden Hand.
Nackt, wie er die ersten Menschen schuf,
treibt er dich aus dem Garten des Übermuts,
aber ins Fordern deines Bluts
wurzelt er tief seinen Werderuf.
Noch einmal gibt er dir Zukunft und Anbeginn
und öffnet dir seinen weisenden Pfad —
nun steige über Geröll und Grat
in die wartende Frühlingsebene hin.
Aufgerissen, unbestellt
klaffen die Furchen; nun säe, säe —
nach Blut und Wehe —
Liebe in das bereite Feld!
Sieh, ein zögernder Taubenflug
senkt sich und kreist
um der Schlachten gestürzten Pflug —:
so über Irrsal und Nächten gleißt
unverlierbar der ewige Geist!



Die Stadt der Medici

Von Gertrud v. Brockdorff

Während die beiden Herren langsam über den feinen, ein wenig glitschigen Sand schritten, der sich wie elfenbeinfarbiger Sammet hinter den Häusern von Wenningstedt ausbreitete, fragte der Marchese langsam und mit einer eigentümlich verhaltenen Inbrunst in der sonoren Stimme:

„Und was wird mit der Baronesse geschehen, amico mio?"

Graf Konrad Holck zog die Schultern in die Höhe. Sein scharfes, gebräuntes Gesicht zuckte. „Man wird sich ihrer annehmen", sagte er kurz.

„Wer wird sich ihrer annehmen?" —

Der Graf lächelte. Es kämpften Überdruß und eine geschickt verborgene Erregung in diesem Lächeln.

„Oh! — Es sind Verwandte da. — Tante Hannah zum Beispiel."

„Verzeihen Sie, Graf Holck. — Ich habe mir erzählen lassen, daß das Fräulein außer ihrer Stiftsstelle keine Mittel besäße."

„Nun — die Stiftsstelle wird fürs erste genügen."

„Wie meinen Sie das?" —

„Zum Unterkriechen!" meinte der Graf ungeduldig und mit einer absichtlich betonten Bitterkeit des Tonfalles.

Jetzt war es der Marchese, der lächelte. Es war ein sehr feines, durchdringendes Lächeln, das den roten Mund, den der schwarze Spitzbart fast verhüllte, freigab und den Grafen auf eine unbestimmte Weise zu reizen schien.

„Nur möchte ich bezweifeln, daß das Schicksal Fräulein von Harthausen zum Unterkriechen bestimmt hätte."-

„Vorläufig. — In ein paar Monaten kann sich mancherlei gefunden haben."

„Mancherlei?" —

„Ein Beruf."

Für einen Augenblick schwand das Lächeln aus dem schmalen, schwarzbärtigen Gesicht des Italieners.

„Fräulein von Harthausen ist zu schön für einen Beruf —", sagte er sehr ernst und erregt.

„Pah! — Es gibt Berufe —"

„Für jeden Beruf, Graf Holck. — — Ich verstehe Sie nicht. Ihr Deutschen seid darin seltsam. Beruf! — Das Allheilmittel. — Ich hasse Berufe bei Frauen. Ich hasse sie besonders bei schönen Frauen. Es gibt keinen Beruf, der der Schönheit einer Frau gerecht würde."

Der Graf lachte mit einem kleinen Unterton von Erbitterung.

„Sie sind ein trefflicher Anwalt meiner Cousine, Signore Marchese."

„Ah! — Wenn ich das Glück hätte, Fräulein von Harthausen meine Verwandte zu nennen —."

„Nun?" —

„Ich würde ihr jeden Beruf verbieten. Ich würde ihr die Hände unter die Füße breiten —. Ich würde — — —“

„Sie sind ein Enthusiast, amico mio. Und Sie sind ein Krösus. — Die Hände unter die Füße breiten? — — Wenn nun diese Hände leer sind?“

Der Marchese antwortete nicht. Er sah über die blaue, glasig schimmernde Fläche, die irgendwo in der Ferne grell gegen einen milchigen Horizont stieß. An seinen Schläfen war eine schwache Röte, die sich langsam vertiefte und verbreiterte. —

Auch Graf Holck schwieg jetzt. Er nahm flache weiße Steine auf und warf sie in kurzen, schnellenden Bogen über das blanke Wasser. —

*

„Wollen wir nicht einen Augenblick an den Strand hinuntergehen, Sibylle? Du bist ganz blaß.“

Sibylle von Harthausen rührte sich nicht. Sie saß am Fenster und hielt die Hände im Schoße. Es war die kleine, niedrige Stube eines Fischerhauses mit weißgescheuerten Dielen, Holzmöbeln und einem schaukelnden Schiffsmodell an der Decke. Es roch nach Tang und Seegras und ein wenig nach dem anspruchslosen Resedastöckchen, das hinter dem Fenster blühte. Fräulein von Wulfen wiederholte ihre Frage. —

„Du wirst mir noch krank, Sibylle!“

„Oh! — Sorge dich nicht um mich, Tante Hannah!“ Der Ton war herbe, fast verletzend. — Fräulein von Wulfen seufzte und nahm auf dem Stuhl vor dem gegenüberliegenden Fenster Platz.

„Was soll daraus werden, Kind?“ —

Sibylle hob die Schultern, die für ihre siebzehn Jahre merkwürdig voll und fraulich entwickelt waren.

„Ich weiß es nicht, Tante Hannah. Irgend etwas muß sich doch schließlich finden.“

„Wenn man sich darum bekümmert, Kind.“

„Wir bekümmern uns ja den ganzen Tag darum, Tante Hannah.“

Das alte Fräulein seufzte noch vernehmlicher.

Sibylle hatte recht. — Aber alles war so überraschend, so unvermutet und blitzgleich gekommen. Eine unerbittliche Unterbrechung der von Sibylle mit tausend Tränen und schlaflosen Nächten herbeigesehnten Badereise. Und diese Reise hatte der Kasse eines pensionierten Obersten beträchtliche Opfer auferlegt. Aber man war so mutig und voll fröhlicher Hoffnungen gewesen. Der selige Adalbert — lieber Gott, wer hätte an ein so jähes Ende denken sollen? Nun lag der Oberst von Harthausen hier draußen auf dem kleinen, meerumspülten Friedhofe. — — —

„Wir müssen nun wohl bald abreisen, Tante Hannah —.“

Fräulein von Wulfen sah auf ihre Nichte, deren Kopf mit dem blonden Flimmerhaar sich hell in das Dämmergrau der kleinen Stube zeichnete. Sie dachte: „Wenn man aussieht wie Sibylle — — —“, und ihr schmales, eingetrocknetes Gesicht war für eine Sekunde von einem warmen Leuchten überflutet.

„In drei Tagen, Kind!“

„Warum erst in drei Tagen?"

„Weil wir noch für drei Tage gemietet haben."

„Ach ja!" — Sibylle war aufgestanden und reckte sich. Ihre weißen Arme schimmerten unter dem durchsichtigen Stoff des Trauerkleides. „Ich möchte nun doch noch für eine halbe Stunde an den Strand, Tante Hannah."

„Ja, Kind!" — Fräulein von Wulfen nickte, ohne sich zu rühren. Sie dachte: „In drei Tagen kann sich vieles ereignen. Viel Gutes und Glückliches." Sie hatte vorhin bei einem Gang vors Haus die helle Gestalt des Marchese Randelli zu erkennen geglaubt. — — —

Der Strand schimmerte wie ein Stück heller Leinwand, das mit feuchten Falten zum Trocknen ausgebreitet ist. Das Meer war violett und golden. Die scharfumrissene, rote Scheibe im Westen war zur Hälfte unter den flachen Horizont getaucht.

Sibylle ging langsam. Auch sie erkannte die kleine, bewegliche Gestalt des Italieners im weißen Strandanzug. Aber sie sah sofort, daß er nicht allein war, und das machte sie ruhig und fröhlich. Auf einer umgekehrten Petroleumtonne, die schwarz und schwer inmitten der hellen Farbigkeit lastete, saß Konrad Holck und peitschte den Sand mit einer Gerte.

Der Marchese hatte sich umgewendet.

„Ah! — Die Baronesse", sagte er langsam und mit einem flackernden Lächeln. Er besaß die Fähigkeit, seine Stimme zu modulieren, daß sie wie eine körperliche Berührung wirkte.

Sibylle schlug die Augen nieder, während sie ihm die Hand reichte. Irgend etwas in seinem Blick verletzte sie und erregte sie gleichzeitig. Sie wandte sich hastig an den Grafen.

„Sie haben uns gestern warten lassen, Konrad!" —

„Habe ich das? — Verzeihung!" —

„Oh!" — Sibylle lächelte hochmütig. „Tante Hannah hatte auf Sie gerechnet. Es gibt wegen der Erbschaft noch allerlei zu besprechen. Das heißt: wegen der negativen Erbschaft." —

Es machte ihr eine Art von Vergnügen, den beiden Herren trotzig und herausfordernd ins Gesicht zu sehen. — Sie sah, daß die Röte auf der Stirn des Marchese sich jäh vertiefte.

„Sie sollten das nicht sagen, Baronesse."

„Warum nicht?"

„Weil Sie zu schade sind."

„Warum bin ich zu schade?"

Randelli heftete einen langen, forschenden Blick auf das reine, kühle Gesicht.

„Weil Sie schön sind, Baronesse. Schön wie eine Madonna. Sie müssen früher schon einmal gelebt haben. Zur Zeit der großen Renaissancemeister." —

Sibylle lachte. Es klang unfrei. — Holck sagte:

„Sie sind außerordentlich poetisch, Signore Marchese. Dichterische Komplimente sind Damen niemals unangenehm. Selbst dann nicht, wenn sie kühn sind."

Um seinen Mund war ein Zucken, das die Dämmerung verbarg. — Sie gingen zu dritt über den weißen, lautlosen Sand. Das Wasser rauschte. Strandvögel schrien in der Ferne.

Sibylle war schweigsam geworden. Sie fror in der Kühle, die vom Wasser heraufstieg. Und dann hatte sie das Gefühl, als ob etwas mit eisigen Fängen nach ihr griffe. Ob es die Gegenwart der beiden Männer war? —

Sibylle von Harthausen kannte den Grafen seit ihrer frühesten Kindheit; seinen Freund, den Marchese Randelli, den Krösus und Frauenkenner hatte sie vor drei Wochen auf einer Réunion in Westerland kennen gelernt. Und erst seit diesen drei Wochen fühlte sie sich verwirrt und umstritten. Sie glaubte im Blick des Italieners ein seltsames Tasten zu lesen, das ihr schmeichelte, indem es sie beleidigte. Sie wußte sich keinen Rat vor ihm. Sie war siebzehn Jahre alt; die Institutserziehung und die soldatische Strenge des Vaterhauses steckten ihr noch in den Gliedern. Und nun kam einer, der ihrer Schönheit in Wort und Blick huldigte und sie mit den Gemälden der großen Meister verglich. —

Sibylle warf sich des Nachts unruhig in den dicken Federbetten. Das Meer rauschte; ein Vogelschrei stieg grell über die Dünen und das Geräusch eines fernen Dampfers klang von irgendwoher.

„Noch drei Tage!“ dachte sie unruhig. Drei Tage waren eine lange Frist. Drei Tage konnten über Schicksale entscheiden. Sie sah Konrad Holds Gesicht vor sich. Und dann waren es wieder die glühenden Augen des Marchese, die durch die Dunkelheit blickten.

Sibylle stieß einen Schrei aus und drückte die Kissen vor ihr Gesicht. Ihr graute. —

Am Morgen nach dem gemeinsamen Abendspaziergang traf Sibylle den Grafen allein in den Dünen. Er kam von Westerland, wo er mit Randelli im gleichen Hotel wohnte. Randelli war nach Kampen gefahren, um ein paar befreundeten Damen als Führer zu dienen.

Hold lächelte, als er Sibylles Gestalt wie eine schlanke, schwarze Linie in all dem flimmernden Weiß auf sich zukommen sah. Sie war eben aus dem Wasser gestiegen und strahlte vor blühender Frische.

„Tante Hannah wartet schon!“

„Oh! — Ich habe noch einmal um Verzeihung zu bitten“, sagte Hold lächelnd.

„Ja. Was Tante Hannah anbetrifft. Sie sitzt wie auf Kohlen und wartet auf ein Wunder.“

„Ein Wunder?“

„In bezug auf meine Zukunft“, sagte Sibylle. Sie hielt den Kopf vornübergeneigt. Der Wind trieb ihr die losen Haarsträhnchen wie einen goldenen Schleier ins Gesicht.

„Und Sie?“ fragte Hold mit rauher Stimme.

„Ich warte vielleicht auch —.“

„Ah! — Wirklich!“

„Was soll ich sonst anfangen? Auf unsere Anzeige hat sich ja niemand gemeldet. Ich habe es von Anfang an gewußt. Ich kann ja nichts.“

Es klang trotzig und doch seltsam trostlos.

Holck zog die Stirn in Falten.

„Es gibt Dinge, die man lernen kann."

„Freilich."

„Lernen ist etwas unbequem."

„Oh!"

„Wollen wir uns einen Augenblick setzen, Sibylle?"

Sie lehnten sich mit dem Rücken gegen die sammetweichen, von spärlichem Strandhafer überwachsenen Dünenwellen. Sibylle lächelte. Es war ein ganz junges, kindliches, merkwürdig erwartungsvolles Lächeln. „Sie wartet auf das Wunder", dachte Holck. — Randelli fiel ihm ein und er empfand wieder jene ungeduldige Erbitterung, die ihn jetzt in Gegenwart des Italieners oftmals befiel. — — Im gleichen Augenblick fragte Sibylle immer noch mit dem gleichen kindlichen Lächeln:

„Wo haben Sie eigentlich den Marchese kennen gelernt, Konrad?"

„Erzählte ich es nicht? In Florenz." —

„Ist er wirklich so reich — —?"

„Man sagt es."

„Sie wissen es nicht?"

„Doch. — Ich weiß es. — Ja — er ist sehr reich. Sein Vater hat eine Ehe unter seinem Stande geschlossen. Haben Sie schon einmal von den Glasbläsereien von Morano gehört? Nun — der italienische Adel ist sehr stolz. Und der Sohn benutzt die mütterlichen Millionen zur Wiederherstellung eines gewissen historischen Glanzes, der, glaube ich, in der Familie ein wenig verblaßt war."

Sibylle lächelte noch immer. Aber ihre Hände, die unablässig Sand aufgriffen und durch die schlanken, ringlosen Finger gleiten ließen, zitterten ein wenig.

Dann stand sie plötzlich auf, rot und erregt. „Ich glaube, nun müssen wir wirklich zur Tante Hannah."

Sie lief ganz dicht am Wasser entlang; er folgte ihr und bemühte sich, in ihre Fußstapfen zu treten. Ihr dünnes, schwarzes Kleid wehte wie eine Fahne vor ihm her. Er dachte: „Wenn der Marchese an meiner Stelle wäre! Was würde er tun? — Ich habe ihn niemals mit ihr allein gelassen. Oh! — Ich bin ein guter Aufpasser gewesen. — Warum sitzt man auf seiner Klitsche, die man nur in der Aussicht auf eine Mitgift zu erhalten imstande ist?"

Er lächelte beinahe grimmig. Und dann sah er auf Sibylles Gestalt, die vor ihm herging. Der Nacken oberhalb des Halsausschnittes war von der Sonne ein wenig versengt. Ein dünner, bräunlicher Streifen lief über die helle Haut und verschwand im bauschigen Blond, das steil über dem Nacken aufstieg.

Holck biß sich auf die Lippen. Er dachte, blaß vor Erregung: „Was würde Randelli an meiner Stelle getan haben? Ich bin ein Narr, ein Grübler, ein Schwerfälliger —."

„Sibylle!"

Sie sah sich um, fühlte seine Blässe und den erstickten Klang ihres Namens. Ihr Gesicht zuckte. „Tante Hannah wartet!" sagte sie dann rasch und kühl. „Wir

wollen laufen, Konrad!" — Und sie raffte ihr Kleid und lief mit kurzen, anmutigen Schritten die weißen Sandwälle hinauf.

* * *

Konrad Hold saß bei Tante Hannah in der niedrigen Fischerstube mit den Muscheln und dem blaugetünchten Glasschrank, dessen goldgeränderte Tassen in der blanken Sonne leuchteten.

Tante Hannah hatte die Hände gefaltet und machte ihr sorgenvolles Gesicht. Ihr mürbes schwarzes Seidenkleid krachte leise in den Nähten. Sibylle saß draußen im Garten zwischen Ringelblumen, Levkojen und ersten bunten Herbstastern und spielte mit den Katzen ihrer Wirtsleute. Hold sah es durch das Fenster. Er hätte gegen sich selber wüten mögen. Was würde es indessen nützen? —

Vor ihm lag ein Bogen mit Zahlen. Er rechnete. „Ich wollte, Herr von Schönstedt käme in diesen Tagen", sagte Tante Hannah mit ihrer traurigen Stimme. „Er war der beste Freund des seligen Adalbert. Und es verhandelt sich so schwer ohne Vormund —"

„Ich könnte ihn ja vertreten, Tante Hannah!"

„Du bist zu jung, Konrad! Und dann hast du den Kopf so voll von eigenen Sorgen." —

Hold nickte und beugte sich tiefer über das Papier.

„Freilich! — Ich habe meinen Kopf voll!"

„Aber wenn du vielleicht Beziehungen hättest —"

„Beziehungen?"

„Zu Familien auf dem Lande, dachte ich. In so eine Familie, das wäre das beste für Sibylle. — Als Gesellschafterin oder so —"

Holds Lippen lagen einen Augenblick fest aufeinander, als schmerze ihn etwas.

„Ich habe keine Beziehungen, Tante Hannah. Ich verkehre so wenig."

„Freilich — als Junggeselle —"

Hold war aufgestanden und ging langsam zwischen den beiden Fenstern hin und her. Seine hohe Gestalt nahm sich in der niedrigen Stube seltsam aus. — Draußen hatte Sibylle die Katzen von ihrem Schoße geworfen. Sie stickte jetzt an einer Decke: weißes Leinen mit grünroten Biedermeierkränzen. — — Hold sah wieder zu Tante Hannah hinüber, die ihn mit ihren scharfen, klugen Augen beobachtete.

„Muß es denn wirklich sein, Tante Hannah?"

Die alte Dame zuckte die Achseln.

„Ich dächte, wir hätten das eingehend genug erörtert. Nein —, es muß durchaus nicht sein. Es gibt Möglichkeiten."

„Möglichkeiten?"

„Dein Freund! — Der Marchese." —

Hold lachte.

„Du meinst, daß Sibylle —." Es war ein spöttischer Unterton in seiner Stimme.

„Ich meine, daß wir's abwarten müssen, Konrad! — Sibylle hat letzten Endes die Entscheidung. Kein Mensch soll sie drängen."

Holck lächelte noch immer. Er hatte das Gefühl, eine Maske zu tragen, die er jetzt nicht ablegen dürfte. Er sah Sibylles Nacken vor sich. Er sah ihr Haar, ihre Hände. — Wenn es Frauen gab, die zum Herrschen geboren waren — — —. Er durfte ihrem Glück nicht im Wege stehen. „Ich bin ein Narr, ein schwerfälliger Deutscher, der die geschäftlichen Angelegenheiten dieses Lebens mit Gefühlswerten belastet." —

Er watete auf dem Heimwege durch den weißen, rieselnden Sand und sah Sibylles Finger vor sich, die den Sand wie silbernen Staub über die helle Haut tropfen ließen. —

*

Der Marchese Randelli war eine halbe Stunde vor dem Grafen ins Hotel zurückgekehrt. Er saß im Teezimmer und trank durch einen Strohhalm kleine Schlucke von Teepunsch, den sein Diener auf Eis kühlte. Bei Holcks Anblick wurden seine Augen dunkel und lebhaft.

„Ich bin Ihnen böse, amico mio! Sie sind ohne mich in Wenningstedt gewesen."

„Sie waren verhindert —!"

„Ah! Es gibt keine Pflicht, der man sich nicht um eines guten Zweckes willen entziehen könnte. — — Sie sehen elend aus, lieber Freund. Sind Sie krank?"

„Vielleicht!"

In den Augen des Italieners stand soviel aufrichtige Teilnahme, daß Holck lächeln mußte.

„Es ist eine deutsche Krankheit, Signore Marchese. Aber eine Krankheit, die ins Blut geht."

Randelli lächelte höflich und ungläubig. Er blieb den ganzen Tag über an Holcks Seite. Beim Mittagessen schlug er einen Spaziergang nach Wenningstedt vor. Holck lehnte ab. Er habe zu arbeiten und habe Kopfschmerzen.

„Wissen Sie, daß dies sehr wenig enthusiastisch für die Baronesse aussieht, amico mio?"

„Ich enthusiasmiere mich niemals für Frauen. Ich liebe sie einfach."

„Sie sind entzückend, Conte", sagte Randelli mit einem leuchtenden Blick, der ähnlich denjenigen war, mit denen er die Gestalt und das Haar Sibylle von Harthausens umfaßte.

*

Am folgenden Tage war das Meer trübe und stürmisch. Tante Hannah hatte eine schlechte Nacht gehabt und saß mißmutig am Frühstückstische. In solchen Stimmungen pflegte sie die Nichte zu quälen.

„Willst du bei diesem Wetter wirklich zum Baden, Kind?" —

„Ich denke." Sibylle sah auf. Sie hatte Ringe unter den Augen und sah blaß aus. Der Sturm während der Nacht hatte sie aufgestört und mit allerlei wirren Träumen beladen.

„Beeile dich wenigstens ein bißchen. Wir müssen noch packen", fuhr Tante Hannah unbarmherzig fort.

Sibylle nickte und würgte schweigend an ihrem Brötchen. Wenn Tante Hannah in dem Tone zu ihr sprach, war Sibylle ganz stumme Opposition. War sie ein Schulmädchen, das man nach seinem Belieben hierhin und dorthin schickte? — Packen! — Sie fror innerlich. — Wenn man erst in der Bahn saß, war alles vorüber. Alle Möglichkeiten! — Man saß im Stift zwischen Tante Hannahs blanken Altjungfernmöbeln und war ängstlich bemüht, nach keiner Seite Anstoß zu erregen.

Sibylle fütterte die Katzen ihrer Wirtsleute langsam und umständlich, ehe sie nach ihrer Jacke griff. Alles in ihr war oppositionelle Langsamkeit. Ob jemand am Strande war? Sicher nicht. Bei diesem Wetter. Und Holck hatte gestern beim Abschiede ein förmlich beleidigtes Gesicht gemacht.

Sibylle kam heute etwas später an den Strand. Ein paar wohlbeleibte ältere Damen plätscherten schon; eine junge Jüdin mit reizvollen, semitischen Zügen und mandelförmigen Augen hockte, in ihren Bademantel gewickelt, träge wie eine schöne Haremssklavin auf den obersten Stufen der Schwimmtreppe. Wasser spritzte auf, kalte, stäubende Gischt, in der Sibylle sich mit einem Gefühle von Wollust begrub. — Die dunklen Augen der Jüdin folgten ihr; es war, als ob Randelli seinen langen flammenden Blick auf ihre Gestalt geheftet hielte.

Sibylle errötete und stieg schnell, wie von einem unliebsamen Gedanken verfolgt, aus dem Wasser. — — —

Als sie über die lange, leise wippende Brücke ging, sah sie am Strande den weißen Flanellanzug des Marchese leuchten.

Sie errötete noch stärker. Randelli war allein. Er ging im Sande auf und nieder und kam eilig näher, als er die hohe, schlanke Gestalt im wehenden, schwarzen Kleide erkannt hatte.

„Das Glück ist mir hold, Baronesse. — Baden Sie bei diesem Wetter?"

Sibylle reichte ihm die Hand, fühlte die frauenhafte Zartheit seiner Finger eine Sekunde lang wie eine unangenehme Berührung auf ihrer Haut und versuchte ein Lächeln.

„Oh! — Das Wetter ist herrlich, Marchese. Es liegt mir heute "

„Es liegt Ihnen?"

„Ja. — Es paßt zu mir."

Er lächelte ebenfalls und sein Blick, der sengend und gefährlich hinter halbgeschlossenen Lidern lag, berührte ihr Gesicht wie ein Streicheln.

„Sie sind eine schöne und seltsame Frau, Baronesse. — — Und darf ich fragen, warum der Sturm und der graue Himmel zu Ihnen paßt? Sind Sie traurig, Baronesse?"

„Vielleicht."

„Traurig, weil Sie Abschied nehmen müssen?" — Seine Stimme zitterte. — Sibylle wollte lächeln; aber es wurde nur ein frostiges Zucken ihrer Mundwinkel daraus.

„Es ist möglich."

„Oh! — Sie machen mich sehr glücklich, Baronesse. — Ich werde das Gefühl haben, daß Sie diese Zeit nicht so bald vergessen werden. Ich werde das Gefühl haben, daß Sie auch mich nicht völlig vergessen werden."

Sibylle schwieg. Ihr kleiner Fuß in dem schwarzen Halbschuh drückte sich hart und fest in den feuchten Sand. Es war, als setzte sie mit jedem Schritte ein nachdrückliches Siegel unter schwankende Entschlüsse. Dazwischen hörte sie die wohllautende, die Vokale liebevoll rundende Stimme des Italieners. Sie schien ihr heute fremdartiger als gewöhnlich. — —

Randelli verstummte plötzlich. Er betrachtete Sibylle mit einem jähen Erstaunen und Erschrecken, als erschiene es ihm unwahrscheinlich, daß das große, schlanke Mädchen mit dem leuchtenden Haar und dem eigentümlich verschlossenen Zug um den Mund wirklich an seiner Seite ginge. — Sibylle atmete tief. Dieses Schweigen war lastend und schwer von Ereignissen. — Sie begann schneller zu gehen. Es kam ihr vor, als ob diese Gegend sehr einsam wäre. — Schließlich stand sie oben auf der Düne und sah sich nach Randelli um, der ihr langsam folgte und mit seinem eigentümlich verhaltenen Blick in ihr errötendes Gesicht schaute. Als sie seinem Blicke nicht auswich, sondern ihn in einer gewissen, fremden und aufgezwungenen Starrheit gleichsam herausforderte, zog er noch einmal den Hut und beugte sich über ihre Hand.

„Sie machen mich zum glücklichsten der Sterblichen, Baronesse. Ich weiß nun, daß Sie mich nicht vergessen werden. Die deutschen Frauen sind darin anders als die Frauen meines Landes. Man darf Vertrauen zu ihnen haben. Ich vertraue Ihnen." — Seine Lippen waren weich und sehr glühend. Sibylle zitterte. Sie wollte etwas sagen und fand doch keine Worte. Sie sah das Gesicht des Marchese dicht neben sich. Es war blaß vor Erregung, dabei demütig und flehend. — Sie schwieg. — Sie ließ ihm ihre Hand, die er sehr zart mit seinen Fingern umschloß. Unten warf das Meer seine Wellen. Weiße Schaumköpfe krochen über den nassen Sand und spien kalkweiße Muscheln aus. Von irgendwoher fiel ein blasser Sonnenstreifen durch das Grau und Randellis musikalische Stimme sagte sanft und schwingend:

„Ich danke Ihnen, Baronesse. Sie sollen Ihr Vertrauen niemals zu bereuen haben." —

Dann löste er ihre Hand aus der seinen, zog den Hut wie vor einer Königin und lief mit seinen kleinen, beweglichen Schritten den hellen Abhang hinunter.

Sibylle, ein starres Lächeln auf dem blassen Gesicht, blickte ihm nach. — — —

Sie ging den ganzen Tag über umher wie in einem Traume befangen, in einem bösen, schweren Traume. Sie fühlte die glühenden Lippen des Marchese auf ihrem Handrücken. Es war wie ein Brandmal, das niemand auszulöschen vermochte. Am Nachmittag stürmte es. Sie hatte die starke, unbestimmte Hoffnung, daß Hold kommen würde. Als es dunkel wurde, ging sie an den Strand hinunter, ohne Tante Hannah um Erlaubnis zu fragen.

Der Graf kam nicht. Der Strand war leer und von weißlichen Lichtern überspült. Hinter der Badebrücke wurde ein unterdrücktes Lachen lebendig. Sibylle kehrte um. Sie kam sich ausgestoßen, geächtet und wunderlich reizbar vor. — —

Als sie zurückkam, saß Tante Hannah in der Fischerstube und las beim milchigen Schein der Petroleumlampe einen Brief. Es war ein großes, steifes, wappengeschmücktes Kuvert.

Sibylle erschrak.

Fräulein von Wulfen sah mit unruhigen Augen in das blasse Gesicht der Nichte.

„Ich muß mit dir sprechen, Sibylle —. Der Marchese — —"

Sibylle streckte schweigend die Hand nach dem Brief aus. Tante Hannah strich glättend über die Kniffe des steifen Papiers.

„Es ist ein großes, großes Glück, liebe Sibylle!"

„Ich weiß es, Tante Hannah!"

Randelli bat in wenigen Zeilen um Sibylles Hand. Der Brief war an Tante Hannah gerichtet. — Sibylle dachte eine flüchtige Sekunde lang: „Wenn Vater noch lebte, könnte er mir vielleicht einen Rat geben." — Sie stand groß und blaß mit schlaff herabhängenden Armen neben dem blauen Glasspinde, dessen goldgeränderte Tassen im Lampenlichte glänzten. Der Brief des Marchese lag wieder auf der Tischplatte. Tante Hannah, durch das Schweigen der Nichte geängstigt, hatte die Hände gefaltet und wiederholte inbrünstig und einen unbekannten Widerstand gleichsam erstickend:

„Es ist wirklich ein großes, großes Glück, liebe Sibylle."

Sibylle lächelte. — Abends, in der kleinen, niedrigen Stube mit den geweißten Deckenbalken und den dicken Federbetten las sie den Brief noch einmal und betrachtete das goldene Emblem auf dem blauen Grunde des Wappenschildes. Sie betrachtete die fließende, eigentümlich unmännliche Schrift Randellis. Für einen Augenblick glaubte sie ihn vor sich zu sehen: die zierliche, bewegliche, stets mit der äußersten Eleganz gekleidete Gestalt, das schmale blasse Gesicht mit dem schwarzen Bart, den roten Lippen und dem begehrlichen, brennenden Blick. —

Sie schloß die Augen. Ein Schauer ging durch ihren Körper. — Sie hielt den Brief gegen die Kerzenflamme und sah mit unbewegtem Gesicht zu, wie er langsam verkohlte. —

Tante Hannah hatte dem Marchese in wohlgesetzten Worten ihre Antwort geschrieben, und Sibylle lief fiebrig und erwartungsvoll durchs Dorf. Sie war mittags verstimmt und unruhig, weil weder Holck noch der Marchese erschienen waren. Am Frühnachmittag kamen Rosen von Randelli und ein frostiger Glückwunsch von Holck. „Ich wünsche meiner verehrten Base in der Fremde alles Glück, das ihr die Heimat versagen mußte."

Was bedeutete das?

„Er war letzthin so merkwürdig", sagte Tante Hannah, die sich durch die schroffen Zeilen beunruhigt fühlte.

„Vielleicht hat er Sorgen, Tante Hannah!"

„Hm ja! — Es steht schlecht in Groß-Belzow. Konrad versteht auch nicht viel von der Wirtschaft. Diese Herren vom Militär haben über alles ihre eigenen Ansichten."

„Konrad besonders!"

„Ach ja! — — Der Marchese kommt also heute nachmittag. Wo willst du ihn empfangen? — Und in diesem Kleide?"

„Es wird ihm genügen, Tante Hannah!" sagte Sibylle mit einem Lächeln,

das sie reif, selbstbewußt und fraulich machte. „Sie entwickelt sich!“ dachte Tante Hannah förmlich erschrocken. „Oh! — Sie wird ihn zu fesseln verstehen. Sie ist klüger, als ich es zu vermuten gewagt hatte. — — Ob sie auch glücklich wird?“

Und Tante Hannah legte in einem Anflug von mütterlicher Zärtlichkeit ihren Arm um Sibylles schöne, schlanke Gestalt, zog ihn im nächsten Augenblicke jedoch unruhig wieder zurück, als sie das unterdrückte Schluchzen spürte, das durch den jungen Körper ging. — —

Sibylle hatte sich in ihren schlaflosen Nächten vergebliche Sorge gemacht. Der Marchese war ein musterhafter Bräutigam. Er gestattete sich keine von den Freiheiten, die Sibylle so sehr gefürchtet hatte. Er blieb höflich und zurückhaltend, bettelte um einen Blick und verabschiedete sich, sobald er das Gefühl hatte, daß seine Gegenwart ihr lästig zu werden begann. Sibylle war ihm dankbar dafür, und diese Dankbarkeit überbrückte eine gewisse Fremdheit, die sie von Anfang an peinlich empfunden hatte und noch empfand.

Wenn sie mit Worten auf dieses Fremde zu sprechen kam, pflegte Randelli ihre Hand zu nehmen und mit seiner verhaltenen Stimme zu antworten:

„Du bist sehr jung, Liebe. Es sind noch keine Stürme der Leidenschaft über dein Leben hingegangen. Ich liebe das an dir. Ihr blonden Frauen habt eine andere Art des Glühens als wir Kinder des Südens. Ihr seid später und beständiger.“

Sibylle zwang sich zu einem Lächeln, das sie unter seinem dunkel brennenden Blick wie eine Schamlosigkeit empfand. — — Randellis Blicke beunruhigten sie und quälten sie fast noch mehr dadurch, daß er sie nicht in Worte kleidete. Es blieb immer ein letzter Rest von Verborgenem, Unaufgeschlossenem und verhüllt glimmenden Feuern zwischen ihnen. — In den Fragen des äußeren Lebens gab es keinerlei Unstimmigkeiten.

Randelli hatte eine rasche Vereinigung gewünscht, hatte sich jedoch gefügt, als die beiden Damen den Wunsch äußerten, das Ende des Trauerjahres abzuwarten.

„Die Trennung wird hart sein, aber sie wird dich mir noch kostbarer machen, Liebe!“

Sibylle lächelte, wie sie jetzt oftmals zu lächeln pflegte, fremd, starr und abwesend. Fräulein von Wulfen sah es zum ersten Male. „Sie ist nicht glücklich“, dachte sie unruhig. Und sie dachte mit einem Gefühl von Erlösung an das Jahr Frist, das ihnen gegeben war. — —

Zwei Tage später reisten sie nach Berlin ab. Randelli begleitete sie. Holck war in Hocher Schleuse auf dem Bahnhofe und legte eine Lustigkeit an den Tag, die Tante Hannah aufatmen ließ. — — Er stand auf dem Bahnsteig, als der Zug abfuhr.

Sibylle winkte. Randelli sagte: „Er verdient es nicht, Liebe. Er hat von jeher versucht, meinen Gefühlen für dich einen Dämpfer aufzusetzen. Ich halte ihn indessen für einen guten Freund.“

Fräulein von Wulfen nickte überzeugt und Sibylle blickte müde in die blendende Helligkeit über den blanken Grasflächen der Marsch. — —

Holck hatte dem Zuge nachgesehen. Sein Gesicht war mit einem Schlage verwandelt: finster, drohend und traurig. Er haßte den kleinen Bahnhof, der von Sonne schimmerte, und die Menschen, die mit gleichgültigen Gesichtern an ihm vorübergingen. Er fürchtete sich vor der Heimkehr nach Westerland. Bäder sind niemals trauriger, als wenn das Abschiednehmen beginnt. Seine Koffer standen gepackt. Er war völlig ernüchtert. Er hatte zwei Nächte durch gespielt und eine Summe verloren, die eine erhebliche Last auf Groß-Belzow häufte. Es war das erstemal gewesen, daß er Karten in der Hand gehalten hatte. Aber er mußte sich betäuben. Nun war auch das vorüber. Sibylle war abgereist, und die Welt trug ein anderes Gesicht. — — Er fuhr nach Wenningstedt hinaus und ging zum letzten Male am Strande spazieren. Der Tag war schwül. Eine stille, brütende Sonne hing in der Luft, die dunstig war wie rötlicher Nebel. Weißgekleidete Frauen, mit halbgeschlossenen Augen zu ihm aufblinzelnd, lagen überall im Sand. Kinder spielten. — Er dachte an Sibylle, wie sie hoch und schlank in ihrem schwarzen Kleide über den hellen Strand geschritten war, und in seiner Kehle war ein Druck wie von verhaltenen Tränen, deren er sich schämte.

(Fortsetzung folgt)



Nebel · Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Deutscher Nebel du,
Aus dem herbstlich kühlen Weiher
Hebst du deine linden Schleier
Und deckst still die Felder zu.

Ach, die Welt ward kahl,
Und wir müssen dir es danken,
Daß statt Blüten an den Ranken
Schimmert Perle und Opal.

Tränen auch sind schön,
Und, verhüllt in deinen Floren,
Können wir, was wir verloren,
Mild in weicher Wehmut sehn.



Der Wert der Arbeit
Von R. Francé

Wenn ein kommendes Jahrhundert versucht, unsere verworrene, zerklüftete, entbehrungsreiche und harmoniearme Zeit, um deren Erleben uns kaum ein Nachkomme beneiden wird, auf die einfachste und alles im Kern erfassende Formel zu bringen, so mag es ihm ein Fingerzeig sein, daran zu denken, wie sehr es die Menschen von heute ablehnen, einfach und willig das zu tun, was man in alten Zeiten ohne Bewußtheit, als selbstverständlich, auf sich nahm. Uns erscheint heute alles unerträglich, ja unmöglich, was wir nicht verstehen. Auf ein Beispiel gebracht: damit heute einer arbeite, muß er auch wissen, warum und wofür.

Dieses Streben nach Bewußtheit zersetzt unsere Freuden und vermehrt unsere Leiden. Es zwingt uns, alles, das Höchste und das Einfachste, fortwährend zu zergliedern bis zum Letzten und hält den Geist des modernen Menschen in einer dauernden Beunruhigung, wenn es ihm nicht gelingt, einen letzten Grund für sein Handeln aufzuspüren.

Wer so denkt, verweigert seinen Führern den unbedingten Gehorsam, ja er wirft fortwährend die Frage auf: Wozu noch Führer? Er versucht alle Überlieferung zu meiden, aus Angst, von ihr gehindert und gefesselt zu werden, macht die Unzufriedenheit mit seinem Los zum Grundsatz und hetzt sich dadurch in eine selbstgeschaffene Hölle von Wünschen, Forderungen, Übertreibungen, von Tatenlosigkeit und Vorwürfen hinein.

Ist das alles aber nicht das Antlitz der Zeit? Sind nicht gerade das die Leiden des Tages, welche einem ganzen Volk einen einfachen Mißerfolg zur unerträglichen Folterkammer voll lauter letzten Endes nur selbstgeschaffener Schrecknisse werden lassen?

Wenn irgendwie Philosophie noch je Anspruch darauf machen darf, dem Menschen zur Seite zu gehen als weiser, beratender Freund in der Not und tröstender Helfer, so hat sie jetzt Gelegenheit, ihre Echtheit zu beweisen — die Zersetzungssucht des modernen Menschen selbst stellt sie und sagt zu ihr hart und unerbittlich: Nun zeige mir den Ausweg.

Und Philosophie kann auch heute wieder den Menschen auf das bringen, was er tun muß, um zurückzufinden zu jener Lebensauffassung, die sich in seinem Gefühl als Glück und Zufriedenheit malt. Die *Philosophie* braucht nur von dem Leben selbst auszugehen, von dem, was uns alle verbindet, was uns mit der ganzen Natur im tiefen Untergrund unseres Selbst eins sein läßt, wofern man von jedem Einzellebensinhalt und von jeder Einzellebensform absieht und sich auf das einfachste Gesetz lebendigen Seins beschränkt.

In seiner allgemeinsten Fassung heißt Leben eine Vielheit sein, die stets zerfällt und stets sich neu zusammenordnet zum System ihrer Einheiten. Dieser Begriff umfaßt Lebendiges in jeder Form, vom allereinfachsten, dahinfließenden Tröpfchen Urschleim bis zum wundersamen billionenfachen Gefüge eines Menschen-

leibes. Nur durch stete Auswechselung, durch die stete Erneuerung verbrauchter Teile besteht der Organismus, und er verbraucht sich schon lediglich durch die Anstrengungen, die er unternimmt, um seine Erneuerung zu sichern. Man kann die dabei sich abspielenden Vorgänge betrachten, von welchem Standpunkt man auch will, immer wird dabei etwas Gemeinsames zutage treten.

Wenn man das Leben vom niedrigsten Gesichtspunkt, als etwas rein Stoffliches wertet, so besteht der Lebensvorgang in einem erstaunlichen Zusammenspiel von zehn Stoffen. Längst hat man erkannt, daß es dabei nur auf die Elemente Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff als die unbedingt notwendigen ankommt, die sich noch mit etwas Schwefel, Phosphor, Eisen, Magnesium und Kalk sowie Kali verbinden, und zwar in einer ganz bestimmten Mischung von Gewichtsteilen. Der Lebensstoff wird angefertigt wie irgend ein ganz fein ausgewogenes Apothekerrezept, das, kaum hergestellt, sich auch schon wieder zersetzt und nun unermüdlich immer wieder neu gemischt werden muß. Fortwährend brechen Steine aus dem kunstvollen Gefüge dieses Stoffgebäudes und müssen gegen neue ausgetauscht werden. Nur durch ständigen Stoffwechsel kann der Lebensbau bestehen.

Oder man versuche einmal, Leben höher zu bewerten, nicht vom Standpunkt des Chemikers, sondern von dem des Physikers. Da wird man erkennen, daß es wieder ein Kombinationsspiel von gegeneinander und zusammenwirkenden Vorgängen ist, in denen dem Zerfall ebensoviel Neubau aufs feinste abgewogen gegenübersteht. Nimmt der lebende Körper irgendwo chemische Energie ein, so wird diese wieder umgesetzt in Wärme und Bewegung, durch welche neuerdings chemische Leistungen freigemacht werden. Nichts geht dabei verloren, weil jeder Verlust in einem steten Kraftwechsel eingebracht wird — solange das Leben dauert. Endet der Kraftwechsel dieser Art, dann ist eben der Tod eingetreten.

Erhebt man sich auf einen noch höheren Betrachtungspunkt und sucht man Lebendiges so zu werten, wie es Menschengewohnheit allerwärts ist, nämlich in seelischer Verknüpfung des bloß Chemisch-Physikalischen mit seiner zweckmäßigen Verursachung, dann ändern sich für den Beschauer wohl die Bilder, aber der letzte Eindruck bleibt doch der gleiche. Wieder zeigt sich alles Leben in einem steten Wechsel der Erscheinung und der Leistungen. In fünf großen Tätigkeiten erhält sich das geheimnisvolle Undefinierbare, das die Lebenden von den Toten scheidet. Sie atmen und ernähren sich, sie haben die Fähigkeit, zu wachsen und sich zu vermehren, und sie antworten auf Reize in abwehrender oder zustimmender Weise. Fünf Lebenstätigkeiten übt alles aus, was nicht tot ist, und in wundervoller Verschlingung eines steten Leistungswechsels erfüllt so das Leben tausendgestaltig die Welt mit seinem Geheimnis, aber auch mit seiner Kraft, Schönheit und seinem Sinne.

Sucht man aber den höchsten Gipfel menschlicher Betrachtungsweise zu erklimmen, den der vollkommenen Abstraktion, so enthüllt sich erst das wahre Verständnis dafür, warum immer wieder von jeder Seite aus das Leben auf ein und dieselbe Erkenntnis eines Gemeinsamen leitete: Stoffwechsel, Kraftwechsel, Formwechsel, Leistungswechsel — schon in den Worten, in denen jede

Betrachtung mündete, liegt zwangsmäßig das sie alle Einigende. Auf einem Wechsel, einem Austausch von Teilen beruht das Leben. Sein Wesen, das Lebenserhaltende selbst ist, **daß es nicht untätig bleibt.**

Die Wissenschaft, welche insonderheit befähigt ist zu diesen höchsten Abstraktionen, heißt Mathematik. Sie hat die wunderliche Aufgabe, die Gegenstände unserer Sinnen- und Vorstellungswelt vollständig auszukleiden, ihnen jede Farbe, Form, jede sinnenfällige und anschauliche Eigenschaft zu nehmen, sie so lange zu skelettieren, bis nichts mehr übrig bleibt als die wahre Summe, die sie in der Rechnung des Weltganzen darstellen. So findet mathematische Betrachtung als Quintessenz des Lebens schließlich nur mehr ein einziges Wort: es ist ein Vorgang, eine Funktion. Aber in dieser scheinbar völligen Inhaltslosigkeit ist uns letzte und höchste Einsicht gegeben, ja, religiös gesprochen: fast etwas wie das Weltengeheimnis selbst enthüllt. Denn Funktion heißt **Arbeit**, Funktion ist schaffende Werktätigkeit, und wer uns die **Gewißheit** gegeben hat, daß alles Lebens Sinn und Wesen, sein Glück und seine Erhaltung in der Arbeit liegt, der hat mit der Kraft eines Religionsstifters der Menschheit für immer den Weg gewiesen.

Und mit dieser Erkenntnis wird nun der bis zum Überdruß wiederholte, banale Moralsatz, den man uns heute allerorten entgegenhält: Nur die Arbeit kann uns retten, wirklich zum kategorischen Imperativ des Seins. Hier steht auf felsenfester, mit allen Sinnen und mit dem härtesten und unerbittlichsten Denken, mit der mathematischen Kritik erprobter Grundlage, das Gebäude einer neuen, nicht aus unserem Selbst, sondern aus dem Weltensein selbst abgeleiteten, also objektiven Ethik. **Nur wer arbeitet, lebt; nur durch Arbeit kann und darf man leben,** wenn man des Lebens Optimum und mit ihm des Daseins Fülle und Glückesglanz erreichen soll.



Dorf bei Nacht · Von Ludwig Bäte

So still die Nacht. Sehr leise brennen Sterne.
Die Giebel ruhen müd' und schwer.
Starr wächst der Kirchturm in die urgewalt'ge Ferne.
Beim Pfarrer noch ein Licht.
Der Alte sitzt tief übers Buch geneigt.
Die Bäume rauschen. Zitternd fließt ein Lied
vom Schulhaus her, das weltverloren sich der Lehrer geigt.
Ein Forschen dort, ein träumend Suchen hier:
Du ferner Gott!
So stille liegt das Land, von Mondesglanz beschienen.
Aus tausend Kelchen strömt ein Opferhauch,
und Gott ist mitten unter ihnen.



Nechor

Von Ernst Kratzmann

Im Preisausschreiben des Türmers mit dem ersten Preise ausgezeichnet

Als Nechor zehn Jahre alt war, wurde die Stadt belagert.

Die wilden Bergvölker, die in den unzugänglichen Schluchten des Felsgebirges hausten und denen man zur Zeit des Vollmonds Tribut darbringen mußte, hatten einen neuen Führer erwählt, einen jungen Riesen, der den zitternden Boten der Stadt die Geschenke ins Gesicht warf und mit seinen furchtbaren Scharen in die weidereiche herrliche Ebene der Zwillingsströme niederbrach. Er erschlug die Hirten und ließ die unübersehbaren Herden wegtreiben gegen das Gebirge. Er selbst aber zog heran mit fünftausend Kriegern und umlagerte die Stadt, die ihm die Könige von Assur hingesetzt hatten wie einen ständigen lästigen Mahner, daß er nur von Assurs Gnade lebe und frei sei.

Er jagte seine Krieger gegen die Mauern, ließ Brandfackeln und faulende Tierleichen in die Stadt schleudern. Aber die Städter hielten aus. Da wühlten sie einen Gang unter der Erde an die Mauern heran, höhlten unter ihr den Grund frei und brannten endlich die Stützbalken ab: da stürzte die Mauer breit nieder und die Feinde stürmten über die Steintrümmer empor, allen voran ihr riesiger, junger König.

Neben der Mauerbresche ragte ein Wachtturm. Dort stand der Knabe Nechor jeden Tag und jede Stunde und spähte mit gierig brennenden Augen auf die anstürmenden Feinde. Und als nun die Mauer einstürzte, sah er als ersten den König herandringen. Da schüttelte ihm ein Schauer den Leib, seine Arme rissen sich empor und spannten den kleinen Bogen, mit dem er auf Sumpfvögel zu schießen pflegte. Sie waren plötzlich schwer und stahlsehnig, ein fremder Riesenwille stemmte und bog sie und ließ den Pfeil von der Sehne schwirren: da wich die furchtbare Spannung von Nechor, er flog an die Brüstung, selbst wie ein Pfeil, der dem Bogen entkommen ist und sah — wie sein kleines Geschoß mit der Spitze von Erz dem jungen Helden ins linke Auge drang und tiefer noch — und wie der riesige Mann rücklings niederbrach wie ein gefällter Baum...

Da faßten die Städter neue Kraft und trieben den Feind zurück. Die wilden Berghorden hatten allen Mut verloren, da ihr Führer hinschlug als Leiche. Die Städter folgten ihnen im Ausfall, griffen sie von zwei Seiten an und schlugen sie bis zur Vernichtung. In wilder Flucht stoben die Reste des Heeres davon gegen die heimatlichen Berge.

Zwei Tage später kam das Hilfsheer von Ninive, die furchtbaren, unbezwinglichen Reiter, folgten den Räubern, nahmen ihnen die Herden wieder ab und erschlugen, was ihnen vom Feind noch in die Hände fiel.

Den Knaben Nechor aber nahm der Oberst der Reiter mit als Geschenk für den König von Assur — — —

Nechor wußte nie von Vater und Mutter. Vielleicht war eine von den Dirnen, die den Heeren des Königs folgten, ihm Mutter geworden, sein Vater irgend ein

Reiter, ein Kriegsknecht. Und in dieser Stadt hatte ihn seine Mutter nachts vor irgend ein Haus gelegt.

Niemand kümmerte sich um das Kind. Vielleicht fand es den Euter einer Ziege und sog Milch daraus — vielleicht verschluckte es die Abfälle der Speisen, die man aus den Häusern warf; aber es wuchs und ward groß und gedieh und hatte Kräfte über sein Alter. Das Leben brannte unauslöschbar in seinem kleinen Leib. Der Knabe lernte, ohne daß jemand ihn lehrte. Er war sein eigener Herr und hatte alles aus sich selbst.

Später kam er zu den Soldaten auf die Stadtmauer, die ihr Spiel und Gelächter mit ihm hatten. Er trug ihnen Wasser von den Brunnen zu — dafür gaben sie ihm Essen und einen alten Mantel, aus dem ihm eine Dirne ein Gewand schnitt. Er war alle Stunden des Tages unter den Kriegern und des Nachts schlief er bei ihnen. Es war, als hielte ihn eine ungeheure Gewalt bei ihnen. Er sah zu, wie sie mit den Bogen schossen und die Speere warfen, wie sie die Schleudern handhabten. Er wollte gleich ihnen den Bogen spannen, der größer war als er selbst. Da lachten die Krieger sich Tränen in die Augen. Aber er ruhte nicht früher, als bis einer von ihnen, der, welcher ihm den Mantel geschenkt hatte, ihm einen kleinen Bogen schnitzte und ihn im Schießen unterwies. Da schlich er jeden Morgen in die Sümpfe des Euphrat und zielte nach Reihern und Wildenten, watete und schwamm — niemand hatte ihn das Schwimmen gelehrt — den Getroffenen nach wie ein Jagdhund und brachte die Beute seinem Beschützer als Dank für den Bogen.

Von den Soldaten auch bekam er den Namen: Nechor.

* * *

Der Reiterführer hoffte durch sein absonderliches Geschenk ein Lächeln des Königs zu gewinnen.

Als sie nach Ninive kamen und im tobenden Triumph durch die Straßen ritten, staunte Nechor die riesigen Gebäude an. Endlich aber führten sie ihn über Steintreppen, die wie Gebirge waren, vorbei an ungeheuren Felswänden, auf denen riesige Menschen gemalt und gemeißelt waren, vorbei an Flügelstieren mit bärtigen Menschenköpfen, hinein in den Palast des Königs, durch Säle, die ihm hoch dünkten wie der Himmel. Und der Reiteroberst unterwies ihn: wenn wir vor den Thron des Königs treten, wirfst du dich nieder mit dem Antlitz auf den Boden...

Sie kamen vor den König. Die Krieger warfen sich auf die Steinfliesen, berührten mit dem Angesicht die Erde und grüßten den Herrscher als Gott. Aber Nechor blieb stehen und staunte den König an. Er hatte nie einen so herrlichen Menschen gesehen. Er trug wundervoll farbige Seidengewänder, die von Gold und Juwelen strahlten, eine Tiara auf dem Haupt. Sein Bart war lang, eckig zugeschnitten und in Locken gekräuselt. Das Gesicht bleich und finster und kalt.

Der Reiteroberst erzitterte: da stand dieser halbwilde Knabe, hatte vergessen, sich in den Staub zu werfen — und starrte dem König ins Gesicht. Der nächste Augenblick schon wird der letzte sein: man wird auf den Wink des Königs ihn, der diesen vermessenen Knaben dem König zum Geschenk zu bringen gewagt, vor den Toren des Palastes pfählen...

Aber der König — lächelte.

Da erhellten sich die Mienen der Hofleute, die den König umgaben, und der Reiterführer erhielt den Befehl, sich zu erheben und seinen Bericht zu geben.

Der Göttliche wurde immer gnädiger. Er befahl dem Schatzmeister, dem Obersten ein herrliches Geschenk zu reichen, Nechor aber mit den Edelknaben zu erziehen und zu einem Krieger und Führer heranzubilden.

* * *

Nun lebte Nechor im Palast, der größer war als seine ganze Heimatstadt. Er bekam schöne Gewänder und Sandalen, man unterwies ihn im Bogenschießen, Speerwerfen und Reiten, im Fechten mit Schwert und Dolch, im Gebrauch der Schleuder. Nechor war allen voran. Er war wild aufgewachsen wie ein Tier, seine Sinne waren scharf und hell, seine Kräfte denen der Genossen überlegen wie ein junger Löwe den Hunden. Sie fürchteten und liebten ihn.

Acht Jahre lebte er im Palast. Nur einmal sah er den König, als man ihm die Edelknaben vorführte. Nun warf sich auch Nechor zur Erde mit den übrigen. Dann aber schleuderte er den Speer weiter als die Besten seiner Genossen, traf mit dem Pfeil die kleinsten Ziele, ritt spielend den wildesten Hengst.

Des andern Tages war Nechor der Befehlshaber der königlichen Leibwache. —

Er wohnte nun in einem der kleinen Paläste in den Gärten des Königs, hatte Pferde und Hunde, Diener und Sklavinnen und seinem Wink gehorchten tausend der erprobtesten Krieger. —

Aber Nechors Leben war leer. Er trank und spielte mit den Genossen, den Anführern der Heere, erlustigte sich nächtelang mit den Schönsten seiner jungen Sklavinnen — aber er fühlte, daß noch etwas in sein Leben treten müsse, damit es voll sei und reif werde wie die Frucht am Baum.

Manchmal ritt er hinauf auf den riesigen Turm, der seit vielen Menschenaltern hochgeführt und doch nie vollendet wurde. Er glich einem steil aufragenden Bergkegel, um den eine breite Straße in runden Windungen zum Gipfel emporführte.

Da ritt man vorbei an den Wohnungen der Priester und Tempelmädchen, höher, immer höher, bis die Stadt in der Tiefe lag wie ein Ameisbau. Das Volk wähnte, daß der Turm bis in den Himmel reiche und daß der Oberpriester des Baal auf seiner Spitze stehend mit den Göttern sich unterrede und von ihnen die Zukunft höre...

Aber auf der Spitze des Turmes stand nur das Heiligtum des Baal, in dem man ihm Opfer brachte, Tiere und Früchte, dreimal des Jahres auch Menschen ... Die Priester saßen dort oben in den ungeheuren Nächten der Ebene und blickten zu dem silbernen Flimmern der Gestirne auf, deren Lauf und Bahnen sie erforschten. Der Oberpriester des Baal war Nechors Freund. So verbrachte der junge Krieger viele Sommernächte auf dem Riesenturm und staunte in die verwirrende, unsägliche, unfaßbare Sternwelt auf. Der Priester sprach von den Werken der Götter, wie sie den Himmel gewölbt und auf mächtigen Türmen über die Erde gelegt hätten; wie sie die Sterne schufen und die große Flut schickten. Aber sachte ließ er von seinen Worten einen Schleier um den andern sinken, und was der gemeinen

Menge noch als Götter und göttliches Gebot erschien — das enthüllte sich dem staunenden Jüngling nun als ewiges Gesetz der Welt, als tiefes Geheimnis der eigenen Seele, das nur dem kund werden darf, der sich in starken Händen hält und selber um Leben und Tod weiß und nicht bangt um beide.

Nechor liebte diese Nächte auf dem Turm und ihre abgründigen Geheimnisse. Aber sein Leben dünkte ihn leer.

Einmal fragte ihn der Oberpriester um den Grund seiner Schwermut. Er sagte es ihm. Da lächelte der Priester: „Dir fehlt — die Tat!“

Nechor schüttelte sinnend den Kopf: „Das kann es nicht sein; meine Tage sind mit Taten erfüllt! Ich bändige wilde Pferde, ich jage, ich ...“

Der Priester sah ihm fest ins Auge: „Dir fehlt — die große Tat!“

* * *

Nechor begleitete den König auf die Jagd. Tage- und wochenlang zogen sie durch die Wildnis, erlegten Antilopen, Bergziegen, Reiher und Adler und Löwen. Der König wurde mit seinen Kriegern zum Krieger, ertrug mit ihnen jede Unbill des Wetters und trotzte den Gefahren der Wildnis.

Nechor war Tag und Nacht um ihn, kaum rührte der Schlaf an seine Lider. Er selbst hatte die göttliche Person des Königs zu schützen. Er ritt ihm zur Seite, den Speer wurfgerecht in der Faust, er wachte vor seinem Zelt. Er jagte nicht wie die Edlen, sein Speer blieb der letzten, äußersten Gefahr vorbehalten, wenn das Leben des Herrschers bedroht war.

Einmal jagten sie einen Löwen auf. Der König schleuderte den Speer und traf das mächtige Tier so glücklich, daß es tot niederbrach, ehe es zum Sprung kam. Dann drangen sie weiter ins Dickicht vor: der König, Nechor, der Speerträger. Und plötzlich standen sie vor dem Lager des Löwen, und die Löwin stürzte ihnen entgegen, ihre Jungen zu verteidigen. Wieder warf der König den Speer, aber diesmal traf er schlecht: die Waffe drang dem Tier in die Rippen und machte es rasend vor Schmerz. Es duckte zum Sprung. Der König war verloren, er stand ohne Waffe. Sein Blick irrte zu Nechor: der stürzte vor und wieder wie damals als Knabe fühlte er seine Arme zu Erz werden, eine fremde Riesengewalt bog sie zusammen und ließ plötzlich den Speer aus seiner Faust rasen mit ungeheurer Gewalt. Er traf die Löwin ins Rückgrat und lähmte ihre Hinterfüße, die schwach zusammenknickten und am Boden schleiften. Nur auf den Vorderfüßen stemmte sich das mächtige Tier noch einmal hoch auf, hob den glatten, mähnenlosen Kopf und öffnete den furchtbaren Rachen zu einem langen, grauenhaft wilden, tiefschmerzlichen Brüllen. Die zwei Speere ragten steil auf aus ihrem Leib.

Da winkte der König mit der Hand: Nechor sprang vor, wich blitzschnell dem wütenden Biß des Tieres aus und bohrte ihm mit ungeheurem Stoß den Dolch zwischen die Schulterblätter ins Mark. Die Löwin brach tot zusammen.

Als sich Nechor zum König zurückwendete, sah er hinter ihm noch einen Mann stehen: den Steinmetz und Bildhauer, der ihn auf allen Jagden und Kriegszügen begleiten mußte, um nachher die Taten des Königs darzustellen. Der Mann stand und starrte mit krampfhaft geweiteten Augen auf die Löwin.

Auch der König erblickte ihn nun. Er lächelte, aber es lag fast Verachtung

in seinem Lächeln. Nechor aber erhob er noch am selben Abend unter die Edeln und machte ihn zum Führer der gesamten Reiterei des Heeres...

* * *

Ein halbes Jahr war vergangen. Da ließ jener Bildhauer eine mächtige Steinplatte vor den König bringen: darauf war, erhaben gemeißelt, jene Löwin gebildet, wie sie, von zwei Speeren gelähmt, mit den Hinterfüßen zur Erde niedergebrochen, noch einmal den glatten, mähnenlosen Kopf mit den zurückgelegten Ohren hoch aufhebt und aus dem furchtbaren Rachen ein langes, wildes, tiefschmerzliches Brüllen ertönen läßt.

Noch nie hatte man ein so unvergleichlich herrliches Bildwerk gesehen. Es schien zu leben — man suchte unwillkürlich nach einer Waffe, denn jeden Augenblick konnte das riesige Tier sich mit letzter Kraft auf seinen Feind stürzen und ihn mit den mächtigen Pranken zu Boden schlagen.

Der König stand lange in tiefem Sinnen vor dem Bild. Dann befahl er, die ungeheure Steinplatte auf die Wage zu heben und ihr Gewicht mit Gold aufzuwiegen. Das schenkte er dem unvergleichlichen Künstler. Es war die Jahressteuer einer ganzen Provinz ...

Die Löwin hieß fortan nur mehr: ‚Die Löwin von Ninive ...'

Nechor war unter denen, die mit dem König das Meisterwerk des Bildhauers besahen. Sein Herz schlug laut. Er fühlte und erkannte: hier war eine Tat — — eine große Tat! — Er aber brachte seine Tage im Hofdienst hin, trank und spielte und liebte und schuf keine Taten!

Der König bemerkte seine Traurigkeit und fragte ihn. Nechor verschwieg nichts, was ihn bedrückte. Da lächelte der König leise. Aber er sprach nichts.

* * *

Es war ein linder Frühlingsabend. Die Luft feucht und schwer von den Düften unzähliger Blüten, die in den riesigen Gärten des Königs prangten. Am Himmel flimmerten blaß die Sterne.

Nechor stand träumend vor seinem Haus. Er hatte die Diener und Sklavinnen weggeschickt, er wollte allein sein. Er sah empor in das ungeheure Rund des Himmels und seine Gedanken verflossen ineinander wie die Wellen eines Stromes und er ward sich endlich keines andern mehr bewußt als eines ungeheuerlichen, riesigen Sehnens, eines Willens, der seinen Leib aufheben und zum Himmel schleudern wollte wie einen Speer ... ein solches Sehnen nach der Tat! Es war wie ein Krampf, der alle Muskeln spannte und zerrte. Er versuchte zu schreien, zu brüllen wie ein Tier — aber die Stimme war gelähmt. Er war starr und steif...

Da raschelte ein leiser Schritt neben ihm. Er zuckte zusammen, die ungeheure Spannung wich von ihm und er sah im matten Licht der Sterne die vermummte Gestalt eines alten Weibes vor sich, das ihn mit listigen Augen anblinzelte.

„Du bist Fürst Nechor, mein Goldsohn, nicht wahr?"

Er nickte unwillig. Die Alte schlich näher.

„So allein, mein schöner Nechor? ... Hoho, werde nur nicht zornig, mein Erlauchter! — Wenn du wüßtest, wer mich schickt ... ! Weißt du, von wem ich komme? — Die schönste aller Jungfrauen schickt mich zu dir ..."

„Was schiert mich deine Jungfrau! Sie soll samt dir ...“

„Pst, pst, mein Goldsohn, schrei' nicht so! Komm mit, du wirst es mir danken! Die Schönste von ganz Assur ruft dich zur Liebe ...“

Sie schlich näher und zischte ihm ins Ohr:

„Wenn du nicht kommst, bist du morgen — kalt ...“

Er wich betroffen zurück. Blitzschnell erkannte er: die ihn da rief, war die Tochter des Königs. Er hatte es von vertrauten Genossen im Weinrausch vernommen: obwohl sie in ihrem Riesenpalast lebte, bewacht von hunderten von Kriegern, gehütet von unzähligen verschnittenen Sklaven, umgeben von zahllosen Sklavinnen — sie wußte ihrem heißen Blut zu genügen, sie holte sich die Männer, die ihr gefielen — zur Liebe...

Er nickte der Alten zu: führe mich! Da galt kein Widerstreben. Und es lockte ihn. Dieses Weib, das ihn, hinter Gittern verborgen, sicher schon oft gesehen hatte — er hatte sie nie erblickt. Sie sollte schön sein über alle Maßen.

Und er, den eben ein unendliches Sehnen nach der großen Tat erfüllt und gequält — er war jetzt in der rechten Laune, sein Leben zusammenzuballen in ein paar Stunden rasenden Genusses, um dann — beliebte es dem Schicksal — den Liebesrausch mit dem Leben zu büßen ...

Die Alte führte ihn durch dichtverwachsene Laubengänge, Gesträuche und Gehölze. Sie kamen endlich zur Mauer, die das Innerste des Palastes umschloß. Eine kaum sichtbare Pforte ließ sie durch. Wieder ging es auf verborgensten Wegen dahin, wieder kamen Mauern, endlich ein einsames Gartenhaus. Sie traten ein. Dunkle Gänge, leere Gemächer. Dann fühlte er sich plötzlich durch eine kleine Tür geschoben, eine Pforte schloß sich hinter ihm, er schob einen Vorhang zur Seite, mattes Licht einer Öllampe — er stand in einem kleinen, prunkvollen Gemach mit goldfunkelnden Wänden, betäubende Wohlgerüche erfüllten die Luft. Und vor ihm auf einem weichen Lager die Prinzessin.

Sie war sehr schön.

Er sah sie lang an mit aufflackernden Augen, dann beugte er das Knie.

Sie blickte lässig zu ihm her, hochmütig. Dann:

„Weißt du, wer ich bin?“

„Ich weiß es.“

„Und du weißt auch, was dich erwartet, wenn man dich hier trifft?“

„Auch das!“

„Und du wagst es trotzdem — mich zu umarmen?“

Ihre Augen lauerten auf seine Antwort. Er stand auf und schleuderte die Rechte zur Seite, als wolle er etwas wegwerfen. Seine Lippen bäumten sich vor Überdruß: „Pah!“ Er spie das Wort aus in aller Verachtung.

Da ging ein Zittern durch ihren Leib. Eine Seidendecke flog weg. Ihre Hände rissen und zerrten am Gewand. Er stürzte auf sie los und packte sie und bog ihren Leib zurück, der sich weiß und schwellend ihm entgegenhob und preßte sie in seine Eisenarme, daß sie vor Lust aufstöhnte...

* * *

Er wußte nicht, wie lange er bei der Prinzessin weilte. Dieses Weib war schöner als alle Frauen, die ihm bisher gehört hatten und erfahrener in der Kunst des Genusses, als er je geahnt hatte, daß man es sein könnte. Dies Weib war eine — Königsdirne... Er raste mit ihr durch ein Meer des wildesten, wahnwitzigsten Rausches, der flammendsten Lust und Begier. Und als er endlich ermattete, führte sie ihn in ein köstliches Bad, das unsichtbare Diener in einem Nebengemach bereitet, sie tauchten unter in duftende, warme Fluten; die Prinzessin war zur Sklavin geworden, die ihn bediente gleich der niedersten Magd. Sie bot ihm Erfrischungen, Früchte und gewürzten Wein, Naschwerk und Fleisch... Und wieder versanken sie in der roten Flut einer unerschöpflichen, unstillbaren Lust...

Als er sie verließ, war es Nacht. Er ahnte dumpf, daß er vielleicht mehr denn eine Nacht und einen Tag bei der Prinzessin geweilt hatte.

Die Alte führte ihn wieder bis fast zu seinem Haus. In seinem Kleid fühlte er etwas Schweres. Er griff hinein und erkannte Juwelen, Perlen von unschätzbarem Wert. Der Zorn stieg in ihm auf. Er faßte die Faust voll davon und warf sie der Alten ins Tuch. Sie kicherte und nannte ihn ihren süßen Goldprinzen.

Dann taumelte er in sein Haus und fiel aufs Lager. Er schlief bis tief in den Tag. —

Er erwachte erst, als er seinen Namen rufen hörte. Er schlug müde die Augen auf und erkannte einen Kämmerer, der vor seinem Lager stand und ihn scherzend fragte, mit wem er in der letzten Nacht so lange gezecht habe. Dann meldete er ihm den Befehl des Königs, sofort vor ihm zu erscheinen.

Nechor erschrak. Das war das Todesurteil. Der König hatte es erfahren!

Er erhob sich unverzüglich und legte ein Prunkkleid an. Den Dolch steckte er zu sich. Er war bereit ...

Vor dem König warf er sich zu Boden. Er war nun völlig ruhig, sein Leben galt ihm keinen Deut. Er wußte, wie jetzt der König ihn mit einem Wort richten werde. Und im selben Augenblick würde sein Dolch hervorblitzen — ein Schnitt durch die Kehle — und zu den Füßen des Königs würde er verbluten — kühn und vermessen, maßlos frevelnd noch im Tod.

Aber der König winkte ihm, sich zu erheben. In ungläubigem Staunen gehorchte er. Dann kam die Stimme des Königs wie von weiter Ferne:

„Du weißt, Nechor, daß ich einen Kriegszug gegen das Reich Judäa plane. Die Zeit dazu ist reif geworden — du bist der Feldherr über das ganze Heer, das gegen Judäa ziehen wird! Ich gebe dir zweimal zehntausend Krieger. Die nimmst du und unterwirfst mir das Land, und seine Könige führst du in Ketten vor meinen Thron!"

* * *

Als Nechor den Saal des Königs verließ, umringten ihn die Höflinge zum Glückwunsch. In ihm brannte es wie Feuer: die Tat rief ihn — er hatte den Klang ihrer Stimme vernommen.

Er ritt hinaus in das Lager des Kriegsheeres vor der Stadt. Die Herolde riefen den Befehl des Königs aus und die Soldaten jubelten ihm zu. Er winkte die Anführer zu sich und besprach sich mit ihnen. Schon am nächsten Morgen wollte er aufbrechen.

Noch einmal kehrte er in sein Haus zurück, um das auszuwählen, was er auf den Kriegszug mitnehmen wollte an kostbaren Geräten, Pferden, Hunden und Sklavinnen. Damit schickte er seine Diener hinaus ins Lager.

Als er das Haus verließ und auf schattigen Pfaden durch die riesigen Gärten des Palastes schritt, raschelte es im Gebüsch neben ihm und er erblickte die alte Dienerin der Prinzessin.

Er staunte sie an, als ob er es nicht fassen könnte, sie zu sehen: er hatte längst vergessen, daß er einmal bei der Prinzessin war.

Sie berief ihn wieder zu sich. Heute abend solle er sie erwarten, die Prinzessin verzehre sich in tausend Sehnsüchten nach ihm, er müsse heute kommen und die letzte Nacht bei ihr verbringen. Er müsse —!

Nechor staunte noch immer. Dann aber schleuderte er die Rechte zur Seite, als wollte er etwas wegwerfen, und schritt davon, aus dem Palast.

* * *

Es war Nacht geworden über der unendlichen Ebene der großen Ströme. Die Erde war noch feucht und dampfte von der Wärme des Tages. Das Gras stand hoch und blühte. Wenn ein Windhauch über die Ebene lief, wogten die Gräser und beugten sich wie die Wellen eines Meeres.

Der Himmel war durchsichtig blau wie ein Meer mit schimmernd weißem Grund, die Sterne flimmerten und flirrten silbern und der Mond schwamm wohlig herauf wie eine badende Frau, deren weiße Glieder in der blauen Flut plätschern und spielen.

Es war tiefe Stille über den endlosen Weiten der blühenden Wiesen.

Das Lager war verstummt und ruhte dunkel in Schlaf.

Nechor schritt allein hinaus, ließ die Wachen weit hinter sich. Er war ohne Rüstung. Nur einen leichten Wurfspeer trug er in der Hand.

Er konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Eine ungeheure, schmerzhafte Spannung raubte ihm Atem und Ruhe. Seine Glieder bogen sich in krampfhaftem Verlangen nach Kampf, nach Speerwurf und Schwertschlag. Er war wie eine Flamme, die unter lastendem Dach sich müht, die Hüllen zu sprengen und frei aufzuflacken zum schweigenden Himmel in einem ungeheuren Brand.

Das größte Heer, das jemals von Assur auszog, gehorchte Nechors Wink. Er wird nach Westen ziehen, immer fort gegen Untergang der Sonne, feindliche Heere vor sich zerschlagen zu flatternder Spreu, Städte zermalmen und wegfegen vom Boden, die Männer schlachten, die Weiber seinen Kriegern schenken. Fort, immer fort, bis er an der Küste des sagenhaften blauen Meeres stand. Dann hatte er Assurs Macht von einem Meer zum andern getragen, das größte Reich aufgerichtet, das jemals stand. Er, Nechor!

Das war die Tat, die große Tat! Die, welche seiner würdig und wert war, deren Ruhm nach Jahrtausenden nicht vergehen konnte.

Er stand im ungeheuren Schweigen der Nacht und blickte zu den Sternmyriaden auf. Traumhaft zogen ihm die Worte des Baalpriesters durch den Sinn, der ihm die Bahnen der Sterne gedeutet hatte und das Schicksal, das unlöslich mit ihnen verbunden war.

Irgend etwas in ihm bäumte sich auch gegen die Macht der Sterne. Er — Nechor — war größer als die stummen, blinkenden Sterne, die in starre Bahnen und Gesetze gefesselt waren — er — war frei! Und ein ungeheurer Drang kam über ihn, wieder, wie immer in den großen Stunden der Erhebung, spannte etwas, ein riesiger Wille, alle Muskeln und Sehnen seines Leibes, daß die Knochen in den Gelenken knirschten, langsam, in unerhörter Anstrengung bog sich sein Körper zurück, der Arm holte aus und mit einer plötzlichen Entspannung, die wie ein Schrei war, wich der entsetzliche Zwang von ihm, der Speer raste aus seiner Faust zu einem Riesenflug in die Nacht empor, sein Körper schnellte sich im Schwung nach und schleuderte sich hoch über die Erde, als wollte er dem Speer nachfliegen...

Er stürzte wieder zum Boden nieder und brach — kraftlos nach der furchtbaren Erhöhung seines Wesens — in die Knie. Er starrte und lauschte mit allen Sinnen hinaus in die Nacht: aber er vernahm nichts, nicht das leiseste Geräusch! — Sein Speer war nicht mehr zur Erde gefallen, er war zum Himmel gestürmt. Und da — jetzt — seine Augen weiteten sich in starrem Entzücken — jetzt geriet am Himmel ein Stern ins Wanken — ein leuchtender Streif zog über den blauen Grund — ein Stern fiel zur Erde, gegen Westen gewendet...

Da warf sich Nechor ganz zur Erde und lachte keuchend in schütternden Stößen. Sein Speer hatte einen Stern vom Himmel gestürzt!

Dann aber erhob er sich und kehrte zum Lager zurück. Seine Glieder bewegten sich leicht, wie im Tanz.

Am Morgen brach das Heer auf gegen Westen. An seiner Spitze ritt Nechor wie ein triumphierender Sieger.

* * *

An der Grenze Judäas trafen sie auf das feindliche Heer. Nechor hatte die Reiterei auf Umwegen vorausgeschickt.

Nun prallten die Reihen seiner ehernen Krieger auf das wilde Gewühl der Gegner. Rasendes Brüllen tobte zum Himmel, die Waffen klirrten. Nechor stand auf einem kleinen Hügel und lenkte von dort die Schlacht.

Da brach in die linke Flanke des Feindes hinein Nechors Reiterei wie eine Meute toller Hunde. Damit war das Schicksal des Gegners entschieden. —

Jetzt sprang auch Nechor auf den Streitwagen und raste ins Gewühl, dorthin, wo die Kerntruppen Judäas immer noch standhielten.

Seine Pferde stampften durch die wogende Flut aufbäumender, verzerrter Menschenleiber, als rasten sie durch ein Kornfeld. Nechor aber jauchzte. Er schoß Pfeil um Pfeil ins Gewühl, seine Speere schleuderte er laut jubelnd hinaus, endlich aber ergriff er die Lanze und stieß mit ihr hinab in die rote Flut, die ihn umbrandete, wieder und immer wieder, und ließ ihre Spitze in zerrissenen Leibern wühlen.

Der Feind stob in wilder Flucht davon. Aber die assyrischen Reiter folgten ihm und mähten die Fliehenden nieder wie Schwaden reifen Getreides.

Am Abend lagerten sie vor einer festen Stadt und feierten den Sieg. Die Soldaten rissen Nechor, den blutüberströmten Sieger, vom Streitwagen und trugen ihn jubelnd durch die Gassen des Lagers.

Hundert Männer knieten gefesselt am Boden: die gefangenen Führer und Edlen des Feindes. Da winkte Nechor lächelnd im tollen Rausch seines Sieges, hundert Schwerter blitzten auf und hundert Köpfe rollten in den Staub. —

Nechor saß mit seinen Obersten im Prunkzelt und trank. In Strömen goß er den Wein hinab — er wurde nicht trunken. Das Blut hatte er noch nicht abgewaschen von seinen Kleidern, von den nackten Armen und Beinen.

Um Mitternacht stand er auf und hob die Hand: sofort ward tiefe Stille um ihn. Und leise sprach er:

„Jetzt geht ihr und versammelt alle Krieger um euch, die noch nicht trunken sind, die besten, furchtbarsten, die kühnsten. Die Nacht ist ohne Mond. Wir schleichen zur Stadtmauer und mit einem Mal werfen wir die Leitern an, stürmen die Mauer, metzeln die Wachen nieder und brechen die Tore. Eh' der Morgen aufdämmert, ist die Stadt unser. Die Bewohner zittern vor Angst und Furcht, das ganze Heer ist vernichtet. Jetzt, solange noch das starre Entsetzen sie lähmt, müssen wir angreifen. Dann ist der Sieg gewonnen, ganz Judäa ist unser — denn diese Stadt ist das Tor des Landes! Fällt sie, so ist das Land bezwungen!"

Die Führer widerrieten; aber Nechor bestand auf seinem Befehl. —

Eine Stunde später schritt er an der Spitze von tausend Männern auf die Stadt zu. Sie kamen lautlos und schweigend wie das Schicksal.

Der Himmel war tiefdunkel und matt, wie ein schwarzes Tuch. Die Sterne flimmerten unruhig mit spitzigen Strahlen.

Nechor schritt wie im Tanz. Die Erde unter ihm bäumte sich und wogte. Er vernahm fernherklingend ungeheure Gesänge. Aber wenn er horchte, erkannte er, daß es nicht die Stimmen von Männern waren, es war das Singen der Sterne!

Sie kamen zur Mauer. Da sauste Nechors Speer hinauf und streckte einen Wächter nieder. Und auf dies Zeichen brachen seine Tausend vor, verhüllte Fackeln flogen auf, Leitern legten sich an die Mauer, tosendes Schreien erscholl, die Mauer ward erstürmt, die zitternden Wachen getötet, die Tore gesprengt, die Häuser in Brand gesteckt.

Nechor sprang als erster auf die Stadtmauer. Er raste wie der Wolf unter den Schafen. Sein Herz jauchzte und jubelte. Das war seine Tat — seine ungeheure — von den Sternen besungene — ewige — göttliche Tat!

* * *

Als die Sonne aufstieg, war die Stadt ein rauchendes Trümmerfeld. Judäa lag machtlos, bezwungen zu den Füßen des assyrischen Heeres.

Aber die Krieger trugen auf ihren Lanzen und Schilden wehklagend den toten Nechor ins Lager.

Sein riesiger, herrlicher Leib war nackt und überströmt vom Blut der Feinde. In der Brust stak tief das Erz eines Speeres. Auf der Stirn klaffte breit ein Schwerthieb, der durch den Helm gedrungen war.

Aber auf seinen Lippen lag triumphierend das unerhört stolze Lächeln des Siegers.



Deutsche Revolution

Die gute Sache kommt mir vor
Als wie Saturn, der Sünder:
Kaum sind sie an das Licht gebracht,
So frißt er seine Kinder.

* * *

Daß du die gute Sache liebst,
Das ist nicht zu vermeiden,
Doch von der schlimmsten ist sie nicht
Bis jetzt zu unterscheiden.

* * *

Was die Großen Gutes taten,
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich beraten,
Mögen unsre Enkel preisen,
Die's — erleben.

* * *

Sonst wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen,
Jetzt wie die Jungen singen,
Soll's bei den Alten klingen.

* * *

Ich bin so sehr geplagt
Und weiß nicht, was sie wollen,
Daß man die Menge fragt,
Was einer hätte tun sollen.

* * *

Mir ist das Volk zur Last,
Meint es doch dies und das:
Weil es die Fürsten haßt,
Meint es, es wäre was.

* * *

„Sagt mir, was das für Pracht ist?
Äußre Größe, leerer Schein!" —
O, zum Henker! Wo die Macht ist,
Ist doch auch das Recht, zu sein.

* * *

„Warum denn mit einem Besen
Wird so ein König hinausgekehrt?"
Wären's Könige gewesen,
Sie stünden noch alle unversehrt.

* * *

Verflucht sei, wer nach falschem Rat,
Mit überfrechem Mut
Das, was der Korse-Franke tat,
Nun als ein Deutscher tut!

Goethe



Kinder

Von Arkadi Awertschenko

Ich machte einmal die Bekanntschaft eines dreijährigen Knirpses von sehr nachdenklichem Aussehen, und da ich nicht recht wußte, wie ich die Unterhaltung einleiten sollte, so nahm ich ihn auf den Schoß und fragte:

„Sag' mal, was denkst du — wie heiße ich wohl?"

Er betrachtete mich eine Weile aufmerksam, sah mir treuherzig in die Augen und antwortete:

„Ich denke — Andrei Iwanytsch."

Auf eine sinnlose Frage hatte ich eine wenn auch irrige, aber höfliche und würdige Antwort erhalten.

* * *

Als ich vorigen Sommer bei meiner verheirateten Schwester zu Besuch weilte, legte ich mich eines Tages nach dem Essen schlafen. Ich erwachte von einem Schlag auf den Kopf, der genügt hätte, um mir den Schädel zu spalten, fuhr zusammen und riß entsetzt die Augen auf.

Vor meinem Bett stand ein Dreikäsehoch, einen mächtigen Knüppel in der Hand, und betrachtete mich interessiert. Eine Weile sehen wir einander schweigend an. Endlich fragt er neugierig: „Du, was kaust du denn da?"

— Ich erkläre mir den Hieb und die Frage so: bei seinen Streifzügen durch die Zimmer war mein Neffe schließlich auch bei mir angelangt und hatte mich wahrscheinlich gerade in einem Augenblick betrachtet, als ich im Schlafe die Lippen bewegte. Alles jedoch, was mit Kauen und Essen zusammenhängt, interessierte diesen Neffen in höchstem Maße. Er wußte sich also keinen anderen Rat, als einen Knüppel zu holen und mich aus allen Kräften über den Schädel zu schlagen, um die Frage stellen zu können, die ihn in Atem hielt: „Du, was kaust du denn da?"

Und da sollte man Kinder nicht lieben?

Aus dem Russischen von Werner Peter Larsen



Humor in den Reden Jesu?
Von Dr. Ernst Gelderblom

Es hat Zeiten in der Entwicklungsgeschichte des Christentums gegeben, wo das bloße Aufwerfen einer solchen Frage helle Entrüstung ausgelöst hätte. Der mittelalterliche Christus, der mit weltfremden, unnahbaren Augen von der hohen Kirchenwand durch leichte Weihrauchschleier auf das arme, kniende Kirchenvolk zu seinen Füßen niederschaut, ist auch heute noch nicht völlig dem farbenfrischen Lebensbild gewichen, wie es unsre Evangelien von Jesu zeichnen. Und doch ist schon seit den Tagen der Kreuzzüge das deutsche Grübeln darauf aus, von dem überkommenen Bilde die kirchliche Übermalung wegzuwischen, die die sterbende Antike der aufsteigenden germanischen Welt als belastendes Erbe hinterließ.

Hatte Jesus Humor? Was ist überhaupt Humor? Es ist die verstehende, wehmütig lächelnde, von einer warmen Blutwelle erbarmender Liebe durchströmte Betrachtungsweise der menschlichen, allzumenschlichen Dinge, die nicht verletzen, sondern heilen will. Sie ruht auf einer Erkenntnis, die den Dingen bis auf den Grund schaut und sie nach ihrem wahren Wert einschätzt. So unterscheidet sich der Humor als eine in den Tiefen des Menschenwesens wurzelnde Stimmung von dem leichten Scherz, dem verletzenden Sarkasmus, dem kränkenwollenden Spott und dem Witz, der durch überraschende Gedankenverbindungen wirken und als bloßes Feuerwerk glänzen will.

Hatte Jesus Humor? Es meldet sich ein anderes Bedenken. Reichen denn unsere Quellen zu einer Beantwortung dieser Frage aus? Für die Schilderung eines Lebens Jesu gewiß nicht, wie die Versuche auch berufenster Federn erwiesen haben. Zweifellos aber für ein geschlossenes Charakterbild des Herrn. Und in ihm möchten wir den liebenswürdigen Zug des Humors nicht missen.

Es ist wahr: frühere Zeiten haben für diesen Zug keine Augen gehabt. Jedes Zeitalter machte sich von Jesu seine eigene Vorstellung. Mit vollem Recht. So, wie es seinen eigenen Stil in Bau- und Tonkunst, in Kulturformen und Lebenszuschnitt hervorbringt. Nur schaffensarme Zeiten ahmen frühere Stilformen schülerhaft nach. So vertragen wir ihn heute nicht mehr, den Jesus mit den weichen Zügen, den schönen Händen und den neuen, bunten Gewändern, wie ihn noch Gabriel Max malte. Es fehlt uns das Herbe, Heldenhafte, Kampfstarke an ihm, das den Gegnern klirrende Worte vor die Füße werfen und zur Geißel greifen kann, das auch auf dem Kreuzeswege von den Töchtern Jerusalems nicht bemitleidet werden will. Wir möchten den ganzen Reichtum seines Wesens mit unsrer verehrenden Liebe umspannen. Und dabei soll der durch die Gründe seines Seins hinströmende erquickende Humor nicht fehlen. Ja, ist es überhaupt wahrscheinlich, daß dieses wertvolle Stück echten Menschenwesens bei ihm nicht vorhanden wäre?

* * *

Noch eine andere Überlegung führt zu der Vermutung, daß in den Reden Jesu der Humor seine Stelle haben müsse.

Napoleon I. hat einmal seinem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben, daß Jesus keine einzige Zeile geschrieben und doch so beispiellos gewirkt habe. In der Tat, es war ein ungeheures Wagnis, daß Jesus sein Lebenswerk, sein Himmelreich, in dem so leicht verblassenden und verschleißenden Gewande des mündlichen Wortes weitergab. Sein Wort sollte Himmel und Erde überleben. Und dies Kostbarste legte er in das Gedächtnis von Bauern, Fischern und anderen schlichten Leuten aus den Bergdörfern Galiläas. Wir erkennen noch heute an den überlieferten Jesusworten deutlich die Sorge, mit der er sie unverlierbar dem Gedächtnis seiner Jünger einzuprägen bemüht war. Verschiedene Mittel standen ihm hierbei zu Gebote.

Vielleicht ist es nicht uninteressant, einen Augenblick dabei zu verweilen.

Wie einer sterbenden Mutter alles daran liegt, daß sie von den ihr Lager umstehenden Kindern nicht vergessen werde, knüpfte Jesus sein Gedächtnis an die alltäglichsten Dinge, an das Essen und Trinken (im Abendmahl), an das Waschen (Taufe). das Kämmen (Matth. 10, 30) an. Auge, Hand und Fuß sollen immer wieder daran erinnern, daß das Himmelreich mehr wert ist, als die unentbehrlichsten Glieder, und daß man um seinetwillen getrost zum Krüppel werden kann. In seinen Gleichnissen aber bindet er die ewigen Himmelreichswahrheiten mit den einfachsten Bildern und Vorgängen aus Natur und Menschenleben unvergeßlich zusammen. Wenn wir einen Säemann bei seiner Arbeit, eine heimkehrende Schafherde, Sperlinge und Feldblumen, Baum und Frucht, Brot und Salz, Senfkorn und Sauerteig, Schüsseln und Kornmaß, Scheuer und Brunnen, Spinnrad und Kleidertruhe, Fischer und Netz, Wirt und Gast, König und Knecht, Hochzeit und Festmahl, Fisch und Fuchs, Schlange und Skorpion, Motten und Rost, Haus und Turm, Leiche und Grab, Feuer und Wasser, Wolken und Sterne, Himmel und Sonne anschauen, soll uns jedesmal ein Jesuswort vor der Seele stehen. Mit anschaulicher, vielsagender Formgebung weiß er uns diese Dinge unverlierbar einzuprägen. Hier ist echte Künstlerschaft. Man denke an den betenden Pharisäer, die opfernde Witwe, den barmherzigen Samariter.

Sehr häufig gibt er dabei seinen Worten eine dichterische Form. Der Hebräer kennt nur eine Form der Poesie, den Wechselgesang, in dem alle epischen, lyrischen, dramatischen Stimmungen zum Ausdruck kommen müssen. Noch in der Übersetzung ist diese poetische Form zu erkennen. Denn dem Wechselgesang zweier Gruppen entsprechend ist diese Poesie zweigliedrig. Das gibt durch die Häufung kurzer, nebengeordneter Hauptsätze dem Bibelstil sein besonderes Gepräge. Dieser Wechselgesang war bei den Hebräern ein beliebtes Gesellschaftsspiel bei Gastmählern, Hochzeiten und andern Feiern, und wurde von den Kindern bereits auf dem Dorfmarkt geübt (Matth. 11, 16 ff.). Selbst die ewige Seligkeit stellte man sich als Mahl mit Wechselgesang vor, woher es kommt, daß auch in den christlichen Jenseitsvorstellungen die Musik eine so große Rolle spielt. Auch sonst wirkt diese Dichtform in der christlichen Kirche (Responsorien) nach. Jesus hat nun diese dichterische Form meisterhaft gehandhabt. Das machte dem Orientalen,

der alle seine Sprichwörter in diese Form goß, seine Worte unverlierbar. Darum sind seine Seligpreisungen, seine Weherufe, die meisten seiner Sprüche zweigliedrig. Nachdem aber Professor Arnold Meyer den Versuch gemacht hat, Jesusworte aus dem Griechischen in die Ursprache, das Aramäische, zurückzuübersetzen, wissen wir, daß viele dieser Sprüche auch Wortspiele waren, deren allitterierende Buchstabenfolge die Unveränderlichkeit ihrer äußeren Form völlig sicherstellte.

Zuweilen gab Jesus seinen Worten eine Zuspitzung, daß sie sich wie mit Widerhaken festsetzten, wenn man sie einmal vernommen hatte. Hierher gehört z. B. die Versicherung, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, oder das Wort, das den Leser immer wieder stutzig macht: „Wer nicht hasset Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Sohn und Tochter, der kann mein Jünger nicht sein.“ Auch das Rätselwort von dem Leben, das der findet, der es verliert, nennen wir hier.

In die Reihe dieser Mittel Jesu, seine Worte behaltbar zu machen, gehört die humoristische Form, in die er sie gelegentlich kleidet. Uns sind die Worte Jesu, kursierenden Münzen gleich, zu abgeschliffen, um noch herauszufühlen, daß manche von ihnen den ersten Hörern sicher ein Lächeln abgewannen.

* * *

Betrachten wir einige Jesusworte unter der Vorstellung, wie sie auf ihren ersten Hörerkreis mögen gewirkt haben.

Wir lesen heute leicht hinweg über das bekannte Wort vom Kamel und dem Nadelöhr. Aber man stelle sich einen Augenblick vor, wie ein Mann mit der Linken eine Nadel hält, mit der Rechten aber ein Kamel am Halfter heranzerrt, um es einzufädeln: sofort wird man den grotesken Humor in diesem Bilde fühlen. Das Verständnis für diese Seite im Wesen Jesu ist aber zu allen Zeiten so gering gewesen, daß man immer wieder dies Wort dem hausbackenen Verständnis anzupassen versucht hat. Das Nadelöhr solle die Schlupfpforte bedeuten, die, neben dem Stadttor angebracht, eben noch groß genug sei, um einem unbeladenen Kamel Durchlaß zu gewähren. Oder es handle sich um ein Tau, das die Schiffer „Kamel“ nennen. Beides ist verfehlt und nicht nachweisbar. Wie hart dieser Spruch die Jünger Jesu traf, zeigt ihre Gegenfrage: „Wer kann dann selig werden?“ Ähnlichen Charakter trägt das Bild vom Splitter und Balken. Wie kann ein Mensch mit einem Balken im Auge einem andern eine Augenoperation machen?

Ein wundervoller Humor aber huscht durch die Linienführung Jesu, wenn er die Pharisäer seiner Tage schildert. Im Geist sieht man manchen bärtigen Judenkopf in ingrimmig lächelnder Zustimmung nicken im „Volk, das umherstand“. Ob er ihn nun seine Milch durch ein Leintuch durchlassen oder den Wagebalken prüfen läßt, wenn er Dill und Kümmel verzehntet, ob er ihn zeichnet, wie er listig ein Weiblein um das Seine bringt, indem er sich seine Fürbitte von ihm bezahlen läßt, oder wie er mit gequälter Miene fastet oder an der Straßenecke durch die Gebetsstunde „überrascht“ wird: immer sieht man diese Religionsvertreter vor sich, bei denen die Frömmigkeit zu einer äußerlichen Routine wurde. Sie gleichen der geputzten Schale, in der die Speisereste versauern, oder dem getünchten Felsengrab mit den modernden Totengebeinen. Und dabei wollen

sie anderen Menschen Lasten auflegen, die sie selbst nicht mit einem Finger anrühren! Ich hatte einen Freund, der von dem treffsicheren Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner so stark beeindruckt war, daß er es sich zum — Trautext wählte. Wie sich der Pfarrer mit dieser Aufgabe abgefunden, weiß ich nicht zu berichten.

Oft wirkt Jesus durch unerwartete Gedankenverbindungen. Nur der Narr sucht Trauben an den Dornen und Feigen an den Disteln, wirft Schweinen Perlen vor oder gibt dem Kinde eine Schlange statt eines Fisches! Lächerlich ist der Hochzeitsgast, der beim besetzten Tisch fastet, oder der Blinde, der Führerdienste anbietet. Und die Stube bleibt dunkel, wenn man das Licht unter die Bank setzt.

Zuweilen nötigt die feine Beobachtung kleiner Einzelzüge dem Hörer ein verständnisvolles Lächeln ab. Wie echt wirkt die Rede des zur Mitternacht von dem bittstellenden Freunde gestörten Mannes: „Mache mir keine Unruhe! Die Kindlein schlafen schon in der Kammer, und die Tür ist schon verschnürt." Man fühlt ordentlich, wie bemühend dem Mann das Aufstehen im ersten, schönen Schlaf ist. Das Gleichnis von dem sich umsehenden Pflüger, der in den schiefen Furchen stolpert, mußte in einem Bauernvolk ebenso erheiternd wirken, wie der Knecht, der in Abwesenheit seines Herrn sich einen guten Tag antut und den Mitknechten die Peitsche zeigt, oder der Bauherr, über dessen halbfertigen, steckengebliebenen Bau die Leute ihre schlechten Witze machen. Geradezu zum Lachen aber reizt die Entschuldigungsrede der zum Abendmahl Geladenen, die ihre Ochsen, ihren Acker besehen müssen, ausgerechnet am dunkeln Abend und — nach dem Kauf. Im Gleichnis von der armen Witwe aber sieht man den brutalen Richter, den wohlgenährten Mann mit dem breiten Gesicht fluchend am Fenster stehen: „Obwohl ich mich weder vor Gott noch den Menschen scheue, will ich diesem Weib helfen; sonst kommt sie zuletzt und ‚kratzt mir die Augen aus!'" Wer hätte es noch nicht erfahren, daß gerade das dem Leben Abgelauschte, Feinbeobachtete befreiend wirkt und Lustgefühle auslöst? Es liegt das wohl daran, daß solche kleinen Züge, die oft so charakteristisch sind, den meisten Menschen nicht klar zum Bewußtsein kommen. Holt sie dann ein Dichter hervor, so ist es, als wenn man einem alten Bekannten begegnet, wobei sich auch das unwillkürliche Lächeln einstellt. Wer aber für diese Dinge ein scharfes, wohlwollendes Auge hat, der ist ein trefflicher Erzähler, dem man gerne zuhört.

Welch heiterer Sonnenglanz aber überflutet die berühmte Stelle der Bergpredigt von den Sorgen (Matth. 6, 24 ff.), die zu den wundervollsten Stücken der Weltliteratur überhaupt gehört! Der Hinweis der Männer auf die Sperlinge, die nicht pflügen und ernten und doch in den Kornkammern Gottes satt werden; und der Frauen auf die roten Anemonen im grünen Grase, die keine Hausarbeit tun und herrlicher gekleidet sind als Salomo, dem die Jungfrauen Israels sein Prachtgewand mit roten Anemonen bestickt hatten, — — sind diese beiden Bilder nicht unvergeßlich in ihrer Auswahl und Zeichnung? In dem Wort von den Feldblumen aber steht ein kleines Sätzchen: „wie sie wachsen". Leicht liest man drüber weg. Und die Theologen haben allerlei hineingeheimnißt. Mir steht dabei die sorgende Mutter vor Augen, die händeringend ihre aus allem Zeug herauswachsenden Kinder ansieht, wo immer wieder das Höslein zu kurz wird

und der Rock nicht zulangen will. Da zeigt Jesus, die rote Anemone in der Hand, wie der Vater im Himmel mit dem Blumenkind auch sein Hemdlein und Röcklein mitwachsen läßt, so fein, wie es kein Schneider zuwege bringt. Gewiß hat Jesus an die Kleidersorgen daheim gedacht, die im kinderreichen Hause — die älteste Überlieferung nennt vier Brüder Jesu und redet von seinen Schwestern — oft nicht gering waren, und in seinen Augenwinkeln wurden die feinen Linien eines wehmutvollen Lächelns sichtbar, die einem Menschenantlitz solch unwiderstehlichen Liebreiz verleihen. —

Der Evangelist Lucas, von dem eine alte Legende rühmt, er sei ein Maler gewesen, hat uns ein Wort liebenswürdigen Humors aufbewahrt. Es steht in dem Gedankenzuge, wo Jesus sich dagegen wehrt, daß man sein Himmelreich zur Aufmachung des jüdischen Religionswesens mißbraucht: Man flickt ein altes Wollkleid nicht mit einem neuen Lappen und gießt nicht neuen Wein in gebrauchte, alte Schläuche. Dann heißt es: „Niemand aber, der alten Wein trinkt, trägt bald Verlangen nach neuem, denn er spricht: „Der alte ist milder." Wem stünde da nicht das Bild des gemütvollen Genußmenschen vor Augen, der „seine Sorte" hat und schmunzelnd das Gläschen gegen das Licht hält und die Blume seines Tröpfchens rühmt? Und liegt's nicht beinahe wie verstehende Entschuldigung in dem gütigen, humorvollen: „Der alte ist milder"? Mit welch feiner Ironie aber erzählt Jesus die Anekdote von dem spitzbübischen Verwalter, der die heimlich erhöhten Kontrakte der Pächter bei drohender Buchprüfung wieder heruntersetzt, so daß alle drei zufriedengestellt sind: der Herr, die Unterpächter und der Verwalter! Immerhin liegt in der Verwendung dieses heiteren Stückchens, das gewiß viel belacht wurde, der Beweis dafür, daß Jesus auch für volkstümlichen Humor Verständnis gehabt hat. Und doch steckte auch für ihn viel Enttäuschung und heimlicher Kummer in der Pointe jener Erzählung: „Die Kinder der Welt sind klüger, als die Kinder des Lichts."

Übrigens gehört auch die Schlagfertigkeit Jesu hierher. Denn Schlagfertig keit und Humor wachsen in der gleichen Temperatur. Berühmt ist die Abweisung der Schriftgelehrten, die die herodianischen Geheimpolizisten bei der Frage nach dem Steuerrecht des Kaisers gleich mitgebracht hatten. Die Antwort Jesu rückt den Heuchlern die Pflichten gegen Gott so scharf vor Augen, daß jedes Geldstück sie künftig daran erinnern muß: „Gebt Gott, was Gottes ist." Auch die Jünger lernen seine Schlagfertigkeit kennen. Als sie sich eines Tages um den Vorranz zankten, stellte er ein kleines Kindlein in ihre Mitte: Werdet wie die Kinder! Liebenswürdig und weise zugleich ist die Feinheit, mit der Jesus sein Evangelium vom Himmelreich der Kinderwelt ins Antlitz schreibt, damit die Großen es da fänden. Und wie fein und humorvoll behandelt der große Seelsorger den reichen Jüngling, dem er die alten simplen Gebote ins Gewissen schiebt. Wer aber sehen will, wie Jesus aus der heikelsten Lage mit wundervoller Sicherheit den Ausweg findet, der lese die Geschichte von dem zur guten Gesellschaft gehörigen Pharisäer Simon und der armen, gefallenen Tochter Israels, die uns Lucas im 7. Kapitel aufbewahrt hat. Ist es nicht ergötzlich, wie der Herr seinem Gastgeber eine Lehre über Herzensbildung und wahre Vornehmheit erteilt, indem er ihn über sein

eigenes Tun den Stab brechen läßt? Und wie leuchtet hier der heilige Humor Jesu auf dem ernsten Hintergrund des Erbarmens mit dem nach Lebensreinheit dürstenden Mädchen, still und gütig und mutmachend zugleich!

* * *

Gustav Frenssen redet einmal davon, daß Gott „unter wehmütigem Lächeln" den Menschen schuf. Das wunderbare Ineinander von Menschenjubel und Menschenjammer ist uns als Segensgeschenk Gottes in die Wiege gelegt. Aus diesem Ineinander wurde der Humor geboren. Er ist ein Lächeln unter Tränen. Ein Lächeln auf dem Grunde tiefheiligen Ernstes. Er ist das Lächeln der Wissenden. Darum gehört er zum echten Menschenwesen.

Er drängt sich nicht vor. Er ist bescheiden. Er begnügt sich damit, ein Nebenton zu sein. Ein Nebenton, der leise mitschwingt und mitsingt. Aber die Nebentöne machen die Klangfarbe in der Musik.

So konnte im Wesen des Menschensohnes der Humor nicht fehlen. Wie Sonnenblinken durch dunkeln Blätterdom huscht er durch sein leidvoll Leben. Auch die Seinen hatten ihn. Dem ernsten Paulus fehlte er nicht. Aus dem liebenswürdigen Briefchen an Philemon leuchtet er uns entgegen. Und geht man an den Großen des Himmelreiches entlang bis in unsre Tage, so lugt er hinter manchem ernsten Kopf hervor, wohnt in so manchem faltenreichen Augenwinkel, spielt um manchen redegewaltigen Mund und wetterleuchtet auf mancher gedankenschweren Stirn. Luther hatte ihn und Paul Gerhard, Arndt und Schleiermacher, Fliedner und Bodelschwingh und viele andere. Er ist eine schöne Zierde echter Gotteskinder. In wes Händen der Schlüssel zu seinen Schatzkammern ist, der gehört zu den Begnadigten, von denen Paulus gesagt hat: „Als die Armen, die doch viele reich machen." —

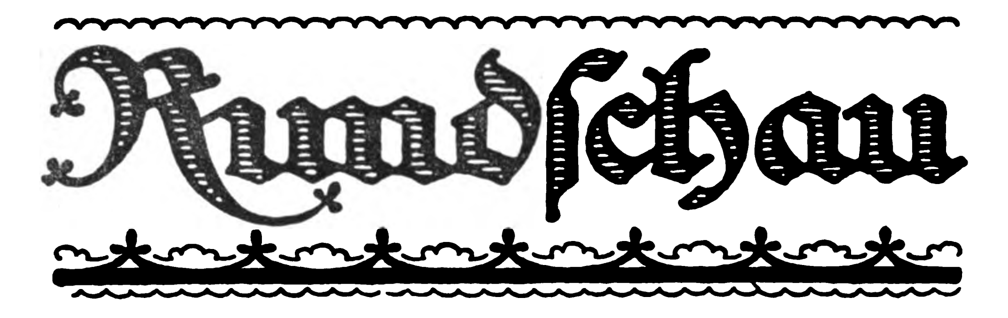


Später Sommer · Von Hoffmann von Fallersleben

Wie ist so sommerstill das Haus!
Wie fühl' ich mich so frisch und frei!
Auf meinem Tisch ein Rosenstrauß,
Als ob es jetzt noch Frühling sei.

Spät fand sich noch ein Sommer ein:
Wer denket, daß es Herbst schon ist?
O glücklich, wer noch froh kann sein
Und seinen eignen Herbst vergißt!





Volksbildung

Als in den herben Novembertagen 1918 die „deutsche Revolution" hereinstolperte und, wie Scheidemann voll fragwürdiger Bewunderung verkündigte, „das deutsche Volk auf der ganzen Linie gesiegt hatte", begann man, die Öffentlichkeit eifervoll und ohne Aufenthalt mit immer neuen Forderungen zu überraschen, denen man die Verklärung des Fortschrittes zu verleihen bemüht war. Man glaubte, daß aus einem niedergetretenen, verachteten Boden allsogleich die Blüten einer neuen, verlangten Kultur in farbigster Fülle hervorsprießen müßten. Vor allem ein Verlangen hat sich durchzusetzen gewußt: das nach einer allgemeinen, unterschiedslosen Volksbildung. Allerorten ist man emsig um die Gründung sogenannter Volkshochschulen bemüht; man erhofft davon Aufstieg und Heil, Erziehung zu demokratischer Gesinnung. Nun berührt es zweifellos verwunderlich, vielleicht doch auch nicht eben ernsthaft, wenn dieser Ruf gerade von denen am eindringlichsten und lautesten erhoben wird, die einen Adolf Hoffmann zum Kultusminister bestellten und in Braunschweig dieses Amt einer ehemaligen Dienstmagd, zuletzt Waschfrau, anvertrauten, — die also gerade der Unbildung, der Unwissenheit, dem Unverstande die würdigste Stelle anzuweisen sich nicht entblödeten. Sie, die mit einer nachlässig höhnenden Handbewegung beiseite schoben, was durch Jahrhunderte die weisesten, reifsten, in allen Nationen geachteten Männer beschäftigt und erfüllt hatte; die — aus heimlichem Neide auf alle geistig Erhobenen — Schmähungen und Lästerungen niemals sparten, wo es galt, den „Gebildeten" gegenüber einen trotzig verbissenen Groll zu wahren. Man ist jedenfalls vor solchen Tatsachen zu der nachdrücklichen Frage gezwungen, ob diese Forderungen nach Bildung und Erweiterung des Wissens überhaupt berechtigt und mehr sind als eine flüchtige Laune, eine der überhasteten Bezeugungen hinterhältig errungener Machtstellung. Zum mindesten ist Vorsicht geboten angesichts dieser unabweislichen Fragen.

Der Gedanke der Volkshochschulen ist nun keineswegs neu. Seit über einem halben Jahrhundert ist er schon in Dänemark lebendig; in Frankreich, Belgien, Schweden, Spanien, Italien wurde er in die Tat umgesetzt. Wenn also Deutschland jetzt ebenfalls das Verlangen nach dergleichen Einrichtungen verspürt, so ist dieser Umstand wohl begreiflich und naturgemäß. Immerhin mag man doch nicht außer acht lassen, daß die Schulbildung gerade in Deutschland von jeher als besonders umfassend und gründlich galt; daß also der Arbeiter bei uns mancherlei nicht noch ausdrücklich zu lernen hat von dem, was etwa dem Belgier oder Italiener fremd geblieben ist. Man ist angesichts dieser Forderung vielleicht auch nicht berechtigt, über die bei uns so selbstverständliche, unbesinnliche Nachahmung alles Fremdländischen zu schelten; denn niemand wird in Zweifel ziehen, daß die Volkshochschule wirklich Bedeutsames und Förderliches zu erreichen befähigt wäre. Die Ausgestaltung im besonderen mag denen überlassen bleiben, die den Beruf in sich fühlen und durch mancherlei Übung dazu befähigt erscheinen. Wichtiger dünkt mich jetzt, auch einmal Bedenken gegen den allgemeinen Plan zu erheben, — nicht um abzuschrecken, sondern um zur Besinnung aufzurufen.

Über einer Volkshochschule bei Brüssel prangt die eindringliche Mahnung: „Will die Arbeiterklasse sich frei machen, so muß ihr nächstes Ziel sein, sich von der Unwissenheit, ihrem stärksten Feinde, zu befreien." Sehr richtig, — aber meinen nicht eben die Proletarier, daß gerade ihnen alles Wissen gegeben sei, daß gerade ihnen der einzig gangbare und wahre Weg zum Heile bekannt sei? Werden sie überhaupt den Willen beweisen, sich belehren zu lassen? Ich hörte, daß neulich in einer Versammlung der Unabhängigen auf einem Thüringer Dorfe ein Volksschulamtskandidat, der infolge minderer Befähigung und fehlender Arbeitslust vom Examen ausgeschlossen worden war, die Anwesenden über den völligen Unwert der Schulen aufgeklärt und unter allgemeinem Beifallsgejohle die denkwürdigen Worte herausgeschmettert habe: „Ob ich bei Gott oder beim Teufel schwöre, ist doch gänzlich einerlei!" Und die Vertreter der Versammlung äußerten ausdrücklich, daß dieser junge Mann völlig ihrer Überzeugung Ausdruck verliehen habe. Ist es möglich, solch schmerzlich Verirrte auf eine günstige Bahn zu weisen? Stemmen sie sich nicht gegen jedes bessere Wissen mit all der Hartnäckigkeit ihrer derben Rücken? Man tut gut, solche Fälle, die keineswegs vereinzelt bleiben, im Gedächtnis zu bewahren, ehe man sich übertriebenen Hoffnungen und Aussichten anvertraut. Denn man vergesse niemals die unerläßliche Vorbedingung: ehe sich diese Leute nicht beugen, ehe sie nicht bereites Eingeständnis ihrer eigenen Unwissenheit wagen, eher ist eine treue, nachhaltige Belehrung unmöglich und ein Trug! Denn wahres Wissen macht ehrfürchtig und demütig. Das Volk, das „reif zur Revolution" war, hat eben in den Schreckenstagen und noch in der unmittelbaren Gegenwart seinen dummen Trotz und seine blinde Unüberlegtheit deutlich genug dargetan. Der Kampf um die Schulreform, wie er jetzt geführt wird, stellt im Grunde doch nur die Verdächtigung gegen alle geistigen Mächte dar, denen man sich nicht gewachsen fühlt. Es geht nicht an, diese schlimmen Wahrheiten geflissentlich zu übersehen.

Vor allem gilt es, eines den Proletariern immer wieder mahnend kundzutun: daß auch geistige Beschäftigung — und sie besonders! — Arbeit erheischt, strenge, unablässige, treue Arbeit! Wenn in der Nationalversammlung ein Vertreter der unabhängigen Sozialdemokratie den Ausspruch tat: „Alle Religion ist Menschenwerk; unsere Religion ist die Arbeit", so könnte man ihm freilich billigerweise entgegenhalten, daß — angesichts der gerade von dieser Klasse bevorzugten und geförderten Streiks — ihre Religion sich bislang durchaus negativ bewiesen hat. (Übrigens gilt ihnen die Arbeit ja offenbar nicht als Menschenwerk!) Wenn geistige Erhebung, wenn Läuterung und sittlicher Gewinn erzielt werden sollen, dann muß dem Volke zunächst einmal dargelegt werden, daß Arbeit, sofern sie dieses heiligen Namens würdig sein soll, ein Schaffen bedeutet, ein Wirken von innen heraus, — nicht ein Geschäft, das man betreibt. Daß alle Arbeit Segen und Gewinn in sich selber trägt, — nicht im Erraffen und Feilschen. Erst dann, wenn es dieses begriffen hat, erst dann wird seine Arbeit geweiht und geheiligt werden!

Dazu freilich braucht es die Erweckung des schlummernden Geistes. Es erscheint mir allerdings durchaus verfehlt, ja geradezu lächerlich und frevelhaft, wenn man, wie ein mir bekannter Herr es in seiner Dorfgemeinde unternehmen will, die Arbeiter zunächst für den Haeckelschen Monismus zu reifen sich bemühen möchte. Damit schafft man Verwirrung, Dünkel und betont den Materialismus, die Gesinnungsart des Proletariats, in zustimmend aufdringlichster Weise. Es wird überhaupt gut sein, dort, wo man es besonders mit den Radikalen zu tun hat, von allen speziell religiösen Fragen zuvörderst abzusehen. Wenn man ihnen die Volksdichter, etwa Hebel, Claudius, Otto Ludwig, Gotthelf, auch Eichendorff und Hauff, Timm Kröger oder Reuter, Freytag oder Polenz nahebringt, wenn man es versucht, ihnen den echten, liebenden Sinn für die wahre Heimatkunst zu wecken durch Ludwig Richter, Schwind, Spitzweg, Thoma, Uhde, dann wird man — auf diesem schönen und weihevollen Umwege — sicherer und klarer zum Ziele geleiten, als wenn man darauf aus ist, in den brandenden Streit der Tagesmeinungen einzugreifen. Gerade das erachte ich für das Wichtigste: daß man die Hörer

fern dem Kampfe führe, in den Frieden wahrhaft deutschen Familienlebens, in die Wunder der heimischen Landschaft, die so rein, so innig und hingegeben von unseren wahrhaft volkstümlichen Künstlern gefeiert wurden. Man möge zunächst weniger belehren als unterhalten, anregen, leise, unaufdringlich werben. Weg vor allem mit allen innerpolitischen, parteigebundenen Problemen, die von Beginn an mit unauslöschlichem Mißtrauen verfolgt werden müssen! Erst wenn Liebe, Verständnis, Treue für deutsche Art und Kunst geweckt und gefördert sind, dann erst können die Arbeiter es begreifen, welche Güter es zu erhalten und zu nähren gilt. Beseelung — das ist es, was vor allen Dingen not tut; hier nur kann geackert und Samen gestreut werden. Denn im Grunde — wer möchte diese tröstliche Beobachtung als hoffnungslos verwerfen? — ist der Arbeiter lenksamer als er selbst es für wahr haben möchte. Ist eben dies nicht das Schmerzliche, daß er ratlos und beinahe verlegen seinen Führern Beifall gibt, eben in dem uneingestandenen Bewußtsein seines eigenen unwertigen Urteils? Aber das Mißtrauen gilt es auszurotten, das unbedenklich vom Sozialen auf alles Geistige übertragen wird. Langsam, mit liebender Überzeugung ward von jeher ein Erfolg errungen; und wie auch der radikalste Unabhängige sich der Kinderseligkeit der Weihnachtstage nicht unberührt wird entwinden können, so glimmt eine verstohlene Sehnsucht nach seelischer Befreiung auch im ärmsten, eingeengtesten Proletarier.

Freilich: werden die Arbeiter nicht dennoch lieber zum Tanz oder in die Bierstuben gehen? Wird nicht bald der Überdruß, die Gleichgültigkeit sich breitmachen? Man ist um so mehr zu dieser Frage berufen, als ja schon zu Friedenszeiten Volkbildungsvereine und Volksbildungsbibliotheken, Wohlfahrtseinrichtungen in reichem Maße hervorgerufen wurden, aber zum größten Teile an der Lauheit, der Nichtachtung des Publikums zugrunde gingen, zum mindesten nicht jene Beachtung und Hilfe fanden, deren sie würdig waren. Ist nun so plötzlich der Umschwung geschehen? Die Probe allein vermag es zu entscheiden. Hier wird es sich zeigen, ob sich das Volk bewähren kann, ob es ihm ernst und dringlich ist mit seinen ungestümen Forderungen. Anders wird es sich dem Spotte und Gelächter des Auslandes preisgeben, — das „Volk der Dichter und Denker".

Zum Schlusse noch ein Gleichnis, eine Parallele aus glücklicheren Tagen. Als im August 1914 unsere Truppen hinauszogen, da konnte sich die ungewohnte Begeisterung der Heimat nicht genugtun in Liebesgaben. Man überschüttete die Soldaten auf allen Stationen mit Schokolade und belegten Broten und mußte es schmerzlich gewahren, daß die Übersatten die allzu willig gereichten Spenden gleichgültig, nichtachtend aus den Bahnwagen warfen. Man hüte sich jetzt, auf geistigem Gebiete dasselbe zu tun! Man dränge und überhaste nichts! Allzu leicht kommen sonst Verdruß und Abkehr, allzu rasch ist aufgebraucht, was man später in mageren Tagen traurig vermissen muß. Langsam und vorbedacht nur soll man einen Weg beschreiten, der zu einem Walde hinleitet, der noch fremd und düster wartet, und in welchem man sich nur allzu leicht im Sumpfe oder geilen Schlingkraute verlieren kann... Ernst Ludwig Schellenberg



Augen

Eines der allerausdrucksvollsten Organe des Menschen ist sein Auge. Und doch: wie wenig kennen wir es! Wie sehr täuschen wir uns darüber, was es auszudrücken imstande ist. Denn in der Tat fassen wir nicht sowohl die verhältnismäßig nur geringfügigen Zusammenziehungen der Pupille auf, als die gesamte Umgebung des Auges, d. h. das Muskelspiel derjenigen Gesichtsteile, die es umgeben. So sind wir denn höchst erstaunt, wenn wir das Auge in einer anderen Stellung sehen als gewöhnlich — besonders, wenn wir es in umgekehrter Richtung erblicken. Das zeigt etwa jenes Spiel, das zuweilen von Kin-

dem als „Mumienspiel“ getrieben wird: einer der kleinen Teilnehmer wird mit den Füßen voran unter ein Bett oder ein Sofa gesteckt, der Kopf sieht etwas darunter hervor; wir nehmen also das Auge in umgekehrter Richtung wahr. Der eigenartige Eindruck wird verstärkt, indem das Gesicht von der Nase an nach unten verdeckt ist, während nach der anderen Seite die Haare durch eine Maske oder eine an die Augen sich anschließende Malerei verdeckt werden.

Bekannter ist ein Gesellschaftsspiel, bei dem die Aufgabe gestellt wird, eine der uns vertrauten Personen nur nach den Augen zu erraten. Einer der Teilnehmer der Gesellschaft wird aus dem Zimmer geschickt und darf, wenn er wieder hereintritt, sich nur einem Platz nähern, von dem er die Teilnehmer nicht sieht. Dort erblickt er eine auf einem Stuhle sitzende, durch ein weißes Laken ganz verhüllte Menschengestalt, von der durch einen kleinen ovalen Ausschnitt nur das Auge sichtbar ist. Obwohl wir doch unsere nächsten Bekannten, insbesondere unsere Familienmitglieder, an den Augen erkennen zu können glauben, stellt sich bei diesem Spiel sehr häufig heraus, daß dies weit größere Schwierigkeiten bietet, als man gedacht hatte, ja, daß es uns in vielen Fällen unmöglich ist.

Wie selten ferner die Farbe der Augen selbst solcher Menschen richtig bestimmt wird, die gewissermaßen in großer Öffentlichkeit leben und deren Augen deshalb doch bekannt sein sollten, zeigt das Beispiel Goethes. Welche Farbe hatten seine Augen? Bettina spricht in einer bekannten Erzählung, die sie aus dem Munde der Frau Rat wiedergibt, von den schwarzen Augen des Knaben. Ebenso meint Wieland 1776, daß Goethe schwarze Augen habe; und viele andere Beobachter und Freunde teilten diese Ansicht. Dennoch müssen wir es als unzweifelhaft betrachten, daß der Dichter nicht schwarze, sondern braune Augen hatte; wie er denn auch von allen Künstlern, die ihn malten, mit braunen Augen dargestellt wurde. Nur war die braune Iris in Goethes Augen verhältnismäßig schmal, während die Pupille eine ganz außerordentliche Größe besaß; der Physiker von Münchow bezeichnete sie als „fast beispiellos“.

Offenbar also kennen wir Form und Farbe der Augen und den Grund ihrer magischen Gewalt recht wenig. In der Tat ist es überaus schwer, in Worten auszudrücken oder zu erklären, wie der außergewöhnliche Einfluß zustande kommt, den Menschen durch ihre Augen aufeinander ausüben können. Von der vielgestaltigen Skala der Augensprache, die in der Liebe und im Flirt eine so große Rolle spielt, soll hier nicht einmal die Rede sein. Wie kann uns aber das Auge eines Menschen zuweilen anziehen, uns an ihn fesseln und seinem Einfluß unterwerfen! Wirklich lebendig wirkt der geistige Strom, der von einem Menschen zum anderen fließt, überhaupt erst dann, wenn sie sich gegenseitig anblicken. Ja, dieser merkwürdige Einfluß wird sogar von Blinden gespürt. So hat der blinde Dichter Oskar Baum, der aus seinen Werken wiederholt vor einem großen Zuhörerkreise vorgetragen hat, erzählt, daß der eigenartige Kontakt, der zwischen Rednern und Hörern stattfinden muß, wenn eine Vorlesung oder ein Vortrag wirklich gut sein soll, auch von ihm nur dann erreicht werde, wenn er die Augen des Publikums auf sich gerichtet fühle: „Man könnte ja wohl glauben, der Redner sieht die Spannung oder Interesselosigkeit in den Gesichtern vor sich; aber das kann es allein nicht sein. Denn woher hätte ich dann die gleiche Empfindung? Und ich fühle genau den Ausdruck der hundert Augen, die auf mich gerichtet sind, wie mir denn überhaupt — und andere Blinde bestätigen mir das durch ähnliche Beobachtungen — auch im Gespräch mit einem einzelnen immer erscheint, als redete ich nur zu seinen Augen. Der Blick, der auf mich gerichtet ist, ist für mich eine Charakteristik der Person. Ich wurde oft schon in der Unterhaltung mit besten Freunden gestört, wenn sie mich nicht ansahen und wenn man, wie man es begreiflicherweise gewöhnlich zu machen pflegt, sobald man mich nicht versteht oder mit dem, was ich sage, nicht einverstanden ist, die fragenden Blicke statt an mich, an meine Begleitperson richtet.“

Die magische Kraft des Auges kommt in den Sagen und Mythen ursprünglicher Völker fast von Anfang an zur Erscheinung. Die menschliche Phantasie findet das Auge allenthalben in der Natur wieder. Wenn Schiller die Sonne „des Tages Flammenauge“ nennt, so ist dies

ein dichterisches Bild, das schon Jahrtausende alt war. Schon Hesiod nannte die Sonne „das alles schauende Auge des Zeus".

Auch die außergewöhnliche Stärke des Einflusses, den namentlich bestimmte Menschen durch ihre Augen auf andere üben, ist in der Dichtung aller Zeiten und Völker geschildert worden. In schönen Beispielen tritt er in manchen der großen Volksepen zutage, mit denen die Heldenzeit der meisten Nationen schließt. Homer nennt seine Achäer „blankäugig". Die Helden der französischen Epen haben strahlende Falken-, Löwen- oder Drachenaugen. Ebenso zeichnen sich die Helden aller anderen Nationalepen durch große, nach Form und Farbe ausgezeichnete Augen aus, in denen Mut und Kraft leuchten

Aber die Augen können auch der Zerstörungswut oder der Lust zum Bösen Ausdruck geben, wenn solche Neigungen in der Seele von Göttern (wie Loki) wohnen. Auch bei Menschen sind sie anzutreffen. So hatte Sigurd als Zeichen seiner Grausamkeit Augen, die von kleinen Würmchen fleckig erschienen. Auch kennen die isländischen Sagas Zauberkünstler, deren böser Blick eine Fläche Landes für alle Zukunft unfruchtbar machen kann. Der Aberglaube aller Völker hat denn auch die Lehren vom bösen Blick und seinen zauberhaften Wirkungen in ein umfangreiches System gebracht; noch heute kämpfen Schulen und ärztliche Wissenschaft zum Teil vergeblich dagegen an.

Die glühenden Blicke eines bewunderten Helden können versteinern und lähmen. So vermochte Karl der Große, wenn er in Zorn geriet, mit seinen drohenden Augen die Menschen in den Staub zu zwingen. Aber sinnlose Wut und unbelehrbarer Trotz lagen bei ihm dicht neben einer Weichheit des Gemüts, die in einer der schönsten Erzählungen über ihn zum Ausdruck kommt. Die Dichtung hat sie mannigfach umkleidet, zumal da auch in ihr das Auge mit seiner zündenden und charakterkündenden Kraft eine Rolle spielt. Es war einmal in Italien, als Karl ein großes Zeltlager aufschlug. Alle Armen der Umgebung ließ er hier freigebig bewirten. Unter dem Volk, das deshalb zuströmte, erweckt ein hübscher Knabe die allgemeine Aufmerksamkeit: als Anführer einer ganzen Jungenschar stolziert er unbefangen und dreist im Lager umher, greift unbescheiden nach den ihm zusagenden Gerichten und zeigt in jeder Bewegung Keckheit und Kraft. Insbesondere gewinnt er die Neigung der Krieger Karls durch seine Löwen- oder Falkenaugen; und die weisen Ratgeber sagen dem König, daß ein Kind mit solchen Augen im Kopfe zweifellos von hoher Geburt sein müsse. Infolgedessen läßt Karl dem Knaben, als er sich zur Heimkehr wendet, heimlich einige Leute folgen; diese entdecken in einem nahen Walde die Mutter des Jungen, von der sich nun herausstellt, daß sie die verbannte Schwester Karls ist, die hier in Not lebt. Sein alter Zorn gegen sie braust empor. Schon will er sie schlagen. Da aber fährt ihr Sohn Roland gegen ihn an, ergreift gewaltsam seine Hand und preßt sie voller Wut so heftig, daß das Blut aus den Nägeln spritzt. Karl aber läßt voller Entzücken über den Mut und die Kraft des Knaben seinen Zorn fahren und nimmt seine Schwester wieder in Gnaden auf, so daß der Knabe nun zu Hofe kommt.

Wie hier das leuchtende Auge die heldenhafte Abkunft von Klein-Roland verriet, so finden wir dasselbe Motiv in manchen anderen Volksepen. Das Auge ist es, das Thor verrät, wie er sich als Braut verkleidet hat. Das Auge wird für Helge zum Verräter, wie er als Sklavin verkleidet den Mühlstein dreht. Das Auge ist es, dessen Mut und Kraft den kleinen Olav Tryggvason unter seinen Spielkameraden hervorleuchten läßt.

So sehr erschien früheren Zeitaltern das Auge als der Sitz von Mut und Kraft, daß in der persischen Sage der Held Isfendiar, der sich eine undurchdringliche Haut geschaffen hat, nicht an der Ferse und nicht zwischen den Schultern — wie bei Achilles und Siegfried —, sondern nur dann getötet werden kann, wenn er mit einer bestimmten Waffe ins Auge getroffen wird. Und in der Tat ereilt ihn das Geschick, wie der hellenische und der germanische Held auch an der verwundbaren Stelle getroffen wird. Der Orient hat noch eine andere Sage aufbewahrt, welche die Zerstörung der Augen eines Mannes betrifft, der seiner ganzen Um-

gebung als Vorbild erschienen war. Diese Sage gehört dem buddhistischen Gedankenkreise an. Es ist die Erzählung von dem Prinzen Kunâla, dem Sohn des großen Königs Asoka, der etwa ein viertel Jahrtausend vor Christi Geburt lebte.

Der gewaltsame Verlust des Augenlichts ist ein Schicksal, von dem uns die Geschichte zahllose Beispiele erzählt. Wollte ein Mächtiger jemand besonders schwer strafen oder schädigen, so ließ er ihn blenden. Unter verschiedenen Völkern des Altertums war das Blenden auch als Strafe zur Sühnung bestimmter Verbrechen üblich; namentlich bei Tempelraub, Ehebruch, Falschmünzerei. Die Sage von König Oedipus, der unbewußt Blutschande geübt hat und deshalb selbst die Strafe der Blendung an sich vollzieht, ist durch Sophokles in dichterisch ergreifender Form behandelt worden. Zur Zeit der Völkerwanderung wurde die Strafe der Blendung, bei den Franken zur Zeit der Merowinger angewandt, im Mittelalter namentlich von dem Hohenstaufenkaiser Heinrich VI. in Italien. In der Renaissancezeit kommt die Blendung als besonders niederträchtige Art der Rache vor. Konrad Ferdinand Meyer hat uns dies in seiner „Angela Borgia" an dem Beispiel jenes Kardinals gezeigt, der seinen eigenen Bruder blenden ließ.

Gegenwärtig wird die Blendung bei keinem zivilisierten Volke mehr geübt, abgesehen davon, daß im Weltkriege das Ausstechen der Augen hin und wieder als scheußliches Einzelverbrechen vorgekommen sein mag. Im Orient dagegen gilt die Blendung noch heute als Strafakt. Um die Blendung vorzunehmen, wird vor die Augen des Verurteilten ein glühendes Metallbecken gehalten, falls man ihm die Sehkraft nicht ganz vernichten, ihm vielmehr noch einen Schimmer lassen will. Soll er aber der Sehkraft völlig beraubt werden, so wird der Augapfel herausgerissen, herausgebrannt oder zerstochen. Ein unmenschliches System wurde in früheren Jahrhunderten in Marokko angewendet: es wurde dem Opfer ungelöschter Kalk auf beide Augen gelegt und mit einer dicken Binde fest gegen die Augen gepreßt. Dann befeuchtete man die Binde nur ein wenig, so daß der Kalk durch das Löschen heiß wurde und nun die übrige Flüssigkeit, die er noch brauchte, aus den Augen herauszog — so daß nach wenigen Stunden die Augenhöhlen völlig leer waren. In der umfangreichen Geschichte der menschlichen Grausamkeit dürfte es nur wenige Methoden geben, die es in ähnlicher Weise ermöglichen, einen Menschen stundenlang entsetzlichen Qualen zu unterwerfen, ohne ihn zu töten.

Ein Trost aber mag allen des Augenlichts Beraubten verblieben sein: derselbe, der alles Mißgeschick allmählich in zartere Farben hüllt. Wer von schwerem Unglück heimgesucht wird, der wird dadurch in eine furchtbare Krisis geworfen: zuerst scheint ihm alles in Stücke zu fallen, er hält sich für einen vom Schicksal so schwer Geschlagenen, daß das Leben keinen Reiz mehr für ihn besitzt. Dann aber übt das Unglück seine läuternde Wirkung; und es brechen nun Kräfte des Gemütes hervor, die selbst einen verderbten Sünder wieder menschlich machen können. Wird aber ein von Natur edler Mensch so heimgesucht, so kann seine Seele gerade nun die zartesten Blüten treiben. Wem das Augenlicht verloren geht, oder auch wer es nie besaß, dessen Blick wird dadurch nach innen gelenkt. Sein Geist kann infolgedessen eine Reife erlangen, wie sie nur wenige sehende Menschen erreichen. Denn alles Vorübergehende, alles nur Glänzende und Glitzernde übt keine Wirkung auf ihn aus; während alles zum Nachdenken Stimmende, alles Tiefsinnige, alles Reinmenschliche seine Seele kraftvoll anzieht und sie mehr und mehr ausfüllt. Was die Menschheit solchen Blinden verdankt, ist schwer in Worte zu fassen. Nicht wenige der tiefsten Gedanken und der feinsten und duftigsten Schönheiten sind aus dem Geiste solcher blinden Seher und Dichter geboren.

Dr. Ernst Schultze



Vom „Imperialismus der Idee“

Also schrieb Herr von Bethmann in seinem berühmten Briefe an Lamprecht, den dieser zur Zeit der Zabernschen Wirren in der „Vossischen Zeitung“ veröffentlicht hat: „Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann. Erst vor einigen Tagen hat Edmond Rostand bei der Gründung einer französischen Gesellschaft für Kulturpropaganda von dem Imperialismus der Idee gesprochen und dabei gesagt: C'est au moment qu'on veut redoubler de force, qu'il faut redoubler de grâce. Für diese Seite des Imperialismus scheinen mir noch nicht alle Deutschen reif zu sein.“

Als der Krieg begann, haben wir dann erlebt, wie Herr von Bethmann Hollweg sich die Politik der feineren Mittel und die Verdoppelung der deutschen Anmut im Verkehre mit dem Auslande dachte: ein Schwarm von jenen Steppensöhnen, die in Skandinavien „deutsche Regierungsjuden“ getauft wurden, sollte den Weltsieg des deutschen Gedankens verkünden helfen, wie Herr von Bethmann selbst ihn auffaßte. Auf die Leitung wurde Herrn Erzberger der bekannte Einfluß eingeräumt, von dem man noch in fernsten Tagen in Rumänien, Wien, der Schweiz und nicht zuletzt auch in Belgien singen und sagen wird. Für diese Geistesverfassung — Mentalität nannten es die Neuorientierten — bleibt bezeichnend, daß Herr von Bethmann das, was er an den Franzosen so stark bewunderte, mit beispielloser Leidenschaftlichkeit verfolgte, sobald es ihm in Deutschland entgegentrat. Denn welcher Art war die französische Kulturpropaganda und ihr Imperialismus der Idee? Wir wissen, daß alle die Vereine, die als „Souvenir français“ dem Andenken der auf lothringischem Boden gefallenen Kämpfer von 1870 zu huldigen oder als „Lorraine sportive“ die körperliche Ertüchtigung der Jugend zu fördern vorgaben, und als Turn- und Alpenvereine die italienische Jugend gegen Deutschland aufstachelten, ihr Heimathaus hatten in dem „Central Committee of national patriote Organisations“ zu London. Dort wurden die Drähte gezogen, an denen die Marionetten in der ganzen gegen Deutschland zu verhetzenden Welt tanzten. Insbesondere wurde auch von dort die Tätigkeit der „Association pour la vulgarisation de la langue française“ gefördert, die unter dem Einflusse der großen „Alliance française“ stand, die zwar ihren Wohnsitz in Paris hatte, sich aber in Belgien in einzigartiger Weise der Pflege der französischen Sprache und Kultur befleißigte. Die von dieser Gesellschaft herausgegebenen Flugschriften haben mehr als alles andere für die Verwelschung des Landes und die Verhetzung der Gemüter gearbeitet. Und jeder mit der Ehrenlegion Gezierte oder nach ihr lungernde Französling, deren wir auch in Deutschland gehabt haben, hat pflichtgemäß jeden Vlamen verdächtigt, der unserer deutschen Kultur bereites Verständnis entgegenbrachte. Herrn von Bethmann Hollweg aber, der Rostands Verschleierung der brutalsten Angriffspolitik gegen das uns stammverwandte Volk der Vlamen so liebenswürdig beurteilte, scheint ganz entgangen zu sein, wie unsere Feinde selbst über die in Belgien unbestreitbar gegebene Sachlage gedacht haben. Raymond Colleye, der Herausgeber der „Opinion walonne“, die zur Zeit der deutschen Besetzung Belgiens in Paris erschien, drückte vor Jahresfrist sein Erstaunen über das deutsche Vorgehen in Vlaenderen aus. Die Walen hatten gefürchtet, daß Deutschland bei seinem Einmarsche in Belgien mit sorgfältig vorbereiteten Aufrufen sich an das vlämische Volk wenden und diesem seine seit der berühmten „Indépendence belge“ immer mehr geraubte sprachliche Selbständigkeit in Schule und Verwaltung und die daraus entspringende wirtschaftliche Gleichberechtigung mit den Walen wiedergeben würde. Mindestens eine Division Freiwilliger würde dann nach Colleyes Überzeugung aus den Reihen der begeisterten Vlamen unter die deutschen Fahnen geeilt sein! Das gleiche Vorgehen hatten wir alle erwartet, die wir seit Jahrzehnten in dem Sprachkampfe der Vlamen den Freiheitsschrei des nächst Irland unterdrücktesten aller Völker

genommen hatten. War denn nun der von uns vertretene deutsche Gedanke minderwertiger als Herrn Rostands Vergewaltigungsbestrebungen? Oder war das, was wir in Dichtung und Schrifttum den Vlamen seit Hoffmann von Fallersleben „von der Maas bis an die Memel" und von Klaus Groths „Modersprak" bis auf die Mahnungen unserer Tage geboten haben, wirklich so minderwertig im Vergleiche mit Herrn Rostands Kulturpropaganda und seinem Imperialismus der Unterdrückung?

Es waren herzzerreißende Schilderungen, die der von der tiefen Not seines Volkes erfüllte Antwerpener Claudius Severus in „Vlaenderens Wehklage" gab. Dem Reichsdeutschen steht dieses reichbegabte Land nur vor Augen in der alten Pracht seiner Dome und Paläste, seiner Stadthäuser mit gotischen Kaufhallen und wehrhaften Glockentürmen. Aber man höre den Warner:

„Daneben schlagen wir Vlamen den Rekord in Unwissenheit und Unbildung. Zu Hamme, einem großen Dorfe Ostvlaenderens, können 30 vom Hundert der Bewohner nicht schreiben; aber selbst in Gent gibt es 50 vom Hundert, welche die einfachen Rechenarten nicht kennen. Ich muß noch andere Vorzüge hervorheben: daß wir den Rekord schlagen im Mißbrauch der Getränke, den Rekord im Tiefstand der Arbeitslöhne, den Rekord in der Frauen- und Kinderarbeit, den Rekord in der Kriminalität und in der tiefsten Sittenlosigkeit. Vlaenderen ernährt auf seinem Boden das unbeholfenste und unmündigste Volk, das in Europa seinesgleichen nicht findet und vielleicht zurücksteht hinter den Bewohnern chinesischer und japanischer Hintergassen."

Wer je in die Tiefen dieses Elendes geschaut und von dort den Blick zurück gerichtet hat auf das verlotterte Brüssel unter dem Einflusse der Pariser Advokatenregierung, muß im Tiefsten Claudius Severus beistimmen in der Schilderung von der breiten dort aufgähnenden Kluft:

„Ganz unten stehen die drei Millionen armer Schlucker, die von ihrem Dialekt als einzigem geistigen Kapital zehren. Ein Volk, das nichts besitzt, als seinen Dialekt, ist aber außer jeder Fühlung mit der Welt. Ein solches geistiges Elend ist über Vlaenderen, nein über ganz Belgien gebreitet. Sein Zentrum ist Brüssel, der Brennpunkt des Ganzen, wo die Mehrheit der Bevölkerung weder gut Vlämisch, noch gut Französisch kennt: es ist die Hauptstadt der geistigen Zwitter. Und diese Stillosigkeit der geistigen Kultur kriecht von Brüssel aus weiter über ganz Belgien, auch über Walenland. Ihre Früchte sind das Formlose, Unselbständige, Untüchtige, Ungediegene, Unordentliche, Zuchtlose, das Fehlen an Persönlichkeiten überhaupt."

Da haben wir aus der Feder eines Vlamen, der über alles sein Vaterland liebt, die Antwort auf die verdoppelte Anmut der französischen Forsche im Aufschwunge ihrer Afterkultur! War es nicht ein wahrhaft kaiserlicher Gedanke, diese schöne Mundart anzuschließen an das gemeinsame Niederdeutsch von Boonen und Kales bis nach Reval hinauf? Für jeden britischen und französischen Staatsmann wäre das selbstverständliche Ehrenpflicht gewesen!

Und wie sieht es heute in dem unglücklichen Lande aus? Die Genter Hochschule ist wieder verfranscht, die Führer der Vlamen sind landflüchtig, den Treusten droht das Henkerbeil an derselben Stätte, wo einst Egmont das spanische Schaffot beschritten hat: aus keinem anderen Grunde, als weil sie gegen die verhaßte Fremdherrschaft sich gewehrt haben.

Wahrlich: wenn unsere Vlamenpolitik nicht von vornherein geboten gewesen wäre, so würde die brutale Mißhandlung des germanischen Stammes, dem das Land seine alte Blüte verdankte, nachträglich die glänzendste Rechtfertigung unserer Auffassung und die restlose Verurteilung der Bethmannschen Halbheiten sein!

Nun hat selbstverständlich sowohl auf vlämischer wie auf Seite der Walen die völkische Vorliebe für den verwandten Stamm zurückgestanden hinter der weltpolitisch entscheidenden Frage, ob das in den Verträgen von 1818 und 1831 durch die Vertragsstaaten gegen Frankreichs Vergewaltigung geschützte Südniederland zum britischen Brückenkopfe werden solle oder ob Deutschland in dem ihm von England aufgezwungenen Vernichtungskriege sein Daseinsrecht siegreich verteidigen und damit die vlämische Küste zum Bollwerke einer vom

Vampyr des Festlandes erlösten Selbständigkeit Europas machen werde. Alle Erörterungen zu dieser Schicksalsfrage dürfen wir uns ersparen; das Nähere steht nachzulesen im Konversationslexikon unter Karthago.

Freilich hat bei Ausbruch des Krieges kaum jemand daran gedacht, daß das 1839 unter den Schutz von vier Großmächten gestellte Belgien jetzt auf Deutschlands Kosten eine Größer-Belgien-Politik betreiben würde! Aber auch diese ist doch nur eine nachträgliche Rechtfertigung unseres Einmarsches und die schärfste Verurteilung der wehleidigen Entschuldigungsbitte des Herrn von Bethmann Hollweg. Oder ist es noch notwendig, an Haldanes Ausspruch zu erinnern, daß England an unserer Stelle am 3. August mit allen verfügbaren Torpedo- und U-Booten ausgefahren wäre, um die Truppentransporte der Inselmacht an die französische Küste zu verhindern? Herr von Bethmann Hollweg aber hat am 4. August im Reichstage erklärt, daß unser Einmarsch auf belgisches Gebiet den Geboten des Völkerrechts widerspreche und daß wir das Unrecht, das wir damit tun, wieder gutzumachen suchen würden. Ja mehr als das: nachdem von England der Krieg erklärt war, hat er in der Unterredung mit dem Botschafter Goschen von einem „Stück Papier" gesprochen, um dessen willen Großbritannien Krieg mit einer verwandten Nation führen wolle, die nichts Besseres wünsche, als mit ihm befreundet zu bleiben.

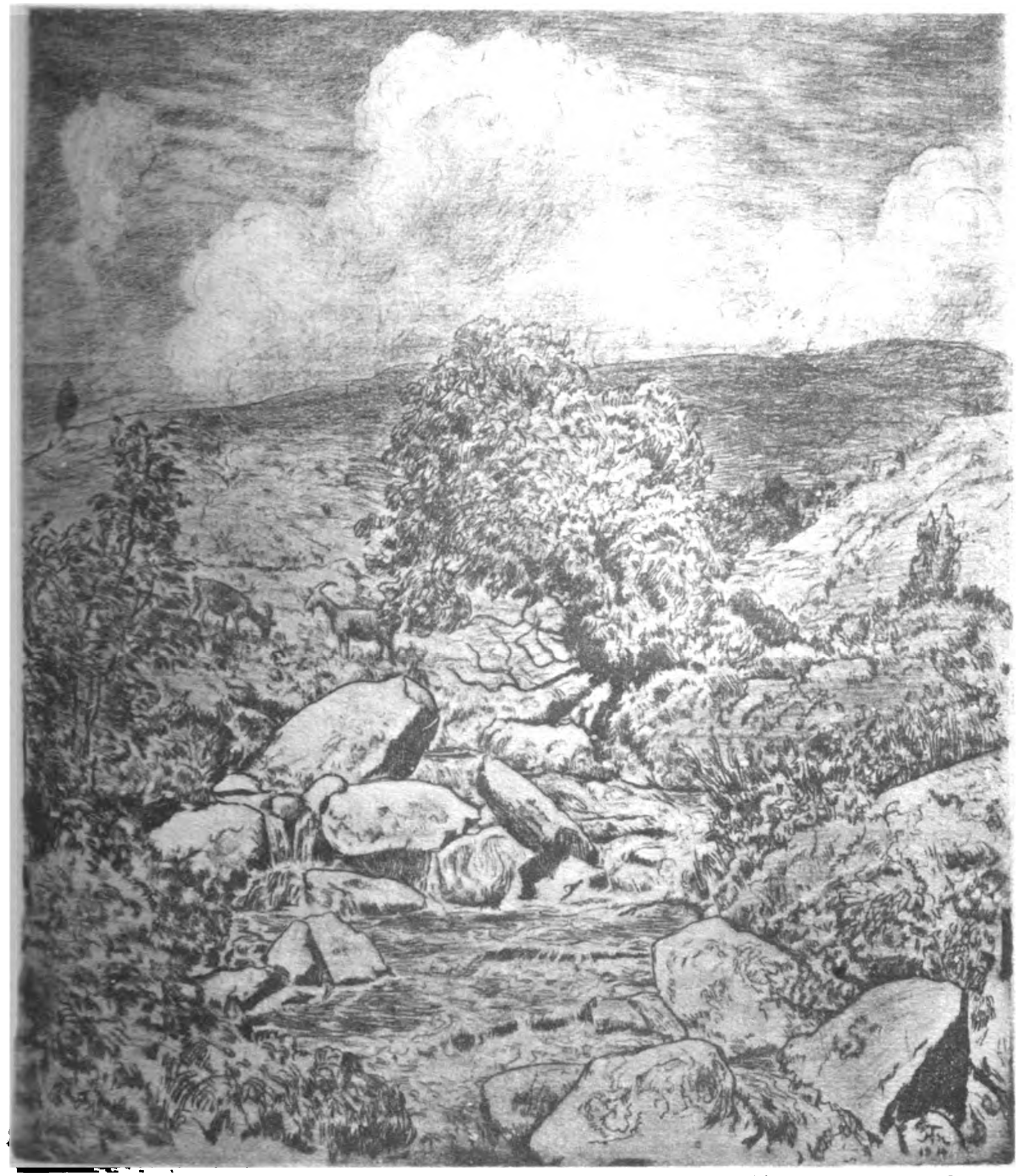
Längst war klar, daß England der einzige Urheber der ganzen gegen Deutschland betriebenen Einkreisung war, aber der Welt gegenüber bezeichnete die britische Politik doch als Kriegsgrund die Nichtbeachtung des Vertrages vom 19. April 1839, in dem Preußen die belgische Neutralität anerkannt hatte. Diese aber hat Belgien selbst ganz unzweifelhaft damit gebrochen, daß es, den Anordnungen des englischen Generalstabes folgend, sich in eine gegen Deutschland gerichtete Politik eingelassen hat. Uns hingegen stand aus dem Vertrage von 1831, wie Josef Kohler noch kurz vor seinem Tode unwiderlegbar nachgewiesen hat, das Einmarschrecht als eine Servitut zu, die unabhängig von der Zustimmung der anderen Vertragschließenden bleibt. Die von unseren allzudeutschen Allzugerechten hiergegen erhobenen Einwände, wie z. B. K. Hampes in seinem Werke „Das belgische Bollwerk", sind also rein rechtlich hinfällig. Der deutsche Reichskanzler aber hatte bei Kriegsausbruch selbst im Falle der Bestreitbarkeit der Servitut zweifellos die Pflicht, die Beweislast dem Gegner zuzuschieben, anstatt den Krieg mit einem weinerlichen Reuebekenntnisse zu beginnen.

Inzwischen feiert die Politik der feineren Mittel auf feindlicher Seite noch ganz besondere Triumphe: Belgien, das während des ganzen Krieges über deutsche Vergewaltigung geklagt und die Rechtsbeständigkeit des Vertrages von 1839 uns gegenüber bestritten hat, verlangt jetzt dessen Aufhebung und fordert, daß ihm Holländisch-Limburg und Seeländisch Vlaenderen zurückgegeben werden, die seit 1795 und 1585 ununterbrochen zu den Niederlanden gehört haben, was also der Vertrag nur bestätigen konnte. Daß dieser Handel schließlich von Holland durch Öffnung der Schelde beglichen wird, ändert nichts an Belgiens Anerkennung des Vertrages von 1839 und Deutschlands bei Kriegsausbruch bestandenem gutem Rechte!

Fritz Bley

Auf Cagliostros Spuren

Das deutsche Gemüt scheint immer den einen oder anderen dämmerigen Schlupfwinkel nötig zu haben, wohin es sich gegen äußeren Druck rette. Ein moderner Psychiater stellte kürzlich fest: es macht sich heute wie immer in Zeitläuften hochgradiger Seelenspannung in den Massen eine erhöhte Hinneigung zur Beschäftigung mit okkulten Wissenschaften bemerkbar; und die Cagliostros und Rasputins gehen wieder durch die Straßen als Rattenfänger der letzten Reste vernunftklarer Erkenntnis.



Nach einer Radierung von Hans Thoma

Beilage zum Türmer

Es berührt eigen, daß der leider zu Unrecht in Vergessenheit geratene Prosaiker Heinrich König in seinem verschollenen Werke über „Georg Forsters Leben in Haus und Welt“ ein ähnliches Urteil über den Zeitabschnitt vor Losbruch der großen Revolution fällte. Gegen seine landesväterlichen Tyrannen suchte man damals in Deutschland geheime Gesellschaften und Naturgeheimnisse auf, wie man sich später unter der Fremdherrschaft der Franzosen in die spekulative Philosophie und in die romantischen Dämmerungen der Poesie flüchtete — ein Zug, der sich auch heute wieder deutlich wahrnehmen läßt.

Zu jenen Verbindungen gehörte der Bund der Rosenkreuzer, der anderthalb Jahrhunderte früher durch mancherlei Schriften aus seinem alten Dunkel hervorgetreten, aber bald wieder in Vergessenheit gefallen war. Unter dem Aushängeschild einer Verbesserung der Kirche und Begründung der öffentlichen Wohlfahrt verdeckten die Bekenner mit ihren Schurzfellen und wunderlichen Symbolen oft nur das Kohlenfeuer der Alchimie, in deren Kesseln und Retorten die unedlen Metalle sich in reines Gold läutern sollten. Man forschte nach der Substanz des Allebens. Es galt, ein Mittel zu entdecken, das durch den in ihm enthaltenen Urstoff aller Materie — die Hyle — jeden Körper in seine Urbestandteile zerlegt. Diesem Stein der Weisen sollte zugleich die Kraft beiwohnen, allen Krankheitsstoff aus dem Menschen zu entfernen. Natürlich wollte man, um des Goldes froh zu werden, das man so reichlich zu gewinnen hoffte, auch gesund, womöglich unverwüstlich sein und lange leben auf Erden. Während man schon im dreizehnten Jahrhundert glaubte, daß eine kleine Menge dieses Steinstoffes eine große Menge Metall umwandeln könne und annahm, daß z. B. Quecksilber bei seinem Übergang in Gold zusammenschrumpfe, war man zu dieser Zeit vielfach der Meinung, daß einige Körnchen des grauen Pulvers einen silbernen Löffel in einen rein goldenen von größerem Gewicht verwandelten. Mit andern Worten, man huldigte dem Irrwahn, der Stein der Weisen könne neue Materie aus nichts erzeugen. Aber nicht bloß die Goldtinktur, auch Ermittelungen aus der Region der Unsterblichkeit durch Verkehr mit den Abgestorbenen, also das, was wir heute noch unter Spiritismus kennen, gehörte zu den Bestrebungen des Rosenkreuzerbundes. Solche Mysterien waren gewöhnlich mit religiösen Weihen verbunden. Sich mit überirdischen Mächten und mit Gott selbst in Verbindung zu setzen, dienten feurige Gebete, und diese zu erregen und zu steigern gehörte mit zu den Weihen. Die Gesundbeterei, die noch in unsern Tagen, namentlich in Amerika, ihr Wesen treibt, ist auf diese Strömung zurückzuführen; auch das Bekehrungssystem der Heilsarmee, mit dem Zweck, die Sünder in einen durch Gebete und Gesänge erzeugten Zustand der Ekstase auf die Bußbank zu zwingen, beruht auf ähnlichen Grundlagen.

Indes war es dies nicht allein: eine ganze Sippschaft von Schwärmern, Gauklern und — Gaunern zigeunerte in der damaligen Zeit in Deutschland herum und fand allerorts regen Zulauf. Geheime Zirkel, die sich mit allerhand mystischem Beiwerk umhüllten, schossen wie Pilze aus dem Boden; mit wahrer Inbrunst wurde den verschiedensten okkultistischen Bestrebungen obgelegen, die sich als eine Art geistiger Epidemie von Frankreich her verbreiteten. Auf diesem Wege wurden auch denkende Männer von Meßmers magnetischer Materie angezogen. Ein umfassendes Treiben entwickelten ferner die Illuminaten, die von König als die „jesuitischen Gegenfüßler der Jesuiten“ gekennzeichnet werden. In Bayern war Pater Gaßner an der Hand mit Wunderkuren und Teufelsaustreibungen. Der Graf St. Germain erregte Aufsehen, weil er — ein Cagliostro im Westentaschenformat — behauptete, ein Lebenselixier zu besitzen, durch welches er selbst schon dreihundert Jahre alt wäre. Und wenn er nebenher auch noch Diamanten machen konnte, so blieb dagegen dem Kaffeewirt Schröpfer, ungeachtet seiner Beziehungen zur vierten Dimension, nichts übrig, als hienieden bankrott zu machen und durch eine Kugel sich aus dieser schnöden Welt zu seinen Geistern hinüberzuretten.

Gewissermaßen ein geistiges Zentrum dieses dunklen Treibens bildete sich in Kassel. Das läßt sich aus der krankhaften Mischung der dortigen Atmosphäre, besonders der Hofluft,

leicht erklären. Gerade am landgräflichen Hofe tauchten allerhand rätselhafte Charaktere, wunderliche und nebelhafte Persönlichkeiten auf, die bedenklich viel von Hochstaplertum an sich hatten. Eine solche eigenartige Erscheinung war eine bettelhafte französische Marquise, die im Sommer 1782 ihren Einzug in die Residenz hielt. Witwe eines spanischen Granden, galt sie für unermeßlich reich und verstand es, den Glauben an ihre Reichtümer ähnlich wie weiland Madame Hubert so lange aufrecht zu erhalten, bis sie gar zu offenkundig auf eine Pension des Landgrafen Jagd machte und zur Augustmesse ihrem hohen Gönner eine goldene Dose von 150 Louisdor an Wert abschnorrte. Diese siebzigjährige alte Hexe war gekommen, dem Landgrafen einige Geister zu zeigen, erklärte ihn aber für nicht fromm genug, vom Teufel in körperlicher Gestalt versucht zu werden. Sie war von einem alten Franzosen begleitet, einem halben Narren und Taschenspieler, der den Leuten erzählte, daß die heilige Dreifaltigkeit zur Taufe jener Alten herabgekommen sei. Zu seiner Empfehlung erzählte der alte Herr mit feierlicher Ausschmückung, wie er in Paris eine Frau vom bösen Geiste wirklich befreit habe. Er legte ihr nämlich seine Hand auf die Brust, worauf sich der Teufel alsbald abwärts flüchtete. Er aber folgte ihm mit der Hand und trieb ihn aus einer Verschanzung in die andere hinab, bis dem beängstigten bösen Geist kein anderer Ausweg übrig blieb, als wo ihn der Beschwörer in einem bekannten schnell ergriffenen Topfe einfangen konnte.

Wenn sich das niedere Volk von all den mystischen Gaukeleien betören ließ, so ist das ohne weiteres begreiflich. Staunen aber muß man, daß Leute von einigem geistigen Range, Männer gesetzten Lebensalters und reifer Erfahrungen sich fast widerstandslos diesen dämmerdunklen Einflüssen hingaben. Allerdings muß man sich gerechterweise vor Augen halten, daß gewisse Geheimbestrebungen jener Zeit sich des allerhöchsten Wohlwollens erfreuten. Sogar Friedrich der Große trat als Beschützer der Alchimie auf. Eine Frau von Pfuel widmete sich mit ihren beiden Töchtern in Potsdam auf seine Kosten der Kunst des Goldmachens.

Der schwärmerische Drang nach unbegrenztem Wissen mag diese Leute von Bildung und Ansehen der geheimen Verbrüderung in die Arme getrieben haben. Doch scheint es in Kassel auch nicht an Männern gefehlt zu haben, die verlockend oder verführend wirkten. Selbst der Kurator des Karls-Kollegiums, der Minister von Fleckenbühl, genannt Bürgel, scheint dem Bunde angehört zu haben. Ebenso steckte Mauvillon, der Verfasser des bekannten Werkes „Die preußische Monarchie unter Friedrich II.“, in allen geheimen Verbindungen jener Zeit, und aus seiner nachmaligen Freundschaft mit dem Grafen Mirabeau läßt sich auf verwandte revolutionäre und moralisch ungebundene Denkungsart schließen. Dem Kreis der Geheimbündler schloß sich alsbald auch Georg Forster an, der als Weltumsegler eben in den Salons bestaunt zu werden begann. Dieser wiederum zog seinen intimen Freund Sömmering nach sich, um der Freundschaft eine besondere mysteriöse Weihe zu geben. Beide durch fromme Erziehung gläubig und selbst durch ihre exakte Wissenschaft auf Wunder und Wandlungen in der Natur hingewiesen, gerieten durch den unbesonnenen Schritt in einen geistigen Konflikt, der sich in ihrem späteren Briefwechsel oftmals widerspiegelt. Als Naturforscher mögen beide Freunde besonders bei den alchimistischen Tiegeln der Rosenkreuzer und den Versuchen zur Gewinnung der Goldtinktur bemüht gewesen sein. Sie haben wahrscheinlich solchen Versuchen oder deren betrügerischen Veranstaltern nicht unbedeutende Opfer gebracht. Die dadurch entstandenen Geldverlegenheiten trieben dann nur immer wieder zu den versprechenden Schmelztiegeln. Bei einer späteren Gelegenheit bekannte Forster, wie verlockend für ihn die Eitelkeit gewesen sei, „den großen Zusammenhang des Schöpfungsplanes zu übersehen, und als Vertrauter der Geisteswelt und selbst ein kleiner Halbgott den verborgensten Naturkräften zu gebieten“. Selbst ein Mann wie der kalte und scharfe Denker Lichtenberg, dessen „Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche“ allgemeines Aufsehen erregte, befaßte sich mit demselben Aberglauben mehr, als daß er etwa bloß die Krallen seines Spottes, mit denen er sonst so gern auf die Verkehrtheiten der Menschen schlug, von den heißen Retorten der Goldmacher zurückgehalten hätte.

Er setzte Forster durch die ernstliche Mitteilung in Erstaunen, daß ein gewisser Dr. Price in England vor einer Anzahl sachverständiger Richter Quecksilber in richtiges Gold verwandelt und Proben davon dem Könige vorgelegt habe. Übrigens verhehlte Lichtenberg in Betracht solcher Dinge seine Philosophie nicht. „Ich bin sehr abergläubisch," schrieb er einmal an Forster, „allein ich schäme mich dessen gar nicht, so wenig, als ich mich schäme zu glauben, daß die Erde still stehe. Es ist der Körper meiner Philosophie, und ich danke nur Gott, daß er mir eine Seele gegeben, die dieses korrigieren kann."

Manches spricht dafür, daß auch zu Lavater in Zürich sich geistige Fäden einer geheimen Zugehörigkeit spannten. Fest steht, daß auch der berühmte Geschichtschreiber Johannes Müller in der Kapelle des Geheimbundes, vielleicht auch in der alchimistischen Küche sich als Vertrauter und Betörter bewegte. Müller, später Kustos an der kaiserlichen Bücherei zu Wien, vertauschte bald die Kasseler Luft mit der reineren von Genf, wo er sich mit seiner großen Schweizer Geschichte beschäftigte. Von dort her schrieb er an Forster über seinen Gemütszustand und dieser antwortete ihm mit der Mahnung, ja bei seinem Entschlusse zu bleiben und keine geheimen Gesellschaften und Wissenschaften zu suchen.

Was Forster selbst zur Besinnung gebracht hat, das tritt in einem späteren Bekenntnis zutage: „Ich war ein Schwärmer," heißt es darin, „aber wie sehr ich's gewesen bin, das konnten, weil ich's für Pflicht hielt es zu verbergen, so wenig Menschen wissen. Ich habe alles geglaubt. Die Überzeugung, daß diejenigen, die mich zu diesem Glauben verführten, keine moralisch guten Menschen wären, öffnete mir die Augen; ich glaubte nun das ganze aufgetürmte Gebäude auf einer Nadelspitze ruhend zu sehen, und wie ich die untersuchte, fand ich sie auch verrostet und unsicher."

Bezeichnend ist, daß in dem späteren Gedankenaustausch der Beteiligten dieser dunkle Punkt ihres Lebens mit wunderlicher Ängstlichkeit umgangen wurde. Ob sie durch besondere Schwüre gebunden waren, oder ob mächtige Mitglieder des Bundes ihrem Austritte zürnten und sie mit der Rache der Brüder bedrohten?

D. T. Uermer

Die Auslieferung Deutscher an feindliche Gerichte

Der Satz: Recht oder Unrecht, es gilt mein Vaterland (right or wrong, my country) war auch in diesem Kriege der Leitstern des politisch denkenden Engländers, der, solange ein Vorteil für den Endsieg dabei herausspringen konnte, sich um die Sittsamkeit der Maßnahmen seiner Regierung nur wenig oder gar nicht kümmerte. Der Mann auf der Straße wußte genau so gut wie der Mann im Klub, daß die Northcliffe-Presse log wie gedruckt, wenn sie alle Deutschen als gemeine Lumpen und Verbrecher erscheinen ließ, daß Lloyd George und seine Ministerkollegen zum Besten Englands jedes internationale Recht mit Füßen traten und treten würden, und aus demselben Grunde Zweideutigkeiten sich leisteten, die als Schwindel wirkten. Nach englischer Auffassung war das die verdammte Pflicht und Schuldigkeit dieser Staatsmänner und gehörte zum Geschäft, ebenso wie das Halten von salbungsvollen Reden mit frommen Zitaten der Nächstenliebe und der Völkerbeglückung zur Beruhigung schwacher Seelen und zur Beschwichtigung des Unwillens der gepeinigten Neutralen. Niemals konnte es einem normalen Engländer ernstlich in den Sinn kommen, die Kriegsmaßnahmen seiner Regierung gegenüber dem Feinde aus Gründen verletzten Rechtlichkeitsgefühls stören zu wollen; zuweilen erscheinende Gefühlsduselei war lediglich Maske. Nach allgemeinem englischen Urteil sind die Bedingungen des Friedensvertrages zwar streng, aber gerecht — sind doch die Engländer immer das gottgefällige und gerechte Volk gewesen. Den meisten, die so urteilen, dürfte der Inhalt der einzelnen Bestimmungen

des Vertrages noch unbekannt sein und wahrscheinlich auch bleiben; sie übersehen in ihrer Unkenntnis deutscher Verhältnisse nicht, daß ihre Ausführung Folgen zum Nachteile Englands bringen muß.

So nahmen nur wenige Anstoß an den schmählichen Artikeln, die die Auslieferung des Kaisers und von Mitgliedern des Heeres und der Verwaltung an feindliche Gerichte fordern. Erst nachdem der Vertrag von deutscher Seite unter Zwang ratifiziert war, wies Lord Cecil im Unterhaus auf die Mängel desselben hin, die er in der Besetzung des Saartals, der Abrüstung Deutschlands ohne gleichzeitige Abrüstung der Verbündeten, der unbestimmten Entschädigungssumme, der Trennung von West- und Ostpreußen und in dem Fehlen jeder Gegenseitigkeit in den uns auferlegten wirtschaftlichen Bedingungen richtig erkannte. Von der Schande aber, die England durch die von seiner Regierung erzwungenen Strafparagraphen des Friedensvertrages und durch die von Lloyd George geforderte Aburteilung des Kaisers in London auf sich geladen hat, sprach er, soweit wir bis jetzt unterrichtet sind, kein Wort.

Die Regierung Lloyd George fühlt, so sonderbar dies auch klingen mag, ihr Gewissen schlagen, weil sie genau weiß, daß die Deutschen nicht, wie sie stets behauptet hat, die allein Schuldigen an diesem Kriege sind, und fürchtet, daß nach Eintritt friedlicher Beziehungen zu den Mittelmächten die Wahrheit ans Licht kommen muß. Es wäre nicht unmöglich, daß dann die betrogenen und belogenen Massen von ihrer kapitalistischen Regierung wegen ihrer listigen Anzettelung des Völkermordens und ihrer Begünstigung der panslawistischen und gallischen Begehrlichkeiten Rechenschaft fordern könnten. Durch die Darbietung des Schauspiels der Gerichtsverhandlungen in London hofft Lloyd George Anhang zu werben und die nach Aufregungen lüsterne Menge weiter in der Blindheit des Hasses zu erhalten. Nicht das Bedürfnis nach gerechter Bestrafung vorgekommener gemeiner Verbrechen ist die Triebfeder — solche Verbrechen, die auf allen Seiten vorgekommen sind, können bezeichnet und ihre Ahndung bei den zuständigen Gerichten durchgesetzt werden —, es gilt vielmehr, die Aufmerksamkeit der Menge abzulenken von der Ungeheuerlichkeit der Ausplünderung Deutschlands und dessen wirtschaftlicher Unterjochung durch das anglo-amerikanische Großkapital, und ihr den Glauben durch die auf Jahre sich hinziehenden, theatralisch aufgebauschten Gerichtsverhandlungen einzuimpfen, daß die deutsche Schlechtigkeit noch viel zu gut fortgekommen sei. Diesen Glauben der Welt einzuhämmern, ist die Aufgabe des ehrenwerten Lord Northcliffe, der damit jedenfalls kein schlechtes Geschäft machen will.

Es ist leider bedauerliche Tatsache, daß die große Mehrheit der Engländer in der Kurzsichtigkeit des von Northcliffe aufgepeitschten Völkerhasses noch nicht begreifen kann, welche Nachteile dieses neue Völkerrecht für Nichtengländer, d. h. die Unterwerfung deutscher Offiziere und Beamten unter feindliche Gerichte bei Friedensschluß einmal auch für sie selber haben könnte, wenn die unter englischem Joche seufzenden Völker wie Iren, Inder u. a., eines Tages dem Vorbild der edlen Briten nacheifern sollten. Die Engländer verkennen auch ganz die bedenklichen Folgen, die die Verwendung fremder, farbiger Truppen auf dem europäischen Kriegsschauplatz für das Ansehen der gesamten weißen Rasse, in erster Linie für die Briten selber haben muß. Jetzt wird jedes Negerdorf durch die Erzählungen seiner heimkehrenden Krieger erfahren, daß dieses bisher für allmächtig und unüberwindlich gehaltene England die ganze Welt um Hilfe gegen die gewaltige Kraft der Deutschen erbitten oder erkaufen mußte und dennoch um ein Haar unterlegen wäre, wenn nicht die Deutschen, noch unbesiegt, die Waffen gestreckt hätten. Die heimkehrenden Krieger werden auch noch vieles andere erzählen, was die Engländer lieber nicht getan und gesagt hätten. Die einfachen Völker haben ein feines Ehrgefühl; in ihren Augen wird die Schande, die Lloyd George mittelst des Auslieferungsparagraphen den Deutschen anhängen will, von diesen abgleiten, da sie wissen, daß es bei den Weißen für unanständig gilt, einen zusammengebrochenen, waffenlos am Boden liegenden Feind zu quälen und zu verhöhnen, und erst recht, wenn man mit ihm Frieden

geschlossen hat. Sie werden sich sagen, daß es um die englische Weltherrschaft doch recht schwach bestellt sein muß, wenn die Engländer zu so schmutzigen Mitteln glauben greifen zu müssen.

Es will uns doch sehr sonderbar erscheinen, daß in England der Sinn für sportliche Gerechtigkeit und Anstand so ganz verschwunden sein sollte, daß nicht der Bevölkerung bei ruhigem Nachdenken die Schande zum Bewußtsein kommen müßte, die durch das Auslieferungsverlangen dem englischen Namen zugefügt worden ist.

Konteradmiral z. D. Kalau vom Hofe



Zwei Grenzgrößen des Geistigen

Beim Ableben eines schöpferischen Geistes pflegt dessen Werk noch einmal in den Brennpunkt des öffentlichen Meinungsaustausches gerückt zu werden. Eine solche Auseinandersetzung am Grabe eines geistigen Fackelträgers gibt zugleich einen untrüglichen Maßstab an die Hand dafür, bis zu welchem Grade die von dem Toten verfochtene Idee zum Bestandteil des zeitgenössischen Geisteslebens geworden ist. Überschaut man von diesem Gesichtspunkt aus die Nachrufe, die im deutschen Schrifttum dem toten Haeckel gewidmet worden sind, so fällt auf, wie verschwindend grundsätzliche Äußerungen über den Monismus der Tod seines Schöpfers ausgelöst hat. Und die Erklärung für diese Erscheinung? Sie ist ganz einfach darin zu suchen, daß der Monismus aufgehört hat, ein Streitobjekt zu bilden. Der sogenannte Monismus ist tot und erledigt, die jüngere Gelehrtengeneration kümmert sich kaum noch um ihn, und das Modepublikum ist ihm längst untreu geworden. Wenn aus Anlaß von Haeckels Tode in einer freigeistigen Zeitschrift behauptet wird, der Streit um den Verkünder des Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft brande ungeschwächt fort, so entspricht diese Feststellung durchaus nicht den Tatsachen.

Dem Monismus in der täuschenden Aufmachung einer religionsphilosophischen Lehre ist vorübergehend eine außerordentliche Volkstümlichkeit beschieden gewesen. Haeckels Welträtsel haben eine Verbreitung gefunden, wie sie einem tiefgründigen, von ernsthaftem philosophischem Geiste durchwehten Werke von vornherein versagt bleiben mußte. Die philosophischen Plattheiten, von denen das Buch wimmelt, das geflissentliche Bestreben, alle höheren Denkaufgaben zugunsten eines entwicklungsgeschichtlichen Materialismus auszuschalten, gerade diese Hauptmängel haben dem Werke zu seinem ungewöhnlichen Erfolge bei der kritiklosen Menge verholfen. Diese erblickte in der Haeckelschen Theorie den Ausfluß höchster Weisheit und es schmeichelte ihrem Empfinden, auf eine „Philosophie“ schwören zu können, die ohne besondere Gehirngymnastik zu bewältigen war. Die Welträtsel bildeten eine Zeitlang für unzählige den Dietrich, mit dem sich alle Tore zur Erkenntnis des Lebens im Handumdrehen öffnen ließen. Selbst bis in den geistigen Mittelstand hinein eroberte sich die monistische Naturphilosophie als Weltanschauung eine nicht unbeträchtliche Anhängerschaft. Man bildete sich allen Ernstes ein, eine ganz neue epochemachende Lösung des Weltproblems gewonnen zu haben und verkannte vollständig, daß es sich im Grunde doch nur um die noch dazu mit zweifelhaften Mitteln unternommene Wiederbelebung eines Vorstellungsbereiches handelte, dessen Anfänge weit über die Entstehung des Christentums hinaus zurückreichen.

Die Ernüchterung auf den monistischen Rausch ist verhältnismäßig bald eingetreten. Das Publikum erkannte nicht ohne eine gewisse Beschämung, daß es wieder einmal Steine für Brot gehalten, und daß der Monismus für das religiöse Bedürfnis überhaupt nichts übrig habe. Heute, wo wiederum ein starker religiöser Zug durch die Zeit geht, gilt der Monismus mit Recht als so gut wie abgetan. Schaut man zurück auf die Kultur der Haeckelzeit, so muß

man sagen, daß sie mit ihrem Zurücksinken in den Materialismus kein sehr erfreuliches Kapitel in der Entwicklungsgeschichte unseres Geisteslebens darbietet. Diese Gott sei Dank kurze Periode geistiger Verirrung war durchhallt von dem lärmenden Fanatismus derer, die jeden einen Finsterling schalten, der ihrem Bannerträger Haeckel nicht folgte und der „modernen" Weltanschauung der Monisten gegenüber seine Zweifel zu äußern wagte. Vor dem großen Forscher Haeckel, der emsig in stiller Gelehrtenarbeit den Wissensschatz der Menschheit zu mehren half, wird auch der schärfste Gegner huldigend den Degen senken. Es soll dem alten Haeckel auch nicht vergessen werden, daß er im Gegensatz zu der kläglichen Haltung eines großen Teiles seiner Professorenkollegen während des Krieges stets die Würde der deutschen Wissenschaft nach außen wie nach innen zu wahren gewußt hat.

* * *

Es ist eine nicht seltene tragische Erscheinung im Leben bedeutender Männer, daß sie ihre wertvollsten Kräfte an Aufgaben wenden, für die sie ihrem eigentlichen Wesen nach nicht geschaffen erscheinen. In gewissem Sinne war das wie bei Haeckel so auch bei Friedrich Naumann der Fall. Er gehörte im Grunde ebensowenig in den Wirkungsbereich der großen Politik wie Haeckel in die Reihe derer, die berufen sind, der Menschheit neue Weltanschauungen zu zimmern. Man könnte geneigt sein, es als eine unglückliche Fügung zu bezeichnen, daß Naumann so ganz in den Bann der politischen Idee geraten ist. Diejenigen, die ihn einen Träumer und Phantasten nannten, haben wohl das richtige Gefühl dafür gehabt, daß die in ihm verkörperte geistige Kraft sich segensreicher nach einer anderen Richtung als der rein politischen entfaltet hätte. Die Aufgabe, Nationalismus und Sozialismus zu einer Einheit zu verschmelzen, brauchte ja nicht notwendigerweise auf dem politischen Wege verfolgt zu werden. Vielleicht hätte Naumann ganz andere Wirkungen erzielt und wäre er der Lösung des Problems bis zu einem gewissen Grade nahegekommen, wenn er ganz naiv und ohne realpolitische Spekulationen zunächst nur darauf ausgegangen wäre, den unteren Schichten, der arbeitenden Bevölkerung wieder sittliche Ideale einzupflanzen. Daß der Wille zum sozialen Handeln in dem jungen Naumann noch gänzlich frei von politischen Einflüssen war, bezeugt sein ehemaliger Amtsgenosse, der Sozialdemokrat Göhre: „Wir haben uns damals noch kaum je mit der Sozialdemokratie beschäftigt. Sie lag uns noch weltweit fern. Der einzelne Arbeiter, nicht die Arbeiterschaft, stand damals ganz allein im Mittelpunkt unseres Denkens und Handelns; ihm, namentlich geistig und religiös, zu helfen war unser einziges Bestreben." Es unterliegt keinem Zweifel, daß Naumann in hohem Maße das Zeug zu einem religiösen Führer großen Stils, zu einem Prediger sittlicher Ideen besaß. Schon allein die Bildkraft und Eindringlichkeit seines Vortrages befähigten ihn hierzu. Die politische Atmosphäre konnte der Entwickelung einer sittlich und künstlerisch so hoch gearteten Persönlichkeit wie Naumann auf die Dauer nicht zuträglich sein. Gerade weil ihm Politik und Moral nie zwei getrennte Dinge waren, mußte die rauhe Wirklichkeit des politischen Lebens, vor der Moral und Religion so oft in den Hintergrund gedrängt werden, allmählich auch seine zähe Kampfnatur untergraben. Die politische Form, in die er seine Ideen zu gießen versuchte, zerbrach ihm stets unter den Händen. Die Vereinigung von Demokratie und Kaisertum ist ebenso ein schöner Traum geblieben wie der Gedanke, durch den mitteleuropäischen Völkerbund das schwierige Weltproblem der Nationalitäten an einer der gefährdetsten Stellen zu lösen. Diese in erster Linie doch aus dem künstlerischen Gestaltungsdrange ihres Schöpfers heraus entstandenen, an sich so schön gedachten, so idealistisch empfundenen Geistesgebilde haben sich den realen Gegebenheiten gegenüber als nicht lebensfähig, als undurchführbar erwiesen. Naumanns Leben mündete daher wie das Haeckels in eine große Enttäuschung. Um so mehr muß man die Willenskraft bewundern, mit der er sich trotz alledem dem Wiederaufbau widmete. Er erlebte es noch, daß ihm die Führung der neuen Demokratischen Partei übertragen wurde. Ob ihn, den Idealisten, diese politische Ehrung über das Bittere seines Geschicks auch nur ein wenig getröstet haben mag?

Beide, Haeckel wie Naumann, reichten mit ihren Wurzeln ganz in die alte uns nach all dem wilden Erleben schon beinahe historisch anmutende Zeit des kaiserlichen Deutschlands zurück, in dem ihnen die Rolle geistiger Aufrührer zuerteilt war. Haeckel fiel, eine alte, morsche Eiche; Naumann sank in den besten Mannesjahren dahin. Kurz vor seinem Tode machte ein Bild von ihm den Weg durch die illustrierten Blätter. Es zeigte ihn in seiner bekanntesten Rednerpose: den charakteristischen Kopf nach vorn gestreckt, einen sehnsüchtigen, ins ferne Ungewisse gerichteten Ausdruck in den Augen. Auf den Beschauer übte dieses Bild, dieses asketische, verhärmte und doch noch in allem Leid zukunftsfrohe Gesicht einen erschütternden Eindruck aus. Zumal in der Umgebung „realpolitischer" Dutzendvisagen, betriebsamer Pausbackengesichter, die keine Spur von der Not der Zeit trugen — — —

Konstantin Schmelzer



Dorten von 1793

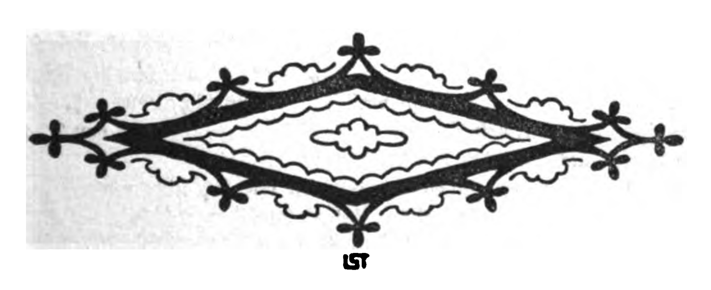
Dortens Bemühungen zur Errichtung einer rheinischen Republik rufen die Erinnerung wach an gleichartige Bestrebungen zur Zeit der französischen Revolution. Vor uns liegt ein Quartblatt, das in den Märztagen jenes Jahres überall in den Orten am Rhein angeschlagen wurde, jetzt aber zu den größten Seltenheiten gehört und ein begehrtes Sammelobjekt geworden ist. Es ist für unsere Tage nicht ohne Interesse, wenn es auch nur das alte Wort „Alles schon dagewesen" bestätigt. Überschrieben ist es:

„Dekret des zu Mainz versammelten rheinisch-deutschen Nationalkonvents vom 21ten März 1793.

Nachdem der rheinisch-deutsche Nationalkonvent in Erwägung gezogen, daß die unter dem 18ten März 1793 dekretierte Unabhängigkeit des neuen, zwischen Landau und Bingen am Rhein gelegenen deutschen Freistaats nur unter dem Schutz der Frankenrepublik und mit Hilfe ihrer siegreichen Waffen errungen werden konnte, und daß alle Bande der Freundschaft, der Dankbarkeit und des wahren gegenseitigen Vortheils beide Nationen zu einer brüderlichen unzertrennlichen Vereinigung auffordern; so dekretiert derselbe einmütig: Daß das rheinisch-deutsche Volk die Einverleibung in die fränkische Republik wolle, und bei derselben darum anhalte, und daß zu dem Ende eine Deputation aus der Mitte dieses rheinisch-deutschen Nationalkonvents ernannt werden solle, um diesen Wunsch dem fränkischen Nationalkonvent vorzutragen. A. J. Hoffmann, Präsident. Frank, Schlemmer, Sekretaire.

Im Namen des Souverainen Volks befehlen wir den Municipalitäten vorstehendes Dekret in ihre Register einschreiben, verkündigen und anschlagen zu lassen.

Mainz den 21ten März 1793."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gerechtigkeit und Gnade

(Nachdruck auch auszugsweise gegen Quellenangabe gestattet)

Mit dem Begriff der Gnade, wie der Alte Bund ihn kennt, können wir heute nicht mehr viel anfangen. Allzusehr war Gott den Juden ein ins Überirdische gesteigerter semitischer König, allzu deutlich schmecken wir überall die Rache eines beleidigten Gewaltherrn, die Willkür eines Sklavenhalters, die unberechenbare Laune eines über Tod und Leben allmächtigen Fürsten heraus. Deshalb sträubt sich auch unser verfeinertes Gerechtigkeitsgefühl gegen die willkürlichen Prüfungen eines wehrlosen Erdenbewohners eben so sehr, wie gegen die ebenso willkürliche Überschüttung mit Glücksgütern, die als Gnaden gelten sollen.

In Jesu Munde kommt, soviel ich weiß, das Wort Gnade überhaupt nicht vor. Aber die in den Briefen und der Apostelgeschichte niedergelegte Lehre von der Gnade findet nun den Gedanken, daß es einen Ausgleich von Schuld anders als durch Strafe oder Wiedergutmachung gäbe, nämlich durch einen freien Verzicht des göttlichen Richters auf die Sühne.

Das Mittelalter baute den Begriff weiter, und nicht immer glücklich, aus. So können wir doch nur mit Kopfschütteln den Satz Anselms von Canterbury lesen: Der Mensch als endliches Wesen ist nicht fähig, eine unendliche Schuld zu sühnen, darum ist Gott Mensch geworden, um diese Schuld auf sich zu nehmen. Die öde Wortmacherei jener Zeit spricht aus diesen Worten, auf die wir heute als Antwort nur die Frage stellen würden: Ob denn dann dieses endliche Wesen überhaupt fähig war, eine unendliche Schuld auf sich zu laden! Ungleich tiefer ist mehr als ein halbes Jahrtausend vorher Augustinus in das Wesen der Gnade eingedrungen, obgleich auch der Gedanke der Erbsünde unserem Gefühl stracks zuwiderläuft: Schuld kann immer nur der sittengesetzliche Wertausdruck für eine e i g e n e Tat sein, und ich kann so wenig die sittliche Schuld eines anderen erben, wie ich sie kaufen, pachten oder leihen kann.

Auch die Weltweisheit hat mit dem spröden Begriff viel gearbeitet, ohne doch zu der unerbittlichen Feststellung zu kommen, die in folgendem einem bescheidenen Laien nötig schien. So finden wir z. B. in Wundts Ethik den Satz: Dem Verbrecher die Gnade aufzuzwingen „würde gegen das ihm zuerkannte Recht verstoßen“. Und nicht einmal hiernach wird die notwendige Folgerung gezogen, daß Gnade als ein offenbarer Gegensatz von Recht nichts anderes als ein Unrecht, nämlich eine Ungerechtigkeit sein könne! —

Der Begriff der strafrechtlichen Gerechtigkeit läßt sich nicht wahrer und deutlicher darstellen, als unter dem Bilde einer arithmetischen Gleichung: Schuld = Sühne.

Hierbei muß natürlich jede der beiden Seiten unter Abwägung aller in Betracht kommenden Erschwerungen und Erleichterungen gedacht werden: Zur Schuld gehören nicht nur die in den Strafgesetzbüchern festgelegten Milderungsgründe, sondern auch die für Menschen unwägbaren Zutaten, die in des Schuldigen Bildung, Gesundheit und Wesensart, in der

geistigen Richtung der Zeit, in den Umständen des Tat-Augenblicks usw. liegen. Und ebendieselben sind bei der Sühne mitzudenken, so daß also bei vollkommener Gerechtigkeit auch abgewogen werden müßte, was grade diese Sühne (etwa: Strafe) grade für diesen Täter bedeutet.

Wir kommen also zu einer Gleichung, die nur dann wenn sie richtig ist, Gerechtigkeit bedeutet.

Ungerechtigkeit ist demnach notwendig ein Verhältnis von Schuld und Sühne, das keine Gleichung zuläßt, wobei es gleichgültig ist, ob die rechte oder die linke Seite zu schwer belastet wird. Jedes Ausschlagen des Zeigers an der Wage zeigt einen Fehler an in der zur Erfüllung der Gerechtigkeit notwendigen Gleichsetzung.

Wenn nun die irdische Gnade in einer staatsrechtlich festgelegten Eingriffsmöglichkeit des Landesherrn besteht, so kann sie nur dann für unser Gefühl erträglich sein, wenn sie eine höhere, feinere Gerechtigkeit darstellt. Der ihr zugrunde liegende Gedanke ist dieser: Der Gesetzgeber kann nicht alle Möglichkeiten vorweg denken und festlegen, so daß also der Richter bisweilen gezwungen ist, zwar gesetzmäßig, aber doch ungerecht zu strafen. In diesem Falle soll eine höchste Instanz das Recht des Eingriffs haben und die Strafe ganz oder teilweise aufheben dürfen, nicht also, um den Täter der Strafe zu entziehen, einen Teil der Schuld ohne Sühne zu lassen, sondern im Gegenteil: um die Gleichung erst wahrhaft richtig zu gestalten.

Bei gedanklich strengem Aufbau dieses Gnadenrechtes hätte eigentlich ein entsprechendes Gegenrecht des Fürsten aufgerichtet werden müssen, eine Strafe zu verhängen oder zu erhöhen, wenn der Richterspruch die Schuld ganz oder teilweise ungesühnt ließ. In vergangenen Jahrhunderten mag so etwas dunkel gefühlt und in der Kabinettsjustiz vielleicht gelegentlich verwirklicht worden sein.

Während also der strafrechtliche Begriff der Gnade nichts anderes ist, als eine Verfeinerung des Urteils über die gröbere Einstellung des Gesetzes hinaus, finden wir den religiösen Gnadenbegriff völlig anders gelagert: Gott soll die Möglichkeit haben, eine Schuld ganz oder teilweise völlig ohne Sühne zu lassen!

Offenbar ist diese Gnade nichts anderes als ein Zerschlagen der Wage, eine Unrichtigmachung der oben gefundenen Gleichung. Des Brennus Schwert auf die Waren-Seite der Wage geworfen ist nicht gewalttätiger und ungerechter, als es auf der Gewichts-Seite war, denn hier wie dort widerstreitet es dem in jeder Seele unverrückbar liegenden Inbilde der Wahrheit und Ehrlichkeit, das nur durch das Einstehen der Zunge auf der Marke befriedigt werden kann. Die Gleichung wird nicht weniger unrichtig, wenn ich ihre Sühne-, als wenn ich ihre Schuld-Seite überlaste!

Nun hat die Kirche bekanntlich einen gedanklichen Aufbau errichtet, der diese Ungeheuerlichkeit verteidigen soll: Gott nimmt den Opfertod Christi als Sühne für die Schuld der Menschheit an. Sehen wir von der ganz undenkbaren Möglichkeit ab, als ob durch einen Tod die Sündenlast von Millionen Jahren und Milliarden Menschen aufgewogen werden könne, so bleiben folgende weitere Unmöglichkeiten und Ungerechtigkeiten zurück:

Gott strafte, oder was dasselbe ist: erlaubte zu strafen einen nach seiner und der Kirche Überzeugung Unschuldigen. Wie soll ich dies Verbrechen Gottes nennen? Mit dem Worte Justizmord bezeichnen wir ja schon das unbewußt ungerechte, das im allerbesten Glauben irrig verhängte Todesurteil. Ich fürchte, dies hier kann in der Sprache der Rechtspflege nicht anders als Mord genannt werden, und zwar ein Mord, dessen einziger mildernder Umstand das Mitwissen und die Einwilligung des Gemordeten war, dem aber als hundertmal erschwerendere Umstände die Unschuld des Opfers und die Allmacht des Täters gegenüberstanden.

Zu diesem Verbrechen kommt eine Unsinnigkeit, die dem gesunden Gefühl nur schwer vorstellbar ist: Schuld und Sühne liegen hier in verschiedenen Personen! Man schämt sich,

die Plattheit hinzuschreiben, daß selbstverständliche Voraussetzung der obigen Gleichung ist: Die Sühne muß auf dem Schuldigen, nicht etwa auf einem anderen liegen. Also selbst wenn ein Tod so viele Verbrechen sühnen könnte, müßte es doch natürlich der Tod des Schuldigen, oder wenigstens eines der Schuldigen, oder wenigstens eines überhaupt Schuldigen sein!

So fällt also der gedankliche Aufbau, den die Kirche unter der Kuppel der göttlichen Gnade errichtet hat, in sich zusammen als undenkbar, unsinnig, ja ungerecht. Er widerstreitet der Vorstellung von Gott, als von einem im höchsten Grade gerechten und weisen Wesen, und man kann nur eines von beiden tun: Entweder die ganze Gnadenlehre ablehnen, oder, wenn sie wirklich in dieser Form wahr sein sollte, Gottes Gerechtigkeit verneinen.

An letzter Stelle will ich noch eine Anschauung erwähnen, die, soweit ich sehe, von der Kirche nicht immer und niemals allgemein geteilt ist, der man aber doch bisweilen begegnet: Wer sündigt, beleidigt Gott. Der Beleidigte hat das Recht und die gedankliche Möglichkeit, diese Kränkungen zu verzeihen. Also wäre die Gnade nichts anderes, als der Verzicht eines Gekränkten auf eine ihm zustehende Genugtuung.

Ich gestehe, daß mir diese Auffassung von Sünde, Gott und Gnade von jeher ganz besonders gegen den Geschmack und das Gefühl war. Ich leugne lebhaft die Möglichkeit, Gott überhaupt beleidigen zu können, so wie ich es ja auch für lächerlich halten würde, wenn ein Erwachsener sich durch ein Kind beleidigt fühlen würde. Aber nein: Kind und Mann sind wenigstens beides Menschen, ich muß mein Bild anders wählen: Kann ein Mensch durch ein Tier beleidigt werden!

Zweitens aber ist doch eine Beleidigung immer nur möglich durch eine Handlung, die mit der Absicht zu kränken geschah. Es ließe sich also, wenn man im übertragenen Sinne von einer Beleidigung Gottes sprechen wollte, dies nur sagen etwa von den Worten des Prometheus:

„Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!“,

von der Tat des Herero, der seinen Götzen auspeitscht, von der sinnbildlichen Fällung einer heiligen Linde durch den Großen Karl, oder der ebenfalls sinnbildlichen Niederbrennung einer Kirche durch Attila. Eine Majestätsbeleidigung kann nimmermehr liegen in der Übertretung der Gesetze und der Verordnungen des Fürsten! So ist also die Annahme einer Beleidigung Gottes durch Übertretung des Sittengesetzes gedanklich, begrifflich unmöglich.

Und endlich drittens ersetzt die Vergebung einer Beleidigung ja nicht die Sühne dieser Schuld, sondern kann immer nur bedeuten, daß der Gekränkte die Schuld nicht selbst zu sühnen beabsichtige, sei es durch Anzeige, Zweikampf, Blutrache, Widerschelte oder Abkühlung des bisherigen Wohlwollens. Die Vergebung geht also ganz unabhängig neben der Sühne her, ich kann auch Vergebung erbitten und gewähren vor, neben und nach der Sühne, und die Schuld einer Beleidigung wird durch diese Vergebung weder geringer noch größer.

So stellt sich uns also die Gnade Gottes nach jeder Richtung als ein gedankliches Unding dar. Sie ward erfunden von Schuldbewußtsein, Reue und Furcht vor Strafe. Aber das Gebet um Gnade hat ebensowenig Aussicht auf Erfüllung, wie ein Gebet darum, daß ein Dutzend nicht zwölf Stück enthalten, oder eine Wage das Liter Wasser nicht mit einem Kilo anzeigen solle. Nur Kinder und Bettler sind hoffnungsvolle Toren!

Dr. Börries, Freiherr von Münchhausen

Der Verfasser, dessen Name auch in Türmerkreisen einen vertrauten und hellen Klang hat, bemerkt in seinem Begleitbriefe an den Herausgeber, daß er in diesem Aufsatze einen seit vielen Jahren in ihm erwachsenen religiösen Zweifel niedergelegt habe: „Verträgt Ihre Gemeinde so etwas? — Besonders würde es mich freuen, wenn ein kluger Priester oder Pastor mir antworten würde.“ D. T.





Dionysische Politik?

Eine große Reihe deutscher Dichter hat künstlerische und politische Ziele verquickt. Man nennt das zwar „Revolution des Geistes", als handle es sich um Unpolitisches; wer aber genauer zusieht, erkennt, daß die politisch-internationale Revolution dahinter steckt. Mindestens aber wird die Revolution der Künstler von anderen politisch ausgemünzt.

Es ist notwendig, hier einmal die Grenzlinien zu ziehen. Daß der Künstler im Grunde unpolitisch ist, wird zugestanden werden müssen; aber er muß sich über folgendes klar sein: **Der Kampf** um die Entpolitisierung des deutschen Volkes, die die Künstler erstreben, ist ein **politischer Kampf**; mindestens nutzen unsere Feinde ihn in diesem Sinne aus. Die Individualisierung, Entnationalisierung, Entpolitisierung der Deutschen dürfte nur **dann** unternommen werden, wenn **alle** Völker sich bereit erklärten, unpolitische Wesen zu werden. Man kann unpolitisch nur in einer unpolitischen Welt sein, wie man Pazifist nur in einer pazifistischen sein kann, sonst gerät man unter die Räder.

Ferner: wenn alle Menschen unpolitische Wesen, Künstler würden, **wer** sollte dann noch arbeiten? Die Künstler, die ihr Interesse richtig verstehen, werden zugeben, daß ihnen nur **der verhaßte, starke Staat** die Möglichkeit gibt, in Muße ihrer unstaatlichen Arbeit nachzugehen. Die mystische Loslösung des Künstlers vom Staat ist eine Zugabe, die nur ein starker Staat gewähren kann.

Glaubt denn irgend jemand ernstlich, daß aus einem zertrümmerten Staat und einem entpolitisierten Volke nicht doch wieder Politik und Staat aufstehen? Wenn auch in anderer Form? Wir sind nicht allein auf der Welt und können schon darum nicht unpolitisch sein.

Die Kunst selbst ist unpolitisch im Sinne der Partei und im Sinne vorgefaßter Meinungen und soll es bleiben. Das heißt aber nicht, sie solle sich bewußt vom Nationalen abwenden; denn, wie wir gerade heute sehen, gerät sie dann in Gefahr, im Sinne der Förderung **feindlicher** Ziele politisch zu werden.

Eine Abwendung der Kunst vom Nur-Gesellschaftlichen, das man wohl mit einigem Rechte „Liberalismus" nennen kann, ist zu begrüßen; dafür aber gerade muß sie sich dem **Volke** zuwenden. Und die echte Kunst tut das ganz von selbst; sie bedarf dazu keiner politischen Aufforderung, die sie allzu leicht wieder in Parteifesseln schlagen könnte.

Ein völliges Abseitsgehen jedoch des einzelnen führt höchstens ins Irrenhaus. Mögliche Menschen können nur in der Gemeinschaft leben, und es kommt eben darauf an, die Gleichgewichtslage zwischen dem Leben und Wert des einzelnen und dem Leben und Wert der Gemeinschaft herzustellen. Das Individuum, solange es verständlich bleibt, ist nie allein, die Gemeinschaft nie ohne Individuen. **Nur** die fanatische Theorie kann das vergessen, die Wirklichkeit lehrt und bestätigt es jeden Augenblick. Die Verkörperung der Gemeinschaft aber ist **nur der Staat**. Ein großes Volk kann sich unmöglich mit der Verbrüderung ohne die Basis des Staates begnügen. Die Revolution hat uns den Wert dieser Verbrüderung kennen ge-

lehrt. Sie bleibt in den Klassen stecken. Erst eine staatliche Basis begründet die Brüderlichkeit über die Ballung begehrlicher Komplexe hinaus, der Staat als Verkörperung eines übergeordneten Wertes für alle. Legen wir die Scheu vor dem „abstrakten Ungeheuer" Staat (Nietzsche) ab! Gewiß, der Staat soll nicht alles verschlingen; aber er darf auch nicht ausgehungert werden, indem wir den anderen Abstraktis „Mensch" und gar „Menschheit" nachjagen.

Es ist vielleicht möglich, aber nicht wünschenswert, daß alle Menschen Dilettanten werden; ganz unmöglich ist es, daß sie alle Künstler werden. Versailles belehrt uns peinlich darüber. Also kann die Parole für alle Deutschen mit Einschluß der deutschen Künstler nur lauten: Gebt dem Staat, was des Staates ist, und der Kunst, was der Kunst ist.

Ein Individual-Leben, das sich vom Staat überhaupt loslöst, kann kein höheres mehr sein: es artet in Vegetieren aus. Für die große Masse des Volkes gilt das durchaus. Und was nützt uns Deutschen eine menschliche Verbrüderung, wenn wir nichts mehr haben, wenn unsere Wirtschaft ruiniert ist? Was nützt uns gefühlsweiche Verbrüderung an unserem Grabe, um das hohnlachend die Feinde stehen?

Scheuen sich denn jene Mystiker, die nicht nur sich selbst, sondern auch die Volksgenossen dem Staatsgedanken entfremden wollen, im mindesten, Einrichtungen in Anspruch zu nehmen, die nur der gehaßte Staat ermöglicht? Ja, wünschen sie auch nur, daß diese Einrichtungen verschwinden? Man denke etwa an die Eisenbahn. Wenn alle Individuen autonom sind und jede Heteronomie verschwunden ist, dann ist auch jede Möglichkeit des Volkes und der Volkswirtschaft verschwunden. Gewiß soll erwogen werden, wie man den Druck der Heteronomie möglichst wenig spürbar macht; aber gerade eine Erleichterung des Druckes ist nur dann möglich, wenn jeder sich als Glied und Träger des Staates fühlt, oder ... wir müssen darauf verzichten, noch in irgend einem Sinne ein selbständiges Volk zu sein. Volk und Staat gehören untrennbar zusammen, und man kann nur darauf hinarbeiten, daß sie sich möglichst decken. Ohne Volk geht der Staat zugrunde, ohne Staat geht aber auch das Volk zugrunde.

Der dionysische Einzel-Taumel, der in den Händen der Menge unfehlbar zum niedrigsten Egoismus des Triebes wird, ist vielleicht ein Rückschlag gegen das Maschinen-Zeitalter. Man mache sich aber klar, ob Kultur ohne Zivilisation, ohne Technik möglich ist. Wollen wir wirklich in den Osten, wollen wir in Hütten wohnen und in Wüsten, wo uns keine Eisenbahn erreicht? Denn offenbar ist dieses dionysische Benehmen nur in einem primitiven Hirtenvölkchen möglich, aber nicht in einem modernen Staatsvolk. Man stelle sich einen dionysischen Lokomotivführer vor! Einen dionysischen Staatslenker, der in „neovitalistischer" Begeisterung das nackte Leben, also schließlich das Fleisch anbetet! Wir würden herrlich entgleisen und in Abgründe springen mit ihm.

Wir haben nur die Wahl, dionysisch ohne Technik zu leben oder vielmehr zu sterben, oder technisch-geordnet ohne das Dionysische zu leben. Eine Synthese ist hier nicht möglich, es sei denn die, die Technik mit in das Programm der Apokalypse zu spannen und zur Propaganda für den Weltuntergang zu verwenden, die ja von vielen Seiten eifrig betrieben wird.

Die Künstler mögen treiben was sie wollen, mögen das „Objekt deformieren" und den Dingen „die Eingeweide herausreißen" (Schlagwörter der Expressionisten), mögen am Mantel des Todes neugierig zerren ... aber sie sollen die Finger von der Politik lassen! Den Staat deformieren ist ein Verbrechen (ihn reformieren wäre verdienstlich, aber weil sie dies nicht können, tun sie jenes), und ein Rückfall hier in „Neger-Einfachheit" durchaus unangebracht. Eine Maschine gehört nicht in die Hand der Kinder, die sie deformiert. Die Maschine würde sich rächen. Und vor dieser Rache würden die für Mord, Pest und Weltuntergang begeisterten Dionysischen als erste ihren heiligen Leichnam in Sicherheit bringen.

Rudolf Paulsen



Neue Lyrik

Inmitten des dröhnenden Weltgewitters, das vernichtend über uns hereingedämmert ist, hat wie ein Vogel unter schützendem Laubdache die Lyrik ihre verlangende Stimme erhoben — mahnend oder tröstend, friedsam oder schmetternd. Es ist freilich nur wenig, was die unmittelbare Gegenwart überdauern wird, wenig von dem vielen, was sich berechtigt wähnte, bemerklich zu werden; und auch die engere Auswahl, die hier vorgenommen wurde, vermag nicht durchweg Bedeutsames zu nennen. Unter diesem Vorbehalte nur ist es möglich, eine wohlwollende Teilnahme zu beweisen und anderseits alles abzuwehren, was unnütz oder anrüchig erscheint. Ohnehin ist ja das Amt dessen, dem die Aufgabe gestellt ward, Gedichtbüchern ein Urteil mitzugeben, eine überaus schwierige und peinliche, denn die Glocke der Seele, angerührt von dem schwingenden Worte des Dichters, gibt andere Erwiderung bei heller Luft als beim düstern Sturme. Man ist nicht immer gewiß, ob man einem Werke die geforderte Bereitwilligkeit entgegenbringt ...

Als erster mag Richard Dehmel genannt werden, der mit einer stark erweiterten Auflage seines Buches „Schöne wilde Welt“ hervorgetreten ist (Verlag S. Fischer, Berlin). Es fügt dem Bilde dieses Dichters keine neuen wesentlichen Züge hinzu. Ich glaube, seine Entwicklung liegt abgeschlossen; was er noch zu geben hat, stellt sich als Paralipomena dar. Immerhin beweist es die Stärke und Fülle seiner Begabung, daß man niemals Ermüdung oder Überdruß verspürt. Gegen Dehmels ragende Bedeutung wird sich kein Erkennender verschließen; dennoch darf ich nicht leugnen, daß mich etwas Krampfhaftes, Überhitztes in seiner Art immer ein wenig ferngehalten hat. Niemals bin ich seiner von Herzen froh geworden, so ehrfurchtgebietend und ernst ich auch seine ringende, grüblerische Persönlichkeit im Kampf der Zeiten empfunden habe. Sein Humor erwärmte mir niemals das Gemüt, und so stehe ich in diesem letzten Buche solchen Stücken wie „Der gestörte Nachtwandler“, „Stilleben“, „Die neue Würde“ durchaus abwehrend gegenüber; ich vermisse die Befreiung, die selbstverständliche, leichte Überlegenheit. In den größeren Dichtungen „Die Hafenfeier“ und „Die Musik des Mont Blanc“ hallt eine weitschwingende, hymnische Melodie. Tönende, kräftige, bildhafte Verse, wie sie nur Richard Dehmel gelingen. Mitunter freilich störte mich das Beschreibende, Übermäßige, und eine Strophe wie die:

> Der grüßt sich höflich durch die Spaliere
> der Würdenträger, Damen, Kavaliere,
> Schutzleuten, Kurtisanen p.p. ...

erscheint mir beinahe wie eine gereimte Zeitungsnotiz; das Gefühl des Zusammengesuchten, Aneinandergeklebten will mich nicht verlassen. Die ausgeglichensten, reifsten Stücke dünken mich die kleinen, liebhaften Verse zu sein; da findet man Kostbarkeiten, die sich der Erinnerung unverlierbar einprägen: Märzlied, Verklärung, Aufrichtung, Nachglanz, Nachtgebet, Feierabend, Der Schwimmer, Beseligung, manche der klargeschliffenen Sprüche. Unter den Kriegsliedern stehen einige besonders mannhafte; das „Lied an Alle“ greift unmittelbar in die heilige Not der Tage. Dagegen berührt mich die Lobpreisung christlicher Symbole nicht immer wahr und reinlich; besonders, da sich auch ein recht unerquickliches „Neudeutsches Kirchenlied“ in der Verherrlichung des Judentums gefällt.

Mit besonderer Liebe gedenke ich der während der Kriegsjahre erstandenen Dichterin Ina Seidel, die im Verlage Egon Fleischel, Berlin bisher drei Bücher veröffentlicht hat, die ein stetes Wachsen, ein Ausbreiten und Verinnerlichen dartun: „Gedichte“, „Neben der Trommel her“ und „Weltinnigkeit“. Der Titel des letzten Heftes könnte auch den übrigen beiden zugeteilt sein, denn überall zittert eine tiefselige Hingabe, ein mildes Anver-

trauen, ein frommes Lauschen und Danken. Die Melodie dieser Verse gleitet mitunter wie ein Raunen aus Halbschlummer vorüber, mitunter auch wie ein ergriffenes Jubilieren und Beten. Ina Seidel weiß sich eins mit allen Dingen, herzlich und rein verbunden. Ihr ward die starke Gewißheit:

> ... daß ich Jesus, Ähren, Städte, Pferde,
> Ja, Afrika und Indien ganz ergreife,
> Wenn ich den Boden mit den Füßen streife,
> Wenn ich mich schmiege an mein Anteil Erde.

Immer wieder klingt diese Gläubigkeit als tragender Herzschlag durch ihre Strophen; und auch in jenen Liedern, die sie den Schrecken des Weltkrieges gesungen hat, ist nichts von äußerer Gebärde, von Geschrei und aufgerissenen Augen; auch dort glüht das wahrste, deutscheste Mitgefühl, das Einbezieben in den großen, ewigen Zusammenhang alles Lebens. Es ist ein schönes Lob, das man Ina Seidel zuerkennen muß, daß in den drei Büchern, die so rasch aufeinander folgten, ein treues Aufblühen zu erkennen ist. Immer wissender, immer klarer tönt ihr Gedicht, um schließlich die letzten Zufälligkeiten abzustreifen. Gerade in dem dritten Bande erscheint sie vollendet und am Ziele. Wenn ihr auch größere Formen gelingen, balladenhafte Strophen (Schmerzensreich unter den Menschen, Spiegelmärchen, Besuch beim Schnatermann), so ist ihrer Art doch die knappere, sanftere Weise gemäß. „O, Einklang aller Welt mit meinem Blut ...!“ — dieses große Staunen, dieses innige Ergriffensein wirbt mit reinster Eindringlichkeit.

> O Korn und Wein, — Gleichnis der vollen Erde
> In dich verklärt, — Stein, Pflanze, Tier und Weib.
> „Nehmt hin und eßt!“ O, göttliche Gebärde, —
> Nehmt hin und eßt, dies Alles ist mein Leib!

Ihr ähnlich an Gottempfinden, an kosmischem Einheitsgefühle sind zwei andere Dichter; vor allem Wilhelm von Scholz in seinen „Neuen Gedichten“ (Verlag G. Müller, München). Er ist ein Hieronymus, ein Eremit, ein Abseitiger. Man erkennt es, daß er von der deutschen Mystik seinen Ausgang nimmt. Seine Lyrik schwebt mit Wolken und Winden; sie gleicht einem schattenden, einsamen Baume, in dessen Zweigen seltsame Melodien vorüberrauschen. Sie ist streng und manchmal ein wenig herb. Und dennoch umfängt sie uns wie leises Dämmerlicht; alle Dinge verlieren die schroffen Ecken, lösen sich zu namenlosen Gebilden. Die chaotische Fülle der Inbrunst wird in sichere Verse gebannt; die Sprache ringt nach bezeichnenden Lauten; zusammengesetzte Beiwörter suchen eindeutige Bestimmung zu geben: hauchkühl, rauchdunkel, raumgrau, abendbraun. Es ist durchaus Gedankenlyrik, und darum kommt sie nur wenigen entgegen, — eigenwillig und visionär, wie sie sich darstellt. Daneben wieder kostbar beseelte kleine Naturbilder, in denen man verborgene Quellen aufrinnen zu hören vermeint. Unverlierbare Gleichnisse, einfach und selbstverständlich. Ein Blinder lauscht den Schritten eines Vorübergehenden:

> Mißtrauisch spähte sein Hinterkopf
> statt des erloschenen Gesichts.

Auch Christian Morgenstern, der inzwischen Verstorbene, war ein Gottsucher, der schließlich in der Theosophie Heil und Sicherheit gesehen. Sein letztes Versbuch „Wir fanden einen Pfad“ (R. Piper, München) ist Rudolf Steiner zugeeignet. Im Gegensatze zu Wilhelm von Scholz gelingt Morgenstern nicht immer die runde, sichere Geschlossenheit; mir will scheinen, daß er des öfteren mehr verkünden wollte, als was er auszudrücken imstande war. Auch ihm ist es um Abgeklärtheit zu tun, um Erkenntnis des Letzten und Ewigen. Wenn der Eindruck nicht immer ein unmittelbarer und reiner ist, so rührt dieses Empfinden eben von der nur allzu

häufig brüchigen, ungeläuterten Formgebung her. Und dennoch weiß man, daß man sich diesem Führer wohl anvertrauen darf. Denn eben seine Ehrlichkeit, sein abwegloses Streben lassen ihn so treu und wacker erscheinen, so daß man seiner gern Erwähnung tut.

Minder befriedigte mich Ernst Lissauer. Ich erwähne nur nebenbei die kleine Auswahl aus seinen Gedichtbänden, die unter dem Titel „Der brennende Tag" erschien, und nenne zunächst die Sammlung „Bach" (wie alle Bücher Lissauers bei Eugen Diederichs, Jena, erschienen), die in Idyllen und Mythen die Gestalt dieses deutschesten, gotterfülltesten Musikers zu umschreiben und darzustellen unternimmt. Wenn im „Strom" Lissauers Kräfte sich am reinsten und sichersten zeigten, so ist seine Art allgemach zur Manier erstarrt. Ich zum mindesten habe nicht den Glauben; ich fühle Worte, aber keine Seele. Gewiß — all das, was hier in Versen erzählt wird, verdient Beachtung, vermag aber nicht unmittelbar zu berühren und sich zu enthüllen. Viele gescheite Bilder und abgewogene Rhythmen — und dennoch: von der Ewigkeit, die gerade in Bach emporklang, vernehme ich keinen Widerhall ... In den „Ewigen Pfingsten" versucht es Lissauer dann, auch Goethe, Luther und Beethoven zu bannen, und auch hier kann ich mich der Erkenntnis nicht verschließen: all diese Verse wurden von einem bewußten, allzu bewußten Dichter geformt, dem vor allem eines fehlt — die Psalmen beweisen es am sichersten —: die Liebe, die innige Anteilnahme, die seelische Forderung.

In einem starken Bande hat Richard Schaukal seine Gedichte gesammelt (Georg Müller, München). Man erkennt, daß auf den 417 Seiten gar mancherlei gedruckt ist, dem die Berechtigung mangelt, das besser nicht wieder den Weg zur Öffentlichkeit gefunden hätte. Man fühlt zwar ein löbliches Verlangen nach Schlichtheit, nach Läuterung; anderseits freilich verirrt sich dieses Streben allzu rasch ins Allgemeine, Nebensächliche, Leicht-fertige. Die Wahrheiten, die er sich zu künden angelegen sein läßt, bleiben blaß und harmlos, ohne Nachdruck und Gültigkeit. Allerdings, dies zu leugnen wäre arglistig, gibt es auch eine Reihe eindringlich runder Gedichte; es sind namentlich diejenigen, die durch das große Geschehen des letzten Krieges bestimmt wurden. Die Sonette „Deutsche Denkmale" zeigen uns den Schaukal, den wir bereits aus seinen wunderwürdigen Heredia-Übertragungen kennen: streng, gemessen, überschauend. Die Hälfte des Umfangs wäre diesem Buche günstig gewesen, das uns — trotz aller Ausstellungen — einen eifrig bemühten, redlichen Dichter offenbart, dem wir besonders Ruhe und langsame Entwicklung wünschen.

Aus dem Nachlaß des im Kriege gefallenen Walther Heymann ist ein Versbuch „Von Fahrt und Flug" zusammengestellt worden (Georg Müller, München); ich fand nicht den unmittelbaren Weg zu diesen Gedichten, die — trotz angenehmer Ehrlichkeit — ein wenig blaß und geduckt anmuten. Stücke wie „Lionardo", „Hieronymus im Gehäus" oder „Melancolia" verraten hohes Wollen, wie denn alle reflektiven Verse bedeutsamer wirken als die rein liedhaften, leichten und hellen.

Die „gesammelten Dichtungen" von Christian Wagner (Strecker & Schröder, Stuttgart) werden den Freunden dieses stillen Bauerndichters gewiß willkommen sein. In der Kunst freilich gilt immer nur das Wie, nicht das Woher; und wenn man die Tatsache, daß Wagner ein Landmann gewesen, abseits läßt, so bleibt wohl manches Bedenken, manche leise Ablehnung zurück. Herzlich berührt das inbrünstige Suchen nach dem ewigen Weltzusammenhange, nach der großen, umfangenden Einheit; gerade das Ungelenke, Fragende weckt des Lesers Rührung und Teilnahme. Und so gibt es auch eine Reihe von Gedichten, die man mit freudiger Zustimmung gelten lassen muß, z. B.: Freudenglaube, Himmelsleiter, Spätes Erwachen, Im Tannwald, Ewige Wandlung, Seligkeitswanderungen. Um solcher klaren Gläubigkeit willen übersieht man willig das Eckige, Überflüssige, Flache; man verspürt doch tiefdeutsche Sehnsucht und Traumseligkeit, überglänzt von indischen Seelenwanderungsgedanken und kosmischer Innigkeit.

Durchaus katholisch-romantisch zeigt sich **Alexander von Bernus** in seinen Hymnen „**Maria im Rosenhag**" (Musarion-Verlag, München). Wie bunte Kapellenfenster glänzen diese Lieder vorüber, mitunter wohl allzu farbig und sinnenfreudig; zwischendurch aber singt es scheu und bebend, und gerade diese leisen Lieder sind es, die uns das Büchlein lieb erscheinen lassen, ohne jedoch unmittelbar zu berühren.

Erika von Watzdorf-Bachoff bietet in ihrem lyrischen Tagebuche „**Das Jahr**" (Gustav Kiepenheuer, Potsdam) edle, im wahrsten Sinne vornehme Verse; man empfindet, daß hier zuchtvolle, in sich beruhende Kunst gespendet wurde. Sorgsam geformte Rhythmen, klarumrissene Bilder prägen sich dem sinnenden Leser nachhallend ins Gedächtnis. Namentlich jene Gedichte, welche dem Werden und Wunder der Natur geweiht sind, zeigen überall Berufung und treues Künstlertum. Erika von Watzdorfs Name wird aller Wahrscheinlichkeit nach häufig mit Achtung und Freude zu nennen sein.

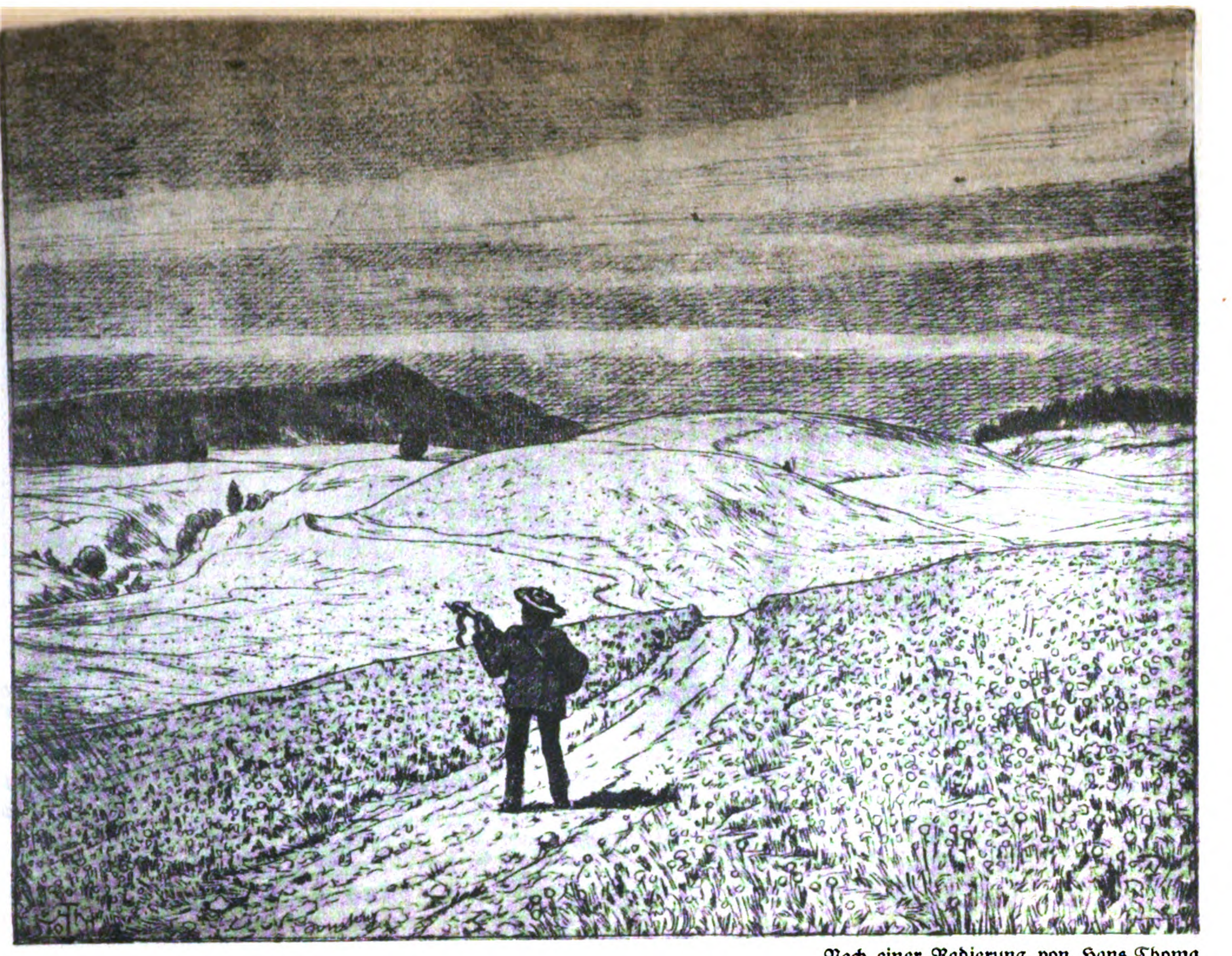
Auch **Nora Brauns** „**Sonette und Balladen**" (G. Kiepenheuer, Potsdam) verdienen Lob und Anerkennung. Besonders die streng gefaßten Gedichte zeichnen sich durch Eigenart und gebändigtes Erlebnis aus; den Balladen mangelt dagegen manchmal das Knappe, Sichere, Schlagende; Ballade ist nicht Darstellung, sondern Konzentration; hier gilt nicht das volle, sondern das starke Wort.

Die „**Sonette**" von **Hertha König** (Insel-Verlag, Leipzig) haben mich oft und linden Klanges umsponnen. Man ist in unseren Tagen mißtrauisch geworden gegen vorgefaßte, geregelte Formen; man ist nur allzu geneigt, die ungebärdigen Schreie des Expressionismus als Gewinn und Fortschritt zu werten, die ungebundenen Rhythmen und hingestammelten Verszeilen um ihrer selbst willen zu fordern und hochzupreisen. Die Gestalt des Sonetts erheischt freilich innere Arbeit, Selbstzucht, weise Beschränkung, und darum mag sie jetzt nur Achselzucken und Ablehnung begegnen. Jedenfalls beweist Hertha König, daß sie Empfindungen und Gedanken rein, durchsichtig klar und dennoch beseelt zu formen versteht; und somit haben ihre Verse Dauer und Geltung, denn sie stehen abseits von allem Zufall. Dagegen habe ich ihrem schmalen Bändchen „**Blumen**" (ders. Verlag) mindere Teilnahme geben können, wenngleich natürlich auch hier Schönheit und Anmut erblühen.

Ich nenne noch **Regina Ullmann**, deren spröde, zumeist in reimlosen Freiversen geschriebene „**Gedichte**" (Insel-Verlag, Leipzig) nur langsam dem aufhorchenden Leser entgegenkommen. Nicht immer scheint mir der Wille der Schaffenden in dem fertigen Gebilde aufgegangen zu sein; die innere Melodie, das Gleichmaß sind wohl nicht überall gefunden, — aber diese nordisch verschleierten, sinnenden Flüsterworte wirken wie eine Weise von Brahms: etwas eigenwillig und schwer, rückblickend und nachträumend einem verlorenen Glücke....

Gustav Falke bestimmte noch selbst sein letztes Versbändchen „**Das Leben lebt**" zur Drucklegung (G. Grote, Berlin). Es bietet für den Kenner dieses gütigen, treuschlichten Dichters wenig Überraschendes und Neues; keinen Aufstieg, keinen Sonnensieg. Aber man hält es dennoch wehmütig und dankbar in Händen; lauscht den spätsommerlichen Klängen, in denen schon, wie Herbstfäden, Wendungen des alten Goethe vorüberschwingen, entzückt sich an den heiteren Kinderversen, freut sich der vaterländisch aufrechten Gesinnung des schon körperlich Gebrochenen.

Der Schweizer **Fridolin Hofer** zwingt uns zu ehrlicher Bewunderung. Namentlich sein erstes Buch „**Im Feld und Firnelicht**" (Jos. Koesel, Kempten i. Bayern) ist durchweht von heller, freier, labender Luft. Die ewigen, hohen Berggipfel leuchten herein; die Erde ist nahrhaft und würzig, voll dem Dufte der Verheißung. Stücke wie „Der Föhn", „In Gärung", „Novembertag", „Heimlicher Zauber", „Nächtliche Szene", „Spätes Pflügen", „Die Flamme", „Glühende Asche" beweisen eine seltene Vollendung, klaren Blick und gereiftes Künstlertum. In seinem zweiten Bande „**Daheim**" erscheint der Dichter stiller, nachdenksamer, und hier finden sich wohl auch ein paar schwache Verse, ohne jedoch einen merklichen Abstieg zu ver-



Nach einer Radierung von Hans Thoma

Beilage zum Türmer

raten (Verlag Eugen Haag, Luzern). Ein so knappes, bildhaftes Gedicht wie „Schildwache“ bleibt unvergeßlich:

Mit verworfnem Mittnachtspuke
Fegt der Föhn durch das Gefild.
War's nicht, ob ein Schwerthieb zucke?
Aus zerfetzter Wolkenluke
Klemmt ein Berg den weißen Schild.

Drei Heften einer neuen Sammlung „Dichtungen und Bekenntnisse aus unserer Zeit“, die S. Fischer, Berlin, eröffnet, stehe ich einigermaßen ratlos gegenüber. Weder der Sammlung „Tiefer als Liebe“ von E. A. Rheinhardt, noch der „Unterwelt“ von Iwan Goll kann ich immer das grammatikalische Verständnis entgegenbringen. Es ist mir zweifelhaft, ob Komik oder Ernst beabsichtigt sind; im Grunde empfinde ich diese Verse als unecht, wurzellos, vertrocknet. Und auch die „Verbannung“ von Max Herrmann blieb mir fremd, trotz angenehmerer Deutlichkeit. Einige gute Zeilen vermögen nicht den unreinen Gesamteindruck aufzuwiegen. Ich habe mich vergeblich bemüht, Aufmerksamkeit und Teilnahme aufzubringen.

Zwei Bändchen von Hans Brandenburg brausen voll ungezügeltem, besinnungslosem Sinnenüberschwange. Während „In Jugend und Sonne“ ein paar hübsche, freundliche Stücke birgt, wie „Im Kirschbaum“, „Mit Mozart“, „Mona Lisa“, „Sonnensturm“, bietet das zweite „Einsamkeiten“ (beide bei Georg Müller, München) zumeist in hohem Grade unerquickliche Gedichte, die zum Teil widerlich, zum Teil humoristisch anmuten. Pubertätskrämpfe, die man nicht der Öffentlichkeit kundtut ...

Nicht immer verständlich waren mir die Gedichte „Wandlung und Verkündigung“ von Ludwig Strauß (Insel-Verlag, Leipzig). Sie gemahnten mich an Hölderlins Art, ohne jedoch dessen hellenische Reinheit und mildes Ebenmaß zu erreichen. Manchmal mußte ich sogar des erkrankten Hölderlin gedenken, wenn mir der Sinn der Zeilen undeutlich und verschlossen war. Soweit ich zu urteilen vermag — und es wäre unrecht, eine endgültige Entscheidung zu wagen —, versucht Ludwig Strauß mehr als er vermag. Die gelassene Abseitigkeit erinnert ein wenig an die feuchte Wärme des Glashauses; an reich entfaltete, aber duftlose Blüten, die man vor der freien Luft ängstlich wahren und verschließen muß. — Auch Däublers „Sternenkind“ (Insel-Verlag, Leipzig) muß ich aus diesem Grunde abseits lassen.

Zum Schluß ein paar Bände, die sich mit einem kurzen Hinweise begnügen müssen. Karl Hauptmanns spröde Sonette „Dort wo im Sumpf die Hürde steckt“ (Kurt Wolff, Leipzig) haben mich, um das vieldeutige Fremdwort zu gebrauchen, lediglich interessiert. Zwei Bändchen aus der Sammlung „Der jüngste Tag“ desselben Verlegers ließen mich aufhorchen. Gottfried Kölwels „Gesänge gegen den Tod“ erfreuen durch überraschend klargesehene, selbständige Bilder (Vor der Brücke, Stiller See, Die Sicheln, Die Turmuhren, Dunkle Nacht), während in Eugen Roths Heftchen „Die Dinge, die unendlich uns umkreisen“ besonders die Lieder auf den gotischen Dom gelungen erscheinen.

Bei Egon Fleischel erschienen zwei schmale Sammelbändchen; Börries von Münchhausen gab eine Feldausgabe „Alte und neue Balladen und Lieder“, die uns diesen Meister des erzählenden Gedichtes in dankbare Erinnerung bringen, und Cäsar Flaischlen eine Auswahl „Heimat und Welt“, deren unbedenkliche, kampflose Fröhlichkeit, die sich schon in den zahlreichen Vorsprüchen ziemlich aufdringlich darbietet, mir wenigstens immer etwas ermüdend und flach geblieben ist.

Ernst Ludwig Schellenberg



Am Wendepunkt des Zeitromans

Soviel steht fest: Der Kriegsroman hat Fiasko gemacht. Er war eben ein Kind der Zeit, mußte mit dieser stehen, mit dieser fallen, und beliebt ist er im allgemeinen nicht gewesen. Dennoch war er eine Art kulturgeschichtliche Notwendigkeit.

Zu Anfang des großen Ringens wurde mit Hartnäckigkeit die Frage behandelt, wie sich das Kunstleben der Gegenwart zu den großen Zeitereignissen stellen solle. Es wurde zu ergründen versucht, ob die aufrüttelnden Weltgeschehnisse so befruchtend und anregend auf die Schaffenden wirken würden, um ein neues starkes Kunstwerk hervorzurufen, das, ein Spiegelbild der Zeit, völlig in dieser ruhte. Dabei war dieses aus der Zeit herausgewachsene Kunstwerk eine ganz einfache Folge der Tatsachen, denn der Krieg schob sich so gebieterisch in die Menschheitsgeschichte hinein, wie eine gewaltige Mauer, um die niemand herum konnte.

Und gerade für den Roman, dessen Wirkungsbereich oft nur zu dürftig und abgegrast schien, schuf der Krieg ein neues lohnendes Feld, das zu bebauen außerordentlich reizte. Hier ließ sich alles Geschehene in behaglicher Breite und am glaubwürdigsten ausdrücken, hier war eine Anhäufung der leidenschaftlichsten Gefühle möglich, hier fand der literarische Führer eine blühende Grundlage für seine Phantasie, soweit er das große Geschehnis erfaßte oder doch sich einbildete, es erfaßt zu haben. Die Kriegspsychose ist ein ungemein feines Instrument, das jetzt dem Psychologen und Dichter plötzlich vertraut wurde und das er teils dahin ausnutzte, das gewaltige Erleben getreulich festzuhalten, teils auch das Feuer vaterländischer Begeisterung und heiligen Zornes zu schüren und zu erhalten. Diese Aufgabe war für ihn die gegebene, solange sich eben der Sieg erhoffen ließ. Es ist kein Vorwurf für den Dichter, der hierin eine heilige Pflicht für sich erblickte und so seine Kunst zu einem politischen Werkzeuge machte. Aus jener Zeit heraus mußte das so sein.

Aber der Dichter schrieb eine falsche Rechnung, und so hat der Kriegsroman Fiasko gemacht. Und das nicht etwa seit heute erst oder seit dem verhängnisvollen Zusammenbruch im November. In England wird heute der Kriegsroman von den Verlegern abgestoßen, von den Sortimentern geräumt, vom Publikum verschmäht. In dieses Stadium war jedoch das deutsche Publikum schon lange eingetreten. Auch die Fülle des Kriegserlebens macht stumpf; das ewige Hinschwanken auf einem Boden, der sich sehr bald als noch begrenzter erwies, als das alte abgegraste Feld des Friedensromans seligen Angedenkens, erzeugte jene symptomatische Übersättigung, die uns bei einer zeitlich abhängigen Kunst fast stets überfällt. Reinstes künstlerisches Genießen bietet eben nur das tendenzlose Kunstwerk, das um seiner selbst willen da ist, und zu dieser Art gehörte der Kriegsroman nicht. Endlich auch haben die Zeitereignisse alle Voraussetzungen, von denen er ausging, alle Tendenz, die er verfolgte, über den Haufen geworfen und mit ihm selber ein Ende gemacht. Und so wäre die Tendenz, die zum Kriegsroman führte, heute endgültig ein überwundener Standpunkt?

Gewiß, der Krieg ist überwunden und seine Ausflüsse segenvoller oder gefährlicher Natur sind dahin. Rudolf Stratz prägte zu Beginn des Kampfes das Wort, die Zeit vor dem Kriege sei jetzt historisch, und alles, was über die Zeit vor dem Kriege geschrieben werde, sei nichts weiter als ein historischer Roman. Eine sehr feine, und doch eine etwas „boomerante" Logik. Denn heute ist auch der Krieg historisch — hiernach. Schließlich aber war der Krieg auch nur die zeitweilige Unterbrechung eines Dauerzustandes, nämlich des Friedens, oder richtiger, erst der Auftakt zu einer neuen Zeit, die unter schweren Erschütterungen des Menschheitskörpers, noch schemenhaft, heraufdämmert.

So wird auch der moderne Dichter heute manches zum alten Eisen werfen müssen, was zu seinem liebsten Rüstzeug gehörte. Ausgestorben für die Gegenwart ist z. B. der Leutnant alten Stiles, den uns einst keiner nachmachte, versunken der kleine intrigendurchtränkte

Hof unterhaltsamer Residenzromane, — versunken so manches, an dem schon lange der Staub der Jahrhunderte hing. Denn der Krieg hat auch mit manchem toten Plunder und den Puppen der Vergangenheit aufgeräumt, nur den armseligen Rahmen, in dem sie tanzten, den Unterhaltungsroman hat auch er nicht beseitigt. Der neue Zeitroman wird nun wohl andere Wege einschlagen; er wird vielleicht etwas rot, vielleicht sehr prosaisch werden; oder er wird über den angenehmen Aufenthalt in dieser Gesellschaft der Revolutions- und Kriegsgewinnler mit einem beißenden Spott abrechnen, mit dem Ziel, gleichzeitig auch den Materialismus zu treffen. Aber an seiner Stirne wird wenigstens das Wort nicht verzweifelnder Hoffnung stehen: Erlöse uns von dem Übel! ... Berta Witt



Das Theater und die Gemeinschaft

Auf keinem Kunstgebiete haben die Sozialisierungsbestrebungen einen solchen Umfang angenommen und werden so leidenschaftlich betrieben, wie im Theater. Gewiß liegt das zu einem guten Teil daran, daß das Theater die auffälligste Form gesellschaftlicher Unterhaltung ist und bisher in weitem Umfange ein Vorrecht der Besitzenden oder gesellschaftlich hervorragenden Klassen gewesen ist. Es ist auch da die Losung aller Revolutionen wirksam: Platz da, daß ich mich hinsetzen kann. Aber neben alledem ist dabei doch auch die Erkenntnis oder wenigstens das instinktive Gefühl wirksam für die Bedeutung, die das Theater für die Allgemeinheit haben könnte. Und zwar für die Allgemeinheit als Ganzes, als Gemeinschaft.

Es darf nicht übersehen werden, daß gerade auf diesem Kunstgebiete ersichtlicher und wirksamer als auf andern die organisierten Massen des Proletariats schon seit Jahrzehnten zur Selbsthilfe gegriffen haben, daß also gerade hier, wenn nach dem Staate gerufen wird, es weniger aus der Selbstsucht des einzelnen als aus einem Gemeinschaftsgefühl heraus geschieht. Damit treten diese Bestrebungen in eine Wunschreihe, die seit mehr als anderthalb Jahrhunderten in den führenden Geistern des deutschen Theaters ihre Fürsprecher und Vorkämpfer gefunden hat. Seit Lessings „Hamburgischer Dramaturgie“ ist der Ruf nach einem deutschen Nationaltheater immer wieder erschallt, und eine Fülle von Arbeit ist auf seine Befriedigung verwendet worden.

Trotzdem herrscht keineswegs Klarheit über den Kern des Problems eines Nationaltheaters, und auch mit der Ausprägung dieses alten Wunsches in die Form der Sozialisierung des Theaters ist diese Klarheit nicht eingetreten.

Mit besonderem Nachdruck wurden bis jetzt diese Sozialisierungsbestrebungen von den am Theater irgendwie schaffend Beteiligten ins Werk gesetzt, angefangen von den Bühnenarbeitern bis zu den dramatischen Dichtern. Sie alle erheben Forderungen an das Theater. Höhere Entlohnung, besondere Tarif- und Arbeitsverträge, Theaterräte, seitens der Dramatiker allerlei Kartellierungen und Ansprüche an die Allgemeinheit für die materielle Sicherstellung der Theaterdichter — das sind nur einige Stichworte, die alle mit dem Kehrreim „Gemeinschaft“ verbunden sind, in Wirklichkeit aber nur Sonderwünsche decken, deren Erfüllung für die künstlerische und ethische Bedeutung des Theaters im Gesamtleben des Volkes keine wesentliche Änderung herbeiführen würde. Die Allgemeinheit steht denn auch allen diesen Dingen trotz ihrer ausgiebigen Behandlung in der Presse mit Recht gleichgültig gegenüber.

Weit wichtiger ist der Allgemeinheit die andere Auffassung der Sozialisierung des Theaters, durch die die bestehenden Theater ihr zugänglich gemacht, gewissermaßen zu „Volksbühnen“ umgewandelt werden sollen. Auch hier ist schon viel Wasser in den anfänglich hoch schäumenden Wein der Begeisterung gemischt worden. Wenn schon überhaupt, so ist doch gerade

in sozialdemokratischen Kreisen ganz besonders viel mit Schlagworten und Zitaten gearbeitet worden. Der Hinweis auf das griechische Theater war immer sehr beliebt, zu dem jeder Staatsbürger freien Zutritt hatte, und der Ruf: „Die Kunst oder das Theater gehört dem Volke", ist immer und überall nur als ein Anrecht, nicht als eine Verpflichtung verstanden worden. Man war denn auch sehr schnell dabei, die bisherigen Hoftheater zu Staats- oder Landestheatern zu erklären; damit war man aber bereits am Ende der Weisheit angelangt. Trotzdem man diese bisherigen Luxustheater zu Volksbühnen erklärte, ist ihr Betrieb infolge der allgemein gesteigerten Lohnforderungen gerade der mitwirkenden Masseneinrichtungen (Chor, Orchester, Bühnenarbeiter) noch teurer geworden. Statt der bisherigen bequemen Programmreden mußten jetzt im Kultusministerium Berechnungen aufgestellt werden. Da ergab sich z. B. für Berlin, daß man an den beiden bisher königlichen Theatern bei höchster Ausnutzung aller Möglichkeiten jährlich siebenhundert Vorstellungen veranstalten könnte. Wenn alle Plätze täglich ausverkauft würden, würde jeder der in Betracht kommenden Großberliner zwischen vierzehn und siebzig Jahren jährlich 0,82 mal ins Theater kommen können. Würde dabei für das Opernhaus der immerhin noch hohe Durchschnittspreis von 5,50 ℳ, für das Schauspielhaus 2,80 ℳ für den Platz erhoben, so blieben von den Gesamtkosten immer noch 3 250 000 ℳ jährlich ungedeckt, für die also Staat oder Gemeinde eintreten müßte. Das Platzverhältnis wäre ja natürlich günstiger zu gestalten, wenn auch eine größere Zahl der anderen Theater zu Staatstheatern oder Volksbühnen erklärt würde. Diese Forderung ist oft genug erhoben worden. Aber ein günstigeres Ergebnis für die Betriebskosten wäre auf diesem Wege nicht zu erreichen. Wer aber soll das alles bezahlen?

Davon aber abgesehen. Unsere Arbeiterkreise und ihre Führer leben ganz im Gesichtskreis der Großstädte, ja noch viel enger: ihrer Partei in diesen Großstädten. Es dämmert doch einigen, daß es in künstlerischer Hinsicht eine furchtbare Enge wäre, und unmöglich anginge, das ganze Land für die Vergnügungen dieser Großstädte zu belasten. Daß aber auch innerhalb dieser Großstädte bei der bloßen Ausnutzung des gegenwärtig Vorhandenen, schon durch die Lage der bisherigen Theater, alle in den Außenbezirken Wohnenden schwer benachteiligt wären; daß überhaupt in jedem Betracht mit der bloßen Umschaltung eines unter ganz anderen Verhältnissen zustande gekommenen Betriebs kein lebensfähiges Neues zu schaffen ist, daß mit der bloßen Errichtung von Volksbühnen weite Bedürfnisse der Kunst unerfüllt blieben, daß der größte Teil der bisherigen Theaterbetriebe moralisch und künstlerisch nicht wertvoll genug ist, um in dieser Form sozialisiert zu werden, daß das von diesen Betrieben befriedigte Unterhaltungsbedürfnis niederer Art aber nicht von einem Tag auf den andern zu beseitigen ist, — alle diese sich aufdrängenden Erwägungen haben die früher so großsprecherischen Wortführer recht kleinlaut werden lassen. Wenn auf einem Gebiete, wird man hier von einer Fortwurstelei sprechen müssen, die mit kleinen Mitteln die am lautesten vorgetragenen Wünsche halbwegs zu befriedigen sucht und sich im übrigen darauf verläßt, daß die Rufer bald ermüdet schweigen werden.

Bei allen diesen Erwägungen des Materiellen ist das Geistige ganz in den Hintergrund getreten. Und doch lag die Frage nach diesem Geistigen aus den Erfahrungen der letzten Jahre besonders nahe. Während des Krieges ist in nationalen Kreisen immer wieder der Vorwurf erhoben worden, daß das Theater dem Volke die Unterstützung schuldig bleibe, zu der es in dieser schweren Zeit verpflichtet wäre, und jetzt in der Revolutionszeit wird der entsprechende gleiche Vorwurf von revolutionärer Seite erhoben. Also das Theater hat in zwei so grundverschiedenen Lagen es nicht vermocht, in geistiger Hinsicht ein Volkstheater zu sein. Die Nation hat bei ihm weder für die Verteidigung der alten Staatsform noch für den Aufbau der neuen eine künstlerische Führer- oder auch nur Hilfskraft gefunden. Ich sehe nicht, daß die Erheber des Vorwurfs früher oder jetzt in der Lage gewesen wären, einen Spielplan aufzustellen, bei dessen Durchführung das Theater diese hohe, aber doch im Grunde selbstverständ-

liche Aufgabe hätte erfüllen können. Und so ist denn doch wohl überhaupt die erste Frage: Ist unser deutsches Theater imstande, in diesem Sinne ein Volkstheater zu sein? Haben wir das seit langem geforderte und ersehnte deutsche Nationaltheater? — Wir müssen die Frage rundweg verneinen. Und so fragen wir bescheidener: Können wir denn überhaupt von einem deutschen Theater sprechen, in jenem Sinne, wie wir vom Theater der Antike, von den Mysterienspielen des Mittelalters, vom geistlichen und weltlichen spanischen Theater, von der klassischen französischen Tragödie und Komödie sprechen können? — Wir müssen abermals verneinen und fragen noch bescheidener: Gibt es ein deutsches Theater, wenigstens in dem Sinne, wie es eine italienische Oper, wie es ein Pariser Salonstück oder auch einen Pariser Boulevardschwank gibt? — Da können wir langsam mit einigen Gegenwerten aufwarten. Es gibt ein deutsches Musikdrama, d. h. nein, es gibt das Musikdrama Richard Wagners. Es gibt eine deutsche — nur zögernd sprechen wir das Wort aus: Operette. Nein, es ist eine Wiener Operette und eine Berliner Posse. Es gibt eine unendliche Fülle deutscher Dramen, es sind darunter herrliche Meisterwerke, es ist darunter das schönste Volksstück der ganzen Weltliteratur, Schillers „Wilhelm Tell", aber ein charakteristisch deutsches Theater gibt es nicht. Wohl aber gibt es auf verwandtem Gebiete eine Kunstform, die in Verbindung mit dem Worte deutsch eine ganz bestimmte Vorstellung auslöst: das deutsche Oratorium. Und so erkennen wir, daß das nationale Theater eine Stilfrage ist, daß es mit der Form und nicht mit dem Inhalte zusammenhängt. Eine national charakteristische Form erzwingt sich geradezu den nationalen Inhalt bzw. drückt jedem Inhalte den Stempel des Nationalen auf durch diese nationale Formgestaltung des Inhalts. Wir haben kein deutsches Nationaltheater, weil wir keine deutsche Form des Theaters haben.

Es ist nicht schwierig, von der Antike bis zur heutigen Operette für alle jene Theatererscheinungen, die sich unter den Begriff Gemeinschaftstheater einreihen lassen, die Formmerkmale aufzuzählen, wie für einen Baustil. Wie alle Baustile die Schöpfung des Formwillens einer Gemeinschaft sind, so muß auch das Theater eine Gemeinschaftskunst sein, um das Theater dieser Gemeinschaft, also im höchsten Sinne ein Volks- oder Nationaltheater zu sein. Das deutsche Theater aber ist nicht das Theater des Volkes, sondern der Dichter, also nicht ein Theater der Gemeinschaft, sondern der Individualisten.

Das Theater aber ist keine rein dichterische Kunstform, sondern eine Gemeinschaftskunst, deshalb auch eine Synthese, und der Dichter vermag mit den Mitteln seiner Kunst allein gar nicht das Drama erstehen zu lassen. Dauernd bedarf er der Mimik, oft genug der Musik, immer der Architektur und Malerei zur Erstellung des Bühnenbildes. Ja gerade dem Drama des Dichters ist diese szenische Hilfe unentbehrlich. Denn nur mit den Mitteln der Illusionsbühne ist es dem Dichter möglich, in der Zuschauerschaft jene Vorstellungen einer Umwelt zu erwecken, die die Voraussetzung für die Aufnahme des von ihm entworfenen Weltbildes sind. Alle echten Volkstheater dagegen bedürfen der Illusionsbühne nicht; ihnen genügt ein stilisierter Rahmen, weil ja das Volk gewissermaßen selbst mitdichtet und mitspielt, weil seine eigene Sache verhandelt wird.

Der erste Dichter, dem dieses Mißverhältnis zum Bewußtsein kam, war Schiller. Nach dem „Don Carlos" bricht er trotz aller Erfolge sein dramatisches Schaffen ab. Erst sieben Jahre später, 1794, nimmt er es wieder auf. Dazwischen liegt ein gründliches Studium der Alten, das ihm die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer neuen dramatischen Form gebracht hat. Schon die Entwurf gebliebenen „Ritter von Malta" sehen die Mitwirkung des Chores vor, der dann erst ein Jahrzehnt später in der „Braut von Messina" wirklich angewandt wird. Aber auch für den „Wallenstein" wollte er im Gegensatz zu früher, wo er „das ganze Gewicht in die Mehrheit des einzelnen gelegt hatte, alles auf die Totalität" berechnen. Die außerordentlich wichtige und tiefschürfende Vorrede zur „Braut von Messina" zeigt, daß für Schiller der Chor die Stimme des Volkes war. Nicht mehr der Dichter allein sollte sein Welt-

bild entrollen, das Volk sollte in seiner Art mitwirken, indem es zu allem Stellung nahm. Schiller ist sich völlig klar, daß so die „Illusion" zerstört wird, aber dieser Verlust schien ihm gering gegenüber dem Gewinn des gemeinschaftlichen Lebens. Das Drama selbst erfüllt die Forderungen der Vorrede nicht. Mit dem bloßen Zurückgreifen auf eine alte Form war nichts zu tun. Was ihm vorschwebte, erreichte Schiller ein Jahr später in „Wilhelm Tell". In diesem Drama ist das Volk der Held. Die auftretenden Personen sind fast ausnahmslos Vertreter des Volkes, und zwar nicht auf das individualistische Einzelne hin gestaltet, sondern auf die Totalität berechnet. Man mag einmal bei A. Jolles nachlesen, wie glänzend diese Aufgabe gelöst ist („Von Schiller zur Gemeinschaftsbühne", 1919).

Danach starb Schiller, und sein Werk fand keine Fortsetzung. Die Romantik verhalf dem Individualismus in noch höherem Maße zur Alleinherrschaft. Erst Richard Wagner erfaßte wieder das Theater als Gemeinschaftskunst, und zwar nicht nur rein künstlerisch als Allkunstwerk, sondern auch im Gedanken der einheitlichen Zusammenfassung von zuschauendem Volke, ausübenden und schöpferischen Künstlern. Er fühlte auch die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Neugestaltung der Theaterarchitektur. Aber es fand sich nicht die geniale architektonische Idee, die ihn von der Illusionsbühne befreit hätte. So ersah sich Wagner das Bindemittel in der geistigen Kraft des Festspielgedankens. Die Gesamtheit sollte herausgerissen werden aus dem Alltag zu einem festlichen Beisammensein im Dienste der Kunst, dadurch erfüllt werden mit der einheitlichen, alle zusammenschließenden Idee. Früchte vermögen nicht zu reifen, bevor ihre Zeit erfüllt ist. Auch wenn die Voraussetzungen zum Verständnis der Stoffwelt Wagners beim ganzen Volke erfüllt wären, wäre sein Drama doch im Rahmen der (gebildeten) Gesellschaftskunst geblieben, weil das Volksbewußtsein fehlte.

Daß dem trotz 1870/71 so war, wissen wir, die wir in den Spätsommermonaten 1914 das Große, Gewaltige, Erschütternde und Beglückende erlebt haben, was es heißt, ein Volk zu sein. Dieses Erlebnis kann durch den nachherigen Zusammenbruch nicht zerstört, ja es wird gerade dadurch noch verklärt werden. Unsere Hoffnung auf ein Wiedererstehen Deutschlands als Nation gründet sich nicht auf eine der „Errungenschaften der Revolution", sondern auf dieses Erlebnis des Volkseins, das unabhängig war von irgend einer Staatsform.

Wir dürfen auch nicht vergessen, wie damals das Volk nach der Kunst, insbesondere nach seinem Theater rief, als der gegebenen künstlerischen Führung in dieser schwersten Zeit. Und wir dürfen uns auch nicht nachträglich im Gedächtnis verwischen lassen, wie schmerzhaft und beschämend wir damals das völlige Versagen des Theaters empfanden. Wie immer entlud sich dieses Gefühl in zahlreichen Programmschriften. Aber es wurde doch auch etwas getan. Man begann in nationalen und christlichen Kreisen einzusehen, daß es mit tadelnder Kritik nicht getan sei, daß die Klage über die Verjudung des Theaters im Grunde eine Selbstanklage der eigenen Tatlosigkeit und Schwäche sei. Es kam zur Gründung des Hildesheimer Theaterkultur-Verbandes im August 1916, der aus dem Bestreben erwachsen war, jenen Kreisen des deutschen Volkes, die ihre Überzeugung von Beruf und Stellung des Theaters im heutigen deutschen Theater nicht verwirklicht sehen, den ihnen gebührenden Anteil und Einfluß auf die Gestaltung des Spielplans zu verschaffen. Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, wie es den verschiedensten gegnerischen Mächten gelang, diese klare Aufgabe des Theaterkultur-Verbandes zu verbiegen und ihn so um seine rechte Wirkung zu betrügen. Hoffentlich gelingt es dem „Christlichen Bühnen-Volksbunde" besser, in klarer Herausarbeitung seiner Ziele den von ihm übernommenen Grundsatz in die Wirklichkeit umzusetzen. Dieser ist rein demokratisch und verlangt vom Theater für alle Deutschen das gleiche Recht. Es wird sogar das Mittel der Stimmenzählung dafür aufgeboten in der Form der Organisation der Konsumenten. Darin, daß das Bindemittel dieser Organisation die Gleichheit der Weltanschauung ist, liegt die fruchtbare Kraft dieser Zusammenschlüsse für die Entwicklung zum Theater einer Gemeinschaft. Für die Einrichtung wird die der Berliner Freien Volksbühne maßgebend

sein, und wir wollen uns daran erinnern, daß vor allem in der Gründungszeit dieser Freien Volksbühne auch ein gemeinsames geistiges Band, eine gemeinsame Weltanschauung die Mitglieder umschlang.

Die wahre „Freiheit“ kann immer nur darin beruhen, daß jeder Weltanschauung ihre öffentliche Betätigung eingeräumt werde und daß an allen gemeinsamen Einrichtungen der Öffentlichkeit jede durch eine solche Weltanschauung verbundene Gemeinschaft den Anteil erhalte, der ihr nach ihrer Zahl und Bedeutung für die Gesamtheit zukommt. Es ist ganz selbstverständlich, daß alles, was wahrhaft große Kunst ist, in Höhen ragt, die von allen Seiten als erstrebenswerte Gipfel anerkannt werden. Aus den vielen einzelnen Gemeinschaften erwächst dann ganz von selbst die Gesamtheit des Volkes, die Nation. Im übrigen aber bedeutet die Befriedigung der Sonderwünsche, die Erfüllung der Sonderbestrebungen auf künstlerischem Gebiete keine zersplitternde Armut, sondern bereichernde Mannigfaltigkeit.

In der Welt des Geschäftstheaters war die Durchführung dieses durchaus demokratischen Prinzips für die Benutzung des Theaters lediglich eine Organisationsfrage. Da das Geschäft an sich nicht unmoralisch, sondern amoralisch ist, war anzunehmen, daß das Geschäftstheater die Ware führen würde, die die Kundschaft verlangte. Es brauchte also nur die Kundschaft so zusammengeschlossen zu werden, daß sie ihren Wünschen nachdrücklich Ausdruck verleihen konnte, indem sie dem Geschäftsinhaber ausreichende Abnahme der von ihr gewünschten Ware gewährleistete. Schwieriger wird der Fall, sobald der Staat als Unternehmer oder auch nur als Unterstützer auftritt.

Aber wenn wir eingesehen haben, daß die wesentlichste Voraussetzung eines Gemeinschafts-, eines Nationaltheaters eine dieser Gemeinschaft entsprechende Form des Theaters ist, die wir bis heute in Deutschland nicht entwickelt haben, so erhebt sich in uns doch vor allem die Frage nach den für diesen Zweck vorhandenen oder zu entwickelnden Kräften. Ob wir unsere weitausgedehnten Großstädte oder das vom Theater bis jetzt ganz entblößte Land ansehen, für eine wirkliche Beteiligung möglichst aller Volkskreise am Theatergenuß ist die dringendste Voraussetzung Dezentralisation. Nicht dadurch, daß im Mittelpunkte einer Stadt ein möglichst großes Haus errichtet wird, in das doch auch die bisher geschaffene dramatische Kunst nicht hineinpaßt, ist diese allgemeine Beteiligung zu verwirklichen, sondern nur dadurch, daß in allen Stadtteilen, daß überall auch an kleineren Orten, ja an geeigneten Punkten des flachen Landes Theater errichtet werden. Hier gilt genau derselbe Grundsatz, wie für den Kirchenbau. Er gilt auch insofern, daß alle diese Theater architektonisch verwandt sein, genau dieselben wesentlichen Bestandteile aufweisen müssen. Ja hier kann man weiter gehen und sagen: die Inneneinrichtung dieser Theater, das Verhältnis zwischen Bühne und Zuschauerraum, die Ausgestaltung der Bühne selbst, müssen überall dieselben sein. Wir brauchen also mit einem Worte eine stilisierte Bühne mit ein für allemal feststehender symbolischer Bedeutung aller ihrer Bestandteile, wie das in dem Theater der Antike und den Mysterienspielen der Fall gewesen. Aus diesem neuen Theater heraus, das architektonisch so zu gestalten wäre, daß es ebenfalls als Konzertraum und Vortragssaal benutzt werden könnte, und seinen ganz feststehenden Bedingungen gemäß muß sich die neue dramatische Dichtung der Gemeinschaft entwickeln.

Ich will hier nicht auf Näheres eingehen, aber ich verweise mit allem Nachdruck auf das Buch von Andre Jolles „Von Schiller zur Gemeinschaftsbühne“ (Leipzig, Quelle & Meyer), das bis ins einzelne ausgearbeitete Vorschläge bringt, die, auch wenn man in Einzelheiten anderer Meinung ist, als Ganzes unbedingt überzeugend wirken.

Zeiten der Knappheit aller äußeren Mittel haben immer die Stilisierung begünstigt. Wir dürfen auch damit rechnen, daß jetzt Tausende von Menschen in das Theater drängen, die ihm bisher fern geblieben waren, die durch das Bisherige unverwöhnt, aber auch unverdorben und darum für ein Neues zugänglich sind. Die Erstellungs- und Betriebskosten dieser

Theater, die ja in vorhandene Säle sich ohne weiteres einbauen lassen, sind gering, da alle Ausgaben für Szenerie wegfallen, die für die typischen Kostüme sehr niedrig und — nach Zolles — nur fünf Schauspieler nötig sind. Es werden sich diese Bühnen aus ihren eigenen Einnahmen erhalten können, sobald sie einmal vorhanden sind. Für den Auf- und Ausbau müßten Staat und Gemeinde eintreten; die Benutzung des Hauses stände allen Gemeinschaften nach Maßgabe ihrer Größe zu.

Es ist der Fehler fast aller Reformwerke, daß sie das Bestehende verdammen und nur das Neue gelten lassen wollen. Vor diesem Fehler müssen wir uns hüten. Das bisherige Theater hat so viel Schönes geleistet und bietet selber so viele Entwicklungsmöglichkeiten, daß kein Grund zu seiner Zerstörung vorhanden ist. Nur soll man nicht von ihm verlangen, daß es ein Theater der Gemeinschaft werde, wozu ihm die Vorbedingungen fehlen. Es kann also auch nicht die Aufgabe des Staates sein, sich in ausgiebigerem Maße als bisher für dieses Theater einzusetzen. Unsere günstige Beurteilung des bestehenden Theaters setzt allerdings voraus, daß wir weitaus den größten Teil der sich heute als Theater bezeichnenden Unternehmungen nicht als solche, sondern nur als Unterhaltungsstätten anerkennen, die um nichts höher stehen als Zirkus, Varietee und andere Schaustätten. Sie haben für den Staat höchstens als Steuerobjekte Wert und hängen ausschließlich von der Nachfrage seitens des Publikums ab. Sie sind also einerseits ununterdrückbar, solange ein Bedürfnis dafür vorhanden ist, werden aber von selber in gleichem Maße verschwinden, als es gelingt, das Unterhaltungsbedürfnis des Volkes in künstlerischer und ethischer Hinsicht zu heben.

Dagegen bleibt die Frage offen, ob wir nicht noch andere Hilfskräfte für das Gemeinschafts- und Nationaltheater haben. Da sehen wir zunächst den **Festspielgedanken**, der noch gar nicht planmäßig ausgenutzt ist. Die Schweiz ist uns in der Hinsicht voraus, obgleich auch dort die großen Kantonsfestspiele, die in den letzten Jahrzehnten als nationale Erinnerungsfeiern begangen worden sind, noch nicht zu einer ständigen Einrichtung ausgebaut wurden. Diese großen Festspiele müßten räumlich ins Große gesteigerte Zusammenfassungen des sonst im Gemeinschaftstheater Üblichen sein, könnten auch daneben mustergültige Aufführungen der größten Kunstwerke aller Zeiten bringen. Sie würden sich ganz von selbst zu einer Zusammenfassung der kleineren Gemeinschaften ausbilden und schließlich das Volk, die Nation vereinigen.

Endlich stellt sich hier der Gedanke an das deutsche Oratorium ein, an das **große Chorwerk**, mit einem der Gemeinschaft, der ganzen Nation heiligen Inhalte. Der Wert dieser Aufführungen liegt in der Mitwirkung von Hunderten und Tausenden Volksgenossen. Die gewöhnlichen szenischen Mittel verbieten sich da von selbst, die Musik bietet ein jeder Szenerie ebenbürtiges Stimmungsmittel. Dazu käme die Ausnützung des Lichtes als Stimmungskraft.

Es kann nicht darauf ankommen, alle möglichen Einzelheiten aufzuzählen, entscheidend ist die grundsätzliche Erkenntnis des Zieles, die Überzeugung, daß zu ihm ein Weg vorhanden ist. Wir müssen dieses Ziel des Nationaltheaters erreichen, heute weniger um des Theaters willen, als der Nation wegen. Schon 1784 hat Schiller diese Bedeutung des Theaters für die Gestaltung einer Nation hervorgehoben: „Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? — Nichts anderes als der vaterländische Inhalt seiner Stücke, der griechische Geist, das große, überwältigende Interesse des Staates, der besseren Menschheit, das in demselbigen atmete.“

Karl Storck



An Hans Thoma

Zum achtzigsten Geburtstag, 2. Oktober 1919

Bei Matthäus (VI, 22) steht das Heilandswort: „Das Auge ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein.“ Es ist schon oft gesagt worden, das Genie sei ein Mensch, der sein Kindtum bewahrt und darum den Zusammenhang mit der ewigen Lichtquelle, der Heimat der Seele, nicht verloren hat. Was der Heiland, der Gotteskind geblieben war, als Mahnung verkündet hat, ist im Genie erfüllt. Es braucht nicht erst „wie die Kinder werden“, es ist Kind, und darum ist das Himmelreich sein. Kinder kennen den Zweifel nicht, sie sind von Natur gläubig, und erst die Erfahrungen des Lebens vertreiben sie aus dem Paradiese, wie einst Adam und Eva aus ihm vertrieben wurden, als sie nicht mehr glaubten, sondern nach Warum und Wozu fragten.

Vor wenigen Wochen erst stand ich Hans Thoma gegenüber, der wie ein runder fester Turm vor einem steht, ganz erdhaft für den ersten Blick, bis man in seine Kinderaugen gesehen hat. Und diese Kinderaugen fühle ich auf mir ruhen und seine ruhige Stimme höre ich klingen, wenn ich in seinem letzten Büchlein „Seligkeit nach Wirrwahns Zeit“ (Jena, Eugen Diederichs) seiner abgeklärten Weisheit lausche. Wer könnte uns besser vom Wesen seiner Kunst berichten, als er selbst?

„Alles Schauen ist gläubig, sonst dürfte man es nicht Wahrnehmung nennen, d. h. es steht dem Dasein und seinen Dingen kritiklos gegenüber; es geht in kindliches Vertrauen über; es will an nichts ändern und rütteln, und so geht aus dem Schauen auch die reine Freude an allem Erschaffenen hervor ... Da es alles, was besteht, als gut anerkennt, so kann man das Auge den Sinn der Bejahung nennen.“

„Alles fließt, alles schwimmt: das sind uralte Philosophenworte. In der Malerei findet dieses Schwimmen und Schweben im Raum deutlich seinen künstlerisch sinnenfälligen Ausdruck. Es ist mir, wenn ich im Zustand hingebenden Schauens bin, als sei die Seele der Raum, in welchem alle Körperlichkeit, alle Gegenständlichkeit, alle Wirklichkeit fließen, vorüberschwimmen würde. Als sei dies alles in mir, nicht außer mir. Die Wirklichkeit wird wie ein Traum; sie löst sich auf; dadurch wird sie zur Kunst, für die Menschenseele faßbar, habhaft. Die Augen öffnen sich, und alles wird schön; alles wird Schein; alles wird durch reines, d. h. wunschloses Schauen zur Schönheit, und es erwacht dann wohl der Wunsch, das Bild in der Seele, den Zustand des Schauens in irdischem Material festzuhalten: das Bild in der Seele, diesem Weltspiegel, für die Sinne deutlich erkennbar zu machen, für sich und für andere.“

Thoma verweist dann auf die Bilder, die wir im Traume sehen und vergleicht sie unserer Fähigkeit, im Traume zu fliegen. „Dies Fliegen und Schweben kommt wohl davon, daß das gesetzliche Gefühl für Schwere aufgehoben ist; deshalb wundern wir uns im Traum auch gar nicht, daß wir fliegen können, es kommt uns selbstverständlich vor. Ähnlich mag es sich mit dem Sehen im Traume verhalten, das ohne das optische Gesetz, ohne die materiellen Bedingungen des Auges stattfindet. Das Sehen im Traume wird von keinem Augengesetze überwacht. Fast möchte ich sagen, ich hatte das Gefühl, eine sehende, durchsichtige Kugel zu sein, die sich mitten im Raume befindet, mit demselben wie verwachsen; eine Kugel statt des Auges, die, ohne auf Hindernisse zu stoßen, ringsum sehen kann; für die es kein Über-sich, kein Unter-sich, kein Vor-sich, kein Hinter-sich und kein Neben-sich gibt .. Bei Sehtraumbildern wollte ich aber ein paarmal es wirklich versuchen, sie in Malerei zu übersetzen; aber wohl ebenso vergeblich war's, wie das Fliegenwollen. Bei den ersten Versuchsstrichen stieß ich auf das strenge Augengesetz, welches gebieterisch hinten und vornen, oben und unten, rechts und links verlangt. Vor der Geradlinigkeit dieses Gesetzes verliert die Kugel ihr Recht. Diese Gesetze sind streng und hart: sie durchschneiden, messen, erklären auch den Raum, den wir uns, wenn wir eine sinnliche Vorstellung von ihm haben wollen, nur in Kugelform denken

können, aus der wir mit unseren Raummaßwerkzeugen nur Stücke herauszuschneiden vermögen. Bald sah ich ein, daß man in der Malerei diese Gesetze, die in dem Bau des Menschen begründet sind, die Naturgesetze des Sehens, nicht umgehen kann, auch wenn man seelische Bilder durch die Malerei einfangen will, weil sonst für andere und wohl auch für den Maler selbst eine unverständliche Verwirrung herauskommt ... In bezug auf Malerei bin ich nun der Meinung, daß man die Sehgesetze genau kennen lernen muß, so daß es auch möglich ist, daß man mit dieser Kenntnis das Gesetz umgehen kann, ohne anzustoßen. Man soll sie so genau kennen, daß sie dienen müssen und helfen können, die Freiheit zu gewinnen, die nötig ist, um auch sein Traumbild zu gestalten. Gesetze ungestraft umgehen kann doch nur einer, der sie genau kennt ...

Es gibt noch ein anderes Verhältnis (außer der Religion) der vielgestaltigen Seele zu dem ewigen Geheimnis: die Kunst, die schöpferische Tätigkeit der Seele. Der Kunst ist die Religion das, was sie selber ist: eine schöpferische Tätigkeit, die aus der Vorstellung der Seele, gewissermaßen der Wirklichkeit gegenüber, aus dem Nichts schafft. Die Kunst braucht nicht zu wissen; ihre Sache ist das Gestalten der Seeleneindrücke, die das Leben ihr eingewoben hat. Das Schauen im weitesten Sinn ist ihr Teil; sie nimmt die Welt, wie sie ihr erscheint: sie gestaltet sie zu ihrem Bilde. Sie wird geleitet von Glauben und Vertrauen und ist erfüllt von Hoffen und Lieben. Für die künstlerische Anschauung ist der Weltschöpfer ein Künstler; er ist der ewig Schaffende. Gott ist der in seinem Schaffen befriedigte Künstler: ‚Gott sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.' Das ist Künstlergefühl, ist Ausdruck der Schaffensfreude, ist Glaube an sein Werk." —

So als großes gläubiges Kind hat der ihm seelenverwandte Hans Bühler den greisen Meister gesehen. Eine „sehende, durchsichtige Kugel", sieht er den Weltenraum bevölkert von Gestalten. Er sieht, was über ihm ist und was unter ihm ist, und rund um ihn die Menschheit lebt mit ihren Freuden und Leiden, mit ihrer Sehnsucht in tausenderlei Gestalt. Aber er hat es immer verstanden, diese Gesichte den Naturgesetzen des leiblichen Sehens zu unterwerfen, und er hat den rechten Weg gefunden, das nicht als beengende Qual, sondern als Glück zu empfinden. Denn „es liegt in den Künsten, daß sie durch ihr Ordnen Erlösung oder Bändigung bringen können, dafür sorgend, daß der Traum sich nicht in die Irre verliert". Darum stehen ihm die Blumen der Erde so nahe; er hat sie in großen Buschen gepflückt, uns zu beschenken.

Tausende denken seiner heute und allezeit in Dankbarkeit und Freude. Ein Mann wie er hilft uns auch fürderhin, froh und stolz darauf zu sein, uns Deutsche nennen zu dürfen.

Karl Storck



Die Große Berliner Kunstausstellung

Sie führt dieses Mal von Amts wegen die Bezeichnung „groß" nicht, obwohl sie zum erstenmal seit Kriegsausbruch wieder das alte Glashaus im Landesausstellungspark bezogen hat. Der stimmungslose, durch seine Größen- und Lichtverhältnisse denkbar unkünstlerische Raum ist übrigens durch die unter Leitung Bestelmeyers vollzogene Umgestaltung für die Ausstellungszwecke wesentlich günstiger geworden. Es müßten nur noch mehr Querwände aufgestellt werden, damit die kleinen intimen Räume überwögen und so dazu mithülfen, uns von den großen Ausstellungsformaten der Bilder zu befreien. Die Maler würden dann nicht nur mehr die kleineren Hausräume berücksichtigen, es käme auch den Bildern selbst zugut, die bei diesen großen Formaten fast immer tote Flächen haben oder ganz Gleichgültiges wie Hosenbeine und dergleichen in unerträglich großen Formen vorführen müssen.

Mehr als ihre Vorgängerin verdient die jetzige Ausstellung die Bezeichnung als „große", obgleich sie der Zahl der ausgestellten Werke nach glücklicherweise hinter den früheren zurück-

steht. Aber seit Jahrzehnten zum erstenmal sind in ihr die verschiedenen Künstlergruppen vereinigt, die sonst getrennt auszustellen pflegten. Neben dem „Verein Berliner Künstler" hausen unter gleichem Dache die „Berliner Sezession", die „Freie Sezession" und die „Novembergruppe". Es waren lediglich Personenfragen, die die beiden Sezessionen schieden. Dabei war es eine hübsche Ironie, daß sich die Gruppe als „frei" bezeichnete, die das Machtgelüste des Kunsthändlers Paul Cassirer befriedigt und ihm den Vorsitz übertragen hatte. Beide Sezessionen sind so stark auf Berlin WW. eingestellt, daß sie um den Anschluß der übermodernsten Elemente bemüht sind. Nur ja keine Rückständigkeit und das Bekenntnis zum Popanz „Fortschritt" bis zum Selbstmord. Aber in den letzten Jahren hat sich da manches verschoben. Die Modernsten haben es gelernt, die Verblüffung kapitalistisch auszuschlachten. Herwarth Walden vom „Sturm" hat die Verbindung eines derwischhaften Kunstfanatismus mit geriebener Geschäftsklugheit so erfolgreich ausgebeutet, daß es verwunderlich wäre, wenn er ohne Nachfolger bliebe. Paul Cassirer, der da jetzt in Edelanarchismus macht, ist in seinem Kunstsalon wesentlich nach links gerückt, andere nicht minder schnellfertige Leute haben die Revolution nun künstlerisch begründet in der „Novembergruppe", der sich bezeichnenderweise der „Sturm" nicht angeschlossen hat. Warum sollte er auch sein Geschäftchen teilen?

Der Humor über diesen Jahrmarkt der Narrheit und priesterlich maskierter Geschäftsmacherei vergeht einem, wenn man die verwüstenden Wirkungen auf das große, noch immer gutgläubige Publikum beobachtet. Ich fürchte, sie sind bei uns in Deutschland am schlimmsten, gerade weil wir es mit der Kunst so bitter ernst nehmen. Wir haben nicht das lebhaft-sinnliche Verhältnis zu den formalen Erscheinungen der Welt, wie der Romane. Alle Erscheinung der Natur ist uns gewissermaßen eine Offenbarung eines hinter und über ihr Stehenden, das die tausendfältigen Einzelheiten mitsamt dem sie beobachtenden Menschen zu einer Einheit zusammenfaßt und selber in dieses große Alleins mit aufgeht. Wie so die Kunst dem Schaffenden nicht eine Sache der Sinne, sondern des Herzens, des Gemütes und der Seele ist, so auch dem Kunstempfangenden.

Für diese urdeutsche Einstellung zur Kunst ist die Form des Kunstangebots in derartigen als Ausstellungshallen bezeichneten Markthallen mit allen Begleiterscheinungen denkbar ungünstig. Mit dieser Form aufs engste hängt auch die Art der Behandlung in der Presse zusammen. Auch wenn wir die Vertreter der Kunstkritik durchweg als mit glänzendem wissenschaftlichem Rüstzeug und reinstem Willen ausgestattet annehmen, bringt doch die ganze Art der Berichterstattung es mit sich, daß in ihr die Kunst aus einer Sache des Herzens, zu einer Sache des Verstandes wird. Nun ist auch dieses Verhältnis zur Kunst wertvoll, aber natürlich nur für den, der es aus eigenen Kräften zu gewinnen vermag. Beim Herzensverhältnis und beim Sinnengenuß versteht sich dieses Persönliche ganz von selbst. Hier entscheidet das Gefallen oder das innere Berührtwerden, der Verstand aber übernimmt Wissen und wendet es an.

Es kann einen tragisch stimmen, aber man wird sich der Erkenntnis kaum verschließen können, daß die journalistische Behandlung aller Kunstfragen in breitester Öffentlichkeit durchweg kunstschädlich gewirkt hat. Die Allgemeinheit ist dadurch um ein natürliches, unbefangenes Verhältnis zur Kunst gebracht worden. Jeder hat so viel von Kunstrichtungen und Kunstkämpfen gehört, diese Meinungsverschiedenheiten sind so heftig, so die eine Seite verhimmelnd, die andere verdammend vorgetragen worden, daß es gerade dem wenig Geschulten kaum mehr möglich ist, unbefangen vor ein Kunstwerk hinzutreten. Ebenso verheerend hat der moderne Kunstbetrieb auf die Schaffenden eingewirkt. Auch hier ist alles verstandesmäßiger, ja berechnender geworden. Wenn man rückschauend die Kunstbewegung der letzten Jahrzehnte samt ihrem Widerhall in der Presse an sich vorüberziehen läßt, erkennt man als stärkste Kraft die Verneinung. Das Modewort „modern" bedeutete weniger ein Neues, als ein Anderssein als das Gewohnte. Im ganzen Werbeprozeß der neuen Kunstrichtungen spielt die Ablehnung eines Bestehenden eine stärkere Rolle als bejahende Kraft des Anders-müssens. Ein begeisterter

Verfechter der neuesten Kunst, Wilhelm Hausenstein, sagt z. B. von der Stellung des Expressionismus gegen die vorangehende Kunst: „Selten ist eine dialektische Opposition in der Geschichte mit so viel Unentwegtheit betrieben worden.“

Was aber hat Dialektik mit dem Wesen des Kunstschaffens zu tun? Aber diese rein verstandesmäßige Einstellung ist eben charakteristisch und es hat dazu geführt, daß die literarischen Programme der neuen Richtungen jetzt immer schon früher da sind, als die sie vertretenden Werke. Wir leben in dem wahnsinnigen Zustande, daß die Apostel früher da sind, als der Heiland. Darum ist es auch bloß eine laute Botschaft, die sie verkünden, nicht aber eine frohe. Ein Evangelium kann nur vom Schöpfer ausgehen. Infolge dieser Umkehrung des natürlichen Verhältnisses von Kunstschaffen und Kunstkritik hat die Kunstbewegung dieses rasende Tempo eingeschlagen, bei dem sich die neuen Richtungen überstürzen. Wir vermissen allenthalben das organische Wachsen, die natürliche Entwicklung aus dem Gegebenen zu einem Neuen. Wir werden überall verletzt durch Absichtlichkeit und Aufdringlichkeit. Dadurch werden wir mißtrauisch, der Glaube an die Wahrhaftigkeit der Künstler ist geschwunden, der Glaube an eine sie treibende „heilige Not“. Wir wittern überall Berechnung, Sensationsgier, Händlertricks. Sicher geschieht dadurch vielen unrecht, aber gerade der geschwollene Stil, die anmaßende Gebärde des Eingeweihtseins, die hochmütige Verstiegenheit, die oft geradezu gemeine Verächtlichmachung des einem bisher Heiligen, in der sich weite Kreise unserer Kunstschriftstellerei gefallen, hat diese beklagenswerten Erscheinungen bewirkt. Es traut sich ja bald keiner mehr sich so zu der Kunst zu stellen, wie es ihm ums Herz ist. Man muß es alle Tage erleben, daß, was ihm lieb und wertvoll dünkte, als elenden Kitsch in den Staub getreten zu sehen, das, wovor er hilflos stand, was ihm ein willkürliches Gemächte erschien, als tiefste Offenbarung in den Himmel gehoben zu sehen. Viele, gerade ernste, gebildete Männer haben sich deshalb mißmutig von dem ganzen modernen Kunstleben zurückgezogen. Auf der andern Seite wächst mit jedem Tage der Haufe derer, die grundsätzlich vor jedem Neuartigen hallelujaschreiend einherlaufen. Daß dabei die Kreise, die wir mit Berlin WW. kennzeichnen, die aber allerorten in Deutschland zu den Zugehörigen zählen, besonders stark vertreten sind, sagt dem Kenner der Verhältnisse genug.

Hier ist eine erschreckende Kunstheuchelei groß geworden, deren groteskeste Begleiterscheinung darin liegt, daß die ihr Verfallenen allmählich selber an ihre stete Verzücktheit glauben. Sie finden sich Arm in Arm mit den gewöhnlichen Spekulanten. Diese wissen aus der Kunstgeschichte — d. h. sie wissen es nur, weil sie nichts wissen, denn es stimmt mit den Tatsachen ja gar nicht überein —, daß alle Großen zunächst verkannt wurden und folgern daraus, daß die Verkannten von heute die Anerkannten von morgen sein werden. Diese Phrase kann man alle Tage von betriebsamen Kunsthändlern und ihnen seelenverwandten Kunstschriftstellern hören.

Nun, um diese Leute ist es weiter nicht schade, schlimm nur, daß sie in unserm öffentlichen Kunstleben den Ton angeben. Wirklich bedauerlich aber sind jene, vor allem unter den Jugendlichen sehr zahlreichen ernst Ringenden, die in echt deutscher Weise sich nun mühen, den Willen des „Künstlers“ zu ergründen und sich den Segen seiner Werke erkämpfen zu können vermeinen. Sie sollten Schillers „Hymne vom Glücke“ lesen: „Nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis neidisch geweiht hat, erringt nimmer der strebende Mut.“ Auch der Kunstgenuß ist ein Gnadengeschenk, ist eine Begabungssache, wenn es auch nicht so offensichtlich wird wie beim Kunstschaffen. Ich will beileibe nicht einem oberflächlichen leichten Genießen das Wort reden. Was leichte Beute wird, wiegt auch hier meistens nicht schwer. Und auch hier gilt das Wort: Ich lasse dich nicht, du segnetest mich denn. Aber ich lasse mich in diesen Ringkampf doch nur ein, wenn ich im andern den Engel des Herrn spüre, wenn ich also irgendwie in meinem Innern berührt werde, aus meinem eigenen Empfinden heraus das Gefühl habe, daß hier ein Wert steckt, der sich mir bloß noch nicht klar entschält. Was aber

bei diesem Ringen um die Kunst meistens am Werke ist, ist nichts anderes, als der bei uns so sehr verbreitete Bildungshochmut. „Ich habe dafür das Verständnis noch nicht, aber ich werde es mir erringen." Das Wort Verständnis hat hier überhaupt nichts zu suchen. Wenn nicht die Saite der Liebe in deinem Herzen angeschlagen ist, gehe ruhig weiter. Wir sind es nicht nur uns selber, wir sind es der Kunst schuldig, daß wir von diesem natürlichsten Rechte Gebrauch machen. Es kommt nicht darauf an, alles was Kunst ist, geschweige denn alles, was als Kunst auftritt, uns zu eigen zu machen, sondern darauf, uns in die Kunst, für die wir veranlagt sind, die wir zu produzieren vermögen, möglichst tief zu versenken. Das ist nicht nur unendlich genußreicher und beglückender, als jenes Bildungsverhältnis, sondern auch viel künstlerischer.

Gerade in den Sälen der „Novembergruppe" kann man die merkwürdigsten Studien am Publikum machen. Da sind die Verblüfften, die völlig Hilflosen und Ängstlichen, die verlegen und höhnisch Lachenden, die Entrüsteten, die lügnerisch Verzückten, daneben auch eine im Tiefsten Angerührte. Die auffälligste Erscheinung aber sind kleine Gruppen, in denen einer hitzig auf die Umstehenden einredet. Man fängt Worte auf „die neue Zeit", „neuer Geist", „man muß alles abtun, was einen bisher beeinflußt hat" und dergleichen. Die äußere Erscheinung dieser Gruppen ist genau dieselbe, die man in den Revolutionstagen hundertfach auf den Straßen sehen konnte.

Bei meinen wiederholten Rundgängen durch die Ausstellung — es ist der Hauptfehler der meisten Besucher, das Ganze mit einem Male sich aneignen zu wollen — suche ich nach Werten. An der Kritik des Schlechten und Durchschnittsmäßigen ist ja wenig gelegen. Die „Novembergruppe" betont in ihrem Namen das Revolutionäre. Wenn ich unter Revolution die Entfesselung verstehe, so müßte sie also in der Kunst das Aufschießen starker Individualitäten begünstigen. Andererseits könnte in einer Revolution der gewaltig verdichtete Wille einer Gemeinschaft zum Ausdruck kommen. Der Künstler könnte zum Sprachrohr dieser Gemeinschaft werden, sein Werk müßte dann geradezu zum künstlerischen Stilausdruck der Zeit werden.

Das erstere fehlt so gut wie ganz. Es ist kaum eine absterbende Kunstperiode zu erwähnen, die eine derartige Gleichförmigkeit, man möchte geradezu sagen Schablone in ihren Erzeugnissen zeigt, wie diese modernsten Richtungen. Da es sich um ein Neues handelt, offenbart sich schon darin der Wille zum Stil. Wohl verstanden der Wille; ob der Zwang? — Wenn ich einen gemeinsamen Willen finden soll, so ist es der Wille zum Revolutionären, d. h. also Wille zum Umsturz. Von einem Willen zum Aufbau ist nichts zu bemerken. Darin liegt die Unfruchtbarkeit. Wenn diese Kunstbewegung tatsächlich der Ausdruck unserer Zeit ist, dann ist sie die schärfste Verurteilung dieser Revolution. Es bestätigt sich dann, daß ja nicht nur alle Größe und schöpferischer Wille, sondern sogar die Leidenschaftlichkeit fehlt. Das alles ist furchtbar kalt errechnet.

Wenn die Geschichte unserer neuesten Kunstentwicklung wirklich treu geschildert werden soll, so muß in aller Sachlichkeit der Anteil des Judentums festgestellt werden. Er wird sich sowohl beim Kunstschaffen selbst, wie vor allem in dessen Programmfestlegung als ganz ungeheuer erweisen. Daraus erklärt sich manches, was uns Deutschblütige fremd berührt, was darum natürlich nicht wertlos zu sein braucht. Romain Rolland hebt in seinem großen Künstlerroman Jean Christoph immer wieder als das besondere Jüdische das sich leidenschaftlich Interessieren hervor. Der Jude entflammt sich für das, wofür er sich interessieren kann. Es ist also ein rein geistig-verstandesmäßiges Band, und seine Leidenschaft ist allenfalls eine Leidenschaft des Gehirns, der Nerven, nicht des Herzens. Daher ist es ihm auch so leicht möglich, das, wofür er sich gestern begeistert hat, heute kaltblütig „in die Kiste" zu packen, wie sich Herr Julius Meier-Graefe so schön äußerte. In seinem leidenschaftlichen Interesse übertreibt der Jude immer, er überbetont. Daher der auch hier immer wiederkehrende Fall, daß wir Grotesken erhalten, statt des Un- oder besser Übergewöhnlichen, Karikatur statt Charakteristik. Die jüdische Kunstgelehrsamkeit verübt dann dasselbe an der unjüdischen Kunst der Vergangenheit. Sehr

bezeichnend ist hier die so viel Unheil anrichtende Deutung der Gotik durch Worringer. Es ist dann auch gelungen, daß dieser Expressionismus — es gibt ja glücklicherweise auch noch nichtjüdische Strömungen in ihm — mit derselben Leidenschaft zu den Primitiven geht, wie zu der doch den Gipfel einer langen Entwicklung darstellenden Gotik. Natürlich wird auch die Primitivität ganz äußerlich erfaßt. Der an den von ihm geradezu wild erfaßten „Kulturgütern" der westlichen Großstädte übersättigte Jude macht nun in Einfalt, genau wie er bei einem Landaufenthalt in Tirol sich in Kleidung und Gehaben am bodenständigsten gebärdet. Würde er das als verlogen empfinden, wie wir Deutsche, so würde er es nicht tun. Es ist unsererseits falsch, wenn wir dem Juden da immer die Betrugsabsicht unterschieben. Es ist noch nicht einmal ein Selbstbetrug. Wenn es dem Juden von seiner Art aus nicht echt wäre, würde es nicht so stark wirken und diesen ungeheuren Einfluß gewonnen haben.

Der von seinen Artgenossen bereits zum Klassiker gestempelte Max Pechstein gibt in seinen Palau-Bildern treffliche Beispiele für diese Mischung einer begeistert aufgenommenen Naivität mit großstädtischem Raffinement. Er kann allerdings auch anders, und worin der Kunstwert seiner roh angemalten dürftigen Zeichnungen perverser Frauenzimmer beruhen soll, ist mir unerfindlich. Die Sachen erinnern auf Umwegen an Rodins derartige Blätter, und dieser Vergleich bedeutet ihr vernichtendes Urteil.

Von den fruchtbaren Kräften, die in dieser jüdischen Art enthalten sind, zeugt das kleine Bild „Katzen" von Franz Marc. Das ist ein eigentümlich tiefes, sich seltsam von der Wirklichkeitserscheinung entfremdendes Einfühlen in die Tierseele. — Stark gepackt haben mich die Bilder von Josef Eberz. Eine erdichtete Welt, die mit der wirklichen doch noch durch solche Brücken verbunden ist, die auch den Beschauer hinübertragen, erstrahlt hier in der tiefen Glut eigenartig leuchtender Farben, die zu vollen Akkorden zusammenklingen. Auch ein anderer Münchener, Karl Völker, hat mich durch die glühende, an alte Kirchenfenster gemahnende Leuchtkraft seiner Bilder ergriffen. Max Chagall wirkt auf mich abstoßend durch die Art, wie bewußter Ulk als naiver Tiefsinn aufgespielt wird. Moritz Melzer ist für diese kaltschnäuzige Verblüffungstechnik bezeichnend, wenn er wagt, seine Geometriespiele mit den Titeln „Baden" und „Frau in Erinnerung glückbesonnter Tage" zu vergeheimnissen. Auch in der Plastik wird da Tolles geleistet. So wenn Otto Freundlich ein baumschwammähnliches Gebilde als „Kopf mit seinen Entäußerungen" bezeichnet. Er rechnet offenbar damit, daß man sich schon über den Tiefsinn des Titels zergrübelt. Oswald Herzog tritt mit seinen Plastiken „Verzückung" und „Furioso" neben ihn. Es wäre ein unterhaltsames Spiel, diese vier Stücke auszustellen, die vier Titel bekanntzugeben und nun von einer beliebig zusammengesetzten Zuschauerschaft diese Titel verteilen zu lassen. Wie geistig arm die Herrschaften im Grunde sind, zeigt sich, daß sie ihren Pubertätsschmerzen immer wieder in Plastiken, Bildern und Zeichnungen dadurch Ausdruck geben, daß sie eine Mannweibgruppe als anatomische Einheit hinstellen. Auch Kokoschka zeigt unter dem Titel „Heiden" ein solches engverschlungenes Liebespaar, gummimenschartig, dabei an der Haut des Weibes ein Farbenspiel, zu dessen Begründung sich ältere Herrschaften eines nixenhaften Schuppenleibes bedienten. In der Vergröberung bei Kokoschka wird kaum eine Vergeistigung liegen, und welch üble Manier sind bei ihm die kreisrunden Glotzaugen geworden, die immer ausdruckslosere Löcher werden.

Damit sind wir in die Säle der „Freien Sezession" gekommen. Der alte Stamm steht durchweg auf achtunggebietender Höhe, wenn sich auch Liebermann mit seinen kleinen Pastellen nicht besonders angestrengt hat. Eine Landschaft des verstorbenen Waldemar Röseler zeigt, wie groß der Impressionismus Landschaftsmotive zu empfinden verstand, die an sich nicht „dankbar" waren. Heinrich Hübners „sonniger Garten", ein grau in grau gehaltenes Elbbild Graf Kalckreuths, ein sehr gutes Herrenbildnis von Kardorffs, die feinen Blumenstücke George Mossons seien noch rasch genannt. Die „Jungen" überwiegen. Es ist im Grunde dasselbe Bild wie in der „Novembergruppe", wenn auch nicht ganz so unreif. Die

Franzosen Matisse, Picasso, Cézanne, Goguin, der Holländer van Gogh und im geringeren Maße Munch sind die Anreger. Auch im eigenen Kreise wiederholt man sich bereits. So kommt Franz Domscheit von Barlach her, ohne dessen überzeugende Kraft zu erreichen. Die Typen und die ganze Art des Erfassens ist so undeutsch wie möglich. Es ist eigentlich nicht schwierig, bei einer so willkürlichen Verwendung der menschlichen Staffage phantastische oder unheimliche Stimmungen zu erreichen. Freilich, wenn sich dann so eine Gruppe als „Gänserupferinnen" enthüllt, ist man doch im Grunde genasführt. Auch des Franzosen Rousseau sogenannte paradiesische Stimmungen haben Schule gemacht. Aber die Naivität der Kinderspielschachtel wirkt doch nur in der Kinderstube natürlich. Der bedeutende Könner Alfred Partikel z. B. zerstört sich die künstlerische Wirkung durch diese gespielte Einfältigkeit. Wie fein ist das davon freie Bildchen „Mutter und Kind". Auch Karl Hofers Naivitäten wirken auf mich immer leer und peinlich. Von eigenartigem Reiz sind dagegen einige Landschaften Rudolf Großmanns, und Otto Schuberts „Umarmung im Walde" hat eine starke Linienwirkung.

Lovis Corinth, der die „Berliner Sezession" anführt, wird immer klobiger. Das steht zu seiner im Grunde akademischen Natur in peinlichem Widerspruch. Auch Philipp Frank wäre viel feiner, wenn er weniger Angst vor gefälliger Schönheit hätte. Ernst Opplers gepflegte Geschmackskultur steht am entgegengesetzten Ende. Zwei hervorragend schöne Landschaften zeigt Klaus Richter. Die „Fahrt ins Freie" erfährt dabei ungesucht die Erhöhung ins Geistige. Karl Stathmann, der seine Linienzwirnmanier aufgegeben hat, überrascht durch eine tieftonige, stimmungsstarke Landschaft. Ein kräftiges Talent ist Robert F. A. Scholtz.

Zwiespältig berührt Erich Büttner. Seine Empfindungsart würde eigentlich ein sorgsames Ausarbeiten gebieten. Bei der Vermeidung einiger „Zufälligkeiten" in der Farbe und durchgreifender harmonischer Ausgestaltung könnten „Die Lebensalter" ein wunderschönes Bild werden. Gut vertreten ist Franz Heckendorf mit einem farbig sehr fesselnden Bildnis einer stimmungsvollen Flußlandschaft und einem heroisch gefühlten Bilde „Karawane im Hochgebirge". Wilhelm Jäckels großes Bild „Die Gekreuzigten" zeigt, wie alle Werke dieses Malers, einen starken Zug ins Monumentale. Aber alle Monumentalität bedarf der Zeit zur Reife. Das liegt im Wesen. Ich glaube, Jäckel arbeitet zu schnell, verläßt sich zu sehr auf den ersten Einfall. Sein „Selbstbildnis" gibt viel zu denken. Des verstorbenen Hugo Krayn „Apostel" bestätigen aufs neue die Begabung des allzu früh uns Verlorengegangenen, aber sie zeigen auch, wie billig sich doch eigentlich alle diese Expressionisten das geistige Mitleben machen. Es fehlt überall die Durchlebtheit, das Durchdrungensein bis ans Ende. Nur selten kann aus dieser raschen Aufgewühltheit heraus ein Überzeugendes gelingen. Es ist hier der Fall bei zwei Bildern Bruno Krauskopfs, seinen „Sonnenblumen" und in dem traumhaft unwirklich gesehenen und doch den Kern unseres Empfindens treffenden „Irrenhausgarten".

Wir kommen auf den rechten Flügel der Ausstellung, der dem „Verein Berliner Künstler" eingeräumt ist. Jene, die durchaus Aufregung brauchen, kommen hier nicht auf ihre Kosten. Wir stehen auf vertrautem Boden. Aber derjenige, dem die Kunst Herzenssache ist, der von Bildern Steigerung seiner Lebensfreude erwartet und sie als Mittel zur Verschönerung seines Daseins nützt, wird hier eine Reihe von Werken finden, die er lieben kann und mit denen er gern in seinen vier Wänden dauernde Lebensgemeinschaft schlösse. Wie schon seit vielen Jahren, überwiegt die Landschaft. Die Schüler Eugen Brachts und Friedrich Kallmorgens stehen jetzt auf der Lebenshöhe. Nicht so ganz auf der Kunsthöhe. Das heroische Pathos, das Eugen Brachts beste Bilder auszeichnet, fehlt durchweg seinen Schülern, in deren großformatige Bilder nun oft leicht etwas Leeres kommt, so daß ihr kräftiger Farbenauftrag vielfach malerisch unbeseelt bleibt. Schön ist Hans Hartigs „Septembermorgen am Haff", prachtvoll geräumig und in der verhaltenen Helle überzeugend. Auch Norbert von Stettens „Königsberger Hafenstimmung" ist ein wertvolles Bild. An die Spitze der Landschafter aber stellt sich Willi

ter Hell. Jedes seiner zwölf Bilder überrascht wieder durch den feinen Geschmack des Naturausschnitts und im vollkommenen Zusammenklang von Farbe und Licht. Ebenbürtig sind die Seestücke von Ludwig Rath. So lebendiges Wasser, ein derartiges wirkliches Schwimmen der Boote wird nur selten erreicht, und die frische Fröhlichkeit der Bilder wirkt geradezu ansteckend. Durch feinen Farbensinn ausgezeichnet ist Leonhard Sandrocks „Bahnhof bei Nacht“. — Unter den Bildnissen fällt neben gediegenen Arbeiten Schultes vom Hofe, Ludwig Meyns und Ernst W. Herz', der innerlich bewegte Geiger von Robert Hahn und der ausgezeichnet gemalte, in der Farbenzusammenstellung an Holbein bestgeschulte „Mann im grünen Pelz“ von Koch-Zeuthen auf. Erich Wolfsfelds „Blinder“ ist ergreifend erfühlt und sicher gestaltet. Der Künstler zeigt auch einige ausgezeichnete Radierungen. Ludwig Dettmann zeigt nur ältere Bilder, in denen er das Maß nicht erreicht, das er in seinen Kriegsbildern für sich selber aufgestellt hat. Mehr noch als bei ihm stört bei Otto H. Engel das große Format. Unter den Innenstücken und Stilleben ist manches Hübsche von Blanke, Muhrmann, Dörschke, Preußner; alle werden in Schatten gestellt durch das prächtige Gartenhausbild des August von Brandis. Enttäuscht bin ich durch die größere Sammlung von Rudolf Kohtz. Auch die Sammelausstellung Martin Brandenburgs wirkt sehr zufällig und zeigt kein einziges der Bilder, in denen der Künstler über das Zwiespältige in seiner Anlage hinausgekommen ist. Voll echten Humors und dabei von feinster künstlerischer Kultur ist Herbert Arnolds „Die erzwungene Hochzeit“. Die wertvollsten Bilder der Ausstellung aber sind die Stücke Franz Eichhorsts. Ein Werk wie „Die beiden Alten“ ist schlechthin meisterlich, gleich vollendet in der Darstellung des Menschlichen und der Durchseelung des Ganzen mit der Kraft des Lichtes, wie als rein handwerkliche Malerleistung. Wer so viel kann und auch von innen her so viel zu geben hat, braucht sich nicht „interessant“ zu machen. Er ist es und ist viel mehr, er wird uns ein innerer Lebenswert. Karl Storck



Musikschriftverständnis muß Gemeingut des Volkes werden

Daß die Kunst des Lesens und Schreibens zu den notwendigen Bestandteilen der Allgemeinbildung jeden Gliedes eines Kulturvolkes gehört, steht heute unzweifelhaft fest. Außerdem fordert man schon von jedem Unterbeamten im Staatsdienste, daß er auch mit den vier Grundrechnungsarten des bürgerlichen Rechnens vertraut sei. Im 15. Jahrhundert waren nur die Gebildeten der abendländischen Völker schriftkundig. Mit der bürgerlichen Rechenkunst, wie sie heute jeder Volksschüler selbst in den kleinsten Dorfschulen erwirbt, waren aber damals meist nur die Mathematiker und Kaufleute vertraut. Bis in die Neuzeit kann man verfolgen, daß man es gern den Gebildeten verzieh, wenn sie in der bürgerlichen Rechenkunst rückständig waren. Erst in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts wurden die Forderungen für die Abiturientenprüfungen in dem Sinne verschärft, daß auch diejenigen, die etwa Theologie studieren wollten, mit einer genügenden mathematischen Allgemeinbildung ausgerüstet sein mußten. Die Rückständigkeit der großen Massen, auch der Gebildeten, im Rechnen war im 15. Jahrhundert verzeihlich, denn damals waren noch die sog. römischen Ziffern I, II, III, V, X, C, M usw. als Denkmittel allgemein im Gebrauch. Dieses Mittel versagte für die Ausführung der Grundrechnungen, man mußte daneben noch mit der schwierigen und langwierigen Kunst in der Behandlung des Abakus, eines Rechenbrettes, vertraut sein. Wer nicht Mathematiker oder Kaufmann war, glaubte aber damals, sich die Aneignung dieser Kunst schenken zu dürfen. Die Rechenkunst konnte erst Allgemein-



Nach einer Radierung von Hans Thoma

gut der Massen werden, als Adam Riese (1489—1559) den Gebrauch des indisch-arabischen Ziffernsystems 1, 2, 3, 4 usw. in den Verkehr brachte und das auf dieses verbesserte Denkmittel gegründete leichte und geschmeidige Rechnungsverfahren lehrte, das die umständliche Behandlung des Abakus überflüssig machte.

Diese Tatsachen sind lehrreich, sie wirken in Beziehung auf den Tiefstand der musikalischen Volksbildung von heute, besonders wenn man nach deren Ursachen fragt, wie eine Offenbarung. Man möchte — die Bemühungen von Jahrhunderten beweisen es — die Allgemeinbildung des Volkes sehr gern um eine grundlegende musikalische Bildung bereichern. In allen Kulturländern gilt deshalb der Gesangunterricht als ständiges Lehrfach der Volks- und höheren Schulen. Wenn man auch heute nicht viel und nicht gern davon redet, so beweist doch die Geschichte dieses Lehrfaches, daß ihr Endziel die Erziehung zum Musikschriftverständnis ist, denn das Singen vom Blatt, das man zu erreichen trachtet, ist ohne Musikschriftverständnis nicht denkbar. Die Geschichte beweist es, der Schulgesangunterricht hat bis heute sein Endziel nicht erreicht. Die großen Massen der Kulturvölker sind mit Ausnahme der Fachleute und einiger Musikliebhaber bis in die gebildeten Kreise hinein musikalische Analphabeten.

Es sei nun hier im voraus gleich verraten, der Sachverhalt liegt hier in überraschender Weise ganz ähnlich wie seinerzeit auf dem Gebiete der Rechenkunst. Die Ton- und Notennamen c, d, e, cis, dis, ces, des usw., also unser musikalisches Abc ist gleichfalls, wie seinerzeit die römischen Ziffern, ein ungefüges und unbrauchbares Denkmittel. Wer seit dem Jahre 1000, also seit 900 Jahren in das Notenverständnis eindringen wollte, konnte eines Abakus nicht entbehren. Die Alten brauchten das Monochord und die Jetztlebenden brauchen ein Klaviaturinstrument als Abakus. Adolf Bernhard Marx schreibt, es sei ihm nur einmal gelungen, einen des Klavierspiels Unkundigen mit Erfolg in die Musiktheorie einzuführen, der sei aber ein tüchtiger Violinspieler gewesen. Also auch eine Violine kann zur Not als musikalischer Abakus, als Verdolmetscher der Notenschrift, dienen. Wer kein Instrument spielt, gilt auf dem Gebiete der Musik als rückständig und muß auf musikalische Weiterbildung verzichten, denn es gibt sogar Gesangvereine, die nur Mitglieder mit instrumentaler Bildung aufnehmen.

Irrtümlicherweise hat man geglaubt, die Rückständigkeit der musikalischen Volksbildung liege an der Minderwertigkeit der Lehrkräfte. In verschiedenen Staaten sucht man nun durch Gesanglehrerprüfungen tüchtige Fachlehrer zu gewinnen. Diese Maßregel hat nichts an der Tatsache geändert, daß immer noch die meisten Schüler die Schule ohne Musikschriftverständnis verlassen. Es kann ja auch gar nicht anders sein, denn ohne Verbesserung des Denkmittels werden auch die geprüften Fachlehrer gezwungen sein, die Gesänge mit Hilfe des Instrumentes einzudrillen. Erfahrungsgemäß gewinnen aber die Schüler für das Schriftverständnis dabei soviel als nichts. Wenn das Denkmittel verbessert wird, erübrigt sich das Fachlehrersystem, dann reichen an Volks- und höheren Schulen die seminaristisch gebildeten Lehrer mit normaler musikalischer Begabung durchaus für den Betrieb des Schulgesangunterrichtes aus.

Andrerseits hat man geglaubt, es gäbe zu wenig Schüler mit normaler musikalischer Begabung. Das ist ebenfalls ein Irrtum. In Mitteldeutschland mögen etwa 95 % der Schüler für die Erwerbung des Musikschriftverständnisses befähigt sein. Wenn nun weder die Minderwertigkeit der Lehrer noch der Schüler den Tiefstand der musikalischen Volksbildung verschuldet hat, so ist jetzt nachzuweisen, daß — wie schon gesagt — das gebräuchliche Abc als Denkmittel versagt hat.

Das Abc hat die Namen der C-Dur-Tonleiter zur Grundlage des Namensystems gewählt. Das ist ein bedenklicher Willkürakt. Wie kommt C-Dur zu dieser Auszeichnung? Es ist eine Tonart, die sich vor andern Durtonarten nicht auszeichnet. Die andern stehen ihr vollkommen gleichberechtigt gegenüber, und die Zwangslage, sie als Ableitungen von C-Dur betrachten zu müssen, widerspricht aller Denkgerechtigkeit. Ebenso denkwidrig ist es, die Töne

c, d, e, f, g, a, h, als Grund- oder Haupttöne, die Töne cis, dis usw. als erhöhte und ces, des usw. als erniedrigte Nebentöne auffassen und begreifen zu müssen. Die Töne sind doch untereinander auch vollkommen gleichberechtigt. Jeder Ton kann alles sein: Prime, Sekunde, Terz usw. einer Tonart. Das musikalische Abc ist also ein logisch schiefes Gebilde; was Wunder, wenn das naive logische Empfinden ihm gegenüber versagt?

Unsere Tonleitern gliedern sich nach ganzen und halben Tonstufen, das will fest gemerkt sein. Das Abc gibt dafür gar keinen Anhalt; große und kleine Sekunden werden nicht unterschieden. Die weitere Untersuchung ergibt, daß überhaupt keine großen, kleinen, verminderten und übermäßigen Intervalle durch das Abc zuverlässig gekennzeichnet werden. Nach der Seite hin ist das Abc logisch minderwertig.

Aus einfachen diatonischen Zusammenhängen hat sich unser modernes Tonsystem zur vollen chromatischen Ausbildung entwickelt. Innerhalb der Oktave lassen sich nun alle Töne auf 12 chromatischen Stufen unterbringen. Dieser Entwicklung konnte das Abc nicht folgen. Daß die sog. enharmonischen Töne c und his, des und cis, es und dis, f und eis usw. auf eine chromatische Stufe fallen, weiß das Abc nicht auszudrücken. Für die Musiker von heute ist aber die Zwölfteilung der Oktave zum Denkschema geworden. Deshalb hat man im Gesangunterricht auch Klaviaturbilder verwertet, um den Schülern die Tonverhältnisse zu versinnbildlichen. Das wäre eigentlich Aufgabe des Abcs gewesen. Weil es das aber nicht leisten kann, so entspricht es auch nicht mehr den zeitgemäßen logischen Bedürfnissen.

Eine pädagogische Formel lautet: Erst die Sache, dann das Wort und zuletzt das Zeichen! Für den Schulgesangunterricht heißt das: Erst der Ton, dann der Tonname und zuletzt die Note! — Auf allen sonstigen Sachgebieten entwickelt sich ein geregeltes Denken erst, wenn mit der Sachvorstellung die Namensvorstellung verbunden ist; es wird auf eine höhere Stufe gehoben, wenn nachher das Schriftwort des Namens hinzutritt. Auf derartige zuverlässige Vorstellungsverbindungen muß auch der Gesangunterricht hinarbeiten, wenn er das musikalische Denken der Schüler anbahnen will. — Wenn die Schüler in die Schule kommen, so können sie nicht zwei Töne dem Namen nach unterscheiden. Das kann aber mit der Zeit erreicht werden, wenn die Schüler fleißig auf Tonnamen singen. Diese Übung schafft allmählich Tonbewußtsein, indem sich die Tonnamen in der Erinnerung mit den Tonvorstellungen verbinden. Das Singen auf Tonnamen ist bisher im Gesangunterricht wenig gepflegt worden und wohl hauptsächlich deswegen vernachlässigt, weil sich die Namen des Abc sehr schlecht zu Gesangsübungen eigneten.

Hiermit dürfte nachgewiesen sein, daß das Abc im Schulgesangunterrichte ein untaugliches Bildungsmittel ist. Das hatte um das Jahr 1000 schon Guido von Arezzo erkannt, als er seine Singsilben schuf. Wir brauchen statt des Abc ein neues logisch einwandfreies Namensystem, das einen Anhalt bietet für die sorgfältige Unterscheidung der Intervalle, die Noten in Beziehung setzt zur Zwölfteilung der Oktave und sich zu Gesangsübungen eignet. Ein solches System ist bereits erfunden und von vielen Gesanglehrern mit Erfolg in Gebrauch genommen worden, es ist das Tonwortsystem. Auf diese neue Erfindung gründet sich ein neues Schulgesangsverfahren, die Tonwortmethode. Die Tonworte sind als Tonnamen selbstverständlich auch Notennamen und Klaviertastennamen. Unsere gebräuchliche Klaviatur und das gebräuchliche Notensystem sind ja auch logisch schiefe Gebilde, indem sie die C-Dur-Tonleiter zur Grundlage haben, aber die Tonwortmethode läßt beide unangetastet, denn beide haben sich für die Zwecke, denen sie dienen, bewährt. Es haben viele versucht, an dem Notensystem zu ändern, aber alle Versuche sind gescheitert, keine Neuerung hat das Notensystem übertroffen. Als zweckmäßige Musikstenographie darf man die Noten wohl gelten lassen und ihnen ihre logischen Mängel nachsehen. Diese fallen auch nicht mehr ins Gewicht, da die Tonworte als Notennamen die Noten erläutern und dadurch deren Verständnis erschließen. Es wird sich ergeben, daß es auch gelungen ist, eine logisch einwandfreie Beziehung zwischen Tonworten und Noten herzustellen.



Nachstehend finden wir die Tonworte für C-Dur:

Nr. 1.		R		M			P		d		k	
C-Dur:	Bi	—	To	—	Gu	Sn	—	la	—	fe	—	ni bi

Das sind auch die Tonworte für die meisten Tasten des Klaviers und für die Noten ohne Vorzeichen. Wo in vorstehender Reihe die Gedankenstriche stehen, dorthin würden die schwarzen Tasten des Klaviers fallen. Der Konsonant des Tonwortes bezeichnet die chromatische Stufe innerhalb der Oktave. Wer die Tonworte von C-Dur kennt, ist auch schon mit dem Konsonanten von sieben chromatischen Stufen bekannt; er braucht nur noch die Konsonanten für die Stufen der schwarzen Tasten zu merken. Sie heißen, wie oben ersichtlich ist, R M und P d k. Die Konsonanten für die chromatischen Stufen heißen also:

Nr. 2.	N	B	R	T	M	G	S	P	l	d	f	k	n	b	r
	—	$\bar{c}$	—	$\bar{d}$	—	$\bar{e}$	$\bar{f}$	—	$\bar{g}$	—	$\bar{a}$	—	$\bar{h}$	$\bar{\bar{c}}$	—

Die Vokale der Tonworte kennzeichnen die enharmonischen Unterschiede. So heißt z. B. as = da und gis = de. Man kann nach folgenden Regeln diese Namen selbst finden:

Ist einer Note ein Kreuz vorgezeichnet, so findet man den Namen der Note, wenn man in der Konsonantenreihe und in der Vokalreihe a e i o u a einen Schritt vorwärts, bei der Vorzeichnung eines b dagegen in beiden Reihen einen Schritt rückwärts geht. gis = # g oder in Tonworten de = # la; la hat den Konsonanten l und den Vokal a. Man hat also nach der aufgestellten Regel in der Konsonantenreihe Nr. 2 von l nach b und in der Vokalreihe (a e i o u) von a nach e zu gehen. Setzt man nun d und e zusammen, so hat man für gis den Namen de. Ebenso findet man nach der Regel durch Zurückgehen in beiden Reihen von f aus da für as. Hiermit ist der logische Zusammenhang zwischen Noten und Tonworten erläutert. Das möge genügen. In der Praxis stellt sich die Sache einfacher. Außer den Namen für C-Dur braucht man nur noch die Namen für Ces- und Cis-Dur zu kennen. Alle drei Tonleitern sind nachstehend im Zusammenhang nochmal dargestellt.

Ces-Dur	Ne	—	Ri	—	Mo	Go	—	Pu		da	—	ke	ne	
C-Dur:		Bi	—	To	—	gu	Su	—	la	—	fe	—	ni	bi
Cis-Dur:			Ro	—	Mu	—	Sa	Pa	—	de	—	ki	—	bo ro

Augenscheinlich haben je zwei enharmonisch verwandte Töne immer den gleichen Konsonanten, aber verschiedene Vokale, z. B. Su Sa (= f eis) und Mo Mu (= es dis).

Dem Leser bleibe überlassen festzustellen, wie sich die sorgfältige Unterscheidung der Intervalle regelt. Zuerst werden ihm die kleinen Sekunden Mo Go, kene, Gu Su, mi bi, Sa Pa und bo ro in die Augen fallen. Durch den Gebrauch des Tonwortes beim Lehren und Lernen wird jedermann den Eindruck gewinnen, daß das Tonwort tatsächlich alle Mängel überwunden hat, die dem Abc anhaften, und sich deshalb in ähnlicher Weise für die musikalische Allgemeinbildung bewährt, wie sich das Ziffernsystem 1, 2, 3 usw. für die mathematische Allgemeinbildung bewährt hat. Besonders wird sich auch zeigen, daß es mit Hilfe des Tonworts tatsächlich möglich ist, unabhängig von der Übung des Instrumentenspiels (Abakus) eine achtenswerte musikalische Allgemeinbildung durch den Schulgesangunterricht zu erreichen, die im Notenschriftverständnis gipfelt. Hunderte von deutschen Lehrern haben schon heute mit Hilfe des Tonworts Unterrichtserfolge erzielt, die selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen haben.

Der Unterrichtsstoff der Tonwortmethode ist das ein- und mehrstimmige Lied. In den Tonkunstwerken verkörpert sich die musikalische Vernunft. Wenn diese einen Einfluß auf die Gesangschüler gewinnen soll, so müssen wir sie mit den Tonkunstwerken vertraut machen. Das ist ja nun eigentlich bisher immer geschehen. Aber die musikalischen Erfahrungen, die die Schüler an den Tonkunstwerken gewonnen, erlangten leider keine Beziehungen zum logischen Vermögen, sie kristallisierten nicht zu begrifflichen Formen. Diesen Erfolg aber sichert die Anwendung der Tonwortmethode, indem sie alle Lieder und Stimmen zunächst auf Tonarten einüben läßt, d. h. sie läßt nach Noten die Töne auf Tonworte singen. Das ist keine schwere,

aber eine sehr bildende Übung, denn die Schüler lernen dabei die Töne zuverlässig unterscheiden, sie halten die musikalischen Vernunftgebilde, mit denen sie auf diesem Wege erfahrungsmäßig bekannt werden, durch Tonwortreihen in begrifflicher Prägung im Gedächtnis fest. Diese Erinnerungsschätze sind dann der Nährboden, auf dem die musikalische Bildung des Schülers erwächst. Der Lern- und Bildungsprozeß ist ganz ähnlich dem, welchen jeder Mensch durchmachte, indem er vor der Schulzeit im Elternhause sprechen lernte und dann in den ersten zwei Schuljahren in die Geheimnisse der Schreib- und Lesekunst eingeweiht wurde. Ein Schüler, der auf Tonworte eine Melodie fest eingesungen hat, kann sie schon in den ersten Schuljahren mit Tonworten und später mit deren stenographischen Schriftzeichen, den Noten, aufschreiben. Die Musikdiktate, wie sie jetzt in den Schulen getrieben werden, sind wenig fruchtbar, denn sie wollen schon Früchte ernten, wo noch wenige oder gar keine und vor allem keine ausgereiften Fruchtansätze vorhanden sind.

Die Tonwortmethode erfordert keine Fachlehrer, jeder Lehrer mit mittelmäßiger Begabung kann sie erfolgreich im Unterricht anwenden, ja jede einigermaßen musikalische Mutter kann, wenn sie mit dem Tonwort vertraut ist, ihre Kinder nach dieser Methode unterrichten. Gegenüber dieser erfahrungsmäßig festgestellten Tatsache besteht die andere, daß noch viele Musiker, Musikgelehrte und Schulgesanglehrer sich nicht nur ablehnend, sondern geradezu feindselig gegen die Tonwortmethode verhalten. Das ist ganz unverständlich, deckt sich aber mit der Tatsache, daß alle Neuerungen bisher mit derartigen Widerständen zu kämpfen hatten. Wirklich triftige Gründe hat bisher niemand gegen die Tonwortmethode vorbringen können. Was dagegen geschrieben ist, zeugt meist von Unkenntnis und Mißverstand. Aber auch Böswilligkeiten laufen unter. Da behauptet jemand, die Methode habe überall versagt und sei deshalb in Preußen verboten. Das ist nur halb wahr, denn die Methode hat nirgends versagt und ist aber trotzdem in Preußen verboten. In diesem Falle kann nur das Sachverständnis der Ratgeber des Ministers versagt haben. Andere wieder behaupten, die Methode könne nur von hervorragend begabten Lehrern angewendet werden, sie führe notwendig zum Fachlehrersystem. Wer das sagt, kennt die Methode nicht, oder fälscht die Tatsachen, die das Gegenteil beweisen. Die Gegner der Tonwortmethode sollten nun wenigstens ein besseres Unterrichtsverfahren anbieten können. Das können sie aber nicht und so läuft die Wirkung ihrer Gegnerschaft darauf hinaus, daß alles beim alten bleiben und das Volk weiter in musikalischer Unbildung dahindämmern soll. Es gibt einige Zeitungen, die finden immer wieder einmal Autoren, die die preußischen Lehrpläne für Gesangunterricht in den höchsten Tönen preisen. Das grenzt doch an Unfug, wenn dann immer wieder um die Osterzeit Scharen von Kindern die Schulen verlassen, von denen die Überzahl, mindestens 99 %, keine Zeile vom Blatt singen kann.

Dieser Aufsatz hat den Zweck, auf die Minderwertigkeit der Erfolge im Schulgesangunterrichte hinzuweisen und die Eltern der Schulkinder anzuregen, sich zum Einspruch zu ermuntern, besonders da es jetzt in der Tonwortmethode einen zuverlässigen Weg zum Musikschriftverständnis gibt. Auskunft über die Methode geben meine bei Breitkopf & Härtel (Bausteine) und Julius Klinkhardt in Leipzig (Der Gesangunterricht) erschienenen Bücher.

In vielen höhern Schulen Bayerns, in Jena, Saalfeld usw. wird das Tonwort im Unterricht gebraucht. Es ist also Gelegenheit vorhanden, von den Unterrichtserfolgen Kenntnis zu nehmen.

Wenn die Zukunft unserem Volke schwere Tage bringt, so wird man es sehr vermissen, daß der Mangel an musikalischem Schriftverständnis dem Volke erschwert, in der Ausübung der Gesangskunst Trost und Erhebung zu finden. Darum müssen wir gerade jetzt eine gründliche Verbesserung des Schulgesangunterrichtes fordern. Wer ist bereit, uns Tonwortleute bei Geltendmachung dieser Forderung zu unterstützen?

Karl Eitz



Türmers Tagebuch

Der Vorgeschrittene und der Wiederaufbau · Aufklärung — eine Charakterfrage · Michels Menschenrecht · Der populärste Mann in Deutschland · Kaiser und Tirpitz · Nemesis! · Auf den Trümmern · Politik und Wirtschaft · Deutschösterreich · Um die Seele der Jugend! · Der neue „Knigge“ · Scham

Wenn der vorgeschrittene Deutsche ein besonders tiefes und kluges, ein „realpolitisches“ Urteil abzugeben vermeint, ist es meist eine naive Plattheit oder Dummheit, allemal eine Gedankenlosigkeit. Wenn dann dieses Urteil, wie das nicht auszubleiben pflegt, von den „Anwesenden“ mit dem überlegenen Selbstbewußtsein des nicht heranreichenden oder bequemen Zeit- und Stimmungsgenossen unterstrichen und als Trumpf gegen den „Außenseiter“, nämlich den Andersurteilenden, ausgespielt wird, kann dieser in der Tat aus der Fassung, das heißt in einen Zustand gebracht werden, der an Verzweiflung grenzt, in dem er sich fragen muß: hat es denn noch einen Zweck, seine beste Kraft an Leute zu vergeuden, deren politische Instinkt- und Gedankenlosigkeit nur von ihrer Selbstdurchdrungenheit, dem Solidaritätsbewußtsein des breiten Spießertums, in dem sie sich geborgen fühlen, überboten wird?

Nicht der einfache „Mann aus dem Volke“ ist es, den diese Bemerkung treffen soll. Der ist wie das unverbildete Kind dem Guten zwar und dem Bösen, der Vernunft wie der Narrheit zugänglich, aber der stärkere Trieb geht nach dem Guten und der Vernunft. Weil es der noch unverfälschte, aber vermenschlichte Trieb der Selbsterhaltung ist, und weil in diesem Triebe auch das Bewußtsein lebt, daß die Selbsterhaltung Gegenseitigkeit, also Opfer erheischt. Damit ist der Weg nicht nur zur Vernunft, sondern auch zum Guten gewiesen: es ist keine Vernunft außer im Guten. Wenn du dich selbst erhalten willst, mußt du vernünftig handeln, du handelst vernünftig aber nur, wenn du gut handelst. Denn du kannst nicht leben, ohne daß andere dir Gutes tun, dir Nahrung, Licht, Wärme, Pflege und Freude ins Haus bringen. Du mußt daher auch den anderen Gutes tun. Aus dem Gutes-Tun führt so der Weg zum Gut-Sinnen, und weiter zum Gut-Sein.

Der Trieb der Selbsterhaltung verwurzelt und veredelt sich zum kategorischen Imperativ der Pflicht, beide gehen in der höheren Einheit des Guten um seiner selbst willen, der Liebe, der nicht mehr fragenden, der ewigen Liebe auf. Sehet die Lilie auf dem Felde ... und ist doch schöner angetan von dieser Liebe, als Salomo in seiner Pracht.

So ist die Bereitschaft zu Opfern, ist der Heroismus nicht, wie die neue Lehre geht, rückständige, haltlose Ideologie, sondern die höchste Einsicht und Entwicklungsstufe der menschlichen Vernunft. Rückständig ist der Materialismus, der den Heroismus verlacht, und am wenigsten sollte der zielbewußte „Sozialist“ hier von Rückständigkeit reden. Verlangt er doch das schwerste Opfer, den höchsten Heroismus: das Opfer der größeren Kraft, des größeren Wertes, zugunsten des minderen, und das nicht aus bodenständig gewachsener Religion, sondern für die wurzellose Theorie einer Gleichheit, die nicht ist, nie war und nie sein wird. Nichts Geringeres also in seiner Abwicklung, als das Opfer der Persönlichkeit. Was dürfte noch „Ideologie“ genannt werden, wenn nicht das Opfer von Wirklichkeitswerten für ein lebensfeindliches Dogma? Was nicht „rückständig“, wenn nicht das Zurücksinken in den Zustand des Herdentieres, der vielen kleinen Herden mit ihren Leittieren als Stammeshäuptlingen, diesen kleinen, aber sehr maultüchtigen, sehr dreisten und derben Despoten? —

Die Disziplin in Ehren, der Zwang der militärischen Gewalt soll nicht unterschätzt werden —: wer aber möchte behaupten, daß unsere Leute vier lange Jahre hindurch gegen eine feindliche Welt solche Taten vollbracht, auch nur so standgehalten hätten, wie es eine spätere Welt erst in voller, dann nur gerechter Bewunderung würdigen wird, wenn diese Männer, dieses Volk nicht von einem hohen Heroismus beseelt gewesen wären? Daß sie dann an diesem Heroismus irre wurden, irre gemacht wurden, sich irre machen ließen, das war das Verhängnis, nicht daß ihr Heroismus haltlose Ideologie war. Ideologen waren die gutgläubigen unter den Pazifisten und Sozialisten, die zur Erprobung ihrer Theorie sich just den flammenden Weltbrand, den Kampf ums Dasein ihres Volkes als Versuchsstation erwählt hatten. Man kann über die Möglichkeiten des Kriegsausganges denken wie man will, aber *das* sollte heute doch von jedem Ehrlichen bekannt werden, daß der Krieg nie und nimmer ein so *vernichtendes* und zugleich so *schimpfliches* Ende hätte nehmen können, wenn Heer und Heimat ihrem Heroismus treu geblieben wären. Immer wieder sei es bekräftigt: dieser Heroismus war keine Ideologie, keine geistige oder moralische Verirrung, sondern urgesunder, urwüchsiger Selbsterhaltungstrieb, erdentstammter, aber mit Himmelsflügeln beschwingter. Ist die herrlichste Blüte, wie sie keines Künstlers Phantasie ersinnen oder nachbilden kann, und die wir dennoch mit unseren leibhaften Augen sehen, deren Duft wir schlürfen, deren Honigsüße die Biene saugt, darum nicht der Mutter Erde entsprossen, darum nicht von ihren Nährstoffen gesäugt, weil sie so — schön ist? Oh, ihr Kleingläubigen!

Giftige Insekten hatten die Blume beschlichen und sie von innen zerfressen. Frost und Hunger hätte sie noch einen Winter lang überstanden, ohne so elendiglichen Todes sterben zu müssen. — Aber ein Volk ist nicht wehrlos gegen

giftige Insekten wie eine Blume, — ein Volk starrte noch in Waffen, als es die Waffen nach außen und innen fortwarf, in unbegreiflicher Verblendung sich knechtisch mit selbstgefesselten Händen vor dem Todfeinde niederwarf! Nicht sich selbst, nicht Gott mehr vertrauend, nur der Gnade und Großmut des Feindes, den Staub von seinen gespornten Stiefeln ableckend, wofern es nur immer sich den Lohn einiger Erleichterung erhoffte. Für Lohn war dies betörte und verführte Volk zu jedem Opfer, zu jeder Schandtat bereit, zur Auslieferung seiner Flotte, seiner angestammten Fürsten, seiner Führer, seiner Besten bereit, bereit auch zur Auslieferung von Millionen seiner Brüder, von ganzen Gauen im Süden und Norden, im Westen und Osten des eigenen Vaterlandes und Volksbodens. Bereit zur niedrigsten Sklavenfron für den Feind, aber nicht zur ehrlichen aufrechten Arbeit für die eigene Wiedererhebung und Befreiung. Aber trunken lallte es von „Freiheit"!

Und nun kommt unser vorgeschrittener Deutscher und meint ein besonders tiefes und kluges, realpolitisches Urteil abzugeben, wenn er mit erhobenem Zeigefinger und gefurchter Denkerstirn die unermeßliche, nie gehörte Weisheit offenbart: mit Klagen und Stöhnen könne man ein Volk doch nicht aufrichten, man solle an den „Wiederaufbau" erinnern, an dem alle „Tüchtigen" mit ganzer Kraft helfen „müssen". Nur ehrliche Wahrheit, unermüdliche, furchtlose „Aufklärung" könne helfen. Also doch Aufklärung? Ohne aufzuklären: welche Zustände in Wahrheit herrschen, wozu sie noch weiter und tiefer führen müssen, wie und warum es dazu gekommen ist, welche furchtbaren Frevel und von welcher Seite, durch welche Mittel sie begangen wurden? — Und „Wiederaufbauen"? Ein braves, ein tüchtiges — Wort! Nur leider: wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Das Wort „Wiederaufbau" wird heute so hingehauen, als sei damit schon der ganze Bauplan vorgezeichnet, das übrige nur Sache des Poliers und seiner Maurer. Der vorgeschrittene Deutsche hat mit der Ausgabe der Parole, man solle sich nicht erst lange mit dem Baugelände und dem Baugrunde aufhalten, sondern frisch drauflos „wiederaufbauen", sich selbst und damit den Besten seiner Zeit genug getan. Der Teufel hole den Pedanten, der nüchtern und schwerfällig meint, erst müsse der Sumpf trocken gelegt, das Grundwasser gebändigt, die rechten Bauführer und willige Bauleute bereitgestellt werden, bevor der Bau ins Werk gesetzt und das Dach gerichtet werden könne.

* * *

Ja, freilich ist unermüdliche, furchtlose Aufklärung das erste und wichtigste Gebot nach diesem Zusammenbruche. Dem äußeren war lange der innere vorausgegangen — eben darum ist aber die Forderung, „aufzuklären", ohne das Kind beim rechten Namen zu nennen, ohne die Wunde schmerzhaft zu berühren, eine Gedankenlosigkeit, um nicht zu sagen Albernheit. „Aufklären", und dazu noch „unermüdlich und furchtlos"? Die Unermüdlichkeit soll sich also in die Müdigkeit der Zeitgenossen, Peinliches zu hören, schicken, und die Furchtlosigkeit in der Scheu bewähren, die Katze eine Katze zu nennen? Das Verfahren in seiner wunderbaren Schlichtheit wäre von einziger Schönheit, nur ist es leider zu schön, um wahr zu sein. Die Sprache, in der aufgeklärt wird, und der Widerhall, den sie

findet, sind Fragen des Temperamentes, des Charakters. Eine Leserin — es mußte wieder eine Frau sein — schrieb mir ungefähr: eigentlich sollte jeder rechte Deutsche bei dem Gedanken an das Geschehene von leidenschaftlichem Weh, zorniger Scham durchglüht sein, aber eben — das seien Charakterfragen. Ich für meinen Teil kann mir nicht vorstellen, daß eine äußere Gesundung ohne innere möglich sei, ohne Erneuerung der Lebenssäfte und Befreiung ihrer Kanäle. Und diesen Vorgang kann ich mir wiederum nicht vorstellen, ohne daß dabei der ganze Körper von einem Elementarwillen durchpulst, durchbraust wird, der so leidenschaftlich wie er zäh und ausdauernd, so klug wie die Schlange und so fromm wie die Taube ist. So von allen guten Geistern besessen muß dieser Körper sein, daß er die bösen austreiben kann. Wir aber haben noch nicht einmal die nötigsten Kanäle geräumt!

Ein Volk, dessen Vorgeschrittene, dessen „Intelligenzen“ die nackte allgemeine Not und Schmach ihrem Müdigkeits- und Zerstreuungsbedürfnisse, jedem Opportunismus unterordnen, um ihr Gewissen zu beruhigen und sich „aus der Affaire“ zu ziehen, den wohlfeilen Ruf nach „Aufklärung“ und „Wiederaufbau“ ihrer kurzen Blechpfeife entlocken, aber den ernstlich Wollenden den Rücken wenden oder in den Rücken fallen, — ein so verwaistes Volk hat die Führung noch nicht, deren es bitter bedarf, um auch nur Hand anlegen zu können an den Wiederaufbau.

* * *

Nicht das Volk ist es ja, das ich anklage, und wo ich anklage, da klage ich alle an, mich selbst nicht ausgenommen, — ihr könnt's schon glauben! Ebenso fern liegt mir jede Verallgemeinerung. Das ist selbstverständlich, aber bei uns ist das Selbstverständliche das allerfremdeste Ding auf der Welt, und — „du mußt es dreimal sagen“. Dabei hat der Deutsche so wenig vom Mephisto, daß er nur ein — armer Teufel ist. Das heißt: gegen andere. Gegen sich selbst ist er der boshafteste, niederträchtigste Teufel, den sich nur je ein alter frommer Kirchenvater in seinen Erbauungsstunden vorstellen konnte. Sonst, wenn wir von den Großen absehen, die dem deutschen Namen das glänzende Wappenschild aufgeprägt haben, aber vom Durchschnitt der Volksgenossen seit langem nie in ihrem Wesen begriffen wurden, — sonst mag für den normalen Zustand wohl die Charakteristik gelten, die ich in der Wiener Halbmonatschrift „Das Gewissen“ (Rudolf Falk) finde:

„Das deutsche Volk ist ehrlich, fleißig, mehr oder weniger nüchtern und platt — sein Typus ist Kaiser Wilhelm II., der ebensogut oder besser Reisender eines großen Handlungshauses hätte sein können —, es gehorcht gern und gut, leistet mit Ausdauer und Hingebung an klare Ziele Hervorragendes, aber es muß einen männlichen Willen über sich sehen, an sich spüren, sonst wird es irr an sich selbst. Ihm mangelt jegliches politische, das ist das Talent für das Werdende, es sieht nur das Vorhandene und glaubt daran. Sein Führer muß ihm den Weg zeigen und eine beschränkte Aufgabe geben; sie kann schwer sein, es wird sie erfüllen, denn es hat sittliche Riesenkraft, Pflichtgefühl und Arbeitsfreudigkeit. Unter schwächlichen Führern entartet es zwar nicht, aber es lauscht um sich, wird



kopfscheu und sitzt dem ersten besten Marktschreier auf. Da es nicht in die Ferne sehen kann, läßt es sich leicht blenden."

Wie ist es seinen Talmi- und Talmud-Führern aufgesessen, einem Bethmann und Scheidemann, einem Haase und Erzberger z. B., von denen man nicht wissen kann, welcher von diesen beiden der größere Schriftgelehrte ist. Denn vor Herrn Erzbergers Geschäftstüchtigkeit mag sich wohl auch mancher östlich orientierte jüdische Gast mit Grausen wenden. Und wie ist es einem Wilson aufgesessen!

* * *

Wilsons Bekenntnis, daß er von Anfang an entschlossen war, Amerika in den Krieg gegen uns zu treiben, ganz unabhängig davon, ob wir den U-Bootkrieg führten oder nicht, ob wir scheußliche „Verbrechen gegen die Menschheit" begingen oder nicht, war in kurzen telegraphischen Auszügen bereits vor Wochen in Deutschland bekannt geworden. Es wurde mit bewundernswerter Selbstbeherrschung hingenommen, auf die kalte Schulter geschoben, als ginge das die Propheten, die sich doch einstmals an leidenschaftlichem Eifer für jede verlogene und verbogene Redensart ihres Messias nicht genug tun konnten, nicht weiter an. Man konnte sich schließlich darauf zurückziehen, daß mit den knappen telegraphischen Übermittelungen eine authentische Aufklärung noch nicht gewonnen sei. Inzwischen hat aber auch diese den Weg über den großen Teich zu uns gefunden, und zwar in der restlos einwandfreien Gestalt des stenographischen Berichts jener Staatssitzung. Darnach sind zwischen dem Senator Mc Cumber und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Herrn Wilson, wörtlich folgende Fragen und Antworten ausgetauscht worden:

Senator Mc Cumber: „Würde unsere moralische Überzeugung von der Unrechtmäßigkeit des deutschen Krieges uns in diesen Krieg gebracht haben, wenn Deutschland keinerlei Akte gegen uns begangen hätte, ohne den Völkerbund, da wir ja keinen Völkerbund damals hatten?"

Der Präsident: „Ich hoffe, es würde eventuell angesichts der Entwicklung der Dinge so gekommen sein."

Senator Mc Cumber: „Denken Sie, daß, wenn Deutschland keinen Akt kriegerischer Natur und keinen Akt der Ungerechtigkeit gegen unsere Bürger begangen hätte, daß wir dann uns in diesen Krieg hineinbegeben haben würden?"

Der Präsident: „Ja, das glaube ich."

Senator Mc Cumber: „Glauben Sie, wir würden uns auf alle Fälle in den Krieg hineinbegeben haben?"

Der Präsident: „Ja!"

So. — Und nun denke man einmal zurück, lasse man noch einmal alle die mündlichen und schriftlichen Ergüsse der Mehrheits- und „Friedens"-Resolutionsführer an seinem Ohr und Auge vorüberziehen, erinnere sich, wie alle die Männer, die von Anfang an nichts anderes behauptet hatten, als was Wilson selbst nun eigenmündig vor der ganzen Welt bestätigt, verfemt und heruntergerissen wurden! Und dann frage man sich, aber allen Ernstes: ob Leuten, die das Volk in seinem bittersten Daseinskampfe in solcher Weise in die Irre und ins Verhängnis

geführt haben, in Zukunft noch Vertrauen zu schenken ist, ob solche Stümper gegen den gesunden Menschenverstand (wenn nicht Schlimmeres) fähig sind, das von ihnen betörte Volk zu regieren oder sich als seine Wortführer aufzuspielen?

Wir konnten von unseren schärfsten und wirksamsten Waffen jeden Gebrauch machen, der uns in diesem Kampfe auf Tod und Leben, in bitterster Notwehr, geboten erschien, und nichts hätte sich zu unseren Ungunsten verschoben, nichts hätten wir mehr gewagt, als wir schon durch den Krieg an sich gewagt hatten. Aber gewinnen konnten wir, nur gewinnen und, wenn auch vielleicht nicht alles — wer kann auch das heute wissen? — so doch einen wirklichen Frieden, einen Verhandlungsfrieden zwischen Parteien, nicht den schmachvollen Zusammenbruch und die Auslieferung auf Gnade und Ungnade mit dem Brandmal und der klirrenden Sträflingskette —: Versailles!

Und dieser Wilson, der nun mit lächelnder Eleganz die Maske fallen läßt, wie der jüngste preußische „Simplizissimus"-Leutnant alter Übung sein Monokel, — war dieser Messias nicht noch vor knapp einem Jahre „der populärste Mann in Deutschland"? Viel populärer als in Amerika. Wäre ihm unser ach, so teurer Bethmann Hollweg nicht noch rechtzeitig vor den Präsidentschaftswahlen zu Hilfe geeilt, — Herr Wilson wäre schwerlich wiedergewählt worden, und sein Nachfolger hätte wohl eine andere Politik betrieben, als die damals noch durchaus nicht volkstümliche kriegerischer Einmischung in europäische Händel. Es bedurfte erst jahrelanger teuflischer Verhetzung und Massensuggestion, schärfster Gewaltmittel, um die bei allem englischen Einschlage immerhin recht gemischte Bevölkerung der Vereinigten Staaten in den Kriegstaumel zu versetzen. Daß Wilson dies gelungen ist, verdankt er der hingebenden Unterstützung Deutschlands. Wilson war seinen Leuten ein Präsident und Kandidat wie jeder andere „Prominente" auch. Erst als die Amerikaner staunend wahrnehmen mußten, welche diplomatischen Bombensiege Mr. Wilson über das von ihnen nicht geliebte, aber als reale Macht hoch im Kurse stehende Deutschland errang, wie dieses mächtige Bismarckreich von Mr. Wilson „niedergeboxt" wurde, da erst wurde er ihr „Star" und „tipten" sie auf ihn.

* * *

Ein melancholisches Kapitel, das man nicht aufschlagen kann, ohne darin auf den bekannten Brief Kaiser Wilhelms II. zu stoßen, in dem er Wilson als Schiedsrichter anrief, ihm damit eine demütige Huldigung darbrachte, wie sie dem gerissenen Anglo-Amerikaner (aber eingefleischten Engländer) nicht willkommener für sein Prestige sein konnte, das er dann noch durch seine zynische Antwort an den Kaiser als tüchtiger Geschäftmann fester verankerte. Das war der „weltfremde Professor", der dann unter Max von Baden zum „populärsten Mann in Deutschland" vorrückte. Hat die Welt je kindischeres Geschwätz lallen hören?

Der Kaiser war — vor allem durch Bethmann, aber nicht durch ihn allein — so übel beraten, wie nur möglich. Bei einer anders veranlagten Persönlichkeit brauchte das so schlimm noch nicht zu werden, ihm gegenüber war es sündhaft. Aus den Erinnerungen des Admirals von Tirpitz hat der „Nieuwe Courant" Bruchstücke veröffentlicht, die wie Scheinwerfer die Lage beleuchten. Da heißt es u. a.:

13. März. „Wir fechten gegen die ganze Welt, und Amerika ist dabei. Und ich sitze hier nur so herum und kann nichts tun. Man hat unsere Flotte vollständig falsch gebraucht. Aber Müller, der Kaiser und Pohl halten selbst jetzt noch immer an ihrer Politik fest. Seit meinem letzten Vortrag beim Kaiser haben wir uns ganz und gar entfremdet, ich habe niemals wieder ein Gespräch mit ihm gehabt, in dem ich etwas durchgesetzt habe. Es ist hoffnungslos. Heute behauptet Müller, daß Stumm (Direktor der Abteilung England im Auswärtigen Amt) wenige Tage vor dem Kriege erklärt habe, England würde nicht mittun, und alles sei nur Bluff."

22. März. „Gestern abend war es wieder recht unerquicklich, die Unterhaltung lief sich tot, der Kaiser sah überall Riesensiege, ich glaube, mehr um seiner eigenen Unruhe Herr zu werden."

21. März. „Deinen Brief empfangen, ja, ich hätte die Sache wahrscheinlich besser gemacht, wenn sie mich nicht hätten gehen lassen. Von verschiedenen Seiten hat man auf Müller gedrückt, daß ich für die Kriegsdauer Chef der Admiralität würde, und daß man es mir überlassen müßte, wann und wie ich loslegen soll. Dauernd wird darauf geantwortet: ‚Kommt überhaupt nicht in Frage.' Der Kaiser würde das niemals tun wollen, er will selbst den Seekrieg leiten und das kann er natürlich nicht gleichzeitig mit mir. Admiral Bachmann wies darauf hin, daß die englische Flotte in den Dardanellen durch die U-Boote viele leichte Kreuzer verloren habe. Wenn man etwas tun wolle, dann jetzt. Pohl war über einen solchen Vorschlag außer sich. Er denke nicht daran, etwas zu tun, im Gegenteil, er wolle sich noch mehr mit Minen einkapseln. Es ist zum Verzweifeln. Da liegt nun eine Flotte von 40 Panzerschiffen, die Hälfte Überdreadnoughts, mehr als 200 Torpedoboote, und rostet im Hafen. Und währenddessen ficht Deutschland um sein Leben. Wenn das nur der einzige Fehler der Kabinettswirtschaft wäre, aber ich habe zwei Jahrzehnte inmitten dieser Ziellosigkeit und dieser Fanfaren gelebt und habe gesehen, wie jedes Ressort für sich selbst arbeitet, und jeder kommt ‚zu ihm' (dem Kaiser), der schließlich glaubt, er kann alles tun. Byzanz!"

Nicht allein politisch, sondern auch militärisch seien wir in diesen Krieg hineingetapst. „Schon immer gab es keine Idee, wie ein Weltkrieg geleitet werden müsse und keine Einheit der Leitung, kurzum, genau wie es jetzt im Krieg selbst ist." Weiter erzählt Tirpitz (nach einem Auszuge des „B. T."), was der Militärattaché in Konstantinopel, Herr von Frankenberg, aus der Türkei kommend, berichtet: „Mit dem türkischen Volk scheint man nicht viel machen zu können. Wir haben uns merkwürdige Bundesgenossen ausgesucht. Hätten wir nur keine Militärmission geschickt und nicht mit England auf dem Balkan antirussische Politik gemacht. Wir hätten Rußland sagen müssen: von uns aus kannst du nach Konstantinopel gehen, und dann hätte der Bär sich dort am Walfisch gestoßen und alle Ziegenhirten auf dem Balkan wären uns in die Arme geflogen." Dann erfolgten die verzweifelten Momente des Herrn von Falkenhayn, der „nichts mehr tun kann", und neue Vorstöße des Admirals Bachmann beim Kaiser über das Einsetzen der Flotte.

Am 1. April ist Tirpitz dafür, daß Hindenburg an Bethmanns Stelle komme. Am 12. April folgt eine Bemerkung des Kronprinzen, den er in Stenay trifft. „Der Kronprinz sagte mir, er freue sich, mich in Stenay zu sehen. An einem anderen Orte würde das schwierig sein, weil wir beide verdächtig seien.“ Am 17. April nennt Tirpitz die (nicht nach den Wünschen Zeppelins ausgeführten) Zeppelinangriffe auf London „Kindereien“. „Pohl erklärt: ‚Wir werden London vernichten. Das kann das Heer nicht. Der U-Bootkrieg wird England in ein paar Wochen auf die Knie bringen.‘ Uff! Und solch ein harmloses Männchen ist von Müller zum Admiralstabschef genommen worden, und jetzt ist er Flottenchef!!“ Am 13. Juni: „80 Prozent der Flotte wünscht, daß ich das Kommando kriege.“ Am 28. Juni sagt der Admiral von Müller zu Tirpitz: „Der Kaiser braucht keinen Kommandochef, das kann er selbst tun.“ Tirpitz bezweifelt, daß Müller eine darüber zwischen ihm und dem Kaiser geführte Unterhaltung ihm so richtig mitgeteilt habe. 8. August: „Der Tanz mit Bethmann geht wieder los. Die Wut besorgte mir eine schlaflose Nacht. Heute früh mit Bethmann in Pleß. Langes Schreiben von Helfferich. Vielleicht in Bethmanns Auftrag, in dem er nicht nur die vollständige Aufhebung des U-Bootkrieges verlangt, sondern sogar eine Note in diesem Sinn an Wilson abfaßt.“

* * *

Es ist leider heute noch ein recht undankbares Bemühen, für eine verhetzte Persönlichkeit die Forderung gerechter, nur kühl-sachlicher Beurteilung geltend zu machen. Tirpitz gehört ja nun zu den ärgst Verhetzten. Aber bedarf es denn durchaus persönlicher Sympathien, um seinen Nutzen zu erkennen? Kann nicht auch eine unsympathische Persönlichkeit wertvollste Dienste leisten, und darf man in der Politik, in denkbar kritischer Lage, darnach gehen, ob einem etwa die Nase des Mannes, den wir nötig haben, gefällt? Schon aus den Aufzeichnungen des Admirals geht das eine doch klar hervor, daß hier eine erste Kraft zu unser aller großem Schaden brach liegen mußte. Und zwar nicht nur marine-fachmännische, sondern auch politische Kraft. So gab es doch einen Mann — er war nicht der einzige, aber er war zur Hand —, der mit dem Militärattaché in Konstantinopel den Grundfehler der Politik Wilhelms II. erkannte: die unmögliche antibismarckische Balkan- und Orientpolitik, die, statt den Keil zwischen England und Rußland stecken zu lassen und tiefer zu treiben, den Zusammenschluß beider gegen Deutschland herbeiführen mußte. In unheilvoller Verkettung steht damit die töricht-theatralische Unterstützung der österreichischen Ausdehnungspolitik, die in Wahrheit nur Habsburger Haus- und Hof-Politik war. Der greise Peter Carp hatte schon recht, als er zu einem Freunde sagte, die Deutschen müßten in Österreich-Ungarn einmal gründlich Ordnung schaffen, selbst könne es sich nicht helfen und bleibe in seiner Zerfahrenheit auch für Rumänien eine ewige Gefahr. Da es vor dem Kriege leider unterlassen war, sollte es nach dem Kriege geschehen, denn der Alte glaubte an einen deutschen Sieg — er hatte noch das Bismarckreich und den alten Kaiser vor Augen!

Amicus Plato, sed magis amica veritas —: es läßt sich nicht wegstreiten, daß das Deutsche Reich Bismarcks und Wilhelms I. unter Wilhelm II. zugrunde

gegangen ist. Nur — „unter" ihm? Nicht nur einen Bismarck konnte er nicht neben sich ertragen, auch einen Kriegsminister Bronsart von Schellendorf und einen Großadmiral von Tirpitz nicht und noch manchen anderen nicht. Wer unter ihm blieb, mußte sich nach den nicht immer berechenbaren Wünschen des souveränen Herrn richten, und wenn er dann die Bilanz seiner Amtstätigkeit zog, dann schloß sie günstigen Falles so ab, wie die Bülows: „Sie wissen nicht, wieviel Schlimmes ich verhindert habe." Es hat nicht nur keinen Zweck, es ist eine Schädigung, Unterbindung des monarchischen Gedankens, eines neuen deutschen Kaisertums, das auch ich aus tiefster Seele, mit ganzer Inbrunst ersehne, eine Persönlichkeit auszuspielen, die nun einmal das mit so vielen, so großen Trümpfen ausgestattete Spiel verloren hat. Das Herz des Volkes konnte er nicht verlieren, denn er hat es nie besessen. Er hat das Volk nicht verstanden, und das Volk hat ihn nicht verstanden: „Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief"...

Nur mit Selbstüberwindung ringe ich mir dieses Bekenntnis ab. Menschlich fühle ich mit dem Kaiser, und wenn es nach meinen Wünschen gegangen wäre, wäre er noch heute Deutscher Kaiser. Denn seine Abdankung war das schwerste Unglück, das uns in schwerster Zeit treffen konnte. Aber ein Volk, ein großes, im Kern immer noch tüchtiges und liebenswertes Volk, das Unsägliches erlitten hat, das für alle seine Opfertaten ein besseres Los verdient hätte, klagt seine Not zum Himmel. Und doch immer noch ritterlich, immer noch mit frommer Scheu vor dem Kaiser. Was sich anders gebärdet, ist nicht das Volk, ist nur die Hefe. Mag sie hemmungslos noch so hoch gestiegen sein, sie wird wieder zurücksinken, wohin sie gehört.

Haben wir uns nicht alle den Kopf darüber zerbrochen, in unserem kindlichen Vertrauen als in eine unergründliche, aber weise Voraussicht uns gefügt, daß unsere Kriegsschiffe den ganzen Krieg hindurch bis auf einzelne Ausnahmefälle im Hafen liegen mußten? Hatten die Engländer nicht in gewissem Sinne recht, wenn sie unsere Flotte als „Wilhelms Spielzeug" belächelten? Früher einmal, später nahmen sie's ernster. Aber kein anderer als der Meister dieser Flotte muß den Spöttern zähneknirschend recht geben: „Da liegt nun eine Flotte von 40 Panzerschiffen, die Hälfte davon Überdreadnoughts, mehr als 200 Torpedoboote, und rostet im Hafen!"

Diese blanke Waffe, die geschmiedet war, das Kaiserreich zu schützen, mußte, verrostet, als erste es zerschlagen. Das seiner Bestimmung abgekehrte Geschöpf rächte sich an seinem Schöpfer. Nemesis!

* * *

... Und doch in wieviel milderem, schon verklärendem Lichte erscheinen uns heute alle die Unterlassungen und Sünden des alten Regiments nach den elf Monaten Revolution und Revolutionsregierung! Wo ist das Gute, wo sind die positiven Werte oder auch nur Ideen, die sie uns etwa gebracht hätten? Zwar Neues haben sie uns mehr als genug beschert, aber — Gutes? Das klare, durch die wilde Jagd hohler Phrasenwolken ungetrübte Auge sieht nichts vor sich, als nur ein einziges großes Trümmerfeld, ein bis auf die Grundmauern niedergebrochenes, einst mächtiges und blühendes Reich. Verschüttet die Gegen-

wart, verschüttet für absehbare Zeit die Zukunft! Das ist die nüchterne, aber unerbittliche, unbestechliche Wirklichkeit, alles andere Wünsche, Hoffnungen, Versprechungen — Wechsel auf die Zukunft eines bankerotten Schuldners. Gewiß wird eine gütige Natur auch auf dieser Trümmerstätte wieder etwas wachsen lassen, wie sie auch auf das betrübteste Fleckchen ihre milde Mutterhand legt, seine Scham mit ihrem grünen Teppich erbarmend zudeckt. Gewiß wird „neues Leben aus den Ruinen blühen", aber ist das eine Rechtfertigung dafür, die Brandfackel an ein stattliches Wohnhaus zu legen, seine Insassen, die sich wohl und geborgen in ihm fühlten, in Not und Elend, Schimpf und Schande zu jagen, — obdachlos zu machen. Ja, obdachlos, denn Millionen und aber Millionen Deutsche müssen sich in der Fremde, soweit sie dort etwa zugelassen und als Parias geduldet werden, ein neues Obdach suchen, andere viele Millionen sind der Fremdherrschaft ausgeliefert, und was noch drinnen bleibt, ist zur Hörigkeit, zur Fronarbeit für fremde Blutsauger und für die eigene „Volksregierung" verdammt, die selbe Regierung, die das Volk mit so viel Weisheit und „opfernder" Liebe von den Gütern und der Achtung der Welt, von der Freiheit „befreit" hat.

„Wohin", fragt der Abgeordnete Dr. Mittelmann in der von ihm herausgegebenen „Rundschau", „wohin sind wir denn in all den Wochen und Monaten gekommen, in denen es immer tiefer hinein in den Abgrund ging? Daß wir gar keine Autorität mehr haben, daß Willkür und Gesetzlosigkeit Trumpf sind! In unserem Staatsleben fehlt es an Autorität, das ist das Grundübel, an dem wir kranken, und diese Autorität bekommen wir nur wieder durch die Monarchie in unser Volk hinein.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß alles nun durchaus in dem früheren Zustande wiederhergestellt werden soll, in dem es sich bis zum 9. November vorigen Jahres befand. Im Gegenteil, viel, sehr viel war morsch und faulig, und wäre es dies nicht gewesen, dann hätte unmöglich das Ganze wie ein Kartenhaus zusammenfallen können. Zweiundzwanzig Dynastien über Nacht hinweggefegt, als ob es niemals Monarchien in Deutschland gegeben hätte! So etwas ist in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen. Und unter den zweiundzwanzig Monarchen auch nicht ein einziger, der bereit war, die äußersten Konsequenzen zu ziehen und auf seinem Posten zu bleiben.... Aber, und das sage ich, indem ich mich an die Abgeordneten aller Parteien wende: Hand aufs Herz, wenn unser Volk die Wahl hätte zwischen dem Chaos und dem alten Regime mit all seinen ihm anhaftenden Fehlern, wie würde die Entscheidung des Volkes, wenn man es klar und unabhängig befragte, heute ausfallen? Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß mindestens 75 Prozent mit beiden Händen nach der Vergangenheit griffen. Und das geht bis weit in die Reihen der Sozialdemokraten hinein ... Wenn schon das ganze Drum und Dran sein muß, dann wünscht der einfache Mann zum Mittelpunkt dieser Aufmachung jemand anders als seinesgleichen. Und darüber vermag ihn auch nicht die Badehose des Herrn Reichspräsidenten hinwegzutäuschen."

Nicht einmal das fette Lächeln des Posaunenengels Matthias.

* * *

Was uns geradezu trostlose Aussichten eröffnet, oder vielmehr jede Aussicht auf eine bessere Zukunft absperrt, das ist, wenn es sich nicht von Grund aus ändert, förmlich umstellt, das Verhältnis der Sozialdemokratie zur auswärtigen Politik. Bei dem bloßen Gedanken daran läuft es einem schon kalt über den Rücken. Da kann es nicht dankbar genug begrüßt werden, wenn der regierenden Partei aus ihren eigenen Kreisen heraus einmal der Star gestochen wird. Das besorgt R. Kunze in der sozialistischen „Glocke" so gründlich und so mutig, dazu mit so sicherer Hand, daß hier besonders darauf hingewiesen sei. Ich kann seine im einzelnen durch ein beherrschtes Tatsachenmaterial fest begründeten Darlegungen hier nur im Leitgedanken wiedergeben:

„Woran ist das Reich Kaiser Wilhelms II. zusammengebrochen? An seiner fehlerhaften auswärtigen Politik. Und woran wird die deutsche Sozialdemokratie, wenn sie auf ihren bisherigen Wegen nicht einlenkt, aller Voraussicht nach mit ihren berechtigtsten Bestrebungen scheitern? An ihrem Verhältnis zur auswärtigen Politik.

Der Fehler der auswärtigen Politik aller Nachfolger Bismarcks besteht darin, daß sie nicht klar zwischen den Begriffen Politik und Wirtschaft zu unterscheiden wußten. Sie erkannten nicht, daß auswärtige Politik und Außenwirtschaft zwei völlig getrennte Gebiete darstellen, deren Auseinanderhaltung für die Leitung jedes Staatswesens eine gebieterische Notwendigkeit ist. Aber sie und ihre untergeordneten Organe haben es niemals verstanden, sich von den Wünschen des Großkapitals und der Großindustrie unabhängig zu halten, und haben deshalb auf den verschiedensten Gebieten die politischen Interessen des Reiches den wirtschaftlichen Interessen einzelner zum Opfer gebracht. Damit aber haben sie immer wieder den schwersten Fehler begangen, den ein Staatsmann überhaupt begehen kann. Denn es müssen zwar immer und immer wieder wirtschaftliche Interessen den politischen Zwecken zum Opfer gebracht werden; niemals aber und unter keinen Umständen dürfen wichtigere politische Ziele noch so großen Interessen wirtschaftlicher Natur hintangestellt und zum Opfer gebracht werden. Die politischen Interessen bilden die Grundlage, auf der das gesamte Staatswesen aufgebaut ist. Sie müssen, wenn irgend etwas, dem Staatslenker heilig sein, weil auf ihnen das Heil des ganzen Volkes und aller seiner einzelnen Angehörigen beruht ...

Die sogenannte Weltpolitik der Nachfolger Bismarcks war in Wirklichkeit nichts anderes, als eine einseitige Pflege vermeintlicher weltwirtschaftlicher Interessen des deutschen Volkes, über denen die politische Sicherung, das heißt die Pflege der Machtbeziehungen, verabsäumt wurde... Es sei zugegeben, daß das Deutsche Reich zweifellos starke wirtschaftliche Interessen in Marokko, in China, in der Türkei und in der Rohstoffversorgung aus seinen Kolonien und aus dem Ausland hatte. Aber diese wirtschaftlichen Interessen gaben der Reichsregierung niemals ein Recht, um ihretwillen die unendlich wichtigeren politischen Beziehungen zu Frankreich, zu Japan, zu Rußland und zu England mutwillig zu zerstören. Das aber hatten die Nachfolger Bismarcks getan ...

Wie denkt sich nun die Sozialdemokratie die auswärtige Politik des Deutschen Reiches bis zu dem Tage, an dem die Welt für den ewigen Frieden reif geworden ist? Will sie bis dahin auf jede deutsche auswärtige Politik verzichten? Dann würde sie den Jammer verewigen, den wir seit dem Anfang der Waffenstillstandszeit durchmachen, und das deutsche Volk zum willen- und rechtlosen Sklaven, ja zum Haustier der Nachbarvölker erniedrigen. Denn deren Verhalten gegenüber dem Waffenstillstand und dem Versailler Frieden wie gegenüber dem Weltsympathiestreik vom 21. Juli beweist, daß sie von keiner Verbrüderung mit uns wissen wollen und durchaus gewillt sind, uns bis aufs Blut auszupressen und auszusaugen, solange wir ihrer Macht keine Macht unserseits entgegenzusetzen haben. Wenn aber die deutsche Sozialdemokratie das will, dann kann sie schon heute gewiß sein, daß ihr Werk notwendig scheitern muß. Denn ein Verzicht auf jede auswärtige Politik hält für immer die nationalgesinnten Kreise von ihr fern und macht es ihr dauernd unmöglich, zur deutschen Mehrheitspartei zu werden. Hat sie aber nicht die Mehrheit des deutschen Volkes hinter sich, so bleibt sie dauernd auf den Bund mit ihren Todfeinden, dem römischen Zentrum und dem internationalen Großkapital, angewiesen. Mit diesen kann sie ja wie bisher weiter Kompromisse schließen; deren Ergebnis wird aber in der Zukunft noch weniger erfreulich sein, als in der Vergangenheit und immer mehr enttäuschte Anhänger aus ihren Reihen vertreiben.

Will sie sich aber durch solche Erfahrungen belehren lassen und anfangen, deutsche auswärtige Politik zu treiben, so bleibt ihr nichts anderes übrig, als daß sie auf das bewährte Bismarcksche System zurückgreift, d. h. den Weltfrieden mit Hilfe machtpolitischer Beziehungen zu verwirklichen sucht. Dann muß sie zu einer nationalen Partei werden, wie die englische und die französische Sozialdemokratie nationale Parteien sind, und muß anfangen, deutsch zu denken und zu fühlen, die Freude an allem Schönen und Großen der deutschen Geschichte in die Herzen ihrer heranwachsenden Jugend senken und das Deutsche Reich wieder stark machen, damit es der machtpolitische Träger des Gedankens vom ewigen Frieden wird."

* * *

Was müssen wir aber selbst an Vertretern der geistigen Auslese dieser Partei erleben? Sollte man es für möglich halten, daß ein so gebildeter, in mancherlei Fragen doch einsichtiger und von den besten Absichten beseelter Mann wie der preußische Kultusminister, Dr. Konrad Haenisch, sich noch immer nicht von dem übeln und schon anrüchig gewordenen Leim des „Völkerbund"-Schwindels losreißen kann?

Wenn es bei dem Wohlgefallen des Herrn Haenisch an diesem „Völkerbunde" sein Bewenden hätte, könnten wir ihm das Vergnügen ruhig gönnen, das wäre dann sein privater Sport. Aber Herr Haenisch ist Kultusminister und gebraucht seine amtliche Macht, die deutsche Jugend mit den giftigen Gasen der feindlichen Erfindung zu betäuben. Diesem gemeingefährlichen Beginnen muß auf das schärfste und mit allen verfügbaren rechtlichen und moralischen Mitteln entgegengetreten werden. Denn es ist — bewußt oder unbewußt,

bleibt sich hier gleich — eine Kampfansage an das ganze nationale Deutschland und an die deutsche Zukunft.

„Es gibt im lieben deutschen Lande“, so wird aus schulmännischen Kreisen geschrieben, „wirklich noch eine ‚Liga für den Völkerbund‘. Der Wahn des Völkerbundes hat bewirkt, daß wir unsere unbesiegten Waffen selbst zerbrachen. Er hat uns gerade tief genug in Not und Schmach gestürzt. Wenn nun gar noch diese Liga an die Öffentlichkeit tritt, nach den Erfahrungen mit Wilson und dem Raubverbande, ja, dann weiß man wirklich nicht, wo der Wahnsinn aufhört und das Verbrechen anfängt. Das allerschlimmste ist aber, daß sich die genannte Gesellschaft hinter die jetzige Regierung gesteckt hat. Das preußische Kultusministerium hat sich wirklich gewinnen lassen und versendet nun an alle Schulen ein amtliches Schreiben zur Empfehlung. Die Schulräume sollen ‚weitestgehend‘ zur Verfügung gestellt werden. Von ‚namhaften Rezitatoren‘ sollen durch ‚Dichtungen und Vorträge‘ die ‚völkervereinenden Gedanken‘ der deutschen Jugend schmackhaft gemacht werden. Trotzdem noch kein Jahr dahin ist, seitdem der Völkerbundwahn zusammengebrochen ist, sie haben nichts dazugelernt, aber alles vergessen!

Wenn nun, wie es scheint, das jetzt lebende deutsche Geschlecht tatsächlich so herunter ist, daß die Worte: Vaterland, Ehre, Freiheit ihm nur leere Begriffe sind, dann soll wenigstens die heranwachsende Jugend von jenem Wahne verschont bleiben. Wenn es Menschen gibt, die nach dem zwanzigsten Fußtritt immer noch von vorzüglichster Hochachtung und Ergebenheit stammeln, so soll doch unsere deutsche Jugend die schmachvolle Behandlung, die Deutschland jetzt erfährt, nie vergessen. Sie wird solche Vorträge ablehnen. Etwas ganz anderes ist nötig, wollen wir nicht ohne Aussicht auf Rettung zugrunde gehen. In jeder Schule muß eine Karte von dem zerfetzten Deutschen Reich aufgehängt werden, als Mahnung: Das darf nicht so bleiben! In jeder Schule muß es Bilder vom Straßburger Münster und von der Marienburg geben, die den Vorsatz nicht ersterben lassen: Das werden wir uns wieder holen! Dazu sollte das Ministerium auffordern und ‚weitestgehend‘ Mittel zur Verfügung stellen, anstatt daß ihm vor den alten Kaiserbildern in Schulräumen das Herz in die Hosen fällt.

Wenn der Herr Minister auf diesem Wege den deutschen Nachwuchs für seine Zwecke zu gewinnen glaubt, so gibt er sich einem schweren Irrtum hin. Unsere braven Jungen haben am Sedantage und bei anderem Anlaß gezeigt, wohin sie ihr Herz treibt. Sie würden auch aus eigenstem Empfinden heraus wissen, wie sie jene ‚namhaften Rezitatoren‘ zu empfangen haben ...“

Was einen in diesen Zeiten der Schmach und Ohnmacht überhaupt noch aufrecht erhalten, den Dienst am Volk nicht als fruchtlose Kräftevergeudung empfinden lassen kann, ist ja allein noch der Gedanke an die deutsche Jugend, an eine deutsche Zukunft. Wer dahin wirkt, uns diesen letzten Stern und Anker zu rauben, dem wollen wir mit Wort und Tat eindringlichst zu Gemüte führen, daß hier die Schonung und Geduld ein Ende hat und der rücksichtslose Kampf beginnt. Wenn auch noch die Zukunft verspielt und verhökert werden soll, dann

gibt es keine Rücksichten mehr. Darum: Hände weg von der deutschen Jugend! Bleibt auch nur Weniges noch, wofür es zu kämpfen lohnt — um die Seele unserer Jugend wollen wir kämpfen wie die Löwin um ihr Junges!

* * *

Ohne ein starkes nationales Bewußtsein ist an irgendwelche deutsche auswärtige Politik nicht zu denken. Wie stellt sich die deutsche Sozialdemokratie etwa den Anschluß Deutschösterreichs vor, für den sie doch auch aus voller Überzeugung eintritt? Etwa mit einem Geschlechte, das mit internationalen Verbrüderungsmärchen, „Völkerbunds"-Illusionen gesäugt ist, sein Schicksal vertrauensvoll in die Hände der ihm so wohlgesinnten französischen, englischen, polnischen, tschechischen u. a. „Brüder" legt? Wer an Wunder in der Geschichte glaubt, kann natürlich auch glauben, daß die „Brüder" Deutschland, aus dessen blutendem, zuckendem Leibe sich jeder seine tüchtige Portion Fleisch herausgerissen hat, zu einem ansehnlichen Großdeutschland zusammenfügen, also auch die einverleibten Bissen wieder ausspucken werden.

War und ist die schlaffe Gleichgültigkeit, der Stumpfsinn breitester Schichten im Reiche gegen das Schicksal Deutschösterreichs, auch in den Tagen, als diese Frage zur Entscheidung drängte, nicht schon beschämend, ja erschreckend genug? Selbst in den besten Zeiten der Waffenbrüderschaft und der in ihrem Zeichen gegründeten Vereinigungen war man, wie Richard Bahr in der Monatschrift „Deutsche Arbeit in Österreich" nicht ohne berechtigte Bitterkeit erinnert, „über ein unpolitisches Spiel mit Worten nicht hinausgekommen: Versammlungsgerede und Kommersgesang. Man suchte Paarung und Angleichung, ohne sich über den nationalen Aufbau der Donaumonarchie und die sie beherrschenden Kräfte irgendwie klar zu sein, man wollte im Überschwang rhythmischer Empfindungen alle umarmen, die Stammesgenossen und auch die anderen, die längst sehr rege Ententegefährten waren und sich gar nicht umarmen lassen wollten... In Österreich, wo man den Zusammenhang mit der Gesamtnation immer intensiver empfunden hatte, war man früher aufgestanden. Ende Oktober — es gab seit Wochen dort schon eine Volksbewegung, die so oder so den Anschluß an das Reich forderte — kam eine kleine Anzahl von deutschösterreichischen Parlamentariern, Sozialdemokraten, Deutschfreiheitliche und auch Christlichsoziale, ins Reich, um in Berlin, München, Dresden in vertraulicher und unverbindlicher Aussprache mit befreundeten Politikern das Terrain zu sondieren. Und da war es ungemein charakteristisch, wie kühl und abweisend man selbst in den engen Zirkeln der vor anderen politischen Leute an diese Dinge herantrat. Die Herren aus Wien kamen mit ganz konkreten Fragen. Darauf war man nicht vorbereitet, das verwirrte und wirkte schier wie peinliche Inquisition... Man streckte zaghaft, fast verstohlen, eine Hand nach Wien hinüber, aber man bemühte sich zugleich doch auch um ‚korrekte' Beziehungen zu Prag, weil neben den Polen nicht auch die Tschechen uns zu unversöhnlichen Feinden gemacht werden dürften. Die Bevölkerung schließlich verharrte in einer leidenschaftliche nationale Temperamente geradezu erschütternden Apathie. Der Verstand redete zur Not ein Wort, das Gefühl fast

nie. Die Grundstimmung fehlte. Das hinreißende, bei allen andern Völkern natürliche Empfinden, daß Stammesgenossen nicht aufhörten, Stammesgenossen zu sein, weil zufällige geschichtliche Grenzen sie einmal auseinandergerissen hatten. Wie dünn, wie beschämend matt klang allemal das Echo, wenn in der Weimarer Versammlung von Großdeutschland und dem deutschösterreichischen Anschluß die Rede ging. Daß hier genau so wie in Versailles über das deutsche Schicksal entschieden wurde, ging dem Großteil der Reichsbürger nicht auf.

So sind wir dahin gekommen, wo wir heute stehen. Was bleibt zu tun, als immer wieder mahnend an die Gewissen zu pochen? Sollen die Deutschen durch Sondertum und Eigensucht nicht atomisiert und — wozu sie mancherlei Anlagen haben — trotz ihrer 70 Millionen zu den Nomaden unter den Völkern werden, die überall zu Hause sind und nirgends, so gilt es, unseren nationalen Besitz zusammenzuraffen und alle Kräfte, die wirtschaftlichen wie die geistigen, in das gleiche Bett zu zwängen. Das ist das einzige Hochziel, das wir noch haben. Hätten wir es nicht, es lohnte, nach solchem Zusammenbruch, nicht mehr zu leben ..."

* * *

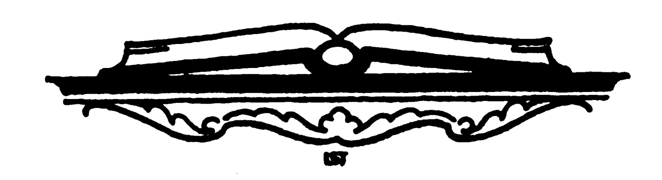
Die Gelegenheit bei der Stirnlocke zu fassen, hat man versäumt, vollendete Tatsachen zu schaffen war man zu hasenherzig, — dafür hat man einen Paragraphen ins Verfassungspapier gebracht, der der Sache selbst nichts nützen konnte, dem Feinde aber den erwünschten Vorwand bieten mußte, beide Hände in die inneren Angelegenheiten des deutschen Volkes zu stecken, — vielmehr ihm gründlichst ins Bewußtsein zu rufen, daß es innere Angelegenheiten nicht mehr habe, es sei denn die Sorge, seinen Sklavenhaltern die befohlenen Frondienste und die auferlegten Tribute zu leisten — „das Haustier der Nachbarvölker"!

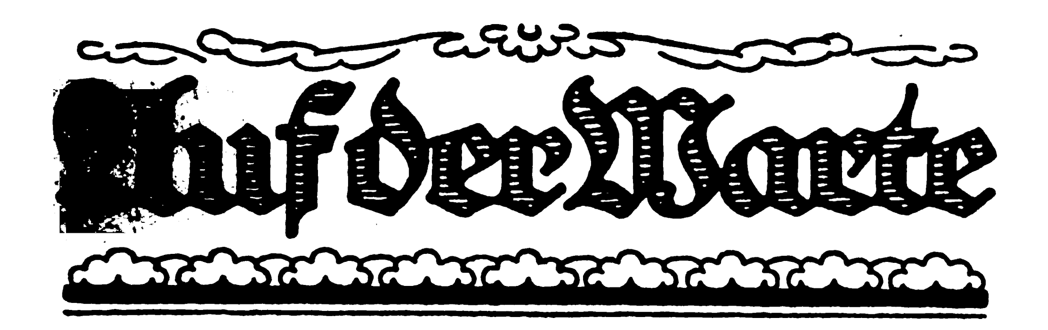
Daß sich unsere Revolutionsregierung nebenher noch eine wohlgezielte Ohrfeige von den Gebietern in Paris geholt hat, und daß sie die Ohrfeige als „Zugeständnis" quittiert hat, brauchte eigentlich nicht erst erwähnt zu werden, denn es ist längst nichts Ungewöhnliches mehr, nur die übliche, in feste Normen gebrachte Umgangsform, sozusagen der „Knigge" zwischen Entente und deutscher Revolutionsregierung. Das kann bei einer Regierung, an deren Himmel das Sonnengesicht des heiligen Matthias leuchtet, nicht wundernehmen. Hat doch dieser so erquickende Glanz auf Herrn Helfferich einen derart einladenden, verführerischen Reiz ausgeübt, daß er der Versuchung — leider, leider — erlegen ist und sogar unter dem Einfluß dieser magnetischen Kraft in einen wahren Paroxismus der Sehnsucht nach dem geliebten Sonnengesichte verfiel, bei deren Betätigung er sich nicht genug tun konnte, bis es ihm dann in der Tat, aber erst durch Anwendung zwingender kabbalistischer Beschwörungsformeln gelungen ist, den leuchtenden Heiligen von seiner unnahbaren Höhe vor irdische Schranken zu bannen. Pygmalion konnte nicht heißer um die Beseelung seines elfenbeinernen Bildes buhlen, als Herr Helfferich um ein menschliches Rühren des ewig lächelnden Heiligen ...

* * *

Es ist ein Jammer, wie bei uns die Psyche nicht nur der feindlichen Staatsmänner, sondern auch ihrer Völker noch immer verkannt wird. Ihnen allen, auch den sogenannten demokratischen Republiken, ist unser heutiges Gebaren mit der landesüblichen Selbstschändung, dem nationalen und moralischen „großen Ausverkauf" in tiefster Seele zuwider, zum Ekel. Wer Ohren hat zu hören, kennt das Lied, in die breiten Massen dringt es nicht, dafür wird gesorgt. Keine bessere Bestätigung ihrer während des Krieges ausgestreuten Lügen über uns können sich die Giftköche der Entente wünschen, als die Zustände und die Gemütsverfassung, die jetzt, nach der Revolution und nach dem Kriege, bei uns die normalen sind. Ein in Rotterdam lebender Deutscher berichtet über seine Gespräche mit zwei hohen feindlichen Beamten. Der eine, Franzose, sagte ihm: „Noch nie hat sich Deutschland in den Augen der Welt so erniedrigt, wie in den letzten Monaten." — Der andere, Engländer: „Ich kenne das deutsche Volk; aber ich hätte nie geglaubt, daß es auf eine so niedrige Stufe sinken, daß es sich je so gemein zeigen würde wie jetzt." So aber wird nicht nur von Feindesseite über uns geurteilt, die Neutralen denken nicht anders, nur legen sie sich mehr Zurückhaltung auf und mischen ihren Urteilen einen Ton des Bedauerns, des Mitleides bei. Man wähne nicht, daß aus den feindlichen Stimmen nur der Haß und das berechnete Interesse sprechen. Nein, es ist ihre ehrliche Überzeugung, und wir brauchen sie um so weniger in Zweifel zu ziehen, als wir ihnen im Grunde ja selbst recht geben müssen. Im Kriege waren wir ein verhaßtes, jetzt sind wir ein verachtetes Volk.

Wohl uns, in allem Unheil und aller Erniedrigung, wenn wir das noch mit brennender Scham erkennen und empfinden. Wo Scham, da ist noch Rettung und Aufstieg, wo auch die Scham verloren ist, da ist alles verloren.





Die intellektuellen Zuhälter

In die feine Gesellschaft derer, die die menschliche Gerechtigkeit im Münchener Geiselmordprozeß nicht erreichte, leuchtet die „Tägl. Rundschau" hinein. Wahrlich Leute, die allen Anspruch haben, gründlich bei Lichte besehen zu werden! „Zu ihnen gehören die Begünstiger der Revolutionsseuche und des Bluthasses gegen die bürgerliche Gesellschaft, die Literaten und Literätchen, die jeden revolutionären Mörder als Idealisten feiern und ihm den Tagesruhm eines Freiheitsmärtyrers besorgen, alle die geistigen Nährväter jener Bestialität, die sich im Keller und Hofe des Münchener Luitpold-Gymnasiums so schrecklich offenbarte. Mit dem Gesindel, das an den wehrlosen und schuldlosen Geiseln nicht nur Mord, sondern schon vorher jede erdenkliche Quälerei und Beschimpfung verübte, das sich sogar an einem toten Frauenkörper vergriff, kann kein halbwegs gesund fühlender und denkender Mensch Mitleid haben; aber in gewissem Sinne sind diese rohen und unwissenden Menschen, diese Existenzen aus der Tiefe, doch Opfer jener feinen Herren, die Revolution nur aus respektvoller Ferne mit der Feder oder mit Geldunterstützung treiben, aber die eigentliche sittliche Verantwortung für solche Untaten tragen, weil sie alle religiösen, sittlichen und menschlichen Begriffe ihrer Theorie oder ihres persönlichen Ehrgeizes willen in Grund und Boden ruinieren. Die Hauptschuldigen der Münchener Greueltaten sind, wie das Urteil für alle Zeiten in seiner Begründung feststellt, die russischen Juden Levien und Levinó-Nissen. Und nun bedenke man doch, daß das Bild des einen dieser Mörder im ‚Berliner Tageblatt' als Zeitgröße prangte und daß, als der andere zum Tode verurteilt wurde, die Berliner Arbeiterschaft einen eintägigen Sympathiestreik veranstaltete. Wegen der Bestrafung eines Mordbuben, der seine Blutgier an unschuldigen, durch Zufall aufgegriffenen Männern und an einer harmlosen Frau in viehischer Weise ausläßt, der den Abschaum der Münchener Vorstädte zum zehnfachen Morde anstiftet, dekretiert die Berliner Arbeiterschaft einen Generalstreik! Gibt es ein beschämenderes Dokument nicht nur politischer, sondern auch sittlicher Unreife? Und während des Prozesses, während die Zeugenaussagen über die Einzelheiten der Tragödie das Blut erstarren machen, wird in Berlin für Mühsam und Toller geworben, eine Matinee veranstaltet, halten Herr Toller und Herr Axelrod im Münchener Gefängnis förmlich Cercle, empfangen Damenbesuche, halten Reden, geben Erlasse an ihre Verehrer im Reiche, fährt Herr Toller als Sträfling im Auto zu seinem Zahnarzt, während seine nichtgebildeten ‚Getreuen', die nur Volk sind, an die Gefängnismauer desselben Stadelheim geführt werden, um erschossen zu werden. Freiheit und Gleichheit in der Revolutionspraxis.

Man soll es nie verwischen und verwirren lassen, die Untermenschen, die im Münchener Luitpold-Gymnasium sich ihren Verbrecherinstinkten gemäß auslebten, und die Übermenschen, die uns von höherem Menschentum deklamieren und den Münchener Zuhältern unterm Tisch verstohlen die Hand drücken, gehören zu der selben verwüstenden, verderbenden und verdorbenen Menschensorte. Sie sind sich ihrer Ver-

wandtschaft auch bewußt und haben während der ganzen vierzehn Verhandlungstage nicht einmal sich zu einer Äußerung des Abscheus, zum Beispiel über die körperliche Verwüstung der noch lebenden, die Schändung der gemordeten, völlig unschuldigen Gräfin Hella v. Westarp aufgerafft; sie haben nur ihre Schützlinge mit dem ‚Kapitalismus‘, dem Terror der Weißen Garde und ähnlichen Phrasen zu verteidigen und die Blutopfer ihrer Genossen noch nach dem Tode als beteiligt an einer Stempelfälschung anzuklagen versucht. Auch diese Lüge hat das Münchener Volksgericht als elende Verleumdung glatt erwiesen; die Mitglieder der Gesellschaft Thule sind völlig unschuldig, als Vertreter des deutschen Bürgertums und wahrscheinlich als Antisemiten vom Hasse der Levien besonders verfolgt, hingemordet worden — hingemordet vom Münchener Gesindel und seinen Begünstigern, der Presse der Unabhängigen und Kommunisten und den Revolutionsliteraten, die ‚Ethik‘ predigen und Hand in Hand mit Mordbuben Greueltaten vorbereiten, inspirieren, anstiften, dann verteidigen und verherrlichen. Ihr Platz wäre, wenn es nach Gerechtigkeit ginge, neben dem Mörder Seibl an der Gefängnismauer zu Stadelheim.“

*

Was im „Vorwärts“ nicht gesagt werden darf

Ein Sozialdemokrat, der frühere Vorsitzende des Deutschen Buchbinderverbandes, Emil Kloth, sieht sich genötigt, seine Zuflucht zur — „Deutschen Tageszeitung“ zu nehmen, weil die sozialdemokratische Parteipresse, allen voran der „Vorwärts“, eine offene und ehrliche Aussprache über gewisse Fragen grundsätzlich ausschließt. Genosse Kloth schreibt u. a.:

Die Herausgabe von Ludendorffs Erinnerungen in dänischer Sprache benutzt der „Vorwärts“, um Ludendorff als einen geldgierigen Geschäftshuber hinzustellen. Wie prächtig wirkt das nicht bloß auf die urteilslosen Leute im Inlande, sondern auch auf die gescheiten im Auslande! „Seht,“ so wird man dort sagen, „das sind die Führer des deutschen Volkes, denen dieses und mit ihm die sozialdemokratischen Abgeordneten vier Jahre hindurch willig Gefolgschaft geleistet haben; welch ein verkommenes und daher mit Recht hart bestraftes Volk, welch traurige, dummköpfige Volksvertreter! Der „Vorwärts“ freilich wird sich dieser Taktlosigkeit, dieser üblen politischen Fernwirkung nicht bewußt, die sein Mitarbeiter Michael Kohlhaas begangen hat. Wer ist Michael Kohlhaas? Je nun, das ist auch wieder einmal so eine Verkleidung, in der sich unsere Fremdstämmigen neuerdings zu vermummen belieben. Früher nannten sie sich zartsinnig Veilchenfeld, Blumenthal, Silberstein, Bernstein, Herzfeld oder tönend Löwensohn, jetzt aber schmücken sie sich mit altdeutschen Namen — Kohlhaas, Fischart usw. Je undeutscher ihre Art, ihr ganzes Gebaren, je altdeutscher werden ihre beigelegten Namen.

Nebenbei eine kitzliche Frage: Kann Michael Kohlhaas keine Auskunft darüber geben, was Ede Bernstein, der gerissene literarische Geschäftsmann, für seine während des Krieges in ausländischen Blättern erschienenen landesverderblichen deutschfeindlichen Aufsätze erhalten hat, in denen er bereits 1917 für eine Wiederherstellung Frankreichs und Belgiens auf deutsche Kosten eintrat? Solche Aufsätze waren natürlich Honig für die Entente, sie ließ sie in alle möglichen Sprachen übersetzen, und Geld spielte dabei gar keine Rolle. Um Antwort wird gebeten.

Ein anderes Bild: Der Kriegsberichterstatter Scheuermann wurde bekanntlich während der Versailler Friedensverhandlungen verhaftet, weil er angeblich während des Krieges in Frankreich geplündert haben sollte. Man weiß ja, mit welcher Leichtfertigkeit die Franzosen derartige Anschuldigungen gegen die „Boches“ erheben, und daß man daher sehr vorsichtig zu sein hat. Nicht so ein Herr Siegfried Jakobsohn, der sich zuerst dadurch einen Namen gemacht hat, daß er wegen eines ungewöhnlich dreisten literarischen Diebstahls aus der Berliner Presse hinausgeworfen wurde. Seit einiger Zeit gibt er eine Zeitschrift: „Weltbühne“, heraus,

in der Deutschland und alles, was deutsch ist, nach Strich und Faden heruntergerissen wird. In dieser Weise zog er auch in seiner „Weltbühne“ gegen den deutschen Kriegsberichterstatter Scheuermann vom Leder, der ihm dafür eine Tracht Prügel verabreichte. Was geht das alles nun eigentlich die Leser des „Vorwärts“ an, da meines Wissens Herr Jakobsohn kein Mitglied der sozialdemokratischen Partei ist, sondern diese vielmehr zur höheren Ehre der „Unabhängigen“ von Zeit zu Zeit durch Herrn Ströbel und andere gründlich vermöbeln läßt. Anders denkt aber die Redaktion des „Vorwärts“. Sie nannte in ihrer feinen Art Herrn Scheuermann einen Schmock und weinte blutige Tränen ob des Herrn Jakobsohn widerfahrenen Unrechts. Nun bin auch ich kein grundsätzlicher Anhänger der Prügelpädagogik, aber — Gott, der gerechte verzeihe mir die Sünde — unwillkürlich fiel mir das Zeugnis jenes wackeren Arztes ein, das er nach meinem Landsmann Fritz Reuter dem Herrn „Notorjus“ Slusohr ausstellte, als dieser vom Inspektor Zacharias Bräsig auf dem Verbrüderungsfest des Rahnstädter Reformvereins eine wohlverdiente Tracht Prügel erhalten hatte: „Pflichtschuldigst bezeuge ich hiermit, daß der Herr Notarius Schlusohr recht gehörige raisonnable Prügel erhalten hat, wie es an den Sugillationen auf dem Rücken desselben deutlich zu ersehen. Sie haben ihm aber nicht geschadet.“

*

... dann trink und lach'!

Herr Erzberger, der Reichsminister und, wie auch sein begeisterter Lobredner Herr von Gerlach feststellt: „die Seele“ der gegenwärtigen Regierung, also der leitende Staatsmann Deutschlands, hat sich im Goldenen Buch der Stadt Weimar mit der Eintragung verewigt: „Erst mach' dein Sach', dann trink und lach'!“ „Kann es“, bemerkt die von Ewald Beckmann herausgegebene Wochenschrift „Deutsche Aufgaben“ (Königsberg, Pr.), „ein deutlicheres Zeugnis der Leichtfertigkeit geben, mit welcher heute die Politik eines großen Volks geleitet wird? Ein Führer des deutschen Volks, das einen Kant, den Künder strengsten immanenten Pflichtgefühls als des kategorischen Imperativs, hervorgebracht hat, bekennt sich in schicksalsschwerer Stunde zu der saufbrüderlichen Maxime: ‚Erst mach' dein Sach', — dann trink und lach''. Fürwahr, man könnte meinen, das Goldene Buch in der Stadt Goethes und der Nationalversammlung sei das Gästebuch einer fidelen Exkneipe. Und dazu ist's noch ein Vertreter der allerchristlichsten Partei, der solche Sentenz dem deutschen Volk ins Antlitz speit!

So also wird heute Politik gemacht! — ‚Sein Sach'' freilich hat Erzberger dabei zu machen verstanden. Keine kleine Sache ist's, es zum Hans-Dampf-Politiker mit den vielen frischmelkenden Aufsichtsratsstellungen gebracht zu haben! Und dann: ‚dann trink und lach''. Er hat gut lachen. Und am Trunk wird es ihm auch nicht fehlen; denn kein anderer weiß so gut wie er, wo Bartel den Most holt. Das deutsche Volk aber, das die Zeche zu bezahlen hat, wird bitter, bitter weinen.

Ist es ein Wunder, wenn jedes Ding, das mit solchen Grundsätzen angefaßt wird, verschludert wird? Niemand vermag solche aufgeblähte, bedenkenlos handelnde Selbstsicherheit aufzubringen, wie der blutige Laie, der das schwierige Problem gar nicht sieht, geschweige denn begreift; und der deshalb auch damit ‚leicht fertig' ist, was dem erfahrenen Fachmann schwere Sorgen und Zweifel verursacht. Ein solcher Dilettant, der das Problem gar nicht übersieht, gilt heutzutage für ‚unbefangen'. Und davon kommt jene Politik der Hurtigkeit und Leichtfertigkeit zustande, die das Wirken Erzbergers als Diplomat kennzeichnet. Was immer er anfaßte, kam rasch zu Ende. Im Nu war die deutsche Flotte ausgeliefert, die Milliarden der Kriegskontribution fluschten nur so unter seiner unterschriftbereiten Feder; auf flüchtige Redensarten der Feinde hin wurden leichtgläubig Hunderttausende armer Gefangener ihrer Gnade überlassen. Mit vorschnellen Redensarten ward später die Valuta zu rasendem Sturz gebracht usw... Und was tut der Verantwortliche ob all dieser Unverantwortlichkeiten? Er ‚trinkt und lacht'!“

Deutsche und Hunde ausgeschlossen

„Zimmer zu vermieten. Deutsche und Hunde ausgeschlossen.“ Diese Anzeige liest man täglich in den Zeitungen der Vereinigten Staaten. Liest man, noch jetzt, wie Alfons M. Ruese an die „Vossische Zeitung“ aus Neuyork berichtet. Das genügt wohl als Gradmesser der Wertschätzung, die man uns dort entgegenbringt. Und die Deutschen? — „Es vergeht kaum ein Tag, an dem die amerikanische Presse nicht ein Interview mit einem deutschen Staatsmann, Politiker oder General veröffentlicht, der im Interesse des deutschen Volkes an den Gerechtigkeitssinn und die Großmut der Amerikaner appelliert. Dabei werden gelegentlich die Grenzen des guten Geschmacks überschritten, zumal wenn, wie dies von einigen der deutschen Wortführer geschehen ist, auch noch der Versuch gemacht wird, den Gegner durch ein Schuldbekenntnis zu versöhnen.

Es gibt in Deutschland zweifellos eine Gruppe von einflußreichen Leuten, die an die Möglichkeit einer, wenn auch nicht politischen, so doch wenigstens geistigen und wirtschaftlichen Entente cordiale zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten glauben und die für eine bedingungslose Annäherung an Amerika eintreten. Wenn die amerikanischen Zeitungen recht berichtet haben, so hat kürzlich auch Graf Bernstorff den Standpunkt vertreten, daß der Wunsch nach einer restlosen Verständigung mit der Union die zukünftige deutsche Politik bestimmen müsse. Man scheint sich dabei keinerlei Gedanken darüber zu machen, daß eine derartige restlose Verständigung nur durch das Aufgeben der politischen und wirtschaftlichen, vielleicht sogar der geistigen Selbständigkeit Deutschlands erkauft werden kann. In gewissen Kreisen der deutschen Industrie und des Handels würde man es offenbar sogar nicht ungern sehen, wenn die Vereinigten Staaten so eine Art wirtschaftliches Protektorat über Deutschland annähmen. Wenn man den amerikanischen Zeitungsmeldungen glauben darf, werden dem amerikanischen Großkapital täglich die stolzesten deutschen Industriewerke und die wichtigsten deutschen Erfindungen sozusagen auf dem Präsentierteller angeboten. ‚Deutsche Dampferlinien unter amerikanischer Flagge‘, ‚Krupp-Fabrik in München an amerikanisches Syndikat verkauft‘, ‚Zeppelin-Werft sucht amerikanische Käufer‘ — das sind so einige der Meldungen, die uns in den letzten Tagen aufgetischt wurden. Daneben scheint es in Deutschland offenbar auch noch Leute, besonders Künstler, zu geben, die kaum den Augenblick abwarten können, in welchem es ihnen wieder vergönnt sein wird, um die Gunst der Neuyorker Plutokratie zu buhlen.

Es ist anzunehmen, daß diese Dinge von den amerikanischen Korrespondenten mehr oder weniger tendenziös dargestellt werden. Ganz entbehren sie aber doch wohl nicht der tatsächlichen Unterlage, wie das die spärlichen reichsdeutschen Zeitungen bestätigen, die man zuweilen in die Hand bekommt. Man ist also immerhin in der Lage, einige naheliegende Schlüsse auf die in Deutschland vorherrschenden Stimmungen zu ziehen. Allerdings kann Deutschland in absehbarer Zeit nur dann wieder auf die Beine kommen, wenn Amerika ihm nicht nur Nahrungsmittel und Rohstoffe verkauft, sondern vor allem auch Kredit gewährt. Die Verständigung kann aber niemals durch würdelose Liebedienerei herbeigeführt werden. Darin haben sich nun allerdings die Deutschen von jeher dem Ausland, besonders den Vereinigten Staaten gegenüber, Erkleckliches geleistet, aber man stellt doch nur mit Verwunderung die Tatsache fest, daß man in dieser Beziehung im lieben deutschen Vaterland auch während des Krieges offenbar nichts gelernt und nichts vergessen hat.“

*

München — eine Lehre

Und zwar eine Lehre, wie sie eindringlicher nicht gedacht werden kann. Es ist gut, daß in der Presse ausführlich über den Münchener Geiselmord-Prozeß berichtet wor-

den ist, nachdem die amtlichen Stellen in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit die kommunistischen Schandtaten bei den verschiedenen Putschen systematisch vertuscht haben, ja in ihren Angstgefühlen gar so weit gingen, die von Anfang an offenkundige Meucheltat an dem Inspektor Blau, der in eine Decke gewickelt und mit Stricken umwunden aus der Spree geholt wurde, als einen — Selbstmord (!) hinzustellen.

Durch die kommunistischen Umtriebe sind allerorts Geister an die Oberfläche gekommen, die man früher sorgfältig hinter schwedischen Gardinen zu verwahren pflegte. Selbst in unserer gegen blutrünstige Schilderungen bereits abgestumpften Zeit wirkt das Bild, das der Münchener Prozeß entrollt hat, so besonders schauerlich, weil die Bestialitäten im Luitpold-Gymnasium in völliger Affektlosigkeit verübt worden sind. Die Leidenschaft, die bei jeder noch so abstoßenden Schreckenstat der französischen Revolution den Antrieb bildet, fehlt hier gänzlich. Es mutet beinahe wie eine Verhöhnung an, wenn einer der Verteidiger die Münchener Tat als „eine hysterische Entladung einer verhetzten, nach Genesung ringenden Volksseele“ umzudeuten versucht. Volksseele!! Selbst der ganz radikal gerichtete Arbeiter wird wohl die Gemeinschaft mit jenem ausgesprochenen Verbrechergesindel, das die Münchener Anklagebank zierte, dankend ablehnen. Aber selbst dieses Lumpenpack war ja nur ein Werkzeug in der Hand des ausländischen fremdrassigen Dreigestirns Levien, Leviné-Nissen und Axelrod. Sie sind, darüber läßt die Verhandlung kaum einen Zweifel, die intellektuellen Urheber der Morde. Den anderen kam es drauf an, die „Feinsten“ herauszufischen, die drei Satansgestalten aber hatten es vornehmlich abgesehen auf die Mitglieder der Thule-Gesellschaft, die ihnen als antisemitische Vereinigung verdächtig und gefährlich erschien.

Der Münchener Prozeß wird vielleicht den doch weiteren Kreisen der Arbeiterschaft eine heilsame Lehre sein. In Berlin, Düsseldorf, Hamburg, Chemnitz hätte es leicht ebenso kommen können. Ein jeder siegreicher Putsch bringt nicht den richtiggehenden Arbeiter an die Spitze, sondern, wie das Münchener Beispiel schlagend erweist, das berufsmäßige Verbrechertum und lichtscheue Lumpengesindel, unter dessen Herrschaft der anständige Arbeiter nicht viel weniger zu büßen hat, als der verhaßte „Bourgeois“.

*

Ist mit dem Sturz der Bolschewisten zu rechnen?

Diese ungemein wichtige Frage hat auf Veranlassung einer schwedischen Weltfirma deren russischer Vertreter auf Grund nüchternen Tatsachenmaterials untersucht. Danach ist mit einem gutwilligen Rücktritt der Bolschewiki von ihrer Machtstellung nicht zu rechnen. Ihr Sturz kann nur bewirkt werden durch eine Meuterei in der roten Armee oder durch Streiks hinter der Front. Das erste ist unwahrscheinlich, das zweite bietet größere Aussichten, wenn man berücksichtigt, daß die wirklichen Kommunisten nicht mehr als 10 v. H. der Bevölkerung ausmachen, während die übrigen 90 % nur durch die Schreckensherrschaft im Zaume gehalten werden.

Die Hoffnungen auf die „weißen Armeen“ sind übertrieben, zumal die Hilfe der Finnländer für einen Angriff auf Petersburg nicht in Betracht kommt. Bei der jetzigen militärischen Lage ist der Sturz der Bolschewikimacht im gegenwärtigen Jahre schwerlich noch zu erwarten, doch ist es sicher, daß bei einem Anmarsch ein großer Teil der unterdrückten Bevölkerung selbst sich an der Ausrottung der bolschewistischen Herrschaft beteiligen wird. Allzufern ist jedenfalls der Zeitpunkt nicht mehr, der Rußland die Erlösung vom bolschewistischen Joche bringen wird.

*

Die verschüttete sozialistische Idee

Auf die einfachste Formel gebracht, ist die sozialistische Idee die Forderung nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel zugunsten der Allgemeinheit. Wohlgemerkt,

unterstreicht Gustav L. Schiefler in der Zeitschrift der „Literarischen Gesellschaft“ zu Hamburg: der Allgemeinheit, nicht: der Arbeiterklasse. „Um der Idee zur Herrschaft zu helfen, predigten die Führer den Klassenkampf. Ursprünglich ein Mittel, wurde er, durch Haßinstinkte genährt, zum Selbstzweck. Und ist es, wie wir heute sehen, geblieben. Natürlich nicht den Führern. Wohl aber den Massen, und dafür, daß dies so ist, müssen freilich jene die Verantwortung tragen, weil sie die Geister, die sie gerufen, nun nicht zu bannen vermochten. Die Folge war, daß der sozialistische Gedanke in der Revolution zerbrach; daß die Revolution, die etwas Geistiges hätte werden müssen, zu einem materialistischen Lohnkampfe entwürdigt wurde. Die Massen, in deren Gewalt die Bewegung mehr und mehr geriet, nutzten sie als Gelegenheit, Profit zu machen, ihre Interessen an die Stelle derjenigen der Unternehmer zu setzen. Sie waren der Gier des von ihnen verurteilten Kapitalismus verfallen.

Haben die Führer ernstlich versucht, diesem Prozeß Einhalt zu tun? Allzu lange gaben sie den Instinkten beutelustiger Lohnarbeiter nach. Wenn sie grundsätzlich die Akkordarbeit verpönten und — um ein vielleicht geringfügig erscheinendes, aber drastisches Beispiel anzuführen — den Dienstboten zur Pflicht machten, auf jeden freien Sonntagnachmittag zu bestehen und — wo einmal bei besonderem Anlaß ihre Tätigkeit vonnöten sei — sie sich extra bezahlen zu lassen, so bedeutete das die Züchtung einer Tagelöhnergesinnung, die nicht auf den Zweck der Arbeit und ihren ethischen Wert hielt, sondern nur auf den Gewinn, also auf kapitalistische Tendenzen abzielt. Die verantwortungslosen Streiks sind die Frucht dieser Gesinnung. Was geht es die Kohlen- und die Verkehrsarbeiter an, ob Tausende von Existenzen zugrunde gehen: wenn sie nur ihre Forderungen durchsetzen. Wo bleibt bei alledem die sozialistische Idee, die allein den Umsturz hätte tragen können, die Idee, daß jeder als Bruder des andern für die Allgemeinheit zu wirken verpflichtet ist? Sie ist verschüttet. Hoffnungslos verschüttet.“

Woher?

Als Buße für den in Berlin ermordeten französischen Sergeanten Mannheim (!) hat die Reichsregierung wirklich den verlangten ungeheuerlichen Betrag von 1 Million Mark in Gold = 3 Millionen Mark Papier bezahlt, da ihr, wie sie durch ihre Presse mitteilen ließ, „von privater Seite“ dieser Betrag „zur Verfügung gestellt wurde, um den Streitpunkt aus der Welt zu schaffen“.

In der gegenwärtigen Zeit der Kriegs- und Revolutionsgewinnler ist die Uneigennützigkeit eine seltene Tugend geworden und die selbstlose Freigebigkeit ausgestorben. So drängt sich die Frage auf, welche „private Seite“ den hohen Betrag von 3 Millionen Mark hergegeben und welche Gegenleistung sie in irgend einer Form dafür erhalten oder zu erhoffen hat? **U. A. w. g.**

*

Merkwort für Deutsche

Lege Hypotheken auf rheinischen Grundbesitz! Nimm Aktien von rheinischen Unternehmungen! Sauge dich mit aller Kraft deines Vermögens an der rheinischen Industrie fest; auf daß sie in der Stunde der Entscheidung also von dir umklammert ist, daß fremde Polypen sie nicht auf ihre Seite zu zerren vermögen.

Tue es und tue es bald.

Fremde Hände strecken sich nach heiligem deutschem Boden. Schon gehen durch Erwerbung von Häusern, großen Hotels, durch Aufkäufe von Aktien Millionenwerte in französischen Besitz über. Und die Besitzenden werden in der Stunde der Entscheidung über das Schicksal des Landes ihre Stimmen abgeben.

Nicht als Feinde, als Freunde kommen sie, erhandeln Schritt um Schritt heiligen deutschen Boden.

Komme ihnen zuvor! Hilf festhalten! Tue es und tue es bald!

Du selbst hast größeren Nutzen und größere Ehre davon, als wenn du dein auf deutschem Boden Gewonnenes ins Ausland schmachvoll verschacherst!

Aufsehen erregen!

In einer rheinischen Zeitung steht folgendes Angebot:

„Zahmer Fuchs. Geeignet als Aufsehen erregender Begleiter."

O Tierfreund, wo bist du mit deiner unschuldigen Liebhaberei, dir ein Tier zu deinem Vergnügen zu halten? Wo bist auch du, vornehme Dame, zu deren stilvoller Erscheinung die begleitende Arabeske eines schönlinigen Windspiels oder Schäferhundes gehörte?

Überboten, veraltet.

Wer wird sich aus Liebe oder aus Schönheitsgefühl ein Tier halten? Ein Tier, das frißt und keine Prozente abwirft.

Aber Aufsehen erregen.

O, das ist etwas anderes.

Dafür gibt man auch etwas aus.

Das ist großartig, das ist nobel — und so geistreich! Civis.

Rosegger und die Tschechen

Sie können es nicht verwinden, daß er ihnen so oft frank und frei die Wahrheit gesagt hat; so setzen sie denn die Hetze gegen ihn bis übers Grab hinaus fort. — Krummau im Böhmerwaldgau hat seit Jahren seine „Roseggergasse"; das muß nun — unter der sozialdemokratischen Regierung Tusar — anders werden. Die Bezirkshauptmannschaft Krummau hat die Stadtgemeinde beauftragt, daß die Straßentafeln mit der Bezeichnung „Roseggerstraße" bis zum 1. September zu entfernen sind. Im Falle der Weigerung würde es durch die Staatsgewalt auf Kosten der Stadtgemeinde geschehen. Das ist die kulturelle Freiheit, die die Tschechen den Deutschen gewähren wollen! K. F. L.

„Der Wendekreis"

Im Juniheft der „Deutschen Schule" findet sich das Programm einer Vereinigung von Schulmännern, die sich in Hamburg gebildet hat und „Der Wendekreis" heißt. Das Programm lautet folgendermaßen: „Die neue Schule lehnt jedes Nützlichkeitsprinzip ab. Unbekümmert um Staat und Familie will sie die inneren Kräfte der Kinder sich gänzlich frei, ohne Zwang und Beeinflussung ausdrücken lassen und dabei die Gestaltung des Unterrichts, die Erarbeitung des Stundenplans, soweit überhaupt einer zustande kommt, und auch die Stoffauswahl in die Hand der Kinder legen. Die Kinder dürfen auch nicht gezwungen werden, irgend einen beliebigen Lehrer anzunehmen. Nur wenn sie sich durch ihre Körpergefühle zu ihm hingezogen fühlen, kommt eine gedeihliche Gemeinschaft zustande. Desgleichen müssen die Kinder auf Grund eben dieses Körpergefühls auch ihre Gemeinschaft selbst wählen. Berufsmäßig ausgebildete Lehrer sind nicht erforderlich. Es gibt keinen Beruf, der so wenig Ausbildung und Vorbildung erfordert wie der Lehrerberuf. Jede Prüfung wird abgelehnt. Das Grundlegende in der neuen Schulgemeinde ist der Eros. Die sexualen Triebe sind die ursprüngliche, allein vorwärtsbewegende Kraft in der Erziehung. Grundlegendes Prinzip ist die Knabenliebe. In ihr liegt die Wurzel alles staatlichen Lebens und alles männlichen Schaffens. Ihre Freigabe ist nicht nur eine Forderung der Volksgesundheit, sondern ihre Berechtigung und öffentliche Anerkennung ist auch als Grundlage neuer Erziehungsmöglichkeiten zu fordern." — Es steht heutzutage bekanntlich jedermann frei, in der Theorie zu verfechten, was er will. Man kann also wohl nicht gut verlangen, daß man diese Herren als ungeeignet aus ihrem Amt entläßt. Aber vielleicht kommt man ihnen auf andere Weise bei: durch eine — Unmündigkeitserklärung. K.

Uzi und Kozi

In dieser an „Sozi" anklingenden sinnreichen Abkürzung nennt die sozialdemokratische „Magdeb. Volksstimme" die feindlichen Brüder im radikalen Lager, nämlich die unabhängigen und die kommunistischen Sozialdemokraten, mit der Begründung, daß diese abgekürzte unterschiedliche Bezeichnung in Parteikreisen schon gang und gäbe sei.

Zeitgemäßes Elend

In der „Frankf. Ztg." stand kürzlich folgendes Inserat:

„Mutter! Kehre zu uns zurück, wir wissen, daß du uns liebst, und lasse uns nicht verkommen. Vater verzeiht dir.

Deine sechs betrübten Kinder!"

Welch abgrundtiefes Elend tut sich uns auf! Sechs Kinder schreien nach einer pflichtvergessenen Mutter. Ein Gatte ist bereit, alles zu verzeihen, um nur den Kindern die Mutter wieder zu geben.

Es ist eine Neuerung in dem glänzenden Fortschritt unseres sittlichen Lebens, daß Kinder auf dem Wege des Inserats ihre Mutter suchen müssen. Was werden wir noch alles erleben! Civis.

*

Ananas und Eicheln

Von dem Aufklärungsfilm „Anders wie die andern" des Magnus Hirschfeld, der gegenwärtig in allen deutschen Städten vorgeführt wird und das Treiben der Homosexuellen weitesten Volkskreisen, die davon noch unberührt blieben, veranschaulicht, rühmte ein großer Filmspekulant, es sei dieser Film innerhalb weniger Wochen Millionen bekannt geworden, während die Schriften Friedrich Lienhards in Jahren nur von wenigen Tausenden gekauft worden seien. Ein aufrechter Deutscher äußerte daraufhin, niemand könnte in Abrede stellen, daß jährlich Millionen Eicheln mehr verzehrt werden als Ananas, aber wer verzehrt sie?

*

Politische Splitter

Die unerträglichste Eigenschaft des Deutschen ist seine Gerechtigkeit.

*

Das Vaterunser der Deutschen müßte die Bitte einschließen: Unsere Portion gesunden Menschenverstand gib uns heute!

*

Wenn der Deutsche so wird, wie ihn die moralische Entente haben möchte, keinen eignen Vorteil sucht, nur die Wahrheit spricht, die andre Backe eilfertig hinhält, Deutschland, Deutschland unter alles singt, so wird er ein so naturwidriges Objekt sein, daß er mit Recht aus dem Weltall ausgestoßen wird.

*

Im Jahr 1870 hat der deutsche Schulmeister (singularis) den Krieg gewonnen, im Jahr 1914 haben die deutschen Schulmeister (pluralis) den Krieg verloren.

*

Der Hauptunterschied zwischen dem Deutschen und dem Engländer ist der, daß der Deutsche sich der Welt und seiner Umgebung anpaßt — während der Engländer die Welt und seine Umgebung sich anpaßt. Die Resultate sind infolgedessen verschieden.

*

Wenn zweie das gleiche tun, sagt der Lateiner, so ist es nicht das gleiche. Dies erstreckt sich auch auf Nationalhymnen. Wenn der Engländer harmlos „Rule, Britannia" singt, so ist es schlechter Geschmack, mit „Deutschland über alles" darauf zu antworten.

*

Macaulay lenkt unsere Aufmerksamkeit auf das Motto einer großen, britischen Familie: „Du sollst mangeln, ehe ich mangle". Jemand hat geglaubt, davon ableiten zu müssen, daß Waschweiber unter sich sehr höflich sind in England — es war jedoch nicht so gemeint.

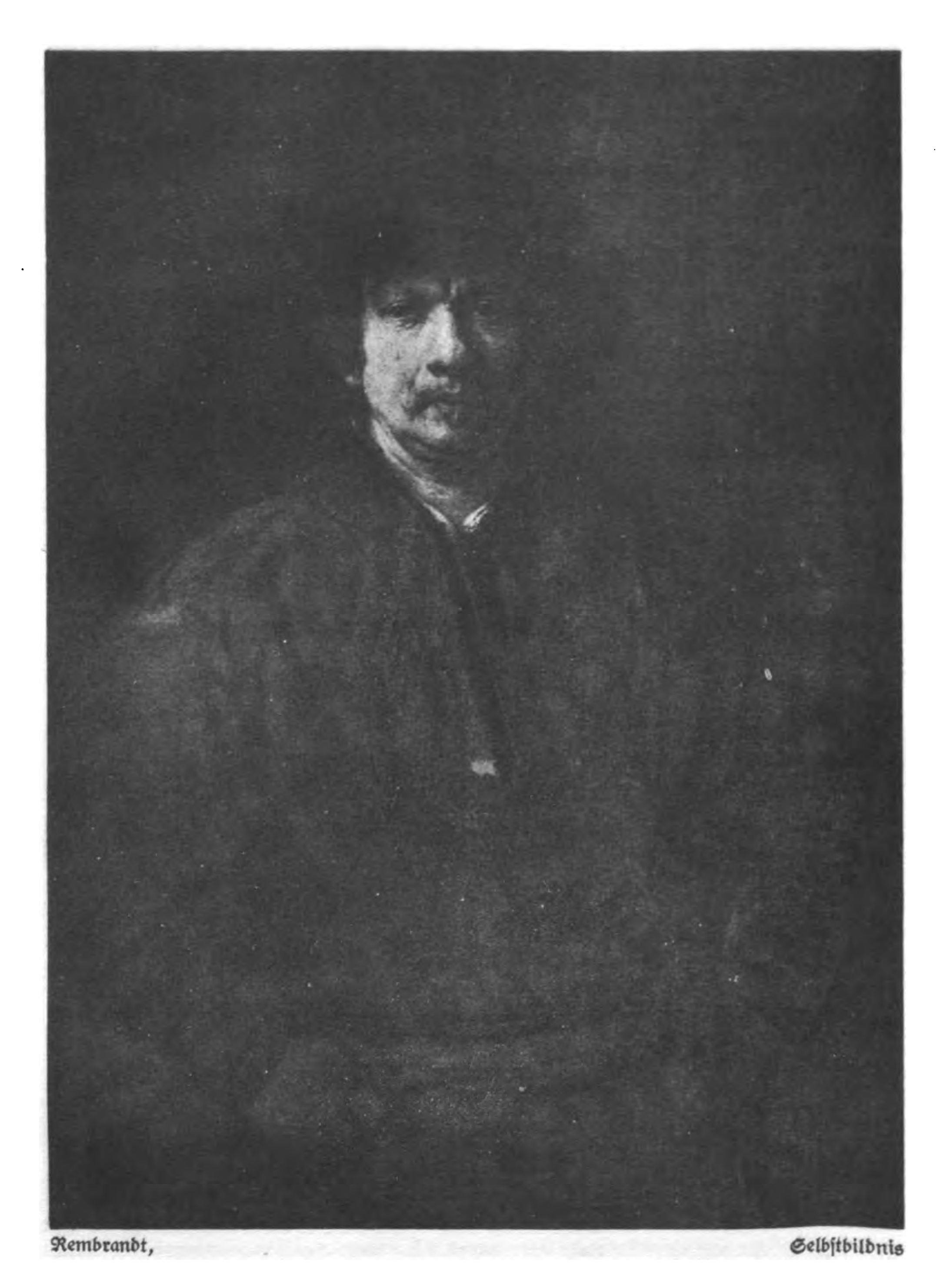
*

Der „Haßgesang" der Deutschen war eine vorübergehende geistige Verirrung, hervorgegangen aus dem Wunsch: Mitzuhassen, nicht mitzulieben bin ich da! In besonnenen Augenblicken kennt der Deutsche nur einen Haß — den gegen den Parteigegner!

*

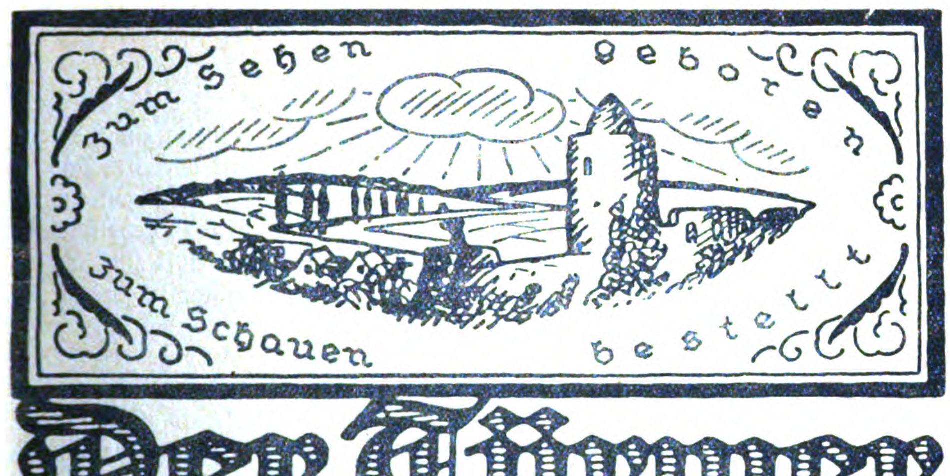
Das Nationallied der Deutschen in der Zeit zwischen 1815 und 1870 war: „Freund, ich bin zufrieden, geh' es wie es will." Breite Schichten des Volks haben noch heute eine Schwäche für diese Melodie. L. M. S.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



Rembrandt, Selbstbildnis

Beilage zum Türmer



Der Türmer
Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. | November 1919 | Heft 2

Friede?

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Die Deutschen, die sich zum Frieden um jeden Preis bereit fanden, haben sich dabei über alle Bedenken der Vernunft und des Gewissens, der Ehre und Verantwortung vor Kind und Kindeskind durch den sie allein beherrschenden Gedanken hinweggesetzt: daß dann doch wenigstens — Friede sein werde. Auch das war eine Täuschung. Der große Betrug am deutschen Volke war mit der „Befreiung vom Militarismus“, den „14 Punkten“ Wilsons und dem blutigen Hohne des „Völkerbundes“ noch nicht vollendet. Die Hauptnummer des Programms hatten sich die Feinde für den Schluß vorbehalten. Nämlich: erst sich den Wechsel für die Ware ausstellen und alle Sicherheiten geben zu lassen und dann die Ware — bei sich selbst zu hinterlegen. Wäre es noch eine bestimmte, eine nur berechenbare Summe, die wir „quergeschrieben“ hätten, aber es war ja — in jedem Belange — ein Blankowechsel. Den Preis für den Frieden haben wir bezahlt, — das heißt, wir werden ihn so oft und in solcher Höhe bezahlen müssen, wie es den Feinden beliebt, — aber den Frieden — den Frieden haben wir nicht bekommen.

Wir wollen uns über diese Tatsache nicht täuschen, noch täuschen lassen. Es ist vom Standpunkte derer, die das Geschäft für uns vorbereitet und abgeschlossen haben, begreiflich, daß sie es für das unter den obwaltenden Umständen einzig mögliche ausgeben. Denn würde die gegenteilige Überzeugung herrschend, träte dem Volke in seiner ganzen grauenvollen Bedeutung ins Bewußtsein, zu welchem

Schicksal es durch diese sinn- und zwecklose Auslieferung mit geschlossenen Augen und gebundenen Händen verurteilt worden ist, dann würden die dafür Verantwortlichen selbst von diesem lammsgeduldigen Volke in einer Weise zur Rechenschaft gezogen werden, daß sie die Englein im Himmel pfeifen hörten. Das ist richtig: nachdem die Dinge einmal den bekannten wahnsinnigen Lauf genommen hatten, war ein Friede ohne große, ohne schwere Opfer nicht mehr zu haben. Was aber zu haben war, das war ein Friede, der uns immer noch Luft zum Leben ließ, in den uns verbliebenen Grenzen Freiheit und Selbstbestimmungsrecht gewährte, der uns nicht aus der Reihe der Staaten mit politischem und wirtschaftlichem Eigenleben auslöschte, zum Sklavenvolke erniedrigte. Mehr noch: zu Verrätern an uns selbst, zum Judas an Hunderttausenden unserer gepeinigten Gefangenen, an Millionen und Millionen unserer in Fremdherrschaft abgelieferten Brüder, an unseren Führern, die all die Jahre hindurch ihr Bestes, ihr Letztes für uns getan hatten — mehr als wir noch erwarten durften! Und wir konnten einen — Frieden haben.

Den haben wir nicht. Trotz des großen Mundwerks jenes politischen Kriegsgewinnlers, der leicht hasardieren kann, weil er ja nicht seine eigene Person und sein eigenes Vermögen aufs Spiel setzt, nur das deutsche Volk. Mit einer solchen Karte in der Hand kann „man“ nie verlieren, nur gewinnen, und seien es auch nur kleine persönliche Gefälligkeiten vom feindlichen Generalissimus — eine Liebe ist der anderen wert.

Man kann unseren Feinden nicht nachsagen, daß sie es an Offenheit über ihre Absichten gegen uns hätten fehlen lassen, und schließlich ist es noch keine Unaufrichtigkeit, wenn man Selbstverständliches nicht erst feierlich versichert. Daß sie, nachdem wir ihnen — auf die Gnade oder Ungnade der „14 Punkte“ und des „Völkerbundes“ hin — unsere blinde Unterwürfigkeit zu erkennen gegeben hatten, von dieser deutschen Tugend auch Gebrauch machen würden, war eine glatte Selbstverständlichkeit, die eine alte blinde Frau mit dem Krückstock fühlen konnte. Als aber den Feinden über das Maß deutscher Begriffsstutzigkeit, an das sie bis zuletzt noch nicht glauben wollten, endlich, nach vollzogenem bedingungslosem Kotau, eine Ahnung aufgegangen war, ließ sich Herr Clemenceau aus purer Großmut dazu herbei, das deutsche Volk über seinen wirklichen Zustand aufzuklären, und zwar — wahrheitsgemäß — dahin, daß dieser Zustand kein Friede sei, sondern nur die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Wenn, so äußerte er sich über den Wert der „Friedens“bedingungen für Frankreich, der Friede so durchgeführt würde, wie der Krieg, könne Frankreich wohl zufrieden sein. Ob es die Franzosen daran werden fehlen lassen oder schon jetzt daran fehlen lassen? Deutschland soll vollständig entwaffnet werden, wenn aber etwa die Polen in Deutschland einbrächen, würde er, also die Entente, „nicht einen Soldaten“ zum Schutze Deutschlands bewilligen. Ist das — Friede oder ist es — noch nicht deutlich genug? Aber ich stehe nicht an, in allem Ernste zu bekennen, daß dieser, unser bitterster Feind mit seiner unverblümten Erklärung uns einen besseren Dienst erwiesen hat, als jemals Herr Erzberger. Denn Clemenceau hat uns wenigstens die Wahrheit gesagt.

Nein, wir haben mit allen Opfern, mit Opfern, die weit über das hinausgehen, was wir verantworten können, keinen Frieden erworben, haben uns mit den Judas-Silberlingen, dem bißchen Speck und Mehl und den vielen Hoffnungen, nur einen Strick gekauft. „Friede“ im Völkerleben ist kein abstrakter, beliebig aufzufüllender Begriff, sondern ein von den geschichtlichen Tatsachen erhärteter, wir müssen also zu seiner Feststellung auf die geschichtlichen Friedensschlüsse zurückgreifen. Wo und wann aber in der Weltgeschichte ist ein solcher „Friede“ geschlossen worden, den die Welt Friede genannt hätte? Der Dreißigjährige Krieg hatte sich in Deutschland selbst ausgetobt, — es lag bald kein Stein mehr auf dem anderen, die Dörfer waren ausgestorben, oft irrten nur hungernde wildernde Hunde umher, — und doch war der elende Friede zu Münster und Osnabrück ein Friede, eine Auseinandersetzung, keine blinde Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Auch Deutschland wußte, woran es war. Daß wir uns aber nicht einmal in diesen Zustand gerettet haben, nicht wissen, wo Deutschland anfängt und wo es aufhört, nicht ein Gesetz, nicht eine Einrichtung schaffen können, die der Feind nicht morgen mit einer lässigen Handbewegung über den Haufen werfen könnte, — das ist das Unsagbare, das Frevelhafte, das Selbstverschuldete, das sich noch bitterer rächen wird, als es sich heute schon rächt und so lange rächen wird, bis wir endlich zur Wahrheit und zur Tat reif geworden sind.

Ist das Friede, daß wir auf unabsehbare Zeit offene Grenzen nach allen vier Himmelsrichtungen behalten, daß jederzeit die Hungerblockade von neuem über uns verhängt werden kann, daß jeder kleinste benachbarte Strauchdieb in unser Haus einbrechen und sich nehmen kann, was er will, wir aber keine andere „Waffe“ dagegen schwingen können, als den ewig gleichgestellten Pendelschlag: „schärfsten Protest“ oder kniefällige Bitte? Die Hühner lachen ja schon über unsere „Proteste“, nicht einmal von ihren Urhebern können sie noch ernst genommen werden. Darf ein Volk von Frieden reden, das sich nicht einmal sein Hausrecht zu wahren gewußt hat, die Voraussetzung und das Grundrecht der Familie und aller menschlichen Gemeinschaftsbildung? Nachdem dieser „Friede“ ratifiziert worden ist, werden wir ihn an seinen Früchten erst richtig erkennen. Unsere neuen Fürsten kommen, die „Überwachungskommissionen“ mit ihren unzähligen Agenten mit und ohne Uniform. Ganz Deutschland wird besetztes Gebiet. Den „Militarismus“ und das „alte Regime“ werden wir in allem Pomp und Prunk wieder bei uns einziehen sehen, nur mit der freundlichen Abwechslung, daß es dann eben nicht die unserem Blute entsprossenen, bodenständigen Herrschaften sind, sondern fremde, die dafür aber auch wirklich unsere Herren sind und nicht so duldsam sein werden, wie die, die unser unbändiger demokratischer Freiheitsstolz unter keinen Umständen länger ertragen konnte. Dieser Stolz — wie heroisch wird er sich vor den Fremden zu beherrschen wissen! Ja, Bauer, das ist auch ganz was anderes, was — Demokratisches!

Es ist eine Lüge, daß wir einen Frieden geschlossen hätten. Ein Friede ist unter allen Umständen ein Vergleich. Es kann ein Zwangsvergleich mit sehr harten, sehr ungerechten Bedingungen sein, aber immer wird er unter Be-

dingungen geschlossen, die auch der überlegene Teil einhalten muß. Der „Friede“, den wir „geschlossen“ haben, ist kein Friede, sondern eine bedingungslose Unterwerfung — de jure et de facto. Denn alles, was als Bedingungen in dem sogenannten Vertrage figuriert und uns noch gewisse Rechte verbürgen könnte, wird durch den Vorbehalt und die Tatsache null und nichtig, daß die Entente („Völkerbund“!) darüber zu befinden hat, in welchem Sinne diese „Bedingungen“ auszulegen sind, ob und inwieweit sie durchgeführt werden sollen. Es ist darum auch eine Lüge, daß wir eine eigene Regierung im Sinne selbständiger Staaten hätten. Die Freiheit, die wir uns durch die Revolution erkämpft haben, ist — bei sehr optimistischer Beurteilung — eine Art Autonomie unter der Souveränität fremder Staaten —, in Wahrheit ist sie nicht einmal das und sind unsere Regierenden im Verhältnis zu jenen nur untergeordnete Funktionäre, Vögte oder Büttel, je nach den Diensten, zu denen sie von ihren Befehlshabern angehalten werden. Dem widerspricht keineswegs, daß sie gegen ihnen Mißliebige im eigenen Volke den Herrn herausbeißen können.

Die Folgerungen für den Wert unserer inneren, verfassungsrechtlichen und gesetzgeberischen „Neuschöpfungen“ ergeben sich von selbst. Die Logik hier ist so einfach wie schlüssig: die Bestimmungen unserer Verfassung haben nur soweit Gültigkeit, als sie den Bestimmungen des „Friedensvertrages“ nicht widersprechen. Was den Bestimmungen des „Friedensvertrages“ widerspricht oder nicht widerspricht, entscheidet einseitig und souverän die Entente („Völkerbund“). Da gehört doch wirklich keine Böswilligkeit dazu, ist es vielmehr nur Reinlichkeitsbedürfnis und Gewissenspflicht, die Frage aufzuwerfen: was bedeutet unter solchen tatsächlichen Voraussetzungen ein — Eid auf „die Verfassung“? Könnte das nicht mittelbar ein Eid auf die Entente sein? Nach der Verfassung soll kein Deutscher seinem ordentlichen Richter entzogen, darf er vor allem nicht einem fremden Gerichtshofe ausgeliefert werden. Unter der selben Verfassung müssen aber Deutsche — und wahrlich nicht die schlechtesten! — ihrem ordentlichen Richter entzogen und an fremde Gerichtshöfe ausgeliefert werden. Wird ein Deutscher in Deutschland überhaupt noch einen Schutz durch die Verfassung genießen, wenn eine der hohen Überwachungskommissionen Wert darauf legt, ihn unschädlich zu machen? Kaum wird der Deutsche noch wagen dürfen, innerhalb seiner vier Wände ein offenes Wort zu sprechen, denn es könnte ja leicht einer der Hausgenossen ein Gesinnungsgenosse jenes „unabhängigen“ Herrn Henke sein, der in der Nationalversammlung offen erklärte, daß er sich mit „Untersuchungen“ gegen die deutsche Reichswehr „befasse“, um Überschreitungen der ihr noch eingeräumten Stärke der Entente zu denunzieren! Ein solcher Mann ist Mitglied einer deutschen „Nationalversammlung“, darf sich als „berufener Vertreter des deutschen Volkes“ mit seiner hundsgemeinen Verräterei noch brüsten, und keine Hand in Deutschland wagt sich dagegen zu erheben! Bei anderen Völkern ist dergleichen auch nicht im Traume denkbar, — bei uns ist es „die Verfassung“, der normale Rechts- und Gemütszustand — der Friede!

Auf Befehl der Entente ist der deutsche Generalstab — eine Welt voll Stolz und Schmerz weckt dieses Wort! — aufgelöst worden, keine Kriegsakademie, keine

militärische Ausbildungsschule darf es fürder — in Deutschland — noch geben! Aber weiter, viel weiter reicht die Macht der Fremdherrschaft, tiefer, viel tiefer in den Staub hat der Deutsche seinen Nacken unter das Joch gebeugt. Nicht einmal mehr private Vereinigungen werden geduldet, wenn sie nach dem souveränen Ermessen der fremden Machthaber „militaristischen“ Zwecken Vorschub leisten könnten. Und das nennen wir „Frieden“ und — erröten nicht?! Es ist in der Weltgeschichte schon vorgekommen, daß kleine Stämme oder Völkerschaften vom Erobervolke unterjocht, zu Sklaven gemacht wurden, aber dann hat man das nicht „Friede“ genannt, sondern einfach Sklaverei, Knechtschaft, und ein großes Volk, mochte es noch so tief gestürzt sein, hat sich einen derartigen Zustand niemals in der Weltgeschichte aufzwingen lassen! —

Das, was ist, was wir — duldend oder handelnd — selbst uns eingebrockt haben, dem Volke rückhaltslos, ja schonungslos zum Bewußtsein bringen, das ist die Vorbedingung für jeden Wiederaufbau, der nicht ein Kartenhaus oder eine neue Trümmer- und Schädelstätte werden soll. Beschönigungen und Abschiebungen der Schuld auf „Schicksals Tücke“ sind keine Mittel, den Willen zur Tat aufzurufen. Sie lähmen den Willen. Das „Revolution machen“ ist, von jedem Standpunkte gesehen, nur kindischer oder verbrecherischer Unfug, wenn die Revolution eine Regierung und eine Volksvertretung zutage fördert, die nichts anderes ist, als eine neue, nur vergröberte und verschlimmerte Auflage der alten. Was wir durch diese Revolution verloren haben, wissen wir alle, was wir durch sie gewonnen, weiß keiner zu sagen, der nicht persönlicher Nutznießer der herrlich auferstandenen alten Parteiwirtschaft und -verblödung ist. Berge mußten kreißen, damit dies altersgraue Mäuslein wiedergeboren würde!

Aufklären. — Dazu gehört zum ersten, sich selbst klar werden. Es sind sich viele über vieles schon klar geworden, auch sehr weit links. Nur über eines wohl nicht oder nicht genügend: daß wir in unserer gegenwärtigen Lage vor allem innere Ruhe und Sammlung brauchen, innere Politik nur soweit, als sie eben für unsere innere Sammlung notwendig ist. Die innere „Politik“, die bei uns getrieben wird, ist aber wesentlich Parteipolitik, — in unserer Lage ein schreiender Widersinn. Auf parteipolitischen Kompromissen läßt sich kein neues Staatsleben aufbauen. Erst müssen wir festen Grund und Boden unter den Füßen haben, bevor wir überhaupt bauen können, sonst bauen wir in den Sumpf oder in die Luft. Der Grund und Boden aber ist das Selbstbestimmungsrecht. Solange wir das nicht wieder errungen haben, läßt sich nichts Eigenständiges und Wurzelfestes aufrichten, nichts, was nicht auf fremden Befehl wieder niedergerissen werden könnte, und zwar um so eher, je mehr es in Wirklichkeit unserer Erkräftigung diente. Breiten Schichten, denen man das Paradies auf Erden versprochen hat, ist das freilich heute noch nicht klarzumachen. Um so klarer sollten sich aber die Führer darüber werden und sie sollten auch endlich den Mut finden, dies offen einzugestehen, — auf die Dauer werden sie ja doch Farbe bekennen müssen. An ihnen ist jetzt die Reihe, umzulernen. Womit wollten wir denn bauen, wenn uns jeder Mauerstein und jeder Balken von heute auf morgen gepfändet werden kann, wenn nichts, aber auch gar nichts,

was wir noch besitzen, auch unser freies Eigentum ist? Und wenn wir auch das noch — wegsozialisieren, was uns die fremde Herrschaft aus Eigennutz, „um auf ihre Kosten zu kommen", etwa noch vergönnt, wie der Sklavenhalter seinem Sklaven, oder der Pferdehändler seinem Pferde? Es kann leicht in seinem Interesse liegen, seine Sklaven oder sein Vieh besser zu ernähren, als die Futterknechte es fertig bringen, und die ungeschickten Tölpel von Futterknechten davonzujagen, wenn sie das Leben seines Geschäftsobjekts gefährden oder im marktgängigen Werte mindern. Was sind wir denn noch anderes, als, wie es in der sozialistischen „Glocke" ausgedrückt wurde, „Arbeitstiere der Nachbarvölker"?

Friede? Dies Wort für diesen Zustand ist allerdings eine Errungenschaft der deutschen Revolution. Es gibt nur eine noch, die ihr ebenbürtig an die Seite gestellt werden darf: daß Herr Matthias Erzberger der leitende Staatsmann des neuen Deutschlands geworden ist — der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Prinz Max von Baden wollte Reichskanzler werden und wurde es. Er wollte eigentlich Reichsverweser werden, — dieses mißlang. Matthias Erzberger war bescheidener, er wollte nur Minister werden und wurde Nachfolger Wilhelms II. Ungekrönter zwar, aber mit größerem Einfluß als der Kaiser in seiner letzten Regierungszeit. Vielleicht läßt sich Matthias von seinem Volke noch krönen? Wenn's Herrn Foch nicht geniert — und warum sollte es Herrn Foch genieren? — er würde auch dieses Opfer noch dem Vaterlande bringen. Dem Vaterlande und dem — Frieden. Seinem Frieden. Wir aber müssen unser Friedenshaus von neuem aufbauen, das können wir nicht auf dem Triebsande auseinanderfliehender Kräfte. Bei den „Müttern" müssen wir die festen, nur verschütteten Grundsteine suchen: in den heiligen Tiefen unseres gemeinsamen Volkstumes.

Vom Abend zur Nacht · Von W. A. Krannhals

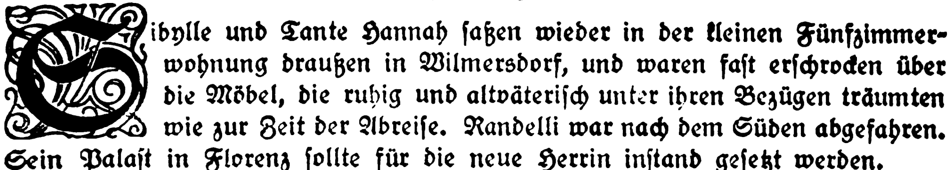
Nun stehen nur die Türme noch im Licht,
Ein sachtes Wehen noch im Winde spricht,
Am Fenster schimmert eine liebe Hand,
Ein schneller Schritt durchgleitet still das Land, —
Dann kommen hoch am Himmelsbogen
Der Sterne Fluten schimmernd angezogen.

Nun mußt du, einsam schreitend auf den Wegen,
Tief, tief dein Haupt dir in den Nacken legen,
Mußt schauend wandern, stille und beglückt,
Durch alle Nacht zum Himmel aufgerückt,
Denn alle Sterne sind vom Lichte trunken
Der Sonne, die ins Meer der Nacht gesunken.



Die Stadt der Medici
Von Gertrud v. Brockdorff

(Fortsetzung)



Sibylle und Tante Hannah saßen wieder in der kleinen Fünfzimmerwohnung draußen in Wilmersdorf, und waren fast erschrocken über die Möbel, die ruhig und altväterisch unter ihren Bezügen träumten wie zur Zeit der Abreise. Randelli war nach dem Süden abgefahren. Sein Palast in Florenz sollte für die neue Herrin instand gesetzt werden.

„Seltsam!" dachte Sibylle, wenn sie in dem kleinen Eßzimmer stand und das bunte Licht des Spätsommertags in der Politur der Nußbaumstühle glänzte. Seitdem sie wieder in Berlin war, kam ihr der Schritt, den sie aufwärts zu den Höhen dieses Lebens tun sollte noch größer und entscheidender vor. In ihrer Umgebung hörte sie in bewundernden Flüstertönen viel von ihrem Glücke sprechen. Aber das machte ihr ihre Zukunft im Grunde nur noch fremder. Der Marchese schrieb täglich. Seine großen, steifen, mit glühenden, poetischen Ergüssen bedeckten Briefbogen füllten alle Kassetten von Sibylles kleinem Schreibtisch.

Sie verbrannte die Briefe nicht mehr, wie sie es mit jenem ersten Schreiben getan hatte. Es gab Augenblicke, in denen sie sie hervorholte und zum zweiten Male las. Es lag etwas Berauschendes in diesen kunstvoll gefügten Sätzen mit den klingenden Worten. Ein süßes, verborgenes Gift, das ihr wie ein gefährlicher Trank durch die Adern kroch. Das Florenz des Quattrocento sprach aus diesen Briefen; man sah das heitere Gesicht von San Miniato, die Zypressengänge und die hellen Mauern, hinter denen Olivengärten träumten: die Stadt der Borgia und der Medicäer. — Sibylle fühlte eine Art quälender Wollust. Sie las Randellis Briefe und zitterte, wenn das Wachs ihrer Kerze glühenden Tränen gleich auf das wappengeschmückte Papier tropfte. — —

Sie wurde stiller und schmaler. Tante Hannah dachte: „Sie hat Sehnsucht nach Randelli"; und empfand die mütterliche Freude verdorrter Generationen, die das junge Sprossen eines letzten Triebes mit eifersüchtigen Augen bewachen.

Von Holck hörte sie wenig. Er vergrub sich in Groß-Belzow, pflegte wenig Verkehr mit den Nachbarn und bestellte von Zeit zu Zeit Grüße an einen alten Regimentskameraden des verstorbenen Obersten, der den Damen gelegentlich Besuche abstattete. —

Das Trauerjahr rann gleichmäßig und lautlos. Es gab Schnee im Tiergarten und kleine Mädchen, die am Bahnhof Friedrichstraße ihre Veilchensträußchen feilboten. Dann tropften die Dächer und in Werder begannen die Kirschbäume zu blühen.

Sibylle hatte das Gefühl, daß ein grauer Faden sich unaufhörlich und unbarmherzig vor ihr abrollte. Anfangs hatte sie das Ende dieser stillen Zeit gefürchtet; nun ersehnte sie es fast. Sie ging mit einem Zug ungeduldiger Spannung durch die heiteren Tage. Der Sommer kam, und das staubige Trottoir war von weißer Sonne überflimmert. — Tante Hannah hatte die großen Reisekoffer vom Boden ins Schlafzimmer schaffen lassen. In Sibylles kleinem Stübchen saß eine

Näherin hinter der schnurrenden Maschine und machte ein neugierig-wichtiges Gesicht, während sie zuschnitt und bei den Anproben geschäftig hin und her ging.

Sibylle hatte sich gewehrt:

„Wozu, Tante Hannah? — Ich werde es ja doch kaum gebrauchen können."

Aber Fräulein von Wulfen bestand auf ihrem Kopfe. — —

Es war Juli und ging auf den August zu. Die Tage begannen wieder kürzer zu werden, die Koffer standen gepackt, und durch Randellis Briefe pochte ungeduldiges Flehen. — —

Es gab keinen Grund mehr, die Vereinigung hinauszuschieben. Sibylle ging in ihrem neuen, grauen Reisekleide durch die stillen Stuben. Es gab kein Zurück mehr. — Die Möbel standen fremd, kalt und seltsam wie Dinge, die nicht mehr zu ihr gehörten. Die rote Plüschdecke auf dem ovalen Eßtische leuchtete. Tante Hannah würde von München aus den Verkauf des Nachlasses regeln.

Sibylle seufzte. Wie schnell das Jahr vergangen war! — Sie begriff mit einem Male, daß sie das ganze Jahr hindurch mit verträumten und aufgestörten Sinnen auf etwas gewartet hatte, auf etwas Neues, Großes und Seltsames. — Es war nicht eingetreten. Sie ging ganz fremd und mit leeren Händen in ihr neues Leben hinein. —

* * *

Der Zug fuhr durch die satte, sommerliche Landschaft. Häuser schimmerten; irgendwo stand Getreide in Garben, und das Blau des Himmels war blaß und sehnsüchtig. Es war die große, von Ferienkindern durchlärmte Reisezeit. Man sah sonnengebräunte Menschen und zärtlich flüsternde Hochzeitspärchen.

Tante Hannahs Gesicht strahlte. Sibylle hatte ihr starres Lächeln. Es kam vor, daß sie sich während der Fahrt von Blicken gestreift fühlte, die an die schrankenlose Bewunderung Randellis erinnerten. Dann wuchsen Angst und Unruhe vor ihr auf wie ein bedrohliches Gespenst, das alle anderen Eindrücke ihres neuen Lebens überschattete. — —

Randelli erwartete die Damen am Münchener Hauptbahnhofe. Seine zierliche, kaum mittelgroße Gestalt verschwand in der Menge und stand dann doch jäh, wie aus einer Versenkung getaucht, vor der erschrockenen Sibylle. — Tante Hannah begrüßte ihn mit einem Freudenschrei. — Sibylle war stumm und erregt. Er nahm ihre Hand und hielt sie mehrere Sekunden fest zwischen seinen Händen. Sibylle konnte das Schlagen seiner Pulse spüren.

„Du bist sehr blaß, Liebe. — Hattest du Sehnsucht? — Nein, du wirst es mir niemals sagen, wenn du Sehnsucht hattest." — —

Er sah, daß Sibylles Lippen zitterten und zog ihren Arm durch den seinen. Die Zartheit und Selbstverständlichkeit seiner Bewegung beruhigten sie wieder. — Wovor hatte sie sich gefürchtet? Randelli war anders als seine Briefe. Sie mußte ihm dankbar sein. —

Sibylle saß im Auto und fühlte die fremde, schöne Stadt an ihren Augen vorübergleiten. Am Odeonsplatz flatterten die Tauben.

Randelli sagte:

„Sie erinnern mich an die Tauben von San Marco. Du wirst sie bald sehen,

Liebe. Du wirst mir bald sagen, ob du deine nordische Heimat über meinem glühenden Vaterlande vergessen kannst."

Das war das einzige Wort, mit dem er in die Zukunft hinüberdeutete. Es berührte Sibylle seltsam, daß er nicht häufiger davon sprach. War es nicht etwas Unnatürliches, statt dessen die Namen von Gebäuden, Palästen und Denkmälern zu hören? —

Sie blieb stumm und grüblerisch. Sie hörte, daß Tante Hannah dem Marchese gegenüber ihre Unaufmerksamkeit entschuldigte. Sie sah Randellis lächelnden, verheißenden Blick und errötete unter ihrem Schleier. — — —

Die Trauung sollte in der Frauenkirche stattfinden. Einer unbestimmten Laune folgend, hatte Sibylle im Anfang ihrer Brautzeit den Wunsch geäußert. Nun bereute sie es fast. Die prunkvolle Ehrwürdigkeit des weiten Schiffes ängstigte sie. Es war wie überall: ihr eigenes Leben wurde schal und klein, verflatterte vor fremder, unverständlicher Größe und verkroch sich vor fremden Blicken, wie sich eine Schnecke in ihr Gehäuse verkriecht.

* * *

Tante Hannah fand, daß Sibylle in ihren weißen Schleiern wie eine junge, blasse Novize an ihrem Ehrentage aussähe. Die starre Seide des Brautgewandes gab ihrer Schönheit einen strengen Stil.

Randellis Augen flackerten; der Widerschein der geweihten Kerzen spiegelte sich in ihnen, und in dem Kuß, den er nach der Zeremonie auf die Hand seiner jungen Gattin drückte, lag etwas von der mystischen Ehrfurcht mittelalterlicher Frömmigkeit. —

Es gab kein Hochzeitsmahl im eigentlichen Sinne. Nur einen flüchtigen, in Eile servierten Imbiß, an dem sich außer Tante Hannah und der alten Exzellenz, Sibylles Vormund, zwei entfernte Vettern Randellis beteiligten. Es waren kleine, geschmeidige Gestalten von südländischer Lebhaftigkeit und einer Ungezwungenheit des Benehmens, die Tante Hannah in Verlegenheit setzte.

Sibylle saß fern und fremd an der üppigen Tafel. Ihr Kopf schmerzte; der Wein schien nach Weihrauch zu schmecken, und die seltsamen Blicke des Marchese vervielfältigten sich in den Blicken der beiden jungen Italiener. —

Der Abschiedskuß von Tante Hannah war kurz und flüchtig. Sibylle bedauerte es später; für den Augenblick aber war jede Herzlichkeit wie etwas Widernatürliches, das sie nicht zu erzwingen vermochte. — —

Sie legte ihren Schleier ab und stieg am Arme ihres Mannes über teppichbelegte Treppen. Dann fuhr man in einem Wagen, der ganz von Rosen durchduftet war, durch die dämmernde Stadt. — —

Der Zug lärmte. Die Fenster des Abteils waren verhüllt. Von Zeit zu Zeit huschte durch einen Spalt der Vorhänge ein flüchtiger Umriß der morgenhellen Landschaft vorüber: blattlose Maulbeerbäume am blinkenden Spiegel eines Gewässers, das die Azurtöne des hohen Himmels wiedergab.

Randelli hielt die beiden Hände der jungen Frau und streichelte sie unablässig mit seinen heißen, zitternden Fingern.

„Wir sind nun in der italienischen Zone. Wird es dir schwer, Liebe?"

„Ich weiß es nicht!“ sagte Sibylle müde. Ihr blonder Kopf lag träge und apathisch in den roten Polstern. Sie fröstelte trotz der glühenden Luft, die in dünnen Staubstreifen durch das geöffnete Fenster zog.

„Ist dir kalt, Liebe?“

„Ein wenig!“

„Oh! — Italien ist ein schönes Land. Ein heißes Land.“

Sibylle zog den Vorhang zur Seite und blickte gleichgültig in die Landschaft.

„Wir werden bald ankommen.“

„Muß ich mich fertig machen?“ fragte sie ganz erschrocken.

„Nein, bleib so wie du bist, Geliebte. Nur für wenige Minuten. Ich will deinen Anblick genießen. Ich will dich anders sehen als die Blicke jener Fremden, die dich beleidigen, wenn sie dir folgen.“

Sibylle lächelte.

„Sie beleidigen mich nicht, Giacomo!“

„Oh! — Du bist ein Kind, Sibylle! — Du kennst die Männer nicht. — — Dich beleidigen alle, die dich wie eine schöne Frau betrachten. Du bist die Inkarnation eines Ideals. Vor Frauen deiner Art hätte die Stirn der großen Meister im Staube gelegen.“

Sibylle lächelte und ließ ihm ihre Hände. Das war der Ton seiner Briefe, der ihr wohltat und sie schauern machte. Seltsam, daß er sie nicht erwärmte. War es die Verschiedenheit ihres Wesens?

Randelli hatte es unmittelbar nach der Trauung ausgesprochen:

„Wir haben die Aufgabe, das Wesen zweier Nationen und zweier Kulturen in uns zu verschmelzen. Ich schelte dich nicht kalt, Sibylle, wie ich es bei einer Frau meines Landes tun würde. Ich habe mir erzählen lassen, daß die blonden Frauen im Verborgenen glühen. Ich werde auf dich warten, Sibylle!“ —

Das gab ihr eine Lösung für manche Seiten von Randellis Wesen, die ihr bis dahin unerklärlich gewesen waren. Aber diese Lösung beunruhigte sie, anstatt sie zu befriedigen. Wurde das Feuer an ihrer Seite dadurch geringer, daß man es vor ihr verbarg? — Sie schloß die Augen und starrte zwischen dem schmalen Spalt ihrer Wimpern in die strahlende, von den grellen Farben des Südens und seiner ewigen Sonne belebte Landschaft. —

Auf dem von Fremden wimmelnden Bahnhofe in Riva bemerkte Sibylle zum ersten Male, daß sie Aufsehen erregte. Es berührte sie peinlich, daß Randelli auch vor den Leuten ihre Hände nicht freigab. Sie fuhren im Auto durch den sengenden Mittag, in dem sich Palmen wölbten und exotische Gesträuche mit weißen, trompetenförmigen Blüten um die grauen Mauern eines Hotels rankten. —

Sibylle war einen Augenblick allein in ihrem Zimmer. Es hatte hohe, helle Türen und niedrige Sessel mit den zierlichen Weißgoldschnörkeleien des französischen Königtums. Vor den Fenstern warf der See seine flachen, kornblumenblauen Wellen.

Sibylle hatte die Jungfer fortgeschickt. Sie saß umgekleidet auf einem Sessel ihrem Spiegelbilde, das mit großen dunklen Augen in einem sehr blassen Gesichte aus dem Rahmen blickte, gerade gegenüber. — Ihr Herz klopfte. — Was würde

ihr Schicksal sein? — Warum kamen ihr in diesen ersten Tagen die geringfügigsten Einzelheiten so unerträglich schwer vor? War es nicht besser, mit geschlossenen Augen und Lippen in dieses Leben hineinzuspringen und von seinen Reizen zu kosten? — —

Im Nebenzimmer ging eine Tür. Sibylle erkannte den Schritt ihres Mannes. Sie rief seinen Namen, erhob sich langsam und ging ihm mit einem seltsamen, fast leichtfertigen Lächeln entgegen. — —

Sie aßen zu zweien in einem kleinen, hellen Speisesaale, dessen Blick auf den See ging. Der Tisch trug sehr viel Blumen. Ein Diener des Palazzo Randelli servierte stumm und geräuschlos. Randelli lächelte, wenn die Tür sich hinter der schweigenden, schwarzen Gestalt schloß.

Sibylle trank von den schweren Südweinen und spürte ein leises Brausen in ihrem Blute. Die Augen des Marchese schreckten sie nicht mehr. Sie ließ ihm ihre Hände und ihre Lippen. Sie wurde heiter und gesprächig und sah mit flimmernden Blicken auf die seltsame blaue Flut, die sich vor dem Fenster unablässig zusammenzog und wieder entkräuselte. Sie hörte die geflüsterten Liebesworte und lächelte. — —

Sie blieben drei Wochen in Riva. Der Flügel des Hotels, den sie bewohnten, war wie eine Welt für sich. Man wandelte zwischen Palmen, Rosen, gelbflammendem Ginster und schweren, süßduftenden Glyzinientrauben, die wie blaßviolette Tränen aus dünnem Fiederlaube hingen. Man fuhr im Auto oder im kleinen, offenen Wagen die Palmenstraße hinunter und kaufte Steine, Muscheln und Blumen, die bloßfüßige Kinder feilboten. Oder man stieg in sengender Sonnenglut die weiße, staubbeladene Via Ponale hinauf und staunte über die immer gleiche, heitere, nie verlöschende Farbigkeit der Landschaft. —

Randelli sagte:

„Du wirst mein Land lieben lernen, Geliebte. — Oh! — Ich sehe es, daß du es lieben wirst.“ — Und Sibylle lächelte und blickte stumm auf die silbrig umrissenen Bergketten, die den türkisenen Schein des Wassers überschatteten. —

Es tat ihr wohl, daß zwischen all den italienischen Lauten die deutsche Zunge noch nicht völlig verstummt war. Es war wie eine Erinnerung an eine fremde, versunkene Spanne ihres Lebens, aus der keine Erinnerung mehr in die Gegenwart ragte. —

Einmal, als sie ein deutsches Zeitungsblatt in die Hände bekam, traten ihr die Tränen in die Augen.

Randelli sah es.

„Du hast Heimweh, Liebste. — Du weinst. — Ich liebe es nicht, dich weinen zu sehen. Sibylle! — Ich bitte dich!“

In seiner Stimme war ein Flehen, vor dessen Unruhe Sibylle erschrak. Sie trocknete ihre Tränen.

„Das Hotelleben greift mich an. Ich bin nicht daran gewöhnt. Werden wir bald zu Hause sein, Giacomo?“

„Jeden Tag, Madonna. — Wir werden morgen fahren. — Du wirst Deutschland nicht lange vermissen.“

„Meinst du, Giacomo?“ — Sibylle fragte es kühl und kurz. Es verdroß sie, daß man mit ihr verfuhr wie mit einem Kinde, das sich von den bunten, aufgebauten Herrlichkeiten eines Gabentisches verführen und blenden läßt.

* * *

Der Palazzo Randelli lag am Lung' Arno Acciajoli. Seine unbehauenen Quadern waren in schwerer, südlicher Sonne gebadet und streckten sich massig und vierschrötig in das blaue Flimmerlicht des italienischen Himmels. Vor seinen Fenstern gurrten die Tauben, und die Wellen des Arno schoben sich als schlammfarbige Masse in unaufhörlichem Wechsel vorüber.

Wenn Sibylle sich ankleidete, sah sie im Glase des altvenezianischen Spiegels ihr Gesicht ganz von der hellen, südlichen Sonne überflutet. Vielleicht war diese Sonne schuld an der marmornen Kälte und Leblosigkeit der blassen Haut.

Sibylle hob die Schultern und begann mit zuckenden Lippen ein Gespräch mit der kleinen italienischen Zofe, die mit der Lebhaftigkeit und dem regen Geschäftssinne ihrer Rasse alle Mienen ihrer schönen, blonden Herrin belauerte. Es waren gleichgültige Unterhaltungen, die sich um Kirchen, Gebäude und landesübliche Gebräuche drehten.

Sie wiederholten sich oftmals; es kam vor, daß die Marchesa im Laufe einer Viertelstunde die nämliche Frage zwei- oder dreimal wiederholte.

Giulietta lächelte dann. Ihre blanken, schwarzen Augen sahen scharf, und ihre Phantasie war eifrig im Erfinden von Kombinationen und Romanen, die der Zerstreutheit der jungen Marchesa einen positiven Hintergrund verliehen.

Sibylle sprach mit Giulietta, um sich in der italienischen Sprache zu üben. Randelli gegenüber hatte sie das Deutsche aus einem unbestimmten Empfinden des Festklammerns an die Vergangenheit heraus beibehalten, und der Marchese, der ihr Heimweh oder eine Laune als Ursache ansah, willfahrte ihr, wie er allen Wünschen Sibylles im voraus zu genügen pflegte.

Sibylle war satt und dennoch nicht glücklich. Sie versuchte, ihr eigenes Herz im genießerischen Taumel dieser Stadt zu begraben, hinter deren sinnenfroher Maske Züge von ehrwürdigem Ernst und verwitterter Strenge auf den blonden Scheitel der jungen Frau niederblickten. Sie versuchte, alte Beziehungen zu vergessen und neue anzuknüpfen.

Ihr Wille war ehrlich. Aber ihr Gefühl, das sie vor der Größe vergangener Jahrhunderte wie vor prächtigen Theaterkulissen warnte, war es nicht minder. — —

Es war nun schon über vier Wochen, daß sie im Spätnachmittagslicht des verblassenden Sommertags in die hohe, schmutzige, vom geschäftsmäßigen „Firenze!“ der Schaffner durchschallte Bahnhofshalle eingefahren waren.

Die Stadt war um diese Zeit wie ausgestorben. Reisende Engländer mit selbstbewußten, spöttischen Gesichtern bevölkerten sie. Der florentinische Adel weilte noch in den Bädern oder auf seinen Landsitzen.

Sibylle bekam in dieser ersten Zeit wenig Menschen zu Gesicht. Sie lebte wie eingeschlossen in ihren großen, hallenden Räumen, deren Fenster wie Kirchenfenster waren, und deren Wände die Madonnen und Heiligen alter Meister auf nachgedunkelten Goldgrunden leuchten ließen. Der Palazzo Randelli war das

stehengebliebene Denkmal einer alten, in dieser Stadt noch merkwürdig lebendig gebliebenen Kultur.

Sibylle hatte bisweilen das Gefühl, in einem alten, gelehrten Buche zu blättern, dem die verschnörkelten Initialen des Schreibers Farbe und Leben verliehen.

Jedes Stück des Palazzo Randelli hatte seine Geschichte. Aber es war nicht immer eine Geschichte, die ihre Beziehungen zu den gegenwärtigen Bewohnern dieses Hauses aufrecht erhielt.

Es gab Kerzenhalter aus den Palästen verarmter Nobili, geschnitzte Betpulte aus Klöstern und alte Gemälde aus den Hinterlassenschaften berühmter Sammler. Eine geschickte Hand hatte alle diese Dinge, die dem gleichen Rahmen entstammten, in einen ähnlichen, auf den ersten Blick organischen Rahmen gefügt. Die Millionen der Glasbläsereien von Murano waren letzten Endes die treibende Kraft gewesen.

Sibylle spürte instinktiv die verborgenen Risse, die den Glanz dieser alten Kultur verdunkelten. Das machte ihr das Haus und seinen Inhalt noch fremder. Sie fühlte auch, daß der Marchese um einen Blick der Anerkennung und um ein Wort der Bewunderung bettelte. Sie wußte, daß es in ihrer Lage vielleicht unklug und undankbar war, diesen Blick und dieses Wort schuldig zu bleiben.

Sie blieb es dennoch schuldig.

„Ich will ehrlich bleiben!" dachte sie hart und trotzig, wenn sie abends nach Giuliettas Weggange einsam am offenen Fenster ihres Zimmers stand, und die helle Fassade von San Miniato errötend in den Strahlen der untergehenden Sonne schimmerte.

Sie liebte das heitere Haus der Toten und den Gang hoher Zypressen, der sich wie eine Reihe dunkler, wandelnder Gestalten zum Piazzalo Michelagniolo hinabzog. —

Randelli lächelte, als sie ihm eines Tages ihre seltsame Vorliebe gestand.

„Du bist noch sehr jung, Liebe. Die Jugend spielt mit Gedanken, die dem reiferen Alter unerträglich sind."

„Unerträglich —?"

Randelli lehnte den dunklen Kopf gegen die geschnitzte Lehne des hohen Renaissancestuhles, dessen morscher Seidenbezug leise knirschte.

„Der Tod und das Alter sind häßlich, Geliebte! Man muß sie zu vermeiden suchen."

Sibylle erschrak vor der Frivolität des Gedankens. Sie fand Randellis Züge scharf und müde.

„Ist es nicht eine notwendige Folgeerscheinung?" fragte sie zaghaft.

Der Marchese zuckte die Achseln.

„Du sprichst wie ein kleiner, rechtschaffener Philister, der es nicht gelernt hat, sich die Adern mit neuen Gluten zu füllen."

Er hielt plötzlich inne und sah sie nachdenklich an.

„Ich hätte dir das nicht sagen sollen, Sibylle. Vielleicht stört es dich in deiner Kraft und deiner Stärke."

„Meinst du?“ fragte Sibylle nachdenklich und verdrossen, während sie den breiten venezianischen Spitzenkragen wie etwas Wertloses und Verächtliches durch die weißen Finger zog.

* * *

In Sibylles Verhältnis zu ihrem Manne hatte sich irgend etwas geändert. Der Marchese war wie ein ungeduldig Wartender, der des Wartens müde zu werden beginnt. Er rieb sich auf in der Gegenwart dieser schönen blonden Frau, die kühl, mit geschlossenen Lippen an seiner Seite lebte.

Es gab Augenblicke, in denen er seiner Qual eine scherzhafte Wendung zu geben versuchte und Sibylle mit dem Marmor verglich, aus dem die Griechen des Altertums ihre unsterblichen Bildwerke formten.

„Aber die Venus von Milo war barmherziger als du, Madonna mia.“

Sibylle hatte auf solche Anspielungen nicht mehr ihr starres, abweisendes Lächeln.

Sie fühlte, daß er um ihretwillen litt, tief und aufrichtig litt; das erweckte ihr Mitleid und brachte ihn ihr menschlich näher. Sie faßte den aufrichtigen Vorsatz, eine Annäherung zu versuchen, soweit es in ihren Kräften stand.

Randelli war dankbar. Aber sie erkannte jeden Tag von neuem, daß er eine andersgeartete Sympathie von ihr forderte, als die, welche sie zu gewähren vermochte. Sie dachte: „Wenn er ein Deutscher wäre, könnte ich meinen Kopf gegen seine Brust lehnen und ihm mein Herz ausschütten.“ — Zuweilen erfaßte sie eine tolle Sehnsucht nach einer solchen Stunde des Vertrauens. Aber Giacomo Randelli war kein Deutscher. Er kniete vor den blonden Madonnen des Fra Filippo Lippi, die mit geheimnisvoll lächelnden Lippen an den Wänden der alten Paläste hingen.

Sibylle wurde das unbehagliche Gefühl nicht los, daß Randelli in ihrer Schönheit das Gefäß für Ideen sah, von denen sie in Wirklichkeit nichts wußte. Einmal sagte er:

„Ich habe die deutschen Frauen für Wesen gehalten, in deren Brust unter dem Schnee der Außenseite ein Herz pocht, das zu glühen beginnt für den, der es erweckt. Nun fange ich an zu begreifen, daß mein Urteil vielleicht vorschnell gewesen ist.“

Sibylle öffnete die Lippen zu einer Frage. Als sie aber in sein Gesicht sah, senkte sie den Blick und strich mit einer scheuen Geste, die um Entschuldigung zu betteln schien, über Randellis Hand.

Aus den Augen des Marchese brach eine Flamme. Er legte den Arm um Sibylles Gestalt und suchte ihren Mund mit seinen heißen Lippen.

* * *

Es gab Augenblicke, in denen die junge Frau geneigt war, dieses Leben für einen tollen Traum zu halten. Sie ging durch eine fremde Sonne, die ihren Augen weh tat und die prunkvollen, mit Raritäten überfüllten Räume des Palazzo Randelli dünkten sie wie der künstlich ausstaffierte Festplatz für eine Maskerade. Sie aber, Sibylle von Harthausen, war für die Dauer einer Nacht gezwungen,

in den köstlichen Gewändern eines altflorentiner Patriziergeschlechtes einherzustolzieren und auswendig gelernte Worte in einer fremden Sprache zu stammeln.

Von Zeit zu Zeit tasteten verklungene Erinnerungen einer versunkenen Zeit in ihr neues Leben hinüber: die Ansichtskarte einer Pensionsfreundin —: „Ist es wirklich wahr, daß du in einem richtigen alten Palast wohnst, Sibylle? — Ich denke es mir himmlisch!" —, ein ausführlicher Plauderbrief von Tante Hannah, die seit vierzehn Tagen wieder in ihrem Stift saß und sich langweilte. Fräulein von Wulfen ließ alle Verwandten und Bekannten Revue passieren. Sie übermittelte Grüße von Holck. „Ich habe ihn zufällig auf dem Bahnhof Friedrichstraße getroffen. Er sah schlecht aus. Mit Groß-Belzow soll es bergab gehen. Konrad sprach von verkaufen. Er scheint sich sehr verändert zu haben. Fräulein von Schönstedt sprach neulich von Spielschulden. Aber das erscheint mir doch zu ungewiß, um darüber zu reden." —

Sibylle erhielt den Brief beim Frühstück. Sie machte während des Lesens eine unwillkürliche Bewegung. Randelli sah auf und fragte:

„Du bist erregt, Liebe?"

Sibylle lachte.

„Nicht im geringsten. Ein Brief von Tante Hannah mit allerlei Neuigkeiten."

„Aber du bist blaß geworden, während du lasest —"

Sibylle schüttelte hartnäckig den blonden Kopf.

„Es ist die Sonne, Giacomo. Eure ewige strahlende Sonne macht mir Kopfschmerzen."

Sie saß in ihrem weißen Morgenkleide hell und blühend inmitten der gedämpften Lichter des großen, altertümlichen Speisesaales.

Randelli hatte die starken schwarzen Brauen in die Höhe gezogen.

„Darf man fragen, welcher Art diese Neuigkeiten sind, die Tante Hannah dir mitteilt?" Seine Stimme zitterte ein wenig, obwohl er bemüht war, ihr einen ruhigen Klang zu geben.

Sibylle errötete bis unter die flimmernden Schläfenhaare. Sie streckte schweigend die Hand nach dem Briefe aus und hielt ihn über den Tisch.

Sie hatte erwartet, daß Randelli ihn ihr ungelesen zurückgeben würde. Er aber las ihn langsam und sorgfältig. Dann, ihn zusammenfaltend und unter Sibylles Teller schiebend, sagte er ruhig:

„Ich danke dir, Sibylle! Du bist sehr klug gewesen, deiner augenblicklichen ehrlichen Eingebung zu folgen. Du bist eine kluge Frau, madonna mia." Er lächelte, als habe er einen Scherz gemacht. Sibylle schwieg. Da fuhr er fort:

„Hat es dich überrascht, daß Graf Holck verkaufen will?"

Sie sah auf.

„Ein wenig", sagte sie gleichgültig. „Ich habe übrigens niemals gehört, daß Konrad gespielt hätte. Tante Hannah berichtet viele Dinge, die sie im nächsten Schreiben widerruft."

„Möglich — aber es beschäftigt mich trotzdem. Ist das Gut groß?"

„Mittel."

„Du kennst es?"

„Ich bin vor Jahren einmal mit Vater dort gewesen.“

„Dann wundert es mich, daß dich die Nachricht von seinem Verkaufe so kalt läßt.“

Sibylle stand auf und legte den Kopf mit einer steilen, hochmütigen Bewegung in den Nacken.

„Du gehst, Liebe?“

Er hielt ihre Hand fest und umschloß sie zum ersten Male fast schmerzhaft.

„Ich will mich für die Ausfahrt ankleiden lassen“, sagte Sibylle mit dem gleichen hochmütigen und undurchdringlichen Gesicht.

„Du zürnst, Liebe! Sibylle?! Du!!“

Sie schob ihn sanft zurück und wandte sich zum Ausgang.

„Ich zürne dir nicht. Ich versuche deine Art zu begreifen —“

Aber es war noch ein Klang verletzten Stolzes in ihrer Stimme. —

Florenz trug das Kleid des Herbstes, der mit seinen bunten Lichtern die grellen Farben des Sommers sanft und gedämpft zu spiegeln schien. Am Lung' Arno entlang rollten die eleganten Equipagen vornehmer Florentinerinnen zu den Cascinen. Die Sonne hatte den weißlich sengenden Schimmer verloren und war wie ein goldenes Bad, das den bunten Marmor heiter blickender uralter Fassaden zu neuem Leben erweckte. Sie spiegelte sich in feinen, schmalen Gesichtern und großen, dunklen Augen, die verstohlen und neugierig in den Wagen des Marchese Randelli blickten. Das Gesicht der jungen Marchesa verschwand unter dem weißen Spitzenschirm, den Sibylle zum Schutze gegen die Sonne stets bei sich trug.

„Du wirst die Gesellschaft enttäuschen, Liebe“, sagte Randelli. Er saß während der Ausfahrten immer mit einem stolzen und glücklichen Ausdruck an Sibylles Seite.

Sibylle zuckte die Achseln.

„Bedeutet ein Gesicht in der Florentiner Gesellschaft so viel?“

Der Marchese streifte Sibylles gesenkte Wimpern mit einem langen, heißen Blick. „Florenz ist die Stadt der Schönheit“, erwiderte er stolz und feierlich.

Sibylle erschrak über die Größe und Selbstverständlichkeit der Geste, mit der der Florentiner auf die Vergangenheit seiner Stadt hinwies, und vor der Naivität, mit der er das Wesen und die Vorbedingungen jener alten Kultur mißverstand. Wenn sie an den alten Kirchen und Palästen, den schweigenden Gemäldegalerien der Uffizien vorüberging, kam ein Schauer von Andacht in ihr Herz, der sie frösteln machte. Im bunten, menschenüberladenen Gewirr der engen Straßen, auf den heiteren Plätzen und an den hellen Mauern der Olivengärten von Fiesole suchte sie vergebens nach einem Abglanz dieser ernsten, fast schauerlichen Andacht. Die Leute von Florenz genossen das fröhliche Erbe der Renaissance, ohne sie mit ihren Schmerzen zu beladen. Sie dünkten Sibylle wie Kinder, die ein Liebeslied aus Freude an der gefälligen Melodie gedankenlos vor sich hinträllern. Sie dachte: „Es ist vielleicht kein Wunder, daß die Deutschen allein die Kultur dieses Landes erfaßt und sich zu eigen gemacht haben —“

Der Marchese hatte ein stummes, fast feindseliges Lächeln gehabt, als Sibylle einmal bis zu dieser Grenze des Gesprächs vorgedrungen war.

Seitdem schwieg sie. Aber sie fühlte, wie sich der Gedanke allmählich wie etwas Trennendes zwischen sie und ihren Gatten schob.

Randellis Leidenschaft war nicht abgekühlt, aber er begann sie wieder von neuem in sich hineinzuverschließen.

Sibylle wußte, daß er Stunden einsam in seinen Zimmern zwischen Gemälden blonder Madonnen verbrachte. — Sie quälte sich mit einer dumpfen Ratlosigkeit. Was wollte, was forderte er von ihr?

Bisweilen glaubte sie die Antwort in den mütterlich lächelnden Mienen einer Madonna zu lesen, die dem heiligen Kinde mit der sanften Anmut verklärter Zeiten die Brust reichte.

Sibylle errötete dann und fühlte ihren Körper von Schauern überrieselt. —

Abends, wenn der Himmel in milde Dunkelheit hinübergeflossen war, saß sie oftmals einsam in ihrem lichtlosen Zimmer und sah auf die zitternden Lichtreflexe des Flusses, an dessen jenseitigem Ufer die düsteren Häuser geheimnisvoll aus dem stillen Wasser stiegen. In den Boboli-Gärten rauschte der Taxus, und die verwitterten Fontänen plätscherten wie schläfrig summende Insekten. Unter den Fenstern eines englischen Hotels sang ein junger Bursche Liebeslieder zur Mandoline.

Sibylle fühlte, wie ein Zittern über ihren Körper rann. —

Sie schloß das Fenster, ließ sich von Giulietta das Haar auflösen und lag dann in ihrem weißen Nachtgewande starr und blaß wie eine Tote in den Spitzenkissen ihres breiten, vergoldeten Bettes, die nach Weihrauch vergangener Epochen zu duften schienen. (Fortsetzung folgt)



Herbstmorgen · Von Martha Eggerking

Schon ahnt man, daß die Sonne siegt,
Wenn auch die Herbsteswelt gefangen
Noch nebelfeucht in Schleiern liegt —
Ganz leis kommt doch das Licht gegangen —

Ganz linde fährt der Tag daher,
Daß fromm sich tausend Blüten neigen.
Hellglitzernd hängt von Tränen schwer
Ein Spinnennetz an braunen Zweigen.

Und wie voll trunkner Erdenwonne
Sich schwankend nun die Nebel heben,
Fühl' ich empor zum Licht der Sonne
Die eigne Sehnsuchtseele schweben.



Seele — Gott — Ewigkeit

Idealistische Betrachtungen von Hans von Wolzogen

Die Menschen scheiden sich in Realisten und Idealisten. Der Spalt dieser Scheidung klafft in die Tiefen der Weltanschauung. Der Idealist wird sagen: in die Tiefen des Wesens. Der Realist kennt kein Wesen, nur die Erscheinung. Ihm ist nichts wahr und wirklich, als was er mit den Sinnen zu erfassen vermag: die Welt der Ursachen und Wirkungen in Raum und Zeit. Der Idealist findet in dieser Welt nur Vergängliches, Täuschendes, Erscheinendes; Ausdrucksgebiet eines dahinter verborgenen ganz Anderen, eigentlich Wirkenden, wahrhaft Lebendigen, einzig Wirklichen. Dies wiederum gilt dem Realisten für bloße Einbildung, Phantasie, Spiel des Verstandes, der sich von seinem Gebiete der sinnlichen Wirklichkeit entfernt, von seinem eigenen Gesetze der Ursachen und Wirkungen gelöst hat. Denn jenes andere des Idealisten mag wohl als die Ursache aller Wirkungen bezeichnet werden; es soll aber selbst keine Ursache mehr haben, steht also in der Tat außerhalb des Gesetzes. Es ist dem Realisten ganz unmöglich, solch eine ursachlose Ursache als eine Wirklichkeit anzuerkennen; gleichwie es dem Idealisten ganz unmöglich ist, die sinnlich wahrnehmbare Welt allein für den Inbegriff alles Wirklichen zu halten und nicht hinter allem nur Vergänglichen ein unvergängliches Wesen anzunehmen. Nur für meine Sinne gibt es ein Leben, sagt der Realist. Der Idealist dagegen: Sinnlos und leblos ist mir eine Welt — ohne Seele. —

Da haben wir den Begriff der Seele. Am kürzesten gefaßt und wenigstens dem Gefühle am verständlichsten drückt sich darin die Vorstellung jenes Wesens aus, das der Idealist über die Sinnenwelt hinaus als eigentliche Wirklichkeit annimmt. Halten wir von Anfang an fest: es ist eine Vorstellung, kann gar nicht mehr als dies sein, was ein Menschenverstand ausdrückt, wenn er ein Wort sucht für das unvorstellbare Wesen der Dinge. Die Seele ist solch ein Wort. Es bedeutet: Bewegung, wie anima und psyche: Hauch. Das sind schon bildliche Begriffe. Sie setzen die Erscheinungswelt voraus; die Bewegung braucht Raum und Zeit und erfolgt nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung. Im Hauche sieht man etwas wie den „Odem Gottes", der in magischer Vorstellung den Menschen schafft. Er haucht ihm die Seele ein, und der Beseelte bewegt sich. Unsere germanische Sage nennt ihren Gott: Wuotan = Odhin, d. i. Bewegung und Hauch, Geist. Wenn wir so das Wort Seele einsetzen für den Begriff des Wesens der Dinge, das der Idealist über die Sinnenwelt hinaus als wahre Wirklichkeit annimmt, so berühren wir damit das mythische Gebiet, wo unsere ursprüngliche Vorstellung der weltlichen Dinge die Gottheit im Bilde sah.

Die Seele ist selbst das Göttliche in den Dingen. Wollen wir, als Idealisten, unsere Gottesvorstellung möglichst von allen sinnlichen Realismen befreien, ihrem Wesen am nächsten kommen, so müssen wir eben auf die Seele zurückgreifen, obwohl wir gut wissen, daß damit wörtlich doch nur etwas über Bewegung oder Odem des göttlichen Wesens ausgesagt ist. Es ist also auch dem entschiedensten

Idealisten, dem es unmöglich ist, mit der Sinnenwelt sich zufriedenzugeben, ebenso unmöglich, das göttliche Wesen der Dinge sich vorzustellen außerhalb der selben Sinnenwelt, in welcher es sich uns in seinen Auswirkungen kundgibt, d. h. für unseren Verstand kundgeben kann. Wir haben von der Seele selbst nur die seelischen Wirkungen. Wenn wir sagen: Seele ist Leben — und das ist das äußerste, was wir sagen können —, so bedeutet dies die Seele in ihrem Ausleben in Zeit und Raum. Das Wesen bleibt stets verborgen. —

Diese Verborgenheit des Wesens ist es ja gerade, die dem Realisten recht zu geben scheint, wenn er das Vorhandensein eines solchen Wesens leugnet. Das aber eben ist die Eigenart des idealistischen Geistes, daß er in der Verborgenheit selbst den Beweis des Vorhandenseins findet. Wäre das Wesen nicht verborgen, so wäre es ja nur Erscheinung. Weil aber die Erscheinung sich nicht selbst erklärt, weil eine Welt, die nur erscheint, um zu vergehen, vergeht, um wieder ebenso vergänglich zu erscheinen, keinen Sinn hat — für den Idealisten, der einen Sinn der Welt sucht, wo dem Realisten die Sinne genügen, die sie sehen und genießen —: deshalb nimmt der Idealist die Erklärung aus dem verborgenen Wesen an, welche ihm — ja was denn wohl? — seine eigene Seele spendet. Es ist ein Bedürfnis seiner Seele, die er doch als innerste Wirklichkeit seines ganzen Lebens empfindet, auch in dem Ganzen der Welt außer ihm — um ihn — mit ihm wiederum Seele als innerste Wirklichkeit des Lebens anzunehmen. Diese Annahme ist nicht etwa nur eine ungenaue Verstandestätigkeit — der Verstand, den wir für die Sinnenwelt besitzen, hat nichts damit zu tun —; sie ist vielmehr nichts anderes als das Annehmen jener Spende der eigenen Seele, die ihm das Weltwesen aus ihr selbst erklärt. Dieses Annehmen beruht auf Selbstvertrauen, und darin liegt aller Glaube begründet. Solange der Mensch das Göttliche nur erst aus Furcht „annahm", war seine Gottesvorstellung noch kein Glaube, ist es auch heute noch nicht. Nicht von der furchtsamen Seele empfängt er die Spende der wahrhaften Welterklärung, sondern von der heldenhaften, die es wagt, ihre Seele in ihrem Gott und ihren Gott in ihrer Seele wiederzufinden. Eine heldenhafte Seele gehört dazu, Menschen- und Gottes-Seele zu verbinden in dem idealistischen Grundlebensgefühle der Liebe. —

Nun haben wir den Begriff der Liebe. Es ist kein Sprung getan, wenn wir ihn für die Seele einsetzen. Liebe ist nun einmal dem Menschen dasjenige seelische Wesen — „Gefühl" —, worin er am stärksten und reinsten sein seelisches Leben ausgedrückt empfindet. Daher hat er auch die Gottesvorstellung unter dem Begriff der Liebe am reinsten zu erfassen geglaubt. Zwar setzt die Liebe nicht minder als alle seelische Äußerung die Sinnenwelt voraus, da sie doch einen Gegenstand zum Lieben, also ein Anderes, Zweites, Erscheinendes, Sinnliches bedarf; aber sie ist doch darin nicht erschöpft, sonst — müßte ja die ganze Sinnenwelt eine Welt der Liebe sein können, oder aber — die Liebe wäre eine bloße vergängliche Täuschung gleich ihr selbst. Nein, die Liebe ist nichts weniger als in der Sinnenwelt erschöpft. Die Sinnenwelt widerspricht ihr vielmehr überall und immerdar; sie erstickt sie in Sinnlichkeit, sie verdrängt sie durch Neid und Haß, die ganz ebenso von ihrem Gegenstande leben. Wir fühlen es aber an unserer

eigenen Liebe, wenn wir sie in ihrer Reinheit empfinden, daß sie nicht nur vom Gegenstande lebt, daß sie ein Wesen ist von anderer Art, „aus anderer Welt", daß sie als Wesen vorhanden ist, auch wenn sie sich vor den Gegenständen verbirgt, daß sie das eigentlich im Grunde „Wirkende ohne Ursache" für alles Gute, Edle, Schöne, ja Göttliche auf Erden, wohl auch außerhalb der Erde und aller Gestirne ist. Wir glauben an die Liebe, und darum glauben wir an Gott, trotz allem, was uns auf Erden, vielleicht auch in allen Gestirnen, an einer waltenden Liebe zweifeln machen will. Das alles, was nicht Liebe ist, worin nicht Liebe sich äußert, ist eben nur Erscheinung, Vergänglichkeit, Realistenwelt, ist nicht das Wesen der Dinge, nicht die Welt der seelischen Wahrheiten, ist nicht Gott, nicht Gott zuzuschreiben und vorzuwerfen. Wer Gott finden will, muß die Liebe suchen. Sie ist überall — verborgen —, und wo sie ist, da ist Leben Gottes, da berühren wir mit unserer Seele das Wesen der Welt.

Schopenhauer nennt das Wesen der Welt: Wille. Als Philosoph, dessen Intellekt das Gebiet der Sinnenwelt nicht verlassen darf, um etwas „anzunehmen", was ihm nicht mehr angehört. Er gibt aber zu, daß es noch einen anderen Standpunkt gibt, den des Mystikers, der „intuitiv" hinter den Schein der Dinge schaut. Im Grunde ist jeder Mensch insoweit Mystiker, als er mit der Seele das Seelische schaut. Der Wille muß etwas wollen, er ist für uns unvorhanden ohne Gegenstand, er ist seinem Wesen nach Welle, Bewegung, wie die Seele es dem Worte nach ist. Er ist blind, bedarf der Hilfe des Intellektes, um sehend zu werden, um zu schauen, wie die Seele schaut. Ja, wie ist es mit der Seele? Ist sie blind? Von der Liebe sagt man's, doch gerade nur, solange sie in der Sinnlichkeit gebunden ist. Man spricht auch von den Augen der Liebe, und die Augen der Liebe sprechen, die Seele spricht aus ihnen. Nein, die Seele ist nicht blind und nicht stumm. Braucht sie erst eines erleuchtenden Intellektes? Bedarf sie der Worte? Sie hat ja die Musik! Die Seele ist gewißlich mehr als Wille; der Philosoph darf von ihr nichts wissen, nicht mit ihr rechnen; aber der natürlich-mystische Mensch empfindet es als wahrhaftige Wirklichkeit, daß die Seele nicht nur etwas will, daß sie auch etwas schaut, ja indem sie es schaut, schafft sie es sogar erst. Im seelischen Schauen schaffen wir uns die Bilder (Vorstellungen) aller Dinge.

Und so ist Gott. Nicht nur Wille — nicht erst Intellekt! All diese Begriffe sind menschliche Hilfsmittel. Gott ist Liebe, das besagt viel mehr. Gott ist Kraft, ist Licht, ist Leben sagen andere Worte. Bildlich ist dies alles, aber es drückt sich darin etwas aus, was das schauend-schaffende Wesen der Dinge ist. Gott = Schöpfer ist auch nur Bild, gehört der Vorstellungswelt an, die von Zeit und Raum bedingt ist. Gott = Schauer ist ohne Gegenstand, und wär's das unendliche Weltall, nicht zu denken. Soll auch nicht „gedacht" werden! Gott = Leben würde allumfassend sein, wenn man Leben nicht wiederum sinnlich, realistisch faßt. Wir kennen das Leben nur als Vergänglichkeit oder bestenfalls Wiederkehr, in Raum und Zeit, wobei Ursache und Wirkung uns oft noch recht dunkel bleiben, jedenfalls aber gesetzmäßig wirken und selbst im Grunde das Leben bilden. „Bilden", nicht sind! Das Leben, das ist, also nicht vergeht, ist ewiges Leben. Damit haben wir den letzten erklärenden Begriff erreicht: Ewigkeit.

Seele — Liebe — Wille — Leben, alles ist nur in dem einen Sinn als Wesen der Welt an- und auszusprechen, als es „ewig" ist. Der Realist vermag dies nicht anzuerkennen, weil es seinem Verstande einfach gar nicht gegeben ist: Ewiges zu erkennen. Er kann nicht annehmen, was ihm nicht gespendet wird. Die Seele spendet uns die Gefühlserkenntnis des Ewigen. Der Verstand mag, wenn ihm die sinnenhaften Erscheinungen doch nicht mehr genügen, wenigstens aus ihrer unendlichen Reihe schließen, daß es ein Unendliches gebe, und er mag, mit einiger Phantasie, dafür das Ewige einsetzen, worin sich — vielleicht — die Lösung so vieler, nie ganz lösbarer irdischer Rätsel finden dürfte. Doch das bleibt für den Realisten eben „Phantasie". Nicht für den Idealisten, der das Ewige in den Dingen mit der Seele, in der eigenen Seele fühlt. Ihm ist die Unendlichkeit des Weltalls selbst nur Erscheinung, Ausdruck, Ausleben des Ewigen, Gottes, der wahrhaftigen Wirklichkeit. Von hier aus erst belebt sich ihm die gesamte Welt der Realitäten, gewinnt sie erst Sinn und Wert, wird zum Gegenstande des seelischen, sittlichen Lebens: „die Welt hat eine moralische Bedeutung" ist ein bedeutungsloses Wort, wenn es nicht gesprochen wurde unter der Voraussetzung, daß das Wesen der Welt Seele, — ewige Seele ist. Auch der strenge Philosoph des blinden Willens hat da mit der Seele die Seele geschaut und mit diesem Schauen eine Welt der ethischen Wahrheit geschaffen. Er war Idealist. Wir stehen mit ihm auf derselben Seite des großen Spaltes, und wenn wir uns recht umblicken, so erblicken wir einen andern bei uns: Ecce Homo! Den Menschen mit der reinen Seele Gottes, den Gott-Menschen, der zu uns spricht: „Nehmet hin mein Blut um unsrer Liebe willen!" —

Abschied der Baltenheimat

Von Alice Weiß - v. Ruckteschell

Im letzten Abenddämmer lag das Land,
Der Reif warf Silber auf die braunen Dächer,
Die Sonne war ein blutigrotes Band,
Die See voll Glutenweins ein Silberbecher.

Die Heide schlief. Es schlief der Föhrenwald.
Die weißen Nebel schwebten frosterkaltet,
Wie eines Weibes schreitende Gestalt
In tiefer Traurigkeit die Hände faltet.

Wir wußten sie in Not — und ließen sie —
Aufschrie im Herzen eine dunkle Wunde!...
Sie aber war so schön — so schön wie nie!
Und starb uns doch in dieser Abschiedsstunde.



Darum ....

Von Helene Hirsch

Das Kind hatte eine Mutter, die war von einer so sanften Schönheit, daß die Menschen, die ihr auf der Straße begegneten, die Empfindung hatten, als wären sie an Veilchen oder Reseden vorübergegangen, und ihr Herz lächelte noch eine Weile hinter ihr drein. Und wenn ihnen dann ein Kind in den Weg trat, ging es sicherlich nicht unbeschenkt von dannen; und wer just an seinen Widersacher dachte, der brach einen Stachel von seiner Bitternis los, wer aber gar böse Gedanken hatte, der warf schnell eine Handvoll Scham darüber, so daß sie nur hie und da hervorlugten wie Marder, die unter einem Zaun auf weißes Geflügel lauern und sich nicht recht herantrauen.

Die Frau aber, die solche Wunder übte, ging stillen Schrittes ihre Wege weiter und dachte: Wie freundlich sind doch die Menschen! Ich will ihre Güte sammeln und nach Hause tragen wie eine Biene den Honig. — Und da sie nach Hause kam, wollte ihr Herz überfließen vor Süßigkeit für ihr Kind, und es gab keine Mutter, die glücklicher und liebreicher wäre als sie.

Als sie aber eines Tages nach Hause kam, die Flügel ihrer Seele schwer von eingeheimster Menschenfreundlichkeit, hatte ihr Kind große, verängstigte Augen und sagte: „Ein fremder Mann war an der Tür und hat geklopft, so: bum, bum, bum! Ich war aber ganz still und hab' nicht aufgemacht. Vielleicht war es der Menschenfresser."

Die Mutter erschrak ein wenig, sie wußte selbst nicht warum. Es konnte der grobe Holzhauer sein, der ihr eine Fuhre Holz für den Winter versprochen hatte; es konnte auch der Schlossermeister Quenz sein, der die neue Herdplatte bringen sollte; es konnte aber auch die gute Tante Christine sein, die alle Jahr einmal um diese Zeit in das kleine Städtchen kam, ihre Steuern zu zahlen und die eine männlich rauhe Art, aber ein goldenes Herz hatte. Es konnte — es konnte — wer konnte das alles sein! Nur der eine nicht, der war weit weg, in Sibirien vielleicht oder noch weiter, dort, von wo man nie, nie wiederkehrt — ihr Mann.

Kurz vor dem Kriege hatten sie geheiratet. Sie kannten einander kaum. Ein paarmal trafen sie sich auf der Gasse. Das erstemal gefiel er ihr gar nicht. Er hatte ein strenges, hartes Gesicht und finstere Augen, vor denen sie sich fürchtete. Das zweitemal hielt sie seinem Blicke stand und dachte: Es ist etwas drin, was mir gefällt. Und das drittemal sagte sie sich: Wenn er lächeln könnte, wäre er schön. — Dann kamen sie bei einem Waldfest zusammen. Er holte sie zum Tanz und sagte zu ihr: „Wir wollen nur miteinander tanzen." — Sie wagte nicht zu widersprechen. Als er den Arm um sie legte, hatte sie das Gefühl, eine Taube zu sein, die in den Fängen eines Adlers ist. Er merkte ihr Zittern und lächelte. Und dieses Lächeln verschönte sein Gesicht auf wunderbare Art. Und da erwachte ihre Liebe zu ihm und sie wurden Mann und Weib. Aber die Angst blieb in ihrem Herzen und machte sich dort breit und drängte die Liebe in ein Winkelchen, daß sie sich nicht recht hervortraute und nur zitternd darauf wartete, wo sie ein wenig

Atem holen könnte. Und das war immer nur in dem Augenblick, in welchem seine Augen einen wärmeren Schimmer bekamen und das schöne Lächeln um seinen Mund erschien. Dieser kurze Atemzug war dann voll des Glückes und die Liebe war in ihrem stillen Winkelchen ganz zufrieden und wollte es nicht anders.

Es kam aber doch anders.

Der Mann mußte in den Krieg ziehen und geriet bald darauf in Gefangenschaft. Seither hörte sie nichts von ihm. Es gab einige, die meinten, er werde gar nicht mehr zurückkommen. Und sie glaubte es auch. Da wich die Angst aus ihrem Herzen, und nun hatte die Liebe dort Raum genug. Und das war das Merkwürdige dran: diese Liebe trauerte nicht und wehklagte nicht, sondern gebärdete sich wie ein Kind auf weiter, freier Wiese. So leicht war ihr zumute, und die Frau liebte ihren Mann noch tausendmal mehr als zuvor.

Zum Frühjahr gebar sie das Kind. Sie versuchte oft, ihre Seligkeit in Worte zu fassen. Immer wieder kam sie auf das eine zurück: ihr Kind war das menschgewordene Lächeln ihres Mannes. Damit glaubte sie den schönsten Ausdruck für ihr Glück gefunden zu haben.

Es lag viel Sonne auf dem Leben ihres Knaben. Die Nachbarn meinten, es wäre nicht gut für das Kind. Ein Mensch müsse frühzeitig Tränen kennen lernen, sonst schmecken sie später um so bitterer.

Die Mutter widersprach. Aus einem Lächeln ist ihre Liebe erstanden. Sie nahm das als gute Vorbedeutung für den Lebenslauf ihres Kindes. Oft erzählte sie ihm von seinem Vater. Aber immer sprach sie von ihm wie von einem, der nur mild sein konnte und liebreich und dessen Worte lind waren wie frische Rosenblätter.

„Ich weiß,“ sagte dann das Kind, „Papa ist der gute König Edelherz. Wenn er nur die rechte Hand in die Höhe hebt, so fangen die Veilchen an zu blühen und die Vögel zu singen, und aus dem Brünnlein fließt süße Milch, und die bösen Tiere des Waldes kommen ganz nah an ihn heran und sind so zahm wie brave Haustiere.“

So lehrte sie das Kind den Vater lieben über alle Maßen. Und nun sollte er zurückkommen in all seiner Herbe und Härte, herber vielleicht und härter noch als zuvor und ohne das Lächeln, auf dem sie seine ganze Märchenherrlichkeit aufgebaut hatte.

Er soll nicht kommen, schrie es in ihr, und sie riß das Kind in ihre Arme und drückte es fest an sich, als wollte sie es vor einer Gefahr bewahren. Und er wird auch nicht kommen, beruhigte sie sich und schalt sich dann lieblos, daß sie so dachte, und es war doch nur Liebe und nichts andres. Nur daß diese Liebe scheu und zart war wie eine Blume, die ihren Kelch dem Sonnenlicht nicht öffnet. Am Abend dann, wenn der Tag geschwunden, haucht sie ihm ihre Liebessehnsucht nach.

Er soll nicht kommen! — Jetzt wurde ihr plötzlich klar,' sie hat dem Kinde ein falsches Bild von seinem Vater entworfen. Der gute König Edelherz, um den das Kind die ganze Innigkeit seiner Seele wob, das war er nicht. Rauh und finster war er, wie der Stiefbruder des Märchenkönigs. Wenn der die rechte

Hand hob, mußten die Blumen erschrecken und ihre Kelche schließen und die Vögel verstummen vor Angst ... Er soll nicht kommen! Er soll nicht kommen, damit dieser reinen, blumenzarten Kindesliebe die Enttäuschung erspart bleibe.

Es war ein furchtbares Gebet, das sich aus ihrem Herzen losrang. Da trat die Nachbarin ein.

„Frau Jessen, wissen Sie's schon? Ihr Mann ist gekommen. Er ist unterdes aufs Rathaus gegangen, aber er muß gleich da sein ... Erschrecken Sie nur nicht! Jedenfalls muß man froh sein, daß es noch so ausgefallen ist. Jedem Glück hängt halt was Bittersüßes an. Das ist einmal nicht anders." Und sie nickte der jungen Frau mitleidinnig zu und ging wieder ihrer Wege.

Frau Jessen blickte ihr verständnislos nach. Was meinte nur die Nachbarin? Da hatte sie wohl recht, etwas Bittersüßes hängt an jedem Glücke ... Armes Kind! seufzte sie. Aber dann dachte sie wieder an das Lächeln, das einst ihr Herz bezwang, und ihre Liebe faßte wieder Mut und kam aus ihrem Winkel hervor wie ein scheues Mäuslein aus seinem Loch, und wollte von dem Bittersüßen naschen.

„Jessy, Jessy, Papa kommt!"

Das Kind bäumte sich vor Freude in ihren Armen. Sein Jubel stieg zu den höchsten Tönen empor, dann strebte er zur Erde.

„Papa kommt, Papa kommt! König Edelherz kommt!" rief er und rannte wie besessen um den Tisch herum und dann in alle Winkel. „Hört ihr's, Soldaten, Trompeter und Trommler? Nur schnell aus euren Schachteln! Wir müssen ihn empfangen."

Und er hielt unter seinen Spielsachen schnelle Musterung.

„Ihr werdet mir Spalier bilden!" sagte er zu seinen Zinnsoldaten. „Du, Bajazzo, wirst einen Purzelbaum schlagen, und der Ballon muß ihm entgegenlaufen. Die Blumentöpfe stelle ich auf den Boden und unsern Kanarienvogel auch, und meine kranken Pferdchen und Schäfchen lege ich ihm in den Weg. Und du wirst sehen, Mutterlieb, unsre Rosen werden wieder blühn und unser Piep wird wieder singen und nicht mehr traurig sein, und meine kranken Pferdchen und Schäfchen auch nicht. Er braucht ja bloß die rechte Hand zu heben und zu befehlen, und alles, alles wird wieder gut." —

Dieser rührenden Kindeszuversicht konnte sie nicht mehr standhalten. Während der Knabe seine Spielsachen auf dem Teppich zum Empfang ordnete, rannte sie aus dem Zimmer. Sie mußte ihm entgegengehen, mußte ihm sagen ... ihn bitten ... ihn warnen ... Da kamen auch schon schwere, wuchtige Schritte die Treppe empor. Das war er, das war er! Sie flog auf ihn zu — wollte sprechen. ... Als sie ihn aber so sah, verging ihr aller Mut. Aufweinend warf sie sich an seine Brust. Jessy saß unterdes auf seinem Schaukelpferd, seine Augen in höchster Spannung auf die Türe gerichtet. Jetzt hörte er eine fremde Stimme ... jetzt öffnete sich die Tür... Ein großer, großer Mann trat über die Schwelle, einen Pelzrock hatte er um die Schultern, ein schwarzes, zottiges Fell hing heraus ... Jetzt richtete er seine dunkeln Augen auf Jessy und kam auf ihn zu ...

„Das ist er nicht, das ist er nicht, Mama!" schrie er in höchster Angst. „Das ist nicht König Edelherz!"



Seine Mama war auch schon bei ihm und bat und schmeichelte: „Sei gut, Jessy, sei gut, das ist Papa!“

„Nein, nein, die Blumen blühen ja nicht, der Vogel singt nicht und meine Pferdchen und Schäfchen hat er zertreten!“

Da sagte seine Mutter — und ihre Stimme war noch milder und süßer als sonst: „Jessy, weißt du denn auch, warum die Blumen nicht blühen? König Edelherz muß doch erst seine rechte Hand heben und es befehlen. Das kann er aber nicht mehr; denn sieh, Jessy, den rechten Arm haben ihm die Feinde abgeschossen.“

Da hob das Kind den scheuen Blick an dem leeren Ärmel empor zu dem Gesicht des Mannes und blieb dort an dem herzbezwingenden Lächeln hangen. Ein letztes Aufschluchzen — dann legte Jessy seine Ärmchen um den Hals des Vaters.

Der König Edelherz aber sagte mit einer Stimme, die so weich war wie taufrische Rosenblätter: „Jetzt weiß ich, warum ich den rechten Arm verlieren mußte.“



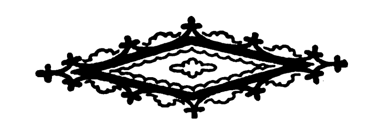
Totenfeier · Von Isa Madeleine Schulze

Still ward's auf dem Friedhof. — Alle,
Die hinaus heut' Kränze trugen,
Leise sind sie heimgegangen,
Eil'gen Schritts, weil es schon dunkelt.

Und es kam die Nacht! — Mit grauen
Regenschleiern tief verhangen
Trat sie in den Totengarten!

Keine Lichter, keine Sterne! —
Nur die weißen Blumen leuchten
Einsam auf aus dunklen Kränzen,
Und der Wind singt Totenlieder. —
Und die welken, bleichen Blätter
Tanzen über schmalen Wegen,
Tanzen über Efeuhügeln,
Tanzen, tanzen ohne Ende
Des Vergehens wilde Tänze. — —

Schweigen rings! — Nur hin und wieder
Banger Eulenschrei! — Im Winde
Bricht ein Zweig, — und hoch vom Turme
Klagt die Uhr um alles Leben.



Die Verteidigung des Einbrechers

Vortrag, gehalten im Londoner Eccentric Club

Von Dr. Charles L. Hartmann

Schmutz ist Stoff am unrechten Platze. Wenn wir den Straßenstaub mikroskopisch untersuchen, finden wir denselben zusammengesetzt aus winzigen Bruchstücken Basalt des Pflasters, Wollfasern der Kleidung, Eisen der Wagenräder, Zellstoff des Pferdemistes, — alles ungemein nützliche und brauchbare Stoffe, wenn am rechten Platze.

Schmutz „an sich“ gibt es nicht, ebensowenig wie das unbedingt Gute oder Böse.

Wir werten die Dinge und Erscheinungen je nach ihrer Nützlichkeitswirkung, je nachdem sie uns körperlich oder geistig beeinflussen.

Wenn ich den Finger in Schwefelsäure tauche, so nenne ich sie nach meiner augenblicklichen Empfindung schädlich, böse, vielleicht gar unsittlich, — benutze ich denselben Stoff zur Auflösung des Chinins, um das Fieber zu stillen: Nützlich, gut, wohltätig. An und für sich ist H_2SO_4 weder das eine noch das andere. Es sind nur die Eigenschaften derselben, welche mich auf verschiedene Weise je nach ihrer Wirkung beeinflussen.

Ein anderes Beispiel: Die elektrische Kraft, die einen Wagen fortbewegt, oder im Blitz einen Menschen tötet. Das Tier, das Raubtier war und gezähmt zum Nutztier wurde. Weder Elektrizität noch Tier sind gut oder böse „an sich“, sie können aber je nach ihrer Benutzung in gute oder böse Diener der Menschheit verwandelt werden.

Haben Sie jemals darüber nachgedacht welche der seltensten und hervorragendsten Fähigkeiten zu einem erfolgreichen Einbrecher gehören? Erfindungsgabe, ruhiges, scharfes Urteil, persönlicher Mut, Verschwiegenheit, Tatkraft, Enthaltung von Alkohol und Frauen, die Fähigkeit, Pläne zu entwerfen und auszuführen und bei allen aufstoßenden Schwierigkeiten sofort, sprungbereit, die Abhilfe zu finden.

Der große Feldherr ist nicht derjenige, welcher in seinem Arbeitszimmer meisterliche Feldzüge erdenkt — großgeistige Entwürfe sind billig wie Brombeeren; sie kommen nie zur Ausführung, weil die Wirklichkeit mit jedem Augenblicke die Lage anders gestaltet, weil man nie alle Wertmittel in einem gegebenen Zeitpunkte voraus übersehen kann —, nein, die Napoleone sind die, welche zu jeder Zeit alle sich entgegenstellenden Hindernisse ihrem Plane schmiegsam anzupassen und dienlich zu machen verstehen.

Während der Schieber in behaglichem Raume und unter der wohlwollenden Fürsorge der Polizei seine Tätigkeit verrichtet, wagt der Einbrecher in Ausübung seines Berufes die Freiheit, das Anlagekapital, oft das Leben. Er hat mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Für ihn gibt es keine Vorschule. Selbst die einfachsten Fachkenntnisse muß er sich durch eigene Erfahrung, stets

von neuem zueignen, sehr oft gegen „Lehrgeld", welches auf mehrere Jahre seine Erwerbsfähigkeit unterbricht. Er muß mit den Errungenschaften der Wissenschaft Schritt halten, stets vervollkommnete Mittel gegen vervollkommnete Abwehr erfinden. Wie auf anderem Felde der Wettlauf zwischen Panzerdicke und Geschoßvergrößerung, Gasattacke und Gasmaske, Drahtverhauen und abflachender Grabenraupe, muß er die elektrische Klingelsicherung, die Panzerkassentechnik, die Deutung der Fingerabdrücke stets aufs neue vorteilhaft bekämpfen können.

Gewiß ist der erfolgreiche Einbrecher selten, aber so ist auch der erfolgreiche Feldherr, Trustbeherrscher, Börsenlenker. Dabei arbeitet er unter viel schwierigeren Umständen. Er hat die ganze Gesellschaft mit ihrem weitverzweigten Staatsgefüge, deren sich stets verbessernden Schutzmitteln, Polizei, Justiz, Angebereisucht des Durchschnittsmenschen gegen sich.

Einer gegen die ganze Welt!

Unter anderen gesellschaftlichen Verhältnissen, bei anderer Erziehung, in anderer Umgebung, in anderem Familienkreise wäre er dank seiner seltenen und hervorragenden Eigenschaften einer jener Helden geworden, deren Ruhm auf blutgetränkten Wogen in die Unsterblichkeit einzieht, einer jener Industriekapitäne, welche unser heutiges Wirtschaftsleben beherrschen. Oder, mit künstlerischen Gaben ausgestattet, statt Banknotenfälscher ein Künstler, der uns Siegesalleen schmückt (hier wird der Leser vielleicht einwerfen, daß er als Banknotenfälscher geringeres Unheil anrichtet). Selbst die weniger seltenen Gaben, welche der in seinem Fache tüchtige Taschendieb haben muß: rasches Handeln, Geschmeidigkeit, Menschenkunde, wären genügend, um ihn erfolgreich mit der diplomatischen Vertretung seines Landes zu betrauen.

Aus Gift kann Gegengift werden. Und Gift bedeutet Gabe. Und von der in jedem Menschen ruhenden Gottesgabe weiß die geistesträge Menschheit nichts.

Man wird mir einwenden: Aber Verbrecher, also antisoziale Naturen, wird es stets geben. Gerade dies bestreite ich, — es gibt keine antisozialen Instinkte, es gibt nur antisoziale Verhältnisse, welche den Instinkt fälschen. Das Dasein des Einbrechers hört auf, wenn durch veränderte wirtschaftliche Einrichtungen, den bargeldlosen Verkehr, die Vermietung von Panzerfächern, die Vermögensverwaltung und Hinterlegung von Wertpapieren in Banken ihm die Ausübung seines Gewerbes zur praktischen Unmöglichkeit gemacht wird. Auch der allergefährlichste aller Einbrecher, der eroberungsgierigste Chauvinist, wird zum Museumsgegenstand, wenn eine neue politische und soziale Ordnung ihm seine Daseinsbedingungen und seinen Nährboden entzogen hat.

Die besten Kolonisten zu jeder Zeit waren Verbrecher. Australien entstand und Amerika. Vergessen ist die Gründung. Und stets noch wandern die sogenannten Taugenichtse nach Ländern aus, wo ihre menschliche Tauglichkeit nicht unbeachtet und nutzlos vergeudet wird. Energisch ist die Natur des aus der Gesellschaft Ausgeschiedenen, schlaff ist nicht der Bauch, an Herzverfettung stirbt nur der erbliche Bonze.

Es war das große Verdienst Fourriers — zu seinen Lebzeiten verlacht, nach seinem Tode fast unbekannt — zum ersten Male die „Lehre der anziehenden Arbeit"

niedergelegt zu haben: Für jeden Menschen ohne Ausnahme gibt es irgend eine Art der Arbeit, die ihm zusagt, die ihm Freude und Lust bereitet, die er aus innerem Antriebe, ohne jeden äußeren Zwang, zu leisten sucht. Es handelt sich für uns nur darum, diesen Trieb richtig anzusetzen, auszunutzen, zu erleichtern, einzudämmen, ihn der Gemeinheit nützlich zu machen.

Der Verbrecher — zu faul!!

Versucht ihn nur. Stellt seine Unternehmungslust, seinen Verstand vor menschenwürdige Arbeitsaufgaben und führt ihn aus schlechter Versuchung in freieres Menschenland, aus dem Menschenelend hinaus. Und fangen die Häscher den Körper und Geist des Einbrechers, wie werden seine Fähigkeiten genutzt? Jetzt, da man doch die Gelegenheit hätte, ihn kennen zu lernen, zu beobachten, zu beurteilen?

Matten läßt man ihn flechten und Tüten kleben!

Unerschöpfliche Schätze ruhen im Verborgenen der Seele des Einbrechers. Niemand hebt sie. So verhebt er sich.

Von diesem Standpunkte muß auch der Friedlichste den Militarismus loben. Er ist die Nachschule derer, die keine Vorschule genossen, die Erziehung derjenigen, welche sich selbst überlassen geblieben. Während einiger Jahre wird er durch harte Zucht zur Selbstbeherrschung, Überlegung, zu geregeltem Handeln, vielleicht auch zu besserer körperlicher und geistiger Entwicklung gebracht. Disziplin und Unterordnung, je nachdem dieselben angewandt, sind ebensowohl vorzügliche Stützen der Tyrannis als des sozialen und politischen Fortschritts. Es ist billiger, den Übeltäter in der Kaserne als im Zuchthaus auszuhalten. In der Kaserne lernt er wenigstens das Zusammenhalten, das Klassenbewußtsein, den Gemeinschaftssinn. Er erwirbt die Selbstachtung, — der erste Schritt zur Vervollkommnung, und ohne welche jede Möglichkeit der sozialen Mitarbeit ausgeschlossen ist.

Was wir Faulheit nennen — jene grundfalsche Ansicht, daß unter erträglicheren Lebensbedingungen niemand mehr arbeiten würde —, entspricht nicht den Tatsachen, gibt es nicht. In jedem Menschen liegt naturnotwendiger Betätigungsdrang. Fragen Sie nur einmal einen Jungen, was er zum Geschenk will? Ohne Zögern: einen Werkzeugkasten. Er will hämmern, sägen, malen, graben, bauen. Mädchen wollen kochen, Puppen versorgen, Hausfrau im kleinen sein. Verlangen nach nützlicher Tätigkeit. Fühlen sonst niederdrückende Langeweile.

Nur im Gehirne eines Anglo-Sachsen, eines kaltblütigen, gefühllosen Raubbesitzverteidigers, konnte die ungeheuerliche Idee der Treadmill, der Tretmühle, als Schutzmittel des heiligen Besitzes entstehen. Ein großes Rad, ohne Zweck, ohne Nutzen, dreihundert Male in der Stunde zu drehen, jeden Tag, jede Woche, das ganze Jahr von Morgen bis Abend das Pensum von soundso viel Umdrehungen den Tag abzutreten, — um mit jeder Umdrehung dem Gefangenen in das Bewußtsein zu hämmern: Niemand soll einen Nutzen von deiner Arbeit haben, weder du noch andere. Sie soll unsinnig, undienlich, unergiebig sein. Als müßtest du Sandkorn mit Sandkorn zu neuem Sandberg zusammenlesen, und täglich wird er dir zerworfen, und täglich und lebenslänglich mußt du ihn nutzlos immer aufs neue wieder errichten!

Von fremder Arbeit müßig lebende Reichlinge erklettern Gebirge, jagen Wild, zähmen Tiere, durchkreuzen Meere als Mimicry, Afferei, Ersatz der ihnen fehlenden notwendigen Arbeit. Der Mensch kann eben ohne Tätigkeit nicht leben.

Fast jede höherstehende Arbeit wird überhaupt nicht gegen Bezahlung, zur Bereicherung, ausgeübt, — der Astronom entdeckt nicht Sterne gegen Honorar: a penny a star. Eitelkeit, Ehrsucht, Ruhmsucht sind viel wichtigere Triebfedern als der reine Gelderwerb. Es handelt sich für die Menschheit darum, diese Neigungen gemeinnützlich zu leiten, zu nutzen.

Vielleicht eines der bezeichnendsten Merkmale unserer heutigen Gesellschaftsordnung ist, daß wir solch seltene und wertvolle Eigenschaften, wie sie im Einbrecher vorhanden sind, nicht gesellschaftlich nutzbar zu machen verstehen, sie zu unserem Nachteil statt zu unserem Vorteil wirken zu lassen. Unsere bodenlose Dummheit läßt die Geistesgaben des Einbrechers an unrichtiger Stelle zur Anwendung kommen, läßt ihn Kassenbrecher erfinden statt Felsenbrecher, Stahlschmelzwerkzeuge statt autogener Schweißapparate. Statt ihm entsprechende Mittel und Wege zur freien Entfaltung am richtigen Orte zu bieten, seine Gaben zum Besten der Allgemeinheit zu verwerten, drängen wir ihn in unserer Gedankenlosigkeit über Fremder Schicksalswege in die althergebrachte, nichtsnutzige Sackgasse, an deren Ende die altersgraue Mauer des zwecklosen und geradezu zweckwidrigen Gefängnisses steht, — die Zwangsanstalt, als sein einziger Wegweiser auf den Irrpfaden unserer vorsintflutlichen Gesellschafts-Unordnung, mit ihrer Unterdrückung aller Selbständigkeit, Schwächung des Körpers und Geistes, Ausmerzung aller gesellschaftlich-nützlichen Instinkte. Als Heilmittel vielleicht noch sinnloser als die durch uns selbst gegebene Ursache des Krankheitsfalles!

Wie im großen der bodenlose Unverstand der Herrschenden die sozialistische Strömung der letzten fünfzig Jahre nicht zu lenken, zu verwerten verstand, so hat die Uneinsicht der Stillstehenden, welche die Tatkräfte des Einbrechers in die Miß-Tat verpuffen läßt, selbst nicht einmal den Gedanken erfaßt, wie man die aufgestaute Tatenlust der Wagemutigen, Vorschreitenden allgemein nützlichen Zwecken dienstbar machen könnte.

Und glauben Sie, daß alles dies jetzt, wo die „Sozialisten" gebieten, besser werden wird? Daß die Erde ihren Laufkreis nach dem Raufsonntag eines Krieges verändert, ein endlos blauer Montag den Wendepunkt einer besseren Seelenlebenszeit mit sich bringt?

Ich nicht.

Nach Regen folgt Regen. Sonnenschein eine kurze Unterbrechung.

Für die geistlos Regierenden bleibt Schmutz: Schmutz, statt Stoff am unrichtigen Platze.



D-Zug in der Nacht · Von Victor von Uthmann

Wie er dahinrast auf eisernen Zeilen!
Vor ihm erwachen die schlafenden Meilen,
Aufgescheucht aus dem Abgrund der Ferne;
Fahl durch die Wolken zucken die Sterne.
Prasselnd über Schienen und Weichen
Tobt er dahin, sein Ziel zu erreichen.
Lichter fliegen — flirrende Funken!
Vorüber Stationen im Nu versunken!

Von der Feuerung rotem Licht
Übergossen der Führer spricht:
„Vorwärts, nur vorwärts, mein junger Gesell,
Unser Donnerwort lautet: ‚schnell!'
Und wir haben uns diesmal verspätet!
Teufel! das müssen wir wieder holen!
Hinein in den Kessel mit all deinen Kohlen!"

Auf springt der Zug. Der schaufelt und betet
Und blinzt nach dem Zeiger: „Kilometer
An hundert und zehn, gar mehr wohl, Sankt Peter!"

Und durch die Scheiben zum Fenster hinaus
Schaut er hinein in den nächtigen Graus.
Und wie es rollt und stampft und knattert,
Ein Schatten dem Zuge zur Seite flattert.
„Was ist das, Meister? Schaut hin! Ein Reiter
Mit schwarzem Mantel ist unser Begleiter!"

Der aber steckt eine Pfeife an:
„Du hast wohl getrunken, junger Mann!"
Da graut der Morgen, auf tauchen aus blassen
Nebeln der Riesenstadt Türme und Massen. —

Doch draußen am Tore vom dampfenden Pferde
Springt ein schwarzer Reiter zur Erde,
Streichelt des Rosses struppige Mähne
Und spricht aus klapperndem Mund ohne Zähne:
„Wir reiten vor Tage die Strecke zurück;
Ein andermal haben wir besseres Glück,
In der Nacht, vielleicht in der nächsten Nacht,
Mein wackrer Fahlhengst hab' mir nur acht!
Mein hurt'ger Geselle, mein flugschnelles Täubchen,
Ich kenn' eine Stelle mit klirrendem Schräubchen
Da, wo sich der Bahndamm im Bogen wendet,
Eine schrille Laterne das Führeraug' blendet;
Dort gilt's dann im Sprunge die Flanke zu weiten!
Den nächsten — wollen wir überreiten!"



Boden fassen!
Ein Notruf vom Rhein

Der aufbauende Wille, nach dem unser ganzes Vaterland schreit, muß am notwendigsten da in Kraft treten, wo die auf die Zertrümmerung deutschen Wesens gerichtete feindliche Stoßkraft am größten ist: im Westen.

Im Westen ist die Mauer nationalen Bewußtseins an gewissen, nicht unbedeutenden Stellen dünn. Der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands von 1870 bis 1914 hat die dem Rheinländer eigentümlichen Eigenschaften, Lebenslust und Geschäftsgeist, in bestimmten Kreisen in verhängnisvoller Weise zu einer rücksichtslosen Ichsucht und einer schon die Kinderstube verpestenden Geldgier gesteigert. Der moderne Durchschnittsrheinländer kennt vielfach nur mehr materielle Werte. Ideale, die er nicht materiell bewerten kann, sind ihm keine Ideale. Auf diesem Standpunkt steht ein Teil der Bevölkerung, und nicht der einflußloseste, auch in politischen Dingen. Das Interesse am Reich geht vielfach nur so weit, als man selber dabei reich werden kann. Solange das Reich stark war, brüllten die Leute dieses Schlages ihr: „Deutschland über alles!“ im kräftigsten Brustton. Jetzt — warten sie vorsichtig ab. Im Herbst 1918 konnte man manch einen vom „Französisch werden“ reden hören. Als dann die Franzosen kamen, verstummten diese Reden allerdings wieder; denn man hatte durch die Besetzung mehr Schaden wie Nutzen. Aber jetzt fangen die Franzosen an, Grundbesitz und Aktien zu erwerben, und damit fällt ihnen die Sympathie wieder zu. Und wenn es so weiter geht, werden die Rheinländer bis in fünfzehn Jahren den Reichsgedanken völlig aus dem Gedächtnis verlieren.

Es hat keinen Zweck, darüber vornehm zu schweigen, bis das Unglück vollendet ist, und dann in ein jammerndes: Ach hätte! Ach wäre! auszubrechen. Jetzt muß gehandelt werden. Mit allen Kräften und so schnell wie möglich.

Das Wie legt uns der Charakter des Rheinländers selbst nahe. Er will von der Geschäftsseite gefaßt werden. Eine Aktie, eine Hypothek, ein Stück Boden ist für die Propaganda des Reichsgedankens mehr wert als eine Broschüre oder ein Vortrag.

Boden fassen — das ist die Aufgabe.

Und diese Aufgabe liegt in den Händen der Industrie, des Handels, des Großkapitals. Boden fassen. Nicht das Vermögen ins Ausland schleppen, sondern es in rheinischen Unternehmungen, rheinischem Grundbesitz anlegen, — um in der Stunde der Entscheidung Bürger- und Stimmrecht zu haben. In Mainz ist bereits ein großes Hotel in französischen Besitz übergegangen. In Wiesbaden erwarben Franzosen die Aktien des „Nassauer Hofs“. Man spricht von einem Neunmillionen-Objekt. Wenn das schon im ersten Jahre geschieht! Jede solche „Eroberung“ französischerseits ist deutscherseits ein Versäumnis! Wir müssen zuvorkommen.

Norddeutsche heraus! Haltet das Rheinland, das eine wertvolle Nährquelle des Reiches ist, mit den Zähnen fest! Mit derselben Energie, mit der Frankreich die rheinische Industrie zu französieren und in die französische hinüberzuziehen sucht, reißt sie herüber!

Wir haben aus der Geschichte ein wichtiges Beispiel, wie schon einmal nord- und westdeutsche Handelskraft sich verbrüderte. Das war im Mittelalter. Die Kaufmannschaft der Nord- und Ostseestädte schloß sich mit den rheinischen Handelsherren zu einer Gilde zusammen: der deutschen Hansa. Als ein leuchtendes Vorbild stolzen, von hohem Idealismus getragenen Geschäftsgeistes steht die Hansa uns vor Augen. Damals hat Rivalentum zu der Verbrüderung geführt. Die lübischen und die kölnischen Herren suchten einander im Auslande so lange den Rang abzulaufen, bis sie, zu höherer Einsicht gelangend, aus Feinden Freunde, aus Konkurrenten Teilhaber wurden. Sie hätten Teilhaberschaft auch mit Ausländern halten können. Aber das schien ihnen tief verächtlich. Der nationale Instinkt trieb den Deutschen zum Deutschen.

Unter ganz anderen Umständen erweist sich heute ein Zusammentreten von Nord und West als nötig. Nicht Rivalentum ist die Ursache, sondern Not. Die furchtbarste Not, die ein Volk treffen kann: Absplitterung vom Heimatstamm. Aber wiederum, — laßt die Welle, die heiße Blutwelle hoch schlagen: Der Deutsche zum Deutschen!

Was irgend, irgend möglich, sollte jetzt von norddeutscher Seite geschehen, die rheinischen Interessen mit denen des norddeutschen Handels zu verbinden. Ganz besonders von Hamburg aus könnte hierin eine Initiative ergriffen werden. Es darf nicht Gewohnheit werden, daß der Rheinländer seine Geschäfte in Paris abwickelt.

Und dann ist es, wie gesagt, notwendig, nicht bloß in Beziehungen zu treten, sondern auch persönlich Boden zu fassen, sich ansässig zu machen. Der ausgedehnte Domänenbesitz der Provinz Nassau, der, wie es heißt, veräußert werden soll, die zahlreichen verkäuflichen Landhäuser, Güter, Schlösser, die angenehmen Siedlungsgelegenheiten in den rheinischen Städten geben hiezu Anlaß genug.

Es ist wichtig, daß Deutsche den deutschen Boden des Rheinlandes festhalten, wenn er nicht abgerissen werden soll. Es wäre insbesondere eine Aufgabe der Deutschnationalen Partei, hiefür Mittel aufzubringen, Kapitalisten zu interessieren. Die Deutschnationalen am Rhein, erdrückt von den anderen Parteien, sind hiefür numerisch wie finanziell zu schwach. Sie brauchen tatkräftige Hilfe. Möchte sie ihnen werden!





Alfred Rethel

Auch ein Totentanz (1849)



Kann Religion gelehrt werden?

Es ist ein Streit um die Religion geworden, weil sie als obligatorischer Unterrichtsgegenstand aus den Schulen verschwinden soll. Die Trennung von Kirche und Schule ist das folgerichtige Seitenstück zur Trennung von Kirche und Staat. Aber gerade um der Jugenderziehung willen wollen viele Kirchen- und Volksfreunde von einem solchen Auseinander nichts wissen, sie fürchten, daß dann ein Geschlecht aufwachse, dem ein Tiefstes und Allerbestes fehle, und sie möchten lieber einen langen, schweren Kulturkampf aufnehmen, als daß sie die religiöse Schulunterweisung fahren ließen. Das Problem, um das es sich hier handelt, ist sehr vielgestaltig, und man hat das Gefühl, daß in ihm ganze Nester von Einzelproblemen enthalten sind, die auch wieder ihre Nöte und Schwierigkeiten haben. Und die Sache wird dadurch nicht einfacher, daß gleich drei Kulturgebiete bestimmend mitreden wollen, die ihrem Wesen und ihren geschichtlichen Entwicklungen nach oft sehr verschiedene Interessen haben und haben müssen, eben Schule, Kirche und Staat. Ja, es kommt noch ein viertes Element hinzu, wenn man ganz genau zählen will, und es ist trotz seiner Weitschichtigkeit und Unbestimmbarkeit wahrlich kein unwichtiger Faktor, ich meine das, was man im ethisch-sozialen Sinne „die Gesellschaft" nennt, aus der sich wieder als ein besonders bedeutsames Stück das Haus, die Familie, mit eigenpersönlichen Wünschen und Forderungen heraushebt.

Recht nützlich ist es nun, mit aller Ruhe eine grundsätzliche Frage aufzurollen, die im Hin und Her der Geister bisher fast ganz übersehen wurde, die Frage, ob und inwieweit Religion denn überhaupt „gelehrt" werden kann.

Daß der Religionsunterricht, und wäre er der pädagogisch vorzüglichste, die Religion bei den heranwachsenden Menschenkindern nicht ohne weiteres schaffen oder gewährleisten kann, das liegt ja wohl auf der Hand. Viele junge Leute fühlen und geben sich nur allzu bald als Freigeister und Atheisten, obgleich die Schule durchaus das Ihre tat, auch in den Religionsstunden das vorgeschriebene Pensum zu erreichen. Ja, es sind nicht wenige und oft gar nicht untüchtige Geister, die mit bewußtem Groll an den religiösen Unterricht zurückdenken und die mit bitteren Worten vom Einpauken des Katechismus und altertümlicher Gesangbuchverse reden, durch welches üble Verfahren ihnen die Religion überhaupt und für immer verleidet worden sei. Man kann einen solchen Vorwurf und die ganze aus ihm sprechende Stimmung sehr wohl verstehen. Der religiöse Memorierstoff ist noch nicht die Religion, und wo er trocken formal eingetrichtert wird, da entsteht jener geistige und seelische Widerwille, der wie mit eherner Naturnotwendigkeit da ist, wenn dem Kopf und dem Herzen etwas als ganz fern und fremd Erscheinendes mit Gewalt aufgedrängt werden soll.

Andrerseits kann das Stoffliche der religiösen Unterweisung so anschaulich und so lebendig gestaltet werden, daß es auf die Kinder überaus anziehend wirkt. Eine solche Art der Darbietung hat dann auch ihre lange innere Nachwirkung, diesmal im gehobenen, freundlichen Sinne, vielleicht mit dem Begleitgefühle einer herzlichen Dankbarkeit für die Persönlichkeit, die sich gerade auch im Religionsunterricht auf ein so warmherziges Lehren verstand. Also, auch der

vielumstrittene kleine Katechismus Luthers ist immer das, was aus ihm gemacht wird. Man hat ihn als ein volkserzieherisches Meisterwerk gepriesen, und kein Geringerer als der große Historiker Leopold von Ranke hat ihm ein berühmt gewordenes Loblied gesungen: „Der Katechismus ... ist ebenso kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält!" Ja, so kann es sein, wenn der Katechismusunterricht mit Kraft und Wärme erteilt wird, mit einer persönlichen, anglühenden Überzeugungsmacht, in der die Katechismusgedanken hohes religiöses Eigengut sind. Ist das nicht der Fall, dann kann, ja dann muß dieser Unterricht für alle Beteiligten zur Last, zur Qual, zum dauernden Ärgernis werden. Es hätte längst überall so sein müssen, daß Lehrer, die aus inneren Gründen den Kirchenkatechismus nicht darbieten möchten, auch nicht gezwungen wären, es zu tun; sie hätten ohne weiteres die Möglichkeit haben müssen, unbeschadet ihrer amtlichen Verhältnisse, eine ablehnende Stellung einzunehmen.

Man kann von einem religiösen Erleben und Erlebthaben Zeugnis ablegen, aber man kann es nicht verstandesmäßig anbeweisen. Religionskenntnisse geschichtlicher und dogmatischer Art sind eben noch nicht die Religion selber. Diese ist ja eine Willensbestimmtheit des Gemüts mit persönlichsten Erlösungsmotiven, und so etwas steht außerhalb des logischen Erkennens. Es ist eine innere Provinz für sich, mit Weltanschauungsenergie und eigenständiger Gewißheit. Natürlich wird ein richtiger Religionsunterricht nach einer wohlerwogenen Methode ausschauen; planmäßig und zielbewußt wird er sich der betreffenden Erkenntnisstufe anzupassen suchen; er wird unter gewissenhafter Berücksichtigung aller pädagogisch-psychologischen Momente möglichst kindertümlich sein und nicht bloß irgend eine bestimmte kirchliche Metaphysik mit Gewalt aufzwingen wollen. Aber den christlichen Glauben nach seiner tiefsten Erfahrungsseite „lehren", das innere Überwältigtsein und Bestimmtwerden durch solchen Glauben durch Mittel des Unterrichts schaffen und befestigen, das kann und konnte keine Pädagogik. Dennoch kann ein guter Religionsunterricht ein starkes Interesse an der Religion wachrufen und pflegen, besonders dann, wenn die häusliche Erziehung ihrerseits einen religiösen Grundton trägt. Das Kind hat ein gewisses Feingefühl dafür, ob der Lehrende selbst eine warme religiöse Überzeugung hat; und wo ihm solches persönliche religiöse Leben wie eine selbstverständliche Luft, in der man atmen muß, freundlich entgegenweht, da nimmt die empfängliche Kindesseele gern davon auf, so wie sie Liebe und Freundschaft und den Geisteshauch alles Schönen, Wahren und Guten in sich aufnimmt, ohne erst lange zu grübeln, warum und wie denn das alles so sein kann und muß. Also, Religion kann nicht gelehrt werden, wie man Lesen, Schreiben, Rechnen lehrt, aber es läßt sich eine bedeutsame religiöse Beeinflussung üben, sei es mehr unsystematisch, wie daheim in der „Mutterschule", sei es mehr pädagogisch fortschreitend, im Rahmen eines schulischen Lehrplanes. Das spätere Leben kann durch die Verhältnisse oder durch Selbsterziehung die ersten Eindrücke religiöser Art ergänzen, unterstreichen, oder auch verwischen und zerstören, aber das ändert nichts an der grundsätzlichen Bedeutsamkeit der ersten religiösen Unterweisung. Sie wird, wenn auch oft unbewußt, immer irgendwie mitsprechen, wenn es später gilt, in Weltanschauungsfragen eine gründliche Auseinandersetzung vorzunehmen und eine persönlich klare Stellung zu gewinnen.

Ein hübsches, stimmungsvolles Bild von Hans Thoma zeigt, wie eine schlichte, ältere Frau einem frischen Jungen mit autoritativ hinweisendem Finger eine Stelle im Bibelbuch erklärt. Die beiden sitzen im Freien, traulich am Gartenzaun, das freie, frohe, natürliche Leben gibt gleichsam den Hintergrund, und das Ganze heißt: „Religionsunterricht". Es ist eine sehr anmutige Veranschaulichung der Religion als Autorität, einer Autorität, die als solche vor allem auch dem Kinde gegenüber geltend zu machen ist. In der Tat, ganz ohne den Anspruch auf bestimmte, unbedingte Geltung kann keine Religion sein, auch die christliche nicht. Nur wird es freilich stets ein gewichtiger Unterschied bleiben, ob man dieses Autoritative mehr handfest massiv oder mehr weitherzig geistig faßt. Die letztere Auffassung entspricht unfraglich

mehr dem eigentlichen Sinn des Evangeliums als die erstere. Aber sie kann erst auf einer gewissen reiferen Lebensstufe begriffen und gewürdigt werden. Daß die Bibel sehr wohl als eine persönlich erlebbare Autorität frei und froh angenommen werden kann, ohne alle Buchstäbelei, aber in einem lebensstarken Geiste, das ist eine religiöse Erkenntnis, die ein normales Kind noch nicht haben kann. Wohl aber kann sie der Lehrende haben. Er wird dann bei aller Berücksichtigung des kindlichen Autoritätsbedürfnisses doch einen Religionsunterricht im Lichtkreise des Geistigen und Duldsamen erteilen können; er wird einen Hauptton auf die christliche Liebe legen, und die Kinder werden fühlen, daß eine etwa verketzernde und überhaupt verfolgende Religiosität wahrlich nicht das innere Hochziel einer wirklichen Religion sein kann.

Und damit hängt es zusammen, daß ein guter Religionsunterricht immer auf die einfachen großen Hauptwahrheiten der Religion hinweisen wird. Das Hängen und Drängen in kleinen, nebensächlichen Dingen kann manchmal recht gut gemeint sein, aber auf religiösem Gebiete ist es doch schließlich nur Energievergeudung. Religion kann am allerwenigsten durch vereinzelnden und zersplitternden Kleinbetrieb gelehrt werden; aber anschauliche Darbietung im Lichte großzügiger Kern- und Lebensgedanken, das kann auch auf Kinder einen tiefen Eindruck machen.

Dr. A. Schröder



Die „Schuld"

Gewiß gibt es Kriege, die der Willkür eines einzelnen entsprungen und nicht in dem Bedürfnis eines Volkes begründet sind. Darum heißen ja die drei ersten Kriege Ludwigs XIV. Raubkriege. Wie aber steht es, um ein Gegenbeispiel anzuführen, mit den Kriegen, die die deutsche Einheit bewirkten? Diplomatisch mustergültig vorbereitet, können sie doch nicht als Unternehmungen Bismarcks bezeichnet werden, so wenig wie man sich andrerseits durch das der Kaiserin Eugenie zugeschriebene Wort „mein kleiner Krieg" dazu verleiten lassen darf, den Krieg vom Jahre 1870 als ein Abenteuer dieser Dame hinzustellen. Im allgemeinen kann man vielmehr der Entstehungsgeschichte eines Krieges selbst dann noch nicht gerecht werden, wenn man den Blick von den auf der Bühne Handelnden hinweg hinter die Kulissen schweifen läßt, wo Kamarillas, Koterien und Parteibonzen ihr Unwesen treiben.

Vielmehr! „Am Ende liegt ein Drang zu periodischer großer Veränderung in dem Menschen, und welchen Grad von durchschnittlicher Glückseligkeit man ihm auch gäbe, er würde (ja gerade dann erst recht!) eines Tages mit Lamartine ausrufen: ‚La France s'ennuie!'" sagt Jakob Burckhardt. „Raum für alle hat die Erde." Sehr schön gesagt. Aber die sechstausendjährige Erfahrung der Menschheit zeigt, daß jener Drang, den Burckhardt ganz allgemein als einen „zu großer Veränderung" bezeichnet, doch einmal zu einem Zusammenstoß führt. — Doch einmal! Denn der gewissenhafte Staatsmann wird jenes Drängen seines Volkes so leiten, daß es ohne Störung des Friedens seinem Ziele näher kommt. Aber die Ausgleiche und Verständigungen mit anderen Völkern, die den eigenen Weg kreuzen, gar den Weg zum eigenen Ziel zu verlegen drohen, sind schließlich doch nur Waffenstillstände, da sie nur in den seltensten Fällen den Bedürfnissen aller Beteiligten wirklich gerecht werden. So lassen denn nicht wenige dieser Verträge in der Brust des einen oder des andern einen Stachel zurück. Vielleicht sind sie auch auf Kosten eines Dritten geschlossen. So sammelt sich allmählich zwischen den Nationen immer mehr Zündstoff an.

Jene Strebungen nach „großer Veränderung", die nach Charakter, Geschichte, geographischer Lage und anderen Eigentümlichkeiten der einzelnen Völker individuell sind, lagern im allgemeinen als äußerster Ursachenkreis um den Krieg. Die Verträge und andere Vor-

kommnisse bilden den zweiten Ring. Er geht an manchen Stellen schon über in den dritten Kreis, aus dem der Krieg unmittelbar erwächst. Dieser letzte, innerste Ring setzt sich aus den Maßregeln zusammen, die die Staatsmänner treffen, um ihr Volk unter den denkbar günstigsten Bedingungen in den als unvermeidbar erkannten Krieg eintreten zu lassen. Je scharfäugiger der Staatsmann ist, desto früher wird er die Unvermeidlichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung erkennen, und je pflichtbewußter er ist, desto sorgfältiger wird er sie vorbereiten. Denn nur seinem Volke, sonst aber niemand verpflichtet, hat er nur dessen Glück ins Auge zu fassen. Zu diesem Glück gehört aber vor allem die Befriedigung jenes Dranges, der ihm innewohnt, der es vorwärtstreibt zu immer neuen Zielen.

In der Vorgeschichte des Weltkrieges treten diese drei Ursachenkreise deutlich hervor.

Nach dem Ausbau der Nationalstaaten ergriff die Völker „eine neue Leidenschaft: sie strebten aus der Heimat in die Weltweite und erfanden für diese alte, aber niemals gleich mächtige Begierde den tönenden Namen Imperialismus". So glaubt denn auch Friedjung das halb noch dem 19., halb schon dem 20. Jahrhundert angehörende Zeitalter am treffendsten als das des Imperialismus zu bezeichnen, obgleich er ausdrücklich in seinem Buche „Das Zeitalter des Imperialismus" (Verlag Neufeld u. Henius, Berlin 1919) hervorhebt, daß Name und Begriff in England entstanden sind, dieser in seinem Ursprungslande tiefgreifende, dem Wesen des britischen Reiches Rechnung tragende Wandlungen durchgemacht hat und an Größe und System den Imperialismus anderer Staaten weit hinter sich läßt. „Ich sah, daß die Ausdehnung alles ist, und da die Oberfläche der Welt beschränkt ist, muß es unsere große Aufgabe sein, so viel von ihr zu nehmen, als wir irgend haben können." (Cecil Rhodes.) Gleichwohl wird man mit Friedjung dem Sprachgebrauch, wie er sich einmal durchgesetzt hat, nachgeben und die die letzte Generation der zivilisierten Welt beherrschende Idee als die imperialistische bezeichnen können. Nur darf man nicht vergessen, daß der Imperialismus jedes Landes eine bestimmte Eigentümlichkeit hat. Rußland trachtet nach dem warmen Meer. Frankreich ist von der Sucht beseelt, die Rolle zu spielen. Bei den jungen Staaten, dem Deutschen Reiche und Italien, handelt es sich um Erweiterung des Lebensspielraums, wie sie durch die Bevölkerungszunahme, dort auch durch die Industrialisierung, gebieterisch gefordert wird. Dem englischen Imperialismus am nächsten kommt der amerikanische, an System und Größe. Auch entbehrt er so wenig wie jener der moralischen Schminke. Denn von den Angelsachsen hüben und drüben gilt:

„Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt
Und lispeln englisch, wenn sie lügen."

Japan endlich ist von seiner Sendung überzeugt, die es zugunsten der gelben Rasse nach der Herrschaft über den Großen Ozean, das Meer der Zukunft, trachten läßt.

Durch den Eintritt dieser beiden Staaten in die Weltpolitik wächst die Zahl der Konfliktsmöglichkeiten außerordentlich. Und so hat man denn beim ersten Blick auf den zweiten Ursachenkreis den Eindruck eines unentwirrbaren Chaos. In Asien stoßen Rußland und Japan, England und Rußland, aber auch England und Japan aufeinander, bis auch die Union mit der Besitzergreifung der Philippinen (1898) und ein Jahr später das Deutsche Reich mit der Pachtung Kiautschous auf diesem Schauplatz erscheinen. Nicht minder geraten mehrere Staaten in Afrika einander ins Gehege. Und selbst in dem alten Europa entstehen wieder Reibungen — auf dem Balkan, dem alten Wetterwinkel.

Heben wir jedoch einzelne Ereignisse heraus! Kaum ist Bismarck vom Schauplatz seiner Taten abgetreten, so entsteht auch schon infolge der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages ein deutsch-russischer Gegensatz, während die mit dem Sturze Ferrys (1885) eintretende Entfremdung zwischen Deutschland und Frankreich noch der Bismarckischen Zeit angehört. Der Verlust jedes Einflusses in Ägypten erfüllt, obwohl von ihm selbst verschuldet, Frankreich mit Erbitterung gegen den Beatus possidens England. Auch in Hinterindien,

Madagaskar und Neufundland fühlt Frankreich sich durch England gehemmt. Zum Zerreißen gespannt ist das Verhältnis zwischen beiden in Faschoda. Dasselbe Jahr (1898) zeitigt sogar wieder einen Krieg imperialistischen Charakters, den amerikanisch-spanischen. Wieder! Denn bereits vier Jahre vorher hatte Japan einen solchen gegen China geführt. Aus diesem erwuchs infolge der erzwungenen Revision des Friedens ein Gegensatz Japans namentlich gegen das hier unnötig sich vordrängende Deutsche Reich. Der Ausgang jenes Krieges aber näherte die Union Mittel- und Südamerika. Und war diese bereits 1895 wegen Venezuelas mit England aneinandergeraten, so brachten die nächsten Jahre Reibungen wegen des Panamakanals. Rußland betreibt zwar nach Schimonoseki vor allem mit Kraft und Erfolg seine Geschäfte in Ostasien, verliert aber keineswegs hierüber den Orient aus dem Auge. Vielmehr gelingt es ihm hier, Bulgarien dem Einflusse Österreichs zu entziehen (1896). Noch mehr erschwert aber wird dieses Staates Stellung auf dem Balkan dadurch, daß das durch die Niederlage bei Adua um seine innerafrikanischen Hoffnungen betrogene Italien sich wieder der Adria zuwendet.

Nicht eine erschöpfende Aufzählung soll hier gegeben werden, sondern ein Bild von dem Wirrwarr der überall aufeinanderstoßenden Strebungen, der vielfach sich kreuzenden Gegensätze. Auch die Verträge, durch die die Staatsmänner der gewaltsamen Auseinandersetzung vorbeugen, gestalten die Lage nicht einfacher. Vielmehr erwachsen aus ihnen nicht selten neue Gegensätze. Hat doch selbst die aufrichtige Friedenspolitik Bismarcks nicht verhindert, daß Rußland nur mit Erbitterung gegen das „undankbare“ Deutschland vom Berliner Kongreß Abschied nahm! Wieviel weniger können da Männer von wesentlich geringerer Geistes- und sittlicher Größe, die vielleicht gar nicht einmal ehrliche Makler sein wollen, bessere Erfolge erzielen! Man denke nur an das verhängnisvolle Nachspiel von Schimonoseki! Und selbst wo eine verhaßte „Vermittelung“ fehlte, wo also die Konkurrenten unmittelbar sich „vertrugen“, sich „verständigten“, wurde die Lage oft nur noch gespannter. So hat die Zulassung Italiens zur Balkanpolitik durch Österreich (1887) diesen Staat auf Schritt und Tritt gehemmt und nur immer neue Reibungen herbeigeführt.

Ordnung in das Chaos der verwirrten und verwirrenden Gegensätze — damit kommen wir zu dem dritten, innersten Ursachenkreis — hat die englische Staatskunst gebracht. Daß dies so völlig zugunsten Englands gelungen ist, daß im Weltkriege fast sämtliche Staaten der Erde sich um dies Land als den Heiland der Welt scharten, ist eine um so erstaunlichere Leistung der englischen Staatskunst, als England nicht nur im Anfang unserer Periode (1884) ganz vereinsamt war, sondern auch durch den Burenkrieg nochmals in eine Lage versetzt wurde, von der Rosebery sagte: „Es gibt keine Parallele des Hasses, mit dem wir von den Völkern nahezu einstimmig betrachtet werden.“ Zustatten kam freilich den Engländern, daß um 1900 der Chor der Rache, der mit seinen Haßgesängen die südafrikanische Tragödie begleitete, nur in seinem Abscheu einig war, sonst aber in kleinlichen Zänkereien sich gefiel. So konnte denn Albion mit einiger Aussicht auf Erfolg nach dem Rezept: „Haltet den Dieb!“ daran gehen, dem Strom der Entrüstung eine andere Richtung zu geben.

Welche Richtung? Schon in den achtziger Jahren hatten verschiedene Zeitungen auf den sprunghaft vorwärts eilenden Wettbewerb Deutschlands in Industrie und Handel hingewiesen. Demgemäß hatte denn auch sogleich das erste Bündnis, das England jetzt — noch vor Beendigung des Burenkrieges — abschloß, das japanische (30. Januar 1902) letzten Endes seine Spitze gegen Deutschland, insofern als der dadurch vorbereitete Krieg das besiegte Rußland von Asien hinweg wieder dem Balkan zuwandte. Für England hatte diese Tatsache nichts Bedrohliches mehr, seitdem ihm Konstantinopel infolge der Erschließung Afrikas und der Wandlungen im Großen Ozean gleichgültig geworden war, wohl aber für Deutschland, dessen veränderte Stellung in der Türkei vor allem durch das Unternehmen der Bagdadbahn gekennzeichnet wurde. Dazu kamen dann noch die unvermeidlichen neuen Reibungen mit

Österreich. — Bald nach Abschluß des Bündnisses mit Japan beglich England seine sämtlichen Rechnungen mit Frankreich durch die Vereinbarung vom 8. April 1904. Schärfer blickend als der Pazifist Jaurès sah der Nationalist Flourens hierin nicht eine erste Etappe auf dem Wege zum ewigen Frieden, sondern zu einem ausgesprochen kriegerischen Bündnis zum Zweck der Zerstörung der deutschen Flotte. — Mit bestem Erfolge ließ sich König Edward auch die Aussöhnung Italiens und Frankreichs angelegen sein.

Es sei dahingestellt, ob König Edward nur eine politische Mattsetzung Deutschlands bezweckte, wie Friedjung meint. Die englische Regierung hat jedenfalls aus ihrer Bereitschaft zum Kriege kein Hehl gemacht. Des Schatzkanzlers Hicks-Beach Äußerung: „Es gibt ärgere Übel als den Krieg!“ (1898) hatte sich freilich gegen Frankreich gerichtet. Aber die Presse hatte schon vorher dem Kriege gegen Deutschland das Wort geredet bis zur Empfehlung eines Überfalls. Und am 25. August 1904 machte Lansdowne seine „tiefernste Eröffnung“ in Berlin: es war die erste amtliche englische Kriegsdrohung gegen das Deutsche Reich. — Und war nicht in der Tat der Krieg noch die einzige Rettung Englands? Gegen die deutsche Industrie hätte man sich durch Schutzzölle wehren können. Aber der aufstrebende Handel eines Landes läßt sich nur durch Krieg außer Wettbewerb setzen.

Deutschland — der gefährlichste Nebenbuhler! Das ist aber nur die eine Seite der Medaille. Die andere: Deutschland in der ganzen außerenglischen Welt der locus minoris resistentiae! Denn „während alle Kraft der deutschen Nation in Werken der Industrie, des Handels, der Technik angespannt war, schien ihr politischer Genius zu erlahmen“. In der an sich richtigen Erkenntnis, daß die Erhaltung des Friedens für Deutschland Bedürfnis war und Gewinn brachte, betrieb die deutsche Regierung eine immer schwächlichere Karthagerpolitik. Wohl hat Kaiser Wilhelm II. einmal gesagt, man treibe jetzt wieder wie einst der Große Kurfürst Weltpolitik. Aber wenn man in Erich Marcksens jetzt in 5. Auflage vorliegendem Werke „Männer und Zeiten“ den Aufsatz „Das Königtum der großen Hohenzollern“ liest, sieht man überall nur die schroffsten Gegensätze zwischen der Regierung Wilhelms II. und der seines großen Ahnen. So tatkräftig dieser das Wirtschaftsleben förderte, die äußere Politik stand ihm allezeit obenan. Darum Allianzen! Darum ein Heer, ein immer größeres Heer! Mag es auch innere Konflikte kosten! Die Berliner „Politik“ aber nach dem unglückseligen 20. März 1890? Bismarcks Bündnissystem wird nicht ausgebaut, vielmehr abgebaut. Man begnügt sich mit dem Dreibund, schließlich mit dem allein noch tatsächlich bestehenden Bunde mit Österreich. Marcks veranschlagt den Wert dieses Bündnisses außerordentlich hoch (a. a. O. Bd. II, „Das deutsch-österreichische Bündnis“). Aber kein Geringerer als sein Schöpfer selbst empfiehlt in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ unter Hinweis auf die Unsicherheit der österreichischen Freundschaft, „auf die Pflege von Beziehungen, aus denen sich nötigenfalls andere Kombinationen entwickeln lassen, nicht absolut zu verzichten“. An Versuchen, andere Beziehungen herzustellen, hat man's ja freilich nicht fehlen lassen, aber doch nur so, daß deutlich die Abneigung zutage trat, sich auf neue Bündnisse einzulassen. Hiermit hängt der Zickzack-Kurs zusammen, der den Eindruck der Schwäche und der Unzuverlässigkeit hervorrief. Starke Worte und gelegentliche kräftige Maßregeln, wie die Entsendung zweier Kriegsschiffe nach der von England bedrohten Delagoabai (1894) untergraben weiterhin das Ansehen des Reichs, da im entscheidenden Augenblick doch nicht Ernst gemacht wurde, die diplomatischen Maßnahmen häufig erst nach der Deutschland festlegenden Kundgebung erfolgten (Krüger-Telegramm), zuweilen auch eine Tat von Worten begleitet wurde, deren Stärke in keinem Verhältnis zu der Bedeutung jener stand (16. Dez. 1897: „gepanzerte Faust)“ Der Eindruck der Schwäche nicht nur, sondern diese selbst wurde noch gefördert dadurch, daß in der innern Politik dieselbe Konfliktscheu herrschte, wie in der äußern. Fast jeder der der preußischen Vergangenheit gewidmeten Aufsätze in Marcksens Werk zeigt, wie keiner der Großen sich aus Angst vor Konflikten der Pflicht entzogen hat, das Heer zu vergrößern. Da-

gegen trat nach der großen Heeresvorlage unter Caprivi geradezu ein Verfall der Heeresmacht ein, wenigstens vom Standpunkte der allgemeinen Wehrpflicht aus — um den Scheinfrieden zu erhalten. Denn nur um einen Scheinfrieden handelte es sich. Friedjung meint zwar, die Annäherung der bürgerlichen Parteien als einen der besten Erfolge der Regententätigkeit des Kaisers preisen zu können. In Wahrheit haben sich aber die Parteien höchstens in der Auffassung genähert: Die Partei über das Vaterland! — Wie wenig berechtigt übrigens die Scheu vor inneren Konflikten war, hätte man aus dem Erfolg der Flottenpolitik lernen können, wenn es Gliederpuppen gegeben wäre, von einem Manne zu lernen. Englands Sorgen sind durch den Flottenbau gewiß verstärkt worden, mehr noch vielleicht durch die Agitation. Beides aber waren unvermeidliche Notwendigkeiten jener wegen der Zunahme des Handels, diese wegen der geringen politischen Einsicht des deutschen Volkes.

Alles in allem war die Lage im Jahre 1904, mit dem der bisher erschienene 1. Band von Friedjungs Werk abbricht, so, daß Deutschland sich durch seine ständig Raum gewinnende Konkurrenz im Handel England als die auf jeden Fall zu beseitigende Gefahr für seine Seeherrschaft erwies und zugleich durch seine politisch-militärische Schwäche zum Angriff einlud Und die englische Staatskunst hat, getragen von der öffentlichen Meinung, am Ende dieses ersten Abschnittes des imperialistischen Zeitalters bereits die ersten Maßregeln getroffen, um das eigene Volk unter möglichst günstigen Auspizien in den als unvermeidbar erkannten Krieg eintreten zu lassen.

So zeichnet sich die nahende Katastrophe im Jahre 1904 bereits deutlich am Horizont ab. Männer vom Scharfblick Bismarcks hätten damals sogar schon den Ausgang der Katastrophe — wenigstens ihres ersten jetzt zu Ende gehenden Aktes — voraussehen können. Marcks und Friedjung haben ihn selbst im Jahre 1918, als sie ihre Bücher erscheinen ließen, nicht vorausgesehen. Es wäre ein wohlfeiler Treppenwitz, sie wegen ihrer Siegeszuversicht zu bekritteln. Es wäre aber auch nicht richtig, ihre Bücher deshalb nur als Zeitdokumente einzuschätzen. Vielmehr! ihre unvergängliche Bedeutung besteht darin, daß sie in einer Zeit wahnwitziger und unwürdiger Selbstbezichtigung und -beschimpfung Ehrfurcht lehren vor den Taten der Großen, noch mehr vor der Allmacht, die ihrer als Werkzeuge sich bedient, um die Menschheit die Wege zu führen, die wohl furchtbar, aber heilsam sind.

Professor Hans Haecke

Nerven und Wille

Zwei Kräfte haben in der Zeit, da unsere Schicksalsstunde schlug, eine wesentliche Rolle gespielt —: Nerven und Wille. Wir standen mit unseren Feinden in einem Wettkampf der Nerven und hatten unsere Willenskraft gegen sie zu erproben.

Dem, der robuste Nerven hat, die im Widerstand und Kampf außergewöhnliche Erschütterung und Spannung ertragen können, wird auch der zum Handeln eingestellte starke Wille nicht versagen.

Die Engländer sind ein Volk von robusten Nerven und starkem Willen — und von grauenhafter Rücksichtslosigkeit als Feinde. Sie zeigten eine solche Fülle von Nerven- und Willenskraft, daß sie nicht nur sich selbst auf der Höhe der Leistungsfähigkeit erhalten konnten, sondern auch ihre weniger markigen und unter dem Druck der Niederlagen sich beunruhigenden Bundesgenossen immer wieder zu neuem Wollen zu entfachen, in ihnen immer wieder den Sieges- und Vernichtungswillen zu entflammen vermochten. „Die festeren Nerven“, hatte Hindenburg gesagt, „werden den Krieg gewinnen.“ Die Deutschen verloren ihn: ihre Nerven versagten, ihr Wille erschlaffte.

Englische Phrenologen belieben Nachdruck darauf zu legen, daß ihr Volk konstitutionell besser als das deutsche zu kühner Unternehmung und tatkräftigem Handeln veranlagt sei, weil durchschnittlich im englischen Schädel der Hirnteil, von dem die entsprechende geistige Fähigkeit ausgehe, nämlich der bump of will power, stärker entwickelt wäre, als im Schädel des Deutschen. Die Frage, ob die geistigen Fähigkeiten des Menschen sich je nach der räumlichen Ausdehnung des betreffenden Hirnteils vergrößern oder vermindern, können wir indes den Fachgelehrten überlassen, da für unsere Darlegung nur in Betracht kommt, daß das in seiner Allgemeinheit den Theorien durchaus abgeneigte englische Volk, ganz unbekümmert darum, ob der ihm zugeschriebene „konstitutionelle Vorzug" wirklich besteht oder nicht, aus rein praktischem Antriebe daran arbeitet, die Stärkung seiner Nerven- und Willenskraft durch Abhärtung und Erziehung zu fördern.

Da kam mir nun neulich in meinem in England geführten Tagebuch die Aufzeichnung einer Unterhaltung wieder zu Gesicht, die ich im Jahre 1887 mit dem bekannten englischen Parlamentarier Sir Albert Rollit hatte, der zu jener Zeit seine Propaganda zur Einrichtung von University Extension Classes betrieb, um dem Volk durch Hebung seiner wissenschaftlichen und technischen Bildung ein brauchbares Rüstzeug für den Wettbewerb mit anderen Völkern zu schaffen. Wir kamen auf seinen Leitspruch: „Kenntnisse bedeuten Macht", zu sprechen, den er sich für die Ausbreitung seines Planes gewählt hatte; und ich bemerkte dazu, daß er sich mit solcher Auffassung deutschen Anschauungen nähere. „Glauben Sie ja nicht," erwiderte er eifrig, „daß ich, weil die Deutschen in Wissenschaft und Technik hervorragen und uns in geistigem Drill und allgemeiner Volksbildung überholt haben, nun mit meinem Spruch „Knowledge is power" durchaus auf deutsche Methoden hinaus will. Der Grundgedanke unserer Erziehungsweise, wenn er auch in der Ausführung etwas einseitig gehandhabt wird, ist durchaus richtig und gesund. Mag die Verfahrensweise, die Sie in Deutschland auf die Heranbildung der Jugend anwenden, in ihrer Art noch so vollkommen sein, eins fehlt ihr doch: sie sorgt nicht dafür, daß den zu Erziehenden abgehärtete Nerven und ein entschlossenes, selbstbewußtes, fertiges Wesen zu eigen werden. Mir scheint den Deutschen bei all ihrer hervorragenden Tüchtigkeit, was soll ich sagen, äußere Abhärtung, innere Festigkeit zu fehlen. Present company, of course, excepted, especially since you are one of the hardy and resolute men of the Fatherland", fügte er lächelnd ein. „Lassen Sie mich mit Bezug auf den Mangel an Abhärtung unter Ihren Landsleuten nur einen an sich vielleicht unbedeutenden Umstand erwähnen, der mir jedoch kennzeichnend erscheint: Wenn ich in Deutschland auf einer Besuchsreise bin und möchte im Eisenbahnzuge oder vielleicht in einem Gastzimmer ein Fenster offen haben, gleich klingt es von verschiedenen Seiten her: ‚Es zieht, es zieht! Bitte, machen Sie das Fenster zu.' Ich möchte dann, wenn es nicht anmaßend erschiene, immer gern sagen: ‚Meine Herren, folgen Sie, bitte, unserem englischen Beispiel, make use of the tub, nehmen Sie jeden Morgen, auch im Winter, ein kaltes Wannenbad, dann werden Ihre gestärkten Nerven jeden frischen Hauch, der durch einen mit aufgebrauchter Luft erfüllten Raum weht, als eine Wohltat empfinden, und Sie werden überdies selbst gegen Wind und Wetter sich abgehärtet fühlen.' Nein, der physische Mensch, ungleich dem geistigen, kommt nach meinem Dafürhalten bei Ihnen in Deutschland zu kurz. Das führt zur Verweichlichung. Gewiß, Sie haben ganz recht, auf Ihre gymnastic exercises hinzuweisen. Ich verkenne durchaus nicht den Wert der Turnübungen als eines Mittels zur Stählung der Muskeln und zur Entwicklung körperlicher Kraft und Gewandtheit. Aber sie lassen Raum für eine Ergänzung. Diese finden wir in England im Sport und Spiel, die nicht nur kraftstärkend, sondern auch, und das ist das wichtige daran, erzieherisch wirken. Durch die Turnkunst lernt der einzelne seine Kraft getrennt entfalten und getrennt gebrauchen. Anders bei unseren freien Wettspielen. Bei diesen üben und lernen die Teilnehmer, die Willens- und Leibeskräfte aller in eins zu verbinden und sie auf ein einziges, gemeinsames Ziel, d. h. auf die Überwindung der Gegenpartei zu richten; und erwerben dabei die Gewöhnung geeinten Wollens, schnellen

Entschlusses und kühnen Handelns. Wie sich der Knabe und der Jüngling im Spiel gewöhnt, so übt es der Mann im Leben. Drum, welche Mängel unser Erziehungssystem auch haben mag, indem es kein ganz richtiges Verhältnis zwischen physischer und geistiger Ausbildung beobachtet, so bleibt es doch eine unumstößliche Wahrheit: Unsere englische Unternehmungslust und Tatkraft wird auf unseren Spielplätzen erzeugt. (Our English enterprise and energy is manufactured in our playing fields.)"

Es begreift sich nach dem Gesagten, daß jene auf den Spielplätzen erworbene Gewöhnung des Einstellens des geeinten Willens aller Beteiligten auf ein gemeinsames Ziel schließlich zu einem Bestandteil der Eigenart des Volks und des Volkscharakters geworden ist, so daß auch auf nationalem Gebiet, d. h. in kritischen Lagen des Staatskörpers, eine unbedingte, jede Eigenbrödelei bannende und nur auf die Gesamtinteressen des Landes gerichtete Einheit des Willens aller Volksklassen zutage tritt. So stellt sich der Engländer als reiner Willensmensch dar, der sich zu entschlossener Betätigung, zu kühnem Unternehmen getrieben fühlt; während der deutsche Vernunft- und Gemütsmensch vor philosophischen und moralischen Bedenken oft gar nicht zum Handeln kommt.

Dem ehemaligen Kaiser dürfen wir dafür danken, daß er den volkserzieherischen Einfluß von Sport und Spiel erkannte und sich die Einführung von Leibesübungen und Vergnügungen angelegen sein ließ, die nicht nur den Erholungs- und Kräftigungstrieb der einzelnen Teilnehmer befriedigen, sondern auch jeden von ihnen darauf hinleiten, seine persönliche Kraft und Gewandtheit in dem geeinten, zielbewußten Wollen der Gesamtheit aufgehen zu lassen. Manches ist seither auf diesem Gebiet geleistet worden. Aber die Pflege von Sport und Spiel, neben derjenigen der Turnkunst, ist dem deutschen Volk noch keineswegs in genügender Weise zum Gemeingut geworden. Hierin muß noch wesentlich nachgeholfen werden, und ein neuer Anlauf ist nötig, um unseren durch den Umsturz noch mehr erschlafften Volkswillen neu zu kräftigen und zu stählen. Nur zu wahr ist, was der schwedische Staatsrechtslehrer Rudolf Kjellén hinsichtlich des deutschen Zusammenbruchs schrieb: „Deutschlands Niederlage hatte ihre tiefsten Wurzeln in dem schwachen Willen des Volks als Volk, der sich als mangelnde Einigkeit selbst in der Stunde höchster Gefahr äußerte." Wenn nun gesagt wird, daß des deutschen Volks Zusammenbruch und nationaler wie sittlicher Niedergang im wesentlichen die Auswirkung einer seit anderthalb Menschenaltern betriebenen hemmungslosen politischen Wühlerei ist, so muß jedenfalls zur völligen Richtigstellung der Behauptung hinzugefügt werden, daß sicher nicht so viele deutsche Männer und Frauen so leicht jenen Irrlehren und Wühlereien hätten erliegen können, wenn das deutsche Volk in seiner Gesamtheit mit besserer politischer Schulung und einem starken Willen gewappnet gewesen wäre.

Wo wir im politischen Leben unseres Volks auch hinrühren, überall stoßen wir im deutschen Wesen auf das eine Grundübel, das Fehlen eines festen Willens, den Mangel an Charakter, an innerer Standhaftigkeit. Darum müssen vor allem auch die Schulen sich die Hebung der Willenskraft der deutschen Jugend, und somit des deutschen Volks, zur Aufgabe machen, so daß sie in Zukunft aus reinen Unterrichtsanstalten, die sie bisher waren, zu wirklichen Erziehungsstätten werden. Die Befruchtung des Willens — aus der wissenschaftlichen Erkenntnis heraus sowie mit Hilfe spornender Leibesübungen —, das ist das Große und Bedeutungsvolle, nach dem unsere Erziehung streben muß, damit die Siegfriednatur unseres Volkes wieder lebendig werde, damit unser Deutschtum in reinem und mannhaftem Geiste zu neuer Herrlichkeit erstehe.

Dr. Gustav Krause



Einheitsstaat oder Bundesstaat?

In den „Alldeutschen Blättern" wirft Dr. Behling (Elberfeld) die unzeitgemäß zeitgemäße Frage auf, ob für eine streng nationale Politik die Ereignisse des vergangenen Jahres eine hinreichende Ursache seien, an der alten Reichsverfassung gegen früher überhaupt etwas zu ändern. „Wenn wir in der Änderung der Grundlagen unserer Verfassung ein Kriegsziel der Feinde erkennen, so ist schon damit, im Sinne der nationalen Würde, die Antwort im verneinenden Sinne gegeben. Dasselbe gilt von der Reichsflagge, die ja vor der Welt das Symbol des Reiches ist. Verschwindet die alte Flagge, so ist das ein äußerlich erkennbares Zeichen: ‚Das Reich ist vernichtet!' Erscheint sie wieder, so erscheint damit wieder das Sinnbild des 1914 in den Krieg eingetretenen Reiches. Fest steht, daß die Grundlagen des Reiches und die Flagge bei siegreichem Kriegsausgang nicht geändert worden wären. Es fragt sich, wieviele Zugeständnisse wollen wir an den Feind und die Niederlage machen. Ich bin der Ansicht, möglichst wenige.

Eine unnatürliche Schöpfung der Eingebung kann unserm Volke niemals, selbst dann nicht zum Ziele gedeihen, wenn noch so viele ‚praktischen' Gründe dafür sprechen. Schließlich ist das deutsche Volk ja auch keine Rechenmaschine. Man hört ja oft ernstlich den kindlichen Einwurf, daß allein die Gehälterersparnis den Einheitsstaat rechtfertige. Und doch liegen gerade hier, in den gesellschaftsbildenden Anlagen des menschlichen Gemütes, alle Wurzeln des Volkslebens begründet, und sie ist letzten Endes auch der Zweck des Volkslebens. Wenn seine Verwirklichung noch so teuer, noch so unpraktisch wäre, der ganz bestimmte Stil, der sich in einer ganz bestimmten Art Menschen ausprägt, muß verwirklicht werden, wenn dieses Volksleben überhaupt daseinsberechtigt sein soll. Weil allein diese Anlage zur Volks- und Staatsbildung führt, kann Volk und Staat auch nur durch sie erhalten werden. Wo dieser Stil fehlt, redet man mit Recht von Staatsverdrossenheit. Für den Politiker gilt es nun, die in seinem Volke in einer gegebenen Richtung wirkende innere Bestimmung zu erkennen.

Will man nun ernstlich behaupten, die Bestimmungslinie des Deutschen verlaufe in der Richtung des Einheitsstaates? Eine zweitausendjährige Geschichte beweist das gerade Gegenteil. Gerade in den Hochzeiten deutscher Geschichte war der Bundesgedanke immer lebendig, er ist mit dem Deutschtum geboren und hat es durch seine ganze Geschichte begleitet, und hat zweifellos nicht nur schädlich gewirkt. Die Ausschaltung des Bundesgedankens würde große Bezirke der deutschen völkischen inneren Bestimmung gänzlich verwaisen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auf diesem Boden das nationale Einheitsgefühl erst recht nicht erblühen könnte, da ja die ursächlichen Zusammenhänge zwischen Partikularismus und Nationalismus doch nicht zu verkennen sind. Es ist doch einfach nicht wahr, daß der Einzelmensch unmittelbar als Einzelzelle mit der Gesamtnation verknüpft sei. Das ist ja gerade die Lüge des Wahlschwindels; sondern es ist eine Tatsache, daß diese Verknüpfung auf dem Wege über sehr viele gesellschaftliche Erscheinungsformen in der Richtung: Person — Familie — Sippe — Geschlecht — Stamm — Volk — Nation vor sich geht! Wo die Person der Familie, der Sippe, ja der Völker ermangelt, da ist auch die Verbindung zur Nation unterbrochen. Mit Berufung auf Prof. Freiherr von Liebig: Der Bayer muß erst wieder Bayer, der Sachse wieder Sachse werden, ehe man daran denken kann, ihn zum bewußten Deutschen zu erziehen. Wer diese völkische Entwicklungsstufe überspringen zu können glaubt, kennt unsere Völkerstämme nur vom Schreibtisch her. Es war ein großer Fehler unserer elsaß-lothringischen Politik, anzunehmen, man könne diesen Sprung bei dem so lange von Deutschland getrennt gewesenen Volke wagen. Man hätte versuchen können, sie unter einem deutschbewußten und tatkräftigen Fürsten zu strammen deutschen Elsaß-Lothringern zu erziehen, wenn ein solcher Fürst vorhanden gewesen wäre. Nachdem das nicht der Fall war, hätte man Elsaß-Lothringen aufteilen müssen. Wie die verteilten

Schwaben und Franken alle gute Badener, Württemberger, Bayern, Thüringer usw. geworden sind, wäre es auch bei den Elsaß-Lothringern gelungen. Schlechtweg Deutsche, ‚Reichsdeutsche' aus ihnen bilden zu wollen, war eine Versündigung gegen völkische Entwicklungsgesetze. Diese Art deutsche Einheit wird für Erweckung des Deutschtums ein stärkeres Hindernis sein als aller ‚Partikularismus'.

Kein vernünftiger Mensch kann die partikularistischen Kräfte des deutschen Volkes verleugnen, sie dürfen daher auch nicht übersehen und ausgeschaltet werden. Unter dem Gesichtspunkt äußerlicher Zweckmäßigkeit darf diese Frage nicht betrachtet werden, da ein Staat ja kein Geschäftsunternehmen ist. Wenn man nun den Einheitsstaat ins Auge faßt, so zeigt sich auch nicht eitel Licht. Gerade vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit muß festgestellt werden, daß der Einheitsstaat in höherem Maße plötzlichen Verfassungsänderungen ausgesetzt ist, während der Bundesstaat eher das Bild einer ruhigen, stetigen Entwicklung bietet. Die nationale Entartung, die Verjudung, überhaupt alle Kulturkrankheiten, gehen im Einheitsstaate hemmungsloser vor sich, weil er eben für diese Einflüsse ein einziges Ziel und nur ein einziges Hindernis in der Zentralgewalt bietet. Und diese entwickeln sich auch noch gerne zu großen willensschwachen Wasserköpfen, wie Berlin und Wien und alle großen Hauptstädte. Die Behauptung, der Einheitsstaat gelte außer Deutschland allgemein, ist unrichtig. Weder Rußland noch England noch Amerika sind einheitliche gleichartige Staatsgebilde, sie beruhen auch auf bundesstaatlicher Grundlage. Bei den anderen Großstaaten besonders Italien, ist die Einheit doch noch etwas Künstliches, das über tatsächlich vorhandene landschaftliche Sonderheiten hinwegtäuschen kann. Daß ein Bundesstaat große nationale Stoßkraft haben kann, haben doch gerade die unerhörten Leistungen des Reiches im vergangenen Kriege bewiesen, es genügt auch der Hinweis auf das ‚United kingdom of Great Britain and Ireland' und das ‚British empire'. Das ist eben Verfassungsfrage, die mit der Zuständigkeit des Reiches in auswärtigen und Kriegsangelegenheiten ihre Erledigung findet. Der unendliche Vorteil des Bundesstaates, abgesehen davon, daß es die natürliche Staatsform ist, liegt eben in der Sonderart der Verfassungen verschieden bestimmter Volksteile, das ist das eigentlich Künstlerische im Gebäude des alten Reiches; und darin, daß es zwischen den einzelnen Teilen ein soziales Gefälle ermöglicht, was recht eigentlich die Quelle von Leben und Freiheit zwischen den Stämmen ist. Ein Bundesstaat kann friedliche Eroberungen machen; ein Einheitsstaat kann nur beherrschen, der Bundesstaat verwaltet. Daß dieses Gefälle zwischen den Stämmen notwendig und segensreich ist, hat die deutsche Geschichte hundertfältig bewiesen, sie hat ja erst das Reich geschaffen. Diese Wahrheit wird auch von unseren Feinden erkannt."

Sollen damit nun etwa die Kleinstaaterei und die Sondergewalten gerechtfertigt werden? In allewege nicht! „Jede, auch noch so gute Sache schadet in der Übertreibung. Daß in den Teilstaaten Thüringens ein begründeter Zug für diese Sonderbildungen vorhanden sei, kann füglich geleugnet werden, während aber ein solcher in den Stadtstaaten, Hamburg, Bremen und Lübeck, zweifellos lebt. Ein Groß-Thüringen kann man daher nur begrüßen, wenn nicht sich auch hier aus der politischen Frage grundsätzliche Bedenken geltend machen. Die Sondergewalten sind eine Berechtigungsfrage. Zweifellos muß die Einheit, der Bund als solcher, auch eine staatsrechtliche Bedeutung haben, um leben zu können. Es rechtfertigt sich die Zuweisung aller Berechtigungen, die erstens für die Gesamtheit eine Bedeutung haben, und zweitens für die Gliedstaaten eben entbehrlich sind. Es sind daher zu begrüßen Reichseisenbahnen, Reichsheer, Reichsrechtspflege (Reichsrichterstand), Reichshandelsflotte, Reichsvolksschule, Reichssynode für die evangelische Kirche mit Reichsoberkirchenleitung. Zu erwägen wäre auch die Ausgestaltung des Ausbaues der katholischen Kirche im Rahmen des Reichs unter Führung von Köln und eine Berufungsmöglichkeit bei einer gemischten Reichs- und Kirchenbehörde."



Sozialdemokratie und Strafrechtsreform

Unser geltendes Strafrecht, Strafprozeßrecht und Strafvollzugsrecht ist nicht so, wie es im Interesse einer wirksamen Verbrechensbekämpfung sowie im Sinne einer möglichsten Vermeidung von Justizirrtümern sein müßte. Namentlich die Lisztsche soziologische Strafrechtsschule und die von ihr gegründete „Internationale kriminalistische Vereinigung" haben das unbestreitbare Verdienst, zu dieser Erkenntnis durch ihre Kritik wesentlich beigetragen zu haben. Durch ihre Forderungen waren die Mitarbeiter an der Strafrechtsreform wesentlich beeinflußt. Von berufener Seite ist kürzlich in Aussicht gestellt worden, daß binnen kurzem der Entwurf eines Abänderungsgesetzes zur Strafprozeßordnung und noch in diesem Jahre ein amtlicher Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches vorgelegt werden würden. Es ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen selbstverständlich, daß jedenfalls bis zu einem gewissen Grade die grundsätzlichen Anschauungen der sozialdemokratischen Partei auch in diesem amtlichen Entwurf zum Ausdruck kommen werden, daher ist es von besonderer Wichtigkeit, sich über diese Anschauungen zu unterrichten.

Niedergelegt sind sie außer in zahlreichen Aufsätzen und Broschüren, sowie in Reichstagsreden besonders auch auf dem Mannheimer Parteitag vom Jahre 1906. Hier brachte Rechtsanwalt Haase eine ziemlich eingehend begründete Entschließung über Strafrecht, Strafprozeß und Strafvollzug ein. Sie kann, wie die Verhandlungen des Parteitages sowie Äußerungen in der Literatur zeigen, im großen und ganzen als der Ausdruck der Anschauungen der sozialdemokratischen Partei angesehen werden.

Die grundsätzliche Auffassung der Sozialdemokratie über Verbrechensbekämpfung durch das Strafrecht ergibt sich aus folgenden Ausführungen der Entschließung: „Die wachsende Zahl der gerichtlichen Verurteilungen stellt auch für die Sozialdemokratie ein ernstes Problem dar. Seit dem Erstarken der Arbeiterklasse und mit der Ausbreitung der sozialistischen Ideen hat auch unter den Vertretern der Rechtswissenschaft immer mehr die Einsicht Platz gegriffen, daß das Verbrechertum seine Wurzeln in den gesellschaftlichen Verhältnissen hat. Aber sie ziehen nicht die letzte Konsequenz. Das Verbrechertum in seiner heutigen Gestalt und Zusammensetzung ist eng verwachsen mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und saugt aus ihr immer neue Nahrung. Es kann deshalb nur schwinden mit der Gesellschaftsordnung, in der es wurzelt. Und es ist eine Illusion, anzunehmen, daß es durch ein — wie immer geartetes — Strafrecht in erheblichem Maße bekämpft werden könne. Wohl aber kann auch innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung das Verbrechen vermindert werden, wenn die Ursachen, aus denen es entsteht, vermindert werden. Dies kann aber nur erzielt werden durch eine entschiedene Sozialpolitik, insbesondere durch gesetzliche Einführung des achtstündigen Maximalarbeitstages, durch Sicherung des Koalitionsrechts und Ausdehnung auf die Landarbeiter, durch Verbesserung und Verbilligung der Arbeiterwohnungen, durch Beseitigung aller Maßregeln, welche die Preise der Lebensmittel erhöhen, durch eine auf die Erziehung selbständiger Charaktere gerichtete weltliche Volksschulbildung.

Grausame Strafen haben erfahrungsgemäß weder abschreckend noch bessernd gewirkt. Ein modernes Strafrecht muß von dem Geiste der Humanität erfüllt sein. Die Gesetzesverletzer, die die Gesellschaft infolge ihrer ökonomischen Struktur notwendig erzeugt, sind milde zu beurteilen. Obdachlosigkeit, Betteln, Landstreichen sind nicht zu bestrafen. Jugendliche Personen dürfen bis zu dem Alter, in welchem ihre Entwicklung soweit vorgeschritten ist, daß sie den Antrieben zum Verbrechen genügend Widerstand entgegensetzen können, nicht dem Strafrecht unterworfen werden."

Von den Forderungen, die auf Grund dieser Beurteilung des Strafrechts von der sozialdemokratischen Partei aufgestellt wurden, seien folgende hervorgehoben: Heraufsetzung

des Alters der Strafmündigkeit auf das sechzehnte Lebensjahr, Abschaffung der Todesstrafe, Beseitigung aller Mindeststrafmaße, Zulassung mildernder Umstände bei allen strafbaren Handlungen, mildere Bestrafung der Eigentumsvergehen, weitgehende Zulassung der bedingten Verurteilung durch den Richter, Beseitigung des Rechts auf Überweisung an die Landespolizeibehörde und der Stellung unter Polizeiaufsicht. Auf dem Gebiete des Strafverfahrens wurde die Einführung besonderer Jugendgerichte gefordert. Der Strafvollzug soll nach dem Programm der sozialdemokratischen Partei durch ein Reichsgesetz so gestaltet werden, daß er nicht zur Niederdrückung und Peinigung der Verurteilten dient, sondern „zur Stärkung der körperlichen, geistigen und sittlichen Widerstandskraft im Kampf ums Dasein“ führt. Für Jugendliche bis zum vollendeten zwanzigsten Lebensjahre werden besondere Anstalten unter pädagogischer Leitung verlangt, für geistig Minderwertige solche unter pädagogischer und ärztlicher Leitung. Wenn der Zweck des Strafvollzuges erreicht ist, soll der Verurteilte auch vor Ablauf der Strafzeit schon vorzeitig entlassen werden. Der Staat wird für verpflichtet erklärt, dem Entlassenen Arbeit zu verschaffen.

Was die grundlegende Frage nach der Entstehung des Verbrechens anbetrifft, so sehen wir hier eine einseitige Überschätzung der gesellschaftlichen Faktoren des Verbrechens, die auch in einer 1907 in zweiter Auflage erschienenen Schrift über „Verbrechen und Prostitution als soziale Krankheitserscheinungen“ zum Ausdruck kommt, deren Verfasser Paul Hirsch ist, der kürzlich preußischer Justizminister war.

Die Reformvorschläge decken sich im allgemeinen mit den Vorschlägen der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, deren Mitbegründer Rechtsanwalt Hugo Heinemann ist, zurzeit parlamentarischer Unterstaatssekretär der Justiz in Preußen. Sie weichen insofern aber in einem wesentlichen Punkte von ihnen ab, als sie die dauernde Unschädlichmachung des unverbesserlichen Gewohnheitsverbrechers, die insbesondere von Liszt vertreten wird, entschieden ablehnen.

Das sozialdemokratische Reformprogramm ist kürzlich von Heinemann in einer interessanten kleinen Broschüre über „Die Reform des deutschen Strafrechts“, die in den „Flugschriften der Revolution“ erschienen ist, näher behandelt worden. Wir finden hier neben Forderungen, die man nur billigen kann, so der Forderung nach dem strafrechtlichen Schutz der menschlichen Arbeitskraft, nach einer Umgestaltung des Jugendstrafrechts, nach einem Ersatz der kurzen Freiheitsstrafen durch die Geldstrafe, nach der Einführung der Rehabilitation sowie der Befugnis des Richters, die Strafe zu mildern, insbesondere auch auf einen Verweis zu erkennen und in den gesetzlich ausdrücklich zugelassenen Fällen sogar von jeder Strafe abzusehen, auch Forderungen und Anschauungen, denen man entschieden widersprechen muß. Dahin rechne ich vor allem die Forderung, daß eine „außerordentliche Erweiterung der Laienrechtsprechung“ stattfinden müsse, daß möglichst nur die Form des Schwurgerichts zu wählen sei und daß die Berufung des Staatsanwalts gegen freisprechende Urteile abgeschafft werden solle (1).

Das Strafrecht ist eines der verschiedenen Mittel, durch die der Staat das Verbrechen bekämpft. Mit Strafe bedroht werden Handlungen, die als solche für strafwürdig gehalten werden und in der großen Mehrzahl der Fälle auch tatsächlich strafwürdig sind. Da im einzelnen Fall eine solche im allgemeinen strafwürdige Handlung verzeihlich sein kann, ist es gerechtfertigt, wenn dem Richter bei der Strafzumessung freies Ermessen eingeräumt wird und ihm unter Umständen sogar gestattet wird, von einer Bestrafung vollständig abzusehen. Das Strafverfahren richtet sich gegen alle diejenigen, die einer strafbaren Handlung verdächtig sind, also nicht nur gegen Schuldige, sondern auch gegen Unschuldige. Bestraft werden sollen nur diejenigen, deren Schuld bewiesen ist. An ihrer Bestrafung hat aber der Staat auch ein Interesse, wenn nicht einer jener oben erwähnten Ausnahmefälle vorliegt. Dieses Ziel kann niemals vollständig erreicht werden, solange schwache Menschen auf dem Richterstuhle sitzen, viele Justiz-

irrtümer unvermeidbar sind, Justizirrtümer zugunsten des Angeklagten und Justizirrtümer zu seinen Ungunsten. Wohl aber kann und muß angestrebt werden, daß die Justizirrtümer auf ein möglichst geringes Maß vermindert werden. Dies kann durch bessere Auslese der Strafrichter, durch ihre Schulung in den kriminalistischen Hilfswissenschaften, insbesondere auch in der gerichtlichen Psychologie, durch Beseitigung der vielfach bestehenden Überlastung erzielt werden. Die weitere Heranziehung von Laienrichtern kann in der gegenwärtigen, politisch so stark erregten Zeit schon an sich als bedenklich bezeichnet werden, würde aber geradezu verhängnisvoll werden, wenn sie in der Form des Schwurgerichts erfolgen sollte. Es ist bedauerlich, daß die Forderung nach der Laienrechtsprechung eine politische Forderung einflußreicher Parteien ist, so daß derjenige, der sich dem Schlagwort nicht beugt, leicht in den Ruf kommt, ein Reaktionär zu sein. Hoffentlich gelingt es wenigstens, zu verhindern, daß der Schwurgerichtsgedanke durchdringt, denn sonst würde die Scheu vor strafrichterlicher Tätigkeit ins Ungemessene steigen, und das mit Recht.

Amtsrichter Dr. Albert Hellwig



Franzosen und Deutsche im Jahre 1870

Als die Franzosen nach den deutschen Siegen von 1870 sich in ähnlichen Schimpfereien gegen die Deutschen ergingen wie während des letzten Krieges und bis zur Stunde, erhoben dagegen einige hervorragende und einflußreiche, nicht bloß wie in der Gegenwart einflußlose, französische Schriftsteller nachdenkliche Einwände, so u. a. Francisque Sarcey in seinem Buch „Die Belagerung von Paris“. Er schrieb u. a. „Panduren! ja, wir nannten sie Panduren, Hunde, Vandalen; wir überschütteten sie mit allen Schimpfwörtern, die wir nur im Wörterbuch und in der Geschichte auftreiben konnten. Und doch! wie viele von uns waren überhaupt fähig, sich von den Fortschritten Rechenschaft zu geben, welche das kleine und bescheidene Preußenland, das sich uns plötzlich als so furchtbar enthüllt hatte, nicht allein in dem Gebrauch der Waffen, sondern auch in den schönen Künsten des Friedens und in den Wissenschaften gemacht hatte! Macaulay, der ruhige und einsichtige Beobachter, hatte schon im Jahre 1843 erklärt, daß die preußische Monarchie, der jüngste der europäischen Großstaaten, in Bezug auf die tüchtige Bildung, Geschmack für die Künste und Fähigkeit für die Wissenschaften nach England die erste Stelle behaupte, obschon sie nach Bevölkerungszahl und Einkünften erst den fünften Platz einnehme. Von uns sprach er nicht einmal!“ So Sarcey 1871! Heutzutage dürfte kein französischer Schriftsteller für die Preußen und Deutschen eintreten, ohne von dem Straßenpöbel und von der Regierung als Bocheverehrer und Volksverräter gebrandmarkt zu werden.

P. D.



Alfred Rethel

Auch ein Totentanz (1849)





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gläubiger und Schuldner

In dem Aufsatz „Der Kampf zwischen Gläubiger und Schuldner“ im Juliheft vertritt der Verfasser Dr. Bovensiepen die unter Wilhelm II. stets zur Geltung gekommene Haltung nach links. Schulden machen und die Schulden nicht bezahlen, ist bei vielen Arbeitern keine Schande mehr. In den westfälischen Kohlengebieten war es doch vor 1914 schon derartig, daß die meisten Arbeiter Steuern und Mieten nicht mehr zahlten. Sie wohnten aller 2—4 Wochen in einem andern Orte. Hier müßte die Regierung, statt beide Augen zuzudrücken, mit energischen Mitteln eingreifen. Überhaupt wenn wir wieder zu ehrbaren Verhältnissen kommen wollen, möchten andere Saiten aufgezogen werden, und zwar nicht zugunsten der Schuldner. Jetzt, d. h. seit vielen Jahren ist es in Deutschland so, daß wenn man es mit einem „richtigen“ Arbeiter als Schuldner zu tun hat, man lieber die Gerichte nicht anruft, denn sie sind machtlos, und man macht die Erfahrung, daß die Richter in nicht mißzuverstehender Weise die Ansicht des Verfassers des zitierten Artikels vertreten. **Dr. Fischer**

* * *

Auf Grund meiner Kenntnis der juristischen Literatur weiß ich, daß Landgerichtsrat Dr. Bovensiepen sowie Amtsrichter Dittrich, auf dessen Schrift er Bezug nimmt, zu den einseitig gerichteten Vertretern des „Richterkönigtums“ gehören, die in der „Deutschen Richterzeitung“ einen Feldzug gegen die Rechtsanwaltschaft eröffnet haben. Gerade die von einigen dieser Herren empfohlenen Schuldeneinziehungsstellen und sogenannten Innungsverbände arbeiten, wie mehrfach nachgewiesen ist, oft erheblich teurer, als die Rechtsanwälte, ganz abgesehen davon, daß das sich an sie wendende Publikum für die gewissenhafte Ausführung der Aufträge nicht dieselben Garantien hat, wie bei der Anwaltschaft, welche von der Anwaltskammer hinsichtlich der Berufsausübung immer überwacht wird und nötigenfalls zur Rechenschaft gezogen werden kann. Der Vorstreiter der von allen klar sehenden Juristen bekämpften Richtung unter den Richtern ist der Herr Gerichtsvollzieher Finhold, der dem Publikum durch an den Haaren herbeigezogene Beispiele, die vielleicht ganz vereinzelt vorkommen mögen, Entsetzen einzuflößen versucht. Einsichtige Richter wollen von diesem Herrn, der am tüchtigsten in einer groß angelegten Reklame für seine mit Wissenschaftlichkeit nicht getränkten Ideen ist, nichts wissen. Daß immer wieder von dieser Richtung von dem armen Schuldner geredet wird, muß jedem Eingeweihten etwas komisch erscheinen, da wohl die Mehrzahl der Schuldner durch eigenes grobfahrlässiges Verhalten in die Schulden gerät. **Kurt v. Eicken**





Landschaft

Wir reden zu den Menschen, und sie geben uns Antwort. Wir lachen, jubeln und klagen mit ihnen. Und wir haben Eltern und Geschwister, an die uns leibliche Zuneigung bindet, die uns nahe und vertraut sind. Nichts aber ist so losgelöst von uns, so fremd und fern wie die Natur. Die Bäume prunken in Duft und Blüte, die Blätter rieseln von den herbstlichen Zweigen, der Schnee sinkt dicht und schweigsam auf die ermüdete Erde, — und wir stehen hilflos, unbeteiligt am Wege; die Zeit wandelt an uns vorüber und hat unser nicht acht. Was auch gilt es, daß wir trauern? Ein geliebter Mensch mag uns die trüb gefurchte Stirne glätten, die Tränen vom Auge küssen, die Natur draußen jauchzt und schmückt sich mit Freude und gleißender Zier. Und doch fühlen wir ein Sehnen, ein Hinneigen zu ihrem unerforschlichen Wesen, irgendeine sehr geheimnisvolle, tiefe Beziehung.

Es gab Zeiten, wo man die Natur mit Gewalt an unser Handeln und Wünschen bannen wollte. Die Kometen hießen Boten nahender Unheils, und Stürme und Finsternisse brachten die Pest und den Hunger und den Krieg. Eine strafende Wasserflut vernichtete die sündige Menschheit und trug die Arche der Unschuld über die Verheerung hinweg.

Dann aber ließ man diese groben und äußeren Mittel und ward „vernünftig“, dachte real und wissenschaftlich. Die Tiere waren lebende Automaten, und auch der Mensch sollte als kunstreiche Maschine gelten. Andere dagegen gaben selbst den Blumen und Bäumen eine Seele und sahen im Geringsten eine kleine Welt für sich. Und bleibt uns die Natur auch fremd, steht sie auch außer uns, so ist sie doch alt und ewig. Die Menschen kommen und sterben; aber sie erbreitet sich groß und neu wie am ersten Tage. Wir verlieren uns in ihr, und sie nimmt uns auf und hält uns. Wir bebauen den Acker, wir fällen die Bäume, wir lenken den Bach von seinem Laufe ab, — und die Natur läßt uns gleichmütig schalten und schaffen. Wir führen Häuser auf, — und das Feuer verzehrt sie. Die Gärten locken schön geziert, — und ein Regen schwemmt sie davon. Ist uns die Natur nicht feindselig, hart und fremd?

Der Mensch im allgemeinen, der Mensch des Alltags, der brave, grobsinnige Mensch geht an ihr vorüber; Gewinn und Nutzen heißt sein Begehr. Sie ist ihm eine altgewohnte Tatsache, an die er sich gelegentlich erinnert, wie ihm Gott vielleicht ein bekannter Name ist, der ihn an einen hergebrachten Begriff gemahnt, den er zu Zeiten nicht braucht und vergißt. Nur einer hat sie nötig, einem wurde sie vertraut und teuer: dem Künstler. Sein Leben fließt geheimnisvoll hinüber in ihre letzten Möglichkeiten. Leer und beziehungslos starren alle Dinge und warten, daß er sie einfüge in das ewige Geschehen seines Werkes. Und es vollzieht sich das Wunderbare: er bildet sie für alle, die sie nicht kennen und begreifen. Der Künstler — das ist seines Wesens innerste Bestimmung — schafft immer nur sich selbst! Und indem er sein Werk so menschlich, mit persönlicher Hingabe erfüllt, macht er es auch den vielen verständlich, denen nur das Menschliche faßbar und deutlich ist. Er ist der Mittler, das Medium; durch ihn lernen die Blinden sehen und die Tauben hören ...

Wer erblickte jemals einen Baum, wie ihn Rembrandt radierte, oder eine Kuh, wie Segantini sie malte? Dennoch glauben wir sie, weil wir an Rembrandt und Segantini glauben. Erst die Kunst lehrt uns die Wirklichkeit betrachten und begreifen, sie erst erschafft uns die Natur. Die fremde, teilnahmlose macht sie uns zum tätigen, persönlichen Erlebnis. Das ist ihr Segen, ihr heiliger Wille. Sie zeigt uns, daß ein Baum mehr ist als ein botanischer Begriff, der Bach mehr als fließendes Wasser, die Blüte mehr als die Summe von Duft, Farben und Staubgefäßen. Das fühlte auch ein so ebener, logisch kühler Geist wie Kant, als er in seiner „Kritik der Urteilskraft" den Satz postulierte: „Die Natur war schön, wenn sie zugleich als Kunst aussah."

Die großen Maler liebten es, den Menschen in Beziehung zur Landschaft zu bringen. Die Mona Lisa, deren Zauber noch keiner ausgesonnen, steht vor seltsam blauen Bergen und Wassern, über denen ein dunstiger Himmel ruht. Wie ihr fragender Blick, ihr rätselhaftes Lächeln mit diesem zeitlos dämmernden Hintergrunde zusammenfließt! Oder wie Giorgiones Madonna von Castelfranco mit dem Ritter und dem Mönche zu den sonnigen Wegen und Bäumen, der Burg und der duftschwebenden Ferne paßt! Man fühlt es, daß nicht irgendein Haus, irgendein Bach gemeint ist, sondern etwas Unsagbares, etwas, was sich an die inneren Sinne wendet —: ein Symbol. Und es gibt Bilder von Millet, wo die Menschen in eine Landschaft hineingestellt sind ragend wie ein Baum oder Berg.

Der Baumeister errichtet uns einen Tempel in hohen, dunkelrauschenden Bäumen, und die Gegend ist geweiht und heilig. Das Rokoko setzte nackte Liebesgötter zwischen die Hecken, und der Garten war lüstern und verführerisch. Der Künstler gestaltet die Natur zu dem, was sie für ihn bedeuten soll! Dieselbe Landschaft ist keusch und sinnlich, je nachdem wie er sie braucht und will. Es ist zum ersten Male von Carl Philipp Moritz gesagt worden, daß jede Landschaft einen Seelenzustand bedeute. Und der Genfer Philosoph und Dichter Henri Frédéric Amiel sprach das Wort: Tout paysage est un état d'âme. Auch das Gedicht wendet sich an die inneren Sinne; man soll gleichsam mit den Ohren sehen. Ein Präludium, eine Ballade von Chopin weckt mannigfache Gesichte. Einmal ist es vielleicht ein blühender Fliederstrauch, einmal das Gold verglimmender Abendwolken, dann wieder eine sturmzerwühlte Eiche. Das wäre ein schlechter, ein gewöhnlicher Musiker, der in seiner Kunst nur „Töne" erlauschen würde. Die Romantiker erkannten die tiefen, geheimnisvollen Beziehungen zwischen Farbe, Duft und Ton; Tieck und namentlich E. T. A. Hoffmann haben manches reiche Wort darüber gesprochen. Beethoven sagt einmal: „Ich habe immer, wenn ich am Komponieren bin, ein Gemälde in meinen Gedanken und arbeite danach." Und so ist es nicht verwunderlich, daß Ludwig von Hofmann ein weites Meer gemalt und es als Adagio von Beethoven bezeichnet hat. — Nicht minder würde der ein verdrießliches Mißverständnis für Lyrik beweisen, der nur den Klang rhythmisch bewegter Worte fühlte.

Heißer Sommermittag. Du liegst im Felde unter gleißendem Himmelsblau. Das Schwirren der Mücken tönt wie aus ungenauer Ferne an dein Ohr. Du siehst, daß weit hinten am Horizonte weißschimmernde Wolken über den schauernden Wäldern ruhen. Und plötzlich erwacht die Erinnerung an irgendein Gedicht, das du früher einmal gelesen, das dir gefiel aus irgendeinem Grunde, das sich unbewußt in deiner Seele eingrub. Vielleicht sind es Verse von Eichendorff, hingenommene, flüsternde Worte, oder Allmers „Feldeinsamkeit" — und nun erlebst du das Gedicht, das du früher nur allgemein empfandest. Denn in jeder Kunst bedeutet das Erlebnis die Tiefe und der Sinn ihres Wesens. (In Goethes Tagebuche steht die Aufzeichnung: „Vor Sonnenaufgang aufgestanden. Vollkommene Klarheit des Tales. Der Ausdruck des Dichters: heilige Frühe ward empfunden.") Was dir früher niemals ins Bewußtsein trat, jetzt weißt du es: Landschaft ist ein Seelenzustand.

Und Landschaften der Seele zu wecken, ist die hehre Aufgabe der Kunst. Denn Kunst ist Symbol! Die Landschaften der Seele sind reicher, vielgestaltiger als jene der umgebenden

Natur. Sie haben auch Wolken, Düfte, Farben, Töne; aber man kann nicht sagen: sie sind hier, sie sind dort. Überall wecken wir sie; wir fühlen ihre tief geheimnisvolle Nähe; aber wir vermögen es nicht, sie auszudeuten. Es sind „Dinge an sich", sobald wir darüber zu reden versuchen...

Ernst Ludwig Schellenberg

Neue Bücher

Die Menschen lesen heute anders als vor dem Kriege, und sie werden noch ganz anders lesen. Weil sie selber anders wurden. Das behagliche Sicherheitsgefühl des letzten Jahrzehnts ist fort. Wir leben alle in einer so ungeheuren Unsicherheit der Zukunft, einer Zukunft, die schon an der Schwelle des nächsten Morgen steht, die bittersten und quälendsten Gefühle bedrängen uns, so daß unsre ganze Wesensart, inbegriffen unsre tiefsten und unsre leichtesten geistigen Bedürfnisse sich wandeln mußten.

Sollen wir dies beklagen? Wir wollen nicht mehr klagen, als unbedingt notwendig ist. Und hier ist es nicht nötig. Denn in unserem behaglichen Sicherheitsgefühl haben wir uns seinerzeit ganz gehörig verschlendern lassen. Wir bildeten uns ein, in einer Geschmacksverfeinerung zu leben, die uns in Dingen der Kunst immer hellsichtiger und anspruchsvoller machte, und statt dessen trieben wir in eine seelisch-geistige Vertrottelung hinein, in eine Trägheit des Herzens, die unsre Ansprüche an Kunst immer mehr heruntersetzte, die uns geistig lahmlegte und uns von Schlagwörtern ödester Fassung, von der Mache rühriger Geschäftsleute, die von der Kunst keinen blassen Dunst hatten, abhängig machte.

Die Veränderung, die in den lesenden Menschen vorgegangen ist, zeigt sich erst in unbestimmten Umrissen. Aber ihre Prägung wird im Lauf der kommenden Jahre immer deutlicher und schärfer hervortreten. Die Menschen fangen an etwas zu verlangen, und das ist schon ein gutes Zeichen. Sie wollen ihr Buch nicht nur mehr als Naschkästchen oder Zigarette zum Nachtisch, auf den gesättigten Magen, als bloße Zugabe — sie kommen im Innersten zerwühlt, durcheinandergeworf.n, verdurstet, nach Halt, Trost, Hoffnung, Stärkung bangend. Ihr Herz schreit. Sie wollen nach Todesnot und inmitten stürzender Gewässer einen stillen Hafen, einen Kraftpunkt für neues Ringen.

Damit ist dem Ästhetentum, das spielerisch den Teetisch deckte für geistige Müßiggänger, der Lebensnerv abgeschnitten. Für all die große Not des Herzens, für all den starken Willen zur Zukunft hatte es nichts zu geben. Wie die ernste Zeit jetzt von allen Schlagwörtern die Maske reißt und die harte wilde Wirklichkeit zeigt, so stößt sie den Teetisch der Ästheten mit all seinen süßen Schleckereien um, und die Menschen treten darüber fort und rufen nach der großen, erlösenden Kunst.

Sie wissen's noch selber nicht, daß sie es tun. Sie wollen etwas „fürs Herz". Das klingt so bürgerlich, so kunstfremd und unverfeinert, und darin schwingt doch mehr Kunstgefühl und Kunstverstand, als alle Ästheten sich jemals in mühseligem Suchen und Schnörkeln zusammenkrampften. Die große Kunst, die sie aus dem Leben herausdoktern und durch ihr Afterbild ersetzen wollten, steht jetzt als heilige Tochter Gottes wieder unter den deutschen Menschen. Die Sehnsucht ist da, der Wille ist da. Wer hebt den Schleier von ihr? Wo sind die Künstler, die sie für unsre Zeit wieder lebendig machen, daß sie ihr Volk segnen und unermeßlich befruchten kann?

Noch ist das Ringen der Künstler dunkler als selbst das Suchen der Menschen. Aber verheißungsvolle Töne klingen auf, hier und da. So sicher wie ich an mein Volk glaube, so fest wie ich davon überzeugt bin, daß eines Tages der große Führer bereit sein wird, es aus aller Not zu führen, so sicher und fest glaube ich an das Wachsen und Werden unsrer großen deutschen Kunst.



Noch liegt eine dicke Decke von faulem Gestrunk, von Unrat und leerem Müll über unserer Mutter Erde. Noch tappen unsre Kunsthistoriker, und wie sie sich nennen, zumeist in kläglicher Unselbständigkeit umher, glauben allen Ernstes jedem Wechselbalg aus der Kaffeestubenluft „gerecht" werden zu müssen, und ahnen nicht einmal etwas von dem frischen Wind, der an unserer Wasserkante in Gorch Focks junger Herrlichkeit pfeift, in Wäldern, Feldern und Scheunen mit Löns Stimmen ruft und lockt, mit Fritz (beileibe nicht Felix!) Philippis knorrigen Holzbauern und Dorfpfarrern sein kräftiges Leben lebt, und in Auguste Suppers herber Kunst weht. Aber auch dieser letzte Jammer wird vorübergehen. Das deutsche Volk wird sich seine eigene Kunst selber suchen, und die Kunstbeflissenen und Kritiker werden eilfertig nachhumpeln.

Denn Kunst ist Kraft, und Kraft dringt aus dem Boden und kommt nicht von den Schreibtischen und den „Cafés".

Schauen wir aber einstweilen noch einmal zu, was alles noch dem deutschen Volk als Kunst geboten wird, fassen wir auch einmal mit spitzen Fingern in den Müll hinein mit seinen leeren Eierschalen, seinen dumpfigen Abfällen und — machen wir Platz um die herzerquickenden grünen Triebe, die da hervor wollen.

Es tut uns nicht schlecht, dabei zuerst auf die mit offenem Mund bestaunte französische Literatur ein Blickchen zu werfen, von ihr zu der französelnden überzugehen und dann den Weg zu gewinnen zu dem Ringen um Anschauung, Freiheit, Licht. Das Beste kommt dann zuletzt.

Von den Franzosen wird von unseren sogenannten kunstverständigen Herrschaften jetzt besonders Barbusse bestaunt. Daß er neben dem Franzosen (was unseren charakterschwachen Ästheten ja das Herrlichste dünkt) auch noch Pazifist ist, macht sie ihm gegenüber völlig wehrlos. Mir liegt hier sein Buch vor: „Die Hölle". Inhalt: Ein junger Mann in einem möblierten Zimmer merkt, daß die Wand oben ein kleines Loch hat, durch das er in das angrenzende, ebenfalls „möblierte" Zimmer sehen kann. Diese Entdeckung nimmt alle seine Kräfte und Sinne nun so vollkommen in Anspruch, daß er seine Tage und Nächte verbringt, auf dem Bettpfosten schwebend und durch das Loch spähend. Barbusse und seine andächtigen Leser finden ja nun einen ganz „subtilen" Reiz darin, Leute zu beobachten, die sich unbeobachtet glauben. Jedes leiblich gesunde Empfinden schüttelt sich davor. Es fände überhaupt gar keinen Reiz darin, sondern Langeweile bis dahinaus. Aber es gibt ja Leute, die müssen sich mit Reizen kitzeln, sonst schlafen sie ein. — Wie dies beständige Gucken durch das Wandloch möglich und von anderer Seite nie gemerkt wird, ist nicht einmal technisch gelöst. — Das Leben im Nebenzimmer spielt sich mit Ausnahme einer Krebskrankheit nur auf geschlechtlichem Gebiet ab, in einer Weise, daß einem nachher ist, als habe man schmutziges Wasser getrunken. — Schmutzig, auf gewaltsam erkünstelte Reize gestellt, indiskret, krank von Sinnlichkeit, ohne einen Funken frischen starken Lebens — das ist Frankreichs gefeiertster Schriftsteller. Arme Deutsche, die ihr diesen Schmutz für Wein trinkt!

Aber Frankreich hat doch auch noch andere Geister. Ja, es scheint auch dort eine Sehnsucht nach reiner Luft, nach Abkehr von dem immer gleichen, längst zu Tode gehetzten ewigen Ehebruchsgeschichten sich zu erheben. Henry Bordeaux kündet in bewußter Ablehnung des Parisertums das Lob der stillen, stolzen Häuslichkeit, des Landlebens, der Aristokratie gegen die Demokratie, und er findet einen großen Anklang damit. Sein Buch „La Maison", in der deutschen Übersetzung „der Irrweg der Freiheit" genannt, behandelt in Ichform das Leben eines in eigentümlicher Häuslichkeit heranwachsenden Knaben. Der strahlende Mittelpunkt ist der Vater, ein Aristokrat und Royalist von Gesinnung. Demgegenüber bildet der freisinnige Großvater das aufhetzende störende Element, das so weit geht, sich im parteipolitischen Kampf von der schäbigen Gegenpartei seines Sohnes als Gegenkandidat aufstellen zu lassen, wodurch dieser, in seiner Sohnespflicht bedrängt, sich zum Rücktritt gezwungen sieht. — Über die Verdrängung der Kirche sagt Bordeaux: „Fronleichnam wurde in unsrer Stadt mit ganz

ungewöhnlichem Pomp gefeiert. Man kam von weit her, um am Fest teilzunehmen. Wer wird uns diese prächtigen wirkungsvollen und würdigen Schauspiele zurückgeben? Man hat sie durch Feste und Zusammenkünfte ersetzt, die an Plattheit ihresgleichen suchen. Mir tun die heutigen Kinder leid, welche niemals Gelegenheit haben, unter dem Jubelruf des Volkes und in der allgemeinen freudigen Erregung die Gegenwart Gottes zu fühlen." — Gehässigkeit gegen Deutschland findet sich nicht, aber ebensowenig der schwächliche Pazifismus von Barbusse. An einer Stelle heißt es: „Für Soldaten'", erklärte mein Vater, ‚besteht nur Frankreich. Es gibt keinen schöneren Tod.' Großvater, der dabei stand, war der Ansicht, der schönste Tod sei der für die Freiheit. Aber ich sah, daß er Vater geärgert hatte, obwohl dieser schwieg." — Den Klang verstehen und achten wir. Dem Franzosen gilt der schönste Tod der für Frankreich, dem Deutschen der für Deutschland. Jede Kraftnatur versteht diese nationale Begrenzung. — Das Buch von Bordeaux ist gut und angenehm, wenn auch einzelne Züge, wie das absichtliche Quälen des Vaters, peinlich und fremd berühren. Aber wir haben in Deutschland Dutzende von solchen Schriftstellern, die wir als gute Mittellinie schätzen. Für Frankreich ist es freilich etwas Besonderes.

Ein deutschschreibender Schriftsteller, aber nicht von deutscher Abstammung, ist Norbert Jacques, der in seinem Buch „Landmann Hal" ebenfalls die „Rückkehr zur Natur", die beglückende Arbeit des Landmannes auf eigener kleiner Scholle preist. Er geht aus seiner Berühmtheit, die er sehr wichtig nimmt, unter angenommenem Namen aufs Land und erwirbt einen Garten mit Erdbeer- und Himbeerkultur, in dem er mit Frau und Kind geradezu übermenschlich glücklich lebt und alle anderen Leute von oben herab betrachtet. Es finden sich gute, kräftige und nette Stellen. Für Ästheten ist das Buch sicher bezaubernd, aber für solche, die selbst vom Lande sind, erscheint es als ein etwas gekünsteltes Phantasiestück in lauter Licht gemalt. Man möchte beinahe lieber diese allzusehr aus dem Ästhetentum kommenden Betrachter fortschieben aus unsrer ländlichen Stille. Sie machen zuviel Worte über Selbstverständliches, sie sehen nicht die Schwere, die Not, die uns im Grunde doch erst den wahren Zusammenhang schafft. Hinter all der vorgezeigten Kraft vermuten wir Nervosität und eine Lebensangst, die nicht aus der Gesundheit kommt. In Jacques' Landmannsbuch fehlt völlig der Schmerz, und man ersieht nicht, wie er ihn tragen würde, wenn er kommt.

Einen dicken zweibändigen Roman liefert uns Jakob Wassermann in seinem „Christian Wahnschaffe", einem überaus herrlichen Menschen, der bezaubernd schön ist und viele Millionen besitzt. Er hat auch noch andre wunderbare Eigenschaften. Es geht eine Kraft von ihm aus, der weder Mensch noch Tier, noch Pflanze, noch leblose Dinge gewachsen sind. Durch seinen Blick bezaubert er Wüstlinge und Hunde, ein Baum trifft ihn nicht beim Fallen, sondern andere. Eine dicht vor ihm abgeschossene Kugel geht an seinem Ohr vorbei. Alle diese Dinge können sein und können dargestellt werden, aber von einem, der das Geheimnisvolle meistert, einer Selma Lagerlöf etwa. Wassermann hat es nicht in Händen. Es klingt ausgedacht, wirkt unnatürlich und weckt den Spott. — Sein Held sieht nun die Hohlheit aller Kultur und taucht ins Volk unter, wo er (ein merkwürdiges Zeugnis für Wassermanns Beobachtungsgabe) nur Scheußlichkeit, Verkommenheit, Elend, Trunksucht, Laster, Lustmord findet. Er verabschiedet sich dann von seinem verzweifelten Vater in einer Art, die ihn uns wenig sympathisch zeigt und verduftet, auch für den Leser. Dieser Schluß ist verfehlt, denn er bedeutet keine Steigerung. Man weiß nicht, was er noch viel anderes finden soll, als er bereits gefunden hat. Ein hilflos abgerissener Faden.

Wassermann ist ein sehr geschickter Schriftsteller, von jener unkünstlerischen Geschicklichkeit, die jeden anspruchsvolleren Leser langweilt und im Grunde nur seinesgleichen fesselt, besonders solche, die aus kleinen Verhältnissen kommend, sich daran vergnügen, blasiert über die Hochgestellten, die sie im Grunde bewundern, zu urteilen. Die Menschen in seinem Buch sind alle jüdisch, auch wenn sie blond sind und Wahnschaffe heißen. Ihre Gesichtspunkte, ihre

Empfindlichkeiten, ihre wichtige Art, ihr ganzes Reden und Denken, alles ist ausgeprägt jüdisch. Im Gegensatz zu der unsäglichen Wichtigkeit, mit der der Held behandelt wird, steht die Schattenhaftigkeit der Nebenpersonen, zum Beispiel die des Vaters, der wie eine Drahtpuppe wirkt, und der völlige Mangel an Charakterzeichnung, der eine Dirne aus der Hefe des Volkes sprechen und sich (trotz einiger Roheiten) benehmen läßt wie eine lebensstarke Studentin. Vollständig unglaubwürdig ist die leidenschaftliche Ehrfurcht, die diese Dirne einer Perlenkette entgegenbringt, nicht um des Wertes, sondern um der Schönheit willen. Das Buch ist zum Ersticken voll von Schmutz, ekler Sinnlichkeit und einer förmlich erschreckenden Kenntnis von Krankhaftigkeiten. Wirklich warme Töne fand ich nur da, wo Wassermann unter allzu durchsichtiger Hülle das Eheelend von Josef Kainz und seine bescheidene Art, das minderwertige Weib zu tragen, schildert. Aber man hätte ihm diese Indiskretion doch gerne geschenkt.

Das Erfreuliche, das Starke für unser Volk fängt noch nicht an, aber es bereitet sich vor. Hatte Wassermann noch mit dem Gedanken „ins Volk hinab zu steigen“ in unzulänglicher Weise gespielt, so gehen zwei Bücher, das eine in künstlerischer, das andre in laienhafter Weise an diese schwere, diese allerschwerste Frage heran, die Frage von Kapital und Arbeit, eine Fragestellung, die sich niemals lösen läßt, solange die Natur selber Unterschiede macht, und die sich doch bis in die Zuspitzung der Fragestellung in Krieg und Vaterlandslosigkeit fortsetzt.

Voll Leidenschaft nimmt Fritz von Unruh, der ehemalige schneidige preußische Dichter, in seinem „Opfergang“ (Erich Reiß Verlag, Berlin) diese letzte Frage auf. Man fühlt den Dichter, wenn er auch in die oftmals gekünstelte Manier von Jungdeutschland hineingeraten ist, die den Artikel fortläßt und bisweilen mit widersinnig klingenden Ausdrücken verblüffen will, also nicht ganz ohne Gefallsucht ist. Trotzdem ist die Darstellungskraft groß, die dramatische Gewalt steckt überall drin. Man fühlt sich inmitten des Zuges, man lebt mit in der Hölle vor Verdun. Aber — —

Ist die Fähigkeit des Dichters, das Kleine, Lächerliche, Drollige, Gemeine so scharf zu sehen, die in seinen Dramen „Louis Ferdinand“ und „Offiziere“ noch überspannt wurde vom Ideal, von dem großen heiligen Gedanken, hier über jegliche große Idee hinausgewachsen? In Unruhs Buch lebt der Krieg ohne Schwung des Herzens, ohne Vergeistigung (mit wenig, sehr wenig Ausnahmen) wie ihn der dumpfe Mensch erlebt, dem der Gedanke „Vaterland“ noch niemals aufging. Müssen wir ihm glauben? Vor mir liegt das erste Dezemberheft 1917 des Türmers, in dem die Briefe eines gefallenen Oberleutnants, der auch vor Verdun lag, der am 3. März 1916 dort fiel, veröffentlicht wurden. Und ich lese in tiefster Ergriffenheit die folgende Zeile: „Die Stimmung ist lustig; das Regiment ist stolz. Blutige Verluste gering.“

Vor diesen schlichten Heldenworten verzerrt sich die ganze Kunst eines Fritz von Unruh zu einem jener traurigen Erzeugnisse aus Verstand und Talent, in denen das starke Herz, der leuchtende Charakter abgewürgt wurde, und somit wird es zur Lüge in allem Wahrheitsdrang und allem künstlerischen Gepräge.

Ein gutgemeintes aber schlechtgeratenes Buch ist „Der Held im Schatten“ (Eugen Diederichs, Jena) von Karl Bröger, demselben Karl Bröger, der sich mit seinem „ärmsten Sohn, der auch sein getreuester war“ uns als schlechter Künder des Volkes, aber als guter und sogar glühender Dichter vorgestellt hatte. Merkwürdigerweise ist vom Dichter wenig in diesem Buch zu sehen, auch nicht jene täppische Unbeholfenheit, in der die Löwentatze steckt, wie sie in dem sturmwilden Buch: „Die Geschwister“ der Sozialdemokrat Hugo Bertsch uns zeigt. Brögers Buch ist nur ledern, die Dinge sind trocken ohne Gestaltungskraft hinerzählt, und es waltet darin jene bekannte Überwertung des Helden, wie sie die schriftstellerischen Versuche der Talentlosen, der stümpernden Damen zeigen. Es ist dies eine sehr seltsame Erscheinung, den Gedichten gegenüber. Unbeholfenheit im Stil brauchte gar nichts zu bedeuten, wenn nur etwas da wäre, das in Stil gebracht werden sollte. Es ist aber nichts da. „Schatten“ zwar genug, aber kein „Held“. Der, der dieser Held sein soll, ist ohne jeden Halt, er verfällt jedem Eindruck. Als Bureauschreiber veruntreut er die Gelder, kommt ins Gefängnis, ist beständig in Wut, Auflehnung und in Be-

geisterung für das eigene dichtende Ich. Es kommen Kapitel vor, wie „Licht hinter Gittern", in deren Wut und Verlassenheit starke Stimmung liegt. Aber es flaut immer wieder in dasselbe öde Tönen, ohne Steigerung und ohne ein Atom jener inneren Kraft ab, die wir bei Bertsch finden. Man hat für diesen schlaffen, ewig schimpfenden Jüngling wenig Interesse. Wie er zum Militär kommt, ärgert er sich, widersetzt sich eine Weile, fügt sich dann, ist ganz glücklich, viel glücklicher als zu Hause. Dasselbe anfängliche Widerstreben und Sich-ergeben der sozialdemokratischen Partei gegenüber. Der Verfasser glaubt, einen besonderen Menschen zu schildern und schildert nur einen gewöhnlichen Sozialisten, mit kleinem Charakter, häßlich zu seiner geduldigen Frau. Als der Krieg kommt, ist er erst mit allen anderen Pazifist, dann wieder ganz Soldat. Immer wie die Strömung ist. Damit schließt das Buch.

Hätte Bröger einen solchen umrißlosen, nichtssagenden Arbeiter schildern wollen, und zeigen, wie solch ein Mensch zur Charakterlosigkeit, zum Verbrecher von der Gesellschaftsordnung gedrängt wird, so hätte das Ganze danach angelegt werden müssen. Statt dessen aber sollen wir einen hochbegabten Jüngling sehen, von dessen Dichtungen jeder erschüttert wird. Wir hören diese Verse, die überall eingestreut sind, aber einen Charakter sehen wir nicht.

Unversehens ist Bröger aber doch eine Gestalt gelungen: die des Vaters, eines gutmütigen, ruheliebenden Arbeiters, wie viele sind, der unter dem beständigen Gekeif seiner Frau zum Säufer wird und langsam untergeht. In dieser einen Gestalt liegt Wahrheit und Tragik, im Helden aber nicht.

Jetzt geht es endlich aufwärts.

„Freiheit", Roman von Hans Wilhelm, zeigt starke Stöße, aber das künstlerische bleibt noch allzu stark im Betrachtenden stecken, wir kommen an die freie, spielende Kunst vor lauter Gedanken und vor schwerem Ringen nicht heran. Auch hier will ein Mensch „durch", er probiert sich durch alle Kulturformen hin, immer von neuem angeödet und abgestoßen, bis er im eigenen Schaffen und in der Liebe seine Erfüllung findet. Zuerst ist es das Korpsleben der Burschenschaft, das er trotzig und verachtend verläßt, um das höhere Leben bei den jüdischen Literaten in ihrem angestrengten und entsetzlich mühseligen Kunsttreiben zu suchen und natürlich nicht zu finden. Dann sucht er es auf der Universität und findet hier ein Spezialistentum, das das Leben aushöhlt und auf Faden zieht. Im wissenschaftlichen Seminar nennt man seine lebensvolle, eigenwillige Arbeit über Herder, die dem Normalstil nicht entspricht, einen Schund, einen Zeitungsartikel ohne die überkommenen sprachlichen Satzungen und rät ihm „in die Press'" zu laufen. Die studierenden Frauen, die wie Arbeitstiere über ihren Heften liegen, widern ihn an. Er sagt: „Die wissenschaftliche Betätigung der Frau ist ein irrer Ausweg verzweifelt angetriebener, eingeengter weiblicher Kraft. Das Absterben der Seele ist bei den meisten der Preis des Studiums."

Wenn er nachher, durchgerungen zu eigener Kraft, zur Weltliebe, Weltgüte, mit der geliebten Frau den Weg ins Helle findet, so dünkt uns doch seine Erwartung, daß er Mittelpunkt und Führer einer neuen Zeit werden würde, etwas übertrieben. Das ist ein anderes Holz, aus dem die Führer geschnitzt werden, als diese suchenden Jünglinge, die alles, selbst die Literaturcafés, erst durchlaufen müssen, um dann bei einem solchen Gebilde wie der „Weltliebe" zu enden. Aber es ist viel Gutes und Nachdenkliches in dem Buch.

Je besser die Bücher werden, je weniger möchte man sagen. Und wenn man ein Buch wie das urwüchsige, landfrische, durchweg echte von Johannes Höffner: „O, du Heimatflur!" aus der Hand legt, erfrischt, durchsonnt und in allen guten und starken Empfindungen bestätigt und bestärkt, dann ist einem gar nicht danach zumute, darüber zu schreiben. Es täte einem leid, einzelnes herauszupicken, und dafür anderes, ebenso Wertes liegen zu lassen. Es ist, als risse man aus dem Walde ein paar grüne Zweige ab, um sie den Leuten zu zeigen: „Seht, so sieht der Wald aus." Lieber sagt man ihnen schon: „Geht hin und laßt euch vom Walde selber erzählen, was er weiß."

Ein Roman ist es nicht, der Gang der Erlebnisse ist nicht das Eigentliche darin. Der Schluß ist sogar flüchtig und blaß und tut dem Ganzen, in sich selbst Starken und gleichwie Selbstverständlichen nicht genug. Aber das ist auch der einzige Tadel, den man erheben kann. Das Ganze steht da, in Freud' und auch in Leid, in dunklen und in hellen Farben, ein Bild gemalt von keinem Ästheten, Weltflüchtling, Genießer, dem man im letzten Grunde doch nicht glaubt, sondern von einem Zuständigen, einem Kind dieses Landes und Bodens selbst, der die Sprache der Heimat spricht und ihre Laute im Herzen mit sich getragen hat durch ein Menschenleben hindurch. Und etwas steckt in diesen deutschen Büchern, das hat kein Franzos und kein Ästhet: der Humor. Den sollen sie uns noch erst nachmachen. Satire und Ironie sind bebrillte stubenbleiche Greise. Der Humor, der ist der ewig Junge, der das erlösende Lachen weckt.

Eine andere Art, doch nicht minder köstlich für die Menschen der heutigen Zeit mit ihren tiefen, starken, sehnsuchtsvollen Ansprüchen ist das edle Buch von Elisabeth Meinhard: „Das Donauhaus". Gleich auf der ersten Seite fühlt man es: man steht hier in der Heimat aller Kunst. Sicher ist der Geist, der die Feder leitet. Es ist viel unbeschreibliche Süßigkeit und viel Weh darin. Deutsch ist das Buch durch und durch, mehr süd- als norddeutsch, aber nicht absagend der anderen herberen Art. Eine Ehrlichkeit, die nirgends zur Unzartheit wird, die nur wie erschrocken vor den eigenen Gefühlen oft gegen die Liebsten, gegen die kleine sonnige Schwester steht, durchdringt alles. Auch aus diesem Buch kann man nichts herausnehmen, nicht Einzelheiten „besprechen". Es täte weh, wie das Zerpflücken von Blumen. Nur freuen kann man sich und der Stunden gedenken, in denen man darinnen lebte.

Es liegt eine Gefahr in unsrer guten und echten deutschen Literatur: die von zu viel Weichheit, zu vielem Aufgehen in eine gestaltlose Ideenwelt. Im Donauhaus sind nur ganz, ganz leise Ansätze dazu. Es neigt viel weniger zu allzugroßer Weichheit, als zu dem holden Märchentum einer Agnes Günther, doch lange nicht so körperlos verschwebend wie dieses. Dazu ist doch zuviel Kräftig-Schönes darin, und auch das Träumerische ist durchblitzt von starken Lebensfunken. Was das Beste daran ist für unser vielbetrogenes Volk: es ist selbständig und von unverfälschter und ungekünstelter deutscher Art.

Diese beiden letzten Bücher mögen unter unserem Weihnachtsbaum liegen, sie werden ihm keine Unehre machen!

Marie Diers

Vom gedachten und vom gedichteten Kunstwerk

(Berliner Theaterbericht)

Eine neue Jugend ist herangewachsen, — und mit ihr hält auch immer wieder eine „neue Kunst", ein „neuer Stil", die neue Mode ihren Einzug. Eine neue Theorie, neue Schlagwörter, abstrakte Begriffe, die unendlich vieldeutig sind, bald so und bald so ausgelegt werden können, erhitzen die Geister und entzünden sie in Kampf und Fehde wider einander. Im allgemeinen pflegt eine solche Erregung und Bewegung alle dreißig Jahre in besonderem stärkeren Maße einzusetzen, wie es eben der Generationswechsel so mit sich bringt.

Heute stehen wir wieder an einem solchen Wendepunkt. Die Jungen von gestern sind heute die Alten geworden, und wie sie in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts revolutionierten, und unter dem Feldgeschrei Natur oder auch Impressionismus ihre Schlachten schlugen, so soll das, was sie aufgebaut haben, durch die Revolution der Jungen von 1910, die sich für den Expressionismus und den Geist und die Ideen einsetzen, wieder zerschlagen und zertrümmert werden. Die künstlerischen Parteien fühlen sich vielfach als bitterste Feinde und Gegner, und wenn sie wie Zulukaffern und ein paar Indianerstämme sich wütend in die

Haare geraten, ihren gegenseitigen Abscheu möglichst nachdrücklich zum Ausdruck bringen, so spielen sie gewiß als Kulturträger die erhabenste und würdigste Rolle.

Dieser Krieg könnte uns wenigstens zur Besinnung darüber bringen, wie sinnlos, zwecklos und töricht wir handeln, wenn wir so wie die David Humeschen Besoffenen in den reichgefüllten schönen Porzellanläden auch unserer Kunst umherfuhrwerken und uns die Teller, Schüsseln und Figürchen gegenseitig nur kurz und klein schlagen und die Freude an unseren dichterischen Werken vergällen.

Die natürlichen Unterschiede in den künstlerischen Zielen, Bestrebungen, Stilen, Richtungen dürfen nur nicht Anlaß zu Kampf und Feindschaft werden. Im Grund ist dieser Wechsel nichts anderes als wie der Fruchtwechsel, jedem Bauern wohlbekannt, — das Allernotwendigste und durch und durch nützlich. Wenn wir auf einem Acker einige Zeitlang Kartoffeln oder Tomaten gezogen haben, so ist der Boden für sie erschöpft, und sie bringen nur noch schwache Ernten. Man muß andere Früchte an ihre Stelle setzen. Die naturalistische Kunst vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts hat sich ausgegeben, alles gesagt, was sie zu sagen hatte. Der Geistes- und Gefühlsgehalt, die Gedankeninhalte, Bestrebungen, Ziele, Stoffe und Motive eines wesentlich positivistisch-naturwissenschaftlich gerichteten, auf Wirklichkeitsbeobachtung eingestellten Zeitalters wurden von der Kunst ausgemünzt und ausgewertet, und hier wäre nur noch ein Feld für Nachzügler und Nachahmer. Kunst ist auch noch ein Mehr als nur Natur, Naturnachahmung und Naturerkenntnis. Unsere Jungen, unsere Expressionisten von heute bringen uns schon eine sehr notwendige, nützliche, fruchtbare Weiterentwicklung und Ergänzung, wenn sie u. a. auch mit schärferem Nachdruck wieder auf dieses Mehr als Natur hinweisen und das Höchste, Vornehmste, Wesentlichste künstlerischen Gestaltens und Bildens in einem schöpferisch-idealischen Schauen erkennen, kraft dessen wir die Natur zu erhöhen, verbessern und umzuformen vermögen.

Es gibt kein Kunstwerk, welches nicht immer zugleich sowohl impressionistisch wie auch expressionistisch wäre. In der Wirklichkeit ist das ganz von vornherein symbiotisch-organisch völlig miteinander verwoben. Eines ohne das andere kann gar nicht existieren. Nur in unserem menschlichen Vernunftdenken, es kritisch zerfasernd und zerpflückend, reißen wir künstlich, theoretisch dieses wunderbare gordische In- und Durcheinander, das große Kunstwerk, wo sich alles gegenseitig bedingt, in Teile und Stücke, und behandeln zuletzt sogar diese innerlichsten Lebensfunktionen, die notwendig-organischen Bestandteile eines jeden Werkes als Widersprüche, Antinomien, Antithesen, — bringen sie in Feindschaft und Gegensatz zueinander, peitschen und hetzen Impressionisten und Expressionisten auf, daß sie wie streitbare geharnischte Kriegsheere sich gegenseitig abmetzeln und kritisch erwürgen. Es gibt kein Kunstwerk, das nicht immer zugleich sowohl impressionistisch wie auch expressionistisch wäre. Doch voneinander unterschieden und unterscheidbar sind die einen und anderen. Zu verschiedenen Bestandteilen nur sind die Elemente miteinander vermischt, und wenn in dem einen das Impressionistische überwiegt, so in dem andern der expressionistische Geist und Betrachtungssinn.

Natürlich, selbstverständlich sind die Worte letzthin nur neue Worte, Buchstabenzusammenstellungen, modische Schlagworte für alleräIteste und ursprünglichste, schon immer vorhandene Betrachtungen und Richtungen, und es verstecken sich hinter ihnen nur die uns von jeher so vertrauten, freilich auch bisher immer wieder als Widersprüche und Gegensätze gewerteten Doppelbilder von Wirklichkeit und von Ideal, von Natur und Geist, Objektivität und Subjektivität, Darstellung der Welt der real-wirklichen, außer uns befindlichen materiellen Vorstellungen und Dinge und unserer innerlichen eigen- und einzelpersönlichen geistigen Vorstellungen von ihnen. Ohne weiteres könnten auch die Worte miteinander vertauscht werden, und wenn wir das, was wir zurzeit als Expressionismus bezeichnen, Impressionismus nennen würden, und umgekehrt, so ließe sich auch dagegen nichts einwenden, und es wäre genau so richtig. In unserem Denken nur, mit unseren Theorien, in denen wir grundzüglich noch immer

dogmatisch, absolutistisch, einseitig verfahren, konstruieren wir uns hier Gegensätze. Die Kunst selbst steht völlig jenseits und über solchem Streit der Parteien, Schulen und Richtungen, und nur die Künstler sollten weiter nicht an den unfruchtbaren Atelierdisputen und Kaiser-Bart-Zänkereien sich beteiligen, und achselzuckend, lächelnd über den Zola hinwegsehen, wenn er den Satz bildet: „Die Kunst der Zukunft wird naturalistisch sein oder sie wird nicht sein", — oder wenn ein Jüngster den neuen Geist und die ganze kommende Dichtung allein davon abhängig macht, daß sie sich expressionistisch und idealistisch gebärden. „Bilde, Künstler, rede nicht."

Die tiefste Schwäche in unserem neuzeitlichen künstlerischen Schaffen besteht wohl gerade darin, daß wir allzuviel reden und allzuwenig bilden, gescheit über die Kunst zu sprechen und Theorien auszuhecken vermögen, aber nicht naiv, unbefangen, aus dem Innersten heraus, intuitiv Werke schaffen. Der denkende Kopf ist stärker als die dichtende Seele. Und unsere Dichtungen sehen vielfach so aus, als seien sie in der Studierkammer, in einem Schulmeistergehirn erklügelt und konstruiert, wie die Beispiele in einer Grammatik, um eine Theorie zu erhärten und darzulegen, ein Muster für sie aufzustellen. Wir erdichten mehr Theorien, als daß wir Dichtungen schaffen. Wir halten es für wichtiger, daß einer als Parteiführer auftritt und eine „neue Richtung" erfindet, als daß er produktiv-schöpferisch ein Kunstwerk herstellt. Das Kunstwerk wird zum Parteiprogramm, und das Parteiprogramm steckt sich in pseudokünstlerische Form und Gestalt. Die sehr wesentlichen und wichtigen, grundlegenden Unterschiede zwischen einem Denken, einer philosophisch-wissenschaftlichen Betrachtungs- und Ausdrucksweise und einem Dichten, einem lebendig-sinnlichen schöpferischen Gestalten und Formen werden übersehen und verwischt, und es entstehen Zwittergebilde, wie sie Goethe in seiner falschen Helena satirisiert und verspottet, welche der arme, vom Mephisto betrogene Faust sich hervorholt aus dem „Reiche der Mütter", der platonischen Ideen, einer platonischen Philosophie ...

Zu Walter Hasenclever und zu Georg Kaiser blickt unsere literarische Jugend mit Recht als zu zwei besonders Begabten und Berufenen auf, die als Führer uns den Willen und Geist der neuen Bewegung am nachdrücklichsten und besten verdeutlichen können. Hasenclevers Drama „Der Retter", in dem neuen intimen Theater „Tribüne" aufgeführt, und Georg Kaisers „Bürger von Calais", die wir bei Friedrich Kayßler in der „Volksbühne" am Bülowplatz sahen, tragen mancherlei verwandte Züge an sich, sind wesentlich expressionistische Gebilde, — aber auch geradezu Musterbeispiele eines mehr gedachten als gedichteten Kunstwerks, und am reichsten gefüllt und überladen mit Bemerkungen, Reden, Disputen und Theorien über alles das, wodurch unsere Jungen heute den vollen Umsturz, die gänzliche Erneuerung unserer Kunst und unseres ganzen Lebens herbeizuführen glauben. Bei beiden Werken fragt man sich: Was ist das eigentlich? Was will es sein? Ein Drama, eine Dichtung — oder eine philosophische Abhandlung? Sind es Platonsche Dialoge, Giordano Brunosche Disputationen oder künstlerisch-lebendige Gebilde und Organismen?

Gerade die Dichter und die Philosophen sprechen die allerverschiedensten Sprachen, und zuletzt gähnen zwischen ihnen die tiefsten, vielleicht unüberbrückbare Klüfte. Ein Unterschied aller Unterschiede ist es schon, wie die Homer, Shakespeare, Goethe einerseits, und andererseits die Plato, Aristoteles, Plotin, Kant, Hegel reden. Hier abstrakte Begriffe und allgemeine Ideen, dort lebendig-anschauliche, sinnliche Vorstellungen und Bilder von einmaligen Vorgängen und Begebenheiten. Dort Vernunft, hier Natur.

In Walter Hasenclevers Drama „Der Retter" steht schon geradezu paradigmatisch, in höchster Reinkultur, nackt, nüchtern, prosaisch der Dichter vor uns, der nur noch Kopfmensch, denkendes Wesen sein will, in Tendenz auf- und untergeht, und der aufs nachdrücklichste uns zuruft: „die Aufgabe des Poeten sei wieder ein Akt zu höchster politischer Intelligenz", zum mindesten heute, jetzt, für die nächsten Jahre. Den Ästhetizismus, die Lehre eines l'art pour l'art, hat Hasenclever jedenfalls am gründlichsten überwunden und von sich abgetan. Strotzend

von Aktualität stürzt sich der Poet in die Kämpfe des Tages, sitzt am Biertisch und in der Volksversammlung, spricht von dem, was alle heute am leidenschaftlichsten aufregt, wovon jedermann spricht. Die Frage wäre nur, ob das, was uns unser junger Dichter in seinem Drama „Der Retter“ über das Kriegs- und Friedensproblem zu sagen hat, sich nicht doch viel besser und zweckmäßiger, gründlicher und eingehender in Leitartikeln, Parlamentsreden, soziologisch-wissenschaftlichen Schriften und Büchern abhandeln ließe. Eigentlich ist es nur zu dürftig, zu inhaltlich gering, was er uns an Meinung gibt, er überrascht gar zu wenig durch Tiefe und Neuheit der Ideen, und die politische Intelligenz ist bei ihm nur nicht gerade aufs höchste entwickelt.

Sein Werk kann man kaum noch ein Drama nennen. Es steht am Ende dort, wo es am Anfang steht. Es weiß zu wenig von Fortgang und Entwicklung. Der Mangel an Phantasie und Erfindungskraft stört am auffälligsten. Das dramatisch-künstlerische Schauen, Bilden und Gestalten scheint geradezu wie von der Schwindsucht ergriffen zu sein, — und mehr noch wie bei den Naturalisten liegt bei unseren Expressionisten das alte Drama auf dem Todesbett. Das neue Drama ist aber einstweilen noch Theorie, Zukunftsversprechen, und man merkt von einem solchen noch recht wenig.

Im Grund und Kern ist dieses Drama, wie gesagt, ein platonischer Dialog, eine Disputation zwischen „dem“ Feldherrn, dem Vertreter der Gewalt und des Schwertes, einer Welt und Weltanschauung, in der alles durch Krieg entschieden wird und entschieden werden soll, und „dem“ Dichter, dem geschworenen Widerpart militärischen Denkens, dem Pazifisten, der sich bei Hasenclever vor allem als Repräsentant „des Geistes“ fühlt. „Wir sind Gegner von alters her“, sagt sein Dichter zum Feldherrn. Die Kaste des Schwerts gegen den Geist. Nie war diese Trennung größer als in unserer Zeit. Der Sieg des einen wird das andere knechten. Für unseren Poeten ist das Dichten vornehmlich ein Denken, ein Akt politischer, doch gewiß auch wissenschaftlicher und philosophischer Intelligenz. Er fordert einen geradezu zur Disputation heraus. Man könnte nun mit ihm des langen und breiten darüber hin und her streiten, ob er mit diesen seinen Behauptungen nicht gerade in die Irre geht, ob die hier zugrunde liegenden Täuschungen nicht zuletzt auch zu Irreführungen werden über das Wesen, die Aufgaben und Ziele künstlerischen Schaffens und Bildens. Die Weltgeschichte weiß nur gar zu wenig von einem solchen alten ewigen Kampf zwischen einer Kaste des Geistes und einer Kaste des Schwertes. Die geschriebene Historie beginnt vielmehr gerade damit, daß diese beiden Kasten, die Priester- und die Kriegerkaste, die Heiligen und die Ritter, die „Pfaffen und Junker“ den innigsten Bund miteinander eingehen und auf Grund dieses ihres Bündnisses alle unsere Staaten überhaupt erst aufbauen. Hier hat der Geist schon immerdar die Waffen gesegnet, und die Gewalttaten des Schwertes inbrünstiglich verherrlicht und gerechtfertigt. Kunst ist aber doch mehr und viel etwas anderes noch als gerade nur Geist. Wesentlich auch ein vorbildliches idealisches Bilden und Gestalten, eine Erhöhung und Besserung des ganzen geistigen Habitus der Menschheit. Die Hasencleversche Dichtung ist aber im Kern nur ein Reden und Disputieren in höchst unkünstlerischen, abstrakten Begriffen und Ideen, — doch ermangelt sie auch am meisten einer idealischen Bildungskraft, und sein Dichter gibt uns nur keine klaren, lebendigen Vorstellungen darüber, wie und wodurch sich seine Welt des Geistes und der höchsten politischen Intelligenz denn eigentlich unterscheidet und abhebt von der militaristischen Welt seines Feldherrn. Wenn uns der Hasencleversche Poet selber sagt, auch der Sieg seines Geistes könne nur notwendig den anderen knechten, — was für ein Neues, Besseres hat er uns dann eigentlich zu bieten? Der Dichter verweigert den Heeresdienst, er droht damit, das Volk wachzurufen, daß es das militaristische Joch von sich abschüttelt. Er wird dafür standrechtlich erschossen, — er läßt sich erschießen. Er stirbt als Märtyrer seiner Meinungen und Ideen. Doch von einem Zukunftsstaat des Dichters sehen und merken wir deswegen und dabei noch gar nichts, und das positive Ideal des neuen tausendjährigen Reiches von Dichters

Gnaden, das an Stelle unseres militaristischen Staates treten soll, wird uns gerade nicht vor Augen gestellt.

Der eigentliche Kern und Inhalt des Hasencleverschen Dramas ist nur eine durchaus un- und widerkünstlerische Parlaments- und Zeitungsdebatte über das Kriegs- und Friedensproblem. Die Disputation zwischen König, Staatsminister, Feldherrn, Dichter verläuft, wie von jeher derartige rhetorische Boxerkämpfe zu verlaufen pflegen: als ein Hornberger Schießen. Jeder betet ein Glaubenssprüchlein her, ist unerschütterlich-starrer Fels, beharrt auf seiner Meinung, keiner versteht den anderen, und alle sprechen aneinander vorüber, in die leere Luft hinein. Unsere jungen Poeten predigen den Aktivismus. Als Aktivist erweist sich hier nur der Feldherr, wenn er den Dichter kurzerhand an die Wand stellen und erschießen läßt. Aus der Versenkung steigen noch ein paar Gestalten herauf, die Erscheinung des Apostels Paulus, eine Königin „mild und lieblich, als blickte Vollmond drein“, die auch nur Sela, Amen zu sagen vermögen, ein paar völlig undramatische und nur rhetorische Figuren. Die politische Unterhaltung schlägt zum Schluß unvermittelt in eine romantisch-lyrische Weise um, eine Uhlandsche Romantik stößt einen sentimentalen Seufzer aus, und das Publikum geht nach Haus, so klug als wie zuvor. Gelernt hat es auch nichts, und vom Kampf des Geistes gegen das Schwert weiß es auch nicht mehr, als es schon immer wußte.

Von seiner Kunst sagt uns Hasenclever selber, daß sie in dem Denken und in der Idee wurzelt. So wird denn auch sein „Retter“ zu einer Lehrdichtung nur, trägt wesentlich tendenziös-didaktischen Charakter, ist polemischer Art, eine Kampf- und Streitschrift. Nur allzu auffällig tritt das in seinen Gestalten hervor — „der“ Feldherr, „der“ König, „der“ Dichter—, verkörperten abstrakten Begriffen und Ideen, Platonisch-Hegelschen Gehirn- und Vernunftkonstruktionen, Schemen, Schablonen, — blutlosen, leeren Schattengebilden ohne Lebenswärme und Herzschlag. Philosophische Begriffsbildungen und dichterische Schöpfungsakte, Ideen und Ideale, Denken und Dichten sollte man eben nicht miteinander verwechseln. Hasenclevers Drama wurde kühl abgelehnt. Ich glaube, auch seine wärmsten Verehrer werden hier den Kopf schütteln. Möge dieses junge Talent sich daran bewußt werden, von welcher Seite her die schwersten Gefahren für seine Kunst und für unseren gesamten Expressionismus drohen. Im Abstrahieren, Typisieren, Schematisieren sieht unsere Jugend heute merkwürdigerweise das höchste Ziel der Kunst, — aber der Gott der Mathematik ist alles andere, nur kein Künstlergott.

Auch bei Georg Kaiser liegen alle Schwächen und Nachteile darin, daß er Ideale zu geben glaubt, während er nur Ideen ausspricht, daß er zu denken anfängt, wo er lieber dichten sollte, und zuviel redet und zu wenig bildet. In seinen „Bürgern von Calais“ macht er vor allem den Schulmeister und Erzieher, und zwingt den Kritiker dazu, daß di ser sich zunächst und am meisten mit seinen Gedanken und Theoremen abgibt und beschäftigt, und auf den Künstler und Gestalter weniger achtet. Gesprochen wird in dem Drama in einem fort von dem neuen Menschen, der neuen Erde, der neuen Zeit, dem neuen Geist, der neuen Idee, dem neuen Werk, der neuen Tat, und der Held, Pierre de St. Eustache, will als weiser Nathan eben den Lehrer spielen, der uns in einer Gleichnisrede, in einer Parabel endlich einmal klaren Wein darüber eingießt, was so ein neuer Mensch und ein neuer Geist, das neue Werk und die neue Tat ist und was wir uns darunter eigentlich zu denken haben.

In einem Begleitwort, welches von der „Volksbühne“ dem Theaterzettel beigegeben worden, jubelt Gustav Landauer selig-gläubig, ekstatisch, ein begeisterter Schüler, auf: Wahrlich, wahrlich, hier ist neues Licht und Offenbarung, hier ist die Keimzelle des neuen Menschen gelegt, hier wird die neue Tat sichtbar, — der Grundstein des neuen Zion wird hier errichtet. Ach nein, hier wird uns nur blauer Dunst vorgemacht. Hier ist nur kein prometheisch bildender Künstler an der Arbeit. Auch kein Lessingscher Nathan. Auch Georg Kaiser denkt nur und dichtet nicht, ein völlig Verirrter tappt er hilflos im grauen Nebelmeer schattenhafter Abstraktionen umher, und wie von jeher führen auch ihn — „ein Kerl, der spekuliert!“ — diese

abstrakten Begriffe, die sinn- und inhaltlosen Allgemeinideen, an der Nase und im ewigen Kreise umher. Sie reden vom neuen Menschen, neuen Staat, und haben nur keine künstlerisch-sinnlichen lebendigen Vorstellungen dabei. Schließlich endet es damit, daß diese falschen Propheten, diese ewig betrogenen Betrüger, wie der arme Gustav Landauer, in der Konfusion, die sie anrichten, selbst elendiglich zugrunde gehen und aus der großen Weltrevolution die Spott- und Dreckgeburt, die grause Groteske, die Aristophaneische Komödie herausdestillieren, — den Sumpf, in dem wir heute ersticken. Sie, die den Absolutismus, die Herrschaft, die Diktatur und den Terrorismus, den Krieg und die Gewalt vertreiben wollen, und nur eine andere, ihre eigene Herrschaft und Gewalt, ihre Despotie, ihren Terror an die Stelle des alten setzen können. Wenn dabei geändert wird, so wird dabei nur nicht gebessert, und vergebens sieht man sich um nach dem neuen Menschen, dem neuen Geist, dem neuen Werk, dem neuen Staat und was es sonst noch allerhand Neues gibt.

Die alte Historie von den sechs Bürgern von Calais ist eine schöne Lesebuchgeschichte vom Opfertode des einzelnen zum Heil und Segen der Allgemeinheit, jedem Kinde ohne weiteres leicht- und selbstverständlich. Aber Georg Kaiser sitzt in seinem Drama von den sieben Bürgern von Calais über dem alten schlichten Stoff, denkt und grübelt, spekuliert, spintisiert und philosophiert — seine Dichterklause wird zum Scholastikerstübchen —, wie sich die Schulbuchfabel in etwas ganz anderes, Neues, in ein verzwicktes, schwieriges Problem, in lauter spannende Geistesaufgaben und Rätselfragen umkehren und verdrehen läßt, wie aus der alten Tat, dem alten Werk der sechs Bürger von Calais, wie sie die alte Menschheit seit Jahrtausenden schätzt und feiert, wohl eine funkelnagelneue Tat von sieben Bürgern werden kann, mit der zugleich der neue Mensch, die neue Idee, der neue Staat usw. geboren wird.

In dem alten Kampf der Engländer und Franzosen um Calais blieb diesmal Eduard III. Sieger, die Stadt ist ihm auf Gnade und Ungnade verfallen und er droht, sie dem Erdboden gleichzumachen, wenn nicht umgehend sechs erwählte Bürger im Armensünderkleid der Schande und Knechtschaft ihm den Schlüssel der Festung überbringen, um sich alsdann hinrichten zu lassen. Der französische Feldhauptmann lodert auf. Eine schmach- und schandvolle Bedingung. Das geht wider die gloire. Die Ehre Frankreichs, das ganze Ansehen der Nation steht auf dem Spiel. Das militärische Pflichtgefühl verbietet's. Wir retten unsere Ehre nur, wenn wir alle zu sterben wissen. Stadt und Hafen sollen zugrunde gehen, mit Weib und Kind wollen wir unter ihren Trümmern, in ihren Fluten uns begraben. Ihm aber tritt Pierre de St. Eustache als Widerpart entgegen, — auch Antimilitarist, wie Hasenclevers Dichter. Von nationaler Ehre will er nichts wissen. Was kümmert ihn England und Frankreich? Das ist Kitsch und Klischee von gestern, von vor 1914. Den Hafen von Calais, so ungefähr redet Pierre, haben wir erbaut. Ihn nur wollten wir erbauen. Um des freien Handels und der Schiffahrt, um des Verkehrs mit allen fernen Ländern willen. Dieser Hafen ist allein unser Werk, unsere Tat, — unser Werk allein der Hafen, durch den, um dessentwillen wir nur existieren. Alles, was wir tun, müssen wir nur immer um unseres Werkes an sich willen tun. Und damit es bestehen bleibt, nicht zerstört wird, erklärt Pierre sich bereit, freiwillig den Todesgang zum Engländer anzutreten. Sein Beispiel und Vorbild zieht alsbald sechs andere Bürger noch nach. Einer zuviel, einer kann wieder dem Leben erhalten bleiben. Der Kaisersche Held aber möchte offenbar lieber, daß alle des Werkes sich würdig erweisen, und will sie nur noch auf Herz und Nieren prüfen, ob sie auch das, was sie tun, wahrhaft freiwillig, ohne irgendwie sonstige Nebenansichten, allein um der Tat, um des Werkes an sich willen tun. Kaiser will uns gewiß sagen, daß dieser höchst abstrakt denkende Mensch, der Mensch des Werkes an sich, ein ganz neuer Mensch, die neue Idee und den neuen Geist verkündige und eine ganz neue Erde und eine neue Zeit heraufführe, wie es auch Gustav Landauer glaubt. Aber wieso denn? Diese Tat- und Werkphilosophie ist doch alles andere, nur nicht neu. Kaisers Pierre ist offenbar Kantianer und trägt seinen Mitbürgern etwas vor, was Kant den kategorischen Imperativ nennt. Auch

Kant hat den nicht entdeckt. Dieser steht schon am Anfang der Geschichte der Vernunft geschrieben, und auch in der altindischen Bhagavadgita heißt es bereits:

Bemühe nur dich um die Tat, doch niemals um Erfolg der Tat!
Nie sei Erfolg dir Grund des Tuns — doch meid' auch Tatenlosigkeit...
In Andacht fest, tu' deine Tat! Doch häng' an nichts, du Siegreicher...
Was ist denn Tat?
Wer in der Tat das Nichttun schaut, und in dem Nichttun nur die Tat,
Der ist ein einsichtsvoller Mensch, andächtig tut er jede Tat...

Leider hat die Menschheit noch nie begriffen, was sie bei dieser ältesten Pflichtlehre von Christus bis Kant mit ihren Widersprüchen, Doppeltsinnen uns überhaupt vorstellen sollen Der Kaisersche St. Eustache treibt ein leeres Spiel mit Worten, mit abstrakten Begriffen Werk und Tat. Auch der französische Hauptmann kann sagen: Ich tue alles allein um meines Werkes willen. Mein Werk ist Frankreich, die Macht und Größe meines Landes, — und mit dem besten Willen kann man nicht einsehen, was den Pierre de St. Eustache über ihn hinaushebt, wenn er erklärt: Mein Werk ist Calais, der Handel und die Schiffahrt. Militarismus und Marinismus, Krieger und Händler, Schwertgewalt und Geldgewalt, Kapitalismus sind Geschwister, — Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen. Nur eine völlige Verworrenheit ist's, wenn Kaiser in seinem Drama den französischen Feldhauptmann als Menschen von gestern abtut, und seinen Pierre, den Händler, Marinisten, Kapitalisten als Vater der neuen Menschheit und Stifter eines neuen Reiches verkündigt.

Ernst Tollers Drama, ebenfalls von der „Tribüne“ mit großem Erfolg zur Aufführung gebracht, heißt „Wandlung“. Wenn bei Hasenclever, Kaiser die Menschen unverrückbar, starr, fix, fest, wie abstrakte Begriffe, Vernunftideen, verkörperte Grundsätze vor uns stehen, so geht in der Seele des Tollerschen Helden Friedrich eine tiefgreifende Verwandlung und Entwicklung vor sich, sie ist voll leidenschaftlicher Erregungen und Bewegungen, — und nur aus einer solchen Seele der Unruhe wächst das Drama hervor, sie ist das Heimatland aller dramatischen Dichtung. Der Held des Dramas ist Toller selbst, der Dichter nur ist Mittelpunkt seines Werkes, „Tat twam asi“, „Das bin ich!“ kann er sagen, auf seinen Friedrich hinweisend, und hier ist alles Selbstbekenntnis, inbrünstige Entladung von Gefühl und Empfindung. Er selber liegt als Opfertier auf dem Altar, er steht als Märtyrer am Kreuz. Gewiß ist sein Werk geboren aus dem innersten heiligsten Wesen aller Kunst, — und es ist nicht Lehre und Didaxis, Gehirn- und Intelligenzarbeit, sondern unmittelbares Erlebnis, ein Aufschrei des Herzens, durchströmt von Lebensblut. Wille zu phantasievoller Gestaltung, und die inneren Qualen, Jammer und Verzweiflung, Angst und Entsetzen setzen sich um in Visionen und Bilder blutigen Grausens, von Totenkränzen, grinsenden Skeletten.

Die Seele der Menschheit, unter den Greueln dieses Krieges erschauernd, unter dem Wahnsinn leidend, der die Menschenbestie, diese schlimmste Bestie auf Erden, zu allen Akten wüstester Selbstzerfleischung treibt, schreit aus dem Werk, und der ethische Mensch wird vor allem von ihm geweckt, der kann nicht anders, mit allen Sympathien blickt er zum Dichter hin und bringt ihm Liebe zu, vor allem dem Gefangenen, der um seines Mitgefühles, um seines Glaubens, seiner Hoffnungen willen zum Märtyrer wurde.

Rein menschlich fesselt Ernst Tollers „Wandlung“ am tiefsten. Eine echte und rechte Künstlernatur will sich in dem Werk entfalten. Freilich ist das Können selber noch recht jugendlich und unreif, kindlich, naiv, dilettantisch, und die Bilder des Grausens schmecken auch wieder nach der Ammenstube. Kühle, frostige Hauche des abstrakten Denkens, von dem unsere Expressionisten alles Heil erwarten, wehen auch hier durch die Hallen der Kunst und drücken der Sprache vor allem einen papierenen Stil auf und lassen die Gestalten selber wieder in graue Nebelgebilde zerfließen und machen sie allzu allgemein und individualitätslos.

Eine Komödie von Harry Kahn, „Krach", die uns das „Kleine Schauspielhaus" bescherte, eine Verhöhnung journalistischen Strauchrittertums, ist innerlich allzu konfuse Arbeit nur, wesentlich nur ein rein feuilletonistisches Gerede, dramatisch zerfahren und aus Reminiszenzen zusammengeholt. Ludwig Fulda mit seinem tändelnden Lustspielchen „Maskerade" ist der Alte von früher, Spaßmacher für die „Kleinen von den Meinen", und fordert weiter keine Aufmerksamkeit für sich.

Julius Hart



Zum deutschen Kleinwohnungs- und Kleinsiedlungswesen

Die Gesundung des deutschen Volkes hängt ganz wesentlich von einer grundzügigen Besserung der in den letzten Jahrzehnten vielfach unerträglich gewordenen Wohnverhältnisse namentlich der Industriearbeiter ab. Wer einmal das grausige Wohnungselend Abertausender von Großstadtfamilien gesehen hat, die mit Kindern und Kostgängern in einem einzigen Raum ihr Dasein fristen, hat an den natürlichen Herden des Verbrechertums, des Spartakismus, aller schlimmsten Grundübel unserer Zeit gestanden.

Die Liebe, mit der der heimatlos gewordene Großstadtarbeiter an seinem Stückchen Pachtgarten hängt, hätte uns schon längst die Augen über den unendlichen Wert dieser auch noch so bescheidenen Wiederverknüpfung der Entwurzelten mit der heimischen Scholle, mit der Mutter Erde öffnen müssen. Sicherlich hat in den meisten Fällen nicht ein bewußt erkannter oder auch nur dunkel geahnter Gefühlswert, sondern der wirtschaftliche Nutzen des Schrebergärtchens für dessen Anlage und Pflege bestimmend gewirkt. Aber in jedem Fall macht sich der Segen solcher Arbeit bemerkbar, die nicht wie Fabrikarbeit im Augenblick der erfüllten Leistung mit Münze gelohnt, nach Laune unterbrochen werden kann, sondern ständig bleiben muß, Geduld verlangt, Enttäuschungen und Freude bringt, zum Wetteifer mit emsigen Nachbarn anfeuert und mit Ziffernwert von Handelsware und Bargeld nicht meßbar ist, jedenfalls dem Körper und der Seele von den Kräften wieder etwas zubringt, die der Kampf ums Dasein restlos aufzuzehren drohte.

Die Abwanderung der bodenständigen Kräfte vom Lande in die Fabriken und ins Ausland, die stetige Zunahme der fremdländischen Saisonarbeiter, die sich in barackenmäßigen Unterkünften zusammenpferchen ließen, hatte in gleicher Weise nicht die geringste Ursache in der immerwährend wachsenden Vernachlässigung der ländlichen Kleinarbeiter, der Mißachtung ihres Wertes und ihrer angemessenen Unterbringung, der dauernden und würdigen Sicherung ihres Daseins.

Erst unser wirtschaftlicher Zusammenbruch und die aus ihm drohenden dauernden Schädigungen für unser Dasein als Volk haben uns diese Nöte in ihrer ganzen Nacktheit und die Notwendigkeit der sofortigen Abwehr zu erkennen gegeben. Auch soviel wissen wir bereits heute: Die Reform des Kleinwohnungswesens ist, zur Notwendigkeit geworden, nicht mehr aufzuhalten, namentlich wenn, was zu hoffen steht, unsere bisherige Entwicklung zur restlosen Industrialisierung des Landes vornehmlich infolge unserer Wirtschaftsbedingungen zu den andern Völkern jetzt haltmacht und einerseits statt ihrer eine stärkere Ausnützung des für die Landwirtschaft geeigneten Bodens vornehmlich durch Kleinbetriebe erfolgt, andrerseits möglichst vielen kleinen Leuten in der Großstadt bzw. an ihrem Rande oder in ihrer nächsten Nähe erträgliche Wohnungen, wo angängig in kleineren Häusern und mit etwas Garten- oder Pachtland gegeben wird. Aufhaltungen dürfte es für eine derartig ungeheuer bedeutsame Gesundungsmöglichkeit unseres Volkes nicht geben. Die Rückkehr einer überaus großen Zahl von Menschen



zu primitiveren Lebensverhältnissen — in die hinein sich nicht seit Generationen Entwurzelte gewöhnen können — müßte vom Standpunkt der Volkswohlfahrt aufs lebhafteste begrüßt und mit allen erdenklichen Mitteln gefordert werden.

Unser ganzes Volk wird immer stärker von der Überzeugung durchdrungen, daß in den Städten, unmittelbar vor ihren Toren und weit draußen bis in Heide und Moor gesiedelt werden muß. Wenn die Anfänge der Verwirklichung bisher schüchtern und unsicher waren, so liegt das an der vorläufigen Unklarheit aller Verhältnisse, der Ungewißheit der wirtschaftlichen Neubelebung einzelner Orte und ganzer Landschaften, am Bekämpfen gewisser Widerstände bei Bodenbesitzern, am Baustoffmangel. Vom Standpunkt wirtschaftlich und auch kulturell guter Lösungen für die Siedlungs- und Wohnungsformen ist dieses langsame Einsetzen der Arbeit kein Schade, da die Bedeutung und Art der praktischen Voraussetzungen sich nicht von heute auf morgen erkennen lassen. Hatte doch die Gegenwart beklagenswerterweise den offenen Blick für solche an sich so natürlichen Notwendigkeiten gänzlich verloren. An Bodenmangel kann die Aufgabe nicht scheitern. Denn Öd- und Kulturboden draußen auf dem Lande, Gemeinde- und sonstiger enteignebarer Boden drinnen in den Städten steht reichlich zu Gebote. Gesund angelegten Kleinsiedlungen jeder Art von der geschlossenen bis zur weitverstreuten Form Platz zu bieten ist Deutschland noch im weitesten Maße imstande. Die Baustoff-Frage ist zur Zeit wohl die größte Not und kann noch jahrelang hemmen. Sie wird ein Ende nehmen, sobald das Volk in allen Schichten wieder nutzbringende Arbeit zu leisten, also gesund zu werden gewillt und imstande ist. Sie wird also mit einer alle Schichten des Volkes durchdringenden Sehnsucht des Volkes nach Aufbau und Aufstieg Schritt halten, im Ernstfall also auch verhältnismäßig bald überwindbar sein. Das Kleinsiedlungsproblem ist an sich so gewaltigen Umfanges, daß im folgenden, um über allgemeine Andeutungen hinauszukommen, vornehmlich das mit den Augen faßbare Bild der Wohnungen, der Häuser und der größeren Siedlungseinheiten behandelt werden soll.

Das Bild jeder bewohnten Landschaft wird durch die Gestaltung des Bodens und seine Kultivierung, aber zugleich auch durch seine Besiedlungsart bestimmt. Die Mannigfaltigkeit der einzelnen deutschen Volksstämme, ihrer Wohnsitten in Stadt und Land haben zeitlich gewordene, scharf ausgeprägte, landschaftlich ganz verschiedene Kulturbilder hervorgerufen, die allerdings durch die kulturlose Epoche etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts besonders in den Industriestädten mehr oder minder verwischt sind. In den letzten Jahren ist das Verständnis für die auch für moderne Begriffe entwicklungsfähigen Wohnsitten guter alter Zeiten allmählich wieder wach geworden. Man weiß jetzt wieder den Wert alter Baugewohnheiten, der sich namentlich in den Bauernhaustypen, aber auch in guten Stadthausgrundrissen erhalten hat, zu schätzen und sucht auf ihm vielfach bereits die Gegenwartsanforderungen wieder aufzubauen. An und für sich ist das auch bei Wahrnehmung der vielfachen, wirtschaftlich und ästhetisch herausgebildeten Unterschiede in Typus, Größe, handwerklicher Durchbildung usw. für die Wahrung des Heimatbildes von allergrößtem Werte. Schon seit der Freizügigkeit hatten sich manche bezeichnende Eigentümlichkeiten in der Bauart verwischt, hatte die anders geartete Wirtschaftlichkeit manches Baustoffes und seiner werkgerechten Bearbeitung heutzutage ihre Anwendungsmöglichkeiten verschoben. Der Krieg hat diese Grenzen und Eigenarten naturgemäß noch mehr beseitigt. Ein Aufbau auf dem Hintergrund der Landeseigentümlichkeit wird um so schwerer, als in dem Wesen ausgesprochener Kleinsiedlungen, der bei ihnen gebotenen Einfachheit und der Übereinstimmung oder Ähnlichkeit der einzelnen Wohnanforderungen etwas Gleichmachendes liegt, das nicht ohne weiteres auf das Gebiet einzelner Stämme Rücksicht nimmt. Um hierfür ein Beispiel schon aus älterer Zeit zu nennen, so gibt es eine bestimmte, uralte Form eines Katen-Grundrisses, die in Niedersachsen ebenso wie in der Mark Brandenburg und weiter östlich heimisch ist. Weiter kommt in diesem nivellierenden Sinne in Betracht die infolge der notwendigen höchsten Sparsamkeit gebotene Durchführung der

Typisierung sowohl der handwerklichen Einzelheiten als der ganzen Grundrisse und Querschnitte der Kleinhäuser. In Zeiten vorbildlicher Kolonisation (z. B. Friedrichs des Großen) wurde auch eine Typisierung der ganzen Siedlungen angestrebt und bis zu gewissem Grade durchgeführt. Und geht man heute den praktischen Forderungen des Städtebaus zugrunde, so läßt auch dieser sich zum mindesten auf verhältnismäßig wenige Grundregeln zurückführen. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß selbst die kleinste Siedlungsanlage bei noch so einfachen Voraussetzungen ohne Hilfe eines fähigen Architekten unausführbar ist, während man sich denken kann, daß die Errichtung des einzelnen Hauses nach bewährtem, bis ins einzelne richtig durchgebildeten Typus Sache des Handwerksmeisters sein könnte.

Wenn nun angestrebt werden soll, daß jede Kleinsiedlungs-Aufgabe trotz der genannten nivellierenden Voraussetzungen sich dem geschichtlich gewordenen Charakter der betreffenden Landschaft einpassen soll, so hat das seine praktischen und auch seine schönheitlichen Gründe. Beide hängen, um es gleich vorweg zu sagen, unzertrennlich miteinander zusammen; jedenfalls kann sich eine schöne Wirkung, die auf die nähere und weitere Umgebung volle Rücksicht nimmt, nur auf dem Boden vollerfüllter Wirtschaftlichkeit entwickeln, und als ein Ausfluß jener, der notwendigen Einfachheit und Sparsamkeit ohne jeden besonderen Aufwand an kostspieligen Mitteln.

Das muß ganz erkannt werden, sowohl vom Handwerksmeister, der sich nicht mit falschen Hilfsmitteln und Vorbildern („Ferienhäuser der ‚Woche'"!) an Entwurfsaufgaben wagen soll, die nur Architekten zustehen, als auch vom Architekten, dessen Phantasie und Eigenart sich an anderen Aufgaben als an diesen ausleben muß, als auch vom Bauherrn und den zukünftigen Bewohnern, die keine falschen Erwartungen auf großstädtische oder Villenlösungen mitbringen dürfen.

Nun ist es für uns verbildete Menschen von heute nicht einfach, das Wesen vorbildlicher alter Bauweisen zu erfassen und gar auf andersgeartete neuzeitliche Aufgaben überzuleiten. Man hat geglaubt, im Geist niedersächsischer Überlieferung zu bauen, wenn man lediglich ein äußerliches Motiv, die gekreuzten, in Pferdeköpfe ausmündenden Windfedern an den Giebeln anwandte, oder niedersächsischen oder friesischen Siedlern im Osten die neue Heimat besser ans Herz zu legen, wenn man die Bauernhausgrundrisse Westfalens oder Frieslands im kleinen trotz der ganz andersartigen Wirtschaftsverhältnisse Posens zu kopieren trachtete. Gewiß vermögen Siedler, die geschlossen aus einem Bezirk auswandern und geschlossen Neuland bebauen, auch ihre alten Baugewohnheiten in entsprechend übertragenem Sinne anzuwenden. Es kann aber nur einheitlich und organisch erfolgen; ein Kunterbunt der Willkür im Bauen läßt auch auf Planlosigkeit der gesamten Wirtschaft schließen. Die Merkmale und Voraussetzungen einer guten heimischen Bauweise, auf deren Erkenntnis und Anwendung es im heutigen Kleinsiedlungswesen ankommt, liegen viel tiefer. Sie bestehen aus den bodenständigen Baustoffen, ihrer werkgerechten Verarbeitung und den daraus und aus dem Klima und sonstigen landschaftlichen Voraussetzungen sich ergebenden handwerklichen Gewohnheiten und aus dem Erfassen und Verwerten von Baukörpern und Siedlungsformen und -weisen, die sich, auf den beiden ersteren aufbauend, aus den allgemeinen Wirtschaftsbedingungen des Landes und den besonderen Verhältnissen der Aufgabe finden. Abzuziehen sind alle die historischen Erscheinungsformen, die aus heutzutage unwirtschaftlichen Techniken entstanden waren oder als im Lauf der Zeit oder von Fall zu Fall entstandene Zufälligkeiten zu betrachten sind. Das sind die Dinge, die im romantischen Empfinden der vergangenen Jahrzehnte oft als falsches Kleid bei Lösungen angewandt wurden, deren Kern ein ganz anderer war oder denen überhaupt ein fester guter Kern fehlte.

Der jetzige Baustoffmangel hat das Gute mit sich gebracht, daß vergessene altbewährte heimische Baustoffe und Bauweisen wieder zu Ehren kommen. Der Lehmfachwerkbau, der Lehmstampfbau oder ganz besonders der Bau mit gestampften oder gepreßten Lehmpatzen

werden bei den Kleinhausbauten namentlich auf dem Lande lange oder vielleicht dauernd eine außerordentliche Rolle spielen, überall dort, wo Holz und Lehm oder letzterer allein als Baustoff leicht greifbar sind. Die verschiedenen Arten des Lehmbaus hatten sich sowohl technisch als auch gesundheitlich jahrhundertelang bewährt und waren ohne triftigen Grund erst im 19. Jahrhundert durch den alles beherrschenden Ziegelbau verdrängt worden. Voraussetzung für ihre Wiederbelebung ist allerdings eine überaus sorgfältige, werkgerechte Verwendung unter entsprechender Vorsicht vor Feuchtigkeit, die vom Boden oder der Gründung des Baus und von oben her bei mangelhafter Durchbildung des Dachüberstandes oder durch zu große Zerklüftung des Baukörpers entstehen könnte. Die oft geradezu leichtfertige Art, mit der solche und ähnliche Bauweisen in Rezepten „Wie baue ich fürs halbe Geld?" oder „Wie baue ich mir mein Haus selbst?" angepriesen werden, täuschen zum größten Schaden für die Sache über die Forderung größter Vorsicht und Sachlichkeit bei der Anwendung derartiger Naturbauweisen hinweg. Für Gegenden und Fälle, in denen guter Sand vorhanden und genügend Kalk verfügbar ist, kommt entsprechend der auch früher angewandte Kalksand-Stampfbau in Betracht. Neue Erfahrungen namentlich über sein richtiges Verhalten gegen Luftdurchlässigkeit scheinen noch nicht vorzuliegen. Die Bauweisen mit gebrannten Ziegeln, am zuverlässigsten, aber bei der heutigen Kohlennot oft noch nicht wieder anwendbar, sind als Ziegelrohbau oder als Putzbau mit farbigem Kalkmilchanstrich auch schon landschaftlich charakteristische Bauarten; nur wird dem unverputzten sog. Hintermauerungsstein auch in gelber und brauner Färbung weite Verbreitung eingeräumt werden, wenn der als Notbehelf anzusehende Putz praktisch entbehrlich ist. Von den neuerdings angebotenen mannigfachen modernen Sparbauweisen sind manche als zu kostspielig oder auf die Dauer nicht haltbar oder rentabel schon heute überlebt. Daß ihnen der zuverlässige Architekt mit großer Vorsicht gegenübertritt, muß als berechtigt und notwendig anerkannt werden. Einige von ihnen, neuartige Ziegelsteinformen mit Hohlräumen, poröse Schlackenbetonplatten und dergleichen werden vielleicht namentlich für Reihenhausbauten größerer Siedlungen, bei denen sich die Zuhilfenahme von Facharbeitern lohnt, das Feld dauernd behaupten können. Der Aufbau der Wände in Holzkonstruktion, den man bis auf wenige Ausnahmen vor dem Kriege als zu teuer für Dauerbauten für erledigt betrachten mußte, erlebt jetzt in holzreichen Gegenden namentlich als Fachwerkbau mit verschiedenem Füllungsmaterial, aber auch für Blockhaus- und Doppelbrettwandbau weitestgehende Anwendung. Die Fachwerkteilung und damit die ganze Gliederung der Außenflächen in möglichst große Felder mit Rücksicht auf die gebotene Sparsamkeit verlangt dabei eine besondere und vielfach andersartige Durchbildung als früher.

Wie die Feuerversicherungen sich unter den heutigen Umständen nicht mehr im gleichen Maße wie früher gegen die Anwendung des Holzwandbaus sperren dürfen, so gilt das auch von der weichen Bedachung mit Stroh und Ret. Ihre erweiterte Zulassung ist jedenfalls unbedingt geboten. Sehr erwünscht wäre es, wenn ihre feuerfeste Einschlämmung, die bisher noch nicht in ausreichendem Maße erzielt ist, unter dem Druck der Not durch praktische und wissenschaftliche Versuche gefördert würde. Frühere Verfahren, die diese Feuersicherheit bei guter Dauerhaftigkeit erzielt hatten, sind leider vollständig in Vergessenheit geraten.

Den verschiedenen Deckungsarten der Dächer mit sog. flachen Biberschwänzen oder den kräftig geschweiften Pfannen oder den Schieferplatten (wo sie heimisch sind) wohnen ganz charakteristische Eigenschaften inne, die auch für die Ausbildung der Dachaufbauten bestimmte, an Material und Technik gebundene Formen und Ausführungsarten nach sich ziehen. Es ist neuerdings viel zu wenig beachtet worden, daß gerade die Einheitlichkeit und Ähnlichkeit der Dächer in Neigung, Farbton, Maßstab und Einzelheiten selbst das bunteste Bild alter, geschichtlich gewordener Stadtbilder fest zusammenhält.

Das flache Dach mit Pappdeckung wird sich trotz einiger bemerkenswerter Versuche (vgl. u. a. Entwürfe von Peter Behrens und ältere Bestrebungen des Reichsverbandes zur Förderung



der sparsamen Bauweise) im allgemeinen selbst für das bescheidenste Kleinhaus nicht empfehlen, sobald es sich über den Barackenbau von kürzerer Lebensdauer erhebt. Selbstverständlich ist das flache Dach, das sich z. B. für Industrieanlagen in jeder Weise bewährt, auch für Einzelbaulichkeiten ästhetisch durchaus lösbar, wenn auch sein Gebrauch im Rahmen eines Städtebildes mit Steildächern mit gutem Recht auf untergeordnete Anbauten beschränkt wird. Aber gerade beim Kleinhaus ist der Querschnitt mit Steildach überaus empfehlenswert. Er läßt den allmählichen Ausbau des Bodenraums über die meist von Anfang an vorgesehenen Giebelstuben hinaus zu; jeder Winkel in ihm ist ausnutzbar. Die flache Decke des Dachs unmittelbar über den Erdgeschoßräumen ist dagegen unhygienisch. Ein flaches Dach über sog. Drempelkonstruktion, niedrigem Mauerwerk über dem Erdgeschoß, bringt weder in Herstellungskosten noch Nutzung irgend einen ersichtlichen Vorteil. In gleicher Weise empfiehlt sich auch das flache Dach nicht für Stall- und Scheunenteil des Kleingehöfts, ganz abgesehen von der störenden Wirkung, die sein teilweiser Gebrauch auf das einheitliche Aussehen der Anlage hervorrufen würde.

Obwohl alle diese Angaben rein technischer Natur sind, müßten sie als Elementarbegriffe von jedem denkenden Laien mit Bewußtsein aufgenommen werden. Die „gute alte Zeit“ kannte kaum häßliche, unwirtschaftliche und unsoziale Bauten, wie sie in der Gegenwart leider fast die Regel geworden sind, weil Bürger und Bauer, Reicher und Armer, Handwerker und Architekt, man kann nicht etwa sagen bewußt erkannten, was praktisch und gut bauen heißt, aber in ihrem Leben und Weben mitten in einer natürlichen Baukultur standen. Der Deutsche der Gegenwart, der mehr und mehr lernen will, sein Schicksal in die Hand zu nehmen, kann nun in diesen Dingen nicht warten, bis eine vielleicht und zufällig günstige Entwicklung ihm wieder einmal gute Werte der sichtbaren Kultur, namentlich für seine Wohnungen und Siedlungen, in den Schoß wirft. Er muß selbst zur Gesundung beitragen durch das Erkennen der richtigen Voraussetzungen einer guten Baugesinnung, durch entsprechende Forderungen und sinnvolle Einschränkungen seiner Wünsche und durch ein williges Sicheinfügen in einen großzügigen Entwicklungsgedanken.

Auch die weiteren Ausführungsweisen der technischen Einzelheiten des Kleinhauses sind an die Landschaft und die ihr entsprechende Individualisierung des Handwerks gebunden. Um nur ein hauptsächliches Beispiel herauszugreifen, so richtet sich die Anwendung nach außen oder nach innen aufschlagender Fenster, in sog. Blockzarge bündig mit der Außenfläche oder vertieft hinter einen Mauerverschlag in Blendrahmen gesetzt, nach klimatisch und sonstwie begründeten Eigenheiten der einzelnen Gegenden. Freistehende Kleinhäuser in Ostpreußen und in Niederbayern aus alter Zeit, auch für heute noch vorbildlicher Art, unterscheiden sich in der ganzen körperlichen Bildung der Umfassungsmauern und des Daches bei allergrößter, geradezu klassischer Einfachheit im großen in nichts und sind doch durch Fenstergrößen, auch in Rücksicht auf die verschiedene Stärke des Tageslichtes und durch Fensterart, durch stärkere, ganz simple Gesimsbildung im Norden wegen der schwereren Deckung und feinere Gliederung bei leichterem Behang im Süden, durch weitere, geschichtlich und sachlich begründete Einzelheiten so trefflich gegensätzliche Vertreter verschiedener Landstriche und ihrer Gewohnheiten, daß wohl kaum einer unserer besten Architekten mit einem seiner liebevollsten Entwürfe sie zu erreichen vermocht hat. Das kann auch gar nicht anders sein, bis sich nicht unsere Baukunst wieder auf einer ebenso sicheren Überlieferung unter bescheidenem Zurücktreten der Einzelleistung wieder aufbaut.

Die Typisierungsbestrebungen des sog. Normenausschusses der deutschen Industrie, aus der Not der Zeit geboren und auf eine planvolle Vereinheitlichung der Bauteile und der Kleinhaustypen ausgehend, bauen sich denn auch auf die unterschiedlichen und nicht verwischbaren Merkmale der einzelnen Gegenden auf. Das richtige Herausschälen dieser Eigenheiten, soweit sie verdienen, lebendig erhalten zu werden, schützt einerseits vor der



Gefahr des toten Schemas und andrerseits vor der vielleicht viel größeren Gefahr neuer willkürlicher und unwirtschaftlicher Erfindungen. So gilt das gleiche auch von den Haustypen bis zur Durchbildung der einzelnen Räume, ihrer Beziehungen zueinander, der Anordnung der Öffnungen, der Wirtschaftsteile, der Gehöftbildung bei landwirtschaftlichen Anlagen, der Gruppierung der freistehenden Einzel- oder Doppelhäuser, der Reihenhäuser, der Straßen- und Garten- und der ganzen Siedlungsbildungen. Auf die wesentlichen Anforderungen der Grundrißbildungen für städtische, halbländliche und ländliche Verhältnisse, des Aufbaus und der Konstruktion der Bauten hier näher einzugehen, verbietet der Raum. Grundsätzlich sei nur bemerkt, daß die im Westen beheimatete Wohnküche mehr und mehr an Beliebtheit gewinnt. Andrerseits wird die im Osten übliche kleine Kochküche sich nie ganz verdrängen lassen. Auch die ausgesprochene Flurküche als ergänzende Futter- bzw. Sommerküche hat für das Kleinhaus eine außerordentliche Bedeutung.

Der bisherige Bewohner der Mietwohnung im mehrgeschossigen Massenhaus wird sich erst sehr an das möglichst ebenerdige Wohnen (ohne Hochkeller), an die niedrigen Stockwerkshöhen, an die hohen Fensterbrüstungen und an manchen notwendigen Verzicht auf angeblichen „Komfort“ gewöhnen müssen. Er muß es bewußt lernen, daß ihm mit diesen unentbehrlichen Zugeständnissen praktisch nichts verloren geht; er muß nur erst umlernen auf Wohnverhältnisse, die mit neuem Maßstab zu messen sind.

Selbstverständlich müssen die einzelnen Räume angemessene Grundfläche mit der Möglichkeit einer vernünftigen Stellung der Möbel haben. Am verkehrtesten sind die häufig erkennbaren Versuche, auf knapper Grundfläche zu viele Räumchen unterbringen zu wollen, von denen keiner ganz seinen Zweck zu erfüllen vermag.

Die Landesvereine für Heimatschutz in den einzelnen Provinzen und Bundesstaaten sollten in enger Fühlungnahme mit den berufenen baufachlichen Verbänden jetzt mit aller erdenklichen Sorgfalt und Mühe für ihre Wirkungsbereiche zu allen diesen Dingen die nötigen Feststellungen als unerläßliche und sicher führende Vorarbeiten für die praktischen Aufgaben des Kleinwohnungs- und Kleinsiedlungswesens vornehmen. Erst der Vergleich des Vorbildlichen aus alter Zeit mit den Forderungen der Zukunft, das Erkennen und Herausklären des Wesentlichen in seinen elementaren Grundlinien ermöglicht erfolgversprechende Arbeit, läßt die handwerklichen Kräfte an die richtige Stelle rücken und konzentriert die leider in viel zu geringem Maße vorhandenen künstlerischen Kräfte wirklich auf das Ganze und bewahrt sie vor Zersplitterung und den üblichen Irrwegen. Das würde bedeuten, daß diese Aufgaben mit einem Ruck aus dem leidigen Zustand des Experimentierens, der Banalitäten und der Übereigenarten herauskommen. Seien wir doch ehrlich in dem Bekenntnis, daß die Fülle der Industriesiedlungen aus den letzten Jahrzehnten und noch mehr die geringere Zahl der ländlichen Kleinsiedlungen nur weniges, für die Fülle der neuen Aufgaben Vorbildliche gebracht haben. Und es wird sich zeigen, daß die wirklich schon vorhandenen, wirtschaftlich und zugleich schönheitlich einwandfreien Leistungen, wenn auch meist unbewußt, schon diesen alten Geist weitergetragen hatten. Die bewußte Verbindung mit dem Alten ohne Altertümelei oder Schematismus wird den künstlerischen Wert durch die klare Erkenntnis der Forderungen über ihr gefühlsmäßiges Erfassen hinaus nur heben. Dadurch wird die künstlerische Leistung als solche in keiner Weise falsch beengt, wohl aber straffer in einen großen Kulturgedanken gebunden; und gerade darauf kommt es ja so sehr an!

Noch ein Wort zu den Siedlungsformen. Auch da ergeben sich bisher noch viel zu wenig beachtete Grundregeln, in erster Linie aus wirtschaftlichen Gründen, mit dem Ergebnis, daß von ihrem Befolgen auch die schönheitliche Wirkung hauptsächlich abhängt. Die Wahl des Siedlungsgeländes wird anders, als in alter Zeit, meist auf möglichst ebenes Gelände fallen. Sind nicht etwa schöne Baumgruppen oder einzelne schöne Bäume zu erhalten oder zu umgehen, so werden die Straßen meist gradlinig und so orientiert verlaufen, daß möglichst viel

Sonne in jedes Haus kommt, die Freiflächen sich in ganz klarer Grundform halten. Gewundene Straßen sollen sich natürlich etwa aus einem ansteigenden Gelände ergeben, kommen jedenfalls als künstlerische „Motive" nicht in Betracht. Die Lage zu Verkehrszentren und Verkehrsstraßen ist ausschlaggebend für die Wahl des Platzes, Durchgangsverkehr ist für Wohnstraßen und für kleine Anlagen im Ganzen auf alle Fälle zu vermeiden.

Die Aufteilung des Geländes für städtische bzw. gartenstadtmäßige oder ländliche Kleinsiedlungen ist grundverschieden, die Straßenbildung mit mehr oder minder großen Gärten unmittelbar beim Haus für städtische, die Zusammenfassung der Hof- und Gartenstellen um eine angerartige Straßenerweiterung, ev. bei Abtrennung des Ackerlandes für ländliche gegeben. Die Straßenbefestigung, die Entwässerungsart der Häuser richtet sich ebenso nach dem Charakter der Siedlung. Streusiedlungen kommen unter rein ländlichen Verhältnissen nur bei sehr großer Landzulage in Betracht, wenn wirklich stichhaltige Gründe dafür vorliegen, daß jeder Anbauer mitten auf seinem Grund und Boden wohnt. Es ist sehr bemerkenswert, daß z. B. Ostpreußen grundsätzlich zu geschlossenen Kleinsiedlungen genossenschaftlicher Art vor den Toren der kleinen Städte und selbst weiter ab von ihnen übergeht, obwohl diese Form der halbländlichen und ländlichen Siedlung bisher dort ganz unbekannt war. Der große Wert dieser Zusammenfassung für das soziale Leben liegt auf der Hand. Kleinsiedlungen am Rande größerer Städte nach dem Muster von Villenvororten und gar bei völlig aufgelockerter Bauweise auf einem Plan nach dem Muster geschlossener Städte und mit deren geschichtlich gewordenen „malerischen" Stadtbildern anlegen zu wollen, ist natürlich ein Unding. Da ist eine einfache Reihenhausbebauung meist das Gegebene.

Derartigen neuen Anlagen nach dem Vorbild alter Städte und Dörfer eine ausgesprochene „Silhouette" zu geben, wäre verfehlt, wo die Mittel zur Errichtung stark hervortretender Bauten stets beschränkt sein werden. Gleichwohl muß die Umrißlinie unter Einschluß des Grüns in den Gärten und auf den Verkehrswegen klar, harmonisch und möglichst ausdrucksvoll sein. Erst so tritt das Gebilde in richtige, gute Beziehung zur näheren und weiteren, städtebaulichen und landschaftlichen Umgebung.

Auf sehr wichtige Einzelheiten wie die der etwa vorzusehenden Vorgärten, ihre praktisch und schönheitlich angebrachte Tiefenabmessung, den damit zusammenhängenden Querschnitt der Straße und bei der Bepflanzung, ferner auf den richtigen Abstand der Gebäude, auf die einheitliche und gute Körperform der Gebäude und die Einheitlichkeit von Gebäudegruppen bei einzelnen Kleinsiedlungsgehöften in Material und Maßstab, auf den Baumwuchs bei einzelnen Hofstellen, ihre Einfriedigung usw., kann hier nicht einmal andeutungsweise eingegangen werden. Bei all diesen Einzelfragen sind immer wieder die gleichen Gesichtspunkte der größten Klarheit und Einfachheit, des Ausgehens von den praktischen Anforderungen und den besonderen Verhältnissen der Landschaft von ausschlaggebender Bedeutung.

Offensichtlich wuchs schon vor dem Krieg von Jahr zu Jahr die Sehnsucht nach einem Wiedererwachen der deutschen Kultur, gar einer neuen Blüte, wenn die Verhältnisse der Gegenwart eine solche überhaupt noch zulassen können. Durch das Leid des langen Krieges und das noch größere des auf ihn gefolgten Zusammenbruchs ist der Boden für neue gute Saat empfänglich gemacht. Sie muß allerdings keimkräftig sein, um sich durch all das Unkraut durchzukämpfen, das so den Boden vorher noch nie verpestet hat.

Werden Bedeutung und Umfang der Kleinwohnungs- und Kleinsiedlungsaufgaben jetzt nach ihrer kulturellen Seite, von der sozialen untrennbar und für sie so überaus wichtig, voll erkannt, dann geraten damit grundlegende Entwicklungsfragen der gesamten Baukunst in energischen, ja in entscheidenden Fluß. Nötige Reformen der Baupolizei und der Baugesetzgebung, viele Probleme der Plangestaltung, Bebauung und Erweiterung der Städte, der Wohnungsaufsicht, der Bauberatung, der Erziehung des Nachwuchses im Bauhandwerk und der beamteten und freien Architektenschaft, der Neubelebung und Befruchtung der ver-

nachlässigten Handwerksarbeit sowie der Veredelung oft falschbewerteter Maschinenarbeit usw. werden mit in diesen frischen und mächtigen Strom gezogen. Mit einem Mal würde sich für viele Dinge, die bis heute einseitig und kleinlich beurteilt wurden, der richtige Maßstab und das ihnen allen gleiche, große Ziel deutlich zeigen. Das ist alles aber nur möglich, wenn sich Deutschlands dringlichste Kulturarbeit, die Fürsorge für gute Kleinwohnungen in Stadt und Land, auf den klaren und natürlichen Grundlagen der angedeuteten Art aufbaut.

Dr.-Ing. Lindner



Im Winter des Lebens

Zu seinem 80. Geburtstage hat uns der alte Hans Thoma ein wunderschönes Buch geschenkt. „Der Winter des Lebens" ist es überschrieben und umfaßt gesammelte Erinnerungen aus acht Jahrzehnten (Jena, Eugen Diederichs; 8 ℳ, geb. 13 ℳ). „Sich erinnern, erzählen, auch ein wenig fabulieren darf doch das Alter — die Kinder hören es gerne, diese Zuversicht muß das Alter haben, sonst schweigt es und setzt sich still auf die Ofenbank und zwirbelt die Daumen übereinander." Wir freuen uns alle wie Kinder, wenn er erzählt, und weisen mit ihm Frau Sorge zurecht, die ihn von diesem Tun abhalten will. Er ist ein köstlicher Plauderer, der Alte. Es geht ihm gar nichts verloren auf dem Wege vom Munde zur Feder, weil er so gar nicht Schriftsteller sein will.

Vor zehn Jahren gab uns Thoma schon einmal ein Erinnerungsbuch: „Im Herbste des Lebens". Beide bestehen gut nebeneinander. Das neue Buch gibt mehr Einzeldaten des Lebensganges, und die allgemeinen Betrachtungen, die der Alte gern einschiebt, gehen auf Weltlauf und mehr philosophische Weltanschauungsfragen, während sie im früheren Buche durchweg der Kunst galten. Besonders schön ist die Kinderzeit geschildert. In den mütterlichen Verwandten und der Mutter selbst tritt eine Reihe wundervoll gesehener und meisterhaft gestalteter Menschen vor uns, die einem unvergeßlich werden, zumal da Thoma ihre von ihm gezeichneten und gemalten Bildnisse beigibt. Da ist die Einheit gewonnen mit Holbein und Dürer.

Anläßlich der Erwähnung des Bildchens „Agathe am Nähtisch mit Blumenstrauß", das jetzt im Thomamuseum hängt, gibt Thoma eine „Kritik", die für seine ganze Art erhellend wirkt und darum hier Platz finden soll (S. 49): „Es ist ein Bildchen, das tiefen Frieden atmet, es ist die Kunst der Malerei darin, die nicht nach Bewegung und Unruhe strebt, sondern die durch Schauen das Geheimnis der Stille des Seins erfaßt; daß die Lebensunruhe, die Misere des Geschickes, nie Einfluß gewonnen hat auf meine Malerei, das hat mich aus all den Gefährlichkeiten, die das Leben für mich brachte, gerettet. Fast immer, wenn ich malte, kam dies reine Schauen, das frei ist von den Begebenheiten, von den Begehrlichkeiten, losgelöst von dem Wirbel von Ursache und Wirkung. Es war die Ruhe, welche die Kunst geben kann, welche die Oberhand bekommt über alle Widerwärtigkeiten, die mir auf dem Lebenswege zugestoßen sind. Das Feuer des Lebens, das in mir ja auch lebhaft gebrannt hat, konnte ich immer eindämmen und dazu benutzen, meine stillen Bilder zu gestalten. So war meine Arbeitskraft bei allem Mißgeschick doch unverwüstlich. Es ist mir, als ob zwei Seelen in mir gewaltet hätten, eine, die unter dem widrigen Geschick litt und mit ihm kämpfen mußte, wenn sie nicht vernichtet werden wollte, und eine ruhige, aufbauende, welche von Äußerlichkeiten nicht berührt wurde. Dieser Seelenzwiespalt ist wohl bei jedem Menschen, nur äußert er sich besonders deutlich beim schaffenden Künstler."

Auch das andere Wort wollen wir uns merken: „Ich hatte doch von jeher die Gabe oder auch den Fehler, daß mir jede Landschaft gefiel, wo ich mich gerade befand" (S. 71).

Zum Schluß sei auch noch ein merkwürdiger Fall geistiger Willensübertragung verzeichnet (S. 38). Im Winter 1864 gab Thoma Kindern in ein paar Familien Zeichenunterricht. „Ich erinnere mich an ein etwa 13jähriges Mädchen, die zeichnete unter meiner Anleitung die Porträts ihrer zwei jüngeren Brüder, und ich war höchst überrascht, daß sie die Zeichnungen ganz genau so machte, als ob ich sie gemacht hätte. Das Kind hatte vorher nicht gezeichnet. Ich hatte an der Zeichnung nichts gemacht, nur etwa die Größe angegeben. Ich stand hinter der Zeichnerin, und wie ich dachte, so sah und machte sie das Bild, es war mir, als ob ich unsichtbar die fremde Hand führte, als ob sie ein Werkzeug meines Willens wäre. Man hätte dann die fertigen Bilder ganz gut für Zeichnungen von mir ausgeben können. Das, was das Kind sonst für sich zeichnete, war nichts anderes als das, was Mädchen in ihrem Alter zeichnen können. Ich zweifle nicht daran, daß hier ein Fall der geheimnisvollen direkten Beeinflussung vorlag."

Möchte das Buch, das auch ein Selbstbildnis des achtzigjährigen Thoma enthält, in recht viele deutsche Häuser kommen. Es weht etwas von ewigem Frühling aus diesen Winterblättern eines fruchtschweren Lebensbaumes. K. St.



Das Problem Max Reger

Am Eingang der Berliner Konzertzeit, die dieses Jahr besonders früh und gleich mit unerhörter Heftigkeit einsetzte, stand eine „Max-Reger-Woche". Es muß zunächst gesagt werden, daß ihre äußere Aufmachung verfehlt war; ihre inneren Werte konnten dem gesteckten Ziele nicht im gewünschten Maße dienen, weil dem Unternehmen die hohe Sachlichkeit fehlte. Es sollte weniger Max Reger selber ein Dienst geleistet werden, als einem seiner Verleger; so wurden nur Werke in die Programme eingestellt, die im Verlage von Bote & Bock erschienen sind. Dadurch kam das Orchesterkonzert um die eigentlichen Orchesterwerke, und im Kirchenkonzert wurden nebensächliche Dinge aufgeführt, die zu einer so großen Veranstaltung gar nicht gehören, wie die Bearbeitung zweier geistlicher Lieder von Hugo Wolf für Männerchor durch Max Reger. Wie im Orchesterkonzert das Spiel des Geigers Busch, war in der Kirche der Orgelvortrag Fritz Heitmanns der eigentliche künstlerische Gewinn. Es war wohl auch ein Einfall des Verlegers, mehr oder meist minder sachliche Biographien aller Mitwirkenden in die Programmbücher einzuschmuggeln. Wir wollen hoffen, daß dieses Beispiel keine Nachahmung findet: an Personenkultus der Produzierenden haben wir ohnehin schon genug. Anerkennung verdient dagegen die den Programmbüchern beigegebene Würdigung der künstlerischen Persönlichkeit Max Regers.

In dieser heißt es gleich zu Beginn: „Regers musikalische Ausbildung ging von Bach aus und war nur auf reinstes Musikertum eingestellt, ohne jede Seitenblicke auf Literarisches. Reger wurde so von selbst zum Quell aller Musikweisheit hingeleitet, die Musik um der Musik willen, nicht um dessenwillen, was man mit ihr ausdrücken kann, zu betrachten." Das scheint einfach und klar und birgt doch in sich einen unlösbaren Zwiespalt.

Ähnlich wie in der Malerei während der Periode des Impressionismus ein grober Unfug mit den Worten „literarisch" und „Malen um des Malens willen" getrieben wurde, werden auch hier ganz verschiedene Dinge vermengt. Man bringt ein Äußeres mit dem tiefsten Inneren zusammen und verwirft beides, weil jenes äußerlich werden kann. Gewiß sind unendlich viele Bilder gemalt worden, die lediglich von Gnaden des in ihnen dargestellten Vorgangs Eindruck zu machen vermögen. Ob dieser Vorgang der Geschichte, der Sage, einem Literaturwerke oder dem wirklichen, vom Maler selbst gesehenen Leben entnommen wird, ist vollständig belanglos. Entscheidend sind lediglich die Erlebenskraft des Künstlers einerseits,

andererseits die Fähigkeit, sein Erlebnis zu gestalten. Wenn in Tausenden von Fällen diese beiden Fähigkeiten im Künstler gering waren und er äußerlich blieb, ist damit die Berechtigung, aus dem geistigen und seelischen Phantasieerleben heraus malerisch zu gestalten, durchaus nicht bestreitbar. Wir haben es ja nun auch erlebt, daß der Impressionismus vom Expressionismus abgelöst worden ist, der ganz auf diese innere Erlebensfähigkeit eingestellt ist.

Viel schlimmer noch als in der Malerei wird die ästhetische Verwirrung in der oben angeführten Übertragung dieser Unterscheidung auf die Musik. Man wird der Verurteilung einer äußerlichen Programm-Musik, gleichgültig ob das Programm der Literatur oder irgend einem anderen Stoffkreise entnommen ist, ohne weiteres zustimmen; es ist aber geradezu ungeheuerlich, damit die Ausdrucks-Musik zu verwechseln. Der Verfasser des Aufsatzes straft übrigens sich selber Lügen, wenn er in späteren Abschnitten und vor allem in den Einführungen zu den einzelnen Werken uns Bilder aus der Ausdruckswelt Regers entrollt.

Immerhin liegt hier in der Tat das Problem Max Reger: Musik als Form oder Musik als Ausdruck. Wir sind heute wohl schon wieder ziemlich weit auf dem Wege zur Schätzung der Form vorgeschritten, aber wie ich glaube und hoffe, doch nicht aus formalistischen, sondern aus geistigen Gründen. Es ist doch klar, daß jede Form, wenn sie überhaupt künstlerisch sein soll, nicht aus dem äußeren Spiel mit den sinnlichen Formelementen einer Kunst entsteht, sondern aus dem von einem inneren Erleben des Künstlers gegebenen Zweck. Darin liegt jedenfalls der Unterschied zwischen dem lediglich einem unklaren Betätigungsdrang entspringenden Spiel des Kindes und dem aus der Überfülle herauswachsenden Gestaltungsdrang des Künstlers. Alle Gestaltung aber ist Ausdruck eines im Künstler chaotisch, d. h. noch ungeordnet waltenden Dranges, und die Form ist die Ordnung dieses Ausdrucks. Es ist also jede Form selbst Ausdruck, und ideal genommen ist jede Form auch nur ein einziges Mal da, muß jedesmal bei jedem Gestaltungsprozeß neu entstehen.

Doch ist der Künstler ja nicht nur Subjektivist, er ist auch, ja vor allem, Glied einer Gemeinschaft. Im naturgegebenen Verhältnis lebt er nicht ein ihm allein eigenes Leben, sondern er lebt das Leben der Gemeinschaft in besonders gesteigertem Maße. Wenn er also sich ausdrückt, wenn es ihm gelingt, das in ihm wühlende Chaos ordnend zu gestalten, so gestaltet er damit das Erleben der Gesamtheit. In dem Falle, in dem die Gesamtheit in der Schöpfung des Künstlers diese Gestaltung ihres Innenlebens erkennt und anerkennt, ist die einmalige Gestaltung zu einer „Form" erhoben, die letzterdings nichts anderes ist als ein anerkanntes Verständigungsmittel. Auf diesem Verhältnis beruht einerseits die Anerkennung des Künstlers als Priester, als geistiger und seelischer Führer, und andererseits das Wesen des Stils, dieser höchsten Kundgebung des Formgedankens.

Es ist selbstverständlich, daß auf diesem Wege die Form eigene Lebenswerte bekommt, genau wie die Sprache. Und es kommt auch dahin, daß, gleichwie es Dichter gibt, für die (nach Goethes Ausspruch) die Sprache dichtet, es Maler und vor allem Architekten und Musiker gibt, für die die gegebene Form die eigentliche künstlerische Gestaltungsarbeit geleistet hat. Das sind aber eben dann keine großen, keine wahrhaft schöpferischen Künstler. Für diese wird die Form immer „Ausdruck" bleiben, und es ist ja auch Tatsache, die allerdings viel schärfer gefühlt wird, als geistig analysieren läßt, daß unter der Hand dieser Großen auch die ältesten und feststehendsten Formen das Gepräge einer persönlichen Neubelebung erhalten.

Dieses einfache Verhältnis zur Form ist weniger durch die rein künstlerische Entwicklung zerstört worden, als infolge des Herauslösens des Künstlers aus der Gemeinschaft. Darum ist auch in keinem andern Lande dieser Bruch so tief und stark, wie in Deutschland, wo durch die gesamten geschichtlichen und politischen Verhältnisse das einheitliche Volksbewußtsein zertrümmert worden ist und die neuere Kunstentwicklung einseitig vom Willen der Künstler bestimmt wurde und sich als Lebensbetätigung der einzelnen gegen die Gesamtheit vollzog. Da mußten einerseits die überkommenen Formen erstarren, andererseits fehlte das Bedürfnis

zu klar gestalteten neuen Formen, die wieder die Bedeutung allgemein anerkannter, weil von der Gesamtheit mitgefühlter und darum verstandener Symbole gewonnen hätten. Wo es den Künstler in seinem sozialen Mitteilungsbedürfnis zur Gestaltung einer von der Allgemeinheit zu verstehenden Form drängt, da ergibt sich ihm als Gesetz die von Hans Sachs dem jungen Walter Stolzing gegebene „Regel“: „Du stellst sie dir und folgst ihr dann.“

Die bereits festgefügten und anerkannten Formen gewinnen nun eine andere Bedeutung. Sie werden zu einer Art Rettung gegen das auseinanderfließende, das haltlose und in verwildertem Subjektivismus davonlaufende Empfinden. Johannes Brahms ist hier die bezeichnendste Erscheinung. Im bewußten Gegensatz zu den ihm wahlverwandten Romantikern ergreift er möglichst streng gestaltete Formen, um seinem Gefühl den zwingenden Halt zu geben. Die Form wird ihm ein Mittel gegen schrankenlosen Subjektivismus, sie bietet ihm die Verständigungsgrundlage mit der Gesamtheit. Wir haben also auch bei ihm ein geistiges und seelisches Verhältnis zur Form, wenn es auch nicht von der urschöpferischen Art ist, bei der die Form erst als Folge eintreten könnte.

In der Tat ist Max Reger die Form zeitlebens Bedürfnis gewesen. Und zwar war sie ihm nicht, wie einem Johannes Brahms, Zwang und Rettung gegen die Fülle des Geistigen, sondern sie war ihm gewissermaßen die Musik selbst. Das war nur möglich bei einer eigenartigen Ungeistigkeit — das Wort ohne üblen Beigeschmack verstanden — seines Verhältnisses zur Musik. Diese offenbart sich auch überall dort, wo Reger Worte vertont. Es fehlt ihm offenbar jede poetische Vorstellungskraft. Der Aufsatz des Programmbuches stellt Regers Lieder in Gegensatz zu denen Hugo Wolfs: „Wolfs musikalische Logik ist die des Gedichtes; er läßt dessen tieferen Sinn Musik werden. Regers Logik aber ist in erster Linie die des Musikers. Bei Wolf wird die Musik zum Gedicht, bei Reger das Gedicht zu einem Musikstück.“ Es ist bloß nicht zu verstehen, weshalb ein Musiker zu einem Gedichte greift, wenn er ein reines Musikstück schreiben will. Ich finde doch, daß man bei Reger fast überall, selbst bei jenen Liedern, in denen Text und Musik gut zusammengehen, von einem Mangel des Erlebens sprechen muß. Deshalb fehlt auch die eigentliche Anschauungskraft. Sehr bezeichnend dafür ist z. B. der „Römische Triumphgesang“ für Männerchor und Orchester, der die Begrüßung des heimkehrenden Siegers durch eine tausendköpfige Volksmenge bietet. Während sich Reger sonst fast immer in einer vielverzweigten Polyphonie bewegt, schrieb er hier einen ganz homophonen Satz, wo doch jede wirkliche Vorstellung des Vorganges — die tausendköpfige Menge und ihr ungeordnetes Geschrei — die Polyphonie gebot. Solcher Beispiele ließen sich Dutzende beibringen. Am Ende des hundertsten Psalmes blasen in das ungeheure Tongewoge des in allen seinen Kräften entfesselten Orchesters und Chores die Posaunen noch den Choral „Eine feste Burg“ hinein. Es ist gar keine geistige Beziehung zwischen dem Text des Psalmes und dem des Chorals. Es wird eben einfach noch eine neue musikalische Form auf die andere hinaufgetürmt.

Musik um der Musik willen, Musikantentum! Das könnte ein Heil sein als Gegengewicht gegen die „literarischen“ Richtungen unserer zeitgenössischen Musik. Das Urelement der reinen Musik aber ist die Melodie, die Keimzelle des musikalischen Schaffens ist die Erfindung eines solchen Melodiekerns. Alle jene Musiker, die man als Vertreter der Musik um der Musik willen anrufen könnte, sind ausgezeichnet durch ihre Erfinderkraft für Themen. Reger geht diese ganz ab. Seine Größe liegt ausschließlich in der Bearbeitung. Er ist kein Erfinder, sondern ein Finder von Möglichkeiten, ein Gegebenes zu verarbeiten. Er leistet darin Erstaunliches. Aber ich meine doch, das Urtümlichste musikalischen Schöpfens werde davon nicht berührt.

An sich müßte nun eine derartige formale Künstlererscheinung einfach wirken. Bei Reger wird der Fall verwickelt dadurch, daß seine Aufnahmefähigkeit für alles Formale sich auch auf jene Musikmittel erstreckte, die im Grunde aus dem Verlangen der Musik nach poetischem Ausdruck erwachsen waren: der Aufhebung der Tonalität nämlich, einer unendlichen Modu-

lation und der gesteigerten Chromatik. Alle diese ihrem Wesen nach formauflösenden Mittel können nur im Zwang des poetischen Ausdrucks innerlich gerechtfertigt werden. Sieht man sie rein formal an und zwingt sie infolgedessen mit den urmusikalischen, ihrer innersten Natur nach auf klare Linienführung und Architektonik gerichteten Formen zusammen, so muß sich ein Zwiespalt ergeben, der auch als Form schließlich quälerisch wirkt. Es wird dann ein straffer Rahmen gespannt, innerhalb dessen sich alles zu einem haltlosen Gemengsel durcheinanderschiebt. Die Empfindung wird dabei immer mehr ausgeschaltet. Es entstehen günstigenfalls Stimmungen. Man kann bei Reger einige Typen solcher Stimmungen aufstellen: die in schwerfälliger Lustigkeit tappenden Scherzi, das grau in grau verlaufende schwermütige Adagio und ein in Massen wühlendes, diese aufeinandertürmendes Allegro der Ecksätze, das leider weniger von gesunder Kraftbetätigung als von aufgepeitschter Erregtheit kündet.

Trotz und auch wegen der ungeheuren Masse des Regerschen Musikschaffens hätte ich bei ihm das Gefühl, daß die Anregungsquelle, der Antrieb zu diesem Schaffen, außer ihm, und zwar in der musikalischen Form gelegen habe, wenn ich nicht Reger am Klavier gesehen hätte. Da waren zwei Gegensätze, die beide das Gemeinsame hatten, daß der Spieler mit dem Instrument zu einer Einheit verwuchs, wie ich es sonst gerade beim Klavierspiel nie empfunden habe. Bald reckte er sich empor und warf sich wie ein springendes Raubtier auf das Instrument, und in einem Fortissimo von unbegrenzter Gewalt entluden sich Akkordmassen und entwickelten sich, wie in verschiedenfarbigen Quadern gegeneinander aufgetürmt, leuchtend klar die zu einem Ganzen zusammengezwungenen Stimmen. Dann brach plötzlich dieser Sturm ab; es war, als wüchse der Mann in sein Instrument hinein, aus einem leisen Piano entwickelte sich ein noch leiseres; nie wieder habe ich so die Empfindung gehabt, daß einer mit der Musik selbst heimlichste Zwiesprache führe.

Zwiespältig bleibt mein Empfinden Reger gegenüber. Es wird mir bei seinen Kompositionen nicht warm, so schön manche Einzelheiten erscheinen. Es ist, als ob ein Kunstwollen vergangener Zeiten gewaltsam in die Gegenwart verpflanzt sei. Der Träger dieses Willens vermag sich natürlich den Einflüssen seiner Zeit nicht zu entziehen, andererseits sich auch nicht in die geistigen und seelischen Voraussetzungen der Vergangenheit einzuleben, der die von ihm ergriffenen Kunstformen wirklicher Lebensausdruck waren.

Karl Storck



Zu den Kunstbeilagen

Das Rembrandt-Bildnis an der Spitze des Heftes erinnert an den 250. Todestag des Meisters († 8. Oktober 1669). Diese Altersbildnisse erschüttern einen mit den Jahren immer tiefer. Der Menschheit ganzer Jammer und doch auch des Edelmenschen unverwüstbare Gottverwandtschaft sind in ihnen einen einzigartigen Bund eingegangen. Was muß in Rembrandts Seele vorgegangen sein, wenn er so aus den eigenen Zügen Menschenschicksal herauslas?! —

Die Holzschnittfolge „Auch ein Totentanz", in der Alfred Rethel seine Eindrücke von den Ausschreitungen der badischen Revolution niederlegte, ist leider so „aktuell" geworden, daß die beiden hier wiedergegebenen Blätter einer weiteren Erklärung nicht bedürfen. Nur darauf sei im Vergleich mit Arbeiten des heutigen Expressionismus hingewiesen, daß auch die stärkste Erregtheit vom beherrschend über den Vorgängen stehenden Künstler viel überzeugender dargestellt wird, als vom leidenschafttrunkenen. Uns andere aber geht es nichts an, daß der Künstler erregt ist, sondern daß die Erregtheit des Dargestellten sich mitteilt. St.



Türmers Tagebuch

Die Schicksalsfrage im Baltikum · Erst eine neue geistige Verfassung · Herzensfrage oder Magenfrage? · Ahasvers Erbe

In wüstem Parteigezänk, in lächerlichem Kleinkram, utopistischem Phrasengeschwafel, in allen nur denkbaren Unrealitäten geht jeder klare politische Gedanke unter, verwischt sich jede aus dem Dunkel auftauchende aufwärts weisende Linie. Von solcher Geistesverfassung ist freilich nicht zu erwarten, daß sie für das weltpolitische Problem, das sich im Baltikum aufrollt, auch nur das nötige Begriffsvermögen für sein Wesen als solches, als Schicksalsfrage erster Ordnung für die Zukunft des deutschen Volkes aufbringt. Es geht, ihr lieben Leute, Abhängige oder Unabhängige, wirklich nicht darum, ob der General von der Goltz sich mehr oder weniger unbeliebt bei den Engländern und bei — euch gemacht hat, ob die deutschen Truppen in Kurland eure Thrönlein von Osten her bedrohen oder gar einen Kaiser wieder auf den Thron setzen wollen. „Was sich heute auf diesem Boden abspielt“ — so laßt euch von Professor Dr. Schiemann in der „Täglichen Rundschau“ belehren — „greift tief ein in die Entwicklung all der Staaten, die dort um einen bestimmenden Einfluß ringen oder gerungen haben. Sicher ist nur das eine, daß es ephemere Bildungen sind, die jetzt als estnischer Staat oder als Latwija in erborgter Löwenhaut eine zugleich brutale und unglaublich lächerliche Rolle spielen. Es ist nicht daran zu denken, daß sie aus eigener Kraft zu einem geordneten Staatswesen auswachsen. Sie werden niemals mehr sein als Werkzeuge anderer, und sind heute nur eines der Mittel, durch welche die Entente trotz des Friedensschlusses ihren Krieg gegen Deutschland fortsetzt. Offenbar wird das bei uns noch nicht begriffen.

Jetzt endlich, nachdem es bereits zu spät ist, erwacht in Deutschland ein allgemeines Interesse an Kurland infolge der politischen Skandalaffäre, die sich dort abspielt, und in der die deutsche Regierung und die Entente eine gleich lächerliche Rolle spielen. Es ist aber Zeit, daß dem deutschen Volke gesagt wird, was dort vorgeht, denn es handelt sich in der Tat um eine wichtige Zukunfts- und Lebensfrage, die dort entschieden wird. Alle von der Entente für die Räumung Lettlands angeführten Gründe, soweit sie eine Befreiung dieser neu gebildeten, stark bolschewistisch gefärbten Randstaaten vom deutschen Militarismus vorführen, sind eitel Lüge. Es handelt sich um eine weitangelegte politische Aktion Englands, in welcher die Befreiung der Letten und Esten ein den Engländern ebenso gleichgültiger Faktor ist wie die Wiederherstellung geordneter

Zustände in Rußland. Was England verhindern will, ist eine politische Verständigung zwischen Deutschland und Rußland, die zu einem Wiedererstarken Deutschlands führen könnte. Es hat zugleich ein lebhaftes Bewußtsein davon, daß die Staaten der Entente, England nicht ausgeschlossen, vor einer schweren inneren Krisis stehen, deren Ausgang nicht abzusehen ist. Ebenso glaubt England, daß der Bolschewismus in Rußland unmittelbar vor dem Zusammenbruch steht, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach eine neue russische Monarchie sie ablösen wird, die sich auf die breiten bürgerlichen und bäuerlichen Massen stützen wird, die der blutigen Herrschaft der Sowjetregierung gründlich überdrüssig sind. Ehe dieser Augenblick eintritt, will nun die Entente jede Verbindung zwischen Rußland und Deutschland zerrissen haben, wobei die russischen Ostseeprovinzen ihr als die gefährlichste Straße zur Herstellung jener gefürchteten deutsch-russischen Verständigung gelten. Sie möchte am liebsten den letzten deutschen Blutstropfen aus dem Körper dieser Provinzen verschwinden sehen. Für die blutigen Orgien, die der lettische und estnische Bolschewismus feierten, für die bestialische Ermordung ungezählter deutscher Männer, Frauen und Kinder, hat man im hohen Rat der Entente kein menschliches Mitgefühl. Lieber den Bolschewismus, als deutschen Einfluß im Baltikum! So argumentiert die blasse Furcht vor den notwendigen Folgen des wahnwitzigen Friedens von Versailles.

Nun hat aber unter dem Druck der Verhältnisse, trotz aller Abmachungen der deutschen Regierung, sich nicht verhindern lassen, daß Deutsche und Russen vereint gegen die Entente-Bolschewisten kämpfen. Denn wie sollte das entwaffnete Deutschland eingreifen und eine Truppe zurückziehen können, die den Gehorsam versagt und sich selbständig fühlt, wie einst die Heerhaufen des Dreißigjährigen Krieges? Die Entente aber ist nicht mehr in der Lage, ihrem Willen dort im Osten Geltung zu verschaffen. Sie hat die Brigade nicht mehr zur Verfügung, durch die sie von Riga aus ihren Willen dem Lande aufzwingen könnte. Wie vor einem Jahr vermag sie heute nicht auch nur eine Brigade Freiwilliger dorthin zu schicken. Ihre Soldaten gehen nicht mehr in den Krieg, und deshalb, nicht weil das Mittel wirksamer wäre, greift sie aufs neue zur Drohung, Deutschland zu blockieren. Wir glauben aber, daß auch dieses fluchwürdige Mittel sich bei erneuter Anwendung schließlich gegen seine Urheber wenden wird. Die Länder der Entente brauchen den deutschen Handel, und 60 Millionen Deutscher verhungern zu lassen, ist zwar nach den Proben von der Humanität der Entente, die wir kennengelernt haben, als Absicht nicht ausgeschlossen, in der Praxis aber ein gefährliches Mittel, das zu verzweifelten Entschlüssen führen könnte. Wir sagen uns zudem, daß, wenn heute die Entente wegen der Räumungsfrage mit Blockade droht, sie morgen jeden anderen, an den Haaren herbeigezogenen Vorwand zum Anlaß für ihre Hungerkur nehmen könnte. Die Unerfüllbarkeit des Friedensvertrages kann ihr dafür allezeit als Beweggrund dienen. Es ist an sich ein wahnsinniger Gedanke, Deutschland dauernd von jedem Verkehr mit Rußland abzuschließen und unverzeihlich, daß unsere Regierung vor den dahingehenden Forderungen immer aufs neue kapituliert. Ein Unding ist aber, uns zu verbieten, mit einem wiedererstarkten Rußland in Freundschaft zu

leben. Das Ziel unserer Politik muß sein, den Weg dazu einzuschlagen, nicht den anderen, der uns im Osten ein feindliches Rußland bereiten will.

Es ist aber kein Geheimnis, daß England — und England ist heute gleich Entente und gleich Völkerbund zu setzen — ebensowenig ein wiedererstarktes Rußland wie ein gesundes Deutschland haben will. Sollte es aber nicht zur Einsicht kommen, daß es sich noch alle Zeit gestraft hat, die vitalen Interessen anderer Nationen als nicht existierend zu behandeln? Man kolportiert hier den Ausspruch eines englischen Generals, der einem deutschfreundlichen neutralen Diplomaten gesagt haben solle: ‚Vergessen Sie nicht, daß Deutschland kapituliert hat und nicht besiegt worden ist.‘ Das deutsche Volk hat alle Ursache, sich dieses englische Bekenntnis ebenfalls stets gewärtig zu halten.“

* * *

Es fehlt dem Deutschen das Vertrauen zu sich selbst, zu seinem nationalpolitischen Können. Der ohnehin schon zurückgebliebene politische Trieb in ihm ist während der vierzigjährigen Friedenszeit, die er allein der Meisterschaft eines Einzigen, Bismarcks, verdankte, vollends verkümmert. Der Begriff Politik ging ihm in den wirtschaftlichen Interessen auf, war zum mindesten von diesen begrenzt und bestimmt. Wo er „Politik“ sagte, da meinte er Geschäftemachen. „Seitdem mit der Reichsgründung“, so weist Professor Fritz Hartung in den „Grenzboten“ diese Zusammenhänge auf, „dem deutschen Volke die politische Aufgabe, an deren Lösung es sich zwei Menschenalter hindurch abgemüht hatte, erfüllt schien, hat es uns an klaren politischen Zielen, überhaupt an politischem Interesse gefehlt. Voll Stolz darauf, daß wir es so herrlich weit gebracht hatten, voll Vertrauen darauf, daß die Regierung wie bisher so auch künftig die Politik besser besorgen werde, als es dem Volke möglich sei, hat sich die große Mehrzahl des Volkes wirtschaftlichen Aufgaben überlassen und versucht, in kurzer Zeit die Entwicklung nachzuholen, die die politisch mächtigeren Nationen des Westens im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts genommen hatten. Das ist erstaunlich schnell gelungen. In Technik, Industrie und Handel ist Großes geleistet worden, auch die Landwirtschaft hat, unter dem Schutze der Zollpolitik des Reichs, die kritische Lage der siebziger Jahre überwunden und dank intensiverem Betrieb ihre Erträge gewaltig gesteigert. Aber diese einseitig wirtschaftliche Einstellung des deutschen Lebens hatte doch auch ihre Schattenseiten. Die rasche Industrialisierung unserer Wirtschaft trieb uns immer mehr über die Grenzen Deutschlands hinaus, wir wuchsen notgedrungen in die Weltpolitik hinein, ohne uns über die Gefahren klar zu werden, die gerade für ein so zentral gelegenes Land wie Deutschland damit verbunden sein mußten. Wohl hat unsere amtliche Politik — und hinter dieser stand in dieser Frage gewiß die überwiegende Mehrheit aller Politiker — unser weltpolitisches Ziel so bescheiden wie möglich zu formulieren versucht. Wir wollten außer unseren wenigen Kolonien gar nichts für uns, bloß Gleichberechtigung mit den anderen Völkern, bloß die offene Tür in den Gebieten, die noch nicht unter die europäischen Mächte aufgeteilt waren. Aber diese Zurückhaltung hat uns nichts geholfen. Wir galten als die Störenfriede, die überall dabei sein und Geld verdienen wollten, die nur nehmen wollten, aber keine Kultur zu geben hätten, und wenn auch diese Vorwürfe gewiß übertrieben und ungerecht sind — von der Kriegs-

literatur des Auslands ganz zu schweigen — so dürfen wir doch nicht achtlos an ihnen vorübergehen. Wir können daraus lernen, wie unser Wesen auf die andern wirkt. Und ein berechtigter Kern steckt doch auch dahinter. An die mühevolle Arbeit der Kolonisation haben wir uns nur langsam herangemacht; wir wollten lieber durch die bereits von andern geöffneten Türen als Konkurrenten eintreten. Und in dem bescheidenen Verzicht auf Vorrechte lag zugleich der überhebliche Glaube an die Überlegenheit unseres Könnens, das sich unter den gleichen Bedingungen gegen alle Mitbewerber durchsetzen werde. Die Einsicht, daß sich aus dem Wettbewerb an den offenen Türen Interessengegensätze herausbilden würden, die eines Tages zur Auseinandersetzung mit Blut und Eisen führen mußten, hat uns gefehlt. Nicht diejenigen, die den Krieg haben kommen sehen, sondern diejenigen, die stolz auf augenblickliche Erfolge die Gefahren des kommenden Tages nicht gewürdigt haben, tragen die Hauptschuld am Weltkrieg. Über den Drang nach Erwerb haben wir es unterlassen uns historisch-politisch zu bilden, aus der Geschichte zu lernen. Wir Historiker sind viel zu sehr rückwärts gewandte Propheten gewesen und haben es versäumt, die Blicke rechtzeitig vorwärts zu wenden, aus der Geschichte die Aufgaben herauszuarbeiten, die unserm Volk in der Welt gestellt waren. Denn wie der einzelne Mensch so braucht auch ein ganzes Volk eine positive Lebensaufgabe, an die es seine Kraft mit Bewußtsein setzen kann und mag, der zuliebe es auch Mühen und Entbehrungen, Kampf und Not auf sich nimmt.

Auch die innere Politik hat unter dem Mangel einer über den Alltag hinaushebenden, in die Zukunft weisenden großen politischen Aufgabe schwer gelitten. Wir hafteten am Äußerlichen, am Gegenwärtigen, freuten uns über die Ruhe und Ordnung, die im Lande herrschte, über die günstigen Ziffern unserer wirtschaftlichen Entwicklung und übersahen dabei vollkommen die Wucht der Tatsache, daß bei jeder Reichstagswahl etwa ein Drittel aller Wähler sich als Gegner des Staates bekundete. Unsere lediglich auf den Erwerb eingestellte Betrachtung rächte sich zwiefach. Der Staat wurde in die wirtschaftlichen Kämpfe hineingezogen, die Unzufriedenheit mit der geltenden Wirtschaftsordnung richtete sich darum unmittelbar gegen den Staat, die politische Idee verschwand vor der wirtschaftlichen Begehrlichkeit. Der natürliche Unterschied der sozialen Klassen wurde zum schroffsten Gegensatz der Klassen, und das Gefühl der über alle Geldinteressen erhabenen Volksgemeinschaft verflüchtigte sich. Wir haben überhaupt nicht erkannt, daß wir die 1871 erst äußerlich verwirklichte Einheit zu einem geistigen Besitz noch zu machen hatten. Wesen und Ergebnis dieser Politik hat Goethe treffend gezeichnet:

> Man freut sich, daß das Volk sich mehrt,
> nach seiner Art behaglich nährt,
> sogar sich bildet, sich belehrt,
> und man erzieht sich nur Rebellen.

Diese Vernachlässigung der bewußten Pflege des nationalen Gedankens nannten wir stolz Realpolitik. Wir glaubten damit, in Bismarcks Wegen zu wandeln. Aber wahrhafte Realpolitik bedeutet nicht ideenlose Politik, sondern illusionslose Politik. In seiner von unsern Politikern leider viel zu wenig be-

achteten ‚Politischen Geographie' sagt Ratzel sehr mit Recht: ‚Die Politik, die dem wachsenden Volke den unentbehrlichen Boden für die Zukunft sichert, weil sie die ferneren Ziele erkennt, denen der Staat zustrebt, ist eine echtere Realpolitik als die, die sich diesen Namen beilegt, weil sie nur das Greifbare vom Tag und für den Tag leistet.'

Ein leitender Gedanke hat unserer Politik im Innern wie nach außen hin gefehlt. Daß wir niemals ein klares Kriegsziel hatten, ist nur die Folge unserer ideenlosen Friedenspolitik, und darum hat unser Volk die furchtbare Kraftprobe dieses Krieges nicht ausgehalten, es hat gewiß Großes geleistet, das Heer vor allem, aber auch Wissenschaft und Technik, Landwirtschaft und Industrie. Aber der große Gedanke, der der ganzen Kraft des Volkes Richtung und Ziel gegeben hätte, der uns in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft über die Sorgen und Kümmernisse der Gegenwart hinausgehoben hätte, der hat uns gefehlt. So haben die Völker von älterer und stärkerer Geschlossenheit, von klareren politischen Zielen uns trotz unserer beispiellosen militärischen Erfolge doch überwinden können.

Gewiß trifft an unserm Zusammenbruch das alte System ein voll gerüttelt Maß an Schuld. Es trägt die volle Verantwortung für die Unterlassungen unserer Politik, denn es fühlte sich stark genug, die Dinge allein zu machen, lehnte jede Kritik, ja selbst jede Unterstützung durch die Regierten bewußt ab, hat uns lange Zeit — das ist vor allem Bülows Fehler — die Lage beschönigt und hat zum Schluß — das ist der durch Bethmann Hollwegs Betrachtungen zum Weltkrieg erneut erweckte Eindruck, den die deutsche Politik vor dem Weltkrieg machte — sich resigniert in den Weltkrieg hineintreiben lassen.

Aber das alles entlastet unser Volk nicht. Es wäre ein gefährlicher Irrtum zu wähnen, daß das Volk und seine Vertreter die Dinge nun ohne weiteres besser machen werden. Auch wir haben unendlich viel Versäumnisse gutzumachen, müssen versuchen, daraus für die Zukunft zu lernen. An der rechten Kritik unserer Politik haben wir es vor dem Kriege — die Kriegszeit mit der Zensur scheidet natürlich aus — fehlen lassen. Die große Masse war zufrieden, wenn sie sich um Politik nicht zu kümmern brauchte, ärgerte sich, wenn die Steuern erhöht wurden, und ersah gelegentlich erstaunt und entrüstet, wie gefährlich die Krisis gewesen war, durch die Deutschland hindurchgegangen war.

Wohl haben wir auch eine patriotisch besorgte Kritik gehabt. Die Alldeutschen und der Wehrverein haben die politischen Gefahren erkannt. Aber sie haben doch zu sehr unter dem Eindruck der Bismarckschen Erfolge gestanden, die Schwierigkeiten unserer Lage unter-, unsere Kräfte aber überschätzt. Vor allem: sie haben den Zusammenhang zwischen innerer und äußerer Politik verkannt: Weltpolitik läßt sich nur treiben, wenn das Bewußtsein der Nation dahinter steht. Unsere Arbeiterschaft war für diese Politik nur zu gewinnen, wenn wir unser Staatswesen im Innern freier ausgestalteten. Es handelt sich hier nicht um parteipolitische Schwierigkeiten, nicht um Einzelfragen wie etwa die preußische Wahlreform. Aber die Tatsache scheint mir klar zu sein, daß auch die Alldeutschen und die ihnen nahe stehenden Kreise die Notwendigkeit einer Politik auf lange Sicht hinaus und einer sorgfältigen innerpolitischen Grundlegung dieser Politik verkannt haben.

Genau den entgegengesetzten Fehler hat die pazifistische und sozialdemokratische Opposition gegen unsere Regierung begangen. Sie hat die Frage der inneren Poli.ik mit verbissener Einseitigkeit in den Vordergrund geschoben, als ob das Leben, die Behauptung der Ex stenz gegenüber feindlichen und konkurrierenden Mächten, nicht immer die erste Voraussetzung einer behaglichen Ausgestaltung des Lebens wäre. Sie hat ferner durch ihre gehässige Kritik am Bestehenden im Ausland von unsern Zuständen und im Innern eine gefährliche Gleichgültigkeit gegen unser staatliches Dasein hervorgerufen, ohne daß es gelungen wäre, die Sympathie, die das Ausland dem alten Deutschland angeblich wegen seines Militarismus nicht entgegenbrachte, nun für sich zu erwecken. Das Schicksal dieser internationalen Bestrebungen beweist am schlagendsten die jedem Kenner der Geschichte freilich längst bekannte Tatsache, daß nicht unser Militarismus, auch nicht unse: Sozialismus, sondern schon unser Dasein als Nation dem Auslande unbequem ist...

Die ganze organische Natur ist grausam und verschwenderisch. Überall herrscht der Kampf ums Dasein, schaffen sich die Organismen Wachstumsraum auf Kosten anderer Organismen. Das Völkerleben zeigt bisher das gleiche Bild. Die Pazifisten wünschen, daß es der menschlichen Vernunft gelingen möchte, diesen Kampf auszuschalten. Ich meine, wir haben es nicht nötig, über die Berechtigung dieses Ideals viel zu streiten. Aber dafür haben wir zu sorgen, daß unsere Politik nicht so geführt wird, als ob dieses Ideal in der realen Welt bereits verwirklicht wäre.

Einer solchen Politik, die das Daseinsrecht unseres Siebzigmillionenvolkes zur Grundlage und die Gleichberechtigung unter den andern Völkern zum Ziel hat, werden sich meiner Ansicht nach auch viele aus den Kreisen anschließen, die schon vor dem Kriege jeder weltpolitischen Betätigung ds deutschen Volkes abhold gewesen sind und in dem Ausgang des Krieges eine Bestätigung dieser Meinung sehen. Auf die Gewinnung der Masse kommt es aber jetzt mehr als früher an. Wir brauchen einen Resonanzboden, wenn wir im Ausland gehört werden wollen. Wir brauchen aber auch ein einheitliches Ziel für den Wiederaufbau unserer ganzen inneren Zustände. Wir müssen vor allem unsern Staat neu gestalten. Die neue Verfassung ist nur die äußere Form; den Inhalt müssen wir ihr erst geben... Alle Einzelheiten sind nebensächlich, solange es nicht gelingt, die geistige Verfassung des Volkes von Grund aus zu ändern. Der moralische Zusammenbruch unseres Volkes, wie wir ihn heute in dem schamlosen Treiben von Kriegs- und Revolutionsgewinnlern, in allgemeiner Arbeitsunlust und Vergnügungssucht schaudernd erleben, ist nicht bloß die Folge von Krieg und Revolution, nicht bloß der Rückschlag nach den Entbehrungen und Sorgen der Kriegszeit, sondern Folge und Ausartung des materialistischen Geistes, der schon in den Friedensjahren geherrscht hat, des ungehemmten Strebens nach Erwerb und materiellem Genuß...

Der alte fromme Glaube, daß das Leben auf Erden nur die Vorbereitung eines besseren Lebens im Jenseits sei, ist unserem Volke verloren gegangen. Wir müssen seinem Leben ein neues überpersönliches Ziel geben, wenn wir die

sozialistische Gesinnung, die nur die nie ganz zu stillende Begehrlichkeit kennt, überwinden wollen. Und dieses überpersönliche Ziel ist die nationale Gemeinschaft, in die jeder hereingeboren wird und mit der man durch Kinder und Kindeskinder ebenso wie durch die Vorfahren über die kurze Spanne des Lebens verknüpft ist. Wie diese Gemeinschaft einen jeden von der Geburt bis zum Tod umgibt und schützt, so gewährt sie nicht nur, was heute ausschließlich betont wird, Rechte, sondern sie hat auch Rechte, und der einzelne hat auch die Pflicht, für die Gemeinschaft zu arbeiten. In diesem Gedanken der Pflichterfüllung gegenüber der Nation klingen innere und äußere Politik zusammen."

* * *

Wir waren ein zu geschäftstüchtiges Volk geworden und darum sind wir unter Kuratel gestellt. Wir wollten zuviel verdienen und darum haben wir Konkurs gemacht. Der Materialismus, den wir mit schmatzender Überheblichkeit als „Realpolitik" priesen, war eine falsche Rechnung, war nicht nur sittlich abwegig, sondern auch dumm und kurzsichtig. Und noch immer haben wir uns politisch nicht zu der Erkenntnis durchgerungen, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Das erweist sich niederdrückend — von anderem nicht zu reden — in der landesüblichen Einstellung zur Frage der Vereinigung Deutschösterreichs mit Deutschland. Daß eine solche nationale Selbstverständlichkeit überhaupt noch als eine „Frage" erörtert werden kann, ist an sich schon eine nur deutsche Möglichkeit! Und diese „Frage" wird vorwiegend zu einer wirtschaftlichen, praktischen Frage, der planvollen Ausnutzung und Ergänzung vorhandener oder nicht vorhandener Wirtschaftsmittel gestempelt! Wie recht hat da Professor Artur Solz, wenn er in der „Deutschen Politik" die beschämende Tatsache herausschält, daß durch diese Einstellung „aus einer Angelegenheit des Herzens eine Angelegenheit des Magens" gemacht, daß ihr das ganze Ethos, das ihr von selbst innewohnt, genommen, und ihr Rang als eine Lebensangelegenheit des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit verkleinert wird.

„Die Frage des Anschlusses gehört ihrer Natur nach zu den Fragen, die durch vielfaches Bereden und Erörtern des ‚Ob' nicht gewinnen, sondern verlieren. Jede große nationale Tat ist geboren aus der Fähigkeit einer Nation, sich an einer Idee oder einem Ideal zu begeistern und diese Begeisterung im gegebenen Augenblick ins Werk zu setzen. Sache der Führer ist es, dieser stimmungsgemäß vorhandenen leidenschaftlichen Begeisterung das beste ‚Wie' zu finden. Eine große Tat trägt ihren Wert in sich und kalkulatorische Erwägungen, die wie Entschuldigungen und Rechtfertigungen wirken, fügen dem absoluten Werte einer kollektiven Tat nichts hinzu, sondern vermindern ihn. Wenn die Vereinigung getrennt lebender Stammesteile, ihre Heimkehr ins gemeinsame Vaterland, ein waches, lebendiges Ideal ist, so müßte sie aufgestellt werden, selbst wenn sie vom Standpunkt der wirtschaftlichen Vernunft ein ‚Unsinn' wäre, wenn sie sich nicht rentierte, wenn beide Teile dabei nicht auf die Kosten kämen. Darum ist es innerlich schief, das Problem des Anschlusses so hinzustellen, als ob die Not Deutschösterreichs den Anstoß oder den leitenden Gesichtspunkt für die Forderung des Anschlusses bildete und überdies ist es auch tatsächlich unrichtig zu behaupten, daß dieser Not nur durch den Anschluß abgeholfen werden könnte.

Eine österreichische Notstandsaktion läßt sich — das muß klar und offen ausgesprochen werden — auch auf andere Weise als durch den Zusammenschluß Österreichs mit Deutschland einleiten und durchführen. Wenn es sich wirklich nur darum handelt, dem allein lebensunfähigen und anlehnungsbedürftigen Gebilde Deutschösterreichs auf die Beine zu helfen, so ist nicht einzusehen, warum dies durch eine Donauföderation, durch die irgendwie freiwillige oder zwangsweise Zusammenschließung der einzelnen Nationalstaaten, die sich alle mehr oder weniger in einem Notstande befinden, nicht gelingen wollte, ja es ist fraglich, ob vom Standpunkte der bloßen ‚wirtschaftlichen' Vernünftigkeit und der momentan höchsterreichbaren ‚Produktivität' die Donauföderation nicht den Vorzug vor jeder anderen Lösung verdient. Wenn man es in Verkennung der Zeichen der Zeit für angemessen hält, die Frage der Sozialisierung z. B. vom Standpunkt der ‚Produktivität' aus zu behandeln, so würde die Anlegung des gleichen Maßstabes bestenfalls die Donauföderation als eine gleichwertige Lösung des österreichischen Notstands erscheinen lassen. Wenn das deutsche Volk in Österreich und Deutschland damit zufrieden ist, daß die Deutschen in Österreich politisch und gesellschaftlich deklassiert, vielleicht auch entnationalisiert werden, wenn man es hüben und drüben ruhig hinnimmt, daß ein Herrenvolk oder doch wenigstens ein leitendes Volk zu einem Pariavolk im Dienste einer oder mehrerer nationaler Fremdherrschaften wird, dann gehen wir doch ruhig in die Donauföderation. Der ganze Wirtschaftsapparat Österreich-Ungarns ist ja ohnehin für eine solche Form geschaffen und noch vorhanden. Und da liegt der Kern des Problems.

Wir müssen uns verbitten, von Freund und Feind die Anschlußfrage nach rein wirtschaftlichen Maßstäben behandeln zu lassen. Wir müssen vielmehr aller Welt wissen lassen, daß wir zusammen sein wollen, gleichviel ob diese Heimkehr ins Vaterland für den einen oder den anderen oder für beide Teile ein wirtschaftlicher Nutzen oder Schaden ist. Der Anschluß ist ein idealpolitisches und kein wirtschaftliches Postulat. Wir wollen nicht das Gute mit dem Nützlichen verbinden und uns gegenseitig den Anschluß nicht dadurch schmackhafter machen, indem wir uns vorrechnen, wieviel jeder daran verdient und daß es anders überhaupt nicht geht.

Das deutsche Volk würde, wenn es so ‚rein geschäftlich' dächte (und es denkt leider so!) auf das gleiche Niveau herabsteigen, auf dem die Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie stehen. Denn was ist es, was diesen neuen Staaten als unauslöschlicher Makel von der Stunde ihrer Geburt an anhaftet? Einmal die Kompromittierung des Staatsgedankens. Die Geburtsstunde dieser Staaten war nicht schön. Sie haben einfach das sinkende Schiff, das sie jahrhundertelang gemächlich getragen, verlassen und sind desertiert, nachdem sie während des ganzen Krieges alles dazu getan hatten, um dieses Schiff zum Scheitern zu bringen. Wenn so ohne jede andere Anstrengung als durch systematisch geübte Sabotage und Verräterei am Staate heute Staaten entstehen können und von aller Welt verhätschelt werden, was ist dann der Staat, der heutige Staat überhaupt noch wert — fragt der Deutsche, dem seiner Art nach eine gewisse Staatsromantik, ein Glaube an die Würde und Bestimmung des Staates im Leibe steckt.

Das ist das eine. Das andere aber: Kaum sind diese Staaten gegründet und haben sich ohne zu fragen, ob es vorteilhaft ist oder nicht, ob es sich rentiert oder nicht, konstituiert, weil die staatliche Selbständigkeit ihnen scheinbar jedes Opfer lohnte. Kaum aber haben sie diesen Akt des politischen Idealismus realisiert, so fallen sie zurück in das Krämerhafte und Piratenhafte ihrer Gesinnung, wollen sie eben nicht nur frei, sondern gemächlich leben auf Kosten der Rechte der anderen und treiben im kleinen, aber um so deutlicher und brutaler als die Großmächte, einen Imperialismus schamloser Annexionen aus Gründen der — wirtschaftlichen Notwendigkeit und Vernünftigkeit.

Das deutsche Volk sollte sich hüten, die gleichen Bahnen dieser prächtigen ‚Realpolitiker' zu wandeln und sich vielmehr freihalten nicht nur von solchen Taten, sondern auch von der Vergiftung seines Geistes mit den gleichen Argumenten.

Ein solcher Irrweg des Geistes oder vielmehr des Herzens scheint es mir zu sein, die Notwendigkeit des Anschlusses aus dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit zu begründen und herzuleiten. Wenn dies die Wahrheit, die ganze Wahrheit ist, was steht dann einem solchen ‚Anschluß' im Weg, was hindert, daß er sich heute oder morgen schon vollziehe? Etwa die Zölle, die wir nicht einseitig abschaffen können? Die sind heute kein Hindernis. Oder die Ungleichheit der Valuta? Die hätte man natürlich längst ausgleichen sollen als allerersten Schritt der Unifizierung, aber eine generöse Kreditgewährung kann auch so einen Ausgleich schaffen. Was sonst? Wenn der Anschluß nichts anderes bedeutet als eine pénétration pacifique, so genügt es, wenn eine Anzahl Syndikate, Kartelle, Konventionen zwischen Banken, Industrien, Verkehrsanstalten abgeschlossen und vom Staate etwa gewisse Hilfs- und Ausgleichsfonds bereitgestellt werden und wir sind sofort ‚angeschlossen'. Ich leugne nicht, daß alle diese Dinge äußerst notwendig und sogar dringend sind, und ich verstehe nicht die Interesselosigkeit der deutschen Wirtschaftskreise an diesem einzigen ‚Kolonisationsgebiet', das noch übrig ist, die sich von Tschechen und Südslawen den Rang ablaufen lassen, die es wohl verstehen, durch neugebackene Staatsbürger auf die wirtschaftlichen Beziehungen mit dem Deutschen Reich zu verzichten, wenn nicht eben etwa die Begeisterungsunfähigkeit, der Mangel an Unternehmungsluft und die momentane Unfähigkeit zu helfen, Gründe für die Zurückhaltung sind. Oder ist etwa die deutsche Industrie und Bankwelt so ‚politisch', da sie, um ja nicht anzustoßen, sich sogar vor geschäftlichem Verkehr mit den Stammesbrüdern hütet? Gewiß wird einmal die Enge und Intensität der wirtschaftlichen Beziehungen in weitem Umfange maßgebend dafür sein, wie und in welcher Form das österreichische Problem gelöst wird, aber wenn wir nicht hüben und drüben immerfort unser Recht und unseren Willen bekunden, daß diese Frage so gelöst werde, wie wir sie gelöst zu sehen wünschen, als eine Frage unserer nationalen Ideale, so werden wir unser Recht und unseren Anspruch vor dem Weltforum verwirken.

Heute sind bekanntlich alle Wege, zu einem politischen, staatsrechtlichen Anschluß zu gelangen, versperrt und wir sind mit unseren Hoffnungen auf einen imaginären obersten Rat eines imaginären Völkerbundes verwiesen, von dem es höchst fraglich ist, ob dort überhaupt ein und vor allem ob dort je ein einstimmiger Beschluß, wie er für den Zusammenschluß notwendig wäre, gefaßt werden wird.

Aber angenommen, es bestünde von morgen ab keines der im Friedensvertrag vorgesehenen Hindernisse, wir wären also tatsächlich frei, uns zusammenzuschließen. Welches Schauspiel würden wir der Welt bieten? Würde der Zusammenschluß sofort und spontan erfolgen? Niemand glaubt es. Sondern die Frage würde wieder studiert werden, sie würde wieder in das Stadium der langwierigen interministeriellen Erörterungen treten, es würde sich der ganze ‚Mangel einer geschlossenen Auffassung auf beiden Seiten' und der leidige Ressortpartikularismus enthüllen, kurz: ich glaube, unsere Feinde haben uns eine große Blamage erspart, indem sie uns den Zusammenschluß verboten haben, weil wir innerlich auf den Zusammenschluß nicht genügend vorbereitet sind und weder seinen Sinn noch seine Tragweite richtig verstehen. Und wenn heute die Versuchung der Donauföderation neuerdings an uns herantritt in irgendeiner Form, so ist es bei der Sachlage nicht unwahrscheinlich, daß wir dieser Versuchung erliegen würden. Wenn die deutschen Österreicher für den Anschluß nichts anderes zu sagen wissen, als daß sie ohne ihn nur mühsam vegetieren können und die Deutschen nichts Besseres, als daß die berühmte ‚Eigenart der deutschösterreichischen Stammesbrüder' einen wertvollen Zuwachs zur deutschen Gemeinschaft bilden würden, dann sind wir für die Größe dieser Idee eben nicht reif.

Ist es denn wirklich wahr, was für die Vergangenheit zweifellos zutrifft, daß das deutsche Nationalgefühl das Kunstprodukt und das Verdienst der deutschen Fürsten und Staatsmänner ist? Daß den Deutschen nationales Bewußtsein gleichsam mit dem Stock eingebläut werden muß und nichts spontan aus diesem schwerfälligen Volke hervorbricht? Wenn die Definition von E. Renan richtig ist, daß die Nation ist ‚le désir d'être ensemble', dann, fürchte ich, sind wir Deutschen noch immer keine Nation."

* * *

Hätte Deutschland statt reiner Wirtschaftspolitik Nationalpolitik getrieben, es würde wohl kaum in diesen Krieg geraten sein. Möglich, daß es einen Krieg hätte führen müssen, aber sicher nicht einen solchen, nicht gegen die ganze Welt. Seine nationalen Bestrebungen konnten sich nur nach gewissen begrenzten Richtungen betätigen, es daher auch nur in diesen in Konflikt mit anderen Staaten bringen. Die wirtschaftlichen erstreckten sich auf die ganze Welt — „die Welt mein Feld!" — und haben ihm daher auch die Feindschaft der ganzen Welt eingetragen. Deutschland wäre stolzer und dabei doch bescheidener aufgetreten und es wäre von den anderen auch verstanden worden, denn nationalen Bestrebungen bringen die anderen Völker natürliches Verständnis entgegen. Nur die Deutschen verstanden nicht, daß die anderen bei allen wirtschaftlichen Interessen sich auch und nicht zuletzt von nationalen Gedanken stimmen ließen. Daher jene stumpfe, selbstzufriedene Zuversicht, daß es mit Frankreich oder Rußland trotz allen Reibungen nicht zum Kriege kommen werde, weil diese doch „kein Interesse daran" hätten. Elsaß-Lothringen war aber für Frankreich kein nur wirtschaftliches Objekt, sondern eine nationalpolitische Frage, eine unverjährte Forderung seines, wenn auch noch so verstiegenen und anmaßenden nationalen Ehrgeizes, seines Prestiges. Und der Balkan mit den Dardanellen und Konstantinopel war für Rußland auch nicht nur ein wirtschaftliches Ziel,

sondern Überlieferung halbmythischer, aber in allen Fibeln und Lehrbüchern feierlich zurechtgemachter russischer Geschichte. So ist auch das sogenannte Testament Peters des Großen wissenschaftlich eine Fälschung, im russischen Nationalbewußtsein aber eine lebendige Macht. Die anderen Völker hatten eben auch nationale Ideale, nur das Volk, das den Idealismus in Erbpacht genommen, das Volk der Denker und Dichter, hatte keine. Das Volk, an dessen Wesen die Welt genesen sollte, hatte dergleichen unnützlichen Ballast, der es nur im Geschäft stören konnte, über Bord geworfen, segelte „Volldampf voraus“ in alle fremden Häfen, die es nicht gebaut, schlüpfte und drängte sich durch alle Türen, die es nicht geöffnet hatte. Welches Bild mußte ein so — tüchtiges Volk der Welt bieten? Nun eben: das eines nur allzu tüchtigen.

Um seine vergewaltigten Stammesgenossen scherte es sich den Teufel, nur im Kreise engster Gesinnungsgemeinschaft durfte man von einer deutschösterreichischen, einer baltischen Frage reden, ohne als politischer Dümmling angelächelt zu werden, günstigsten Falles mitleidig, sonst mit hochfahrendem Naserümpfen. Oh, ich phantasiere nicht, ich spreche aus eigenstem bittersten Erleben! Der Russe nannte den baltischen Deutschen niemals einen Russen, immer nur einen Deutschen, — der Deutsche niemals einen Deutschen, immer einen Russen. Kein Stamm in Österreich ahnte etwas von einer österreichischen „Nation“ und einem österreichischen „Nationalgefühl“, nur der Deutsche verfügte über diese Wissenschaft, schwor auf sie und ließ sich selbst im Kriege nicht von ihr abbringen, bis dann endlich, als der deutsche Kitt herausgebrochen oder verbraucht war, die große zusammengeheiratete und geschacherte Habsburger Völkerbude auseinanderkrachte und sich in ihre Atome auflöste. Konnte eine Politik, der eine solche groteske Verkennung elementarer Tatsachen zugrunde lag, anderes, als in die Brüche gehen?

Man berufe sich ja nur nicht auf Bismarck! Der hat für jeden, der zu lesen versteht, schon in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ deutlich genug davor gewarnt, das österreichische Bündnis als ein Vermächtnis für die Ewigkeit zu schätzen, und in der Zeit nach seinem Tode waren die deutschfeindlichen Einflüsse und die auseinanderstrebenden Kräfte in Österreich so mächtig geworden, daß es Bismarck nicht im Traume eingefallen wäre, für österreichische und dazu noch Balkaninteressen es auch nur auf ein ernstes Zerwürfnis mit Rußland ankommen zu lassen. Was nach seinem Abgange unter der Marke „Auswärtige Politik“ ging, war doch nichts anderes, als von dem reichen Erbe leben, so lange es eben ging, und da man glaubte, es würde sich davon noch recht lange leben lassen, ließ man sich keine grauen Haare wachsen und lebte eben fröhlich dahin. Man unterstelle doch Bismarck nicht den Stumpfsinn, daß ihm jemals das Mittel — vielleicht aus lieber träger Angewöhnung — hätte Zweck werden können, man vergesse nicht, daß er das Bündnis mit Österreich nicht aus phrasenhafter „Nibelungentreue“ geschlossen hatte und pflegte, sondern weil es ihm zur gegebenen Zeit das Mittel war, Deutschland emporzuführen und in sicherer Hut zu halten. Man vergesse endlich nicht, daß er — mit Rußland einen Rückversicherungsvertrag für nötig gehalten hatte. Wäre Bismarck 1914 am Ruder gewesen, dann hätte es zwar nie zu einer solchen Krisis kommen können, aber setzen wir einmal den Fall: dann hätte er es — wer zweifelt daran? — entschieden vorgezogen, Deutschöster-

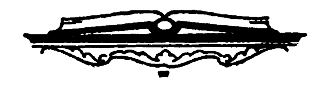


reich dem Reiche anzugliedern und dafür Rußland freie Hand über die Slawenvölker in Österreich und im Balkan, freie Hand auch in Konstantinopel zu geben, als es auf einen solchen Krieg (für die perfide Wiener Hofpolitik!) ankommen zu lassen. Und er hätte damit nicht nur seiner Gewissens- und Verantwortungspflicht genügt, sondern auch ein nationales Ideal erfüllt: Großdeutschland! Das aber war von Rußland zu haben, und Rußland hat es Deutschland auch zu verstehen gegeben — wenn man es nur verstehen wollte. Aber es lag wohl weniger am Wollen — man verstand es eben nicht, hatte kein Organ dafür. Was dem Russen wie jedem national natürlich veranlagten Volke als selbstverständlich erschien, dafür fehlte in Deutschland der Instinkt. — Wie denn aber — war nicht Rußlands Losung: der Weg nach Wien führt nur über Berlin? Sehr richtig, nur wurde sie erst ausgegeben, nachdem Deutschland kundgetan hatte: „nur über meine Leiche". Es läge noch ein verklärender Schimmer darüber, wie ein Sterben in Schönheit, wenn man ernstlich an die Gefahr geglaubt hatte. So aber war es wieder Theater. Nur unser Sterben war kein Theater. Nicht wie der soeben gefallene Bühnenheld konnten wir uns unter rauschendem Beifall vor der Rampe dankend verbeugen — wir waren ehrlich tot. Wir machen alles gründlich — auch Theater. Made in Germany.

Nicht einmal ein Bühnenerfolg — faule Äpfel noch auf die Leiche! Ja, wie ist das möglich? — Das ist nur möglich, wenn man sich über die natürlichen Gesetze, über die Wirklichkeiten hinwegsetzt. Wenn man alle Welt nach sich beurteilt und dabei selbst ein absonderlicher Kauz, eine fremdartige, auf andere unnatürlich wirkende, daher höchst verdächtige Spielart ist, sich aber dennoch ihnen aufdrängen will. Wenn man sich von jedem hergelaufenen Fremdling in Illusionen einwickeln, gegen das eigene Blut aufhetzen und das Fell über die Ohren ziehen läßt. Wenn man Wünsche für Tatsachen, Theorien für Wirklichkeiten, Theater für Ernst, Ernst für Theater nimmt. Die Brüderlichkeit der „Internationale", die schönen Deklamationen der Pazifisten und sonstigen Menschheitsbeglücker waren Theater, die nationalen Gegensätze, der Vernichtungswille Ernst. — Und wenn man auch im Glück nur der arme dumme Hans in dem so tief in die eigene Seele schauenden Volksmärchen ist. —

Ich beobachtete einmal in einem Goldfischteich ein seltsames Schauspiel. Da war unter den anderen Fischen einer, der auch Goldfisch war, wie der Deutsche sozusagen auch Mensch ist. Aber dieser eine wich in der Farbe von den anderen ab. Hätte er sich ihnen nur fern und zu seiner Sippe gehalten! Aber nein, er wollte gerade an ihren Spielen teilnehmen und merkte es nicht, wie sie ihn wieder und wieder abwiesen. Da er nun immer wieder sich ihnen näherte, stürzten sie sich plötzlich alle auf ihn und jagten und bissen ihn in rasender Wut so lange, bis er verendet auf der Oberfläche schwamm...

Ein anderes Bild — nur ein Bild: ich sehe Ahasver, den ewigen Juden, wie er den Wanderstab ablegt und mit befreitem Atemzuge sich zur Ruhe setzt. Er hat einen Erben und Nachfolger gefunden: ihn mit seiner Unrast und allem lästigen Wandergepäck löst — Michel ab.



Auf der Warte

Ein Völkerschicksal

Das Herz krampft sich einem zusammen, wenn man rückblickend, nach verpaßter Gelegenheit, immer wieder inne werden muß, wie so vieles so ganz, ganz anders hätte kommen können, wenn nur Männer und Köpfe an der Spitze unserer politischen Geschäfte gestanden hätten. Immer zwingender wird der Eindruck, daß, trotz aller Übermacht, nicht nur der Krieg an sich nicht verloren zu werden brauchte, sondern daß es auch während des Krieges an Gelegenheiten nicht gefehlt hat, ihm eine Wendung zu einem guten Frieden zu geben. Wie lagen die Dinge z. B. nach der Niederwerfung Rußlands? „War denn", fragt W. v. Maydell in den „Baltischen Blättern" (Verlag Fritz Würtz, Berlin-Steglitz), „der Brester Frieden aus irgendwelchen Gründen überhaupt notwendig? Oder war es mangelnde Einsicht, die die Vorstellung der Notwendigkeit dieses Friedensschlusses hervorgerufen hatte?

Viele urteilsfähige Personen, die diese Zeit im Rücken der russischen Front zugebracht haben, sind übereinstimmend der Ansicht, daß die russische Armee sich völlig aufgelöst hatte, daß sonst in Rußland überall Verwirrung herrschte, und irgendein russischer Widerstand damals nicht mehr ernstlich in Betracht kam. Das russische Bürgertum stöhnte unter dem Joch des Bolschewismus und ersehnte nach dem Zusammenbruch die Befreiung aus Verbrecherhänden durch den Sieger; als Erlöser war es bereit diesen Sieger zu empfangen und sich von ihm die Regierung und den Frieden schenken zu lassen, die der Sieger verlangen würde. Es kam anders. Der Frieden von Brest wurde geschlossen, und die nicht wiederkehrende Gelegenheit zu einer großen moralischen Eroberung, die — vielleicht — den Ausgang des Krieges hätte beeinflussen können, blieb unausgenutzt. Besiegt werden ist für jedes Volk hart, aber dann, wehrlos am Boden liegend, den Hyänen des Schlachtfeldes vom Sieger überantwortet werden, das facht die letzte Lebenskraft zum erneuten Widerstand an, und die letzten Lebensgeister zum Haß. Der Frieden von Brest warb im russischen Volk erneut für die Entente, von der es sich schon verlassen und verraten fühlte." ..

Wer sich mit der Geschichte der letzten Jahre (und Jahrzehnte!) nicht von Berufs wegen befassen muß, wird es nicht so empfinden und, wohl kaum im ganzen Umfange verstehen, daß sich hier ein Völkerschicksal vollzogen hat, dessen Tragik aber auch klare Folgerichtigkeit ihresgleichen nicht hat. Nicht Gott dürfen wir anklagen! Gr.

*

Das moralische Kaninchen

Die Entente hat Deutschland aufgefordert, sich der Blockade Rußlands anzuschließen. Sie weiß selbst sehr genau, daß eine solche Beteiligung praktisch gar keinen Wert hätte, weil ein irgend in Betracht kommender Handelsverkehr zwischen Deutschland und Rußland schon jetzt nicht besteht, seine ausdrückliche Unterbindung also nur eine leere Formalität wäre. Was ist dann aber der Zweck dieser Aufforderung? Was denn anders, als eine neue Erfindung, Deutschland zu schädigen und zu demütigen. „Es soll", wie Graf Westarp in der „Kreuzztg." treffend bemerkt, „einen Anteil an dem Hasse tragen, den die Blockade in ganz Rußland hervorrufen muß, und soll anderer-

seits das Verbrechen der Hungerblockade, das an dem deutschen Volke selbst begangen ist, nachträglich als gerechtfertigt anerkennen, indem es sich selbst einer solchen Blockade anschließt. Auch diese Zumutung findet in unserer öffentlichen Meinung nicht das Verständnis und die entschiedene und entrüstete Zurückweisung, die sie verdient. Die Mehrzahl der Zeitungen äußert sich allerdings ablehnend, aber in dem zweifelnden und matten Tone der Erschlaffung, mit der das einst so stolze deutsche Volk das ihm auferlegte Joch trägt. Man ist sich vielfach auch gar nicht klar darüber, daß der von der linken Seite inbrünstig erstrebte Zutritt zum Völkerbund bedeuten würde, daß Deutschland das Verbrechen der Hungerblockade als das vorzugsweise anzuwendende berechtigte Mittel des völkerrechtlichen Zwanges anerkennt. Denn Artikel 16 stellt es bei Regelung der Zwangsmaßnahmen des Bundes in den Vordergrund, wobei es offen bleiben mag, ob das geschieht, weil man in Versailles den Hungerkrieg gegen Frauen und Kinder als menschlicher ansah, als den ehrlichen Kampf der Waffen, oder weil Deutschland vermöge seiner geographischen Lage am leichtesten damit zu treffen ist."

Die strenge Methodik, mit der die Vivisektion an Revolutions-Deutschland vorgenommen wird, ist vom wissenschaftlichen Standpunkte bald bewunderungswürdig. Freilich wird sich auch so leicht kein so geeignetes Kaninchen für das Verfahren finden, keines, das so artig, ohne nur zu murren, stille hält und sich selbst noch gut zuredet, daß das nicht nur ein äußerer Zwang, sondern auch seine moralische Pflicht sei. Wer hätte dem Kaninchen so viel Moral zugetraut, als es sich noch unter seiner früheren Herrschaft in Freiheit tummeln durfte? Gr.

*

Der abgeschaffte Militarismus

Nach Artikel 179 der Versailler Unterwerfungsakte ist Deutschland verpflichtet, „durch geeignete Maßnahmen zu verhindern, daß Reichsdeutsche ihr Gebiet verlassen, um im Heere, der Flotte oder dem Luftdienst irgendeiner fremden Macht Stellung zu nehmen oder in ein Zugehörigkeitsverhältnis zu ihr zu treten, zu dem Zwecke, die Ausbildung zu fördern oder in einem fremden Lande beim Unterricht im Heer-, Marine- oder Luftwesen mitzuwirken." Nur die französische Fremdenlegion bildet eine Ausnahme!

Nach Artikel 203 bis 210 haben die Kommissionen der Entente das Recht, nicht nur die staatliche Wehrmacht, sondern alle Schulen, Unterrichtsanstalten, Vereinigungen, denen es untersagt ist, ihre Mitglieder militärisch zu erziehen (Artikel 177) und die Rüstungsindustrie eingehend zu überwachen. Obwohl der Friede noch nicht ratifiziert ist und dieser Zustand dahin führt, daß Frankreich die Gefangenen noch nicht herausgibt, sind, wie Graf Westarp in der „Kreuzztg." mitteilt, die Überwachungskommissionen teils im Anmarsch, teils anscheinend bereits in Berlin. Dem Reichswehrminister Noske haben sie, wie er gelegentlich in aller Ruhe erklärte, abgelehnt, persönlich mit ihm zu verkehren. Dafür rücken sie in ungeheurer Stärke an. 600 Offiziere und Mannschaften für das Heer und sonst ebensoviel für das Luftwesen werden zunächst in Berlin Wohnung nehmen, wo nach Artikel 205 ihr Sitz ist, während sie das Recht haben, das ganze Land mit Unterkommissionen zu überziehen. Zunächst sind zehn solcher Unterkommissionen vorgesehen. Im Haushaltsausschuß wurde mitgeteilt, daß die gesamten Kosten der Kommissionen und der Besatzungsarmee auf jährlich 1500 bis 3000 Millionen Mark (also drei Milliarden!) veranschlagt sind. Das ist erheblich mehr, als nach dem Friedensetat von 1914 die gesamte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht in Heer und Flotte gekostet hat. Auch wenn damals die von Ludendorff geforderten drei neuen Armeekorps bewilligt worden wären, die uns im Herbst 1914 so verhängnisvoll gefehlt haben, würden die Kosten

nicht annähernd erreicht worden sein, die uns jetzt allein durch die militärische Überwachung unserer Zwingherren verursacht werden. Der Bedarf von 3 Milliarden jährlich wirft den ganzen Erzbergerschen Finanzplan über den Haufen; denn dieser enthält trotz seiner ungeheuerlichen Anforderungen nur diejenigen Ausgaben, die sich aus dem Frieden ohne Annexionen und ohne Entschädigungen und aus der Revolution ergeben.

Entsetzlicher noch als der finanzielle Inhalt der jetzt bekannt gewordenen Mitteilungen scheint dem Grafen Westarp in völlig unabhängiger Übereinstimmung mit der Beurteilung an der Spitze dieses Heftes das Bild unserer Zukunft, das sich aus ihnen ergibt. „Ganz Deutschland wird unter der Zwangsherrschaft dieser Kommissionen stehen. Denunziationen und Spionage, berechtigte und unberechtigte Vertragsforderungen der Entente werden an der Tagesordnung sein; jede freie Bewegung des politischen Lebens, vor allem der Jugendbildung, wird durch die Fesseln gehemmt sein, zu deren Handhabung die Kommissionen der feindlichen Mächte berufen sind. Wen die Erfahrungen seit dem 11. November vorigen Jahres immer noch nicht darüber belehrt haben, was wir von der Entente an Verletzungen unserer Ehre, unserer Selbständigkeit und unserer Lebensinteressen bis in alle Einzelheiten hinein zu erwarten haben, der möge sich die Anzahl der feindlichen Offiziere vor Augen halten, die jetzt entsendet sind, um Deutschland in Überwachung, in Wahrheit in Verwaltung zu nehmen.

Der deutsche Zorn, die deutsche Widerstandskraft aber liegen erschlafft am Boden. Alle diese Nachrichten rauschen fast ohne Eindruck über die Köpfe der abgestumpften Menge hinweg ..."

Aber am 9. November werden sich die Nerven wieder spannen, wird der Sieg der deutschen Revolution gefeiert werden, der uns vom — deutschen Militarismus befreit hat. Es wird ein Schauspiel für alle großen und kleinen Teufel sein, dieser Freudentanz der Eunuchen über ihre Entmannung. Des Teufels Großmutter soll ihr allerhöchstes Erscheinen zu dieser Galavorstellung bereits zugesagt haben.

*

Selbstentmannung

Der französische Finanzminister Klotz antwortete auf die Frage, ob sich Deutschland nicht vielleicht heimlich aufraffen und zu einem Rachekrieg vorbereiten könnte, folgendes: „Keine Gefahr! An freiwilligen und der Entente durch und durch treu ergebenen deutschen Aufpassern, welche uns sofort einen Wink geben würden, fehlt es drüben keineswegs! Darum haben wir es nicht einmal nötig, wie Napoleon drüben eine eigene zuverlässige Polizei aufzustellen. Das wäre Geldverschwendung! Die guten Freunde, welche drüben unsere Sicherheit vertreten, haben ja selbst das ureigenste Interesse daran, daß Deutschland sich nie mehr militärisch aufrafft, weil dadurch Strömungen aufkämen, welche ihren eigenen Untergang bewirken müßten."

Das deutsche Parlament hat es eilig gehabt, den Wahrheitsbeweis für die obigen Ausführungen anzutreten. Denn der unabhängige Sozialdemokrat Henke führte in einer der letzten Sitzungen der Nationalversammlung folgendes aus: „Man zähle doch einmal die bewaffneten Kriegervereine, Einwohnerwehren usw., dann kommt man schon zu 1 200 000. Es ist nötig, das Ausland aufzuklären. Es sind noch viel mehr als 1200000! Ich sage das ausdrücklich, um die Entente auf diesen Punkt aufmerksam zu machen."

Kastratenehrgefühl!

*

Keine politische — eine Anstandsfrage

Jakobsohns Trauer — Kuttners Trauer! Als Herr Siegfried Jakobsohn, der Herausgeber einer „Weltbühne" für Berlin WW., von Herrn Scheuermann, dem handfesten Kriegsberichterstatter, wegen öffentlicher übler Nachrede (dieses Mal nicht Nachschreibens) erst kürzlich etwas unsanft — ge-

scheuert worden war, fand er keine teilnehmendere Seele für das seiner Geistigkeit zugestoßene Malöhr als Herrn Erich Kuttner vom „Vorwärts“. Es muß aber Herrn Jakobsohn ebensowenig „geschadet“ haben, wie dem Notorjus Slusohr die durch den Inspektor Zacharias Bräsig auf dem Reformverein zu Rahnstedt verabfolgte Tracht, denn er hat sich schon wieder munter an ein neues Wild herangepirscht. Diesmal ist es das — „Buchhändlerbörsenblatt“, das es ihm angetan hat, und wieder ist es Herr Erich Kuttner, der ihm den Schild hält. Der von seinem Freunde berichtete „Fall“, so schreibt der „Vorwärts“, wäre „unglaublich“, würde er nicht bewiesen. Das „Buchhändlerbörsenblatt“, das offizielle Organ des deutschen Buchhandels, „unterstehe sich“, das Inserat eines Buches von Professor Nikolai, „Sechs Tatsachen zur Beurteilung der deutschen Machtpolitik“ dem Freien Verlag mit folgender Begründung abzulehnen:

„Ihr uns mit Auftrag vom 26. August aufgegebenes Inserat betr. Nicolai bedauern wir ablehnen zu müssen, da wir es nicht als die Aufgabe des Börsenblattes betrachten, durch Abdruck derartiger Ankündigungen an der Verbreitung von Werken mitzuwirken, deren Tendenz auf die Herabsetzung der deutschen Armee und ihrer ehemaligen Führer gerichtet ist.“

Das ist für die Herren Jakobsohn und Kuttner — „der Gipfel der Anmaßung“ und bedeute „die Ausübung einer politischen Zensur“ durch die Redaktion des „Buchhändlerbörsenblattes“. Diese bestimme, was der Deutsche zu lesen hat und was nicht. Zum Schluß die übliche vornehme „demokratische“ Aufmunterung zur Maßregelung des Mißliebigen.

Das beanstandete Buch liegt uns nicht vor. Ist sein Inhalt derart, wie ihn das „Buchhändlerbörsenblatt“ andeutet — und daran ist wohl kaum zu zweifeln —, dann handelt es sich hier nicht um irgendwelche „politische Zensur“, überhaupt Politik, sondern um ein Gebot der nationalen Selbstachtung, des Anstandes. Es ist nicht anständig, sein eigenes Nest zu beschmutzen, es ist mehr als nur das, eine Armee mit ihren Führern, die das geleistet und geopfert haben, was die deutschen viereinhalb Jahre hindurch geleistet und geopfert, hinterher noch dem Feinde zu denunzieren, — und das in der Lage, in der wir uns befinden! Und es ist nicht mehr als selbstverständlich, daß ein Blatt für den deutschen Buchhandel, für einen so verantwortungsvollen Beruf, seine Aufgabe nicht darin erblicken kann, die deutsche Sache zu schädigen, indem sie einem derartigen Triebe Vorschub leistet. Wenn den Herren Jakobsohn und Kuttner das Verständnis und das Empfinden dafür abgeht, so können sie, wenn es nach ihrem Geschmacke ist, allenfalls für sich geltend machen, daß sie eben nicht deutsch zu empfinden vermögen. Wenn sie, gerade sie aber hier von „Anmaßung“ und „Überheblichkeit“ zu reden „sich unterstehen“, so ist das eine Herausforderung, die entzündlichen Temperamenten leicht den Ruf entlocken könnte: „Ist denn kein — Scheuermann da?“

Es ist ja leider nicht dieser eine Fall — das aufdringliche Gebaren gewisser Leute, als ob sie allein in Deutschland und über Deutschlands politisches, geistiges, gesellschaftliches, sogar religiöses Leben zu bestimmen hätten, während sie nicht einmal ein Bestreben zeigen, sich in das deutsche Denken und Empfinden auch nur hineinzuversetzen, wird auf die Dauer unerträglich und kann, wenn sie sich nicht selbst beizeiten Zügel anlegen, Zustände herbeiführen, die ihnen weniger angenehm sein werden, als sie selbst in ihrer maßlosen Überhebung wähnen mögen.

Aber vielleicht haben sie von ihrem Standpunkte ebenso recht, wie die andere Entente, die das nationale Ehr- und Freiheitsgefühl der Deutschen nicht niedrig genug einschätzen konnte und gerade durch die Ungeheuerlichkeit ihrer Zumutungen den Gipfel ihrer Wünsche erreicht hat.

Büttel

Der englische General Burt hatte an den Kommandierenden der deutschen Soldaten in Kurland, General Graf v. d. Goltz,

das Ersuchen gerichtet, ihm, dem Engländer, eine Liste der unbotmäßigen deutschen Unterbefehlshaber zu deren weiteren Verfolgung einzuliefern. General v. d. Goltz hatte dieses Ersuchen mit erfrischender Deutlichkeit zurückgewiesen und dabei der Erwartung Ausdruck gegeben, daß die deutsche Regierung eine „würdige Antwort“ auf diese — für einen ehrliebenden Mann unbezeichenbare — Zumutung finden werde. Die „würdige Antwort“ der deutschen Regierung ist erfolgt. Sie bestand in einer demütigen Bittnote an die gnädige Herrschaft in Paris, doch ja ein Einsehen in ihren guten Willen als Büttel gegen ihre betrogenen Landsleute zu haben, und in der Abberufung des Generals v. d. Goltz. Die militärischen Stellen hatten sich aus rein praktischen Gründen gegen die Abberufung ausgesprochen, aber — der Oberbüttel der Entente, Herr Erzberger, soll (nach der „Deutschen Tageszeitung“) anderer Meinung gewesen sein, und so wurde der „Militarismus“ überstimmt.

Aber damit nicht genug — man legte besonderen Wert darauf, der gnädigen Herrschaft amtlich und öffentlich zu Füßen zu legen, daß von der deutschen Regierung Befehl gegeben worden sei, auf deutsche Soldaten zu schießen, wenn sie die Grenze nach Kurland überschreiten wollten.

*

Das Rätsel unserer Zukunft

Nachdem sich einmal der Zustand vollendet hat, in dem wir uns nun befinden, ist der Ruf nach einer russischen Orientierung unserer Politik nicht nur begreiflich, sondern auch die einzige noch offene Richtung —, wenn wir die gegenwärtige Konstellation zugrunde legen und wenn wir überhaupt noch auswärtige Politik treiben und nicht lediglich Objekt fremder Gewalten bleiben wollen. Nichtsdestoweniger erscheint die folgende Mahnung von Dr. A. Wirth im „Tag“ nicht überflüssig:

„Es heißt vielleicht geradezu: das Ziel verfehlen, wenn man es zu offen anstrebt. Das wird vermutlich eintreten, wenn wir in der bisherigen unverblümten Weise das Zusammengehen mit Moskau fordern. Es handelt sich dabei um die Frage: Slawen oder Angelsachsen? Oder man kann es auch so fassen: Sollen wir die westliche oder die östliche Orientierung bevorzugen? Es ist das ein Streit, der schon vom Anfang des Krieges bis zu seinem Ende tobte, und der jetzt mit neuer Kraft ausbricht. Hier liegt in der Tat das Rätsel unserer Zukunft.

Unter dem Worte Moskau können sich ganz verschiedene Werte verstecken. Nun ist es aber doch nicht einerlei, ob der Sowjet, oder ein neuer Zar, oder auch eine oligarchisch waltende russische Bourgeoisie unser Verbündeter sein wird. Sodann ist gar nicht gesagt, ob ein Bündnis, das vorgestern begehrenswert war, es übermorgen auch noch sein wird.... Vor zwei Jahren strotzte Rußland noch von Hilfsquellen jeder Art, heute ist es deren entblößt, ist arm geworden ... In keinem Falle wird es gut sein, unsere Sehnsucht nach Moskau so offensichtlich kundzugeben, wie es in der letzten Zeit schon geschehen ist: durch das Rühmen einer Ware verteuert der Käufer deren Preis.

Möglichkeiten schlummern ebensogut im Westen wie im Osten ... Eine kluge Staatskunst wird das Heil überhaupt nicht unbedingt und unentwegt in einer bestimmten Himmelsrichtung suchen. Genau so wenig wie ein Segler: weht doch der Wind bald von Südwesten, bald aus Nordosten. Bei der Staatskunst ist es wie beim Schach. Derselbe Zug der vor wenigen Augenblicken verderblich war, kann jetzt zum Ziele führen, und umgekehrt.“

Also: Die russische Aussicht nicht aus den Augen lassen, aber keine stürmischen Liebesoffensiven nach der einen oder der anderen Seite. Sie sind uns noch immer übel bekommen.

*

Entmündigt

Unsere Reichsmark hat zurzeit noch einen Wert von etwa 10 Pfennig. Dieser rätselhafte Kurssturz ist in den Monaten Juli und August eingetreten, also gerade nach dem „Eingreifen“ des Herrn Erzberger.

Der Hinweis auf die traurige Lage des Arbeitsmarktes, die ungeheuerliche Durchführung der Erwerbslosenfürsorge, das ewige Streikfieber, das Mißverhältnis zwischen Einfuhr und Ausfuhr und die Börsenspekulation genügt aber nicht zur Lösung des Rätsels. Vielmehr ist sie, wie der Abgeordnete Traub in den „Eisernen Blättern" begründet, die unabwendbare Folge unserer Friedensunterzeichnung. . „Wir haben in dem Friedensvertrag unser Deutsches Reich mit Schulden belastet, die wir gar nicht kennen. Niemand im Ausland und Inland weiß, was wir künftig zu bezahlen haben, wohl aber weiß man, besonders im neutralen Ausland, daß jedes Jahr die Schuldenlast, die man uns auferlegen wird, größer sein wird als unser Einkommen, so daß in jedem Jahr von unserem Volksvermögen aufs neue liquidiert werden muß. Diese Erkenntnis ist schuld an der wachsenden Angst der neutralen Banken, uns Kredit zu geben. So entwickelt sich jetzt mit entsetzlicher Klarheit eine unhaltbare Lage.

Daß unsere Geschäftsleute heute ihren Verbindlichkeiten kaum mehr imstande sind nachzukommen, weiß jeder. Schweden hat schon lange eine eigene Behörde eingesetzt, welche angefragt werden muß, wenn man den Deutschen eine Verlängerung des Kredits gewähren will. Diese Verlängerung wurde in letzter Zeit nur bewilligt, wenn man sich verpflichtete, vierteljährlich 10 v. H. abzuzahlen. Seit Juli und August aber verlangt Schweden bereits 25 v. H. Abzahlung bei jeder Umrechnung. Wie soll man überhaupt noch Handel treiben und noch etwas ausführen können? Als die Drohung der Notenabstempelung im Ausland bekannt wurde, schnellten die Schulden Deutschlands in Schweden, die damals rund 500 Millionen Kronen betrugen, um 1 Milliarde in die Höhe, ein Betrag, der sicherlich viel höher ist als der, den man durch das Abstempelungsgesetz aus Schweden zurückbekommen hätte."

So wird ein Sechzigmillionenvolk zur wirtschaftlichen Verzweiflung, in unablösbare Schuldknechtschaft getrieben, nur weil ein gewisser Herr Erzberger es verstanden hat, die Not seines Volkes zum Schemel seines Aufstiegs zu machen. Er nicht allein — das zu behaupten wäre ungerecht, aber er war doch „die Seele des Geschäfts" mit dem Blankowechsel, den das „deutsche Volk" — nicht nur wirtschaftlich — den Feinden ausgestellt hat und der nun von diesen je nach wachsendem Appetit ausgefüllt wird. Nur ein verblendeter Narr könnte anderes erwarten.

Das „deutsche Volk" hat alle dem in stumpfem Knechtsgehorsam seinen Rücken hingehalten. Nach bürgerlichem Rechte wird ein Schuldner, der solche Geschäfte tätigt, entmündigt und unter Kuratel gestellt. Dem „deutschen Volke" ist nichts anderes geschehen. Nur hat es sich an der gerichtlich bestellten Vormundschaft nicht genügen lassen, es hat sich noch einen Vormund freiwillig bestellt — Herrn Erzberger. Gr.

*

Causa finita

Altes oder neues System? — Nach den Enthüllungen des deutsch-österreichischen Rotbuches ist der Streit müßig, der „Fall" erledigt. Wir sind nicht an irgendwelchem „System" zugrunde gegangen, sondern an der Unfähigkeit einzelner Personen, die wir geduldig und gedankenlos über unser Schicksal haben schalten und walten lassen. Also auch an unserer eigenen Teilnahmlosigkeit und Lässigkeit in den Fragen der großen Politik. Das ist aber ein Zustand und kein System.

Das alte System konnte schon darum nicht schuld sein, weil sein mächtigster Träger — Bismarck — der klarste und schärfste Gegner der Politik war, die uns in den Abgrund geritten hat. Niemand wußte so gut wie er, wohin der „neue Kurs" — gegen den alten — steuerte.

So schuldig das Volk durch seine betriebsame Schlafseligkeit — es ist an dem Entstehenlassen des Brandes nicht schuldiger als das Kind, das seinen Eltern oder Lehrern

vertraut, sie würden es sicherlich nicht ins Verderben führen. Die Schuld — soweit man den Begriff gelten lassen will — bleibt also auf den Personen haften, die nicht nur formal, sondern auch moralisch die Verantwortung tragen und sie allein auch tragen wollten. Wie man jetzt wohl sagen darf: allein und unfehlbar zu tragen sich anmaßten.

Daß Systeme nicht vor Unfähigkeit schützen, beweist das neue „System": eine Diagonale zwischen Pater Filuzius und Karlchen Mießnick über einem blutrünstigen Kasperletheater.

Nicht Systeme machen die Geschichte, sondern Menschen. Die alten Wahrheiten sind auch die einzigen. Es gibt keine neuen. Wüsche sich doch endlich unser Deutscher den Phrasennebel aus den Augen! Er kannte es doch, das tamen usque recurret: Treib' die Natur mit der Forke hinaus, sie kommt doch zurück! Für den einfachen Menschen wie für den Staatsmann gibt es nur die Wahl: ihren ewigen Gesetzen dienend sich unterordnen und dann Meister sein, oder ihr ins Handwerk pfuschen.

J. E. Frhr. v. Gr.

*

Der Bankerott des Staatswillens

Ein Vertreter des Reichsjustizministeriums erklärte am 26. September in dem Elferausschuß der Nationalversammlung:

„Wir haben bei den Kriegsverordnungen geradezu schreckliche Erfahrungen mit Strafbestimmungen gemacht. Gegenüber der Masse der Übertretungen sind die Strafbestimmungen völlig unhaltbar geworden."

So, bemerkt die „Deutsche Volks-Korr.", sieht es aus, wenn in einem Volk der Rechtszustand sich auflöst, der Arm des ausführenden Richters erlahmt. Was ist die Ursache solchen Zustandes? Zweierlei. Erstens die Ohnmacht des Staates gegenüber dem Verbrechen und der Unehrlichkeit. Dieses Verhältnis haben wir jetzt. Aber dieses „Erstens" ist ursächlich und geschichtlich gewöhnlich nicht das erste. Sondern jener andere Grund ist der Urquell des Unheils, welcher in der Überspannung des Staatswillens liegt und in seinem Übergreifen über die vernünftigen Grenzen des Staates hinaus in jenes Gebiet, welches der Freiheit vorbehalten bleiben muß, z. B. in die Wirtschaft. Daran geht die Autorität des Staates zugrunde. So ist unser Staat und die kriegführende Kraft desselben sowie die rechtsschützende Kraft im Innern zerstört worden durch die Zwangswirtschaft, d. h. durch den unheilvollen Versuch, Unmögliches, Verkehrtes, Widersinniges anzuordnen, das nicht ausgeführt werden kann.

*

Schieber

Vor dem Kriege kannte man die edle Zunft unter diesem schönen Namen nicht. Damals traten die Leutchen unter dem Namen Spekulanten auf, waren zum Teil hochangesehen und mit allerlei Auszeichnungen bedacht. Sie konnten jedoch den Hinweis ins Feld führen, daß sie sämtlich einem bestimmten Stande angehörten und demgemäß eine gewisse Berechtigung für ihr Gewerbe hatten. Die trüben Sumpfblasen hingegen, die der Krieg hochtrieb, haben auch den Schieber nach oben gebracht. Er ist zünftig geworden, aber er gehört keinem bestimmten Berufe an. Im Gegenteil, jeder kann zu dieser Lumpenloge gehören, der das Zeug dazu mitbringt. Und wohl bei keinem anderen Gewerbe läßt sich erkennen, wieviel latente Dekadenz, oder sagen wir hemmungslos gewordene sittliche Verkommenheit im Volke vorhanden ist.

Schieber ist jedermann, dem der letzte Rest von Anstandsgefühl abhanden gekommen ist. Schieber ist der Ladenschwengel und die Tippmamsell, der Feuerschlucker und der Kommerzienrat, der Geldschrankknacker und der gewerbsmäßige Tagedieb, der Bauer und der Beamte, kurz, eben jeder, der sich verlumpt genug gefühlt hat, aus der Not seiner Mitmenschen Kapital zu schlagen.

Schon die „Peinliche Halsgerichtsordnung" kannte diesen Auswurf. Und sie verfuhr nach

Gebühr mit ihm. Wir im Zeitalter des Maschinengewehrs sind menschenfreundlicher geworden. Wir beneiden im besten Fall den „smarten Kerl“, dem es gelang, so und soviele Tausende dem Hungertode näher zu bringen und dafür den Judaslohn einzusäckeln. Wir sind ja so praktisch, so amerikanisch geworden: ein Lump ist kein Lump mehr, wenn er Erfolg hat.

Man kann einem Totschläger das Mitgefühl unter Umständen nicht versagen, denn seine Beweggründe können trotz der schlimmen Tat sittlicher Natur gewesen sein. Der Schieber aber ist der Schuft der Schufte, er läßt seinen Mitmenschen ungerührt verhungern, wenn er einen Groschen dabei verdient.

Nur die Denkfaulheit des Spießers war es, die sich diese Parasiten willig auf den Nacken setzen ließ. Sie griffen nicht zur Selbsthilfe gegen die Blutsauger, sondern warteten auf die „Maßnahmen der Regierung“. „Regierung?“ — wer regiert denn? Der Schieber! Er herrscht unbedingt. Keine der dem Namen nach „regierenden“ Drahtpuppen wird es wagen, der geheiligten Persönlichkeit des Schiebers auch nur mit einem Augenblinzeln zu nahe zu treten. Es bestehen so viele verwandtschaftliche Beziehungen...

Schon die Schuld der Bethmannschen Waschlappenregierung ist es gewesen, daß sie die Ostgrenze nicht sperrte. Von dorther kamen die Bazillen der geschäftlichen Demoralisierung, die hier auf verwandte Geister trafen. Und jetzt? Man kommunisiert! Man hat keine Zeit, sein Augenmerk auf das Allernotwendigste, auf die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung zu richten. Man zerschlägt die großen Güter, die uns die Hauptmasse an Brot gaben und liefert sie dem Schiebertum aus. Amerika schickt Schiffe voll Lebensmittel. Das Natürlichste wäre, der Staat übernähme sie und verteilte sie unmittelbar an die Kleinverkäufer. Aber wo bliebe da sein Schoßkind, der Schieber?! Noch ein Beispiel: ein kleiner Tabakhändler kann seit Monaten keinen Tabak erhalten. Der Schieber im Haus nebenan — von Beruf Erdarbeiter — liefert ihn auf Wunsch ballenweise, zu Preisen natürlich, die kein Mensch mit normalem Einkommen erschwingen kann. Die sogenannte Regierung sieht und hört das alles. Sie darf sich nicht wundern, wenn die von diesen Blutsaugern gepeinigte Bevölkerung schließlich zur Selbsthilfe greift. Denn das Schiebertum bedeutet einen ständigen Angriff auf Leib und Leben.

Arwaker

*

Amtlich genehmigte Schiebungen

Ein kürzlich in Strasburg i. Westpr. geführter Prozeß gegen eine Anzahl jüdischer Schieber förderte das seltsame Ergebnis zutage, daß zu einer Zeit, wo der Bevölkerung und der Truppe die notwendigsten Bekleidungsstücke fehlen, der Herr Reichskommissar für Aus- und Einfuhr die schriftliche Ausfuhr-Bewilligung für Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände aus deutschen Heeresbeständen nach Polen erteilt hat! Ein Zeuge legte, wie die „Deutsche Ztg.“ feststellt, eine solche Ausfuhr-Bewilligung über 5000 Unterhosen und 600 Woylachs vor. Natürlich mußten daraufhin die angeklagten Schieber freigelassen werden. Die selbe Gerichtsverhandlung enthüllte noch weitere Einzelheiten, die für das Schieber-Unwesen bezeichnend sind. So ergab sich u. a., daß Tornister waggonweise nach Polen geschafft worden sind. Dabei handelt es sich bei dieser Gerichtsverhandlung nur um einen Einzelfall, und die Frage bleibt offen, welche Menge von Ausrüstungs- und Bekleidungsstücken zu den Polen verschoben worden sind und wie viel Ausfuhrbewilligungen der Reichskommissar in Berlin erteilt hat — und noch erteilt. Für die frierende deutsche Bevölkerung, die keine Wucherpreise bezahlen kann, ist es jedenfalls ein schöner Trost in der Not, daß die Polen es um so wärmer haben und die Herren Schieber sich die Taschen füllen, und zwar unter amtlichem Schutz.

*

Freie Bahn jedem Tüchtigen

Jeder vernünftige Mensch, bemerkt Paul Ernst im roten „Tag“, sieht die Sinnlosigkeit des Schlagwortes ein: denn die ewig menschliche Gemeinheit, welche durch keine Revolution oder Reaktion zu beseitigen ist, sieht eine ihrer Hauptaufgaben darin, dem Tüchtigen den Weg zu versperren. Da die große Masse nun eben einmal gemein ist, so kann man sich sagen, was das bedeutet, wenn sie freie Bahn für den Tüchtigen verlangt.

Aber das Wort hat sich schon lange verwandelt in: Freie Bahn jedem Gesinnungstüchtigen. Im „Magdeburger Generalanzeiger“ war kürzlich ein Inserat zu lesen: „Zur Anleitung des neuen Gemeindevorstehers wird eine in allen Zweigen der Gemeindeverwaltung erfahrene Persönlichkeit gesucht.“

*

Diktatur des — „Proletariats“?

Ein Berichterstatter der „Times“, Robert Wilton, gelangt auf Grund einer russischen Studienreise zu der bemerkenswerten Feststellung, daß unter den 384 Volkskommissaren, aus denen die Regierung zusammengesetzt war, sich nur 63 geborene Russen befanden. Aus dem Rest ermittelte er 300 Juden, darunter 264, die aus den Vereinigten Staaten während der Revolution nach Rußland gekommen waren, 22 Armenier und Georgier, 15 Chinesen und 2 Neger.

Es wäre, des Vergleichs halber, nicht übel, wenn ein antisemitischer Neigungen so unverdächtiger Zeuge wie der Korrespondent der „Times“ einmal ähnliche Erhebungen über die Zusammensetzung der deutschen kommunistischen Partei vornähme. Das Gesamtergebnis aller dieser Untersuchungen, für die auch Ungarn schon ein hübsches Material geliefert hat, würde erweisen, daß es sich beim Bolschewismus weniger um die Errichtung der Diktatur des Proletariats als vielmehr der des Judentums handelt.

*

Bronstein-Trotzki

Ein Befehl Trotzkis, der in der „Kraßnaja Gaseta“ veröffentlicht wird, verfügt, daß Kinder und sonstige Verwandte von Offizieren, die zur weißen Armee übergegangen sind, zu erschießen sind. Es heißt wörtlich:

„Repressivmaßregeln gegen die Familien von Verrätern sind unvermeidlich. Das Faktum, daß wir das Schwert nicht nur auf die Häupter der Verräter, sondern auch auf die ihrer Familie fallen lassen, darf nicht als Verbrechen der Revolution angesehen werden; es ist unsere Pflicht.“

Wie abgestumpft ist doch diese sogenannte Kulturmenschheit, daß derartige „Fakta“ kaum noch ein flüchtiges Aufmerken erregen!

*

Erklärung

Mit vollem Recht wird in einigen Zuschriften an die Schriftleitung an einer dem Oktoberheft beigefügten Ankündigung eines Buches „Gib unser tägliches Brot“ Anstoß genommen. Da die Schriftleitung den Anzeigenteil des Türmers wie die Leserschaft erst nach seiner Drucklegung zu Gesicht bekommt, so war ihrerseits ein rechtzeitiges Eingreifen nicht möglich, doch hat der Herausgeber unverzüglich auf die bedauerliche Entgleisung aufmerksam gemacht. Der Verlag, der die Auffassung der Schriftleitung vollkommen teilt, stellt fest, daß der Mißgriff auf das Versagen einer technischen Stelle zurückzuführen ist und hat eine erhöhte Überwachung des Anzeigenteils zugesagt, so daß Ähnliches in Zukunft vermieden werden wird.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



Flucht nach Ägypten — Beilage zum Türmer — A. v. Volborth



Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. Dezember 1919 Heft 3

Christentum und Deutschtum

Von Hans von Wolzogen

Man hat in unserer traurigen Zeit es viel zu hören bekommen: in diesem Kriege habe das Christentum „Bankerott gemacht“. Keiner dieser Bankerotterklärer hat sich gefragt, ob nicht vielmehr die „Christen“ Bankerott gemacht haben. Die Christen nämlich, die sich einbildeten welche zu sein, es aber so wenig waren, daß sie an einen Bankerott des Christentums glauben konnten. Zu gutem Teile aber auch waren es bewußte Nichtchristen, die an dem „Bankerott des Christentums“ ihre Freude hatten. Mögen kluge Leute darunter sein, in bezug auf das Christentum haben sie sich als ebensolche Flachköpfe gezeigt, wie jene, die nach einer schlechten Aufführung eines Meisterwerkes erklären, das Werk tauge nichts. Wenn Christen wie Nichtchristen sich schlecht aufführen, ist deshalb das Christentum ein schlechtes Werk Gottes? Dann ist am Ende auch Gott nicht, weil die Menschen nicht göttlich sind? So flachköpfig schließen oft Gegner des Christentums. Und doch ist Göttliches im Menschen, und ebenso viel, als er dessen mächtig und bewußt ist, hat auch sein Gottesglaube wahren lebendigen Grund. Wir hätten keine Ideale, wenn es das Vollkommene nicht gäbe, das in ihnen bildkräftig wirkt. —

Nun gibt man wohl zu, daß das Christentum ein Ideal sei. Aber gleich folgt der Vorwurf: für Menschen unerreichbar! Oder auch: nur einer hat es erreicht — Jesus Christus. Damit räumt ihm der Unglaube selbst ja die Sonderstellung des Gottes in Menschengestalt ein! In Wahrheit wirkt eben, was wir

„Göttlich“ nennen, soweit das Ideal erreicht wird. Nach den Graden der Annäherung bemißt sich die wirkende Kraft des Ideales im Menschen. So ist denn auch das Christentum nicht nur Ideal, sondern auch Kraft. Anstatt vom unerreichbaren Ideale zu reden, sollten die Menschen die strebende Kraft in sich pflegen und in Tat umsetzen. Dann würde das Christentum nicht nur in Gott, sondern auch in den Menschen lebendig sein. Dann würden die Christen nicht mehr „Bankerott machen“. Es sind die idealen Kräfte des Christentums selbst, die da verkünden: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ —

Worin besteht die Kraft des Christentums? Sehen wir ab von allen dogmatischen Fassungen irgendwelcher Kirche, die sich christlich nennt. Auch die Kirchen sind nur Annäherungsgrade des Christentums im Menschen. Auch eine Kirche kann „Bankerott machen“, und doch besteht das Christentum. Die flachen Beobachter verwechseln dies regelmäßig. Man muß aber in die Tiefe des Ideales selber blicken, in die Tiefe des göttlichen Wesens, das der Grund — mehr als der „Gegenstand“ — des christlichen Glaubens ist. Dann erkennt man jene Kraft, die aus Gott wirkt und im Menschen strebt, als Liebeskraft. Von der Liebe gilt das Herrenwort: „Geben ist seliger als Nehmen.“ So ist Christentum nicht nur Empfangen göttlicher Gnade und Güte, sondern auch menschliches Geben der Liebe an den Nächsten. Hat dies seine Grenzen, so ist doch andererseits jene Gnade unbegrenzt, die in ihrem ewig spendenden Wesen alles ausgleicht, was dem Menschen in seinem sterblichen Leben an Güte zu vergeben nicht gelingt. Die große Liebeskraft umfängt alles, Göttliches und Menschliches, in einer untrennbaren Einheit. Jede Liebestat ist zugleich von Menschen und Gott getan. Sie ist die Gabe des Stärkeren, Reicheren, Tätigeren an den Schwächeren, Bedürftigeren, Leidenden. In ihr gleicht sich jeder Unterschied aus. Auch der Empfangende ist nun gestärkt durch die Kraft des Gebenden. Wo diese Liebe waltet, da ist volles, lebendiges Christentum, mag ringsum in der Welt der Ungöttlichkeit, der Vergänglichkeit die Lieblosigkeit ihre seelenlosen Triumphe feiern. —

Ganz töricht ist es, vom Anblick der ersten Christengemeinden bestimmt, das Christentum schlechtweg für die Religion der Schwachen und Siechen, der „Schlechtweggekommenen“, zu erklären. Man müßte dann so weise sein, die ganze Menschheit als „schlechtweggekommen“ zu erkennen. Weil sie dies sei, bedürfe sie der Religion. Das ließe sich hören. Dann ist es eben auch kein Wunder, daß gerade recht starke Menschen, große Geister, sonst „Gutweggekommene“ also, sehr religiös sein konnten, Helden des Glaubens gewesen sind. Sie standen Gott näher und empfingen seine Gaben aus erster Hand. Sie empfanden ihre Begrenzung stärker und demgemäß auch das Bedürfnis der Gnade. Wer will noch vom Christentum als der Religion der Schwachen reden, wenn er sich die Gestalten frommer Helden auf allen Gebieten menschlichen Geistes und Tuns vergegenwärtigt, wie etwa: — nun, ich will hier nur an deutsche Beispiele erinnern, und gar nicht erst fragen, ob vielleicht der Apostel Paulus eine „Sklavennatur“ war? — also nenne ich unsern Luther, unsern Dürer, unsere Fürsten wie den ersten Friedrich Wilhelm und Wilhelm, unsere Feldherren vom Weimarer Bernhard bis Hindenburg, unsern Bismarck, wie unsern Bach und Beethoven, und endlich auch selbst unsere großen

„Heiden" Goethe und Schiller, die den Wert des Christentums so hoch nicht hätten schätzen können, wäre ihr edler Geist nicht bereits durchtränkt gewesen von dem ethischen Wesen des Glaubens ihrer Väter. Sind dies alles Schlechtweggekommene, Schwächlinge, Sklavennaturen gewesen? Leidensvolle, ja wohl, — je größer, je mehr! Dabei aber allesamt von der Art jener „bemitleidenden Starken" Richard Wagners, die selig sind im Geben ihrer idealen Kraft an die leidende Menschheit. Man freue sich herzlich, das Christentum bei den Kleinen zu finden, aber man suche es bei den Großen und lerne es erkennen, daß deutsche Kultur nicht denkbar, nicht wahrhaft vorhanden, als in der Durchdringung deutscher Art von christlichem Geiste. —

Ja, aber das Christentum ist doch eine orientalische Religion? Für den weichen Orient, die schlaffen Morgenländer, eigens zugeschnitten! — Sagt man leichthin. Seltsam nur, daß der Orient davon nichts hat wissen wollen. Daß das Christentum sich im Orient nicht halten konnte, ganz daraus verschwunden ist, und dafür das Abendland und seine starken Helden sich erobert hat. Daß zu unseren Zeiten nichts so heftig wider das Christentum wütet, als was in unserer Mitte orientalisch ist, und daß, was am Christentum unchristlich sich gibt, orientalischem Einflusse sich verdankt! — Wenn die Deutschen, die vom schädlichen Orientalismus reden, das Christentum — den Geist Christi — wirklich kennten, sie würden wissen, daß es vor allem darauf ankäme, das Christentum erst durch Ausscheidung und Abtrennung des orientalischen Beiwerkes, das seiner geschichtlichen Form noch anhaftet, in seiner Reinheit uns zu gewinnen. Dann würde sich deutlich ergeben, daß im derart völlig unorientalischen Christentum eben der echte Geist Christi frei geworden ist. Wer über ungünstige Einflüsse des Christentums auf das Deutschtum klagt, der meint im Grunde die ungünstigen Einflüsse des Nichtchristlichen auf das Christentum. Diese haben es in seiner geschichtlichen und kirchlichen Form soweit entstellt, daß es nicht mit der vollen, starken und gesunden Segenskraft seiner „guten Botschaft" wirken konnte. „Zermürbt" — wie der beliebte Ausdruck lautet — hat also nicht der christliche Geist das Deutschtum. Was zermürbt worden ist, das ist vielmehr das Christentum gewesen, durch jene Einflüsse, die als ebenso undeutsch wie unchristlich zu bezeichnen sind, und die im „Alten Testament" ihr leider in unsere Kirche mit hinüber genommenes Sammelbecken haben. —

Schließlich fragt sich noch, was denn eigentlich durch das Christentum „zermürbt" worden sein soll? Das vorchristliche Deutschtum? Was stellt man sich darunter vor? Wo hat man dessen zweifellos echtes und vollkommen deutliches Bild? Man hat sich ein Ideal davon gemacht, das man nicht dem Ideal, sondern der mangelhaften Realität des Christentums, d. h. den mangelhaften Christen gegenüberstellt. Die makellosen Urgermanen! So wenig man von ihnen weiß, soviel doch, daß auch bei ihnen nicht alles und nicht jeder so makellos war, um nicht noch etwas Christentum zu sittlicher Aufbesserung brauchen zu können. Die heidnische Kultur der Germanen hat große Völkertragödien und böse Geschlechterdramen nicht verhütet. Hermann und Segest sind alte Symbole für tiefeingewurzelte Schäden germanischer Volksmoral. Normannen und Franken blieben nach wie vor ihrer Taufe als Zeugen germanischer Kraft recht wenig angenehme

Gesellen. Die edlen Goten ließen sich gründlich „zermürben", nicht durch ihr arianisches Ketzertum, auch nicht durch römische Kirche, sondern durch die weichen Schmeicheleien des italischen Südens, welche echt heidnischen Ursprungs und orientalischer Kultur waren. Was uns, wenn wir ehrlich sind, an germanischer Art und Geschichte unschön und unedel dünkt, das ist auch unchristlich gewesen. Was sich daran — wie alles Irdische nur ein Stückwerk — gebessert hat, darin ist die Wirkung des christlichen Geistes zu erkennen. Er hat das Deutschtum gut und groß gemacht, durch ihn ist es eine Kulturmacht geworden, der gegenüber die bloße „Weltmacht" anderer Völker wohl politisch zeitweilige Oberhand haben mag, doch aber sittlich — und darauf kommt es am Ende an — im Rückstand geblieben ist. Daß augenblicklich unser armes Volk freilich „zermürbt" ist, durch ganz andere Kräfte als christliche „Schwachheit", und nicht eben Grund hat, über andere sich strahlend zu erheben, das darf uns nicht darüber täuschen, was dennoch im deutschen Wesensinnern an edlen Werten ruht. Wir müssen es ebenso nach seinen besten Verkörperungen abschätzen, wie das Christentum nach seinen reinsten Vertretern. Was da und dort zu wünschen übrig läßt, ist immer nur das Irdische, Menschliche, Zeitliche; das „macht Bankerott", nicht die Sache selbst, das Ding an sich, die Kraft Gottes, die uns unsere Ideale in die Seele pflanzt. Was aus ihr stammt, ist gut und groß, ist jenes Christentum, das „die Welt" überwindet, bei stetem Kampf nach außen, aber Frieden im Innern. —



Klarer Wintertag · Von Otto Doderer

Es schneite alle Himmel leer.
Die Flocken glitzern weich wie Millionen
Im Himmel aufgeblühter Anemonen,
Und tiefe Stille strömt daher
Aus kühlen Weltenzonen.

Die Krähen nur in hungrigen Schwärmen,
Schwarz, tempelschänderisch, durchschrägen
Den weißen Glanz mit frechem Lärmen,
Um krächzend mit plumpen Flügelschlägen
Die unsichtbaren Säulen zu zersägen.



Die Stadt der Medici
Von Gertrud v. Brockdorff

(Schluß)

An einem sonnigen Wintertage unternahm Sibylle eine Ausfahrt im Wagen der Gräfin della Bianca.

Der Marchese war leidend; er hatte von einem Gerücht erfahren, das sein demütiges Schmachten in den Fesseln der schönen Deutschen an den Pranger stellte, und vermied es seitdem, sich an Sibylles Seite zu zeigen. Er hatte Sibylle der Gräfin empfohlen.

Die Contessa della Bianca war schön, dunkelhaarig und von hinreißendem Temperament. Sie hielt Sibylles Hand in der ihren und sprach zärtlich und lebhaft auf die junge Frau ein.

„Sie werden sich gewöhnen, Signora Marchesa. — Das sind Frauenleiden."

Sibylle lächelte.

„Ich habe Zeit genug gehabt, zu begreifen, daß ich immer sehr einsam sein werde."

Ihre Stimme klang ruhig und schmerzlich. Die Gräfin schüttelte den Kopf.

„Der Marchese vergöttert Sie."

„Ich beklage mich nicht über den Marchese", sagte Sibylle mit demselben ruhigen und herzzerreißenden Lächeln.

„Es gibt Dinge, die die aufopferndste Liebe eines Gatten nicht zu ersetzen vermag." — Die Lippen der schönen, dunkelhaarigen Frau zuckten.

„Sie sind sehr jung und sehr reif, Signora Marchesa. Man sagt das sonst nicht von den deutschen Frauen."

Etwas in ihrer Stimme ließ Sibylle aufsehen.

„Wie meinen Sie das, Gräfin?"

„Oh! Ich wüßte ein Heilmittel, Signora Marchesa. Man spricht sonst nicht darüber. Sie sind sehr jung. Und ich halte Sie für schwermütig und grüblerisch. Das darf man in Florenz nicht sein. Man geht daran zugrunde. — Man wird häßlich; das ist unsern Männern und Liebhabern das größte Verbrechen." —

Durch Sibylles Hand, die noch in der der Gräfin ruhte, lief ein Zucken. Die Contessa Della Bianca ließ ihre blendenden Zähne schimmern.

„Unsern Männern und — Liebhabern, Signora Marchesa."

Sibylle befreite ihre Hand.

„Ich verstehe!" sagte sie kühl und hochmütig und ihr Ton war fremd wie der einer Herrin gegen ihre Untergebene.

Es war ein milder, wundervoll klarer Wintertag. Die Kuppel des Domes glänzte, und die alten Paläste strahlten in erhabener Ruhe und Klarheit.

Sibylle hatte den Wagen der Gräfin verlassen und einen Gang durch die Uffizien vorgeschützt, um der Gesellschaft ledig zu sein.

Die Gräfin hatte sich liebenswürdig verabschiedet, einen Blitz geheimnisvollen Einverständnisses in den großen, seltsam umflorten Augen.

„Sie lieben die Einsamkeit, Marchesa! — Oh, es hat eine Zeit gegeben, in der ich sie nicht weniger liebte — —", und hatte ihrem Kutscher den Befehl gegeben, die Richtung der Cascinen einzuschlagen.

Nun irrte Sibylle, heiße Schamröte auf den blassen Wangen, durch die engen, menschenüberfüllten Gassen. Waren diese Menschen so naiv oder so lasterhaft? —

Sie schüttelte sich, ließ sich von der flutenden Menschenwelle drängen und sah den kleinen Mädchen, die hier Blumen verkauften, mit einem Gemisch von Antipathie und Rührung in die dunklen, regelmäßig geschnittenen Gesichter.

Sie wollte nach Hause. Aber am Ponte San Trinita hielt sie inne, wandte sich und schlug mit den ungestümen, hastig federnden Schritten ihrer Mädchenzeit einen anderen Weg ein.

Blicke folgten ihr. Ihre blonde Schönheit, die der dunkle Pelz noch leuchtender machte, wirkte im marktschreierischen Gewühle dieses Stadtteils wie eine Sensation. Ein hochgewachsener junger Mann von der Haltung eines Nobile, der soeben aus einem Auto gestiegen war, folgte ihr langsam.

Sibylle floh. Sie haßte diese Blicke, die sie an die Augen Randellis erinnerten. Sie haßte auch die Blicke der Frauen, die so traurig und so seltsam schamlos waren. — Wie war es möglich, daß die Gräfin Della Bianca sich erdreistete, in ihrer Gegenwart von Liebhabern zu sprechen?!

„Wenn ich ein Kind hätte!" dachte Sibylle verzweifelt und erschrak gleichzeitig vor dem Gedanken. „Ein Kind würde die Verschmelzung bedeuten." — — Aber gab es überhaupt eine Verschmelzung wesensfremder Elemente? — — Was wollte der Marchese von ihr? — Ihren Körper? Ihre Seele? — — Sie würde es niemals begreifen.

Sibylle war an ihrem Hause vorübergegangen und befand sich plötzlich in den Boboli-Gärten. Der dunkle Taxus träumte und schnitt wie schwarzgrüner Samt in die klare Winterluft. Die Fontänen schwiegen. Ammen und Wärterinnen führten kokett gekleidete Kinder auf den breiten Parkwegen spazieren.

Sibylle saß auf einer Bank und beobachtete die Schatten des Taxus, die wie matte Vierecke in den hellen Sand fielen. Es mußte Mittag sein. Die Glocken eines Campanile gingen irgendwo. Zwei junge Franziskaner, die Füße in Sandalen, das dunkle Haar glatt um die schimmernde Tonsur gekämmt, gingen vorüber. Von einer fernen Bank erhob sich die hochgewachsene Gestalt eines Mannes und schritt langsam die terrassenförmigen Böschungen hinunter.

Sibylle sah ihm nach. — Ihr Herz klopfte. Und mit einem Male fiel ihr ein, daß der schlanke, blonde Mann auf eine merkwürdige Weise an Konrad Holck erinnerte. Daß er vielleicht ein Deutscher war.

Sie preßte das Gesicht in den großen Muff und weinte. — — —

Es war spät, als sie endlich nach Hause kam. Das Mittagessen war abgesagt worden. Der Marchese hatte Kutscher und Gespann in die Cascinen geschickt. Er selber telephonierte zum zweiten Male mit der Gräfin Della Bianca, um nach Sibylles Verbleib zu forschen, als der Haushofmeister die Rückkehr der Marchesa meldete. —

„Es ist gut, Battista!"

Der Mann fand, daß die Stimme seines Herrn erstickt und sonderbar klänge. — Randellis Gesicht war noch blasser als gewöhnlich. Er ging in seinem Arbeitszimmer hin und her, ballte die Hände, daß die langen, sorgfältig gepflegten Nägel tief ins Fleisch drangen und betrachtete Sibylles Bild, das mit seiner ruhigen, verschlossenen und rätselhaften Miene vor ihm auf dem Schreibtische stand. — —

Sibylle war inzwischen hastig in ihre Zimmer hinaufgestiegen. Sie fand Giulietta wartend, wunderte sich, daß man das Mittagessen verschoben hatte und ließ sich mechanisch umkleiden.

Giuliettas scharfe Augen fuhren wie kleine, blanke Schlangen hin und her.

„Soll ich Puder auflegen, Signora Marchesa?"

„Puder?"

„Signora Marchesa hat geweint —"

Sibylle schwieg verwirrt und betrachtete sich im Spiegel. Sie sah, daß sie sehr rot wurde. Dann hob sie den Kopf und sah hochmütig an Giuliettas kleinem, spitzbübischen Gesicht vorüber.

„Es ist nicht nötig, Giulietta. Ich habe keine Ursache, meine Tränen zu verbergen." — — —

Das Mittagessen zu zweien in dem altertümlichen, von den Lichtern der bunten Fenster gefleckten Speisesaal verlief stumm und frostig.

Randelli hatte Sibylle die Hand geküßt und einen kurzen Blick auf ihr Gesicht geworfen.

Sibylle hatte eine Entschuldigung stammeln wollen. Sie schwieg angesichts dieses Blickes, der wie eine verborgene Drohung war. — Beim Nachtisch, als sie sich allein gegenübersaßen, fragte Randelli in seiner ruhigen und höflichen Weise, deren Gemessenheit Sibylle heute fast unheimlich berührte:

„Du hattest den Wagen der Gräfin Della Bianca verlassen, Sibylle?"

„Ja."

„Darf ich den Grund wissen?"

Sibylle sah das schöne, kühne und spöttische Gesicht der Gräfin vor sich. — Eine Frau, die sich verteidigen würde, wenn man sie verdächtigte! — Sie hob den Kopf.

„Ich wollte einen Gang durch die Uffizien machen."

„Du warst nicht dort."

„Ich war in den Boboli-Gärten."

„Und hast geweint."

Die junge Frau zog mit einer gequälten Gebärde die Schultern in die Höhe. Dieses direkte Verhör war schrecklich.

„Ja, ich habe geweint, Giacomo!"

Randellis blasses Gesicht zuckte.

„Oh, ich maße mir nicht an, den Grund deiner Tränen erfahren zu wollen", sagte er mit mühsam beherrschter Stimme. „Indessen muß ich dich bitten, auf weitere einsame Spaziergänge in den Boboli-Gärten zu verzichten."

Sibylle wurde dunkelrot. Sie stand auf und machte einen Schritt auf den Mann zu.

„Ich soll also bewacht werden?“ fragte sie rauh.

Randelli lächelte ein seltsam flackerndes Lächeln.

„Beschützt, Signora. Florenz ist die Stadt des Mißtrauens und der Eifersucht.“ — Er verbeugte sich vor Sibylle und ging langsam aus dem Zimmer, die hohe Flügeltür nachdrücklich hinter sich schließend.

Sibylle verbrachte den Nachmittag wie betäubt in ihren Zimmern. Sie erwartete jeden Augenblick, daß Randelli einträte, um sie wegen der ihr angetanen Beleidigung um Verzeihung zu bitten. Der Marchese kam nicht. — Zur Zeit der Besuchsstunde wurde die Gräfin Della Bianca gemeldet. Sibylle hatte Lust, sie abweisen zu lassen. Dann besann sie sich darauf, daß es klüger wäre, diplomatisch zu Werke zu gehen. So empfing sie die Gräfin.

Die Contessa — in auffallender Erdbeerfarbe und einem schwarzen Straußfederhut, der ihr schmales Gesicht noch anziehender und gefährlicher machte — begrüßte Sibylle mit der lebhaften Herzlichkeit der alten Bekannten. Sie griff mit keinem Worte auf die Begebenheiten des Vormittags zurück. — Sibylle war ihr dankbar. Sie saß inmitten des aufgehäuften pietätvollen Prunkes der großen Zimmer, trank Tee und ließ sich die kleinen Skandälchen der Florentiner Gesellschaft auftischen. Sie staunte und fröstelte. War diese Gesellschaft noch morscher als sie gedacht hatte? — Randellis Verhalten erschien ihr in einem anderen Lichte. Er hatte recht — von seinem Standpunkt — vom Standpunkt seiner Nation aus. Aber sie schämte sich dennoch. Ein Ton eisiger Abwehr kam in ihre Stimme. Die Gräfin schien ihn zu überhören. Aber als sie aufstand und mit einiger Umständlichkeit an den langen schwedischen Handschuhen knöpfte, sagte sie beiläufig: „Sie sind sehr schön und sehr kühl, Signora Marchesa. Warum lassen Sie den armen Deutschen vor den Fenstern Ihres Palazzo schmachten?“

Sibylle wurde blaß.

„Welchen Deutschen?“

Die Gräfin lachte.

„Sind Sie blind, Signora Marchesa? Ich glaube, daß er zum dreißigsten Male die Gasse auf und nieder gegangen ist. Fürchten Sie die Eifersucht des Marchese?“

„Ich habe keine Ursache, sie zu fürchten“, sagte Sibylle kalt und ruhig.

„Oh, Liebe! — Man hat immer Ursache. Sind Sie noch so fremd in Florenz?“

„Ich glaube, ich bin es in der Tat“, dachte Sibylle, während sie langsam in ihre Zimmer zurückkehrte. „Ich werde diese Menschen niemals begreifen.“ In ihrem raschelnden, schleppenden Hauskleide ging sie wie ein einsames Gespenst durch die großen Räume. Ihr Schritt hallte auf dem gewachsten Estrich der leeren Zimmer, in denen noch das geheimnisvolle, maliziöse Flüstern der Gräfin zu haften schien. Der deutsche Fremde? — — Sie ging durch die Galerie mit ihren Heiligen und lächelnden Madonnen. Die Bibliothek, deren Fenster auf den Lung' Arno Accioli gingen, war leer und vom rosigen Lichte des scheidenden Wintertages erhellt. Geschnitzte Betpulte dunkelten geheimnisvoll in den Fensternischen.

Sibylle öffnete ein Fenster. Die Luft war milde, fast warm und trug den Geruch des Wassers und den herben Duft hoher Taxusgesträuche ins Zimmer. Der Ponte Vecchio mit dem grandiosen Monument des Palazzo Pitti im Hintergrunde stand im hellen Lichte.

Sibylle beugte sich durch das offene Fenster. Im nächsten Augenblick zuckte sie zusammen. Dem Palazzo Randelli gerade gegenüber stand die hohe, schlanke Gestalt des blonden Deutschen. Der Fremde aus den Boboli-Gärten! Beim Klirren des Fensters hob er den Kopf und grüßte hinauf.

Sibylle unterdrückte einen Schrei der Überraschung, als sie Konrad Holck erkannte. — Er war blasser und magerer geworden und sah aus wie ein Mann, der Nächte hindurch keinen Schlaf gehabt hat. Aber er war es dennoch.

Sibylles Erschrecken gewahrend, ging er mit seinen langsamen, elastischen Schritten über die Straße gerade auf das Portal des Palastes zu. —

Die beiden Herren saßen sich im Studio des Marchese gegenüber, sprachen von Dingen, die sehr weit außerhalb ihres Interesse lagen, und horchten gespannt auf gewisse feine, nur dem geschärften Ohre hörbare Schwingungen im Tonfall des anderen. —

Holck erzählte von seinen Mißerfolgen in der Landwirtschaft. — Er hätte Verluste gehabt und sich genötigt gesehen, Groß-Belzow vor wenigen Wochen an den Meistbietenden loszuschlagen. „Im Interesse des Gutes wie in meinem eigenen Interesse. Es brauchte einen neuen Herrn und ich eine tabula rasa für mein neues Leben."

Der Marchese sog an seiner Zigarette. Man sah den kleinen, glühenden Punkt wie etwas ungewiß Schwebendes in der Dämmerung des Zimmers. Holck glaubte dahinter Randellis glühende Augen zu sehen, die unablässig in seinem Gesicht forschten.

„Warum haben Sie sich nicht an Ihre Freunde in Florenz gewendet, Graf Holck? — Ich konnte nicht ahnen, daß Sie sich in Verlegenheit befanden."

Es fiel Holck auf, daß Randelli ihn nicht mehr „amico mio" titulierte. Seine Lippen wurden hart und schmal.

„Sie schelten mich mit Recht, Marchese. Verzeihen Sie mir. Aber es gibt Situationen, in denen es unerträglich wäre, Wohltaten zu empfangen."

„Allerdings. — Wohltaten verpflichten." —

„Mißverstehen Sie mich nicht, Marchese. Es gibt Momente, in denen man sich gezwungen sieht, sein Leben auf neue Grundlagen zu stellen."

Randelli schwieg einen Augenblick. Dann fragte er und nun war wirklich jenes verräterische Schwingen in seiner Stimme:

„Und warum sind Sie in Florenz?"

„Ich bereise Italien erholungshalber. — Es war keine Kleinigkeit für mich, die Aufregungen der letzten Wochen zu ertragen. Meine Nerven sind mitgenommen."

Der Marchese nickte und wollte etwas erwidern. In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet. Sibylle trat ein.

Francesco brachte Kerzen und steckte sie geräuschlos auf die hohen, silbernen

Armleuchter, um deren steilen Fuß gewundene Blumen- und Früchtegirlanden schaukelten.

Die Begrüßung war steif und förmlich. Sibylle fühlte Randellis beobachtenden Blick, der ihr Reserve aufzwang. Sie setzte sich hell und schlank an die Seite des Marchese und lehnte den blonden Kopf wie ermüdet gegen die Lehne des hohen, gotischen Stuhles.

Die Stimmen der beiden Herren klangen wie aus weiter Ferne. Holck sprach von italienischen Eindrücken.

„Wie wohl tut es, seine Stimme zu hören", dachte Sibylle. Sie dachte auch an jenen Tag in Wenningstedt, als sie vor dem Grafen durch den weißen Sand gelaufen war. Eine schwache Röte war in ihrem Gesicht, die dem Marchese nicht entging. Er erhob seine Stimme:

„Und doch habe ich Ursache, Ihnen böse zu sein, Graf —. Sie sind seit zwei Tagen in Florenz und umschleichen mein Haus, ohne den Mut zu finden, sich ihm zu nähern. Sie verbringen Stunden in den Boboli-Gärten und gehen an meinem Hause vorüber? Soll ich meinen, daß Sie sich als Dieb oder als Einbrecher fühlen?"

Er lachte, aber es war ein Mißklang in seinem Lachen.

Holck hatte seine Zigarette fortgeworfen. Sein braunes, schmales Gesicht sah im flackernden Scheine der Kerzen seltsam starr und stählern aus.

„Ich bitte die Frau Marchesa um ihr Urteil", sagte er ruhig. „Frauen besitzen ein seltsames Ahnungsvermögen für Entschließungen, die zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten liegen. Verteidigen Sie mein Verbrechen, Signora!"

Er war aufgestanden und verbeugte sich kurz und kühl vor Sibylle.

„Sie wollen gehen, Graf Holck?"

„Ich habe im ganzen vier Tage für Florenz. Die Zeit ist kurz!" —

Randelli nickte und geleitete seinen Gast zur Tür. — Als er zurückkehrte, hatten seine Augen einen seltsamen Glanz.

„Nun?" fragte er drohend.

Sibylle, die verträumt und apathisch in ihrem Sessel liegen geblieben war, machte eine unwillige Bewegung.

„Nun?" wiederholte sie.

Der Marchese trommelte mit den Fingern auf der eingelegten Platte des Tisches.

„Sahst du den Grafen heute vormittag in den Boboli-Gärten, Sibylle?" —

Die junge Frau richtete sich langsam in die Höhe.

„Und wenn ich ihn gesehen hätte!"

„Du hast ihn gesprochen?" —

Sibylle zuckte die Achseln. Ein kaltes Lächeln stand in ihrem Gesicht. „Du beleidigst mich, Giacomo. — — Denke daran, daß es Dinge gibt, die Frauen nicht vergeben können."

Sie war aufgestanden und ging zur Türe. Er versperrte ihr den Weg.

„Du hast mir keine Antwort auf meine Frage gegeben, Sibylle!"

„Ich bin dir keine Antwort schuldig!"

„Du betrügst mich."

Sibylle lächelte mit leeren Augen. „Ihr Italiener seid rasch dabei, dieses Wort in den Mund zu nehmen. Wir Deutschen hüten uns davor. Wir wissen, daß es Mauern aufrichten kann, die nicht mehr niederzureißen sind —."

Sie schob seinen ausgestreckten Arm zur Seite und öffnete die Tür. Er starrte schweigend auf den geschnitzten Flügel, der sich langsam ins Schloß schob. Er hörte Sibylles Schritte, die die Steintreppe in die Höhe stiegen. Sie waren schwer, als hätte die junge Frau an einer Last zu tragen.

Randelli lachte vor sich hin. Seine Lippen waren trocken. Er liebte diese Frau. Er war wie ein Wahnsinniger, der neben der Quelle verdurstet. Sie aber hatte kein Wort und keinen Blick für ihn. —

Sibylle saß inzwischen in ihrem Zimmer und schrieb ein Billett an Hold. Sie bat ihn um eine Zusammenkunft in den Boboli-Gärten. Nicht mehr. — Den Umschlag adressierte sie an das deutsche Hotel, in dem er vor Jahren gewohnt hatte. — — Dann klingelte sie Giulietta, um sich zum Abendessen frisieren zu lassen.

Sie saß allein in dem großen Saal. Randelli hatte sich entschuldigen lassen. Er wäre unpäßlich und hätte sich zeitiger als sonst zu Bett begeben.

Sibylle ließ die Platten abtragen, ohne etwas zu berühren. Sie hatte das Gefühl, an der Tafel eines fremden Hauses zu sitzen, dessen Herrn sie vertrieben hatte. Die Bilder der alten Nobili schauten fremd und vornehm von den Wänden und der rötliche Flimmer der Kerzen brach sich in den aufgestellten Geräten, denen die Seele einer versunkenen Zeit, die Seele dieser Stadt, die Seele der Medici anhaftete. —

Sibylles Kleid rauschte, als sie nach der Mahlzeit in das Schlafzimmer des Marchese hinaufstieg.

Sie erschrak, als sie den Ausdruck seines Blickes bemerkte, der starr auf die Tür ging. Es war der Blick jener großen, entnervenden, flammenden Leidenschaft.

„Ich wußte, daß du kommen würdest", flüsterte er. „Sibylle! Grausame! — Süße!" Sein Lächeln machte sie schauern. Es war wie das Lächeln eines Kranken.

„Ich kam, weil ich mit dir sprechen mußte, Giacomo!" — Sie hielt ihm das Billett an Hold entgegen. „Lies es. — Aber zuvor höre, was ich dir sagen muß. Ich habe dich betrogen, Giacomo. Nicht jetzt. Früher, viel früher. — — Ich habe mich selber betrogen. Erinnerst du dich, was du mir von der Vereinigung zweier Kulturen sagtest? — Es gibt keine Vereinigung in deinem Sinne. — Es gibt kein Gemeinsames zwischen uns. Wir sind Fremde, die der Zufall aneinandergekettet hat. Ich habe dir Unrecht getan, Giacomo. Verzeih mir, wenn ich unbewußt sündigte. Ich kann nicht mit Bewußtsein weiter sündigen."

Randelli machte eine Bewegung. Sein Blick war ganz erloschen. Der Brief war zu Boden gefallen.

Sibylle nahm ihn auf. Sie wollte noch etwas sagen. Aber der Mann hatte den Kopf in die spitzenbesetzten Kissen gewühlt und hörte nicht mehr. — — —

Sibylle ging in ihre Zimmer hinüber. Sie saß die ganze Nacht hindurch am offenen Fenster. Über der fernen Silhouette von San Miniato stand der Mond, und das Haus der Toten schien seltsam nahegerückt in dem weißen Lichte. —

Sibylle fror. — Sie hatte den Brief an Hold nicht abgeschickt. Vielleicht würde sie es morgen tun. Vielleicht! — — Der Palast der Randellis war in dieser Nacht lebendig. Sibylle hörte einen Wagen fortfahren und sah Licht im Schlafzimmer des Marchese.

Sie fragte nicht. — Am Morgen erfuhr sie durch Giulietta, die blaß und übernächtig hinter ihrem weißen Sessel stand, daß der Marchese in der Nacht erkrankt wäre. Da schämte sie sich und zerriß den Brief an Hold in wenige Fetzen. —

Sie ging nicht aus. Sie verließ ihre Zimmer nicht. Sie war wie eine freiwillige Gefangene, die über ihre eigene Klausur wacht.

Am zweiten Tage verlangte Randelli nach ihr. Er war fieberfrei und ruhig.

„Warum hast du neulich den Brief mitgenommen, Madonna mia?"

„Ich habe ihn zerrissen!"

„Ah!" — Randelli lächelte wieder. „Das klingt unwahrscheinlich. — — Ich habe die ganze Nacht hindurch Schritte bei dir gehört."

„Ich war wach."

„Liebst du mich, Sibylle? — — Früher ließen die Frauen ihre Liebhaber durchs Fenster steigen."

„Giacomo!"

„Sei ruhig! — Ich beleidige dich! — Ich will dich beleidigen. Du bist in meiner Gewalt."

Sibylle löste ihren Arm aus seinen heißen Fingern.

„Du irrst, Giacomo! — Ich bin ein freier Mensch."

„Und meine Rache? — Oh, unsere Väter rächten sich grausam."

Die Marchesa war einen Schritt zurückgewichen.

„Hast du mich rufen lassen, um mir das mitzuteilen?"

„Ich habe dich rufen lassen, um dir mitzuteilen, daß du an meinem Erbe keinen Teil haben sollst."

Sibylle lächelte.

„Armer Giacomo — du bist krank —!"

Randelli hatte sich aufgerichtet. Sein blasses, schwarzbärtiges Gesicht war schmal und lauernd.

„Wirst du den Brief dennoch abschicken, Sibylle?"

„Ich werde ihn abschicken. Ich sehe, daß ich eines Schutzes bedarf. Und wenn Konrad Hold noch in Florenz ist —"

Randelli schrie auf. Er bäumte sich wie ein Wahnsinniger. Dann fiel er blaß und steil in die Kissen zurück. —

Sibylle schrieb den Brief und schickte Giulietta aus, um ihn zu befördern. Am andern Morgen wählte sie ihr einfachstes Kleid und rüstete sich zu ihrem Gange.

Der Marchese delirierte. — Sibylle stieg mit zusammengepreßten Lippen die Steinstufen hinunter. Der Pförtner machte ein erstauntes Gesicht, wagte jedoch nicht, sie aufzuhalten.

Sie atmete auf, als sie auf der Straße stand. Ein weicher, kühler Wind trieb ihr ins Gesicht. Der Wagen des Doktor Bartolmeo stand vor dem Hause. Der

Doktor, ein kleiner Italiener mit lüsternen Blicken und einem pfiffigen Lächeln, zog den Hut vor Sibylle. Sie dankte flüchtig und floh die Straße hinunter.

Die Gärten waren noch leer. Das Laub der Taxusbüsche glänzte. Von einer verwitterten Steinbank in der Nähe des Eingangs erhob sich Holcks Gestalt. Sie reichten sich die Hände. Sibylle zitterte.

„Ich weiß alles“, sagte Holck hart und seltsam ruhig. „Ich schleiche seit Tagen um den Palast Randellis. Ihr Brief, Sibylle, war die Versuchung für mich. — — Wissen Sie, warum ich nach Florenz gekommen bin? Ich sehe, daß Sie es wissen. Auch Randelli wußte es. Er ist krank. Das gibt mir Kraft, der Versuchung zu widerstehen.“

Sibylle sah mit großen, leeren Augen in das krause Gewirr der Gärten.

„Und ich?“ fragte sie schließlich. „Soll ich weiter leben inmitten dieser toten Herrlichkeit, die keine Seele für mich hat?“

„Sie hat eine Seele, Sibylle, eine tiefe gläubige, sehnsüchtige, uns Deutschen bis in die tiefsten Fasern unseres Seins hinein verwandte Seele. Aber sie will verstanden werden. Sie sind jung, Sibylle, und die hohle Theatralik des modernen Florenz hat Sie verwirrt.“

Sibylle hob den Muff gegen ihr Gesicht. „Was soll nun werden?“ fragte sie mit erstickter Stimme. „Sie verweigern mir Ihre Hilfe — —“

„Ich muß sie verweigern, Sibylle. Wenn ich Italiener wäre, so würde ich vielleicht einen glühenden Kuß auf diese schöne Hand drücken. — Ich bin nicht so skrupellos. Ich habe mein deutsches Gewissen. — So lange Sie nichts von mir wußten, Sibylle, habe ich des Nachts Ihren Namen in die Luft geflüstert. Von heute ab sind Sie für mich die Frau eines anderen. Ich werde abreisen und diese Stunde aus meinem Gedächtnis zu tilgen suchen.“

Sibylle schwieg. Sie schloß nervös die Augen. Das blasse Licht tat ihr weh.

„Der Marchese ist krank“, sagte sie schließlich mit gedämpfter Stimme.

Holck sah in ihr Gesicht. Dann nahm er ihre Hand.

„Wir dürfen nichts wünschen und nichts hoffen, Sibylle. — Jeder Wunsch und jede Hoffnung wäre eine Schuld und ein Unrecht.“

Sibylles Hand zuckte. — — —

„Ich hoffe dennoch“, dachte sie auf dem Heimwege durch die stillen Gärten. „Ich werde nicht aufhören zu hoffen.“

Sie zog den Schleier vors Gesicht, um ihre Tränen zu verbergen. Ein Bettler sprach sie an. Sie hörte es nicht. — Sie ging den Lung' Arno Accioli hinunter. — Der Wagen des Doktor Bartolmeo, aus der Gegend des Palazzo Pitti kommend, fuhr ihr hastig entgegen. Das verstörte Gesicht des Doktors zeigte sich im Mond. Bei Sibylles Anblick ließ er halten.

„Die Signora Marchesa weint. — Die Signora Marchesa hat erfahren —?“

Sibylle fühlte ihr Blut stocken. Sie schüttelte den Kopf.

„Der Marchese hat deliriert —. Er hat Unglück gehabt. — Eine Revolverkugel —. Ah, Signora Marchesa, wer konnte ahnen, daß eine geladene Waffe im Nachtschränkchen verborgen war? Der Marchese soll sich vor Einbrechern gefürchtet haben —“

Im Palazzo Randelli war das Portal geöffnet. In der Vorhalle flüsterte die Dienerschaft. Alles verstummte, als die Marchesa vorüberging.

„Er ist um meinetwillen gestorben“, dachte Sibylle. „Nein, doch nicht um meinetwillen. Um seiner eigenen krankhaften Verblendung willen. Er liebte die Schönheit, ohne ihre Seele zu verstehen. Er war ein Sohn dieser Stadt und doch nicht vertraut mit ihren uralten Gesetzen. Er war im Unrecht gegen mich, wie ich gegen ihn im Unrecht war. Wir waren uns fremd und im Grunde feindlich — Es ist ein Gericht Gottes.“

Sie stieg die Treppe hinauf und stand einen Augenblick zögernd vor der Schwelle des Sterbezimmers. Der Raum war hell und ganz in kühles Winterlicht eingesponnen. Eine blasse, stille Sonne, die an Deutschland erinnerte.

Sibylle legte langsam, aber mit festem Druck ihre Hand auf die Klinke.

Randelli lag ausgestreckt auf seinem Lager. Das Zimmer war verdunkelt. Sibylle unterschied nur die Umrisse der schweigenden Gestalt. „Ich werde an seinem Sarge weinen“, dachte sie im Nähertreten; „über ihn, über mein eigenes Leben und über den gefährlichen Irrtum dieses Unglücklichen.“



Mädchenlied · Von Helene Brauer

Nun stick' ich Rosen auf mein weißes Kleid,
Derweil da draußen Schnee und Stürme wüten;
Hier unter meinen Fingern wachsen Blüten,
Und draußen liegt die Gasse dicht verschneit.

Und wie die Kränze werden, Blatt um Blatt,
Stehn Lieder auf von Tanz und Licht und Maien —
Ich darf nur nicht hinaussehn in das Schneien,
Das alle Häuser dicht verschleiert hat.

Doch sind erst alle Rosen aufgeblüht
Unter der Nadel flinken Freudesprüngen,
Dann wird die alte Gasse sich verjüngen,
Dann kommt der Mai, und jedes Fenster glüht.

Dann weht im Sonnenschein mein weißes Kleid,
Und einer, der dann geht an meiner Seiten,
Wird lachend seine beiden Arme breiten
Um dieser Rosen schimmerndes Geschmeid.



Weltschuld und Weltkrankheit

Offener Brief an Professor Fr. W. Foerster

Von Dr. Emmy Voigtländer

Sie leben im Ausland, sehr geehrter Herr Professor, und schicken von da Aufsätze in Ihre Heimat, von denen Sie offenbar glauben, daß eine reinigende Wirkung auf das schwer kranke und sittlich verwirrte deutsche Volk, wie auf die übrige ebenso kranke Welt ausgehen soll. Gestatten Sie eine Erwiderung, weshalb das, was Sie sagen, gerade die entgegengesetzte Wirkung haben muß.

Auch Sie verneinen freilich, daß im Versailler Vertrag „die moralischen Grundlagen eines wirklichen Dauerfriedens erfüllt sind", erklären dies aber nach dem Grundsatz: alles verstehen, ist alles verzeihen, damit, daß er „die psychologisch nur allzu begreifliche Reaktion (!) auf unsere verblendete Realpolitik und gewisse ruchlose Methoden unserer Kriegführung darstelle". Sie stützen weiter ausdrücklich den Grundpfeiler des Vertrags, die Behauptung der alleinigen Schuld Deutschlands am Krieg, und sind der Meinung, daß „nur der zur Erneuerung Deutschlands helfen kann, der unerschütterlich an dieser Hauptschuld festhält".

Nein, Herr Professor, nur das kann zur Gesundung Deutschlands und der Welt beitragen, wenn erkannt wird, daß die „deutsche Schuld", ursprünglich eine rein politische Lüge, nunmehr der Zentralbegriff der Weltgeisteskrankheit und Drehpunkt der Umkehrung aller Werte geworden ist. Es sieht heute so aus, als ob der Friedensvertrag eine neue Weltordnung einleitete, in der die Lüge für Wahrheit, das Unrecht für Recht gilt, ausschließlich der Haß statt der Liebe, Mordinstinkte statt Menschlichkeit regieren werden. Wenn dann noch für die Gehirne dieser neuen umgekehrten Weltordnung die Sonne schwarz und die Bäume rot geworden sind, dann ist vielleicht die Umwälzung vollzogen, vorausgesetzt, daß dann noch Menschen leben, denn diese „Ordnung" ist das Chaos und der Krieg aller gegen alle. Kann das nicht buchstäbliche Wirklichkeit werden, und ist es das nicht bereits? Es scheint nun, daß Sie, Herr Professor, bereits teilweise auf diese neue Ordnung eingestellt sind, da Sie nur die deutsche Schuld sehen und nur von deutscher Ruchlosigkeit der Kriegführung wissen, andererseits wollen Sie offenbar an der sittlichen Erneuerung und Wiederherstellung im bisherigen Sinne des Christentums und der Besten aller Zeiten und Völker arbeiten, ohne Ihre Selbstwidersprüche zu bemerken. Der deutlichste Beweis für die sittliche Maßstabänderung der neuen Weltordnung ist wohl Ihre ungeheuerliche Ansicht, daß in dem Pariser Vertrag „der Geist Bismarcks (!) über den Geist Frankreichs gesiegt habe". In Wirklichkeit ist wohl nichts geeigneter, als die Erinnerung an Bismarck, den furchtbaren moralischen und geistigen Absturz erkennen zu lassen, der sich zwischen Versailles 1871 und Versailles 1919 in ganz Europa vollzogen hat. Wenn doch der Geist Bismarcks, d. h. der Geist des politischen Weitblicks und Tatsachensinns, der sitt-

lichen Verantwortlichkeit und der ritterlichen Schonung und Behandlung des Unterlegenen auch nur in einem Fünkchen in Versailles 1919 gelebt hätte, Deutschland und die Welt müßte Gott auf den Knien danken. Wie gut gegen heute wären wir davongekommen, wenn uns nur das angetan würde, was Bismarck damals Frankreich tat, und ganz gleich, in welchem der kriegführenden Völker ein Bismarck heute regierte, er würde Europa retten.

Um zu erkennen, daß Deutschland nicht schuld am Krieg ist, gehört für ein unbefangen denkendes Gehirn an sich nicht mehr dazu, als lesen gelernt zu haben, auch macht alles, was man an Verfehlungen der amtlichen deutschen Kriegführung sowie an Sünden einzelner zusammenkratzen und mit dem strengsten Maß messen kann, noch nicht ein Hundertstel des Unrechts aus, das dem deutschen Volke böswillig zugefügt worden ist und wird. Sind wir ausgezogen, um Frankreich zu zerstören? Und haben die Feinde dort nicht geschossen? Von dem Wissen der Wahrheit aus ist es einfach unerträglich, wenn Sie, Herr Professor, „an die Mitverantwortlichkeit aller Völker für die Entartung eines einzelnen (einzelnen!!) Gliedes der Menschheit" erinnern, von falschen pädagogischen Maßnahmen gegen das gesunkene deutsche Volk reden, und, obwohl Sie vor Weltpharisäertum warnen, „als müsse nun der Unreine unabsehbar für die Reinen bezahlen", alles wieder aufheben, was Sie von der Gemeinsamkeit der Schuld der Völker sagen. Diese Ihre Sätze gehören in die neue Weltordnung, wonach das Opfer den Mörder um Verzeihung bitten muß, daß es ihm so viel Mühe und Kosten machen mußte, bis er es niederschlagen konnte, und wenn es an sich schon jeder moralischen Selbstbestimmung der Staaten und Völker widerspricht, daß sie ein Straf- und Erziehungsrecht gegeneinander haben sollen, so um so mehr, wenn die Übeltäter aufgefordert werden, das Volk, dem sie nur Böses tun wollen, in ihre „Atmosphäre der Hilfe und Menschlichkeit zu ziehen".

Deutschland ist freilich der Anlaß des Weltkrieges, indem es durch sein Dasein die anderen Völker reizte, sich zur Vernichtung dieses Daseins zusammenzuschließen, denn Versailles ist keine „Reaktion", sondern Ziel der Entente seit 1914. Man kann auch mit einem gewissen Recht sagen, daß sein Eintritt in die Weltpolitik schließlich Ursache der Katastrophe wurde. Eine moralische Schuld ist das aber nur in der umgekehrten Welt. Außerdem: wenn ein Krieg von zehn gegen einen entsteht, stellt da nicht die Behauptung, der Eine sei derBöswillige und habe die Zehn „überfallen", a priori jede Logik der bisherigen Gehirnfunktionen auf den Kopf? Dies Urteil der „gesamten zivilisierten Welt" ist nur ein Beweis, daß diese Welt eben buchstäblich — verdreht ist.

Wäre der Krieg als ein Zusammenstoß des Systems der Großmachtstaaten in seinen Problemen rein machtpolitisch zu entscheiden gewesen, so hätte er längst ein Ende genommen mit einem Sieg Deutschlands, der den Weltfrieden ganz von selbst, nur durch die Tatsache der Machtbehauptung Deutschlands, auf unabsehbare Zeit gesichert hätte, so wahr Deutschland allein 45 Jahre jeden Krieg vermieden hat, und wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, auch 1914 den Krieg abgewendet hätte. So ist sein Schicksal die Tragödie eines Volkes, das, hineingestellt in das „System der anarchischen Machtkonkurrenz der

Großstaaten", dies überwinden wollte durch eine Weltpolitik ohne Weltkrieg, indem insbesondere Kaiser Wilhelm II. sich der Gefahren wohl bewußt, die der unabänderliche Aufstieg mit sich brachte, einerseits sich gezwungen sah, dem deutschen Volk den Platz auf der Welt, den die unwiderstehliche Stoßkraft des wachsenden Körpers beanspruchen mußte, zu sichern, andererseits um jeden Preis einen Krieg und Zusammenstoß zu vermeiden suchte. An diesem inneren Widerspruch ist Deutschland und der Kaiser gescheitert, wer solchem Unglück noch Steine nachwirft, der verantworte diese Roheit vor seinem Gewissen. Freilich, wenn Deutschland sich 1871 nicht errichtet, wenn es seinen Bevölkerungszuwachs künstlich beschränkt, die Ausbreitung seines Handels und seiner Industrie verboten, seine Bevölkerung in Armut gehalten hätte, dann wäre es zwar den Erstickungstod gestorben, hätte es aber den anderen Völkern erspart, ihrerseits Gut und Blut aufzuwenden, um ihr „Deutschland soll nicht sein" in die Tat umzusetzen. Wer in den letzten fünfzig Jahren eine Schuld sieht, für die Strafe berechtigt ist, dem bleibt nichts übrig als die Erklärung, daß es zur gottgewollten Weltordnung gehört, daß England das Recht habe, mit Hunger und Ausrottung jedes andere aufsteigende Volk zu beseitigen; für ein menschlich denkendes Gehirn gehört das freilich zur umgekehrten gottlosen Weltordnung.

Viel eher kann man es Deutschland zur tragischen Schuld anrechnen, daß es, inmitten seines Daseinskampfes von unerschütterlichem Friedenswillen beseelt, fortwährend die Friedenshand ausstreckte und schließlich sogar die Waffen wegwarf, um Frieden zu bekommen, und dadurch „schuld" ist, daß in Versailles das Machtprinzip in seiner bösesten Gestalt die Weltherrschaft angetreten hat. Dagegen hätte, wenn der deutsche Idealismus dies dem deutschen Volke als die Idee seines Sieges vorangetragen, statt es irrezumachen, ein deutscher Friede den Drachen des Bösen im Machtprinzip besiegen können.

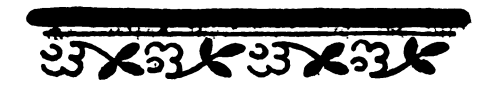
Nun ist aber der Krieg andererseits ein Versuch, oder die Einleitung, das alte System der auf sich gestellten Großstaaten abzulösen durch ein System des internationalen Zusammenschlusses. Sie weisen, Herr Professor, selbst auf die „großen abendländischen Wirtschaftsorganisationen mit ihrem seelenlosen und verantwortungslosen Mechanismus als die eigentliche Inkarnation des bösen Prinzips der abendländischen Zivilisation und als die Hauptursache für deren unabwendbaren Zusammenbruch" hin. Das Böse in diesem Prinzip steht im Friedensvertrag gegen das Böse des Machtprinzips und hebt dessen Anordnungen auf, weshalb der Vertrag unerfüllbar ist und das Chaos unfehlbar zur Folge hat. Als Zusammenschluß dieser großen „finanziellen und industriellen Konzerne", die über die ganze Welt die Fangarme ihres Mechanismus ausstrecken, als „Idee" dieser mammonistischen „Einheitskultur" ist der Völkerbund Wilsons als internationale Organisation gedacht, und dieses Geistes, und nur der deutsche Idealismus hat ihm seine Idee einer menschlichen und brüderlichen Gemeinschaft der Völker untergeschoben. Wieder enthüllt sich hier die Tragik Deutschlands, daß es, einerseits selbst hineingetrieben in Welthandel und Weltindustrie, im Kriege, der aus dem Zusammenstoß der widerstreitenden Handelskonkurrenzen mit entstanden war, begierig den Gedanken der Überwindung der

Gefahren und des Bösen des Systems durch eine einheitliche Regelung dieser Beziehungen auf Grund einer menschlichen Übereinkunft und Verständigung der Völker ergriff, diesem Gedanken ebenso zum Opfer fiel, weil die anderen, insbesondere Wilson, es eben nicht so gemeint hatten, und weil die deutschen Idealisten, statt dem deutschen Siege diese Aufgabe zu stellen, die Verwirklichung bei den Feinden suchten. Wiederum sind diese Irrtümer „schuld", daß in Versailles der Geist des Bösen triumphiert, und das Reich des Antichrist, der unsittlichen und verkehrten Weltordnung in allen Völkern die letzten Reste der Menschlichkeit ersticken wird. Auch in Deutschland, denn bisher ist noch jedes Bewußtsein der Größe und Erhabenheit, die hinter und in dem furchtbaren Schicksal des deutschen Volkes steckt, und jede Möglichkeit einer seelischen Erhebung aus und an diesem Schicksal durch den geschäftigen Lügenbetrieb gewisser Personen der „Regierung" im Keime erstickt worden. Erst wenn der Sinn hinter dem Geschehen herausgeholt und gemeistert wird, kann das deutsche Volk sich zur Größe seines eigenen unbewußten Tuns erheben, bisher ist aber die Gefahr riesengroß, daß ebenso wie die Idee seines Sieges von Unberufenen verspielt worden ist, auch die Idee seines Unglücks und Opfers von denselben verschleudert wird.

Weltschuld und Weltkrankheit erscheinen so in einem anderen Lichte. Der Weltkrieg mußte zur Weltkrankheit werden durch den Streit zweier böser Prinzipien, die sich gegenseitig aufheben. Rettung kann nur die Umkehr bringen, wenn die buchstäblich ver—rückte Welt jemals wieder richtig werden soll. Und weiter: so gewiß es im tieferen Sinne eine Gemeinsamkeit und Solidarität der Schuld der Völker gibt, so gewiß sie in dem Kriege gemeinsam gesündigt haben, so gewiß haben sie mit dem Chaos und dem Elend des Krieges auch gemeinsam gesühnt. Darüber hinaus bedarf es keiner „Strafe". Es ist genug. Und wenn es wahr ist, daß die Völker „gemeinsam, unter Gottes Willen, in brüderlicher Qual an der Erneuerung der Welt und der Seele arbeiten" (Thomas Mann), daß sie „durch Grausen, Marter, Mord, durch Fratze, Wahn und Irrtum hin zum Gott" (Stefan George) endlich wieder den Weg finden müssen, so muß von dem Punkt der Schuldfrage aus die Welt wieder dahin richtig gedreht werden, daß Deutschland zwar nicht die Weltschuld hat, wohl aber, daß es sie trägt, daß sie ihm aufgeladen wird. Wenn die, die noch Menschen sind unter den feindlichen Völkern, erkennen, daß Deutschland für sie mit leidet, sühnt und duldet, dann können auch sie sich gegen den einzigen gemeinsamen Feind erheben, und das ist der Geist des Hasses und der Verneinung, des Mammonismus mit seiner Falschwertung aller Werte, der eigentliche Kriegshetzer und Kriegsverlängerer, der auch jetzt noch Europa nicht zur Ruhe kommen lassen will und, ob er als Pazifismus oder Bolschewismus erscheint, den Geist der Liebe und Brüderlichkeit, des Friedens wie der menschlichen Versöhnung der Völker in dem Mechanismus erstickt, den er überall zwischen die Menschen und Völker zu schieben weiß.

Wie lange noch wollen aber deutsche Idealisten dies Reich des Antichrist unterstützen? Sie, Herr Professor, haben selbst gesagt, „aus Buße, Läuterung

und Umkehr, aus der Auferstehung des Christus in den Seelen der rasenden Völker“ könne allein die Rettung kommen, und es ist Ihnen Ernst damit. Nun machen Sie aber auch Ernst damit und helfen Sie am Wegräumen des Schuttes der Lüge und Verleumdung, den Sie mitgeholfen haben in den Seelen der feindlichen Völker aufzuhäufen, indem Sie aus Wahrheits- und Gerechtigkeitsfanatismus irrtümlich der Suggestion der Lüge von der deutschen Schuld erlagen.



Bergwinter · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Nun schwillt mein waldiges Thüringland
im Märchen der heiligen Nächte:
Silb' auf Silbe schneit und spannt
sich zu wallendem Sterngeflechte.

Nun schläft mein Dorf genügsam und dicht
im großen Flockentreiben;
nur aus dem Stall ein verspätetes Licht
quillt durch dunstende Scheiben.

Bewegt von unbewußter Hand,
tastet der spärlich beglänzte
Hauch sich an der Dunkelwand
des Raumes ins Unbegrenzte,

wellt sich und webt durch die schweigende Zeit,
ewig unverloren — —
O Heimat, hochgebenedeit,
auch dir ist der Heiland geboren!



Bärenjagd

Von A. M. Kolloden

Im Preisausschreiben des Türmers mit einem zweiten Preise ausgezeichnet

Nestor von Wolski hatte mich zur Bärenjagd eingeladen. Wie der Bär in sein Revier kam, war mir freilich ein Rätsel. Da wir aber schon Wölfe bei ihm eingekreist hatten, schien der Fall möglich. Zwölf Stunden Wagenfahrt brachten mich nach dem Herrensitz. Die kürzere Strecke, bis zum russisch-polnischen Schlagbaum, war chaussiert. Über der Grenze aber begann es bedenklich zu holpern. Der federlose Korbwagen krachte in allen Fugen und neigte sich bald rechts bald links. Dennoch machte mir die Fahrt Vergnügen, denn die weite, eintönige Landschaft, die aus dem Oberschlesischen in das eigentliche Polen hinüberleitet, hat einen eigenen Charakter. Sie gleicht einem stillen, verschlossenen Menschen, der nicht gern ausplaudert, was er weiß, dessen Seele aber von seiner eigenen Verschlossenheit bedrückt wird. Sie ist wie ihre Bewohner, deren Freude selbst an Schwermut gemahnt. Auf den braunen Ackerschollen lag bereits Spurschnee und überzuckerte die Wintersaaten. Die Novembersonne warf kristallene Reflexe darauf. Darüber ein großer Friede. Die Ruhe wurde nicht einmal durch einen Flug Raben beeinträchtigt, die im heranbrechenden Abend eine Schar Grenzkosaken auf ihrem Patrouillenritt begleiteten. Fast lautlos glitten die langen Menschengestalten mit den hochragenden Lanzen auf ihren struppigen Pferdchen an mir vorüber. In der Schnelligkeit verflüchteten sie sich zu Schatten. Nur einer, der längste von allen, in seiner Adjustierung als Offizier kenntlich, hatte sich zurückgewandt und begleitete, von der Truppe losgelöst, meine Fahrt, auf seinem munteren Rößlein bald vorwärtssprengend, bald dahinterbleibend, wie es ihm gerade gefiel.

Als ich vor dem Herrenhause vorfuhr, war dieses Nebelwesen bereits angelangt und half mir gefällig aus dem Wagen. Dann schleppte es mich, wie man etwa einen Gefangenen transportiert, die wenigen Stufen zur Rampe hinauf und legte mich dort dem bereits zur Bewillkommnung erschienenen Hausherrn ans Herz, worauf es sich mir als Kosakenrittmeister Peter Nikiforowitsch Fürchtdichnit vorstellte, hinzufügend, daß er erst kürzlich von der Mandschurischen Grenze hierher versetzt worden sei und einer deutschen Familie entstamme. Zugleich bat er den Jagdgeber als gleichfalls zum Bärentreiben Geladener um Nachtquartier.

Das war Herrn Nestor, der mich bereits dreimal geküßt hatte, unangenehm. Denn alle zu diesem Zweck bestimmten Räume waren schon an Jagdgäste vergeben. Aber die Höflichkeit empfahl ihm freundliches Entgegenkommen.

„Ich habe das Brüderchen erst morgen früh erwartet, es wittert eben das gute Souper“, meinte er, nachdem der Rittmeister gegangen war, sein Pferdchen zu betreuen. „Aber im schlimmsten Falle schläft der Freund unter dem Tische oder ich quartiere ihn bei dir ein. In deinem Zimmer ist noch ein Diwan un-

besetzt. Er ist zwar ein bißchen kurz, doch der geehrte Anwärter hat nur ein Bein. Das künstliche schnallt er ab und das gesunde versteht der Teuere krumm zu machen wie sonst keiner. Du mußt nur acht geben, daß er nicht sein Auge verliert, denn er wird besoffen sein. Und wenn er besoffen ist, wird er traurig und weint. Dann gleicht er meiner Frau. Die ist, seitdem uns unser erstes und einziges Kindchen bald nach der Geburt starb, fast immer traurig, die Arme, natürlich ohne besoffen zu sein. Es ist pathologisch bei ihr. Und wenn der Peter weint, nimmt er das Auge heraus, nämlich das rechte, das falsche, und läßt es irgendwo liegen. Dann muß man es suchen. Einmal fanden wir es im Spülicht. Beinahe wäre es auf den Mist gekommen. Deshalb schießt er nicht gut. Trotzdem will er bei jeder Jagd dabei sein. Desto besser reitet er. Daran hindert ihn sein falsches Bein nicht im geringsten. Nun bitte einzutreten. Frau von Wolska wird sich freuen, meine Julka. Sie erwartet dich."

Im Jagdanzug, wie es diesen Abend ausnahmsweise gestattet war, betrat ich den eleganten, im Empirestil möblierten, aber mit schlechten Bildern geschmückten Salon. Die Hausfrau saß zurückgelehnt, mit untergeschlagenen Armen auf dem Sofa. Kaum änderte sie, als ich ihr nahte, die lässige Stellung, um mir mit leichtem Kopfnicken die schöne weiße Hand zum Kusse zu reichen. Auch sonst war sie schön, eine Rassepolin, dazu träge, traurig und gelangweilt. Allerdings war diese Dreieinigkeit nur ein einziger Gott, der ihre schlanke Gestalt souverän beherrschte und ihrem feinen, schmallippigen Munde das Lächeln nahm, ihren dunklen Augen den leeren Blick und ihrer Sprache die Monotonie verlieh, die der vollständigen, nur selten gehobenen Gleichgültigkeit gegen Menschen und Dinge zu entspringen pflegt. Die Dame wechselte mit mir einige banale Redensarten und brannte sich eine dicke Havannazigarre frischer Ernte an, deren Rauch sie als zierliche, konzentrische Ringe von sich blies. Daß sie in ihrem Salon das alleinige Rauchprivilegium beanspruchte und wir anderen, vom starken Geschlechte, fasten mußten, war ganz begreiflich. Einige von den anwesenden Herren bedauerten es. Nicht so Frater Aloisy vom barfüßigen Orden der Kapuziner. Weil er lieber schnupfte. Außerdem sammelte er milde Gaben für sein Kloster. Und man nahm ihn überall freundlich auf, wenn auch einige Vornehme seine Tischnachbarschaft wegen der Schnupftabaksdose und der nackten Füße nicht gern hatten. Dann setzte er sich unbeleidigt zum Gesinde. Schließlich war ihm doch das Futter die Hauptsache. Wenn er nur da nicht zu kurz kam und man ihm seinen „Gasiorek", seinen kleinen Gänserich, eine volle, mindestens drei Liter enthaltende Flasche Ungarwein gönnte. Jetzt hatte er seine mächtige, von dem weiten, braunen Ordenshabit umhüllte Persönlichkeit in einen für seinen Umfang allzuschmalen Lehnstuhl gezwängt und wartete noch ungeduldiger als die anderen auf das Öffnen der Flügeltüren, die zum Speisesaal führten. Wolskis waren doch zu gute Christen, um einen Ordensbruder jemals in die Gesindestube zu verbannen. Da saß er trotz aller Unzulänglichkeiten stets mit an der herrschaftlichen Tafel.

In dem Augenblick, wo der kluge Jan, der herrschaftliche Kammerdiener, von dem man sich erzählte, daß er ein herabgekommener Adliger und Verwandter

der gnädigen Frau, die Tür aufreißend, meldete, es sei angerichtet, trat von der entgegengesetzten Seite der Rittmeister ein. Erst zwängte sich ein kleines Vogelgesicht mit einer gewaltigen Habichtnase und einem starrfunkelnden Auge, dem falschen, ganz oben durch die Türspalte. Dem Köpfchen folgte ein überlanger, magerer Körper auf unsicherem Gestell. Der Gang war hinkend und schleppend. Peter Nikiforowitsch hielt einen in eine Pferdedecke gehüllten Gegenstand im Arme, womit er sich zur Hausfrau wandte und den er ihr mit einer tiefen Verbeugung in den Schoß legte.

„Ein Äffchen, ein veritables Äffchen", erklärte er. „Ich habe es dem Nathan, dem Halunken, abgekauft. Der Schankwirt aber hat es von einem, der mit einem Kamel reiste und bei ihm viel Geld vertrank. Nur daß er auf das Zahlen vergaß und sich heimlich aus dem Staube machte. Den Affen ließ er zurück. Wahrscheinlich als Ersatz für die schuldige Zeche. Da wollte der Nathan das arme Luder für seinen eigenen koscheren Tisch schlachten. Warum auch nicht? Ein Affe ist doch kein Schwein. Ich kam gerade dazu, um den Liebling vor dem Abstechen zu bewahren. So ein süßes Äffchen wie das ist! Vielleicht findet es die gnädige Wohltäterin pläsierlich."

Das fand die Gnädige wirklich. Das Tierchen hatte sich mittlerweile aus der Decke herausgestrampelt und durch seine possierlichen Grimassen gleich die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt. Ohne aber viel die Gesellschaft zu beachten, schmiegte sich das reizende Vieh sofort zärtlich an Frau von Wolska an und erregte auch gleich ihr lebhaftestes Wohlgefallen. Ein beinahe vergnügter Zug überhauchte die Melancholie ihres Gesichtes, und die sonst so starren Mundwinkel wurden weich in einem freundlichen Lächeln reizender Genugtuung.

Als der Gatte, der sich bei dem Anblick des Affen zuerst mit nicht zu verkennender Verlegenheit den Kopf gekratzt hatte, dieses Lächeln sah, geriet er in einen Taumel des Entzückens.

„Sie hat gelacht, meine Julka hat wahrhaftig gelacht, sie ist nicht mehr pathologisch. Man könnte meinen, sie sei trunken, weil sie sonst nie lacht", frohlockte er. Und zum Rittmeister gewandt: „Komm an mein Herz, Brüderchen, wir wollen uns du sagen." Er küßte ihn und steckte dem Frater Alojsy einen Extrarubel zu, den dieser aber erst auf seine Echtheit prüfte. „Denn," meinte der fromme Mann, „dem Kostar gibt man gern falsches Geld." Auch seine Frau und den Affen wollte Herr Nestor umarmen. Doch wehrten sich beide dagegen. Sie winkte ab und das Tier spuckte ihn an.

„Du bist ein Narr, mein lieber Nestor, und wirst es bleiben", sagte sie gedehnt. „Laß uns in Ruhe und führe lieber die Herren zu Tisch."

Frater Alojsy erhob sich von seinem Lehnsessel, der das lebhafteste Bestreben zeigte, an ihm kleben zu bleiben, so daß er ihn erst abschütteln mußte, um zur Speisesaaltüre zu gelangen. Dort aber blieb er bescheiden stehen, damit er den anderen den Vortritt ließe. Denn er war dem Range nach der letzte und wußte, was sich schickt. Nur die Füße rutschten unruhig hin und her und die Zehen schlugen auf den Sandalen den Takt dazu. Unversehens trat ein Herr darauf, dann der Rittmeister mit seiner Prothese. Doch schien der fromme Bruder an derlei

gewöhnt, denn er rührte sich nicht von der Stelle, bis endlich die Reihe an ihn kam und er zuunterst der Tafel seinen Platz fand. Frau von Wolska speiste als einzige Dame nicht mit. Sie wollte die freie Unterhaltung der Herren durch ihre Anwesenheit nicht stören. Und den Herren war es auch lieber so. Also blieb sie mit ihrem Affen allein zurück und ließ sich vom klugen Jan, der seine Dienste, unterstützt von zwei weiblichen Beiständen, zwischen den Herren und der gnädigen Frau zu teilen hatte und auf leichten Filzsohlen unhörbar durch die Zimmer glitt, Süßigkeiten und Champagner servieren.

Wir saßen etwa zwanzig Personen bei Tisch. Ich, unter Polen und Russen, der einzige Deutsche. Politische Gespräche, obgleich sie den meisten auf der Zunge lagen, wurden taktvoll vermieden. Desto eifriger wurde gegessen, getrunken und renommiert. Darin leistete man Unglaubliches. Indessen waren feine Unterschiede bemerkbar. Die Polen erwiesen sich als Feinschmecker, die Russen taten sich wahl- und ziellos gütlich und der Rittmeister bildete gleich seiner militärischen Charge eine Klasse für sich. Er aß wenig, soff aber dafür um so mehr. Im Prahlen behielt er gar die Oberhand. Er schnitt auf wie ein Gascogner und log wie der selige Münchhausen. Die bevorstehende Bärenjagd gab dem Gespräche Ziel und Richtung. Angeblich hatte fast jeder schon einmal mit einem Bären angebunden. Aber alles das hörte sich nur wie Alltägliches an. Ein mit unheimlichem Gruseln verbundenes Wollustgefühl erregte erst des Rittmeisters fesselnder Bericht über sein Zusammentreffen mit einem Bären erster Kategorie auf mandschurischem Gebiet. Das mochte ein Ungeheuer mit sadistischen Anlagen gewesen sein. Sonst hätte das Onkelchen nicht in raffiniertester Weise dem armen Peter Nikiforowitsch das Bein, von den Zehen angefangen, bis zum Stumpf des Oberschenkels samt Stiefel, Sporn und Hose aufgefressen. „Zuerst schmerzte es mich freilich ein bißchen," meinte der Erzähler, „bald aber gewöhnte ich mich daran und fühlte nur noch ein leises, nicht einmal unangenehmes Kribbeln, besonders in dem schon abgefressenen Teil. Im übrigen sah ich recht neugierig zu, denn so etwas war mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, und rauchte dabei meine Zigaretten, die ich mir mangels eines anderen Feuerzeuges an meinem rechten Auge, daraus Funken schlagend, entzünden mußte, bis es erlosch. Die letzte Zigarette steckte ich dann noch dem Onkelchen, nachdem es satt geworden war und ich ihm gesegnete Mahlzeit gewünscht hatte, zur Verdauung in sein ungewaschenes Maul. Der Halunke dankte mir nicht einmal dafür, sondern lief spornstreichs, dicke Rauchwolken ausblasend, zu seinen Landsleuten, den Chinesen zurück, die Gott verdammen möge. Ja, so ein Bär war das, und so ist es geschehen und nicht anders. Und wer jetzt noch behauptet, daß mir eifersüchtige Chinesen, die mich bei ihren schlitzäugigen Weibern erwischten, aus Rache das Bein absägten und das Auge ausbrannten, der lügt in seinen Hals hinein und alle Teufel sollen ihn reiten, wie den Pappenheim, den Hundsfott, der mein liebes Ururvatterchen, den Peter Fürchtdichnit, der im Dreißigjährigen Kriege unter seinem Kommando eine Sotnie Kosaken führte, als Spitzbuben henken ließ. Ja, wenn das arme, unschuldige Seelchen noch lebte, so könnte es den geehrten Herrschaften bestätigen, daß sich alles ganz genau so zugetragen hat,

wie ich eben erzählte. Aber es wurde ungerecht hingemordet, gehenkt, erwürgt."

Peter Nikiforowitsch riß, wahrscheinlich von dem traurigen Geschick seines Pappenheimer Vorfahren schmerzlich berührt und bitterlich weinend, nach Gepflogenheit sein falsches Auge aus und warf es in das vor ihm stehende Champagnerglas, das er darauf austrinken wollte. Aber er entsetzte sich vor dem gläsernen Blick, der ihn daraus medusenhaft anstarrte. Der Pokal entfiel seinen zitternden Händen und zerbrach klirrend auf dem Boden. Sich ein über das andere Mal bekreuzigend, folgte der Herr Rittmeister nach. Er glitt vom Sessel herab und verschwand unter dem Tisch, wo er alsbald einschlief.

So hörte er nicht den lauten Schmerzensschrei, der aus dem Salon der gnädigen Frau herübertönte und die Tafelrunde, welche sich kaum erst vor Lachen über die Windbeuteleien des Herrn Peter Fürchtdichnit gebogen hatte, erschreckt aufspringen ließ. Dort hatte der kluge Jan, eine Servierpause benützend, mit bewährter Frechheit Verwandtenrechte geltend gemacht und schlürfte — hony soit qui mal y pense — neben der gnädigen Frau Cousine sitzend, aus ihrem Glase den schäumenden Sekt. Gleichzeitig malträtierte er den Affen, der sich mit Kompott und Kuchen vollgefressen hatte und gemütlich verdauen wollte. Darin gestört, flüchtete das Tier in den äußersten Sofawinkel. Sein Quälgeist aber rückte ihm nach, packte ihn am Kragen und goß ihm etwa ein Glas von dem perlenden Schaumwein in die Nase. Diese gemeine Behandlung ging dem Affen denn doch über den Spaß. Er zappelte sich pustend, niesend und fauchend los und sprang seinem Peiniger mitten ins Gesicht, seine scharfen, fletschenden Zähne in dessen Wange vergrabend. Es war eine böse, tiefe Wunde, und der Gebissene brüllte laut auf. Die Herren stürzten herein, der Affe drückte sich zwischen ihren Füßen hinaus. Die Dame fiel in Ohnmacht und wurde von ihrer Kammerfrau zu Bett gebracht, worauf die Herren noch einmal zu den verlassenen Flaschen zurückkehrten, um den Fall gründlich zu besprechen. Dem klugen Jan aber goß Frater Alossy, der sich medizinischer und chirurgischer Kenntnisse rühmte, Perubalsam in die Wunde und verklebte sie mit einem Pflaster, das bedenklich nach Pech roch.

Den anderen Morgen, noch im Nebelgrau der versinkenden Nacht, ritten zwei Kosaken in den Hof, um nach ein für allemal gegebener Instruktion zu handeln. Sie holten ihren Vorgesetzten samt dem daneben liegenden falschen Auge unter dem Tisch hervor und gossen einige Eimer eiskalten Wassers über seinen mageren, sehnigen Körper. Was sonst noch zur Toilette gehörte, war nebensächlich und schnell erledigt. Noch ein fester Schnaps aus der Feldflasche, und Peter Feodorowitsch Fürchtdichnit war wieder er selbst. Zu seinem Erstaunen fand er im Stalle das Äffchen, das sein Instinkt auf der Flucht den richtigen Weg geführt hatte, in die Flanken seines noch schlummernden Rößleins eingeschmiegt. Erst bei der bald darauf stattfindenden Frühstückstafel erfuhr er, was geschehen war, und lachte sich halbtot darüber. Diese Heiterkeit wirkte ansteckend. Alle lachten wieder mit ihm und über ihn. Keines einzigen gute Laune hatte gelitten, denn Katzenjammer war diesen in Wind und Wetter gefestigten, von Alkohol und Nikotin immuni-

sierten Menschen ein fremder Begriff. Nur Jan mit der gebissenen Wange ging mürrisch umher und sah gar nicht mehr klug aus, denn sein gnädiger Herr und zugeheirateter Vetter hatte ihm vor dem Schlafengehen noch eine Ohrfeige hineingehauen, die ihn den Fußboden küssen ließ.

Eine von mehreren Forstbeamten geblasene Hornfanfare rief uns an die Gewehre. Schmalspurige Leiterwagen führten hinaus in das Revier. Nur der Rittmeister saß zu Pferde und sprengte mit seinen beiden Kosaken voran, in starker Faust eine mächtige Lanze schwingend, womit er dem braunen Gevatter unter Ausschluß jeglicher Feuerwaffe auf den Pelz rücken wollte. Wozu war er sonst Kosak und der Nachkomme eines Pappenheimers, wozu hieß er sonst Fürchtdichnit?

In wundervoller lichter Winterbläue wölbte sich der Himmel über der Flur. Und so warm schien die liebe Sonne herab, daß sie uns bald die Pelze von den Schultern herabschmeichelte und selbst das frostige Äffchen aus des Rittmeisters Satteltasche hervorlockte. Erst steckte es verschmitzt das Köpfchen heraus, dann turnte es hinauf auf die Kruppe des Rößleins, wo es so vergnügt herumsprang, als wäre es sein Lebtag ein Reiter gewesen. Von dort holte es sich Frau von Wolska in ihre Kalesche. Sie war kein ängstliches Weib und scheute weder Wolf noch Bär. Deshalb hatte sie dabei sein wollen. Fehlte ihrem Leben doch nur die Abwechslung. Schon die Ankündigung einer Bärenjagd hatte ihre Nerven angenehm angeregt. Um so höher schlug ihr Herz bei Erwartung der Gefahr selbst und rüttelte sie aus ihrer chronisch gewordenen Lethargie auf. Begreiflich, daß ihr das Äffchen eine unerwartete Freude bereitete und der Ausgang des gestrigen Abends sie mehr angeregt als entsetzt hatte. Demgemäß war auch ihre Ohnmacht keine ganz wirkliche, sondern nur ein in Szene gesetztes Verlegenheitsmanöver gewesen, um unliebsamen Fragen und Erklärungen auszuweichen. Denn weder sie noch ihr Mann wollten die Verwandtschaft mit dem klugen Jan, worauf er seine Unverschämtheit baute, eingestehen, noch konnten sie die Tatsache leugnen. Desto mehr gönnten sie dem Gemaßregelten die empfindliche Strafe. Ausnahmsweise hungerte er heute einmal, und zwar als Kutscher, da ihm die Wunde das Kauen verdarb, das verbundene Gesicht den feineren Tafeldienst unmöglich machte. Er saß auf dem Bock und schwor in seinem Herzen dem Affen, den er auf der schadenfrohen Herrin Befehl wieder vom Rittmeister hatte übernehmen müssen, neuerdings blutige Rache. Neben der gnädigen Frau machte sich Frater Aloysy breit. Zu seinen unbeschuhten Füßen stand ein ansehnlicher Korb mit Flaschen, deren Inhalt für den Durst der Herren während der Jagd bestimmt war. Aber vorläufig waren wir alle viel zu aufgeregt und von gegenseitigem Jagdneid geschüttelt, um an etwas anderes als an das seltene Wild zu denken, das uns vor den Lauf getrieben werden sollte. Wir umstanden eine etwa fünfzig Morgen große niedere und nicht allzu dichte Fichtenschonung, die frei im Felde lag. Seit vierundzwanzig Stunden sollte der Bär darin sein Lager aufgeschlagen haben. Nur wenige Treiber mit Klappern waren dazu bestimmt, ihn darin aufzustöbern und zum Ausbruch zu reizen. Vorsichtig drangen sie von allen Seiten in das junge Holz ein. Peter Nikiforowitsch hatte mit seinem Spieß seinen Stand so zwischen zwei firmen Schützen, wovon ich der eine war, angewiesen erhalten, daß ihre Büchsen auch

seinen Platz leicht bestreichen konnten. Doch war ausgemacht, daß keiner von uns beiden ihm in das Handwerk pfuschen dürfe, wenn das braune Onkelchen, der süße Gevatter, gerade ihm die Ehre erweisen sollte. Tatsächlich war auch die scharfe, geschliffene Kosakenlanze keine schlechtere Waffe gegen den Bären, als die in der Jagdwelt zum Abfangen von Wildschweinen übliche Saufeder.

Etwa hundert Schritt hinter dem Rittmeister waren seine beiden Ordonnanzen abgesessen. Sie hatten nach Lagerbrauch die Lanzen in die Erde gesteckt und sowohl ihren Pferdchen als dem Rößlein ihres Väterchens Peter, des Sohnes des Nikifor, die Vorderbeine zusammengekoppelt. So mochten ihre Lieblinge grasen, wo und wieviel sie wollten. Sich selbst suchten sie in möglichst enge Fühlung mit der unweit haltenden Kalesche der gnädigen Frau zu bringen. Sie kannten den Frater Alossy von der Kantine ihrer Kaserne her, wo er in ihrer lustigen Gesellschaft allezeit einen Schnaps hinter die Binde zu gießen liebte. Da hätten sie ihm nun gern ein Fläschchen aus dem Vorrat herausgelockt, den sie mit Entzücken zu seinen Füßen bemerkt hatten. Immer näher, aber nur Schritt für Schritt, um nicht gegen die Ehrfurcht zu verstoßen, die ihnen das Mütterchen, die hochwohlgeborene Frau Julia von Wolska, einflößte, pürschten sie sich, einem verstohlenen zwinkernden Augenspiel des Brüderchens Barfußgeher folgend, an den herrschaftlichen Leibwagen heran und hätten auch sicher ihren Zweck erreicht, wenn nicht die allgemeine Aufmerksamkeit von dem Geringeren wieder auf das Hauptsächlichere, das Bärentreiben, zurückgelenkt worden wäre.

In der Schonung kam es heran, brummend und grunzend. Etwas Braunes, Dickes, Kugliges wälzte sich zwischen den schwachen Fichtenstämmchen auf den Rittmeister zu. Kein Zweifel, das Onkelchen nahte. Mit festerem Griff umschloß meine Faust den Büchsenhals. Peter Nikiforowitsch selbst stellte sich in Positur. Er knickte mit einem hörbaren Knax sein falsches Knie ein und fällte, mit dem gesunden Auge die Richtung für den Stoß suchend und sein Köpfchen vorschiebend, die Lanze zur Attacke. Aber es kam weder zum Schuß noch zum Stoß. Denn was endlich vor den Lauf und den Spieß lief, war kein jagdbares Wild, wenn es auch als Bär angesprochen werden mußte. Trieben ihn doch die Treiber unter Fluchen und Lachen, Stockhieben und Fußtritten vor sich her, wie wenn sie ein widerwilliges Schwein zu Markte führten. Nur mit großer Mühe schoben sie endlich den Gevatter aus dem Wäldchen über den Graben auf das Feld hinaus, wo sich der Plumpsack alsbald auf den Rücken legte und alle vier Tatzen zappelnd in die Höhe streckte, gleich einem Hündchen, das unartig war und um Verzeihung bittet, weil es Furcht vor Strafe hegt. Und Furcht war offenbar auch der Bestie Beweggrund zu diesem, sonst Raubtieren gewiß nicht eigentümlichen Benehmen, das außerdem eine ungewöhnliche Zahmheit voraussetzte. Die Bestätigung davon brachten die beiden Kosaken, noch bevor wir anderen uns von unserer Verblüfftheit erholt hatten. Kaum daß sie den Bären und sein seltsames Gebaren erblickt hatten, schrien sie auf: „Ein Tanzbär, ein Tanzbär!“ Sie zeigten auf ihn, klatschten in die Hände und kamen in langen Sätzen herangesprungen. Sie ließen sich vor ihm auf die Fersen nieder, stemmten die Hände in die Hüften und streckten die Füße bald vor, bald zogen sie sie zurück. So tanzten sie, dazu die passende

Weise singend und pfeifend, den „Kosaczek“ in der Runde um ihn herum. Da erhob sich auch das braune Onkelchen schwerfällig, stand grinsend und zähnefletschend auf seinen mächtigen Hinterpranken und drehte sich im Kreise, den Baß hinzufügend. Fast traurig durchhallten die sonoren Töne die ruhige Luft und vibrierten von da zurück, als bildeten die warmen Sonnenstrahlen ihren Resonanzboden. Da stimmten auch die Treiber ein, klatschten in die Hände und stampften die Erde. Zwei musizierten dazu auf Kamm und Mundharmonika. Auch die hochwohlgeborenen Herrschaften schlossen sich an, und nicht am wenigsten zeigte Peter Nikiforowitsch, wessen er fähig sei. Er hatte sein künstliches Bein abgeschnallt und tanzte den „Kosaczek“ auf seinem einen gesunden, daß es war, als hätte ein Wirbelwind Kosakengestalt angenommen. Wie ein Blitz im Zickzack einherfährt, so knickte und knackte dieses einzige bestiefelte und bespornte Bein in sich zusammen, um ebenso blitzartig emporzuschnellen, sich mit seiner kompakteren Fortsetzung auf die eigene Ferse zu setzen und gleich darauf die Fußspitze nach vorn in die Luft zu strecken. Gleichzeitig ließ der geehrte Wohltäter, derart die Balance herstellend, die Lanze um seinen Kopf wirbeln und fluchte dabei so gotteslästerlich, daß kein Pappenheimer von ehemals je so geflucht hatte, kein Kosak von heute ihn darin übertreffen konnte. Und in diesen tollen Wirbel rief die „pani dobrodzieka“, die gnädige Frau, die sich dicht hatte heranfahren lassen, feurige, aufmunternde Worte, applaudierte rhythmisch und wäre am liebsten mit in den Reigen gesprungen. So angeregt hatte noch kein Auge die Dame gesehen. So voller Lust war sie nicht einmal gewesen, als sie in der Zeit ihres seligsten Liebesglückes mit Herrn Nestor von Herrensitz zu Herrensitz flog, um zum ersten Male nach ihrer Verheiratung an des Gatten Seite bei sich und den Nachbarn die tolle polnische Fastnacht, den Kulik, zu feiern. Sie strafte sich selbst, ihre Blasiertheit und Trägheit Lügen. Wie zu einem Wunder sah Frater Alojsy zu ihr auf, bekreuzte sich und bat seinen heiligen Schutzpatron um Beistand in der Versuchung. „Greif zum Fläschchen“, flüsterte ihm der Heilige ins Ohr, und er beugte sich, also beraten, zum Korbe herab. Da fuhr ihm das Äffchen über die Tonsur und flog, als wäre ein Pfeil vom Bogen geschnellt, von dort weiter, über die hohe Pelzmütze des erschreckten Jan und über die Säule weg, in das wilde Treiben. Erst hatte es von der Schulter der Herrin gleichgültig zugesehen, dann sich nachdenklich die glatte Kehrseite gekratzt und mit diesem Gedächtnisbehelf auf einmal in dem tanzenden Gevatter den treuen Kollegen und Reisegefährten durch die Städte und Dörfer des Landes erkannt, der ihm eines schönen Tages so abhanden gekommen war wie das dazu gehörige Kamel und der Kosakeninvalide mit der St. Georgsmedaille, der sie führte. Nun war es an dem alten Freunde in die Höhe geklettert und tanzte auf der breiten Schädelbasis des Bären, den Herr Nestor seinem Besitzer zur Abhaltung eines lustigen Treibens um ein gutes Stück Geld heimlich abgekauft hatte, den „Kosaczek“, wie er es gelernt hatte. Nur zierlicher und feiner als die seiner Sippe entsprossenen Repräsentanten des homo sapiens ringsum.

Das war die Bärenjagd des Herrn Nestor von Wolski! Weidmannsheil!



Unsere Gefangenen in Frankreich — und wir · Von Marie Diers

Die Menschen haben das unabweisbare Bedürfnis, sich in alles zu finden. Sie suchen sich aus den Trümmern des stürzenden Reichs, aus den Trümmern des eigenen Lebensglücks und reicher Zukunftshoffnungen immer noch ihr Stücklein Behagen heraus, und wenn's ein Ofeneckchen mit starkem Kaffee und Z'gare'ten ist, oder ein Konzert, ein Tanzvergnügen. Man muß „da 'mal heraus", man muß auch mal wieder lachen.

Gewiß. Dies ist ein Selbsterhaltungstrieb, den man nicht abschnüren soll. Wir brauchen noch so viel Kräfte für das kommende Leben, daß wir jeden auf die Weide gehen lassen sollen, wo er sie am besten findet. Wir wollen nicht sauer sehen, wenn die Jungen tanzen und die Alten einmal wieder von Herzen lachen. Es gibt Menschen, die den ganzen Ernst der Zeit auf starken Herzen tragen und die wir doch hin und wieder fröhlich und scheinbar sorglos unter Fröhlichen sehen.

Schlimm, ja zur herzlosen Selbstsucht wird unsere Entlastung erst dann, wenn wir in eigenen Lustgefühlen das Leiden, die Verzweiflung derer vergessen können, die zu derselben Stunde, da wir lachen, uns sättigen und in gewohnter, geliebter Arbeit stehen, in Feindesland wehrlos den Händen der entmenschtesten Schurken überliefert sind, die je, so lange die Erde steht, ihr scheußliches Handwerk betrieben haben.

Unsre Gefangenen in Frankreich! Ein volles Jahr nach beendetem Kriege noch nicht losgelassen, gehen sie in Qualen zugrunde, von denen wir uns keine Vorstellung machen können und — auch nicht wollen. So weit wie möglich schieben wir die Gedanken an ihr Leidensleben von uns ab.

Oder nicht?

Wer von uns besitzt das Buch, das zu einer Mark zu haben ist: „Deutsche Kriegsgefangene in Feindesland. Amtliches Material. Frankreich." (Herausgeg. von der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. Gedruckt in der Reichsdruckerei.) Dies Buch, das, allein von Frankreich handelnd, auf 309 Seiten die amtlichen Berichte über die Behandlung der Gefangenen, geordnet nach den einzelnen Gefangenenlagern, bringt. Und diese Berichte zeigen fast überhaupt keine Lichtblicke.

Wir lesen da vom Marschieren mit 80 Pfund schweren Sandsäcken, täglich zehn Stunden lang, acht Tage hindurch. Wir lesen, wie der Boden der Baracke abends unter Wasser gesetzt wird. So, nun legt euch zum Schlafen. Von den Schikanen und Mißhandlungen eines Geistlichen. Von der absichtlichen und boshaften Vernachlässigung durch die Ärzte. Von der Ernährung, die nicht ihren Namen verdient, bei der die Leute zu Skeletten abmagern. Vom Ungeziefer und dem oft tagelang völlig fehlenden Waschwasser. Von den Beschwerden, für die man regelmäßig bestraft wird, und die so gut wie nichts nützen. Krüppel werden vier Treppen hoch eingelegt und müssen sieben- bis achtmal zum Appell herunter und wieder hinauf. Als „Strafen": 60 Tage Dunkelzelle. Grauenhafte Miß-

handlungen, Daumenschrauben. Ein Kommandant sagt: „Ich will, daß meine Leute als Kadaver heimkehren. Die Hunde sollen so arbeiten, daß sie nicht mehr imstande sind, eine Familie zu ernähren.“ Ein Offizier läßt einen Verwundeten sich entkleiden und schlägt ihn mit der Gerte über die Wunden. Die ausgeklügeltesten Mißhandlungen betreibt ein Leutnant Duc de Vendôme, ein krankhafter Sadist, ohne daß jemand den Leuten zu Hilfe kommt.

Dieses war noch während des Krieges. Es ist ja nur ein winziger Teil des Geschehens. Kannten wir es damals in seinem ganzen Umfang? Im Vorwort des Buches heißt es:

„Die deutsche Regierung hat häufig die Veröffentlichung derartiger Vorgänge unterlassen, in der Befürchtung, daß sich deutsche Lagerorgane zu eigenmächtigen Vergeltungsmaßregeln gegen französische Kriegsgefangene könnten hinreißen lassen.“

Also darum! Wer hat noch lebendiges Blut in sich, das ihm nicht aufbrennt bei diesen Worten! Also um ein paar Franzosen vor etwaigen Übergriffen zu schützen — vor etwaigen nur! — darum hat man fein still geschwiegen und die Unsrigen ihren Peinigern ruhig überlassen! Gibt es etwas anderes als ein Pfui gegen diese schmachvolle Begriffs- und Gefühlsverwirrung, gegen dieses Schulbeispiel von der deutschen Krankheit der Feindesverehrung?

— Und dann war der Krieg vorbei. Und dann glaubten wieder die Idealisten bei uns, jetzt würde das vorbildliche, ritterliche Volk der Franzosen natürlich die Gefangenen höchst liebevoll behandeln, man könne sie ihm also ganz ruhig „ohne Gegenseitigkeit“ da lassen. Ja, ihr Idealisten, die ihr hier geborgen sitzt, ihr braucht ja den Jammer nicht zu sehen, ihr braucht euch ja solche schrecklichen Berichte nicht zu verschaffen, ihr könnt euch ja ruhig abwenden und sagen: „Ach, das ist ja alles nicht so schlimm, das ist ja alles namenlos übertrieben.“ Gewiß, gewiß, das ist alles so bequem, und **niemand in Deutschland hindert euch daran.** Die paar Aufgeschreckten, Besorgten, wenn es nicht gerade verzweifelte Angehörige sind, die lullt ihr noch mit euren Worten ein, die zieht ihr in eure bequeme Sicherheit hinüber. Das Land schläft oder tanzt, und seit dem Ende des Krieges ist es von drüben her fast stumm geworden. Jetzt haben sie das letzte Mittel verloren, das letzte kleine arme Mittel der Beschwerde. Das Berner Abkommen, schon vorher von den französischen Henkern verlacht, jetzt ist es hinfällig geworden. „Jetzt gibt es keine Reklamationen mehr!“ frohlocken sie. Die Schwarzen, denen im Aufbaugebiet die Schienen gefahren werden, grinsen die Unseren an, die sie vorbeischleppen müssen. Ja, die Kräfte der Schwarzen sollen erhalten werden, die der Unseren vernichtet. Wir Mütter, die wir unsere Jungen dahingegeben haben, wir sind ja vieltausendmal glücklicher als jene, denen sie noch leben. Sie ruhen in Frieden „und keine Qual rühret sie an“. Die Lebenden aber, ohne Hilfe aus der Heimat, ohne Erbarmen, sind die Verlassenen, die bei Unterschrift des Waffenstillstandes im Stich Gelassenen, jeder bestialischen Willkür schutzlos überliefert. Ganz schutzlos. Und Deutschland schreit nicht auf. Seine Idealisten, d. h. seine herzlosen Selbstlinge, machen die Augen zu.

Ja, sie sind stumm da drüben. Aber ihr Blut, ihr zerrissenes, geschändetes Menschenleben, es kommt nicht nur über die entmenschten Franzosen, es kommt auch über die, die ihrer vergessen haben und vergessen wollen in der Heimat!

Wir können uns nicht vorstellen, was das für Offiziere, Generäle und Frauen, Schwestern sind, die nicht so viel Scham im Leibe haben, daß sie wehrlose Menschen, Schwerverwundete oft, in feiger Gemeinheit mißhandeln. — Wir können uns manches nicht „vorstellen“, aber darum ist es doch da.

Stellen wir es uns lieber vor! Lesen wir die grauenhaften amtlichen Berichte! Achten wir es für eine Schande, dies Schreckensbuch nicht zu besitzen, es unserer Jugend vorzuenthalten. Schaudert uns davor? Können wir danach nicht schlafen? Wir wollen es nicht lesen, aber unsre deutschen Brüder können darunter sterben. Wir können ihnen doch nicht helfen? O, jämmerliche Ausrede der Bequemlichkeit! Wer anders denn soll ihnen helfen als wir, als das gesamte Volk? Die Regierung? Was bringt denn die fertig? „Proteste“, „Aufrufe“. Damit macht sie ja nicht einmal im eigenen Lande Eindruck.

Nein, wir, wir müssen's schaffen, oder wir sind schuldig an ihrem Untergang in Verzweiflung. Wenn wir erst einmal lesen, was drüben vorgeht, immerfort, jetzt noch und jetzt viel schlimmer, dann wird freilich unser Behagen gründlich gestört. Aber aus unsrer Unruhe, aus unsrem Entsetzen, das diese verbrecherische Stumpfheit durchbricht, wächst ein Sturm, der über die Welt braust, der das scheußliche Verhalten des gemeinsten Volkes der Welt zu einem Weltskandal macht, vor dem sich die Franzosen so fürchten, daß sie vor dem Erscheinen der Schweizer Kommission die Einrichtungen in den Lagern und Lazaretten veränderten, um sie nach dem Abziehen wieder in den alten Zustand zu bringen.

Wenn wir alle schreien, wenn keiner mehr feige oder bequem oder ängstlich und verzagt schweigt und sich zurückhält, dann schaffen wir die Heimkehr. Anders nicht. So lange freut sich Frankreich an den billigen Sklaven, an denen es jede Lust befriedigen kann.

Das wollen wir geloben und nicht wieder davon ablassen:

Jeder Atemzug soll uns bitter schmecken, jedes Lachen sei verpönt, bis diesen Greueln ein Ende gemacht sei. Noch sind unter uns Millionen und aber Millionen, die nicht verkommen und versumpft sind. Heraus mit allen Stimmen! Tretet zusammen, ruft in jeder Stadt, in jedem Dorf Versammlungen ein! Verbreitet die Berichte zu Hunderttausenden, facht das Feuer! Es ist genug geschwiegen und geduldet mit Schafsgeduld, die nichts nützt und nichts hilft, jetzt wollen wir Deutsche es einmal anders versuchen.

Helft euch selber, so wird Gott euch helfen!



Goldene Segel · Von Paul Wolf

Heilige Nacht —
Tiefblaues Meer der Ewigkeit!
Fernab von Raum und Zeit
Ziehen in hehrer Pracht
Deine goldenen Segel, die Sterne.

Mit der Menschen Sehnsucht beladen,
Schweben sie still zu weißen Gestaden,
Hin zu lichter, verklärter Ferne,
Wo auf Inseln seliger Geister
Waltet der Meister . . .



Weihnacht im Waldhaus
Von Bernhard Flemes

Das winterkalte Haus atmet warmes Behagen. Menschen, Menschen! Ihre Stimmen, ihre Schritte, der Qualm ihrer Pfeifen. Fichten schauen erstaunt die hellen Fenster. Füchslein schnuppert, springt entsetzt ab, als ein lautes Gelächter prasselt. Rehe am Bergsaum wittern Holzrauch, der die kalte Luft würzt.

Ab und zu öffnet einer von den dreien die Türe und tritt auf die Veranda, nimmt eine Lunge voll kühlen Tannenduftes mit in die Wärme, wirft sich in den Rohrsessel und haut sich schallend auf die Schenkel: Jungens, Jungens!

Es wird gegessen und getrunken; dann in den Schrank mit den Resten. Beine strecken sich behaglich unter den Tisch. Das Rohr der Sessel knistert. Sprungfedern vom Sofa seufzen. Einer stellt die Brasilkiste auf den Tisch, lange, schwarze, dicke Nudeln. Blaue Schlingen schweben, füllen den Raum. Genießerminuten. Die Schwarzwälder tickt. Augen verlieren sich auf alten Riedingerstichen. Der Kanonenofen glüht von den Buchenklötzen. Puttäpfel schmoren auf den Ringen, und alte Waldhaustage werden lebendig.

Wißt ihr noch — damals — —

Zehnmal ruft der Kuckuck.

Nun? — Jawoll! —

Einer erhebt sich schwer, holt von der Veranda die dickbauchige Bunzlauer Wasserkruke mit dem Weihnachtsfichtlein herein. Lichte werden befestigt. Die Lampe wird ausgeblasen, und die Kerzen funkeln in die rauchige Wärme. Der Schweiß wird von den Fenstern gewischt, und man sieht Fichtengezack vor hellem Nachthimmel.

Schweigen — Selbstverlorenheit. In den Augen blinken die Goldtropfen der Kerzenlichter. Ein Zweiglein flackert knisternd auf, verlöscht und qualmt. Süßer Weihnachtsduft füllt die Seelen. Erinnerungen werden wach, trübe und lichte. Über allen schwebt die unausgesprochene Kunde von Bethlehem. Jeder fühlt, daß in dieser Nacht blonde Engel durch den Weltraum schweben. Jeder weiß, daß es der andere fühlt. Drum braucht keiner davon zu sagen. Dies stumme Einverständnis wächst zu einem Kettlein, das die Seelen der drei miteinander verbindet. Und der Wald hängt mit an der Kette und das verschwiegene Haus im Walde. Alles Schöne der Welt hängt daran und alles Leid, das jeder von ihnen erlitten hat. Nicht eines von allen Dingen der Kette könnte gemißt werden. Komme, was kommen mag, — die Kette bleibt.

Leise löschen die Lichter aus. Noch eins leuchtet, wird kleiner, zuckt und vergeht. Einen Augenblick liegt Dunkelheit im Raume. Dann springt durch die Fenster ein silberner Ritter, steht kühl und leuchtend da: Mondenlicht!

Hoho! ruft einer fröhlich, und die beiden andern stimmen ein. Hinaus auf die Veranda!

Dunkel stehen die Fichten im bläulichen Licht. Sterne schwärmen. Im dicken Walde rufen Eulen. Kälte schauert, hinein!

Scheite aufs Feuer! Und dann Tee und Bücher, bis die Augen ermüden, bis die Lampe verlischt und der Mondenschein zwischen den atmenden Schläfern wacht.

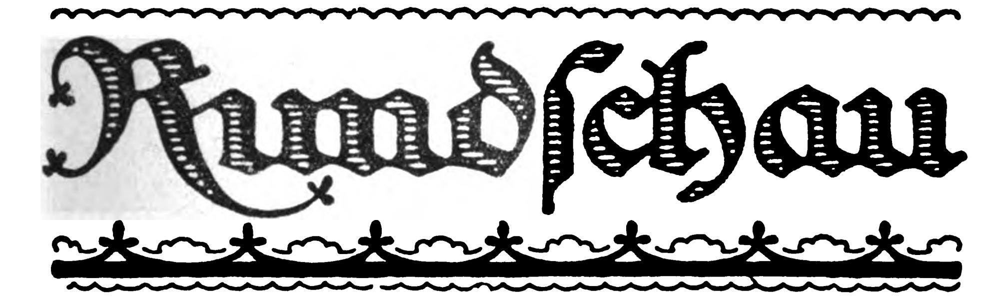


Arme Gasse · Von Hermine Ziegler

Geschwärzte Quadermassen, ungeschirmt
Bis an die fliehenden Wolken getürmt,
Der Himmelsstrich schmal hingezogen,
Vom Rauch der Essen aufgesogen,
Motoregeschotter und Pferdescharren,
Gepeitschte Gäule an Grünkramkarren
Und Kehrichtwagen und Eisengeklirr.
An jeder Ecke ein Menschengewirr,
Ein grelles Schild, — mit Schirm, — mit Hut,
Das prahlt und schreit und wichtigtut,
Dazwischen von Hitze und Dunst umsponnen
Die welken Gestalten der Hungerkolonnen
Und tausend Gehirne, die in Lasten
Versorgt und vergraben vorüberhasten.
Auf staubigen Borden ein dünnes Blühn,
Verkümmerte Zweiglein Birkengrün,
Gesimse, Gardinen, zerbeult und zerfetzt,
Stuben vom Brodem der Speisen durchsetzt,
Finstere Flure und Treppengehänge
Voll Weibergekeife und Kindergedränge
Und Hammerschläge und Singsanggeplapper
Und Jahrmarktspfeifen und Holzschuhgeklapper.

So liegt sie ganz in Schmerzen eingesargt.
Doch was der Tag an ihr auch kargt, —
Es kommt eine Stund' in der Mitternacht
Mit einem Stern über dem tiefsten Schacht.
Dann wachen die blinden Fenster empor,
Aus Kammern und Wänden geistert der Chor
Verseufzender Unrast und Schuld und Pein.
Von grünen Inseln kühlt still es herein
Und um der bleifarbenen Dächer Kranz
Webt eine Romantik aus Mondenglanz.





Tirpitz über unsere U-Boot-Politik

Tirpitz' „Erinnerungen" werden noch manchem schwere Gedanken machen und noch manche Feder in Bewegung setzen, für und wider ihn. Sie werden in mancher Bücherei neben Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" stehen, neben ihnen das politische Hauptlehrbuch vieler sein. Mit Ludendorffs „Kriegserinnerungen" werden sie die Hauptquelle der politischen Geschichte des Weltkriegs bilden. Wer dieser beiden berufensten Männer Bücher gelesen hat, weiß Bescheid über Deutschlands Schicksalszeit, weiß, wie und warum alles so gekommen ist. Zumal über die politische Geschichte der Seekriegführung, die in diesem Kriege eine ungeheure, verhängnisvolle Rolle zu spielen berufen war, geben uns des sachverständigsten Marine- und Staatsmannes Aufzeichnungen erschöpfenden Aufschluß. Auch hier werden nicht alle Tirpitz in allem recht geben — die Tirpitzfeinde ganz und gar nicht, aber auch in den Kreisen urteilsfähiger Beurteiler wird er in manchem, wie z. B. der Verwendung unserer Flotte in der ersten Kriegszeit, Widerspruch finden. Ungeteilte Zustimmung aber wird er bei allen Unvoreingenommenen mit seinen Darlegungen über den U-Boot-Krieg finden, diesen Krieg im großen Krieg, an dem zuletzt Sieg oder Niederlage hing.

Die ganze unglückliche diplomatisch-politische Geschichte des U-Boot-Kriegs rollt er vor uns auf; die Diplomatie und Politik des unseligen ersten Kriegsreichskanzlers steht in nackter Schönheit vor uns, das Hin und Her in den Entschlüssen der entscheidenden Person, die Zerfahrenheit an unseren leitenden Stellen wird hier erschreckend offenbar; es wird offenbar, wie in Deutschlands Schicksalsstunde „mit dem Seekrieg gespielt worden ist". Und an diesem Musterbeispiele sehen wir, wie, in welchem Geiste und mit welchen Mitteln unsere ganze Kriegspolitik geleitet worden ist!

Es ist ein überaus trübes Kapitel deutscher Geschichte, das Tirpitz hier vor uns entrollt. „Das Furchtbarste zu wissen ist, daß unsere heutige Lage nicht nur politisch, sondern auch militärisch vermeidbar war", schließt er sein Kapitel über den U-Boot-Krieg. Die ganze Tragik unserer letzten, über unseres Volkes Leben entscheidenden Geschichte spricht er damit aus.

Bezeichnend für die Art der Behandlung des U-Boot-Kriegs ist schon die Ausschaltung der maßgebendsten sachverständigsten Stellen — eben Tirpitz' — in der ganzen Frage. Schon beim ersten Auftauchen der U-Boot-Kriegsfrage Anfang 1915 blieb Tirpitz, der Staatssekretär des Reichsmarineamts, in dieser damals wichtigsten Frage seines Amtes ungehört. Der U-Boot-Krieg wurde über seinen Kopf hinweg eröffnet und in einer Form, die von vornherein kein Glück verhieß: ungeschickte Hände griffen ein, wo die geschickteste Hand nötig gewesen wäre. Sofort stand die ganze U-Boot-Kriegsfrage unter dem Zeichen Amerikas, der amerikanischen Noten und unserer unglücklichen Stellungnahme zu ihnen. Nachdem der U-Boot-Krieg einmal vor der ganzen Welt, mit einer gewissen Fanfare, aufgenommen war, galt es natürlich fest zu bleiben, sollte die Würde und damit die Macht des Reiches nicht einen schweren Stoß und die Zuversicht der Feinde eine verhängnisvolle Stärkung er-

fahren. Kaum aber traf die erste Note Amerikas gegen den U-Boot-Krieg ein, schlug die Stimmung des Auswärtigen Amtes — das doch auf eine solche Stellung Amerikas gefaßt sein mußte — sofort um. „Noch ehe der am 4. Februar geborene U-Boot-Krieg den ersten Atemzug getan hatte, eilten seine eigenen Väter erschreckt, ihn zu ersticken." Für die Beantwortung der Note wurde weder Tirpitz noch der Admiralstabschef gehört, vielmehr verhinderte Bethmann mit Hilfe des Marinekabinettschefs (seines Gesinnungsgenossen von Müller) ihre von dem damaligen Generalstabschef geforderte Hinzuziehung. Die Note ging ab, die das Hin- und Herfallen unserer Politik den Feinden in gefährlicher Weise enthüllen mußte, das so entscheidend für den weiteren Gang der Dinge war. Denn nach Tirpitz' sicher richtigem Urteil wäre bei höflicher aber bestimmter Ablehnung der Note damals und später eine Kriegserklärung Amerikas nicht erfolgt, ebenso kein Abbruch der Beziehungen. Amerika war noch nicht so verärgert und einseitig geworden, hatte noch Respekt vor uns und war noch nicht so sehr in seine Entente-Darleben verwickelt. Es war unerläßlich, von vornherein gegen Amerika eine offensive Notenpolitik hinsichtlich dessen unneutraler Haltung zu führen; gegen die Waffen- und Munitionslieferungen, die Handhabung der drahtlosen Telegraphie zuungunsten Deutschlands, die stillschweigende Anerkennung der völkerrechtswidrigen Blockade Englands, das Verfahren gegen unsere Auslandskreuzer oder gegen die neutrale Post usw. mußte Beschwerde über Beschwerde erhoben werden. Eine solche Politik Amerika gegenüber war ungefährlich, denn wir brauchten ja kein Ultimatum an den Schluß eines scharfen Protestes zu setzen. Wenn wir auch die im Krieg wachsende englisch-amerikanische Gemeinbürgschaft vielleicht nicht verhindert hätten, so wäre sie doch wahrscheinlich weniger gefährlich geworden. Wir hätten allen Elementen in den Vereinigten Staaten, welche der Richtung Wilsons widerstrebten, den Deutschen, Irländern, Quäkern, Baumwoll-Interessenten ein klares Stichwort gegeben, um welches sie sich hätten sammeln können. Die Methode, mit welcher wir die Amerikaner behandelten, schlug nie die richtigen Saiten an. Wenn wir sagten: „Ihr Amerikaner habt ja formell ganz recht, wenn ihr Munition usw. liefert, aber schön ist es nicht von euch", so bewirkten wir gerade das Gegenteil von dem, was wir wollten, wie die Folgezeit bewiesen hat, ganz abgesehen davon, daß tatsächlich die Umgestaltung Amerikas in ein Arsenal für unsere Feinde der Sache nach der unerhörteste Neutralitätsbruch war, den es gab. Das ungeheure Buch der unbekümmertsten englischen Völkerrechtsbrüche blieb in Amerika zugeschlagen und ungelesen. Man starrte immer auf die Seite, worauf der deutsche U-Boot-Krieg stand. An dieser Ungerechtigkeit der Welt hatte die Schwächlichkeit unserer Politik, die den Eindruck des bösen Gewissens hervorrufen mußte, wesentlichen Anteil. Vergebens hat Tirpitz wiederholt beim Reichskanzler auf den Charakter der Wilsonschen Politik hingewiesen und dringend befürwortet, mit dieser Tatsache sich abzufinden. Dadurch aber, daß wir eine gerechte und grundsätzliche Stellung nach der anderen räumten, haben wir nur erreicht, daß Wilson in seinen Ansprüchen und in seiner Taktik des Drohens immer weiterging. Forderungen, die wir noch in den ersten Kriegsjahren bei ruhiger Festigkeit ohne Gefahr eines Bruches hätten ablehnen können, haben sich mehr und mehr zu Prestigefragen verhärtet. Während unser Ansehen bei allen seefahrenden Nationen unermeßlichen Schaden erlitt, weil ihnen unser eigener Glaube an den Sieg erschüttert schien, haben wir Wilson immer mehr auf einen Standpunkt heraufgeschraubt, dessen Behauptung ihm schließlich zur Ehrensache geworden ist. Von den praktischen Vorteilen, die uns bei einer nachgiebigen Haltung von Bethmann, Helfferich, Graf Bernstorff u. a. eifrig in Aussicht gestellt wurden, ist uns nicht ein einziger zugefallen. Amerika hat uns auch nie wirklich greifbare Konzessionen gemacht. Bei der deutschen Illusionsfähigkeit kam es ohne solche aus. Mit dem Sinken unseres eigenen Prestiges und des Glaubens der Neutralen an unseren Sieg wurde auch der für uns allein richtige Weg einer politischen Neuwendung zu Japan und Rußland, je länger der Krieg dauerte, um so mehr erschwert.

Es kam die Torpedierung der „Lusitania". Tirpitz riet, es wäre jetzt dringende Staatsnotwendigkeit, den Rechtsstandpunkt zu wahren, Entgegenkommen gefährde unsere Stellung mehr als Festigkeit. Der Kaiser war damit einverstanden. Darauf wochenlanges Hin- und Herberaten zwischen den verschiedenen Reichsstellen, endlich im Großen Hauptquartier in Pleß Besprechung: Bethmann gegen den U-Boot-Krieg in dieser Form, der Kaiser noch für die Tirpitzsche Auffassung — fünf Tage später der Befehl des Kaisers, Passagierdampfer, auch solche des Feindes, nicht zu versenken! Nach diesem Befehl konnten in Wirklichkeit große Dampfer überhaupt nicht mehr angegriffen werden, denn für die U-Boot-Kommandanten war die Unterscheidung zwischen Passagier- und Frachtdampfer in den allermeisten Fällen unmöglich. Tirpitz und der Admiralstabschef waren auch hier wieder nicht gehört worden. Sie reichten wegen des Geschäftsverfahrens des Reichskanzlers ihren Abschied ein, der aber, bei Tirpitz in ungnädigster Form, abgelehnt wurde. Der U-Boot-Krieg wurde nach einer Methode weitergeführt, bei der er nicht leben und nicht sterben konnte, und wir Amerika gegenüber immer mehr ins Hintertreffen kamen, wie selbst Ballin schrieb: „Meines Erachtens hätte innerhalb 24 Stunden eine kurze Antwort dem Mr. Gerard zugestellt werden müssen. Daß wir wieder 14 Tage brüten, bringt die Amerikaner zu dem Eindruck, als hätten die deutschen verantwortlichen Männer wieder die Hosen voll. Daß die Leute in Washington Hemdärmelpolitiker sind, weiß man doch, und die Behandlung solcher amerikanischer Angelegenheiten müßte sich auf die Psyche dieser Nation einstellen."

Im Ausschuß des Reichstags erklärte der Staatssekretär des Auswärtigen, daß wir uns durch Amerika im U-Boot-Krieg nicht beeinflussen ließen, — kaum war der Reichstag nach Hause geschickt, ging Bethmann mit Admiral von Müller, aus Anlaß des neuen „Arabic"-Falles, mit aller Macht darauf aus, die Einstellung des U-Boot-Kriegs zu erwirken. Wieder Beratung beim Kaiser, der sich auf Tirpitz' Seite stellt, um am nächsten Tage auf Bethmanns Seite zu treten. „Jetzt fressen sie uns aus der Hand", äußerte damals Gerard, — er wußte nun, daß Amerika mit Deutschland alles machen konnte — und: „Jetzt muß entweder Tirpitz den Abschied nehmen oder Jagow." Sofort erschienen in englischen und amerikanischen Zeitungen Artikel über Tirpitz' Rücktritt, — also zum mindesten mit wohlwollender Billigung der deutschen Zensur, d. h. des Auswärtigen Amtes!

Der U-Boot-Krieg war nun zunächst erledigt, ein schallendes Triumphgeschrei Amerikas und unserer Feinde die Folge. Deutschland hatte in ungewöhnlichem Maße an Prestige eingebüßt. Die neutrale Welt war erfüllt von dem Zurückweichen Deutschlands, während die Stellung Wilsons überall und namentlich in Amerika in die Höhe schnellte.

Tirpitz bat wieder um seinen Abschied, der ihm auch jetzt wieder verweigert wurde — mit dem Hinzufügen: da ein Zusammenarbeiten des Reichskanzlers mit ihm in den Fragen der Seekriegführung ausgeschlossen sei, müsse auf seine regelmäßige, beratende Mitwirkung verzichtet werden! Nach seiner Erklärung, daß ihm dann das Verbleiben im Amte unmöglich sei, kam wieder die kaiserliche Zusage, daß seine Ansichten über alle wichtigen marinepolitischen Fragen eingeholt werden sollten. Der auf Tirpitz' Seite stehende Admiralstabschef wurde durch den damals ganz auf Bethmanns Seite stehenden Admiral von Holtzendorff ersetzt. Unser Botschafter erklärte in Amerika, der Kommandant des U-Bootes, das die „Arabic" versenkt, werde bestraft. Die U-Boote erhielten Befehl, bis auf weiteres überhaupt keine Passagierdampfer ohne Warnung und Rettung der Besatzung zu versenken, dann, jede Art U-Boot-Krieg an der englischen Westküste und im Kanal einzustellen und in der Nordsee nur noch U-Boot-Krieg nach Prisenordnung zu führen, — was praktisch gänzliches Aufhören des U-Boot-Kriegs bedeutete. Wenn man, sagt Tirpitz, diese Befehle und Gegenbefehle mustert, die zum Teil unausführbar waren, und ferner den Umstand bedenkt, daß sie erst durch die verschiedenen Kommandos an die einzelnen U-Boot-Kommandanten gelangten, so wird man verstehen können, welche Verwirrung und Erbitterung sich bei diesen herausbilden mußte



durch das unaufhörliche und sich oft widersprechende Eingreifen der politischen Leitung und des Kabinetts. Eigene Tatkraft, Auffassung der Kameraden und wohl auch diejenige der unmittelbaren Vorgesetzten drängten zur Leistung. Bestrafung und Kriegsgericht drohten den tapferen U-Boot-Kommandanten, wenn sie die unklaren Befehle mißverstanden oder irgendwelche politischen Schwierigkeiten sich zeigten. Wie anders hat England in ähnlichen Fragen der Seemacht verfahren! Seit Jahrhunderten gilt dort der Grundsatz, daß alle Handlungen der britischen Seeoffiziere nach außen gedeckt wurden, wenn sie nur energisch waren.

Mit welchen Mitteln Bethmann den U-Boot-Krieg zu verhindern suchte, dafür sind die Vorspiegelungen der Obersten Heeresleitung gegenüber bezeichnend. Im Herbst 1915 hieß es aus dem Auswärtigen Amt: Bulgarien könnte sich durch unseren U-Boot-Krieg abhalten lassen, uns beizutreten. Mitteilungen von Enver, Äußerungen von Radoslawow und vom Botschafter Wangenheim bestritten diese Annahme auf das entschiedenste, und eine holländische Pressemeldung besagte im Gegenteil, daß Bulgarien gezögert hätte, das Bündnis mit uns zu schließen, als es sah, wie wir nach dem Arabic-Fall vor Amerika und England Kotau machten. — Ein Jahr später dasselbe Schauspiel: Bethmann redete der Obersten Heeresleitung vor, Holland und Dänemark könnten auch noch in den Krieg gegen uns treten, wenn wir den U-Boot-Krieg aufnähmen — woran beide gar nicht dachten. Beide Male gelang es Bethmann auf diese Weise, die Zustimmung der Obersten Heeresleitung zum U-Boot-Krieg zu hintertreiben (man lese darüber auch Ludendorffs „Kriegserinnerungen"!), und dem deutschen Volke wurde dann vorgeredet, die Oberste Heeresleitung sei gegen den U-Boot-Krieg, an ihrem Widerspruch sei er gescheitert! Einsprache der zu Unrecht beschuldigten Männer (auch darüber lese man Ludendorff!) bei Bethmann halfen nichts, die Öffentlichkeit wurde nicht aufgeklärt.

Im Dezember 1915 wurde auch die prächtige Note Österreichs zum „Ancona"-Falle durch unser Auswärtiges Amt alsbald wieder um ihren Erfolg über Wilson gebracht!

Das Jahr 1916 brachte eine weitere Verschärfung unserer allgemeinen Kriegslage. In schroffem Gegensatz zu der Anschauung des Kanzlers war Tirpitz sich schon damals darüber klar, daß eine weitere Verzögerung des U-Boot-Krieges die höchste Gefahr mit sich brächte, — er schloß eine Denkschrift mit folgenden Sätzen, die sich zum Unglück Deutschlands später als nur zu richtig erwiesen: „Unbedingt notwendig ist die alsbaldige und rücksichtslose Einsetzung der U-Bootswaffe. Ein längeres Hinausschieben des ungehemmten U-Boot-Krieges würde England Zeit zu weiteren militärischen und wirtschaftlichen Abwehrmaßregeln lassen, würde unsere Verluste später nur erhöhen und den baldigen Erfolg in Frage stellen. Je eher die U-Bootswaffe eingesetzt wird, desto eher wird der Erfolg eintreten, desto rascher und energischer wird Englands Hoffnung, uns durch einen Erschöpfungskrieg niederzuringen, vereitelt werden. Mit England ist aber auch der Koalition unserer Gegner das Rückgrat gebrochen." Auf den unbelehrbaren, ängstlich immer nur auf das Nächste starrenden Bethmann konnte das natürlich keinen Eindruck machen. Dem Kaiser konnte Tirpitz noch persönlich sagen, es dürfe nicht mehr gezögert werden, er müsse zu einem Entschluß kommen, es handele sich für das Deutschtum um den Daseinskampf.

Der entscheidende Vortrag beim Kaiser fand am 6. März 1916 statt, und zwar, trotz der oben erwähnten kaiserlichen Zusage, auf Betreiben Bethmanns und Müllers, ohne Hinzuziehung Tirpitz'. Auf eine Anfrage wurde ihm ausdrücklich bestätigt, „der Kaiser habe die Anwesenheit des Herrn Staatssekretärs nicht befohlen". Tirpitz bat um seinen Abschied. Das Maß der Kränkungen und Demütigungen war voll; vor allem aber: er sah uns zum Abgrund rollen und konnte die Vertretung vor dem Reichstag und die Verantwortung vor der Nation für das Wagnis einer weiter hinzögernden Kriegführung nicht mehr tragen. Trotzdem nahm er seinen Rücktritt nicht leicht, da er die Gewißheit besaß, daß er die Siegeszuversicht der Feinde beleben würde. So bot er auch dem Kaiser an, seinen Abgang durch Krank-

heitsgründe unauffälliger zu gestalten; diese Handhabe wurde nicht ergriffen, es sollte eben aller Welt recht deutlich gemacht werden, daß der Kaiser mit der Tirpitzschen Politik nichts mehr zu tun haben wolle, — damit sollte wohl vor allem bei England und Amerika gut Wetter gemacht werden. Wilhelminische und Bethmannsche Politik! Ein zweiter Fall Bismarck!

An Tirpitz' Stelle trat sein langjähriger nächster Mitarbeiter (Capelle), bis dahin entschiedener Anhänger des U-Boot-Kriegs, der aber jetzt sich bereit finden ließ, auf die Verpflichtung einzugehen, in allen maritim-politischen Fragen sich dem Reichskanzler anzuschließen.

Am 24. März 1916 wurde der französische Dampfer „Sussex" mit einer großen Anzahl englischer Truppen an Bord torpediert. Es erfolgte Wilsons „Niederboxungsnote". Tirpitz schickte dem Kaiser eine Denkschrift mit der dringenden Bitte, Wilson nicht nachzugeben. Sie kam den U-Boot-Gegnern in der Umgebung des in der U-Boot-Frage doch wieder schwankend gewordenen Kaisers sehr ungelegen. Er neigte einmal wieder zu Tirpitz, die Einwände des Kanzlers blieben zuerst ohne Erfolg, auf starkes Bedrängtwerden durch den Kabinettschef von Müller, der sich im ganzen Krieg als der böse Geist der Marine erwies, gab er dem Kanzler schließlich nach. Das Verlangen Wilsons nach Bestrafung des U-Boot-Kommandanten, der die „Sussex" torpediert hatte, wurde vom Kaiser in höchsteigener Person erfüllt — der kommandierende Admiral des Marinekorps in Flandern, der zuständig gewesen wäre, ließ keine Bestrafung eintreten, da der U-Boot-Kommandant im Recht gewesen war. Der schwache Rest von U-Boot-Krieg, den wir noch gehabt hatten, erlosch praktisch, ausgenommen im Mittelmeer.

Die Sussex-Note war ein entscheidender Wendepunkt des Kriegs, der Beginn unserer Kapitulation. Alle Welt sah, daß wir vor Amerika niederbrachen. Seit dieser Entscheidung ging es mit uns rückwärts. England wurde von der stärksten materiellen Lebensgefahr befreit, welche es je im Lauf seiner Geschichte bedroht hatte. Indem das deutsche Volk das Gnadengeschenk des U-Boot-Kriegs, das ihm als letzte Chance in den Schoß gefallen war, verschmähte, entschied es nicht nur seinen eigenen Austritt aus der Reihe der Weltvölker, sondern verstärkte auch den Willen Englands, nunmehr durchzuhalten bis zur völligen Vernichtung des deutschen Volkes.

Der U-Boot-Krieg, im Frühjahr 1916 schrankenlos aufgenommen, hätte die Engländer zu einer Stimmung gebracht, die zu einem annehmbaren Friedensschluß ausgereicht hätte. Im Frühjahr 1916 war freilich kein Monat mehr zu verlieren, nicht nur wegen des Wachstums der feindlichen Abwehrmaßnahmen, sondern auch wegen des Rückgangs unserer eigenen Widerstandskraft. Wenn dann nach längstens einjährigem Frachtraumkrieg in England die Not gefühlt worden wäre, würden die Moral unseres eigenen Volkes und seine Kraftreserven noch so hoch gestanden haben, daß wir die Wirkung abwarten konnten. Englische Bekenntnisse bestätigen, in welche Lebensgefahr England damals durch den U-Boot-Krieg geraten wäre, daß dieser die größte Gefahr gewesen, der dieses Land jemals gegenüberstand, daß Deutschland der Siegespreis entrissen wurde, gerade als es ihn fast mit Händen greifen konnte. Man kann nur mit Tirpitz sagen, daß diese Bekenntnisse den deutschen Patrioten wahnsinnig machen könnten.

Unser U-Bootssieg war nur in einer bestimmten Zeitspanne zu gewinnen, diese Zeitspanne haben wir mit Angst und Hoffnung auf Wilson versäumt. Die Engländer würden damals den Krieg verloren haben, wenn wir den Mut gefunden hätten, ihn zu gewinnen. Unser Verhalten im Frühjahr 1916 sagte der ganzen Welt mit Ausnahme einiger deutschen Diplomaten und Demokraten: Deutschland geht unter!

Die Vorgänge, die endlich zur Aufnahme des uneingeschränkten U-Boot-Kriegs führten, sind wieder bezeichnend für die Unordnung und Halbheit der Bethmannschen Regierungsweise. Während Bethmann mit Wilson Verhandlungen über einen erträglichen Frieden führte, ließ er zugleich den U-Boot-Krieg hineinplatzen! Persönlich widerstrebte Bethmann dem U-Boot-Krieg und ließ ihn doch zu, ohne die Folgerungen für seine Person zu ziehen. Ein

Unglück war es jedenfalls, daß der U-Boot-Krieg nun von einem Staatsmann geleitet wurde, der ihm mit ablehnenden Grundgefühlen gegenüberstand und ihn deshalb so, wie er ihn bisher verhindert hatte, nunmehr auch in diesem letzten Stadium noch lähmte. Der Urfehler unserer ganzen Kriegführung, der Mangel einer dem englischen Kriegswillen ebenbürtigen Festigkeit bestand fort, solange das Bethmannsche System am Ruder blieb.

In einem Briefe an Ballin Juli 1917 hat Tirpitz kurz alles zusammengefaßt, was sich über unsere U-Boot-Kriegs-Politik damals schon sagen ließ, und im Schlußwort seines U-Bootkriegs-Kapitels spricht er sich noch einmal über all unsere Fehler und Sünden in dem langen und peinvollen U-Boot-Kapitel aus. Es ist mit das Schwerste und Schmerzlichste, was ein Deutscher lesen kann.

Tirpitz zieht den Schleier weg von vielem, was ungewußt und unverstanden für viele hinter uns liegt. Möchte das deutsche Volk noch einmal daraus lernen — möge es jedenfalls wissen, wie dieser Krieg verloren ging, wo letzten Endes die Schuld an unserem ganzen Unglück liegt. Bei Tirpitz, bei den „Alldeutschen", bei allen denen, die den U-Boot-Krieg wollten, zur rechten Zeit wollten, wahrlich nicht, sondern bei denen, die ihn nicht wollten, ihn verhinderten, bei den entscheidenden Stellen, vor allem bei der einen, der ein unseliges Geschick in Deutschlands Schicksalsstunde die ausschlaggebende Macht in die schwachen, ängstlichen Hände legte. Kein Staatsgerichtshof, keine, wie es scheint unheilbare, Verblendung unserer alten U-Boot-Kriegsgegner kann daran etwas ändern!

Albert Klein



Das Spiel des Lebens

Und wenn es köstlich gewesen, so ist es Müh' und Arbeit gewesen." Dieses tiefste Wort der reifen Lebenserfahrung eines ganzen Volkes ist eigentlich nichts anderes als der Schlußstein unserer ganzen modernen Wissenschaft vom Leben. Mit tausend gelehrten Büchern und dem ganzen schimmernden Gewand philosophischen Scharfsinns kann man es nicht reifer, einfacher und tiefsinniger sagen, was auch noch heute als der ganzen Weisheit letzter Schluß gilt: kein Leben ist möglich und keines hat Wert, wenn es nicht ein stetes Ringen um sein Selbst gewesen.

Jeder einzelne fühlt das in jedem Augenblick in der eigenen Brust. Aus stetem Hemmen und Streben setzt sich schon die Kette der Stunden zusammen, in ununterbrochenem Kampfe liegen in uns Befriedigung und Wunsch, Gut und Böse, Übersättigung und Hunger, Sehnsucht nach Ruhe und Arbeitsfreude, Kraft und Schwäche. Mit tausend Namen deckt sich dieses rastlose Wechselspiel der Gegensätze zu, aus denen das Leben aufgebaut ist, und wenn es köstlich gewesen, so war es das nur aus diesem Kampf und stetem Sieg um das Bestehen in der harten Schule des Daseins.

Aus dieser rein menschlichen und auch dem einfachsten Geist bewußten Quelle floß für die Wissenschaft eine ihrer glänzendsten Entdeckungen, die einer ganzen Menschheit so bedeutend erschien, daß sie darob ihres höchst einfachen und natürlichen Ursprunges vergaß.

Sechzig Jahre werden es, daß dieser blendende Gedanke ans Tageslicht trat, den inneren Kampf ums Leben auf die äußere Welt zu übertragen, als Kampf ums Dasein und Überleben der Tüchtigsten.

Wir haben es schon vergessen, welchen Taumel von Begeisterung einst dieser, heute sehr gewöhnlich erscheinende Vorschlag hervorgerufen hat. Aber wir können ihn nachfühlend begreifen, wenn wir bedenken, daß er die Zauberformel war, durch die unsere Väter und Großväter die Schönheit und den ganzen Sinn der Welt verstehen lernten.

Alles kann nur durch Kampf bestehen. Und wo ein Beharren ist, dort war es auch der Siegespreis für Tüchtigkeit. Diese Moral leuchtete ein und gestaltete nicht zum wenigsten die Welt um zu einem bewußten Kampfplatz der Begabungen. Der großartige wirtschaftliche und industrielle Wettkampf innerhalb und außerhalb der Völker, diese letzte Quelle des Krieges von heute, ist nichts anderes als der bewußt gewordene Ausbau der Darwinschen Idee, die freilich nie zu solch allgemeiner Anerkennung gekommen wäre, wenn sie nicht einfach der Ausdruck eines überall gültigen Naturgesetzes wäre.

Deshalb fand man diesen Kampf der Teile auch vom größten bis zum kleinsten in den lebendigen Wesen selbst, deren einzelne Organe miteinander ringen, sich gegeneinander durchzusetzen suchen und nur dadurch zu jener wunderbaren Harmonie gelangen, die jeden zur Bewunderung hinreißt, der die Gesetze eines lebendigen Wesens kennt. In stetem Hemmen und Streben zweier feindlicher Gewalten, die sich gegenseitig im Schach halten, verläuft das Leben jeder Pflanze und jeden Tieres, so gut wie unser eigenes Dasein. Stetem Aufbau steht ein ewiger Zerfall entgegen, auf jede Handlung folgt gesetzmäßig eine entsprechende Reaktion. Nur ein einziger Teil bleibt in seinem Kern unberührt von diesem Gesetz. Und das ist der Keim aller Lebewesen. Zwar ist auch er dem Kampf ums Dasein ausgesetzt, und alles Lebensfeindliche trachtet letzten Endes gerade ihn zu zerstören, aber zu seiner Sicherung ist auch schließlich der gesamte Organismus aufgeboten und wohlbewacht, geschützt im tiefsten Innern, opfern sich für sein Wohlergehen nach und nach alle Teile, nur damit die kostbare Flamme nicht erlösche, aus der eben auch immer wieder alle Teile von neuem hervorgehen können. Es sind zwar oft auch diese Teile befähigt, sich und sogar mehr als sich selbst zu erneuern (Regeneration nennt das die Naturforschung), aber die Wiederherstellung des Ganzen ist nur einem einzigen kostbaren Organ gestattet, und darum dreht sich zum Schluß der gesamte Lebenskampf um seine Erhaltung oder Zerstörung.

Mit seltsamem Auge blickt man von nun an auf die Natur, wenn man einmal diese tiefsten Gesetze des Seins erfaßt hat. Man sieht dann den tragischen Kampf auch im Leben der einfachsten Blume. Wie der im Boden steckende Keim sie aus sich heraus entfaltet, aber sofort alles, was er hervorbringt, in zwei Lager spaltet. Gleich zeigen sich zwei Pole: die Wurzel und der Sproß. Sofort beginnt das Leben als polarer Vorgang: Aufnahme und Abgabe, Einatmung und Ausatmung, Aufbau und Zerfall. Wie zwei Dämonen ringen Leben und Tod miteinander vom ersten Augenblick des Daseins an. So entfaltet sich Blatt um Blatt, wenn auch jedes dem anderen Konkurrenz bereitet, aber schon am ersten Tag ruht im Sproßpunkt wieder der neue Keim des Ganzen. Aus ihm entfaltet sich die Blüte, er bleibt als Frucht allein erhalten, auch wenn alles verwelkt und abgestorben ist im Kampf des Lebens. In ihm eingeschlossen ruhen wieder alle Gegensätze, die beiden neuen Pole, aus denen immer wieder der gleiche wunderbare Bau entstehen wird, in dem das heilige Feuer des Lebens unterhalten wird.

In die kristallene Schale dieser Gesetzmäßigkeiten eingeschlossen erscheint so dem Denker die gesamte lebendige Natur, und wie eine tiefernste, tröstende Mahnung spricht uns seine Stimme an: Ertrage Kampf und Not, versteh' den Zwiespalt der Welt und deines Innern, sie sind dein notwendiger Anteil am Leben und dein Gesetz!

Wer das einmal im Innersten erfaßt hat, dem hat sich etwas aufgetan von dem festigenden, sittliche Kraft verleihenden Wunder einer wahren Philosophie. Er wird sich verbunden fühlen mit der ganzen Welt und von nun an sein Schicksal gelassen und mit Würde ertragen. Er wird aber auch erkennen, daß diese Einsichten, so modern sie auch klingen in der Sprache der neuesten Naturwissenschaft, ein uraltes Gut der Kulturmenschheit sind und immer wieder in anderen Worten, Symbolen und Gleichnissen eigentlich von allen Religionsstiftern und großen Denkern der Menschheit gesagt worden sind. Freilich sind die Wahrheiten oft tief vermummt, und das ist auch gut so, denn weit mehr Menschen ist es gegeben, in bildhaften

Gleichnissen erfühlend ein Wissen aufzunehmen, als denkend in abstrakten Formeln einer kalten Wahrheit sich zu nähern.

Und so mögen denn viele aufhorchen, wenn sie vernehmen, daß es neuestens ein Spiel gibt, in dem alles vorhin Gesagte von den großen Gesetzen des Lebens wie in einem tiefsinnigen Gleichnis wiederkehrt. Das ist das „Organische Schach", das berufen zu sein scheint, das geistvollste aller Spiele noch an Ideenreichtum zu steigern und mit neuem, ungeahntem Leben zu erfüllen.

Wenn man versucht, die vorhin zergliederten Gesetze des Lebens auf das Schach anzuwenden, wird man erstaunt sein, wie vollkommen sie sich in den Situationen der Welt auf den 64 Feldern widerspiegeln. Denn das Schachspiel ist doch nichts anderes als ein Vorgang, der sich aus stetem Hemmen und Streben zweier Kräftegruppen aufbaut, aus einem Kampf, in den alle Teile eines vielgestaltigen Organismus eingreifen und sich gegeneinander durchzusetzen suchen, genau so wie die einzelnen Organe in den lebendigen Wesen. Das Kostbarste ist in diesem Kampf ein Teil, der das Ganze repräsentiert, der daher auch den althergebrachten Namen König (vom altpersischen Königsnamen Schah rührt dann auch die Bezeichnung des Spieles selbst her) führt. Er wird bewacht, geschützt, für sein Wohlergehen opfern sich nach und nach alle Teile. Weil er die natürliche Rolle des Keimes hat, gehen in der neuen Spielart des Schaches auch die gesamten anderen Figuren so aus ihm hervor, wie die Zellen eines Organismus aus dessen erstem Keim. Der ganze Kampf der Schachspieler dreht sich um seine Erhaltung oder Zerstörung.

Das alles aber spielt sich genau so wie im Leben polar ab, und wenn vorhin gesagt wurde, daß in jedem lebendigen Wesen Leben und Tod wie zwei Dämonen miteinander ringen, so versteht man nun erst den unendlichen Reiz des Schachspiels, der es seit Jahrtausenden zur unsterblichen Erholung aller Denker gemacht hat, es besitzt eben den gleichen Zauber wie der Kampf ums Dasein selbst, der letzten Endes doch die höchste Lust für alle Starken ist.

Es ist damit eine neue Deutung des Schachspieles gegenüber der herkömmlichen, die darin nur ein Abbild des Krieges sehen wollte, gegeben, deren Tiefsinn sich völlig nur dem erschließt, der es versucht, auf diese neue „organische Weise" Schach zu spielen. (Eine Anleitung dazu erscheint im Verlag Veit & Cie., Leipzig, unter dem Titel: R. Francé, Die organischen Gesetze des Schachspiels.) Aber viel mehr als das. Durch das „organische Schach" ist auch ein Bildungsmittel gewonnen, um wirklich spielenderweise durch eigenes Denken in alle großen Lebensgesetze verständnisvoll einzudringen. Hat es sich doch gezeigt, daß es sogar geeignet ist, um der Forschung wie in einem mechanischen Modell Berechnungen über sonst experimentell nur schwer auszuführende Variabilitäts- und Vererbungstatsachen zu gestatten.

Damit hebt sicher eine neue Ära des Glanzes für das altehrwürdige Schachspiel an, das vielleicht erst jetzt zu seiner wahren kulturellen Bedeutung gelangen wird, seitdem es sich von dem Spiel des Krieges in das Spiel des Lebens umgewandelt hat.

R. H. Francé

Soziale Lohnzahlung

Die „Leipziger Volkszeitung" brachte kürzlich unter der Überschrift „Ein Beitrag zu den ‚hohen Arbeiterlöhnen'" eine ebenso bezeichnende wie lehrreiche Zuschrift zum Abdruck. Sie lautete mit den Zusätzen der Schriftleitung:

„Als Familienvater von acht Kindern will ich Ihnen den Beweis erbringen, daß ein Arbeiter bei den heutigen Verhältnissen in kurzer Zeit mit seiner Familie zugrunde gehen muß. Die Arbeitskraft läßt infolge der Unterernährung immer mehr nach. Da wird über unerhörte Lohnforderungen geschrieben und auf die Arbeiter geschimpft, aber als ehrlicher

Arbeiter mit größerer Familie weiß man heute keinen Rat mehr, wie man auskommen soll. Das älteste meiner acht Kinder, die alle schwächlich sind, ist zwölf Jahre alt. Meine Frau ist blutarm und nervenleidend. Ich bin nach achtstündiger Arbeitszeit zum Umsinken erschöpft infolge der Entbehrung an der Front während der vierjährigen Dienstzeit. Um alles kaufen zu können, was meiner Familie zusteht, müßte ich zwei Drittel mehr verdienen, als ich Lohn erhalte. Seit meiner Entlassung, Dezember 1918, habe ich den letzten Notpfennig zugesetzt und obendrein noch Schulden gemacht, aber wie soll es nun in Zukunft werden? Da steht man als ehrlicher Arbeiter vor einem Rätsel; und da soll der Arbeiter alles ruhig hinnehmen. Die ausländischen Lebensmittel kann ich nicht kaufen. Dabei haben sich die Kinder schon seit einem Vierteljahr auf die Nahrungsmittel gefreut. Jetzt ist ihre Enttäuschung groß. Ich habe über Einnahmen und Ausgaben Buch geführt.

Der Arbeiter hat uns das Budget der letzten fünf Wochen geschickt. Es genügt, wenn wir zur Illustration die Einnahmen und Ausgaben einer Woche veröffentlichen. Sie betrugen in der Woche vom 12. bis 19. April 1919:

45 Pfund Brot 11,70 ℳ, 50 Pfund Kartoffeln 6 ℳ, 2 Pfund Butter, Marmelade und Margarine 8,60 ℳ, 6 Pfund Hering 9 ℳ, 4 Pfund Schellfisch 7,60 ℳ, 5 Pfund Zuckerhonig 4 ℳ, 2 Pfund Dörrkraut 4,80 ℳ, 15 Pfund Möhren 3 ℳ, 10 Pfund Kohlrüben 1,20 ℳ, 5 Pfund Spinat 3,20 ℳ, 4 Pfund Fleischwaren 9,60 ℳ, 2 Pfund Zucker 1,08 ℳ, 3 Pfund Salz 60 ₰, 3 Pfund Zwiebeln 1,35 ℳ, 5 Pfund Graupen 2,40 ℳ, 10 Stück Eier 5,60 ℳ, Gewürz 2,05 ℳ, Kaffee und Tee 4 ℳ, Kleidung und Schuhwaren 8,60 ℳ, Verband und Partei 1,35 ℳ, sonstige Ausgaben 3,60 ℳ, Miete 8 ℳ. Zusammen 121,58 ℳ Ausgaben. Verdienst 80 ℳ. Fehlbetrag 41,50 ℳ.

Das Defizit in einer weiteren Woche beträgt 24,90 ℳ, dagegen steigt es in den anderen Wochen infolge Lohnausfalles bis auf 80 ℳ. Seit Januar betragen die Einnahmen 967 ℳ, die Ausgaben 1976,30 ℳ. Natürlich kann es in dieser Weise nicht so weiter gehen. Gelingt es dem Mann nicht, einen höheren Verdienst zu erreichen, so muß die Familie noch mehr darben, da in der letzten Zeit die Lebensmittelpreise rasend gestiegen sind. Und da zetert man über die hohen Arbeiterlöhne und verdammt die sogenannten wilden Streiks, während die Arbeiter gezwungen sind, Lohnforderungen zu stellen und sie durchzusetzen, um sich und ihre Familie notdürftig über Wasser zu halten."

Es gibt wohl kaum ein Beispiel, das geeigneter wäre, als diese Zuschrift, auf die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Art der Lohnzahlung hinzuweisen. Es ist ja selbstverständlich, daß ein Familienvater mit einer zehnköpfigen Familie mit 80 ℳ Wochenlohn gegenwärtig nicht auskommen kann. Dagegen nicht so selbstverständlich ist die Folgerung nach höherem Lohn. Denn die trifft das ganze Problem nicht. Daß der einfache Mann an sich nicht weiter denkt, kann man ihm nicht verübeln. Für ihn ist bei dem Nichtauskommen der nächstliegende Schluß der auf höheren Lohn. Denn natürlich will er aus seiner wirtschaftlichen Not heraus. Aber mit einer gleichmäßigen Lohnsteigerung ist das nicht getan, denn eine solche bringt nur auf der anderen Seite eine Erhöhung der Preise der Erzeugnisse. Es liegt ja in diesen Zusammenhängen etwas von einer Schraube ohne Ende. Und damit ist natürlich dem notleidenden Familienvater nicht geholfen. Der Sozialismus und mit ihm der soziale Staat wollen doch jedem Menschen ein gewisses Maß von Lebensmöglichkeit sichern. Tun sie denn das wirklich bei der heutigen Art der Lohnbemessung? Zugegeben, daß viele Arbeiter früher recht schlecht und unauskömmlich für ihre Arbeit bezahlt wurden. Dennoch liegt eben nicht die Lösung der ganzen Frage in der Art, wie bisher Lohn gezahlt wurde. Nämlich nach dem Grundsatz: Gleiche Arbeit, gleicher Verdienst. So verlockend auf den ersten Blick ein solcher Grundsatz aussieht und so sozial gerecht er zu sein scheint, so sozial ungerecht muß er in Wirklichkeit wirken. Denn in der Tat wird dadurch der größte Unterschied geschaffen. Es bekommt ja ein Lediger, der die gleiche Arbeit leistet wie ein Verheirateter oder der Vater einer zahlreichen Familie, den

gleichen Lohn. Also nach unserem Falle wöchentlich 80 ℳ. Das aber bedeutet für den einen — ich nehme an, den Verheirateten — eine Entlohnung, die gerade ausreicht, für den Ledigen eine wesentliche Steigerung der Lebenshaltung, für die kinderreiche Familie aber Hunger und Elend. Und dieser ist auch nicht geholfen, wenn der Wochenlohnsatz schematisch heraufgesetzt wird, denn dadurch wird den anderen ein weiterer erheblicher Vorteil gewährt, während der Familienvater trotz alledem erheblich zurückbleibt und nicht aus seinen Nöten herauskommt. Ist das wirklich der Gedanke des Sozialismus? Solange man an den Arbeiter allein denkt, mag das wohl richtig erscheinen. Bei dem ungleichen Familienstande wird aber dadurch der erste Grundsatz des Sozialismus, jedem Gliede des Staates ein Existenzminimum zu sichern, bei gleicher Lohnzahlung nicht nur durchbrochen, sondern geradezu gegenstandslos gemacht. Unser Beispiel zeigt, daß eben der Lohn für eine zahlreiche Familie keine genügende Daseinsmöglichkeit bietet. In diesem Mangel liegt auch der tiefste Grund der verderblichen Frauen- und Kinderarbeit. Die Frau kann nicht zu Hause bleiben und ihre häuslichen und erziehlichen Pflichten erfüllen, und das Kind muß um seine Jugend betrogen und schon zeitig ins Erwerbsleben gestellt werden, weil der Vater nicht so viel verdient, um seine Familie vollkommen ernähren zu können. Welchen Schaden dadurch unser ganzes Volks- und Kulturleben erleidet, ist nicht zu ermessen und wird bei weitem nicht aufgehoben durch einen etwaigen wirtschaftlichen Vorteil, der überdies noch nicht nachgewiesen ist. Die Mutter gehört bei einem Volke, das gesund an Leib und Seele bleiben will, in Haus und Familie und das Kind keinesfalls in wirtschaftliche Fron. Bei den für Familien vielfach unzulänglichen Lohnverhältnissen — sie waren das früher und werden es, wenn nicht eine ganz andere Art den Schäden dieser Lohnberechnung abhilft, auch bei steigendem Lohn bleiben — wird diese Gesundung niemals kommen können. Das aber weist uns den Weg zu einer anderen, wirklich sozialen Art der Lohnzahlung zu gelangen, bei der jedem Gliede der Familie aus richtiger sozialer Erkenntnis heraus seine Daseinsbedingungen gewährleistet werden. Das aber ist bei gleicher Lohnzahlung nicht der Fall. Man wird auf einen sozialen Ausgleich des Lohnes nach dem Familienstande kommen müssen. Das ist derselbe soziale Gedanke, der den Beamten in der gegenwärtigen teuren Zeit die Teuerungszulagen nach ihrem Familienstande unter Einrechnung besonderer Kinderzulagen gewährt. In Arbeiterkreisen ist dieser Gedanke kaum jemals aufgetaucht. Und wo er etwa aufgetreten ist in einer Abstufung des Lohnes nach Altersklassen durch den Unternehmer, da ist er in Betriebsversammlungen fast einhellig abgelehnt worden. Man hat den sozialen Gedanken, der auch in der Abstufung nach Altersklassen wenigstens bis zu einem gewissen Grade zum Ausdruck kommt, durchaus noch nicht erfaßt. Allerdings wird es schwer sein, von der Seite des Privatunternehmers aus eine sozial gerechte Lohnzahlung durchzuführen, weil das einer genau berechnenden Wirtschaftsweise widerstrebt und den Betrieb den Willkürlichkeiten und Zufälligkeiten des Familienstandes ausliefern würde, was fast gleichbedeutend wäre mit seinem langsameren oder schnelleren Zusammenbruch. Oder mit gelegentlich recht unangenehmen finanziellen Überraschungen. Man kann also die Lösung wahrscheinlich nicht, oder doch nur in ganz geringem Maße von der einzelnen Privatwirtschaft als solcher erwarten. Etwa aber nun aus diesem Grunde jegliche Privatwirtschaft aufgeben wollen — es geht ja gar nicht — und allgemeine Sozialisierung fordern, hieße das Kind mit dem Bade ausschütten. Wohl aber könnte eine andere Art der Sozialisierung, die darauf ausgeht, die sich aus der gleichen Lohnzahlung ergebenden Härten und Schäden zu beseitigen, hier ausgleichend und segensreich wirken. Ganz zweifellos muß für die Wirtschaft ein gleichmäßig einzustellender Faktor vorhanden sein, die Arbeitskraft, die so und so viel Unkosten beträgt. Nur mit einem so bestimmten Faktor läßt sich eine Berechnung, wie sie für jeden Wirtschaftsbetrieb notwendig ist, ermöglichen. Das wird immer dazu zwingen, einen einheitlichen Lohntarif nach der Leistung aufzustellen. Da aber diese unsoziale Gleichheit zu einer Schlechterstellung und geradezu zu einer Bedrohung der Familie und des Familienstandes und somit auch des Staates ausartet,



so muß hier eingesetzt und diese Zwiespältigkeit beseitigt werden. Das aber wird niemals der einzelne Unternehmer, sondern nur der Staat an sich können, in dessen Interesse ja auch die Regelung liegt. Ein sozialer Staat müßte in diesem sozialen Ausgleich eine soziale Verpflichtung erblicken. Dabei ist heute festzustellen, daß auch nur sehr wenige der verantwortlichen Stellen und Männer sich dieser Frage bewußt sind. Sie muß aber, daran kann kein Nachdenkender mehr zweifeln, von Reichs wegen geregelt werden.

Eine allgemeine Regelung der Besoldung und Lohnzahlung für alle im Angestellten- und Arbeitsverhältnis Stehenden ist vonnöten, die im Staate unter dessen Oberaufsicht und mit dem sozialen Ausgleich von ihm aus zu ermöglichen wäre. Eine solche Besoldung und Lohnzahlung müßte die zwei sozialen Grundsätze in sich vereinen. Den einen: Gleiche Leistung, gleicher Lohn. Und den anderen: Jedem Menschen eine Daseinsmöglichkeit. Es ließe sich das schaffen, wenn man alle Entlohnung nach dem ersten Grundsatze aufstellte. Lohntarife und Besoldungsordnungen müßten, durch Verträge und Gesetze festgelegt, eine bestimmte Höhe vereinbaren. Zugleich aber müßte nun die soziale Gliederung eintreten. Und zwar dadurch, daß man als Grundlage für alle diese Entlohnungen das Auskommen einer Familie, also von Mann und Frau, zugrunde legte. Dieser Normallohn würde natürlich für den Ledigen eine Steigerung, für den Kindergesegneten eine Minderung der Lebenshaltung bedeuten. Dies aber müßte durch die wirkliche Auszahlung so geregelt werden, daß dem Ledigen ein Abzug gemacht würde, vielleicht 25%, daß aber für jedes erziehungspflichtige Kind etwa ein Zuschlag von 15% gegeben würde. Den Ausfall, der sich ergäbe, müßte der Staat aus allgemeinen Mitteln tragen. Natürlich ist eben eine solche Regelung nur auf den breitesten Schultern des Staates möglich, der auch allein die Möglichkeit der Durchführung besitzt. Für unseren Fall würde das bedeuten, daß der Tarif einen Wochenlohn von 80 ℳ festsetzt. Diesen bezöge voll ein Verheirateter. 75% davon, also 60 ℳ der Ledige, aber 15% Kinderzulage fürs Kind, also 12 ℳ, der Verheiratete. Demnach bekäme der in obiger Zuschrift Klagende 12 ℳ × 8 = 96 ℳ, im ganzen 176 ℳ in der Woche. Das dürfte dann wohl auch seinen Verhältnissen entsprechen. Dabei soll es ja nur ein Beispiel sein. Ohne Vorbild wäre eine solche Regelung nicht. Man denke nur an die Arbeitslosenunterstützung, die auch eine solche Abstufung vorsieht. Vielleicht werden sich dagegen Widerstände erheben, besonders von seiten der Ledigen, die nicht sozial fühlen. Aber es ist doch nur ein ethischer Grundsatz, daß der wirtschaftlich Starke den Schwachen tragen hilft. Das wäre eine wahrhaft sozial ausgestaltete Lösung. Voraussetzung ist selbstverständlich, daß jeder bei den Normalsätzen auskommen kann, sie müssen angemessen sein.

Wenn nicht unsere ganze Wirtschaft auf die Dauer an Lohnkämpfen zugrunde gehen soll, wird der hier angedeutete Ausweg in der Frage der Lohnzahlung mit allen Mitteln und größter Beschleunigung angestrebt werden müssen. **Walter Kluge**

Bismarcks dritter Band

Gegen Weihnachten soll der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen" Bismarcks ausgegeben werden. Dazu schreibt uns einer unserer Mitarbeiter, zum Teil auf Grund von Mitteilungen, die er von dem verstorbenen Verlagsbuchhändler Adolf Kröner in Stuttgart erhielt:

Als Bismarck 1893 in Kissingen zur Kur weilte, ließ er den Verlagsbuchhändler Adolf Kröner in Stuttgart zu sich bitten und besprach mit ihm die Herausgabe seiner „Gedanken und Erinnerungen". Adolf Kröner war damals der hervorragendste Verleger in Stuttgart, zugleich Inhaber des berühmten J. G. Cottaschen Verlages, ein aufrechter Mann von gut

deutscher Gesinnung. Er erklärte sich zur Übernahme des Verlages bereit. Bismarck veranschlagte das Werk auf sechs Bände. Bei Erörterung der Honorarfrage wünschte Bismarck, es möge das Werk nicht nach Auflagen gezählt und nicht mit entsprechendem Aufdruck versehen werden. Über den Absatz des Werkes sollten keine Mitteilungen in die Öffentlichkeit gelangen. Kröner erbot sich, gegen Zahlung von 100 000 ℳ für jeden Band das gesamte Verlagsrecht zu erwerben, also im ganzen für 600 000 ℳ, ein hoher Betrag für die damalige Zeit. Bismarck nahm das Anerbieten an, beschränkte aber später den Umfang seines Werkes auf drei Bände. Als Kröner erschien, um die Urschrift in Empfang zu nehmen, übergab ihm Bismarck das fertige Werk, behielt aber im letzten Augenblick den dritten Band noch zurück, um einige Änderungen vorzunehmen. Bald darauf erhielt Kröner auch die Urschrift des dritten Bandes, der erst nach dem Tode Wilhelms II. erscheinen sollte.

Wie erinnerlich, erregten die beiden ersten Bände von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", die 1898 erschienen, überall auf der Erde großes Aufsehen und fanden einen beispiellosen Absatz. Übersetzt wurden sie ins Englische, Französische, Italienische, Spanische, Schwedische und Russische.

Im dritten Band behandelt Bismarck die Umstände und Persönlichkeiten, die zu seiner Entlassung führten, die Entlassung selbst und nicht zuletzt den eigenartigen Charakter des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaiser Wilhelm II. mit Ausblicken auf die Zukunft. Ein Schlaglicht auf Bismarcks Entlassung warf der kürzlich von Wien aus veröffentlichte Brief Wilhelms II. an Franz Joseph I. vom 12. Juni 1892, worin es hieß: „Mein alter hohenzollernscher Familienstolz bäumte sich auf, jetzt galt es, den alten Trotzkopf zum Gehorsam zu zwingen oder die Trennung herbeizuführen."

* * *

In der letzten Veröffentlichung der „Deutschen Revue" aus dem Nachlasse von Heinrich von Poschinger, Bismarcks Eckermann, umreißt Bismarck die Charakterbilder der drei deutschen Kaiser — „der Schmerz wird neu":

„An dem alten Kaiser war alles vornehm und korrekt; dabei wollte er nicht unfehlbar sein wie der jetzige. Oft gab er sein gefaßtes Urteil auf, wenn ich ihn von der Aktenlage in Kenntnis gesetzt hatte, ohne mir einen stillen Groll im Herzen zu bewahren. Auch mit dem Kaiser Friedrich wäre ich ganz gut ausgekommen. Schon als Kronprinz waren meine Beziehungen zu ihm nicht so schlecht, wie man dies gewöhnlich voraussetzt. Den Erlaß an den Reichskanzler, den er bei seinem Regierungsantritt veröffentlichen wollte, und der meinen Freund Geffken zum Verfasser hatte, überreichte er mir versiegelt, von San Remo kommend, auf der Fahrt von Leipzig nach Berlin. Ich brach das Kuvert auf und las den Inhalt, worauf er mich fragte, ob ich gegen die Veröffentlichung des Erlasses etwas einzuwenden habe. Ich verneinte diese Frage und hätte sie — aus Mitleid mit dem Armen — selbst dann verneint, wenn Schlimmeres darin gestanden hätte. Auch mit der Kaiserin Friedrich wäre ich fertig geworden. Kaiser Friedrich zeigte seiner Gemahlin gegenüber selbst in seinen schlimmsten Tagen einen festen Willen. Als es sich darum handelte, ob der Battenberger nach Berlin eingeladen werden sollte und die Kaiserin Friedrich diesen Wunsch nicht aufgab, raffte der Kranke seine letzte Kraft zusammen. Es war das erste- und das letztemal nach der Tracheotomie, daß er ein lautes Wort von sich gab. Darauf verließ er selbst sogleich auch das Zimmer, um in einem benachbarten seinen Tränen Lauf zu lassen." Über die Unmöglichkeit, unter Wilhelm II. weiter zu dienen, sagt Bismarck: „In den letzten Monaten vor meiner Entlassung hat in schlaflosen Nächten die Frage mich unablässig beschäftigt, ob ich unter ihm aushalten könne. Meine Liebe zum Vaterlande sagte mir, du darfst nicht gehen, du bist der einzige, der diesem Willen noch das Gleichgewicht zu halten vermag. Aber auf der andern Seite kannte ich die Geistesverfassung des Monarchen, die mir die traurigsten Verwicklungen im Bereiche der

Möglichkeit erscheinen ließ. Das Schauspiel, das sich in Bayern mit König Ludwig II. verhältnismäßig glatt abgespielt hat, würde in einem Militärstaat wie Preußen einen verhängnisvolleren und schwierigeren Charakter annehmen. Der Kaiser hat dann meinem Seelenkampfe selbst ein Ende bereitet, indem er mich wissen ließ, daß er mich nicht mehr haben wollte. Ich akzeptierte diesen Standpunkt, wollte das Auseinandergehen aber in einer würdigen Weise durchführen. Statt dessen hat mich der Kaiser förmlich hinausgeworfen."



Goethe und der Umsturz

Nachdem die Französische Revolution in Bonaparte ihren Meister gefunden hatte, gedachte Goethe eine durch hohe Sinnbildlichkeit verklärte Darstellung dieser Zeit in einer Trilogie zu geben, kam aber nur zur Vollendung des einleitenden Stückes „Die natürliche Tochter", die in den Jahren 1801–1803 entstand. In manchen Versen dieses Trauerspiels ruhen Ewigkeitsgedanken, darunter solche, die für das Deutschland von heute unmittelbaren Wert haben. So sagt der König:

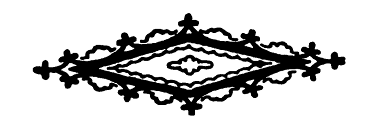
„Wenn dir die Menge, gutes, edles Kind,
Bedeutend scheinen mag, so tadl' ich's nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn."

Und an einer anderen Stelle:

„O! diese Zeit hat fürchterliche Zeichen!
Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
Als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworr'ner Wünsche finden,
Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle,
Von einem Strom vermischt dahingerissen,
Im Ozean uns unbemerkt verlören.
O! laßt uns widerstehen, laßt uns tapfer,
Was uns und unser Volk erhalten kann,
Mit doppelt neuvereinter Kraft erhalten!"

Wird man in der deutschen Republik von 1919 auf den deutschen Dichter und Seher hören?

P. D.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gerechtigkeit und Gnade

Der gleichlautende Aufsatz von Börries, Freiherrn von Münchhausen im Oktoberheft hat uns eine große Anzahl von Zuschriften aus unserm Leserkreise eingetragen. Zu unserer aufrichtigen Freude können wir feststellen, daß fast von sämtlichen Einsendern die Absicht, die der Türmer mit der Veröffentlichung verband, richtig gewürdigt und gutgeheißen wird. Das in allen diesen Zuschriften an den Tag tretende Bestreben, einem nach Gott suchenden und um die religiöse Erkenntnis ringenden Menschen, der noch dazu einer der besten unter den lebenden deutschen Dichtern ist, in seiner Seelennot beizustehen und auf den richtigen Weg zu verhelfen, ist mitunter in geradezu rührende Formen gekleidet. So schreibt eine Frau: „Auf den ersten Blick vermochte ich den Dichter Börries von Münchhausen nicht gleich wiederzuerkennen. Aber dann schloß ich — vielleicht ganz unberechtigt — von mir selbst auf den Verfasser dieses Artikels und dachte: ‚Hier ist ein Mensch, den irgendein Erleben innerlich dazu treibt, Gott zu suchen. Aber er widerstrebt vielleicht, weil er alles, was er tut, auch ganz tut. Und es ist natürlich, wenn man davor zurückscheut, ein ganzer Christ zu werden und die letzten Folgen daraus zu ziehen. Vielleicht habe ich mich ganz und gar geirrt. Jedenfalls aus Liebe und Dankbarkeit für den Dichter hatte ich den Wunsch, zu helfen. Und da der Verfasser am liebsten die Antwort eines klugen Geistlichen wollte, wandte ich mich an einen solchen. Ich wußte aber, daß er gegenwärtig sehr stark in Anspruch genommen ist. Auf alle Fälle schrieb ich also rasch selbst einen Versuch einer Antwort. Nur in dem Bewußtsein: Du darfst ihn nicht im Stich lassen; denn wenn jeder Leser denkt, o, es wird ihm schon ein Klügerer und Berufenerer antworten — dann bekommt er überhaupt keine Antwort . . .“ Übrigens hat auch der Pfarrer trotz seiner Überlastung geantwortet.

Nur zwei Zuschriften verhalten sich starr und ablehnend und sind voll Zornes auf den Türmer, der eine solche Frage zur öffentlichen Erörterung stellt. In der einen Zuschrift, die übrigens ebenfalls von einer Frau herrührt, heißt es: „Der Artikel wirkte auf mich wie ein Schlag ins Gesicht, und so wird er auf viele Türmerleser wirken, die Christentum und Kirche noch näher stehen. Ob es gerade nötig ist, daß der Türmer auch noch sein zersetzendes Gift ausströmt, wo dies die von einem wahren Gotteshaß erfüllten Genossen schon in reichlichem Maße tun, muß zweifelhaft erscheinen. Der Türmer hat sich mit Recht so oft darüber aufgeregt, daß die ‚Frankf. Zeitung‘ und das ‚Berliner Tageblatt‘ im Verein mit Sozialisten und Kommunisten dem deutschen Volk in den Rücken gefallen sind und sein Heer von hinten erdolcht haben. Der Türmer tut schließlich dasselbe. Er erdolcht mit solchen Beiträgen nicht nur Christentum und Kirche, sondern auch den besten Teil des deutschen Volkes. Man sage nicht, daß der Artikel unter fremder Flagge segelt; das Nachwort des Herausgebers beweist deutlich, daß es auch die Flagge des Türmers ist.“ Für die Schlußfolgerung der Verfasserin

fehlt so sehr jede Unterlage, und die Auslassungen des Freiherrn Börries von Münchhausen waren so deutlich als persönliche Meinungsäußerung des Verfassers gekennzeichnet, daß wir auf eine Widerlegung dieses Punktes füglich verzichten können. Im übrigen möchten wir es unseren Lesern überlassen, zu beurteilen, ob der von der Schreiberin dargelegte Standpunkt der Kirche nützlich sein mag.

Sämtliche an uns gelangte Zuschriften an dieser Stelle zu veröffentlichen, ist uns aus Raumgründen nicht möglich, doch werden wir in gewissen Abständen einzelne Einsendungen zum Abdruck bringen. Wir beginnen mit den nachfolgenden Ausführungen von W. Kuhaupt, der den Türmerlesern ja kein Unbekannter ist. Ausdrücklich möchten wir betonen, daß diese Widerlegung nicht auf unsere Anregung hin entstanden, sondern dem eigenen Antrieb des Verfassers entsprungen ist.

* * *

In Nr. 1 des „Türmers“ (siehe „Offene Halle“) kommt Dr. Freiherr von Münchhausen an der Hand einer arithmetischen Gleichung: „Schuld = Sühne“ zu dem Ergebnis, daß der vielgebrauchte Begriff Gnade eine wertlose Münze ist, die in diese Rechnung nicht hineingehört. Gnade als Faktor in eines der beiden Glieder dieser Gleichung eingestellt, würde deren Unauflösbarkeit bedeuten. Gnade ist nach ihm geradezu Ungerechtigkeit; denn „Ungerechtigkeit ist notwendig ein Verhältnis von Schuld und Sühne, das keine Gleichung zuläßt, wobei es gleichgültig ist, ob die rechte oder die linke Seite zu schwer belastet ist“. „So stellt sich uns“ — sagt der Verfasser am Schluß — „die Gnade Gottes nach jeder Richtung als ein gedankliches Unding dar. Sie ward erfunden von Schuldbewußtsein, Reue und Furcht vor Strafe. Aber das Gebet um Gnade hat ebensowenig Aussicht auf Erfüllung, wie ein Gebet darum, daß ein Dutzend nicht zwölf Stück enthalten, oder eine Wage das Liter Wasser nicht mit einem Kilo anzeigen solle. Nur Kinder und Bettler sind hoffnungsvolle Toren.“

So scharfsinnig die Schlußfolgerungen des Frhrn. v. Münchhausen sind, so fraglich muß es doch erscheinen, ob Herleitungen aus unleugbaren Vordersätzen nach streng mathematischer Methode wie diese ein Licht werfen können in die Tiefen der menschlichen Gemütswelt, der letzten Endes der Begriff Gnade entsprungen ist, und ob sie hier die Voraussetzungen für einen unfehlbaren Rechtsspruch bilden können. Ohne Zweifel hat doch auch das Gemüt Anteil an der Wertung der Dinge, und es gibt außer der intellektuellen (verstandhaften) Gerechtigkeit auch eine Gerechtigkeit des Gemüts.

Der menschliche Geist ist doch nicht bloß Vorstellung, Verknüpfung, Verstand, „reine Vernunft“; jeder Vorstellungs- und Verknüpfungsakt ist auch begleitet von einem helleren oder dunkeleren Gefühlston als Unterströmung. Erst wo die Vorstellung angestrahlt wird vom Gefühl, da erhält sie Glanz, Wärme und Wert für uns. Wäre unser Erkennen bloß ein nacktes Abzeichnen der Dinge, bloße Abspiegelung und ein Verknüpfen der mannigfachen Abspiegelungen, dann hätte es für uns, für das Ich keine verbindliche Bedeutung, keinen Reiz und keine Farbe; es gliche Rembrandtschen Zeichnungen ohne das lebendige Kolorit, das diesen Bildern erst Kraft, Wirkung und bezwingenden Ausdruck gibt. Ja, noch mehr: Vorstellungen ohne die Wärme des Gefühls und Gemüts würden kaum von dem Träger als Eigentum empfunden werden. Das Gefühl ist ja erst die eigentlich werteprägende Macht unseres Seelenlebens, und erst was für uns Wert hat, wird für uns Eigentum. Diese große Bedeutung hat also das Gefühl. Darum flüchtet auch der Mensch in allen schweren entscheidenden Fragen, besonders da, wo er gedrängt und gedrückt wird von der schroffen Härte der Dinge, zu den höheren Kräften und Potenzen der Gemütswelt. — Nicht nur dem halben, sondern dem ganzen Geist kommt deshalb das Recht der Urteilssprechung zu. Das gilt besonders im Umkreis der religiösen Welt. Und nicht nur hier, auch auf anderen Gebieten, so

z. B. in der Kunst, besitzen wir in jenen Tiefen der Gemütswelt eine ebenso ernsthafte Offenbarung als in den Kräften der reinen Vernunft und ihren logisch-mathematischen Formeln des Erkennens. Mit Hilfe von Gleichungen, durch Vorstellungsverbindungen, durch Urteile und Schlüsse können wir nicht alle Fragen lösen, am allerwenigsten aber die massiven Tore sprengen, hinter denen sich das Reich des Metaphysischen, die dunkle Welt religiöser Sehnsüchte und Hoffnungen verbirgt.

Die Erfahrung lehrt uns hundertfältig, wie das menschliche Gemüt oft mit der ganzen Last und Wucht, die es als werteprägende Macht im Seelenleben besitzt, sich hemmend an den Gang solcher logisch-arithmetischen Beweise hängt, und seien sie noch so scharfsinnig und zwingend für den Verstand erdacht.

Was könnten wir z. B. anfangen mit Gleichungen, deren Faktoren und Glieder den Gesetzen der Bewegungslehre und der Schwingungszahl entnommen sind, gegenüber den erhabenen Schöpfungen der Tonkunst? Können wir mit unleugbaren Vordersätzen der Physik etwa die Eroica-Symphonie Beethovens oder sein monumentalstes Werk, die neunte Symphonie, oder seine Missa solemnis widerlegen? Weil diese Meisterwerke physikalische Vorgänge sind, können wir ihrer noch lange nicht mit physikalischen Mitteln, nicht durch zahlenmäßige Zergliederungen Herr werden.

Und wenn der Psalmist betet: „Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge alle meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit“ (Ps. 51), oder wenn Paulus ausruft: „Ach, ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes“, so ist das aus einem tiefsten Erleben heraus gebetet und gesprochen, und gegen dieses Erleben, das zu einer unerschütterlichen Grundlage des Innern wird, gibt es keine Verstandesgründe. Ein Erleben im Bereiche der Gemütswelt läßt sich nicht hinwegbeweisen, und letzten Endes reicht ja unser Vorstellen auch nirgends über unser Erleben hinaus.

Frhr. v. Münchhausen sagt, Jesus habe seines Wissens das Wort Gnade gar nicht gebraucht. Gewiß hat er den Begriff Gnade nicht sachlich, nicht in abstrakt-lehrhafter Weise zergliedernd entwickelt, aber er hat uns um Gnade beten gelehrt, und zwar in der 5. Bitte des Vaterunser: „Und vergib uns unsere Schuld, also auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ Er hat uns ferner das Gleichnis vom verlorenen Sohn geschenkt, und in ihm läßt er trotz der nach Auffassung des Frhrn. v. Münchhausen für uns absolut verbindlichen Gleichung „Schuld-Sühne“ den Sohn, der schwer mit Schuld belastet ist, an die Gnade des Vaters appellieren, — und sie wird ihm zuteil. Jesus will aber die Tat der Barmherzigkeit des Vaters nicht bloß zu einem Regulativ unseres praktisch-sittlichen Verhaltens machen; er überträgt das Verhältnis des irdischen Vaters zu seinem Sohne auch auf den himmlischen Vater. Dieser wird dem, der wirklich guten Willens ist, der den bußfertigen Entschluß gefaßt hat, ein anderer, ein Besserer zu werden, ein ebenso gnädiger Richter sein, wie es jener Vater dem verlorenen Sohn gegenüber war.

Nach den logischen Konstruktionen des Frhrn. v. Münchhausen wäre der Gnadenakt des Vaters seinem verlorenen Sohn gegenüber eine Ungerechtigkeit. Ist aber eine solche Auffassung im Spiegel des menschlichen Gemüts nicht geradezu eine Ungeheuerlichkeit? Sträubt sich nicht unser Innerstes dagegen?

Jesus hat uns gelehrt: Gott ist die Liebe, und im Zusammenhang damit: Gott ist euer aller Vater, und als euer Vater ist er euch gnädig und hat Erbarmen mit euch. Diese Jesusoffenbarung ist das Neue am Christentum, aber auch zugleich das Tröstlichste und gemütlich Tiefste in seiner Lehre. Die Kirche hat diese Lehre in die Erlösungsidee dogmatisch ausgemünzt.

Ich bin nicht Theologe, um in dieser Angelegenheit das Schwert für die Theologen führen zu können; aber soviel ist sicher, daß der christliche Erlösungs- und Barmherzigkeitsgedanke, daß die christliche Gnadenlehre unzähligen Millionen ein Trost im Leben und im

Sterben gewesen ist und daß sie Millionen und aber Millionen auch in Zukunft ein Trost im Leben und im Sterben sein wird.

Ein Gedanke, der den Menschen in solcher Weise erhebt, befriedigt und tröstet, kann nicht absolut falsch sein.

Nun sagt Frhr. v. Münchhausen, der Glaube an die Gnade Gottes sei erfunden von Schuldbewußtsein, Reue und Furcht vor Strafe. Es soll gar nicht bestritten werden, daß der Glaube an die göttliche Gnade in einem ursächlichen Zusammenhang steht mit dem menschlichen Schuldgefühl. Aber dieses Schuldgefühl ist ein Grund- und Urgefühl, das der Erhaltung und Förderung des Lebens, der sittlichen und religiösen Vervollkommnung des Menschen dient. Schuldgefühle sind Räder am Wagen der Entwicklung, wie es deren viele gibt.

Gewiß, der Mensch braucht aus Anlaß seiner Schuldgefühle den Glauben an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes; er hat diesen Glauben vielleicht sogar „gemacht", weil er ihn braucht; aber, fahre ich mit Theodor Fechner fort, er hat „den Umstand selbst nicht gemacht, daß er den Glauben daran zu seinem gedeihlichen Bestande braucht und demgemäß ihn durch das Bedürfnis zu machen genötigt ist! Die Erzeugung dieses Glaubens durch den Menschen muß also in derselben realen Natur der Dinge begründet sein, welche den Menschen mit seinen Bedürfnissen erzeugt hat. Es hieße aber der Natur der Dinge eine Absurdität beilegen, daß die Natur den Menschen darauf eingerichtet hätte, nur mit dem Glauben an etwas gedeihen zu können, was nicht wäre!"

War er ein Kind, ein Bettler, ein hoffnungsvoller Tor, der Sänger von „Dreizehnlinden", der in so ergreifender Weise der frohen Botschaft von der göttlichen Gnade in dichterischem Gewande Ausdruck verliehen hat?

Statt des Brennusschwertes der Erbarmungslosigkeit wirft er den Schild der göttlichen Gnade auf die Wagschale, auf der das Gewicht der Strafe ruht. Der so unter Mitwirkung des Gemüts zustande gekommene Schiedsspruch in der Frage „Gerechtigkeit und Gnade" lautet:

„Du Mensch, du Menschenkind, ich bin dir hold,
Sei deine Tugend auch nicht echt wie Gold,
Nicht rein wie Sonnenlicht in Himmelsbläue,
Sei sie auch oft das kranke Kind der Reue,
Der Not, des Zweifels und der Eigensucht;
Ein wilder Schößling treibt nur wilde Frucht.
Du bist so gut als es der Staub gestattet,
Von dem du kommst. Wenn deine Schwing' ermattet,
Es ist der Staub, der zu dem Staub sich drängt,
Solang' er lastend dir am Fuße hängt.
Doch höhere Ziele wird dein Fuß erreichen,
Folgst du dem Königssohn und seinem Ruf.
Drum sei getrost: dein Gott, der schwach dich schuf,
Er wird dir gnäd'ger sein als deinesgleichen."

W. Kuhaupt



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Symbolik der Sprache

Man weiß nicht, wo man anfangen, wo man aufhören soll, wenn man über Symbolik der Sprache reden will. Man kann eigentlich nicht einzelne Wörter herausgreifen und als symbolisch bezeichnen; die ganze Sprache ist es. Viele, vielleicht die meisten Bilder oder Metaphern empfinden oder erkennen wir nicht mehr als solche; dazu liegt die Zeit, in der sich der Übergang von der Wirklichkeit zum Bilde vollzog, zu weit hinter uns. Bei manchen Wörtern sind es Jahrhunderte, bei manchen Jahrtausende; bei anderen ist der Kampf noch im vollen Gange. Man begeht auch heute noch einen Weg, aber weit häufiger begeht man eine Dummheit, ein Fest, eine Sünde. Dort die Wirklichkeit, hier die Übertragung; jene ist noch in Geltung, diese überwiegt aber schon. Wie oft habe ich Goethes Iphigenie gelesen und auch auf der Bühne gesehen! Und doch stutzte ich, als letzten Sommer im Harzer Bergtheater auf dem Hexentanzplatz die Worte an mein Ohr klangen: „— und da er wie von einem Netze sich vergebens zu entwickeln strebte, schlug Ägisth ihn, der Verräter“. Goethe braucht also entwickeln noch im eigentlichen Sinne: aus-, herauswickeln, während wir es heute nur noch bildlich anwenden. Ebenso ist sich entschließen ursprünglich sich aufschließen; der Schmetterling, der aus der Puppe kriecht, entpuppt sich; jetzt sagen wir: er entpuppt sich als doppelzüngig, als Betrüger usw. Der große Naturforscher und Dichter Albrecht Haller konnte noch schreiben: Du bist der Weisheit Meer, wir sind davon nur Tröpfe! Damals hatte sich die Gabelung in Tropfen und Tropf noch nicht vollzogen; die Unbedeutendheit und Kleinheit eines Tropfens gab Veranlassung, diese einsilbige Nebenform zu bilden und als Bild zu verwenden: ein armer Tropf. Goethe schreibt einmal in einem Briefe von einer Reise durch die Thüringer Berge: meine Pferde konnten meine Halbchaise kaum erziehen; heute erziehen wir nur noch Kinder, d. h. wir ziehen sie heraus aus der geistigen Tiefe zu uns auf die Höhe, auf der wir stehen oder wenigstens zu stehen glauben; die sinnliche Bedeutung lebt nicht mehr in unserm Bewußtsein.

Tritt man über einen Bach, so ist das etwas Greifbares; wieviel kräftige Anschauung liegt aber auch noch — bei einigem Nachdenken — in der Wendung: ein Gesetz übertreten! Sie ist ihm hold — was heißt das eigentlich? Hold gehört höchst wahrscheinlich zu Halde = Bergabhang, zu einer Wurzel, die geneigt bedeutet. Man hat sich also die Entstehung des Bildes so vorzustellen: unten an einer schiefen Ebene, an der Halde, steht jemand, oben ein anderer; wenn dieser ins Gleiten, Rutschen kommt, so ist er bei dem Untenstehenden; er ist ihm hold, geneigt. Bei geneigt hat das Bildliche das Wirkliche noch nicht verdrängt, wir empfinden es noch deutlich. Absicht, Einsicht, Umsicht, Ansicht, Rücksicht, Vorsicht, Zuversicht zeigen zwar noch den sinnlichen Ursprung, aber kaum denken wir bei Rücksicht, berücksichtigen daran, daß wir uns eigentlich umdrehen und hinter uns blicken müßten. Wenn man etwas auswendig gelernt hat, so kann man das Buch schließen und sieht nur die Außenseite, die Außenwand, und kann seine Lektion auch so. Bei den Franzosen, die apprendre par cœur sagen, war der Gedankengang ein ganz andrer. Man räumt ein Zimmer auf und schafft

dadurch Ordnung, aber man ist auch selber aufgeräumt, d. h. in heiterer Stimmung, nachdem man in seinem Herzen das Beengende, Überflüssige, Störende weggeschafft hat. Wer entsetzt ist, der ist aus dem Sitz und somit aus der Ruhe gebracht; erschrecken ist ursprünglich: aufspringen, hüpfen, was sich in Heuschrecke (Grashüpfer) noch deutlich zeigt; bei erschrecken und Schreck denkt jedoch niemand mehr daran, daß es die äußere Folge einer inneren, seelischen Erregung ist, nun aber für diese selbst gilt. Wer mir gewogen ist, der ist wirklich auf der Wage geprüft und passend für mich befunden worden; der zweite und wichtigste Teil dieses Gedankenganges ist, wie in hundert anderen Fällen, zu ergänzen. Die Sprache drückt ja überhaupt keineswegs alles aus, sondern läßt der Phantasie Spielraum für Weggelassenes. Was er mir weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils — das trifft auch auf die Sprache zu, die vielleicht der größte aller Dichter ist.

Unter Ort versteht man heute meist dasselbe wie Stelle, Platz; ursprünglich heißt es aber Spitze, Anfang, Ende, beides je nach der Stellung des Urteilenden. Ruhrort liegt auf der Landspitze, Landzunge zwischen Rhein und Ruhr. Die Ahle des Schuhmachers heißt heute noch Ort; der Bergmann arbeitet „vor Ort“, d. h. am äußersten Ende des Stollens. Nun ist „erörtern“ plötzlich klar; es ist: eine Sache, einen Gedanken bis zum Ende ausmessen, bis in die äußersten Spitzen verfolgen, erwägen, überlegen, darüber grübeln.

Diese letzten drei Wörter gäben schon wieder Anlaß zu „Erörterungen“, denn auch sie sind bildlich, symbolisch. Nicht Mangel an Stoff, sondern Mangel an Raum zwingt uns aber abzubrechen. Wir wollten nur einmal anregen, über die Sprache mehr nachzudenken, als es gewöhnlich geschieht. Meist denkt sie ja für uns; aber von Zeit zu Zeit einmal eine Pause zu machen und die Worte, die wir täglich brauchen, etwas genauer und sogar mit Liebe zu betrachten — wie es die Franzosen wirklich tun —, ziemt jedem, der seine Muttersprache hochhält. Und er hat selbst den größten Nutzen davon.

Dr. Ernst Wasserzieher

Erinnerungen und Briefe

Eine Bücherliste für Weihnachten

Nur eine Liste! Ein jedes der hier genannten Bücher reizt zu längerem Verweilen und zu näherer Aussprache. Wir wollen diese von der Gunst der Zeit und des Raumes — an Papier nämlich — erwarten, aber schon jetzt unsere Leser auf die Bücher selber hinweisen, zumal sie auch in besonderem Maße zu Geschenken geeignet sind. Dabei sind die großen militärischen und politischen Erinnerungsbücher, die seit einem Jahre den Buchhandel beherrschen, übergangen. Von ihnen ist überall so viel die Rede, daß darob die stilleren Bücher gar zu leicht in Vergessenheit geraten. Dabei ist von ihnen gerade in dieser Zeit eine zwiefache Hilfe zu erwarten; sie bringen uns einmal die Befreiung vom Druck der Stunde durch die starke Einspannung in fest umrissene Lebensläufe und Weltbilder ganz anderer Zeiten, sodann stärken sie uns für die eigene Aufgabe in dieser Zeit, weil des Menschen Kämpfen und Ringen im Grunde immer dasselbe bleibt, wir aber nirgendwo so tiefen Einblick darein erhalten, wie in Briefen und Erinnerungen.

Daran liegt es wohl auch, daß gerade in jüngster Zeit auffallend viele Erinnerungsbücher erschienen sind, und wenn unter diesen die größere Zahl in die Jugendzeit, ja ins Kinderland führt, so liegt darin vermutlich ebensoviel Flucht vor der unschönen Gegenwart, wie Hilfesuchen zu ihrem Überstehen. Darstellungen dieser Kinderzeit der jetzt zu Erinnerungswerken sich berufen Fühlenden sind ja gleichzeitig Schilderungen des Deutschland vor der großen Umwandlung ins Deutschland des Materialismus. Jenes alte Deutschland schien für immer

versunken. Nun das „neue" Deutschland so furchtbar zusammengebrochen ist, bekommt das alte eine gewisse Zukunftsbedeutung. Für den Neuaufbau werden wir zum Teil mit materiellen Vorbedingungen zu rechnen haben, die auf der Stufe der alten stehen. Vor allem lernen wir die Kräfte zur Schönheitsgestaltung des Lebens kennen, die auch der Enge nicht fehlen.

Trotzdem sein Buch „Kinderland" (Frankfurt, Moritz Diesterweg, 5 M) schon vor dem Krieg geschrieben wurde, hat Adolf Bartels in diesem Sinne „kulturgeschichtliche und nicht autobiographische Darstellung" angestrebt. Auch das schöne Buch „Jugend und Heimat", Erinnerungen eines Fünfzigjährigen (München, Wilhelm Langewiesche-Brandt, 4,20 M), kündigt schon im Titel diese Einstellung an. Fritz Strahlmann stellt an die Spitze von „Heinz Heintzens Jugendtage" (Heidelberg, J. Hörning) ein farbiges Bild seines Heimatdorfes Wildeshausen. Führt dieses nach der oldenburgischen Kleinstadt, so gibt das schöne alte Halberstadt den Hintergrund für Klara Blüthgens anmutig erzählte Erinnerungen „Aus der Jugendzeit" (Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge, 4 M). In die badische Residenz führt Paul Oskar Höcker, dessen „Kinderzeit" (Berlin, Ullstein, 5 M, 7,50 M) gleichzeitig Einblick in die Jugendzeit der Verbürgerlichung des Schauspielerstandes gewährt. Gar bis nach Afrika führt uns Traugott Hahn auf den ersten Seiten seines vom Göttinger Professor Bonwetsch herausgegebenen Buches „Aus der Jugendzeit" (Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, 6,50 M, geb. 8,50 M). Der Weg führt dann bis zur Dorpater Universität und ins livländische Landpfarrerleben.

Stärker die Entwicklung selbst als „Lebenslauf in aufsteigender Linie" betont der niederdeutsche Dichter Adolf Stuhlmann, der unter dem Titel „Ernst Meliboker" (Hamburg, Richard Hermes, 4 M, geb. 5 M) seinen eigenen Werdegang vom Fabrikjungen und Abendarmenschüler zum Hamburger Schulrat schildert. Ein wertvolles Erziehungsbuch ist hier zustande gekommen. Einer gewissen Berühmtheit erfreut sich bereits Karl von Hases Jugendbuch „Ideale und Irrtümer" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 3 M), und es ist sehr zu begrüßen, daß zu diesem Seitenstück zu Kügelgens Familienbuch eine billige Volksausgabe veranstaltet worden ist. Ein Erziehungsbuch in ganz anderem Sinne bietet A. Pohlmann mit „Werde- und Wanderjahre in Südamerika" (Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung, 2,50 M). Mit gutem Humor gibt der Verfasser ein Bild des Ringens des deutschen Kaufmanns in Übersee.

Von unvergleichlichen deutschen Heldenkämpfen berichtet Dr. Ludwig Deppe in einem stattlichen, mit zahlreichen Originalaufnahmen geschmückten Bande „Mit Lettow-Vorbeck durch Afrika" (Berlin, Aug. Scherl, 16 M, geb. 20 M). Der Verfasser hat den ganzen Krieg als Arzt mitgemacht und eifrig Tagebuch geführt. Diese Aufzeichnungen mit dem ganzen Reiz der Unmittelbarkeit bilden den Hauptinhalt des Buches, das weniger von den kriegerischen Ereignissen erzählt und seinen Schwerpunkt im Menschlichen hat. Eine Fülle kultur- und sittengeschichtlichen Stoffes, ein ergiebiges Material zur Seelenkunde der Schwarzen, ist hier beigebracht. Das Buch wird immer den Wert eines Quellenwerkes behaupten. — In die gleiche Umgebung, aber unter welch ganz anderen Verhältnissen, führt Wilhelm Kuhnerts prächtiges Künstlerbuch „Im Lande meiner Modelle" (Leipzig, Klinckhardt & Biermann, geb. 30 M). Der große Künstler erzählt in außerordentlich anschaulicher, lebenssprühender Weise, wie er zu seinen Modellen kam. Da das Flußpferde und Krokodile, Löwen, Elefanten und Nashörner, Hyänen, Leoparden, Büffel und minder gewaltige Bewohner Afrikas waren, entbehrt das Buch zwar der Pikanterien, die manche von solchen Modellberichten eines Malers erwarten mögen, ist dafür aber außerordentlich reich an prachtvollen Naturschilderungen, an wunderbar lebendiger Beobachtung des Tierlebens und natürlich auch an aufregenden Jagderlebnissen. Daß der Verfasser über gesunden Humor verfügt, macht seine Gesellschaft um so angenehmer. Einen besonderen Reichtum des

Buches bildet sein bildnerischer Schmuck. Es sind acht farbige Tafeln nach Gemälden des Verfassers, 24 ausgezeichnet wiedergegebene Steinzeichnungen und zahlreiche Federzeichnungen im Text, die Kuhnerts Ruf als des packendsten Schilderers dieser Tierwelt aufs nachdrücklichste bestärken.

Die innere Brücke ist geschlagen zu dem im übrigen denkbar anders gearteten Buche, den Lebenserinnerungen von Dr. Carl Peters (Hamburg, Rüsch'sche Verlagsbuchhandlung, 3 M). Der Reichtum des Inhalts steht in wertvollem Gegensatz zum knappen Umfang. Kindheit, Schulzeit und Universitätsjahre lassen uns das Werden dieses Mannes erkennen, und das Doppelleben in England und Deutschland erklärt vieles in der ganzen politischen Einstellung dieses trotz allem bedeutendsten Kolonialpolitikers. Die Gründung Deutsch-Ostafrikas und der „Fall Peters“ werden mit der am Verfasser bekannten Offenheit dargestellt. Überrascht sein wird mancher durch die philosophische Einstellung des Ganzen. Auch hier zeigt sich wieder, daß ein wirklich fruchtbarer Realpolitiker ohne starke leitende Ideen nicht zu denken ist.

Da wir uns in den jetzigen Notstunden des Deutschtums mehr als je zuvor nach kräftigen Helfern umsehen, wird die Neuausgabe des längere Zeit vergriffenen Buches Paul de Lagarde: Erinnerungen aus seinem Leben, zusammengestellt von seiner Witwe Anna de Lagarde (Leipzig, Wilhelm Heims), allgemein willkommen sein. Wir haben ja jetzt die großartige Biographie Schemanns erhalten, aber daneben werden diese persönlichen Zeugnisse immer wertvoll bleiben. — Wenig bekannt ist dem heutigen Geschlecht auch der Naturphilosoph Gotthilf Heinrich Schubert, obwohl einst im Kreise seiner Erlanger Studiengenossen das Wort umging, man könne in seiner Gegenwart keine bösen Gedanken haben. Von dieser edlen Art, von seinem Liebesreichtum und seiner Seelengüte geben auch seine Briefe ein wundervolles Zeugnis, und wir sind Nathanael Bonwetsch zu aufrichtigem Danke verpflichtet, daß er uns ein Lebensbild dieses Mannes aus seinen Briefen zusammengestellt hat. (Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, 7,50 M, geb. 8,50 M.) Jenes Erlanger Studentenwort, das uns Karl von Hase in seinem oben erwähnten Buche „Ideale und Irrtümer“ überliefert, urteilt er auch: „Wer mit Schubert zusammengewesen, sei wenigstens für einige Tage ein besserer Mensch.“ Diese schöne Briefausgabe gibt jedem das Mittel eines so förderlichen Umgangs. — Ein ganz anders geartetes Leben in breitester Öffentlichkeit wird uns auch aus Briefen entwickelt, das des in den letzten Jahrzehnten stark im Vordergrunde stehenden Hamburger „Bürgermeister Mönckeberg“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Sein Sohn Karl stellt in einem stattlichen Bande außer der Gedächtnisrede des Hamburger Bürgermeisters Burchard Briefe aus den Jahren 1884—1908 und verschiedene Aufzeichnungen des Verstorbenen über seine Zusammenkünfte mit dem Fürsten Bismarck und mancherlei Erlebnisse als Bügermeister zusammen. Wir erfreuen uns des Umgangs mit einem liebenswürdigen und tatkräftigen Manne; aber das Buch ist auch ein wertvolles Kulturzeugnis für das verzehrende und auch stark dekorative Leben, zu dem jeder im Vordergrunde stehende Mensch im Wilhelminischen Zeitalter verurteilt war. — Daß es aber auch noch friedvolles, stilles und idyllisches Eingesponnensein im neuen Deutschland gegeben hat, bezeugen die „Lebenserinnerungen“ von Armin Stein (Halle, Verlag des Waisenhauses, 5 M). — Wie reich und nach den verschiedensten Seiten hin ausstrahlend ein solches stilles Leben sein kann, zeigt Cornelius August Wilkens, Aus den Tagebüchern eines evangelischen Pfarrers (Gütersloh, C. Bertelsmann, 4,50 M, geb. 5,50 M). Als Otium Kaltsburgense, nach seinem in Kaltsburg bei Wien gelegenen Heime, bezeichnet dieser Gelehrte, Theologe und Geschichtsforscher, der der weiteren Öffentlichkeit hauptsächlich durch sein schönes Buch über die Sängerin Jenny Lind bekannt ist, die hundert Bände mit zusammen 30 000 Seiten umfassenden Aufzeichnungen über Religion und Philosophie, über Natur und Leben, über alle erdenklichen Wissensgebiete. Freundeshand hat hier 1200 kleinere und

größere Auszüge aus diesem Riesenwerke zusammengestellt, sie haben keineswegs bloß für die zahlreichen Freunde des als fünfundachtzigjähriger Greis Heimgegangenen Wert, sondern bringen durch ihre aufrechte Gesinnung und ihren Gedankenreichtum jedem Leser Wertvolles.

Auch auf einige wertvolle Briefwechsel kann hingewiesen werden. Besonders ergiebig ist Eduard Mörike b.dacht. Hans Wolfgang Rat ist bei seiner tüchtigen Forscherarbeit von schönem Finderglück begünstigt worden, und so hat er uns zuerst den Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Moritz von Schwind und bald danach auch den zwischen Mörike und Storm darbieten können. Beide ungemein reichhaltigen und die Persönlichkeiten der Schreiber köstlich widerspiegelnden Briefsammlungen sind bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen (geh. 6 ℳ, geb. 9 ℳ) und erhalten einen erhöhten Wert durch eine große Zahl von Bilderbeigaben. Der Schleswig-Holsteiner begegnet uns dann wieder in dem von Georg J. Plotke herausgegebenen Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm. (2 Bände, München, J. F. Lehmanns Verlag; je 5,50 ℳ, geb. 7 ℳ.) Der Briefwechsel reicht von 1854 bis zu Storms Tode. Er gibt ein offenes Bild des geistigen und künstlerischen Ringens der beiden so verschiedenartigen, aber mit gleichem Ernst nach der Kunst strebenden Männer. Vor allem Heyse gewinnt als ringender Mensch in diesen Briefen sehr gegen die übliche Vorstellung. Die Ausgabe ist sehr sorgfältig betreut und auch äußerlich durch die Beigabe guter Bildnisse wertvoll. — Von einem innigen Künstlerbunde zeugen auch die Briefe Joseph Victor von Scheffel an Anton von Werner 1863—1886, die der Maler noch vor seinem Tode für die Herausgabe fertiggestellt hatte (Stuttgart, Ad. Bonz, 3,50 ℳ). — Ein prächtiges Malerbuch sind die „Briefe Albert Weltis", die der oft bewährte Adolf Frey mit einer ausgezeichneten Einleitung herausgegeben hat. Es ist ein Vollmensch, der hier schreibt, ein ganzer prächtiger Kerl. Über Wesen der Kunst und die innerste Natur künstlerischen Schaffens erhalten wir tiefdringende Bekenntnisse, die um so wertvoller sind, als sie ganz unabsichtlich und ohne jede Berechnung abgegeben werden.

Auch die Musiker gehen nicht leer aus. Die Briefe von Robert Volkmann, 230 Stück, legt uns Hans Volkmann vor (Leipzig, Breitkopf & Härtel, geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ). Dieser treffliche deutsch-ungarische Musiker ist in seinen Briefen ein ebenso unverwüstliches Original, wie er es in seinem Leben war. Dabei ist er ein gründlich gebildeter Mann, leidenschaftlicher Freund der Kunst und Natur, bei aller Knurrig- und Knorrigkeit ein herzensguter Mensch und ein unverwüstlicher Humorist. — Weiteste Verbreitung verdient die Volksausgabe der „Ausgewählten Briefe Hans von Bülows" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 10 ℳ). Aus der großen Gesamtausgabe hat Marie von Bülow die Briefe so zusammengestellt, daß sie nun ein Lebensbild geben. Tschaikowski hat ihn einmal als geborenen Edelmann gefeiert. Als solchen spiegeln ihn auch diese Briefe. Ein selbstloser, aufrechter und furchtloser Streiter für alles, was ihm gut und wahr erschien, im Leben und in der Kunst, war er einer von den seltenen ganz Echten. K. St.

Die Weimarer Schiller-Stiftung

Um die Weimarer Schiller-Stiftung ist ein heftiger Kampf entbrannt. Hans Kyser, der schon vor Jahren die Verwaltung der Stiftung einer scharfen Kritik unterzog, hat jetzt in einer Denkschrift (Literarisches Echo 2. Oktoberheft) und in verschiedenen Zeitungsartikeln Satzungsänderungen gefordert, die eine völlige Umwandlung des bisherigen Charakters der Stiftung bedeuten würden. Hans Kyser ist so offen vorgegangen und hat seine Person so rückhaltlos für seine Forderungen eingesetzt, daß der Meinungsaustrag nicht aufs persönliche Gebiet hätte hinübergetragen werden dürfen. Wenn er sich selbst um die

am 10. November neu zu besetzende Stelle des Sekretärs bewarb, so tat er auch das in folgerichtiger Befolgung seines Grundsatzes, die sämtlichen Angelegenheiten der Stiftung zu einer Sache der breitesten Öffentlichkeit zu machen.

Die zu Schillers hundertstem Geburtstag 1859 begründete Stiftung, die größte derartige, über die wir verfügen, besitzt ein Vermögen von etwa zweieinhalb Millionen Mark, aus dem jährlich etwa 91 000 M zur Verteilung gelangen, und zwar 68 000 M durch die Weimarische Zentralstiftung, der Rest von den im Reiche verstreuten Zweigstiftungen. „Der Zweck der deutschen Schiller-Stiftung besteht darin: deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand darbietet.“ Es folgt der Nachsatz: „Sollten es die Mittel der Stiftung erlauben und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämtlich zutreffen, zu Hilfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrats überlassen.“

Kyser schlägt vor, diesen Nachsatz zu streichen, da er Gelegenheit des Mißbrauchs zugunsten der Mittelmäßigkeit und der literarischen Bettelbriefschreiber biete, dafür anderseits die Bestimmung aufzunehmen: „Unter nächstangehörigen Hinterlassenen sind nur Witwen und unmündige Kinder und solche Personen zu verstehen, die auf das Talent des Verstorbenen angewiesen waren“. Im Hauptziel aber gehen Kysers Vorschläge darauf aus, die Gaben der Schiller-Stiftung aus wirtschaftlichen Unterstützungen in Ehrungen des geistigen Schaffens zu verwandeln. Auf dieser grundsätzlichen Umwandlung bauen sich alle weiteren Forderungen logisch auf. Das heißt, Kyser sucht zu beweisen, daß er damit im Grunde nichts Neues fordere, sondern ursprünglich den Geist der Stiftung zur Geltung bringe. Die Auszahlungen der Schiller-Stiftung würden danach zerfallen in: Jahresgehälter, die lebenslänglich oder auf eine bestimmte Reihe von Jahren bewilligt werden; Stipendien, in ein- oder mehrmaligen Zuwendungen an jüngere Dichter und Schriftsteller auf Grund von Talentproben und Jahresrenten für die nächsten Hinterbliebenen. Diese Gaben sollten nicht unter 1000 und nicht über 3000 M betragen. Dazu kämen dann noch Ehrengaben, die in Höhe von 5000 M an besonders hervorragende Schriftsteller, im ganzen höchstens dreimal, zu bezahlen wären. Da alle diese Gaben Ehrungen darstellen, sind sie öffentlich bekannt zu geben, und die Schiller-Stiftung hat mit Anträgen an die Schriftsteller und Schriftstellerinnen heranzutreten und nicht Bewerbungen von ihnen abzuwarten. Die Stellung des Generalsekretärs als geistigen Verwalters der Stiftung gewinnt damit eine außerordentliche Bedeutung, die Kyser folgendermaßen umschreibt: „Der Generalsekretär hat in Fühlung mit deutschen Dichtern, Kritikern, Verlegern und den Berufsorganisationen der Schriftsteller zu bleiben. Er hat in seinem jährlichen Literaturbericht die von diesen Seiten gemachten Vorschläge dem Verwaltungsrat zu unterbreiten. Er ist zugleich verpflichtet, jährlich eine Übersicht über die Stipendiate anderer Stiftungen dem Verwaltungsrate vorzulegen. Die Wahl hat möglichst in Übereinstimmung mit den Berufsorganisationen zu erfolgen. Er hat im Verwaltungsrat eine Stimme.“

Dies die Hauptforderungen Kysers. Seine eingehenden Begründungen bezeugen ein eindringliches Studium der hier vorliegenden Fragen und einen hohen Ernst der Gesinnung. Trotzdem kann ich ihnen nicht folgen. Ich will zunächst einer von ganz anderer Seite herkommenden Stimme auch hier zum Gehör verhelfen. Es ist die Friedrich Lienhards, der im „Tag“ mutig — denn es gehört heute dazu Mut — den idealen Standpunkt vertritt. „Wenn die Wertung als Ehrenbezeigung breit in den Vordergrund tritt, so wird die Schiller-Stiftung in eine Art Akademie verwandelt. Diese Akademie oder dieser geistige Senat hätte also die bedeutendsten Dichter Jahr um Jahr zu krönen — nein, zu bezahlen! Die Ehrung des Geistes

würde also in Geld bestehen. Mammon, der weltbeherrschende, würde nun auch auf dem Parnaß als großmütiger Spender umherwandeln. Ein paar kluge Leute würden, je nach Geschmack und persönlichem Empfinden, im Namen des deutschen Siebzigmillionenvolkes ‚wertvolle Dichter' bestimmen und jedem von ihnen — nicht einen schlichten Ölzweig wie in Olympia, nicht eine Goldkrone wie auf dem Kapitol — wohl aber einen Geldbeutel überreichen! Schämt ihr euch nicht, deutsche Dichter?!" Lienhard weist dann auf einige Fälle von Dichterunterstützungen hin, die einen mehr persönlichen Charakter haben und gewissermaßen Bekundungen persönlicher Herzensfreude an des Dichters Schaffen sind. „Solche Fälle haben nichts Unwürdiges. Wird aber das Geldgeben zu einer gesamtnationalen stehenden Einrichtung und vollzieht sich Jahr um Jahr ‚satzungsgemäß' — so springt die ganze Poesielosigkeit dieser ‚Dichterehrung' in die Augen. Es ist noch dazu nicht die geringste Sicherheit gegeben, daß Bedeutende wirklich nicht übersehen werden. Das kann sich jeden Tag wiederholen, und wenn dutzendweise Ausschüsse wachen und nach ‚wertvollen Talenten' Ausguck halten.

Nochmals: für eine Geistestat Geld auf den Tisch zu zählen, als Dank der Nation, ist geschmacklos. Mammon vergiftet schon genug die Welt: er vergifte nicht auch noch das feine und freie Gefilde des Parnaß!

Dazu kommt, daß der krönende Ausschuß mit dieser verliehenen Geldsumme unwillkürlich einen Druck auf die öffentliche Meinung ausübt. In allen Schaufenstern prangt dann — wie wir's ja schon erlebten — der Aufdruck: ‚Mit dem Schillerpreis, mit dem Kleistpreis gekrönt!' So sucht man also von da aus das gesamtdeutsche Urteil zu beeinflussen. Das ist für eine gesunde, stille und stetige Entwicklung des feinsten Gespinstes, der Dichtung, wahrlich nicht heilsam.

Ich bin tief davon überzeugt, daß der Dichter, der sich treu bleibt und in seiner Art zur Persönlichkeit reift, früh oder spät seine Gemeinde finden wird — sei es sogar nach seinem Tode. Dem Zauber eines reinen Schaffens und eines dichterischen Gemütes widersteht zuletzt doch nichts. Muß er die Tragik langer Erfolglosigkeit auf sich nehmen, so hat der wahre Dichter eine Kraft oder ein Glück in sich, die mehr sind als alles irdische Gut. Erfährt man aber von seiner Not, so helfe man ihm still und unauffällig — und mische diese reinmenschliche Unterstützung nicht in die öffentliche Erörterung über seine geistige und künstlerische Bedeutung!"

Diese Ausführungen Lienhards treffen die Vorschläge Kysers nicht ganz. Schließlich könnte man ja auch die Ehrengaben der Schiller-Stiftung als eine Art von Freudebekenntnis an des Dichters Schaffen auffassen, und es würde wohl doch niemand einfallen, die darin liegenden Werturteile als eine endgültige Abstempelung oder auch nur als offizielle Bewertung aufzufassen. Lienhard selbst hat denn auch in einer späteren Nummer des „Tags" auf den Vorschlag einer Goethe-Stiftung hingewiesen, den Ferdinand Avenarius bereits 1900 dem Reichstag unterbreitet hat. Diese nationale Stiftung sollte das wertvolle dichterische Schaffen im Wettbewerb mit der bloßen Unterhaltungsliteratur unterstützen. Es kann auf den Vorschlag von Avenarius, mit dem sich der Reichstag — natürlich! — nur ganz flüchtig beschäftigt hat, nicht näher eingegangen werden. Er wollte aber im Grunde dasselbe wie jetzt Kyser, nur daß Avenarius noch sauberere Arbeit gemacht hat und die wirtschaftliche Not der Dichter ganz außer acht ließ. Bei Kyser mengt sich das Ganze noch zu sehr durcheinander. Wie er jetzt zum Schluß zur Bereicherung der Schiller-Stiftung wesentliche Veränderungen des Verlagsrechtes verlangt — wir haben darüber in anderem Zusammenhange bereits früher gesprochen — so ist überhaupt sein ganzes Denken durch die Sozialisierungsbestrebungen unserer Zeit beeinflußt. Die Schiller-Stiftung soll im Grunde die Aufgabe übernehmen, die nach seiner Auffassung eigentlich der Staat dem Dichter- und Schriftstellerberufe gegenüber zu erfüllen hätte. Ich möchte auch hier einige grundsätzliche Ausführungen Lienhards, der ja doch

schließlich auch aus eigener Erfahrung spricht, nicht übergehen: „Durch planmäßige und gar staatliche Aufpäppelung von Talenten ist noch nie die Dichtung eines Volkes gefördert worden. Dichtertum ist kein Beruf, sondern Begnadung. Eine großgestimmte Lebensauffassung wird immer den Widerständen der kleinmenschlichen Welt ausgesetzt sein und den Schmerz verstärken. Wie sagt Hölderlin im ‚Hyperion'? ‚Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstünde.'

Worauf sich also die Beihilfe beschränken muß, das ist von Zeit zu Zeit ein stilles Freudemachen, wo Not oder Krankheit zu sehr als Schwerlast das Bäumchen zu Boden drückt. Da kann eine Gabe, die eine behagliche Erholung oder anregende Sommerreise gestattet, von großer Wohltat sein. Im übrigen setze sich der Dichter, sein Menschenlos tragend, mit den Forderungen des Tages tapfer auseinander! Mancher Bedeutende trug seine Akten unter dem Arm, sein Versbuch in den Taschen. Und wir anderen, ehe wir als ‚freie Schriftsteller' zu leben wagten, haben uns als Hauslehrer und Zeitungsschreiber durchgeschlagen. Und es hat uns nicht geschadet, vielmehr gefördert und gestrafft, daß es uns in jungen Jahren hart ergangen ist."

Immerhin, auch eine solche Goethe-Stiftung wäre von hohem Wert. Der geistige Arbeiter wird in Zukunft noch mehr als bisher im wirtschaftlichen Kampfe schwach dastehen. Die Kunst kann ihrem Wesen nach nicht in dem Maße zu einer Lebensnotwendigkeit werden, daß die Öffentlichkeit dazu gezwungen wäre, für sie wirtschaftliche Opfer aufzubringen. Wie der Kunstgenuß nichts Notwendiges ist, wird auch die Entlohnung des Künstlers immer etwas Freiwilliges bleiben. Es ist darum ein Hauptgebot einer vernünftigen Kunstpolitik, auf eine Mehrung der Mittel bedacht zu sein, die unabhängig von den äußeren Verhältnissen und den jeweiligen Zeitstimmungen für Kunstzwecke zur Verfügung stehen. Es sollte darum die jetzige Stunde, die derartigen Erwägungen günstig ist, genutzt und eine derartige Goethe-Stiftung ins Leben gerufen werden. Könnte man ihr durch besondere verlagsrechtliche Abmachungen dauernde Einnahmen zuführen, um so besser.

Aber das alles ist kein Grund, die bisherige Art der Schiller-Stiftung zu verändern. Die Schiller-Stiftung wäre nicht so geworden, wie sie jetzt ist, wenn sie nicht auch in dieser Form eine Notwendigkeit wäre. Jeder, der in schriftstellerischen Organisationen tätig gewesen ist, weiß, daß kein anderer Stand so den Anfällen plötzlicher Notlage ausgesetzt ist, wie der des Schriftstellers und Dichters. Gewiß liegt da viel Selbstverschulden vor. Es drängen sich Zahlreiche in diesen Beruf, die zu ihm nicht berufen sind. Aber man sollte hier auch nicht zu streng und hart urteilen. Das ist in anderen Ständen auch so, aber dort ist für alle besser vorgesorgt. Frau Förster-Nietzsche hat 1912 bei Kysers ersten Vorstößen gegen die Verwaltung der Schiller-Stiftung in der „Zukunft" festgestellt: „Stets stand das Mitleid mit den alten, bedürftigen Schriftstellern im Mittelpunkt aller Überlegungen und Bestimmungen; ihnen sollte, sozusagen ohne Ansehen der Person, Unterstützung werden. Um aber das Zartgefühl von Schriftstellern und Schriftstellerinnen zu schonen, ist nachher vom Vorstand der Stiftung aus dem Wort Unterstützung hier und da das Wort Ehrengabe gemacht worden. Die Schiller-Stiftung hat im stillen Wohltun alles getan, was die besten Spender des ihr anvertrauten Nationalvermögens von ihr verlangt haben. Sie hat in der Stille Freude bereitet und der Not gesteuert und, in dem Wunsch, zu helfen, vielleicht allzu nachsichtige Urteile über manche literarische Leistung gefällt. Darf man ihr daraus einen Vorwurf machen? Die Schiller-Stiftung ist vom Mitleid begründet und zum Mitleid verpflichtet."

Ich halte diesen Standpunkt für durchaus berechtigt. Einzelne der Vorschläge Kysers können auch für die Schiller-Stiftung verwertet werden, man könnte die Pensionen erhöhen, den Begriff „Angehörige oder Hinterbliebene" begrenzen, und könnte wohl auch in Einzelfällen von der Notwendigkeit der Bewerbung absehen. Es lassen sich da leicht Wege finden. Gewiß wird gerade die vornehme Natur sich nicht leicht zu einer Bewerbung verstehen, aber

da könnte die Verwaltung der Schiller-Stiftung doch durch Bekannte des Notleidenden auf diesen hingewiesen werden und nun, an ihn herantretend, die Erfüllung dieser Formbestimmung veranlassen. Die breite Öffentlichkeit aber geht dieser Kampf gegen die private Notlage einzelner nichts an. Die Vermengung von Notlage und öffentlichem Werturteil muß in jedem Fall vermieden werden. R. St.



Von den Idealen in der Kunst

Berliner Theaterrundschau

In aller Kunst ist von vornherein Wirklichkeitssehen und idealisches Sehen ganz notwendig symbiotisch-organisch miteinander verbunden, und nur in unserem kritischen Denken, mit unserer Vernunft trennen wir künstlich, bringen wohl sogar in Widerspruch und Feindschaft zueinander, was im Organismus aufs innigste verflochten und zusammenverwoben ist. Unser ganzes Sein und Leben, unsere Fortschritte und Entwickelungen, unsere Kultur, mit der wir uns über die Natur erheben, hängen wesentlich ab von unserer Fähigkeit, das was objektiv wirklich ist, subjektiv, im Geist, in unserer inneren Vorstellung idealisch zu steigern und zu erhöhen, zu bessern und zu vervollkommnen — und diese Ideale dann wieder zu verwirklichen.

Das arme Bäuerlein, das in seinem Stall tatsächlich-wirklich nur eine Kuh stehen hat, kann sich doch leicht ohne weiteres idealisch träumen, es besäße deren zwei, drei, zehn, und diese Illusionsfähigkeit ist auch eine unerschöpfliche Lustquelle — eine Lebenskraft aller Lebenskräfte. Von Natur aus kann der Mensch nicht fliegen wie ein Vogel. Er möchte es aber gern, und jahrtausendelang lebte der Traum, die Sehnsucht, das Ideal in ihm, die Schranken der Wirklichkeit, die ihm hier gesetzt waren, zu überwinden. In unseren Tagen gelang es ihm endlich, auch dieses Ideal zu erfüllen und den Wirklichkeitsfanatiker ad absurdum zu führen, der jahrtausendelang seine Träume verspottete und verachtete.

Alle unsere Vernunft ist ein Einigen und Trennen, wie uns Kant sagt. Doch diese Kantische Vernunft bleibt auch zuletzt unfruchtbar, da sie mit blindem Auge vorübergeht an der Natur und dem Geist, deren höchstes und fruchtbarstes Wesen in steten idealen Umgestaltungen und Umwandelungen besteht.

Verschieden sind die Menschen, bald mehr realistisch, bald mehr idealistisch veranlagt, darum auf gegenseitige Hilfe und Förderung angewiesen. Unfruchtbar ist ein rein idealisches, illusorisches, träumerisches und phantastisches Sehen, welches sich daran genügen läßt und nicht auch den Kraftwillen in sich trägt, die innere und die bessere Vorstellungswelt real zu verwirklichen. Die Kantische Lehre, daß die Unerreichbarkeit das Wesen des Ideals ausmache, ist eine verhängnisvollste Irrlehre. Nicht minder unfruchtbar der Geist, der im Banne des Wirklichen verstrickt bleibt und nicht darüber hinauszuschauen vermag. Das reine Wissen, alles das, was wir gewöhnlich als Wissenschaft zu bezeichnen pflegen, erwächst uns aus unseren Interessen an der Wirklichkeitsbeobachtung und Kenntnis der objektiv-realen Erscheinungen der Außenwelt — während die Kunst uns die beste Führerin in die Reiche des idealistischen Sehens ist.

Die materiellen Vorstellungen, Dinge, Begebenheiten und Geschehnisse, die Wirklichkeitsbilder verwandeln sich uns in subjektive innere geistige Vorstellungen, und diese übertragen wir wieder in eine sprachliche Materie, durch die wir uns gegenseitig erst zu verständigen vermögen und einander Mitteilungen machen über das, was in uns vorgeht. Denn einen unmittelbaren Zugang haben wir nicht zu dem Geist und der Seele eines anderen Ichs. In der Dichtung und im Dichter erscheint dieses allgemeine menschliche Sprachver-

mögen aufs höchste zur Kunst gesteigert, und vermöge poetischen Schaffens können wir sprachlich in den anderen am anschaulichsten und lebendig-sinnlichsten die Bilder unserer materiellen Außen- und geistig-innerlichen Vorstellungswelten ausdrücken und wieder erzeugen. Je nachdem aber der Dichter mehr Interesse und Wert legt auf die Beobachtung und treue Wiedergabe dessen, was objektiv, wirklich ist oder die subjektiv-innerliche, geistig-seelische Vorstellungswelt bevorzugt und auf Um- und Neugestaltungen sinnt, unterscheiden wir zwischen einer naturalistisch-realistischen und einer idealistischen Kunst.

In der geschichtlichen Entwickelung übernimmt abwechselnd bald die eine, bald die andere Richtung die Führung, — entsprechend dem Fruchtwechsel in der landwirtschaftlichen Bebauung des Ackers, der jedem Bauern vertraut ist.

Auch jetzt wieder verdrängt ein wesentlich idealistisch gerichteter Stil den naturalistischen, wie er seit dreißig und mehr Jahren den Markt beherrscht hatte. Und wenn es bei unseren Jüngsten heute, unseren Expressionisten am meisten auffällt, wie sie mit Absicht und Bewußtsein nur nicht mehr Naturformen und Wirklichkeitsdinge wiederzugeben suchen und in willkürlichster, vielfach phantastisch-grotesker, phantastisch-fratzenhafter Weise nur noch die realistischen Elemente durcheinanderwirren, ohne die zuletzt keine Kunst wieder bestehen kann, — so hatte einst der Naturalismus, vor allem auch durch unsere modern-naturwissenschaftliche Weltanschauung beherrscht und beeinflußt, das Wörtlein Ideal am meisten in Mißkredit gebracht.

Zurzeit kann man aber schon die bangste Frage aller Fragen aufwerfen, ob uns nicht ein vollkommener Zusammenbruch aller Kunst bevorsteht, und ob wir nicht Zuständen völliger Verwüstungen und Verwilderungen entgegengehen, wie sie schon einmal in den Zeiten des untergehenden Roms und der Völkerwanderung herrschten. Eine alte Wirklichkeit zerfällt und wird nun zerschlagen, — doch das neue Ideal steht noch verhüllt.

Unter den Werken, die uns in diesem letzten Monat von den Berliner Bühnen beschert wurden, ragen zwei über das Alltäglich-Gewöhnliche heraus, können uns in Aufregung und in Aufruhr bringen, greifen tiefer hinab in die Abgründe unseres menschlichen Daseins, stellen uns vor letzte Fragen und Probleme und versuchen einen Abstieg zu den Faustischen „Müttern“: Frank Wedekinds „Schloß Wetterstein“ und „Jaákobs Traum“ von Richard Beer-Hofmann. So verschieden und gegensätzlich wie nur eben möglich — stehen sie einander gegenüber, und es scheint kaum noch einen Berührungspunkt zu geben zwischen der nihilistisch-anarchistischen chaotischen, allem Ästhetentum ins Gesicht schlagenden Kunst eines Wedekind, und der höchst gepflegten, kultivierten Wiener Dichtung Beer-Hofmanns mit ihren streng konservativ-reaktionären, uraltertümlichen religiösen Inbrünsten und Glaubensekstasen. Beiden scheint nur das eine gemeinsam zu sein, daß sie sich aus dem Schattenreich der Mütter eine recht fragwürdige, falsche Helena heraufgeholt haben, die wir uns nur nicht als Ideal wollen aufreden lassen.

In Wedekinds Spätdichtung „Schloß Wetterstein“ ist die Kunst — ich kann mir nicht helfen — nur noch Marasmus — Morast und giftiger Sumpf. Allzusehr nur gleicht sie der Welt wüster, sinnloser Selbstzerfleischungen, des völlig entfesselten Verbrechens, der Mordluft und des allgemeinen Diebstahls, wie wir sie augenblicklich zu ertragen haben. Doch eine schöne, idealisch wünschenswerte Welt ist das nicht mehr. Die Seele des Dichters liegt wie in letzten Todesagonien und Fieberzuständen, und Irreden gehen nur noch aus seinem Mund, Wahnsinnsvisionen umschweben den kranken Geist. Eine Kunst, die wie ein verfaulender, geschlechtskranker Organismus nur noch wirkt.

In der Einleitung zu seinem Drama sagt uns Wedekind, daß er seine „Anschauungen enthält über die inneren Notwendigkeiten, auf denen Ehe und Familie beruhen“. „Das Stoffliche, die Geschehnisse, der Gang der Handlung sind dabei vollkommen Nebensache“ (!!!). Wichtiger waren dem Dichter dramatische Steigerungen und Bühnenwirksamkeit. Ein merk-

würdig-seltsames Selbstbekenntnis. Das Stoffliche, die Geschehnisse, der Gang der Handlung sind die wichtigsten elementar-künstlerischen Faktoren und Grundbedingungen des Dramas, — die eigentlich dichterischen Ausdrucksformen, Bilder, Symbole, durch welche uns der Poet seine Ansichten und Meinungen über die inneren Notwendigkeiten von Familie und Ehe mitteilt. Gewöhnlich sagt man, daß in der Kunst die Tendenz mehr Nebensache ist und vielleicht noch besser und klarer, unzweideutiger, verständlicher als im Drama lassen sich solche Anschauungen über Ehe und Familie in wissenschaftlichen Abhandlungen auseinandersetzen. Die minderwertigsten Bühnenskribenten verstehen sich auf die Bühnenwirksamkeiten und dramatischen Steigerungen zumeist im höchsten Maße. Nun ja, Wedekind weiß selber wohl, wie seinem Drama ein Vorstadtbühnencharakter anhaftet, — doch vergebens versucht er, uns seine Not als eine Tugend vorzuspiegeln.

Was uns Frank Wedekind über die inneren Notwendigkeiten zu sagen hat, auf denen Ehe und Familie beruhen, ist mir persönlich völlig unklar geblieben, und ich lasse es dahingestellt, ob des Dichters Ausdrucksunfähigkeit oder meine eigene Geistesschwäche Schuld daran trägt. Die Begebenheiten, die Handlungen, die er uns erzählt, sind jedenfalls recht abnormer Natur und werden gewöhnlich als widernatürliche angesehen; es sind wohl Bilder grauenvollster Ehe- und Familienzerrüttung und jedenfalls nur nicht des Aufbaus. Die Phantasie schwelgt in lauter Greuelszenen eines pathologischen, verbrecherisch-wahnsinnigen Sexualismus. Wollust und Grausamkeit nur sind ehelich miteinander gepaart, und die dramatischen Szenen Frank Wedekinds lesen sich wie Kapitel aus Marquis de Sades Roman „Justine et Juliette". Die Menschen, welche die letzten Exemplare dieses Sadeschen Werkes unter Schloß und Riegel halten und es für besser halten, wenn niemand so etwas auch nur liest, scheinen mir wohlberaten zu sein. Sadisten, Masochisten, Lustmörder, menschliche Bestien hausen in dem Atridenheim „Schloß Wetterstein", in tierischen Brünsten sich wälzend, — und die erste Begebenheit, die Werbung Rüdigers, Freiherrn von Wetterstein, um Leonore von Gystrow, die Witwe des von ihm gemordeten Mannes, ist noch immer die harmloseste, unschuldigste. Sie weckt am meisten Erinnerungen an die Werbeszene Richards III. bei Shakespeare, und der Wedekindsche Rüdiger gibt sich nur alle Mühe, den Richard, „gewillt, ein Bösewicht zu werden", noch zu übertrumpfen. Aber wenn Shakespeare uns keinerlei Zweifel darüber läßt, daß er in seinem Richard einen Verbrecher sieht, so ist es nicht ausgeschlossen, manches deutet darauf hin, daß Frank Wedekind zu seinen Lustmördern, Sadisten und Masochisten, zu seinem Rüdiger und zu seiner Leonore, seiner Allerweltsdirne Effie und zu seinem Aufschlitzerjack Chaguaral Tschamper aus Atakama als zu den höheren Wesen aufblickt, in denen sich der Erdgeist wahrhaft idealisch-vorbildlich verkörpert, — am besten dazu geeignet, uns die inneren Notwendigkeiten zu enthüllen, auf denen Ehe und Familie, wenn auch nicht beruhen, so doch beruhen sollen. Darüber ließe sich dann nichts weiter reden, und eine Kunst, idealisch so tief herabgesunken, für welche Umwandelung nicht Aufbau und Verbesserung, sondern Zerstörung, Gift und Zersetzung bedeutet, steht auf der Stufe des Lombrososchen geborenen Verbrechers.

In der Schreckenskammer, in der verhurten, sexualistisch verseuchten Phantasie Frank Wedekinds, spuken gespenstisch lauter Abnormitäten umher, die nur nicht verallgemeinert werden können, nur nicht Wirklichkeitstypen sind. Am allerwenigsten taugen sie dazu, daß man mit ihnen ernsthaft darüber disputiert, was Ehe und Familie sind und sein sollen.

Wedekind hat immer darauf gedrängt, daß seine Kunst nicht formalistisch, sondern inhaltlich und gedanklich, um ihrer Meinungen und Tendenzen willen gewertet sein will. Auch aus der Dichtung Beer-Hofmanns schreit uns alles zu, daß ihr es im höchsten Maße auf Lehre und Bekenntnis ankommt. Die Kunst ist hier Religion, Glauben, Wahrheitseifer, und aus der Inbrunst und Ekstase, der heiligen inneren Überzeugung, mit der sich der Dichter zu seines Jaakobs Träumen bekennt, schöpft sie ihre innerlichsten tiefsten Wirkungen und seelischen Erschütterungen. Auf den ersten Anblick nur eine Dichtung des reinsten Idealismus, alles

dessen, was wir seit Jahrtausenden als Gott und höchste Idee angestrebt und verehrt haben. Und überall, wo das Ideal in der Kunst glüht, da packt und erregt sie uns am tiefsten, weil sie damit allgemein-menschlich am eindringlichsten zu uns redet.

Die Beer-Hofmannsche Dichtung ist erst nur noch ein Vorspiel, ein Prolog zu einer dramatischen Trilogie vom König David, doch ein gedanklich, inhaltlich-tendenziös für sich abgeschlossenes Werk. Ein religiös, wenn auch ein anorganisch aus mannigfachsten Teilen zusammengestoppeltes philosophisches Lehrgedicht, eine Theodizee, eine Grübelei über das Wesen Gottes und ein großer Psalm und eine Jesaias-Prophezeiung von der Sendung des israelitischen Volkes und seiner Herrlichkeit. Nebenher auch noch ein dramatisches Bruchstück, vom Zwist der beiden Brüder Jaákob und Edom um ihres Vaters Segen, der uns aus der Bibel seit Jugendtagen wohl bekannt ist.

Die Religion und das Ideal, welche Beer-Hofmann glaubt, bekennt und verkündigt, sind allerdings streng-nationalistisch beschränkt, und nur ein geborener Jude darf träumen wie Jaákob und wird von Gott, wie er, gesegnet. Eine Tendenzdichtung. Als rüstigster Vorkämpfer des Zionismus tritt der Dichter in die Schranken, und höchst atavistisch muten seine Gottesidee und seine Religion auf den modernen Menschen. Sie tragen noch einen starren und strengen alttestamentarischen Charakter, und wie ein mittelalterlicher Scholastiker seufzt Beer-Hofmann noch unter der Qual und Last, uns das Welträtsel begreiflich zu machen, wie sein allmächtiger und allwissender Gott, der absolut Gute, den noch eine Welt voller Sünde schaffen konnte, in der die armen Menschen so schwer zu leiden haben.

Jaákob wird gesegnet, Jaákob träumt, Jaákob ringt mit Gott, alle seine Visionen, Ekstasen gipfeln im Jubel der Erlösungslehre: „Eritis sicut deus, scientes bonum et malum", und sich mit Gott identifizierend, in seinem Gefühl: „Ich bin Gott", bringt er eine jüdische Mystik zum Ausdruck, die sich von der Mystik aller anderen Völker ganz und gar nicht unterscheidet. Richard Beer-Hofmann täuscht sich und uns mit seinem Hochmuts- und Eitelkeitsglauben, sein Gott habe sich nur dem Volk Israels geoffenbart und dieses allein zu seinem Werkzeug berufen. Wie sein Jakob wissen sich alle einzig und allein erwählt, und wie ihm die Engel Gottes mit selig verführerischen Stimmen die Herrschaft über alle Völker prophezeien, so haben sie es allen anderen Völkern auch ins Ohr gesungen. Eine Botschaft, welche die Erde mit unendlichen Strömen Blutes übergossen hat, und auch alle Pogrome zuletzt erzeugte. Das „Eritis sicut deus" klingt uns aus der Beer-Hofmannschen Dichtung so verlockend und verführerisch wie nur eben möglich entgegen. Vielleicht berücksichtigt der Dichter bei der Fortsetzung seines Werkes auch noch den biblischen Paradiesesmythus, wo sie als Schlangenlehre auftritt, den Menschen aus dem Garten Eden vertreibt und von da an all sein Dichten und Trachten unfruchtbar werden läßt.

Sehr primitiv, atavistisch und archaistisch berührt die religiöse Idealwelt Beer-Hofmanns nur noch, und fern und fremd steht ihr Goethe, auch von Kant weiß sie noch nichts. Wir Kinder dieser Erde von heute können nur nicht mehr die maniakalischen Träume unserer Urväter und Patriarchen von ihrer Allmacht und Allwissenheit träumen, und Beer-Hofmannsche Jakobsträume sind für uns nicht einmal mehr schöne Fiktionen und Illusionen.

Prophetisch gebärden sich zuletzt Frank Wedekind und der Wiener Zionist. Eine eingehendere Untersuchung könnte wohl unschwer nachweisen, wie der anarchistisch-nihilistische und der orthodox-konservative Idealismus der beiden so entgegengesetzten Poeten sich wie ein Januskopf zusammenfinden. Nur von einer neuen schöpferischen Kunst, die uns neue Ideale zu erzeugen vermag, ist weder bei dem einen noch dem anderen etwas zu merken.

Wedekinds „Schloß Wetterstein" wurde im Theater in der Königgrätzer Straße aufgeführt, das „Deutsche Theater" bescherte „Jaákobs Traum" und die „Volksbühne" brachte Rolf Lauckners „Predigt in Litauen". Aber trotz des Titels ist und will Lauckner selber nur gerade kein Prediger sein, wie es zuletzt Wedekind und Beer-Hofmann sind, die sogar höchsten

Wert darauf legen. Lauckner predigt vielleicht nur zu wenig, und als Dramatiker ist er zu wenig Idealist und Aktivist, um den rechten Kampf erzeugen zu können, der nun einmal des Dramas Seele ist. Auch bei ihm stehen sich Vater und Söhne als Widernaturen im Kriege gegenüber, und der Dramatiker hatte schon immer allerfestesten Boden unter den Füßen, wenn der Streit der Weltanschauungen und Ideale im Kampf verwandten Blutes ausgefochten wurde. Die allgemeinste, zuletzt doch wohl unablässige Voraussetzung dabei ist, daß der Zuschauer mit möglichst lebendigem Interesse an dem Kampf teilnimmt und als Gläubiger entweder für die Alten oder für die Jungen oder auch für beide sich erwärmen kann.

Nur diese dramatischen Grundstützen hat Lauckner sich selber abgesägt. Er gehört seinem ganzen Wesen nach noch ins Lager der Ibsenbekenner, ist Relativist, Zweifler, und steht mit einem stillen und feinen ironischen Lächeln achselzuckend über den Dingen. Nur die Ideale sind ihm flöten gegangen, und er kann weder seinem Vater noch seinem Sohn ein solches mit auf den Weg geben. Beide sind nur recht beschränkte Köpfe, unleidliche Wesen, für die weder der Dichter noch der Zuschauer sich sympathisch zu erwärmen vermag, und der Kampf zwischen ihnen entbehrt des tieferen Interesses, beide sprechen aneinander nur vorüber. Der Junge ist ein verlodderter Maler, der Alte ein starrer Eiferer und Zelot, ein deutscher Pastor, der mit seinen litauischen Gemeindekindern im ständigen Konflikt liegt und vergeblich sich abmüht, ihnen ihre noch heidnisch gefärbten Volkssitten abzugewöhnen. Bei Lauckner erscheint er nur als ein Mensch, der sich auf einem Holzweg befindet und an die Stelle, wo er steht, nur nicht hingehört. Zwei Motive wirren dem Dichter durcheinander. Einmal der Konflikt des Vaters mit dem Sohne, dann der andere des Pfarrers und seiner Gemeinde, — und recht künstlerisch-erzwungen werden sie nur dadurch in Verbindung gebracht, daß der Sohn, der als verlodderter Kunstzigeuner und Schürzenjäger geschildert wird, urplötzlich gerade für die Dauer einer Szene als litauischer Nationalist und Agitator sich aufspielen muß.

Je weniger Dramatiker Lauckner ist, ein um so besserer Theatraliker, und wie Wedekind kann auch er sagen, daß er es nur auf spannende Szenen und Bühnenwirkungen abgesehen hat. Ganz geschickt weiß er über die Mängel seines Werkes an Zusammenhang und organischem Aufbau hinwegzutäuschen.

Nicht künstlerisch-idealisch, sondern wissenschaftlich-kritisch steht er seinen eigenen Gestalten gegenüber und psychologisierend, analysierend interessiert er durch mancherlei feine Beobachtung. Ein Duft von Stimmung und Lyrik und der Hauch romantisch-ironischen Gefühlslebens verleihen seiner Kunst ihre feinsten Reize. Es sind mehr einzelne Skizzenblätter als ein Drama, was Rudolf Lauckner uns gibt, — und die einzelne Skizze, sehr impressionistisch frisch gepackt und erlebt, epigrammatisch zugespitzt, wirkt auf der Bühne und sichert dem Dichter den Erfolg.

Im „Kleinen Theater" mundete Wilhelm Speyers Lustspiel „Er kann nicht befehlen" als eine ganz tüchtige Hauskost. Die alte Idee vom armen Proletarier, der für die Dauer eines Tages zum Millionär und König gemacht wird und die Welt regieren darf, hat Speyer nett und ohne höhere Ansprüche wieder eingekleidet und ein bißchen aktuell ausgestattet.

Julius Hart

„Kulturlosigkeit und Verblödung"

Der Haushaltsausschuß für das preußische Kultusministerium hat sich eine eigenartige Geburtstagsfeier des größten preußischen Dichters, Heinrich von Kleist, geleistet. Wie jetzt üblich, tagte man auch an diesem 18. Oktober und beriet eifrig „Reformen". Da erklärte der Finanzminister mit der seinem Amte eigenen überlegenen Kühle: „Alle euren schönen Pläne in Ehren, aber wir sind zur vollständigen Kulturlosigkeit und Verblödung ver-

urteilt, wenn es uns nicht gelingt, in kürzester Zeit den Friedensvertrag von uns abzuschütteln." Der Chronist berichtet nicht, ob der Finanzminister die in diesen letzten Worten liegende Möglichkeit als seine Hoffnung bekannt hat. Weite deutsche Kreise würden in dieser Vertrauensseligkeit auf den Edelmut des Völkerbundes wohl bereits ein bedenkliches Zeichen der angedrohten Verblödung erblicken.

Das deutsche Volk ist es nachgerade so gewohnt, zu dem vielen Schweren, das es erduldet hat und jetzt erleidet, auch noch durch Schreckgespenste verängstigt zu werden, daß diese Drohung des Finanzministers auch keinen tieferen Eindruck gemacht hat. Schließlich, wenn man schon vorher verhungert ist, kann einem auch „Kulturlosigkeit und Verblödung" nicht mehr viel anhaben.

Nun traut sich nach allem zwar auch der beherzteste Deutsche kaum mehr zu Bismarcks Wort zu bekennen, wonach wir Deutsche nichts fürchten außer Gott. Aber so weit sind wir nun doch nicht herunter, daß wir uns durch Gespenster schrecken lassen wollen. Und wenn es nun gar der Finanzminister ist, der aus seinem papierenen Geldsack heraus in Kulturängsten stöhnt, so kann der alte deutsche Idealismus sogar noch lachen. Immerhin ist es ein guter Anlaß, über die Einwirkung der Revolutionsereignisse auf unser Kulturleben und das ganze Verhältnis der neuen Machthaber zum Geistigen nachzudenken. Zur besonders lauten Verkündigung der Befreiung des Geistes und der Beglückung des ganzen Volkes mit den Segnungen der Kultur vor einem Jahre bildet diese verzweifelte Bankrotterklärung einen besonders schreienden Gegensatz.

Wer die Revolutionsereignisse äußerlich ansah, mußte an eine starke Beteiligung der geistigen Kräfte in der Novemberrevolution glauben. Man denke an Bayern, wo Literaten wie Eisner und Landauer zeitweilig die ganze Herrschaft in der Hand hatten. Aber auch in den anderen Bundesstaaten wurden Literaten und Künstler als treibende Kräfte sichtbar; ihrer viele zogen in wichtige Staatsämter ein, und die Art, wie gleich vom ersten Tage ab sich in den später verlausten Reichstagsräumen Betriebsräte von Künstlern und Geistesarbeitern breit machten, bezeugte den großen Anteil, den diese Kreise schon an den vorbereitenden Arbeiten gehabt hatten. Es waren allerdings so gut wie ausschließlich Juden, die die geistige Führung übernahmen, und sie begründeten es mit den großen Diensten, die sie der Revolution schon vorher geleistet hätten. Für Geist und Absicht ihrer Tätigkeit betonten sie nun selbst, was sie kurz zuvor als Verleumdung verketzert hatten, wenn es von uns behauptet wurde. Wir müssen darum etwas näher auf dieses Kapitel eingehen.

Es fehlt dieser Revolution in auffallendstem Maße an geistiger und seelischer Schwungkraft. Es fehlt ihr jeder Gedanke der freudigen Zuversicht, es fehlt ihr aller Idealismus. Es ist keine Revolution der Kraft, die das Alte umstürzt, um ein Neues an seine Stelle zu setzen; es ist eine Revolution der Schwäche. Weil ein Altes zusammengebrochen ist, muß ein anderes an seine Stelle treten. Es hat keines Kampfes dazu bedurft, in dem sich die stärksten Kräfte erweisen konnten; sondern in einer kampflosen Ablösung fiel die Herrschaft denen zu, die gerade bereitstanden, sie in Empfang zu nehmen. Ja, es wird in einzelnen Gedenkartikeln (z. B. der Frankfurter Zeitung) den Mehrheitssozialisten als besonderes Verdienst angerechnet, daß sie überhaupt sich bereit fanden, die Herrschaft zu übernehmen. So war es im Politischen. Im Geistigen war es ähnlich: die Verdrossenen, die Krittler und Zersetzenden hatten den Vorsprung, weil die anderen verbraucht worden waren.

Die Revolution ist nicht entstanden, weil die Massen in der alten Staatsform ein zu elendes Leben führten und sich dagegen empörten. Gerade alle materiellen Fragen gingen einer geradezu zwangsläufigen Lösung im Sinne des sozialen Ausgleichs entgegen. Die Revolution ist auch nicht entstanden im Kampfe gegen politische Unterdrückung. Gerade wer zeitlebens Gegner des preußischen Wahlrechtes war und seine Beseitigung verlangte, kann auch ruhig sagen, daß das deutsche Volk politisch sicher ebenso frei war wie jedes andere, und jeden-

falls die Empörung über das Wahlrecht niemals auch nur einen vernünftigen Proletarier bewogen hätte, sein Leben dafür aufs Spiel zu setzen. Nein, die Revolution ist lediglich als Folge des militärischen und politischen Zusammenbruchs entstanden, der mitsamt dem wirtschaftlichen Zusammenbruch aufs innigste zusammenhängt und wechselseitig bedingt war durch die Erschöpfung der deutschen Nervenkraft.

Es mag sein, daß die Niederlage des deutschen Heeres unausbleiblich geworden war; jedenfalls ist es nicht dazu gekommen, und zwar weil der deutsche Geist und die deutsche Seele schon zuvor ihre Niederlage erlitten hatten. Es läßt sich im geistigen Leben nicht mit genauen Zahlen arbeiten, und auch der klügste Untersuchungsausschuß würde hier die Schuldfragen nicht einwandfrei klären können. Der alte Hindenburg hatte schon recht, als er den Geist von 1914 für unüberwindlich erklärte. Aber als er seinen Ausspruch tat, war dieser Geist von 1914 schon tot. Wir sollten kein so kurzes Gedächtnis haben. Wir haben 1914 das Emporlodern des deutschen Geistes als eine Erlösung von dem auf uns lastenden Geiste des Materialismus und undeutschem Internationalismus empfunden. Der Geist, der jetzt mit der Revolution ans Ruder gekommen ist, ist nicht neu, sondern der von den Deutschbewußten schon Jahrzehnte vor dem Kriege bekämpfte. Die Herrschaften wissen sehr wohl, weshalb sie schon in den letzten Kriegsjahren verhüllt und seither mit zynischer Offenheit unser Erleben von 1914 vernichtigen und in den Dreck ziehen. Sie treffen damit ihren erbittertsten Feind, den deutschen Idealismus.

Wenn nun schon vor dem Kriege die bewußten Vorkämpfer des deutschen Geistes nur gering an der Zahl waren, weil die große Masse der Deutschblütigen dem Geistigen stumpf und gleichgültig gegenüberstand oder dem Fremdgeistigen verfallen war und auch der Staat, zumal in der Regierungszeit Wilhelms II., keine Stütze des nationalen Geistes war, so sind noch im Kriege selbst die Träger des deutschen Geistes schwer geschädigt worden.

Wenn ein Vorwurf dem viel verschrienen Militarismus mit Recht gemacht werden kann, so ist es der der Unterschätzung, ja Mißachtung des Geistes und darum der unverzeihlichen Mißwirtschaft mit geistigen Kräften. Anläßlich der vielberufenen Umwertung aller Werte, die mit der Umwandlung des Volkes in ein Heer verbunden war, ist viel darüber gelacht worden, wenn bedeutende Gelehrte und große Künstler aus ihrer hervorragenden sozialen Stellung sich plötzlich in das niedrigste militärische Verhältnis versetzt sahen. Bald verging nicht nur den davon Betroffenen der Humor, sondern jene, allerdings nicht sehr zahlreichen, die die Bedeutung der geistigen Kraft in diesem ungeheuren Ringen hoch einstellten, mußten sich besorgt fragen, wo die dem deutschen Haushalt notwendige geistige und seelische Kraft herkommen sollte. Es wurde zwar immer und immer wieder gesagt, daß dieser Krieg ein Krieg der Nerven sei, aber es geschah nichts dafür, die Nervenkraft des deutschen Volkes auf der Höhe zu halten. Die seelische Unterernährung des deutschen Volkes hat schon früher eingesetzt und ist sicher ebenso verhängnisvoll geworden, wie die körperliche, zumal die feindliche Seite in geistiger Hinsicht dauernd gestärkt wurde. Man sollte nicht so töricht unterschätzen, welche Kraft Frankreich aus dem ihm von aller Welt zugetragenen Mitgefühl schöpfte, während uns von überall her ungeheure Fluten von Haß und Verachtung zuströmten. Das lähmt, wie jenes kräftigt. Wir hätten darum mit doppelter Sorgfalt alle Kräfte aufbieten müssen, um die unerläßliche geistige und seelische Hochspannung zu erzielen. In den letzten Kriegsjahren hat man wohl militärischerseits das erkannt, und es setzten dann mancherlei Unternehmungen ein, die man unter dem Begriff „nationaler Stimmungsmache" zusammenfassen kann. Es ist nicht verwunderlich, daß alle diese Unternehmungen kläglich scheiterten oder gar das Gegenteil bewirkten. Sie kamen nicht nur viel zu spät, sondern waren auch sehr ungeschickt, wie von dem auf diesem Gebiete durchaus dilettantischen Militarismus nicht anders zu erwarten war.

Wie gesagt, das alles entzieht sich der zahlenmäßigen Feststellung. Aber wir brauchen ja nur einmal zu überlegen. Tausende und aber Tausende von Männern, deren Zivilberuf

die Verwaltung und Mehrung des geistigen Volksbesitzes war, taten im Heere Dienst. Die Offiziere waren verhältnismäßig gut daran und hätten ihre geistige Tätigkeit in anderem Sinne fortführen können. Aber abgesehen von den im militärischen Drillverhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen liegenden Hindernissen, konnte derartiges doch nur „nebenbei" geschehen. Eine viel größere Zahl geistiger Kräfte aber — alle jene Männer, die zuvor nicht „gedient" hatten — wurde nun in der schäbigsten Weise für Arbeiten verbraucht, zu denen sie ihrer ganzen Anlage nach denkbar ungeeignet waren. Eben deshalb hatten sie ja nicht zu „dienen" brauchen. Eine Notwendigkeit kann schmerzlich sein, wird aber, wenn unabänderlich, hingenommen. Es ist nun aber nicht zu leugnen, daß, genau wie in den Arbeiterkreisen, auch beim Militär geradezu eine Feindschaft gegen den „Gebildeten" herrschte, den man besonders gern drangsalierte und zu den schwersten körperlichen Arbeiten heranzog. Das hat nicht nur ein unendliches Maß von Verbitterung bei den Betroffenen hervorgerufen, sondern bedeutete auch eine unverzeihliche Mißwirtschaft mit der Volkskraft. Denn in unzähligen Fällen, — man muß fast von der Regel sprechen — wurden auch für die hier auftauchenden Arbeiten geistiger oder geistestechnischer Art nicht die durch ihren Zivilberuf dafür Vorgebildeten herangezogen.

Während so beträchtliche Teile der nationalen Geisteskräfte lahmgelegt oder durch Verbitterung geradezu gegenwirkend gemacht worden waren, war es den — sagen wir einmal — anationalen Kräften viel besser gelungen, in eine ihrem Zivilberufe verwandte Tätigkeit zu gelangen. Ich kann das Wieso und Warum hier nicht näher festlegen. Bedauerlicherweise kann man auch nicht die Hoffnung hegen, daß einmal ein unparteiischer Untersuchungsausschuß diese Dinge klarlegt. Jedenfalls ist in allen Schichten des deutschen Volkes die Überzeugung von der „jüdischen Drückebergerei" unausrottbar. Es wird darunter verstanden, daß es einer auffallend großen Zahl von Juden gelungen ist, sich entweder überhaupt dem Heeresdienste zu entziehen oder in Stellungen und Ämter zu gelangen, die mit dem eigentlichen Waffendienste nichts zu tun hatten. Es geschieht mit der üblichen Verallgemeinerung vielen einzelnen Juden Unrecht. Aber Tatsache ist jedenfalls die auffällig große Zahl der Juden in allen Bureaus, auch im Auswärtigen Amte und bei allen Unternehmungen künstlerischer und geistiger Art; Tatsache auch, daß beim Revolutionsausbruch in den *hinter* der Front gebildeten Soldatenräten die Juden mit einer Zahl beteiligt waren, die im umgekehrten Verhältnisse zu ihrem Anteil an der Frontarmee stand. Darüber hinaus ist eine Tatsache — es ist an dieser Stelle sehr oft mit Belegen darauf hingewiesen worden —, daß seit Ende 1916 in steigendem Maße im *heimatlichen Geistesleben* die anationalen und internationalen Stimmungen zur Geltung kamen, so daß die geistige Arbeit in der Heimat in immer schrofferen Gegensatz geriet zu dem Geiste, der das kämpfende Volk an der Front beseelen mußte, wenn wir nicht der Niederlage zutreiben sollten.

Diese letzte Tatsache braucht nicht mehr bewiesen zu werden, denn aus den Beschuldigten der letzten Kriegsjahre sind die Triumphierenden der Revolution geworden, die die Revolution als eine Frucht ihrer Tätigkeit hinstellten und nun ihrerseits die Früchte der Revolution einheimsten. Das fiel ihnen um so leichter, als schon vor dem Kriege die Juden in den *Bildungsausschüssen der sozialdemokratischen Partei* den ausschlaggebenden Einfluß hatten.

Die von ihnen hier geleistete Arbeit soll um so weniger verkleinert werden, als in ihr die Erklärung liegt für den Geist dieser sozialdemokratischen Bildungsarbeit und damit auch für die geistige Bewegung seit der Revolution. *Materialismus* und *Internationalität* sind die beiden Kennzeichen dieser Bestrebungen. Der Materialismus offenbart sich in der grobgegenständlichen Auffassung von Kulturbesitz und in der Überschätzung des Wissensstoffes; die Internationalität erscheint auch als *Traditionsfeindlichkeit*.

Es ist immer eine Gepflogenheit der Literaten- und Künstlerjugend gewesen, am Schreibtisch oder auch nur am Tisch des Kaffeehauses die Welt zu revolutionieren. Nun wollen wir die Bedeutung einzelner umstürzlerischer Geister für die Geistes- und Kunstgeschichte der Mensch-

heit gewiß nicht verkennen. Aber die Kultur der Gesamtheit hat zu allen Zeiten auf einer sorgfältigen Überlieferung und einem vorsichtigen Einbau des Neuen in sie beruht. Der Kern dieses Überlieferungsbesitzes, das Unveräußerliche in ihm, ist das Volkstum. Sehen wir genau zu, so haben — vor allem in der Kunst — die fruchtbaren unter den ihrer Zeit als „revolutionär" erscheinenden Geistern immer im Geiste dieses Volkstums gehandelt. Ihre umstürzlerische Tätigkeit richtete sich gegen diesem Volkstum aufgepfropfte oder es verdunkelnde Fremdkörper. Sie waren also im Grunde die besten Wahrer und Fortsetzer einer wahrhaft volkstümlichen Überlieferung. In unserer deutschen Kunstgeschichte tritt das um so deutlicher hervor, als wir immer die Einwirkung des Fremden, mit dem wir zusammengestoßen waren, abschütteln mußten. Luther, die am Pietismus genährten evangelischen Kirchenmusiker des siebzehnten Jahrhunderts, der dichterische „Sturm und Drang" um Herder und Goethe, der junge Schiller, Mozart, Beethoven und Weber, später Wagner, ja sogar noch die „Literaturrevolution" der achtziger Jahre — sie alle rufen die inneren Kräfte des Volkstums auf gegen die durch fremden Geist bewirkte Verfälschung und Verbiegung der Kunst und des Empfindens. Alle diese Bewegungen sind im höchsten Grade national, selbst wenn sie, wie die Literaturrevolution vor einem Menschenalter, sich an fremdvölkischen Geistern schulen.

Ganz anders die vom Judentum geführte geistige Bewegung der Sozialdemokratie. Sie ist bewußt international und bekämpft sogar das Nationale. Ihre Traditionsfeindlichkeit offenbart sich für das Kunstgebiet am schärfsten durch das grundsätzliche Bekenntnis zur jeweiligen „Moderne". Immer wird doziert: „Ihr müßt das Alte vergessen; es kommt auf einen ganz neuen Geist an, der ganz neue, unerhörte, euch zunächst natürlich fremd berührende Ausdrucksformen sucht." Dem Judentum ist diese Internationalität als notwendige Folge seiner Anationalität ganz natürlich. Es fällt mir gar nicht ein, das politische Nationalgefühl zahlreicher Juden anzuzweifeln. Ich weiß auch, daß viele Juden von Liebe zur deutschen Kultur erfüllt sind, daß sie sich bemüht haben, sogar das ursprüngliche Volkstum der Deutschen zu erfassen und sich anzueignen. Viele dieser Fälle entbehren nicht der Tragik. Denn das Fremdverhältnis war nie zu überwinden, und ein Wahldeutschtum kann niemals ein Naturdeutschtum werden. In jenes dem Blutszugehörigen natürliche Verhältnis der Liebe und Ehrfurcht zu dem überkommenen Kulturbesitz kann der Jude nur dem Judentum gegenüber gelangen, nicht aber zum Volkstum der Völker, in die er eingesprengt ist. Dagegen muß ihm die Tatsache, daß er dem ihm wahlverwandten Juden bei sämtlichen Völkern begegnet, zur Internationalität führen.

Das Proletariat war für die Lehre einer internationalen Kultur ein besonders empfänglicher Boden. Einmal war aus politischen Gründen den Massen dauernd der Internationalismus verherrlicht und das eigene Volkstum verketzert worden. Dann aber, und darin liegt das Wesentliche: es gibt keine proletarische Kultur, jedenfalls gibt es sie noch nicht. Man braucht das nicht zu beweisen, man braucht nur auf den reichen Inhalt des Begriffes bäuerliche Kultur hinzuweisen, und jeder wird zugeben, daß das großstädtische Proletariat dazu keinen Gegenwert aufzuweisen hat. So fehlte den internationalen Beeinflussungen gegenüber die Verteidigungsmacht einer Kulturüberlieferung.

In ihrem ganzen Verhängnis aber hat sich diese Kulturleere erst mit dem Augenblicke geoffenbart, als das Proletariat zur Herrschaft gelangte. Kultur ist vor allem Lebensform. Die bisherigen Lebensformen der regierenden Kreise sind aus den Kulturverhältnissen bestimmter Bevölkerungsschichten entstanden. Mit dem Augenblick, wo das Proletariat oder auch nur die sogenannte Demokratie zur Herrschaft gelangte, hätten die Lebensformen der Regierenden aus dem Kulturbegriffe dieser Schichten neu gebildet werden müssen. Davon ist aber auch nicht die Spur zu merken, vielmehr bemühen sich die emporgekommenen Proletarier und Demokraten in allen ihren äußeren Lebensgepflogenheiten um die Formen der abgesetzten Schicht. Noch nicht einmal zu dem Grundsatze hat man sich emporgerafft, daß es

für die höchsten Beamten der Republik durchaus nicht erforderlich ist, auch in ihrem Privatleben nach irgend einer äußeren Repräsentation zu streben. Die alte, bürgerlich gediegene Demokratie der Schweiz ist in der Lebenshaltung ihrer höchsten Beamten viel einfacher, als unsere proletarischen Minister, die sich sofort die großen prunkvollen Wohnungen und das kostspielige äußere Auftreten ihrer Vorgänger aneigneten.

Wie die Führer, so die Masse. Die ganze Revolution gipfelt lediglich in Forderungen zur Ermöglichung einer kostspieligeren Lebensführung. Auch wenn es nicht durch die völlige Verarmung des Staates geboten wäre, hätte schon lediglich aus dem proletarischen Geiste als oberster Grundsatz eine möglichste Vereinfachung der Lebensführung verkündigt werden müssen. Statt dessen überall Bereicherung.

Auch das Verhältnis zur Kunst ist genau vom gleichen Geiste bestimmt. Auch hier überall nur die Betonung von Rechten, nicht die von Pflichten. Ganz allgemein wird die Forderung aufgestellt, daß die Kunst dem ganzen Volke gehören müsse. Diese Forderung ist uralt, trotzdem aber nicht voraussetzungslos richtig. Denn eine Kunst, die dem ganzen Volke gehören soll, muß bestimmte Voraussetzungen erfüllen, sie muß für das Volk geschaffen sein. Es gibt eine Klassenkunst, nicht nur insofern, als sich nur bestimmte Klassen ihrer zu bemächtigen vermochten, sondern auch weil Lebensform und Bildungsgrad dieser Klassen sie in wesentlichen Eigenschaften bestimmt haben. Nun verbirgt sich ja auch hinter der jetzigen Allgemeinforderung „Kunst fürs Volk“ im Grunde eine Klassenforderung. Denn in der sozialdemokratischen Bewegung ist der Begriff „Volk“ zu dem des „Proletariats“ eingeengt. Das Proletariat selbst hat, wie es bislang keine ihm eigene Kultur als bewußte Lebensform zu entwickeln vermochte, auch noch keine ihm eigene Kunst oder doch jedenfalls nur Ansätze dazu. Wäre die Entwicklung hier weiter gediehen, so würde sich der Forderung ganz von selbst das Gefühl der Verpflichtung, eine proletarische Kunst zu schaffen, verbinden. Es würde wenigstens eine solche Kunst verlangt werden. Das ist aber nicht der Fall. Für Führer und Massen kann man das Verlangen in die Worte kleiden: sie wollen für sich die Kunstgenüsse, die bisher den „bevorzugten“ Klassen vorbehalten waren.

Deshalb richtet sich das Begehren auch am offensichtlichsten auf das Theater. In den ersten Wochen der Revolutionszeit hieß es ganz schroff: alle Theater, vorab alle Hoftheater, müssen Volksbühnen werden, deren Besuch am liebsten unentgeltlich, jedenfalls sehr billig sein sollte, wobei stillschweigende Voraussetzung war, daß die Verteilung der Plätze durch die Gewerkschaften vorgenommen würde. Jedenfalls wollte man sich also einfach Kunsteinrichtungen und Kunst aneignen, die von ganz anderen Klassen unter ganz anderen Voraussetzungen geschaffen worden waren. Man dachte nicht daran, daß vor allem das Theater und damit auch das Drama sich ganz anders entwickelt haben würden, wenn die Entwicklung im Schoße des ganzen Volkes oder gar seiner unteren Schichten vor sich gegangen wäre. Es wäre vermutlich dann niemals zur Illusionsbühne gekommen, das Volksdrama hätte sich immer mit einigen Typen begnügt, hätte auch in der Inszenierung die feststehenden Symbole beibehalten. Das ist nicht nur von künstlerischer, sondern auch von höchster finanzieller Bedeutung.

Unser Theater hat sich seit der Renaissance als Luxustheater entwickelt. Fürsten oder andere geldkräftige Mächte gaben Unsummen aus für Dinge, die zunächst nicht mit dem Wesentlichsten des Kunstwerks zusammenhingen, aber langsam doch auch dahin übergriffen. Man denke an Orchester und Chor in der Oper, an große Massenszenen im Schauspiel. Aber selbst die reichsten Fürsten wären nicht imstande gewesen, diese Kunstentwicklung finanziell zu stützen, wenn nicht die in Massen verwendeten Kräfte außerordentlich billig gewesen wären. Im Laufe der Zeit sind die Fürsten, je mehr sie in ihrer absoluten Machtvollkommenheit beschränkt wurden, um so weniger imstande gewesen, die Kosten für diese Luxuskunst allein aufzubringen; ein großer Teil derselben wurde auf die Besucher abgewälzt, die aber natürlich auch noch verhältnismäßig große Opfer bringen mußten. Oder aber man suchte sich durch stete Vergrößerung

der Zuschauerräume zu heizen und noch in den letzten Jahren war als Aushilfsmittel das „Theater der Fünftausend" verkündet worden. Aber auch dabei blieb immer als Voraussetzung der Erstellungsmöglichkeit die denkbar billige Entlohnung der in Massen beteiligten Kräfte.

Das alles ist doch nur aus der geschichtlichen Entwicklung heraus zu verstehen. Ursprünglich hat die ganze höfische Gesellschaft bei den Massenszenen mitgewirkt, sie kosteten also nichts; später wurde diese Kunsttätigkeit im Nebenberufe geleistet, die Choristen waren Schneider und Schuster, auch in den Orchestern saßen zu einem großen Teil Leute, die noch andere Erwerbsquellen hatten. Ich sehe darin keineswegs einen idealen Zustand, aber ohne diese Voraussetzungen wäre diese Kunst eben nicht so geworden. Vergangene Zeiten haben künstlerische Darbietungen mit Massenkräften nur ganz ausnahmsweise aufgebracht, und dabei haben die Massen der Mitwirkenden meistens unentgeltliche Arbeit geleistet. Das ist ja heute vielfach noch so, z. B. bei den großen Volksfestspielen in der Schweiz.

In den letzten Jahrzehnten hat sich das Theater, vorab die Oper, in steigendem Maße zu einer Luxuseinrichtung für alle Besucher entwickelt, d. h. die Eintrittspreise mußten immer höher werden, weil die in Massen beteiligten Kräfte immer mehr berufsmäßige Künstler wurden, die von ihrer Kunstleistung auch leben mußten. Man hat vielfach nach einem Ausgleich gestrebt, z. B. durch die Einrichtung der stilisierten Bühne, die billiger ist als die Illusionsszenerie. Die Revolution treibt diese Entwicklung nun zur Katastrophe, die bis jetzt nur durch Kompromißlerei aufgehalten worden ist. Denn in der Praxis hat sich die im Gefolge der Revolution einsetzende Bewegung der Sozialisierung der Kunst weniger auf die nach der Kunst Verlangenden, als auf die an ihrer Erzeugung Mitwirkenden erstreckt.

Es ist der Geist der Masse, muß sich darum dort zuerst bemerkbar machen, wo Massen mitwirken und wird natürlich auch diesen Massen zugute kommen. Diese Massen erhoben zunächst wirtschaftliche Forderungen: ein Mindesteinkommen für alle irgendwie solistisch Mitwirkenden, außerordentlich erhöhte Bezüge für Chor- und Orchestermitglieder und für das ganze technische Personal. Je größer die Massen der Beteiligten sind, um so sicherer arbeitet die „Organisation", um so leichter ist durch das übliche Mittel des Streiks jede Forderung durchzusetzen. Dabei muß man sich gegenwärtig halten, daß für das Wesentlichste des Kunstwerks diese Massen am entbehrlichsten sind. Doch lassen wir diesen geistigen Gesichtspunkt, lassen wir auch die Tatsache beiseite, daß durch die maschinenmäßige Übertragung der Arbeitsbedingungen von anderen Gebieten auf das geistige, z. B. das des Theaters, ganz unmögliche Zustände hervorgerufen werden. Gerade diese Unmöglichkeit wird ja hier irgend einen Ausgleich bald erzwingen. Hier berührt uns zunächst nur die Tatsache, daß die Kunsterzeugung ganz ungeheuerlich verteuert worden ist. Das gilt nicht nur vom Theater. Die Allgemeinheit erfährt es auch bereits beim Buch, das heute schon ein Vielfaches gegen früher kostet, nicht etwa weil der eigentliche Urheber des Buches, sein geistiger Schöpfer, höher entlohnt würde als früher, sondern weil alle irgendwie handwerklich daran Beteiligten, vom Arbeiter der Papiermühle und dem Leimsieder bis zum Setzer ihre riesigen Lohnforderungen durchgesetzt haben.

Auf die Versuche, auch den geistigen Betrieb (z. B. des Theaters), zu sozialisieren, will ich nicht näher eingehen. Hier wird in kurzer Zeit ein Umschwung eintreten müssen, wenn nicht alles zugrunde gehen soll. Offenkundig ist schon jetzt die schwere Schädigung aller geistig an der Kunsterzeugung Beteiligten. Die Kunst ist das Aristokratischste, was es überhaupt gibt. Der Schöpfer ist ein Einzelner, seine Arbeit ist aller Organisation verschlossen. Darum ist er im Wirtschaftskampfe ohnmächtig.

Aber auch der Genuß der Kunst ist durch die Verteuerung ihres Angebots ungeheuer erschwert, wenn nicht von anderer Seite Hilfe kommt.

Aber der Helfer ist ja da. Der Staat muß helfen.

Hat es jemals einen wahnwitzigeren Popanz gegeben, als diesen Staatsafterglauben unserer Revolutionskreise? Alles hackt auf diesem Staat herum. Jeder einzelne will weniger

arbeiten, dafür mehr Lohn empfangen — der Staat muß das eben leisten. Es wird einfach alles verstaatlicht, dann kann er es. Der Staat ist ein Abstraktum und läßt sich geduldig alles gefallen. Die Gemeinschaft aller einzelnen, an die sich die Forderungen jedes Einzelnen wirklich zu richten hätten, wäre nicht so geduldig; sie würde dem einzelnen bedeuten, daß das Maß seiner Forderungen genau entsprechen müsse dem seiner Leistung für die Gesamtheit. Sonst ist ein Bestehen unmöglich.

Der Staat soll auch alles tun für die Kunst. Die Kunsterzeuger sollen entlohnt werden, natürlich auch die wirklichen Erzeuger, die Schöpfer. Mit diesen ist leicht fertig werden; es sind ihrer ja so wenige, und sie haben kein Druckmittel in der Hand. Aber reich zu entlohnen sind alle jene, die irgendwie in Massen am Kunstwerk beteiligt sind. Natürlich wird die Erzeugung der Kunst- und Kulturgüter dadurch ungeheuer teuer. Trotzdem sollen sie unentgeltlich oder doch ganz billig abgegeben werden. Den Ausfall zahlt eben der Staat.

Und wenn nun aber der Staat kein Geld hat?

Dann erklärt man den Kulturbankrott. Ganz einfach. Dann drohen wir der Welt mit unserer Verblödung. Das muß doch wirken. Dann wird die Welt den Ausfall bezahlen, indem sie in ihren Forderungen so bescheiden wird, daß der deutsche Staat die fehlenden Mittel gewinnt. Die ganze Tragikomödie aber nennt man revolutionäre Kulturpolitik.

Kein Vernünftiger wird die Gefährdung unserer Kultur verkennen, die von einer völligen Verarmung unseres Staates unzertrennbar wäre. Unsere Schulen brauchen viel Geld. Auf unseren Hochschulen sind gerade die rein geisteswissenschaftlichen Gebiete am meisten auf staatliche Zuschüsse angewiesen, während für die mehr „praktischen" Fächer wohl auch auf Beihilfe der von ihnen gewinnenden Privatkreise (z. B. der Industrie) zu rechnen ist. Leider ist anzunehmen, daß bei der Zusammensetzung unserer Parlamente auch da jene Fächer, von denen man unmittelbare Förderung erwartet, bevorzugt werden; hört man doch jetzt schon vielfach die Meinung vertreten, unser deutsches Streben müsse ganz auf „praktische" Arbeit, auf materielle Hebung gerichtet sein. Ich sehe darin einen verhängnisvollen Irrtum. Wir haben schon seit einem halben Jahrhundert uns dem Materialismus verschrieben, sind realpolitisch geworden, haben uns amerikanisiert und stehen heute im Endergebnis dieser Bewegung. Denn sie ist keineswegs unbeteiligt an Entstehen und Ausgang des Krieges. Vor allem aber frage ich mich, wo wollen wir denn mit all diesen „praktischen" Deutschen hin? Die Welt scheint nicht allzu viel Lust zu haben, sie aufzunehmen. Jedenfalls müßten wir sie an das Ausland abgeben, wobei sie erfahrungsgemäß dem Deutschtum verloren gehen.

Liegt es nicht umgekehrt im Dienste Deutschlands, ja der ganzen Welt, eine *geistige Umstellung* zu bewirken? Ist es nicht von allem andern abgesehen das von den gegebenen Verhältnissen auferlegte Gebot, das Lebensziel des einzelnen anders zu legen, als es im letzten halben Jahrhundert gewesen ist, und damit den Glücks- und Schönheitsbegriff des Lebens aus dem Materiellen wieder ins Geistige zu tragen? Müssen wir nicht alles daransetzen, den Schwerpunkt alles Kulturempfindens aus der äußeren in die innere Lebensgestaltung zu verlegen?

Das gilt dann auch für das Gebiet des Geistigen und Künstlerischen selbst. Nicht Kulturgüter in unser Leben hineinzutragen, kann künftig unsere Hauptaufgabe sein, sondern Kulturbesitz aus ihm heraus zu entwickeln. Das erste ist Sache des Staates und kostet Geld und immer wieder Geld, hängt geradezu ab von den dafür aufzubringenden materiellen Mitteln — das andere ist Sache der einzelnen und hängt im wesentlichen nicht von ihrem materiellen Besitz, sondern von der Ausnutzung ihrer Fähigkeiten ab. Mir ist es in dieser Stunde des wirtschaftlichen Zusammenbruchs der stärkste Trost, daß gerade für die Kunst die wahrhafte Kultur der Allgemeinheit nur auf dem letzteren Wege zu erreichen ist. Es ist doch ganz sicher: wenn wir Hunderte von stimmbegabten Menschen aus dem Volke zu großen Choraufführungen zusammenholen, mit ihnen ein solches Chorwerk einüben und sie so in den Dienst der Kunst selbst

bringen, fördern wir die künstlerische Kultur dieser Menschen und der in ihrem Lebenskreise stehenden unendlich mehr, als wenn wir ihnen den Besuch von Dutzenden Opernvorstellungen ermöglichen. Und die Choraufführung kostet so gut wie nichts im Vergleich zu den Opernaufführungen. Ähnlich ist es auf allen Gebieten. Wenn wir unsere Schule dazu ausnutzen, die künstlerische Empfangsmöglichkeit des Menschen auszubilden, ihn zum Kunstgenuß anzuleiten, wenn wir ruhig etwas von der den praktischen Fächern eingeräumten Zeit wegnehmen und sie auf die echte Bildung der Sinne und des Gemüts verwenden, so werden die Menschen lernen, die unendliche Fülle von Schönheit und Kunst, die unbeachtet und unbenutzt auf allen Gassen steht, zu empfinden und sich an ihr zu beglücken. Das ist unendlich kulturreicher, als Dutzende von Museumsführungen und Lichtbildervorträgen. Freilich kann das Kultusministerium dann nicht mit prunkvollen Statistiken aufwarten. Von dieser äußeren, rein gegenständlichen Auffassung der Kulturarbeit muß man sich befreien, wenn man wirklich der Kultursache dienen will.

Unsere Kulturpolitiker, vor allem die der Sozialdemokratie, müssen auch noch in anderen Dingen umlernen. Zunächst müssen sie bescheiden werden in der Erkenntnis, daß von einer eigenwüchsigen Kultur des Proletariats noch so gut wie nichts vorhanden ist, und daß das Volk als Gesamtheit zu schade ist, um als Versuchskaninchen zu dienen. Achtung vor dem Vorhandenen und sorgfältige Wahrung aller Werte, solange man nichts Besseres an ihre Stelle setzen kann, ist oberstes Gebot aller Kulturpolitik. Vor allem aber muß die Sozialdemokratie, wenn sie wahrhaft Kulturpolitik für das Ganze treiben und nicht bloß die vorhandene Kultur für ihre Parteizwecke dienstbar machen will, lernen, den einzelnen als Individuum anzusehen. Alle Kunst ist Sache des einzelnen, und so hoch ich das soziale Gemeinschaftsgefühl für den Kunstgenuß veranschlage, letzten Endes spricht doch jedes Kunstwerk zum einzelnen als Einzelpersönlichkeit, selbst dann, wenn es in diesem das Gemeinschaftsempfinden wecken will. Und nun gar für alle Kulturarbeit hängt schließlich alles von der Persönlichkeit des einzelnen Kulturvermittlers ab. Das läßt sich nicht nach den Schablonen der Gewerkschaftslehre organisieren. Hier ist jene Art von Freiheit unentbehrlich, die der Sozialismus im Staatsbegriff erstickt. Damit wird dann ganz von selbst der jetzt überspannte Glaube an den Staat schwinden, und ein wirtschaftliches Zusammenbrechen dieses Staates braucht keinen Kulturbankerott zu bedeuten, solange noch andere Hilfskräfte vorhanden sind. Wenn der Sozialismus mehr von deutschen Geisteskräften befruchtet wäre, hätte er nicht über der Errichtung eines alle umfassenden Gesamtgebäudes, in dem sich alles in größter Öffentlichkeit vollzieht, die gerade im Deutschen so stark ruhende Kraft verkannt, sich in die Enge einzubauen und in ihr eine eigene Welt auszubauen, deren materieller Kleinheit eine unbegrenzte Größe des Geistigen und Seelischen gegenüberstehen kann.

Das Vertrauen auf diese Urkräfte des deutschen Geistes und der deutschen Seele ist keine müßige Spekulation, sondern auf geschichtliche Erfahrung gegründet. Das deutsche Volk hat sich nach dem Dreißigjährigen Krieg durch diesen Ausbau der Innenkräfte des einzelnen aus noch viel ungünstigeren kulturellen Bedingungen herausgearbeitet. Es geschah damals sogar im Gegensatz zum Staate, der in den Fürsten verkörpert war, die alles für ihre Kulturbedürfnisse Notwendige fertig aus dem Auslande bezogen. Das deutsche Volk dagegen, das keine Mittel mehr hatte, erkannte in der Musik eine Kunst der Armen und einzelnen und auch der kleinen Gemeinschaften. An dieser Kunst, die nichts kostete, hat sich die deutsche Seele zur Größe emporgenährt, so daß sie ein Jahrhundert später fähig war, nicht nur die höchste Musikkultur aller Zeiten, sondern auch die geistig reichste Literatur und die Philosophie eines Kant hervorzubringen. Man darf nicht übersehen, daß damit auch wieder die Fähigkeit zur nationalpolitischen Betätigung (Friedrich der Große und Joseph II.) erlangt war.

Uns kann nur eins helfen: der deutsche Idealismus. Aus ihm heraus werden wir auch dem Sozialismus den einzig fruchtbaren Geist einhauchen können. Dieser Sozialismus ge-

bietet eine Umstellung der sittlichen Forderung bei der heutigen Sozialdemokratie. Nicht die Rechte an die Gesamtheit sind zu betonen, sondern die Pflichten an sie. „Begeistere du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht“ ist allerdings ein altes Preußenwort Gneisenaus. Es ist aber auch die Losung des wahren Sozialismus, in dem der einzelne alles hergibt, alles daran setzt, was in ihm ist, zum Heile der Gemeinschaft. Es steht uns in jedem Falle ein langer, mühseliger Kampf bevor. Aber wenn wir in diesem Geiste in ihn treten, in diesem Geiste beharren, so braucht uns um die Zukunft der deutschen Kultur und damit doch wohl auch der deutschen Nation nicht bange zu sein.

Karl Storck



Goethes „Faust“ in Bildern

Die illustrierten Klassiker-Ausgaben stehen weder bei den Freunden der Dichtung noch bei denen der Literatur in gutem Rufe. Nun ist ja wohl die Mode, alles durch Dichtung angeregte bildnerische Schaffen mit der Bezeichnung „literarische Malerei“ oder dergleichen verächtlich abzutun. Aber unsere illustrierten Klassiker-Ausgaben stehen in der Tat durchweg nicht auf künstlerischer Höhe, zumal die zahlreichen Versuche, Goethes „Faust“ beizukommen, sind durchweg kläglich gescheitert. Was Cornelius in der ersten Begeisterung geschaffen hat, bildet immer noch den Gipfel, aber auch Cornelius gibt mehr die Gretchen-Tragödie, als den Faust. Und nun erst der zweite Teil der Dichtung!

Dabei ist gerade dieser zweite Teil das vielleicht Bildhafteste, was je gedichtet worden ist. Es ist gar nicht wahr, daß das rein Gedankliche oder gar Abstrakte, daß die Hunderte von weither geholten Beziehungen das Verständnis dieses Teiles erschweren, vielmehr versagt unsere Kraft, oder wohl ebenso oft der Wille, die vielen Bilder vor unseren Augen zu gestalten, die der Dichter oft mit nur wenigen Worten aufruft. Hier ist eine so unendliche Fülle der Gesichte dabei derartig plastisch gesehen, daß sie zur Bedrängnis werden für den nicht mit lebendiger Schaukraft gesegneten Leser. Nur wer zur vollen Beherrschung der Dichtung durchdringt, wird da allmählich ein froher Genießer werden können.

Wer **Franz Stassen** kennt, bestaunt seit Jahren seine innige Vertrautheit mit Goethes Dichtung. Er kennt sie nicht nur bis ins letzte Wort auswendig, sondern besitzt sie auch inwendig als eine völlig vertraute Welt. Ihm ist jedes Wort zum sinnlichen Erlebnis geworden; was der Dichter schaute, hat sich ihm gestaltet. Wie weit dies geht, bezeugt ein Goethekenner wie Houston Steward Chamberlain mit den Worten: „Bei dem Maskenfest und der klassischen Walpurgisnacht mußte ich wiederholt laut aufjauchzen; ich habe so unzählige Stunden über diesem Werke zugebracht, daß ich es genau zu kennen mir einbildete; die Bilder Stassens haben mir manches offenbart, was meiner Beachtung doch entgangen war.“

Auch ich habe diese Faustbilder Stassens mit wachsender Freude und zunehmender Bewunderung entstehen sehen. Er ist völlig frei von dem, was durchweg unzulängliches Regietalent auf unserem Theater als „Faust“ darbietet. Die 163 Federzeichnungen, die er zu Goethes Dichtung geschaffen hat, sind ein Nach- und Neudichten erstaunlicher Art, ein Beispiel jener produktiven Reproduktion, wie sie uns ein genialer Musiker zuteil werden läßt. Es ist sehr bezeichnend, wie Stassen mit seiner Aufgabe gewachsen ist und wie er gerade im zweiten Teil uns Bilder von einer Kraft und Klarheit schenkt, daß durch sie in Goethes Dichtung stärker eingeführt wird, als durch den ausführlichsten Kommentar.

Und nun ist es in einer Zeit, in der die geldsackprotzende Bibliophilie einen vorher unerhörten Umfang angenommen hat, ein kaum hoch genug zu schätzendes Ereignis, daß sich zum Künstler ein Verleger gefunden hat, der auf diesen sicheren Gewinn verzichtet und seinen Beruf im Sinne wahrer Volksbildung auffaßt. Die Verlagsanstalt für vaterländische Ge-

Beschwörung Mephistos Franz Stassen

(Aus der von Franz Stassen illustrierten Ausgabe von Goethes „Faust“

schichte und Kunst in Berlin NW. 23 bringt diese Faust-Ausgabe zu einem Preise heraus, der ihren Erwerb auch dem Unbemittelten möglich macht. In einem schönen Großoktav-Format, auf ausgezeichnetem Papier, in sorgfältigstem Druck wird das ganze Werk schön gebunden 40 ℳ kosten. Zunächst ist der erste Teil zum Preise von 15 ℳ erschienen. Ich bin sicher, daß das Vertrauen des Verlags nicht getäuscht werden wird. Jeder Freund der Goetheschen Dichtung, der die Faust-Ausgabe erst gesehen haben wird, wird sie auch besitzen wollen.



Musikbücher

Immer wieder von den verschiedensten Standpunkten aus haben sich die Deutschen von Deutschen sagen lassen müssen, daß sie aus der Geschichte nichts gelernt haben. Gemeint ist dabei durchweg die politische Geschichte, also auch unser politisches Leben. Unser Grundmangel aber, auf dem schließlich auch alle politischen Fehler beruhen, ist die fehlende Deutschheit. Das Deutschbewußtsein, als Stolz oder doch Verantwortungsgefühl für das Deutschsein, könnte sich in einer wertvollen Form erst einstellen, wenn wir das Deutsche wirklich kennten. Wir haben uns aber darum immer wenig bemüht und betätigen für das Fernliegendste und Fremdeste eher Teilnahme und Wissensdrang, als für unsere ureigenen Angelegenheiten. Das beste Gegenmittel gegen diese unglückliche Anlage müßte das Studium der Geschichte sein. Für den Franzosen und Engländer, und erst recht für den Italiener, trifft das auch zu. Die politische Geschichte dieser Länder ist in dem Sinne eine Nationalgeschichte, als ein Volksbegriff, der auch in geographischer Hinsicht scharf umgrenzt ist, sich früh entwickelt und damit eine Idee des diesem Volke Zuträglichen ersteht, die zum Ideal des Volksempfindens wird. Was dieser Idee zuwiderläuft, wird auch dann als schädlich empfunden, wenn es an sich wertvolle Eigenschaften aufweist.

Wir Deutsche sind demgegenüber in einer sehr schlechten Lage. Der geographische Begriff Deutschland als Land der Deutschen ist bis zum heutigen Tage so unklar, daß noch heute tausendfältig die deutschen Österreicher als Fremde empfunden werden im Gegensatz zu den innerhalb der geographischen Grenzen wohnenden Polen. Der geistige Begriff deutsch hat sich in unserer ganzen Geschichte niemals mit dem geographischen und politischen gedeckt. Dazu kommt, daß Jahrhunderte lang das Stammesgefühl viel stärker ist, als das Volksgefühl, und daß immer wieder die ein Deutschland voraussetzende Weltpolitik in schroffsten Gegensatz gerät zur wahrhaft vaterländischen, die immer wieder von einzelnen Stämmen in Gegensatz, ja Feindschaft zum Gesamtreich vertreten wird.

In diesen Verhältnissen sehe ich den Hauptgrund dafür, daß das Studium unserer politischen Geschichte für das Deutschgefühl des heutigen Menschen verhältnismäßig unfruchtbar bleibt. Um so notwendiger wird es, jetzt endlich aus höheren nationalen Gründen die früher zumeist vom parteipolitischen Standpunkte aus erhobene Forderung zu erfüllen, unseren geschichtlichen Studien vor allem die deutsche Kultur, das geistige und künstlerische Schaffen Deutschlands, also den Ausdruck des deutschen Lebens- und Formwillens, zugrunde zu legen. Gerade weil nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Lebensform, weil in allen religiösen Anschauungen, in der Auffassung von Sitte und Sittlichkeit, das Deutsche bei den Deutschen sich fast immer kämpfend hat durchsetzen müssen, weil wir uns immer des Fremden erwehren mußten, das meist gefälliger und gleißender war, wie aber doch zuletzt immer wieder das Deutsche sich als das wenigstens für uns Wertvollere und Zuträglichere erwiesen hat, muß das Studium der deutschen Kulturgeschichte für die Erziehung zum Deutschgefühl unendlich fruchtbarer wirken können als das bisher fast ausschließlich geübte in der politischen Geschichte.

Dem Studium der Musikgeschichte wird, wenn erst diese Erkenntnis sich Bahn gebrochen hat, ein Umfang eingeräumt werden, der im schroffsten Gegensatz zur heutigen Übung steht. Es ist ja sehr bezeichnend und wirklich nur in Deutschland möglich, daß wir gerade von dem Gebiete, auf dem wir uns am eigenartigsten und fruchtbarsten, am deutschesten betätigt haben, am wenigsten wissen. Nun sei zugegeben, daß sich über Musik schwer sprechen und schreiben läßt, daß das Letzte und Innerste wohl empfunden, aber kaum erkannt, geschweige denn dargestellt werden kann. Doch das ist im Grunde bei den anderen Künsten auch der Fall. Soweit aber Kunstgeschichte eine Geschichte der Künstler, der Kunstformen und vor allem des Wollens in der Kunst und des Verlangens an sie ist, bietet die Musikgeschichte sicherlich ein ebenso reiches

und ausgiebiges Feld, wie Literatur und bildende Kunst. Es liegt mehr an der einseitig philologisch gerichteten Art unserer Erziehung, wenn diese Tatsache so lange verkannt wurde. Es ist jetzt höchste Zeit, daß ein Wandel eintritt. In dem Zustande, in dem wir uns heute befinden, können wir kein Mittel mehr entbehren, das Kräftigung des uns noch allein Verbliebenen, des inneren Deutschtums verheißt.

Es muß darum auch in Zukunft die Musikliteratur im geistigen Haushalt jedes Gebildeten einen viel größeren Raum einnehmen, als bisher. Die Kenntnis der Musikgeschichte, das Wissen des Wesentlichen von den Musikformen, die Vertrautheit mit den großen Menschen, die uns auf diesem Gebiete beschieden waren, muß in gleichem Maße als Erfordernis der allgemeinen Bildung anerkannt werden, wie es schon länger für die Literatur und in den letzten Jahrzehnten auch für die bildende Kunst geschehen ist. Von diesem Gesichtspunkte aus werden hier aus der neueren Musikliteratur einige neuerschienene Werke als Weihnachtsgeschenke empfohlen.

Es wäre ein Kokettieren mit „vornehmer Zurückhaltung“, wenn ich hier nicht an erster Stelle die „Geschichte der Musik“ von Karl Storck nennen würde, die in dritter Auflage erschienen ist (Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung. 2 Bände. 25 M). Außerdem ist von dem die neueste Zeit behandelnden zwölften Buche des Hauptwerkes eine Sonderausgabe unter dem Titel „Die Musik der Gegenwart“ veranstaltet worden (ebenda, geb. M 7.50). Ich habe dieses Buch aus den oben entwickelten Gesichtspunkten heraus geschrieben. Ich habe stets an den gebildeten Laien als Leser gedacht, und natürlich an den deutschen Leser. Wenn ich aber auch die Musik aller Völker und Zeiten in den Kreis der Betrachtung gezogen habe und überall in die psychologischen Voraussetzungen des jeweiligen Musikschaffens einzudringen versuchte, so geschah das doch überall in der Einstellung aufs Deutsche. Es schien mir besser, so zu einer, wie ich hoffe fruchtbringenden Absicht zu erheben, was bei einer blutarmen Objektivität selbst für diese ein Hindernis gewesen wäre. Das Urteil, ob mir meine Absichten gelungen sind, steht mir selbst nicht zu. Die gesamte Kritik hat sich dem Werke ja außerordentlich freundlich gegenübergestellt, und der rein buchhändlerische Erfolg war auf diesem Gebiete doch auch ungewöhnlich stark. Niemand weiß natürlich besser als ich, wieviel noch fehlt; ich darf mir aber das Zeugnis geben, alle Mühe aufgewendet zu haben, um die Ergebnisse der Forschung für die ja vielfach ganz anders liegenden Zwecke meines Buches fruchtbar zu machen.

Ganz in der gekennzeichneten Richtung liegt auch Dr. Hermann von der Pfordtens Buch „Deutsche Musik“ auf geschichtlicher und nationaler Grundlage dargestellt (Leipzig, Quelle & Meyer; 9 M). Der Verfasser will nicht eine Musikgeschichte geben, es wäre für ihn von Vorteil gewesen, wenn er musikgeschichtliche Kenntnisse in höherem Maße hätte voraussetzen können. Dann hätte er noch ungehinderter seinem Ziele zustreben können, die Entwicklung unserer Musik als Spiegel des Deutschtums zu zeigen. Für den Verfasser schält sich aus dieser deutschen Musikentwicklung ein immer bewußteres Deutschwerden, eine immer siegreichere Abwehr der fremden Einflüsse heraus. In dem Für und Wider, dem Auf und Ab dieser Bewegung sieht er mit Recht ein Barometer des ganzen nationalen Lebens, zumal er auch die Aufnahme der Werke bei den Zeitgenossen stark heranzieht. Auffallenderweise wird er gerade in der neuesten Zeit sehr zurückhaltend und schließt ziemlich abgerissen mit Bruckner und Johann Strauß. Die zahlreichen problematischen Naturen der neuesten Zeit, z. B. auch Richard Strauß, werden nicht behandelt. Eine edle Warmherzigkeit belebt das ganze Buch, das, in schwerster Kriegszeit entstanden, in seiner Art vaterländischen Dienst leistet. Die Hoffnungen, die ihn beim Niederschreiben beseelten, sind nicht erfüllt, dagegen ist seine Überzeugung, daß der unblutige Kampf auf geistigem Gebiete niemals ruhen wird, in viel schlimmerer Weise bewahrheitet, als er es wohl selber erwartete. Um so notwendiger ist es, die Waffen zu schärfen für diesen Kampf um unser inneres deutsches Reich. Dazu ist das Buch auf seinem Gebiete eine wertvolle Hilfe.



In engerem Sinne eine Frucht der Kriegszeit ist Leopold Hirschbergs „Die Kriegsmusik der deutschen Klassiker und Romantiker“. Aufsätze zur vaterländischen Musikgeschichte als Zeitbild zusammengestellt. (Berlin-Lichterfelde, Chr. Friedrich Vieweg; geb. 17,50 ℳ, geb. 20 ℳ.) Es ist keine systematische Darstellung der deutschen Kriegsmusik. Dazu sind diese dreiunddreißig Aufsätze doch zu sehr als Einzelbilder entstanden. Aber in ihrer Gesamtheit geben sie doch ein übersichtliches Bild dessen, was in unserer Musik, was vor allem von unseren großen Meistern auf dem Gebiete der vaterländischen und kriegerischen Musik geschaffen worden ist. Man wird über die Fülle überrascht sein. Die Darstellung setzt bei Bach, Händel und Gluck ein, verweilt nachdrücklich bei Beethoven und Weber, schöpft ausgiebig aus der Quelle der Romantiker und bringt auch allerlei Kuriosa und Abseitiges. — Dem Buche sind als willkommene Zugaben sechs bisher unbekannte Gesänge von Karl Maria von Weber, Karl Loewe, Meyerbeer und Robert Schumann beigegeben. Leider ist der Preis bei aller Berücksichtigung der Kriegsverhältnisse doch zu hoch geraten: 17,50 ℳ für den gehefteten Band von noch nicht dreihundert Seiten! Wer soll derartige Bücherpreise erschwingen?

Eine besondere Bedeutung kommt der Biographie zu. Gerade unsere deutschen Musiker stellen so reiche und vielartige Beisteuer zu dem Begriffe geistiges und künstlerisches „Heldentum“, daß hier die ausgesprochene Biographie als Lebensbeschreibung eine wertvolle Bereicherung unserer Vorstellung vom deutschen Menschen bringen wird. Um so mehr, als wir beim Musiker eher auf den naiven und ganz seinem Instinkte folgenden Menschen treffen dürften, als bei den anderen Berufen. Für die deutsche Seelenkunde wird das um so bedeutsamer, als uns, wie schon Goethe klagte, dieses Handeln aus dem Affekt heraus fast ganz abgeht.

Darum begrüßen wir auch Josef Kreitmaiers „W. A. Mozart“, eine Charakterzeichnung des großen Meisters (Düsseldorf, L. Schwann). „Weder eine Lebensbeschreibung noch eine Darstellung des künstlerischen Entwicklungsganges unseres großen Meisters will dieses Buch bieten, sondern einen Blick in seine Seele und seinen Charakter, wie er sich aus den vorhandenen Quellen Zug um Zug zusammenfügen läßt.“ Aus diesen Quellen, vorab den jetzt in einer fünfbändigen Sammlung vorliegenden „Briefen der Familie Mozart“ hat der Verfasser Steinchen um Steinchen zusammengetragen. Mit feinem künstlerischen Gefühl hat er sie aber zu einem lebendigen Mosaikbilde zusammengefügt. Zunächst wird der Vater Leopold gegen die leichtfertigen Anwürfe Arthur Schurigs in Schutz genommen. Die ererbte Grundanlage der Persönlichkeit Mozarts wird festgestellt, die Einflüsse der Erziehung nachgewiesen, dann wird Mozart in seinen verschiedenen Beziehungen zur Liebe, zur Natur und Kunst, in seinem Verhältnis zur Freimaurerei und zur katholischen Kirche, in seiner ganzen Lebensartung dargestellt. Es ist eine echte Künstlerhand hier am Werke, von der auch eine Zettelsammlung zu einem lebendigen Ganzen zusammengezwungen wird. Der Verfasser ist Jesuit und macht aus seinem religiösen und sittlichen Standpunkt keinen Hehl. Aber an der vornehmen Haltung und der freien Gütigkeit, mit der er urteilt und beurteilt, sich dagegen vor dem Verurteilen hütet, könnten viele jener Leute lernen, die immer die „Freiheit“ ihres Geistes ausspielen. Das Buch Kreitmaiers ist eine sehr willkommene Ergänzung zu jeder Mozartbiographie.

Für Beethoven liegt nun das große biographische Hauptwerk Alexander Wheelock Thayers „Ludwig van Beethovens Leben“ in der von Hugo Riemann besorgten Ausgabe vollständig vor (5 Bände; Leipzig, Breitkopf & Härtel; die einzelnen Bände durchweg broschiert 12 ℳ). Das ungeheure Material ist jetzt rein chronologisch geordnet. Hermann Deiters hat die drei ersten Bände aus dem Originalmanuskript des amerikanischen Verfassers, der 1897 als Konsul in Triest gestorben ist, übersetzt. Sie stellten Beethovens Leben bis zum Jahre 1816 dar. Vom vierten Band ab hat dann Deiters auf Grund der von Thayer hinterlassenen Vorarbeiten und Materialien die Arbeit weiterführen müssen. Deiters selbst ist dann auch 1907 gestorben, so daß für die zweite Auflage des zweiten bis fünften Bandes Hugo

Riemann als Herausgeber eintrat. Nun ist die dritte Auflage des ersten Bandes erschienen, wohl eine der letzten Arbeiten des im Laufe dieses Jahres verstorbenen großen Leipziger Gelehrten, und das Ganze liegt nun in seiner endgültigen Redaktion vor. Der erste Band hat dabei in wesentlichen Dingen eine Neueinstellung erfahren, insofern durch die Musikforschung der letzten Jahre unsere Anschauungen über das Musikleben im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts wesentlich verändert worden sind. Die damalige, von Mannheim aus geführte musikalische Moderne hat an der lebendigen Auswirkung der Musik einen viel größeren Anteil gehabt, als es die zeitgenössischen Veröffentlichungen des deutschen Musikverlags ahnen ließen, und wie Mozart und Haydn ist auch Beethoven für seine künstlerische Entwicklung von dieser Mannheimer Schule aufs höchste gefördert worden.

Die große Bedeutung dieser gewaltigen Beethoven-Biographie anzutasten, wäre eine Vermessenheit und eine Undankbarkeit, da jeder, der seither über Beethoven gearbeitet hat, auf ihr fußen muß. Aber ich bin doch zu dem Geständnis verpflichtet, daß ich mich zur geistigen Einstellung Thayers immer im Gegensatze fühle. Mein Verhältnis zu den Großen ist ein anderes. Für mich haben sie immer recht. Ich glaube bei den Großen an eine unbedingte Notwendigkeit, und die Aufgabe des ihr Leben und Tun Darstellenden kann nach meinem Gefühl nicht in einer Kritik liegen, sondern nur in der Erklärung, streng genommen sogar in der Erklärung, warum sie so sein und handeln mußten, um für die Menschheit das zu werden, was sie ihr geworden sind. Es ist der schöpferische Sprachinstinkt, wenn wir von der Gottverwandtschaft oder gar der Göttlichkeit des Genies sprechen. Dann dürfen wir aber auch nicht mit beschränkter Menschlichkeit messen wollen. Vermutlich wird das „Göttliche" des Genies gerade in dem liegen, was sich diesen menschlichen Maßstäben nicht fügen will.

Nun, weder Thayer noch die Übersetzer und Bearbeiter seines Werkes haben daran gedacht, eine populäre Biographie zu schreiben. Der Leserkreis des Buches wird wohl immer nur aus Fachleuten bestehen. Ein Beethoven-Büchlein dagegen, dem ich trotz einiger Vorbehalte gegen Einzelheiten die größte Verbreitung wünsche, ist Romain Rollands „Ludwig van Beethoven", das in einer deutschen Übertragung von L. Langnese-Hug in der Sammlung „Europäische Bücher" erschienen ist (Zürich, Max Rascher). Von den 150 Seiten kommen zwei Drittel auf Briefe und sonstige Äußerungen des Meisters. Der übrige Teil umschließt eine Biographie, genauer einen Hymnus an Beethoven. Dieser Hymnus ist nicht der extemporierte Gesang eines Trunkenen. Eine genaue Kenntnis der Beethovenschen Kunst und des ganzen biographischen Materials liegt zugrunde.

Walter Dahms läßt seinen Büchern über Schubert und Schumann eine Biographie Mendelssohns folgen (Berlin, Schuster & Löffler; 8 M), den er als Verkörperer des humanistischen Bildungsideals in der Musik gut einstellt. Es ist für das Buch aus weiten Bildungsgebieten Stoff zusammengetragen und ein um Gegenwart und Zukunft unseres deutschen Lebens besorgter und aufrichtig bemühter Geist ist am Werke. So ist die Lektüre überall anregend und gewinnbringend, auch wo man von den Darlegungen des Verfassers nicht ganz überzeugt wird.

Eine hohe Kraft der Selbstkritik hat Ernst Decsey bewährt, indem er sein Buch über Hugo Wolf aus der zerfließenden Breite der ersten Fassung in einen knappen Band zusammengezwungen hat (Berlin, Schuster & Löffler; 8 M). Er hat damit nicht nur seinem Buche, sondern auch der Sache Hugo Wolfs einen großen Dienst erwiesen. Das Bild des Menschen und Künstlers ist nun scharf gezeichnet, aber — einer guten Radierung gleich — werden auch die Dunkelheiten genutzt. Als feinsinniger Schriftsteller meistert Decsey das Wort und weiß in den Analysen hineinzuleuchten in die geistigen Urgründe des technischen Aufbaus. **K. St.**



Türmers Tagebuch

Der Sinn der deutschen Tragödie · Zurück zum Urmenschen · Giganten und Pygmäen · Der Sieg der Wahrheit

Wer die Dinge von höherer Warte aus betrachtet, muß zu der Erkenntnis kommen, daß die Deutschen letzten Endes am Schatten ihrer Tugenden gescheitert sind. Diesen Gedanken, der in der Tat in einem gewissen Sinne der Sinn der deutschen Geschichte und darum auch „der Sinn von heute" ist, entwickelt Oberfinanzrat Dr. Bang in der „Deutschen Zeitung". Das geschichtsphilosophische Problem wird von ihm in seiner Tiefe erfaßt und klar hervorgehoben — ein anderes ist die politisch-psychologische Nutzanwendung, die der Deutsche aus der so gewonnenen ethischen Idee zu ziehen hat. Hier liegt immerhin eine Gefahr. Unberührt davon bleibt aber diese auferbauende geschichtsphilosophische Erkenntnis selbst:

„Lassen wir uns den Blick nicht von den wüsten Alltagserscheinungen trüben und erkennen wir, daß es die gedankliche Verinnerlichung, das Streben nach tiefster Wahrhaftigkeit, der Wille zu edler Gerechtigkeit, der Hang zu wahrer Freiheit, die Sehnsucht nach dem Ideale reiner Menschlichkeit ist, was den Deutschen zur Selbstvergessenheit und Selbstaufgabe und schließlich unter fremder Verführung zum staatlichen und völkischen Selbstmordversuche getrieben hat. Weil er immer wieder vergißt, daß hart im Raume sich die Sachen stoßen, und weil, wie neben der Liebe der Haß, so neben der Wahrheit der Irrtum steht. Der Deutsche verallgemeinert seinen Idealismus und setzt immer wieder seinen geistigen Universalismus in politischen Universalismus um. Das bringt ihn stets von neuem zu Fall. Der Sieg der äußeren und inneren Feinde des Deutschtums war nicht anders möglich als durch eine kühn und frivol angelegte Inrechnungstellung und Ausnutzung der seelischen und geistigen Veranlagung des deutschen Volkes. So kraus es angesichts der widerlichen Alltagserscheinungen unseres Zusammenbruchs manchem noch scheinen mag: der Sieg Northcliffes und seiner inländischen Helfer beruht ausschlaggebend nicht in einer Spekulation auf die niederen, sondern auf die edlen Instinkte der Deutschen. Der englische Geschichtschreiber Lecky sagt in seiner Geschichte der Zivilisation: ‚Die Bereitwilligkeit und besondere Fähigkeit der Deutschen zu völlig begrifflicher, von der nächstliegenden Erscheinung und vom Bedürfnis absehender Gedanken-

arbeit ist die Kehrseite oder vielleicht sogar die Ursache ihrer politischen Unfähigkeit.'

Jene seelischen und geistigen Eigenarten haben Deutschland von jeher zum Schmelztiegel neuer allgemeiner — guter oder schlechter — Gedanken gemacht. Das meint der Däne Johannes Vincenz Jensen, wenn er sagt: ‚Alles kommt von Deutschland wie vom Weibe', das meint der Oxforder Professor Charles Kingsley mit dem Ausspruch: ‚Die edle deutsche Nation ... hat Werke geschaffen wie nie vorher eine Nation; was hätte sie zum Wohle der Menschheit beitragen können, wenn sie, die Mutter alles europäischen Lebens, nicht von Generation zu Generation von ihren eigenen unnatürlichen Leiden verzehrt worden wäre! Trotzdem bleibt sie eine Mutter, und Deutschlands Geschichte ist, wie ich glaube, die Grundwurzel der Geschichte Europas.'

So liegt's auch heute. Auch heute sind es im Grunde genommen die ‚unbändigen deutschen Ingenia', die schon Giordano Bruno als die Bewegungskraft alles schöpferischen Geschehens erkannte, die mit ursächlich geworden sind für unsern opfervollen Zusammenbruch. Denn ein Opfer ist dieses Ende. Das ist es, was erkannt werden muß: daß dieser grausame Ausgang, dessen grauenvolle Auswirkungen uns schier erdrücken wollen, trotz allem und allem nicht die Todeszuckungen eines Volkes sind, sondern schmerzensreiche Geburtswehen einer neuen, reineren, größeren und glücklicheren Zukunft. Erst diese Erkenntnis erschließt den Sinn des Heute, macht frei, froh und siegessicher. Im Jammer von heute vollzieht sich die Lösung aus Irrtum zur Wahrheit, aus Selbstvergessenheit zur Selbsterkenntnis, aus weltbürgerlicher Zerlassenheit zum völkischen Ichbewußtsein.

Deutschland der Schmelztiegel der Geschichte. Was ist das Heute anders als das erschütternde Gegenstück zum Dreißigjährigen Kriege? Damals war es der religiöse Glaube, den Deutschland durchrang, durchkämpfte und durchsiegte. Was den andern politischer Beweggrund, Vorwand für wirtschaftliche Raubgelüste war, war den Deutschen heilige Herzenssache. Mit der Wahrhaftigkeit ihrer Seele kämpften sie um den innerlichsten, heiligsten aller Werte: die Deutschen haben damals etwas gerettet, ohne was sie selbst nicht hätten weiter bestehen können, die Freiheit des Gewissens. Ohne diese Tat wäre kein Friedrich, kein Kant, auch kein Bismarck denkbar. Der Westfälische Friede, der einem Friedrich Naumann als ein nachahmenswertes Beispiel eines deutschen Friedens erschien (!), hat weder die ‚unbändigen deutschen Ingenia', noch die deutschen volks- und staatsschöpferischen Kräfte auszulöschen vermocht.

Heute ist es der soziale und ein politischer (demokratischer) Gedanke, für den sich Deutschland zum Brennofen macht. Deutschland hat das harte Los, die Schlacken von 1789 endgültig auszuglühen, den Widersinn einer jüdisch vergifteten Gesellschaftsbahn (Sozialismus) und politischen Doktrin (Demokratie), sowie den Widersinn der klug berechneten Verbindung dieser beiden an sich völlig getrennten Irrlehren in der jüdisch bestimmten Sozialdemokratie zu erweisen. Dabei sehen wir auch hier wieder dasselbe wie in den ‚Glaubenskriegen' des 16.

und 17. Jahrhunderts: was den andern Form und Technik ist, ist den Deutschen Sache und Inhalt, was den andern nur Mittel zum Zweck, ist den Deutschen Selbstzweck, was den andern nur Phrase und Vorwand ist für geschickt verhüllte machtpolitische Ziele, ist den Deutschen ein Heiligtum des Herzens, ist ihnen Glaubenssache. Der deutsche Arbeiter glaubt an den Sozialismus, der deutsche ‚Berliner-Tagblatt'-Leser glaubt an die ‚demokratische Idee'. Der Glaube aber macht blind, am blindesten dort, wo er sich auf Gebiete verirrt, die an sich nichts mit dem Herzen, sondern allein mit dem Verstande zu tun haben. Denn er schaltet ihn aus. Wem der Sozialismus und die Demokratie und der beiden eigene ‚Internationalismus' zur Diesseitsreligion geworden ist, der kann erst dann wieder sehend und verständig werden, wenn seine Götzen zerschlagen in Scherben vor ihm liegen.

In der Tat sind es also die besten Eigenarten des Deutschen, seine beste Veranlagung, seine innere Wahrhaftigkeit und sein Mangel an Frivolität, die ihn mangels politischer Schulung zum willenlosen Werkzeuge frevelhafter Schieber und gewissenloser Hetzer und damit zum Selbstmörder machen. Daß die Auseinandersetzung zwischen Arbeit und Kapital auf marxistischem Wege nicht zu einer Lösung führen kann, sondern zum anarchischen Chaos, zur vorgeschichtlichen Unkultur führen muß, ist keinem klar zu machen, dem der Sozialismus Glaubenssache geworden ist. Ebenso steht's mit dem demokratischen Aberglauben. Demokratie ist nur möglich und ertragbar bei vollendeter Korruption, weil das politische und wirtschaftliche Schiebergeschäft das einzige Ausgleichsmittel ist, wenn eine unparteiische oberste Staatsleitung fehlt. All dies ist handgreiflich erwiesen, erwiesen ist's, daß sogar Jaurès ein Bestochener der Hochfinanz (?) der Levy, Brühl, Reinach, Herz, Rothschild usw. war. Tausenderlei mehr ist erwiesen. Erwiesen ist, daß auch bei uns schon dieser einzige demokratische Ausgleichsfaktor, die Korruption, in großem Stile ihren Einzug gehalten hat. Es ist eben wahr, was Oliver Goldsmith schon im 18. Jahrhundert sagte: ‚Ich fand, daß die monarchische Staatsform für die Armen und die republikanische für die Reichen die beste sei.' Das Schlimme und Tragische dabei ist, daß dem Ausland gerade infolge seiner andersartigen seelischen Konstruktion die Korruption nicht allzu viel schadet, weil dem Fremden das öffentliche Wesen eben nur Form und Technik ist und weil sein Nationalgefühl auch unter sittlichen Schäden als solches nicht leidet, während der Deutsche mit der Korruption selbst sich und seinen Staat verliert. Ein korumpiertes Frankreich bleibt Nationalstaat, ein korruptes Deutschland bedeutet staatliche Auflösung. Der Deutsche hat sozusagen keine Schale, bei ihm ist alles Kern, es gibt nichts, was bei ihm nur außen haftet, es geht bei ihm alles ins Innere. Aber was nützt das alles, was sind die grobsinnlichsten Tatsächlichkeiten dem, der das Gegenteil glaubt? Und der Deutsche (nicht seine Verführer!) glaubt, glaubt mit der ganzen Innigkeit seines Gemütes. Er glaubte an Wilson, glaubte an die ‚kriegsverhindernden Minoritäten', glaubte und glaubt wohl noch an Demokratie, an die ‚Internationale', an den ‚Völkerbund', an die ‚Weltrevolution' und — glaubt eher an die eigene Tücke, Niedertracht und Schuld als an die handgreiflich erwiesene seiner mord- und raubgierigsten Feinde. Denn die Kehr-

seite des Glaubens ist die Selbstquälerei, die der Deutsche heute unter jüdischer Anleitung bis zur Selbstentehrung und Selbstzerfleischung treibt. Hier ist der schwärzeste Schatten einer von Artfremden mißbrauchten Tugend.

Rettung aus dieser Seelennot gibt's, wie gesagt, dann, wenn der irregeleitete Glaube seine tönernen Götzen zerschlagen von sich stößt. So weit sind wir jetzt! Das ist der Sinn des Heute. Es ist nicht nur die bolschewistische Verhetzung, es ist vor allem die riesengroße Enttäuschung, die erwachende Einsicht, daß er sein Bestes, Innerlichstes jahrzehntelang hingegeben hat an öffentliche Roßtäuscher, was den Deutschen heute einesteils in die hilflose Ratlosigkeit, zum andern in den sinnlosen Selbstvernichtungstaumel führt und was ihn zu der blutigsten Selbstironisierung verleitet, die die Weltgeschichte je sah: zur Feier des 9. November! Wem wird da nicht erschütternd klar jenes Heilandswort: ‚Ihn aber jammerte seines Volkes'?

Aus der Enttäuschung aber wird Scham und aus der Scham neues Leben werden. Wir wollen unserm Volke nimmermehr seine Glaubensfähigkeit, seine Innerlichkeit rauben. Nur den Glauben an die Unwürdigen und an den Irrtum wollen wir ihm nehmen, wollen es lehren, das Gute und Wahre nicht draußen, sondern in sich selbst und in der eigenen völkischen Bestimmung zu suchen. Der Heilfaktor aber ist einzig und allein der nationale Gedanke. Joseph Görres, der große Vorfahr des armselig kleinen Zentrumsgeschlechts von heute, schrieb aus tiefstem Erleben gleichartigen Unglücks heraus: ‚Keine menschliche Macht vermag ein Volk, das aus sich selbst zu einem großen nationalen Charakter heranreift, zurückzuhalten. Not tut vor allem, daß eine feste öffentliche Meinung sich bilde. Gelingt es der Nation, solche zu gewinnen, dann ist alles Unglück dieser Zeit nur Vorbereitung zu ihrer Wiedergeburt gewesen.'

Von dem Tage an, an dem die fremde Binde völlig von den Augen unseres Volkes fällt, an dem es sich selbst erkennt, sich schämen lernt und sich auf die eigene Kraft besinnt, kann keine Macht der Erde seine Wiedergesundung, seinen inneren und äußeren Wiederaufstieg hindern. Wir harren dieses Tages, des Tages der Deutschen, mit Geduld, aber mit felsenfester, siegessicherer Gewißheit. Bismarck sagte in Vorahnung der Ereignisse im Juli 1892 in Jena: ‚Man muß dem lieben Gott Zeit lassen, seine deutsche Nation durch die Wüste zu führen und die Ankunft im gelobten Land abwarten.' Dieses Land werden wir erreichen. Auf den 9. November folgt der 18. Januar. Und auf ein Jena ein Sedan."

* * *

Nichts könnte aber dem Sinn und den Absichten dieser Darlegungen mehr zuwiderlaufen, als sie etwa als ein sanftes Ruhekissen sich unters Haupt zu schieben in dem „guten Gewissen", ein Opfer der Weltgeschichte zu sein, und von ihrem weiteren gesetzmäßigen Abrollen die automatische Ablösung des gegenwärtigen Elends durch ein glückliches, dem deutschen Opfer gerecht werdendes Schicksal abzuwarten. Es wird leider schon viel zu viel mit optimistischen Trostbehelfen gearbeitet. So getrösten sich viele der Zuversicht, der uns seit Versailles drohende

wirtschaftliche Zusammenbruch werde an der Unerfüllbarkeit der wahnwitzigen „Friedensbedingungen" seine Schranke finden, auch die rachsüchtigste und sinnloseste Vergewaltigung durch den „Völkerbund" werde uns Deutschen doch das „Recht des Schwächeren" lassen müssen, damit wir überhaupt arbeitsfähig bleiben und also auch auf Grund eines Existenzminimums leben können. So stellt sich dann leicht der unverwüstliche Optimismus wieder ein, und man malt sich schon die Zeit aus, wo Deutschland selbst im Völkerbund als ein gleichberechtigtes Glied sein eignes Schicksal nach und nach wieder in die Hand bekommt. „Freilich eine Bedingung müssen auch diese Optimisten unter uns machen, und sie erheben sie laut als kategorische Forderung: Wir müssen, heißt es vom Regierungstisch, von den Parlamenten, von der herrschenden Parteipresse, wir müssen, schreit man uns durch Plakat und Flugschriften in Auge und Ohr, wieder ‚arbeiten' lernen. Nur durch Arbeit kämen wir wieder hoch, durch Arbeit aber auch ganz gewiß. Und die inneren politischen Schwierigkeiten, vor allem die bolschewistische Strömung, die unausgesetzte Streikbewegung, die ganze durch den Krieg verursachte Arbeitsunlust, könne und werde im Lauf der Zeit überwunden werden. Der Wiederaufbau des zertrümmerten Staatsgebildes hänge nur daran, daß diese Arbeitswilligkeit wieder erwache, und jeder, der es mit seinem Vaterlande gut meine, von welcher Partei er auch herkomme, müsse in diese Regierungsparole mit einstimmen. Dann erst, wenn auch der angestrengteste Fleiß, Hand in Hand mit reduziertester Lebensführung, tatsächlich nicht ausreiche, die feindlichen Friedensbedingungen zu erfüllen, könne man mit gutem Gewissen vor den Völkerareopag treten und um Linderung der Sklavenketten bitten."

„Ich muß offen bekennen," wendet sich Professor Karl Dunkmann gegen derartige Vorstellungen, „daß ich, nachdem auch mir Monate hindurch diese Maxime als einzig mögliche und darum einzig richtige eingeleuchtet hatte, nunmehr doch ernstlich an ihr irre geworden bin. Und zwar sind es keineswegs vage Stimmungen und Gefühlsaufwallungen, die den Umschwung herbeigeführt haben, sondern unerbittliche, wissenschaftlich begründete Wahrheiten, in deren Licht gesehen unsere Zukunft mir mehr und mehr als hoffnungslos erscheinen will.

Es kommt bekanntlich gegenwärtig alles darauf an, ob wir imstande sind, zu einer neuen Staatsbildung zu gelangen. Der alte Staat ist von Grund aus zerstört, er muß nach innen und nach außen in gänzlich veränderter Gestalt wieder aufgeführt werden. Und dieser Ausbau ist theoretisch bereits in der neuen Verfassung vollzogen worden. In ihr ist kaum ein Stein des alten Baus auf dem andern geblieben, und gerade das Wenige, was noch im Zusammenhang des Alten steht, wie z. B. ‚die Gliederung des Reichs in Länder', die damit zusammenhängende Zukunft Preußens, ist völlig im Fluß. Die Frage entsteht und fordert gebieterisch Antwort, ob bei diesem radikalen Neubau auch wirklich staatsbildende Kräfte und Elemente in Rechnung gesetzt und freigemacht worden sind. Ist dies der Fall, dann mögen wir getrost sein. Ein kraftvoller, gesunder Organismus wird sich durchsetzen in irgendeiner Form. Aber diese Frage ist es, die man auf Grund unerbittlicher wissenschaftlicher, nicht parteipolitischer Erkenntnis schwerlich bejahen kann.

Was sind denn staatbildende Kräfte? Glücklicherweise steht es bei dieser Frage so, daß wir nicht der verwirrenden und einander aufhebenden Fülle gelehrter Meinungen gegenüberstehen, sondern vor einer einheitlichen und eindeutigen Antwort, die auch in sich überaus plausibel und unanfechtbar ist. Schon Kant wies einmal in seinem Entwurf zu einer ‚Idee einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht' darauf hin, daß die Natur offenbar die Absicht bekunde, in der menschlichen Geschichte es zu Staatsgebilden zu bringen, und daß sie sich dazu des Mittels bediene, gerade diejenigen Kräfte zu gebrauchen, die den ‚ungeselligen' Zustand herbeiführten, nämlich der differenzierenden. Der ‚Antagonismus' in der menschlichen Gesellschaft ist es, nach Kant, der notwendig zu einem Ausgleich drängt und nach und nach den Zustand des ‚Rechts' schaffe. Ohne diese widerstrebenden Tendenzen der Gruppen und Individuen würde es nie zu einem Staatsgebilde kommen. Diesen Kantischen Gedanken hat dann die moderne Soziologie aufgegriffen — z. B. Gustav Ratzenhofer und Ludwig Gumplowicz —, um an der Hand der Staatengeschichte den Nachweis zu führen, daß in Wirklichkeit alle derartigen Gebilde, die als Staaten angesprochen werden können, auf diesem Wege entstanden sind. Der Staat ist, kurz gesagt, ein Ausgleichsprodukt des in einem Volk bestehenden Antagonismus seiner Schichten oder Gruppen. Der tiefe innere Zusammenhang von sogenannter äußerer und innerer Politik in einem Staat leuchtet von hier aus besonders klar ein, denn der Prozeß der Ausgleichung vollzieht sich jederzeit nach beiden Richtungen. Wie alle ‚Form' im Reich des Organischen ein eigentümliches Produkt aus polaren Tendenzen ist, die den Kreislauf des Lebens bedingen, so erst recht auch die Form des sozialen Körpers, der Staat. Ohne innere Polarität, ohne Gruppenkampf (Gruppismus nennt Gumplowicz mit einem freilich unschönen Wort diesen Habitus) kommt es niemals zu einem derartigen sozialen Gebilde. Dort, wo keinerlei gesellschaftliche Schichtung vorliegt, wo keine Spannungen und Differenzierungen sind, wird der ‚primitive' Zustand der Urmenschheit eintreten. Erst aus dem Antagonismus der Herrschenden und Untergebenen, der Besitzenden und Besitzlosen, des Mittelstandes zwischen dem Feudalismus nach oben, der Arbeiterklasse nach unten, entwickelt sich das immer komplizierter werdende Gebilde des Staates. Vor allem spielen auch religiöse und klerikale Gruppentendenzen mit. Grundfalsch aber ist es zu meinen, als entstünde solch ein Staat aus angeborener Tendenz der menschlichen ‚Vernunft' oder des angeborenen ‚Naturrechts'. Das ergibt jene abstrakten und theoretischen Staatslehren, die zwar etwas Apriorisches und Ideales an sich haben, dafür aber reine Wolkenkuckucksheime sind. Derartige Konstruktionen sind blutleere Gebilde, den tatsächlichen Zuständen abgelauscht und diese in idealisierender Absicht überbietend.

Es folgt aber daraus, daß nicht nur ein Staat sich niemals dort bilden kann, wo es keinen Antagonismus gibt, sondern es folgt auch, daß ein bestehendes Gebilde notwendig zugrunde gehen muß, wenn grundsätzlich alle Gruppen und Schichten beseitigt werden. Dies ist aber der Boden, auf den uns die neue Reichsverfassung gestellt hat. Sie nennt sich eine republikanische und demokratische. Sie trägt an ihrer Spitze den verhängnisvollen

Satz, daß die Staatsgewalt vom Volk ausgeht, und sie fügt weiter hinzu, daß alle Deutschen in Beziehung zum Staat ‚gleich‘ seien. Ein jeder ist nicht nur absolut ‚frei‘ in politischer Beziehung, sondern auch in Hinsicht seiner Religion oder Weltanschauung. Als solch ein Individuum, das gleichsam jenseits des Staates steht, tritt er mit den anderen Weggenossen an die gemeinsame Aufgabe heran, einen ‚Staat‘ zu schaffen, d. h. eine Gewalt zu bilden, die das freie Volk sich freiwillig selbst gibt, um sich so ‚selbst zu regieren‘. Daß nun dieser Weg seit der französischen Revolution mehrfach versucht worden ist, ist bekannt, daß er aber noch niemals geglückt ist, am wenigsten in Frankreich, weiß auch jedermann. Über die französische Staatsgeschichte lese man einen Franzosen selbst, Gobineau, in einem ebenso kleinen wie inhaltschweren Buch: ‚Frankreichs Schicksal im Jahre 1870‘ (auch bei Reclam erschienen).

Das demokratisch-sozialistische Ideal des neuen Staates also geht aus von der Negation aller Schichten und Gruppen. Es beseitigt im Prinzip die einzig möglichen Grundlagen eines Staatsgebildes. Lediglich die Gruppen der Besitzenden und der Besitzlosen sind noch einigermaßen verschämt stehengeblieben, eine Folge der innerlich so unwahren Verbindung von Sozialismus und Demokratie. Die letztere hat ihr differenzierendes Prinzip, den Liberalismus, an die Oppositionspartei abgegeben. Somit haben wir es mit einer vollkommen gleichen, homogenen Masse, genannt ‚Volk‘, zu tun, und dieses Volk zerfällt in gleichartige zusammenhanglose Atome, die, jedes für sich, im Innersten ‚frei‘ sind. Die Atome konglomerieren sich und bilden die ‚Staatsgewalt‘.

Der Unsinn ist gleichermaßen groß, ob man ihn nun vom formal logischen oder biologischen oder psychologischen oder letztlich soziologischen Standpunkt betrachtet. Vom ethischen sehe ich ganz ab, denn gerade er setzt die tiefsten naturhaften Differenzierungen voraus, die nur ‚innerlich‘ zu überwinden sind, und ohne die es gar keine Ethik gibt!

Ein ‚Volk‘ soll oder will sich selbst regieren — wie denn aber? Entweder ist dies Volk ein toter Haufen, dann braucht's kein Regiment, oder es ist ein lebendiger Organismus, der aus widerstreitenden Elementen besteht. In letzterem Falle müßten diese Elemente genannt, festgestellt werden, und zwar als unabänderliche Faktoren. Irgendein neues Element müßte dann als das übergeordnete bezeichnet und dann ein Ausgleich der Kräfte in möglichster Harmonie gesucht werden. So würde es dann zu einer wirklichen ‚Staatsgewalt‘ kommen.

Das Problem wird gegenwärtig zuerst bei der ‚Reichswehr‘ akut. Sind ihre Mitglieder nicht auch politisch und sonst ebenso frei wie die anderen Volksglieder? Wenn ja, gibt es keine mögliche Reichswehr, sondern jeder hat das Recht, die Waffe im Dienste seiner ‚Freiheit‘ zu gebrauchen. Wenn nein, gibt es eine Regierungstruppe, die auf die ‚deutschen Grundrechte‘ verzichtet. Eine wirkliche Reichswehr setzt eine Regierungsgewalt voraus, die ‚über den Parteien‘ steht im Dienst der Regierung. Aber der Satz: Das Volk regiert sich selbst, wird an der Notwendigkeit einer solchen Reichswehr einfach zuschanden. Soll es aber eine wirkliche Wehr für das Reich geben, dann muß auch eine Regierungsgewalt da sein, in deren Dienste diese steht.

Mit dem Beamtenkörper des Reichs verhält es sich weiter genau so. Nehmen die Beamten an den Grundrechten der Deutschen uneingeschränkten Anteil, bilden sie die Regierung selbst, wenn auch nur an ihrem kleinen Teil, tun sie dies aber in der Gestalt einer beruflich organisierten Gruppe und also nicht bloß als einzelne schwache Individuen, dann wird sich eine solche Beamtengruppe der jeweiligen Regierung gegenüber ebenso selbständig fühlen wie etwa eine Gewerkschaft, die eine Gruppe freier Staatsbürger vertritt. Zwischen Beamten und anderen Staatsangehörigen fällt der Unterschied hinweg. Das eigentümliche Untertanenverhältnis zur Staatsgewalt, das den Beamtenstand ausmacht, ist gewichen. Der einzelne Beamte fühlt sich selbst als ein Teil der Staatsgewalt. Damit hört aber der Respekt gegen die Regierung auf. Sie ist keine Autorität mehr, die jenseits aller Parteien steht. Mindestens hat der Beamte kein inneres Verhältnis ethischer Art mehr zu ihr. Man lese in dem erwähnten Buch Gobineaus nach, mit welcher Leichtigkeit der französische Beamtenstand die ewigen Erschütterungen des Staatskörpers mitgemacht hat, ohne gleichsam mit der Wimper zu zucken. Höchstens noch ‚Brotherr' ist dieser Staat. Die beginnende sittliche Verwilderung unseres Beamtenstandes hat hierin ihren Grund. Wie zum Beispiel ist es nur gekommen, daß ein Beamtenstand wie derjenige der Berliner Straßenbahner, der durch seine loyale Haltung der Stolz der Berliner war, nunmehr jeglicher politischen Verhetzung zum Raube anheimfällt? Die Qualität der Menschen ist doch wahrlich nicht eine andere hier als sonst. Aber das Beamtengewissen ist erschüttert, und das einer Regierung gegenüber, die gerade das ‚Volk' gewählt hat, die das Volk beglücken wollte. Es liegt eine grause Ironie darin, daß solch eine Regierung eine Opposition findet, wie sie vorher gegenüber dem verfemten feudalen System nicht annähernd bestand. Man sollte aber doch nicht die Beamten dafür schelten, sondern man sollte vielmehr den Unsinn darin heraustreten sehen, der in dem Satz liegt, daß ein Volk sich selbst regieren müsse.

Findet es sich so, daß weder eine sogenannte Reichswehr noch der Beamtenkörper das feste Rückgrat in einem Staatsgefüge darzustellen imstande ist, dann bliebe die Frage offen, ob das zu größerer Freiheit und Selbständigkeit gelangte Bürgertum mit Einschluß des ‚Arbeiterstandes' im weitesten Sinne diese Brüchigkeit des Systems zu ersetzen geeignet wäre. Allein hier sind ja nun grundsätzlich alle Unterschiede der Klassen, der Stände, der Bildung, des Besitzes beseitigt. Die Legitimität dieser traditionellen Schichtung ist aufgehoben, nur in illegitimer Weise bestehen sie noch. Da sie aber faktisch unabänderlich bleiben, sofern sie mit der natürlichen Differenzierung der menschlichen Gattung zusammenhängen, so wuchern sie nun in illegitimer Form weiter aus. Die ‚guten Sitten', die aufs engste mit der Legitimität der Schichtung der Gesellschaft zusammenhängen, fallen nun schnell dahin. Alle festen Schranken bröckeln ab, und eine unausbleibliche Demoralisation der Gesellschaft greift Platz. Was ist nun dieser ‚Gesellschaft' heute noch ‚heilig'? Zuletzt nur noch Gold — nein, besser Staatsschuldscheine — und Sinnentaumel. Aber das erste Axiom der Grundrechte triumphiert: Jeder Deutsche kann tun und lassen, was er will. Davon aber, daß vor aller Verfassung und vor allen Grundrechten der verborgene Satz steht, der etwa lautet: Das deutsche



Volk ist ein solidarisches Ganzes, bestehend aus einzelnen Gliedern, die für das Ganze an ihrem Teil verantwortlich sind, die darum nicht ‚frei‘, sondern gebunden sind, gebunden an Händen und Füßen, an Leib und Seele, davon spürt man nichts mehr...

Ein schwedischer Nationalökonom, der kürzlich durch Deutschland gereist ist, hat unser Vaterland ein großes Armenhaus genannt. Er meint dies im rein wirtschaftlichen Sinne. Ich nehme das Bild auf und deute es in einem ungleich tieferen und verhängnisvolleren Sinn. Unsere wirtschaftliche Verelendung ist wirklich nicht das Schlimmste in unserer Lage. Viel schlimmer ist es schon, daß wir aus der Gesellschaft der übrigen Nationen ausgeschlossen sind und als Ausgestoßene gelten. Aber das Allerschlimmste ist dies, daß wir unter uns grundsätzlich aller Klassifizierung den Krieg erklärt haben und uns sämtlich als ‚frei‘ und ‚gleich‘ betrachten. Da muß notwendig alles Streben ein Ende haben, muß notwendig die gute Sitte hinfallen, und das Armenhaus wird zum Elendhaus.

Wir haben keine ‚Regierung‘ mehr, kein eigentliches Staatsgebilde mehr. Warum? Weil wir keine gemeinsame Weltanschauung mehr haben, die den Gedanken der Solidarität und der Autorität lebendig hält.

Wenn wir tiefer und tiefer sinken, dann ist es nicht infolge unserer wirtschaftlichen Verelendung, sondern infolge unserer ‚individualistischen‘, d. h. im innersten religionslosen Weltanschauung, wie sie in den deutschen ‚Grundrechten‘ zum Ausdruck kommt.“

* * *

„Keine gemeinsame Weltanschauung“ — Hindenburg und Ludendorff werden von einem sogenannten Untersuchungsausschusse „vernommen“. Hindenburg und Ludendorff haben sich vor den Gothein, Sinzheimer, Cohn usw. zu verantworten! Draußen aber werden die brausenden Hoch- und Heilrufe auf die beiden Großen von Schreien: „Nieder mit Hindenburg! Nieder mit Ludendorff!“ beantwortet. Das sind zwei Welten!...

„Ein breitbrüstiger Riese mit weißumbuschtem, mächtigem Haupte,“ so zeichnet ein Stimmungsbild der „Tägl. Rundschau“ den weltgeschichtlichen Vorgang, „eine Erscheinung von schier Vorzeitgröße, tritt in den Saal des parlamentarischen Untersuchungsausschusses: Hindenburg. Der einst leidenschaftlich von der ganzen Nation umjubelte Retter des Vaterlandes, der alle Cäsaren und Napoleone überragende Feldherr, der ganze Erdteile voll haßsprühender Fremdvölker von uns abhielt, der Schrecken der gegnerischen Millionenheere und ihrer Heerführer die ohne deutschen Verrat ihn nie übermocht hätten. Unwillkürlich erhebt sich jedermann im Saale, hält jedermann den Atem an, während Hindenburg ihn durchschreitet.

Hindenburgs Auge blitzt den Abg. Gothein an. Dem ist gar nicht wohl zumute, er weiß auch nicht recht, was sich in diesem Augenblick geziemt; aber wie nun die Kolossalgestalt des deutschen Eckart vor ihm steht, sinkt irgendetwas in dem demokratischen Ausschußvorsitzenden irgendwohin, er streckt kordial dem Feldmarschall seine Hand über den Tisch entgegen.

Der verweigert den Handschlag.

Das ist keine Demonstration. Wenn der Kaiser dem Revolutionsgeneral Groener die Hand nicht reichte, als er von seinem Hauptquartier Abschied nahm, so war das etwas anderes. In diesem Fall hat Hindenburg lediglich seine gute Erziehung gezeigt. Man schüttelt seinem — Richter nicht die Rechte.

Dieser Untersuchungsausschuß aber ist eine richterliche Behörde, trotz aller Ableugnung jetzt nach dem Mißerfolg seiner Begründer.

Gothein zittert vor Erregung und Ratlosigkeit. Während der zweiundsiebzigjährige Feldmarschall bolzengerade vor ihm steht und sich durch die ganze Umgebung wenig beirren läßt, denn Könige und Feldherren haben doch schon mit bangen Blicken an seinen Lippen gehangen, zuckt Gotheins Hand andauernd nervös nach der Klingel. Und bald fällt sie auch nieder, und der Feldmarschall, der an dem Zeugentisch Platz genommen hat und seine Erörterungen abgibt, wird schrill unterbrochen.

Bewegung im Saale. Es gibt noch Leute, die es als unerhört empfinden, wenn ein Gothein einem Hindenburg das Rederecht beschränkt.

Der Feldmarschall selbst hebt kaum sein Löwenhaupt, um zum Richtertisch hinüberzuschauen. Er hört gleichmütig die Unterbrechung durch das Zwergengelichter mit an. Wenn sie wüßten, wie weltenweit unter ihm diese kleinen Taktikerkünste liegen, die ihm ein ‚Werturteil‘ verbieten!

Dann knarrt aus der Tiefe des mächtigen Brustkastens heraus wieder Hindenburgs Stimme. Es ist doch ein lächerlicher Gedanke, diesen Mann daran verhindern zu wollen, daß er sagt, was er will und was er meint. Selbstverständlich tut er das. Gothein hat keinen Namen zu verlieren, wenn er die Sache versiebt; nach Cohns Motiven wird kein Geschichtschreiber forschen; Sinzheimer und David versinken alsbald wieder in Pygmäen-Vergessenheit. Aber Hindenburg steht zwischen den Geschlechtern, die in Deutschland kamen und gingen und kommen werden, und sie alle sehen auf ihn hin. In seiner Hand hat das Schicksal auch der noch ungeborenen Millionen Deutscher gelegen, die zum Elend heranreifen, nachdem dem Feldmarschall das Werkzeug seines Siegerwillens aus der Hand geschlagen worden ist.

Das sollte er nicht sagen dürfen?

Er sagt es!

Den Dolch in den Rücken gestoßen hat die Heimat dem Heer!

Hindenburg sagt noch mehr: gesiegt hätten wir, wenn es keine Flaumacher und Aufwiegler gegeben hätte. Ein Erschauern geht durch den Saal. Die Sinzheimer und Genossen winden sich und krümmen sich. Sie atmen auf, als Hindenburg endet und Ludendorff das Wort erhält. Der aber spricht ebenso deutlich. Daß er von den ‚Wühlereien und Hetzereien der unabhängigen Sozialdemokraten in der Front‘ aussagt, will Gothein ihm verbieten.

Ein klägliches Bild. Und das nach den Reden Scheidemanns in der Nationalversammlung, Davids im Untersuchungsausschuß selbst. Man hat Angst vor den ‚Werturteilen‘ Hindenburgs und Ludendorffs. Das ist es. Der Sachverständige Professor Dietrich Schäfer nimmt sich diese Prozeßführung vor. Die Kommission verschwindet, um Beschlüsse zu fassen.

Sie ist in tödlicher Verlegenheit. So groß hat sie sich die Dioskuren nicht gedacht.

Vor dem Feldmarschall auf dem Tisch liegt ein Strauß Maiglöckchen mit schwarz-weiß-roter Schleife. Unser aller Herz ist dabei. Jetzt mehr denn je, wo das erlösende Wort heraus ist, wo der größte Deutsche unter Eid bekundet hat, wer nach seinem festen Glauben der Reichsverderber ist bei uns.

Hat nicht auch Bismarck einst ebenso gesprochen? Von dem blinden deutschen Hödur, der uns mit seinem Pfeile in den Rücken schoß? Wie in einer Vision gehen die beiden Riesengestalten, die Bismarcks und die Hindenburgs, ineinander über . . ."

* * *

Hindenburg und Ludendorff, berichtet zusammenfassend die „Deutsche Tagesztg.", haben hier zum deutschen Volke gesprochen. Das Ergebnis dieser Aussprache, obwohl sie am 19. November noch in der Mitte oder vielleicht noch früher stecken blieb, kann nur dahin lauten, daß sie alle die Legenden und Lügen, mit denen seit Jahren skrupellos gegen die beiden großen Soldaten und Patrioten gearbeitet wurde, restlos zerstört hat. Zugleich aber auch dahin, daß dieser Untersuchungsausschuß und die Kräfte, die hinter seiner Mehrheit stehen, gestern eine vernichtende moralische Niederlage erlebten.

Diese Niederlage ist um so schwerer, je mehr der Vorsitzende des Ausschusses, Herr Gothein, sich bemüht hat, Hindenburg und Ludendorff an dem offenen Aussprechen dessen, was sie vor der Nation zu sagen hatten, zu verhindern. Der Ausschuß, der in seinen ersten Sitzungen recht reichlich ‚Werturteile' abgegeben und entgegengenommen hat, war gestern mit einer Ängstlichkeit, die mehr als peinlich berührte, bemüht, den beiden Männern, auf deren Urteil das deutsche Volk immer noch den größten Wert legt, ihre Äußerungen nach Möglichkeit zu beschneiden.

Die Wirkung der zusammenhängenden Darstellungen der beiden Generale war schon von elementarer Stärke; die Darlegungen Ludendorffs aber gewannen noch an Kraft und Wucht, als er durch den Gang der Verhandlungen genötigt wurde, sich Einzelheiten zuzuwenden.

Als lügenhafte Legende ist seit dem 18. November endgültig erwiesen, daß die Oberste Heeresleitung mit dem uneingeschränkten U-Boot-Krieg leichten Herzens ein verderbliches ‚Experiment' auf sich genommen habe. Nach dem Zeugnis des Kapitäns von Bülow hat Ludendorff sich mit aller Schärfe dahin ausgesprochen, daß er den uneingeschränkten U-Boot-Krieg ohne Notwendigkeit nicht für Kühnheit, sondern für Leichtsinn halten würde, den er nicht mitmache. Mit durchschlagender Kraft aber kam in den gestrigen Darlegungen der Obersten Heeresleitung zum Ausdruck, daß die ganze militärische Lage das uneingeschränkte Einsetzen der U-Boot-Waffe zum zwingenden Gebot machte, da ständig wachsende Überlegenheit des Feindes an Material und Menschen andernfalls unsere Kriegführung zu einem zeitlich unabsehbaren, in der Sache aber aussichtslosen Ringen gestaltet hätte. Wie der Soldat, der im Grauen der Sommeschlacht die entscheidend durch die amerikanische Munition herbeigeführte Materialüberlegenheit des

Feindes in aller ihrer Furchtbarkeit kennen gelernt hatte, so verlangte aber damals auch das deutsche Volk, das nicht ohne jede mögliche Gegenwehr der englischen Hungerblockade erliegen wollte, und auch der Reichstag in seiner großen Mehrheit die rücksichtslose Einsetzung jeder Waffe, die uns zur Verfügung stand.

Die Behauptung ferner, die Oberste Heeresleitung habe in der Hoffnung auf den U-Boot-Krieg damals vorhandene Friedensmöglichkeiten gestört, ist gestern gleichfalls in vollem Umfange als eine Unwahrheit elendester Art erwiesen worden; soweit das überhaupt noch zu beweisen war. Niemals hat die Oberste Heeresleitung überhaupt einer Friedensmöglichkeit widerstrebt, soweit ein Friede in Ehren in Frage kam. Sie hat auf dringende militärische Wünsche verzichtet, um sich hinter das Friedensangebot Deutschlands vom 12. Dezember 1916 zu stellen. Sie hat die militärischen Interessen und Auffassungen soweit zurückgestellt, daß sie über den Sieg am Stochod schwieg, den Befehl gab, die Russen nicht durch Angriffe zu ‚reizen' und denkbar mildeste Waffenstillstandsbedingungen entwarf, um die Anbahnung eines Friedens mit dem revolutionären Rußland zu ermöglichen. Und sie hat die Friedensaktion Wilsons, obwohl sie ihm keinen Augenblick zu vertrauen vermochte, in keiner Weise zu hindern gesucht, sondern ihr Scheitern erst für sich als Tatsache eingestellt, nachdem die politische Reichsleitung die Überzeugung von ihrem endgültigen Scheitern gewonnen und auch der militärischen Leitung offen ausgesprochen hatte.

Gegenüber den Bemühungen des Ausschusses, die Männer der Obersten Heeresleitung in das Für und Wider der zahlreichen Berichte und Denkschriften hineinzuziehen, die auf die Entscheidung über den uneingeschränkten U-Boot-Krieg einzuwirken suchten, hob Ludendorf durchschlagend zwei Momente hervor, die auch dem Blindesten die Augen darüber öffnen müssen, wie völlig unsinnig alle auf diesem Gebiet liegenden Angriffsversuche gegen die Oberste Heeresleitung sind: für sie bildeten die Meinungskämpfe um die Einzelheiten der U-Boot-Frage, einschließlich des Problems Wilson, nur Episoden; und sie hat ihrer Entscheidung, soweit sie nicht auf rein militärischem Gebiet lag, in völlig korrekter Weise nur die Darlegungen des verantwortlichen Reichskanzlers zugrunde gelegt und zugrunde legen können. Mit den Einzelfragen unserer Haltung gegenüber Wilson hatte sie überhaupt nichts zu tun; nach all diesen Richtungen hin trägt allein die politische Leitung die Verantwortung. Die Behauptung, die Heeresleitung habe in dieser Frage ein zweideutiges Spiel gespielt, konnte Ludendorff um so eher als infame Lüge brandmarken, als die Heeresleitung darin überhaupt kein Spiel gespielt, sondern nur gelegentlich ihre Überzeugung ausgesprochen, im übrigen aber der politischen Leitung die Entscheidung darüber, ob von Wilson noch etwas zu hoffen sei, völlig überlassen hat.

In diesen Zusammenhängen kam es bei der Verhandlung zu dramatischen Zuspitzungen von mächtigster Wirkung. Ludendorff hielt denen, die die Oberste Heeresleitung in die politischen Streitigkeiten verstricken möchten, die Wahrheit entgegen, die nur in Teilen des deutschen Volkes noch nicht allgemein begriffen werden konnte; daß die Oberste Heeresleitung in erster und letzter Linie Krieg

zu führen hatte; und einen Krieg von so gigantischen Maßen und von so furchtbarer Schwere, daß auch stärkste Soldatennaturen alle Kraft und jeden Nerv an ihre militärische Aufgabe setzen mußten, um dieser Last nicht zu erliegen. Auch der verbissenste Gegner wird sich dem tiefen Eindruck menschlicher und sittlicher Größe nicht haben entziehen können, den Ludendorffs Worte machten, als er in innerster Erregung von der ungeheuren Verantwortung sprach, die er stets gegenüber dem deutschen Volke wie gegenüber dem Heere fühlte, und die den Gedanken, als könne er Friedensmöglichkeiten jemals leichtherzig gegenübergestanden haben, als Hohn auf das erscheinen lassen, was er in seinem Herzen und Gewissen empfand. Alle Last und alle Tragik der Verantwortung, die auf den Männern der Obersten Heeresleitung lag, trat wie mit körperhafter Wucht vor die Hörer hin, als Ludendorff erklärte: Man sagt, ich könne nicht mehr lachen; das Lachen ist mir vergangen bei der zehrenden Sorge um Land und Volk. Wie Keulenschläge aber traf es die Verleumder der Heeresleitung, als der Feldmarschall mit gleicher Schärfe und Entrüstung diese Anwürfe gegen seinen ‚treuen Gehilfen und Mitarbeiter' zurückwies: In dem Sinne, Deutschland so schnell wie möglich und so leicht wie möglich den Frieden zu erkämpfen, haben wir gearbeitet bei Tag und bei Nacht. ‚Ich weiß nicht, ob die Herren eine Vorstellung von der Verantwortung haben, die wir jahrelang zu tragen hatten.' Ein kurzes, wohl mehr unwillkürlich herauskommendes: ‚Ich danke Ihnen', gab dieser Erklärung des Feldmarschalls noch besonderen Klang.

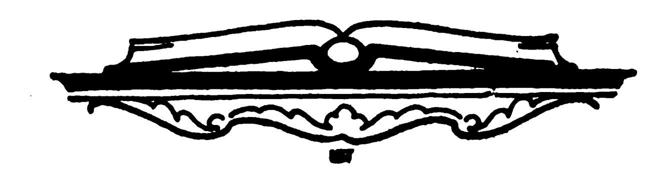
Mit gleich durchschlagender Kraft und Klarheit widerlegte Ludendorff die Legende, daß die Oberste Heeresleitung die Zensur einseitig für sich ausgenutzt, und daß sie überhaupt gegen die politische Leitung gearbeitet habe. Hier konnte Ludendorff mit Beweisstücken aufwarten, welche die von der Wilhelmstraße genährte Legende noch in ganz besonders merkwürdigem Lichte erscheinen lassen. Die Oberste Heeresleitung hat wiederholt den Antrag gestellt, ihr jede Zensur, die über das militärische Gebiet hinausging, abzunehmen. Die politische Leitung aber hat das abgelehnt, um die bequeme, zugleich aber so vergiftende Fiktion aufrechtzuerhalten, es gebe keine politische Zensur. Ja, in einer Eingabe hat die Oberste Heeresleitung sogar den Antrag gestellt, die gesamte Zensur in einer Stelle unter Leitung des Reichskanzlers zu vereinheitlichen! Wie unerhört angesichts dieser Enthüllungen, von denen man nur dringend wünschen muß, sie wären schon vor Jahren gemacht worden, die ganze Legende ist, die Heeresleitung habe, gestützt auf ihre Zensurbefugnisse, eine ‚Diktatur' geübt und auch die politische Leitung zur Seite gedrückt, bedarf wohl keiner näheren Kennzeichnung.

Zu dramatischen Zuspitzungen kam es noch wegen der Aussage des Grafen Bernstorff über die angeblichen Äußerungen Ludendorffs am 3. Mai 1917. Seit dieser Auseinandersetzung vom 18. November ist Graf Bernstorff gegenüber Ludendorff kein klassischer Zeuge mehr. Graf Bernstorff hat behauptet, sein damaliger Besuch bei Ludendorff sei nur mehr zufällig gewesen; General Ludendorff konnte demgegenüber feststellen, daß Graf Bernstorff sowohl über den General Hoffmann wie über den Obersten von Haften diesen ‚zufälligen'

Besuch gesucht hat! Graf Bernstorff hat also unter seinem Eide hierüber erwiesenermaßen Unwahres behauptet. Zweimal mußte ihn — übrigens ein recht eigenartiges Verfahren — der Vorsitzende förmlich drängen, auf diese Feststellung Ludendorffs zu erwidern; da er die von Ludendorff beigebrachten Zeugnisse aber nicht im geringsten zu entkräften vermochte, so ist auch über seine Behauptung, die Worte Ludendorffs habe er sich genau gemerkt, das Urteil wohl gesprochen. Dieser Zeuge wird das Bild, das das deutsche Volk durch die gestrige Verhandlung von der sittlichen Größe und dem Verantwortlichkeitsgefühl des Generals Ludendorff bekommen hat, nicht mehr erschüttern."

Tief zu bedauern bleibt, daß die durchschlagende Widerlegung der Legenden, welche Niedertracht ohnegleichen gegen die Oberste Heeresleitung zusammengesponnen hat, nicht schon früher, nicht schon längst während des Krieges erfolgt ist: „Heute müssen wir uns damit trösten, daß der Tag wenigstens nachträglich das Lügengewölk von dem Himmel verscheucht hat, an welchem für alle Zeit die Namen der großen Soldaten, Patrioten und Menschen Hindenburg und Ludendorff strahlen!"

Die Unbelehrbaren freilich, die sich nicht belehren lassen wollen, die der Wahrheit nicht die Ehre geben können, ohne sich selbst zu entblößen und an den Pranger zu stellen, werden nun erst recht alles daran setzen, ihre zusammengebrochenen Lügengebäude als immer noch aufrecht und womöglich noch gefestigt bestehend dem Volke vorzugaukeln. Das Lügengebräu des „Vorwärts" vom 19. November, in dem kein Fälscherkunstgriff verschmäht wird, gibt davon bereits einen Vorgeschmack. Vielleicht darf für die Leute von der Art eines Erich Kuttner (Nachfolger des ehrlichen Stampfer in der „Vorwärts"-Leitung) und gleich Veranlagter immerhin als mildernder Umstand geltend gemacht werden, daß ihre eigen konstruierte Psyche unfähig ist, zu begreifen, was dem deutschen Denken und Empfinden Wahrheit ist. Wären Leute dieser Artung maßgebend — leider sind sie es noch für die bedauernswerten Volksgenossen, die sich ausschließlich von ihnen ihren geistigen Lebensunterhalt aufnötigen lassen —, dann könnte von einem Siege der Wahrheit nie die Rede sein. Daß die Lüge, auch wenn sie zu Boden geschlagen ist, sich wieder aufrichten, den Kampf gegen die Wahrheit immer wieder aufnehmen wird — wen dürfte dieser ewige Kampf der Finsternis gegen das Licht in seinem Glauben an das Licht und den Sieg des Lichtes irre machen? Nachtalben gegen Lichtalben!





Bethmann Hollwegs Selbstkritik

Die ist in der Aussage vor dem sog. Untersuchungsausschuß enthalten und hätte für den — Kriegskanzler nicht vernichtender sein können, wenn sie der intimste Gegner ihm untergestellt hätte. Herr von Bethmann sagte wörtlich:

„Die Maschinerie der Haßstimmung lähmte sowohl bei uns wie bei den anderen Mächten die Bewegungsfreiheit der Regierungen. Ich habe das sehr frühzeitig erkannt und dem Kaiser gesagt, der dafür volles Verständnis hatte. Wer meine Reden aus jener Zeit durchliest, wird immer auf den Gedanken stoßen, daß ich bestrebt war, auf den Friedenswillen der Minderheiten in den anderen Ländern zu wirken. Es ist vergeblich geblieben. Ich habe mich bewußt, und zwar nicht nur in Worten, sondern auch in Handlungen dagegen gewehrt, meine Bewegungsfreiheit durch eine Entfesselung nicht wieder zu bindender Kräfte und Leidenschaften einschränken zu lassen. Das haben die anderen Regierungen nicht getan."

Das haben die anderen Regierungen nicht getan und haben — gesiegt! Die kurzen Worte, bemerkt Dr. v. Goßler in der „Kreuzzeitung", kennzeichnen mit tragischer Wucht den Grundirrtum Bethmanns, der ihm von unserer Seite oft genug vorgehalten worden ist. Die anderen Regierungen haben es rechtzeitig verstanden, Kräfte und Leidenschaften in ihren Völkern zu entfesseln, wie sie notwendig waren, um die furchtbare Anspannung an Körper und Seele durchzuhalten. Unsere Regierung hat es unterlassen. Sie hat sich des negativen Mittels bedient, auf den Friedenswillen der Minderheiten in den anderen Ländern einzuwirken, und als dieses Mittel, wie es vorausgesehen werden konnte, versagte, hatte sie den positiv wirkenden Mitteln der Gegner nichts entgegenzustellen. Es war nicht so, daß die Maschinerie der Haßstimmung sowohl bei uns wie bei den anderen Mächten die Bewegungsfreiheit der Regierungen gelähmt hätte, sondern die anderen Regierungen trieben die Maschinerie immer mehr an, während unsere Regierung sie stillegte. Mit dem Maßstabe bürgerlicher Moral gemessen, waren Bethmanns Gedanken gut und schön — uns haben sie den Krieg gekostet!

Und — muß der Türmer hinzufügen — der Unmoral auch im bürgerlichen, in jedem Sinne zum Siege und zur Tyrannis verholfen. Ist solche Moral noch Moral oder ist sie nicht vielmehr aus Angst und Schwäche geborene Flucht vor der Verantwortung?

*

Der Unsinn der Internationale

wird von Paul Ernst (im „Tag") aus seiner theoretischen Umbildung herausgeholt: Wenn die Arbeiter wirklich in allen Ländern die gleichen Interessen hätten, dann hätten sie ja den Krieg unmöglich machen können. Sie haben aber in jedem Land natürlich dem andern Land gegenüber die Interessen ihrer Bourgeoisie, denn welches Land den Krieg gewann, in dem stiegen die Arbeitslöhne, und welches verlor, in dem mußten die Arbeiter zugrunde gehen. Die Arbeiter waren denn auch überall ganz verständig und zeigten sich als „national". Als der Krieg zu lange dauerte, da besannen sich in den verschiedenen Ländern die Arbeiter zum Teil wieder auf die Internationalität, es wurde ihnen nämlich bange, daß ihr betreffendes Land verlieren könne, und sie wollten für solchen Fall doch

die Genossen auf der andern Seite für sich haben. Wir Deutschen wurden besiegt, die andern machten also von der Internationalität keinen weiteren Gebrauch, denn sie hatten es ja nicht mehr nötig, und beschränkten sich auf harmlose Resolutionen, in denen sie protestierten gegen die Ruchlosigkeit der Bourgeoisie, welche die Revolution in Rußland, Ungarn und Deutschland niederhalte; aber die Bourgeoisie, welche doch nicht dumm ist, wußte natürlich ganz genau, was das zu bedeuten hatte. Die Deutschen proklamierten einen Weltstreik und blieben ebenso natürlich allein damit.

Mit andern Worten: die Klassenkampftheorie hat sich in der Wirklichkeit als falsch herausgestellt. Jeder vernünftige Mensch hätte das voraussagen können, das hätte aber natürlich nichts genutzt. Es nutzt ja noch nicht einmal jetzt etwas, wenn man den Leuten zeigt, daß die Tatsachen die Unrichtigkeit ihres Marxismus nachgewiesen haben. Es handelt sich hier ja nicht um Einsichten, sondern um blinde Triebe, welche sich eine ganz dumme Theorie als Mäntelchen für den Verstand vorgehängt haben, weil der Mensch doch anstandshalber nicht losstürzen kann wie ein Tier, sondern so tun muß, als ob er sich die Sache vorher überlegt. Er tut nur so, als ob er sich die Sache überlegt.

*

Die deutsche Irredenta

300 000 Franzosen im elsaß-lothringischen Reichsgebiet genügten Frankreich, um den Rachekrieg zu predigen; um 400 000 „Unerlöster“ willen, die in Tirol unter österreichischer Herrschaft schmachteten, ist Italien angeblich in den Krieg gezogen; 1 400 000 Griechen, die das türkische Joch zu tragen hatten, erschienen der Entente als genügender Vorwand, um Griechenland in den Krieg hineinzuhetzen; 3 Millionen Rumänen in Ungarn gaben den erwünschten Grund für die rumänische Kriegserklärung. Die Irredenta, die unerlösten Stammesgenossen! das war das große Losungswort, mit dem die Entente ein Volk nach dem andern in das Kriegsabenteuer lockte. Und nun, da der Friede geschlossen ist, wie sieht es da mit der Irredenta aus? Wohl hat Italien seine 400 000 Italiener wiedererlangt, wohl hat sich Rumänien tief in Ungarn hineingeschoben, wohl wird das türkische Reich unter Griechen und Serben aufgeteilt, aber wie steht es mit der Kehrseite? 1 500 000 Deutsche fallen durch die Abtretung Elsaß-Lothringens Frankreich anheim; 1 600 000 kommen in Westpreußen und Posen unter polnische Herrschaft; 1 030 000 Deutsche sind in den Abstimmungsgebieten gefährdet; 3 600 000 werden unter tschechischer Herrschaft stehen; 190 000 tragen das jugoslawische Joch; 220 000 müssen sich mit der italienischen Oberhoheit abzufinden suchen; 2 Millionen endlich werden den rumänischen Gesetzen gehorchen. Das ergibt zusammen 10 140 000 Seelen! Für eine Gesamtirredenta von 5 Millionen ist angeblicherweise von der Entente der Krieg geführt worden, mit einer Irredenta von 10 Millionen schließt der Frieden ab. Der Unterschied ist nur der: Deutschland darf keine Irredenta haben! Dr. E. K.

*

Die Verteidigung des Schiebers

Im Unterhaltungsteil der „Frankf. Ztg.“ befaßt sich ein Dr. Carl Haensel mit der Psychologie des Schiebertums. Die Art, wie er diese „sublime Materie“ behandelt, ist bezeichnend für die Auffassung gewisser Kreise und ihr Bestreben, die bisher geltenden moralischen Begriffe durch talmudistische Gedankengänge in ihrem Sinne zu beeinflussen. „Ein Schweizer“ — so führt der Verfasser aus — „sagte mir: ‚Was wollen Sie gegen die Schieber! Es sind die ersten wirklichen Kaufleute bei Euch drüben im großen Kantönli! Bisher hattet Ihr nur Spezialisten und Branchen! Ein echter Kaufmann handelt mit allem in jedem Umfang!‘ — Es ist etwas Richtiges daran. Der grundlegende Unterschied zwischen altdeutschem Handwerker und manchem modernen Kaufmann besteht darin, daß jenem die Ware Kind seines Fleißes ist, unmittelbar verwachsen mit der Ehre seines Gewerbes, diesem nur Mittel zum Gewinn. Dieser Standpunkt,

folgerichtig durchgeführt, leitet zum — Schiebertum. Es ist die letzte Konsequenz der rein kapitalistisch-individualistischen Wirtschaftsauffassung, damit ihre treffendste Widerlegung. Krankheit gewiß — aber Krankheit ist das Mittel zur Gesundung.“

Wir sind also nun dahin belehrt, daß das Schiebertum eine Art Heilssendung zu erfüllen hat und es ist nur folgerichtig, wenn der Verfasser von der minderwertigen Masse der Nichtschieber die nötige Hochachtung vor dieser hehren Aufgabe einer auserwählten Schar von Volksgenossen verlangt: „Man wirft den Juden vor, daß sie im Handel führten und im Schieben. Es ist nicht wahr. Wäre es aber so: sie könnten der Zukunft keinen besseren Dienst leisten. Das Schicksal der Juden scheint mir die scharfe Witterung zu sein, mit der sie den Odem Gottes erraten und die Träger seiner Zweifel sind. Es ist ein erschütterndes Erlebnis (!), zu sehen, daß der Sohn des Multimillionärs aus Getreidewucher — Kommunist ist. Auch dies kein Vorwurf: es ist das Ausschlagen der Nadel — aus dem Zuwenig das Zuviel. Irrtümer, die Wegbereiter sind für die rettende Richtung.“

Die „Frankf. Ztg.“ wird nicht müde, in ihrem politischen Teile Maßnahmen zur Bekämpfung der Auswüchse unseres Wirtschaftslebens zu erörtern. Diese Ratschläge erscheinen in einem höchst seltsamen Lichte, wenn gleichzeitig unterm Strich dem Schiebertum sozusagen eine Gloriole ums Haupt gelegt wird.

*

Hardens Kopf

Unter Angabe eines wahrhaft erdrückenden Materials aus der „Zukunft“ hat Dr. Friedrich Thimme die Zwitterseele Maximilian Hardens bloßgelegt und jene seltsame Charakterlinie herausgearbeitet, die den Herausgeber der „Zukunft“ bis zum Beginn des Jahres 1916 als Kriegshetzer und rücksichtslosen Macht-vor-Recht-Politiker, von da ab als ebenso hemmungslosen Defaitisten zeigt. Nun zieht Adolf Grabowsky im „Neuen Deutschland“ auch noch den letzten Schleier hinweg. In Wahrheit, meint er, hat Harden weder jemals an Deutschlands Sieg noch an Deutschlands Niederlage ein Interesse gehabt. So tief reicht sein Erleben überhaupt nicht. Es hört auf gar nicht beim Empfinden, sondern bei der Empfindelei, bei der leichten Gemütserregung, die ihm erlaubt, bald in der einen Empfindungsschicht, bald in der andern zu turnen. Bei ihm war die Hauptsache die Sensation. Sie suchte er in seiner ersten Rolle als Apostate, bei seinem Eintreten für Bismarck, bei seinem Angriff auf Eulenburg. Effektbomben zu schmeißen, war ihm das höchste der Gefühle: „Am liebsten saß — und sitzt — er am Telephon, um alle Gerüchte, alle Redereien, alle Angebereien, allen Klatsch der hohen Politik aufzufangen. Der hohen Politik, die in Wahrheit die niedere ist . . .“

Die folgende kleine Episode, die Grabowsky anführt, spricht Bände: „Am Schlusse eines seiner Kriegsvorträge ging er laut aufheulend ab. Er wimmerte in sein Taschentuch. Da bemerkte ein Herr, der selbst Schauspieler war und die Bewegungen eines vom Schluchzen Erschütternden genau kannte: ‚Er schluchzt ja nur mit dem Oberkörper. Die Beinchen laufen ganz fröhlich! ‚Das ist Maximilian Harden. Er schluchzt mit dem Oberkörper.“

Ein erfolgloser Schauspieler — diese Analyse ist bitter, aber treffend. Hinter den mystischen Nebeln Hardenschen Wortgepränges verbarg sich der Schmierenkomödiant, der von der kleinen Schauspielkunst in die Literatur verschlagen, beifallslüstern in das politische Parkett hinein, mitunter auch zum Olymp hinauf kokettierte. Und auch dieser Zug paßt in das Bild hinein, daß er, der angebliche Verächter der Menge, seine Zeitschrift auf der Berliner Friedrichstraße ausschreien läßt von Leuten, denen man des Nachts im Tiergarten nicht begegnen möchte. Riesige Plakate an den Säulen. Kleinstes Honorar an die Mitarbeiter.

Freilich — auch der passende Rahmen hat nicht gefehlt: das Publikum, das gern die unanständig hohen Eintrittsgelder erlegte, um sein Sensationsbedürfnis zu befriedigen.

Der jüdische Aufklärungsfilm

Fontane schreibt in seinen Briefen: „Die eigentlichen antisemitischen Prediger sind die Juden selbst. Die Phrase vom unterdrückten Volk existiert immer noch. Dabei lassen sie aber alle Welt nach ihrer Pfeife tanzen.“ Heute, da die antisemitische Welle wieder einmal im Ansteigen begriffen ist, arbeitet das Judentum mit allen nur erdenklichen Mitteln, um seine Vorherrschaft im republikanischen Deutschland zu behaupten. Seit Monaten wird seitens der jüdischen Presse gegen die rechtsstehenden Parteien die sinnlose Verdächtigung ausgestreut, daß sie die Judenfrage nicht mit geistigen Waffen, sondern mit Pogromen zu lösen beabsichtigen. Die Agitation, die unter diesem Stichwort Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen trachtet, ist vorbeugender Art. Es muß ein Damm aufgerichtet werden gegen die erbitterte Stimmung, die das Judentum selbst durch sein Verhalten hervorgerufen hat. Die Phrase von armen, unschuldigen, verfolgten Juden, über die sich der alte Fontane schon vor 30 Jahren geärgert hat, wird heute unverdrossen in Wort, Schrift und neuerdings im Film verbreitet. In einem solchen Film von Arnold Zweig, „Ritualmord in Ungarn“, ist der bekannte Ritualmordprozeß Tisza-Eszlar zur Unterlage genommen. Das Judentum wird dargestellt als der Märtyrer der Menschheit. Die aber, die sich gegen die angebliche göttliche Sendung des Judentums wenden, sind Ausgeburten der Hölle. Das Ganze läuft auf eine schrankenlose Verherrlichung des Judentums hinaus. Und diese projüdische Filmagitation macht Schule. Schon ist ein zweiter Film heraus: „Die Geächteten“. Der selbstverständlich jüdische Verfasser bezeichnet ihn als einen „Dreadnought unter den Filmen“. An dem Vorsteher der jüdischen Gemeinde eines polnischen Städtchens wird das ganze Leid seines „unschuldigen und harmlosen Stammes“ in plumpster Form gezeigt. Moral: Erhebe nie deine Hand gegen einen Juden, denn so klar wie in diesem Film wird sich stets seine Unschuld erweisen.

Man stelle sich einmal vor, die Gegenpartei würde sich den Film in gleicher Weise nutzbar machen. Wie bald würde dieselbe Regierung, die ein so mitfühlendes Herz für die jüdische Propaganda hat, alsbald mit gesetzlichen Maßnahmen auf dem Plane sein.

*

Wer ist der Schuft?

Der „Tägl. Rundschau“ wird geschrieben: „Ich komme heute mittag (19. November) durch die Siegesallee mit einem Kommilitonen am Denkmal Kaiser Wilhelms I. vorbei. Hier sehe ich einen Photographen, wie er gerade folgendes Bild aufnimmt: Rechts und links vom Denkmal Wilhelms I. stehen zwei Franzosen und ein Belgier, breitspurig, mit einem dicken Knüppel in der Hand, in Uniform — und ließen sich so von einem Deutschen photographieren. Ich stellte sofort den Photographen zur Rede und erhielt als Antwort: ‚Das ist mein Geschäft! Das mache ich schon den ganzen Sommer über!‘ —

Leider war die Belichtung der Platte schon geschehen, ehe ich mich davor stellen konnte. Ich war jedoch sprachlos, daß ein Deutscher wegen ein paar Mark sich zu einer solchen Schamlosigkeit hergibt. Im Geiste sehe ich schon dieses Bild in den französischen Blättern abgedruckt, betitelt: Die Sieger in Berlin! Und das danken wir dann einem solchen Schuft!“

Die „T. R.“ bedauert, daß es nicht gelungen ist, den Namen des Photographen festzustellen, der sich und sein Vaterland so erniedrigt. Warum gelingt die Feststellung so selten, fast nie in solchen Fällen? Und sollte es im vorliegenden ganz ausgeschlossen sein, den sauberen Burschen noch nachträglich zu ermitteln? Wir haben so viele nationale Vereinigungen und Bünde — sie sollten einen Reichsausschuß organisieren, der sich die Bekämpfung des Verrätertums inländischer Herkunft zur Aufgabe setzte. Auch Prämien könnten zweckmäßig in den Dienst der guten Sache gestellt werden. Die Aussicht, an den öffentlichen Pranger und auf die schwarze Liste bei allen aufrechten Deutschen zu kommen, würde das stinkende Übel

mindestens erheblich eindämmen. Schon weil dann das „Geschäft“ sich als nicht mehr rentabel erweisen könnte.

*

Das sterbende Wien

Es ist an dieser Stelle des Hungerelends der Erzgebirgler gedacht worden. Nicht minder herzzerreißend ist der Notschrei, der verzweifelte Hilferuf, der aus der einst so lebensfrohen Kaiserstadt an der Donau zu uns dringt. Die Schilderungen tiefsten Jammers, die uns aus Mitarbeiterkreisen von dorther übermittelt werden, finden ihre volle Bestätigung in den Eindrücken, die der Schriftleiter der „Deutschen Zeitung“ auf einer Studienreise durch Deutsch-Österreich empfangen hat. Überall in den Straßen Wiens tönte es ihm im Gespräch entgegen: „Ja, im Reich! Ja, wenn wir beim Reiche wären, dann könnten wir noch bessere Tage erleben, so aber sind wir ein sterbendes Volk.“

Gegenüber den Zuständen, wie sie in Wien herrschen, ist die Ernährungslage selbst in unsern reichsdeutschen Großstädten beinahe paradiesisch zu nennen. In Wien kostet das Kilo Kartoffeln 7 Kronen, d. h. wenn es überhaupt welche gibt. Von Fleisch, von Butter, die in beliebigen Mengen zu 140 Kronen zu haben ist, wissen nur die reichen Leute noch etwas. Zur Deckung der allernotwendigsten Lebensmittel braucht eine mehrköpfige Familie 20000 Kronen im Jahr. Wer hat die? So wandert denn ein Stück der Einrichtung nach dem andern zum Händler. Die arme, ausgehungerte Stadt wimmelt daher von Ausländern, die dank der unerhörten Valuta für ihre Verhältnisse zu Spottpreisen den Wienern das Bett wegnehmen, in dem sie liegen. Dazu kommt die Kälte. Es gibt in Wien kein Stück Kohle. Nur da, wo die Kriegsgewinnler und die gegenwärtigen Machthaber hausen, ist es warm. Der Holzpreis ist unerschwinglich. Wer's nicht hat dazu — und das sind 1½ Millionen von den 2 Millionen —, verzichtet auf die warme Suppe und da es ja gleich ist, ob man verhungert oder erfriert, geht man an beiden zugrunde. In einem Wöchnerinnenhospilat sind kürzlich sechs neugeborene Kinder buchstäblich erfroren. In den Luxuslokalen aber kann, wer das nötige Kleingeld dazu hat, schlemmen und prassen wie in Friedenszeiten.

Wir erfüllen nicht nur eine moralische Pflicht, wenn wir eine gewaltige Rettungsaktion für Wien in die Wege leiten. Nicht lange mehr, und Wien wird so mürbe geworden sein, daß es jeden begrüßt — und sei es der Tscheche Masaryk — der es vom Hungertode erlöst. Soll Wien deutsch bleiben, so ist schnelle und tatkräftige Hilfe not!

*

Höhere Schüler und Lehrjungen

Herr Haenisch hat durch einen Runderlaß den Schülern verboten, besondere Abzeichen zu tragen und überhaupt etwas zu tun, was irgendwie ihren parteipolitischen Standpunkt herausfordernd betonen könnte. Herr Haenisch, schreibt dazu die „Deutsche Tageszeitung“, fühlt sich für die Disziplin in der Schule verantwortlich, und das wäre an sich ganz gut, wenn man nicht das Gefühl hätte, daß diese Verantwortlichkeit sich *einseitig* gegen den Geist der *höheren* Schüler richtete, der Herrn Haenisch unangenehm zu sein scheint. Jedenfalls haben wir noch nichts davon gehört, daß sich ein derartiger Runderlaß u. a. dagegen gewandt hat, daß deutschnationalen Schülern da, wo sie die Mehrheit in der Klasse hatten, durch ein paar jüdische Mitschüler heimtückischerweise ihre deutschnationalen Farben geschändet und ihre schwarz-weiß-roten Fahnen zerbrochen worden sind. Daß sich derartige Fälle ereignet haben, dürfte dem Herrn Kultusminister nicht ganz unbekannt sein. Viel wesentlicher aber als dieses ist, daß Herr Haenisch *höheren Schülern nicht erlaubt, was für jeden Lehrjungen selbstverständlich ist.* Der Lehrjunge von 14 Jahren darf sich organisieren, wie er will, innerhalb dieser Organisation sich benehmen, wie er will und auch seinen „parteipolitischen Standpunkt“ herausfordernd betonen. Der 16- bis 20jährige höhere Schüler aber hat ein solches Recht nicht; obwohl also diese jungen Leute zum Teil *wahlberechtigt* sind, steht ihnen das

nicht zu, was jedem 14jährigen Lehrjungen zusteht. Warum wird überhaupt der Begriff „Schüler“ in dieser Form noch angewendet, und warum wird unter den heutigen Verhältnissen noch ein derartiges Schülerrecht gehandhabt, da es ja längst etwas Ähnliches für andere lernende junge Leute in demselben Alter nicht mehr gibt?

Die Bestimmungen des Herrn Haenisch richten sich also letzten Endes **nur gegen die intelligente deutsche und deutschnationale Jugend**, um sie nach seiner Art und Weise zu reformieren, um ihr nicht die ihr gemäße Entfaltung zu gestatten. Dabei handelt es sich um Leute, die **fast alle bei der nächsten Wahl bereits als Wähler** in Betracht kommen, und die jetzt teilweise schon **wahlberechtigt** sind.

Es ist selbstverständlich, daß Disziplin in der Schule herrscht, aber es ist unverständlich, wenn dieses Wort „Disziplin“ von Leuten in den Mund genommen wird, die immer und immer wieder alles daran gesetzt haben, die Autorität zu untergraben. Man soll überhaupt nicht von dieser Seite so viel mit dem Worte Disziplin operieren, denn die Disziplin ist tatsächlich vorhanden, und sie wird in keiner Weise verletzt, wenn man sich nicht bemüht, den jungen Leuten eine rote Mütze mit schwarz-rot-goldener Kokarde über die Ohren zu stülpen... Jedenfalls aber muß man das eine betonen: Was den Lehrjungen recht ist, muß zum mindesten auch den Schülern billig sein. Es sei denn, daß dieses System die Unvernunft in jeder Weise dauernd machen will.

*

Brot und Spiele

In verschiedenen Städten Deutschlands mußten wegen Kohlenmangels viele Schulen geschlossen und mit anderen zusammengelegt werden, so daß die Schüler nur halben Unterricht erhalten konnten. Dagegen verfügten die Tanzlokale, Bars, Kabaretts und auch die sexuellen Kinos über so große Kohlenvorräte, daß sie, während die Schulen geschlossen wurden, ihre Räume als besonders behaglich durchwärmt anempfehlen konnten.

Würde die deutsche Republik ein wahrhaft sozialistisches Staatswesen sein, so wäre man ohne Zögern zur Enteignung der Kohlenvorräte jener zweifelhaften Amüsierungsstätten geschritten und hätte die Schulen mit Kohlen versorgt. Allein es wurden nicht einmal Vorschläge nach dieser Richtung hin laut. Nach wie vor hält die derzeitige Regierung fast angstvoll, um die Massen nicht zu verstimmen, durch billige Brotpreise und hohe Lohnsteigerungen an dem alten Wort „Brot und Spiele“ fest, der Maxime des römischen Cäsarentums in jeglicher Gestalt. D.

*

Dämmert's?

Die Aufführung der „Verschwörung des Fiesko“ zu Schillers 160. Geburtstag gestaltete sich im Berliner Schillertheater zu einer machtvollen Kundgebung für die **Monarchie**. Als Fiesko bei seiner Erzählung der Tierfabel den Handwerkern ans Herz legt, **einem Oberhaupt** zu gehorchen, da sonst Wirrnis im Staate herrsche, brach im Zuschauerraum ein nicht enden wollender Beifall los. Minutenlang hielt er an, ungeteilt, in einmütiger Begeisterung!

*

Für die Zeit

Politische Lage.

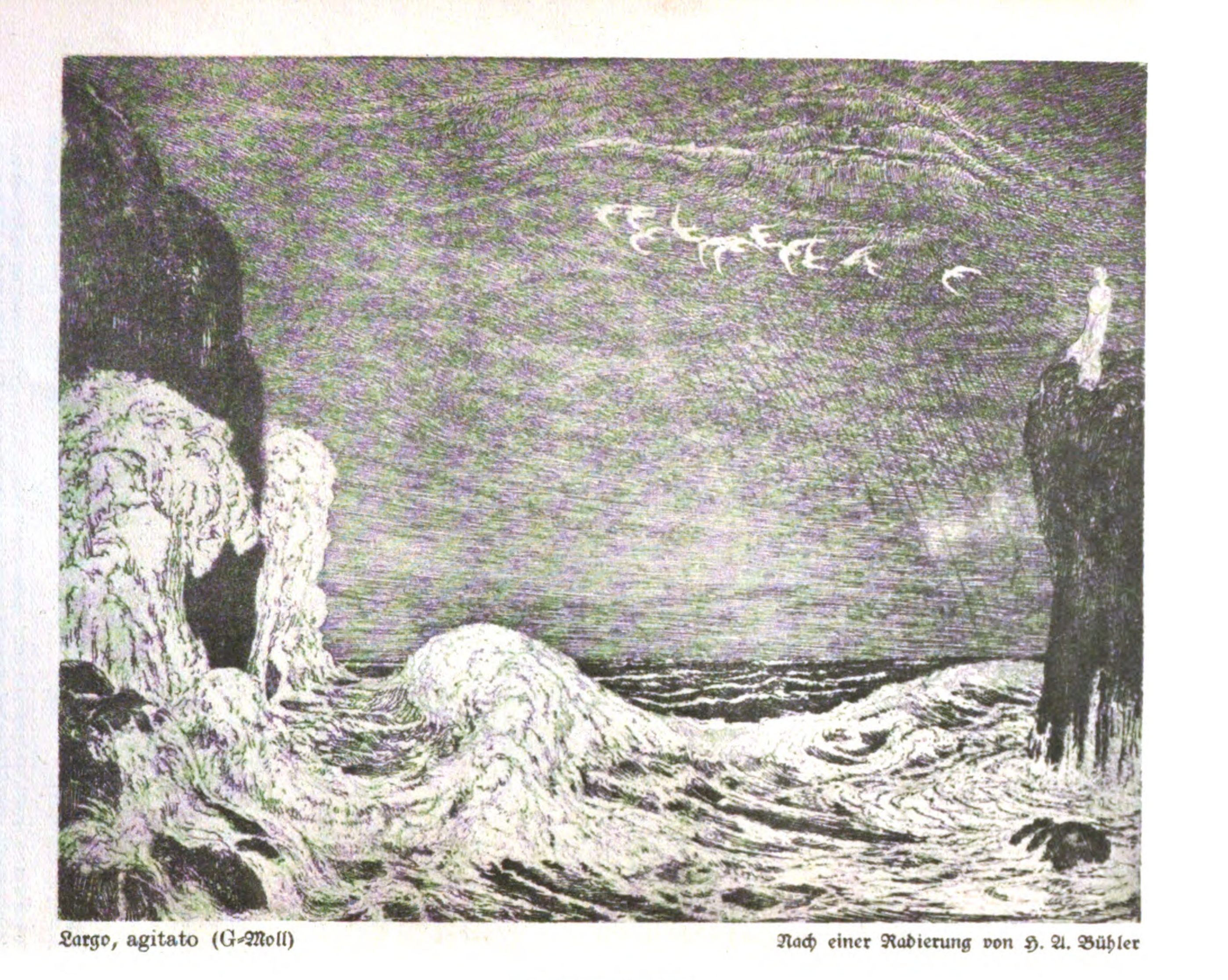
Oben brennt es im Dach und unten rauchen die Minen,
Aber mitten im Haus schlägt man sich um den Besitz.

Der Genius.

Nimmer in tausend Köpfen, der Genius wohnt nur in einem,
Und die unendliche Welt wurzelt zuletzt doch im Punkt.
Nicht durch Stimmenmehrheit sind Himmel und Erde entstanden,
Nie auch ein großes Gedicht oder ein ewiges Bild.

Friedrich Hebbel

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



Largo, agitato (G-Moll) — Nach einer Radierung von H. A. Bühler

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. Januar 1920 Heft 4

Die Gesellschaft als unmoralische Macht · Von Paul Sickel

Die ungeheure Macht der Gesellschaft über den einzelnen Menschen bedarf keines Beweises. Zwar wird sie demjenigen kaum zum Bewußtsein kommen, der sich in seinen Ansichten, Wertschätzungen und Bestrebungen ganz von den herrschenden Strömungen treiben läßt und jeder Modelaune willig folgt. Wer aber als ein Eigener sich der Gesellschaft entgegenstellt oder gar wider den Strom zu schwimmen wagt, den läßt sie ihre Macht oft recht schmerzhaft fühlen. Den Begriff der Gesellschaft können wir dabei beliebig weit fassen: allgemein als die menschliche Gesellschaft; aber auch als die bestimmte Klasse, etwa die „höhere" Gesellschaft; und schließlich auch als die mehr oder weniger zufällig und gelegentlich vereinigte Menge, wie eine Vergnügungsgesellschaft oder das Theaterpublikum. Überall umgibt uns eine bestimmte und doch schwer bestimmbare Atmosphäre, deren Einwirkung wir uns kaum entziehen können. Die Machtmittel der Gesellschaft sind Sitte und öffentliche Meinung. Soweit die Sitte mit der Sittlichkeit übereinstimmt, ist der Einfluß der Gesellschaft moralisch. Aber nur auf den niedersten Stufen der Gesittung fallen Sitte und Sittlichkeit unterschiedslos zusammen; in jedem höheren Kulturstande besteht eine Spannung zwischen ihnen. Da die Sitte dem Durchschnittsleben der Gesamtheit angepaßt ist und zugleich einen starken Beharrungstrieb hat, so spiegeln sich in ihr meist sittliche Anschauungen früherer Zeiten wider, die sich als

konventionelle Bräuche erhalten haben. Über alles Erstarrte aber geht der lebendige Fluß der Zeit hinweg. So wird Sitte bald zur Unsitte.

Was die Gesellschaft durch die Sitte an moralischer Macht entfaltet, ist mehr auf äußerliche Wohlanständigkeit als auf innere Sittlichkeit gerichtet. Besonders in höheren Lebenskreisen fördert sie sittliche Gleichgültigkeit und Heuchelei. Das Moralische versteht sich hier insofern von selbst, als man in erster Linie gar nicht nach dem sittlichen Charakter fragt, sondern nach dem äußeren Scheine feiner, „gebildeter" Lebensart. Der ästhetische Gesichtspunkt überwiegt den ethischen. Die Gesellschaft ist oft in moralischer Hinsicht sehr duldsam, während sie Verstöße gegen die Formen recht übel nimmt. So duldet sie einen Menschen, der ein großes Vermögen durch moralisch verwerfliche, aber strafgesetzlich nicht zu verfolgende Mittel erworben hat, wenn nur sein Auftreten „korrekt" ist. Ferner fehlt es den moralischen Urteilen der Gesellschaft an Folgerichtigkeit. Sie zeigt z. B. in bezug auf das sogenannte „Verhältnis" zwischen Personen verschiedenen Geschlechts dem jungen Manne gegenüber zu große Duldsamkeit, beim weiblichen Geschlechte übertriebene Härte.

Trotzdem übt die Gesellschaft in normalen Zeiten einen sittlichen Einfluß aus, indem sie wenigstens gröbere Vergehen mit ihren Mitteln straft. Leider aber macht sie in manchen Fällen von ihrer Macht gar keinen Gebrauch. Es gibt genug Mißstände in unserem öffentlichen Leben, die von allen erkannt und beklagt werden, und wo sich die Gesellschaft doch nicht zu gemeinsamem Einschreiten aufraffen kann. Ich nenne z. B. die Gasthofsverhältnisse (Trinkzwang, unzulängliche Einrichtung der Wohnräume u. dgl.), Theaterzustände, Nichtbeachtung der Vorschriften im Eisenbahnverkehr, Wucherpreise usw. Die Ursache dafür, daß hier die Gesellschaft ganz versagt, liegt einmal darin, daß sie zu wenig einheitlich, zu viel Klassengesellschaft ist, dann aber auch darin, daß der Obrigkeitsstaat uns daran gewöhnt hat, alles von staatlichen Verordnungen und Maßregeln zu erwarten, so daß die Gesellschaft unselbständig und geradezu entmündigt wurde.

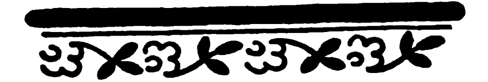
Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn bei der allgemeinen Lockerung der sittlichen Bande während des Krieges auch die moralischen Ansprüche der Gesellschaft immer tiefer gesunken sind. Freilich ist die Gesellschaft, in welchem Sinne man sie auch nehme, gegenwärtig in einem Zustand der Umbildung. Höhere Schichten sinken hinab, tiefere steigen empor, und neue Elemente drängen in die früher geschlossenen Gesellschaftsgruppen ein. Daher haben auch die sozialethischen Bindungen der Vergangenheit ihre Geltung verloren. Gerade die moralisch zuverlässigsten Bevölkerungsschichten, die mittleren und zumal der Beamtenstand, befinden sich heute in einer Notlage, die auf das sittliche Bewußtsein verderblich wirken muß. Auf die gewaltige Steigerung des nationalen Gemeinschaftsfühlens und des sozialen Wollens zu Beginn des Krieges ist später als Rückschlag der schrankenlose Egoismus des Erwerbstriebes und der Geldgier gefolgt. Diesem gegenüber besitzt die Gesellschaft keine Widerstandskraft. Ja sie wird sogar zur Förderin des Unmoralischen. Denn indem die Not der Zeit immer mehr Menschen — zunächst gegen ihr persönliches Gewissen — zum Hamstern, zu Schiebungen und Schleichhandel führte, verloren diese Verfahren bald das auf ihnen lastende

Odium und wurden gesellschaftlich geduldet. Die Folge davon ist, daß der einzelne kaum noch eine persönliche Verantwortung empfindet, diese vielmehr auf die Gesellschaft schiebt. Vor zwei bis drei Jahren galt allgemein die Forderung, daß jeder Deutsche sich in seiner Lebenshaltung einzuschränken, jeder Opfer zu bringen habe. Wertvollen Schmuck zu tragen war verpönt. Heute gilt es umgekehrt als „fein", möglichst jeden Schein einer Einschränkung zu vermeiden und flott darauflos zu leben. Das Gold, das man dem Vaterlande entzogen hat, wird wieder frei zur Schau getragen. Und die ganze Entsittlichung zeigt sich in der schamlosen Offenheit, mit der viele, besonders Kriegsgewinnler, sich rühmen, wie gut sie bei der allgemeinen Not selbst gelebt haben. Das persönliche Gewissen und das sittliche Zartgefühl ist völlig ertötet. Statt dessen wälzt jeder die Verantwortung auf die Allgemeinheit und glaubt eine Handlung dadurch gerechtfertigt, daß auch andere sie tun: Was alle tun, darf ich auch tun. So wird die Gesellschaft zur unmoralischen Macht. Der sittliche Standpunkt aber fordert umgekehrt, daß jeder sich für die Allgemeinheit mitverantwortlich fühlt. Der große Kritiker der modernen sozialen Verhältnisse, Ibsen, sagt: „Man steht niemals ganz über aller Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, der man angehört." Wie viele Menschen haben heute wohl die Einsicht und den Mut, ihre Mitschuld einzugestehen? Das Bewußtsein, daß jede private Handlung eine öffentliche, soziale Bedeutung hat, ist bei dem herrschenden Individualismus nur noch in wenigen lebendig.

Neuere Soziologen haben drei Stufen in der Entwicklung des menschlichen Zusammenlebens unterschieden: Naturzustand, Gesellschaft und Gemeinschaft. Im Naturzustand herrscht der ungezügelte Kampf aller Triebe gegeneinander. Die Gesellschaft beruht wesentlich auf dem Verkehr, dem Austausch materieller und geistiger Güter und auf Konkurrenz; in ihr herrscht der Profit, der Privatnutzen. Sie ist Verkehrs- und Erwerbsgesellschaft. Ihr fehlt das gemeinsame, einheitliche Ziel. Dieses aber ist das Kennzeichen der Gemeinschaft, in der soziales Gefühl, Hingabe und freiwillige Mitarbeit alle zu einem großen Zwecke vereinigt. Die heutige Gesellschaft hat sich wieder der Stufe des Naturzustandes genähert. Sie muß aber über den bisherigen Stand emporgehoben werden zur wahren sittlichen Gemeinschaft, soll anders das Schlagwort unserer Zeit, „sozial", nicht zum Spott werden.

Wovon ist nun eine moralische Gesundung unserer Gesellschaft zu erwarten? In erster Linie von der Besserung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse. Diese Zuversicht überhebt aber den einzelnen oder solche Gesellschaftsgruppen, in denen noch ein tieferes sittliches Gefühl lebt, nicht der Pflicht, gegen die herrschende Unmoral anzukämpfen. Unsere größte Hoffnung jedoch steht bei der Jugend. Zwar ist auch sie leider von der sittlichen Verwilderung und sogar von einem unnatürlichen Erwerbs- und Handelsgeist angesteckt worden. Wenn wir aber bedenken, daß die Jugendbewegung vor dem Kriege gerade aus dem Widerspruch gegen die mechanisierte wirtschaftliche und berechnende Lebensordnung hervorgegangen ist, so können und wollen wir nicht glauben, daß so lebenskräftige Keime in den wenigen Jahren ganz verdorrt sein sollten. Ist der deutsche Idealismus in weiten Volkskreisen wirklich tot — in der Jugend muß er noch leben oder aus

ihr neu geboren werden. Von ihr muß daher auch die sittliche Erneuerung der Gesellschaft ausgehen. Dabei denken wir vor allem an die akademische Jugend. Welche erhöhte Pflicht daraus aber allen Erziehern, Lehrern und Jugendbildnern erwächst, ist klar.



Neujahr 1920 · Von Ernst Theodor Müller

Spaltlicht aus verschloßnen Toren,
Die sich hinter uns verloren,
Geistert überm Brückensteg.
Abwärts geht's durch Nacht und Nöte,
Fackeln brennen wie Gebete:
Deutschland! Deutschland! Wo der Weg?

Modernd flackern tote Stümpfe,
Meilensteine in die Sümpfe,
Deren Irrlicht tanzend bebt
Blöder Gier und wildem Raffen —
Wo ist Deutschland — deutsches Schaffen,
Dem der Schweiß am Hammer klebt?

Dessen Fleiß die Erde baute,
Dessen Auge nächtens schaute
Betend in den Sternentraum?
Sank es sterbend mit den Toten,
Die ihr Herzblut ihm geboten,
Und brach wurzeltief der Baum? —

Dunkler Talweg — welches Ende?
Welche Tat, die Schicksalswende? —
Deutsche Väter, tretet vor:
Pflug und Hammer in die Hände!
Deutsche Mütter, schürt die Brände!
Fern singt Deutschlands Kinderchor ...



Die vierte Flucht
Von Alexander Langsdorff

Auch in vaterländischen Kreisen stößt man heute auf eine gewisse Abneigung gegen Kriegslektüre. Wir stehen dieser psychologischen Erscheinung nicht ohne Verständnis gegenüber. Trotzdem bieten wir unseren Lesern im folgenden ein längeres Bruchstück aus einem noch ungedruckten Kriegstagebuch. Einmal, weil nicht oft genug an das harte Los unserer Kriegsgefangenen erinnert werden kann, dann aber und nicht zuletzt deswegen, weil diesem Fluchtbericht in seiner packenden Frische ein künstlerischer Wert zukommt. Der jugendliche Verfasser geriet als 18jähriger Fahnenjunker-Unteroffizier im Oktober 1916 auf einem Patrouillengange in französische Gefangenschaft. Sein sechster Fluchtversuch gelang und brachte ihn im Mai 1919 in die Heimat zurück. Durch das ganze Buch weht inmitten aller Leiden und Qualen ein kecker, frischer, tatenkühner Wandervogelgeist. Solange noch solcher Sinn in der deutschen Jugend gepflegt wird, darf uns die finsterste Zukunft nicht schrecken.

Der Türmer

Wir kamen wieder nach Marseille, diesmal in ein großes, angenehmes Lager, Camp d'Odo, wo wir nur einige Tage blieben. Ein Kommando von zwanzig Mann wurde zusammengestellt, Albert Böhle und ich meldeten uns freiwillig dazu.

Gegen Ende September fuhren wir mit der Bahn ins Departement Vaucluse auf ein Schloßgut Sigordos, unweit vom Mont Ventoux, wo wir Erdarbeiten zu verrichten hatten. In der freien Luft in landschaftlich schöner Umgebung fühlte man die Kräfte wieder wachsen, wurde man wieder Mensch.

An dem Gebäude, in dem wir untergebracht waren, floß ein murmelndes Bächlein vorbei, hohe Pappeln rauschten im Winde, auf der Wiese weideten Kühe, es war ein schönes Idyll. Von der Ferne grüßte wieder der Gipfel des Mont Ventoux, herrliche Sonnenuntergänge, wunderbare Mondnächte vervollständigten das zaubrische Bild.

Mit meiner Gitarre saß ich manchen Abend an dem murmelnden Wasser und spielte. Dann sah der Posten einen Moment einmal nach mir hin und ging beruhigt wieder von dannen, denn der spielende Träumer war ja harmlos. Dann kam Böhle zu mir, und unsere schwarzen Gedanken beschäftigten sich mit Flucht, und während durchaus beruhigende Akkorde durch die Stille tönten, besprachen wir flüsternd und unauffällig die Einzelheiten des Planes: wie wir der Karte aus dem Auto des Schloßherrn am besten habhaft werden könnten, wie ein zweiter Zivilmantel zu beschaffen wäre, woher die Lebensmittel und so vieles andere. —

Nachdem wir zehn Tage auf diesem Kommando gewirkt hatten, war alles zur Flucht bereit. Eines Sonntagabends um sieben Uhr, die Sonne beleuchtete glutrot die Felsen, strahlte durch Wald und über die Wiesen hin, da zogen wir uns als Zivilisten an, — den Kameraden einen letzten Händedruck — und schlichen gebückt, zur Linken hohes Schilf als Deckung benutzend, über die Wiese dem Bahndamm zu. —

Vor uns war ein kleiner Fluß, darüber führte die Bahnbrücke, die sich scharf gegen den Abendhimmel, weithin sichtbar, abhob. Zwei silhouettenhafte Schatten im Strahl der untergehenden Sonne, eilten wir darüber hin, ängstlich das klappernde Geräusch unserer Schuhe auf den Eisenplatten der Brücke vermeidend. Wir hatten Glück, unbemerkt darüber hinwegzukommen, bogen rechts ab und liefen quer über Felder.

Langsam wurde es dunkler, Mistral wehte uns entgegen. Plötzlich rechts auf der Landstraße, der wir etwas zu nahe gekommen waren, Stimmen, fröhliches Lachen, Hundegebell. Sofort lagen wir am Boden. Gut, daß es dunkelte; man hatte uns nicht bemerkt. Die Spaziergänger gingen, sich laut unterhaltend, weiter, den Abend genießend, ihrer Behausung zu.

Da die Gefahr, gesehen zu werden, noch recht groß war, versteckten wir uns in einem kleinen Graben unter hohen Pinien. Da saßen wir nun und horchten gespannt auf jedes Geräusch, denn wir lagen nur etwa eine halbe Stunde vom Schloß entfernt. Auf der Chaussee fuhr ab und zu ein Wagen rasselnd vorbei. Sonntagabend — da wird es ja immer etwas spät. In der Ferne hörten wir Hundebellen, über uns rauschten die Wipfel der Bäume, traumhaft, von Freiheit und Hoffnung.

Gegen zehn Uhr brachen wir auf; Albert in wehendem Umhang voran, ich im Gummimantel eilig hinterher. Kilometer um Kilometer wanderten wir auf der Bahnstrecke Orange zu, die Sterne leuchteten funkelnd über den düsteren Kiefernwäldern, die in den schweigenden Nachthimmel gespenstisch ragten; ein pfeifender Wind wehte uns ins Gesicht, es war das richtige Wanderwetter. Manche kleine Station haben wir vorsichtig umgangen, um ja nicht durch das Geräusch des Schotters auf dem Bahndamm jemand aus dem Schlaf zu wecken. Gegen Morgen waren wir von Orange nur noch anderthalb Wegstunden entfernt.

Weit und breit nur flaches Land, nirgends ein günstiges Waldversteck. Es blieb uns nichts anderes übrig, als in eine Abwässerungsröhre zu kriechen, die unter den Schienen quer durch den Bahndamm führte. Während des Tages brausten die Züge fauchend und wuchtig über uns hinweg, so daß die Schienen, die in die Röhre eingelassen waren, sich sichtlich bogen. Hier lagen wir uns mit den Köpfen dicht gegenüber gemütlich beisammen, die Füße den Ausgängen zugekehrt, den Abend mit Sehnsucht und Ungeduld erwartend. —

Etwa gegen zehn Uhr brachen wir auf, nach Orange zuschreitend, das als leichter Lichtstreif am Horizont sichtbar wurde, denn diesmal hatten wir vor, die Bahn zu benutzen, und zwar zuerst von Orange nach Avignon, von dort nach Cette am Mittelmeer, wo die Schweiz einen Freihafen besitzt. Dort wollten wir uns in einen Lebensmittelwaggon eines nach der Schweiz fahrenden Zuges einplombieren lassen, um auf diese Weise über die Schweiz nach Deutschland zu gelangen. Soweit unser Plan.

Orange war jetzt in Sicht. Im Norden sahen wir die Signallichter der großen Hauptstrecke Lyon—Avignon—Marseille. Ab und zu pfiff eine Maschine durch die Nacht, rollten die Züge. Am Maschinenschuppen vorbei schlichen wir uns auf den Güterbahnhof. Hier und da waren Eisenbahner mit Laternen, die

großen Bogenlampen flirrten leise, es ging auf Mitternacht, war also ziemlich ruhig. Wir drückten uns hinter einen Bretterstapel und warteten auf einen günstigen Zug.

Nach etwa einer halben Stunde Wartezeit kam aus der Richtung Lyon eine schwere Maschine durch die Nacht gestampft, viele Güterwagen hinter sich herziehend. Zwei Minuten hielt der Zug in Orange, sie genügten für uns, um unbemerkt in einen leeren Wagen hineinzukommen und uns in die Ecken zu drücken. Ein Pfiff und los ratterte der Zug. Ab und zu blitzten die Lichter des Bahnhofs noch in unsern Waggon, ohne daß der tastende Lichtschein uns dem auf dem Perron stehenden Bahnbeamten verraten konnte, da wir uns ganz in die Ecke gekauert hatten.

Bald waren wir aus dem Bahnhof heraus und rollten nun in der Dunkelheit dahin. Kühl pfiff der Nachtwind, und fröhlich und vergnügt standen wir an der offenen Türe unseres Wagens und sahen Dörfer, Bäume, Felder und Wälder in der nebelhaften Herbstnacht an uns vorbeitanzen.

Wir waren etwa zwei Stunden gefahren, als wir auf einem riesigen Bahnhof einfuhren. Verräterisch leuchteten wieder die Bahnhofslampen in unseren Waggon, was uns aber nicht weiter störte. Inmitten vieler Züge hielten wir endlich an einer etwas dunkleren Stelle des Güterbahnhofs. Um uns geschäftiges Leben, aus- und einlaufende Züge, Pfiffe, Signale, keuchend stampfende Maschinen, flimmernde Lichter, Gleis neben Gleis.

Wir sehen krampfhaft vorsichtig aus unserem Waggon nach der Stadt, um zu erspähen, ob es etwa schon Avignon sei. Dem Bahnhof nach zu urteilen mußte es eigentlich so sein. — Wie wir noch disputieren — Schritte eines Mannes — der Lichtschein einer Lampe kommt näher. —

Er leuchtet in unseren Waggon, sieht uns äußerst erstaunt. —

Mit einem verlegenen „un peu dormi" (ein wenig geschlafen) springe ich sofort an der anderen Seite des Waggons heraus, Albert mir nach. Der Eisenbahner, auch nicht faul, hinterher. Über gleißende Schienen, unter Zügen hindurch schlüpfend geht die tolle Jagd. Die Lampe des Eisenbahners immer noch hinter uns herleuchtend. — Glücklich kommen wir an einen anderthalb Meter hohen Zaun. Albert ist im Nu oben und springt in einem Satz auf die drei Meter tiefer liegende Straße. Ich werfe ihm Brotbeutel und Feldflasche nach und bin gerade auf dem Zaun, da saust der Eisenbahner mit einer Laterne mit äußerster Kraft um einen dort stehenden Güterzug herum nach mir hin. Gerade im richtigen Moment springe ich noch Albert in die Arme, da steht unser Verfolger auch schon am Zaun, der seiner Korpulenz ein wirksames Hindernis entgegensetzte.

In der Dunkelheit der Straße verschwanden wir, er starrte uns nach wie einer Erscheinung, nicht ein Ruf oder Schrei kam über seine Lippen. — —

Wir aber suchten uns vor allem über unsern jetzigen Ort zu unterrichten. Durch ein Tor der uralten romanischen Stadtmauer kamen wir ins Innere der Stadt. An eleganten Cafés vorbei, über saubere, erleuchtete Straßen, unter breiten, schattigen Bäumen, die im Nachtwind gespensterhaft raschelten, gingen wir zum Bahnhof. Es war Avignon.

Als wir diese Gewißheit erhalten hatten, strebten wir wieder zur Stadt hinaus. Außer einigen Poilus, die schleunigst ihrer Behausung zueilten, trafen wir niemand mehr unterwegs. Für wandelnde Liebespaare war es schon zu herbstlich kalt.

An dunklen Häusern, schwierigen, engen Ecken drückten wir uns, zwischen Bahndämmen und Häusermauern entlang tastend, vorbei, durch kleine Gärtchen, vorsichtig über Stacheldraht steigend, gingen wir in immer verlassenere Gegend. Wo die Durance in die Rhone mündet, unweit der hohen Brücke, kletterten wir vom Bahndamm herunter in ein kleines Wäldchen; daran stieß hohes Schilf. Es war ein abgelegenes, ausgezeichnetes Versteck. Nach einem kurzen Imbiß schliefen wir erschöpft von so vielen Abenteuern lange Zeit, bis die Sonne hoch am Himmel stand und uns weckte.

Wir blieben noch bis zum Abend in unserem Versteck, es wurde unfreundlich und kalt, scharfer Mistral wehte, und die Nacht senkte sich düster auf die Erde. Unsere Zeit war gekommen.

Über den Bahndamm schlichen wir, am Bahnwärterhäuschen vorbei, wieder auf den Güterbahnhof. Halbaufgerichtet lagen wir am Bahndamm und starrten in das weißlich nebelige Getriebe des Güterbahnhofes — das Licht einer Wasser nehmenden Maschine streift uns — wir bleiben regungslos —; schwerfällig stampft sie zischend an uns vorbei, Heizer und Maschinist glutrot von der Feuerung beleuchtet. — Es ist dunkler. Wir richten uns auf, springen über einige Gleise und schleichen nun vorsichtig an endlosen Zügen entlang, suchend nach einem Zug, der nach Cette fährt. Hier und da werden Züge zusammengekoppelt, tauchen die Eisenbahner mit ihren Laternen auf, fahren Züge ab, werden neue zusammen gestellt, rangieren Maschinen, ertönen Pfiffe, Signale, strömen Lokomotiven zischenden Wasserdampf aus. Es ist ein dauerndes Geschiebe, Rangieren, Sich-Drängen von Zügen, Gleis neben Gleis, ein ununterbrochen wechselndes Bild. Und zwischen all dem Wirrwarr, bald unter einem Zuge versteckt, bald die Züge suchend entlang gehend, bald hinter einem Vorsprung den grellen Lichtern einer Lokomotive ausweichend, springen und rutschen wir umher, von einem Gleis zum andern, von einem Zug zum danebenstehenden durchkriechend, suchend, mit Anspannung aller Sinne aufpassend, fieberhaft erregt. —

Die erste Nacht fanden wir auch nicht einen Zug, der nur in der Richtung nach Cette fuhr. Recht niedergeschlagen krochen wir beim Morgengrauen wieder in unser Versteck. Die folgende Nacht hatten wir etwas mehr Glück. Wir fanden nach langem Suchen einen Kohlenzug in der Richtung nach Lunel, das sind zwei Drittel der zurückzulegenden Strecke Avignon—Cette.

Hocherfreut kletterten wir darauf, scharrten uns in die Kohle ein, in der Hoffnung, der Zug würde bald abfahren. Denn da die mit Kohle beladenen Waggons oben nicht bedacht waren, durften wir nur nachts damit fahren, weil wir am Tage von Brücken oder Bahnwärterhäuschen aus hätten bemerkt werden können.

Aber Stunde um Stunde verrann, die Sterne erblichen langsam, da mußten wir uns schweren Herzens entschließen, wollten wir überhaupt noch unbemerkt

in unser Versteck gelangen, wieder vom Zuge herunterzusteigen. Tief geknickt schlichen wir unserem Versteck zu, Avignon grollend. Es schien fast, als ob der Pénitencier militaire auch hier seinen unheilvollen Einfluß geltend machen wollte. —

In der dritten Nacht geisterten wir wieder über den Bahndamm, dem Bahnhof zu. Über den Himmel jagte der Mistral zerfetztes Gewölk, ab und zu brach Mondlicht aus den Wolken, gespensterhaft über die Schienen huschend. Wieder umfing uns das tolle Gebaren des rastlosen Bahnbetriebes. Diesmal hatten wir Glück. Nach kurzem Suchen fanden wir einen schon zusammengekoppelten Zug nach Cette. Vorsichtig schlichen wir an ihm entlang, einen für unseren Zweck günstigen Waggon suchend. Bald standen wir an einem solchen. Es war ein zwar oben offener Wagen, aber mit hohen Seitenwänden. Darin stand eine Art Schiffsmaschine, die durch ihre Wölbung nach oben ein Dach bildete und somit Deckung gegen Sicht von oben bot.

Vorsichtig spähten wir nach allen Seiten, ob auch kein unerwünschter Beobachter zu sehen, und mit einem Schwung ging's von dem Puffer über die Seitenwand in den Waggon, wo wir uns sofort unter unser künstliches Dach setzten, still wartend der Dinge, die da kommen sollten. —

Mehrmals gingen noch laternenschwenkende Eisenbahner am Zug auf und ab, noch einmal prüfend, ob alles zur Abfahrt bereit sei. Wir saßen noch keine halbe Stunde, da ging plötzlich ein Klirren und Rucken durch den ganzen Zug, die Koppeln spannten sich, und unser Güterzug rollte endlich aus dem dunstigen Nebel des Avignoner Güterbahnhofes heraus, schneller, immer schneller vorwärts in die windige Nachtluft, in naßkalte Dunkelheit. Und wir beide saßen glücklich und zufrieden in unserer Maschine, freudig erregt, endlich wieder das rhythmische Rollen der vorwärtseilenden Räder unter uns zu fühlen und um die Klippe Avignon so glimpflich herumgekommen zu sein. —

In Tarascon wurden wir tüchtig rangiert und fuhren dann noch ein Stück in den strahlenden Herbsttag hinein. Nun hieß es äußerst vorsichtig sein. Jeder von uns drückte sich unter eine Seite der Maschine, so daß nur der Kopf hervorsah, den wir noch mit dem Umhang bedeckten, so daß wir nicht von irgend einer Brücke aus gesehen werden könnten. Das Unglück wollte es, daß wir gerade an jenem Tage zwischen Tarascon und Nimes auf einem kleinen Bahnhof, nicht weit von einer Überführung, die recht fleißig begangen wurde, stehen blieben. Den ganzen Tag mußten wir in unserem eckigen Versteck liegen bleiben, konnten uns kaum rühren, geschweige denn irgendwie an unsere Vorräte oder Feldflasche, um etwas zu uns zu nehmen. Ab und zu blieben Eisenbahner in unserer Nähe stehen, schwatzten oder frühstückten. Ein kleines unvorsichtiges Geräusch oder Schnarchen konnte uns jederzeit verraten. Da mußten alle Nerven angespannt werden, um ja nicht einzuschlafen. Aber auch dieser Tag ging vorüber, es kamen wieder die Schatten der Nacht, das sehnlichst erwartete Klirren und Rucken ging durch den Zug, wir rollten wieder in die Dunkelheit, neuen Abenteuern und Schicksalen entgegen. —

Drei Tage und Nächte fuhren wir immer mehr dem Süden zu, über Nimes, Lunel, Montpellier nach Cette, nachts fröhlich erzählend und essend, tagsüber uns kantig liegend, durstig und hungrig.

Gegen Mittag des siebenten Fluchttages rollten wir ratternd auf dem Bahnhof der P.L.M. (Paris—Lyon—Marseiller Eisenbahngesellschaft) in Cette ein, wurden verschiedentlich herumrangiert und standen schließlich still.

Vom Meer wehte ein leiser Wind, Schiffssyrenen heulten, die Brandung rauschte, man merkte sofort, daß man in einer Hafenstadt war.

Gegen Abend wurde irgend etwas mit Kreide an unseren Wagen geschrieben, dann wieder rangiert, wieder wurde es stille. — Als es völlig dunkel war und wir daran denken konnten, den Zug zu verlassen, klirrte und ruckte es plötzlich, wir fuhren zu unserem Erstaunen weiter nach Süden, Aydes zu. Das lag nun gar nicht in unserem Plan. Der Zug fuhr langsam über den Bahnhof Midi der Südgesellschaft, wir sind an den Schranken des Bahnüberganges vorbei, das letzte Signal der Station liegt hinter uns, der Zug fängt an, auf der freien Bahn loszurattern. Es ist höchste Zeit zum Abspringen. — Albert ist blitzschnell über den Rand des Wagens verschwunden, glücklich abgesprungen in die dunkle Nacht. Ich werfe das Gepäck nach, der Zug fährt mit jeder Sekunde schneller, ich klettere auf die Puffer, hänge mich an den nächsten Wagen und drücke mich wie beim Eskaladieren seitlich nach außen ab. Die Räder rattern im Takt — bloß nicht unter die Räder kommen! Im nächsten Augenblick springe ich ins Dunkle, falle auf das nächste Gleis und sehe halb aufgerichtet der roten Laterne des verschwindenden Zuges nach.

Ich stand auf, befühlte mich, nichts war gebrochen, nur aus einer Schramme über dem Auge sickerte Blut; aus der Dunkelheit läuft Albert heran, wir suchen die Brotbeutel zusammen und eilen über die Böschung dem Meere zu, um uns am Strand erschöpft hinzuwerfen.

Der Wind kühlte unsere Erregung, das Rauschen des Meeres beruhigte uns, und dankerfüllt sahen wir zum Himmel auf, an dem Millionen von Sternen in erhabener Majestät funkelten. —

Über die Gleise zurück stiegen wir über eine Mauer auf die Landstraße, die zu beiden Seiten mit hohen Laubbäumen bestanden war. Der Wind fegte raschelnd dürres Laub zusammen, das Meer rauschte eintönig, gleichmäßig, der Mond leuchtete voll vom klaren Himmel, am Horizont ballte sich Gewölk.

Wir gingen die Straße dem Hafen zu, bogen auf halbem Wege ins Gebirge ab. Weingärten durchschreitend stiegen wir empor, bis wir ein kleines Winzerhäuschen fanden. Weit und breit war sonst keine menschliche Behausung. Da die Tür verschlossen war, erzwangen wir uns den Eingang. Zwischen Kannen, Keltergeräten, Eimern und Holz machten wir uns ein Lager zurecht und schliefen sofort ein, während draußen jetzt ein feiner Regen rieselte und der Wind kühl vom Meer wehte. Am Nachmittag des folgenden Tages ging Albert, der die Stadt von früherer Tätigkeit dort als Kriegsgefangener kannte, hinein, um etwas zu kaufen, da unsere Lebensmittel auf die Neige gingen.

Stunde um Stunde wartete ich, schon gab ich ihn verloren, da endlich kam er gegen Abend, bleich und völlig erschöpft und abgehetzt in der Hütte wieder an. Durch einen unglücklichen Zufall hatte ihn ein Franzose, mit dem er früher zusammen gewesen war, erkannt. Der Ruf: „Arrêtez le boche!“ ertönte in den

Straßen, Albert lief aus Leibeskräften, die Verfolger, Zivilisten und Hunde hinter ihm her. Es gelang ihm glücklich, in eine Seitengasse einzubiegen, in einen Pferdestall zu springen, sich da an einem herabhängenden Seil auf den Heuboden zu schwingen und sich im Heu zu verkriechen. Die wilde Jagd tobte vorbei, ohne ihn zu finden.

Stundenlang lag er da oben und wartete die Dunkelheit ab, in deren Schutz er wieder zu mir kam. Ich war glücklich, ihn wieder zu haben, denn ohne seine Ortskenntnis wäre ich in Cette allein völlig verloren gewesen. Übrigens konnten wir am nächsten Abend in der Zeitung die spannende Menschenjagd lesen, mit einem anschließenden Steckbrief. Der arme Junge wurde später noch dreimal hart gehetzt, entkam aber jedesmal seinen Verfolgern durch List und Zähigkeit. —

Am Abend hatten wir ein kleines nächtliches Intermezzo. Den Weinberg kamen drei Gestalten vorsichtig heraufgeschlichen. Eine Blendlaterne warf ihren Strahl hier und da auf die Weinstöcke, von denen ab und zu Schößlinge oder Zweige abgeschnitten wurden. Stundenlang setzten sie diese Tätigkeit fort, vorsichtig, geräuschlos. Angestrengt spähten wir durch die Türspalte unserer Hütte auf dieses nächtliche unbegreifliche Gebaren. Dabei hatten wir nicht recht auf eine auf der Bank stehende Kanne achtgegeben, und bumms fiel die Kanne um mit fürchterlichem Getöse. Die Wirkung war verheerend. Wir standen entgeistert vor Entsetzen, die nächtlichen „Goldengüldenkrautsucher" klappten ihre Blendlaternen zu und verschwanden den Berg hinunter in der Dunkelheit, während wir aus der Hütte bergaufwärts stoben, um dieser unheimlichen Gegend zu entfliehen.

Über Felsen stiegen und kletterten wir dann; auf engem Pfad durch den rauschenden Föhrenwald wieder etwas hinuntersteigend kamen wir auf eine kleine Hochebene. Links wuchsen Felsen mit dunklem Wald in den sternklaren Himmel. Über die Hochfläche wandernd sahen wir unten das blitzende Meer, hörten wir das Donnern der Brandung an den Felsen.

An einem kleinen Haus, das nebelhaft plötzlich vor uns aufgetaucht war, machten wir Rast. Unterhalb des Hauses lag ein großer Steinbruch, weiter unten mehrere Häuser um einen Brunnen an der Chaussee. Geisterhaftes Mondlicht schielte um die verschlossenen Läden des kleinen Hauses, Gras war überall gewachsen, auf der Treppe, vor der Türe. So angestrengt wir auch an den Läden lauschten, kein Laut, kein Schnarchen war drinnen zu hören. — Sollte es etwa unbewohnt sein?. Das gäbe eine köstliche Villa für uns.

Vorsichtig machten wir einen Laden von außen los, Albert schlug eine Fensterscheibe ein und kroch vorsichtig mit der Taschenlampe hinein, während ich von außen den Laden wieder annagelte, damit der Lichtschein nicht herausleuchtete. Albert öffnete mir von innen einen Fensterladen und ich stieg bequem in unser zukünftiges Wohnzimmer. Der Laden wurde wieder geräuschlos geschlossen, eine Petroleumlampe angezündet, und wir schritten an die Besichtigung der Räume.

Eine Wohnstube mit einem Tisch und vier Stühlen, eine Küche mit sämtlichem Zubehör und reichlich aufgestapeltem Holz waren die untersten Räume. Aus der

Küche führte eine Leiter auf den Boden des Hauses. Überall lag zentimeterhoher Staub, der beruhigende Beweis, daß unsere „Villa“ schon monatelang nicht bewohnt war. Erst mußten wir nun für Wasser sorgen. Ich nahm einen wohlerhaltenen Eimer, schlich auf Sandalen vorsichtig an den Brunnen inmitten der Häusergruppe. Beim Vollaufen des Eimers sah ich mich ängstlich um, ob auch niemand mein nächtliches Gebaren bemerke. Scheußlich unangenehm bellte ein Hund in einem Gehöft, aber keiner der Einwohner ließ sich seinen geruhigen Schlaf stören. Mit dem vollen Eimer schlich ich dann auf Umwegen wieder in unsere Villa. Jede Nacht etwa zwischen eins und zwei Uhr bin ich später an diesen Brunnen geschlichen, stets mit dem gleichen scheu vorsichtigen Gedanken, jede Nacht bellte derselbe Hund, ohne daß ich jemals von irgend jemand bemerkt worden wäre.

Wir machten es uns nun gemütlich. Im Kamin flackerte bald ein lustiges Feuer, im Topf kochte unsere letzte Fleischkonserve mit Kartoffeln, der Wind heulte im Kamin, und wir erwärmten uns an dem glühenden Feuer, Plänen und Gedanken nachsinnend.

Gegen Morgen, als unten im Dorf die Hähne krähten und der Tag anbrach, löschten wir vorsichtig das Feuer und stiegen auf den Boden, wo wir uns unsere Lager bereiteten.

Bald jedoch merkten wir, daß unsere Lage keineswegs so rosig war, wie wir es uns eingebildet hatten. Von sechs Uhr morgens ab wurde im Steinbruch gearbeitet, wurde gesprengt, und die Sprengstücke flogen oft bis an unser Haus, was uns klar machte, warum dasselbe verlassen war; so war wohl kaum zu erwarten, daß wir noch andere Mieter hereinbekämen.

Aber an dem Hause entlang führte ein Weg über das Plateau, derselbe, über den wir gekommen waren, und der gegen Mittag des öfteren begangen wurde. Auch die Arbeiter aus dem Steinbruch setzten sich manchmal auf die Treppe unseres Häuschens, so daß wir beide wirklich nicht zu gleicher Zeit bei Tage schlafen durften. Besonders peinlich waren die Sonntage, denn dann benutzte die wanderlustige Bevölkerung unsere Villa mit ihrer zum Ausruhen einladenden Treppe zum Ausflugsort. Manch eifrige Gespräch eines würdigen Familienoberhauptes, das belehrend seiner andächtigen Familie die schöne Gegend zeigte, manch langweiliges Altweibergeklatsch bekamen wir da zu hören. Manchmal bildete ich mir ein, es sei die Rede von la clef (Schlüssel), daß der Schlüssel geholt werden solle und Ähnliches, und fürchtete dann immer, den Besitzer ins Haus kommen zu sehen. Ich stellte mir lebhaft den sich entspinnenden Verzweiflungskampf vor, im stillen aber immer hoffend, es möchte eine Dame sein, die mitleidiges Verständnis mit uns hätte; lauter übrigens nie eingetroffene Befürchtungen der überreizten Phantasie.

Ganz toll trieben es einmal kleine Jungen, die mit Steinen gegen die Läden bombardierten und in unsere Bodenluke zu werfen versuchten. Aber auch diese Stunden gingen vorüber; die Nächte kamen und mit ihnen Ruhe und Einsamkeit, tosende Winde, mit der donnernden Brandung der See an die Felsen, Nächte, in denen niemand gern draußen ist, jeder lieber am Kamin sitzt und plaudert und dem Heulen des Windes unter schützendem Dach zuhört.

Nur einmal hätte uns ein recht abgehärtetes Liebespaar beinahe entdeckt. Es war gegen Mitternacht, windig und kalt. Ein knuspriger Kartoffelpuffer brotzelte in der Pfanne, der Duft stieg lieblich mit dem Rauch durch den Kamin, da hörte ich entsetzt auf der terrassenähnlichen Treppe vorm Häuschen glühende Liebesworte und kußähnliche Geräusche. Sofort nahm ich die Pfanne von dem Feuer und wir lauschten, mucksmäuschenstill. Aber Liebe macht scheint's nicht nur blind, sondern auch unempfindlich gegen liebliche Gerüche und spukhafte Geräusche in unbewohnten Häusern. Nach etwa vier Stunden wehte der Wind sie doch endlich von unserer Behausung weg, und wir waren froh, unsern Puffer weiterbacken zu können. —

An solchen Abenden gingen wir oft hinaus auf die sturmgepeitschte Landstraße und kauften in der Stadt Lebensmittel, Kerzen und was wir sonst brauchten, ein, dann eilten wir über die halberleuchtete Brücke dem Bahnhof zu und kundschafteten nach einem geeigneten Zuge nach der Schweiz, leider wochenlang ohne Erfolg. Auf einer Expedition, die Albert allein unternahm, traf er einen deutschen Kriegsgefangenen, der bei einem französischen Bäcker nachts schaffte, ganz ohne Aufsicht. Die Freude war um so größer, als er ein alter Bekannter aus dem Lager Cette war, mit dem Albert früher lange Zeit zusammengewesen war. Bis gegen Morgen unterhielt er sich mit ihm, alles „Theo" erzählend, der ganz begeistert von unserem Räuberleben war und uns von da ab jede Nacht ein Brot und Mehl für unseren Haushalt besorgte. So waren wir der schlimmsten Sorge enthoben.

Auf einer nächtlichen Wanderung schloß sich uns ein Hund an, den wir auch mit in unsere Behausung nahmen. Da er aber tagsüber zu gefährlich werden konnte, setzten wir ihn wieder aus. Die darauffolgenden Abende traf ihn Albert wieder an einer Straßenecke, wo der Hund stets auf ihn wartete. Mit dem Hund an der Leine, den Kragen des Gummimantels hochgeschlagen, den Stock unter den Arm geklemmt, konnte er ohne Gefahr gemütlich in Cette herumgehen, denn wer hätte wohl einen Kriegsgefangenen auf der Flucht mit einem Hund vermutet. Aber nach einiger Zeit blieb der gute Hund aus, er mochte wohl einen anderen Herrn, der auch bei Tage ausging, gefunden haben.

Durch deutsche Kriegsgefangene, die auf dem Bahnhof Midi beschäftigt waren, sollte eine Plombierzange den Franzosen entwendet und wir in einen Waggon französischer Kriegsgefangenenpakete, die für Deutschland bestimmt waren, einplombiert werden.

Leider scheiterte dieses Projekt am Waffenstillstand, von welcher Zeit an die Franzosen keine Pakete mehr an ihre Gefangenen schickten, da ja ihre sofortige Heimsendung bevorstand.

Am 11. November lagen wir nichts ahnend in unserem Bodenquartier; plötzlich gegen nachmittag ertönte vom Fort Schuß auf Schuß; es war uns rätselhaft. Ganze Batterien schossen auf einmal, Glocken läuteten stundenlang. Von unserer Bodenluke aus sahen wir Menschenhaufen der Stadt zupilgern, in der Ferne spielte Musik. Was mochte wohl vorgefallen sein? — Am Abend ging Albert in die Stadt, ich kochte unterdessen. Nach einigen Stunden kam er wieder, bleich,

verstört, ein Extrablatt in der Hand. La guerre finis. La victoire, enfin la victoire. La révolution en Allemagne! (Der Krieg zu Ende. Der Sieg ist da, endlich der Sieg. Die Revolution in Deutschland!)

Wir waren wie vor den Kopf geschlagen, konnten es einfach nicht fassen, und doch war es so. — Wir gingen hinaus, dem Hafen zu. Alle Schiffe hatten geflaggt, Rakete auf Rakete schoß in die Luft, Schuß auf Schuß der Fort-Batterien dröhnte durch die Nacht, in der Stadt fiel man sich gegenseitig um den Hals, alle Höhen, alle Weinberge waren von Lampions erleuchtet, überall Musik, Jubel, grenzenloser Siegestaumel.

Und wir einsamen Wanderer starrten von der Höhe hinab auf dieses Bild. Der Nibelungenkampf war ausgekämpft, grenzenlos verlassen kamen wir uns vor in jenen Nächten der Verzweiflung. Der Kaiser geflohen! Unfaßlich, unbegreiflich. Und der Wind faucht und höhnt über unseren Schmerz. Jeden Abend lasen wir aufgeregt die Zeitung, und nur der heiße Wunsch beseelte uns jetzt: durch um jeden Preis, und wieder zu den Eltern und in die Heimat, wenn das Vaterland auch zerbrochen ist. — Durch Theo, unseren getreuen Bäcker, bekamen wir nun Bohrer, Feile und Säge, um uns in einen für die Schweiz bestimmten Lebensmittel-Waggon einzusägen. Da es aber noch helle Mondnächte gab, konnten wir uns gar nicht auf den Bahnhof hinauf wagen. Da saßen wir denn abwartend am prasselnden Feuer, kochend und beratend, und erzählten uns von Eltern und Geschwistern, von Heimat und sonnigem Glück, von all denen, die wir lieb hatten. Briefe lasen wir uns vor, die wir als die wertvollsten auf allen Fluchten mitgenommen hatten, liebe, leuchtende Gedanken, immer wieder nachlesend und uns daran aufrichtend. Auch das Neue Testament hatten wir mit, und der 117. Psalm ward oft von den zuckenden Flammen verheißungsvoll beleuchtet.

Der Wind grummelte im Kamin, die Fluten des Meeres rauschten an den Felsen, die Föhren ächzten im Winde, es war immer romantisch, und doch kamen wir nie zu einem richtigen Genuß, denn der unheimliche Gedanke des Entdecktwerdens schwebte stets wie ein Damoklesschwert über uns, und die Sehnsucht nach Heimat und Elternhaus verzehrte uns fast. —

Endlich, nach vierzig Tagen schier „nie enden wollendem Geduld-habenmüssen" kam eine düstere, windwehende Nacht. Kein Stern war am Himmel zu sehen; in der Ferne grollte der Donner, und fahle Blitze zuckten über den Horizont. Es war die Nacht, die wir brauchten, auf die wir schon wochenlang gewartet hatten — vorbereitet hatten wir alles aufs sorgfältigste. Jeder hatte einen Brotbeutel voll Wasserflaschen, einen zweiten mit Lebensmitteln. Zwei einen Meter lange, dicke Stangen nahmen wir mit, um uns in dem erst noch zu findenden Waggon unter Säcken oder Kisten einen Unterstand zu bauen. Säge, Bohrer usw. waren gut verstaut in unseren Taschen, auch kleine Nägel und Kitt zum Wiederannageln und Verkleben der Einsägestelle hatten wir zu uns gesteckt. Einen letzten Blick warfen wir in die uns lieb gewordene Küche und gingen durch das Wohnzimmer an unsere Aussteigestelle. Leise und vorsichtig klappte der Laden zurück, wir stiegen hindurch, schlossen ihn wieder und standen in rabenschwarzer Nacht, vom Wind umweht, vor unserem Häuschen — zum letztenmal.

Über die Hochfläche gingen wir, einer sich am andern haltend, um uns nicht zu verlieren, eilig dahin, kletterten einen kleinen Gebirgspfad Schritt für Schritt tastend hinunter, abwärts auf die Landstraße. Der Wind fegte Laub vor uns her, an der Kaserne der Kriegsgefangenen eilten wir vorbei; kaum erhellt war die Straße, in der Stadt schlug es elf Uhr, ab und zu leuchtete noch Licht in einem Fenster, draußen war kein Leben mehr.

Über die Brücke, unter der angelnde Fischer bei trübem Lampenlicht standen, ging's in zwei Sätzen über den Bahnübergang; wir bogen um die Ecke eines kleinen Fischerdörfchens, links stampften verankerte Segler im unruhigen, wilden Meer, das brandend ans Ufer schlug. Auf schmalem Pfad, das Meer immer zur Linken, ging's nun vorsichtig die Bahnstrecke entlang. Durch eine Lücke im Zaun, der am Bahndamm entlang führte, krochen wir, einen Augenblick verschnaufend und uns leichte spanische Sandalen anziehend, denn nun kam der schwierigste Teil der Flucht. Es handelte sich darum, unbemerkt auf den Güterbahnhof hinaufzukommen, der wegen häufiger Diebstähle von Gendarmen und Hunden scharf bewacht wurde.

Wir gingen nun zwischen den Gleisen vorsichtig weiter. Links und rechts war Meer; bei einem Entdecktwerden war ein Entkommen ziemlich hoffnungslos, also galt es, mit äußerster Energie dem Lichtschein des Bahnhofs zuzustreben; es mußte gelingen.

Vor uns, etwas rechts, hell flimmernde Lampen, Sprechen, Schwatzen, Lachen, dazwischen Signale, das Rangieren von Zügen, weißlich wogender Dampf. Wir gingen an dieser Verladestelle, nur einige Gleise entfernt, auf den Zehenspitzen vorbei, niemand hatte uns bemerkt. Weiter ging's in die feuchtkalte Dunkelheit. Noch ein sehr kritischer Punkt war zu umgehen: ein kleines, hellerleuchtetes Stellhäuschen, worin zwei Beamte saßen. Das Gleis führte dicht daran vorbei. Schritt für Schritt, damit ja der Schotter auf dem Gleise kein Geräusch machte und die Beamten nicht etwa aufmerksam wurden, tasteten wir, fast den Atem anhaltend, daran entlang. Wir waren kaum fünf Schritte davon entfernt, als der eine Beamte zufällig aufstand, die Tür des Häuschens öffnete und in die Dunkelheit hinaussah. Ob er wohl etwas gehört hatte? Wir standen regungslos. — Schließlich ging er wieder hinein, und während seine Schritte im Zimmer auf und ab gingen, eilten wir schleunigst weiter.

Endlich, nach etwa einer Stunde, erweiterten sich die Gleise, wir waren an der dunkelsten Seite des Güterbahnhofs angelangt. Vorsichtig suchten wir nach einem Schweizer Zug und fanden zu unserer großen Freude einen solchen stehen, schon zur Abfahrt zusammengekoppelt. Genève—Genève stand deutlich an den Waggons. Unsere Arbeit konnte beginnen. — Schwere Tropfen fielen vom düsteren Himmel, immer stärker und stärker. Das Gewitter war heraufgekommen, wildes Donnerrollen mischte sich mit dem Rauschen der Brandung, fahle Blitze zuckten wildlohend über den Himmel hin, der Regen goß in Strömen, der Wind heulte und klapperte an den Türen und Schiebefenstern der Waggons. —

Auf einen mit Weizen beladenen Wagen steigt Albert, legt sich auf das Dach und beginnt zu sägen. Ich liege unter dem Wagen mit dem ganzen Gepäck, dicht

an die Räder gedrückt, auf die Lampen der hin und her eilenden Eisenbahner aufpassend. Albert sägt, daß es nur so knirscht, aber das Tosen in der Natur verschlingt jedes Geräusch. Wenn ein Eisenbahner zu sehr in unsere Nähe kommt, setze ich unsere Verständigungsleine, die um Alberts Fuß gebunden bei mir endet, in Betrieb. Dreimal ziehen bedeutet Gefahr, zweimal: Weiterarbeiten, einmal: alles ruhig. Ein Zug rangiert direkt auf dem Nebengleis, der Dampf der Maschine umgibt uns, grell huschen die Lichter der Lokomotive über uns hin, rotglühend von der Feuerung bestrahlt sind Maschinist und Heizer, Signale tönen, ein Eisenbahner geht dicht mit seiner Lampe an meinem Versteck vorbei — wir sind in Hochspannung. Regungslos liegen wir. Nach einviertelstündigem Rangieren ein Pfiff, ein Stampfen der Maschine, und die Dunkelheit verschlingt Zug und Personal. Zweimaliges Ziehen an der Verständigungsleine — und Albert arbeitet weiter, daß es nur so rappelt. Ein Loch ist in der Decke des Wagens, mit der Hand faßt Albert durch zum Schiebefenster, das nur von innen zu öffnen ist, und es gelingt ihm, es aufzudrücken. Ich steige mit dem ganzen Gepäck hinein, Albert dichtet mit Kitt, Dachpappe und Nägeln die schadhafte Stelle in der Decke, dann kriecht auch er hinein. Wir ziehen das Schiebefenster zu und sitzen nun, während das Unwetter niederrast, sicher und wohlgeborgen im plombierten Schweizer Zug.

Gegen Abend des 26. November eilten Beamte an unserem Zug vorbei, sahen noch einmal nach, ob während der Nacht keine Plomben beschädigt worden waren; ein Gendarm mit dem Karabiner auf den Rücken ging plaudernd mit ihnen hin und her; alles war in Ordnung gefunden worden. Die Maschine setzte sich vor den Zug, das bekannte Klirren und Rücken erschüttert den Wagen, und wir fahren wirklich der Schweiz zu. —

Eben sind wir fünfundzwanzig Kilometer gefahren, bis Montpellier, da hält der Zug. Eisenbahnbeamte bleiben an unserem Wagen stehen, klopfen an die Federung, und wir hören einen sagen: „Den müssen wir aussetzen, die Feder ist beschädigt.“ Wir werden rangiert, unser Wagen auf ein Nebengleis abgelenkt. Da saßen wir nun mit unseren Kenntnissen. Von etwa vierzig bis fünfzig Wagen des ganzen Zuges war ausgerechnet unser Wagen allein beschädigt. Ein unbegreifliches Pech! — Langes Besinnen gab es aber hier nicht.

Auf dem Nebengleis sahen wir unseren Schweizer Zug wieder anfahren. Unser Gepäck bleibt liegen, nur einen Brotbeutel, eine Feldflasche um, das Handwerkszeug in die Taschen verstaut, und raus aus dem Seitenfenster. Ich habe nur leichte spanische Espadrilles an den Füßen. Albert hat Glück, er erwischt noch den letzten Wagen des schon recht schnell fahrenden Zuges. Ich sehe noch die rote Laterne und laufe, was ich kann hinter dem Zuge her. Ich stürze — sofort wieder hoch, von neuem nach, ich komme in die Nähe der roten Laterne, verliere eine Sandale, die andere sitzt nur noch an der Spitze des Fußes, der Schotter macht sich schmerzhaft bemerkbar an den Fußsohlen, ich nehme die letzte Kraft zusammen und kriege den Puffer zu fassen, von da schwinge ich mich auf das seitlich angebrachte Trittbrett, wo ich liegen bleibe. Das Blut rauscht mir in den Ohren, das Herz klopft noch lange zum Zerspringen, aber es ist geschafft.



Fuga, allegro maestoso (Es-Moll) — Nach einer Radierung von H. A. Bühler

Beim Halten des Zuges auf einer kleinen Station kriecht Albert auf das Dach eines Wagens, während ich mich in das leere Bremserhäuschen setze. Wie der Zug in der Dunkelheit weiterrattert, arbeitet der gute Junge da oben ununterbrochen mit Lebensgefahr. — Endlich ist es erreicht; bei einem neuen Halt des Zuges schlüpfen wir in das von Albert geöffnete Fenster hinein, ziehen es hinter uns zu und sitzen endlich wieder geborgen im Waggon, der mit Weizensäcken beladen ist.

Sofort gingen wir an die Arbeit, einen Unterstand aus den Säcken zu bauen, um im Falle einer Kontrolle auf der Grenzstation Bellegarde nicht entdeckt zu werden. Desgleichen schütteten wir während der Fahrt drei Zentner Weizen aus dem Fenster, um bei einem etwaigen Wiegen der Waggons nicht aufzufallen. Das von oben schon längst wieder mit Dachpappe zugenagelte kleine Loch verschmierten wir noch von innen mit Kitt, so daß auch nicht das geringste von einer schadhaften Stelle zu bemerken war. Jetzt erst konnten wir uns ganz ungestört dem Hochgenuß der nächtlichen Eisenbahnfahrt hingeben. — Vorsichtig machten wir ein Schiebefenster auf und sahen nun begeistert von so viel Schönheit in die nächtliche, an uns vorübereilende mondbeschienene Landschaft.

Lunel, Nimes, Avignon lagen längst hinter uns. Rechtsrhonisch fuhren wir nachts über Lyon dem Gebirge zu. Herrliche, von Mondlicht überflutete Gebirgslandschaft entrollte sich vor unserem Blick, ein Bild schöner und herrlicher als das andere. Die Felsformen wurden bizarrer, die Berge steil und hoch, wir fuhren durch den Jura. Langsam, mühsam keuchte der Zug die Windungen und Steigungen der Strecke empor, eilte dann wieder schnell sausend die Senkungen hinab, und mit jeder Stunde rollten wir viele Kilometer unserem Ziel näher.

Am 29. November, abends gegen fünf Uhr, liefen wir in Bellegarde, dem Grenzbahnhof Frankreichs und der Schweiz, ein.

Nun hatten wir nur noch die Kontrolle zu erwarten, und dann waren wir noch denselben Abend in Genf. In begreiflicher Erregung und Spannung quetschten wir uns in den Unterstand und warteten.

Zur Revision des Zuges lassen die Beamten Polizeihunde am Zuge vorüberlaufen. Einer wittert uns sofort, man öffnet den Wagen, der Hund stürzt wild hinein, Eisenbahner und Beamte hinterher. Die über uns getürmten Säcke werden weggeräumt und wir im Triumph ans Licht gezogen. Nach fast zwei Monaten wieder verhaftet, sieben Kilometer vom Ziel! Wie uns zumute war, ist unbeschreiblich. — —

Wir wurden zur Gendarmerie gebracht und dort eingesperrt. Die ganze Nacht überlegten wir, wie wir am besten entwischen könnten. Aber die Mauern der Zelle waren zu dick zum Durchbrechen. Ein Letztes war noch zu versuchen. Der Gang, durch den wir bei einem Abtransport in das Bureau der Gendarmerie geführt werden mußten, wo Formalitäten, wie Gefesseltwerden, noch vor dem Verlassen des Gebäudes erledigt wurden, führte direkt auf die Straße. So war bei einer etwaigen Nachlässigkeit des Gendarms ein Entspringen vor dem Abtransport doch vielleicht möglich. Nach vierundzwanzig Stunden, es war gegen Abend und schon dunkel, holten uns die längst erwarteten Gendarmen.

Wir stehen sofort im Gang. Vor dem Bureau ein gegenseitiges verständnisvolles Ansehen, der eine Gendarm ist unvorsichtigerweise in das Bureau vorausgegangen, dem anderen gibt Albert einen Stoß, daß er zur Seite taumelt, und springt dann mit einem Satz über die Treppe auf die Straße; ich zögere eine Sekunde, da ist es zu spät für mich, ich bin gepackt und umringt, die Gendarmen sind aus dem Bureau gestürzt, ich eile mit ihnen auf die Straße und sehe Albert am Ende derselben mit wehendem Umhang dahinsausen. Gendarmen brechen zu seiner Verfolgung auf. Vergeblich. —

In derselben Nacht noch erreicht Albert Böhle die Schweizer Grenze und war gerettet. — —

Nach einigen Wutausbrüchen und Backpfeifen der Gendarmen, die aber mehr dem Entsprungenen als mir galten, wurde ich gut gefesselt und unter starker Eskorte zur Bahn gebracht, völlig geknickt und verzweifelt. Der Zug fuhr in die Nacht, der Wind pfiff, Regen klatschte an die Scheiben, und meine Seele irrte hilflos und verzweifelt über mein Schicksal umher — während der Zug wieder Südfrankreich zueilte.



Winterliches Dorf · Von Ludwig Bäte

Ein zarter Himmel ausgespannt
ob Hang und Dach und Wälderfülle.
Ein Schlitten knarrt, ein Ambos dröhnt,
dann wieder tiefe Stille.

Nur eine leise Glocke haucht
die Seele in das Schneegeschmeide.
Fern tobt die Welt, ich steh' versöhnt,
weiß nichts von ihrem Leide.



Die Goldreichsmark als Notanker

Von J. A. F. Engel

Es ist selbstverständlich, daß die Ausgabe großer Mengen Papiergeldes eine Einwirkung auf die Valuta haben muß. Wir haben eine Assignatenwirtschaft in Deutschland. Charakteristisch war die Mahnung der Reichsdruckerei an die Bergwerksarbeiter, nicht zu streiken, weil dann wegen Kohlenmangels der Druck des Papiergeldes eingestellt werden müßte und das Reich keine Löhne mehr auszahlen könnte. Jede Banknote, die gegen einen realen Wert in Umlauf gesetzt wurde, führt aber das Leben eines Ahasver, solange sie nicht wieder gegen einen realen Wert eingelöst wird.

Der Vorschlag, den Stand unserer Valuta durch eine Anleihe zu heben, kann nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn die Einlösung von Banknoten gegen Ausgabe dieser Anleihe nicht lediglich ein Papiertausch bleibt, sondern wenn die Zinsen und die Amortisation dieser Anleihe durch reale Werte — durch Erträgnisse von Bergwerken, Steuern und dgl. — gedeckt und verbürgt werden. Dieser Werte, soweit wir sie überhaupt noch zur Verfügung stellen könnten, werden aber die Mächte, die auch nach dem Friedensschlusse noch unsere Feinde bleiben, uns nicht froh werden lassen. Vor allem fürchtet Frankreich die große Zahl unserer immer noch gesunden Bevölkerung und möchte uns gern in eine solche wirtschaftliche Lage bringen, daß unsere Bevölkerungsziffer um die Hälfte dezimiert wird. Was das bedeutet, soll hier nicht ausgemalt werden. Es ist Mordpolitik.

Einstweilen geht die Verschleuderung deutschen Nationaleigentums infolge der schlechten Auslandskurse weiter. Sie hat schon so lange bestanden, als die inländischen Preise der Entwertung der Reichsmark an den Auslandsbörsen nicht folgten und die Ausfuhr nicht verboten war. Ungezählte Summen sind schon in den Kriegsjahren bei beschränkter Ausfuhr dadurch verloren gegangen, und jetzt nimmt die Preisschleuderei bei Auslandsverkäufen einen solchen Umfang an, daß das Ausland, das doch den Vorteil einheimst, über die deutschen Geschäftsverderber in Aufregung gerät. Rechtzeitig hätte ein Valuta-Ausfuhrzoll, verbunden mit einer gleichen Einfuhrvergütung (siehe 1. Novemberheft des Türmers 1917), die Preise und Löhne auf der ungefähren Goldbasis festhalten können. Jetzt sind die hohen Papierpreise nicht mehr zu ändern, und leider, möchte man sagen, sind sie noch nicht einmal hoch genug. Der Schaden durch den ungehemmten Export hätte auch dann vermieden werden können, wenn alle Preise ohne Ausnahme gleichen Schritt mit den Auslandskursen gehalten hätten und etwa auf das Siebenfache gestiegen wären. Dann wären aber Millionen Menschen unmittelbar dem Verhungern und dem Elend preisgegeben gewesen. Wir mußten durch das gefährliche Gegengift der Zwangswirtschaft und die staatliche Zubuße künstlich billigere Papierpreise für die notwendigsten Lebensbedürfnisse schaffen, und so sind denn die hohen Arbeitslöhne und die hohen Preise der notwendigsten Sachen im Verhältnis zur Entwertung der Münze noch so niedrig, daß die deutschen Fabrikate viel zu billig für das Ausland hergestellt werden. Dazu kommt, daß

noch viele fertige Waren aus der Friedenszeit da sind, die mit trügerisch hohem Nutzen zu billig ins Ausland gehen. Ein Privatmann hat z. B. ein unbenutztes Automobil stehen, das ihn 16 000 M kostet. Ein Däne bietet ihm 60 000 M dafür. Der Eigentümer verkauft es und freut sich über den schönen Gewinn. Der Däne aber hat das Automobil in Wirklichkeit für etwa 7900 Kronen erstanden, und diese wären 1914 nur 8889 M wert gewesen. Der Deutsche hat also noch mehr als 7000 Goldreichsmark Schaden dabei gemacht. Genau ebenso ergeht es vielen Hausbesitzern. Viele Grundstücke gehen jetzt in die Hände von Ausländern über.

Nun, da wir die hohen Preise der Papierwährung einmal haben, ist die Sache nicht mehr so einfach mit einem Ausfuhrzoll abzumachen. Die Geldentwertung und die Preissteigerung schadeten in erster Linie dem Kapitalisten und dem Arbeitgeber. Das ging im Taumel der Revolution unter. Ein Ausfuhrzoll wird aber den Arbeitnehmer treffen, der nun mit billigeren Löhnen zufrieden sein soll, während die Preise aller Bedürfnisse nicht schnell genug fallen wollen. Unruhen und Streiks würden die Folgen davon sein.

Es bleibt jetzt nichts anderes übrig, als die Goldreichsmark neben der Papierreichsmark einzuführen, das Kursverhältnis zwischen beiden täglich festzustellen und nun sowohl in Gold als auch in Papier zu handeln. Die Devalvation der Papierreichsmark ist nicht mehr wegzuleugnen. Es nützt nichts, daß wir den Kopf in den Sand stecken. Verkäufe an Ausländer, auch Grundstücksverkäufe, sollten nur noch in Goldreichsmark geschlossen werden dürfen. Dann wird die Verschleuderung des Nationalvermögens allmählich von selbst aufhören, weil der Goldpreis sich im Inlande immer weitere Kreise erobern und die Kalkulation einen festen Boden finden wird. Zur Ermöglichung der Notierung in Gold muß aber die Goldzahlung dienen. Die Banken müßten gegen Einzahlung von gemünztem oder ungemünztem Golde, ganz ebenso wie die Hamburger Bank es 1790 mit dem Silber gemacht hat, Gold-Girokonten eröffnen, und die Inhaber dieser Konten könnten dann Goldreichsmark auch ohne Barzahlung überweisen lassen. Die Sache erledigte sich vor mehr als hundert Jahren in unruhiger Zeit so einfach, daß man es damals nicht einmal für nötig gehalten hat, eine Silber-Bancomark überhaupt prägen zu lassen. Die ausländischen, zumeist stark abgenutzten Goldmünzen dürften aber nur nach ihrem wirklichen Goldgewicht genommen werden. Auch in alter Zeit hatte der Kaufmann die Goldwage stets bei der Hand. Immerhin könnte die Gewichtsdifferenz zum betreffenden Papierkurs gerechnet werden.

Die riesige Entwertung der Papierreichsmark in den Hypotheken und den Anlagepapieren ist vorläufig nicht zu ändern. Diese Entwertung kommt natürlich nur in den hohen Papierpreisen zum Ausdruck. Viele Rentner müssen sich leider als verarmt betrachten, und das ganze Reichsnotopfer wird wohl ein Papieropfer bleiben.

Ideale Zustände werden auch durch den Handel in Goldreichsmark noch nicht geschaffen werden. Die Spekulation im Papierkurs wird fortlaufend Opfer fordern, und die Hebung der Papiervaluta wird vorläufig in ihrer Bedeutung zurücktreten. Die sichere Grundlage des Handels in Goldmark gibt jedoch den

Ausschlag. Entschließen wir uns nicht bald, so wird der Kaufmann sich genötigt sehen, vielleicht in Pfund Sterling oder in Francs zu handeln, um eben eine sichere Grundlage zu finden.

Durch den Handel in Goldmark wird für Fabrikanten und Kaufleute die Möglichkeit geschaffen, mit geringerem Risiko, also mit einem geringeren Preisaufschlag zu kalkulieren. Es wird dem Auslande gegenüber derselbe Zustand hergestellt werden wie beim Warenaustausch, bei dem ja auch kein Kurs in Frage kommt, und der für das Ausfuhrgeschäft im Kriege daher das Ideal bildete. Gold ist aber nichts anderes als Ware zum Einheitspreise, und der Handel in Goldwährung ersetzt also den Warenaustausch.

An der Hebung unserer Papiervaluta brauchen wir immerhin nicht zu verzweifeln; aber wenn wir immer nur der Seifenblase dieser Hoffnung nachjagen, können wir eines Tages vor dem Nichts stehen. In den Stürmen, die unseren Handel bedrohen, wird die Goldreichsmark den Notanker bilden.



Traumschwer · Von Hans Sturm

Traumschwer
über der Erde
schläft die Nacht...
Und die Berge und Ströme raunen,
und die Wälder und Winde rauschen
und das Meer rollt ewige Rätsel zum schweigenden Strand.

Alle grüßen ihre Mutter,
die Nacht.

Im Osten wacht das Frührot auf.

Das märchenleise,
sagendunkle,
sternenheilige Rauschen,
das wundertiefe Harfensingen
wird Glanz,
wird Glut,
wird Licht...



Eine

Von Helene Westphal

Im Vorortzuge begegnete ich ihr. Wie oft schon, ohne es zu fühlen — ich weiß es nicht. Sie gehörte zu den Stillen, Lautlosen, die in der Menge an uns vorübergleiten, alle Tage, ohne daß wir sie sehen. Gestalten, um die die Sonne keine flimmernden Rahmen spannt, Augen, aus denen kein Rufen kommt. Schattenblümlein, die so lächerlich wenig Licht verbrauchen, daß man ihr Dasein nicht spürt, als Freude nicht und nicht als Last. Man sieht sie nicht. Und sah man sie je, so hat man sie vergessen, wenn die Sonne kommt und der Tag bunter wird. Und doch sind sie da. Sie tragen ihr kleines Leben behutsam in geduldigen Händen vor sich her, daß es keinem in den Weg komme. Und weil sie mit schmalen Lippen immer darauf niederschauen, wie Kinder, die ihr Morgensüpplein tragen, darum sehen sie uns nicht und wir nicht sie. Und dennoch sind sie da — viele — — o so viele!

Einmal sah ich sie. Es war ein Tag voll grauer Feuchte, der die Welt enger macht und die Dinge näher rückt. Sie saß mir gegenüber, allein. Immer war sie allein. Ich hab' sie niemals sprechen sehen und niemals lächeln. Manchmal grüßte sie. Mädchen mit roten Blusen und lauten Augen, die wohl in der Schreibstube neben ihr sitzen mochten. Aber ihre Blicke kamen nur langsam zu ihnen, wenn da ein Lachen aufflog, und waren gleich wieder fort. — Seit jenem ersten Male suchte ich sie, immer, wenn ich kam. Es war nicht schwer, sie zu finden. Sie war immer die erste, die hineinstieg und saß immer in dieselbe Ecke gedrückt, das verwaschene Kleidchen eng an sich gezogen, um ja nicht viel Platz fortzunehmen. Und sogleich zog sie aus ihrer Tasche ein Päckchen Zeitungsblätter, eine Geschichte, von irgend einer Nachbarin gesammelt und geheftet. Nie sah ich sie ohne die. Und immer sah ihr Gesicht ein wenig hungrig aus, wenn sie nach der umgekniffenen Ecke suchte. Ein wenig hastig fast, als verränne das Leben — jetzt, eben jetzt. Und dann neigte sich der schmale Rand ihres Hutes mit dem blassen, sorglich gebürsteten Band und zog einen breiten Schattenstreifen über Stirn und Augen. Nur die Nase sah man, klein und mit feinen Flügeln, die doch niemals zitterten und sich niemals weiteten im Durst nach Leben und Jungsein, die immer still waren und stumm wie die schmalen Jungfernlippen.

Und dennoch lebte sie jetzt. Nur jetzt lebte sie, nur diese wenigen Minuten am Tage. — Ich sah einmal unter dem Rand ihres Hutes hindurch mit in die Blätter hinein. Es waren Geschichten von Menschen, die sich finden und verlieren, Geschichten vom Jungsein, kleine Schicksale, lieblich und herb, die als Wellchen mitfließen in dem großen Strom. Geschichten, wie tausend Federn sie schreiben, im Grunde alle einander gleich, nur anders in den Farben und im sichtbaren Geschehen. — Und da kannte ich sie. — Es war so viel Stille in ihr, so viel Stummsein und Zurseiterücken, daß sie nicht hineinklingen konnte in das große Geschehen der Zeit, kaum noch mit einem scheuen Horchen. Eine von denen, die auch die Not zur Seite drückt, weil sie zu klein sind und zu arm zum Opfern. Nie hatte

sie ihr die Stirne geweiht; nie hatten knirschende Gebete ihr die Zähne in die Lippen gedrückt. Dies hier — dies war ihr Leben, ihr Träumen; ganz jüngferlich nur, ganz still, so leise nur, daß es gar nicht zum Wunsch wurde, o ja nicht zum schreienden Hunger. —

Und dann, wenn der Zug hielt, immer derselbe kleine, zitternde Atemhauch und immer derselbe entwirrende Griff nach Hut und Haar. Damit schob sie sich selber fort aus dem fremd-köstlichen Leben anderer, das da noch leise in den sich schließenden Blättern verebbte und lächelnd wartete auf ein paar Minuten vor dem Einschlafen in dem schmalen Mädchenbett, auf die kurze, rinnende Weile am nächsten Tag. Und dann ging sie, immer mit denselben kleinen, eiligen Schritten, und trug sich selber heraus aus all den strömenden Wellen, die keine Stimme für sie hatten und alle an ihr abrannen ohne Druck und Ruf.

Einmal sah ich ihre Hände an, wie sie die Blätter hielten. Schmale Hände waren es, weiß und schmal, Hände ohne Erleben, aber doch schon ein wenig abgebraucht von dem ewig grauen Strom ihrer sehnsuchtslosen Tage. Hände, die unjung waren wie ihr Gesicht. Sie hatten sich niemals geballt im Zorn, niemals verkrampft in tötendem Weh. Sie wußten nur sich still und ergeben im Schoß zusammenzulegen. — Kleine Nadelspuren waren an dem einen Finger, und da sah ich mehr von ihrem Leben und wunderte mich, daß da noch mehr war.

Da war noch eine Stube, schmal und dunkel, und eine Frau mit versorgtem Gesicht und ein Mann mit mürrischen Augen. Zu spätem Bunde hatten sie zerquälte Hände ineinandergelegt, zu spät, um lichtfrohe Kinder zu zeugen. Und da war immer irgend eine Arbeit, die wartete — auf die Lampe, auf den fahlblonden Scheitel der Heimkehrenden, auf die beiden schmalen, geduldigen Hände mit den winzigen Nadelspuren. Irgend eine Schürze, an der die Knöpfe locker waren, oder eine fadenscheinige Stelle an Mutters gewendetem Hauskleid, aber nie ein fröhlicher Riß. Niemals fast kam ein Flick in ein Ding hinein, immer nur diese tausend gleichförmigen Fäden, die geduldig und mühsam nebeneinander herliefen. Oder da war ein Rechenfehler in Mutters Wirtschaftsbuch, und die schmalen Jungfernlippen suchten gehorsam nach dem fehlenden Groschen. Es war da nur Mühsames im Haus, nichts, das einmal fröhlich aufschrie und aus dem Geleise sprang.

Und da war noch ein weißes, oft gewaschenes Mädchenkleid. Das hing im Schrank und wartete auf den Sonntag. Aber wenn es herausgekommen war und bis zur Tür, dann wurde des Vaters Gesicht noch mürrischer. Aber die Mutter bekam einen weichen Mund und sagte: „Laß sie doch, Alter! Es ist Sonntag, und sie ist jung." — Da ging das Mädchen und versuchte, recht hell auszusehen und wollte jung sein draußen im Sonntag. Aber sie verstand es nicht, und der Sonntag ging an ihr vorüber. Und sie kam wieder und hatte das gleiche stille Gesicht und kein Fleckchen im Kleid und kein Träumen in den Augen und kein Warten auf morgen und auf übers Jahr.

So rinnt das Leben an ihnen allen vorüber, an all den Sehnsuchtslosen. Denn Sehnsucht selber ist Leben. An den vielen, vielen, die zu genügsam sind zum Hungern, zu still sind zum Schreien, die so nützlich sind und doch so gar nicht, gar nicht nötig.

Eine Gefahr für unsere Volksbildung

Von Dr. Ferdinand Kuhl

Wenn in einem Hause plötzlich Feuer ausbricht, pflegen die kopflos gewordenen Bewohner allen möglichen unnützen Kram in Sicherheit zu bringen, während sie das Wichtigste und Nötigste den Flammen überlassen. In der Lage solcher Leute befinden wir uns heute, wo um uns herum alles zusammenstürzt. Sehen wir zu, daß wir ruhiges Blut bewahren.

Die hohe Blüte unseres Wirtschaftslebens wurde in der ganzen Welt anerkannt. Die übrigen großen Völker sahen sie mit Neid an, und es ist ihnen gelungen, uns zu Boden zu werfen. Wie es von den Vorkämpfern „für Freiheit und Zivilisation" nicht anders zu erwarten war, haben sie uns die wichtigsten äußeren Mittel zu unserem Wiederaufstieg, die Flotte und die Kolonien, genommen. Wir sind also darauf angewiesen, die inneren Quellen unserer Kraft zu prüfen und sie, wenn wir sie erkannt haben, auch unter den veränderten Verhältnissen klug in den Dienst unseres Volkstums zu stellen. Denn es gilt zu retten, was noch zu retten ist, statt daß wir wieder wie unmündige Kinder handeln, die nicht wissen, was sie wollen und was sie können. Sollen wir von neuem die Vorteile, die wir sicher in der Hand haben, leichtsinnig dem Gegner ausliefern? Das zu tun, sind wir aber im Begriff, wenn wir freiwillig auf den ungeheuren Gewinn verzichten, den die Einrichtung des einjährigen Militärdienstes für das geistige und wirtschaftliche Leben unseres Volkes mit sich brachte.

Woher kam es, daß wir plötzlich einen so wunderbaren Fortschritt in unserem Wirtschaftsleben machten? Welchen geheimnisvollen Kräften unseres Volkes verdanken wir ihn? Sind wir an sich tüchtiger, besser beanlagt, arbeitsamer als die anderen Völker? Und warum hat sich unsere Überlegenheit nicht schon früher gezeigt?

Auf die letzte Frage ist zu antworten, daß die große Bedeutung, die wir in den verflossenen fünfzig Jahren in der Weltwirtschaft erlangten, ohne die vorangegangene Einigung der deutschen Stämme, ohne unsere mächtige politische Stellung, ohne unsere schöne junge Flotte unmöglich gewesen wäre. Die Engländer wissen genau, daß keine noch so laute Anpreisung europäischer Waren aufkommen kann gegen die gewaltige Reklame, die von ihren Kriegs- und Handelsschiffen in überseeischen Häfen gemacht wird. Die Zeiten, wo auch wir solche Unterstützung hatten, sind nun vorüber. In Zukunft geht der deutsche Kaufmann dieser unschätzbaren Hilfe verlustig, und er wird bald merken, wie sehr sich das Geschäft zu unseren Ungunsten geändert hat.

Der Fleiß und die Tüchtigkeit des deutschen Volkes — solange Ordnung im Lande herrscht — sind nicht zu bestreiten. Unsere Gegner können aber diese Eigenschaften auch für ihre Volksgenossen in Anspruch nehmen. Wenn man sich nichts weismachen will, wird man sogar zugestehen müssen, daß der Franzose als Arbeiter mehr Geschick, einen feineren Geschmack, eine schnellere Auffassungsgabe

an den Tag legt als der Durchschnittsdeutsche, daß der Amerikaner ausdauernder, zäher ist und daß jedem einzelnen Engländer das Riesenkapital zugute kommt, das die jahrhundertelange vorzügliche Politik seiner Regierung für ihn aufspeicherte.

Was hat trotz alledem uns Deutschen den viel beneideten wirtschaftlichen Aufschwung ermöglicht? Nun, hauptsächlich der Umstand, daß bei uns in weiten Volksschichten eine höhere Bildung verbreitet war als bei unseren Gegnern. Deutschland hat es besser als alle anderen Länder verstanden, seinen jungen Leuten ein großes Maß von Kenntnissen mit auf den Lebensweg zu geben, und dieser Vorzug machte sich besonders im Handel und in der Industrie bemerkbar. Die gründliche Schulung des Denkvermögens, welche die meisten Angestellten der großen Geschäftsunternehmungen sich auf unseren höheren Lehranstalten erworben hatten, zeigte sich überall. Ihr Einfluß auf den Wohlstand des Landes kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Hervorragende Führer des Wirtschaftslebens gab es auch in England, Frankreich und Amerika; sie waren bei den vier in Betracht kommenden Völkern ziemlich gleichmäßig verteilt. Aber gute Generale und brauchbare Mannschaften genügen nicht, um eine Schlacht zu gewinnen. Wenn nicht tüchtige Feldwebel, Leutnants und Hauptleute dafür sorgen, daß die Befehle der obersten Leitung richtig ausgeführt werden, dann ist der gewünschte Erfolg nicht zu erreichen. Jüngst hat General von Bernhardi in einem Zeitungsartikel das häufige Versagen des österreichischen Heeres auf den Mangel an einem altgedienten Unteroffizierkorps — daneben allerdings auf die politische Verhetzung der Soldaten — zurückgeführt. Wie das deutsche Heer, so zeichneten sich unsere Industrie und der Handel durch ein treffliches Unteroffizierkorps aus. (Man wird den Vergleich nicht mißverstehen.) Die ungemein wichtigen mittleren Stellen in den großen Betrieben waren bei uns mit Leuten besetzt, die sich vermöge ihrer sorgfältigen allgemeinen Bildung sehr zu ihrem Vorteile von den entsprechenden Angestellten der anderen Völker unterschieden. Ein Aufsatz, der in diesem Frühjahr im „Matin" erschien, erkannte diesen unseren Vorzug offen an. In dem mit einer Abbildung der Höchster Farbwerke versehenen Artikel beschäftigte sich ein Fachmann mit der Blüte unserer chemischen Industrie und beklagte lebhaft, daß Frankreich nicht über den zwölften Teil von Doktoren der Chemie verfüge, die Deutschlands Fabriken zur Verfügung stünden.

Noch auffallender als in der Industrie war die Überlegenheit der Deutschen im Handel. Sie machte sich besonders durch unsere Beherrschung der fremden Sprachen geltend. Wie selten fand man in Frankreich oder in England einen Kaufmann, der auch nur eine Ahnung von unserer Sprache gehabt hätte oder überhaupt von einer anderen als seiner Muttersprache! In Grenoble wurde mir einst vom größten Warenhaus der Stadt der Katalog einer Münchener Rucksackfabrik mit der Bitte zugestellt, ihn ins Französische zu übersetzen, da von den über hundert Angestellten des Geschäfts keiner die einfache Arbeit leisten konnte. Bei uns wäre so etwas unmöglich gewesen, wurde doch meist schon bei der Aufnahme eines Lehrlings die Beibringung des Einjährigenscheines verlangt. Ja, dieser Ein-

jährigenschein, für den viele „Gebildete“ nur ein gleichgültiges, wenn nicht wegwerfendes Achselzucken übrig haben, er hat den allergrößten Anteil an der Hervorbringung des deutschen „Wunders“ gehabt.

Keines der Völker, die gegen uns kämpften, hatte eine ähnliche Einrichtung aufzuweisen, die jedem männlichen Volksgenossen von Staats wegen eine beträchtliche Belohnung für die Erwerbung einer höheren Bildung aussetzte. Es war unsere einzigartige Stärke, daß wir rundweg gesetzlich erklärten: Jeder, der sich in der Jugend ein größeres Maß von Kenntnissen erwirbt, als es von der Gesamtheit verlangt werden kann, erweist damit dem Staat einen Gefallen und hat ein Anrecht auf Berücksichtigung; er darf sich der Oberschicht der Bevölkerung zurechnen. Den auffallendsten Ausdruck fand diese Wertschätzung einer höheren Bildung in der Bestimmung, daß nur diejenigen, die zum einjährigen Militärdienst berechtigt waren, zu Reserveoffizieren ernannt werden konnten. Es ist bekannt, welche Rolle der Wunsch nach dem Aufstieg zu der gesellschaftlich sehr begehrten Stellung in unserem bürgerlichen Leben gespielt hat. Mag man auch dieses Hinschielen nach einem militärischen Rang noch so sehr verurteilen, so wird man doch das Vorhandensein und die starke Wirkung des Strebens nicht leugnen können.

Abgesehen von der inneren Befriedigung, die eine sorgfältige Pflege der geistigen Fähigkeiten dem Menschen gewährt, standen dem Besitzer des Einjährigenscheines aber auch andere, sogar wirtschaftliche Vorteile zu, die sich ein ganzes Leben hindurch angenehm bemerkbar machten. Er war über die große Masse hinausgehoben, nahm eine bevorzugte Stellung ein, sowohl als Beamter wie als Kaufmann oder Angehöriger irgendeines Gewerbes. Die Bezahlung in den Geschäften, die den Einjährigenschein von den Angestellten verlangten, war immerhin eine reichlichere, als wenn die geforderte Bedingung nicht erfüllt gewesen wäre. Für Braut und Schwiegereltern kam natürlich die Aussicht auf ein mehr oder weniger angesehenes Leben der jungen Leute sehr in Betracht, und zwar mit Fug und Recht. Denn wie die Dinge lagen, unterschied man bei uns zwei getrennte Kasten, die „Gebildeten“ und die „Ungebildeten“. Die Grenzlinie zwischen ihnen stellte der Einjährigenschein dar: auf der einen Seite standen die großen Massen, auf der anderen die „höheren Stände“.

Ließe sich wohl ein besserer Anreiz zur Erwerbung einer sorgfältigen Bildung ausdenken? Ich glaube, nicht. Und der Hauptvorzug der Einrichtung war, daß die Förderung der einzelnen Menschen nicht etwa nur bestimmten Staatsämtern, sondern vielmehr allen Erwerbsschichten, besonders dem Handel und der Industrie zum Nutzen gereichte. Wie gesagt, keiner unserer Gegner hatte diesem wirksamen Ansporn des Ehrgeizes etwas Ähnliches an die Seite zu stellen, er war eine reindeutsche, preußische Erfindung und mußte zu einem guten Erfolge führen. Als auch im Süden das Heerwesen nach preußischem Muster umgestaltet und der einjährige Militärdienst eingeführt wurde, zeigte sich bald, daß der Besuch der höheren Schulen beträchtlich anwuchs.

In Frankfurt a. M. hatte dieser Umschwung bereits im Jahre 1866 eingesetzt, da mit dem Anschluß der freien Reichsstadt an Preußen die Söhne der

wohlhabenden Bürger gezwungen wurden, sich aus gesellschaflichen Gründen um den Einjährigenschein zu bemühen. Professor Dr. R. Froning sagt in seiner 1906 erschienenen Schrift über das Frankfurter höhere Schulwesen: „Eine breiter angelegte Allgemeinbildung erschien den besseren Bürgerkreisen eigentlich eher für die Töchter angebracht als für die Söhne, und die Frankfurter Frauen waren darum in jener Zeit (vor 1866) der gebildetere Teil der Gesellschaft. Die Jungen mußten recht bald ans Geldverdienen kommen: das war Altfrankfurter Tradition... Familien, die es heutzutage für eine Schande halten würden, wenn ihre Söhne nicht einjährig dienten, begnügten sich damals mit Volks- oder höchstens Mittelschulbildung. Für fast alle Jungen gab es nach der Konfirmation kein Halten mehr: da rief das Geschäft." — Nachdem der Verfasser die Umwandlung geschildert hat, die durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht erfolgte, sagt er: „So wurde binnen wenigen Jahren das ganze Bildungsniveau gewaltig in die Höhe gerückt. Die kulturelle Bedeutung des Einjährigenzeugnisses wird jedem an der Entwicklung des Frankfurter Schulwesens nach 1866 handgreiflich klar."

Froning hat recht, wenn er meint, es sei Altfrankfurter Tradition gewesen, daß die Söhne so bald als möglich Geld verdienen mußten, statt daß sie noch ein paar Jahre länger fürs Leben geistig ausgerüstet wurden. Das war aber nicht nur Altfrankfurter Tradition, so dachte man und denkt man heute noch überall, wo das Geschäft der oberste Gott der Menschen ist, und besonders da, wo der Kaufmann die Herrschaft im Staat ausübt. In England huldigt man demselben Grundsatz wie in der früheren deutschen Reichsstadt und in Amerika erst recht. Auch in Frankreich ist's nicht viel anders, weil der Staat keine Belohnung für einen längeren Schulbesuch aussetzt. Dem Eigennutz der Eltern sagt es natürlich mehr zu, wenn ihnen die Söhne nicht zu lange „auf der Tasche liegen", sondern bald mitverdienen helfen. Da kam aber bei uns der Staat und stellte den Vätern und Müttern vor, ein wieviel besseres Leben ihren Jungen beschieden sein würde, wenn sie sich eine höhere Bildung verschafften, so daß in den gediegenen Kreisen der Bevölkerung die Liebe zu den Kindern den Sieg über die eigene Bequemlichkeit davontrug. Es wurde für den Knaben zunächst der Einjährigenschein erstrebt. Zeigte sich dann beim Besuch der höheren Schule, daß dem Jungen das Lernen leicht fiel, so entschloß man sich oft, ihn auch das Abiturientenexamen machen, ja ihn vielleicht studieren zu lassen. Dieser Vorgang, der sich in Tausenden von deutschen Familien abspielte, hatte eine nicht zu übersehende Nebenwirkung: die Kinder erzogen die Eltern. Anstatt sich seichten Genüssen hinzugeben, brachten Väter und Mütter Opfer für ihre Lieben, und das adelt den Menschen. „Genießen macht gemein." Dies alles, der mächtige Antrieb zu einer edleren Lebensauffassung, wird in dem seines Volksheeres beraubten, verarmten künftigen Deutschland wegfallen, und damit muß notwendigerweise die Bildung und geistige Leistungsfähigkeit gewaltig zurückgehen, wofern man kein Mittel findet, den Einjährigenschein durch irgendeinen anderen Ansporn zur Erwerbung von Kenntnissen zu ersetzen.

Die von Kaufleuten geleiteten „Demokratien" wollten von jeher nicht viel vom Heerwesen wissen. Söldner mit einem gut bezahlten, einem hohen Rat

gehorsamen Condottiere an der Spitze waren ihr Ideal, im alten Karthago wie später in Florenz und Venedig. Die Geschäftsstaaten England und Amerika — business as usual, — griffen nur in der äußersten Not zum Mittel der allgemeinen Wehrpflicht, um sich von dem Alp des deutschen Volksheeres zu befreien, und bespien und begeiferten unsere Soldaten vor der ganzen Welt, als ob sie die scheußlichsten Unholde wären. Zum großen Teil, weil einsichtige Engländer längst erkannt hatten, daß das deutsche Heer die besten Arbeiter der Welt erziehe. Und es erzog nicht nur treffliche Arbeiter, sondern auch vorzügliche Leiter der großen Fabriken und Handelshäuser. Was unseren Mitbewerbern so hinderlich war, wird alles mit einem Schlage durch die uns aufgezwungene Abrüstung beseitigt. Das friedliebende England mußte doch die übrigen Völker vor dem die Zivilisation bedrohenden deutschen Militarismus beschützen! Ja, es ist Sinn und Verstand in der britischen Politik, das muß man zugeben. Unsere Aufgabe wird es aber sein, den gegen uns geführten Hieb so unschädlich wie möglich zu machen. Können wir auch nicht verhindern, daß die körperliche Tüchtigkeit unserer Männer durch die Aufhebung des allgemeinen Heeresdienstes stark beeinträchtigt wird, so sollten wir uns wenigstens bemühen, die Schädigungen zu vermeiden, die auf geistigem Gebiet liegen und ebenso gefährlich sind wie jene.

Welchen Weg müssen wir einschlagen, um zu diesem Ziele zu gelangen? Wir werden gezwungen sein, eine neue Art der Belohnung ausfindig zu machen für die Erwerbung einer höheren Bildung, damit uns nicht der geistige Mittelstand verloren geht, der einen erheblichen Teil unserer Kraft darstellte und auch einen starken wirtschaftlichen Mittelstand erzeugte, während die anderen Völker selbst im Wissen nur Reiche und Arme kennen.

Als erstes Mittel, den Besuch der höheren Schulen auf dem seitherigen Stande zu erhalten, tritt uns wohl die Vermehrung der staatlichen Berechtigungen entgegen. Es wurden jedoch schon seither so große Forderungen an die Anwärter von Beamtenstellen erhoben, daß sie kaum zu überbieten sind. Zudem hätte diese Maßregel wenig Zweck, denn es kommt viel mehr darauf an, dem Handel und der Industrie als den mittleren Staatsämtern tüchtige Kräfte zuzuführen. Für den Wettbewerb mit den übrigen Völkern müssen wir gerüstet sein, und das ist nur der Fall, wenn unser Wirtschaftsleben sich gedeihlich weiter entwickeln kann. Da machen sich die von den jungen Leuten erworbenen Kenntnisse für die Gesamtheit besser bezahlt als in den Beamtenstellungen.

Große Hoffnungen setzt man auch auf die „freie Bahn für den Tüchtigen". Es ist ein schönes Schlagwort, aber nicht mehr; und für die meisten Menschen verknüpft sich damit wieder die Erwartung auf ein besseres Fortkommen im Staate. Ob der allgemeine Ruf nach Gleichheit, der zur selben Zeit erschallt, das nämliche ausdrückt, weiß man nicht recht. Jedenfalls hätte das Verlangen nach freier Bahn für den Tüchtigen keinen Sinn mehr, wenn die unbedingte Gleichheit aller Staatsbürger erreicht wäre. Zwischen ihr und der Gleichberechtigung, die eine Selbstverständlichkeit sein sollte, ist ein himmelweiter Unterschied. Gewiß darf ein hochbegabter Mensch nicht zurückgehalten werden, weil er einer wenig beliebten Gesellschaftsklasse angehört. Ragt er über den Durchschnitt beträchtlich

hinaus, so wird er sich auch die ihm vielleicht fehlenden Umgangsformen aneignen können, zumal er ihren großen Wert einsehen muß. Es ist anzunehmen, daß wir heute über den engherzigen alten Standpunkt endgültig hinausgekommen sind.

Von größter Wichtigkeit ist aber neben dem unbedingten Aufsteigen einzelner starker Persönlichkeiten die Ausnutzung der zahlreichen mittelmäßig Beanlagten, die durch eine sorgfältige Ausbildung instand gesetzt werden, die planmäßige Durchführung der Absichten großer Führer zu sichern. Diese „Unteroffiziere" müssen hinreichend geschult sein, um die Durchdringung des Wirtschaftslebens mit den Ergebnissen von Kunst und Wissenschaft möglich zu machen. Daß wir in dieser Hinsicht vor dem Kriege obenan standen, war das ebenso hervorragende wie unbestreitbare Verdienst unserer „Einjährigen", deren gute Vorbildung sie befähigte, sich auch in schwierigen Fällen in die wichtige Vermittlerrolle einzuspielen.

„Unbestreitbar soll dieses Verdienst der ‚Einjährigen' sein?" höre ich einwenden. Vor allem werden meine Amtsgenossen, die Oberlehrer, anderer Meinung sein. Sie halten nicht viel von der Einjährigenbildung, sind froh, wenn sie den lästigen „Ballast" der höheren Lehranstalten loswerden und versprechen sich von dieser Änderung eine große Förderung der Leistungen ihrer Schulen. Wie sich die Verhältnisse bei der zu erwartenden Umgestaltung unseres ganzen Unterrichtswesens entwickeln werden, ist abzuwarten. Ich habe diese Fragen in dem vorliegenden Aufsatz absichtlich nicht berührt; denn es handelt sich hier nicht darum, Ziele für unsere Bildung aufzustellen. Aber zugegeben, daß unsere Pfarrer, Richter und Ärzte noch besser ausgebildet werden als bisher, so wird unser Wirtschaftsleben dadurch wenig berührt. In manchen Lehrerkreisen denkt man wohl auch, daß in Zukunft die seitherige Mittelschule an die Stelle der Realschule treten könne. Ob dies möglich ist, bleibt wiederum abzuwarten. Für den einzelnen ist ein fröhliches Vertrauen auf die Zukunft nötig, unsere Politik jedoch hat damit bis jetzt nicht viel Glück gehabt; sie muß vorsichtig, ja mißtrauisch sein. Auch mir scheint die Bildung der „Einjährigen" nicht ideal. Ich bewundere *nicht sie* — eine „abgeschlossene" Bildung gibt es, nebenbei bemerkt, überhaupt nicht — sondern den *Ansporn*, den der Einjährigenschein darstellte. Jedenfalls hat sich aber die Schulung der jungen Leute im Leben glänzend bewährt. Wer das nicht glaubt, erkundige sich in den großen Geschäften und Fabriken: er wird dann erfahren, daß nicht nur fast alle mittleren, sondern eine bedeutende Zahl der obersten Stellen von Männern eingenommen werden, die nur die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst erworben haben.

So oft ich in Gesprächen mit Bekannten der Befürchtung Ausdruck verlieh, unsere Volksbildung werde durch den Wegfall des einjährigen Militärdienstes zurückgehen, wurde mir erwidert, daran sei nicht zu denken, denn heute wäre jedem klar, was ein gründliches Wissen für das Fortkommen eines jungen Menschen zu bedeuten habe. Auf den ersten Blick scheint die Entgegnung das Richtige zu treffen. Kennt man aber die Verhältnisse aus der Erfahrung, wie sie jeder Klassenlehrer der mittleren Jahrgänge einer höheren Schule kennt, so weiß man, ein wie völlig anderes Gesicht die Sache in Wirklichkeit hat. Die meisten Eltern ließen die zahlreichen Unannehmlichkeiten, die ein längerer Schulbesuch der Jungen mit sich

bringt, nur über sich ergehen, weil sie in einer Zwangslage waren. Auch in Zukunft, wo die Schüler beanlagter sein sollen, wird es nicht ohne Reibung zwischen Schule und Elternhaus abgehen; es wird nach wie vor Knaben geben, die in der Klasse nicht mitkommen; eine bessere Beanlagung wird nur zu leicht durch mangelhafte Beaufsichtigung zu Haus aufgewogen. Die Bereitwilligkeit, für die Kinder Opfer zu bringen, hört natürlich mit dem Augenblick auf, wo sich die Aussicht eröffnet, daß man auch ohne große Kenntnisse ein angenehmes Dasein führen kann. Darunter leidet dann aber nicht allein das Wissen, sondern, was viel bedeutsamer ist, auch der Charakter des Mannes, denn die von Jugend auf geübte Anspannung der Kräfte zur Erreichung eines fernen Zieles ist für die Erziehung des Willens vom höchsten Wert. Der Gedanke, daß man lediglich da zu sein braucht und daß die anderen uns für ein auskömmliches, bequemes Leben zu sorgen haben, hebt sicherlich nicht die Arbeitsfreude. Andererseits ist es rein menschlich, daß man sich nur besonders anstrengt, wenn ein entsprechender Lohn dafür winkt. Mit der Gleichheit aller, der Fleißigen wie der Trägen, würde jedem Vorwärtsstreben, jeder Kultur das Grab gegraben. Lenin hat das bereits eingesehen, und unsere Arbeiter verschließen sich dieser Erkenntnis auch nicht mehr: sie kehren allmählich zum Akkord zurück.

Damit komme ich auf das einzige Heilmittel, das mir gegenüber der ernstlich drohenden Gefahr eines Verfalles unserer Volksbildung anwendbar erscheint. Von dem Grundsatz ausgehend, daß gesellschaftliche Unterschiede, wie sie der Einjährigenschein mit sich brachte, in Zukunft nicht mehr gemacht werden dürfen, schlage ich vor, daß man die Erwerbung einer höheren Bildung, die wahrlich auch eine besondere Anstrengung voraussetzt, allgemein durch eine bessere Bezahlung belohnt. Da diese höhere Bildung jedem zugänglich sein wird, der nicht geistig minderwertig ist, kann von einer neuen Ungerechtigkeit, einer Wiedereinführung der alten Kasteneinteilung nicht die Rede sein.

Der Staat muß nach meiner Ansicht vier verschiedene Lohnklassen festsetzen: die unterste für solche, welche die Volksschule durchgemacht haben (d. h. die untere Stufe der künftigen Einheitsschule), die zweite für die seitherigen „Einjährigen“, die dritte für „Abiturienten“, die vierte für Akademiker.

In allen Betrieben, öffentlichen wie privaten, muß das Mindestgehalt dieser Lohnklassen eine bestimmte Spannung aufweisen, die auch bei späteren Zulagen nicht verwischt werden darf.

Höhere Löhne zu bezahlen als die gesetzlich verlangten, ist keinem Unternehmer verwehrt.

Bei hervorragenden Leistungen eines Angestellten kann der Aufstieg aus der unteren in eine höhere Lohnklasse nach dem Gutdünken der betreffenden Betriebsleitung jederzeit erfolgen; dagegen ist zur Rückverweisung in eine niedrigere Stufe das Urteil eines Beamten-, Gewerbe- oder Handelsgerichtes erforderlich. Selbst die höchsten Stellungen müssen dem ehemaligen Volksschüler zugänglich sein.

Dadurch wird auch denen, die sich in der Jugend langsam entwickelt oder zu wenig angestrengt haben, Gelegenheit gegeben, das Versäumte nachzuholen; sie

sind nicht von vornherein dazu verurteilt, während eines langen, aussichtslosen Lebens auf ihrem Posten zu versauern.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Eingriff des Staates in die privaten Verhältnisse, der hier vorgeschlagen wird, recht weit geht. Heute sind wir aber schon an Bekundungen des Mehrheitswillens gewohnt, die noch tiefer in die Rechte des einzelnen einschneiden. Deshalb wäre der Zeitpunkt nicht schlecht gewählt, um Bestimmungen einzuführen, die im Interesse unserer Volksbildung durchaus geboten sind. Oder wüßte jemand ein anderes, besseres Mittel gegen die drohende Gefahr anzugeben? Ich würde es mit Freude begrüßen. Aber Eile tut not.

Nähme ich im neuen Deutschland die Stelle des obersten Staatsmannes ein, so würde ich — das Nationale versteht sich wie das Moralische für mich von selbst — vor allem drei großen Problemen meine ganze Aufmerksamkeit widmen: ich würde ankämpfen gegen den Geburtenrückgang, gegen die Erschlaffung der körperlichen Tüchtigkeit unserer männlichen Bevölkerung als Folge der Aufhebung der Wehrpflicht und gegen die Schädigung der allgemeinen Bildung, die durch den Wegfall des Einjährigenscheines zu befürchten ist. Würden diese drei Gefahren beseitigt, so brauchten wir uns um vorübergehende Erscheinungen wie den schlechten Stand der Valuta keinen übermäßigen Sorgen hinzugeben.

„Ein Aschenhaufen einer Nacht,
Liegt morgen reiche Kaiserpracht!“

heißt es im zweiten Teile des „Faust“. Wir alle haben das schaudernd miterlebt. Viele trösten sich mit der Hoffnung, daß auch aus diesen Ruinen einst neues Leben erblühen werde, und fahren im alten Geleise weiter; andere lassen nach dem grauenhaften Zusammenbruch mutlos die Hände sinken. Das deutsche Volk darf aber jetzt nicht plötzlich als eine Herde von Schwächlingen dastehen. Noch nie hat sich auf dem Trümmerfeld einer zerstörten Burg eine neue von selbst erhoben. Mit spärlichem, nach langen, langen Jahren aufsprießendem Pflanzenwuchse dürfen wir uns nicht zufrieden geben. Zunächst gilt es, den Schutt zu beseitigen, dann muß wieder aufgebaut werden. An Stelle des alten Reiches soll ein Bau neuen Stils erstehen, der fester, schöner noch und wohnlicher ist als der alte. Dann erst, wenn es uns gelingt, wenigstens die Vorarbeiten für eine freudigere Zukunft zu verrichten, werden uns die kommenden Geschlechter der ganzen Welt für das große, starke Volk halten, als das wir bis zum Spätjahr 1918 jedem Unbefangenen gelten mußten. Nur so können wir den Waffenstillstand, diesen Frieden und manches andere verantworten.

* * *

Aus der Gegenwart gedacht und für die Gegenwart bestimmt, ist die Einstellung des Verfassers auf die Tatsache der uns verbotenen allgemeinen Wehrpflicht unanfechtbar und seine Forderung, daß wir einen Ersatz für ihre positiven Werte suchen müssen, die gegebene. Aber darum verzichten wir nicht dauernd auf die Wiederherstellung unserer Wehrmacht, so lange die anderen nicht verzichten auf

das, was sie uns geraubt und erpreßt haben. Unverjährbar bleibt unsere Forderung freier Selbstbestimmung bestehen. Es stünde dem Ohnmächtigen nicht wohl an, darüber Worte zu machen, aber es zu verleugnen, noch übler. Mit den Tatsachen, so lange sie unabänderlich sind, sich abzufinden, ist selbstverständliche Pflicht, sein Sinnen und Trachten auf ihre Änderung zu richten, die höhere. Und viele von uns, viel zu viele, scheinen sich *gar zu leicht* mit ihnen abzufinden. Wollet nur, glaubet nur, so weit die deutsche Zunge klingt, und ein neues lichteres Reich wird kommen! Gott hat noch so viele Gaben und Kräfte in unseren Speichern stehen, und Gott ist ein guter Wirt. Er vergeudet nichts, nur wir lassen's umkommen, zu unserem Schaden.

Der Türmer

Ritter · Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Was schlagt ihr in Zeiten wild und frei,
So ängstlich die Augen nieder,
Was klagt ihr, die Ritterlichkeit sei vorbei,
Und kein Morgen bringe sie wieder!

Der „Letzte Ritter", ihr Freunde, ist
Schon allzu häufig betrauert,
Und hat doch der Zeiten Wirbel und Zwist
So göttlich gesund überdauert!

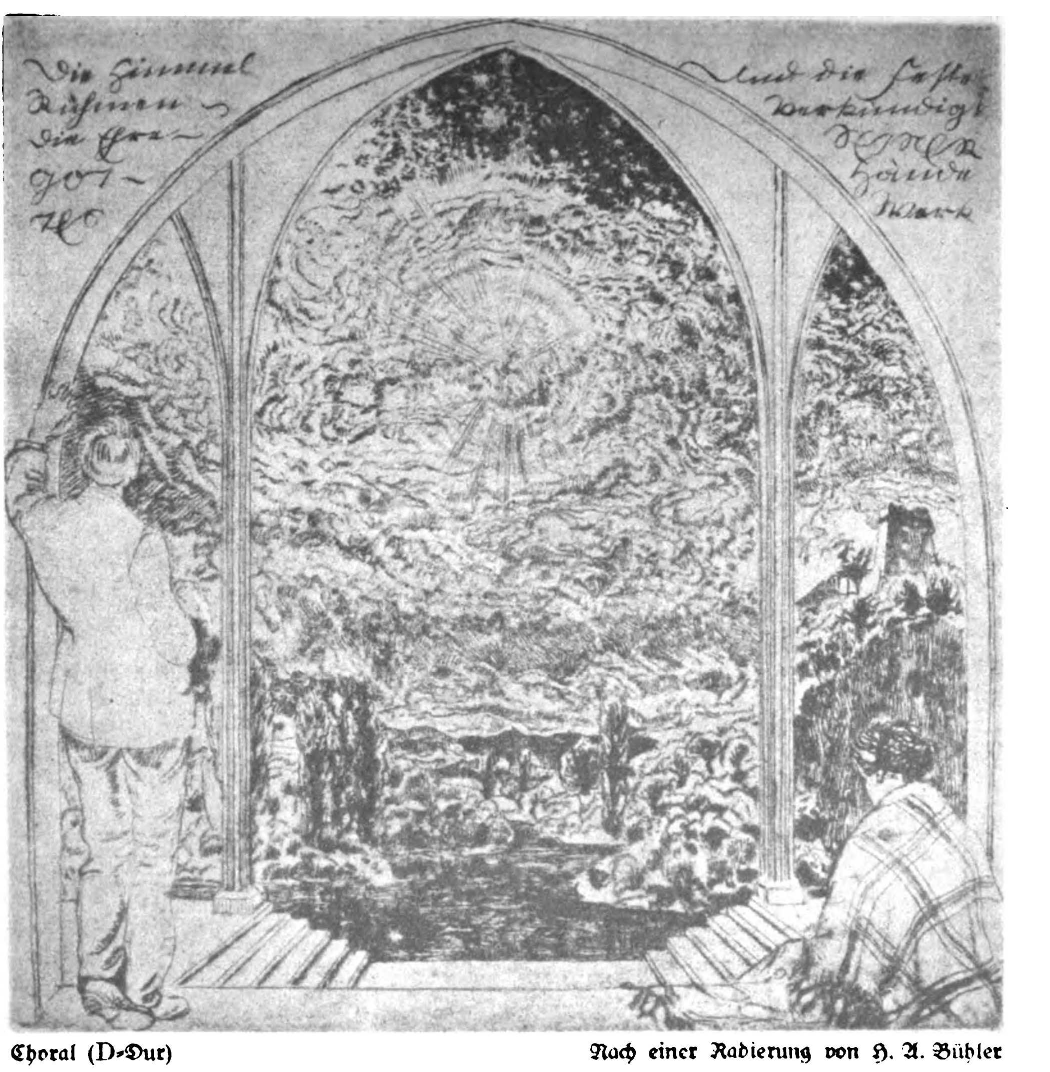
Und starben Bayard und Maximilian,
So haben wir doch erworben
Auch Freiheit von manchem, was sie getan:
— Auch Don Quichotte ist gestorben!

Es hängt die Ritterschaft nicht am Lehn,
Lebt nicht nur in Reiterschlachten,
Ich hab' in den Gräben Knechte gesehn,
Die Taten wie jene vollbrachten!

Und bleibt uns die Tat, und bleibt uns der Geist,
So ist uns das Beste geblieben,
Was kümmert es uns, wie der Edele heißt,
Sind es Namen denn nur, die wir lieben!

Der Beste wird immer ein Bester sein,
Auch wenn sich die Zeiten erneuen,
Und nur wer selber kein echter Stein,
Hat die Feuerprobe zu scheuen!





Choral (D-Dur) — Nach einer Radierung von H. A. Bühler

Beilage zum Türmer



Johannes Schlaf gegen Kopernikus

Herr Johannes Schlaf, der einst, vor 30 Jahren, an einem realistisch-naturalistischen Umschwung der dichtenden Literatur („Papa Hamlet", „Meister Ölze") stark beteiligt war und sich dann überhaupt auf dem Gebiete der Belletristik einen Namen gemacht hat, stand schon seit den letzten Jahren vor dem Kriege mit den Fachastronomen in einer scharfen Anfechtung der Grundlage der neueren Astronomie, des in aller Kürze trotz seiner späteren vielfachen wesentlichen Verbesserungen sogenannten kopernikanischen Systems, dem zufolge die Erde nicht mehr Mittelpunkt der Welt ist, sondern sich, ein Planet unter den Planeten, jährlich um die Sonne, eine Sonne unter den zahllosen, die für uns die Fixsterne heißen, in elliptischer Bahn bewegt. Einer, erst in den letzten Jahrzehnten von den Astronomen beachteten und übereinstimmend bestätigten Erscheinung gewinnt er die Schlußfolgerung ab, daß die Erde nun dennoch der ruhende Mittelpunkt des jährlichen Umlaufes der Sonne um sie sein müsse. Diese Erscheinung besteht darin, daß die Sonnenflecke fast alle (91,87 Prozent von ihnen) auf der der Erde gerade abgewandten Seite der Sonne entstehen. Er schließt: Wenn die Erde sich wirklich in 365 Tagen um die Sonne bewegte, so müßten wir ja unterschiedslos jeden Punkt der Sonnenoberfläche ein volles Halbjahr lang unter Beobachtung haben, so daß dann jenes Phänomen nicht möglich wäre (da in der Abwendung von dem Ansichtigwerdenkönnen von dem Erdplaneten aus ja kein realer physischer Grund des Entstehens der Sonnenflecke ausdenkbar ist).

Die Astronomen haben ihm zugestanden, daß ihnen allerdings dies Sonnenflecken-Phänomen ein Rätsel sei. Das heißt: Bei den anderweitigen ungeheuren Vorzügen des kopernikanischen Systems sind sie nicht entfernt geneigt, es aufzugeben, erkennen aber an, daß diese Beobachtung (einstweilen) eine Unstimmigkeit zu ihm sei. Die Bewegungen aller Planeten gehorchen ja sonst der kopernikanischen Voraussetzung so genau, daß auf Jahre im voraus auf das schärfste der Ort am Himmel, an dem sie sich dann gerade befinden werden, auf Grund der kopernikanischen Annahme vorausberechnet werden kann. Dies gibt ihnen, und noch mehr den Laien, die nicht daran denken, daß die selben Wirkungen immerhin verschiedene Ursachen haben können, sonst aber einfach unter dem Banne stehen, daß die Astronomen ja „alles berechnen können", ein felsenfestes Vertrauen zu der Richtigkeit der heliozentrischen Ansicht. Johannes Schlaf dagegen folgert: Wenn auch nur eine Erscheinung ausschließlich, „eindeutig" aus dem Stillstehen der Erde erklärt werden kann, so ist dies eine nicht zu bezweifelnde Tatsache, und man muß nunmehr eine neue Theorie finden, aus der auch alles, was der Kopernikanismus sonst so glänzend aufklärt, anderweitig zur Erklärung gebracht werden kann, denn mit dem Wahren muß ja alles übereinstimmen.

Joh. Schlaf hat jetzt, August 1919, nun wirklich die Elemente der Astronomie überhaupt ganz umgedreht veröffentlicht (unter dem mir unsympathisch verstümmelten Titel: „Die Erde, — nicht die Sonne", Dreiländerverlag, München, Wien, Zürich, 133 S.). Die bisherige Auseinandersetzung mit Fachmännern war so ein wenig auch in die allgemeine Öffentlichkeit der

Tagespresse gedrungen, wenig beachtet, zum Teil auch nur von oben herunter spöttisch abgetan, ohne daß man sich die Sache offenbar selbst klargemacht und sie in ihrer Bedeutung erkannt hätte. Ich halte dafür, sie muß ernst genommen und im Geiste durchaus unbefangener Wahrheitsforschung behandelt werden. Schon manche scheinbar auf das beste begründete Lehre ist dennoch später umgestürzt worden, und hätte man sich immer an die Autorität des natürlich auch nicht ohne stützende Gründe Bestehenden gehalten, so wären wichtigste Fortschritte nicht gemacht worden. Der Fall steht diesmal freilich ganz besonders ungünstig für Neuerungsversuche, weil die neuere Astronomie ganz gewaltige Erfolge auf Grund ihrer Fundamentalhypothesen aufzuweisen hat. Aber was dauernd bestehen will, muß sich auch gegen jede erdenklichen vernünftigen Einwendungen halten können. Diese von vornherein abzulehnen, wäre Vergewaltigung, die der Wissenschaft unwürdig ist. Mit willigem rein sachlichem Eingehen auf alle Gegengründe bewahrt sie sich ein besseres Gewissen.

Die Bedeutung des zwischen der Schlafschen Neuerung und der neueren Astronomie bestehenden Gegensatzes ist eine denkbar größte für die gesamte Weltanschauung. Es handelt sich nicht nur um ein physikalisch Allergrößtes, die wahre Struktur des äußeren Weltgebäudes, sondern auch um die Stellung der Menschheit im Universum, ihre Bestimmung nach dem Schöpfungsgedanken. Ist sie, wie nach Joh. Schlaf, die einzige vernünftige Wesenheit in der Sternenwelt, so steigt ihre Würde, damit aber auch die Heiligkeit ihrer Verpflichtung zu ihrem Verhalten im Sinne der Krone der Schöpfung ganz wunderbar, während die Bewunderung für die äußere Mannigfaltigkeit und Größe der Schöpfung, des Wunders der Wunder, allerdings sinken muß; ihre innere Einheitlichkeit, mit der Spitze dessen, was die Menschheit in ihr sein soll, würde aber ganz anders gewahrt als durch Sonnen über Sonnen mit ihren Planetensystemen, deren Bevölkerungen nicht miteinander in Beziehung treten können; nach Joh. Schlaf verlieren die Fixsterne ihren Charakter als Sonnen, die Größe ihrer Körperlichkeit und ihrer Entfernung. Zufällig kann ich selbst hier aus persönlichem Erleben sprechen, worauf man jetzt so hohen Wert legt. Ich bin von Jugend auf durch die Unendlichkeit der Welt, von der mich die Lehre der neueren Astronomie überzeugt hatte, im Gedanken an die Bedrohung der Bedeutung der Erdenmenschheit nicht weniger erschüttert gewesen, als einst Giordano Bruno, Voltaire und Diesterweg, und habe mir die Höhe dieser Bedeutung durch mittelbare Gedankenläufe zurückzugewinnen gesucht, um doch für menschliche Religion und Menschengeschichte als „Welt"geschichte noch einigen Halt zu finden, das alles da er doch nur wie in einem Rückzugsgefechte nach verlorenem Siege der instinktiv-ursprünglichen Menschenmeinung aller Völker von „Himmel und Erde", in der die Erde im Gegensatz zum Himmel wie ein einziges ihrer Art dasteht. (Aus mir herausgestellt habe ich jene mittelbaren Gedanken in meinem Buche „Die Unendlichkeit der Welt nach ihrem Sinn und ihrer Bedeutung für die Menschheit", 1900.) Das Rückzugsgefecht buche ich mir persönlich als eine geistige Leistung. Nach Joh. Schlaf würde diese dahinfallen. Dennoch würde ich den Sieg der ursprünglichen Menschenmeinung, wenn ihn Joh. Schlaf wieder zurückgeführt hätte, unendlich vorziehen. Aber die reine sachliche Wahrheit, wie sie ist, strömt den kategorischen Imperativ aus, auf alle Fälle es mit ihr zu halten, sich zu allen ihren Folgerungen freilich so günstig für die Erdenmenschheit wie es, ohne der sachlichen Wahrheit etwas zu vergeben und vernünftigerweise möglich ist, zu stellen.

Einige Schwierigkeiten und Anstöße für das natürliche Wahrheitsgefühl bringt aber die herrschende Lehre der neueren Astronomie so wie so mit sich. Ich will sie doch noch erwähnen, um die Geneigtheit der Astronomen zu verstärken, auf die durch Joh. Schlaf gegebene Anregung hier einmal gründlich einzugehen, für das geistige Bedürfnis der Allgemeinheit die Frage nach der wahren Beschaffenheit des Weltbaus gegen aufkommende Ungewißheit schneller ins reine zu bringen.

Die Entfernung der Erde von der Sonne steht auf alle Fälle fest, denn sehr große Entfernungen auf der Erde, deren Maß ja genau festzustellen ist, reichen schon aus, eine kleine Differenz der Stellung des Mittelpunktes der Sonne am Himmel bei gleichzeitiger Messung zweier Beobachter, je eines an je einem Endpunkt einer solchen irdischen Entfernung, zu ergeben: das gleichschenklige Dreieck ist also aus bekannter Basis und Winkel an der Spitze zu konstruieren. Über Entfernung der Sonne und bei dazu gegebener scheinbarer Größe auch über ihre wahre Größe, kann also kein Streit zwischen herrschender Ansicht und Neuerung bestehen, also auch nicht über die Länge der jährlichen Bahn — hier nun aber: sei es der Sonne oder der Erde. Die Schnelligkeit des bewegten der beiden Körper, der in 365 Tagen die ganze Bahn zurücklegt, ist also ganz gewiß rund 28 Kilometer in der Sekunde. Das Schnellste, was wir sonst bisher auf der Erde von der Bewegung eines massigen Körpers wissen, wird wohl die Bewegung der Geschosse aus den gewiß noch mehr als 42zentimetrigen deutschen Geschützen sein, die auf volle 100 Kilometer weit im August 1918 Paris beschossen. Die Schnelligkeit wird höchstens 1500 Meter in der Sekunde betragen haben, also 28 : 1½ = 18²/₃ weniger als jene kosmische Schnelligkeit. Das Gewicht des Geschosses aber im Vergleich zu dem der ganzen Erde geht sicherlich bis in Billionstel, nein Trillionstel herunter. Über die unausdenkbare Größe der Kraft aber, die die ganze Erde (oder gar Sonne) in jene Sekundengeschwindigkeit versetzt, gibt keine Theorie Auskunft. Es kann keine physikalische Kraft, sondern muß eine metaphysische ersten göttlichen Anstoßes gewesen sein, denn die gewaltige Schwerkraft der Erde oder der Sonne wirkt ja der Bewegung entgegen, würde also beide Körper in gerader Linie mit einer beschleunigten Geschwindigkeit zueinander ziehen. Hier also mündet jede Theorie in den Abgrund der Unbegreiflichkeit.

Die Bestimmung der Entfernung der Fixsterne — „mindestens 4 Billionen Meilen" — hängt ganz von der kopernikanischen Grundlage ab: selbst die Distanz von 40 Millionen Meilen von jetzt bis nach einem halben Jahre ergibt keinen meßbaren Winkel, um den sich der Fixstern verschoben hätte; bei dem kleinsten eben noch zu beobachtenden wäre die Länge der Schenkel des gleichschenkligen Dreiecks 4 Billionen Meilen gewesen. Die Folgerung (die Tycho de Brahe auch in der Tat gegen Kopernikus zog) lag nahe: daß die jährliche Bewegung der Erde doch falsch sein müsse, wenn sie eben bei so großer Verlegung des Beobachtungsstandpunktes binnen einem halben Jahre dennoch gar keine Veränderung der Stellung des Fixsternes am Himmel ergäbe. Man will ja jetzt dennoch (seit Bessels Zeiten, um 1830) solche jährliche „Parallaxen" vieler Fixsterne besitzen, und wirklich sind sie trotz ihrer Kleinheit von sämtlich nur Bruchteilen einer Raumsekunde merkwürdig gut verbürgt, weil die Schärfe der Beobachtungsinstrumente und der Beobachtungskunst außerordentlich vervollkommnet war, auch die ganz unabhängig voneinander gefundenen Resultate verschiedener Forscher gut übereinstimmten. Dennoch würde die Schlafsche kosmonomische Neuerung, durch welche die Entfernung der Fixsterne auf vielleicht ein Tausendstel herabgesetzt würde und eine Parallaxe, bei Stillstehen der Erde, gar nicht bestehen könnte, einen geheimen Druck von dem natürlichen Menschengefühl abwälzen. Die 4 Billionen Meilen stellen eine Entfernung dar, an welcher ein Eisenbahnzug 250 Millionen Jahre zu fahren hätte. Dieser Weltraum wird von der neueren Astronomie als eisig kalt und in schwärzeste Nacht gehüllt und nur von Ätherwellen durchzuckt vorgestellt. Welch seltsame Schöpfung eigentlich, in der in unermeßlichen dunkeln und eisigen Zwischenräumen vereinzelt einmal Kugelbröckchen schwimmen, auf denen allein erst wirklich Schöpfungswürdiges, das Leben, möglich ward! — so durchschauert es wohl unser natürliches Gefühl. „Das kann nicht so sein, sagt das Herz," schreibt Schopenhauer einmal, „und dem einfachen Verstande dämmert Kants bloße Idealität des Raums und der Zeit auf." In Wahrheit ist das aber keine Lösung, denn diese Kantsche, von Schopenhauer so verherrlichte und auf unseren Universitäten so eingebürgerte Lehre erweist sich dennoch bei gründlicher Prüfung als falsch: in der Schöpfung besitzen Räumlichkeit und Zeitlichkeit Realität, nur von dem ganz andern,



dem einen Urgrunde der Schöpfung, halten wir mit Recht in der Theorie wie im natürlichen Gefühl Räumlichkeit und Zeitlichkeit fern. Das Dunkel und die Eisigkeit des Raumes, beides erschlossen aus der Abnahme des Lichtes und der Temperatur bei den höchsten uns durch Luftschiffahrt zugänglichen Höhen, sind übrigens solche Prädikate des Rauminhaltes, deren Realität nur durch die Aufnahme in unsere sinnliche Empfindung bedingt wäre, die sich ja aber nie in jener Räumlichkeit so hoch über der Erde befindet. Joh. Schlafs Weltanordnung, wenn sie richtig sein sollte, würde aber doch unser Erschauern vor dem Schöpfungsinhalte stark heruntersetzen.

Läuft die Erde mit einer Geschwindigkeit von 4 Meilen in der Sekunde jährlich um die Sonne, so müssen unsere Flugapparate, abgesehen von ihrer Eigenbewegung, auch an dieser so ungemein viel größeren Geschwindigkeit teilnehmen. Wie ist es möglich, daß sie da immer nur in der ihrer Eigenbewegung entsprechenden Entfernung von ihrem Aufstiegspunkte herunterkommen? Die Atmosphäre muß wohl in einer so starken Anheftung mit der festkörperlichen Erde verbunden sein. Bei ihrer so großen Leichtigkeit und Verschiebbarkeit ist das allerdings verwunderlich genug, und der Vergleich mit dem, was zwischen dem Apfel und seiner Schale ist, hinkt doch: die Schale ist doch ein festkörperlicher Gegenstand, wie er über unserer Erde nicht ausgespannt ist. Bei einer Eigengeschwindigkeit von 4 Meilen in der Sekunde würde, wie dergleichen in der ballistischen Theorie ausgerechnet ist, jedes Flugzeug von der Erde hinweg in den Weltraum gerissen werden; bewahrt wird es davor offenbar von der allgemeinen Geschwindigkeit, mit der alles, was durch die Schwerkraft und die Adhäsion der Atmosphäre an die Erde gebunden ist, mit dieser zusammen im Fluge begriffen ist, — wenn nicht Joh. Schlaf recht behalten sollte.

Dies alles nur vorläufige Bemerkungen, um darauf aufmerksam zu machen, daß in dieser Zeit so ungeheurer Erschütterungen in der Menschenwelt nun auch eine rein geistige theoretische Erschütterung allerersten Ranges aufgekommen ist, die trotz ihrer höchsten Befremdlichkeit gegen eine größte und glänzendste Grundlehre der letzten Jahrhunderte von der Schwelle zurückzuweisen doch mit der pflichtmäßigen unbedingten Unparteilichkeit des wissenschaftlichen Erkenntnisstrebens nicht vereinbar sein würde. Es lag mir zunächst daran, einem erlesenen Leserkreise eine erste Kenntnis dieses wundersamen Neuerungsversuchs zu vermitteln und die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Ein großer Vorzug dieser Neuerung ist ja, daß die politischen Leidenschaften einmal daran erinnert werden, daß es auch noch größte Angelegenheiten in der Welt gibt, die hocherhaben über ihnen liegen und durch die Beschäftigung mit welchen man einmal aus dem Dunstkreise dieser Parteileidenschaften aufatmen kann.

Prof. Dr. Max Schneidewin

Ansiedlung und Aufteilung

Die Sehnsucht nach eigenem Besitz — und sei er noch so klein — ist immer schon groß im deutschen Volke gewesen. Den erschütterndsten Ausdruck hierfür hat wohl Fritz Reuter in „Kein Hüsung“ gegeben. Als aber infolge der Industrialisierung der letzten Jahrzehnte die Abwanderung vom Lande nach der Großstadt mit all ihren lockenden, zum großen Teil trügerischen Vorzügen einsetzte, ist der Wert des eigenen Besitzes stark in Vergessenheit geraten. Erst die Begleiterscheinungen des Krieges haben wieder bei vielen Leuten den Wunsch nach einem eigenen Stück Land erweckt. Hierbei mag wohl oft — z. B. bei Kriegsgewinnlern — die Erwägung maßgebend gewesen sein, sich durch eigene Bewirtschaftung über die Schwierigkeiten der Beschaffung von Lebensmitteln hinwegzuhelfen. Andererseits ist aber, und gerade bei den Arbeitern, für die Rückkehr zum Land der Wunsch nach Eigenbesitz maßgebend gewesen.

Würden bei einem siegreichen Kriegsende die weiten, fruchtbaren, dünnbevölkerten Gebiete Kurlands und Litauens in irgendeiner Form zu Deutschland gekommen sein, so hätte der Hunger nach Land zum größten Teil befriedigt werden können. Da es aber leider so ganz anders gekommen ist, müssen die Interessenten versuchen, diesen Hunger im Inlande zu stillen. Nun ist aber das in Frage kommende Land bei weitem nicht ausreichend. Es bleibt daher naturgemäß ein starkes Hungergefühl zurück, das in jedem Falle verbitternd wirkt.

Der Sozialdemokratie als der radikalsten Partei ist stets die Unzufriedenheit der Staatsbürger über den Racker Staat zugute gekommen. Andererseits hat sie es ausgezeichnet verstanden, sich im Volke das Ansehen zu geben, daß sie der beste Anwalt für alle schwer zu befriedigenden Wünsche sei. Die Ironie des Schicksals will es, daß heute diese Partei, nachdem sie zur Regierung gelangt ist, erleben muß, wie ihr die Massen aus den Händen gleiten, weil diese sich das bei der noch radikaleren unabhängigen Partei versprechen, was sie früher bei den Sozialdemokraten gesucht und nicht gefunden haben.

Obwohl die Revolution manche Umwälzung der Ansichten zuwege gebracht hat, hätte doch kein Kenner der politischen Verhältnisse es für möglich gehalten, daß die Sozialdemokratie für die Aufteilung der landwirtschaftlichen Großbetriebe eintreten und damit den Arbeitern und Anbauern Land in Eigenbesitz versprechen würde. Denn bisher ist diese Partei doch stets die schärfste Gegnerin der selbständigen Bauern gewesen.

Der verstorbene Führer der Sozialdemokratie Bebel erklärte auf dem Parteitage in München:

„Es gibt keinen selbstsüchtigeren, keinen rücksichtsloseren, keinen brutaleren und auch keinen bornierteren Menschen, als die bäuerliche Klasse, gleichviel welcher Gegend.“

Und der heutige geistige Führer der Marxschen Sozialdemokratie, Herr Kautsky, erklärte auf dem Breslauer Parteitage:

„Für die Erhaltung des Bauernstandes einzutreten haben wir keinen Grund, denn das könnte nur geschehen, wenn wir sie in ihrem Besitze befestigen, also entgegengesetzt verfahren wie sonst.“ — Derselbe Kautsky schrieb bei einer anderen Gelegenheit: „Die Bauernwirtschaft verewigen wollen, hieße die Barbarei verewigen wollen.“

Aus diesen Äußerungen geht also zur Genüge hervor, welche Verachtung und welchen Haß die Führer der Sozialdemokratie gegen die Bauern (nicht etwa nur gegen die „Groß-Agrarier“!) empfinden. Es geht aber auch ferner daraus hervor, daß sie getreu ihrem Erfurter Programm die Selbständigkeit in der Landwirtschaft bekämpfen, weil sie ja ihr Ideal in dem Kommunismus, also in der Umwandlung alles Privateigentums in Eigentum der Gesamtheit erblicken, was sie heute mit dem Worte Sozialisierung bezeichnen. Weil sie nun diese als ihre vornehmste, wenn auch nicht sofort vollständig durchführbare Aufgabe betrachten, so ist es doch eigentlich nichts als ganz gewöhnlicher Bauernfang, wenn sie in den Versammlungen auf dem Lande den Arbeitern eigenen Besitz versprechen. Denn das erstere muß das letztere doch völlig ausschließen.

In Wirklichkeit haben die Sozialdemokraten auch stets entgegengesetzt gehandelt zu dem, was sie heute versprechen. Als kurz vor Ausbruch des Weltkriegs im preußischen Abgeordnetenhause die Genehmigung zur Aufteilung von Domänen nachgesucht wurde, versagten sie nämlich ihre Zustimmung dazu.

Zweifellos bleibt aber die wichtigste Aufgabe der inneren Politik die Seßhaftmachung des landwirtschaftlichen Arbeiters, was durch Aufteilung von Staatsdomänen, Latifundien und besonders durch Kultivierung unserer 2 Millionen Hektar Öd- und Moorländereien erreicht werden kann. Aber diese Aufgaben erfordern so viel Zeit und Kapital, daß es geradezu ein Verbrechen ist, weite Kreise unseres Volkes durch leere Versprechungen in Hoffnungen zu wiegen, die vorläufig gar nicht verwirklicht werden können.

Man denke nur an die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, und an das Kapital,

das aufzubringen ist, wenn bei Aufteilung der Güter neue Wohnungen, Stallungen und Scheunen gebaut werden müssen. Bei der trostlosen Lage des Baugewerbes (von 18 000 Ziegeleien in Deutschland sind zur Zeit nur 1500 in Betrieb) und der Baunot im allgemeinen ist doch vorläufig gar nicht daran zu denken, diese Gebäude zu errichten. Würde aber das Material wirklich zur Verfügung stehen, so würde das neue Bauerngut infolge der vier- bis fünffach höheren Baukosten von vornherein so teuer belastet, daß eine Rente so gut wie ausgeschlossen ist und dem Siedler das Gut eine dauernde Last sein würde.

Ein bescheidenes Wohnhaus mit Stallungen und Scheune ist heute nicht unter 75 000 ℳ zu bauen. Würde also z. B. ein Rittergut von 1000 Morgen in 20 Bauernhöfe zu 50 Morgen aufgeteilt werden, so würden die Baukosten 1½ Millionen, also mehr als das Rittergut selbst kosten. Nun könnte man vielleicht an eine gemeinsame Benutzung der alten Wirtschaftsgebäude denken, wenn diese bestehen bleiben. Aber dieser Gedanke ist m. E. aus dem Grunde undurchführbar, weil das der Keim zu dauernden Reibereien und Streitigkeiten, wenn nicht noch Schlimmerem, werden würde.

Aber aus einem weiteren Grunde kann es der Sozialdemokratie nicht ernst mit der Aufteilung der Güter sein. Bekanntlich hat sie früher auf das allerschärfste jeden Schutzzoll auf ausländisches Getreide bekämpft, und es ist anzunehmen, daß sie das auch in Zukunft tun wird; denn nach dem Erfurter Programm verpflichtet sie sich zur „Abschaffung aller indirekten Steuern und Zölle“. Bei der Anspruchslosigkeit des russischen Bauern (jeder im Osten gewesene Soldat hat sich davon überzeugen können, unter welch kläglichen Verhältnissen der russische Bauer dahinvegetiert) ist dieser imstande, das Getreide viel billiger erzeugen zu können als der deutsche. Ist die Schutzzollmauer abgetragen und wird dann Deutschland mit billigem russischen Getreide überschwemmt, so muß naturgemäß der deutsche Bauer und Landarbeiter auf den Stand des russischen zurücksinken. Bankerott und Armut wären die Folgen, und zwar an erster Stelle für die kapitalarmen Neuansiedler, die anstatt das erhoffte Glück auf Erden gefunden zu haben, nun wieder von Haus und Hof vertrieben am Bettelstab wandern können, wie es vor zwanzig Jahren so vielen Kleinbauern ergangen ist, als die Schutzzölle unter Caprivi nur ermäßigt wurden.

Es bleibt also dabei: Da einerseits eine Aufteilung der Güter in großem Umfange zur Zeit nicht durchführbar ist, und da andererseits Selbständigmachung der Landwirtschaft im schärfsten Gegensatz zum Programm aller sozialistischen Parteien steht, ist es Volksbetrug schlimmster Art, wenn die Redner dieser Parteien auf dem Lande die Aufteilung versprechen. Überall sollte man ihnen daher die Tür weisen. H. Schumacher



Die Erziehung zum Politiker

Als Wilhelm II. den Weisen von Königsberg, den Sattlersohn Kant, ob der erzieherischen Kraft des kategorischen Imperativs pries, ahnte er nicht, wie bald ein gelernter Sattler selber sich in seinen königlichen Sattel schwingen würde. Wilhelm und Bethmann scheinen sich zusammen in Kantischer Philosophie begegnet und über dem „Ding an sich“ des Blicks für die uns näher angehenden Dinge, wie sie uns erscheinen, verlustig gegangen zu sein. Daß wir keinen großen, willensstarken, redegewaltigen Politiker hatten, mag kein Zufall sein. Oder war bisher etwa der Politiker das Ideal der Besten? Für die Politik ließ man den Kaiser und den Kanzler sorgen. Bei Goethe las der junge Deutsche: „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!“ Der „Politikus“ ist bei uns fast ein Schimpfwort. „Hinterhältiges Tier“ hat Adam Smith den Politiker genannt. Mit Verachtung sprachen

große Ingenieure wie Watt und Stephenson von den Männern, die die Staatsmaschine höchst unmaschinell handhabten. Schon Homer hat in seinem Thersites den Schlag des Hetzpolitikers mit Strichen gezeichnet, die sich alle bei berühmten Politikern wiederfinden, von der Kopfverunstaltung des Perikles bis zum Lahmfuß Talleyrands und der Häßlichkeit Mirabeaus. Lud das die Jugend zum Politikerberuf ein? Je höher ein Volk gebildet ist, um so weniger darf es auffallen, wenn große Politiker fehlen. Höchste Bildung freilich heischt das Gegenteil. Dem gedankenreichen Menschen winken alle die ungelösten Rätsel des Alls. Wenn aber einer sonst nichts kann, so will er wenigstens herrschen, Macht haben über die, die etwas können.

Dem Macht- und Herrschbegierigen kostet es bei seinem bißchen Geist nicht viel, weder zu lügen, noch immer dasselbe zu sagen — der Politiker aber muß mit ganzer Lungenkraft jahrein, jahraus dasselbe sagen. Wie konnte das bisher den feineren Geist locken? Aber wohin wir geraten, wenn der feinere Geist sich von der Politik zurückhält, das haben wir jetzt erlebt: im Zeitalter Scheidemann-Erzberger.

Jedem Volksschüler, jedem Gymnasiasten steht nun heute der Weg offen zur Ergreifung des Staatsruders. Das ist etwas Neues in deutscher Geschichte. Streichen wir also das Vorurteil weg aus unserem Gehirn. Fassen wir ihn auf als den Ingenieur der Staatsmaschine, als den Techniker der sozialen und wirtschaftlichen Kräfte. Wecken wir den Ehrgeiz, ein „Vater des Vaterlandes" in politischer Hinsicht zu werden!

Wo in der Geschichte ein großer Politiker auftrat, wird auch die Stimme der Denker und Forscher vernehmlich, vielleicht nur dank dem Schaffen und Wirken des Politikers! War nicht Anaxagoras der Freund des Athenerbeherrschers Perikles? Anaxagoras aber durfte lehren, der Sonnengott sei nur ein feuriger Stein so groß wie der Peloponnes. Sokrates wuchs gleichfalls unter Perikles zu geistiger Größe. Philosophen wie Parmenides und Archytas und Zeno waren als Politiker tätig wie in neuerer Zeit Otto v. Guericke, Hewel, Agricola, Carnot. Seinem Lehrer Aristoteles schickt Alexander der Große Merkwürdigkeiten aus Asien. Wer weiß, wie weit ohne Friedrich den Großen der sehr ängstliche Kant zu Wort gekommen wäre! Von seinen Vorläufern war Locke noch ein Knabe, als Cromwell begann Geschichte zu machen und Geistesfreiheit zu sichern. Die rechte Staatsverfassung ist eine Aufgabe der Philosophie. Diese ist ihrerseits der Politik und der Technik verschuldet, das greift alles ineinander, und die politische Theorie mehrt ihren Sprachgebrauch und ihren Anschauungskreis durch technische Gleichnisse, siehe Hobbes und die Germain. Fort also mit dem Vorurteil gegen Politik, denn sie ist ja ein Zweig der Philosophie: Platos Idealstaat stand bei Mores „Nirgendheim" und andren Utopien Gevatter. Freilich ist die Politik ein Tummelfeld des Hasses. Aber um hassen zu können, um trotz Hasses ruhig denken, reden und den Gegner widerlegen zu können, muß man seine Nerven in der Hand haben, muß man sich gesund erhalten, muß man allem Entnervenden, allem Faul- und Lotterbett entsagen. In Deutschland ist es vorbei mit der bequemen Enthaltung von Politik. Es gibt keine Familie mehr, der man die Wahrnehmung des Staatsbesten überlassen könnte, weil sie, wie die Hohenzollern, Verantwortlichkeitsgefühl gegen ihre Vorfahren hegte. Unsre Jugend muß den Redekampf lernen. Redekunst muß geübt werden. Die Lehrer der Geschichte, des Schrifttums, des Deutschen, der alten und neuen Sprachen müssen die sich häufig bietenden Gelegenheiten wahrnehmen, um die Bedeutung des Politikers herauszuheben, auf daß nicht, wie bis jetzt, die Schlechtesten, sondern die Besten sich der Staatsbetreuung widmen.

Was ist bei aller Geschichtsdrillerei bisher herausgekommen: Daß die Deutschen sich trotzdem als politische Schwachköpfe erwiesen, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Das antike Schrifttum wurde bei weitem nicht gehörig ausgenutzt, den politischen Sinn zu wecken. Was hätten die Deutschen, soweit sie höhere Schulen besuchten, aus Cäsars Gallischem Krieg, aus Prokops Gotenkriegen nicht alles lernen können! Aus diesen Büchern, in denen von Augenzeugen Völkerschicksale, Völkerdummheit, Volkszwietracht und ihre Folgen geschildert

werden! Die tiefe politische Weisheit, die in so vielen Fabeln steckt, z. B. in der vom Magen und den Gliedern, scheint unserem Volke ganz aus dem Gedächtnis geraten zu sein. Was läßt sich politisch alles aus Thucydides, Sallust, Livius lernen! Wir haben das Gegenteil von dem getan, was Römerstolz bei Cäsar sagt: Was ist leichtsinniger und schmachvoller, als vom Feinde sich beraten zu lassen, wenn man wichtige Entscheidungen trifft? Wir folgten der Lockpfeife Wilsons, stürzten den „Militarismus" und machten uns ehrlos und wehrlos. Andre herunterreißen, um sich selber zu erhöhen, bezeichnet schon Livius als elendesten Kniff. Vergil hat, und deshalb kann man ihm fast seine Äneis verzeihen, zwei Politikertypen anschaulich geschildert: einmal den Mann, der mit der Macht seiner Rede die rasende Menge beschwichtigt, sodann den politischen Führer, der weiter sieht und tiefer blickt, als alle übrigen Zeitgenossen, aber mit seinen Warnungen nicht durchdringt, im Gegenteil ein Opfer der Ränke und Ringelungen seitens seiner schlangenhaften Widersacher wird: das erschütternde Bild des Laokoon.

Man hat Lessings Laokoon bis heute auf den Schulen nur nach der kunstkritischen Seite behandelt. Zeit wäre es, den tiefen politischen Sinn dieser Gestalt zu erfassen und dem Volke einzuschärfen, auf daß es lernt, Warner beachten und durch alle Verleumdungsnebel durchzudringen, hinter denen man Geistesführer verschwinden lassen will. Die Geschichte vom trojanischen Pferde wiederholt sich auch heute noch alle Tage. Wir selber waren die törichten Trojaner, die allen Laokoonswarnungen zum Trotz den steifen Wilsongaul mit dem Schellengeläut seiner vierzehn Punkte in unsre Burg hineinzogen oder ziehen ließen. Auch ist das trojanische Lügenroß ein gutes Sinnbild für die zersetzende, verhetzende Presse. Auch die Zeitung wird ja aus Holzstoff gemacht, und jeder, der ein Lügenblatt in seinem Heim, seine Burg läßt, gleicht dem Trojaner, der das hölzerne Pferd in die Festung zieht.

Wenn das deutsche Volk trotz so großer Belastung mit Geschichtsunterricht in der Schule so wenig daraus gelernt hat, so liegt die Schuld auch an den byzantinisch gehaltenen, eben deshalb eingeführten, aber stilistisch schon nicht zulänglichen Lehrbüchern. Von so glutvollen und edlen Politikern wie List und Sturz findet man darin fast nichts. List wird mit einer Zeile, Sturz gar nicht erwähnt: Brotgeber des deutschen Volkes, die in den wirksamsten Gegensatz gegen die Giftbrodler der Sozialdemokratie hätten gebracht werden können. Politikergestalten wie Friedrich List, Fritz Harkort, Johann Jakob Sturz, mit der Glut verdienter Bewunderung gezeichnet, würden bei der noch empfänglichen Jugend tiefen Eindruck hinterlassen.

Darum also handelt es sich jetzt: den neuen Zeitläuften entsprechend Netze auszuwerfen, deren Maschen aus politischen Betrachtungen und Schilderungen großer Politiker bestehen, um darin den seltenen Fisch politischer Begabung zu fangen. Volksnot heischt, daß auch der Politiker Ideal werde. Bisher wurde der Jugend dies Ideal nicht gezeigt. Daß sich auch bessere Geister, nicht nur die armen Herrschsüchtigen und Machthungrigen dafür gewinnen lassen dürften, das können wir aus folgenden Fällen erschließen, wo große Männer durch einen ganz bestimmten Jugendeindruck, durch ein jugendliches Erlebnis für ihre ganze spätere Lebensarbeit gewonnen und festgelegt wurden.

In einsamem Waldtal sieht der kleine Max Eyth einen Eisenhammer in Tätigkeit: der Eindruck bestimmt ihn zum Techniker. Der kleine Roßmäßler, einer unsrer größten naturwissenschaftlichen Erzieher zu werden bestimmt, findet auf dem Schulweg einen Haufen glänzender, aus einem Mineralienkabinett weggeworfener Steine: der Anblick bestimmt ihn zum Naturforscher. Der zehnjährige Robert Meyer spielt mit Wasserrädern an einem Bach und sucht ein Perpetuum mobile herzustellen: ältere Leute belehren ihn über das Unmögliche. Der Eindruck haftet tief und wird eine Triebkraft in seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Sophie Germain wird dreizehnjährig zum Studium der Mathematik bestimmt, als sie von Archimedes hört, der in der Mathematik Ruhe findet, während seine Vaterstadt belagert wird, und der als Mathematiker Verteidigungsmaschinen erfindet. Der junge Döbereiner, später ein berühmter Chemiker, sieht in einer Apotheke ein chemisches Experiment; der Eindruck verläßt

ihn nimmer: er muß Chemiker werden. Aus Pfarrhäusern, wo Wort und Silbe gewogen wird und feierliche Rede zu Hause ist, kommen die Dichter. Aus Ärztefamilien, Apotheken, Drogistenläden stammen die Naturforscher. In vielen Mathematikerbiographien findet man, daß der mathematische Sinn förmlich aufflammt beim ersten Anblick geometrischer Figuren. Ist es da nun eine unberechtigte Erwartung, wenn man annimmt, daß junge begabte, opferwillige Seelen, falls ihnen auf der Schule die große Bedeutung des Politikers an Beispielen von solcher Lauterkeit wie bei List, Sturz, Harkort, oder von solcher Geschichtsgröße wie bei Perikles, Richelieu, Cromwell, Stein, Bismarck klargemacht und in die Seele geprägt wird, Feuer fangen und für ihren Ehrgeiz hierin ein höheres Ziel erblicken werden, als an fachwissenschaftlicher Größe?

Noch eins aber kann und muß der Jugenderzieher dem künftigen Politiker zuliebe auf der Schule besonders pflegen: Erweckung der Ehrfurcht, sonst ist es in einem unentwegt demokratischen Zeitalter schlechterdings für einen feineren Menschen nicht auszuhalten. Der Ekel wird sonst zu groß, wenn dem gereiften Manne in den Versammlungen grünste Jünglinge mit frechen Zwischenrufen in die Rede fallen. Geht das so weiter, so ist schließlich der Gleichheitspöbel nur noch unter sich. Höheres Menschentum ist dann ausgeschlossen. Oder der höhere Mensch wird gezwungen, der Masse den Rahmen zu schaffen, in welchem sie wenigstens nicht mehr alles Bessere und Edlere niedertreten kann. Eben dazu bedarf es der Erziehung zum Politiker.

Dr. Georg Biedenkapp

Fontane und die Juden

In einem Gedicht, „An meinem Fünfundsiebzigsten", läßt der alte Fontane auf seine fein ironisierende Art ein Streiflicht auf das Publikum fallen, das ihm, dem Mann der „Wanderungen", der märkischen Gedichte und Geschichte, des alten Fritzen und der altpreußischen Geschlechter, an seinem Jubeltage huldigend naht. Die Jagows und Lochows, die Groeben, Kracht, Thümen, die Pfuels und Itzenplitze sind fern geblieben, und mit stiller Wehmut muß der greise Jubilar feststellen, daß unter den Gratulanten „sehr, sehr andere Namen" vertreten sind:

> Die auf „berg" und auf „heim" sind gar nicht zu fassen,
> Sie stürmen ein in ganzen Massen,
> Meyers kommen in Bataillonen,
> Auch Pollacks und die noch östlicher wohnen;
> Abram, Isaak, Israel,
> Alle Patriarchen sind zur Stell',
> Stellen mich freundlich an ihre Spitze,
> Was sollen mir da noch die Itzenplitze!
> Jedem bin ich was gewesen,
> Alle haben sie mich gelesen,
> Alle kannten mich lange schon
> Und das ist die Hauptsache ... „Kommen Sie, Cohn."

Auch heute, an seinem Hundertsten, werden ja wohl die auf „berg" und „heim" die Tête im literarischen Gedenkzuge nehmen. Es sei fern von uns, der jüdischen Gefolgschaft die Begeisterung für den Dichter der Mark stören zu wollen, aber vielleicht ist es gerade heute nicht unangebracht, auf Fontanes Verhältnis zu den Juden ein wenig näher einzugehen. Denn sie könnten, wenn sie nur wollten, manche nützliche Lehre daraus ziehen.

Als Apothekergehilfe in Leipzig gewann Fontane einen Freund Wilhelm Wolfsohn, mit dem er später lange Zeit im Briefwechsel gestanden hat. Es ist ergötzlich, wie diese beiden

grundsätzlich verschiedenen Naturen aufeinander wirken — Wolffsohn aus Odessa und Fontane aus der Mark. Fontane war in dieser merkwürdigen Kameradschaft der kühl Empfangende, Wolffsohn der ergeben Werbende. Fontane zeigt sich wiederholt bemüht, auf den empfindsamen Ton Wolffsohns einzugehen, aber sein gesundes Gefühl bäumt sich dagegen auf. „Schnupfensentimentalität! Ich schreibe sonst nie so!“ Immer hat man die Empfindung, der andere möchte sich in die Seele des Märkers hineindrängeln. Und derart befindet sich Fontane in ständiger Abwehrbewegung gegen den jüdischen Freund, dessen gute Seiten er im übrigen keineswegs verkennt.

Dieses Verhältnis ist typisch für Fontanes Beziehungen zum Judentum überhaupt. Die Fähigkeiten, die in dieser beweglichen, aber höchst einseitig gerichteten Rasse stecken, finden bei ihm volles Verständnis, aber stets zeigt er sich bemüht, das aufdringliche Wohlwollen besonders der jüdischen Literatenkreise von sich fernzuhalten. In den Briefen an seine Tochter Mete tritt diese Abwehrgeste wiederholt in die Erscheinung. So äußert er sich einmal über das Verhalten der Juden beim Tod Kaiser Friedrichs:

„Nur die Juden sitzen an den Wassern Babylons und weinen, wenn sie an Zion denken. Sie sind und bleiben einem politisch unverständlich; sonst so praktisch, verfallen sie politisch sofort der Phrase; sie sind Phantomanbeter, Anbeter eines Gottes, den sie sich erst machen. Wie in ältester Zeit immer Rückfälle in den Götzendienst. Aber es hilft ihnen nichts; sie schreiben Zeitungen, aber nicht Geschichte.“

Sein alljährlicher Kuraufenthalt in Karlsbad wurde ihm immer mehr verleidet durch die Überhandnahme jüdischer Gäste. Nach einem Besuch des damals berühmtesten Etablissements Pupp entringt sich ihm folgender Stoßseufzer: „In tausend Lichtern strahlend wirkte es am Abend feenhaft, aber doch orientalisch, welche Wirkung durch den Stammescharakter seiner Gäste gesteigert wurde. Ich hätte nie geglaubt, daß es so viele Israeliten in der Welt überhaupt gibt, wie hier auf einem Hümpel versammelt sind. Und dabei soll es in Heringsdorf noch mehr geben! Nicht zu denken gedacht zu werden, hieß es früher im Kladderadatsch. Ich halte viel von den Juden und weiß, was wir ihnen schulden, wobei ich das Geld noch nicht mal in Rechnung stelle. Aber was zu toll ist, ist zu toll; es hat etwas — auch vom Judenstandpunkt aus gesehen — geradezu Ängstliches.“ — In einem späteren Brief unterstreicht er diese Ansicht noch stärker: „Liest man die Badeliste durch, so findet man, daß bis auf Australien, Uruguay, Buenos Aires und Kapstadt alle Länder und Nationen hier vertreten sind; bei näherer Untersuchung (glücklicherweise nur der Namen) findet man aber freilich, daß sie alle gleichmäßig aus Jerusalem stammen und sich God save the Queen und Yankee doodle nur vorspielen lassen, um auf diese Weise fremde Nationalität zu heucheln. Die Juden können froh sein, daß Leute wie Ahlwardt und Paasche den Antisemitismus in die Hand genommen haben. Die eigentlichen antisemitischen Prediger sind sie selbst. Die Phrase vom unterdrückten Volk existiert immer noch. Dabei lassen sie aber alle Welt nach ihrer Pfeife tanzen, und selbst die Kaftan-Juden mit ihren Hängelocken, die hier Weg und Steg unsicher machen, tragen etwas von Trotz und Übermut zur Schau.“ — Zwei Jahre später stellt er, ebenfalls in einem Briefe an die Tochter, mit bitterer Resignation fest, daß die Verjüdelung rapid wachse: „Von dem Augenblick, wo man sich's klar gemacht haben wird, ja, hier wohnen eigentlich lauter Juden — von dem Augenblick an wird sich das christliche Gemüt beruhigt haben; der Spieß hat sich dann bloß umgedreht und wir sind nur noch Gäste.“

Inzwischen ist es nun beinahe dahin gekommen, daß wir nur noch die Gäste sind und der Jude sich als der Herr im Hause aufspielt. Der Verschmelzungsidee, die heute wieder von gutgläubigen Ideologen wie Constantin Brunner und Johannes Müller am durchaus falschen Ende angefaßt wird, stand der greise Fontane sehr skeptisch gegenüber. Es sei, meinte er, im Grunde doch besser, daß Jude bei Jude und Christ bei Christ bleibe. K. Schm.



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gerechtigkeit und Gnade

Offener Brief an Herrn Dr. Börries, Freiherrn von Münchhausen zur Erwiderung auf die im Oktoberheft des „Türmers" (Jahrg. 1919) unter obigem Titel veröffentlichte Ausführung

Hochgeehrter Herr!

Ihre Veröffentlichung über „Gnade und Gerechtigkeit" im Oktoberheft des „Türmer" ist nicht nur deswegen besonderer Beachtung wert, weil die von Ihnen geäußerten Gedanken von weiten Kreisen geteilt werden, sondern auch darum, weil dieselben in ansprechender Klarheit, in logisch präzisierter Form, sowie auch mit deutlich spürbarem religiösem Interesse vorgetragen sind. Da sie mir als eine sympathische Einladung zur öffentlichen Besprechung des von Ihnen berührten Problems erscheinen, bitte ich um die Erlaubnis, mich in der Form eines offenen Briefes an Sie wenden zu dürfen. Den Kern Ihrer Darlegungen bilden zwei Gedanken. Sie führen erstens aus, daß der religiöse Begriff der Gnade mit dem strengen Begriff der Gerechtigkeit unvereinbar und darum hinfällig sei, um dann zweitens zu sagen, daß die in der Lehre vom Opfertod Christi behauptete Schuldübertragung von den Schuldigen auf den Unschuldigen, sowie die Verdienstübertragung von dem Gerechten auf die Ungerechten gegen den Gottesbegriff verstoße.

Der letzten Behauptung stimme ich sachlich zu. Auch ich halte die von Ihnen bekämpfte Genugtuungslehre für unhaltbar. Aber ich bin nicht der Meinung, daß mit der Unhaltbarkeit einer Lehrformulierung die ganze Kirchenlehre, sowie auch deren Wahrheitskern widerlegt sei. Durch eine formale Kritik wird nur die äußere Aufmachung, die Formulierung einer Lehre, zurückgewiesen. Der Wahrheitskern, das eigentliche Motiv kann nur durch eine sachliche Kritik getroffen werden.

Ganz anders verhält es sich mit Ihrer Aufstellung über das Verhältnis der Begriffe Gerechtigkeit und Gnade. Hier stehen sich unsere Ansichten in sachlicher Hinsicht schroff gegenüber. Ihrer Anschauung, daß der religiöse Begriff der Gnade den Begriff der Gerechtigkeit aufhebe, stelle ich den Satz gegenüber, daß beide Begriffe eng zusammengehören, daß es keine Gerechtigkeit gibt und geben kann, ohne das Walten der Gnade. Und ich bin sogar so optimistisch, die Hoffnung zu hegen, daß es gelingen könnte, Sie davon zu überzeugen.

Ihr Beweisverfahren ist ein begrifflich-dialektisches. So muß auch ich mich desselben bedienen. Ich billige durchaus, daß Sie zuerst den Begriff der Gerechtigkeit festzustellen versuchen, ehe Sie ihn in bezug auf seine Vereinbarkeit mit dem Begriff der Gnade prüfen. Vollkommen einverstanden bin ich ferner mit Ihnen, wenn Sie den religiösen Begriff der Gerechtigkeit, also der Gerechtigkeit Gottes, zu erreichen trachten, indem Sie die denkbar höchste Vorstellung menschlicher Gerechtigkeit aufsuchen. Sie stellen mit Recht die Forderung, daß eine gerechte

Beurteilung einer Handlung alle etwaigen Milderungs- oder Erschwerungsgründe, wie Jugend, Vererbung, Verführung, hohe oder geringe Bildung usw. nach Möglichkeit berücksichtigen müsse. Dennoch aber kann ich die Definition, zu der Sie für den Begriff der Gerechtigkeit gelangen, nicht billigen. Sie kommen zu dem Ergebnis: Gerechtigkeit in strafrechtlichem Sinne liegt vor, wenn die Sühne der Schuld entspricht, oder anders ausgedrückt, wenn es dem Richter gelungen ist, die Straftat und die Schuldsühne in das Verhältnis der Äquivalenz zu bringen, wie dies bei den zwei Seiten einer mathematischen Gleichung der Fall sei.

Es macht mir den Eindruck, Sie selbst sind sich bewußt, daß mit diesem Satz Ihre Ausführungen stehen und fallen. Freilich ist das angewandte Schema der von Ihnen gefundenen mathematischen Gleichung nur ein Bild, aber ich bin der Meinung, daß es ein unglückliches und irreführendes sei. Für die Geldschuld ließe sich die Gleichung aufstellen; denn hier ist die Schuldabtragung eine vollkommene Aufhebung der eingegangenen Schuld, vorausgesetzt, daß die Schuldeingehung durch Einverständnis beider Teile zustande kam. In diesem Fall ist es ein und dieselbe Größe, um die es sich bei Schuldeingehung und Schuldabtragung handelt. Ganz anders aber als auf dem wirtschaftlichen Wertgebiet liegt es auf dem strafrechtlichen. Durch die Schuldsühne wird niemals und nirgends die Schuld vollkommen aufgehoben, so daß der Kränkende und Gekränkte gegeneinander quitt werden. Der Schmerz, den ich etwa erleide, wenn mir jemand versehentlich auf den Fuß getreten hat, wird durch die nachfolgende Entschuldigung keineswegs aufgehoben: also treten auch Schmerz und Entschuldigung nicht in das Verhältnis der Äquivalenz. Und wenn mir jemand in vorsätzlicher Bosheit ein Unrecht zugefügt hat, so bleibt neben dem etwaigen körperlichen Schmerz auch noch die seelische Kränkung als ein unausgeglichener Rest. Eine Gleichung besteht hier nicht. Wohl aber könnte ein anderes mathematisches Schema herangezogen werden, nämlich das der Proportion. Das Gerechtigkeitsgefühl verlangt, daß einer schweren Straftat eine große und einer leichteren eine geringere Sühnetat entspreche. Schuld und Sühne lassen sich nicht arithmetisch gleichsetzen, sondern nur in ein Verhältnis zueinander bringen. Und das Gerechtigkeitsgefühl erheischt nur, daß zwischen Straftat und Sühnetat Proportionalität hergestellt werde. Es ist zweifellos, daß nur Größenbestimmungen, nicht aber Qualitätsbestimmungen einander gleichgesetzt werden können. Der Begriff der Qualität läßt nicht zu, zwei unterscheidbare Qualitäten in das Verhältnis der Gleichsetzung zu bringen.

Möglicherweise finden Sie, daß ich mich bei dem in Ihrer Beweisführung gewählten arithmetischen Vergleich zu lange aufgehalten habe. Und es könnte vielleicht auch dem so sein. So lasse ich denn diesen Einwand gegen Ihre Gerechtigkeitsbestimmung beiseite und gehe zu einem andern über, der auch dann noch bestehen bleibt, wenn Sie dem ersteren nicht zuzustimmen vermögen.

Die Erklärung, daß Gerechtigkeit erreicht oder verwirklicht sei, wenn Vergehung und Sühne in das Verhältnis der Gleichsetzung gebracht sind, leidet noch weiter an einer Unklarheit, die darin liegt, daß unbestimmt blieb, wessen Gerechtigkeit durch die Gleichheit der beiden Faktore erreicht werde, ob die des Richtenden oder des Verurteilten. Ich höre Sie lebhaft und fast unwillig einwenden: „Doch unzweifelhaft nur die des Richters.“ Denn das menschliche Gerichtsverfahren sei doch hier nur deswegen herangezogen, um die göttliche Richtertätigkeit durch die Vergleichung mit der menschlichen zu beleuchten und klarzulegen. Ich nehme diese Einrede zwar hin; dennoch aber kann ich Ihnen den Triumph nicht lassen, daß Sie durch diese Entgegnung dem Vorwurf der Unklarheit Ihrer Definition entgehen. So muß ich denn zeigen, daß die Unterlassung der obigen Unterscheidung zwischen der Gerechtigkeit des Richters und des Gerichteten sich bitter an Ihnen gerächt hat: Denn dadurch hauptsächlich ist es gekommen, daß Ihnen kein Platz für das Walten der Gnade mehr übrig blieb.

Es ist wahr, daß durch eine möglichst vollkommene Annäherung an das richtige Verhältnis von Straftat und Sühnetat die vom Richter geforderte Gerechtigkeit erreicht wird.

Aber nicht auch die des Gerichteten. Auch die vollkommenste Sühneverrichtung bewirkt niemals eine Schuldaufhebung. Die Abtragung der Geldschuld, wie wir oben sahen, bewegt sich auf dem Boden der Kommensurabilität, erstens weil nur eine Größenbestimmung und keine Qualitätsbestimmung in Betracht kommt, und zweitens weil beide Parteien in freiwilliger Übereinkunft handelten. Hier gilt die von Ihnen behauptete in der obigen Gleichung ausgedrückte Äquivalenz. Aber bei der Sühneleistung bleibt, wie sich ergeben hat, ein beträchtlicher unausgeglichener Rest. Dieser Rest ist ein doppelter. Unausgeglichen bleibt auf Seite des Geschädigten die seelische Erregung, die mit jeder Kränkung verbunden ist, und auf Seite des Kränkenden die zur Tat führende böse Gesinnung, die zwar in eine gute verwandelt werden, aber in ihrer einmaligen Wirklichkeit nicht ungeschehen gemacht werden kann. Beide Reste werden durch die vollkommenste Schuldsühneleistung nicht ungeschehen gemacht und aus dem Reiche der Wirklichkeit gestrichen. Der Sühneheischende muß hinwegsehen über das ihm Widerfahrene; der Sühnegebende muß dieses Hinwegsehen annehmen als etwas ihm wider Verdienst Geleistetes. Findet aber bei einer jeden Schuldsühne ein Hinwegsehen über erlittenes Unrecht und ein Annehmen dieses Hinwegsehens oder Verzeihens statt, so öffnet sich bei der menschlichen Unvollkommenheit für das Verzeihen, für die Gnade ein geradezu unendliches Feld. Vielleicht möchte jemand einwenden, daß man nur das menschliche Hinwegsehen über die Schuld Verzeihung nennen und den Ausdruck Gnade dem göttlichen Verhalten gegen die Schuld vorbehalten sollte. Darüber möchte ich nicht streiten, um nicht in einen Wortstreit zu geraten. Aber die Vergleichbarkeit und Verwandtschaft der menschlichen Verzeihung und der göttlichen Schuldvergebung, welche die religiöse Sprache nun einmal Gnade zu nennen pflegt, wird niemand leugnen. Wenn aber kein menschliches Gemeinschaftswesen ohne gegenseitige Verzeihung, ohne das Übergehen und Übersehen der Schuld möglich ist, wie sollte da ein Leben vor Gott für einen Gottesgläubigen ohne Verzeihung bestehen? Ist nicht unsere Schuld vor Gott zum wenigsten gleich der Schuldsumme aller unserer Verfehlungen gegen die Hunderte, die wir, sei es in leichten Versehen oder in schweren Verletzungen, sei es unabsichtlich und unwissentlich oder vorsätzlich und wissentlich, gekränkt haben?

Diese Gedankenreihe führt uns nun aber von der äußeren juridisch-forensischen Betrachtungsweise des Schuld- und Sühnebegriffs zu einer innerlichen und ethischen. Sie haben in Ihrem methodisch unanfechtbaren Bemühen, den Begriff der göttlichen Gerechtigkeit durch Vergleichung mit menschlicher Gerechtigkeitsübung klarzustellen, das Unglück gehabt, von einem sehr ungünstigen, weil äußerlichen Gebiet auszugehen. Denn das richterliche Strafverfahren zeigt uns den Prozeß, der im Streben nach Gerechtigkeit und Sittlichkeit sich vollzieht, und damit auch die Begriffe der Schuld und Sühne nur von ihrer Außenseite. Das Strafrechtsverfahren, welches nicht nur die Willkür, sondern auch den Schein und den Vorwurf der Willkür ausschließen soll, muß sich auf die Forderung der Sühne*leistung* beschränken. Die Forderung der Sühne*gesinnung* kann der Strafrichter nicht erheben. Er muß dabei stehen bleiben, daß die Sühneverrichtung als Ausdruck der Sühnegesinnung in die Erscheinung trete. Die Sühnetat ist ihrem innersten Wesen nach nichts als ein symbolischer Ausdruck dafür, daß der schuldig Gewordene sich der Verkehrtheit seiner Willensrichtung bewußt geworden ist und nunmehr bereit sei, durch Willensänderung und Gesinnungsumkehr in ein neues sittliches Verhältnis zu dem gekränkten Einzelmenschen sowie zu dem in ihm mitgekränkten Gemeinschaftswesen zu treten. Von diesem innersten Wesen der Sühne ist bezeichnenderweise in Ihrer ganzen Darlegung und Beweisführung nicht die Rede, weil Sie, durch Ihr Beispiel verleitet, nur die Außenseite betrachteten. Der von mir erhobene Vorwurf der Undeutlichkeit findet seine klarste Bestätigung in dem, was Sie über das landesfürstliche Begnadigungsrecht sagen. Sie machen über diesen Begriff, in welchem, beiläufig gesagt, die beiden streitigen Ideen der Gnade und Gerechtigkeit friedlich vereinigt erscheinen, die sehr feine und zutreffende Bemerkung, daß die landesfürstliche Entscheidung die Möglichkeit biete,



eine etwaige Härte des zwischen Gesetzesparagraphen eingezwängten und daher in gewisser Weise unfrei handelnden Richters auszugleichen, und daß dann die sogenannte Gnade nichts anderes sei, als eine Verfeinerung und Vervollkommnung der dem Richter gestellten Aufgabe der Gerechtigkeit. Ihre Darlegung begeht aber den Fehler, daß sie diese unleugbare Möglichkeit als die einzige und ausschließliche setzt. Dadurch gelangen Sie zu dem Schluß, daß Gnade, die nicht eine Rechtsverfeinerung und Vervollkommnung darstellt, eine Gerechtigkeitsverleugnung und -Aufhebung sei, und daß mithin Gnade und Gerechtigkeit sich auch im Gottesbegriff widerstreiten. Demgegenüber stelle ich die Frage: wie sollte es beweisbar sein, daß dem landesfürstlichen Begnadigungsrecht nicht auch die Tendenz zugrunde liege, bei der äußersten Strafe, die es gibt, und der keine andere mehr folgen kann, nämlich der Strafe der Lebensberaubung, der aufrichtigen Reue Strafmilderung und teilweise Verzeihung zu gewähren? Das aber wäre ein Walten der Gnade neben und über dem Walten der Gerechtigkeit. Um mir in dieser Darlegung beistimmen zu können, müßten Sie sich allerdings eine solche Tat von todeswürdiger Vergehung denken, bei welcher alle in objektiven Tatbeständen liegenden Milderungsgründe ausgeschlossen wären, und bei welcher nur aufrichtige Reuegesinnung Anlaß zur Milde und Strafminderung böte. Auch hier rächte sich, daß Sie die Betrachtung der Innenseite unterließen und nirgends etwa das sittliche Verkehrsleben oder die Erziehungstätigkeit als Vergleichungsgebiete heranzogen. Die Analyse des seelischen Prozesses, der aller Betätigung des Sittlichen zugrunde liegt, enthüllt uns diese Innenseite und ich meine, daß ohne die Durchführung einer solchen Untersuchung keine Aussicht bestehe, die Begriffe der Schuld und Sühne, der Gerechtigkeit und Gnade zu einiger Klarheit zu erheben. Begreiflicherweise kann an diesem Ort eine ausführliche Darlegung dieser Art nicht geboten werden. Es sei aber gestattet, den Gang zu bezeichnen, den sie etwa einschlagen müßte. Den Ausgangspunkt bilde der Begriff der Schuld. Denn ohne Schuld kein Schuldbewußtsein, ohne Schuldbewußtsein keine Sühne. Darum wäre die erste Frage: wie kommt das Schuldbewußtsein zustande? Das erste Erfordernis für das Auftreten des Schuldbewußtseins ist ein gebietender Wille, ein forderndes Gesetz. Dieser Gesetzgeberwille muß mit dem Anspruch seiner Allgemeingültigkeit, seiner Sittlichkeit auftreten, mit der Behauptung, daß das geforderte Tatverhalten der Gesamtheit dienlich sei. Zu diesem gebietenden Willen, den die naiv instinktive Gesetzgebung in der Sitte und die bewußte Gesetzgebung in der sittlichen Satzung ausspricht, muß aber ein anerkennender Wille, eine Zustimmung zu jener Forderung hinzutreten. Ohne diese zustimmende Anerkennung würde der Gesetzeswille als ein willkürlicher Eingriff in die Ichsphäre erscheinen müssen und zu einer zyklopenhaften Auflehnung gegen das Gesetz herausfordern. Der zur Entstehung des Schuldbewußtseins notwendige Zustimmungsakt vollzieht sich aber keineswegs auf Grund einer klaren und deutlichen Einsicht in die Zweckdienlichkeit und Sittlichkeit des geforderten Tatverhaltens. Er ist nur möglich dadurch, daß der Mensch sich in dunkelm Gefühl als ein sollendes verpflichtetes Wesen empfindet. Diese Fähigkeit, einen von außen an das Ich herantretenden fordernden Willen als verpflichtenden anzuerkennen, ist aber gegeben in der Anlage des Gewissens. Die Urtatsache in dem großen Knäuel der Gewissenserscheinungen, die in den verschiedensten Graden der Bewußtseinsdeutlichkeit auftreten, besteht in dem dunkeln und unterbewußten Gefühl des Verpflichtetseins. Das *schuldige* Gewissen ist eine sekundäre Erscheinung und setzt das anerkennende und verpflichtende Gewissen als Grundlage voraus. Darum erweist sich das Schuldbewußtsein als ein innerer Zwiespalt im Ich, welches in seinem sittlichen Bewußtsein die Verpflichtung zwar anerkennt, aber im Schwijlen durch sein Tatverhalten ihr widerstrebt. Dieser Bewußtseinszwiespalt ist die markanteste aller psychischen Erscheinungen, weswegen auch irrtümlich die Gewissensreue als die Totalität der Gewissenswirksamkeit genommen wird. Das Eigentümliche des Zwiespalts besteht in dem Druck, den er auszuüben vermag und der so mächtig werden kann, daß er das Ich zu zersprengen und zu vernichten

droht, wie dies der Meister der Seelenkunde und seelischen Darstellung in seinem Richard III. gezeigt hat. Die Seele wird zum Kampfplatz der sich untereinander verklagenden und verteidigenden Gedanken. Dem sich entschuldigenden Ich stellt sich ein verklagendes und verdammendes gegenüber, und dieses tritt im Ton richterlicher Sicherheit und Gewißheit auf. Und die stetige Erneuerung des Prozesses beweist, daß die Entlastungsgedanken als nichtiges Advokatengeschwätz erachtet werden und nichts gegen die Anklage vermögen. In keinem anderen seelischen Zwiespalt sind die Rollen so ungleich verteilt. Ist danach das Schuldbewußtsein ein Bewußtseinszwiespalt, so kann auch die Sühne nur in einer Aufhebung dieses Bewußtseinszwiespalts bestehen. Die Sühnetat ist nur die Außenseite, die auch erheuchelt und daher sittlich wertlos sein kann. Ihrem inneren Wesen nach ist die Sühne Gesinnungsumkehr, die Abwendung von der verkehrten und Hinwendung zur sittlichen Willensrichtung. Die Gesinnungsumkehr — ich vermeide absichtlich den Ausdruck der Reue und der Buße, da der erstere im herkömmlichen Sprachgebrauch zu stark nach der Gefühlsseite der Zerknirschung und der letztere nach der Willensseite der Wiedergutmachung umgebogen ist. — Die Sühne ist aber so wenig eine Wiedergutmachung oder Aufhebung der Schuld, daß sie vielmehr ein Geständnis der Vergehung einschließen muß. Das einmal Geschehene läßt sich nicht ungeschehen machen, und die in der Schuldtat offenbar gewordene sittliche Schwäche und Unzulänglichkeit läßt sich durch keine Sühne oder Wiedergutmachung aufheben. Somit schließt die Sühne von ihrer Innenseite betrachtet neben dem Schuldgeständnis auch den Willen zur Gesinnungsumkehr ein. Jede bloß äußerliche Sühnetat ohne Gesinnungsänderung ist ethisch wertlos. Der Umstand, daß trotz aller Niederlagen, Vergehungen und Verschuldungen immer wieder von neuem eine Versöhnung und Hinwendung zu dem verleugneten und verletzten Gesetzeswillen erfolgen kann, setzt den gebietenden Gesetzgeberwillen als einen verzeihenden, schuldvergebenden, gnadeübenden voraus. Die Forderung der Sühne ruht auf dem Begriff der Gerechtigkeit; die Sühneleistung auf dem Begriff der Gnade. Somit widersprechen sich Gerechtigkeit und Gnade nicht, sondern verflechten sich vielmehr so eng, daß das ständig sich erneuernde Gerechtigkeitsstreben das Erleben der Gnade voraussetzt. Somit ist Gnade nicht gerechtigkeitswidrige Willkür und Laune, die einen Ungerechten für gerecht nimmt und erklärt, sondern sie ist die Überwindung des notwendigen und daher tragischen Abstandes zwischen der Forderung des Sittengesetzes und der Leistung des Handelnden. Mit Willkür hat die Überwindung dieser Kluft nichts zu schaffen, weil sie gesetzmäßig bedingt ist. Ihre Bedingung ist die Reinheit des auf das Gute gerichteten Willens, welcher auch noch dem Schächer am Kreuz das Heil verbürgt.

Es sei zum Schluß noch gestattet, am Beispiel einiger religiösen Heroen zu zeigen, daß die Erfahrung der Gnade das stärkste und tiefste Erlebnis des religiösen Empfindens ist. Das enthüllt sich uns nicht an einem solchen Lebensgang, der ein möglichst ebenmäßiges Fortschreiten ohne starke Leidenschaften und Abirrungen aufweist, sondern vielmehr am Entwicklungsprozeß der großen Naturen, bei denen es zu einem durchschlagenden und gewaltsamen Bruch mit der Vergangenheit kam, wie bei Paulus, Augustinus, Franziskus und Luther.

Das Umkehrerlebnis ist es, das den fanatischen gesetzeseifrigen Pharisäer zum Heidenapostel machte, der den Gesetzesstolz und die Werkgerechtigkeit des Judentums zerbricht und den christlichen Glauben zur Universalreligion macht und ihm die Pforten zu den Weltvölkern auftut. Das Umkehrerlebnis ist es, das den schwankenden, irregegangenen, zweifelnden, afrikanischen Rhetor umschuf zum Verfechter der Katholizität und zum Verkündiger der objektivsten Gemeinschaftsform, die es geben kann, der civitas Dei, des Gottesstaates. So wird aus dem der Sinnenlust ergebenen Kaufmannssohn von Assisi der seligkeitstrunkene Mystiker, der die froheste Gottesminne mit der strengsten Askese vereinigt und in der Tiefe seines Allgefühls in der Reinheit seines Heiligungsstrebens und in der Glut seines Mitleids seine Kraft bis zu den Grenzen des menschlichen Könnens steigert. Und so wurde auch aus dem ver-

zagten und abgehärmten Erfurter Klostermönch, den der Druck der Schuld in Verzweiflung auf den Boden seiner Zelle ausgestreckt hat, der siegesfrohe Held, der in der stärksten Gewißheit die nur das Gewissen verleiht, einer Welt von Feinden entgegentritt.

Dieses Umkehrerlebnis, dessen stärkstes Moment das Erleben der Gnade ist, vollzieht sich in drei Stufen. Zunächst wird von dem heroisch strebenden Willen die unendliche Erhabenheit und Heiligkeit des göttlichen Willens im erkennenden Gewissen geahnt. Darauf wird der aus der Vergleichung sich ergebende Abstand im Gefühl der Schuld und Verwerfung empfunden. Und endlich wird in der sich immer wieder erneuernden Hinwendung des endlichen Willens an den unendlichen die Ausgleichung des Abstands im Gefühl der Befreiung, Erlösung, Begnadigung erfahren. Dem Worte Jesu, daß im Himmel mehr Freude sein wird über einen Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, stimmt auch der Dichter, der sich selbst „das Weltkind" genannt hat, in einer seiner tiefsten Balladen bei:

> Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder,
> Unsterbliche heben verlorene Kinder
> Mit feurigen Armen zum Himmel empor . . .

Damit mündet nun unsere Betrachtung, die bisher eine psychologisch-ethische war, in eine erkenntnis-theoretisch-metaphysische ein. Nicht das sittliche Tatverhalten ist das Sittlichkeitsziel, sondern die sittliche Gesinnung, als Übereinstimmung des endlichen Willens mit dem Unendlichen. Nicht das Sittlichsein ist das vom Menschen Geforderte, sondern das Sittlichwerden. Der Gegensatz von Sittlichsein und Sittlichwerden führt uns aber zurück zu dem großen Gegensatz, der schon am Eingang der abendländischen Geistesentwicklung in der Gegenüberstellung der eleatischen und heraklitischen Gedankenrichtung sich auftat. Der kühnen eleatischen Gedankenforderung: Es gibt keine Erkenntnis ohne ein beharrendes Sein, steht die heraklitische Feststellung gegenüber: die Wirklichkeit weist nichts Beharrendes auf. Wie soll Wirklichkeitserkenntnis zustande kommen, wenn sie ohne ein Beharrendes nicht möglich ist und wenn die Wirklichkeitswelt nichts Beharrendes zeigt? Dies ist die Tragik des Denkens. Neben die Tragik des Denkens tritt die Tragik des Wollens, die darin besteht, daß notwendig der Wille hinter der Forderung zurückbleibt.

Wie Platon die theoretische Tragik zu lösen versucht durch die Annahme einer beharrenden Überwelt, an welcher die vergängliche Scheinwelt der Wirklichkeit gemessen und erkannt wird, so überwindet die Idee der Gnade, in der das christliche Gedankensystem gipfelt, die Tragik des Wollens durch den Glauben, daß der unendliche Wille den endlichen zu sich emporhebt und heiligt. So treten Gerechtigkeit und Gnade im Begriff des Unendlichen letzten Endes zusammen.

Mit diesem hier freilich unbewiesenen Satz möchte ich meine Ausführungen schließen. Die Begründung desselben würde ich gerne vorbehaltlich der Zustimmung der Schriftleitung in einer späteren Darlegung folgen lassen, um im Anschluß daran zu zeigen, wie ich Ihre Einwände gegen die Lehre vom Opfertod Christi formal zwar durchaus teile, jedoch in dem Kern der Lehre, der Anschauung vom stellvertretenden Leiden einen Kardinalpunkt sowohl des religiös-sittlichen Einzellebens, wie auch der Gesamtentwicklung erblicke.

Es wäre aufs wärmste zu begrüßen, wenn religiöse und sittliche Fragen des öfteren in dieser Weise Besprechung fänden, zumal wenn es mit der freimütigen Klarheit geschieht, welche Ihre Ausführungen bekunden.

Nehmen Sie die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung

Karlsruhe, im November 1919. Prof. Dr. Weckesser





Die Welt Theodor Fontanes

Zum 100. Geburtstage Th. Fontanes

Theodor Fontane ist tot. Seit mehr als zwanzig Jahren liegt der alte Herr mit den scharfen blauen Augen und dem buschigen weißen Schnurrbart nun schon auf dem kleinen Kirchhof der Refugiés, weit draußen im Norden Berlins, unter den Fabrikschloten der Borsigwerke, noch ein gutes Stück hinter der Invalidenstraße, wo Stine wohnte und die Witwe Pittelkow, Fontanischen Angedenkens; liegt und freut sich der endlich errungenen Sicherheit, „daß um neun Uhr alles aus ist!" — wie ihn sein alter Freund Louis Schneider in allen Widerwärtigkeiten seines an Widerwärtigkeiten reichen Lebens zu trösten pflegte ...

Theodor Fontanes Welt ist tot — oder schlummert sie nur? — Nicht mehr tritt der Posten am Schloß ins Gewehr, wenn die Prinzen vorüberfahren; die „Röderitze und Züderitze, die Bredows und die Itzenplitze" strahlen in gedämpftem Glanze; und die Pasewalker Kürassiere und Zietenhusaren sind nicht mehr so unbedingt wie einst „das Schönste auf der Welt". Auch die Alten Fritz-Grenadiere, die so viel schon sahen, schauen verwundert von ihrem Sockel Unter den Linden in die verwandelte Welt.

Wer möchte den alten Fontane zurückrufen? — Uns aber liegt es heute, an seinem 100. Geburtstage, doppelt am Herzen, seine Welt vor uns auferstehen zu lassen — jene Welt, die er halb schuf und halb spiegelte als ein „schaffender Spiegel", wie man ihn nur im Märchen oder im Hirnkasten des Künstlers findet. Denn einen bittersüßen Reiz hat heute für uns ein solches Vorhaben. (Soeben ist eine von ähnlichem Streben geleitete, verständnisvoll wertende und glücklich zusammenfassende, wenn auch im einzelnen nicht erschöpfende Biographie des Dichters: „Th. Fontane". Von Conrad Wandrey. C. H. Beck, Verlag, München 1919, erschienen.) Als er seine Bilder darstellte, da lockten sie durch den farbigen Abglanz der Wirklichkeit. „Gott, wie interessant! und man kennt ja alle Straßennamen!" lobte die Frau Professor den unwilligen Fontane am Strande der Nordsee. Heut aber grüßt man in seinen Büchern eine versunkene Welt — so grüßt Vineta herauf vom Grunde des Meeres —, gegen deren Schwächen und Makel dies scharfe Auge durchaus nicht blind war; die er aber doch liebte mit aller verborgenen Glut seines preußischen Gascognerherzens.

Wie sah Theodor Fontanes Welt aus? und was für Menschen lebten in ihr?

Eigentlich waren es zwei Planeten, auf denen er lebte. Auf dem einen zucken die Blitze durch nachtschwarze Wolken, da ist Blut und Mord, Tod und Verhängnis, Douglas und Maria Stuart; es ist die Welt der schottischen Balladen, die der junge Fontane an jenem Tage entdeckte, als er zum erstenmal Percys Buch las, und die dann Jahre hindurch sein Dichten beherrschte, wann immer er der Tagesfron des Zeitungsschreibers entschlüpfte. Nicht an diese Welt denken wir heute zunächst, wenn wir von Fontane sprechen. Der andere Planet sieht anders aus. Viel vertrauter, alltäglicher, nüchterner, kühler; fast wie die Mark; noch mehr — wie Berlin.

Berlin, viel bewundert und viel gescholten. Ein scharfsinniger „Beobachter an der Spree“ hat einmal dies ganze Berlin, wie es sich den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts darbot, als „Fontanopolis“ geschildert, mit Fontaneschen Gestalten bevölkert. Es verlohnt sich, für ein Weilchen in seine Fußtapfen zu treten. Wie Gottes Sonne über Gerechten und Ungerechten, so strahlt dieses Dichters Kunst über allen Kreisen und allen Ständen, mit wahrhaft überpolitischer Parteilosigkeit: das zeigt diese Wanderung durch das Berlin Theodor Fontanes. NW, Kronprinzenufer; altmodische, vornehme Häuser; Adel in reinster Ausprägung als Bewohner: da wohnt der letzte Freund und Siegelbewahrer Fontanischer Altersweisheit, der ebenbürtige Gefährte des alten Stechlin, Graf Barby, mit seinen beiden Töchtern, der etwas blassen Armgard und der bezaubernden Melusine, die vom Kronprinzenufer, wo das Wasser flutet und das Abendrot den Lokomotivenrauch der Stadtbahnzüge durchglüht, ein wenig spöttisch herabsieht auf die eingeengte Lennéstraßenwelt der Standesgenossen. Nicht eben weit davon, im alten Westen, der damals noch der neue hieß, liegt in der Keithstraße das Haus (es ist eben fertig geworden, aber man bezieht es doch, obwohl „ein Geheimrat kein Trockenwohner ist!“), darin Fontanes Lieblingskind, die schuldlos schuldige Effi mit ihrem Gatten, dem untadelhaft kühlen Innstetten, wohnt — wie ist dort alles „herrschaftlich“ und korrekt, vom Vorgarten bis zum schmiedeeisernen Gitter! Und selbst Johanna, das Stubenmädchen, brüstet sich in ihrer „Büstenplastik“ in dem Bewußtsein, in einem vornehmen Hause zu dienen. Um die Ecke geht's nach der Landgrafenstraße, wo sich Botho Rienäcker, der Dragonerleutnant, mit seiner „etwas dalbrigen“, aber begüterten jungen Frau unter Teppichen und vielen Spiegeln das Nest gebaut hat, behaglich für Wirt und Gäste und für jedermann — nur nicht für die arme Lene, die von der Kurfürstenstraße her täglich dort vorbei muß und trotz all ihrer Tapferkeit zittert, dem Liebsten von einst zu begegnen. — Aber der Westen hat viele Schattierungen. SW, Großgörschenstraße, mit der bekannten „wundervollen Aussicht“, vorn auf den Matthäikirchhof, hinten auf die Bonbonfabrik; drei Zimmer mit Ripssofa und Häkeldeckchen, aber auch den vielverehrten, wenn auch verblaßten Bildnissen militärischer Ahnherren. Dort haust der „arme Adel in Reinkultur“, die verwitwete Majorin von Poggenpuhl mit ihren drei tapferen Töchtern, bei denen es zwar „man knapp“ hergeht, — aber auf ihren Adel halten sie was ... Und Manon, die Jüngste, erregt den Unwillen der „vornehmen“ Schwester, weil sie durchaus nicht von ihrer Freundschaft mit den Bartensteins lassen will. — Jetzt aber — ist's noch dieselbe Stadt? SO, Köpenickerstraße: Villa im Grünen, mit Springbrunnen und Kakadu, Flügeltüren und „Lüster“; ist der Kommerzienrat Treibel auch nicht viel andres als ein Berliner Blaufabrikant, so weiß seine Gattin Jenny im violetten Seidenkleid mit breiten Spitzen den Sinn fürs Poetische mit dem Sinne fürs Materielle innig zu vereinen. Der unbegüterten Schwiegertochter setzt sie schärfsten Widerstand entgegen; aber aus dem Gartensalon klingt in schmelzenden Tönen ihr Lieblingslied: „Wo sich Herz zum Herzen find't ...“ Das ist die „Mutter Bourgeoise“, wie Fontane sie in näherer und fernerer Umgebung studiert und mit herzlichster Abneigung begleitet hat. „Ein Stück Brot ist nie Sechserwirtschaft, ein Stück Brot ist ein Höchstes, ist Leben und Poesie. Ein Gänsebratendiner aber mit Zeltinger und Baiser-Torte, wenn die Wirtin dabei strahlt und sich einbildet, mich der Alltäglichkeit meines Daseins auf zwei Stunden entrissen zu haben, ist sechserhaft in sich ... Der Bourgeois versteht nicht zu geben ... er ‚rettet‘ immer und man verschreibt sich ihm auf eine Schrippe hin für Zeit und Ewigkeit.“ So drücken die „Briefe“ diese seine Lieblingserkenntnis vom Wesen des Bourgeois aus, die, häufig in seinen Büchern wiederkehrend (man denke z. B. auch an die „Geschichte vom kleinen Ei“), in Frau Jenny Treibel aus der Köpenickerstraße ihre rundeste und lebendigste Gestaltung gefunden hat. Um diese Karikatur des Bürgertums noch eindringlicher herauszuheben, wird ihm nun das wahre und eigentliche Bürgertum entgegengestellt — auch dies aber beileibe nicht verherrlicht, sondern anscheinend ebenso kühl und spottlustig, wenn auch vielleicht mit etwas mehr heimlicher Anteilnahme und innerer Nähe angeschaut. Als die Frau Kommerzien-

rätin noch nicht im Glanze ihrer Villa strahlte, sondern als kleines Mädchen im Laden ihres Vaters große und kleine Tüten klebte, da wohnte sie in der Adlerstraße, gleich an der Kurstraße, nicht weit vom Spittelmarkt; und dort lebt noch heute der Professor Willibald Schmidt, dem Fontane in seiner gutmütig-spöttischen Überlegenheit und inneren Unabhängigkeit von der Umgebung vielleicht am meisten von seinem eigenen Wesen, wie es köstlich in seiner unfeierlichen Lebensweisheit der Fontane der Briefe spiegelt, mitgegeben hat; mit ihm aber freilich auch die ebenso anmutige wie ehrgeizige Tochter Korinna, die die „reinen Gefühle“ gut, aber eine Villa im Grünen eigentlich noch besser findet und langsam erst zu neuer Erkenntnis von äußeren und inneren Werten heranreift.

Jetzt aber versinkt Berlin mit seinem Lärm und Dunst, als wär' es meilenfern. Und doch wandern wir nicht weit. In der Kurfürstenstraße machen wir halt, wo heute Mietshäuser dem Kurfürstendamm gleichzukommen begehren. Aber dazumal gibt's dort noch weite Gärtnereien mit halbverfallenen Wohnhäuschen hinter den Obstbäumen; da gibt's Blühen und Reifen, Flieder und Erdbeeren, Spargel und Stockrosen; und der Mond steigt silbern über dem phantastischen Elefantenhäuschen im „Zoologischen“ auf. Dort wohnt die stattliche Frau Dörr, die früher mal mit einem Grafen „gegangen ist“, dann aber doch noch mit dem Gärtner Dörr in der Matthäikirche bei Büchseln getraut wurde, „nich bloß Standesamt, da reden sie immer so!“ Und bei ihr zur Miete wohnt Mutter Nimptsch, die Waschfrau, mit ihrem Stieglitz und dem Eichkätzchen; mit ihr die tapferste und schlichteste von Fontanes Mädchengestalten, Lene, wortkarg und leidenschaftlich, natürlich und liebesfroh, solange der Sommer glüht, lebenstüchtig und ungebeugt, wenn es verzichten heißt.

Damit sind wir auf unserer Wanderung durch Fontanes Berlin schon beim „Volk“ angelangt, das der einstige Apothekerslehrling so gut kennt und zu schildern weiß, wie man es dem Wanderer durch „Fünf Schlösser“ und Tischgast des Prinzen Friedrich Karl in Glienicke, dessen halb unglückliche Liebe dem märkischen Adel gehörte, nicht ohne weiteres zugetraut hätte. Und doch können es seine Volksschilderungen mit den Bildern aus der bürgerlichen Gesellschaft und dem Adelsleben mindestens aufnehmen. Freilich — wo sah der „Gebildete“ der neunziger Jahre dem „Volk“ am schärfsten in die Augen? Wen kannte er am besten von den Angehörigen der arbeitenden Klasse? Den Mann, der ihm die Stiefel putzte, und die Frau, die ihm das Essen kochte. Dienstboten gehören denn nun auch zu den lebendigsten Gestalten der Fontaneschen Welt. Gewiß keine Tendenzfiguren, die das soziale Evangelium predigen; Menschen von Fleisch und Blut, mit Schwächen und Lächerlichkeiten. Und dennoch, so scheint es fast, mit mehr Liebe gezeichnet, als die unbequem näher stehenden Bürgersleute. Es gibt eine ergreifende Äußerung dieses lächelnden Philosophen, der doch alles ganz erbarmungslos ohne Schleier sah (sie steht in seinen Briefen und entstammt einer trüben Stunde seiner letzten Jahre): wenn er stürbe, jeder würde es wohl verschmerzen — die Kinder sind groß und aus dem Hause —, nur das alte Dienstmädchen, das jahrelang Freud' und Leid mit der Herrschaft geteilt hat — das würde sich grämen ... Stöbern wir ein wenig in den Küchen und Wirtschaftsräumen seiner wenn nicht hochadligen, so doch bürgerlich-reputierlichen Häuser. Von den beiden Dienergestalten im „Stechlin“, Engelke und Jeserich, wollen wir absehen, weil sie ein wenig allzu schematisch die Lebensanschauungen ihrer Herren spiegeln und ins Licht setzen. Aber da ist eine Gestalt von selbständigstem Eigenwert, die treffliche Witwe Schmolke, die im Hause des gleichfalls verwitweten Oberlehrers Schmidt die Küche beherrscht und den Hausherrn dazu; selbst das eigenwillige Töchterchen läßt sich von ihr die Leviten lesen. Und als die störrische Jungfrau drauf und dran ist, ihr Lebensglück zu verspielen, da ist's wieder die Schmolke, die beim Semmelreiben und Birnenschälen sachte und diplomatisch die verwirrten Fäden wieder „auseinanderdröselt“, wie Fontane sagen würde. Nicht an Gescheitheit — denn die Schmolke steckt eigentlich die ganze Gesellschaft in die Tasche, den klugen Professor nicht ausgenommen —, aber doch an Treue ähnelt ihr die brave Friderike, die mit den verarmten Poggen-

puhls in den dürftigen Zimmern in der Großgörschenstraße knapp, aber standesgemäß wirtschaftet. „Ich bin froh, daß ich solche Stelle habe; satt wird man ja doch am Ende, un wenn es mitunter knapp is, denn kosten sie bloß und lassen einen alles; aber ich mag denn auch nicht; wenn man das so sieht, da steckt es einen in'n Hals un will nicht runter", denkt sie in ihrem Sinn. Alle aber mögen sich verstecken vor Roswitha. Freilich ist Roswitha nur vom Lande; „kattol'sch" ist sie auch, und das ist schon immer was Unheimliches; und ihre Vergangenheit enthält einen dunklen Moment, als sie damals das Kind bekam und der Vater mit dem glühenden Eisen auf sie los ging, was sie niemals müde wird zu erzählen. Aber als alle Welt Effi Briest, ihre verwöhnte kleine Herrin, verläßt, ihr Mann sie von sich weist, die Eltern ihr die Heimat verschließen und selbst ihr Kind, die wohlerzogene kleine Anni, sich scheu vor ihr zurückzieht, da ist Roswitha die einzige, die zu ihr kommt, „weil sie mal sehen will, ob der gnädigen Frau was fehle und ob sie sie vielleicht brauche; dann wolle sie gleich hier bleiben und beispringen und alles machen und dafür sorgen, daß es der gnädigen Frau wieder gut ginge". Von allen, die Effi einst verwöhnten und umschmeichelten, sind Roswitha die Magd und Rollo der Hund die einzigen, die ihr im Unglück die Treue wahren: es birgt sich — ohne Pathos, ohne Feierlichkeit, wi. es Fontanes Art ist — eine ganze Weltanschauung in diesen kleinen Zügen. Fontanes Weltanschauung, der trotz seiner Hoffnungsfreudigkeit doch eigentlich mit dem alten Fritzen der Meinung war, daß die Menschen eine ziemlich meschante Rasse seien. Und die „Gebildeten" am meschantesten. „Die ist uns über!" müssen die beiden Geheimräte Innstetten und Wüllersdorf, auf Roswitha hinblickend, bekennen. Und Fontane bekennt es mit ihnen.

* * *

Die Natur — und trüge sie auch nur Roswithas derbe Züge! — in ihrem Kampfe mit Sitte und Herkommen, die freilich vor den Augen der Welt offenkundigen Sieg davontragen: damit wären wir schon bei einem besonderen Fall des zentralen Problems, das verhüllt oder offen diese ganze bunte Menschenwelt durchströmt. Man hat dieses Problem, wie mir scheint nicht ganz glücklich, in der „Eheschuld" sehen wollen, die ja auch wirklich in den meisten Romanen Fontanes ihre Rolle spielt. Aber auch dies ist nur die eine, sich dem Auge des Gesellschaftskritikers ungesucht darbietende Ausprägung des umfassenderen Problems, das ich mit den Worten kennzeichnen möchte: Menschen untereinander. Nicht das Problem ist in Fontanes Büchern die Hauptsache und nicht die Idee, mag sie auch den großen Namen des Schicksals an der Stirn tragen. Der Mensch ist ihm alles; nicht nur „das Maß aller Dinge", wie dem Sophisten, sondern mehr noch ihre Quelle, ihr Ursprung und zugleich ihr Ziel. In den kleinsten wie in den großen Zügen seiner Bücher: und vielleicht liegt in diesem Ineinander von klein und groß der eigentliche Reiz seiner Werke. Schon sahen wir auf unsrer Wanderung durch Fontanes Berlin, wie er die Umgebung seiner Menschen schildern mag; wirklich „Umgebung", die umgibt und beeinflußt wird, und nicht „Milieu", das einkreist und beeinflußt. Wenn die treue Friderike im Wohnzimmer der Poggenpuhls die Preßkohlen im Ofen so kunstvoll pyramidenförmig aufbaut, daß nur ein einziges Streichholz zum Entzünden der Glut notwendig ist, so spiegelt sich in diesem geringfügigsten Zuge die ganze peinlich sparsame Wirtschaft des Hauses; kunstvoller vielleicht, weil scheinbar ungewollter, als wenn im landrätlichen Hause von Kessin das bunte Pappbild des Chinesen die steife, seelenlose und gespenstige Ordnung des Althergebrachten verkörpert. Nun aber bestimmen diese Menschen nicht nur ihre Umgebung, sondern auch bis zu einem gewissen Grade ihr Schicksal durch das Nebeneinander und Miteinander ihrer Temperamente und Charaktere. Alles wird Charakter bei Fontane; und die magische Unentrinnbarkeit des Schicksals, die in seinen reifsten Werken sonderbar anziehend wirkt, ist vielleicht nichts als die allmähliche Verwirklichung des „Gesetzes, nach dem sie angetreten". „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen."

Das Miteinander der Menschen hat als „festes Gesetz und festen Befehl", dessen Geltung auch für den preußisch geschulten Fontane von vornherein nicht außer acht zu lassen ist, die



Sitte geschaffen; und so müssen sich denn die Schicksale seiner Helden im Kampfe für und gegen die Sitte entfalten. Ohne daß im Anbeginne ganz deutlich wird, ob der Dichter selbst sich zu den Böcken oder zu den Lämmern gesellt. Schon in der Frühnovelle „Ellernklipp", wo Fontane noch vielfach auf fremden Pfaden wandelt, handelt sich's um eine Menschennatur, die durch ihr bloßes Dasein feste Verhältnisse in Verwirrung bringt — und es mit dem Leben büßen muß. Fast ebenso unfertig und unglaubhaft noch ist das Problem im „Schach von Wuthenow" angefaßt; hier jedoch tritt die Lieblingsneigung Fontanes, dies besondere Schicksal, wie einen Baum aus seiner Wurzel, gradenwegs aus diesem besonderen Charakter hervorsprießen zu lassen, schon klar zutage. Der junge Offizier stirbt von eigener Hand — nicht weil das Leben seine Lockungen für ihn verloren hat, sondern weil er glaubt, durch seine Heirat „auf Höchsten Befehl" sich dem Fluch halber Lächerlichkeit ausgesetzt zu haben; „das Spottlächeln Zietens" fürchtet er mehr als den Tod. Freilich ist damit nur eine Wurzel seiner Tat gegeben; immerhin bleibt die Welt und ihr Urteil das bestimmende Moment. Nicht anders in der Harzer Novelle „Cécile": Die schöne Baronin von St. Arnaud, in ihrer passiven Lieblichkeit eine blassere Vorahnung von Effi, kommt über ihre Vergangenheit nicht hinweg; und wenn sie es könnte, die Welt vergißt ihr's nicht. Daraus entspringt der Verstoß des Freundes, den der Gatte im Duell rächen muß. Wiederum nicht so sehr, weil er sich beleidigt fühlt, als weil die Welt ihn beleidigt finden könnte. (So findet später in „Effi Briest" der beleidigte Gatte Innstetten in sich noch die Möglichkeit, den Fehltritt Effis zu entschuldigen, wenn er keinem außer ihm bekannt wäre; nicht mehr aber, nachdem er mit einem Freunde — dem Vertreter der „Welt" — drüber gesprochen hat.) Und Cécile geht daran zugrunde.

Ein einziges Mal versucht es Fontane, die Sünde gegen das Urteil der Welt, gegen Sitte und Herkommen, zu gutem Ausgange zu führen. Melanie Vanderstraten, die Heldin von „L'Adultera", verläßt Mann und Kinder um des Freundes willen; und es gelingt ihr als der einzigen unter Fontanes Frauengestalten, trotz der verletzten Sitte ein innerlich wie äußerlich befreites Leben für sich aufzubauen. Höchst bezeichnend, daß gerade diese Erzählung etwas Unglaubhaftes, um nicht zu sagen Unechtes behalten hat. Hier enthüllt sich ein Grundzug in Fontanes eigner Natur: er war kein Mann des Kampfes, nicht fürs Mit-dem-Fuß-Aufstampfen und Mit-dem-Kopf-durch-die-Wand. Ebensowenig schätzte er freilich ein feiges Kompromißlertum; wo es galt, dem eigenen Urgesetz treu zu bleiben, wie damals, als er die Stelle an der Akademie aufgab, konnte er fest und starr bleiben wie ein Rocher de bronce, ob auch alles um ihn her jammerte und beschwor. Nur — es war mehr die Tapferkeit der Verteidigung als des Angriffs; ein Beharren, kein Nehmen; wenn's nottut, ein lächelndes Verzichten in dem halb wehmütigen, halb getrösteten Bewußtsein, daß eigentlich „alles nichts bedeutet". Diese Tapferkeit des Verzichtens haben denn auch die Gestalten seiner reifsten Zeit von ihm gelernt: ein wenig blaß noch und schwindsüchtig die stille Stine, die ihren Grafen verabschiedet, weil sie für ihn den Kampf mit seiner Welt scheut; in voller Lebensfrische und Tapferkeit die Menschen seiner vielleicht vollendetsten Novelle „Irrungen, Wirrungen" — zu der nur der Titel nicht passen will. Denn verwirrt ist nichts in diesem kostbaren kleinen Bilde und nichts verirrt: alles ist klar, kraftvoll im Freuen wie im Entsagen. Auch hier ist's ein Opfer, das der Sitte und dem Herkommen, dazu vielleicht noch den realen Lebensnotwendigkeiten gebracht wird, wenn Botho von Rienäcker die Liebste nach kurzem Liebessommer verläßt, um die entzückende, aber etwas dalbrige Kusine Käthe zu heiraten, weil ihre Mitgift dem väterlichen Gut wieder aufhelfen wird. Ein Kampf, in dem es (das ist bezeichnend für Fontanes eigene Stellung) keine Schuldigen gibt. Alle sind mit ihrem Schicksal einverstanden, auch wenn sie darunter leiden. Lene beißt die Zähne aufeinander und geht nach den Glückstagen des Sommers stolz und wahrheitstreu in ein neues, karges Pflichtenleben hinein; Botho findet sich (vielleicht etwas zu leicht) mit der jungen Frau ab — wenn auch die verbrannten Briefe im Kamin knistern und die Frühlingsblumen, die sie einst zusammen pflückten. Keiner ist schuld; das

Gespräch Bothos mit einem Standesgenossen, Rexin, der sich in ähnlicher Lage Rats erholen will, unterstreicht geflissentlich noch einmal die resignierte Weltweisheit des Erzählers.

Kein Gedanke an Empörung; noch nicht. Aber in dem nächsten seiner Bücher, das wohl vor allen andern mit seinem Namen verbunden bleiben wird, wie es ihm selbst das liebste war, in „Effi Briest", weht eine andre Luft. Auch hier ereignet sich äußerlich alles so, wie es fordernd und strafend die Sitte der großen Welt vorschreibt. Eine Alltagsgeschichte: die Ehe des viel älteren, kühlen und korrekten Mannes mit dem verwöhnten Kinde; ein Liebesabenteuer, innerlich überwunden und fast vergessen, wird entdeckt und blutig im Duell gerächt; die Ehe wird geschieden, die Sünderin von allen verfemt und verlassen, von den Eltern, vom eignen Kinde selbst. Die gute Sitte siegt. — Und doch ist hier der alte Fontane zum Aufrührer geworden. Sein Herz ist bei dem verirrten Seelchen, dessen Abschied von der Welt er fast mit dem Goldglanze eines Heiligenscheins umkränzt; und mit ihr ruft der sonst so Unpathetische in einem seltenen, fast wie unbewachten Augenblick seinen Ingrimm gegen die „Tugend" in die Welt hinein.

Hier fühlt man, wie in dem schweigsamen Manne, der konservativ wählte, doch ein Stück von einem Revolutionär schlummerte; wie in dem Greis plötzlich junge Kraft für eine neue Zeit und neue Kunst erwacht. Von hier erst versteht man die strenge und doch großartige Entwicklungslinie seines Lebens. Nach langer Werkeltagsarbeit die wundersame Spätblüte seines eigenen Schaffens; innerhalb dieses Schaffens die immer wachsende Empfänglichkeit für neue Gedanken über Welt und Menschen; und, verjüngt im Jungbrunnen dieses Schaffens, auch die jünglingshaft leidenschaftliche Hingabe an die neue Kunst, die damals auftauchte. Mag's um ihn her stürmen und wettern, mögen die Berliner Skandalfrohen die Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" zu einem berüchtigten Theaterskandal gestalten — im Parkett sitzt der alte Fontane und ist „ganz hingenommen" von dem Stück. Und wie ein Testament hinterläßt er der neuen Jugend die herzensjungen Worte eines Alten:

Ob unsre Jungen in ihrem Erdreisten
Wirklich was Besseres schaffen und leisten;
Ob sie Frieden sä'n oder Sturm entfachen,
Ob sie Himmel oder Hölle machen —:
Eins läßt sie stehn auf siegreichem Grunde:
Sie haben den Tag, sie haben die Stunde.
Der Mohr kann gehn, neu Spiel hebt an.
Sie beherrschen die Szene, sie sind dran!

Dr. Bertha Badt



Vom großen und vom kleinen Schauspielhaus

(Berliner Theaterrundschau)

Endlich hat Berlin auch sein „Theater der Fünftausend". Die geschäftliche Frage und wirtschaftliche Sorge, ob und wie weit es Max Reinhard gelingen wird, in unserem verarmten Deutschland die weiten Ränge mit wimmelnden Menschenmassen zu erfüllen, ist zuletzt eine geistige und eine Kulturfrage allerersten Ranges. Jedenfalls kommt dem neuen „Großen Schauspielhaus" an der Karlsstraße, aus einem ehemaligen Zirkusbau hervorgewachsen, jedlicher Wert und alle Bedeutung nur dann zu, wenn der erfolgreichste und genialste Bühnenleiter der Gegenwart die Kulturfrage ganz und gar in den Vordergrund stellt und zutiefst die gewaltige künstlerische Verantwortung fühlt, die ihm mit dem

neuen Bau auf die Schultern gelegt wurde. Nicht das Haus am Schillerplatz, sondern dieses Theater müßte den Namen „Staatstheater“ führen, natürlich nicht nur den Namen führen, sondern in Tat und Wirklichkeit Kunststätte des deutschen Volkes sein. Die Kulturfrage, welche auch eine geschäftliche Frage ist, würde allerdings in bester und vollkommenster Weise dann gelöst werden, wenn nur das Eintrittsgeld gar keine Rolle mehr spielte und völlig verschwinden könnte. Zu den Rechten des Staatsbürgers gehört der freie Theaterbesuch. Gewiß könnten wir nur dann glauben, daß wir in einem neuen sozialistischen Staat leben. Die Religionen haben es doch von jeher verstanden und begriffen, daß ihre Kirchen, alle ihre Feste und Feiern von jeher für jedermann umsonst zugänglich sein müssen. Überall stehen auch Museen und Galerien jeglicher Art allen frei offen. Warum eigentlich nicht auch das Theater der dramatischen Dichtung? Das „Theater der Fünftausend“ weckt so recht in tiefster Seele die Sehnsucht, den Wunsch nach dem Theater der Sechzig Millionen, — aller Volksgenossen ...

Das Drama, die Dichtung, welche geistig auch die Räume des „Großen Schauspielhauses“ ausfüllen können, sind von vornherein Kulturwerke, und nur diese vermögen den großen Atem in das Haus hineinzubringen, von dem sein Bestehen als Kunststätte abhängt. In solchem Rahmen halten nur Werke des os magna sonaturum stand, Werke der Kraft, des höchsten Willens, der Verkündigung positiver Ideale, in denen das inhaltlich Innerliche, allgemeinmenschlich Bedeutende, der Reichtum, die Macht an großer Persönlichkeit eigentlich entscheiden und wichtiger sind, als die formalistisch-stilistischen Reize ästhetizistischer Art. Den Grundstock werden und können natürlich die Meisterwerke der Weltliteratur nur bilden, die großen klassischen Schöpfungen, die Ewigkeitsbildungen, Marksteine der Kultur, in denen das Vorstellungs-Gefühl, das gesamte geistige Leben der Menschheit seinen höchsten Ausdruck fand, die uns seelisch gebildet und geformt haben und uns zu Fleisch und Blut geworden sind.

Doch wenn das „Große Schauspielhaus“ nur ein Theater der großen Toten sein würde, so hätte es damit allein noch nicht seine Aufgabe erfüllt. Ein durch und durch lebendiger Kulturfaktor wird es nur dann, wenn es eine Heimstätte gibt auch dem Drama unserer Zeit, der unmittelbaren Gegenwart, welches dem Menschen von heute den Spiegel entgegenhält, nicht nur, wie er ist, sondern wie er sein soll, — das Drama der vorschauenden, idealischen, präformatorischen Kunst, welche in klaren, anschaulichen Gestalten Vorbilder aufzustellen vermag ... Den neuen Menschen, die neue Kultur uns darstellt, die ein Höher und Mehr, ein Besser sind als alles Vergangene. Nur eine solche Kunst trägt alle höchsten, innerlichsten und gewaltigsten dichterischen Kräfte in sich. „Hier sitze ich und forme Menschen ...“ Auf den Dichter, welcher diesen prometheischen Willen, diese prometheischen Fähigkeiten in sich trägt, kommt es für die Menschen am meisten an.

Allerdings sucht man unter den heutigen Dramatikern mit der Diogeneslaterne wohl vergeblich gerade nach solchen präformatorischen Geistern. Eine Kultur, ein Zeitalter der Auflösungen und Zersetzungen, welche am meisten den wertvollsten und besten Menschen, den idealisch vorschauenskräftigen Menschen, entkräftigte und ruinierte. Auch in der Kunst alles mehr Verfall und Abbruch, als Aufbau. Die Künstler selber sprachen von ihren Werken als von Gebilden der „décadence“ und eines „Fin de siècle“, und der Fäulnisgeruch, der aus ihren Werken stieg, ward ihnen zur inbrünstigsten Wollust. In ihren Gärten sollten nur noch blühen „les fleurs du mal“. Die wilden Hexen des furchtbarsten Kulturzusammenbruchs, die heute auf allen Gassen und Straßen tanzen und kreisen, — haben längst schon und zuerst in unserer Literatur umhergespukt. Viele sehen heute sehr hoffnungslos drein. Ihnen scheinen Zeiten der Götterdämmerung angebrochen zu sein, wie damals in den Jahrhunderten der Völkerwanderung und des Zusammenbruchs der antiken Kultur. Wie damals stirbt auch alle Kunst auf lange, lange Zeiten hin so gut wie völlig ab. Was wir heute von ihr sehen und sahen, sind nur Todeskrämpfe. Und hinter allebem stecken zuletzt kosmische Kräfte und Vorgänge, gegen die wir nicht löken können.



Um so mehr tun uns Künstler not, prometheischen Geistes, die nicht so antik und fatalistisch denken und es auf die Schicksalsmächte und die ehernen ewigen Naturgesetze schieben, was nur die Menschen selber mit ihren schlechten und falschen Ideen, in ihren Konfusionen, Dummheiten und Ohnmächten verschuldet haben. Künstler, die Noahkinder sind, und über die Wasser der über uns hereingebrochenen Sintflut die Arche unseres Lebens hinzusteuern wissen und am Berg Ararat landen, von dem ein neuer, ein besserer, glücklicherer Mensch ausgehen kann, als er es bisher gewesen ist.

Notwendig tut uns heute nur gerade das „große Schauspielhaus“, das auch nur von einer Kunst des großen Atems zu leben vermag und, um existenzfähig zu werden, auf ein Drama neuen idealischen Sehens und Könnens angewiesen ist. Um so notwendiger, je mehr die Bühne der letzten drei und vier Jahrzehnte eine Kunst der kleinen und engen Räume, der Feinheiten und des Raffinements, der Geschmacksüberkultur pflegte und förderte, — eine Luxuskunst, die mehr Erzeugnis eines fein genießenden als eines schaffenden Menschen war. Die neue Bühne an der Karlsstraße wird ihr Höchstes und Bestes geben, wenn sie im Gegensatz dazu als Pflanzstätte einer neuen Dichtung und Schauspielkunst sich entwickelt, die nicht mehr in der Befriedigung von Feinschmeckern nur ihr Ziel sehen, sondern edelste Volkskunst sein wollen. Das Pathos, die Deklamation und Rhetorik, welche von der Kunst der Kammerspiele und intimen Räume am meisten abgelehnt wurde, wacht zu einem neuen Leben wieder auf, und schließlich ist es schon ein Umgestalten an Haupt und Gliedern, das Max Reinhardt aus seinem „Großen Schauspielhaus“ als Arbeit erwächst. Eine Bühne von höchster Beweglichkeit ist es gewiß, die er sich geschaffen hat, eine Vereinigung von Shakespeare-Bühne und antiker Szene, und auch dem Dramatiker sind mit ihr viele neue und reiche Möglichkeiten gegeben, sich freier zu entfalten, ungezwungener zu bewegen und nicht so viel zu konstruieren, wie es sonst das Theater verlangte.

Der Eröffnungsabend mit der Äschyleischen Orestie ließ schon einen ersten Einblick gewinnen in das, was uns bereits als Erfüllung geboten wird, und was noch gewonnen und erworben werden muß. Der Goethische „Faust“ hätte wohl besser getaugt und wäre würdiger gewesen zur Einweihung des Hauses. Der Weg zur „Orestie“ führt nun einmal durch lauter Zwischenreiche der Wissenschaft und Gelehrsamkeit hindurch, ohne Gymnasialkultur kommt man nicht an ihn heran, — und in einem Theater der Fünftausend sieht er etwas zu fremd, vorgeschichtlich und exotisch aus. Ein Museumswerk mehr, und für das literarhistorische Seminar besser geeignet als für das lebendige Theater. Durch seine Umarbeitung des dritten Teils hat Karl Vollmöller selber am deutlichsten uns bewiesen und nahegelegt, wie wenig wir noch gemeinsam haben mit dem bestimmten und besonderen Äschyleischen Fühlen und Denken. Es ist doch nur ein Gespensterzug, der an uns vorübergeht, und keine Schauspielkunst kann uns mehr tiefer ergreifen und innerlich für die Vorgänge auf der Bühne erwärmen. Das wird nur der Tragödie gelingen, welche uns die Atridengreuel unserer Zeit im Bilde vorhält, aber auch zugleich, wie das Kunstwerk des Äschylos, den Umwandlungsprozeß der Erynnien in Eumeniden uns anschaulich und begreiflich macht. Was der alte Grieche uns darüber zu sagen hat, ist nur zu sehr Vergangenheit und Vergessenheit.

In der Regie und der Schauspielkunst aber trat um so stärker das Ringen hervor nach neuer Bühnentechnik und neuen szenischen Wirkungen, gesteigerter Sprachkraft. Selbstverständlich muß hier noch viel experimentiert werden, neben dem Gelingen steht immer wieder ein Verfehlen, — aber der stärkste Eindruck ist doch der, daß es zweifellos gelingen wird, den neuen Darstellungsstil, wie ihn das „Große Schauspielhaus“ verlangt, zu gewinnen.

Julius Hart



Literatur-Snobismus

Nicht alle blöden und irren Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens lassen sich auf das Schuldkonto des Krieges schreiben. Der krampfhafte und doch meist nur künstliche Erregungszustand, wie er sich in gewissen „modernen" Literatur- und Kunsterzeugnissen auspufft, darf schon mehr als eine gewollte geistige Blähung angesehen werden, wenn sie schon ihren Urhebern als Inspiration des Genies erscheinen mag. Diese Sucht, so begutachtet sie ein Sachverständiger in der „Deutschen Tageszeitung", sich in dithyrambisch-sein-sollendem Lallen, in Kubismus und in musikalischen Kakophonien auszutoben, war schon im Frieden vorhanden und ist einer der Gründe, weshalb die geistige Zersetzung Deutschlands nach seinem Niederbrechen so um sich gegriffen hat.

Ein Heilmittel dagegen wird schwerlich gefunden werden: heulende Derwische tanzen so lange, bis sie sich in Paroxismen am Boden wälzen. Die sich so aufführen, haben sich mit Haut und Haar dem schärfsten Radikalismus verschrieben und rechnen dabei auf Zulauf aus dem Volk, ein Wahn wie manch anderer, denn ihr Zungenreden bleibt eben diesem Volk unverständlich. Darum erfreuen sie sich in der eigentlichen Arbeiterpresse auch nur einer lauen Unterstützung, und sie hütet sich wohl, den Tollköpfen ihre Spalten zu öffnen: sie würde es dadurch mit ihren Lesern verschütten. Aus dieser Zurückhaltung erklärt sich's, daß die Allermodernsten Unterschlupf suchen in Zeitschriften und Blättchen, die den Wagemut ihrer Verleger ins hellste Licht rücken. Oder ist das, was uns so wagemutig erscheint, nur eine schlaue Spekulation auf den Snobismus?

Der Snob, in allen Kaffeehäusern und bei allen Erstaufführungen vertreten, ist von jeher der Nährvater jedweder Nichtsnutzigkeit gewesen, wofern sie Mode wurde. Nun soll nicht verkannt werden, daß es echte Snobs gibt, die als Menschenverächter und Eingänger keinen Geschmack an sich herankommen lassen und Narren auf eigene Hand sind. Von denen ist nichts zu holen; ihre Stachelschweinnatur verbietet vertrauliche Annäherung; weder begönnern sie, noch gestatten sie Begönnerung. Sie lesen zwar das verstiegenste Zeug, aber sie kaufen es nicht. Das mögen die Snob-Mimikry besorgen; die sind die Geldquelle der dem schlichten Arbeiter so unfaßlichen Literatur; sie spielen sich als sachverständige Bewunderer von Dichtern und Dichterlingen auf, selbstverständlich nicht ohne Nebenabsicht: wer in Apollos Fichtenhain Arm in Arm mit Auserwählten wandelt, muß doch wohl ihr Geistesverwandter sein. Wollte man einen solchen Dichtergenossen fragen: „Was halten Sie von der modernen Literatur?" so würde er antworten: „Vierundzwanzig Zeitschriften". Ohne diese nützliche Menschenklasse wären alle vierundzwanzig aussichtslose Unternehmungen.

Wenn einmal die literarische Entwicklung unserer trüben Tage von einem Berufenen untersucht wird, darf er nicht achtlos an dieser Unterströmung vorübergehen; sie erklärt vieles. Kann denn die sinnverdrehende Wortspielerei der Modernen etwas anderes erzeugen als geistige Zerfahrenheit und Ziellosigkeit? Das verkehrteste Beiwort, der zerhackteste Satz, der ekelhafteste Bilderwust sind diesen Formsprengern gerade recht. Zuweilen geben sie sich und ihrem Schaffen selbst die richtige Charakterisierung, wie Adolf Lapp, wenn er in einer Besprechung einer Gedichtsammlung Iwan Golls sagt: „Der Same von Jahrtausenden jüdischer Vergangenheit entfaltet wiederum eine Blüte von schmerzend satter Farbe und die Nerven zur Raserei aufpeitschendem Geruch (!)" Daß du die Nase im Gesicht behältst! Ein anderer, Franz Pauli, entlockt dem „grauen Labyrinth seines Gehirns" folgende Apostrophierung des Menschen in Versen, d. h. in einem Gestammel, das hier aus Rücksicht auf den Raum nicht in Verszeilen wiedergegeben werden kann: „Mensch — Wisse dies: — Ein Abhub bist du — Ein Geschmeiß — Ein Darm voll Kot." Trotzdem entwickelt sich im Fortgang dieses Gallimathias der Darm zum „Mittelpunkt der Welt", und schließlich heißt es von diesem Darmmenschen: „das Meer trüben Schleims — Deiner Seele Blödigkeit — Ist aufgesogen — Du sprühst

Kristallen — Du schaust! — Steigst — Lebst — Wirst! — Bist! — Mensch! — Herrlichster! — Einziger! — Du!“ Ja, das müßte „Walter Hasenclever am Vortragstisch“ zum besten geben, der im „Ruf von der Tribüne“ in dieser Lage wie folgt geschildert wird: „Gepanzert mit weißem Hemd — saßest du. — Frack fiel breit über deine magern — Schultern: — strömender Brand von Weiß — unter dem Halse vor — Stieß deine Hand, — flog, — standen in deinen Augen mazedonische Berge, — Ozean fiel — von deinen Lippen“ usw. usw. Greift denn kein Verleger zu und vereinigt diese Kostbarkeiten in einem literarischen Witzblatt „Tausend und ein Affensprung“ zu fortlaufender Ergötzung des Publikums? Welch dankbarer Vorwurf wäre nicht für einen Karikaturenzeichner ein Hasenclever mit dem mazedonischen Gerstenkorn!

Mädchenlieder

Die Bezeichnung „Mädchenlieder“, unter der Helene Brauer ihren ersten Gedichtband — es wird nicht der letzte dieses sangesfrohen Menschen sein -- in die Welt schickt (Friesen-Verlag Ad. Heine, Wilhelmshaven), ist mehr als ein Titel, ist eine Kennzeichnung. Ich entsinne mich nicht, einen Gedichtband in der Hand gehabt zu haben, aus dem mir so duftig-schönes, jugendlich-frisches und doch auch wieder verträumt-süßes Mädchentum entgegengeblüht ist, wie aus diesen schlicht-natürlichen und dabei doch in jeder Zeile künstlerischen Liedern. In abseitigen deutschen Städten trifft man noch jene etwas von der Straßenflucht zurückliegenden Häuschen, die trotz ihrer Kleinheit gediegen, ja vornehm wirken. Ein Gärtchen ist davor, sauber gepflegt, über und über mit Blumen gefüllt. Das Ganze streift das Philisterhaft-Bürgerliche, das Altjüngferlich-Kleinliche, doch ist beides umgangen; wir spüren eine andere Luft, und kommen wir ins Haus hinein, begegnen wir meistens Menschen von feiner alter Kultur, die in ihrer zurückgezogenen Stille sich ein großes Empfinden für das Schöne in Leben und Kunst gewahrt haben. Ein solch fröhliches Erleben hat mir dieses schmucke Büchlein gebracht. Nur daß die Überraschung nicht ganz so groß war, da mir ja zahlreiche Gedichte Helene Brauers schon im „Türmer“ lieb geworden waren. So gesammelt aber tritt uns, über die Freude am einzelnen Liede hinausgehend, eine feine Persönlichkeit entgegen, in der lachende Jugendfröhlichkeit, schelmische Anmut, nachdenksames Gefühl und warme Innigkeit einen beglückenden Bund eingegangen sind.

Die Dichterin hat ihr Singen so tief als Glück empfunden, daß sie es nun auch als beglückende Lebenskraft für andere fühlt. Innig ist ihr Zusammengehen mit der Natur. Scharfen Sinnes erfaßt sie die Erscheinungen, die sie bald in impressionistisch schnellen Strichen, bald in sorgfältig bis ins einzelne durchgeführten Bildern festlegt. Daneben blüht aber auch die phantasievolle Naturgestaltung aus innerer Lebensgemeinschaft mit Baum und Blume, mit den Winden und den Sternen.

Von hoher Schönheit ist das Erleben der Liebe, die plötzlich, alles überflutend, über die Mädchenseele einströmt. Aber ihre Natur ist inniges, stilles Glücklichsein, und so untermengt sich der Leidenschaft bald ein mütterliches Gutsein und frauliche Kameradschaft. Auch hier bringt das Leid den tiefen Edelton hinein. Die Trennung im Kriege, das angstvolle Bangen um den Fernen, die stille Ergebung, das andächtige Sich-Beugen vor dem großen allgemeinen Schicksal. Da wächst dann auch diese erdfrohe Seele hinauf ins Ewige:

Des Leides Wellen schlagen
Immer höher hinan —
Wie soll ich das ertragen,
Wenn ich nicht mehr beten kann.

Und die Kraft von oben macht stark für das irdische Wandern. Nun wird als Gnade empfunden, daß auch des Lebens dunkle Last der Schwelle dieses hellen Hauses nicht fern blieb:

Sieh, wie ich meine Arme offen habe:
Was mir dein starker Sturm entgegenbringt,
Ob mich's zum Jubeln oder Weinen zwingt,
Ist alles Glück, ist alles Gottesgabe.

Wildenbruchs „Ausgewählte Werke"

Sie haben mich gescholten,
Eintönig sei mein Singen,
Weil alle meine Lieder
Dem deutschen Land erklingen.

Da losch mir aus die Freude,
Die Harfe hing zur Wand ich,
Bei der verstummten Harfe
Mit dunklem Herzen stand ich.

Da ging durch ihre Saiten
Ein Tönen leise, leise,
Von selber sang die Harfe
Mir ihre eigne Weise.

Ich lauschte und ich horchte:
„Gibst du mir neue Lieder?"
Die Harfe, die sprach „Deutschland"
Und „Deutschland" immer wieder.

Den Mann, der diese Verse mit „Mein Inhalt" überschreiben durfte, braucht unser Volk in seiner jetzigen Notzeit. Und so begrüßen wir diese vierbändige Ausgabe seiner Werke, deren Preis von 30 M bei den heutigen Teuerungsverhältnissen als niedrig bemessen erscheint. (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.) Die Ausgabe stützt sich natürlich auf die große siebzehnbändige Gesamtausgabe, wie auch die biographische Einleitung Hanns Martin Elsters von dem großen Wildenbruchbuche Berthold Litzmanns zehrt. Aber der Herausgeber dieser Volksausgabe hätte nach meinem Dafürhalten die Auswahl ganz aus dem Gesichtspunkt der heutigen Notzeit treffen müssen. Dann wäre der Dramatiker in viel ausgiebigerem Maße zu Wort gekommen, als es jetzt der Fall ist. „Der neue Herr", „König Laurin" und „Ermanarich" durften keinesfalls fehlen.

Weite Kreise unseres Volkes wären heute hellhörig für das, was ihnen Wildenbruch zu sagen hat. Was seiner Zeit bei der Aufführung vielfach als rückgewandtes Prophetentum wirkte und der Verspottung einer von nationalen Gefühlen nicht beschwerten Kritik verfiel, würde heute doch ganz anders und gerechter gewertet werden. Wildenbruchs leidenschaftliches Deutschsein hat früh die Gefahren erkannt, die uns aus unserer Art heraus bedrohen. Er ist doch ein echter Prophet gewesen in der Erkenntnis der Absichten unserer Feinde und der zerstörenden Wirkungen unserer inneren Verhältnisse. Da seinem echten theatralischen Instinkt die Bühne keine Debattieranstalt war, wie den Revolutionshelden von heute ihre „Tribüne", sah er keinen anderen Weg, die heutigen Nöte seines Volkes eindringlich zu Gehör zu bringen, als die Verknüpfung mit Gestalten und Geschehnissen der Vergangenheit. Er hat sich den geschlossenen dramatischen Aufbau und die folgerichtige psychologische Entwicklung der Charaktere vielfach zerstört, wenn er die gebotenen Gelegenheiten wahrnahm, seine Zeitsorgen darzulegen. Aber das Volk im Theater, gerade wenn es in seinem Volkstume gepackt wird, fragt nicht nach dramatischem Aufbau und Psychologie, sondern wird zu allererst ergriffen von allem, was auf sein eigenes Fühlen zutrifft. Ich habe das bei der Uraufführung des „Ermanarich" in Dresden erfahren und darüber auch im Türmer berichtet. Die leidenschaftliche Anteilnahme der Zuhörerschaft am Problem des Wahlkönigtums offenbarte die Sehnsucht nach dem berufenen Führer. Wenn man bedenkt, was in den letzten fünf Jahren in unserem

Theater geschehen und vor allem was unterblieben ist, und erwägt, welche Kreise für die Gestaltung des Spielplans ausschlaggebend sind, fällt es einem doch recht schwer, den Verdacht einer planmäßigen Arbeit gegen alles Nationale abzuschütteln. Wie mild ist heute die Kritik gegen alle die Heroldsrufer der Revolution, von denen kein einziger an dramatischer Gestaltungskraft Wildenbruch an die Knöchel reicht, den man doch als Rhetoriker abzutun wagte. Was bietet denn die ganze junge revolutionäre Dramatik anders als Rhetorik? Der Herold eines begeisterten Deutschseins aber durfte selbst während des Krieges nicht zu Worte kommen.

Möge seine Stimme wenigstens jetzt gehört werden. Vom Theater ist ja nichts zu erwarten. Um so wichtiger wird das Buch. Erfreulicherweise sind die Gedichte in die Volksausgabe aufgenommen. Es ist ja nun alles noch viel schlimmer gekommen, als Wildenbruch gefürchtet hat, und es trifft nicht mehr zu, was er in jenem Neujahrsrufe 1909, vierzehn Tage vor seinem Tode, uns entgegenhielt:

„Denn ein Riese bist du, doch ein schüchtern blinder,
Der nichts weiß von seines Nackens Kraft.“

Aber zu innerst leben ja doch noch die Kräfte, die dem trübgesichtigen Dichter den Glauben an sein Volk erhielten. An diese inneren Kräfte rührt sein Wort auch in dieser Stunde, in der sein vor elf Jahren geschriebenes Neujahrswort so furchtbare Geltung hat:

„Nicht vom Himmel Gott, von nirgendwo auf Erden
Tritt ein einziger noch für uns ein;
Wenn wir selbst nicht neue Menschen werden,
Wird dies neue Jahr uns furchtbar sein.

Denn dies neue Jahr hat kalte, harte Augen,
Hart wie Schicksal, und das Schicksal spricht:
Leben denen, die zum starken Leben taugen,
Für den Schwächling wächst das Leben nicht.“

K. St.



Hans Poelzigs Zirkustheater

Im „Großen Schauspielhaus“ in Berlin hatte den ersten starken Erfolg das Gebäude. Dieser Erfolg ist von grundsätzliechr Bedeutung. Das Deutschland der Gegenwart und der nächsten Zukunft verlangt und braucht das Theater als Volksunterhaltung und -erhebung größten Maßstabs. Die Erfüllung dieses Bedürfnisses ist in beträchtlicher, ja ausschlaggebender Weise eine Baufrage. Unser Deutschland aber wird nicht in der Lage sein, die unter den jetzigen Verhältnissen ins Ungemessene gewachsenen Kosten für solche Neubauten aufzubringen. Dagegen finden sich an manchen Stellen Deutschlands Bauwerke, die in ähnlicher Weise, wie es nun in Berlin geschehen ist, diesem Zwecke dienstbar gemacht werden können. Die Vorbedingungen waren in Berlin keineswegs besonders günstig. Der Zirkus Schumann war ursprünglich eine Markthalle. Wir haben verschiedene feste Zirkusbauten, die dem Umbau günstigere Voraussetzungen geboten hätten, um so bedeutsamer ist die wertvolle Lösung, die in diesem Falle Hans Poelzig gelungen ist. Dieser Baumeister steht in der vordersten Reihe seit seinen packenden Entwürfen für die Umgestaltung des Potsdamer Platzes und vor allem durch die gewaltige, im Erinnerungsjahre 1913 errichtete Festhalle in Breslau. In beiden Fällen war er für sein Schaffen frei. Bei den geschilderten wirtschaftlichen Verhältnissen ist es wichtiger, daß er auch unter gegebenen Vorbedingungen so Bedeutsames zu schaffen vermochte.

Für ein Theater ist entscheidend die Gestaltung des Innenraumes. Wer den Raum von früher kannte und sich der gelegentlichen Theateraufführungen in ihm erinnert, wird mit der höchsten Bewunderung für das hier Geleistete nicht zurückhalten. Das gesamte ursprüngliche Eisengerüste dürfte stehen geblieben sein, so daß hier also nicht der Geist der eigentlichen Konstruktion, sondern der Dekoration am Werke war. Es war ein Bestehendes so zu umkleiden, daß ein ganz Neues allerdings nicht bloß vorgetäuscht, sondern für wirkliche Brauchbarkeit erstellt wurde. Es liegt auch dann noch in der Natur des Dekorativen, daß ihm die eigentliche Monumentalität abgeht. Für mein Gefühl haftet übrigens dieser Mangel an Monumentalität dem Betonbau als solchem an. Es hängt mit dem Material eine schnellfertige Erstellung wesentlich zusammen. Das Gefühl des langsamen organischen Wachsens stellt sich dem Betonbau gegenüber nicht ein, und wir spüren auch, daß hier jene schmückende und im Laufe von Menschenaltern ausbauende Tätigkeit nicht eintreten kann, der die Bauten der Vergangenheit zu einem wesentlichen Teil ihre starke Gemütswirkung verdanken. Freilich haftet diese Schnellfertigkeit ja auch allen jenen Bauwerken der Neuzeit an, die in einem zur Monumentalität geeigneten Stein- und Holzmaterial errichtet worden sind. So tritt für den Beschauer dieses Poelzigschen Baues das Unbehagliche des rasch Fertigen hinter der Freude zurück, daß hier die Möglichkeiten des Betons in einer unerhört dreist-genialischen Weise angewendet worden sind, und daß dadurch ein Veraltetes für höhere Zwecke dienstfähig gestaltet worden ist. Das freilich glaube ich: man wird den Bau nicht allzu oft aufsuchen dürfen, wenn man nicht durch diesen vorwiegend dekorativen Charakter gestört werden soll.

Zwei Drittel des alten Zirkusrunds sind heute Zuschauerraum, für den sogar die alte Bestuhlung geblieben ist. Das abgeschnittene Kreisstück ist die Bühne, die in geschlossenem Zustande als dreißig Meter breite Wand den Raum bedeutsam abschließt. Durch den Gegensatz der strengen Stilisierung dieser Wand zu der mehr freihändig wirkenden übrigen Gestaltung erhält die Bühne ein starkes, geistiges Übergewicht. Das zuschauende Volk harrt vor ihr wie vor der Stirnseite eines Tempels und überkommt das Gefühl, daß ihm von hier aus die hohe, weihevolle Offenbarung zuteil werden wird. Der ehemalige Manegenraum ist freigeblieben und als Vorbühne im weitesten Sinne gedacht. Die alten eisernen Träger haben eine Umkleidung aus Beton erhalten und wirken jetzt als eine Art hochstrebender Palmenschäfte; sie umschließen die Lichtzuführung, und da die Lichtquellen verhüllt sind, wird eine außerordentlich „natürlich" wirkende Zerstreuung des Lichtes von vorbildlicher Milde und Gleichmäßigkeit erreicht. Auch die alte Zirkuskuppel ist beibehalten, aber nun mit einem phantastischen Tropfsteingewölbe eingedeckt, dessen stilisierte Zacken in kleine Lichtkörperchen münden, die, im verdunkelten Raum aufglühend, als bestirnter Himmel wirken. Die Kuppel verliert dann alles Belastende, das ihr in der vollen Beleuchtung anhaftet. Auch die Art, wie die alten Gänge zu Bogenhallen geworden sind, verdient rückhaltlose Anerkennung. Nur das Foyer wirkt etwas panoramaartig und durch das Hineinbringen von Rosa und Grün in das sonst herrschende Orange süßlich-kitschig. Aber alles in allem ist hier einem phantasiebegabten, mit überlegenem Können gestalteten Geiste eine bewunderungswürdige Arbeit gelungen.

Nicht gelöst ist bis jetzt die Frage der Beleuchtung des Spiele. Das Licht wird von großen Scheinwerfern gespendet, die dem Zuschauer sichtbar sind und als starke Lichtpunkte das Auge auf sich zwingen. Es muß erreicht werden, gerade für das Spiel das Leben des Lichtes in seinem unerschöpflichen Reichtum, in seiner geistigen Kraft auszunutzen. In Tessenows Saalbau zu Hellerau, der ganz durch indirekte Lichtzufuhr erhellt wurde, ist auf diesem Wege ein beträchtliches Stück zurückgelegt worden, und die tiefdurchdachten Anregungen Adolph Appias sind keineswegs bloß für das Musikdrama wertvoll. Jetzt ist im Bau des Großen Schauspielhauses die Beleuchtung in den Pausen der Aufführung wesentlich künstlerischer, als während des Spiels. Die Ausbeutung der Lichtwirkungen wird das sicherste Mittel

sein, die Phantasieunterstützung der bisherigen Illusionsbühne durch ein entschieden künstlerisch reineres Mittel zu ersetzen.

Die bauliche Gestaltung des Theaters ist nicht nur eine Angelegenheit der Architektur, sondern von einschneidender Bedeutung für die ganze Lebensbedeutung des Theaters und auch von unausbleiblicher Wirkung auf die Dichtung selbst. Richard Wagner, sicher der stärkste Theatermann der neueren Kunstgeschichte, hatte das tief gefühlt und darum in seinem Festspielhause etwas Neues erstrebt. Seine Zeit war baukünstlerisch nicht selbstschöpferisch genug, um eine über die Bedürfnisse seines Musikdramas hinausreichende Lösung zu finden. Immerhin ist in Bayreuth die Einheit der Zuschauerschaft als solcher und ihre enge Verbindung mit der Bühne zur Tat geworden. Das Orchester wirkt dank der Versenkung nicht mehr als trennender Teil, die in der vollen Breite des Zuschauerraums geöffnete Bühne bildet mit diesen eine räumliche Einheit. Der Gesellschaftscharakter des Renaissancetyps des Theaters ist überwunden; mit dem Wegfall der Ränge und Logen ist nicht nur die soziale Scheidung der Besucher aufgehoben, sondern überdies der Charakter des Raumes als Unterhaltungsstätte, als Stelldicheinsplatz beseitigt. Die in diesem Raume versammelte Zuschauerschaft kann keinen andern Zweck haben, als den Genuß des auf der Bühne Gebotenen.

Das neue Zirkustheater kommt dem Idealbild des antiken Volkstheaters wenigstens äußerlich noch viel näher. Die Wirkung des vom Volke gefüllten Theaterrunds ist denn auch außerordentlich stark. Schwieriger ist die Bühnenfrage. Die zur Eröffnungsvorstellung gewählte „Orestie“ hätte nahegelegt, die symbolische Bedeutung der antiken Szene zu erproben. Man hat darauf verzichtet und schon dieses Mal die Orchestra (die ehemalige Manege) auch für die Darstellung der Handlung ausgenutzt. Dazu verlockte die Möglichkeit, den beibehaltenen Zugang von außen — der Eintrittsweg des alten Zirkus — als Eingangsweg für die von außen kommenden Personen, z. B. den Boten und Agamemnon, zu benutzen. Die eigentliche Bühne ist fast ganz bedeutungslos geworden und zu einer Art von Vorhalle des Königspalastes herabgesunken. In die Inszenierung der „Orestie“ ist dadurch viel Zwittriges hereingekommen, und manche Schwierigkeiten sind nur dank der Verdunkelung gelöst worden. Es wäre aber wohl möglich, daß für neuere Stücke diese Zugangsmöglichkeit von außen sich fruchtbar erwiese. Entscheidend wird sein, daß man den Mut findet, wenigstens die Manege dekorationslos zu halten. Sie wird ja zumeist für Massenszenen in Betracht kommen, für Einzelauftritte wohl nur insoweit, als sie im Freien spielen. Wird hier dann auf die dekorative Vorspiegelung einer Umwelt verzichtet, so wird die ganze Wirkung vom gesprochenen Worte ausgehen müssen. Das wäre ein Arbeiten mit rein dichterischen Mitteln, das uns von den letzten Nachwirkungen des Naturalismus befreien müßte und uns Wirkungen entgegenführen könnte, wie sie Goethe und Schiller in ihren reiferen Jahren vorgeschwebt haben. K. St.



Aus dem Opernleben

Der Opernbetrieb ist zwar gerade in Berlin nicht besonders erfreulich, aber die Erstaufführungen mit ihren Begleiterscheinungen sind doch so charakteristisch und das in Berlin Geschehende gewinnt durch den starken Widerhall in der Tagespresse in solchem Maße Bedeutung für ganz Deutschland, daß auch hier näher darauf eingegangen werden soll.

In der Staatsoper kann Max Schillings natürlich nicht von einem Tage auf den andern neue Absichten durchführen oder gar eine grundsätzliche Veränderung der Haltung erzielen. Man wird ihm zubilligen müssen, daß er unter sehr schweren Umständen arbeitet.

Ohne Hingebung auf allen Seiten ist gerade in der Oper nichts zu erreichen. Es bedarf selbst bei scheinbar ganz sicher stehenden Werken für jede Aufführung eines vollen Zusammenraffens aller Kräfte, wenn sich nicht sofort ein übler Schlendrian einschleichen soll. Die Zeit ist heute nicht dazu angetan, diese selbstlose Hingabe, diese über das vertraglich festgestellte Muß hinausgehende Willigkeit aus einem so verwickelt zusammengesetzten Arbeitskörper, wie ihn die Oper darstellt, herauszuholen. Müdigkeit und Betrübnis bei den einen, die in Verblödung ausartende Forderungspolitik bei anderen, die Unlust, einen übergeordneten Willen anzuerkennen, machen ein gedeihliches freudiges Arbeiten fast zur Unmöglichkeit. Die alte, strenge Disziplin ist nicht mehr durchführbar; viele hervorragende Mitglieder der Oper verzehren sich in Gastspielen und Konzerten aller Art und versagen im eigentlichen Dienste des Hauses, bei dem zahlreiche Gastspiele auch untergeordneter Art an der Tagesordnung sind. Vermutlich befürchtet man auch die Abwanderung zahlreicher Kräfte, sobald Dollarika sie nur haben will, und sucht deshalb das Personal aufzufrischen. Die Notwendigkeit der Preissteigerung verschließt gerade jenen Bevölkerungskreisen den Besuch des Opernhauses, denen er am meisten inneres Bedürfnis ist, die vor allem auch zuerst imstande und gewillt wären, eine höhere nationale Kunstpolitik zu unterstützen. Der gebildete Mittelstand ist bei den heutigen Preisverhältnissen kaum mehr imstande, sich den Besuch der Staatsoper zu gestatten. Die Preispolitik, wie sie bei Pfitzners „Palestrina" geübt wurde, halte ich für verhängnisvoll. Dieses brutale Bekenntnis zur Ausnutzung der äußerlichsten Protzgelüste der Schieber- und Kriegsgewinnlergesellschaft ist doch immer eine Anerkenntnis, gerade vom kunstsozialen Standpunkte aus ist es nicht gleichgültig, woher das Geld für Wohlfahrtsleistungen — als solche muß man billige Volksvorstellungen eines so edlen Werkes bezeichnen — gewonnen wird. Im übrigen ist diese Art auch von Natur kurzlebig. Es wird ein-, zweimal gelingen, durch solch tolle Schröpfung der im Geldüberfluß Schwimmenden die Mittel für einige billige Sondervorstellungen aufzubringen, bald aber werden die Herren Schieber darin keinen Reiz mehr erblicken, und dann steht man wieder am Ende. Mit einer Politik der kleinen Mittel, zumal wenn diese auch noch so unfein sind, ist in dieser wichtigen Frage nichts geleistet. Inzwischen ist die Gründung einer Gesellschaft für das große Volksopernhaus, dessen Betrieb mit dem der Staatsoper verbunden werden soll, nach einigen Zeitungsmeldungen zur Tatsache geworden. Dagegen ist die Öffentlichkeit über Plan, Umfang und Art des ganzen Unternehmens noch gar nicht unterrichtet, wo doch die breiteste Behandlung im Dienste der Sache geboten wäre.

Vom rein künstlerischen Standpunkte ist uns das wichtigste die Pflege des zeitgenössischen Opernschaffens, d. h. auch das ist keineswegs bloß eine künstlerische, sondern im höchsten Sinne auch eine volkserzieherische Angelegenheit. Wir sind uns darüber klar, daß wir auf das Entstehen genialer Kunstwerke keinen Einfluß haben. Für sie ist Vorbedingung das Vorhandensein künstlerischer Genies, die dann wieder das Gebot ihres Schaffens aus ihrer inneren Notwendigkeit erhalten. Wir brauchen aber dringend eine feine Unterhaltungsoper, die durchaus nicht im Inhalt etwa auf die komische oder leichte Singspieloper hinauszulaufen brauchte, die aber die Aufgabe erfüllen müßte, unserem zeitgenössischen Musizieren Nahrung zuzuführen, durch die das natürliche Verlangen nach sinnlich-gefälliger Musik erfüllt wird. Sonst hilft uns auch die eifrigste Pflege einer großen Kunst nichts gegen die Versumpfung der künstlerischen Unterhaltung, wie sie sich jetzt in dem geistigen und ethischen Tiefstande der Operette offenbart. Und da ist es nun ganz ausgeschlossen, daß nicht in jedem Betracht wertvollere Werke zu gewinnen wären, als sie uns in diesem Winter bis jetzt von den beiden Opernhäusern Groß-Berlins dargeboten worden sind. Pfitzners „Palestrina" rechnet nicht hierher, es ist ein Ausnahmewerk, das in diesem kunstpolitischen Sinne nicht volkstümlich werden kann, während auf der andern Seite die hocherfreuliche Tatsache festzustellen ist, daß der Eindruck, den das schwierige Werk auf die Besucher der Volksvorstellungen machte, ersichtlich außerordentlich stark war. Aber selbst die Zuhörerschaft der ersten Aufführung, deren Zusammen-

setzung für das Verständnis einer ganz durchgeistigten Legende denkbar ungünstig war, geriet ersichtlich in den Bann dieses reinen Kunstwillens. Ich habe Pfitzners „Palestrina" gelegentlich der Uraufführung in München an dieser Stelle eingehend gewürdigt (1917, 1. Juliheft). Die erneute Beschäftigung mit dem Werk hat mir die damaligen Eindrücke nur vertieft, nach keiner Richtung aber verändert. Die seelische Bedeutung des Werkes ist aber durch die äußeren Ereignisse noch gewachsen. Daß es Dinge gibt, die mit irdischer Macht und mit den Lockmitteln von Ruhm und Gold nicht zu erzwingen sind, die vielmehr als Gnadengeschenke einer unerforschlichen Kraft zu den Menschen gelangen, deren einer als Gefäß des Übernatürlichen waltet, tut gerade einer Zeit zu wissen not, die gleich der unsrigen dem Machtdünkel des Materiellen verfallen ist. Aber nicht nur dem Machtdünkel, sondern auch der Machtfurcht. Nicht nur der Inhalt des „Palestrina", sondern die Möglichkeit seiner Erstehens in dieser Zeit ist uns ein Trost. Das Unzeitgemäße triumphiert, und in der Beschränktheit eines Massenwahns erglänzt strahlend die Freiheit der Einzelpersönlichkeit, die unbekümmert um den von den Massen vergewaltigten Zeitwillen das schafft, was sie im Dienste ihrer höheren Aufgaben schaffen muß.

Und endlich liegt hier ein Drittes für uns Lehrreiches beschlossen. Es gibt noch ein höheres Wollen, das außerhalb aller Berechnung liegt, das dann in einzelnen Menschen zu einem Müssen wird und vor die Allgemeinheit als Offenbarung tritt. Möglich aber wird dieser Glücksfall für die Menschheit nur durch die restlose Hingabe des Erwählten an die ihm gewordene Aufgabe. Hier gilt dann kein Feilschen um Arbeitszeit, kein Geltendmachen irgendwelcher Forderungen; hier gibt es nur selbstlose Hingabe an das Werk. Ein Festspiel ist Pfitzners „Palestrina", aber in unserer Zeit ist es für jene, die es recht erleben, eine Mahnung nicht zum Festefeiern, sondern zur Arbeit für das große Ganze, selbst wenn dieses die Arbeit nicht will.

Seien wir dankbar, daß uns in düsterster Zeit die Lichtgabe dieses Werkes zuteil geworden ist, das eine Bestätigung des Wortes Schopenhauers darstellt: „Das intellektuelle Leben schwebt wie eine ätherische Zugabe, ein sich aus der Gärung entwickelnder wohlriechender Duft über dem weltlichen Treiben, dem eigentlich realen, vom Willen geführten Leben der Völker, und neben der Weltgeschichte geht schuldlos und nicht blutbefleckt die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaft und der Künste." Aber Pfitzners Werk ist ein Festspiel, und von Festspielen allein kann unser Theater nicht leben.

Unser deutsches Opernschaffen hat lange darunter gelitten, daß Textdichter und Komponisten unter dem übermächtigen Einflusse Richard Wagners seinem Musikdrama nachstrebten, ohne dessen Charakter als Festspielkunst zu erkennen. Auch wenn die rein künstlerische Begabung zureichend gewesen wäre, hätte ohne diesen ethischen Zug ins Festspielmäßige auf diesem Wege ein nachhaltiger Erfolg nicht gewonnen werden können, noch weniger, als die Nachahmung des wesensverwandten Schiller für das Schauspiel Früchte getragen hat. Nirgendwo gilt der Satz, daß schon der gute Wille an und für sich des Lobes wert sei, weniger, als in der Kunst. Hier kommt es vielmehr darauf an, sich seiner Grenzen bewußt zu werden und innerhalb derselben mit zureichendem Können ein Wertvolles zu schaffen. Bei einer solchen Mitwirkung des Kunstverstandes wird auch das mittlere Talent für die nationale Kunstarbeit wertvoll werden. Das hat Goethe wiederholt scharf betont. Ich glaube, auf keinem Gebiete ist eine solche Erkenntnis notwendiger, als im Theater. Und wenn es den Franzosen für das Sprechdrama, den Italienern für die Oper immer wieder gelungen ist, dem europäischen Kunstmarkt eine überragende Fülle von Gebrauchswaren zuzuführen, so beruht es auf der sicheren Arbeit dieses Kunstverstands, der dann auch die in einer ununterbrochenen Überlieferung geschulten Ausdrucksmittel trefflich zu nutzen versteht. Und gerade das Theater ist in weitem Umfang auf diese Gebrauchskunst angewiesen, und nichts wäre verkehrter, als ihren entscheidenden Wert im künstlerischen Volkshaushalte zu unterschätzen. Das Theater ist nun einmal in beträchtlichem Maße Unterhaltungskunst, zahllose Menschen bringen in der Hast

ihres Alltagsbetriebs es der Kunst gegenüber überhaupt zu keinem anderen Verhältnis, es geht darum sicher nicht zu weit, wenn man für den gesamten künstlerischen Stand eines Volkes dieser Unterhaltungskunst eine ebenso hohe Bedeutung beimißt, wie der großen Kunst. Daraus ergibt sich der Wert, den ein Komponist wie Eugen d'Albert für unsere Opernbühne haben könnte.

Er ist gewiß kein eigenwüchsiges Talent. Von seinen ersten Werken an fiel eine außerordentliche Anpassungsfähigkeit an einen gegebenen Stil auf. Aber gerade daraus gewann er sich auch von vornherein künstlerische Absichten, deren Verwirklichung wertvoll werden konnte. So wenn er in die ganz in den Bereich der Wagnernachfolge gehörenden Musikdramen „Gernot" und „Ghismonda" Brahmsische Bearbeitungsweise einmengte. 1891 schuf er dann den kleinen Einakter „Die Abreise" und bezeugte damit ein feines Stilempfinden für das der neueren Musik im allgemeinen ganz abgegangene Gleichgewicht von geistigem Inhalt und Aufgebot der musikalischen Ausdrucksmittel. In „Flauto solo" gewann er aus dem Gegeneinander zweier Kunststile (deutsche und italienische Musik) sogar den dramatischen Konflikt, dessen Reize allerdings nur dem gebildeten Musikhörer völlig aufgehen konnten. 1903 brachte dem Komponisten dann den gewaltigen Erfolg — einen der stärksten und anhaltendsten der ganzen neueren Theatergeschichte — mit „Tiefland". Man mochte bedauern, daß der Komponist damit den Weg zur deutschen komischen Oper, nach der wir uns in besonderem Maße sehnen, verlassen hatte, konnte auch Bedenken gegen die Wiederaufnahme so grob naturalistischer Stoffe in die Oper geltend machen, verkannt werden konnte aber nicht, welch ungewöhnliches Theatertalent hier am Werke war. Leider scheint dieser starke Bühnenerfolg auf d'Albert eine berauschende Wirkung geübt zu haben. Er ist trotz mancher Einschränkungen der bedeutendste Klavierspieler der Gegenwart, des lauten Erfolges so unbedingt sicher, und kann auf diesem Wege auch einen recht kräftigen Hunger nach Gold unschwer befriedigen, daß ich in diesen Beweggründen nicht den Antrieb für die seitherige Opernmacherei d'Alberts erblicken kann. Und wenn ich trotzdem zugeben muß, daß er in steigendem Maße einer äußerlichen Theaterei verfallen ist, die skrupellos jedes Mittel ausnutzt, das eine Wirkung aufs Publikum verspricht, so möchte ich eher annehmen, daß es einen Theaterteufel gibt, der den ihm einmal Verfallenen nicht mehr aus seinen Fängen losläßt. Die einzige Rettungsmöglichkeit läge jetzt im Textbuch, und nach dem Klavierauszug im Verein mit den Berichten über die Leipziger Uraufführung will es ja auch scheinen, daß das letzte Werk „Die Revolutionshochzeit" wieder erfreulicher oder doch mindestens weniger unerfreulich sei. Für den „Stier von Olivera" dagegen gibt es keine andere Bezeichnung als Kinooper, und man muß es vom Standpunkt künstlerischer Volksbildung aus als ein Glück betrachten, daß der unschöne Temperamentsausbruch, zu dem sich der Komponist angesichts der lauen Aufnahme seines Werkes bei der Berliner Erstaufführung hinreißen ließ, im Verfolg eines heftigen Zusammenstoßes mit der Leitung zur Absetzung des Werkes vom Spielplane geführt hat. Mit den rohen Instinkten des Kinodramatikers häuft der der spanischen Erhebung gegen Napoleon entnommene Stoff die gröbsten Sensationseffekte, ohne auch nur den Versuch einer tieferen psychologischen Begründung zu machen. Die Musik ist ebenso ohne innere wahre Anteilnahme mit kalter Geschicklichkeit gemacht. Die spanische Färbung ist äußerlich aufgetragen, die motivische Arbeit, soweit sie der Charakteristik dient, ganz oberflächlich. Schade um die Arbeit, die die Staatsoper an dieses Werk verschwendet hat, das in den anderthalb Jahren seit der Uraufführung schon ganz überaltet ist. Auch das ist ein echtes Kennzeichen der Kinodramatik.

Daß dagegen auch auf musikalischem Gebiete, so gut wie auf bildnerisch-künstlerischem, geschmackvolle und sorgfältige Technik einen langanhaltenden Lebenswert darstellt, erfuhr man an dem kleinen Spieloperchen „Susannens Geheimnis" von Ermanno Wolf-Ferrari, das nun immerhin schon zehn Jahre alt ist, von der Staatsoper aber für einen bunten Abend leichtgeschürzter Kunst hervorgeholt wurde. Ein nichtigerer Inhalt ist eigentlich kaum zu denken, und man muß recht guten Willen haben, um daran zu glauben, daß ein junges Frauchen so

töricht sein könnte, ihren Mann zu heftiger Eifersucht gelangen und ihr glückliches Eheleben durch heftige Szenen erschüttern zu lassen, weil sie heimlich — Zigaretten raucht. Aber das Ganze wird mit so vieler musikalischer Anmut vorgetragen und die Sprache des Orchesters ist so witzig, daß man dem Stückchen gern die halbe Stunde schenkt, wie einem geschickten Plauderer.

Das Stückchen wurde eingerahmt von zwei Darbietungen des Balletts, durch die diesem wieder einmal Gelegenheit geboten werden sollte, sich etwas selbständiger zu betätigen. Das Ballett der Berliner Hofoper genoß ehedem europäischen Ruf. Es war dann langsam im Herkömmlichen erstarrt und man hatte es nicht verstanden, die vielen wertvollen Anregungen, die die Tanzkunst seit Jahrhundertanfang gewonnen hat, fruchtbar zu machen. Es scheint, daß der neuberufene Ballettmeister Heinrich Kröller der geeignete Mann dazu ist. Die Art, wie er Paul von Klenaus Ballettpantomime „Klein Idas Blumen" inszenierte und unter dem zusammenfassenden Titel „Silhouetten" sechs hübsche Tanzimpressionen vereinigte, bezeugen eine sehr geschickte und auch des selbständigen Geistes nicht entbehrende Verwendung der Anregungen des russischen Balletts und der Hellerauer Jaques-Dalcroze-Schule. Jene sind mehr malerischer Art. Ludwig Kainer, der die dekorative Ausstattung des Balletts geleitet hatte, besitzt phantastischen Farbensinn, und da glücklicherweise auch in unserem Ballettkorps die gründliche Durchbildung und Beherrschung des Körpers in allen seinen Gliedern gute Überlieferung besitzt, sind wir vor der dilettantischen Spielerei mit Wirkungen der bildenden Kunst verschont, die neun Zehntel der zahllosen solistischen Tanzdarbietungen, die jetzt an der Tagesordnung sind, aus dem Bereich ernster Kunstübung ausschalten. Die Hellerauer Methode ist in ihrem Wesen viel musikalischer, und man könnte wohl hoffen, daß auf diesem Wege wieder wie einst eine Befruchtung der Musik mit charaktervollem Rhythmus und festgestalteter Melodik stattfinden könnte, wie vor zweihundert Jahren. Der Komponist Paul von Klenau zeigt eine solche Befruchtung nicht. Er ist durchaus impressionistischer Künstler, der vom modernen Orchester herkommt und im wesentlichen von Gnaden der Farbe lebt. Hier allerdings verfügt er über eine reiche Palette, aus der er eigenartig schillernde Farbenwirkungen zu gewinnen weiß, die er oft auch durch überraschend drollige Einfälle würzt. Für die Silhouetten war ältere Musik benutzt. Ein sehr hübscher Einfall fand hier eine höchst anmutige Ausführung. Die einzelnen Gruppen erschienen zunächst auf einem lichtgefüllten Rahmen als Silhouetten, gingen zu Bewegungen über, lösten sich aus dem Bilde und führten dann im Lichte der Vorderbühne ihre Tänze auf. Im Ballettkorps der Staatsoper befinden sich, wie dieser Abend zeigte, eine beträchtliche Zahl sehr beachtenswerter Kräfte, und wir begrüßen die Wiederaufnahme der Tanzkunst in den Arbeitsplan der ernsten Bühne um so lebhafter, als heute eine große Vorliebe für Tanzdarbietungen vorhanden ist und es sehr zu begrüßen wäre, wenn von so hervorragender Seite der verwilderten Ausbeutung dieses Verlangens durch ein gutes Beispiel entgegengewirkt würde. Aber freilich, so hübsch dieser bunte Abend war, er bot doch eben nur Kleinkunst, und wir warten sehnsüchtig der Stunde, wo die Staatsoper ihre immer noch sehr reichen Mittel in den Dienst des besten deutschen volkstümlichen Musikschaffens setzen wird.

Recht bedenklich stimmt die Tätigkeit des Deutschen Opernhauses. Diese von der Stadt Charlottenburg kräftig unterstützte Bühne hatte den Beruf, das Opernhaus des Mittelstandes zu werden. Die mit jedem Tage wachsenden Betriebskosten haben nun eine Preissteigerung mit sich gebracht, die gerade der Mittelstand, vorab der gebildete, nicht mehr lange wird aushalten können. Selbst für die Stammsitzinhaber kostet ein Platz in der hinteren Hälfte des Parketts heute fünf Mark, wozu dann noch die vielerlei Nebenausgaben kommen, die von einem Theaterbesuch in Berlin unzertrennlich sind. Schwerere Bedenken aber weckt die künstlerische Verwaltung des Hauses. Es fehlen dem Spielplan eine lange Reihe von Werken, deren Wirkung sicher wäre, dafür versucht man in Uraufführungen ihm Werke zuzuführen, deren Annahme schlechthin unerklärlich ist. Gleich die erste Neuaufführung — es war über-

haupt die erste nach dem sogenannten Friedensschluß — brachte ein italienisches Werk. Während in Frankreich noch große Zeitungskämpfe ausgefochten werden, ob man Richard Wagner wieder aufführen dürfe, während die Italiener sich in Großmut brüsten, daß sie den Bayreuther wieder anzuhören vermögen, werden bei uns die riesige Arbeit und die großen Kosten, die ein völlig neues Opernwerk verursacht, aufgebracht, um dem nach Stärkung in seinem Jammer dürftenden Volke ein fremdes Machwerk aufzutischen.

Denn als ein solches entpuppte sich „Die Liebe dreier Könige" von Italo Montemezzo. Es ist zwar vorher durch Reklamenotizen verbreitet worden, daß das Werk in Italien und Frankreich sehr erfolgreich gewesen und deshalb schon vor dem Kriege vom Deutschen Opernhause angenommen worden sei. An diesen Erfolg glaube ich nicht; vielmehr wird das Musikhaus Ricordi, das den Verlag der Oper hat, mit den üblichen Druckmitteln der Koppelverträge die vielfachen Aufführungen erreicht haben. Ähnlich wie es bei uns mit den Operetten geschieht. Jedenfalls hätten die leitenden Geister des Opernhauses in den langen Kriegsjahren hinlänglich Zeit gehabt, sich von der völligen Wertlosigkeit des Werkes in Text und Musik gründlich zu überzeugen und uns den Schmerz einer Aufführung und die demütigende Tatsache ihrer Möglichkeit zu ersparen.

Wir sind ja leider daran gewöhnt, die einfachsten Forderungen des nationalen Stolzes mit Füßen getreten zu sehen, erst recht, wenn es sich um Kunst handelt. Hier kann sich die Phrase von der Internationalität der Kunst am Leben behaupten, trotzdem es nicht ein einziges bedeutendes Kunstwerk gibt, das international ist. Im Gegenteil sind alle jene Kunstwerke, vor denen nach Jakob Burckhardts Ausdruck „die Grenzschranken willig in die Höhe gehen", ausgesprochen nationale Werke. Das Volkstum ihrer Schöpfer kommt in ihnen besonders rein und stark zur Geltung; es fehlt ihnen nur die nationale Beschränktheit. Auch diese kann ihre Werke haben, aber natürlich nur für die engeren Volkskreise. Wertvoll aber wird jedes Volkstum in seinen besten Kräften für die ganze Welt, wenn es dem Künstler gelingt, das rein Menschliche in dieser besonderen Volksfärbung stark herauszuarbeiten. Aber solche Werke sind dann nicht international, sondern universal.

Wir Deutsche sind immer stark empfänglich für diese fremden Volksreize gewesen, und so wenig Dank in Gestalt von Gegenliebe wir dafür geerntet haben, so schwer wir uns oft durch die fremden Einflüsse haben hindurcharbeiten müssen, es soll uns nicht gereuen. Je wahrhaftiger und charakteristischer uns das Fremde entgegentritt, um so eher werden wir es genießen können, ohne dadurch Schaden zu erleiden. Ich bin ein begeisterter Verehrer Verdis und glaube, daß uns die Glut seiner Melodik, die sinnliche Schönheit seiner Linienführung wohltut, ja in gewissem Sinne eine notwendige Ergänzung zu unserem Wesen bringt. Vor äußerlicher Nachahmung Verdis ist jeder Deutsche geschützt, gerade weil Verdi Vollblutitaliener ist. Das ist wie eine Reise nach südlichen Landen. Wenn ich zurückkomme, ist die Heimat doppelt so schön. Das Werk Montemezzis dagegen ist durchaus internationale Musik, ohne jeden Charakter. Der Text ist Kinomache. Er stammt übrigens vom Sem Benelli, und nach den Namen zu schließen, geht man nicht fehl, in beiden Verfassern keine Blutsitaliener zu sehen.

Als sollte uns gezeigt werden, daß auch die deutsche Herkunft eines Werkes nicht immer eine Freudenquelle sei, wurde uns in einer zweiten Uraufführung geboten: „Maria Magdalena", Oper in drei Akten von H. H. Hinzelmann, Musik von Fritz Könnecke. Dieser Fall ist fast noch unbegreiflicher als der erste. Man bedenke: Ein völlig unbekannter Dichter und ein ebenso unbekannter Komponist, beide noch nicht einmal Ausländer, bringen in Berlin eine Oper zur Uraufführung an. Aber noch mehr. Die Dichtung und der Klavierauszug erscheinen beide noch vor der Aufführung in einer schönen Ausgabe, bei den jetzigen Herstellungskosten ein ganz unerhörter Fall. Das Unbegreiflichste ist aber doch, daß das Werk selbst entstanden ist. Denn wenn der Dichter seinen Plan genau ansah, mußte er sich sagen: Also wenn Magdalena wieder die Geliebte des Pilatus geworden wäre, wäre Christus nicht ans Kreuz geschlagen

worden, wäre — — nein, weiter hätte er ja gar nicht denken brauchen, um den Plan seiner Dichtung für immer aufzugeben.

Es ist nur natürlich, daß die stete Gegenwärtigkeit Christi in uns immer wieder das Verlangen regt, auch der Umwelt, in der seine Erdentage sich vollzogen, nahe zu kommen und in ihr und aus ihr eine Erklärung für die unbegreiflichste Tat der Menschheit zu erhalten. Aber jeder vernünftige Mensch muß so viel Achtung vor dem gewaltigsten Geschehen der Geschichte haben, daß er es nicht wagt, es in Abhängigkeit zu bringen von kleinen Menschlichkeiten, die mit der Sache selbst gar nichts zu tun haben. Und wenn Dichter und Komponist in diesem schwer erklärlichen Mangel von Selbstkritik befangen blieben, wie konnten die vielen Instanzen versagen, die eine neue Oper zu durchlaufen hat, bevor sie zur Aufführung kommt? Man kann sich nicht wundern, wenn manche Leute die Erklärung dieses Falles in der Tatsache sehen, daß in diesem Werke das Judentum von seiner Schuld an Christi Tod völlig entlastet wird. Damit würde dann freilich diese Uraufführung in Zusammenhang kommen mit zahlreichen Theateraufführungen der letzten Zeit, die die Weltsendung des Judentums verherrlichen.

Doch das gehört nicht hierher. Diese Oper „Maria Magdalena" bleibt zu buchen als ein Warnungszeichen gegen die Wiederbelebung der geschichtlichen Oper, deren Verhängnis es immer gewesen ist, große Geschehnisse oder Persönlichkeiten zu verniedlichen oder zu verbiegen. Dieses Werk stellt darin allerdings ein Höchstmaß dar. Pilatus verurteilt Christus nur, weil eine ehemalige Geliebte Maria Magdalena dem Nazarener nachfolgt und nicht wieder zu ihm zurückkehren will. Judas hat seinen Meister im Grunde nur aus edlen Motiven verraten, weil er selber nicht so vollkommen werden kann wie das Vorbild. Er bringt sich darum auch nicht selber ums Leben, sondern wird von Pilatus in einen unvorsichtigerweise bereitgehaltenen Abgrund geworfen, Magdalena aber verkündet unter Scheinwerferbeleuchtung immer wieder allen Verzeihung, da sie nicht wissen, was sie tun. Nehmen wir das letztere auch vom Dichter und Komponisten an, so daß auch auf diese ein Strahl dieser Milde abfällt. Sie werden ja ohnehin dadurch gestraft werden, daß ihr Werk auf Nimmerwiederkehr in der Versenkung verschwindet. Zu rechten bliebe nur noch mit den leitenden Kräften des Deutschen Opernhauses, die in dieser unverantwortlichen Weise Arbeit und Kapital an Wertloses vergeuden. Es erhebt sich die Frage, ob nicht an diesem Punkte eine Sozialisierung des Theaters einzusetzen hätte, durch die wenigstens an jenen Bühnen, die durch öffentliche Mittel unterstützt werden, eine solche Mißwirtschaft unmöglich gemacht würde.

Karl Storck



Der boykottierte Richard Strauß

Das sogenannte Bühnenkartell hat glücklicherweise einen „Fall" gezeitigt, der hoffentlich unsere Kunstfreunde aus ihrer Gleichgültigkeit aufrütteln wird. Wir haben im Septemberheft des Türmers den zwischen dem Deutschen Bühnenverein, dem Verband deutscher Bühnenschriftsteller und der Vereinigung der Bühnenverleger abgeschlossenen Vertrag, wonach die deutschen Bühnenleiter nur Werke aufführen dürfen, die von den genannten Verleger- und Dramatiker-Vereinigungen vertrieben werden, in seiner Gefährlichkeit gebrandmarkt. Es haben sich auffallend viele Blätter bereit gefunden, die nachherigen Beschwichtigungsversuche, die zumal vom Verband der Bühnenschriftsteller ausgingen, zu verbreiten. Es ist nun gut, daß das erste sichtbare „Opfer" dieser im Zeichen der Freiheit zustandegekommenen Amerikanisierung unseres Kunstlebens kein Geringerer als Richard Strauß ist. Die Schadenfreude, daß es einen so tüchtigen Geschäftsmann trifft, tritt hier willig zurück hinter der Genugtuung, daß den andern Geschäftsmachern nun auch ein tüchtiger Gegner entsteht.

Es ist für den Nichteingeweihten nicht leicht, die ganzen Zusammenhänge zu sehen; es ist aber für das deutsche Volk außerordentlich wichtig, sie zu kennen. Ich mag die Hoffnung nicht aufgeben, daß dieses deutsche Volk nicht gewillt sein wird, sein Kunstleben auch in der so wichtigen Frage des Theaters vollständig der schlimmsten Geschäftsjobberei auszuliefern. Der Kartellvertrag zwischen dem Bühnenverein, dem mit Ausnahme Max Reinhardts fast sämtliche bedeutenden deutschen Bühnenleiter angehören, und der Bühnengenossenschaft, der größten Organisation der Schauspieler, wonach die Mitglieder der beiden Verbände nur wechselseitig Verträge abschließen dürfen, mochte noch angehen. Das sind schließlich Personenfragen, die in einem Einzelfall zu ungerechter Härte führen können; mit der Kunst selber aber hat das wenig zu tun. Anders liegt der Fall, wenn diese wirtschaftliche Ringuolitik nun auch die dramatischen Erzeugnisse selbst erfaßt und unsere Dichter einfach vergewaltigt.

Es hätte natürlich nichts geholfen, wenn einzelne Dichter, vor allem noch nicht anerkannte, sich über die Tyrannei der Ringleute beschwert hätten. Sie wären mit Hohn abgewiesen worden. Aber die Machtgier, die ein auffälliges Kennzeichen der die Fahne des Sozialismus hochhaltenden Organisatoren ist, hat dem Bühnenkartell einen Streich gespielt.

Zu den Bühnenverlegern gehören natürlich auch zahlreiche Musikverleger, darüber hinaus haben die Bühnenverleger natürlich ein besonders warmes Herz für ihre Noten druckenden Kollegen. Die Musikverleger ihrerseits aber leben seit Jahren in heftigster Fehde mit der Genossenschaft deutscher Tonsetzer. Es ist begreiflich, wenn einzelne Künstler, z. B. unser hochgeschätzter Mitarbeiter Dr. Göhler, aus ideellen Gründen die ganze Vergeschäftlichung unseres öffentlichen Musiklebens bekämpfen und die Meinung vertreten, daß durch den Tonsetzer-Verband diese Geschäftsfragen ungebührlich in den Vordergrund geschoben worden seien. Nun ist mir noch niemals Mangel an Idealismus vorgeworfen worden, und ich werde persönlich auch, da ich weder Komponist noch Konzertveranstalter bin, von alledem nicht in Mitleidenschaft gezogen. Trotzdem stelle ich mich auf die Seite der Genossenschaft deutscher Tonsetzer, ohne damit jede Einzelheit in ihrem Vorgehen zu billigen. Es ist aber jedenfalls durchaus berechtigt, wenn den wirtschaftlich schwer ringenden Tonsetzern alle irgendwie erreichbaren Vorteile gesichert werden. An der Spitze der Genossenschaft deutscher Tonsetzer stehen Richard Strauß und der als Organisator trefflich bewährte Friedrich Rösch. Nachdem es nach jahrelangen Kämpfen zu einer Art Einigung zwischen Tonsetzergenossenschaft und Musikverlegern gekommen war, ist diese wieder in die Brüche gegangen, als die Tonsetzer den Anspruch geltend machten, auch an den Vervielfältigungsrechten ihrer Werke auf mechanischem Wege (Grammophone u. dgl.) und im Kino beteiligt zu sein. Die Verleger fühlten sich stark genug, aus diesem Anlaß in einen neuen Machtkampf einzutreten, und glauben jetzt das Übergewicht gewonnen zu haben durch das große Bühnenkartell. Sie benutzen die Äußerlichkeit, daß der Tonsetzerverband nicht nur dramatische Autoren vereinigt, um ihm den Anschluß an das Kartell zu verweigern, verlangen vielmehr, daß die dem Tonsetzerverband angehörigen Opernkomponisten (u. a. Richard Strauß, Max Schillings, Humperdinck, Pfitzner) der Komponistengruppe des Kartells beitreten. Dem Tonsetzerverband würden auf diese Weise einige seiner stärksten Stützen geraubt werden, und er würde dadurch in seiner Widerstandskraft gegen die Musikverleger geschwächt. Da liegt der Hase im Pfeffer.

Deshalb wehrt sich der Tonsetzerverband mit allen Kräften, und für uns andere, die wir die Kunst nicht als Geschäft, sondern als ideales Volksgut ansehen, kommt es nun darauf an, den Streit der Mächtigen auszunutzen, um die Kunst womöglich ihrer Vergewaltigung zu entziehen. Denn an sich wäre natürlich auch der Tonsetzerverband bereit gewesen, dem Bühnenkartell beizutreten, wenn man ihn nur aufgenommen hätte. Wir freuen uns darum auch, daß das Kultusministerium seine Vermittlerrolle aufgegeben hat, natürlich auch nicht aus idealen Gründen, sondern weil er zwischen den streitenden Parteien schließlich lediglich als Reibfläche ausgenutzt wurde. Für die Kunstfreunde ist in diesem Falle ein möglichst aus-



giebiger Streit das erfreulichste, weil sich dabei die niederträchtigen Folgen dieser Ringpolitik in ihrer ganzen Schamlosigkeit offenbaren.

Das Bühnenkartell scheint jedenfalls zum Äußersten entschlossen und steht in vollendeter Tyrannenhaltung da: in der einen Hand das Zuckerbrot, in der andern den Revolver. Die Gefahr ist groß, denn es liegt vielleicht nur an persönlichen Gegensätzen zwischen Richard Strauß und Genossen auf der einen und den Machthabern des Bühnenkartells auf der andern Seite, wenn es noch nicht zur Versöhnung gekommen ist, bei der die vielberufene Freiheit der Kunst als Leiche auf dem Platze bliebe. Etliche Krokodilstränen würden dann mit den schon recht fadenscheinig gewordenen Lappen des sozialen Organisationsgedankens abgetrocknet werden. Der Text der Leichenrede heißt: Der einzelne muß der Gesamtheit geopfert werden. In Wirklichkeit ist es natürlich so, daß einige geschickte Machthaber die Gesamtheit vor ihren eigenen Erfolgskarren spannen.

Also wir freuen uns des Streites und wollen diesen Kampf nach Kräften schüren. Aber wir lassen uns keinen Sand in die Augen streuen und sehen deshalb ganz deutlich, daß es bis jetzt allen an diesem Kampfe Beteiligten nicht auf die Freiheit der Kunst und die Reinlichkeit des Kunstbetriebes ankommt, sondern auf die Wahrung ihrer eigenen geschäftlichen Interessen.

Leider besitzt Richard Straußens neueste Oper „Die Frau ohne Schatten“, die jetzt vom Boykott betroffen wird, nicht so viel innere Lichtkraft, daß ihr Fehlen im Spielplan der Theater als ein Schatten desselben empfunden würde. Das Publikum würde natürlich erst dann recht gewahr werden, wie es durch die von ihm gemästeten Geschäftshuber zum Narren gehalten wird, wenn ihm ein Werk vorenthalten würde, nach dem es leidenschaftlich verlangt.

Immerhin, wenn der Boykott rückwirkend ausgeübt wird, so wird es zu einer beträchtlichen Revolution in unserm deutschen Bühnenspieplan kommen. Denn schon breitet sich der Krieg aus. So wendet sich Karl Sternheim „schärfstens gegen die Vergewaltigung deutscher Bühnendichter, die man vor die krasse Entscheidung drängt, sich entweder blindlings dem Verbande deutscher Bühnenschriftsteller anzuschließen, sich seinen angekannten Abmachungen mit einer Gruppe von Bühnenleitern und Verlegern zu unterwerfen oder an den meisten deutschen Bühnen nicht gespielt zu werden“. Scheint hier ein Zwist zwischen Sternheim und seinem geschäftlichen Bevollmächtigten, dem Drei-Masken-Verlag, der zu den Haupttreibern des Bühnenkartells gehört, vorzuliegen, so tritt der andere Modedramatiker, Georg Kaiser, aus Brudergefühl für seinen Verleger Kiepenhauer, der dem Kartell nicht länger angehören will, auf den Plan. Unter den Bühnenleitern findet Max Reinhardt, der die Zugehörigkeit zum Bühnenverein als „Vergewaltigung“ und „Abtötung“ brandmarkt, bundesfreundliche Genossen. Vielleicht erleben wir bald eine Sezession und damit natürlich ein zweites Kartell. Man fühlt Mimes Wunsch in sich aufsteigen: „O, fräßen am Ende beide sich auf!“ Aber solche Wünsche finden leider keine Erfüllung, wenn der Wünschende untätig bleibt. Es ist ein wahrhaftiger Jammer, wenn man die ganze Behandlung dieser Angelegenheit in unserer Presse verfolgt. Man möchte danach meinen, es handele sich hier um Privatangelegenheiten einiger Geschäftskreise, während doch der innerste Nerv des deutschen Kunstlebens getroffen wird.

Karl Storck

Zu den Kunstbeilagen

Die drei Bilderbeilagen des vorliegenden Heftes sind einer Folge von Radierungen Hans A. Bühlers entnommen, die unter dem Titel „Das Nachtigallenlied“ ein in eigenartiger Größe gesehenes Bild des menschlichen Sehnens und Strebens gibt. Wir werden die Freude haben, unsern Lesern noch einige Proben der Malerei Bühlers vorführen zu können und dabei sein bedeusames Gesamtschaffen zu umschreiben suchen.



Türmers Tagebuch

Unter Erzbergers Knute · „Reichsnotopfer"? · Christlicher Bolschewismus · Thersites und Prometheus

„Wer in Deutschland kennt eigentlich das Versailler Vertragsinstrument? Ich bin überzeugt, daß kaum 50 Menschen seinen Inhalt und seine Folgen voll verstehen. Von Ihrer Regierung sind es sicherlich nur wenige. Der Versailler Friede bedeutet für Deutschland das gleiche wie die Kapitulationen für das osmanische Reich vor dem Kriege. Sie werden Ihre öffentliche Dette publique so sicher bekommen, wie die Türkei sie hatte. Mit Kapitulationen und Dette publique werden Sie ein ebensolches Schattendasein fristen können wie das osmanische Reich. Deutschlands Kopf- und Handarbeiter werden fortan in Lohn und Fron der Entente arbeiten, die mit Ihren dem Lande aufgezwungenen Renten- und Steuergesetzen mit der Sozialisierung des Besitzes beginnt. Jede Vermögens- und Kapitalsbildung, jeder Grundstock zu einer Wiedergeburt wird bei Ihnen ausgeschlossen sein."

So äußerte sich kürzlich ein höherer fremdländischer Staatsmann zu einem Mitarbeiter der München-Augsburger Abendzeitung. Wer hat den Mut, ihm zu widersprechen? Kein Ehrlicher auch unter denen, die in ihrer wahnwitzigen Verblendung dieses Schicksal über Deutschland verhängt haben. Aber „Brot, Freiheit und Frieden", Völkerbundverbrüderung wurde uns verheißen, und wer, wie es hier in allen Einzelheiten geschah, mit warnend beschwörenden Worten das Unausbleibliche voraussagte, war ein wüster Alldeutscher, unfähig, die geheime Wissenschaft, die unschätzbaren Vorteile der Selbstentwaffnung und bedingungslosen Selbstenthauptung zu begreifen. Prophetengabe gehörte zu solcher Voraussage nicht, aber es gehörte ein übernatürliches Opfer des Intellekts dazu, das Gegenteil auch nur für möglich zu halten. In der sozialdemokratischen „Neuen Zeit" bemüht sich zwar ein Arzt, Dr. Alfred Beyer, in einer an sich begründeten wissenschaftlichen Untersuchung um den Nachweis, daß die Geistesverfassung, aus der jene verhängnisvollen Stimmungen und Handlungen hervorgingen, auf die Unterernährung, die Hungerblockade zurückzuführen sei. Derartige Versuche, psychische und ethische Erscheinungen durch die Mittel experimenteller „Wissenschaft" zu rein materialistischen Vorgängen zu verdichten, pflegen ihren Eindruck nicht zu verfehlen. Aber

man gelangt dann auch leicht in materialistische Niederungen und Plattheiten, wie die Haeckelschen „Welträtsel" dafür ein beredtes Zeugnis ablegen, und man verbaut sich den Weg zu tieferen Erkenntnissen und weiteren Horizonten, wofür wiederum die bornierte Ablehnung von Tatsachen, wie Telepathie, Hypnotismus u. a. gerade durch die „Wissenschaft" ein klassisches Beispiel sind. Vergessen wir doch über allem nicht, daß es letzten Sinnes der Materialismus war, an dem wir zugrunde gegangen sind, und der auch der Mutterboden und darum das Verhängnis dieser Revolution war. Hier aber scheitert die Beweisführung schon an der entscheidenden Tatsache. Tatsache ist, daß die Umsturzbewegung nicht von den kämpfenden Fronttruppen zu Wasser und zu Lande ausgegangen ist, sondern von den Leuten in der Etappe, in den großstädtischen Munitionsfabriken und Garnisonen, den Werften und ähnlichen wohlgeborgenen Stätten. Nun wird wohl niemand behaupten wollen, daß gerade diese Leute von Hunger ausgemergelt waren, und den Ausschlag haben doch schließlich die Führer in den Linksparteien und in der „demokratisierten" Regierung gegeben. Waren die Herren Haase, Cohn usw. mit ihren unternehmungslustigen Matrosen, Deserteuren, Verbrechern, Kostgängern Joffes und Radeks, mit dem ganzen Gesindel, das doch den „Stamm" und die „Seele" der eigentlichen „Aktion" bildete, — unterernährt? Oder Herr Scheidemann? Aber vielleicht Herr Erzberger? Denn diese tragen einen viel größeren Teil der Verantwortung an dem Zusammenbruche, als mancher wüste, aber einfältige Spartakist, der nur die dumme Ehrlichkeit der Konsequenz hatte. Wer waren und sind denn die Nutznießer jener Taten? — In St. Moritz lebt sich's gut, um Herrn Erzbergers Wohlbefinden braucht sich der deutsche Steuerzahler keine Sorgen zu machen, Herr Erzberger wird auch unter der Steuerlast, die er dem deutschen Volke aufbürdet, nicht zusammenbrechen, es liegt nur an uns, wenn wir seinem heroischen Beispiele nicht folgen. Wenn wir unser Schäfchen beizeiten ins Trockene gebracht hätten, könnten wir mit einer patriotischen und sozialistischen Begeisterung ohnegleichen jede Steuer auf uns nehmen und sie wäre leicht zu tragen!

Das angeblich „freie" (durch die Revolution „befreite"!) Volk wird überhaupt nicht gefragt, seine Vertretung, soweit sie nicht die Leibgarde dieses feisten Cäsars bildet, von jeder ernsthaften Prüfung und Durchberatung ausgeschaltet, mit den fertigen Gesetzesvorlagen einfach überrumpelt, so daß selbst die Finanzfachmänner in den einzelnen Fraktionen nicht die Zeit gewinnen, sich mehr als einen nur flüchtigen Überblick zu verschaffen. „Diese Gesetzmacherei der neuen Regierung", stellt die „Tägl. Rundschau" fest, „entspricht der Arbeit, wie sie bereits in Weimar namentlich bei der Durchpeitschung der Gesetzesvorlagen im Juli und August geleistet worden ist. Die heutige Regierung, und namentlich der Finanzseiltänzer Erzberger haben gar kein Interesse daran, daß das Parlament sich ernsthaft mit den Dingen beschäftige. Es ergibt sich also das Bild, daß Herr Erzberger rein diktatorisch seine Gesetzentwürfe vorlegt und sie überhaster durch Reichsrat und Parlament treibt, ohne den zuständigen Stellen die Möglichkeit der Prüfung zu geben. Herr Erzberger trägt demnach allein die Verantwortung für die Steuern, wie sie in so ungeheurem Ausmaße dem deutschen Volke noch nicht

angeboten worden sind. Herr Erzberger kassiert mit einem Griff Milliardenwerte des deutschen Volksvermögens, ohne daß das deutsche Volk durch seine rechtsmäßige Vertretung zur eingehenden Prüfung in der Lage ist, ohne daß man überhaupt wüßte, was aus dieser Konfiskation des Vermögens wird, wo die Gelder bleiben, die Herrn Erzberger bewilligt werden... Was heute vor sich geht, ist keine gesetzgeberische Tätigkeit mehr, sondern ist Diktatur in der krassesten Form, Absolutismus, wie er in den Zeiten des russischen Zarismus kaum schärfer zum Ausdruck gekommen ist."

Die Freiheit der „Republik" ist und bleibt also — wie auch Herr Erzberger bleibt — keine andere, als daß sich das „freie" deutsche Volk gehorsam unter die Knute eines Hias Erzberger gestellt hat. Die Knute der Entente scheint demnach den Bedürfnissen dieses freien Volkes noch nicht genügt zu haben, es mußte noch eine andere geflochten werden, wieder eigenhändig. — Das hätte die alte Regierung, das hätte der Kaiser wagen sollen! Nicht auszudenken — Revolution! Aber — Erzberger? Ja, Schaf, das ist doch ganz was anderes. Wenn Herr Erzberger in die „Verbannung" geht, dann tut er's freiwillig, wann und wohin es ihm paßt. Und in St. Moritz lebt sich's gut. „Erst schaff' dein Sach, dann trink und lach."

* * *

Am 9. Dezember sollte vor der zweiten Beratung des „Reichsnotopfers" in der Nationalversammlung eine Kundgebung für unsere zurückgeholtenen Kriegsgefangenen veranstaltet werden. Diese Kundgebung fiel aus, dafür veranstaltete die Mehrheit des Hohen Hauses eine Huldigung für ihren Cäsar; ganz stilgerecht, ganz nach Erziehung, Übung, Geschmack und Intelligenz: ungeheurer Lärm, förmliche Tobsucht, die nach der Gummizelle schrie: „Schluß! Raus! Pfui! Schuft!" usw. Wegen Majestätsbeleidigung, deren sich der deutschnationale Redner zum „Reichsnotopfer", Dr. Hugenberg, gegen die geheiligte Person des Herrschers unterwunden hatte. Es hatte einer der Katze die Schelle umgehängt — das war's! Aber viele unter diesen Demokraten und Republikanern bestimmte nicht einmal die loyale Untertanentreue, die Einfaltspinsel waren nur einem ganz plumpen, abgenützten Erzbergertrick zum Opfer gefallen. Der erprobte Zyniker hatte ihnen nämlich mit dem Barbierlöffel eingeflößt, Dr. Hugenberg habe an ihn das Ersuchen gerichtet, die Feinde doch ja so bald wie nur möglich in das Ruhrgebiet einrücken zu lassen. Das hatten diese Erwählten, die über die Zukunft des deutschen Volkes entscheiden, denn auch wirklich geglaubt! Schöne Aussichten für diese Zukunft!

Die Rede des deutschnationalen Abgeordneten wird noch auf lange hinaus „aktuell" bleiben. Sie begann mit der Feststellung, daß selbst Lujo Brentano im „Berliner Tageblatt" das Gesetz einen „Wahnsinn" genannt hat. „Der Finanzminister und seine sozialistischen Freunde verfolgen das Ziel der Sozialisierung mittels der Steuer und sprechen davon, daß aus innerpolitischen Gründen der angeblichen Volksstimmung nachgegeben werden

müsse, gerade in dieser Form die Finanzaufgaben zu lösen. Da hört also der Finanzminister auf, und die blinde politische Leidenschaft führt die Zügel. Daraus erwachsen die verhängnisvollen Mängel der Vorlage. Unser Land steht in schwerer wirtschaftlicher Krise, Millionen beziehen Arbeitslosenunterstützung, die Bergwerke können nicht genug arbeiten, Eisenbahn und Post sind in schaudervollem Zustand, unsere Regierenden wissen wirtschaftlich nicht aus noch ein und sinnen heimlich nach, wie sie die Verantwortung los werden können. Es vollzieht sich an unserem Reichtum ein wahrer Ausverkauf zu Schleuderpreisen. Das Deutsche Reich hat keinen Kredit mehr im Ausland. Nur die gut und zuverlässig geleiteten Betriebe und die hinter ihnen stehenden Privatvermögen bilden noch das Gerüst, auf dem unser Wirtschaftsgebäude nach außen und innen ruht. Unsere Industrie braucht neuen Kredit zu Anschaffungen, bei den Banken machen sich die Kreditverhältnisse bemerkbar, da macht Herr Erzberger ein Gesetz, das das Kapital verschleudert. Von einer Million Vermögen werden 40 Prozent, von 7 Millionen 65 Prozent weggesteuert. Ich stelle mich nicht hinter den Geldbeutel der Besitzenden; diesen dummen Trick lasse man beiseite. Meine Partei braucht heute die reichen Leute nicht mehr als Sie. Das Volk will ehrlichere Verwalter des Volksvermögens, als die Schieber, die unter dem neuen System wie Pilze aus der Erde schießen, und als die korrupte öffentliche Verwaltung, die sich bei längerer Dauer der heutigen Wirtschaft überall in Deutschland entwickeln wird.

Herr Erzberger sagte zwar im Ausschuß, infolge der dreißigjährigen Stundung brauche niemand sein Betriebskapital wegzugeben, aber er mußte doch zugeben, daß die Vermögensmasse des Steuerschuldners sich automatisch um den Betrag des Reichsnotopfers vermindere. Mit dieser Steuerschuld sinkt der Kredit des Steuerzahlers. Bei diesem Zusammenschrumpfen der Mittel und der Kreditbasis und dem gleichzeitig erhöhten Kreditbedarf kann kein Betrieb mehr denselben Warenumsatz bewältigen und dieselbe Zahl von Angestellten und Arbeitern beschäftigen. Die Meinung, unsere Feinde würden im eigenen Interesse nicht so unpolitisch sein, uns vollends zugrunde zu richten, findet in ihrem bisherigen Verhalten keine Stütze. Die angelsächsische Rasse hat Irland auf dem Gewissen, sie hat es fertig gebracht, ganze Volksstämme bis zum Letzten der Mohikaner auszurotten und dann ein wunderschönes Buch darüber zu schreiben.

Herr Erzberger hat am 13. Juli 1919 in der Nationalversammlung gesagt: ‚Die Behauptung, als ob die deutschen Schiffe ausgeliefert würden, ist ein Grundirrtum; wer das ausspricht, schadet dem deutschen Interesse.' In ähnlicher Weise sagte er: ‚Die Schiffe sind nicht ausgeliefert, sondern werden zur Verfügung gestellt.' (Zuruf: Abwarten!) ‚Es ist geradezu unerhört, wenn Sie heute solche Zwischenrufe machen. Sie wissen nicht, wie Sie das deutsche Interesse schädigen. Wir haben jene Sicherheit, die durch die internationalen Verträge gewährleistet ist. Die Sicherheit des Waffenstillstandsvertrages ist gewährleistet.'

Ich möchte sagen: Es ist geradezu unerhört, daß ein deutscher Finanzminister, der schon einmal solche Erfahrungen mit den deutschen Schiffen gemacht hat, nunmehr auch noch das deutsche werbende Kapital in der Weise, wie es mit dem Reichsnotopfergesetz geschieht, dem Zugriffe der Feinde ausliefert. Ich sage nicht, daß der Feind ein Recht dazu hat, sondern nur, daß er es tun wird, wenn Sie es ihm so bequem machen. Es ist geradezu unerhört, wenn Sie behaupten, wir gäben dadurch dem Feinde den Weg an, wir machten ihn auf etwas aufmerksam, worauf er in seiner Unschuld gar nicht kommen würde. Halten Sie uns eigentlich für so dumm, daß wir uns durch Spiegelfechterei verhindern lassen würden, unsere Pflicht dem deutschen Volke gegenüber zu erfüllen? Herr Erzberger hat seinerzeit gesagt: ‚Sollte sich herausstellen, daß Gefahr besteht, daß der Feind das Notopfer beschlagnahmt, so würde ich nicht zögern, dieses Gesetz zurückzuziehen und die Aufhebung dieses Gesetzes der Nationalversammlung vorzuschlagen.‘

Ich lasse es dahingestellt, ob Herr Erzberger das dann noch können wird. Aber ich mache ihn darauf aufmerksam, was in der Presse unserer Feinde erörtert worden ist, und frage ihn, ob es nicht an der Zeit ist, seine Zusage einzulösen. Bei der heutigen internationalen Lage ist das Reichsnotopfer ein so unerhörter Leichtsinn, etwas so Unverständiges, daß sich Tausende fragen, wie ist das eigentlich möglich und zu erklären? Ihnen, Herr Erzberger, muß ich ein furchtbares Wort sagen, gegen das mein eigenes Empfinden sich sträubt, das Sie mit Ihrer Politik aber geradezu herausfordern: Wenn doch einmal Schritt für Schritt das deutsche Volk an die Kette internationaler Wirtschaftssklaverei gelegt werden soll, dann mag es lieber offen und ehrlich geschehen, als hinten herum, dann lassen Sie den Feind — es ist mir schwer, Ihnen das vor aller Welt zuzurufen — doch lieber gleich das Ruhrgebiet besetzen....“

Hier setzte die erwähnte Ovation der Leibgardisten ein. Erst nach geraumer Zeit konnte der Redner fortfahren:

„Sie wollen mittels der Steuer sozialisieren. Bei Einbringung des Gesetzes hat Herr Erzberger das sehr deutlich in den Vordergrund geschoben, indem er sagte, das Reichsnotopfer ist seiner Tendenz nach kein Steuergesetz (!), sondern ein Sozialisierungsgesetz (!). Herr Erzberger warnte vor Experimenten, sie würden mehr schaden als nützen; er meinte, wir betrieben dadurch tatsächlich weitgehende Sozialisierung, daß wir den Besitzenden das Geld wegnehmen in Gestalt von Steuern, Vermögensabgaben, Erbschaftssteuer, Reichsnotopfer usw. Herr Noske kündigte (in einer Rede in Chemnitz) Steuergesetze für den Winter an, die die großen Vermögen mit 75, vielleicht 80 Prozent des Gesamtbesitzes träfen. Wenn das durchgeführt werde, so sei jeder Unternehmer nur noch ein besserbezahlter Angestellter im Dienste der Allgemeinheit. Ich sage hierzu: Sozialisieren bringt kein Geld, es kostet Geld. Das ist selbstverständlich, wenn man nach alter solider Sitte die Vorbesitzer entschädigt. Dazu sind Anleihen notwendig. Man vermehrt also zunächst seine Schulden, statt sie zu vermindern. Sozialisieren kostet aber auch Geld, wenn man entschädigungslos

enteignet. Eine solche Enteignung widerspricht den Bestimmungen der Verfassung, die das Eigentum schützt. Wenn man nun im Rahmen dieser Enteignungsmaßnahme, als welche sich das Reichsnotopfer darstellt, Geschäftsanteile und Sachwerte aufnimmt, so kann man dadurch die Reichsschuld, insbesondere die schwebende Schuld nicht vermindern. Aufgabe des Finanzministers soll es sein, die Finanzen zu ordnen, das ist für das ganze Volk die Lebens- und Schicksalsfrage. Ein Finanzminister, der statt an die Beseitigung seiner schwebenden Schuld an die Sozialisierung denkt, gleicht dem Steuermann, der in höchster Seenot nicht den graden Kurs innehält, sondern seinen Geist mit starken Mitteln berauscht. Auch von sozialdemokratischer Seite, so von Dr. Lensch, ist auf die Gefahren der Sozialisierung hingewiesen worden, er bezeichnet sie als eine Ausbeutungsmaschine im Dienste einer ausländischen Eroberungslust. Ich brauche nur auf den jammervollen Zustand unserer Reichs- und Staatsbetriebe hinzuweisen. Sie werden vielleicht den ganzen Ertrag des Reichsnotopfers verschlingen, zum Schrecken unseres ehrlichen Beamtentums, dessen Stellung durch die mangelnde Fürsorge der jetzigen Regierung von Monat zu Monat schwieriger wird. Sie werden schwer geschädigt durch all die Schlamperei, die Günstlingswirtschaft und das Schiebertum. Das sind die Folgen, wenn man keine Autorität mehr anerkennt.

Nur noch kurze Zeit, und Sie haben nur noch zwischen den sozialisierten Betrieben oder dem internationalen Kapital zu wählen. Herr Erzberger scheint ja schon an die Verpfändung unserer Eisenbahnen zu denken. Schon während des Krieges hat man zwischen gesundem und ungesundem Egoismus unterscheiden gelernt. Unter dem Einfluß dieses Egoismus stehen unsere erfolglosen Staatsmänner. Jetzt befindet sich die Vivisektion des wirtschaftlichen Körpers in vollem Gange. Das ausländische Kapital ist auf dem Markte, den Typus kennen wir, er ist der des Schiebers, der keine Hemmungen des Gewissens kennt. Mit dem anständigen Kaufmann werden Sie fertig werden, wenn Sie mit der Energie Erzbergers ihm die Daumenschrauben der Sozialisierung und der Vermögenskonfiskation ansetzen, mit dem Schieber werden Sie aber nicht fertig, Sie werden erkennen die Rücksichtslosigkeit dieser Sorte von Menschen, die aus anderem Holz geschnitzt sind als der anständige Kaufmann. Dann wird eine Zeit kommen, wo die übriggebliebenen deutschen Industriearbeiter sich nach dem vielgeschmähten Kapitalisten von heute zurücksehnen. Die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo Deutschland von der Krankheit des undeutschen marxistischen Sozialismus geheilt sein wird. Aber darüber wird es aus einem großen und freien zu einem kleinen, geknechteten Volk werden. Es darf nicht soweit kommen, daß Amerika bei uns ein Großbankunternehmen errichtet, das sich nicht sozialisieren läßt, sondern unter dem Schutz der Macht das Spargeld der deutschen Arbeiter abnimmt."

Aber noch einmal ergriff Dr. Hugenberg das Wort. Zu einer persönlichen Antwort an Erzberger, der ihm mit der gekennzeichneten Kunstfertigkeit „landesverräterische" Wünsche und Äußerungen unterstellt hatte. Dr. Hugenberg erklärte: „Ich habe Herrn Erzberger schon lange für einen Landesverräter ge-

halten." So ist das Wort heraus, auf das im ganzen Reiche Unzählige schon lange gewartet hatten, und das man — außerhalb der Nationalversammlung — wo man nur hinkommt, hören kann.

* * *

Ein Reichsfinanzminister, über den der französische Politiker A. de Guilleville im „Temps" wörtlich urteilt: „Der Umstand, daß Erzberger noch immer das Finanzministerium in Händen hat, verursachte und wird auch in Zukunft nicht wieder gutzumachendes Unheil anrichten. Erzberger könnte sich das Patent eines Baisse-Spekulanten erwerben, so sehr steht sein Tun im Zusammenhang mit dem Sinken der Mark."

Ein Reichsfinanzminister, vor dessen Künsten selbst ein Gothein im „Berliner Tageblatt" warnt, als vor dem „bedenklich weit getriebenen Zentralismus" des „sozialdemokratischen Steuerprogramms des Konvertiten Erzberger", das „volkswirtschaftlich nicht zu verantworten sei", das „eine Verbeugung vor der Straße" und „im höchsten Grade kapitalfeindlich und damit unsozial sei".

Bei uns, schreibt Oberfinanzrat Dr. Bang in der „Deut. Ztg.", „schlägt man aus sozialistischem Eigentums- und Kapitalshaß die Produktion tot und vollendet das Werk, was den Feinden noch nicht voll gelang. Wie anders der ausländische Sozialismus! Die sozialistische ‚Fabian society' in London sagt in ihrer Denkschrift: ‚Wie bezahlen wir den Krieg?': ‚Der einzige Weg ist, nicht Lasten zu vergrößern, sondern die Nation als Ganzes produktiv zu machen. Die Gesamtheit hat jetzt nicht zu überlegen, wie man besteuert, sondern wie man die Produktion vermehrt!' Beneidenswertes England! Friedrich der Große schrieb am 19. Februar 1763, also vier Tage nach der Unterzeichnung des Hubertusburger Friedens, an die Herzogin Luise Dorothea von Gotha über Sachsen: ‚Das unglückliche, durch sechs Kriegsjahre verheerte Volk ist noch vor den Präliminarien mit neuen Steuern bedrückt worden. Wahrhaftig, wer solcher Härte fähig ist, verdient nicht glücklich zu sein.'

Das neue Steuerprogramm ist in Wahrheit nur Mittel zum Zweck. Dieser Zweck ist die endgültige Zerstörung unserer bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Herr Erzberger, dieser genußfreudige Gast des Schweizer Suvretta-Hauses, gefällt sich in der Rolle des christlichen Kommunisten. Das aber ist einer der widerwärtigsten Unbegriffe, die die Pseudoethik gewisser Kreise geschaffen hat. Das ‚christliche' paßt dazu wie die göttliche Auserwähltheit und Heiligkeit zum Engländer und seiner Staatsmoral. Tatsächlich verläuft dieser ‚christliche' Kommunismus im Bolschewismus. Herr Erzberger wird mit diesem Steuerprogramm zum Heros der Unabhängigen. Vielleicht sehen wir ihn noch als — ihren Reichskanzler."

Das kann schon kommen. Die Beziehungen bis hin zu der Gruppe der Spartakisten sind auffallend freundliche. Ein weiser Mann versichert sich für alle Fälle.

* * *

Auch wer zum Sozialismus auf einem Dr. Hugenberg ganz entgegengesetzten Standpunkte stehen mag, wird doch nicht behaupten können, daß gerade der gegenwärtige Zustand des Deutschen Reiches den Versuch einer solchen grundstürzenden Umwälzung begünstigt oder nur gestattet. Das bedarf so wenig einer Beweisführung, daß selbst die ehrlichen und ernsthaften Bekenner dieser Lehre sich nicht nur völlig darüber im klaren sind, sondern auch dringend vor diesem Selbstmord — Selbstmord auch des Sozialismus — gewarnt haben. Aber was verschlagen die Stimmen dieser Ehrlichen und Einsichtigen gegen demagogisch aufgewühlte blinde Leidenschaften? Wer heute zur Macht gelangen oder sich in der Macht behaupten will, muß es so anfangen, wie Reineke Erzberger: sich tief vor der Straße verbeugen, der Masse als seinem Herrn und Meister huldigen, um sie desto leichter und sicherer zu beherrschen. Denn diese Revolution steht und fällt mit dem Begriff „Straße". Nichts von einer Leidenschaft, geneidetes Göttergut für sich zu erraffen, — nur niedere Brunst nach materiellem Gewinn und Genuß, nach den heiß geschmähten, aber noch viel heißer begehrten Gütern der anderen. Nicht eine höhere Ordnung, nur ein Platzwechsel an demselben gedeckten Tische: „ôte-toi, que je m'y mette". Nicht im Zeichen des Prometheus stand diese Revolution, sondern des Thersites. Und zu allerletzt ist sie, Minerven gleich, dem Haupte des Zeus entsprungen. „Die Revolution", kennzeichnet sie Hans von Hentig im roten „Tag", „hat alle Chancen versäumt, konstruktiv, fruchtbar, wirklich revolutionär und wirklich sozial zu sein, sie hat alle Chancen versäumt, die das verzweifeite Friedensbedürfnis der Massen ihr in den Schoß warf. Statt Deutschland auf ihre Art — und der Möglichkeiten waren viele — zu retten, hat sie das Land und vor allem die Arbeiterschaft immer tiefer in den Sumpf der Ungerechtigkeiten gestoßen. Die rote Fahne, von wirklichen Männern und reinen Herzen hochgehalten, hätte eben so gut wie Schwarzweißrot über dem Rhein als Deutschlands Strom und nicht als Deutschlands Grenze wehen können. Die schlaffen Falten von Schwarzrotgold, diesem Banner der Romantiker und derer, die mit der Romantik anderer Geschäfte machen, hingen höhnisch über dem klein gewordenen, uneinig gemachten, verhungernden Groß-Deutschland. Männer saßen in Ministerstühlen, die nicht nur einzelne Verwegene angreifen, über die in nicht so kurzer Zeit ein ganzes Volk in Schamröte vergehen wird ...

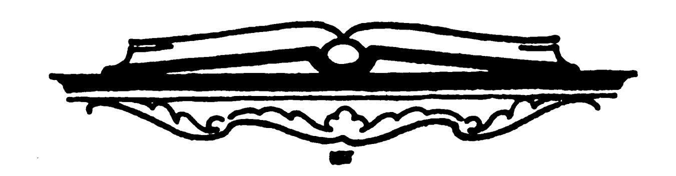
Durch die erstaunliche Unfähigkeit der Revolution und die noch erstaunlichere Unfähigkeit der bisherigen revolutionären Führer ist für die meisten die Frage nach der Ursache unseres Zusammenbruches unzweideutig geklärt. Die Revolution ist die Schuldige. Sie ist es auch insofern, als sie in ihrem privaten Interesse an alle niedrigen Instinkte, die Feigheit, die Müdigkeit, die Aussicht auf leichten und mühelosen Gewinn appellierte und dadurch die Masse von dem nationalen Interesse losriß. Auch der Friedensschluß war ein solches kurzsichtiges Manöver, in dem Parteimänner, ‚um Blutvergießen zu vermeiden, um Deutschland vor weiterem Hunger zu schützen', oder wie die Redensarten sonst hießen, ihre Regierungszeit auf Kosten einer doppelt schwer belasteten Zukunft verlängerten."

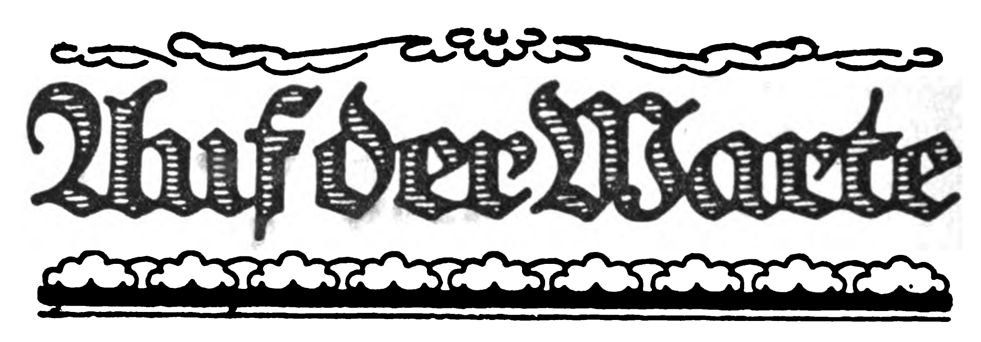
Aber diese Betrachtung wäre einseitig und unfruchtbar, wenn ihr nicht auch die andere gegenüberstände:

„Wenn wir die Vorgeschichte der Freiheitskriege durchblättern, stoßen wir immer wieder auf das Wort Reformen, auf das Wort Kämpfe; auf Scharnhorsts schwere Kämpfe mit einem starr, überheblich und verzopft gewordenen Offizierkorps, auf Hardenbergs Konflikte mit den Ultrakonservativen, denen jede Reform mit mühsamer Zähigkeit erst abgerungen werden mußte. Auch sie meinten, daß nur Napoleons Übermacht Preußens Zusammenbruch verschuldet habe, sonst alles in Preußen herrlich und vollkommen gewesen sei. Eine Fülle glänzender Gestalten aber stieg aus dem Dunkel hervor, unbequeme Untergebene wie York, Blücher und Gneisenau, ‚widerspenstige, trotzige, hartnäckige und ungehorsame Staatsdiener' (nach einem Wort Friedrich Wilhelms III.) wie Stein, alles Männer, die sich nicht auf den Boden der Tatsachen stellten, sondern den harten widerstrebenden Boden der Tatsachen aufrissen und die Saat der Zukunft hineinstreuten, bis der Tag da war, an dem von der Marwitz sagen konnte, daß die preußische Nation auf einer ganz andern, höheren Stufe stand als ihr König und sein Ministerium.

Bricht die Revolution einmal zusammen, dann dürfen wir nicht dort wieder anfangen, wo wir im Oktober 1918 aufgehört haben. Lassen wir der Revolution ihre Fehler, sie wird bitter dafür büßen müssen und wir mit ihr! Aber hüten wir uns davor, uns deshalb für vollkommen zu halten, weil die Revolution noch hundertmal unfähiger und geistloser war als ihre Vorgänger! Fürchten wir die Selbstzufriedenheit wie eine fressende Säure, die jetzt schon überall sich breitmacht! Nirgendwo ist ein Hauch von jener reformatorischen Glut zu verspüren, in deren reiner, weißer Flamme sich Preußen vor über 100 Jahren wieder veredelte und aufrichtete. Nirgendwo ist etwas von den Persönlichkeiten zu sehen, die Wärme und Kühle, Berechnung und Opfersinn, Vorsicht und geniale Kühnheit in dem Maße verbinden wie die Männer, die die preußische Erhebung vorbereiteten."

Thersites ist lange genug am Werke — wann wird der Funke des Prometheus in unserem Volk aufblitzen?





Das wahre Ziel

Am 3. November hat die Entente uns ein Protokoll zur Unterzeichnung vorgelegt, durch das der Friedensvertrag von Versailles in einem seiner wichtigsten Punkte geändert wird. Nach dem Schlußsatz dieses Protokolls sollen Meinungsverschiedenheiten zwischen Deutschland und den verbündeten Mächten über die Erfüllung bestimmter Verpflichtungen nicht zunächst einem Schiedsgericht, wie es der Artikel 17 des Versailler Friedens implicite bestimmt, unterbreitet werden, sondern es sollen sofort militärische Maßnahmen angewendet werden, um diese Erfüllung zu erzwingen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die treibende Kraft, die hinter diesem und den anderen Protokollen, Strafandrohungen und Vertragsänderungen steht, Frankreich ist. Was verfolgt nun Frankreich mit seiner Politik? Auf diese Frage findet Dr. C. Mühling im „20. Jahrhundert" eine Antwort, deren Richtigkeit nur von denen bestritten werden kann, die aus nichtsachlichen Gründen die Dinge nicht so sehen wollen oder können, wie sie sind — für den Türmer war sie von Anfang an selbstverständlich.

„Ich glaube, daß die Frage nicht durch die Furcht vor deutschen Rachegelüsten erklärt werden kann. Diese Furcht ist wohl das Mittel, das die Leiter der französischen Politik anwenden, um die große Masse der Bevölkerung für die Brutalitäten zu gewinnen, die sie fortgesetzt an uns begehen, aber sie selbst müssen, wenn sie nicht mit Blindheit geschlagen sind, von unserer militärischen Unschädlichkeit fest überzeugt sein. Das wahre, mit infernalischem Geschick und erstaunlicher Folgerichtigkeit angestrebte Ziel der französischen Politik ist die Erfüllung der die letzten Jahrhunderte durchwaltenden Sehnsucht des Franzosen, die Clemenceau trotz des hartnäckigsten Kampfes während der Friedenskonferenzen von Versailles nicht befriedigen konnte. Der große, vernichtende Sieg, den die Verbündeten über Deutschland davongetragen haben, ist nach französischem Empfinden mit der Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen und mit dem restlosen Ersatz der Kriegsschäden nicht ausreichend bezahlt. Die geopferten Menschenleben erfordern endlich den Gebietszuwachs, auf den Frankreich einen rechtmäßigen Anspruch zu haben glaubt, einen Anspruch, den es bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit immer wieder erhoben hat, der in dem mit Rußland geschlossenen Geheimvertrage vom Jahre 1916 seine diplomatische Sanktion fand, der während der Debatte über den Friedensvertrag von den Rednern der Parteien, die im Wahlkampf siegten, aufgestellt und dessen Preisgabe Clemenceau geradezu als Verbrechen angerechnet wurde. Die Franzosen suchen nach Vorwänden, auf Grund deren sie Maßregeln ergreifen, Forderungen aufstellen können, die sie in den Stand setzen, dieses Ziel ihrer Sehnsucht, das der Frieden von Versailles im wesentlichen deshalb noch nicht verwirklicht hat, weil die Vereinigten Staaten unter keinen Umständen dafür zu haben waren, noch nachträglich zu erreichen, die bisher nur von ihnen besetzten Gebiete in dauernden französischen Besitz zu verwandeln.

Das Protokoll, dessen Unterzeichnung jetzt zur Bedingung für die Ratifizierung des Friedensvertrages gemacht wird, wird ganz

gewiß nicht das letzte sein, zu dessen Annahme wir gezwungen werden sollen. Unter irgendwelchen Vorwänden werden uns, weil wir Bestimmungen des Vertrages nicht erfüllt haben, neue Strafen auferlegt werden, die uns schließlich bis zu einem solchen Grade der Verzweiflung treiben sollen, daß wir dazu reif werden, uns durch die Abtretung der besetzten Gebiete Ruhe und Frieden zu erkaufen. Wenn wir das Protokoll — mag es nun auch gemildert werden — unterzeichnen und damit zugestehen, daß militärische Maßnahmen gegen uns auch nach der endgültigen Ratifikation des Friedens erlaubt sein sollen, daß wir also dauernd außerhalb der Gemeinschaft der Kulturvölker und der Nichtkulturvölker stehen, die samt und sonders durch die Völkerbundsakte gegen ein solches Verfahren geschützt sind, so begeben wir uns auf einen Weg, der notwendigerweise mit dem Verlust der besetzten Gebiete enden muß."

Und nicht nur mit dem Verlust dieser Gebiete, sondern mit alledem, was dieser Verlust notwendig nach sich ziehen muß. Denn es sind nicht nur Raumkilometer, die mit ihm verloren gehen, obwohl Deutschland im Verhältnis zu dem, was in seinem Begriffe liegt, dann vollends zu einem Zwergstaate zusammenschrumpfte.

Aber von dieser Regierung wird alles unterschrieben werden bis zu dem Punkte, wo die absolute physische Möglichkeit auch eines fanatischen Unterwerfungswillens aufhört, wo auch der mächtigste Feind von dem Wehrlosen nichts mehr herauspressen kann, weil er sich schon von seinen Freunden hat auspressen lassen.

*

Die Auslieferungsfrage wird brennend!

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (früher „Norddeutschen") hat die deutsche Regierung einen Diplomaten zu einem höchst besorgten, auch sonst auffälligen Fühlungsversuche in der Auslieferungsfrage vorgeschickt. „Die deutsche Regierung", so schreibt dazu die „Deutsche Tageszeitung", „hat seinerzeit unter Führung Herrn Erzbergers zur Unterzeichnung auch der Auslieferungsartikel sich bereitfinden lassen. Sie hat in den dann folgenden Monaten auf die deutsche Presse eingewirkt, möglichst wenig von der Auslieferungsfrage zu sprechen und versucht überall die Auffassung zu verbreiten, das würde alles nicht so heiß gegessen, wie es gekocht worden sei, es würde alles nicht so schlimm werden; eine Logik, welche dem bekannten deutschen Charakterfehler berechnend entgegenkommt; von der Seite der Regierungstaktik ist das eine Frivolität. Im Laufe der Monate hat die Regierung dann wachsend begriffen, daß ein Akutwerden der Auslieferungsfrage ihr die Existenz kosten und noch viel weiter reichende Wirkungen haben könne. Gleichzeitig soll den Herren der Gedanke immer unangenehmer geworden sein, daß, wenn die Auslieferung nicht glatt von statten ginge, die Ententemächte dafür ihnen vielleicht sogar an den Kragen gehen würden, sei es direkt, oder mittels der Unabhängigen usw., und es heißt, daß die einschlägigen Minister mit besonderer Sorgfalt Auslandspässe vor ihrer Genehmigung immer daraufhin prüften, ob der Inhaber vielleicht auf einer der feindlichen Listen stehen könne. So wuchs die Beunruhigung der hohen Herren nach zwei Richtungen zugleich, und so benutzten sie im November die Sendung Herrn von Lersners nach Paris, um unter der Hand anzufragen, ob die Sache denn wirklich so ernst gemeint sei, ob sie sich nicht irgendwie anders deichseln ließe. Es ist kaum zu bezweifeln, daß man gleichzeitig die Versicherung abgegeben hat, die Strafverfolgung deutscherseits mit größtem Eifer und aller Strenge auf deutschem Boden und auf Grund des Ententematerials stattfinden zu lassen. Eine schroffe grobe Abweisung, und zwar in der Öffentlichkeit, erfolgte durch die Antwortnote des Obersten Rates in Paris, mit der gleichzeitigen freundlichen Aufforderung an die ‚Verbrecher', sich den Feinden freiwillig zu stellen und so der deutschen Regierung ihre Aufgabe zu erleichtern. Freiwillige Gestellung würde der

deutschen Regierung und ihren Parteien sicher das liebste sein, und es wäre sehr denkbar, daß die Aufforderung zur freiwilligen Gestellung einer deutschen Anregung in Paris entsprungen ist. Charakteristisch hierzu ist auch die Art, wie der ‚Diplomat' der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' der Entente darlegt, wie schwierig es sein würde, die auf der Liste Stehenden, die wohl durchweg Offiziere und Beamte seien, ‚dingfest zu machen', denn ihre früheren Berufsgenossen würden sich dazu meistens wohl nicht hergeben. Das ist die Sorge der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' und der Regierung. Ihnen kommt nicht einen Augenblick in den Sinn und in das Gefühl, daß es eine unerträgliche Ungeheuerlichkeit ist, deutsche Volksgenossen in dieser Weise der Willkür, Rachsucht und Grausamkeit auszuliefern und durch den Akt der Auslieferung die nationale Seele überhaupt des deutschen Volkes ermorden und in den Dreck treten zu lassen. Solche Gedanken kommen einer deutschen ‚Volksregierung' nicht. Sie ist nur besorgt um ihre eigene Stellung und Parteiherrschaft, und wie sie im übrigen über die Auslieferungsfrage denkt, das hat die drohende Andeutung Erzbergers in Weimar gezeigt, politisch unbequeme Persönlichkeiten auf die Auslieferungslisten der Feinde zu bringen; die Vorzüglichkeit der Beziehungen Herrn Erzbergers nach allen Seiten ist ja bekannt.

Kommt die Auslieferungsfrage zum praktischen Austrag, so wird sich das deutsche Volk wahrscheinlich in zwei große Lager scheiden. Die Auslieferungsfrage wird der Angelpunkt für die Gestaltung der inneren Verhältnisse in Deutschland werden. Es sind nicht die nationalen Parteien und Schichten, welche diese vielleicht sehr schweren Krisen hervorrufen, sondern es ist die Haltung und Sinnesart der Regierung und ihrer Parteien, in der sie die Auslieferungsartikel des Friedensvertrages unterzeichnet und damit eine Schuld auf sich geladen haben, die fortzeugend Böses gebären muß. Im letzten Grunde beruht das natürlich nicht allein auf dem Akte der Unterzeichnung, sondern auf der Gesinnung, d. h. vaterländischen Gesinnungslosigkeit, die zur Unterzeichnung dieser beispiellosen Forderungen des Versailler Friedensvertrages geführt hat. Die kommenden inneren Kämpfe werden ihrem Ergebnis nach zeigen, ob das deutsche Volk eine nationale Zukunft zu erwarten hat oder nicht, je nachdem eine Strömung siegt oder die andere. An der Richtigkeit dieses Kriteriums würden auch Einmischungen von außen nichts ändern können."

*

Gedenket der Balten und Baltenkämpfer!

Wie hat man es, schreibt D. Traub in den „Eisernen Blättern", fertig gebracht, weiten Kreisen des deutschen Volks die Balten zu verekeln! Es seien eben „Barone" und „Junker". Welcher Satan ist in die Deutschen gefahren, daß sie alles andere eher schätzen, als deutsches Blut und deutsche Art! Wo liegen jetzt die deutsch-baltischen Flüchtlingsfamilien, Frauen und Kinder? Öffnet man ihnen unsere Grenzen? Russen, Polen, Galizier strömen zu Tausenden zu uns herein. Die Balten sollen ausgerottet werden. Das ist der Plan der Entente. Gut! Die hat recht von ihrem Standpunkt aus. Sie will vernichten, was deutsch ist. Eine deutsche Regierung aber ist für die Deutschen da, und nochmals für die Deutschen und zum drittenmal für die Deutschen! Vergißt sie diese Pflicht, dann hat die Entente recht, wenn sie uns so lakaienmäßig behandelt, wie einen Knecht. Wir aber sollen nicht über die Feinde klagen, sondern über unsere eigene Regierung.

Nun sind die baltischen Truppen heimgekehrt. Es ist unwahr, daß sie alle in Unordnung kommen und spartakistisch gesinnt seien. Nein, sie kommen zum großen Teil in fester Hand und sicherer Ordnung. Deutsches Volk, danke ihnen! Ihr Herz ist voll Bitterkeit, ihre Faust zusammengepreßt, ihre Seele voll Miß-

trauen. Wie könnte es anders sein? Zeige du, daß du ein Deutscher bist. Ein Hilfsbund hat sich gebildet. Helfe, heile, stütze! Worte nützen wenig. Hier hilft nur die Tat. Geld ist gut und bitter nötig. Aber man vergesse nicht, daß die baltischen Truppen nicht Mitleid begehren, sondern erwarten, daß Deutsche ihre deutschen Kameraden achten. Jede niedergetretene Lüge über die Baltenkämpfer ist ihnen der liebste Gruß. Vielleicht kommt der Tag, an dem nicht nur die deutsche, sondern auch die alliierten Regierungen einsehen lernen, daß der Rückzug der eisernen Wehr den Sieg des Bolschewismus bedeutet. In Paris und London weiß man schon heute, daß gerade die deutschen Truppen der europäischen Kultur den selbstverleugnendsten Dienst taten, als sie sich der roten Sintflut entgegenwarfen. Ob man das auch in Berlin weiß? — Jetzt helfe ein jeder, der ein Herz hat für den vaterländischen und völkischen Gedanken. Geldspenden für die Baltikumkämpfer nehmen entgegen unter „Baltikum-Spende“ die „Ostbank für Handel und Gewerbe“ in Königsberg i. Pr., „Ostpreußische Landbank“ in Tilsit; Liebesgaben an den „Vaterländischen Frauen-Verein“ in Königsberg i. Pr. — Unmittelbar zur Sammlung berechtigte Persönlichkeiten haben einen handschriftlichen Ausweis des Generals Graf von der Goltz.

*

Helfferich-Erzberger

In der Klagesache Herrn Erzbergers gegen Dr. Helfferich wird mit Recht darauf hingewiesen — und das kann nicht deutlich genug geschehen —, wie auffällig lahm sich hier der Eifer des Herrn Erzberger in der Wahrung seiner persönlichen Reputation gezeigt hat. Seit Juni 1919 hat Herr Helfferich gegen ihn die schwersten Beschuldigungen erhoben, ohne daß Herr Erzberger es lange Zeit für nötig hielt, den Weg zu suchen, auf dem allein er eine Reinigung von Vorwürfen erreichen könnte, die seine persönliche Ehrenhaftigkeit aufs schärfste berühren. Helfferich mußte zweimal beim Reichspräsidenten in aller Form darauf bringen, förmlich petitionieren, in Anklagezustand versetzt zu werden; und nachdem der Reichspräsident am 7. September endlich mitgeteilt hatte, das Reichskabinett habe Stellung des Strafantrages gegen ihn beschlossen, vergingen noch über drei Wochen, bis Herr Erzberger tatsächlich den Strafantrag stellte!

Nachdem aber die Klage eingeleitet war, begann Herr Erzberger einen zähen Kampf darum, die Beweisführung seines Gegners nach Möglichkeit einzuengen. Diese Versuche Erzbergers sind höchst seltsam gegenüber dem umfassenden Charakter der Anschuldigungen Helfferichs, der den Reichsminister Erzberger uneingeschränkt als den Typ eines Mannes hinstellte, der aus der Politik in unzulässiger Weise ein Geschäft mache. Nach Lage der Dinge kann Dr. Helfferich sich trotz aller Bemühungen der Gegenpartei nicht nehmen lassen, die auf breitester Grundlage erhobene Anschuldigung gegen Herrn Erzberger auch auf breitester Grundlage unter Beweis zu stellen. Man darf wohl erwarten, daß das Gericht ihm darin beistehen werde; eine Abschneidung des Wahrheitsbeweises auf breitester Grundlage würde ja auch eine klare Rechtsbeugung sein.

*

Kotau

Der Reichsrat hat einen Gesetzentwurf angenommen, der die „Verfolgung von Kriegsverbrechen“ vorsieht. Schon die Begründung dieses Gesetzentwurfes ist bezeichnend für die Würdelosigkeit unserer heutigen Regierung, denn der Entwurf wird damit begründet, daß man auf das Ausland Rücksicht nehmen müsse. Im Auslande, so heißt es nämlich, namentlich in den Ententeländern, seien Zweifel darüber geäußert worden, ob die Regierung mit der nötigen Tatkraft gegen Straftaten vorgehen werde, die von Deutschen gegen feindliche Staatsangehörige, namentlich auch im besetzten Auslande begangen seien. Es erscheine der Regierung aus politischen Gründen zweckmäßig, vor aller Welt klarzustellen, daß diese

Zweifel unbegründet seien. Darum schlägt der Gesetzentwurf vor, alle diese Taten der Zuständigkeit des Reichsgerichts zu unterstellen und den Oberreichsanwalt zu verpflichten, wegen solcher Verbrechen auch dann einzuschreiten, wenn sie im Auslande begangen sind, während bisher nach dem Strafgesetzbuche für im Ausland begangene Straftaten kein Verfolgungszwang bestand. Also wieder einmal, bemerkt die „D. Z.“, will man um der Entente willen angebliche Greueltaten von Deutschen feststellen, trotzdem bereits auch schon ein Unterausschuß des Untersuchungsausschusses sich mit diesen „Rechtsverletzungen“ befassen soll. Dagegen hört man nichts davon, daß die Regierung wegen der rechtswidrigen Handlungen, die jetzt im besetzten Gebiete in großer Zahl begangen werden, irgendwelche Untersuchungen einleitet, obgleich diese Greueltaten nicht etwa im Kriege begangen werden, sondern nach dem Waffenstillstand und während der Friede unmittelbar bevorsteht. —

Wenn etwas geeignet ist, den Ekel und die Verachtung in den Ententeländern gegen das heutige Deutschland noch zu steigern, dann ist es die Gesinnung, die sich in dieser Knechtsgebärde entblößt. Die Regierung hat es wirklich nicht nötig, das Ausland erst von dieser Gesinnung zu überzeugen.

*

Vorübungen zur Lösung der „Schuldfrage“

Dem „parlamentarischen Untersuchungsausschuß“ gibt Dr. L. Ehlermann im „Tag“ einige praktische Anleitungen an die Hand:

Endlose Akten werden gewälzt, endlose Referate und Korreferate erstattet, endlose Reden geschwungen. Äußerst wichtige „Vernehmungen“ fesseln das öffentliche Interesse. Und eines Tages wird dann der Vorsitzende des Ausschusses der aufhorchenden Welt klipp und klar verkünden können: „Herr X Y ist schuld am Weltkriege ...“

Wäre es da nicht empfehlenswert, wenn die Leute, die sich an eine so schwierige Aufgabe wagen, ihren Befähigungsnachweis erst einmal durch überzeugende Lösung einer etwas leichteren Aufgabe brächten? Zum Beispiel: Wer hat die Völkerwanderung losgelassen? Wer war schuld an den Punischen Kriegen? Wer am Zusammenbruch des Weströmischen Reiches? ... Stellen wir die Aufgabe noch einfacher! Z. B. wer ist schuld an den Äquinoktialstürmen? Man wird zugeben müssen, daß Naturerscheinungen dieser Art im Vergleich zu weltgeschichtlichen ganz elementar und deshalb in ihren Ursachen sehr viel leichter und sicherer zu übersehen sind. Bei den Äquinoktialstürmen z. B. kommt man mit Physik und etwas Astronomie ganz wohl aus. Zur Beurteilung weltgeschichtlicher Probleme dagegen gehört volle Beherrschung eines gewaltigen Komplexes von Wissenschaften. Die Ursachen der Naturerscheinungen zu ergründen, kann man deshalb auch weit eher hoffen, als die weltgeschichtlicher Vorgänge. Nun also: wie steht es mit der Antwort? Sollte vielleicht der löbliche Ausschuß auch hier den Schuldigen nicht unfehlbar ermitteln können? Nun, dann gehen wir in unseren Anforderungen noch einen Schritt herunter und empfehlen ihm die bekannte Preisfrage: wenn ein Kamel nicht durch ein Nadelöhr geht, ist dann die Größe des Kamels oder die Kleinheit des Nadelöhrs schuld? Die Beschäftigung mit dieser Frage führt zu tieferer Einsicht in die Natur der Kamele. Denn daß ganz allein die bornierten Nadelöhre schuld sind, wird jedes Kamel mit um so stärkeren Brusttönen der Überzeugung und zugehöriger um so größerer sittlicher Entrüstung versichern, je — größer es ist ...

Was vielleicht das Tollste ist: diese Schuldfrage wird gerade von den Leuten am heftigsten erörtert, die sonst immer das Dogma verteidigt haben, daß die Weltgeschichte nicht von „Einzelnen“, nicht von „Großen Männern“ gemacht wird, sondern von den Massen; daß die großen Männer sehr mit Unrecht berühmt, bewundert, verehrt seien. Denn sie führten nur das aus, was die Massen, wenn auch unbewußt, wollten; sie vollendeten nur das, wofür die Zeit ohnehin reif sei, und wenn die betreffende

Großtat der eine nicht vollbracht hätte, so würde es eben ein anderer für ihn gemacht haben. Und nun begeben sich die Verfechter solcher Anschauungen auf die leidenschaftliche Suche nach dem Sündenbock?

*

Was Herr von Bethmann sich nicht vorstellen konnte

Der verstorbene bulgarische Gesandte in Berlin, Herr Rizoff, so berichtet Graf Reventlow in der „D. T.“, erzählte mir nicht lange vor seinem Tode, Herr von Bethmann Hollweg habe ihn gefragt, in wessen Solde ich wohl stände. Rizoff, der selbst aus dem Journalistentum hervorgegangen war, antwortete, er sei sicher, daß ich aus Überzeugung schriebe und in niemandes Sold stände. Herr von Bethmann Hollweg habe geantwortet, dann sei ihm ganz unbegreiflich, daß ich ihn mit solcher Schärfe dauernd angriffe.

Herr Rizoff war ein Mann von seltener Offenheit und Anständigkeit des Charakters. Es ist unendlich charakteristisch für Herrn von Bethmann Hollweg, daß er sich nicht vorstellen konnte, es könne ihn jemand aus rein politischen Gründen und einer von diesen getragenen eigenen Überzeugung angreifen und darauf arbeiten, daß er von seinem Platze verschwände.

*

Revolutionsgewinnler

Der „Fall Sklarz“, der so deutlich die Gefolgschaft der jetzt in Deutschland regierenden Kreise beleuchtet, wird natürlich auch in der schweizerischen Presse lebhaft besprochen. Wenig bekannt aber ist, daß Herr Sklarz, der langjährige Freund Scheidemanns, in den ersten Hotels der Schweiz ein wohlbekannter Gast ist. Seit vielen Monaten, wird der „Kreuzztg.“ aus der Schweiz geschrieben, wohnt Frau Sklarz im Grand Hotel Dower, wohl dem teuersten Hotel Zürichs, mit ihrem Kinde und einer „Nurse“, was ja weit eleganter klingt als Kindermädchen. Die Eleganz der Toiletten und der Reichtum an Schmuck erregte hier wie auch in St. Moritz, wo die Familie Sklarz zeitweilig Aufenthalt nahm, Aufsehen. Es ist dies die Elegauz, die heute typisch in der Schweiz geworden ist, und allgemein als Schieber-Eleganz bezeichnet wird.

Frohe Tage waren es, als Herr und Frau Sklarz ihren Busenfreund Scheidemann hier begrüßen konnten. Mit einem Frühstück, dessen Speisenfolge die größten lukullischen Genüsse aufwies, zu dem die erlesensten Weine serviert und Champagner in Strömen floß, feierten Herr und Frau Sklarz das Wiedersehen mit ihrem Freunde. Ein Lächeln nötigt es dem Wissenden ab, wenn Herr Noske jetzt die krampfhaftesten Anstrengungen macht, Herrn Sklarz von seinen Rockschößen abzuschütteln. Hier in der Schweiz war das zweite Wort des Herrn Sklarz „Mein Freund Ebert, mein Freund Noske“, welch letzteren er auch gewöhnlich familiär mit „Justav“ bezeichnete.

Herr Sklarz fuhr häufig nach Deutschland und wieder nach Zürich zurück, Paßschwierigkeiten gab es für Herrn Sklarz anscheinend nicht. Bei so hoher Protektion werden weder die Paßbehörden noch das Staatssteueramt sich um die Reisen des Herrn Sklarz gekümmert haben.

Wenn Herr Sklarz jetzt behauptet, daß er an den ominösen Geschäften nichts verdient habe, so wird dies insofern richtig sein, als Herr Sklarz diese Gewinne längst in die Schweiz in Sicherheit gebracht hat. Wie sollte auch sonst der Aufwand, den die Familie Sklarz hier treibt, bestritten werden?

Das Auftreten unserer hohen Regierungsmänner und ihres Anhanges in der Schweiz ist keinesfalls so bescheiden, wie es die Zeitumstände doch wirklich erforderten. Die Familie Erzberger wohnt nur in den teuersten Hotels, mit Vorliebe im Suvretta-Haus, dessen Preise selbst für das Preisniveau von St. Moritz als exorbitant bezeichnet werden müssen. Herrn Scheidemann hat der Schreiber dieser Zeilen selbst in Luzern beobachtet. Außer seinem Zimmer konnte Herr

Scheidemann ohne Salon nicht existieren. Seine Mahlzeiten ließ er sich auf der an seinen Salon anstoßenden Terrasse servieren, kurz, Herr Scheidemann hatte sich die Allüren eines Grandseigneur in kurzer Zeit angewöhnt. —

Sehr anmutig. Man begreift nun vieles, man begreift auch, daß Herr Erzberger in diesem Bilde kein Schönheitsfehler ist und uns erhalten bleibt..."

*

Entente und Unabhängige

Wenn noch nicht durchweg mexikanische Zustände in Deutschland herrschen, so danken wir das in erster Linie den Sicherheits- und Einwohnerwehren, die überall da erfolgreich einsprangen, wo die auf Grund politischer Gesinnungstüchtigkeit zusammengestellten Polizeitruppen versagten. Die neuen Hüter der Ordnung sind den Unabhängigen von jeher ein Dorn im Auge gewesen. Herr Henke, jetzt Haases Nachfolger auf dem Autokratenthron der Unabhängigen, hat es daher für nötig gehalten, in der Nationalversammlung die verhaßte Formation bei der Entente anzuschwärzen, indem er diesen Versuch, dem Räubergesindel in Stadt und Land eine entsprechende Polizeimacht entgegenzustellen, als einen Verstoß gegen den Friedensvertrag auslegte.

Die Wirkung dieser Denunziation ist bekannt. Was Wunder, daß auf dem Leipziger Parteitage die „englische Gerechtigkeit" in hohen Tönen gepriesen wurde, während man auf der andern Seite die deutschen Machthaber als „Tiere in Menschengestalt" kennzeichnete.

Die zarten Beziehungen der Unabhängigen zur Entente bestehen nicht erst seit gestern. Schon im Kriege wurde den feindlichen Spionen von ihren Zentralen aufgegeben, im Falle sie irgendwelcher Unterstützung durch Rat und Tat bedürften, sich nur immer getrost an einen Vertrauensmann der Unabhängigen zu wenden. Auf den könnten sie Häuser bauen, wenn es gelte, das eigene Volk zu verraten.

*

Festhalten!

Hindenburg hat unter Eid vor dem sogenannten Untersuchungsausschusse erklärt:

„Während sich beim Feinde trotz seiner Überlegenheit alle Parteien zusammenschlossen, machten sich bei uns, je schwieriger unsere Lage wurde, die (demokratisch-sozialistischen) Parteiinteressen um so schärfer geltend."

Hindenburg wollte „Kraft und Mitarbeit gewinnen, bekam aber Versagen und Schwäche".

„Die deutsche Armee ist von hinten erdolcht worden; wo die Schuld liegt, bedarf keines Beweises."

Im „Vorwärts" hat der Satz gestanden: „Ich bekenne ganz offen, daß ein voller Sieg den Interessen der Sozialdemokratie nicht entsprechen würde."

„An dem Tage," so hat Walter Rathenau gesagt, „wo der Kaiser als Sieger mit seinen Paladinen auf weißen Rossen durch das Brandenburger Tor einziehen würde, hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren."

*

Was wird aus den Deutschbalten?

Was ein Gewährsmann der „Deutschen Zeitung", August Abel, unter dem 25. November v. J. aus seinen persönlichen Erlebnissen dazu berichtet, läßt diese quälende Gewissensfrage in einem geradezu schaurigen Lichte erscheinen. Welches Licht dabei auf die uns heute Regierenden fällt, sei ihrer eigenen Gewissensprüfung überlassen. Der berichtete Fall ist unerhört:

„Zwei Damen, eine geborene Reichsdeutsche und eine Deutsch-Baltin namens Fräulein von Harpe trafen in der Nacht auf dem Bahnhof in Bajohren ein, um nach Deutschland zurückzukehren. Die Reichsdeutsche hatte einen Ausweis vom Kampfgeschwader Sachsenberg, daß sie bis zu diesem Tage als Helferin in der Krankenpflege beim Geschwader tätig war und infolge der un-

sicheren Verhältnisse nach Deutschland zurückkehre. Der an der Grenzübergangsstelle diensttuende republikanische deutsche Hauptmann erkannte diesen Ausweis aber nicht als ausreichend an, sondern verlangte eine Geburtsurkunde! Da die Dame diese nicht vorzeigen konnte, wurde ihr bedeutet, sie könne zurückfahren, wo sie hergekommen sei (!). Der Deutschbaltin, die mit einem gleichen Ausweise versehen war, wurde dasselbe gesagt. Alles Bitten und Flehen half nichts: der Zug nach Deutschland fuhr ab, nachdem man die eine der beiden Damen gewaltsam am Besteigen des Abteils verhindert hatte, der Wartesaal wurde geschlossen, und die beiden Damen standen des Nachts um ½2 Uhr bei 12 Grad Kälte unterkunftslos auf dem Bahnsteig in Bajohren, bis sich schließlich ein Kriminalbeamter (kein „republikanischer deutscher Hauptmann"! D. T.) ihrer erbarmte und sie mit in seine Wohnung nahm, wo sie sein eigenes Schlafzimmer mit ihm und einem andern Herren teilten. Dann bestiegen sie den nächsten nach Mitau zurückfahrenden Zug und hätten gewiß das Schicksal der 50 Ermordeten oder 150 Verwundeten geteilt, wenn nicht in Murajewo der Chefarzt eines Lazarettzuges sich ihrer angenommen und sie mit nach Deutschland genommen hätte.

Wir verstehen, daß die deutsche Regierung die Einwanderung nach Deutschland erschweren will und wünschen nur, daß sie dies schon früher getan hätte, denn dann trieben heute 60000 russische Juden weniger ihr Unwesen in Berlin. Die in Bajohren abgewiesene Deutsch-Baltin hatte sechs Wochen in bolschewistischen Gefängnissen gesteckt, vier Wochen in lettischen Kerkern geschmachtet, ihr Vater war monatelang nach Sibirien verschleppt und diente beim Kampfgeschwader Sachsenberg. Ihr Bruder stand bei der baltischen Landeswehr, ihre Mutter und ihre jüngere Schwester befanden sich in litauischer Gefangenschaft. Es hat gewiß nicht im Sinne des Gesetzes gelegen, diese Dame von neuem der lettischen Grausamkeit und höchst wahrscheinlich einem qualvollen Tode auszuliefern, aber daß es nicht so gekommen ist, hat nur der Zufall verhindert. Dieses eine miterlebte Ereignis und die später eingetroffenen Meldungen lassen den Untergang des ganzen deutschbaltischen Stammes mit Gewißheit voraussagen, wenn nicht sofort die Grenze geöffnet wird.

Die Deutsch-Balten haben wie kein anderer Stamm ihr Deutschtum durch alle lettischen und russischen Verfolgungen hindurch treu bewahrt. Sie haben aus dem Baltenland ein Kulturland erster Ordnung gemacht. Kein Mensch, selbst die Entente nicht, hat versucht, das zu bestreiten. Das ganze herrliche Land, von der Memel bis zur Düna und weit über die Düna hinaus, atmet reines, unverfälschtes Deutschtum. Man muß in baltischen Häusern gewesen sein, um sich ein Bild machen zu können von dieser rührenden Anhänglichkeit an alles, was deutsch ist! Kein Balte ließ sich russifizieren, und wenn es mal den Anschein hatte, als ob jemand aus irgend welchen Gründen zum Russentum hinneigte, war er geächtet und verachtet. Die Deutsch-Balten unterhielten auf eigene Kosten deutsche Schulen: die Dorpater Universität war das mächtigste und vornehmste Bollwerk des Deutschtums mit der Front gegen Osten. Man spreche uns nicht von ‚baltischen Baronen!' Zunächst bilden sie nur 5 von 100, und dann hatten sich die Letten unter ihnen wirklich nicht zu beklagen, was mir zahlreiche ‚Panjes' selbst bestätigt haben.

Schon im Jahre 1818 schafften diese fürchterlichen ‚Barone' aus freien Stücken die Leibeigenschaft ab, während sie in Rußland noch 45 Jahre lustig weiter bestand. Nein, alle Balten, Barone, Bauern, Handarbeiter, Lehrer, kurzum alles, was deutschbaltischen Stammes ist, gehört zu uns, darf nicht an der Grenze abgewiesen werden, muß bei uns eine Heimat finden, wenn wir ihnen auch wirklich nicht viel zu bieten vermögen. Eben so wenig, wie wir die Deutsch-Österreicher aufgeben, dürfen wir die Deutsch-Balten aufgeben."

Den galizischen, russischen, polnischen, litauischen Juden hat man die

deutschen Reichspforten sperrangelweit aufgerissen, hat sie zu Hunderttausenden das deutsche Land überschwemmen lassen — hilflose, in Todesnot flüchtende Frauen deutschen Geblütes, die mit allen ihren Angehörigen Leib und Leben und ihre ganze Habe für die deutsche Sache in die Schanze schlugen, dafür unsäglichen Leiden sich preisgaben, die — „können zurückfahren, wo sie hergekommen sind"! Ist — von allem Ethischen und allem Völkischen gar nicht zu reden — ist eine widerwärtigere Unnatnr nur denkbar? Und glaubt man, ja glaubt man wirklich, mit solchen widernatürlichen Unsauberkeiten sich die Sympathien des brünstig umbuhlten Auslandes erspeicheln zu können? Das wäre in der Tat einmal eine moralische Unterschätzung des Feindes.

*

Ein Gastspiel der Tschecho-Slowaken

Freundnachbarliche Beziehungen zum tschechisch-slowakischen Staate anzubahnen, hat sich die deutsche Regierung zeitweise so angelegen sein lassen, daß darüber der Anschluß an Deutschösterreich glücklich verpaßt wurde. Was bei den Anbiederungsversuchen an Masaryks Edelvolk herausschaut, hat sich in einer Berliner Versammlung gezeigt, in der die Gründung einer tschechisch-slowakischen Handelskammer vorgenommen werden sollte. Für die brüderlichen Gefühle, die uns von den tschecho-slowakischen Staatsangehörigen entgegengebracht werden, legte der Verlauf der Veranstaltung ein beredtes Zeugnis ab. In der Aussprache bediente sich ein Redner der tschechischen Sprache, ohne sich an die Vorhaltungen des Vorsitzenden zu kehren. Ungemein bezeichnend ist die beschämende Tatsache, daß die anwesenden Reichsdeutschen sich gegenüber einer solch dreisten Herausforderung und Verhöhnung des Gastrechts vollständig passiv verhielten. Der Vorsitzende, ein Tscheche, entzog schließlich dem Redner das Wort, der dann in geläufigem Deutsch erklärte, daß er sich in Prag über die ihm widerfahrene Unbill beschweren werde!! Ein Vertreter der Buchbinderfirma Lüderitz & Bauer zog ebenfalls über die Geschäftsführung her und verstieg sich zu der unerhörten Äußerung: „Die deutschen Gesetze gelten für uns nicht mehr." Als ihm daraufhin die Tür gewiesen wurde, wartete ein Rechtsanwalt Dr. Dach mit einer wüsten Hetzrede gegen das Deutschtum auf.

Wenn man sich vor Augen hält, daß es sich bei dieser Veranstaltung — die, wie gesagt, nicht in Prag, sondern in Berlin stattfand — darum handelte, die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu fördern, so kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, was für glänzende Aussichten sich der von deutscher Seite mit Hochdruck betriebenen deutsch-tschechischen Versöhnungspolitik eröffnen.

*

Völkische Verkommenheit

In einer Stadt im Westen haben Zeitfreiwillige eine Übung abgehalten. Darauf ging beim Reichswehrminister ein Schreiben ein, unterzeichnet Ortsgruppe Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands, in dem ein sofortiges Unterbinden solcher Übungen gefordert wird. Der Brief schließt: „Sollte bis zum 12. Dezember noch nicht hier eingeschritten worden sein, so zwingt uns die Rücksicht auf die persönliche Sicherheit der hiesigen Sozialisten, dem französischen Verbindungsoffizier in Frankfurt am Main Mitteilung von den hiesigen Waffenverstecken und Vorgängen zu machen." — In einer Berliner Versammlung erklärte der Unabhängige Rabold: „Unsere Gefangenen müssen in Frankreich dafür schmachten, weil die Regierung nicht Leute zum Wiederaufbau senden will. Es sind Leute genug hierfür vorhanden. Die Regierung sollte sämtliche Offiziere, an der Spitze Noske und Ludendorff, dahin entsenden. Ebenso müssen alle Schuldigen an die Entente ausgeliefert werden. Wir werden den Auszuliefernden noch einen Fußtritt hinterher geben."

Landesverräter und andere Lumpen gibt es in allen Staaten, aber nur in Deutschland dürfen sie sich in aller Öffentlichkeit organisieren und werden sie als gleichberechtigte politische Partei anerkannt. Nur Deutschland stellt ein so großes Heer dieser in jedem anderen Volke Gezeichneten und Geächteten, daß sie der stärksten politischen Partei das Gesetz des Handelns vorschreiben und das ganze Land terrorisieren können. Freilich hat es auch nur in Deutschland einen „Rat der Deserteure" gegeben. Ein kaum noch zu übersteigender Grad völkischer Verkommenheit, aber noch furchtbarer ist: daß sie einem Großteil des Volkes gar nicht zum Bewußtsein kommt. Gr.

*

Reichstagswahlen

Endlich wird uns in bestimmter Tonart versichert, daß die ersten Reichstagswahlen für April in Aussicht genommen seien. Mit Recht bezeichnet es die „D. Z." als einen Skandal, daß die Regierung die Neuwahlen immer weiter hinausschiebt: „Die Nationalversammlung hatte nur bis zur Erledigung der Verfassung das gesetzliche Recht zu tagen. Sofort nach Annahme der Weimarer Verfassung hätte die Regierung die Versammlung auflösen und Neuwahlen ausschreiben müssen. Alle Beschlüsse, die nach dem 11. August von der Nationalversammlung gefaßt worden sind, müssen als ungesetzlich betrachtet werden. Aber die Regierung weiß wohl, warum sie die Wahlen hinausschiebt. Auch ihr ist nicht verborgen geblieben, daß die Neuwahlen ein völlig verändertes Parlament ergeben werden, und daß die Herrlichkeit dahin ist, wenn erst einmal die Wähler gesprochen haben. Deshalb das immer neue Hinauszögern der Wahlen. Wir bedauern nur, daß die rechtsstehenden Parteien nicht viel schärfer, als sie es bisher getan haben, auf sofortige Neuwahlen immer wieder dringen und gegebenenfalls alle notwendigen Folgerungen aus der Verzögerung der Wahlen ziehen."

Diesem Bedauern über mangelndes energisches Auftreten der rechtsstehenden Parteien wird man sich leider anschließen müssen, und zwar nicht nur im Hinblick auf die Reichstagswahlen. Von Ausnahmen (wie der letzten Rede Dr. Hugenbergs) abgesehen, haben sie es auch sonst an rücksichtslosem Zupacken fehlen lassen, wo nur ein solches ihrer Bedeutung für das Wohl des Gesamtvolkes gerecht werden und auch weitere Kreise mitreißen konnte. Auch hier zeigt sich ein Verkennen der Psychologie des Volkes. Das Volk ist der hohlen Paukenschläge, des Hin- und Hergezerrtwerdens zwischen den Heubündeln herzlich müde, es wird den Führern folgen, die ihm klare Ziele mit der Aussicht auf ein nur erträgliches, aber befriedetes und überschaubares Dasein vor Augen stellen und für diese Ziele nicht nur klaren Willen, sondern rücksichtslose Entschlossenheit mitbringen. Es wird denen folgen, die wissen, was sie wollen und vor keiner mannhaften Tat zurückschrecken, das auch durchzusetzen, was sie wollen. Hätten die rechtsstehenden Parteien im Falle Erzberger ihre volle Pflicht und Schuldigkeit getan, so wäre dieser Finanzfriseur heute wohl kaum mehr in der Lage, die Reichswirtschaft noch weiter auszukämmen, bis es keine Haare mehr zu lassen gibt. Aber auch sie haben sich — es muß doch einmal offen herausgesagt werden — von dem Toben der Mehrheit und nicht zuletzt von den Unverschämtheiten und der eisernen Stirn Erzbergers einschüchtern und in ihrem Vorgehen lähmen lassen — mehr als der Fall vertrug, mehr auch, als für die kommenden Reichstagswahlen günstig ist. Denn die bloße Tatsache, daß sie diesen Reichsschädling unschädlich gemacht und damit einer frischen Luftzufuhr zur allmählichen Gesundung das Fenster aufgetan, hätte ihnen Ansehen und Einfluß weit über die eigenen Anhängerkreise hinaus verschafft. Sie hätten imponiert, das Volk hätte gesagt: „Es sind doch wenigstens Kerls!"

Jetzt gilt es, die Reichstagswahlen nicht erst an sich herantreten zu lassen, sondern wohlbedacht und wohlgerüstet ihnen entgegenzugehen. Gr.

*

Weiter zum Abgrund

In Preußen ist noch im letzten Jahre ein Gesetz erlassen worden, nach welchem den kleinen Einkommen die Steuern ganz oder teilweise abgenommen werden und dafür den höheren Einkommen Zuschläge gemacht werden. Jetzt soll der Arbeiter mit 3000 M Einkommen bereits 210 M Steuern zahlen, der mit 6000 M Einkommen schon 600 M. Dem hält Regierungsrat M. Conrad in den „Grenzboten" die Feststellung gegenüber, die neulich im besetzten Gebiet in einer Kommission gemacht wurde, an der Staats- und Gemeindebehörden beteiligt waren: Hier wurde der notwendige Verbrauch einer Arbeiterfamilie auf 1200 M im Monat festgestellt. „Die Richtigkeit dieser Bezifferung mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist es klar, daß von einem Existenzminimum Steuern nicht mehr entrichtet werden können, und dieses Existenzminimum liegt wesentlich höher als bei 1000 M Papierwährung jährlich, wie das Gesetz annimmt. Die Steuern, die für die untern Stufen festgesetzt werden sollen, stehen infolgedessen nur auf dem Papier; das ‚Proletariat' wird sich gegen sie mit noch größerer Energie wehren, als wir es bisher schon auch seitens der bessergestellten Arbeiter erlebt haben, die nach ihrem Einkommen versteuert werden sollten. Gegen die Hälfte des Volkes lassen sich Zwangsvollstreckungen nicht durchführen. Wohlweislich überläßt deshalb auch das Landesbesteuerungsgesetz das Risiko für das Aufkommen dieser Steuerbeträge den Ländern und Gemeinden. Diesen werden nämlich 90 Prozent des Einkommens aus den unteren Stufen überlassen! Je höher das steuerpflichtige Einkommen, desto mehr behält davon das Reich. Selbst wenn aber die Steuer in den unteren Klassen überhaupt realisierbar wäre, so würde die offensichtliche Folge sein, daß der ‚Proletarier' den Steuerbetrag durch Lohnerhöhung wieder einbringen würde. Hier zeigt sich schon, daß die Folge der Steuer eine erneute Verteuerung des Lebens sein wird. Noch krasser springt diese Verteuerung ins Auge, wenn man die großen Vermögen betrachtet; denn selbstverständlich ist jeder bestrebt, diese abnormen Schröpfungen durch Erhöhung des Einkommens wettzumachen. Die Gewinnansprüche bei den Geschäften, die jetzt schon unverhältnismäßig sind, werden wesentlich wachsen, die Preise aller Produkte verteuert. Wir schreiten weiter auf dem Wege der Verteuerung des Lebens oder der Entwertung des Geldes. Das ist die nächste Wirkung der Steuer, der Vorbote des Zusammenbruchs."

*

Würdeloser Unfug

Zu den Selbstentblößungen des nachgerade in allen Volkskreisen anrüchig gewordenen „parlamentarischen Untersuchungsausschusses" wird der „Köln. Volksztg." geschrieben:

Man hat auch in anderen Ländern in früheren Jahren, vor allem in England, derartige parlamentarische Untersuchungsausschüsse gesehen. Aber dann waren es keine Sinzheimer, Cohn und David, die mit dieser Aufgabe betraut wurden, sondern die höchsten Gerichtsbeamten, die angesehensten Rechtslehrer, Staatsrechtskenner, Geschichtschreiber und ähnliche Leute. Mir ist keine Verhandlung eines englischen Untersuchungsausschusses bekannt, welche so würdelos verlaufen ist, wie bisher so viel Verhandlungen vor dem deutschen Untersuchungsausschuß.

*

Aus Sparsamkeitsrücksichten

muß der Druck der Verlustliste eingestellt werden, zumal da im wesentlichen nur noch die Veröffentlichung der Namen der zurückkehrenden Kriegsgefangenen als Abschluß fehlt." So wurde in halbamtlichem Deutsch mitgeteilt. Millionen von Vätern, Müttern und Bräuten, schreibt die „Gartenlaube", haben die Verlustliste qualvoll durchsucht und wir Deutschen ehrten uns selber mit der Namensnennung der Gefallenen, Verwundeten und Vermißten, während in den

Ententeländern vielfach Schweigen über die Ernte des Todes gebreitet wurde. Jetzt bricht die große Sinfonie plötzlich ab; die Namen der Kriegsgefangenen fallen unter den Tisch. Und diese Unterlassungssünde sucht die Regierung mit Ersparnis zu rechtfertigen! Die Erzbergersche Friedensangebot-Schwindelrede wurde des öffentlichen Anschlags würdig erachtet (es unterblieb vermutlich, weil nicht genug schamrotes Papier aufzutreiben war) — aber für die Namen der aus qualvoller jahrelanger Gefangenschaft Zurückkehrenden war Satz, Druck und Papier zu teuer; da wurde Sparen Losung. Hat man je an anderen Stellen das Ersparnis-Motiv durchklingen hören? Der Reichsfinanzminister hält sich beide Ohren zu, sobald Klagen über die maßlose Verwirtschaftung öffentlicher Gelder laut werden, nur die lächerlich geringe Summe für die Namhaftmachung unglücklicher Kriegsteilnehmer darf nicht aufgewendet werden. Aber vielleicht erbarmt sich der geheimnisvolle Wohltäter, der die Million Mark in Gold im Falle Mannheim zahlte, und ermöglicht den würdigen, d. h. vollständigen Abschluß der Verlustliste.

*

Wie gefälscht wird

Es ist ja recht unangenehm, schreibt D. G. Traub in der „Post", daß die Dinge im Untersuchungsausschuß so peinlich verlaufen. Man hatte sich das auf seiten der Linken ganz anders vorgestellt. Hier hilft ja bloß noch lügen. Das besorgt man gründlich. Wenn ein Minister der gegenwärtigen Regierung sich eine gehörige Abfuhr geholt hat, so Dr. David mit seinem Vorwurf, daß das deutsche Volk in der Frage Friedensfühler Wilsons hinters Licht geführt worden sei. Schadet nichts. Eben lese ich den Dortmunder Generalanzeiger, der in 200000 Häusern gelesen wird. Er druckt den Bericht mit der fetten Überschrift ab: „Das Verbrechen am Volk", druckt gesperrt, daß Dr. David kurz und klar ausgesprochen hat, das deutsche Volk sei in der U-Boot-Frage hinters Licht geführt worden und druckt dann klein: Bethmann Hollweg wies diese Behauptung mit großer Energie zurück. Dieser Generalanzeiger wird, wie gesagt, in mehr als 200000 Häusern gelesen. Also so wird's gemacht! Die Tatsachen werden einfach gefälscht.

*

Schmierige Gesinnung

Die übelste Erscheinung in dieser übeln Zeit, das ist die schmierige Gesinnung, die sich an allen Ecken und Enden breit macht. Am häßlichsten tritt sie einem entgegen in der Art, wie sie sich gegen Andersgesinnte betätigt. Denen wird zum Verbrechen angerechnet, daß sie ihre Gesinnung nicht abwerfen wie ein schmutziges Hemd. Wenn z. B. ein königstreuer Offizier a. D. den Mut und die Gesinnung hat, seine Verlobung anzuzeigen als „Königlich preußischer Leutnant a. D.", so braucht man ihn vom Standpunkte der gegenwärtigen Staatsverfassung nicht gleich zum Eintritt in die Reichswehr der neuen Republik aufzufordern, aber ihn darum verhöhnen, beschimpfen, verächtlich machen wollen, wie es kürzlich das Regierungsblatt dieser Republik, der „Vorwärts", unternahm, kann nur schmierige Gesinnung. Doppelt schmierige, weil sie den „heiligsten Grundsatz" verrät, auf den sie gestern noch geschworen hat: daß niemand um seiner politischen Gesinnung, seiner Überzeugung willen verfolgt oder minder geachtet werden dürfe. Wäre der Fall nur ein vereinzelter! Aber im „Vorwärts" und den seiner Seele am nächsten stehenden, wenn auch — aus Konkurrenzgründen — noch so tüchtig bekämpften Blättern, ist er typisch.

Welche Hefe ist da an die Oberfläche gestiegen! Und wenn es noch Hefe wäre, aber das ist ja schon Kloake. Man lese nur Artikel wie „Wilhelm und Auguste" im „Vorwärts", worin sogar diese edle, herzensgütige Frau, der ein halbwegs anständiger Mensch doch mindestens menschliches Mitgefühl schuldet, heruntergezerrt wird. Und an anderer Stelle des selben sozialdemokratischen Regierungsblattes die schamlose Selbstentblößung eines Schmierfinken, der den tapferen Ge-

burtstagsgruß der Frau Behm an die Kaiserin in der Nationalversammlung in schweifwedelnde Byzantinerie umfälscht:

Wie die Behmen hat gewedelt,
Hätte jeden Hund veredelt. —
Waldl seufzt: „Ich selber kann's
Nicht so gut — und hab 'nen Schwanz."

Als ob heute nicht tausendmal mehr Mut dazu gehörte, vor einer solchen Versammlung für die Kaiserin einzutreten, als mit den — Hunden zu heulen!

So also soll die „neue Zeit", das „neue Regime" aussehen? Wenn das wäre, dann könnte keine Fremdherrschaft schlimmer sein als — diese. Gr.

*

Deutsche Festgabe zum Einzuge der Polen

Aus der Stadt Schönsee im westpreußischen Kreise Briesen wird der „D. Z." berichtet: Die dortigen Stadtverordneten haben für eine Feier aus Anlaß des Einzuges der Polen 4000 Mark bewilligt. Die Stadtverordnetenversammlung zählt nur deutsche Mitglieder, im Magistrat sitzt nur ein einziger Pole.

Her mit dem nächsten Stiefel zum Ablecken!

*

Warum Deutsch-Österreich hungern muß

Von dem Tage der Erklärung des Weltkrieges an bis ganz zuletzt, schreibt die „Deutsche Tageszeitung", haben sich englische und teilweise auch französische, aber immer amerikanische Missionen in Wien befunden, sie sind niemals ausgewiesen worden, man hat ihnen auch niemals eigentlich Schwierigkeiten bereitet. Im Gegenteil, sie sind genau so die Hintertreppe zu den Kemenaten der Mutter der Prinzen Sixt und Elias von Bourbon hinaufgegangen wie der bekannte, soviel beschäftigte deutsche Politiker und Vertrauensmann Bethmann Hollweg. Die Namen Cikus, Morgenthau und noch viele andere sind ja keine Episode, sondern sie deuten einen ganz bestimmten Kurs einer ebenso ganz bestimmten österreichischen Kriegspolitik an, bei der der sogenannte Friedensschritt des Grafen Czernin und davon aus rückwärts der noch viel umstrittene, aber nicht mehr umstreitbare Brief des Kaisers Karl und schließlich die Frage, wer Herrn Erzberger von jenem Exposé über die verzweifelte Stimmung in Österreich Kenntnis gegeben hat, nur die letzten Konsequenzen gewesen sind. Diese Ententemissionen haben also Gelegenheit gehabt, den Hunger Wiens und Österreichs in seiner Entstehung und Entwicklung bis zu der jetzigen Katastrophe genau mitanzusehen und zu erleben; sie haben aber, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, niemals auch nur den kleinen Finger gerührt, um Erleichterungen zu schaffen. Sie wollen mit der Hungerpeitsche den Anschlußgedanken erschlagen und wollen so um das geknebelte Deutschland den Ring durch ein den Wünschen der Entente unbedingt sich fügendes Deutsch-Österreich vollenden. Deshalb hungert Wien und Deutsch-Österreich; deshalb stirbt es, damit schließlich Lloyd George-Clemenceau sagen können: Es ist erreicht, ein deutsches Österreich gibt es nicht mehr.

*

Durchgreifende Umarbeitung der Geschichte

In einem Erlasse des Kultusministers an die preußischen Provinzialschulkollegien und Regierungen heißt es:

„Da die bisher gebrauchten Lehrbücher für Geschichte den jetzt zu stellenden Anforderungen nicht entsprechen, so ist eine durchgreifende Umarbeitung dieser Bücher erforderlich, die erst nach der Reichsschulkonferenz erfolgen kann. Für die Übergangszeit bestimme ich, daß die bisher eingeführten Lehrbücher für Geschichte im Klassenunterricht nicht weiter zu benutzen sind und ihre Anschaffung von den Schülern und Schülerinnen nicht mehr verlangt werden darf."

„Nach diesem Erlasse", meint die „T. R.", „gibt es logischerweise nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist die Geschichte bisher gefälscht

worden, oder sie soll in Zukunft gefälscht werden." Da nun aber schwerlich der Beweis geführt werden kann, daß die Geschichte bisher gefälscht worden ist, so werden sich nicht nur die Lehrbücher, sondern auch die Geschichte die angekündigte „durchgreifende Umarbeitung" gefallen lassen müssen. Im Sinne selbstverständlich der parteibeglaubigten „materialistischen Geschichtsauffassung", aus der ihre Bekenner (s. Untersuchungsausschuß usw.) jetzt die praktische Folgerung ziehen, daß die Geschichte — nicht von den „ökonomischen" oder anderen vorschriftsmäßigen Verhältnissen gemacht wird, sondern, wenn sie ungünstig verläuft: von einzelnen Persönlichkeiten, wenn aber nach Wunsch: von der „Masse".

Gr.

*

Sozialdemokratische Menschenliebe

Es ist viel und nicht mit unberechtigter Bitterkeit über Kaiser Wilhelms II. „Herrliche Tage" gespottet worden, denen er nach seiner kühnen Erklärung uns „entgegenführe". Die Sozialdemokratie hat am wenigsten Grund, darüber zu spotten, sie ist selbst der Sünde bloß und blößer. Die „herrlichen Tage", denen sie uns entgegengeführt, kennen wir nun auch. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — hier ist eine, die anderen schmecken nicht anders, denn sie sind alle an dem selben Baume gereift:

Die Wärter der Universitätskinderklinik in München haben dem Ministerium für soziale Fürsorge in einer Eingabe mitgeteilt, daß sie sich weigern, künftig die Kinder von ihren Betten im Wagen zum Operationssaal und von dort zurück in die Betten zu verbringen. Das sei unter ihrer Würde. Es müsse ein besonderes Personal dafür angestellt werden. Das sozialdemokratisch geleitete Ministerium für soziale (!) Fürsorge hat daraufhin der Klinik mitgeteilt, die Wärter könnten nicht zu dieser Dienstleistung angehalten werden, und blieb dabei bestehen, die Klinik müsse eben ein geeignetes Wärterpersonal für diese Dienstleistung suchen. Vergebens erinnerten die Ärzte das Ministerium an dessen sozialen Charakter mit dem Hinzufügen, daß sie selbst oft genug schon die Kinder auf ihren Armen zur Operation und zurück getragen hätten. Es blieb bei dem Bescheid dieses sozialen Fürsorgeministeriums. Ein Sittenbild aus dem sozialdemokratischen Gegenwartsstaat!

*

„An die Laterne!"

In einer zu Berlin von Angehörigen der beiden sozialdemokratischen Parteien besuchten Protestversammlung gegen „Reaktion" und deutschnationale Kundgebungen erklärte der Mehrheitssozialist Büschel:

Er bedauere es, am 9. November vorigen Jahres Blutvergießen verhindert zu haben. Wenn die Reaktionäre nicht bald von ihrer Methode abließen, werde ihnen manches passieren. Die Arbeiterschaft wird aufstehen und es wird in Groß-Berlin nicht genug Laternenpfähle geben, um Ludendorff, Helfferich und das andere Gesindel daran aufzuknüpfen.

Nicht ganz so unverblümt, aber dem Sinne und der Wirkung nach nicht minder deutlich enthüllt der „Vorwärts" seine „Mentalität".

*

Die „oberen Stände"

Der Reichsverkehrsminister Dr. Bell fand in der Nationalversammlung sehr treffende Worte über die herrschende sittliche Verwilderung und meinte dann: Vorbedingung für die sittliche Erneuerung sei, daß die „oberen Stände" den mittleren und unteren Schichten mit gutem Beispiel vorangingen.

Wer sind heute die „oberen Stände"? Sehr richtig bemerkt die „Post": „Diese ‚oberen Stände' — die es also auch in einer demokratischen Republik noch gibt? — sind heute aus der vom Demos in weitestem Umfang bestrittenen Öffentlichkeit so gut wie verschwunden. Schieber und Wucherer, Schleichhändler und Lebensmittelschwindler, Genießer und Tagediebe finden sich in ganz anderen Kreisen. Den Angehörigen der

oberen Stände fehlt sowohl das Geld als auch der Mut, in den durch den 9. November inaugurierten Glanz unterzutauchen. Sie leben zurückgezogen, verbittert, verwundet, vergrämt und selten wird man einen Vertreter dieser Kreise in den zahllosen, täglich wiederkehrenden Gerichtsberichten finden, die von den Schmarotzern und Vampyren des deutschen Volkes handeln. Herr Bell hat seine an sich so berechtigte Mahnung durchaus an die falsche Adresse gerichtet, wenn er von den oberen Kreisen eine Wandlung und ein Beispiel verlangt. Zu einer Wandlung ist kein Anlaß und zu einem guten Beispiel in der heutigen Zeit kaum eine Gelegenheit. Das war im Kriege anders, aber heute sieht das Volk nur auf die selbstgewählten Führer und tut wie diese.

Aus den Schichten aber, die dem Materialismus ergeben sind und der Weisheit letzten Schluß in der guten Verdauung erblicken, wird der Antrieb zur sittlichen und geistigen Wiedergeburt bestimmt nicht kommen. Er wird auch nicht kommen von den Vertretern einer Weltanschauung, für die sich die Heiligkeit aller Probleme in einem einzigen erschöpft: in der Lohnbewegung. Eine Begeisterung, die vorwiegend auf den Zahlabend gerichtet ist, schafft keine neuen Werte. Und wenn, einem alten Wort zufolge, der Geist es ist, der sich den Körper schafft, so ist es der Geist des Volkes, der sich den Staat schafft. Wir haben ihn ja auch, diesen Staat! Die Republik ist ja errungen! Und soweit wäre denn alles richtig."

*

168 Minister

Bei der Beratung der Steuergesetze bemerkte ein Sozialdemokrat: „Wir haben die Pflicht, die Beamten entsprechend zu besolden; wir werden dazu aber nur dann in der Lage sein, wenn wir die Zahl der Beamten auf das unbedingt notwendige Maß beschränken."

Sehr richtig! Aber dann sollte man zunächst einmal damit anfangen, die höchstbezahlten Stellen, nämlich die in der Regierung selbst, auf ein erträgliches Maß zu beschränken. Es gibt in der Geschichte kein Beispiel, daß ein Reich eine ebenso große Zahl von Ministern braucht wie gegenwärtig Deutschland. Haben wir doch insgesamt nicht weniger als 168 Minister! Daß wir entsprechend dieser imponierenden Ziffer aufs trefflichste regiert würden, wird wohl kein Mensch behaupten. Statt Sparsamkeit zu üben, werden immer neue Pöstchen geschaffen, da die Schar derer, die hungrig zur republikanischen Futterkrippe drängen, immer mehr wächst. So ist erst kürzlich in den Großberliner Gemeinden auf Antrag der Sozialdemokraten nicht nur den Stadtverordneten eine Aufwandsentschädigung zugebilligt, sondern auch für unbesoldete Stadträte, die bis jetzt vollständig ehrenamtlich arbeiteten, eine Bezahlung gefordert worden.

Das republikanische Geschäft blüht. Wäre nur die Gefahr, daß die Entente futterneidisch würde und dem Geschäft als unlauterem Wettbewerbe in der Ausbeutung des deutschen Volkes einen Dämpfer aufsetzte. Aber so lange sie alle ihre Forderungen von der Firma Deutsche Republik glatt und prompt bewilligt erhält, wird sie wohl ein Auge zudrücken. Überdies kann sie sich ja darauf berufen, daß ein Volk, dem für seine Regierenden unbegrenzte Mittel zur Verfügung stehen, unmöglich Not leiden und daher immer noch ein Übriges hergeben kann. So ergibt sich zwanglos eine angenehme Solidarität der beiderseitigen Geschäftsinteressen.

*

Der brave Tünchergeselle

Der „Fränkische Kurier" (Nr. 459) meldet: „Der sozialistische Staatsrat Gasteiger (Abgeordneter für Nürnberg 6) scheint sich die neue Zeit recht gut zunutze zu machen. Er hat seinen Schwager, der bislang Tünchergeselle war, von seiner Arbeit weggeholt und ihn kurzerhand zum Ministerialsekretär gemacht, wo er natürlich ganz anders verdient als in seinem früheren Berufe. Auf die nötigen Fähigkeiten kommt es anscheinend gar nicht an. Der Mann sitzt als totes Glied in der Kette, das Volk zahlt

es schon. Welcher Minister hat diese Ernennung unterzeichnet? Braucht man keinen Befähigungsnachweis zum Eintritt in die bayerische Beamtenschaft mehr?“

Wie denn? Sind Verwandtschaftsverhältnis und Gesinnungstüchtigkeit noch nicht Befähigungsnachweis genug? Im neuen „sozialistischen“ Deutschland genügt doch eines von beiden schon zur Eignung für die höchsten Ämter und Gehälter. Wer sich nun gar über beides ausweisen kann, bringt dem Staate und der Volksgemeinschaft noch ein Opfer, wenn er sich mit der Anstellung als bloßer Ministerialsekretär — schäbig genug! — abfinden läßt. Hoch klingt darum das Lied vom braven Tünchergesellen! Das mindeste, was ihm gebührt, ist seine baldigste Beförderung und Einreihung in die Schar der „parlamentarischen Unterstaatssekretäre“. Ist doch das Schöne dieser Einrichtung, daß sie der Zahl ihrer Kostgänger keine Grenzen setzt.

Gr.

*

Besetzung öffentlicher Ämter durch die Partei

In der „Staats-, Gemeinde- und akademischen Schwartzschen Vakanzen-Zeitung“ findet sich folgende Anzeige:

Bürgermeister. Für Bad Harzburg suchen wir eine geeignete Persönlichkeit als Bürgermeister, die willens ist, auf der Liste der Deutschen Demokratischen Partei aussichtsreich zu kandidieren. Antritt 1. Oktober. Ausführliche Bewerbungen sind bis zum 20. d. M. an die Deutsche Demokratische Partei, Ortsgruppe Bad Harzburg, zu richten.

Früher wurden derartige Posten von der zuständigen Stelle, dem Magistrat, dem Stadtverordnetenvorsteher u. a. ausgeschrieben und besetzt, jetzt werden sie einfach durch die Partei öffentlich an Parteimitglieder vergeben.

*

Extra-Gehälter für Gesinnungstüchtigkeit

Dem kommissarischen Landrat des Kreises Breslau sind vom Kreiskommunalverband durch den von der Sozialdemokratie völlig beherrschten Kreisausschuß 14 400 ℳ Gehalt bewilligt worden, auf welche die vom Staate für den Landratsposten bewilligte Entschädigung von 7000 ℳ in Anrechnung gebracht wird. Der Kreistag ist über diese Gehaltsbewilligung nicht gehört worden. Es würde doch sehr interessant sein, zu erfahren, worin der Kreisausschuß die Berechtigung sieht, einem Beamten für seine Tätigkeit, die er kraft seines Amtes doch sowieso auszuüben hat, noch eine Extra-Entschädigung zu zahlen, welche das staatliche Gehalt noch um 400 ℳ mehr als das Doppelte übersteigt. Da der Fall nichts weniger als vereinzelt dasteht, hätten die Steuerzahler wohl das begründete Recht, zu fragen, wo und wie sich die neuen Beamten der Freiheits-Regierung, denen die Gehälter des alten Regimes für ihre Bedürfnisse nicht genügen, für ihre Gesinnungstüchtigkeit noch extra bezahlen lassen.

*

Das neue System

Bismarck, vermerkt die „T. R.“, hat seinerzeit um jeden einzelnen Vortragenden Rat mit der Demokratie kämpfen müssen, die es darob sogar auf eine Reichstagsauflösung ankommen ließ. Heute werden ohne jeden Widerspruch neue Unterstaatssekretäre — die Fachmänner neben dem Dilettanten Müller — und sonstige Beamten in Fülle bewilligt. Dazu 3 Millionen Mark für den Geheimfonds, über dessen Verwendung dem Parlament nicht Rechnung gelegt zu werden braucht. Dazu eine ebenfalls sechsstellige Ziffer für in- und ausländische Mitarbeiter der Preßabteilung. Für die deutschen Schulen im Auslande fällt nur ein Bettelgroschen ab.

*

Und das Zentrum?

„Die reiche Industriestadt Bochum nahm den Bauern im Kreise Brilon im vierten Kriegsjahre im September 1917 die Milch zwangsweise ab für 0,22 Mark das Liter Vollmilch, während der Milchpreis vor dem Kriege 0,20 bis 0,25 Mark betrug. So trug

man der Teuerung Rechnung, und zwar in einem Kreise, dessen Landwirtschaft bei 700 Meter Meereshöhe wohl mit die ärmste und magerste im ganzen Vaterlande ist. Jetzt werden 0,52 Mark das Liter Vollmilch und 4,30 Mark das Pfund Butter bezahlt. Dabei müssen die kleinen Bauern bis zu 50 Mark den Zentner Heu auf der Wiese kaufen, ungerechnet die Unkosten der Gewinnung.

Und das Zentrum? Es sieht müßig zu, wie seine treuesten Anhänger bis aufs Mark ausgesogen werden, und der große westfälische ‚Bauernkönig' Herold sagt dazu: ‚Die Weltmarktpreise lehnen wir ab.'"

Der dies schreibt ist ein katholischer Pfarrer.

*

Der Kriechende

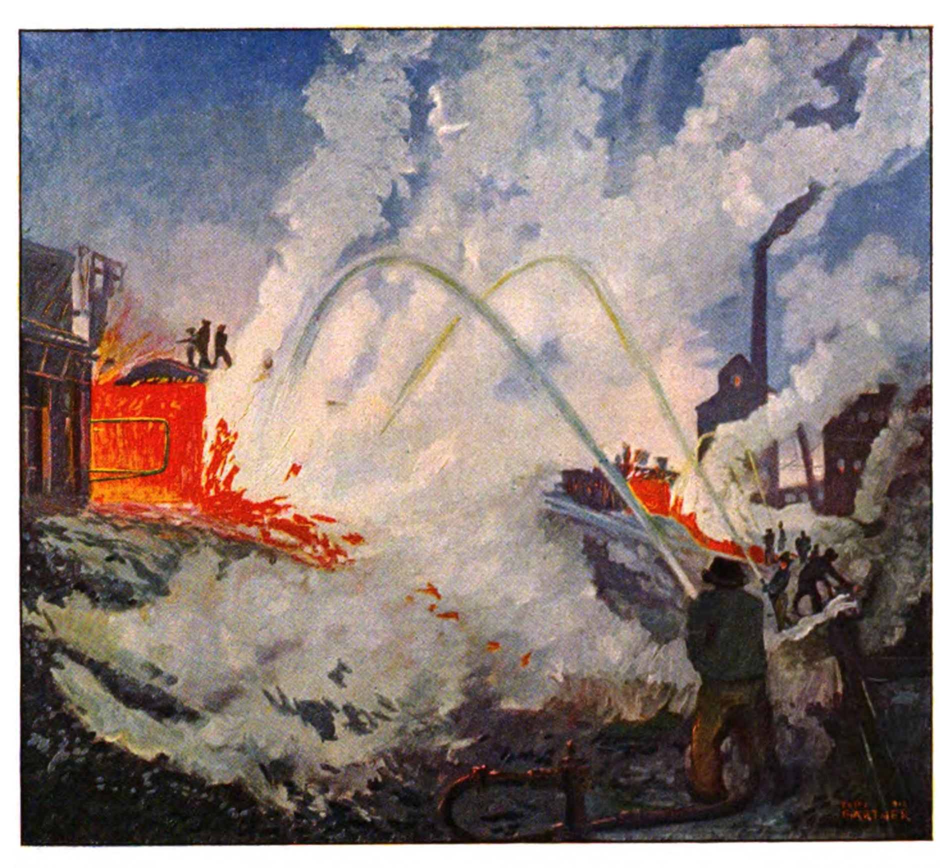
Es ist schon oft gesagt worden, daß der Deutsche auf Reisen unbeliebt sei; entweder prahle er und mäkle an ausländischer Art und Sitte, oder er krieche bedientenhaft vor dem Fremden und mache sich lächerlich. Zweifellos, schreibt Fräulein M. Bruckmann in den „Eisernen Blättern", gab es diese beiden Arten. Wie die Dinge liegen, brauchen wir den Prahler jetzt wohl nicht zu fürchten. Wer könnte es wagen, z. B. in Italien über Schmutz, Straßenbettel, Dieberei, Unpünktlichkeit usw. zu nörgeln, mit dem Hinweis: „bei uns in Deutschland ist das alles viel besser"? Von dieser Überheblichkeit sind wir ja durch die weisen, umfassenden Maßnahmen unserer Revolutionsregierung geheilt. Die andere Sorte, der Kriechende, ist zurzeit entschieden gefährlicher. Nach meiner Ansicht ist die Würdelosigkeit, diese deutsche Erbsünde, überhaupt das schlimmere von beiden. Der Prahler kann von dem Ausländer in seine Schranken zurückgewiesen werden und sich noch bessern; der Untertänige aber ist unheilbar, und kein Gelächter oder Fußtritt weckt ihn. Man sieht ihn schon im Geiste, wie er angefüllt mit „Völkerbund", Versöhnung, neuer Ethik usw. die Bruderhant ausstreckt — in die man ihm prompt spucken wird. Unsere Sozialisten haben ja reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete während des Krieges und nachher gesammelt, anscheinend auch ohne dadurch zu lernen. Er kniet wieder anbetend vor französischem „charme" und „esprit", vor italienischer Grazie, vor dem englischen „gentleman" usw. Wenn er irgendwo, außen Loden und innen Menschenliebe, wandelt und wegen Deutschsprechens mit faulen Äpfeln beworfen wird, so ist er nicht entrüstet, sondern milde betrübt, daß der liebe Feind sich so unnütz mit Haß aufregt — „Wilson hatte doch gesagt . . ."? Wenn er Dome bewundert und man ihm vorwurfsvoll „Reims" zuzischt, so zuckt er und gesteht, daß er selber am meisten unter dieser Barbarei gelitten habe, indessen — „der Militarismus, Sie wissen ja" . . . Er spricht grundsätzlich nicht mehr von Völkern, sondern nur noch von der Menschheit. Er bemüht sich, zu schildern, wie frei die Deutschen jetzt sind, und verleugnet unsere große Vergangenheit in einem Atemzug. Hohn und Verachtung erträgt er mit der Geduld eines heiligen Sebastian, falls er sie überhaupt merkt. Vor dem Kriege waren wir gehaßt, jetzt sind wir doch nur verachtet, das ist immerhin ein Fortschritt, denkt er.

*

Zur Nachfolge empfohlen!

Eine große Anzahl von Geschäftsleuten in Hannover hat beschlossen, an Ausländer keine Ware zu verkaufen, wenn diese mit eingewechseltem deutschen Gelde zahlen wollen. Ausländisches Geld wird beim Einkauf aber nur angenommen, wenn der volle Wert des deutschen Geldes berechnet wird, also den dänischen Gulden mit 1,80 ℳ, der französische Franc mit 80 ₰, der schweizerische Franc zu 80 ₰, die dänische Krone zu 1,15 ℳ, der englische Schilling zu 1 ℳ. — Das ist das beste, was unsere Geschäftsleute zunächst und von sich aus zur Hebung unserer Valuta tun können.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



Koksausstoß

Beilage zum Türmer

Fritz Gärtner



Der Türmer
Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss
22. Jahrg. Februar 1920 Heft 5

Germanisches Wesen
Ein Bündel Gedankensplitter von Gerhard Raab

Was in der großen, materiell gebundenen Masse als Anlage — nie erkannt und nur verzerrt und bruchstückweise betätigt — schlummert, das tritt in den Helden und in der Geschichte eines jeden Volkes ins Bewußtsein und wird zu Charakter und wird zur Tat.

In diesem Sinne — und freilich nur in diesem Sinne — können wir von „Volkspersönlichkeit" und von „Volkscharakter" reden.

Nach der neueren Naturwissenschaft ist die anorganische Materie nicht unveränderlich und unzerstörbar, sondern befindet sich in einer steten Entwicklung. Und zwar einer Entwicklung, die durch ganz allmähliche Auflösung der Materie gebundene Energien frei macht (Radium — Elektrizität). Das bedeutet eine allgemeine zunehmende Ausgleichung der Energien — entsprechend der Tendenz der freien Energien, sich gleichmäßig zu verteilen.

Im Gegensatz hierzu besteht die Entwicklung des organischen Lebens darin, immer größere Differenzierungen, Spannungen, Unterschiede und damit schärfere Gegensätze zu erzeugen. Dies gilt zunächst für die Gesamtheit des organischen Lebens überhaupt, dann aber auch für die einzelnen Organismen.

Damit ist ein wichtiger Erfahrungssatz des Lebens naturwissenschaftlich begründet, nämlich der Satz, daß der Organismus, daß die Persönlichkeit — dann it verengern wir nur den Begriff „Organismus" auf das Seelenleben! — auf der höchsten Stufe der Entwicklung stehen, die in sich die tiefsten Spannungen, die tiefsten Gegensätze enthalten.

Dieser Gedanke ist grundlegend für die folgenden Skizzen der germanischen — und ihrer Episode: der deutschen — Volkspersönlichkeit.

* * *

Was ist das Wesen germanischer Rasse? — Nüchternheit und Romantik.

Ein Widerspruch? — Nein: echte Romantik wächst nur auf dem Boden der Nüchternheit, der praktischen Nüchternheit, die die Wirklichkeit fest zu betrachten und zu durchdringen versteht. —

Der Nüchternheit entspricht eine scharfe, klare Vernunft, eine Vernunft wie die Luft der frostigen Wintertage im Norden, wenn die Sonne mit ihren Strahlen nicht wärmt, sondern nur alles hell und seltsam licht macht, wenn der Boden hart ist und das Wasser glattes, starres Eis, wenn die Menschen sich in Pelze und Wolle vermummeln und ihnen trotzdem die Kälte auf die Haut sticht und schneidet, daß sie sich zusammenzieht und reißt. Eine Vernunft, die beruht auf frischer Anschauungskraft, auf untrüglicher Schärfe des Blicks.

Der Romantik entspricht eine musikalische Seele, eine Seele, die aufwuchs in der nordischen Königshalle, wenn nachts das offene Herdfeuer die im Dämmer und im Finstern verschwimmenden Pfeiler und Ecken der Halle flackernd beleuchtete, wenn der Rauch in wunderlich wechselnden Dunstgestalten zur Decke zog und hindurch in die schwarze Nacht den schweren Wetterwolken entgegen, wenn draußen Wotans Heer um das Haus brauste und johlte und im Nebel die Elfen ihren wildesten Reigen tanzten, wenn drinnen Brakis Harfe tönte und ein Lied von Heldentum und Leidenschaft, den großen Lebensmächten, die jeden Augenblick auch diese Halle und ihre Männer durchtoben und vernichten konnten. Da entstand eine Seele, die von Maß und Lebensharmonie nichts wußte, die Ewigkeiten entfernt war von der frohen, klaren, plastischen Schönheit der augenseligen Griechen unter ihrem strahlend blauen Mittelmeerhimmel und zwischen ihren lichten Olivenhainen. Aber diese Seele, die durch alles Grauen und durch alle Maßlosigkeit heldenhaft kämpfend hindurchschritt, erfuhr mehr, als Augen sehen und Worte sagen können, die konnte ihr Erleben und Erkennen, ihr Fühlen und Leiden nur ausströmen im ungeheuren Reich der Töne, in der Kunst des Jenseits. Eine musikalische Seele.

* * *

Der Bauer auf Island war so schlau und listig, so selbstsüchtig und praktisch-engherzig, wie die Bauern — Gott sei Dank! — heute noch sind. Als das Christentum in den Norden kam, fing der Isländer an, zum Heiland zu beten und nebenher Thor und Odin zu opfern, wie seit Urvätertagen. Wenn der eine Gott log, hatte er's auf alle Fälle mit dem anderen nicht verdorben. Und manchem kam dabei der Zweifel, ob nicht vielleicht alle göttlichen Verheißungen, die der Christen wie die der Heiden, Lug und Trug wären. — — Aber als der große Ächter Grettir auf der einsamen Felsenfläche im Innern haust, da leben in der langen Nacht um ihn tausend Spukgestalten und Ungeheuer, schaurige Riesen und Mißgeburten, mit denen er ringen, die er bezwingen muß. — — Ein Römer dort oben hätte nichts gesehen von den Nachtholden und hätte sich kalt und stolz verzichtend von einer Steinwand herab in die Tiefe gestürzt. —

Ein deutscher Künstler hat vor mehr als vier Jahrhunderten ein Bild gemalt von der Kreuzigung auf Golgatha. Nüchtern und sachlich hat er vorher die Natur beobachtet. Und nun malt er einen Gekreuzigten, so fürchterlich, wie er nur je am Galgen hing, mit schmerzverzerrtem Gesicht und gekrampften Fingern, Geifer um den Mund, geronnenes schwarzes Blut auf dem geschwollenen Körper. Das ist der Heiland. Und daneben ringt die reine, gütige Madonnengestalt der Maria leibdurchschüttelt die Hände und schließt ohnmächtig die armen Mutteraugen. Aber erst indem der Maler die nackte, grauenhafte Wirklichkeit in ihrem ganzen Schauder und Jammer erlebt und darstellt, empfindet er die ganze Größe des Gottessohnes und seines Opfers. Und gibt dem Antlitz des Erlösers und den Zügen der Frauen eine unüberwindliche Güte und Heiligkeit. Und läßt ihn auf einem anderen Bilde in strahlender Sonnenhaftigkeit zu Gott heimfahren, leuchtend und rein und siegesfroh, licht wie der flimmernde Sommerhimmel, klar und zart wie die Luft im Frühling, selbst ein leibhaftiger Gott. — Ein Slawe an Grünewalds Stelle wäre zu dieser „Kreuzigung" zu weichlich, zu wirklichkeitsflüchtig, zu sentimental gewesen, und zu dieser „Himmelfahrt" zu brutal, zu erdgebunden, zu plump.

* * *

Hiob liegt vom Herrn mit unsäglichem Unglück geschlagen. Die Freunde wollen ihn trösten und raten ihm zur Buße: denn soviel Unglück kann nur die Strafe des beleidigten Gottes sein. Hiob versteht sie nicht. Er ist sich klar bewußt, so wenig gesündigt und gefehlt zu haben, als einem Menschen möglich ist. Er rechnet sich sein vergangenes Leben vor: gegen keines von Jahwes Geboten hat er sich mit Wissen und Willen vergangen. Und wenn Gott ihn trotzdem straft und die anderen nicht, wenn er ihn allein straft um seiner Natur willen, dann ist er kein Gott. Er hadert mit dem Schöpfer. Und da wird ihm hell: Wie sollte Gott ein strafender und lohnender Gott sein? Wie sollte Gott ein kleinlicher Jurist sein, der nur ein wenig schärfere Augen hätte als seine irdischen Ebenbilder? Ein prügelnder und zensierender Schulmeister, der zu nichts anderem da wäre, als seinen Menschenschülern eine gewisse Moral einzupauken? Ein großer Handelsmann, dem der Mensch für ein bestimmtes Wohlverhalten und für eine festgesetzte Zahl von Opfern und Gebeten so und so viel Pfund Glück im Leben und so und so viel Liter Seligkeit im Tode abgekauft hätte? Kann das Gott sein? Kann Gott mit dem Maße äußerlich-menschlichen Rechts gemessen werden? Kann Gott in irdischen Verträgen gebunden werden? Oder ist Gott viel größer, viel grenzenloser, unfaßbarer? — Hier steht Hiob an einem tiefen Abgrund; er sieht nicht, was da unten ist: Gott — oder das Nichts! Und er wagt den Sprung und — findet den Gott in seinem eigenen Busen. Er tut das Gute nicht um der verdienten Seligkeit willen, wie die flachen Freunde, sondern um des Guten selbst willen. Für ihn ist die Seligkeit nicht mehr ein äußeres, für jedermann käufliches Gut, ein Gotteslohn, den man besitzt, wenn man ihn sich einmal erworben hat, sondern ein unendliches Streben nach den Gesetzen und Zielen seines eigensten Innern. Das können seine Freunde freilich nimmermehr begreifen.

Der Jude — und in den Freunden Hiobs verkörpert sich die Masse des jüdischen Volkes — ist nüchtern und scharf und lebenspraktisch, aber ihm ward

nicht gegeben, darüber hinaus die Romantik zu erleben. Deshalb kann er trefflich zersetzen und zerpflücken, alles was vor ihn kommt, aber mehr nicht.

Die Osternacht im Magisterstübchen. Einer hat mit hellem Geist und starkem Kopf alles Wissen der Menschheit gesammelt und verarbeitet, und hat gegrübelt bis an die Grenzen seines Könnens. Und behält als Frucht aller seiner Mühen die tiefe, friedentötende Erkenntnis, daß er mit seinem Verstand und seinem Wissen immer nur einzelne Oberflächen, einzelne Seiten des Lebens beleuchtet, daß er nie in die Tiefe, nie in das Wesen der Dinge eindringen kann. Da beschwört er in unbesieglichem Wahrheitsdrang den Erdgeist. Umsonst der übermenschliche Versuch: der Erdgeist erscheint, ist aber nicht zu halten. Wenn also diese irdische Vernunft mit allen ihren Künsten nicht ausreicht, um die tiefste Sehnsucht nach Wahrheit und Frieden zu beruhigen, weil der Geist in die Schranken des Körpers gebannt ist, dann muß doch die Befreiung vom hemmenden Körper endlich die Erfüllung bringen. In diesem Gedanken greift der Wahrheitsucher zur Giftschale. Im Tode wird er mehr finden als in allen Büchern und in allen Denk- und Traumgespinsten. Die Osterglocken, Kindheitserinnerungen. Das Gefühl überwältigt den Forschungsdrang: „Die Erde hat mich wieder". Und nun den Trieben des Lebens, der Tat ganz hingegeben, hastend und suchend nach einem anderen Glück: Teufelsverschreibung, Hexentanz, Trauerspiel der Liebe, Schönheitstaumel, Ruhmeskränze, Schöpfermacht und Herrscherwillkür, alle Leidenschaften werden wach und durchtoben und durchrasen ihn bis zur Ermattung. Aber seine Sehnsucht bleibt ewig unerfüllt, in keinem Augenblick erhascht er das entschwebende Glück. Und doch: in einem Zeitpunkte, in dem der Teufel es gar nicht erwartet, da spricht er das verhängnisvolle: „Verweile doch, du bist so schön!" In dem Zeitpunkt, in dem all das, was früher in ihm rang und keimte, tot ist, verschwunden ist, untergegangen ist in dem allumfassenden Meer der einzig ewig lebendigen tätigen Liebe. Darin versinkt Faust, der Übermensch. Selbst der Teufel kann ihr nicht widerstehen. Mittgart und Asgard und Loki verschlingt die Götterdämmerung, Baldur allein kehrt wieder in Ewigkeit. Und aus dem Himmel der Seligen klingt es in den verworrenen Dienst der Erde: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Aber selbst der Himmel ist nie eine fertige Seligkeit, auch der ist noch werdende Seligkeit, immer höher steigendes Streben, ewig neue Entwicklung und Entfaltung.

— — Faust! — Ein Franzose hätte mit beweglicherer Phantasie, mit geistvollerer Oberflächlichkeit seine Gelehrsamkeit durchwoben und durchwärmt, als der nüchterne, unbarmherzig klare Faust, hätte aber nie die Giftschale gefüllt, nie den Erdgeist gerufen. Er hätte wohl maßvoller, eleganter, graziöser das Leben und seine Triebe und Leidenschaften genossen als Faust, hätte aber nie die ewig unerfüllte Sehnsucht gefühlt, hätte nie das Glück immer von neuem entweicheu gesehen, hätte nie am Lebensende den alleinzigen Himmel der strebenden Liebe geschaut.

Der Romane ist weniger nüchtern als der Germane und als der Jude. Seine teils abstrakt logische, teils begeisterungsvoll überflutende Phantasie, sein Gefühl und sein unpraktisch-unhistorischer Verstand werden leicht gereizt; die klare, in der Anschauung der Wirklichkeit wurzelnde Vernunft tritt dahinter zurück.

Deshalb läßt sie sich von einem schwankenden Gaukelspiel betrügen. Phantasie und Vernunft verwirren sich gegenseitig und hindern einander, unter die Oberfläche zu dringen, aus den Tiefen der Wirklichkeit heraus das Ideal zu erfassen.

Der Germane ist nüchtern und klar bis an die Grenzen der Vernunft. Er schaut mit beiden Augen in die Wirklichkeit, steht mit beiden Beinen auf der Erde. Er braucht einen sehr starken Reiz, um in seiner Phantasie erregt zu werden. Daher wird die Vernunft nicht umnebelt und belogen, weder von Gefühlen noch von Abstraktionen. Aber wenn sie an ihre Grenzen stößt, dann bleibt sie nicht — eine Verneinung auf den sterbenden Lippen — liegen wie die des Juden, sondern dann fliegt mit Jauchzen die schweifende Phantasie hinaus und nimmt die Vernunft mit hinauf über die Wolken der Erde. Das könnte man schöpferische Romantik nennen. Wilhelm Raabe hat uns den Leitspruch gegeben: „Sieh nach den Sternen! Hab' acht auf die Gassen!" —

Der Franzose will mit einem Schlage seinen Himmel auf die Erde hinunter zwingen. Der Germane betrachtet ohne Vorurteil die Erde, wie sie ist, in ihrer Mannigfaltigkeit und Begrenztheit, und strebt von der Erde aus zum Himmel. Der Franzose will die Erde in sein unmögliches Ideal verwandeln, der Germane will aus seinem Ideal Wirklichkeit, mögliche Wirklichkeit gestalten. Der Franzose hat ein fertiges Ideal, der Germane hat mit jedem Lebensschritt neue, höhere Ideale in unendlicher Steigerung.

Die germanische Rasse ist deshalb so bedeutend in der Weltgeschichte, weil sie die im höchsten Sinne künstlerischen Kräfte in sich mehr als alle anderen Rassen entwickelt und trotzdem ihr naturhaftes Wesen weniger als alle anderen verloren hat.

Der Germane verhält sich zum Franzosen wie Shakespeare (König Lear, Hamlet, der Sturm) zu Racine. —

Vielleicht herrscht beim Engländer — im Gegensatz zum Deutschen — heute die Nüchternheit so sehr vor, weil es ihm seit Jahrhunderten so gut geht: die Reize des Leids und der Verzweiflung sind nicht mehr stark genug, um Phantasie und Romantik hervorzuzwingen. So lebt im Engländer nur noch der eine Teil des germanischen Wesens, der andere ist matt und schläft meist.

Beata Germania!
Das hast du voraus vor deinem Bezwinger!
Glückliches Deutschland!

* * *

Beata Germania?
Glückliches Deutschland 1918/19?
Ist das ein Trost?
Ja und nein!

Die größte Wahrheit, die tiefste Plattheit bleibt der uralte Satz, daß jedes Ding in der Welt mindestens zwei Seiten hat.

Das Verhältnis des Engländers zum Deutschen hat auch eine andere Seite, weniger tröstlich, aber furchtbar lehrreich. — —

Das englische Recht ist noch heute nicht kodifiziert. Es besteht uralt-ehrwürdig und doch ewig neu und zeitgemäß aus Präzedenzfällen. Es ist immer

wieder ein neues Lebensalter des einstigen germanischen Rechts der Väter und Vorväter.

Der Deutsche arbeitete sich mit Gelehrsamkeit und Gedankenschärfe ins Römische Recht hinein, erkannte seine Bedeutung und bewunderte die große Linie natürlicher Vernunft, die es durchzieht. Und deshalb stellte er's als Prinzip hin auch für sich und leitete seine eigene Praxis davon ab. —

Die englische Verfassung besteht aus allmählich gewordener und weiter werdender Gewohnheit —, einer Gewohnheit, die gewiß nicht ohne Kämpfe und Reibungen sich entfaltet hat, aber immer Schritt für Schritt, von Erfahrung zu Erfahrung. Und was Gewohnheit war, das wurde manchmal — bei weitem nicht immer — schriftlich festgelegt.

Der Deutsche macht große Reformen, er macht sogar Versuche zu Revolutionen und stellt schriftlich genaue Maßstäbe und Verfassungsgrundsätze auf. Wie der Franzose — ja nur als Nachahmer, als Abklatscher des Franzosen! — mehr mit Vernunft als mit Erfahrung, mehr nach dem abstrakten als nach dem konkreten Leben! Und darnach richtet er seine politischen Handlungen ein. —

Der Deutsche ist im Laufe seiner Geschichte deduktiv geworden, der Engländer ist induktiv geblieben und immer ausschließlicher induktiv geworden. Der Deutsche denkt anders herum, als der Engländer.

Der Engländer erobert sein Riesenreich, baut ein Imperium auf, so gewaltig und wunderbar, wie die Welt es noch nie sah. Und das alles tut er unbewußt, ohne verstandausgeklügeltes Grundsystem, nur von klar und nüchtern erfaßten Verhältnissen und Erfahrungen, von den einfachsten Bedingungen der einzelnen Lage allmählich vorwärts getrieben. Und wenn er sozusagen fertig ist, wenn nur noch das Dach und die äußere Ausschmückung und die Ausstattung des riesenhaften Gebäudes fehlen, dann kommen seine großen Denker, die Carlyle und Seeley und Dilke, und ziehen aus der großartigen Praxis, die sie da vor sich sehen, die Grundsätze und das System heraus.

Der Deutsche denkt erst seine Normen, ergrübelt sich seine Systeme. Und diese Systeme ringen miteinander und lassen der Praxis, dem Leben keine Ruhe, keine Stetigkeit, keine Zeit. Clausewitz, Ranke, Treitschke, Bismarck, die weltpolitischen Wegeweiser unter Wilhelm II.: das System ist schon lange da, die lebendige Ausführung heute ferner als je. „Über dem Tor deutscher Geschichte steht der Satz: Ausführung bleibt vorbehalten.“ (Hermann Oncken.) —

Der Deutsche sieht wohl kraft seiner nüchternen Anlage immer noch viel tiefer ins Leben als der Franzose. Aber er wird dadurch — anders als der Engländer — mehr zum Denken angeregt als zum Handeln. Und wird er schließlich doch zur Tat gedrängt, dann weiß er sich — allzu sehr in Gedanken befangen — nicht zu helfen und sieht sich verstört in der fremden Nachbarschaft nach Aushilfe, nach Anleihen um. Er wird sich selber untreu. —

So kommen der Deutsche und der Engländer von einem Wurzelboden: Nüchternheit und Romantik, Vernunft und Phantasie. Der Lauf der Geschichte hat es gefügt, daß drüben die Romantik, bei uns die praktische Nüchternheit von ihrer ergänzenden Schwester totgeschlagen zu werden drohen. Um in dem oben

geprägten Bilde zu bleiben: der englischen Phantasie gefällt's so gut bei der praktischen Vernunft auf der festen Erde, daß sie das Auffliegen vergißt; die deutsche Phantasie schwingt sich in die Lüfte weit aus dem Gesichtskreis der nüchtern-praktischen Vernunft, die kläglich vergessen unten sitzen bleibt und verkümmert.

Dieses Schicksal steht bei uns in Wechselwirkung mit einem anderen, ohne das wir uns vielleicht ähnlich wie die alten Inder entwickelt hätten: unserer geographischen Mittellage. Wenn die Verdrängung der englischen Frische und Nüchternheit aus unserem Wesen uns oft der Art des Franzosen, ja sogar manchmal der des Slawen näherte, so sicherten die Bedingungen unserer Lage erst recht den Einfluß der fremden Nachbarvölker. Denn dadurch wurden wir der Einseitigkeit des Denkens entrissen, immer wieder zur Tat gezwungen und zu Anleihen angeregt. So scheinen wir fast zu Franzosen zu werden; mit Vorliebe ziehen wir in der Mode, in der Kunst und im staatlichen Leben französische Kleider an. Nur bleiben wir dabei immer langsamer als unsere Vorbilder, weil wir tiefer und gründlicher sind. Unsere Nachbarn sind schneller fertig — und wir nehmen immer wieder, was sie uns zuerst bieten. Und müssen immer von neuem und immer schwerer kämpfen, damit fertig zu werden, das Widerstrebende zum Eigengewachsenen umzuschaffen. — —

So sind wir Deutschen allen Völkern immer unverständlicher geworden: Der Engländer versteht uns nicht, weil wir über uns und außer uns hinaus „dichten und denken" wollen, statt uns einfach aus uns selber heraus wachsen zu lassen. Der Franzose begreift uns nicht, weil wir so schwerblütig und so tiefgründig sind, nicht so behende und hell — nur ein tiefer Abgrund ist finster und schwarz! — wie er. Franzose und Engländer — im Grunde urverschieden — verstehen einander weit besser, als uns Deutsche mit dem geheimnisvollen, oft so unlogischen und unpraktischen „mysticisme allemand". — —

Einmal haben wir Deutschen uns von fremder „Romantik" und fremden Einflüssen frei gemacht; einmal waren wir auf dem Wege, zurückzufinden zur anderen, zur englischen Seite unseres Wesens, zur praktischen Nüchternheit — wie natürlich im Anfange: in etwas allzu heftiger Pendelbewegung —; einmal waren wir im Begriff, die unserem deutsch-germanischen Volkscharakter ureigenste Synthese zwischen Nüchternheit und Romantik wieder vollkommen rein herzustellen: in Bismarcks Reich, in unserem Reich, nachdem zuvor im Preußen der Hohenzollern der Same gestreut und gekeimt war. Hier in Bismarcks Reich wollten und sollten sich Potsdam und Weimar — wie wir in dieser Perspektive gesehen die beiden Pole unseres Wesens bezeichnen können — vereinigen. Und aus Potsdam und Weimar, aus Nüchternheit und Romantik zusammen hofften wir, eine neue Vollendung zu erleben.

Darüber ist 1918 gekommen. Und heute scheint die Nüchternheit völlig erwürgt; wir schwimmen rettungslos im französischen Fahrwasser künstlicher Menschen- und Massenrechte; Professoren, die nie ein Kohlenbergwerk gesehen haben, erstatten Majoritäts- und Minoritätsgutachten und sozialisieren mit reiner, abstrakter Vernunft, ohne einen Schimmer von Lebenserfahrung; ja weite Kreise der geistig und künstlerisch tätigen Jugend drohen sogar unter die alles zersetzende

Herrschaft russischer Schwärmereien, russischer Sentimentalität und russischer Anarchie zu geraten. —

Miserrima Germania!

Unseliges Deutschland!

Und der „mysticisme allemand" muß wieder neue Gebirge bezwingen. Fertigwerden wird er damit. Aber wie lange, wie lange wird's dauern, bis wir endlich „wir selbst" sein werden? — —

Falls alle Entwicklung in diesem Dasein schließlich eine „Course à la mort" (Chamberlain) bedeutet, falls also auch jedes Volk und jede Kultur nur ihre beschränkte Zeit haben sollten in der Weltgeschichte, droht uns dann nicht immer beängstigender der Tod? Und wird das dann nicht ein Tod, ein Sterben sein, bevor wir das Ziel und den Gipfel unseres Volkslebens erreicht haben? — —

Noch sind wir heute stark, noch dürfen wir für unsere beschränkten Sinne an die Ewigkeit unseres Volkes glauben. Aber wenn wir daran glauben, dann kann es nur sein, weil wir der Welt noch vieles zu geben haben, weil wir uns noch entwicklungsstark fühlen. Je mehr wir aber noch in uns tragen, um so mehr wird es uns drängen und treiben, um so tiefer und um so unruhvoller wird uns heute das armenische Lied im Ohre klingen: „Spät ist es schon und der Weg noch weit: lasset uns eilen, eilen!" — —



Schnee · Von Helene Brauer

Nun stieg ein weißer Feiertag ins Land,
Der Räder Stimmen sind so still geworden,
Auf allen Traufen und den Fensterborden
Liegt's wie ein hingewehtes Silberband.

Die Flocken fallen, leicht vom Wind bewegt,
Wie jüngst in Sommergärten von den Stielen
Die Rosenblätter niederfielen
Und sich der Erde an das Herz gelegt.

Die nackte Nymphe, die am Marktplatz fror,
Ziert sich im weißen Sammetpelz und Schleier,
Unmutig sieht der wilde Wasserspeier,
Daß heut' sein Maul den stolzen Strahl verlor.

Vermummte Mädchen huschen flink vorbei,
Und ihre Füße tanzen leichtbeschwingt;
Von ferne eine Schlittenglocke klingt
Und klingelt Übermut und Narretei.

Und wie ich langsam durch die Gassen geh',
Fühl' ich mein Herz ganz leicht und lächelnd schlagen,
Und Leid und Last aus wilden Sommertagen
Begrab' ich wunschlos unterm kühlen Schnee.



Eine Scheibe Brot

Von Karl Schubert

Nur in der Zeit des Hungerns und Darbens konnte das geschehen. In jener trüben, noch nicht gar fernen Zeit, wo jeder Bissen Brot dem geduldigen Bürger aufs knappste bemessen vom Vater Staat zugeteilt wurde. — —

Pfarrer Justus Ehrenreich befand sich allein in seiner Wohnung, in die er soeben von dienstlichen Wegen zurückgekehrt war. Nachdem er es sich in der Kleidung häuslich-bequem gemacht hatte, trat er in die Küche und hob den Deckel von einem breiten Gefäß, das auf dem Gaskocher stand. Das durfte er tun. Weil er nachher — es war Sonnabend — sich mit seiner morgigen Predigt beschäftigte, weil seine Frau heute in der städtischen Volksküche ehrenamtlich, übrigens zugleich wirklich nützlich, in Anspruch genommen war, weil endlich der bei den beiden Alten lebende Sohn, Amtsrichter Fritz Ehrenreich, zur gleichen Stunde einen Vortrag hielt, — aus allen diesen Gründen konnte heute nicht gemeinschaftlich gegessen werden. Da die drei in guter Gewöhnung keinerlei Unordnung in der Wohnung machten, sich selbst zu helfen wußten und das, was von ihrem nicht hohen Einkommen die sehr hohen Preise etwa übrig ließen, anderweitig, fast immer zu Wohltatszwecken, besser zu verwenden wußten, so ward nur hin und wieder ein dienstbarer Geist zu Hilfe genommen. Und aus diesem Grunde mußte heute der Pfarrer sich allein um sein Essen bemühen.

„Justus," hatte seine Auguste zu ihm gesagt, „du machst dir die Kartoffelsuppe warm, vergißt aber nicht, zu rühren; sonst brennt sie dir an. — Zwei Teller davon darfst du dann nehmen."

Ei, ei! Zwei Teller von der schönen Suppe, die man jetzt anders als früher zu schätzen wußte, das war eine schöne Aussicht, und der Herr Pfarrer rührte eifrig und mit regelmäßigen, alle Teile des Topfinhaltes durchpflügenden Löffelschlägen; solche Handgriffe hatte er während des Krieges längst nebenher erlernt. Schon stiegen leichte Wölkchen aus der Masse, und der erste Teller, wohlanständig gefüllt, labte den Mann, der, wie jedermann in dieser knapp zugeschnittenen Zeit, eine starke Eßlust dazu mitbrachte, die er sich bei seinen vielen Amtsgeschäften wie in Kälte und Wind der Straßen redlich verdient hatte. Und so wäre es ihm ein kleines gewesen, den Suppenkessel ganz leer zu essen. Daran durfte aber gar nicht gedacht werden; denn über das, was nach dem Genuß der zwei Teller übrig bliebe, war sicher längst in einer unanfechtbaren Weise für heute abend oder für morgen verfügt. Daher nahm sich der Herr Pfarrer zwar auch bei dem zweiten Teller nicht einen Eßlöffel voll mehr, als er nach Gebrauch und als er vor seinem Gewissen nehmen durfte; allerdings auch keinen Kaffeelöffel voll weniger. Aber er aß nun langsamer, damit die Freude daran nicht so schnell vorübergehe. Schön wäre es, dachte er, wenn man — nicht etwa eine Wurst oder ein gutes Stück Pökelfleisch; so üppig ließ Justus seine Einbildung nicht lustwandeln — wenn man ein Stück Brot in die Suppe brocken könnte. Ein Stück Brot! Hm! Sollte

das nicht schließlich möglich sein? Er war zwar ein starker, von den dreien sicher der schärfste Gegner jedes Versuches, sich Genüsse, die für später bestimmt waren, vorzeitig, auf Vorschuß, zu verschaffen. Aber auch für den starrsten Grundsatz ist eine Ausnahme denkbar. Und gerade heute ginge das noch am besten in der ganzen Woche. Justus selbst hatte das Amt des täglichen Brotschneidens und das Abwägen in die Hand genommen, nachdem sowohl die Frau Pfarrer als auch Fritz es nicht hatten erreichen können, stets bis zum Ende der Brotwoche mit der dafür vorhandenen Menge auszukommen. Sie schnitt, ohne die Wage, einfach fünf Scheiben für jeden Mund und für jeden Werktag zurecht, machte sie aber aus gutem Herzen meist etwas zu dick; Fritz zog zwar die Wage zu Rate, hatte aber meist schon etwas zuviel Brot gehobelt. Und so kam es, daß unter der Brotverwaltung dieser beiden oft für Donnerstagabend, sicher aber für den ganzen Freitag, den letzten Tag der Brotwoche, nichts mehr da war. Da hatte der Pfarrer einen Vortrag über die Härte gehalten, mit der man gegen sich und natürlich auch gegen andere verfahren können müsse, wenn es sich zum Besten aller Beteiligten um Einhaltung einer von diesen selbst festgesetzten Ordnung handle. Von da an schnitt er jeden Morgen das Brot für den laufenden Tag. Man hatte sich, weil ja auch Mehl nötig war, das nur gegen Brotmarken ausgeliefert wurde, dahin geeinigt, daß jeder an jedem Werktage zweihundertzehn Gramm, an jedem Sonntage (aber nicht auch an jedem Festtage) zweihundertfünfzig Gramm Brot erhalte; das waren Werktags fünf, Sonntags sechs Durchschnittsscheiben, die er unbestechlich und unerbittlich gegen Wünsche und Gedanken abweichender Art glatt und zierlich heruntersäbelte, nachdem die Übung ihn auf diesem Gebiete zu einem Künstler gemacht hatte, dem selbst Werthers Lotte auf dem bekannten Bilde nicht über gewesen wäre. Gelegentlich wies er wohl auch einmal mit einigem Stolze darauf hin, daß das Brot, seit sein Messer herrschte, stets bis Freitagabend ausgereicht hätte.

Und nun dachte er doch an eine Ausnahme, und sogar für sich selbst? — Ja, der Magen hat manchmal doch Einfluß auf den geistigen Teil des Menschen. Der Pfarrer spielte mit dem Gedanken, jetzt, vor der angreifenden Arbeit an seiner Sonntagspredigt, sich dazu durch die sonntägliche Mehrscheibe zu stärken. Eigentlich ein unschuldiger Gedanke! Auch die beiden andern aßen zuweilen vormittags schon ein Stück von dem für den Abend übrig gelassenen kleinen Brotschatze. Allein — — so tiftelte er, am Sonntagabend würde es ihm sicher lieber sein, wenn er jetzt auf den Vorschuß verzichtete. Nachdenklich löffelte er an seiner Suppe. Zweck hatte es — das liebe Scheibchen — freilich nur, ehe er der zweiten Hälfte dieses letzten Tellers näher rückte; also schnell! Dann aber sah er wieder den nach Kriegsmaßstab wohlbesetzten Sonntagabendtisch, an dem er auch für das eine Stück Brot sehr gut Verwendung haben würde. Schon war der Verzicht so gut wie besiegelt, als dem Pfarrer beifiel, daß er die Unregelmäßigkeit doch nicht aus Genußsucht, sondern nur zur Stärkung vor angespannter geistiger Arbeit beabsichtige. So erhob er sich, um das Brot zu holen. Er fand es aber nicht so, wie er es frühmorgens hingelegt hatte. Nun, dachte er halb schalkhaft, ich bin doch kein zerstreuter Professor aus den Witzblättern, habe ich mir denn etwa gar die Scheibe schon abgeschnitten? Aber so schneide ich doch nicht! Das sieht aus

wie mit dem Hobel geschnitten, und als ob hinten ein Stück Rinde aus dem Brote selbst herausgerissen worden wäre. Ganz merkwürdig aber, daß in der Mitte des Brotes, im weichen Teile, noch eine kleine Grube ausgehoben ist, als ob der Abschneider sich vor dem Weglegen des Brotes schnell noch ein bißchen davon habe nehmen müssen; von seinem Standpunkte aus war das freilich eigentlich recht dumm; aber vielleicht ist er an der sorgsameren Beseitigung dieses Einhiebes unerwartet behindert worden, oder wir werden noch irgend eine andere Erklärung vernehmen. Denn an ein heimliches Eigentumsvergehen ist doch bei uns dreien nicht zu denken. Und nun soll diese im Augenblick undeutbare Entnahme mich gerade warnen, meinem Gelüste nachzugeben! Ich bin den beiden andern das gute Beispiel weiterhin schuldig, durch das sie sich schon oft gestärkt gefühlt haben; die Predigt wird auch so fertig werden. Überdies, sagte er sich launig, muß ich ja tugendhaft sein, weil ich sonst diese Schneidespur vernichte, ehe der Schnitt erklärt ist. Freilich — nein, wie springen die Gedanken hin und her! — könnte ich diesen Schnitt und die Grube darin, die ja gewiß nicht lichtbildlich aufgenommen sein werden, schon einigermaßen derart nachmachen, daß der Hervorbringer der Urspur nicht zu sagen vermöchte, das habe er nicht getan. Ja, das könnte ich! — Und damit wäre ich ja dann ein abgefeimter Verbrecher! — Um eine Scheibe Brot! — Ich könnte mir jetzt meinen Wunsch nur noch erfüllen, wenn ich nachher sofort daran denke und den ganzen Sachverhalt genau erzähle, ehe ein anderer etwas davon merkt und es zur Sprache bringt; denn ist es erst so weit, dann sieht das Geständnis nicht mehr freiwillig aus. Da ich aber nachher so tief in der Predigt drin sitze, der Predigt über das schöne, starke Wort: „Leget das Lügen ab und redet die Wahrheit!", so werde ich es wohl doch nicht rechtzeitig sagen; also besser, nichts nehmen. — Ja! —

Der Pfarrer saß schon fast eine Stunde in seinem Lehnstuhl, gab dicke Rauchwolken aus einer langen Pfeife von sich, die noch von wirklichem, echtem ungemischten, nämlich aus besserer Zeit aufgesparten Tabak herstammten, und war eben so tief leiblich in diesen Wolken wie geistig in seiner Predigt verloren, als er nebenan, in der Küche, laute Unterhaltung hörte. Da mußten die beiden andern inzwischen auch zurückgekehrt sein! Schon wollte er wieder in seine Arbeit zurücksinken, als er gerade noch deutlich hörte, wie Fritz sagte: „Unsinn, liebe Mutter! Das kann doch eine Maus nicht! Die hätte ja auf den Tisch springen und das Brot auswickeln müssen; dann zum Hobel, wieder einpacken und auf den Tisch legen! Nein, an deine neuerfundene Maus glaube ich nicht!"

Nun war der Alte aber ganz aufgewacht und ließ die Predigt Predigt sein. Jetzt hatte er, wie vorausgesehen, den richtigen Zeitpunkt versäumt und konnte nun in den schönsten Verdacht geraten! Dabei hatte er ja doch gar nichts abgeschnitten, sondern nur festgestellt, daß ein anderer dergleichen getan hatte. Oder hatte er zuletzt sich doch noch etwas genommen? Hin und her waren ja seine wohlbegründeten Erwägungen gegangen; da sollte man nun plötzlich wissen, was das Letzte gewesen war. — Aber falls Fritz, nur um bei einem Beispiel anzufangen, der erste heimliche Brotabschneider gewesen war, weshalb fing er an, davon zu reden? Nun, vielleicht hatte Mutter durch einen Zufall die Spuren

auch gesehen, und ihm blieb nichts anderes übrig, als die ihm gutmütig zur Verfügung gestellte Maus — sie hatten bisher nie eine gehabt! — für gänzlich unfähig zu solcher Tat zu erklären.

Während man nun draußen leiser sprach und da man ihn jetzt unter keinen Umständen stören würde, so hatte der Pfarrer Zeit, sich in seiner Lage zurechtzusetzen, damit er weder anderen noch sich etwas ohne Not verdürbe. — Sicher war eines, daß, wenn schon etwa unbegreiflicherweise einer von den beiden sich das Stück Brot genommen hatte, ohne das zuzugestehen, daß dann ein Eingeständnis von ihm — falls er nämlich überhaupt etwas zu gestehen hatte — den ersten Verbrecher mit decken würde. Und nähme er, der Pfarrer, gar unschuldig den Schnitt auf sich, so schädigte er seinen eigenen wohlerworbenen Ruf der Grundsatztreue zugunsten eines, der es dann, wenn er schwieg, nicht verdiente. Und der Pfarrer brächte so die dreiköpfige Familie um den festen Felsen des Vertrauens, das sich um ihn herum lagerte. Dieser Verlust war aber dann gleichzeitig gegenstandslos, weil bei zwei „Verbrechern" unter drei Personen der Wiederaufbau des Vertrauenszustandes unmöglich schien. Da den Pastor diese unabweisbaren Untergedanken bei seiner Predigt um so mehr störten, als die sich ja gerade mit der Ablegung des Lügens beschäftigte, während er soeben vielleicht gleich zum Gegenteil gezwungen sein würde, so warf er — wie gewandt plötzlich in solchen Dingen! — einen Stoß Bücher vom Tisch, worauf sofort Frau und Sohn zu Hilfe gestürzt kamen, ihn aber schon bei der Beseitigung der Unordnung fanden. Daher kam denn nun bei den beiden das wieder hoch, was auch sie so stark beschäftigte. Und plötzlich rief ihn die Frau, ehrlich gesagt mit strengem Untersuchungsrichterton, an: „Justus, hast du dir ein Stück Brot seit heute früh abgeschnitten?" während Fritz das Brot holte und es ihm stumm hinhielt. Darauf sagte aber dieser Justus ganz klar und entschlossen, und er war auch überzeugt, nicht im geringsten rot dabei zu werden, zu seiner Frau, indem er sie fest anblickte: „Nein, liebe Auguste, das habe ich nicht getan! Das hätte ich denn doch etwas klüger gemacht, als so." Darauf zogen die beiden wieder ab, und der Pfarrer vermochte sich nun wieder in seine geistliche Arbeit zu versenken, ohne daß er zwischen Tatsachen und Lehre einen Widerspruch empfunden hätte.

Beim Zubettgehen sagte Fritz zu ihm: „Vater, es ist gelungen! Mutter fing schon von der Maus an zu reden, als ich sie beim Nachhausekommen auf der Treppe traf. Und dabei ist doch gerade an eine richtige Maus bei dieser Geschichte gar nicht zu denken. Und nachher forderte sie mich auf, einmal nachzusehen, ob das Brot nicht ein wenig angefressen sei. So fanden wir die Schnittstelle, die sonst ja erst du morgen früh entdeckt haben würdest. Ich verstehe es nicht; aber Mutter muß es gewesen sein. Es wird das ja niemand laut aussprechen, und so braucht sie es auch nicht zu bestreiten."

„Fritz," erwiderte der Vater, „ich unterdrücke die Sache der Predigt wegen vorläufig in meinen Gedanken. Bin ich mir über die Geschichte klar, so reden wir weiter davon. Bis dahin lasse Mutter unbelastet."

Am andern Morgen sagte die Frau Pfarrer, während der Sohn ein paar Minuten abwesend war:

„Du, Justus, er ist's gewesen! Ich kann ja gar nicht hobeln und tue doch so etwas überhaupt nicht; das weißt du doch. Er hätte sich die Erklärung mit der Maus lieber gefallen lassen sollen!"

„Das hätte wohl mancher getan, obwohl sie recht fadenscheinig war; daß er sie sofort abgelehnt hat, würde unbedingt für ihn sprechen, wenn man anderswie nur eine Erklärung für den Vorfall wüßte. Nun, aber erst einmal zur Kirche, wir alle drei! Und denke zunächst noch nicht, daß Fritz es getan hat. Ich werde wieder auf die Sache zu sprechen kommen, sobald ich sie zu durchschauen meine."

Während er das Amtsgewand anlegte, mußte er, schon dreiviertel bei seiner Rede, einen Augenblick noch denken: Ob die beiden unter sich mich wohl auch als den Täter bezeichnet haben? Der eine von ihnen, der nämlich, der es nicht gewesen ist, kann das ja ruhig tun.

Danach sprach er in der Kirche tief und eindringlich über seinen wohlerwogenen Gegenstand: Leget das Lügen ab und redet die Wahrheit! Er sprach dabei auch sehr geschickt über den für einen Geistlichen auf der Kanzel recht schwierigen Punkt der sogenannten Notlüge und zeigte an Ibsens „Brand", wie verhängnisvoll die zu strenge Verurteilung jeder Notlüge unter allen Umständen sein kann, wie auch, daß einige andere Glaubensbekenntnisse da, wo ein Menschenleben durch das Vermeiden einer Notlüge schuldlos in Gefahr käme, sie geradezu gestatten. Dieser Teil war erst ganz neu seit gestern abend zu der Predigt getreten, war schriftlich nicht vorgearbeitet und wirkte in der freien Form am stärksten auf die Hörer, die den Mut des Seelenhirten bewunderten, daß er dem wirklichen Leben gegen allen bisherigen Kirchenbrauch ein so starkes Zugeständnis zu machen wagte. —

Ohne auf die gestrigen Dinge auch nur im geringsten einzugehen, stimmten auch Frau Auguste und der Herr Amtsrichter in das Lob der Gemeinde über den letzten Teil der Predigt ein und wandelten mit dem glücklichen Redner ihrem Heime zu. Bis die Hausfrau das vorbereitete Essen tischfertig hatte, war Justus einige Zeit in seinem Zimmer sich selbst überlassen. Sollte er nachher, sei es beim Essen, sei es beim Kaffee, auf die Brotangelegenheit, wie versprochen, zurückkommen? Er brauchte es ja nur, falls er selbst klar darüber war. War er denn das etwa schon? Er wußte doch erstens nicht, wer von den beiden den ersten geheimen, wenn auch leicht erkennbaren Schnitt und die kleine Aushebung gemacht hatte. Und zweitens war es ihm nicht klar, ob er sich zu einer Wiederholung dieses ersten Angriffes bekennen sollte und mußte; er war ein wenig entsetzt, zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit er um die Hauptfrage herum kam, ob er denn überhaupt einen zweiten Schnitt ausgeführt oder ihn schließlich doch noch unterlassen habe; eine Art von — vielleicht — Notselbstbelügung. Bekannte er sich — so dachte er zur Probe — zunächst einmal zu dem Verbrechen, so waren zwei Verbrecher im Hause; dem zweiten brauchte er seine bisherige Stellung als Vertrauensfels nicht zu opfern, noch dazu auf die Gefahr hin, daß dieser Zweite, eigentlich der Erste, womöglich auch dann seine Schuld nicht bekannte, wenn der Pfarrer es — schuldig oder nicht schuldig — getan hätte. Danach aber sein, des Justus Geständnis zu widerrufen, würde die Justusche Stellung nur noch weiter geschwächt haben.

Ließ er, Justus, aber die ganze Sache auf sich beruhen, so blieb einer doch der Geschädigte; nämlich der wirklich unschuldige, bisher ebenfalls noch unbekannte Dritte. Auf diesem Dritten durfte gerechterweise kein Verdacht sitzen bleiben. Sonst wäre seine heutige Predigt eine große Lüge gewesen, nicht ein mutiges Bekenntnis menschlicher Schwäche. Hier saß er vorläufig fest und kam nicht weiter.

Bei Tische fand er die beiden andern nicht so nachdenklich, wie er vermutet hatte. Sie sprachen von allem möglichen und spielten nicht entfernt auf die Brotschnitte an, vermieden anscheinend sogar alles, was dazu hinleiten könnte. So ergab auch er sich der behaglichen Tischstimmung und nahm sie in sein Mittagsschläfchen mit hinüber. Beim Kaffee wollte er mit einem milden Scherze die unheimliche Angelegenheit beiseite räumen. Es fiel ihm nur keiner ein, der dem unschuldigen Dritten gerecht wurde. Diesem unbekannten Dritten! Jeder von den beiden konnte es sein; die Gründe dafür waren ja dieselben, nach denen einer von den beiden zumindest die erste Scheibe abgeschnitten und dann noch ein Stück aus der Mitte herausgegraben hatte. Der Verdacht, so unwahrscheinlich und schwach er war, ruhte dennoch teils auf dem einen, teils auf dem andern, so daß als Endergebnis immer je zwei den Dritten im Verdacht hatten! Und da sich nach der Stimmung bei Tische anscheinend jeder dabei wohl befand, so konnte man, wahrhaftig, man konnte es: nämlich annehmen, daß Volkes Stimme Gottes Stimme auch hier sei und daß jene je zwei ganz recht hatten, wenn sie den Dritten für den Täter hielten. Ein freilich sonderbarer Zufall hatte dann eben alle drei an diesem Tage (vielleicht auch schon öfters) in Versuchung geführt; jedenfalls aber mußten an diesem Tage ihr alle drei unterlegen sein. Der Erste von selbst, der Zweite wohl, als er die Arbeit des Vordermannes sah und sie möglichst getreu nachahmte. Na, und dann war es dem Dritten so ergangen wie dem Zweiten. Bei geübteren Lügnern wäre wohl alles totgeschwiegen worden. Hier hatte die sonstige innere Ehrlichkeit zum Reden, vielleicht nahe bis zum Gestehen gebracht, das aber jedem wieder dadurch so sehr erschwert wurde, daß er sich allein für mehr als er getan, für einen andern mit geopfert hätte. War es doch ihm, dem wahrhaft redlichen Pfarrer Justus Ehrenreich, genau so ergangen.

Nun verstand er seine Predigt erst recht und sagte beim Kaffee beileibe nichts mehr. Gestraft hatte sich bestimmt jeder genug und würde künftig von neuem treu und wahr sein. Wenn er nur bei seiner Gemeinde auf eine gleichgute Wirkung seiner Predigt rechnen durfte, wie die Scheibe Brot sie bei diesen Dreien herbeigeführt hatte, so konnte er zufrieden sein. Denn auf diese drei, sich selbst eingeschlossen, konnte er sich nunmehr verlassen.



Die Löhne des Auslandes

Von G. Buetz

Noch immer vorwiegend von dem Auslande abgetrennt, wenn es sich darum handeln soll, an dem Weltverdienste teilzunehmen, dem Willen der Entente nach sogar kräftig ausgeschlossen, haben wir doch alle Nachteile eines internationalen Wirtschaftslebens mitzutragen. Wie wir innerhalb der Preispolitik dauernd von den internationalen Notierungen beeinflußt werden, so wird auch die deutsche Lohnbewegung von dem Stande der ausländischen Lohnskalen wesentlich mit berichtet. Was für unser Wirtschaftsleben dringend notwendig erscheint, eine endliche Festigung drr Lohnhöhe, begleitet von einer Tendenz der Senkung der Löhne, diese notwendige und schwerwiegende Forderung wird in ihrer Verwirklichung ungemein durch die Lohnverhältnisse im Auslande erschwert, ja unmöglich gemacht. Die Unternehmer müssen mit Unbehagen zur Kenntnis nehmen, daß sich im Auslande eine Lohnbewegung geltend macht, welche in ihren lohnsteigernden Tendenzen der Lohnbewegung Deutschlands nicht nur gleichkommt, sondern sie teilweise noch erheblich übersteigt! Wenn auch die im Kriege erwachsenen Mißverhältnisse zwischen der Nachfrage nach Arbeitskräften und dem Angebote der Arbeitskraft auch im Auslande schon eine merkliche Lohnsteigerung herbeigeführt hatte, wenn auch die Verteuerung des Lebensbedarfes, die überall hervortrat, lohnsteigernd auch im Auslande wirken mußte, so ist die eigentliche Hochflut der Lohnforderungen im Auslande doch erst nach dem Ende der kriegerischen Handlungen eingetreten. Wenn die deutschen Arbeiter Schrittmacher für die Lohnerhöhungen in dem heutigen Umfange wurden, dann fanden sie jedenfalls im Auslande sehr lernbereite Schüler. Betrachten wir die Löhne des Auslandes, so kann nur festgestellt werden, daß sie eine genau so bedauerliche wie produktionshindernde Höhe erreicht haben, als die Löhne Deutschlands. Ja, sie gehen darüber hinaus.

Den führenden deutschen Arbeiterkreisen sind die hohen Löhne des Auslandes naturgemäß bestens bekannt. Man ist nun eifrig am Werke, nachzuweisen, daß die deutschen Löhne ungenügende seien. Das in einer so gewaltigen Teuerung lebende Deutschland habe nur die Löhne anderer Staaten, und noch nicht einmal dies sei restlos erreicht, denn es gäbe im Auslande ganze Berufsklassen, welche nicht unbeträchtlich höhere Löhne ausweisen als Deutschlands Industrie sie zur Auszahlung kommen lasse. Man erkennt, hier liegt ein Propagandastoff vor, der leicht zu verwenden ist und daher von bester Wirkung zu sein verspricht.

Wer die Produktions- und Lohnverhältnisse Deutschlands kennt, ist sich zunächst des einen bewußt, nämlich dessen, daß es heute ein Unding ist, einen Vergleich zwischen dem deutschen Unternehmer und dem ausländischen Unternehmer, einen Vergleich zwischen dem deutschen und dem ausländischen Exporteur aufzustellen. Man erinnere sich doch nur, daß es über die wirtschaftliche Lage Deutschlands amtlich in verhüllenden Worten heißt, daß diese unsere Lage als „ungünstig und unsicher“ anzusehen ist. Die Produktion Deutschlands ist von den Außen-

märkten in tausendfacher Weise gehemmt und sie wird auf unserem Binnenmarkte durch den Rohstoffmangel so wesentlich beeinflußt, daß wir bis zur Produktionsunfähigkeit verdammt sind. Gar nicht zu denken des Mißverhältnisses zwischen Produktionsmöglichkeit und Zahlungsfähigkeit. Wir haben eine Wirtschaftsentwicklung, die in 150 größeren Städten im Novemberbeginne 236000 Personen zählte, die Erwerbslosenunterstützungen bezogen. Zur gleichen Zeit haben wir in den Hauptteilen der Industrie wie innerholb der Landwirtschaft einen Arbeitermangel, der die Produktion herabdrücken muß. Ende Oktober meldete der Rheinisch-westfälische Steinkohlenbergbau 23478 offene Stellen, die von keinem Angebote beantwortet waren. Am 4. Oktober meldete die Zentralauskunftsstelle für die Schwerindustrie und das Bergwerkwesen 36169 offene Stellen bei nur 10 unerledigten Arbeitsgesuchen! Mit welchen tatsächlichen wirtschaftlichen Fesseln unsere Wirtschaftsentwicklung neben den von der Entente noch täglich neu zu schaffen gesuchten belegt ist, wurde ja zu einem Tagesgespräch. Wir sollen handeln bei offenen Zollgrenzen, bei geraubten Schiffen, internationalisierten Verkehrswegen, bei einer erschreckend entwerteten Valuta, bei einem Zustande ewigen Krieges, der uns machtlos dauernd der Entente ausliefert. Uns entgegen stehen Staaten, welche den Weltkrieg gewonnen haben! Das heißt wirtschaftlich umgesetzt: Macht, Weltkredit, Weltentwicklungsmöglichkeit erlangt haben. Wir befinden uns Staaten gegenüber, die durch den Krieg reich geworden sind, gleich den Neutralen und vor allen Dingen den Vereinigten Staaten von Amerika. Für jene Wirtschaftsgebilde sind die Produktionsverhältnisse und die Arbeitsverhältnisse „die“ Schwierigkeit; in dem Meere von Hemmungen, denen unser Wirtschaftsleben gegenübersteht, bedeuten die Produktions- und die Arbeiterverhältnisse „eine“ der großen Schwierigkeiten! Das beliebt man nicht zu bedenken. Es kommt den Löhnen gegenüber, welche ein Land zahlen soll oder zu zahlen hat, doch nicht darauf an, hier eine Anpassung an die Weltmarktlöhne herbeizuführen, die Tragfähigkeit der Lohnhöhe muß für ein Wirtschaftsleben nach der Tragfähigkeit der Industrie und des Handelslebens abgemessen werden! Und da kann nach der ganzen Lage des deutschen Wirtschaftslebens nur gesagt werden, daß wenn die Löhne des deutschen Wirtschaftslebens sich jenen der Auslandsstaaten gleichstellen, dann ist die Lohnbelastung in diesem Prozentsatze schon bei weitem zu hoch für unsere Industrie, denn wir können leider die Tragfähigkeit unseres Wirtschaftslebens nicht mit jener der Auslandsstaaten gleichstellen.

Will man aber dazu übergehen, uns das einfache Exempel aufzustellen, daß, da die Auslandslöhne beginnen sich über die Löhne der deutschen Industrie zu stellen, man auch hier eine „Anpassung“ brauche, dann wird hierdurch ein Verbrechen an unserer schon so tief niedergedrückten Industrie begangen! Wenn wir zu einer weiteren Lohnsteigerung kommen wollen, dann müßte zunächst eine ebenso einfache Gegenforderung gestellt werden. Nämlich jene, daß unsere Produktionskraft eine Anpassung an die Weltproduktionskraft findet! Hier ist ein tiefernstes Mißverhältnis zu buchen. Ein Mißverhältnis, das wohl durch einen zurückkehrenden Arbeitswillen der Arbeitnehmer wesentlich abgeschwächt, doch durch diesen Faktor allein niemals ausgeglichen werden kann. Unsere furchtbare Rohstoff-

not, die Knebelung, die wir erfahren, und die alle Glieder unseres Wirtschaftslebens hart berührt, macht es unmöglich, unsere Leistungsfähigkeit der Auslandsproduktion anzupassen. Sie sind die Herren der Lage und nicht wir! Die Arbeiterschaft hat hier mitzutragen, was wir verloren haben. Wenn nun von bewußt agitatorischer Seite dem deutschen Unternehmer in seiner Eigenschaft als Arbeitgeber entgegengerufen wird, daß die ständig steigenden Lebensmittelpreise und die Preise für alle Waren und Artikel des täglichen Bedarfes ständig im Preise emporschnellen und daß hierdurch automatisch eine Lohnerhöhung erfolgen muß, dann kann man diesen wohlbekannten Sätzen folgendes entgegenhalten: die Lebensmittelpreise und die Warenpreise für Gegenstände des täglichen Bedarfes sind überall ganz erheblich gestiegen. Ja, die Steigerung für Textilstoffe, Lederwaren und so weiter sind im Preise im Auslande mehr gestiegen als hier. Es ist doch für die teilweise eingetretene Aufhebung der Zwangswirtschaft gerade als Beweismittel für die Notwendigkeit einer ungebundenen Wirtschaft angeführt worden, daß die deutsche Industrie unbedingt eine Anpassung an die Weltmarktpreise notwendig habe. Der Unterschied bestand eben in den zu niederen Preisen der deutschen Ware den Weltwarenpreisen gegenüber! Im Verhältnis zu Preis und Lohn stehen die deutschen Löhne weitaus besser als jene im Auslande. Und wenn das Ausland jetzt seine großen Lohnbewegungen hat, dann sind diese Lohnbewegungen zu einem Hauptteile darauf zurückzuführen, daß die Differenz zwischen den zu zahlenden Preisen und den erhaltenen Löhnen eine zu große Spannweite einnahm. Ob es sich hier um die Feindesstaaten oder um die Neutralen handelt, macht hierbei keinen Unterschied. Wir stehen im Zeichen einer Weltteuerung im ausgesprochensten Sinne. Im neutralen Schweden haben beispielsweise die Ausgaben, im Durchschnitte auf 100 gestellt, um 164 zugenommen, denn sie standen im April vorigen Jahres auf 264. In Dänemark beläuft sich die Ziffer dem Frieden gegenüber auf 207. Bei den Kleidungsmitteln stellt sich die Ziffer auf 310, für Lebensmittel auf 212. In Norwegen belief sich die Verteuerung der Lebenshaltung bis zum Dezember 1918 auf 260, die Löhne haben sich um 80—100 % nur gehoben. In Japan sind im Kriege die Löhne um 50—70 % gestiegen, die Volksnahrung, der Reis, erlebte eine Steigerung um 100—120 %. Befreien wir uns doch von dem Wahne, nur wir machten diese unerfreuliche Preissteigerung durch. Vom August 1918 bis zum Juli vorigen Jahres haben sich die Kosten des täglichen Lebensunterhaltes in Frankreich weiter um 254 %, in England um 145 %, in den Vereinigten Staaten um 107 % gesteigert. Das sind Ziffern, die den deutschen Preissteigerungen gleich sind.

Es ist des weiteren ein Unding, die Löhne, welche Deutschland zahlen soll, mit jenen des Auslandes in Einklang dadurch zu bringen, daß eine schematische Gleichstellung gefordert wird. Hat denn jener schematische Gleichklang der Löhne etwa vor dem Kriege auch bestanden? Waren nicht ganz erhebliche Unterschiede zwischen den Löhnen eines deutschen und eines amerikanischen Arbeiters, zwischen jenen des englischen und des deutschen Arbeiters? Als unsere Industrie von einer höchsten Leistungsfähigkeit war, einer ungehemmten inner- und außerpolitischen Entwicklung gegenüberstand, haben die deutschen Löhne sich organisch

den deutschen Industrieleistungen anpassen müssen. Wir besitzen und besaßen nicht die gigantische Stärke eiûer amerikanischen Union, wir waren nicht ein Weltkolonialreich gleich England. Heute, da wir in Fesseln liegen wie zuvor noch nie ein Volk, da wir finanziell und wirtschaftlich verelendet sind, sollen wir plötzlich die nämlichen Produktionsbelastungen tragen wie eine amerikanische Union! — Für das deutsche Wirtschaftsleben gibt es nur eine Forderung, die unbedingt zu beachten ist, wollen wir unser Wirtschaftsleben aufrecht erhalten. Wir haben die Produktionslasten den Produktionskräften anzupassen. Wehe der deutschen Arbeiterschaft, wenn sie diese elementare Forderung nicht anerkennen will!

Daß unsere Arbeiterschaft hinsichtlich der erlangten Lohnerhöhungen sich wirklich nicht als ein Stiefkind zu betrachten braucht, ist augenfällig erkennbar, wenn man einzelne Löhne herausgreift, die im Auslande gezahlt werden. In Schweden sind innerhalb des Eisenbahnbaues im Jahre 1913 Stundenlöhne von 38 bis 44 Öre, von Oktober 1918 ab solche von 100 bis 130 Öre gezahlt worden, Kieslader, Maurer usw. erhielten 1913 einen Stundenlohn von 43 bis 49 Öre, Ende 1918 einen solchen von 105 bis 135 Ore. Der gesamte auf 100 angesetzte Durchschnittsverdienst stieg Ende 1918 auf 208. In den Niederlanden erhielten Metallarbeiter einen Mindestlohn von 46 bis 59 Cts., Elektrotechniker 27 bis 47 und 40 bis 70 Cts. Im Bekleidungsgewerbe werden gelernten Arbeitskräften Stundenlöhne von 36 Cts. gezahlt, in der Holzindustrie 30 bis 40 Cts. In Dänemark erhielten die Möbeltischler in Kopenhagen 1914 einen Durchschnittslohn von 60 Öre und Anfangs 1919: 126 Öre. In den Schuhfabriken wurden 1914: 56,5 Öre und Anfang 1919: 126,8 Öre Stundenlohn zugebilligt. Beton- und Erdarbeiter erhielten 58,7 Öre 1914 und 134,7 Öre 1919. Das kommt zumeist auf eine Verdoppelung der Löhne heraus. Eine Lohnerhöhung, mit welcher die deutschen Arbeiter schwerlich zufrieden sein würden. In Großbritannien sind im Kohlenbergbau die Löhne im Kriege um 110—120 % gestiegen, in der Metallindustrie und im Schiffbau haben sie sich um 100—120 %, im Spinnstoffgewerbe um 100—110 % gehoben. Im Bekleidungsgewerbe ist eine Lohnsteigerung von 87—93 % gegenüber dem Frieden eingetreten. In den britischen Industrien sind die Lohnsteigerungen zumeist demnach auch unter denen Deutschlands geblieben. Wesentliche Lohnsteigerungen zeigen die Vereinigten Staaten. Die Vereinigten Staaten sind aber auch das Land, das in diesem unglücklichen Kriege zu unerhörter Macht und ungewöhnlichem Reichtum gelangt ist. Hier sind der Industrie die Milliarden buchstäblich in die Taschen geregnet. In den Vereinigten Staaten werden in der Metallindustrie Löhne für gelernte Arbeiter von 7 bis 10 Dollar im Tage entrichtet. Ungelernte Arbeiter, die vor dem Kriege einen Lohn von 1,50 Dollar erhielten, erhalten heute 3 bis 4 Dollar für den Taglohn. Diese Lohnhöhe wirkt für die amerikanische Arbeiterschaft um so mehr, als die Aufwandskosten der Lebenshaltung sich noch immer in erträglicheren Grenzen halten, als in den europäischen Staaten.

Innerhalb sämtlicher Lohnskalen der Länder tritt klar das eine zutage, daß die Produktion Europas heute bereits mit Löhnen überlastet ist. Wenn nun die Entente infolge ihrer gunstvollen Wirtschaftslage fähig ist, die Stärke der Produktion den Produktionsbelastungen anzupassen, so ist die deutsche Industrie

in ihrer allseitig bedrängten Lage leider nicht hierzu fähig. Wir sind an der Grenze der Tragfähigkeit nicht nur angekommen, sondern haben sie zum Teile bereits überschritten. Über diese Wahrheiten hilft keine Agitationsrede hin und wenn sie noch so geschickt aufgebaut ist. Die deutsche Arbeiterschaft lehrt man leider stündlich zu vergessen, daß wir den entscheidensten aller Kriege, den Wirtschaftskrieg der Welt, restlos verloren haben. —



Media vita in morte sumus · Von Werner Bergengruen

Noch spür' ich in den Adern kochen
Der Jugend ungestümen Wein,
Der Pulse leidenschaftlich Pochen:
„Nimm dir die Welt! Die Welt ist dein!"
Noch freu' ich mich am Glanz der Wehre,
Noch dünkt mich jedes Wagnis Glück,
Noch reißt in uferlose Meere
Von Leidenschaften mich ein Blick.

Und doch — in lustdurchbrausten Stunden
Packt mich ein jähes Vorgefühl.
Mein Herz steht still. Und für Sekunden
Streift mich ein Schauer fremd und kühl.
Dann glaub' in plötzlichem Verstehen,
Darin mir Lust und Lärm ertrinkt,
Ich eine blasse Hand zu sehen,
Die mir vom andern Ufer winkt...

Was für ein Tod ist mir beschlossen?
Ist es ein Blitz, der mich erschlägt?
Ist eine Kugel schon gegossen,
Die jählings mich vom Sattel fegt?
Wird mich ein Feind im Zweikampf fällen?
Wird fern auf sturmgepeitschtem Meer
Mein Schiff versinken in den Wellen,
Verschollen ohne Wiederkehr?

Vielleicht — indes durch diese Zeilen
Die Feder fliegt in meiner Hand,
Beginnt aus meiner Uhr zu eilen
Das allerletzte Körnchen Sand — — —

Und eins erkenn' ich: All mein Lieben,
Des Hasses ungestümer Drang,
Rastlosigkeit, die mich getrieben
Und Lust an lautem Becherklang,
Der Trieb zu Kampf und Abenteuer,
Dies heiße Brennen tief im Blut —
Nur ein Symbol war all dies Feuer,
Symbol für eine höh're Glut.

Für eine Glut, die alle Erden
Und Himmel brünstig überkreist.
Doch kann ihr nie Erfüllung werden,
Eh' nicht den erdentbundnen Geist
Goldrote Feuerflügel tragen
Im Flammenrausch der Ewigkeit.
Und hat die Stunde mir geschlagen,
Tod, nimm mich hin! Ich bin bereit.



Der Braune

Kampf und Sieg in Urtagen

Von E. Seeger

Es tagt. Die letzten Dämmerungsschleier wehren vergeblich dem rotgolden aufsteigenden Tagesgestirn den Siegeslauf über die in der Urfülle ihrer Kraft prangende, jungfräuliche Erde. Aus dem Tal, in dem sich der Fluß schäumend zwischen Felsgetrümmer und gestürzten, hochgetürmten Stämmen seinen Lauf erzwingt, steigen über den Grassteppen weiße Nebelschwaden wallend auf. Mit schweren Schwingen hebt sich vom Gipfel der Rieseneiche der Adler vom Horste. Dumpf dröhnt die Erde vom Tritt zur Tränke ziehender Tierherden. Das schauerliche Lachen der Hyäne ist verstummt, gesättigt liegt der Höhlenbär in seiner Felsenkluft. An dem weiten, dunkeln Felsspalt unter dem weißgrauen, dachartig überhängenden Gebirgsvorsprung regt es sich. Eine braune, haarige Pranke schiebt schützendes Dornengestrüpp auseinander, rückt die wuchtigen, deckenden Blöcke beiseite. Zwei funkelnde Augen spähen scharf nach allen Seiten. Auf allen Vieren kriechend zwängt sich ein gewaltiger, behaarter Körper durch die Öffnung. Ein furchtbarer Kopf sitzt auf kurzem Halse, weit springen die mächtigen Kiefer vor, wie eine Schnauze, der das Kinn noch völlig fehlt. Dicke, überragende Augenwülste schließen sich an eine niedere, fliehende Stirn, struppiger Haarwuchs bedeckt das Haupt. Tierhaft ist noch der wilde Blick des in tiefen Höhlen liegenden Augenpaares, tierhaft noch jede Bewegung, mit welcher die baumstarken braunen Arme die Öffnung wieder schließen mit Dorn und Felsstück. Dann richtet sich der Körper des unheimlichen Wesens auf. Aber nicht ganz, etwas gebückt bleibt der breite, massige Rücken, der stierstarke Nacken leicht in die Schultern eingezogen, die Knie ein wenig gekrümmt. Schnaubend zieht die mächtige Brust die frische Morgenluft ein. Gar enge war's und dumpf in der nächtlichen Höhle, die der Braune der Löwin abgerungen, seine Gefährtin und ihre Kleinen zu bergen. Nun kehrt die Zornige fast jede Nacht zurück, für ihre kommenden Jungen das verlorene Obdach wieder zu gewinnen. Aber er ist auf seiner Hut. Unaufhörlich schweifen die Augen, unausgesetzt trinkt das Ohr das geringste Geräusch. Jetzt ist alles still. Das braune Geschöpf klimmt den Abhang hinab, leisen Fußes, damit kein losgelöster, rollender Stein es verrate. Auf eine hohe Buche klettert es, von ihren breiten Ästen auf die dicht verschlungenen der nächsten bis zu der, die alle überragt. Die großen Zehen seiner Füße stehen weit ab und erleichtern ihm das Greifen und Halten. Fußsohlen und Handflächen sind schwielig und lederhart. In der sehnigen Faust hält es einen großen zurechtgeschlagenen Feuerstein mit scharfen Kanten, und braucht es beim Klettern beide Hände, so packt es den Faustkeil mit dem gewaltigen massiven Gebiß. Von seinem hohen Platz auf der Waldbuche durchspäht der Braune das Tal. Die Bisonherde hat ihren Durst gestillt und ist auf dem Heimweg. Scharf äugt er, ob nicht ein krankes Stück sich hinterher schleppe. Seit das verhaßte Löwenpaar die Gegend beherrscht, hat der Wildreichtum reißend abge-

nommen. Mancher Tag verging schon beutelos oder brachte nur geringes Kleingetier. Bald wird er weiterwandern müssen, und sie auch, die in der Höhle ihre Jungen säugt. Der Hunger regt sich in ihm und Durst. Gewandt gleitet er am glatten Stamm hinab, und gebückt schleichend, mit geschärften Sinnen alle Geräusche erfassend, erreicht er den Fluß. Auf Knien und Ellbogen liegend schlürft er das kühle Naß in langen Zügen. Neben ihm taucht erschreckt ein Fischotter unter. Über ihm in den hängenden Zweigen der alten Esche raschelt es. Eichhörnchen tummeln sich in der Nähe, schwarze und rostfarbige. Schon greift seine Hand nach dem scharfkantigen Kiesel zum tödlichen Wurf, da stutzt er. Aus weiter Ferne tönt wie ein Urhall der Trompetenton des Mammuts. Er kennt den Ton, er weiß, daß jetzt seine glücklicheren Gefährten den ungeheuren Riesen bedrängen. Fleisch gibt es dann, Fleisch im Überfluß! Seine Augen blitzen in wilder Gier. Der Hunger nagt schärfer. Eine Erinnerung kommt ihm. Er hat vor Tagen eine Grube, die der Regen ausgewaschen, mit Hand und Stein vertieft und mit Zweigen lose bedeckt. Was an größeren Tieren darüber läuft, bricht ein. Dahin strebt er jetzt. Schneller als vorher, aber nie ohne Vorsicht, bahnt er sich seinen Weg durch dichtes Gestrüpp hinein in den Urwald. Über gefallene Waldriesen hinweg, auf deren leuchtend grünem Moospolster goldig schillernde Käfer wie seltene Blüten sitzen und aus deren vermorschten Leibern seltsame, üppige, betäubend duftende Pflanzengebilde sprießen, steigt er, durch einen Wald von Farnwedeln zwängt er sich, vorbei an der Fülle dorniger, rankender Gewächse, die seinem Fuß heimtückische Schlingen stellen. Über ihm schallt das schrille Geschrei der gescheuchten, buntfarbigen Vogelwelt, unter ihm schleicht giftiges Gewürm, ringelndes, zischendes Gezücht. Über sperrende Blöcke und durch reißendes Waldgewässer geht sein Weg. Ein Panther lagert auf breitem Aste und schläft. Obwohl der Braune lautlos schleicht, erwacht die Katze. Aber sie hat nächtlicherweile die Herde der Bergziegen zersprengt und sich gütlich getan am warmen Quell des Blutes und am Überfluß des Fleisches. Beschaulich blinzelnd bleibt sie liegen. Wie Donnergrollen bricht sich fernes Löwenbrüllen an den starken Stämmen des Urwaldes. Der Braune horcht mit allen Sinnen. Es kommt nicht von der Gegend her, wo seine Höhle liegt. Nun verläßt er den Wald, kriecht und schleicht am Rande niedrigen Unterholzes dahin. Eine Herde kurzmähniger Wildpferde stürmt über die grasreiche Ebene. Hier hat die Antilopenherde ihren Wechsel, hier zieht sie zur Tränke, hier an dem buschigen Abhang hat er die Falle bereitet. Ein verhaltenes Glühen kommt in seine Augen, als er im Fieber der Erwartung näher kriecht. Eine Saigaantilope hat sich in der Grube beide Vorderbeine gebrochen.

Er hat keinen Blick für die Qual des Tieres. Ein unartikulierter jäher Ton bricht mit ursprünglicher Gewalt aus seiner Kehle, die Augen sprühen Funken in wild erwachter Mordlust, über seine nach Blut und Fleisch lechzenden Lippen läuft der Geifer. Ein Schlag mit dem wuchtigen Keile auf den dicken Kopf des Tieres, ein Schnitt mit der scharfen Steinkante in seinen Hals. Das betäubte Tier bäumt sich noch einmal auf im unbewußten Lebensdrange aller Kreatur, — er achtet dessen nicht. Seine kraftvollen Fäuste, die muskelstarken Arme pressen den zuckenden Körper zusammen, während seine wulstigen Lippen versinken in

dem roten, lebendfrischen Strahl des springenden Blutes. Seine Finger krallen sich in das zuckende Fleisch, reißen die Wunde weiter, reißen die Leber heraus, den köstlichsten Bissen, die massigen Kinnladen kauen und kauen und schmatzen ... Über Gesicht und Brust, Arme und Hände läuft das warme Blut. Ihn kümmert es nicht. Er denkt nur an die Stillung des wütenden Hungers, der gierig in seinen Eingeweiden fraß. Endlich läßt er von seinem Opfer ab. Er trocknet die Hände an dem wolligen Fell des Tieres, mit ausgerauften Büscheln langen Grases wischt er das klebrige Blut von seinem Körper, mit seiner Zunge glättet er leckend das eigene Haarkleid. Er zerrt die Antilope eine Strecke weit, wirft die noch rauchenden Gedärme in einen Busch, um streifende Hyänen abzulenken, und schleppt und schleift das Tier auf kürzerem Wege nach seiner Höhle. Dort wirft er es vor den Eingang, mag seine Gefährtin sich daran sättigen, weiter reicht seine Fürsorge nicht.

Aus kurzer Rast zuckt er plötzlich auf, mit einem Ruck straffen sich die erschlafften Muskeln, seine Nüstern blähen sich, sein ganzes Leben liegt in seinen stahlhart glänzenden Augen, ein Ausdruck unbändiger Wut vertiert das schreckliche Antlitz noch mehr: Er hat einen Schrei gehört! Einen Schrei, so fürchterlich in seiner tierischen, ursprünglichen Wildheit und noch fürchterlicher in seiner verzerrten Menschenhaftigkeit. Der ihn ausstieß mit elementarer Triebkraft, dem fehlt wie ihm selbst noch die Bildung der Worte, der Sprache, aber dieser unmenschlich-menschliche Schrei sagt ihm genug. Sein Nebenbuhler, sein Feind ist es, der ihn ausstieß, er, der schon versucht hat, ihm Weib und Höhle zu rauben, und jener grauenhafte Ton ist seine erneute Kampfansage! Ein gleicher, nur noch rauherer, markdurchdringender Schrei aus seiner kraftstrotzenden Brust antwortet auf diese Herausforderung, wie der Schrei der Natur selbst, die ihr Teuerstes bedroht sieht — dann reißt er einen jungen Eichstamm aus dem Boden, knickt die Krone, und ihn mit der einen Hand wie eine mächtige Keule handhabend, in der anderen den gewaltigen Faustkeil schwingend, stürmt er in grimmer Wut, das ungeheure Gebiß in Kampfesgier fletschend, dem Todfeinde entgegen.

Am Abend, wenn die Schatten der Waldriesen an der Lichtung sich längen, schleicht auf weichen Sohlen die gefürchtete Säbelkatze durch ihr Reich, das sie sogar dem Löwen streitig macht. Da findet sie unter den weit ausladenden, steifen schwarzgrünen Ästen der hochragenden Eibe auf verwühltem, blutgetränktem Boden und zertretenem Gras und Blattwerk einen schwarzbehaarten Körper, über und über von Blut besudelt, mit klaffenden Wunden an Brust und Leib.

Der Braune ist Sieger geblieben, aber um den Preis eines Auges, in das der Gegner seinen Daumen bohrte, als er Brust an Brust dumpf keuchend und stöhnend mit ihm am Boden rang. Die alte Eibe sah das Blut strömen aus der tiefen Schulterwunde, in die der Schwarze seine Zähne grub, sie hörte das grausige Knacken und Krachen, als der Braune dem Verhaßten mit aller Kraft das Haupt in den Nacken bog, weit, weit hintenüber, bis die Wirbel brachen ... Und die roten Eibenbeeren fielen wie helle Blutstropfen auf die verlassene Wahlstatt.



Hognes Tod

Nach dem Alten Atle-Lied (11. Jahrhundert)

Von Ferdinand Clauß

Im Jahr 437 wurden die Burgunden am Rhein von den Hunnen geschlagen und großenteils vernichtet. Anderthalb Jahrzehnte später vermählte sich Attila, der Hunnenkönig, mit einer germanischen Fürstin und starb in der Hochzeitsnacht am Blutsturz. Bald brachte die Sage diesen plötzlichen Tod in Zusammenhang mit der Burgundenvernichtung, machte die Fürstin zur Schwester der Burgundenkönige und zur Rächerin ihres Stammes an Attila. Damit ist der Kern gegeben für die deutsche Sage von der Nibelungen Not: die Schwester der Könige ist mit Attila vermählt; die Brüder werden von Attila um ihres Goldhortes willen an seinen Hof gelockt und überwältigt; dann rächt sie die Schwester am Gatten. In dieser reinen, ältesten Gestalt hat sich die Sage in Deutschland nicht erhalten, sondern — nach der Verschlingung mit der Siegfriedsage — sich gewandelt zu jener Form, die im Nibelungenliede vorliegt. Doch sind die ältesten Lieder schon früh an die Höfe nordischer Könige und von da nach Island und später nach Grönland gedrungen. Dort wurden sie von nordischen Dichtern in nordischer Art geformt. Der alte Sinn der Sage hat sich in ihren Händen reiner erhalten als in Deutschland. Davon zeugt das „Alte Atle-Lied“ der Lieder-Edda.

Der Antrieb zu dieser neuen Verdeutschung war das Entbehren einer deutschen Edda, die den lebendigen Gehalt der alten Lieder entschlossen zu wahren versucht. Bei solchem Versuch muß freilich die Gelehrsamkeit zurückstehen, und eine „getreue“ Übersetzung der Worte kommt nicht heraus. Dafür ist vielleicht eine Belebung des Sinnes gelungen. — Mit dieser Bemerkung soll der hohe Wert der neueren gelehrten Übersetzungen nicht angetastet werden: ich bekenne gern, daß ich besonders von der Hugo Gerings viel gelernt habe. Ihr Ziel liegt aber auf anderem Weg als meines. — Eine tiefere Rechtfertigung meiner Grundsätze behalte ich mir vor.

Des hunnischen Königs Bote ritt,
Knefröd, nach Gunnars Halle.
Frech trat er in klingenden Saales Mitt',
grüßt rings die Recken alle.
Sein Wort klingt kalt, sein Herz birgt Trug:
ihr gotischen Helden, hütet euch klug
der Tücke des Manns vom Süden!

Der Bote sprach: „Mich sendet her
König Atle. Lang noch lenke
sein Arm das Reich! Es falle, wer
ihm trotzt! Dich aber grüßt er sehr

von Herzen, Gunnar. Die hohen Bänke
und die Becher voll gotischen Biers verlaßt
und reitet hinab nach Süd zu Gast.
Dort warten zum Geschenke
für euch der eschenen Speere viel
und mutige Rosse zum Lanzenspiel
und Helme von Gold und hunnische Knechte
und silbergesponnene Prachtkleider, echte,
von hunnischen Weibern gewirkt. Die weiten
Gefilde der Gnitaheide sind dir
gewährt zum festlichen Reiten und Streiten,
hochbordige Drachen mit goldener Zier
stehn dir bereit. — Von Gudrun hier
diesen Ring zum Gruß."

Der Bote schweigt. Die Brüder tauschen
einen Blick, und Gunnar spricht:
„Es rauschen
die Fluten des Rheins hier nah. An Gold
fehlt's nicht im Land. Man weiß, es rollt
in rötlicher Glut die Woge des Rheins.
Warum, fragt keiner. Wozu auch fragen?
Braucht's denn des Rheinhorts erst? Rings ragen
mir sieben Säle voll gleißenden Scheins,
und was sie bergen, ist alles meins.
Wir tragen von Stahl die schärfsten Klingen,
meine Knechte gehen mit blitzenden Ringen,
und jede Magd im Lande lacht
deines hunnischen Königs ganzer Pracht."

Hogne spricht — in den Fingern wendet
er Gudruns Gabe —: „Gudrun sendet
den Ring. Was meinte die blonde Frau?
Hell blinkt mir das Gold ins Aug'. Doch grau
blinzelt darin das Haar des grimmen
Heidewolfs mich an. Vor schlimmen
Räten warnt es und Südlandfahrten:
fahrt ihr, so werden die graugehaarten
Wölfe sich freun!"

Da schwiegen im Saale ringsherum
die Reden und Ratgeber alle.
Sie schauten und starrten und harrten stumm.
Doch kühn in die klingende Halle

rief Gunnar — und hell sein Wort erklang —:
„Erhebe dich, Fjorner! Her zur Bank,
schaff Bier in die gähnenden Krüge!
Und schäumt erst am Bart mir der prächtige Trank,
was scher'n mich der Hunnen Betrüge!
Kehrt Gunnar nicht heim von Hunnlandfahrten,
dann mag, wer will, hier am Rheine walten,
dann mögen des Niflungenerbes die alten
Wölfe sich freun, die graugehaarten,
kehrt Gunnar nicht heim!"

Die Könige ritten vom Hof, es fuhr
der Treuen Schar vom Schlosse.
Durch Fels und Forst hin zog ihre Spur,
am Beißstahl kauten die Rosse.
Es bebte die Hunnmark, die Hengste schrien,
als Gunnar in Atles Reich erschien
mit den Helden, den hartgesinnten.

Da schauten sie Atles gewaltiges Schloß,
es dräuten die Zinnen und Wälle,
und der hunnischen Knechte unzähliger Troß
quoll über des Saales Schwelle.
Die Halle ragt hoch und hell vom Schein
der gleißenden Wehr an den Mauern.
König Atle steht und trinkt seinen Wein,
und draußen die Wächter lauern,
ob Gunnar nicht führe die Straße her,
Streit zu wecken mit gellendem Speer
im Hunnenlande.

Die Schwester sah, wie stolz herein
zum Saale die Brüder traten.
Ihr mundete schlecht König Atles Wein.
„Fahr heim, Gunnar! Verraten
seid ihr! Kehr' um aus der Halle! Was
vermag ein Starker wider den Haß
zahlloser Feinde? Gunnar, geh!
O besser wär's, du kämest in Stahl
mit mächtigem Heer zum hunnischen Saal!
Dann schrien die hunnischen Weiber Weh
statt meiner, und Atle schickte ihr
zur Schlangengrube. Jetzt aber ist dir
die Grube bereitet."

Gunnar sprach: „Laß, Schwester. Verrät
mich der Hunne, was schiert's mich? Allzeit gern
fechten und fahren die Niflunge! Spät
kommt dein Rat. Der Rhein ist fern."

Da klirrte die Halle von keuchendem Kampf,
hin sanken sie alle, die Treuen.
Nur die Brüder standen. Aus Blut und Dampf
aufragen sie fest und freuen
sich ihrer Kraft. Rings an den Füßen
ballt sich der Toten Last. Die stießen
sie von sich in die Glut im Schreiten,
und spät erst wurden sie vom Streiten
müd.

Gebunden ward Gunnar: „Kauf' dich frei
aus deinen Fesseln, König! Ei,
wo liegt dein Gold im Rheine?"
Gunnar sprach: „Ist Hogne tot?"
„Er lebt wie du." „Aus seinen Rippen
sägt mir sein Herz und bringt es rot
blutend her. Das wird die Lippen
mir auftun."

Jetzt fingen sie Hjalle, den feigen Knecht,
und brachten sein Herz, noch blutend, recht
als wär' es Hognes, dem Fürsten hin.
Gunnar besah's und sprach: „Hier in
der Schüssel da der bebende Klumpen
ist Hjalles Herz, des armen Lumpen.
Das bebte noch mehr, als er es trug
in der Brust. Geht mir, so kläglich schlug
nicht Hognes Herz!"

Hellauf lacht Hogne, als hinein
zur Brust ihm sägen die scharfen Klingen,
und klagte nicht. Dann bringen
sie Hognes Herz zu Gunnar.

„Hier halt' ich das Herz, Hogne zu eigen,
ungleich dem Herzen Hjalles, des feigen!
Kaum bebt's auf der Schüssel. Als er es trug,
da bebt' es noch minder.
Und jetzt genug!
Hogne ist tot — jetzt weiß ich allein,
wo der Goldhort ruht im rollenden Rhein.

Erst waren wir zwei, da quälten noch Sorgen,
jetzt leb' ich allein, — der Hort ist geborgen!
Im Rhein soll er ruhn, im Rhein versprühn,
immerfort im wälzenden Strome glühn,
eh' daß einer der goldenen Ringe ziert
Atles Arm!
Jetzt kommt und führt
mich zur Schlangengrube!"



Zitate

„Der Entwurf ist nicht zu vergleichen mit der amerikanischen, noch mit der schweizerischen Bundesverfassung, noch auf eine Linie zu stellen mit der (alten) Reichsverfassung: der Entwurf ist völlig original, wie die politische Lage neu und original ist, die er formulieren soll. Große Völker kopieren nicht, in großen Umständen sind sie immer original."

Johannes Miquel
(im konstituierenden Reichstag 1867 über den Bismarckschen Verfassungsentwurf)

*

„Der Herr vergebe den Deutschen, denn sie wissen seit dem Westfälischen Frieden nicht einmal, was sie tun, noch weniger, was sie wollen, am wenigsten, was sie sind. Die deutsche Konstitution ist durch den Westfälischen Frieden zu einem französischen Machtgesetz umgestaltet worden."
Prinz Eugen von Savoyen (1705 brieflich)

*

„Der ganze Vorgang war fast in allen seinen Teilen unehrenhaft für England. Die schamlose Unaufrichtigkeit der Großen und Adligen, die warmen Versicherungen der allgemeinen Unterstützung, die Jacob bis zu dem Augenblick erhielt, wo alles ihn verließ, deuten auf eine niedrige Gesinnung und auf eine sittliche Schlaffheit hin, die dem Zeitalter die größte Schande machen. Daß das Unternehmen gelang, oder doch ohne Blutvergießen und Erschütterung das Ziel erreichte, verdankte man vornehmlich einem Beweise undankbarer Treulosigkeit, wie ihn noch kein Soldat gegeben hatte."

J. B. Macaulay (Geschichte der Entthronung Jacobs I.)

*

„Wenn wir noch fähig sind, Nutzen zu ziehen aus dem, was man sonst die ‚Lehren der Geschichte' nennt, so ist das Instruktivste, was uns Herr Taine lehrt, dieses: wie unter der scheinbaren Herrschaft der Majoritäten, und vielleicht auf eine viel tyrannischere Weise als unter der Herrschaft eines Mannes oder selbst einer Klasse, in Wirklichkeit die Minorität es ist, welche regiert."

Ferdinand Brunetière (in einer Besprechung von Taines „Origines").





Die deutsche Revolution und die Volksschullehrer

Staunenden Auges haben die Volksschullehrer es erlebt, daß ihre Forderungen, auch jene, die bereits Edelrost deckte, durch die Revolution der Erfüllung nahe rückten. Befreiung von der geistlichen Ortsschulaufsicht, Selbstverwaltung in Staat und Einzelschule! Um nur zwei zu nennen. Und Volksschullehrer sitzen im Ministerium! Tempora mutantur! Nun greife zu, Lehrer — es ist dein! Und die Partei, die am Ruder steht, die Partei der einst Vaterlandslosen, der Verfemten, mit denen vordem ein Lehrer nichts zu tun haben durfte, öffnet ihre Reihen auch für die Volksschullehrer! Welch eine Wendung! Wie steht der Volksschullehrer zu dem Neuen, Unerhörten? Welche Blicke eröffnet ihm die Zukunft?

Nur langsam hellen sich die Nebel. Die Revolution war so ungeheuer groß — für Deutsche und Deutschland — daß wir, die wir so dicht vor ihr, ja mitteninne des Zyklons stehen, ihre Gewalt und Bedeutung, halb betäubt, nur zweifelnd und suchend, nur relativ, sehr relativ zu begreifen vermögen. Nicht die sittliche Zermürbung unseres Volkes — entgegen einer landläufigen wehmütigen Meinung sei das gesagt — in der glänzenden Friedensperiode von 44 Jahren hat die Revolution herbeigeführt, sondern jene ungeheure Belastungsprobe der weichen, nicht national gehärteten, nicht politisch zähen deutschen Seele. Es lebten im deutschen Volke noch idealistisch gerichtete Kräfte. Es war noch nicht ein Volk der Satten und Müden und Egoisten, reif zum Schnitt. Gerade die Gestalt des deutschen Volksschullehrers mit ihrem brünstigen Ringen nach dem Licht — bei allen Schwächen und Irrtümern — ist mir des Zeugnis. Einem Volke, das um Schulfragen mit dem Ernste ringt, wie ihn Freund und Gegner bei den deutschen Schulkämpfen gezeigt, das so in die größten Fragen sich vertieft — Erziehungsfragen sind größte Fragen! —, kann die Zukunft nicht durch Schwertgewalt abgeschnitten werden. Der Träger dieser Schul- und Erziehungskämpfe aber ist der Volksschullehrer. Und auch seine Stellung zur Revolution kann jenen Glauben nicht erschüttern. Dort, wo die Moleküle des Lebens am lebhaftesten kreisten, dort stand er, mitten im schaffenden Volke, fern den satten Kreisen der Reichen und Genießer, fern von jenen, die auf überlieferten gesicherten Pfaden die abgestempelte Wissenschaft in vorschriftsmäßigen Quanten in sich aufgenommen haben. Er war immer ein Mann der Sehnsüchte, ein Mann des Vorwärtsdrängens und Weiterstrebens. Ein Mann der neuen Planungen und schillernder Entwürfe, ein Mann kühner Träume und utopistischer Ziele. Je weiter der Abstand des schlechtest bezahlten, am wenigsten gekannten, am geringsten bewerteten deutschen Geistesarbeiters von seinem Ziele war, das immer ein Volks- und Menschheitsziel sein wollte, desto kühner griff er nach den Sternen.

Denn alle seine Forderungen sind revolutionär. Sie waren es von je. Er selbst war ein lebendiger Protest gegen das althergebrachte System. Er marschierte der breiten Masse des Volkes weit voraus. Seine Forderungen bedeuteten in ihrer vollen Erfüllung einen Umsturz sondergleichen. Einen Raub an den älteren ehrsamen Ständen mit ihren alten Überlieferungen und alten Gerechtsamen. Darum wurden seine Gehaltswünsche belächelt und mit dem Spottwort von dem „ewig unzufriedenen Schulmeister“ abgetan. Sein Kampf gegen die kirchlichen

Rechte über die Schule rief Staat und Kirche auf den Plan. Sein Gewissen trieb ihn in die sozialen Kämpfe schon lange vor der Revolution. Die moderne Riesenschule mit ihren Hunderten von Kindern aus den Kreisen, die im wirtschaftlichen Kampfe ganz unten standen, war ihm eine erschütternde soziale Predigt. Besuche in Kerkern und Hinterhäusern sind überaus lehrreich, Rede und Gegenrede mit den Eltern der Kleinen ein sozialpolitisches Praktikum. Dasselbe Gewissen drängte den Schulmann zur Schulpolitik, drängte ihn, in die Arena des sozialpolitischen Ringens hinabzusteigen. Er trachtete durch eine große Schulreform denen gerecht zu werden, die abseits, die im Schatten wohnten; für eine Hebung der niedersten Volksbildung setzte er seine Kraft ein. In der Jugendpflege versuchte er redlich an die vernachlässigten Massen der Halbwüchsigen heranzukommen. Und so weiter. Seine tägliche Beschäftigung mit den Kindern, seine Schularbeit auf allen Wissensgebieten sorgen dafür, daß der Volksschullehrer täglich an die Probleme des Lebens mit der Nase rennt. Der Blick auf die bleichen, mageren Gesichter seiner Schutzbefohlenen erinnert ihn an die Kerkerwohnungen, da sie hausen. Wohnungsproblem! Soziale Fürsorge in weitestem Sinne! Immer finden Reformen sozialer Natur in ihm ihren Vorkämpfer. Adolf Damaschke, Johannes Tews, Konrad Agahd sind oder waren Volksschullehrer. Bei allen Neuerungen stehen Volksschullehrer an der Spitze oder sind tätige Helfer. Bis zur Naturheilkunde und zum Esperanto!

Aber diese Arbeit ward von der Regierung und weiten Kreisen der Gesellschaft nicht als vaterländisch, nicht als national anerkannt, weil sie eine Arbeit an denen war, deren Väter großenteils im Lager der Umsturzpartei standen. Es gehört zur Tragik des Volksschullehrerberufs, daß er für rein vaterländische schwerste und uneigennützigste Arbeit am wenigsten Dank geerntet hat, gerade um ihretwillen verfemt wurde.

Schon lange galt der Volksschullehrer als Sozialdemokrat. Nicht erst seit Minister von Puttkamers Rede im Februar 1880, da er von den „bedenklichen Erscheinungen im Lehrerstande" sprach. 1910 — 30 Jahre später! — findet das konservative sächsische Parteiblatt „Vaterland": es sei schon lange auffällig, „daß die radikale sächsische Lehrerpresse ihren Lesern als politischen Bildungsstoff mit merkwürdiger Genugtuung gerade Äußerungen und Berichte sozialdemokratischer Tagungen darbietet", und entdeckt in einem Artikel der „Sächsischen Schulzeitung" über eine sozialdemokratische Landeskonferenz in Leipzig „ein glattes, unbedingtes, offenes Bekenntnis zur Sozialdemokratie". Und doch lag diesen Behauptungen nichts zugrunde als die Tatsache, daß die Sozialdemokratie, welche die durchaus bürgerlichen Lehrerforderungen von 1848 zu den ihrigen gemacht hatte, für sie eintrat und die Volksschullehrer im schulpolitischen Kampfe ihre Bundesgenossenschaft fanden.

Vielleicht ist aber bei diesem Vorwurf der Umstand nicht zu übersehen, daß der Volksschullehrer selbst aus mittleren und niederen Schichten der Bevölkerung stammte; vielleicht stieß ab seine derbe Art, mit seinen Forderungen auf die Straße zu gehen und laut zu reden und die Grenzen, die Takt und Stand heischten, nicht immer innezuhalten. Woher der Fahrt? fragte man gern mit höhnischem Unterton den Mann ohne Ar und Halm, den Mann ohne Tradition und historische Ahnenreihe, der wie einst der Poet bei der Teilung der Erde zu spät kam. Obgleich manch einer gerade ihn mit lobendem, feierndem Wort auf Himmel und Himmelsluft verwiesen. Erdenstaub und Erdenlast sind ihm geblieben. Denn „sie haben keine Kinderstube". Dieses Wort ward zum Verdikt über einen großen Stand, der wegen seiner eigenartigen Stellung die Kampfesfront einnehmen muß gegen Beharrung in Vorurteilen und Klassengegensätzen, gegen soziale Herkömmlichkeitswertungen und Traditionen. Es gehört zu jenen schweren Unterlassungssünden der alten Regierung, daß sie den Volksschullehrer und seinen sozialpolitischen Kampf nicht verstand, daß er ihr nicht eine ernste Mahnung wurde, sich umzustellen, das soziale Problem in der Tiefe zu erfassen, daß sie die Sturmzeichen nicht erkannte. Nicht der bitter bekämpfte Volksschullehrer war der Staatsfeind, sondern verhängnisvoll war ihre Verständnislosigkeit für das Gewaltige des sozialen Ringens, an dem er teilnahm.

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Die Revolution von 1918 hat ihre Vorfeldkämpfe auf kulturellem und sonderlich auf sozialpolitischem Gebiete.

Und diese Verständnislosigkeit war um so weniger entschuldbar, als der Volksschullehrer ein Idealist reinsten Wassers, ohne jeden selbstsüchtigen Zweck im und am Volke arbeitete. Er will in seinen Forderungen nicht sich durchsetzen. Er ist des Glaubens, daß mit der Erfüllung seiner Wünsche das Volk einen großen Schritt auf dem Wege zu wahrer Wohlfahrt vorwärts getan haben wird.

So trat man vor der Revolution dem Volksschullehrer in seinen sozialen Schulforderungen überall hemmend entgegen. So fand man auch kein Verständnis für die Notlage seines Standes und für seine persönliche Unfreiheit und Gebundenheit; es fehlte den Behörden der Glaube an den Lehrer. Alle jene feinen Imponderabilien, die so unendlich wertvoll für Lehrerarbeit und Lehrerglück sind, wurden wenig berücksichtigt. Dabei soll nicht verkannt werden, daß ein guter Teil der Schuld auch die Lehrer selbst trifft. Eine hundertjährige Geschichte des Leidens und Beugens gibt einem ganzen Stande unverwischbare Züge.

So geschah es, daß bereits vor der Revolution ein gefährlicher Zustand der Spannung herrschte. Die Behörde und ein Teil des Bürgertums sahen in dem Volksschullehrer einen revolutionär gerichteten, gefährlichen Stürmer und Dränger. Er fühlte sich als Proletarier, verfemt wie der Sozialdemokrat. Er litt, und unverstandenes Leiden macht bitter. Er spielte, von manchem Punkte aus gesehen, die Rolle eines — Narren im Obrigkeitsstaate.

Wie stand der Volksschullehrer tatsächlich zur Sozialdemokratie? — Die bewegte Zeit gebot ihm schulpolitisch ein Zusammengehen mit den deutschen Sozialisten. Gerade die Zeit vor dem Kriege brachte den Volksschullehrern Deutschlands schwere Kämpfe. In Bayern und noch mehr in Sachsen ist es heiß hergegangen. Der sächsische Schulkampf in den Jahren 1910—12 ist ein äußerst lehrreiches Kapitel für einen zielbewußten schulpolitischen Sturmlauf der Volksschullehrer und die starken Widerstände einer andersgerichteten Regierung.

Man kann heute noch nicht alle Zusammenhänge der Umsturzbewegung überschauen. Wer will im einzelnen sich erkühnen, zu sagen, „wie es kam“? Aber das ist wohl sicher, daß der Volksschullehrer an dem Brande vom 9. November keinen Anteil gehabt. Er stand genau so verständnislos dem auflodernden roten Feuer gegenüber, wie die Menge des Bürgertums, und verblüfft, wie der rechte Flügel der Sozialdemokraten. Es geht auch nicht an, den Volksschullehrer als geistigen Urheber oder als Schrittmacher der Revolution zu kennzeichnen. Denn mag man schon sagen: der autoritätenerschütternde Kampf der Volksschullehrer gegen die Regierung, ihre sozialpolitische Tätigkeit auf weitem Felde hätten den Boden für den Umsturz vorbereitet — diese Revolution war keine geistig bedeutsame Bewegung, sondern eine Elendsrevolution von ehrgeizigen, schwärmerischen Führern und unwissenden, gutgläubigen Mitläufern samt den Elementen der Gasse und der Gosse, die überall dabei sind, wenn die Gewalt auf die Straße tritt. Die Zahl der Lehrersozialdemokraten war zu gering, als daß sie im November hätte von Einfluß werden können. Ausgesprochene Sozialdemokraten waren nur ein Teil der bremischen Lehrer unter Führung Holzmeiers und Heinrich Scharrelmanns. Sonst nur einzelne, selten eine Gruppe. Die bedeutendsten Lehrerführer saßen in den bürgerlichen Parteien.

Aber es wird niemand wundernehmen, daß der Volksschullehrer, als der Brand aufgelodert war, der die Umfassungsmauern des alten Staatsgebäudes niederlegte, als ihm wie keinem anderen Stande auf einmal eine ungeahnte Freiheit gegeben, als Entwicklungen von Jahrzehnten zusammengedrängt wurden auf wenige Wochen, wenige Tage, als jahrhundertalte Hemmungen und Fesselungen wie mit einem Schwerthieb beseitigt schienen, sich aufreckte und nach seinen Rechten griff. Die Sozialisten hatten entschlossen die dumpfen Triebe der Massen zu meistern gesucht und die Führung des Staatsschiffes übernommen. Zu ihnen, zum Sozialismus mußten sich die Volksschullehrer so oder so stellen. In ihren schulpolitischen

Zielen eins, mußten Sozialdemokraten und Volksschullehrer in den inneren Kämpfen um Freiheiten und Rechte des Standes nicht bloß, in der Arbeit am Aufbau des zerbrochenen Staates, in ihren Kulturforderungen Seite an Seite stehen.

Das fiel einem Teile der Volksschullehrer nicht schwer. Jene sozialistischen Lehrer von Bremen und ihre Gesinnungsgenossen in Hamburg und Süddeutschland konnten jetzt ohne Scheu die Flagge zeigen, bildeten eine wertvolle Streiterschar für die Sozialdemokratie. Ein anderer Teil der Volksschullehrer ging mit fliegenden Fahnen ins rote Lager hinüber. Immer standen ja Volksschullehrer beim Neuen mit urwüchsiger Begeisterung und wußten sich ins Neue rasch zu finden. Inwieweit die Herkunft aus den tieferen Schichten des Volkes hierbei eine Rolle spielt, ist nicht leicht zu sagen. Der junge Volksschullehrer empfindet mit der Masse, und die Masse ist heute, wie die Meeresfläche bei Frühlingsstürmen, wild bewegt. Historische Hemmungen bestehen für ihn nicht. Und die vom Seminar anerzogenen wirken negativ. Der Volksschullehrer ist bürgerlich noch nicht recht anerkannt. Er steht zwischen den Schichten. Sicher scheint mir, daß das dumpfe Zusammengehörigkeitsgefühl der Proletarier- und Arbeitermassen auch in ihren Söhnen lebendig geworden ist, als die Revolution alle Verhältnisse umkehrte. Auch Naturen wie der ehemalige Volksschullehrer Erzberger gingen zu den Sozialdemokraten über, jene Kautschukmänner, die allen Lagen gerecht zu werden verstehen; ebenso jene Geister, die in jedem Stande mit leben, die nur den eigenen Vorteil im Auge haben und die Farben tragen, welche die herrschende Partei will. Jene Revolutionsgewinnler niedriger Art, die in der trüben Flut nach Brauchbarem für sich forschen. Ein Schulmann versicherte mir, daß in seinem Bezirke eine große Anzahl Volksschullehrer, die vor dem 8. November im konservativen, bündlerischen Lager gestanden hatten, bald nach diesem Tage ihren Übergang zu den Sozialdemokraten vollzogen hätten und mit dem Brustton der Überzeugung für das alleinseligmachende Evangelium des Sozialismus eingetreten wären. Viele andere warteten wägend ab, standen zwar innerlich auf sozialistischem Boden, wollten aber nicht am 9. November bei der neuen Regierung stehen, aus Gründen der Selbstachtung und um nicht als Modepolitiker zu gelten.

Die Zeit, die jetzt mit Siebenmeilenstiefeln schreitet, hat manchen Volksschullehrer auch zu der extremen Linken geführt: zu der U.S.P. und zu den Kommunisten. Ein sächsischer Schuldirektor bekannte sich zum Kommunismus. Und der bekannteste Agitator der Spartakusleute in Sachsen war der ehemalige Volksschullehrer Rühle, vormals sozialdemokratischer Abgeordneter. Auch an der Münchener Räteregierung wirkte ein Volksschullehrer mit. Besonders stark erscheinen die sozialistischen Volksschullehrer an der Wasserkante, in Bremen und Hamburg. Eine Reihe sozialistische Lehrerzeitungen trat ins Leben. Und zahlreiche sozialistische Arbeitsgemeinschaften von Volksschullehrern haben sich im Reiche gebildet.

Bolschewistische Tendenzen sind dennoch der Lehrerschaft fremd. So wenig man sich darüber täuschen darf, daß bolschewistische Ideengänge auch in der oberschichtigen Intelligenz heimisch geworden sind, daß gewisse Beamtengruppen heute als unzuverlässig gelten müssen, daß selbst die studierende Jugend dem Spartakus Jünger zuführt — der Volksschullehrerstand ist davon im ganzen unberührt geblieben. Das Kerngefühl der politischen Verantwortlichkeit beherrscht auch heute noch den Volksschullehrerstand und macht ihn in trüber Zeit trotz allem zu einem Rocher de bronze.

Soweit ich es überschauen kann, ist die große Masse der Volksschullehrer der Deutschen Demokratischen Partei beigetreten. Dort glaubten sie am besten das zu finden, was ihren schulpolitischen Forderungen Erfüllung versprach. Viele stehen dem Sozialismus noch heute schroff gegenüber. Sie glauben nicht an seinen Sieg. Sie meinen, daß angesichts des Nationalismus der Feinde, der ihre Sozialisten mitreißt, die Deutschen nicht die geringste Ursache hätten, international zu sein. Daß die Deutschen vielmehr einen großen Fehler begangen, nicht das völkische Bewußtsein reich und energisch gepflegt zu haben. Der Sozialismus, wie

ihn die Marxisten erträumen, sei nicht zu verwirklichen, solange eherne Weltentwicklungsgesetze andere Bahnen wiesen. Sei nicht zu verwirklichen, solange der Mensch nicht von innen heraus ein neuer Mensch werde. Sie lesen aus den Blättern der Geschichte nicht heraus, was Lloyd George seherischen Geistes gelesen hat: daß die deutsche Politik seit 150 Jahren eine Kette von Fehlern gewesen sei — eine Anschauung, nach der Friedrich der Große der erste große deutsche Stümper gewesen sei, der sich vermaß, Politik zu machen.

Es entbehrt nicht der Tragik, daß erst die Revolution dem Volksschullehrer Fortschritte bringen mußte, um die er Jahrzehnte vergeblich gerungen. Heute marschiert die Einheitsschule. Die geistliche Ortsschulaufsicht ist gefallen und der Fachmann Schulinspektor. Die Selbstverwaltung ist bis zu einem hohen Grade durchgeführt. Indes die Schatten fehlen nicht im lichten Bild. Schwer umkämpft wird die Lehrerforderung, daß jedes Schulkollegium seinen Leiter selbst wähle und die Gemeinde an seine Vorschläge bei der Ernennung bzw. Bestätigung gebunden sei. Die Beseitigung des Religionsunterrichts zur reinen Darstellung der weltlichen, allem kirchlichen Einfluß entrückten Schule, wie sie von der Mehrheit der Volksschullehrer angestrebt wird, weckt die Gegnerschaft aller bürgerlichen Parteien und führt die Volksschullehrer in harte Kämpfe mit der Kirche und einem Teil der Elternschaft. Die finanzielle Forderung der Einreihung der Volksschullehrer zwischen die Beamten mit Realschulbildung und die akademisch gebildeten Lehrer ruft heftigsten Widerstand bei Beamten und den rechtsstehenden bürgerlichen Parteien hervor. Das Unterrichtsministerium, nach den Wünschen der Lehrerschaft als reines Schulministerium gedacht, ist noch in keinem deutschen Staate eingeführt. Die alten Stände des Bürgertums und die Kirche als ecclesia militans sammeln bereits ihre Heerscharen, hüben wie drüben. Die Lage wird noch erschwert durch die Unsicherheit der jetzigen, vorwiegend sozialdemokratischen Regierung, der in der Nationalversammlung eine bürgerliche und in Schulfragen vorsichtig wägende Mehrheit gegenübersteht.

Zu alledem kommt die innere Zwiespältigkeit, die viele Volksschullehrer empfinden. Sie haben an die Revolution, die sie nicht geweckt, die ja nichts weiter war als eine Hungerrevolte politischer Kinder, gewiß Hoffnungen geknüpft, aber viele taten es doch mit zerrissenem Herzen. Deutschlands Untergang beut ihnen die Freiheit! Da das ganze Volk Sklavenketten angelegt bekommt, macht es seine Lehrer frei. Da es arm ward, bettelarm, will es seine Lehrer besser bezahlen. Das ist die Tragik des Volksschullehrers, die sein Lebensgang in allen Phasen aufzeigt und die in seinem zukünftigen Wirken noch besonders hervortreten wird. Völkische Schularbeit kann ohne völkisches Ziel nicht sein. Aber alle ehemaligen völkischen Ideale liegen in Trümmern. Die Geschichte ließ sich so herrlich von Hermann dem Cherusker an bis zur deutschen Kaiserherrlichkeit des neuen Reiches führen — und nun ist alles abgebrochen! Die Entwicklung von Friedrich II. über die napoleonischen Kriege zu Bismarcks großer Zeit endet mit einem jammervollen Mißklang. Die Vaterlandskunde, die Deutschlands Größe so herrlich darstellen konnte, ist jetzt fast gegenstandslos geworden. Deutschland wirtschaftlich und politisch ein Sklavenstaat! Hier unterrichten wollen, aufbauen, Ziele setzen, Herzen entzünden wollen — das geht fast über die Kraft der Besten!

Und doch verlangt der Ernst der Stunde die Zurückstellung der eigenen Sorgen. Denn der Volksschullehrer ist ein Volkserzieher wie kein zweiter. Seine Aufgabe die Arbeit am ganzen Volke nach „seinem Geist und Gaben". Wann wäre dies nötiger gewesen als heute! Ein ungeheures Arbeitsfeld nicht bloß harrt der 150 000 Streiter zählenden Armee der deutschen Volksschullehrer — es muß erst Ziel und Weg der Tätigkeit, auch erst das Werkzeug gesucht werden, gesucht werden in einer Zeit der Wirrnis und Dunkelheit. Gerade die Volksschullehrer müssen tiefer als alle anderen die Wahrheit begreifen, daß unser Volk einer sittlichen Erneuerung bedarf, einer Heilung des Volksgeistes, ehe es wieder körperlich gesund werden kann. Gerade der Volksschullehrerstand ist in materialistisch gesinnter Zeit seinen großen Ideen in Stärke und Reinheit nachgegangen. Er darf in dieser Zeit des Wahnwitzes, da der Homo sapiens

Aufnahme der Hugenotten in Berlin
(Giebelgruppe auf der Französischen Kirche)



Ernst Müller-Braunschweig

zum niedrigen Instinkttier herabsinkt, sich nicht verlieren. Mit dem alten Geschlecht ist wenig mehr anzufangen. Es wird dahinsterben müssen, wie einst die Kinder Israel in der Wüste dahinsterben mußten, ohne das heilige Land gesehen zu haben. Aber die Jugend muß gewonnen werden für eine neue deutsche Zukunft. Und wir können sie nur gewinnen durch planmäßige Heranbildung zu bewußten Deutschen, deren Wille es ist, sich in der Welt mit innerer Kraft und mit Energie durchzusetzen, die einst wieder sprechen lernen: Wir sind Deutsche! Willensmenschen brauchen wir und harte, nüchterne Tatmenschen, die das deutsche vielgepriesene Gemüt, unsere herrliche und zugleich so verhängnisvolle Mitgift, im Völkerkampfe beiseite lassen und mit Festigkeit und Klugheit ihren Weg gehen.

Keine Zeit war mit ihren fürchterlichen Wirklichkeiten so beredt, unsere Jugend zu überzeugen, wie not uns Deutschen ein Volksbewußtsein tut. Haben wir doch ein herrliches politisches Ziel vor Augen, das uns seit 1870 leider gefehlt hat: die Vereinigung aller deutschen Stämme!

Edmund Leupolt

Die Klangwunder der Mundhöhle

Welche Macht übt ein lächelnder Mund aus! Er spricht zum Auge! Ja, es gibt eine Sprache ohne Stimme, eine nur sichtbare Sprache. Der Taubstumme hört nichts von dem wunderbaren Klange, der mit unwiderstehlicher Gewalt zum Herzen dringt, der in einem und demselben Augenblick eine Versammlung von tausend Menschen erschüttert, aber er sieht die Worte, welche Tränen in die Augen locken, er liest sie von den Bewegungen des Mundes ab, entnimmt diesen Bewegungen den kostbaren Schatz des Verständnisses, antwortet, indem er sie wiederholt, und sprengt mit krampfhaft ausgestoßenen Tönen den traurigen Kerker seiner Stummheit.

Der Mund ist die Plastik, die Pantomime der Sprache. An ihr wird, wie an jenem Goetheschen durchsichtigen Zifferblatt und Gehäuse das Arbeiten der Uhr, die Sprache erkennbar. Die weichen, zartgefärbten Lippen zeichnen sich von der blässeren Umgebung ab. Sie lösen sich aus der anmutigen Schleife, zu der sie gebunden waren. Aus der stummen Einheit wird eine bewegliche Zweiheit, aus dem Zusammen ein wechselndes Auseinander, und mit weithin sichtbarer Gewandtheit machen sie jeden Laut erratbar. Darum hängt „das Auge an den Lippen“. Noch ehe der Selbstlaut gehört wird, liest es ihn von den Lippen ab.

Zu der Bildung der Selbstlaute entfalten die Lippen eine erstaunliche Kunst plastischer Formung. Man muß den Mund großer Schauspieler beobachten, während des Spiels natürlich, um an den immer wechselnden, kaleidoskopartigen Veränderungen zu erfahren, was die Lippen, ohne unschön zu werden, im Sichtbarmachen der Selbstlaute leisten können.

Es sind aber bei der Bildung der Selbstlaute auch die inneren Teile des Mundes mit tätig, die wir näher besichtigen wollen. Hinter dem Oberkiefer beginnt eine klingende Wölbung: der Gaumen. Der vordere Teil heißt der harte Gaumen, der hintere der weiche Gaumen. Hier sind die verschiedenen Gaumenlaute zu bilden. Oben am weichen Gaumen, mit dem es sich heben und senken kann, hängt in der Mitte, wie eine Ampel, das Zäpfchen oder Gaumensegel.

Dieses Gaumensegel dient beim Schlucken dazu, das untere Stockwerk, den Mund- und Schlundteil, vom oberen, dem Nasen- und Ohrenteil, abzusperren. Es ist aber auch ein wichtiges Sprachwerkzeug. Es stellt sich bei allen Selbstlauten, nach Czermaks sinnreichen Untersuchungen, bei a am losesten, bei u und i am festesten und bei den Mitlauten, die den Ausgang durch den Mund suchen, zwischen Mund- und Nasengegend, die hinteren Nasenlöcher (Choanen) verschließend. Dagegen senkt es sich vor den Nasenlauten. Die Nasenlaute

n, m, ng läßt es frei durchgehen. Hinter dem Gaumensegel wölbt sich ein mächtiger Bogen über das Dach. Es ist der Zungengaumenbogen, und an diesem endet die Mundhöhle.

Bleiben wir noch ein Weilchen bei ihr. Sie ist wahrlich des Verweilens wert. Besehen wir uns den Boden. Er besteht aus lauter Weichteilen, namentlich Muskeln, welche das Zungenbein gegen das Kinn bewegen oder ein wenig aufwärts heben, von der Ohrgegend aus nach hinten und vorn und nach oben ziehen. An diesem Boden der Mundhöhle liegt nun das wichtigste Werkzeug der Stimme, die Zunge, mit vielen Muskeln und Fasern, die paarweise oder auch für sich allein anfassen, um die Zunge zu wölben, abzuplatten, niederzudrücken, sich schlimmstenfalls, wenn sie belegt oder beleidigt ist, zum Munde hinauszustrecken. Die Wände der Mundhöhle sind zum Teil fest, zum Teil dehnbar. Es sind die Kiefer und die Wangen mit ihren Höhlen und Wänden.

Dieser Raum nun ist eine wahre Fingalshöhle. Wie die Basaltpfeiler in dieser klingen und singen, wenn die Meereswellen dagegen plätschern, so ist die Mundhöhle nicht nur zum Widerhall von Klängen geeignet, nein, sie ist sogar aufs merkwürdigste abgestimmt. Nicht nur am Gaumen erklingt es. Je nach der Stellung der Lippen, der Wangen und Mundgewebe ertönen schon beim bloßen Flüstern der Mitlaute Geräusche von verschiedener Tonart und Tonhöhe. Und vollends beim Flüstern von Selbstlauten.

Wenn man bei richtiger Mundstellung ganz leise ein o spricht, so hört man ein Geräusch, dessen Tontiefe man ziemlich sicher feststellen kann. Ein a klingt eine Oktave höher, ein e wieder eine Oktave höher als a. Der Holländer Donders entdeckte auf diese Weise die Eigentöne der Mundhöhle. Brücke, Merkel und andere haben Schlüsse daraus gezogen. Aber erst Helmholtz hat durch Versuche, die er durch Stimmgabeln von verschiedener Stimmung und durch Tonverstärker (Resonatoren) anstellte, jene Beobachtungen als unumstößliche Gesetze wissenschaftlich erwiesen. Der Engländer Tyndall, der diesen genialen Beweis in seiner fünften Vorlesung vom Schall volkstümlich gemacht hat, sagt darüber folgendes: „Ich habe hier eine Reihe von Stimmgabeln verschiedener Stimmung, von denen ich eine anschlage und vor den Mund halte, und nun verändere ich die Form der Mundhöhle, bis sie kräftig resoniert. Ist dies geschehen, so nehme ich die Gabel fort und treibe, ohne die Form und Weite meines Mundes irgendwie zu verändern, Luft durch die Stimmritze. So erhalte ich den Vokal u und nie einen anderen. Nun nehme ich eine andere Gabel, schlage sie an, halte sie vor den Mund und verändere seine Höhlung, bis sie mittönt. Darnach entferne ich die Gabel und treibe einfach Luft durch den Kehlkopf. Das gibt mir den Vokal o, und dieser ist der einzige, den ich dabei hervorbringen kann." Eine dritte Gabel entspricht dem Vokal a usw.

„Wenn man", sagt Helmholtz, „eine auf b′ gestimmte Gabel angeschlagen vor die Mundhöhle bringt, während man o leise spricht, oder auch nur die Mundteile in die Stellung bringt, als wollte man o sprechen, so hört man den Ton der Stimmgabel sehr voll und laut widerklingen, so daß ein ganzes Auditorium ihn hören kann." Bei a steigt der Widerhall um eine Oktave bis b″. Für e fand Helmholtz den Widerhall von b‴. i war so hoch, daß keine seiner Stimmgabeln den Ton erreichen konnte. Und diese Stimmungshöhe der Selbstlaute ist ganz unabhängig von der Tonhöhe, in der sie zufällig gesprochen oder gesungen werden. Es sind die Eigentöne dieser Vokale oder der Mundhöhle. Der Vokal o entspricht unter allen Umständen dem b′ und keinem anderen Ton. Er kann natürlich auf andere Töne gesprochen oder gesungen werden, aber in b′ ist seine Heimat im Reiche der Klänge. Trifft er etwa eine Oktave tiefer, auf b gesungen, mit b′ als einem Oberton zusammen, so nimmt er diesen wie mit Lust auf und klingt schmetternder. Setzt man den Vokal o auf g ein, so hört man, nach Helmholtz, doch unmittelbar beim Einsatz des g das b als kurzen Tonstoß aufblitzen.

Nimmt man a als Ausgangspunkt für die Betrachtung der Selbstlaute, so liegt es in der Mitte zwischen i und u.

Bei a ist die Stellung der Mundhöhle trichterförmig. Hals und Bauch sind ungefähr

gleich lang. Bei u ist sie wie eine Flasche mit engem Hals, deren Bauch tief in der Schlundhöhle liegt. Ich darf voraussetzen, daß jetzt jeder, der physikalischen Unterricht gehabt hat, weiß, was mitklingende Töne sind. Schon bei ä entstehen untere mitklingende Töne neben den Eigentönen.

Welche Fülle von Folgerungen ergibt sich schon aus diesen Tatsachen für das Sprechen. Da hierbei die Selbstlaute viel deutlicher zum Ausdruck kommen als beim Singen, wo die Höhe oder Tiefe oft ihre Reinheit schmälert, so ist es natürlich, daß diese Erscheinung für die Dichtkunst wie für ihre sprachliche Darstellung viel wichtiger ist als für den Gesang.

Unser Ohr ist ohne Frage für diese Eigentöne unbewußt empfänglich. Aber das Bewußtsein, warum a an sich eine andere Klangfarbe hat als i und u, wurde ihm erst durch Helmholtz für immer erschlossen. Welche unerschütterlichen Grundpfeiler der Spracherkenntnis sind hiermit aufgerichtet! Diese festen Oktaven mit ihren Teiltönen unten und oben, welche sicheren Stützen und wahrhaften Stäbe geben sie der empfangenden Phantasie! So viel hat die Natur für uns in den Sprachwerkzeugen getan, und wir sollten ihr nicht durch die fleißigste Zutat von Übung und Verständnis danken?

Nun erst kann man sicher die metrische Erscheinung erklären, warum die Selbstlaute u und o längere Zeitdauer beim Aussprechen verlangen als i und e. Die tiefen Eigentöne haben weniger und dadurch langsamere Schallwellen. Ihr Widerhall beansprucht ein längeres Ausklingen, als es bei den hohen Eigentönen von e und i erforderlich ist. Nun erst begreift man, warum eine klare Ausprägung der Selbstlaute so wohltuend wirkt, warum uns manche Gedichte durch Wohlklang bezaubern. Der Eigenton des Selbstlauts — es sind ja keine bloßen Selbstlaute mehr, sondern verschiedene Oktaven — muß eine symbolisierende Macht ausüben. Der Eindruck war wohl vorhanden, aber der eigentliche Grund dafür ruhte in Tiefen, welche erst jetzt erhellt sind.

Wir wollen ein Goethesches Gedicht lesen:

> Über allen Gipfeln
> Ist Ruh'.
> In allen Wipfeln
> Spürest du
> Kaum einen Hauch;
> Die Vögel schweigen im Walde,
> Warte nur, balde
> Ruhest du auch.

Der höchste Eigenton des kurzen i im Reime „Gipfeln" liegt etwas tiefer, als der des langen i in „Wiese". Aber auch sein Unterton strebt nach u hin. So senkt sich in der zweiten Zeile die Lautrichtung wirklich nach dem Eigenton von u. Dies wiederholt sich in den entsprechenden Versen des Nachsatzes. Nun mischt sich der Eigenton von a, welcher in „allen" zweimal neben i angeschlagen war, mit u in „kaum" und „Hauch". Andere Doppellaute in „Vögelein", „schweigen", scheinen abzulenken, indem sie e zum i mischen. Aber a klingt in „Walde", „balde" in eine wundervolle Mitte zwischen i und u hinüber, bis es endlich in sanfter Verschmelzung mit u in „Ruhest du auch" wie ein Hauch verschwebt.

Woher wußte Schiller, daß der Laut i den denkbar höchsten Eigenton hat, der über einer prachtvollen, mitklingenden Tiefe schwebt, wenn der Taucher sagt:

> Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
> Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt;

und welcher Genius gab ihm Töne zu seiner Glocke wie folgende:

> Von dem Dome
> Schwer und bang
> Tönt die Glocke
> Grabgesang.



Hier wechseln die drei Oktaven, die Eigentöne von o, e und a. Man hört verschiedene Glocken läuten. Bei solchen Stellen braucht der Leser nicht aufzutragen und die Sache nicht unnötig schauerlich zu machen. Das trägt sich bei klarer und edler Aussprache der Selbstlaute selber vor, vollends wenn, wie in den angeführten Beispielen, das Geräusch der Mitlaute sich charakteristisch mit dem Klang der Selbstlaute verbindet.

Auch die Mitlaute haben ihre Schwingungszahlen, ihre Eigentöne. Aber sie haben eine viel geringere Lautwährung als die Selbstlaute, ja die sogenannten harten Stoßlaute p, k, t haben einen so schwachen Lautgehalt, daß zu ihrer deutlichen Aussprache die größte Kraft gehört und sie dennoch nicht weithin vernommen werden.

Es gibt Sprachen, die fast allein aus Selbstlauten bestehen. Mit bloßen Mitlauten ließe sich keine Sprache bilden. Aber wenn letzteren auch die tonliche Bedeutung der Selbstlaute mangelt, so unterstützen sie sehr wesentlich die symbolisierende und malende Kraft derselben. Sie entsprechen als Töne, wie z. B. l, r, m, und als Geräusche den Naturgeräuschen und allem, was auf unsere Empfindung als geräuschverwandt wirkt.

Der Selbstlaut kommt aus der tiefsten Stätte der Stimmwerkzeuge, von den Stimmbändern, und ungehemmt und frei geht er zum Ohr. Die Mitlaute sind die Ergebnisse von Hemmungen, welche von dem Gaumen, der Zunge, der Nase, den Zähnen, den Lippen dem Luftstoß entgegengestellt werden. Ihr eigentliches Gebiet ist die Naturseite der Seele, das dumpfe Gefühl, der Kampf, das Ringen, auch des begriffbildenden Geistes, der immer vom sinnlich Persönlichen ausgeht, das versuchende Dichten und Weben von allem, was draußen und drinnen nach Sprache ringt, und doch keine einzige Menschensilbe bilden kann, ohne den Selbstlaut aus dem Sitz der menschlichen Stimme zu Hilfe zu rufen.

Willy Hacker

Paul de Lagarde

In diesen Tagen, da aus tausend heimlichen Glocken, aus Hunderttausenden von verschollenen Gräbern beschwörende Mahnung an unser Herz bringt, und doch wie der Nebel, der von den Dächern tropft, die Sorge von der Deutschen-Dämmerung und der ganzen Aussichtslosigkeit, unser Volk über sich selbst empor zu reißen, unser Herz beklemmt, ist es wahrlich an der Zeit, der großen Führer zu gedenken, die das Deutschland uns verkündet haben, das den uns aufgezwungenen Krieg in zähem Trotz überwunden haben würde. Im Grunde hat ja wenig Sehergabe dazu gehört, um diesen Krieg, wie wir alten Afrikaner getan haben, seit drei Jahrzehnten vorauszusagen. Unzweideutig genug hatten die Engländer ihre letzten Ziele jedem enthüllt, der die nötige Aufmerksamkeit aufbringen konnte, um ihre Drohungen zu verstehen und aus ihren politischen Maßnahmen sich das Schlußbild vor Augen zu stellen. Daneben fehlte es ja auch nicht an Sehern aus der Vergangenheit, deren ahnungsvolles Vorausschauen durch diesen Krieg hätte zur Erfüllung gebracht werden müssen: um nur einen zu nennen, Ernst Moritz Arndt, dessen 150. Geburtstag wir am zweiten Weihnachtstage vergangenen Jahres feierten. Das Ganze der belgischen und niederländischen Frage hat er schon zur Väterzeit geschlossen vor uns hingestellt; und das Lied vom Vaterlande, das größer sein müsse, barg doch auch die Ziele, für die unsere Söhne und Brüder gefallen sind. Zwischen den Arndt und Fichte und uns Vorkämpfern, die wir nachgerade das Greisenalter streifen und uns doch nicht dazu verstehen können, alt werden zu sollen, da es einstweilen noch zu viel für uns zu schaffen gibt, stehen zwei Große, die das deutsche Leben tief beeinflußt haben: Heinrich von Treitschke und Paul de Lagarde.

„Zwischen diesen Namen — welch ein Gegensatz, wie um zu zeigen, in welch reicher Mannigfaltigkeit es dem Deutschen gegeben sei, deutsch zu sein! Der erste (Treitschke) ist ebenso

unzweifelhaft der Glänzendere, Populärere, als letzterer der Inhaltreichere und Tieferes Bergende. Treitschke faßt den Deutschen mehr als geschichtlichen, Lagarde dagegen als gleichsam übergeschichtlichen, wir würden sagen als Rassemenschen. So trägt Treitschke am Ende die Politik — die werdende Geschichte — in alles hinein, auch in das Gebiet der ewigen Mächte, wie Kunst und anderes Geistesleben, während sich umgekehrt Lagarde lebenslang bemüht hat, der deutschen Politik aus den Regionen des Ewigen den ihr unerläßlichen sittlichen Halt zuzuführen. So groß daher auch Treitschke sein patriotisches Ideal sich gedacht haben mag, so konnte er doch ein Paktieren mit mancher Macht des Tages nicht verschmähen, daher er verstanden und gefeiert auch von solchen dasteht, denen Lagarde ewig fremd bleiben mußte. Dieser hatte in herber Rücksichtslosigkeit sich ziemlich von allem geschieden, was herrschend war: für ein volles Verständnis sind ihm so nur die Allerdeutschesten gewiß, diese aber unverbrüchlich und unentreißbar. Wollen wir uns den Höhepunkt von beider Männer Wirken in einem Sinnbilde vergegenwärtigen, so hätten wir uns Treitschke als flammenden Siegesredner vor einer Auslese deutscher Männer zu denken, einerlei ob dies etwa bei einem Kyffhäuserfeste wäre oder, der Wirklichkeit entsprechender, in den Festräumen einer deutschen Hochschule, und dann die Freudenfeuer auf den Bergen dazu; während Lagarde gar nicht anders zu versinnbildlichen ist, als im mahnenden Priester, Priester einer Kirche, die noch nicht einmal gebaut ist, und die doch von je bestanden hat; vor und nach seinem Gebete Glockengeläute — der Klang jener Glocke, an die er sein herrliches Gedicht gesungen:

‚O Glocke, da dein Meister dich gegossen,
Da lebte Andacht noch in diesen Landen!‘

So wird, um es endlich kurz zusammenzufassen, von der jeweiligen nationalen Bewegung Treitschke das beredteste, vornehmste, begeisterndste Organ nach außen, Lagarde hingegen ihr Korrektiv von innen heraus sein.“

Mit diesen Worten hat Ludwig Schemann, der jetzt dem deutschen Volke den Vorkämpfer und Seher Lagarde in einem großangelegten Lebensbilde nahebringt (Paul de Lagarde, Verlag von Erich Matthes, Leipzig; geb. 18 ℳ), schon vor mehr als zwei Jahrzehnten zu Lagardes siebzigstem Geburtstage die Grundzüge der beiden verehrtesten Lehrer der politischen deutschen Jugend vor Augen gerückt. Sicher war der tapfere Erwecker Gobineaus und Vorkämpfer für dessen heldische Geistesart vor allen berufen, das Lebensbild des einsam großen Göttingers zu zeichnen, zu dessen Füßen er noch gesessen hat, damals schon bestrebt, den tiefsten Grund seiner so vielseitigen und fast widerspruchsvoll erscheinenden, bei alledem aber doch so einheitlichen Persönlichkeit zu erforschen.

Nun bietet sie uns dieses Buch, wie in einer Linse zusammengefaßt, deren Schein die Abgründe des deutschen Verfalls in erschreckender Helligkeit überleuchtet. In diesen unseren Tagen, da wir Preußen vor allem die Notwendigkeit erkennen, uns auf uns selbst zu besinnen und auf den Willen, von dem allein eine Überwindung der Teufeleien zu erwarten steht, die uns um den Sieg betrogen und den Feinden ausgeliefert haben: in diesen notvollen Tagen mag es manchem zweifelhaft erscheinen, ob Lagarde uns heute noch Wegweiser sein könnte. Aber das „Göttinger Programm für die konservative Partei Preußens“ zeigt, wie begründet die Vorwürfe waren, die er gegen die preußischen Konservativen erhoben hat, weil sie ihre Weltanschauung kaum noch über die vier Pfähle ihres in nur zu vielen Beziehungen engen Parteiheims hinaus verkündet hatten. Vielleicht ist Lagarde dabei ein wenig entgangen, daß der um Deutschlands innere Kraft und Beständigkeit besorgte preußische Konservatismus tiefer auf sein Eigenstes verzichtet hatte, als wünschenswert gewesen wäre, hauptsächlich doch aber aus williger Bewunderung der reicheren süddeutschen Kultur. Zweifellos war es ein Fehler, daß der Stolz auf die politische Befähigung Preußens preisgegeben wurde bis zur Verleugnung des Widerstandes gegenüber jenen bajuvarischen Unarten, die man als harmlose Drolligkeiten zu bewerten gelehrt hatte, anstatt sie sich zu verbitten. Heute, da wir begriffen

haben, daß Preußen an Deutschland zugrunde gegangen ist, wird auch in Süddeutschland das Verständnis wieder für die Notwendigkeit des preußischen Staatsgedankens sich neu beleben, und dazu wird neben Treitschke ganz insbesondere auch Lagarde uns wieder Führer sein.

Mehr noch als Treitschke konnte Lagarde sich den wahren Deutschen nur in der Ausgeglichenheit zwischen Christlichem und Germanischem denken. Er ging darin so weit, daß es ihm als schwerer Fehler der Großen von Weimar erschien, daß sie über der versunkenen Herrlichkeit des klassischen Altertums das sinnige und farbenfreudige deutsche Mittelalter der Walther, Wolfram und Erwin übersehen hatten. Denn seine Seele war erfüllt von dem Glanze jener ersten Hochblüte unserer Literatur, in der alles so kerngesund und im Innersten wurzelnd war.

Schemanns Werk gliedert sich in sechs Bücher, deren erstes das Leben Lagardes von seiner trüben Jugend bis zu seinem Tode und seinen Anhängerschaften, Wirkungen und Aussichten behandelt, jenen „Kreis der Verschworenen, die für das große Morgen in seinem Geiste schaffen". Das zweite Buch gilt Lagarde als Gelehrtem, das dritte dem religiösen Denker und Neuerer, das vierte dem Politiker, das fünfte dem Jugenderzieher und das sechste wertet die Gesamtgestalt des deutschen Mannes. Ein sehr wertvoller Anhang bietet dem aufmerksamen Leser die erwünschten Quellen und Hinweise auf die Methodik und Literatur.

Für uns, in der Not dieser geschichtlich einzig dastehenden Niederlage, muß und wird Lagarde insbesondere auch darin Führer sein, daß er in den Einflüssen des Judentums die eigentlichste und tiefgreifendste Ursache des deutschen Verfalles allezeit erkannt und betont hat. Heute, da Deutschland tatsächlich zu dem Judenstaate geworden ist, den bei Erlaß der Emanzipation zur Väterzeit der tapfere von der Marwitz vorausgesagt hat, haben wir alle Ursache, der Führer aus alter Zeit zu gedenken, die den verderblichen Einfluß zurückgewiesen haben, den dies finstere und im Hasse gegen alles Germanische gebundene Asiatentum auf unser lichtes und innerlich freies Schrifttum ausgeübt hat. Man kann nicht behaupten, daß Lagarde hierin etwa Bahnbrecher gewesen sei, denn seit Anbeginn unserer Geschichte haben alle wirklich Großen die staatszersetzende und volksfeindliche Art des Judentums aufgedeckt und zurückgewiesen. Aber Lagarde hat dies doch im besonderen, wenn auch nicht zu dem, so doch zu einem Hauptgegenstande seiner Studien genommen. Neu ist, wie Schemann zutreffend ausführt, im Grunde nichts von seinen Anklagen; neu ist nur die Eindringlichkeit des Tones, die wie aus Todesnot zu uns dringt und uns die alten Wahrheiten ins Ohr schmettert. Dabei aber hat Lagarde sich nicht mit einer einseitigen Schattierung der Judengegnerschaft begnügt, sondern unsere eigene Mitschuld und Mitverantwortlichkeit in den Vordergrund gerückt, wobei er das Schicksal der einzelnen, der besseren Juden, sich ernstlich am Herzen liegen ließ. Denn ausdrücklich sagt er einmal: „Israels Tod ist Wohl und Gedeihen für uns, ist Leben für die einzelnen Israeliten". Welchem fühlenden Deutschen würde diese unbestreitbare Wahrheit nicht gerade in der jetzigen Lage tief zu Herzen gehen! Andererseits wird kein Unbefangener Lagarde darin beipflichten können, daß sich durch Mischehen diese Tragik beseitigen ließe. Und hierin lag Lagardes schwerster und verhängnisvollster Irrtum. Aber nehmen wir alles in allem, so wird dieser Seher und Verkünder deutscher Art sicherlich an der Spitze der Geister marschieren, die uns dem Wiederaufbau Deutschlands entgegenführen. Mit Recht weist Schemann insbesondere darauf hin, daß das Einschwenken vordem so weit nach links hin abgewichener Liberaler von der Art des Pfarrers Traub in den gesamtdeutschen Rechtsabmarsch im Zeichen Lagardes erfolgt. Und wer der Sünden des Nationalliberalismus aus der Vorkriegszeit gedenkt, wird sich nicht verhehlen können, daß dieser, soweit er vom Judenblute sich rein gehalten hat, keinen besseren Wegweiser finden kann als Paul de Lagarde.

Zu den besonderen Vorzügen des Schemannschen Buches gehört die ausgezeichnete Deutung der Nachfolge Lagardes, die von der Höhe unserer geschichtlichen Aufgabe aus eine schöne und ruhige Darlegung der nationalen Bildung des dem Verfall trotzenden Unbesiegten Deutschland bietet und zugleich Stellung zu dessen Gegenwartsaufgaben nimmt. Der kleinen bisherigen Gemeinde, die Schemann von Herzen die Neuausgabe Gobineaus und so viel anderes Schöne dankte, bringt auch dies Lagarde-Buch nur erwartete Freude. Aber der Teil der Deutschen, der vielleicht in den Weltbeben des großen Raubkrieges und in Deutschlands einzigartiger Gegenwehr gegen die Heere der ganzen Erde sich selbst noch nicht erlebt hatte, und nun erst im Zusammenbruche gewahr wird, daß das völkische Denken von Grund aus neu auf die Stählung des Willens zum deutschen Leben eingestellt werden muß: dem ist Schemanns Buch eine Offenbarung. Und der stürmende Erfolg des Buches beweist's doch unzweideutig, daß diese Gemeinde zu einer geistigen Macht anschwillt!

Fritz Bley



Unser Offizierkorps im Weltkriege

Die Angriffe gegen unser altes, monarchisches Offizierkorps in Zeitungen, Büchern und Volksversammlungen, die den tätlichen Angriffen des Pöbels auf der Straße gleich zu Beginn der Revolution folgten, sind allmählich zur Ruhe gekommen. Die radikale Presse von dem Blatt der Regierung, dem „Vorwärts“, bis zur „Freiheit“ und „Roten Fahne“ herunter, werden zwar immer weiter hetzen, der Reichswehrminister Noske wird wohl auch noch hin und wieder das Bedürfnis oder die Nötigung empfinden, seinen „bettelarmen“ Offizieren, denen er doch allein — wie die ganze heutige „Regierung“ — Dasein und Macht verdankt, eins auszuwischen, aber der eigentliche Kampf gegen das alte Offizierskorps ist nun ausgekämpft. Auch was gegen die Angriffe zur Verteidigung und Rechtfertigung des Offizierkorps zu sagen war, ist nun, besonders nach dem Erscheinen von Ludendorffs „Kriegserinnerungen“, gesagt. Viel Neues wird zu der ganzen Sache nicht mehr beizubringen sein. So ist heute wohl die Zeit, Stellung in dem Streit der Meinungen, in dem Für und Wider, zu nehmen, sich ein Bild von dem wirklichen Stand der Dinge, ungetrübt von der Parteien Haß und Gunst, zu machen.

Bei der großen Stellung und Bedeutung, die der Offizier, der Mann, der „des Königs Rock“ trug, seine Heere führte und seine Schlachten schlug, seinen Staat durch Blut und Eisen aufgebaut, auf dessen Schultern der alte Militärstaat der Hohenzollern vor allem ruhte — bei der großen Stellung und Bedeutung, die der Offizier bei uns im alten monarchischen Staat eingenommen, bei der großen Rolle, die ihm naturgemäß in unserem „Militarismus“, im großen Weltkrieg, zufiel, war es nur zu verständlich, daß er beim großen Zusammenbruch, bei und seit der Revolution, vor allem die Zielscheibe der Angriffe der Umstürzler und Revolutionäre war. Der Pöbel auf der Straße, der Pazifist im Gehrock, die Deserteure und Drückeberger, die Helden der Feder und des Mundes in der neuen deutschen Republik, die Antimilitaristen und Antinationalen aller Schattierungen warfen sich auf die so plötzlich über Nacht gestürzte Größe, der schon immer ihr Haß gegolten, in der sie vor allem den Vertreter des alten, monarchischen Deutschland, des alten, monarchischen Heeres gesehen, gegen den schon lange die Hetze der Kriegs- und Siegesgegner, der Revolutionsmacher im Heer und in der Heimat, eingesetzt. Sollte das Heer zermürbt, unbrauchbar gemacht werden, so mußte vor allem die Disziplin, die Mannszucht, das Treueverhältnis zum Offizier, die Autorität des

Offiziers fallen, mußte Mißstimmung, Auflehnung gegen den festen Halt der Armee, das Offizierkorps, gesät werden. Die Hetze gegen die Offiziere galt vor allem der Autorität, der Autorität des alten Staates — sie sollte, sie mußte untergraben werden, wenn das letzte Ziel jener dunklen Ehrenmänner erreicht werden sollte. Und man kann da auch den mehr bürgerlich gerichteten demokratischen Kreisen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sich mitschuldig gemacht: statt in dem Offizier den Träger der staatlichen Ordnung zu sehen, sahen viele von ihnen in ihm allein den Vertreter des „Militarismus", gegen den anzukämpfen ihnen als verdienstvoll galt.

Von hier aus, von den antinationalen, antimilitaristischen, revolutionären Bestrebungen aus, hat man hauptsächlich auch die seit der Revolution erhobenen Anklagen und Angriffe gegen unser altes Offizierkorps zu betrachten und zu werten.

Aber auch von diesen Anklagen und Angriffen abgesehen wird für die Beurteilung unseres militärischen Zusammenbruchs, der ganzen Novemberereignisse 1918, auch immer das Urteil über unser Offizierkorps von großer Wichtigkeit sein. Das Offizierkorps war nun einmal das Rückgrat, die Seele, der „Rocher de bronze" der Armee. Viele auch außerhalb jener eben gezeichneten Kreise wollen dem Offizierkorps einen großen Teil der Schuld an den unglücklichen Ereignissen geben. Falsche Behandlung der Untergebenen, Überheblichkeit, der Kastengeist, das soviel bessere, üppige Leben, das Sichbesorgen der Eisernen Kreuze sollen Schuld an einer weit- und tiefgehenden Mißstimmung und Unzufriedenheit getragen haben, soll Mannszucht und Opferfreudigkeit untergraben haben. Daß planmäßige Hetzerei und bewußte Übertreibung bei diesen Anklagen stark beteiligt sind, haben wir oben festgestellt. Wir wissen ja heute nur zu gut, wie es gemacht worden ist. Aber es ist doch Tatsache, daß man auch von gutgesinnten Leuten, auch aus den Reihen der Offiziere selbst, solche Klagen hörte. Und es bleibt doch immer merkwürdig, daß eine solche Mißstimmung der Soldaten gegen ihre Offiziere aufkommen konnte, daß ihre Autorität, alle Disziplin, mit einem Schlage zusammenbrach, als der Stein ins Rollen kam, daß man sich so feindlich zu den Offizieren stellte, sich freute, sein Mütchen an ihnen kühlen zu können, daß selbst altgediente Leute, Unteroffiziere, die doch so lange mit ihnen zusammengearbeitet, ihnen selbst die einfachste soldatische Achtung versagten, nur zu schnell z. B. den militärischen Gruß sich abgewöhnten; wenn es auch nicht überall, vor allem auch nicht überall an der Front, so war — es war doch überwiegend so. Mit sozialdemokratischer Verhetzung allein kommt man da nicht aus. Es waren doch auch nicht nur schlechte Elemente in unserer Armee, und es haben sich nicht nur Deserteure, Zuchthäusler und junge verdorbene Burschen an den tätlichen Ausschreitungen gegen die Offiziere beteiligt. Die lange Dauer des Krieges, die Kriegsmüdigkeit, reicht auch nicht aus zur Erklärung dieser in unserem alten, festgefügten Heer für unmöglich gehaltenen Erscheinung einer völlig zusammenbrechenden Disziplin. Vergessen dürfen wir allerdings bei allem nie, daß es nicht mehr das alte Heer, das Heer von 1914 war, sondern ein ganz anderes, jenem höchst unähnliches, mit nur allzu vielen Elementen, die man sonst nie und nimmer in die Uniform, in das Ehrenkleid des Vaterlandsverteidigers gesteckt hätte. Nur darum auch wurde den sozialdemokratischen und feindlichen Wühlern und Hetzern der Sieg so leicht.

Aber es muß doch nach allem tatsächlich eine weitgehende Unzufriedenheit und Mißstimmung gegen die Offiziere in der Armee — und in der Marine — verbreitet gewesen sein, wenn sie auch vielfach künstlich erzeugt und genährt worden ist.

Zur Beurteilung der ganzen, unser ganzes Volk berührenden Frage, die auch für die zukünftige Geschichtschreibung von Bedeutung ist, ist hauptsächlich das Urteil alter Offiziere selbst wichtig. Die meisten von ihnen, soweit sie an die Öffentlichkeit getreten sind, bemühen sich, der schweren Frage gerecht zu werden, bei aller Verteidigungsstellung den Schäden nachzugehen, sie offen einzugestehen, ein richtiges Bild zu geben.

Einige dieser militärischen Sachverständigen sollen auch hier zu Worte kommen.

In den tagebuchartigen „Feldzugsaufzeichnungen" des württembergischen Generals von Moser (Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart) findet sich z. B. schon aus dem Jahre 1915, aus Anlaß eines besonderen Falles, dem aber wohl manche ähnliche angereiht werden könnten, die Aufzeichnung: „Ich fürchte, dieser Mangel an Verständnis und an Gefühl für die Truppe und diese Überschätzung unserer militärischen Kraft wird sich noch bitter rächen." Und an anderer Stelle heißt es: „So verzehrt der Stellungskrieg die Seelenkräfte der Unterführer und Mannschaften in hohem Grade. Und da die Offiziere immerhin besser untergebracht und mit Hilfe ihrer höheren Bezahlung auch besser verpflegt sind, da sie außerdem immer jünger, die Mannschaften immer älter werden, die Truppenoffiziere aber trotzdem genötigt sind, im Wach-, Sicherheits- und Arbeitsdienst viel zu verlangen, so wird das im Bewegungskriege so vorbildliche Verhältnis zwischen Offizier und Mann ein fremderes. Ebenso aber auch zwischen der Truppe und der oberen Führung. ... Dieses Unbefriedigende des Körper und Geist versteifenden Stellungskrieges erzeugt bei Offizieren und Mannschaften bis oben hinauf, jedenfalls bis zu den Divisionsstäben, eine Art von moralischer Erkrankung." Und wieder: „Ich kann die in diesem Kriege schon oft und so auch jetzt wieder gemachte Erfahrung nicht verschweigen: es fehlt unseren obersten Führern an dem richtigen Gefühl dafür, was der kämpfenden Truppe zugemutet werden kann und darf; sie rechnet zu viel mit Zahlen, statt mit Herzen... Daher rühren die von allen Frontsoldaten so bitter beklagten Befehle her, zerschossene, dem umfassenden feindlichen Feuer ausgesetzte, verdreckte und verlauste, strategisch und taktisch unwichtige Stellungsteile lediglich aus ‚Prestige'-, also aus Stolzgründen, zu behaupten. Welchen Jammer körperlicher und seelischer Art die Ausführung dieser Befehle mit sich bringt, das wird oben offenbar nicht genügend empfunden. Und auch das nicht, daß durch diese übertriebenen Forderungen langsam aber sicher die Liebe und das Vertrauen zu der oberen Führung verloren gehen, sowie daß der ohnehin überanstrengte Körper des Frontheeres dadurch in gefährlicher und unnötiger Weise weiterhin entkräftet wird." Weiterhin: „Ebensowenig geschieht etwas wirklich Durchgreifendes zur Erhöhung der Mannschaftslöhne, die doch längst in einem von uns allen peinlich empfundenen, schreienden Gegensatz stehen zu den gar nicht auf solche lange Kriegsdauer berechneten höheren Offiziers- und Beamtengehältern, aber auch nicht zu den durchaus ungesunden Löhnen der Munitions- und Waffenarbeiter und Arbeiterinnen in der Heimat."

Auch der als Militärschriftsteller schon bekannte Oberst Immanuel schreibt in seinem Buche „Siege und Niederlagen im Weltkriege" (E. S. Mittler & Sohn, Berlin): „Wir stehen nicht an, ohne weiteres zuzugeben, daß von den Offizieren aller Grade Fehler gemacht worden sind, die zur Erschütterung des Vertrauens beigetragen haben. Man warf ihnen harte und rückständige Behandlung der Leute, Festhaltung an überlebten Formen, bessere Verpflegung zuungunsten der Mannschaften, namentlich bei den Etappen, und ähnliches vor." Aber er setzt doch auch hinzu: „Gewiß mögen unter rund 220 000 Offizieren solche oder ähnliche Fälle vorgekommen sein, allein es waren doch nur ganz verschwindende Ausnahmen, die mit sehr großem Unrecht durch eine maßlose Übertreibung durch die Agitation verallgemeinert worden sind. Die unendlich überwiegende Masse ist frei von Schuld. Sie hat pflichtgetreu und opfermutig ihre Schuldigkeit getan und schnöden Undank geerntet."

Generalmajor von Gleich „Die alte Armee und ihre Verirrungen" (K. F. Koehler, Leipzig) macht auf das Nachlassen der Disziplin — das schon längst im Kriege von vielen mit schwerer Sorge beobachtet wurde — an einem besonderen Punkte aufmerksam: die Unteroffiziere wurden schon bald von den Soldaten nicht mehr als Vorgesetzte angesehen, der vorgeschriebene Gruß unterblieb, ihre Befehle wurden gar nicht oder nur höchst lässig ausgeführt. Die Offiziere haben nicht in genügendem Maße dafür gesorgt, daß das Ansehen und die Befehlsgewalt der Unteroffiziere wiederhergestellt oder

erhalten wurde — darunter litt die ganze Disziplin, schließlich auch den Offizieren gegenüber. Daß dies Nachlassen der Disziplin sich noch weiter erstreckte, als hier angedeutet wird, daß mehr und mehr eine oft geradezu erschreckende Disziplinlosigkeit einriß, geduldet und übersehen wurde, davon weiß auch mancher manches zu erzählen. Wie anders war es darin z. B. bei den Franzosen! —

Arno Voigt, ein Kriegsteilnehmer der gebildeten Stände, liefert in seiner Studie „Der deutsche Offizier der Zukunft" (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart) auch manchen Beitrag zu dem Kapitel: Verhältnis von Offizier und Mann. Sein Urteil: „Seelische Zusammenhänge gab es nicht zwischen Offizier und Mann", ist in dieser Einseitigkeit sicher unzutreffend. Richtiger ist leider die Bemerkung: „Um die sittliche Haltung der Soldaten kümmerte sich der Offizier meist nicht." Hier liegt in der Tat ein schwerer und berechtigter Vorwurf vor. In geschlechtlichen Dingen z. B. drückte der Durchschnittsoffizier beide Augen zu und gab selbst darin oft kein gutes Beispiel. Das trug jedenfalls in den Augen sittlich gerichteter Menschen nicht zum Ansehen der Offiziere bei — und solcher Menschen gab es in unserem Feldheer mit den vielen jungen Freiwilligen und Ausgehobenen aus guten Familien noch genug. Erwähnt sei hierbei auch noch das nicht immer gute Beispiel, das der Offizier in religiöser Beziehung, in Redensarten und in der Teilnahme am Gottesdienst gab. Auch das kam ihnen in den Augen religiös gerichteter Leute — und auch derer hatten wir noch genug — und schließlich auch der anders gerichteten Leute, nicht zugut. Auch solche Szenen mögen öfter vorgekommen sein: „Wer jemals Zeuge gewesen ist, wie ein Adjutant einen Lanzer, der nach langem Kampfe mit einer nagenden persönlichen Sorge zu ihm um Rat kam, erst zwanzig Minuten warten ließ, dann mit einem verdrießlichen ‚Na?' zum Reden aufforderte und ihm mitten in der Rede das Wort mit einem ‚Gibt's nicht!' abschnitt, wobei er eigentlich kaum hinzuhören schien, der kann sich in die Gefühle eines solchen Bedrängten versetzen", — der kann sich auch denken, wie verhetzend so etwas nicht nur auf den Betroffenen selbst wirkte.

Solch sachlich-kritische Stimmen, und noch mehr den viel weiter gehenden Anklagen und Angriffen von links und von unten her, stehen andere Stimmen gegenüber, vor allem die zweier berufenster Vertreter des alten Offizierkorps: Ludendorff in seinen „Kriegserinnerungen" (E. S. Mittler & Sohn, Berlin) und General von Stein in seinen „Erlebnissen" (K. F. Koehler, Leipzig). Besonders in dem großen Generalquartiermeister dieses Kriegs ist dem hart angegriffenen Offizierkorps ein warmer Verteidiger erstanden. Sein alles, was mit dem Krieg zusammenhängt, umfassendes Werk ist auch eine Ehrenrettung unseres Offizierkorps gegenüber all den Schmähungen und Verleumdungen, mit denen es seit dem unglücklichen Ausgang des Krieges überhäuft worden ist. Auch Ludendorff — ebenso wie Stein — entschuldigt nicht alles; daß Mißstände vorhanden waren, gibt auch er zu. Aber er macht für diese Mißstände mit Recht minderwertige Elemente, die im Lauf des langen Krieges bei dem großen Ausfall und dem starken Bedarf an Offizieren in das Offizierkorps eingedrungen waren, die Unerfahrenheit vieler junger Offiziere und die Ungeeignetheit auch mancher Offiziere aus dem Beurlaubtenstand sowie das allgemeine Sinken unserer ganzen Volksmoral — von dem auch das Offizierkorps nicht unberührt blieb — verantwortlich.

Es muß ja immer festgehalten werden, daß es besonders in den letzten Kriegsjahren wie nicht mehr das alte Heer, so auch nicht mehr das alte Offizierkorps war, um das es sich bei den Klagen und Anklagen handelt: die meisten lagen unter dem grünen Rasen oder konnten als Schwerverwundete im Felde keine Verwendung mehr finden. Das alte, eigentliche aktive Offizierkorps wird von den mit Recht oder Unrecht erhobenen Vorwürfen kaum berührt, sie richten sich — oder müssen sich richten — gegen das im Kriege entstandene neue Offizierkorps, zum großen Teil also gegen die, die nicht Berufsoffiziere oder noch nicht



durch die Schule des alten, festgefügten monarchischen Offizierkorps gegangen waren. 39 v. H. der alten Offiziere sind im Weltkrieg gefallen (um den ungeheuren Abgang zu erkennen: 39 v. H. tote Offiziere gegen 13 v. H. tote Mannschaften!), 55 v. H. verwundet worden, und ein großer, vielleicht der größte Teil dieser Toten und Verwundeten, dieses furchtbaren Ausfalls an Offizieren, fällt schon, jedenfalls was die aktiven anbelangt, in die ersten Jahre des Kriegs! Der Nachersatz an aktiven, noch ganz jungen Offizieren konnte den Ausfall bei weitem nicht ausgleichen. Der Zugang an Offizieren im Kriege war: 15 v. H. Offiziere des aktiven, 75 v. H. des beurlaubten, 9 v. H. des inaktiven Standes. So war in der Tat in der zweiten Hälfte des Krieges das Offizierkorps ein ganz anderes geworden, und aus der zweiten Hälfte des Krieges stammen hauptsächlich die Klagen und Anklagen.

Aber auch die Anklagen gegen dies neue Offizierkorps führt Ludendorff entweder auf das richtige Maß zurück oder weist sie als unbegründet nach, weiß vieles auch zu erklären und zu entschuldigen — manches allerdings entschuldigt (wie schon gesagt) auch er nicht.

Ludendorff geht auf die Hauptanklagen näher ein. Da war vor allem die immer wiederkehrende Behauptung: der Offizier lebe so viel besser als der Mann. Dem hält er entgegen: Im Felde, vor dem Feind, im Schützengraben, auf dem Marsche lebte der Offizier nicht anders als der Mann. Das gemeinsame gepflegtere Essen der Offiziere in rückwärtigen Stellungen, in Ruhe, war nötig zur Pflege des kameradschaftlichen Zusammenlebens, des Korpsgeistes, der Tradition, der erzieherischen Einwirkung der älteren Kameraden auf die jüngeren, woran es im Felde ja so sehr fehlte. Dagegen wird nichts zu sagen sein, wenn mit diesem gemeinsamen Essen der Offiziere kein allzu großer Unterschied in Verpflegung und Unterbringung und der ganzen Lebenshaltung verbunden war — und darüber hat man allerdings auch von einwandfreier Seite manches Unerfreuliche gehört. Damit hat Ludendorff jedenfalls recht: „Solange wir noch eine staatliche Ordnung besitzen, so lange muß es Autorität geben, so lange werden auch gesellschaftliche Unterschiede bleiben." Und er hat wieder recht, wenn er dabei den Satz aufstellt: „Ein Offizierkorps muß da sein, in dem sich der einzelne Offizier anders halten kann als der Mann und doch sein treuer Kamerad ist!"

„Behauptungen: der Offizier lebe auf Kosten des Mannes, bezeichnet Ludendorff als schändliche Verleumdung; auch daß in der Kantinenwirtschaft der Offizier den Mann geschädigt haben soll, will er nicht gelten lassen. Dem Zustand allerdings, daß die höheren Stäbe aus den Zentralkantinen billiger kauften, als die Truppe von den Truppenkantinen, machte er selbst erst ein Ende. Das scharf kritisierte Leben in den höheren Stäben entschuldigt Ludendorff mit der nervenaufreibenden Arbeit, der ungeheuren seelischen Belastung ohne Ruhe und Erholung — „da konnte ich von Feldküchenkost nicht leben". Er bemerkt zwar auch: „Übertreibungen habe ich nirgends gutgeheißen, wo sie vorgekommen sind, muß ich sie verwerfen."

Das bessere Leben der Offiziere — übrigens auch des Mannes — in der Etappe war von selbst gegeben, aber es mußte auf die Frontsoldaten aufreizend wirken. Auch darin, daß der Offizier in Belgien und anderswo allerlei einkaufte und nach Hause schickte, will Ludendorff nichts Unrechtes sehen. Aber es wurde doch im Felde und in der Heimat von vielen unliebsam empfunden als Bevorzugung der Offiziere und ihrer Familien anderen gegenüber. Das mit diesen Sendungen verbundene, oft recht häufige Hin- und Herreisen der Offiziersburschen berührt Ludendorff nicht, und gerade auch dies machte böses Blut.

Daß auch manches andere vorgekommen ist, gibt er mit den Worten zu: „Der Offizier, der nicht mit reinen Händen als Ehrenmann aus diesem Krieg hervorgegangen ist, der fremdes Gut behielt, hat das Vaterland, die Armee, das Offzierkorps und sich selbst besudelt."

Auch die Klagen über falsche Behandlung der Leute erklärt Ludendorff — wie auch Stein — mit der mangelnden Auswahl und Erziehung und Lebenserfahrung vieler Offiziere; auch hier machte es sich geltend: es fehlten die alten Frontoffiziere! Bei den Klagen

über schlechte Behandlung, Mißhandlungen, harte Strafen darf man auch nicht vergessen, daß man, nach Steins Wort, im Felde vor den schärfsten Maßnahmen nicht zurückschrecken darf, daß weichliche Auffassung in bezug auf Strafen und Anwendung von Waffengewalt den größten Schaden anrichten kann — und bei uns tatsächlich angerichtet hat —, darf man auch nicht vergessen, daß die feldgrauen „Helden“ nicht alle Helden waren, daß sich unter den Millionen des Heeres, je länger der Krieg dauerte, immer mehr Untüchtige und Unwillige, Feiglinge und auch Verbrecher befanden.

Auf einen Punkt geht Ludendorff, und auch Stein, nicht weiter ein, der doch auch für die Mißstimmung gegen das Offizierkorps wichtig war: das ist die Verleihung der Kriegsauszeichnungen, der Eisernen Kreuze. General von Moser („Feldzugsaufzeichnungen“) hat ganz recht: „Es war ein allgemein empfundener, gar nicht genug zu verurteilender Übelstand, daß bei den Ordensauszeichnungen, in erster Linie bei dem Eisernen Kreuz II. und leider auch I. Klasse, kein Unterschied mehr gemacht wurde zwischen blutigen und Tintenverdiensten.“ — Daß immer vorab Offiziere bedacht wurden, war schon ein Fehler, daß Offiziere weit hinter der Front, die nie Pulverdampf gerochen, in der Etappe oder in der Heimat mit den E. K.s II. und I. Klasse geschmückt wurden, während der Mann, der sein Leben immer wieder in die Schanze schlug, sehr oft leer ausging, auch daß Offiziersburschen und -köche bei der Verteilung Eiserner Kreuze den anderen vorangingen — das mußte verbitternd wirken und hat verbitternd gewirkt, mehr als manches andere Stimmung gemacht gegen die Offiziere, die sich selbst und einander die E. K.s „besorgten“. Man ließ die schöne Gelegenheit, die der Krieg bot, hier einmal die Rangunterschiede, die soziale Stellung zurücktreten zu lassen, ausgleichend, versöhnend zu wirken, Gerechtigkeit walten zu lassen, von Anfang an unbenutzt vorübergehen — das Abreißen der Eisernen Kreuze von der Brust der Offiziere in den Revolutionstagen war die Rache.

Das Verhalten vieler Offiziere oben und unten in der sich schon längst anbahnenden Tragödie letztem Teil, in der Zeit des Zusammenbruchs, während und nach der Revolution, das vielfach nicht so war, wie man es von deutschen Offizieren erwarten mußte, gehört schließlich auch noch hierher, bedürfte aber einer besonderen Untersuchung. Es mag hier nur das Wort des bayerischen Generals von Xylander in dem Aufsatz der „Süddeutschen Monatshefte“ (Nr. 12, 1919) „In Treue fest?“ stehen: „Es mag keine angenehme Last sein, vor dem deutschen Volk und vor der Geschichte die Verantwortung für das beispiellos leichte Gelingen der Revolution tragen zu müssen.“ Und zur Erklärung mancher sonst kaum zu begreifender Vorkommnisse mag auf das Wort hingewiesen sein, das Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ gelegentlich einmal vom preußischen Offizier gesagt: daß er dem sicheren Tode im Dienste mit dem einfachen Worte „Zu Befehl!“ selbstlos und furchtlos entgegengehe, wenn er aber auf eigene Verantwortung handeln solle, die Kritik der Vorgesetzten oder der Welt mehr als den Tod und dergestalt fürchte, daß die Energie und Richtigkeit seiner Entschließung durch die Furcht vor Verweis und Tadel beeinträchtigt werde. —

Ludendorffs Endurteil ist: „Das Offizierkorps hat den Krieg an seiner Ehre rein überstanden. Wer dagegen verstieß, war eine Ausnahme und gehörte nicht zu uns. Das Offizierkorps in seiner Gesamtheit kann auf sich stolz sein, und nicht zum mindesten darauf, daß es trotz aller Hetzarbeit in seinem Rücken das Heer vier Jahre zusammengehalten und es so oft zum Siege geführt hat, und noch die Kraft besaß, im Verein mit treuen Unteroffizieren und Mannschaften es über den Rhein zu führen — eine ungeheure, der Großtaten dieses Krieges würdige Leistung.“ — Und was er sonst noch über unsere Offiziere sagt, über ihre vorbildliche Tapferkeit und Todesfreudigkeit, ihre Führereigenschaften, ihre Kameradschaftlichkeit dem Manne gegenüber, ihre erzieherische Tätigkeit — dem wird jeder unvoreingenommene, Bescheid wissende Beurteiler im allgemeinen beistimmen. Ludendorff kann mit Recht erklären: „Unsere Offiziere haben ihre Schuldigkeit getan. Ihre hohen Verluste

legen ein beredtes Zeugnis dafür ab. Daß viele Offiziere zu unerfahren waren, daraus kann ihnen ein Vorwurf nicht gemacht werden, das lag einzig und allein in den Kriegsverhältnissen und in den ungeheuren Abgängen begründet. Auch diese unerfahrenen Offiziere wußten tapfer in den Tod zu gehen. Mögen auch Offiziere nicht den richtigen Verkehrston mit den Untergebenen gefunden, mögen sogar einige ihnen gegenüber schwer gefehlt haben — das Verhältnis des Offizierkorps in seiner Allgemeinheit wird dadurch nicht berührt. Es war so, wie es bei den Kriegsverhältnissen nur sein konnte." General von Stein urteilt ähnlich. Und Ludendorff wird recht haben, wenn er meint: es würden auch einmal dem gutgläubigen deutschen Volke die Augen aufgehen über das alles, aber zugleich über seinen Undank und sein eigenes schweres Verschulden gegen diesen Stand und damit gegen Heer und Vaterland und gegen sich selbst! —

Was über das Offizierkorps der Armee, das ist im großen und ganzen auch über das der Marine zu sagen. Dieselben Anklagen ungefähr sind gegen dieses erhoben worden, dieselbe Verteidigung und Rechtfertigung gilt auch ihm. Und es wird gewiß einmal wieder die Zeit kommen, die dem Offizier des großen Weltkriegs, dem Offizierkorps des Heeres und der Marine, Gerechtigkeit widerfahren läßt, schon allein um der vielen Toten willen, deren die Schmäher und Verleumder nicht wert sind, um der vielen willen, die ihre Glieder und ihre Gesundheit für das Volk hingegeben, das sie zum Dank dafür aufs schnödeste beleidigt und verfolgt! Die Geschichte wird einmal anders über dieses Offizierkorps urteilen, als die Deserteure und Drückeberger von heute und auch sonst noch manche verärgerten und mißgestimmten Leute.

Unser altes Offizierkorps hat in diesem Kriege — trotz allem! — seinen alten Ruhm neu bewährt. Dank und nicht Undank gebührt ihm!

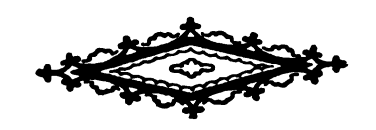
Marine-Oberpfarrer Albert Klein



Ideen oder Jahre?

Jedes Volk vergeht, wie ein faulender Schwamm zerfließend, wenn es keinen Mut mehr hat; ohne Hoffnung aber gibt es keinen, und wie nach Bako die Hoffnung dem Körper, so ist sie noch mehr dem Staatskörper gesund. Was heißt Aussichten Deutschlands oder Europas? Die auf ein Jahr, oder auf ein Jahrhundert, oder ein Jahrtausend, oder auf die ganze Erdenzeit? — Man darf eben keine Zeit nennen und meinen, sondern nur die ewigen Naturgesetze, welche ja schon hinter uns in der Geschichte thronen und reden.... Euch sollen Ideen statt Jahre dienen, und Gott sei die Ewigkeit. Dann fürchtet, wenn ihr könnt!

Jean Paul





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gerechtigkeit und Gnade

Den Ausführungen der Hefte 1, 3 und 4 reihen wir heute eine neue an. Aus dem Begleitbriefe des Verfassers sei folgende Stelle hervorgehoben:

Erst gestern habe ich Ihren Artikel: „Gerechtigkeit und Gnade" im Oktoberheft des Türmers gelesen! Wie bin ich Ihnen dankbar, daß Sie einmal diese Frage aufgeworfen haben, die ja in ihren Konsequenzen sich auf die ganze Kirchenlehre und Dogmatik erstreckt, in der wir noch gebunden sind. Ist es nicht ein Jammer, daß die große Menge unserer gebildeten Zeitgenossen — denkenden Zeitgenossen darf ich nicht sagen, denn wenn sie denkende wären, dann würden sie längst und immer wieder solche Fragen stellen — über diese Dinge nicht nachdenkt, sondern entweder sich dumpf und stumpf mit der Kirchenlehre abfindet, oder aber der Kirche den Rücken kehrt. Und doch handelt sich's hier erst um die höchste Befreiung des Geistes und der Seele!

Wie bezeichnend ist es, daß Sie den Herausgeber des Türmers fragen zu müssen glauben: „Verträgt Ihre Gemeinde so etwas?" Hoffentlich, ja hoffentlich verträgt sie es, das wäre ein kleiner Lichtstrahl in der Finsternis dieser Zeit!

Und nun erlaubt sich ein Pastor Ihnen zu antworten, freilich nicht, um Ihnen zu widersprechen, sondern um Ihnen zuzustimmen und Sie in Ihrem berechtigten Zweifel zu bestärken. Wohl wäre es mir lieb, wenn meine Ausführungen im Türmer abgedruckt werden könnten. Aber das wage ich kaum zu hoffen. Denn gewiß ist mir schon ein anderer zuvorgekommen.

* * *

Es ist mir unzweifelhaft, daß die in der christlichen Kirche seit Paulus geltende Lehre von der Gnade einen Abstieg bedeutet von der Höhe, auf der Jesus Christus mit seiner Auffassung von dem steht, was dieses Wort in Wirklichkeit als Tat oder Urteil Gottes gegenüber dem sündigen Menschen bedeutet. Tatsächlich hat Jesus dieses Wort selbst nicht gebraucht, es kommt in den Evangelien überhaupt nur einige Male vor (cf. Luk. 2, 52 und Joh. 1), wo es aber einen ganz anderen Sinn hat, als in der „Theologie" der Apostel. Also: das Wort „Gnade" im sozusagen technischen Sinn eines forensischen göttlichen Urteils über die Menschen ist erst von der Theologie geprägt worden, und Jesus — nun Jesus war eben kein Theologe. Das will sagen: Für Jesus war Gott kein Gegenstand der Reflexion, sondern der Intuition, und was er von Gott weiß und aussagt, sind keine Begriffe oder Eigenschaften, sondern es ist sein unmittelbar von Jesu empfundenes Wesen. Die Theologie aber sucht Gott durch Denken zu „begreifen", und das ist ein ganz unmögliches Unterfangen. Gott kann kein Gegenstand des menschlichen Denkens sein, weil im Menschen überhaupt nur sinnlich Wahrnehmbares und Vorstellbares gedacht und begriffen werden kann. Gott als absoluter

Geist ist für das (relative) Denken im Menschen gänzlich unerreichbar. Gott kann nur insofern und insoweit im Denken des Menschen sein, als Er selber im Menschen denkt, das ist aber etwas gänzlich Verschiedenes von dem anschaulichen und begrifflichen Denken des Menschen hinsichtlich der relativen Wirklichkeit der Welt. Hieraus erklärt sich auch der Widerspruch hinsichtlich der Auffassung der Worte „Gerechtigkeit" und „Gnade" bei Jesu und in der Theologie.

Was mit dem Wort Gnade gemeint ist, das weiß Jesus natürlich sehr wohl, es ist sogar der zentrale Inhalt seiner Predigt, so wie es der zentrale Gedanke der Paulinischen Theologie ist (die „Rechtfertigung aus Gnade"!). Jesus gebraucht dafür den Ausdruck: „Vergebung der Sünde". Wie er aber zu dieser Vergebung der Sünde kommt, darüber hat er kraft seiner Intuition natürlich ganz anders ausgesagt als die Theologie aus ihrer Reflexion heraus. Die Vergebung der Sünden ist ihm die große objektive Tatsache seiner Verkündigung, sie ist die Tür zum Himmelreich, die jedem offen steht, der „geistlich arm", „reines Herzens" (was beileibe nicht heißt: ohne Sünde!), „sanftmütig" usw. ist — cf. die Seligpreisungen —, kurz, der da „hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit". In diesem letzteren Satz findet sich das Wort „Gerechtigkeit" als der Zustand, den auch Paulus meint, wenn er von der Gnade spricht, die dem Menschen statt der Strafe die Vergebung der Sünden zuteil werden lasse. Bei Paulus ist aber diese Vergebung erst die Folge eines gnädigen Urteils Gottes. Dagegen im Sinne Jesu ist die Gnade selber die Vergebung der Schuld und die Gerechtigkeit vor Gott, also die Erhebung des Menschen aus dem Schuldgefühl in das Gefühl der Gotteskindschaft. Diese ist also nicht etwas, was Gott dem Menschen je nach seinem Verhalten, etwa gar erst auf Grund eines von Jesu vollbrachten Opfers (Kreuzestod), „aus Gnaden" schenkt — o nein, hier liegt eben die „theologische" Umbiegung vor, die auf Paulus — und, wo sie schon in den Evangelien etwa sich angedeutet findet, auf seine Beeinflussung der Evangelisten — zurückgeht und noch heute die Kirchenlehre beherrscht. Sondern, die Vergebung der Sünde ist bei Jesu göttliche Tatsache, etwas Gottwesentliches, das Jesus zu verkündigen gekommen ist, und wodurch er recht eigentlich der Erlöser der Menschen werden wollte und auch — trotz aller Theologie — geworden ist und bleiben wird.

„Dir sind deine Sünden vergeben!" „Dein Glaube hat dir geholfen!" So hören wir ihn sagen. Niemals aber hören wir aus seinem Munde etwa: „Gott will dir vergeben!" Oder „Dir kann vergeben werden!", oder gar das anmaßend priesterliche: „Absolvo te!" Nein: „Ihr ist viel vergeben, denn sie hat viel geliebt" (Luk. 7, 47). Vollendete, objektive Tatsache ist die Gnade, die Sündenvergebung, überall, wo in einem Menschen die Voraussetzung dafür sich findet, also, daß er Sehnsucht nach Gott, nach der „Gerechtigkeit", nach Frieden hat, da ist die Vergebung geschehen, es bedarf dazu gar nichts weiter von seiten Gottes, und von seiten der Menschen nur dies, sie gläubig zu ergreifen und ihrer gewiß zu sein.

Wenn sich daneben aus Jesu Munde hie und da ein Wort findet, wonach die Vergebung der Sünde (d. i. eben die „Gnade" oder die „Gerechtigkeit, die vor Gott gilt" erst als ein bedingtes und zukünftiges, als ein von Gott zu erbittendes Geschenk erscheint, wie etwa die fünfte Bitte im Vaterunser oder seine eigene Fürbitte am Kreuz: „Vater, vergib ihnen ...", so ist das keineswegs ein Widerspruch. Sondern: die Sündenvergebung ist eben für den Einzelnen solange ein Zukünftiges und noch nicht Empfangenes, als in ihm die Voraussetzungen fehlen, sie anzunehmen, und durch sie „erlöst" zu werden. Gerade für die fünfte Bitte gilt dann das große Wort Matth. 7, V. 7, 8: „Wer da bittet, der empfängt!" Keinerlei Vorbehalt, keinerlei Bedingungen und Voraussetzungen, außer solche, die im Menschen vorhanden sein müssen. Man denke auch an das Gleichnis vom verlornen Sohn, die einzigartige, goldene Illustration der Frohbotschaft Jesu: Wo ist da von Voraussetzungen, von Bedingungen, von Urteilen, von Veränderungen etwas zu hören auf seiten des Vaters! Nichts! Der steht da, wartet und empfängt mit Freuden! Alles, was nötig war, um dem Sohn die „Gnade" zuteil werden zu lassen, die in den Augen des Vaters die höhere, die wahre „Gerechtigkeit" ist — dieser mein

Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, war verloren und ist wiedergefunden! —, das geht im Herzen des Sohnes vor! Man muß diesem Gleichnis einfach Gewalt antun, wenn man es in den Rahmen der Kirchenlehre von der „Rechtfertigung, Versöhnung, Erlösung" hineinpressen will.

Die Vergebung der Sünden ist da, sie war schon immer da, ist auch schon vor Christus als gegeben gewußt, erbeten und empfangen worden. (Psalm 103; 32 u. a.)

Das ist es also, was Gnade = Gerechtigkeit im wirklich evangelischen Sinn, im Geiste Gottes und Christi bedeutet. Gott ist unveränderlich! Es heißt ihn vermenschlichen — Joh. Müller sagt: ihn lästern —, wenn man seine Gnade als etwas ansieht, das irgendwie mit Begnadigung im judikatorischen Sinne zu tun habe. Gott ist versöhnt! Seine Gnade liegt bereit! Und diese Gnade der Vergebung ist die „Gerechtigkeit", die höhere Gerechtigkeit, die natürlich verschieden ist von menschlicher Gerechtigkeit.

Diese Gnade, diese Gerechtigkeit im höchsten Sinne, erlöst den Menschen, denn sie macht ihn nicht nur los von Furcht, Unfrieden und Todesangst, sondern sie schafft Raum für eine Neugeburt seines Wesens im heiligen Geist. Sie bedeutet den Eingang ins Himmelreich.

Und noch einmal: diese Gnade, die mit der höchsten Gerechtigkeit Gottes sich deckt, ist nicht etwas, das irgendwie in bezug auf den Menschen erst in Gott verwirklicht wird, sondern sie gehört zu Gottes Wesen, ist geradeso ein Stück seiner Vollkommenheit, wie das, was Jesus von ihm Matth. 5, V. 45, 48 aussagt, daß er seine Sonne scheinen läßt über die Bösen und über die Guten, über die Gerechten und Ungerechten, also seine grenzenlose Güte, die ebenfalls unveränderlich ist, wie er selber. Beides, seine Güte und seine Gnade = Gerechtigkeit ist gar nicht voneinander zu trennen!

Darum ist auch der sogenannte „Zorn Gottes", soweit er im Gegensatz zu seiner Liebe steht, nichts weiter als eine theologische Konstruktion. Richtig verstanden, im Sinne des absoluten Wesens Gottes, wird er empfunden als das Korrelat seiner Liebe (Liebe = Güte + Gnade), hat dann aber mit dem, was wir Menschen Zorn nennen, schon darum nichts zu tun, weil er ebenso etwas Objektives in Gott ist, wie seine Liebe. Man stelle sich nur einmal vor, Gott sei zornig! Sofort wird man spüren, daß hier ein Anthropomorphismus vorliegt, der kaum anders, denn als Aberglaube bezeichnet werden kann. Er ist ebenso wie die „Gerechtsprechung" eine Reflexion des relativen Verstandes, der sich mit dem Absoluten beschäftigt, für dessen Denken ihm jede Möglichkeit fehlt. Hier kann man wirklich kaum noch von „Glauben" reden! Hier ist Aberglaube, der sich in das Gewand des Glaubens kleidet. Gottes Zorn ist die objektive Reaktion des Guten gegen das Böse, der Liebe gegen den Haß, sowie das Licht gegen die Finsternis reagiert, und doch gehören beide zusammen, sind eins ohne das andere nicht denkbar!

„Gott ist Liebe!" Aber nicht Liebe und Zorn, je nach dem Reiz, der auf ihn wirkt. Auf Gott wirkt kein Reiz, sonst wäre er nicht Gott, sonst wäre er nicht der Absolute. Sonst wäre auch er relativ, wie die Welt, die aus einer ununterbrochenen Kette von Reizen besteht, eine ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen ist.

Hiermit glaube ich nachgewiesen zu haben, daß die Gnade Gottes, wie die Kirchenlehre sie darstellt, mit Recht vom Freiherrn von Münchhausen als ein „gedankliches Unding" bezeichnet worden ist. Aber niemand, der zu denken gewohnt ist und auch im religiösen Leben auf das Denken nicht verzichten will, braucht ja diese Kirchenlehre anzuerkennen. Er soll bei dem „Meister" in die Schule gehen! Einer ist unser Meister; nicht Paulus, nicht Anselm, nicht Thomas Aquino, nicht Luther, Einer ist unser Meister, Christus!

Was es nun aber mit der Kirchenlehre von der Gnade auf sich hat, ob sie nicht auch in ihrer Art, zu ihrer Zeit ein gewisses Recht beanspruchen durfte und darf, das würde einer weiteren Untersuchung bedürfen.

E. O. Ulrich

* * *

Alles Reden der Menschen vor Gott bleibt ein unzureichendes Stammeln. Unendliches umspannt man nicht mit endlichen Begriffen, und Übermenschliches faßt man nicht in menschliche Worte. Eine dogmatische Aussage ist ein immer mangelhaft bleibender Versuch, religiöses Erleben auf Formeln zu bringen. Ich will aber mit diesen Sätzen den Fragen des Artikels nicht entschlüpfen. Nur das möchte ich feststellen, daß die Frage nicht lauten kann: Kann Gott gnädig sein?, sondern, daß festzustellen ist, ob sich hinter der Dogmatik von der Gnade Gottes ein nachzuempfindendes religiöses Erleben verbürgt. Und das ist der Fall. Aber davon später. Zunächst einiges zu den Ausführungen des Artikels, die an dem Fehler leiden, daß sie ganz einseitig alles unter juristische Begriffe bringen. Ich gebe zu, daß einzelne Bibelstellen hierzu verführen können und daß besonders Anselm von Canterbury mit seiner entsetzlichen Satisfaktionstheorie demselben Fehler erlegen ist. Es steckt übrigens auch in der Satisfaktionstheorie ein Körnchen Wahrheit. Es geht ja dem Individualisten schwer ein, aber es gibt doch eine gemeinsame Schuld und eine gemeinsame Verantwortung. Aber das nur nebenbei, ich will den guten Anselm nicht verteidigen, ich wollte, er hätte seine Dogmatik niemals niedergeschrieben. — Der Aufsatz baut sich auf auf der Gleichung Schuld = Sühne und setzt dann Sühne = Strafe (den zweiten dieser Sätze hat Herr v. Börries nicht geschrieben, sondern im Gegenteil Sühne so subtil wie möglich definiert unter Berücksichtigung aller subjektiv wesentlichen Elemente im Täter und in der Tat. D. T.). Das ist aber nicht richtig. Der Rechtsstaat, in dem wir leben und ohne den unser Gemeinschaftsleben unmöglich ist, muß das von ihm aufgestellte Recht schützen. Darum bestraft er den Rechtsbruch resp. die Rechtsverletzung. Er hat die — an sich m. E. nicht unbedingt notwendige Praxis, die schwerere Rechtsverletzung auch härter zu bestrafen. Theoretisch könnte er jede Rechtsverletzung mit der gleichen Strafe belegen. Er tut es aus praktischen Gründen nicht. Man kann mit Recht sagen, daß diese Strafe notwendig ist, weil das verletzte Rechtsbewußtsein der anderen sie als Sühne verlangt. In Wirklichkeit aber ist die Strafe keine Sühne. Sühnen heißt wiedergutmachen. Natürlich denke ich dabei nicht an Wiedergutmachung zugefügten Schadens, die ist selbstverständlich. Die Übertretung ist eine Mißachtung des Gesetzes, die Sühne ist in dem Augenblick da, wo der Übertreter die Hoheit des Gesetzes wieder anerkennt, sich seiner Übertretung schämt und den Willen zur Besserung hat. Es kann sein, daß der Übertreter vor sich selbst das Bedürfnis hat, die Sühne durch Aufsichnehmen einer Strafe zu erweisen, die Sühne selbst war schon vorher erbracht. Gott kann nun dem Sünder gegenüber auf Strafe — wenn sie nicht aus pädagogischen Gründen nötig ist — verzichten, auf die Sühne kann er nicht verzichten. Der Verzicht auf Strafe ist aber keine Gnade, sondern da eine Selbstverständlichkeit, wo die Strafe zwecklos ist, und da eine Lieblosigkeit, wo die Strafe nötig ist. Darum verzichtet Gott nur im ersteren Fall darauf. Der Verzicht auf Sühne würde der Heiligkeit Gottes widersprechen, er kann keinen Pakt mit der Sünde schließen. Der Kreuzestod Jesu ist die Wegbereitung zur Sühne, sofern Golgatha die Häßlichkeit der Sünde in der krassesten Form offenbart, die möglich ist. Wo aber bleibt die Gnade? Daß Gott den Aufstieg des Menschen aus der Sünde zur Reinheit will, daß er, um mich biblisch auszudrücken, nicht Lust hat am Tun des Sünders, sondern will, daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe, das ist Gnade. Gnade ist also nicht ein einzelner Akt, sondern sie ist eine Wesenseigenschaft Gottes, übrigens nichts weiter als das, was wir das Wesen Gottes überhaupt nennen, nämlich Liebe, so wie sie der Sünder empfindet. Daß ich in all meinem Ringen und Kämpfen, in allem Fallen und Wiederaufstehn mich getragen weiß von der ewigen Macht, die mich zum Sieg und nicht zur Niederlage führen will, das ist Gnade.

Von dieser Betrachtungsweise aus fällt der Gegensatz zwischen Gerechtigkeit und Gnade hin, so wie ihn der Artikel empfindet. Ich möchte aber überhaupt raten, mit dem Begriff der Gerechtigkeit Gottes sehr vorsichtig zu sein. Ich begreife durchaus, wie es möglich ist, daß man anbetend von der Gerechtigkeit Gottes spricht, glaube aber, daß das seine Ursache darin hat, daß man Gott freisprechen will von der Ungerechtigkeit der Menschen, die darin besteht, daß sie selbstsüchtige Beweggründe anwenden, wo sie es nicht dürften. Ich halte es aber für falsch,

Gott die Gerechtigkeit des Strafrichters beizulegen. Über dem Strafrichter steht das Gesetz, und die Gerechtigkeit des Strafrichters besteht darin, daß er dem Gesetz Geltung verschafft, ohne Ansehen der Person. Über Gott steht kein Gesetz. Er handelt nach seinem freien Willen, der eben Gnade ist. Vergleichen Sie das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Matth. 20, 1—16). Der Sinn desselben ist doch der, daß Gott erhoben ist über das Gesetz, das die Menschen sich geben: Lohn = Leistung. Nebenbei bemerkt revoltiert die Menschheit gegen dieses Gesetz, wenn der kinderreiche Familienvater mehr Teuerungszulagen erhält, als der unverheiratete Beamte, trotz gleicher oder vielleicht geringerer Leistung.

Daß wir Gott nicht „beleidigen" können, ist unbedingt richtig. Wir können ihm aber wehe tun, indem wir seinem Willen widerstreben. Freilich gerät man auch da wieder in eine Sackgasse, denn der Dialektiker könnte mich jetzt sofort fassen und sagen: Alter Freund, wenn der Mensch Gott wehe tun kann, dann ist er ja mächtiger als Gott. Und nun würde das Problem der Willensfreiheit aufzurollen sein. Stammeln, Stammeln und nichts als Stammeln!

Ob es Sinn hat, um Gnade zu beten? Es ist überhaupt überflüssig zu beten, damit man etwas bekommt. „Gott gibt täglich Brot auch wohl ohne unser Bitten allen bösen Menschen." Beten heißt Gott sein volles Herz ausschütten, daß das tausendfältig in Form der stürmischen Bitte geschieht, ist Menschenart und Menschenrecht. Aber das ist wieder ein Kapitel für sich.

Es ficht mich nicht an, wenn man mir eine Bibelstelle anführt, die vielleicht doch einseitig in juristischen Zusammenhängen von der Gnade redet. Ich werte ja die Bibel nicht als ein Kompendium der Dogmatik, sondern als ein Zeugnis religiösen Lebens. Darum verzichte ich auch darauf, mich mit einzelnen Bibelstellen auseinanderzusetzen.

Riehm, Pastor

* * *

Gestatten Sie mir, zu dem Aufsatz „Gerechtigkeit und Gnade" vom Standpunkt meiner Weltanschauung aus Stellung zu nehmen.

Die Lehre Christi kann eigentlich nur verstanden werden unter Voraussetzung zweier Begriffe: Reinkarnation und Karma (Wiedergeburts- und Vergeltungslehre). Jeder Mensch legt seinen Körper ab wie ein unbrauchbar gewordenes Gewand, und die (unsterbliche) Seele nimmt eine neue Hülle (Körper) an, wenn die Zeit dafür reif ist, d. h. wenn das persönliche Karma = Vergeltungsgesetz es erfordert. Nach diesem Gesetz herrscht strengste Gleichung von Schuld = Sühne, daraus folgen die Lebensumstände für jedes Individuum als: Reichtum, Armut, Stand, Gesundheit oder Krankheit, Begabung. Alles Wirkungen von Ursachen, die jede Seele selbst verschuldet hat: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Sagt nicht auch Christus: Ihr werdet nicht herauskommen (aus dem Kreise des Wiedergeborenwerdens), ehe ihr nicht den letzten Heller bezahlt (die letzte moralische Schuld begleicht)! Daß die Wiedergeburtslehre (richtiger: Lehre von der Wiedereinfleischung) den Jüngern Jesu nicht unbekannt war, beweist ihre so selbstverständlich klingende Frage, als sie an einem Blindgeborenen vorbeikommen: „Herr, wer ist schuld, daß er blind geboren wurde, er oder seine Eltern?" Darin liegt doch Reinkarnation und Karma, denn „schuldig" kann er doch nicht in einem präsumtiven „Himmel", sondern nur hier auf der Erde geworden sein; eine Schuld, die Sühne (Erblindung) forderte. Hier liegt auch die enge Verbindung des Karma von Eltern und Kindern. Nun zum Begriffe der Gnade. Sie scheidet als strafvergebendes Moment aus, bleibt wohl aber wirksam als kraftspendende Quelle für „Strebende". „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen"; die himmlischen Kräfte der Liebe, die Goethe unter dem „Ewig-Weiblichen" symbolisiert. Wie nun herauskommen aus dem Kreise des „Wiedergeborenwerdens"? Darauf gibt Jesus die Antwort in dem Gespräch mit der Samariterin: „Wer von den Wassern des Lebens trinket, den wird nimmermehr dürsten", d. h. wer die (innere) Wiedergeburt erlangt hat, kann den Weg zur Vollkommenheit beschreiten und wird frei von der Reinkarnation, erreicht das Lebensziel: Eins werden mit Gott, Erleben Gottes in uns! Doch das ist ein Problem für sich.

Dr. Hermine Sachs

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Die Frauen rings um Friedrich Hebbel

Die Beschäftigung mit den Großen im Reich des Geistes und der Geschichte ist meist eine schmerzlich, zweischneidige Sache; unsere vorgefaßten Ideale sinken nur zu oft in der scharf schneidenden Flamme der Wahrheit in nichts zusammen. Ernste Selbsterkenntnis heischt das Verständnis solch seltsam-eruptiver Charaktere. Ihre Schöpfungen gleichen wunderschaurigen Vesuvausbrüchen, — glühend, schmerzhaft brennend und zerstörend frißt die Lava durch das blühend fremde Menschenleben ihren Weg. Aber das Werk in seiner wundersamen Schönheit, die Erquickung, die Millionen daraus saugen, sind gewissermaßen Jus und Magna charta Libertatium des Genies. Ausnahmemenschen stehen unter Ausnahmegesetzen!

Diese Sätze möchte ich der Besprechung eines neuen Hebbel-Buches voranstellen, das für den Hebbelverehrer, so verdienstvoll es auch sein mag, manch bittere Pille enthält.

Albrecht Janßen hat in einem Buche „Die Frauen rings um Friedrich Hebbel", neue Materialien zu ihrer Erkenntnis, mit einem Anhang: Aus Hebbels Freundeskreis (B. Behrs Verlag, Berlin-Leipzig, 1919), anscheinend drei große Richtlinien verfolgt. Zunächst das Problem der Jugend des großen Dichters und das Geheimnis seiner Abstammung, dann die Frauencharaktere, die Hebbel in besonderem Maße förderlich auf seiner rauhen Anfangsbahn gewesen und endlich noch den Freundeskreis.

Das Problem der Jugend Hebbels, wie es Janßen hier erstmalig vor weitester Öffentlichkeit zur Diskussion stellt, muß allgemeinstes Interesse erregen, — Janßen versucht nachzuweisen: daß Hebbel nicht der Sohn seines standesamtlichen Vaters war. Am Anfang seiner Beweisführung schildert der Verfasser die uns bereits bekannten Charakterzüge des Dichters, seine geistige Frühreife, seinen für einen armen Maurermeisterssohn außerordentlich hohen Stolz und feinen ästhetischen Sinn, wobei hervorgehoben wird, wie sehr Hebbel alles Unschöne, besonders aber häßliche Menschen und Worte verabscheute. Neben seinem fabelhaften Gedächtnis, von dessen Größe ja mancherlei Beispiele bekannt sind, besaß der junge Hebbel auch noch ein ausgeprägtes Ze.chentalent, und man möchte Janßen beistimmen, der in all diesen mannigfachen Geisteskräften des Dichters die Traditionen einer alten hohen Geisteskultur zu spüren meint. Bemerkenswert erscheint auch noch, wie wenig bodenständige Merkmale sich in den Dichtungen nachweisen lassen und wie schwach die landschaftliche Abstammung in seinen Produktionen sich bemerkbar macht. Eines aber zeigt sich bei Hebbel früh, der schwerlastende Druck seiner geringen Herkunft und der leidenschaftliche Drang hinauszukommen aus heimatlicher Enge und Beschränkung, die tiefe Durchdrungenheit bei alledem von seiner geistigen Sendung. Hierauf erörtert der Verfasser auch kurz die Genealogie der Hebbels und schildert sie als durchweg geistig und materiell auf einem sehr tiefen Niveau stehend. Der Vater konnte kaum lesen und schreiben, und die Mutter, „eine kleine, kräftige, wohlgenährte Frau, geistig kaum höher stehend als ihr Mann, hatte sie doch die Vorteile eines flüssigen Temperaments und ausgesprochener Güte". (E. Kuh.) Eigenartig war auch die Stellung beider Eltern

zu dem genialen Sohn, den der Vater mit einer Art dumpfen Haß verfolgte, ja brutalisierte, während er von der Mutter sagt: „... obwohl sie mich niemals verstanden hat ... so muß sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben". (Tagebuch.) Die Mutter schützte und bevorzugte ihren Liebling, wo sie irgend nur konnte. Interessant ist aber auch gerade im Hinblick auf das Geheimnis seiner Abstammung, daß Hebbel anscheinend so gänzlich ohne Heimat- und Familiensinn war. Nie kehrte er, auch als berühmter Mann nicht, in seine Heimat zurück, wozu doch leicht berechtigter Stolz ihn hätte bewegen können. Ihn mochte das schon damals in seiner Gemeinde allgemein übliche Gerede von seiner diskrete Herkunft mit dazu veranlaßt haben. Auf jeden Fall weist die Wesselburener Tradition noch heute einstimmig auf Pastor Volckmar als den Vater hin. Bekannt über die ganze Sache ist etwa folgendes. Hebbels Mutter diente schon in jungen Jahren, wenn auch nicht unmittelbar vor ihrer Verheiratung, als Magd auf dem Hofe des Pfarrers, der eine sehr stark erotische Natur war. Ausdrücklich wird dann später bei ihrer Verehelichung, die in aller Stille auswärts erfolgte, der Zusatz „Jungfrau", der sonst allgemein üblich, weggelassen. Später wurde auch in gewissem Maße der Verkehr mit dem Pfarrhause wieder aufgenommen, wo sie oft zur Aushilfe und zum Waschen war.

Der Pfarrer Volckmar selbst genoß, ungeachtet seiner hohen Geistigkeit und unstreitbaren Begabung, in moralischer Beziehung einen ziemlich zweifelhaften Ruf. Dreimal war er verheiratet. Zur dritten Gattin erkor er sich sein Dienstmädchen. Das Kirchenbuch zu Wesselburen meldet über diese merkwürdige Eheschließung: „... auch versichert der Herr Pastor ... durch Handschlag, daß er die beiden unehelichen Kinder seiner Braut (eben des vorgenannten Dienstmädchens) annehmen und erziehen wolle. 11. Febr. 1804." Und eben diese beiden vorerwähnten Punkte sind es, worauf es dem Verfasser ankommt: die hohe, edle geistige Tradition und Reife — die Volckmars waren ein uraltes Predigergeschlecht, schon 1598 lebte ein Pastor Volckmar im Dithmarschen, — und andererseits dieser übermächtige Zug starker Sinnlichkeit, den wir auch bei Hebbel finden.

Aus diesen kurzen Angaben, die ich der viel breiteren Beweisführung Janßens entnommen habe, lassen sich doch schon die geheimnisvollen Fäden der Schicksalsverkettung erkennen und Schlüsse ziehen, deren letztes Glied allerdings der späteren Forschung vorbehalten bleiben dürfte. Ebenso verdienstlich aber wie diese neuen Beiträge zu Hebbels Genealogie, ist jene große Ehrenrettung der Frauen rings um ihn, die Janßen auf Grund seiner eingehenden Studien mit Erfolg vorgenommen hat. Es handelt sich hierbei vorzüglich um zwei, Amalie Schoppe und die treue Elise Lensing, deren Geistes- und Herzensbild stark verschattet und verzerrt in Hebbels Briefen und Tagebüchern uns überliefert sind.

Janßen wendet sich bei seinen Untersuchungen zunächst der damals wohlbekannten und vielseitigen Schriftstellerin A m a l i e S c h o p p e zu. Diese für Hebbel so verdienstvolle Frau wird in den meisten mir bekannten Biographien nur nebensächlich gestreift oder mit der beiläufigen Nonchalance einer gewissen Gutmütigkeit noch gerade eben der Erwähnung gewürdigt: ein unbedeutender, etwas säuerlicher Blaustrumpf, der zufällig einige Hebbelgedichte abgedruckt hat... Es mag nun nicht ohne Reiz sein, den Berichten jener neuesten Forschungen über ihre und ihrer Familie Geschichte näherzutreten.

Schon der Vater der damaligen Amalie Schoppe hat einen Strich ins Genialische und den Reiz einer vielseitigen Begabung; er war Arzt, Maler, Musiker, Dichter, und in allen diesen Dingen über den Durchschnitt eines begabten Dilettanten hervorragend. Amalie selbst zeigte schon in früher Jugend einen wohlgestalten, regen Geist und einen Grad von Frühreife, der sie ihren Altersgenossinnen weit überlegen scheinen ließ.

Mit einem Jahre konnte sie sprechen, mit drei Jahren lesen, mit sieben Jahren begeisterten sie Bürgers Werke, mit zehn schrieb sie die ersten Verse! Amaliens spätere Bücherei soll 1500 Bände umfaßt haben, darunter alle Klassiker. Sie schreibt darüber selbst einmal an einen

Freund: „... jedes dieser Bücher habe ich mir abgedarbt, und um sie sammeln zu können, mußte ich allem Putze entsagen, was ich gerne tat, da er mir nur lästig ist". Viele bedeutende Männer verkehrten bei der Schoppe, die auch unsern Tagen noch nicht fremd geworden sind, darunter Varnhagen von Ense, Justinus Kerner und Chamisso.

Verheiratet war Amalie mit einem Dr. Schoppe, den sie mehr aus Mitleid als aus Liebe heiratete, auch ward die Ehe, der mehrere Kinder entsprossen, höchst unglücklich und wurde später wieder geschieden. Der Mann verfiel dann immer mehr der Trunksucht, er fand 1829 ein tragisches Ende. Nun war Amalie Schoppe gezwungen, ihre drei Kinder und ihre alte Mutter allein durch ihre „fleißige Federspitze" zu ernähren. Sie redigierte zwei Zeitschriften, die „Neuen Pariser Modeblätter" und „Iduna", die sie auch fast völlig allein schrieb und expedierte, mit wachsendem Erfolge. Dabei verfaßte sie im Laufe ihres arbeitsreichen Lebens noch an die hundert Bücher (Sagen und Romane usw.). Doch auch für rein menschliche Züge ihres Wesens, für ihre Unerschrockenheit, gepaart mit großer Herzensgüte, haben wir Belege.

In dem furchtbaren Cholerajahr 1832 floh die beherzte Frau nicht, wie so viele andere aus Hamburg fort, sondern blieb mit ihren Angehörigen daheim, half wo sie konnte, obwohl anfangs ihre Nerven vor der Scheußlichkeit der Krankheit zu versagen drohten. Sie schreibt an einen Freund in jenen Tagen: „... Meinen Grundsätzen getreu, entziehe ich mich aus feiger Furcht meinen leidenden Brüdern auch jetzt nicht, ... und so könnte ich täglich im Cholera-Hospital als barmherzige Schwester angestellt werden."

Bei ihrem starken Interesse am Literarischen förderte die Frau auch junge, aussichtsreiche Talente mit besonderer Vorliebe. So mag sie auch Hebbel kennen gelernt haben, dessen sie sich mannigfach mit großem Eifer annahm, da sie seine bedeutsame Begabung wohl erkannte. Aber Hebbel war damals noch ein „Rocher de bronze", und zwar ein ziemlich unpolierter, und sein „gesellschaftliches Auftreten stand zu seinem dichterischen Selbstgefühl in einem umgekehrten Verhältnis". So mußte es zum Bruch kommen, den allerdings Hebbels intime Beziehungen zu Elise Lensing noch beschleunigten.

Für dieses Mädchen, das merkwürdigerweise in fast allen Literaturbüchern als Nähterin aufgeführt und mit den übelsten Anwürfen belastet wird, bricht Janßen mit besonderer Wärme eine Lanze. Seine Forschungen haben hier zu besonders vielen neuen und überraschenden Ergebnissen geführt.

Er vermag nachzuweisen, wie das als sehr begabt geltende Kind eine ausgezeichnete Schulbildung erhielt und später von einem Hauptmann, auf dessen Gut sie weilte, in die höhere Töchterschule geschickt wurde. Sie ward dann Lehrerin, amtierte in Calbe, zog aber später gleich Amalie Schoppe mit ihrer Mutter nach Hamburg. Sie gehörte keineswegs zu den „armen Leuten", wie man meist anzunehmen geneigt ist, sondern besaß einige tausend Mark Vermögen, eigene Möbel und hielt sich auch meist ein Dienstmädchen.

Fremde Sprachen müssen der jungen Lehrerin geläufig gewesen sein, die Rousseaus „Confessions" im Original gelesen hat! Als weiteres Zeugnis ihrer Bildung mag gelten, daß sie sogar selbständig Hebbels Vorwort zu Maria Magdalena korrigierte und einer ihrer Freunde, Janinsky, sehnlichst ihre Reisebeschreibungen zu lesen wünscht. Leider ist uns nichts von Briefen und Tagebüchern erhalten geblieben, von denen selbst Hebbel sagt, sie wären voll von „stammelnder Poesie", und Hugo Schlömer, einer der wenigen, denen Einblick in diese Briefe vergönnt war, meint, er habe bei der Lektüre fortwährend den Eindruck gehabt: so kann nur eine hochgebildete Frau schreiben.

Damit wäre die lächerliche Sage von der armen, unwissenden Nähterin wohl endgültig ad acta gelegt. Um so eigenartiger und peinlicher berührt uns Hebbels Verhalten gegen Elise, der er erst einen falschen Adel aufzwang, um mit seiner vornehmen Liebschaft zu prahlen, später legte er sich gar selber den Doktortitel zu, noch ehe er überhaupt eine Dissertation eingereicht hatte.

Und mit welch rührender, aufopferder Liebe hat die später so schnöde Verlassene für Hebbel gesorgt und sich auch seines Bruders und seiner alten Mutter herzlich angenommen! Aber Hebbel hat es ihr nicht gedankt und für die beiden Söhne, die Elise ihm gebar, nur schlecht gesorgt, selbst als er pekuniär wohl dazu in der Lage gewesen wäre. Die eigene Mutter, Elise und die beiden Kinder ließ er im Armenfriedhof namenlos verscharren. Dies und jener schwere Schlag, den er zuvor der alternden Geliebten versetzte durch seine Heirat mit der Hofschauspielerin Christine Engehaus, werfen ein seltsam trübes Licht auf Hebbels heimatlosen Charakter. Auch die später von ihm so pomphaft in Szene gesetzte Versöhnung, zu der er seine gramgebeugte Geliebte nach Wien rief, war eine rein äußerliche. Hebbel hatte nicht einmal den Mut, das bescheidene, zurückhaltende Mädchen seinen Freunden vorzustellen. Elise kehrte bald wieder nach Hamburg zurück, wo sie am 21. November 1854 starb. Aber die dankbare Nachwelt hat das tapfere Mädchen nicht vergessen. An Hebbels hundertjährigem Geburtstage ward ihr ein Ehrenstein gesetzt und Blumen auf das vergessene Grab gelegt.

Der dritten der Frauen, die ihre Kreise durch Hebbels Leben zog, Christine Engehaus, verdankt die Menschheit den gereiften, aus dumpf-chaotisch wirrem Traum des Leidens neu geweckten Dichter. Auch hier bringt Janßens Buch viel Interessantes an Einzelzügen und weist besonders auf ein Lebenswerk der schönen und gefeierten Künstlerin hin, die liebewarm das gramerstarrte Haupt des großen Dichters an sich zog. Nach Hebbels Tode, als die Welt ihn schon vergaß, hat sie sich unermüdlich eingesetzt mit seinen alten Freunden (Emil Kuh und Felix Bamberg), uns unermüdlich das Werk des Meisters neu zu predigen und auch den späteren Generationen die Glut und Schönheit dieses hervorragenden Dichters und Denkers unvergessen zu erhalten.

* * *

Das Janßensche Buch, so schmerzlich manche seiner Wahrheiten den Hebbelfreund berühren mögen, hat doch, neben dem großen Verdienst seiner zahlreichen Neuforschungen auch noch ein bedeutsames Moment, es hat jene Zeit neu vor uns erstehen lassen, wo treue, zärtlich starke Frauen ein müdes, verzweifeltes, wirres, zagendes und doch genialisch großes Menschenherz in ihre linden schützenden Arme nahmen, — was ihnen die Menschheit ewig danken muß.

Ferdinand Bruger



Hermann Lingg

Zum hundertsten Geburtstage des Dichters

Es ist heute allgemein zur Gewöhnung erstarrt, die „Münchener Dichterschule", wie man wohl mit einem spöttischen Achselzucken zu tadeln sich angelegen sein läßt, als gleichgültig und verächtlich beiseite zu schieben. Man pflegte die Form (vielleicht, wie nicht verkannt werden soll, allzu glatt und bedächtig), man neigte durchaus konservativen Betrachtungen zu (vielleicht allzu abgeschlossen und beharrlich) — und man war sich jederzeit bewußt des hohen Senderamtes, der verantwortlichen Bestimmung des Dichtertums; man wußte noch um vornehme Zurückhaltung, Melodie und Sicherheit. Kein Deutscher wird Geibel nicht wenigstens als vaterländischen Sänger gelten lassen; Heyses Novellen werden noch auf lange hinaus einen unverlierbaren Schatz für alle diejenigen bilden, die nicht von der Epik das jetzt beliebte Gezappel und Stammeln, sondern fließende Ruhe und wahrhaft reiche Erfindung fordern. Julius Grosses treffliche Verserzählungen sollte man nicht als nebensächlich vorüberlassen, — und Hermann Linggs Balladen gehören noch immer zu dem wesentlichen und entscheidenden Besitz unserer deutschen Literatur.



Hermann Lingg hat ja sehr viel geschrieben. Nulla dies sine carmine, klagte schon Paul Heyse, der eine gute und erforderliche Auswahl der Gedichte im Verlag Cotta zusammengestellt hat. Aber gerade darum wäre es frevelhaft, geflissentlich die vollendeten und bleibenden Verse zu übersehen, deren es nicht wenige in dem stattlichen Gesamtwerke dieses Dichters zu loben und zu bewahren gilt. Einige der lyrischen Gebilde haben sich ja wohl auch in Sammlungen und Anthologien Heimrecht erworben, und man braucht nur an so kostbare Stücke zu erinnern wie „Immer leiser wird mein Schlummer", durch Brahms Komposition weithin verbreitet und tönend beschwingt, „Heimkehr" (In meine Heimat kam ich wieder), „An meine pompejanische Lampe", „Nebeltag" (Nun weicht er nicht mehr von der Erde), „Waldnacht" (Wie uralt weht's, wie längst verklungen). Es ist etwas wundervoll Gehaltenes in diesen Liedern; eine gedämpfte, männliche Melodie, zu der nichts weniger stimmen würde als die unüberlegten Scheltworte „Zuckerwasser-Poesie" oder „Goldschnitt-Lyrik". Linggs stets bereite Leidenschaft gleicht einer bezwungenen Flamme, die hin und wieder sprühend zur Seite flackt und rotbraune Strahlen schießt. Seine Farben lodern und blenden nicht; aber ihre Leuchtkraft bleibt immer gleichmäßig, inständig und voll. Und die Anschaulichkeit der Bilder und Gleichnisse überrascht mehr als einmal durch ihre Unmittelbarkeit und unverbrauchte Fülle. — Besonders in der reichhaltigen Sammlung der Sonette begegnet man bewundernswert geschlossenen Stücken. Es ist immer noch zu wenig bekannt, daß vor allem Lingg es gewesen, welcher diese Versart für die Darstellung der Landschaft umbildete und ausnützte. Dessen gilt mit Recht der „Mittagszauber" als würdiges und rühmliches Beispiel. Besonders aber gedankliche, nachsinnende Betrachtungen reihten sich gefügig und bedeutsam in diese gedrängte und gesammelte Formgebung.

Hermann Lingg war eine vorwiegend reflexive Natur. Er hat die Geschehnisse aus Geschichte und Sage mit überschauendem, wägendem Blick betrachtet und in ihrer bezeichnenden Bedeutung und bleibenden Schönheit erkannt und gebildet. Darum bleiben seine Balladen gewißlich seine stärkste und überdauernde Leistung. Keiner der gleichzeitigen Poeten ist in dieser Kunstübung mit ihm vergleichbar. Lingg besaß dasjenige, was für die Ballade besonders wichtig und förderlich erscheint: die knappe, sichere Gestaltung und vor allem die seherische Kraft und beherrschte Fülle. Sein Auge ruht wehmütig und bedauernd besonders auf den unhemmbaren Zerstörungen der Zeit, auf versunkener Pracht und bröckelnder Größe, auf Zerfall und Abendröte sinkender Geschlechter und Völker. Dann schreitet er gewichtig und bestimmt über Trümmer und geborstene Säulen, durch zerfallene Paläste und Tempel, gegenwartverloren, in lebendigem Traume ... Einige seiner wertvollsten Balladen können hier nur mit Namen angeführt werden: Pausanias und Kreonice, Walpurgisnacht, Römischer Triumphgesang, Die Priesterin der Isis in Rom, Attilas Schwert, Schweizer und Landsknechte, Nordische Sommernacht, Der Kinder Kreuzzug, Der schwarze Tod, Erwartung des Weltgerichtes. Und welch unverlierbare Bilder gluten da empor!

> Kalt war die Nacht, Schneeregen fiel,
> Er saß am Kolcherstrande.
> Da kamen zu ihm die Männer vom Nil,
> Thebäer im dunklen Gewande;
> Sie warfen in rauchende Pfannen das Kraut
> Vom Lorbeer zu Schlangen- und Drachenhaut ...

Oder:

> Erzittre Welt, ich bin die Pest,
> Ich komm' in alle Lande
> Und richte mir ein großes Fest,
> Mein Blick ist Fieber, feuerfest
> Und schwarz ist mein Gewande ...

Die Erscheinungen flüchten nicht schattenblaß vorüber; sie weilen, immer wahrhaft gebannt, gesammelt und nur auf das Wesentliche, Gegenständliche beschränkt und eingeengt. Man bewundert immer von neuem die gemeisterte Verskunst, die sich niemals in Spiel und Übertreibung verirrt, die geschaute Bildkraft und ursprüngliche Festigkeit des Auswirkens.

Sein großes Epos „Die Völkerwanderung", zerfällt wohl manchmal in Beiwerk und Zwischenhandlung; der machtvolle Stoff erlahmt gelegentlich die formende Dichterkraft. Aber auch hier, in diesen rauschenden, leuchtenden, zum Teil brandroten Ottaverime, gibt es mehr als ein in sich vollkommenes Stück. Man braucht nur an Szenen zu erinnern wie an den Aufbruch der Hunnen, Eudoxia, Geiserichs Abzug nach der Plünderung Roms, die Vision Kassiodors oder an Boëthius. Hier wuchtet eine schier erdrückende Mannigfaltigkeit der Gesichte, eine breitflutende, hinreißende, melodische Gewalt. Man hat es häufig beklagt, daß diesem umfassenden Epos der zwingende Held, der sammelnde Mittelpunkt ermangele; man sollte jedenfalls auch bedenken, daß die Völkerwanderung eben einen deutlichen Abschluß nicht gefunden, daß die wechselnden Wandelungen keine beherrschende Persönlichkeit festzuhalten vermochten. Man mag immerhin nur von einzelnen Fresken reden, die sich episodenhaft aneinanderreihen; man darf auch nicht übersehen, daß häufig nur gereimte Historie vorgetragen wird — gewiß; wer aber in unserer hastenden Zeit noch ein wenig Muße und Besinnung aufzubringen imstande ist, wird niemals sich dem Urteil entschlagen können, daß sich das hohe Wollen des Dichters an so mancher entscheidenden Stelle erfüllt und vollendet hat. — Es ist hier leider nicht der Platz, umfängliche Proben zu geben, die ja immer am sichersten zu werben verstehen; nur die unvergeßliche Schilderung der Hungersnot soll wenigstens in zwei Strophen gegenwärtig sein.

Man sagt, zum Lager des Nomadenstamms
Kam wandernd einst durch die verbrannten Strecken
Ein großer Hirt in einem Elenwams.
Sein Antlitz war entstellt von Pockenflecken,
Sein Leib verzehrt und elend; um ihn schwamm's
Und kroch's von Raupen, Mäusen und Heuschrecken,
Die er mit dornverflochtner Geißel hieb
Und fluchend seitwärts durch die Heide trieb.

In seinen hohlen Blicken lag ein tiefer,
Jahrhundertalter Gram; ein grauer Bart
Hing lang und wirr vom abgedorrten Kiefer;
Um seine Schultern saß nach Jägerart
Ein Tierfell, doch zerfetzt, voll Ungeziefer,
Und wie sein Scheitel, grau und dünnbehaart.
Um seine Lenden bei der Ledertasche
Hing wie bei Pilgern eine Kürbisflasche ...

Was Hermann Lingg sonst geschaffen, ist noch auffälliger vergessen als die Mehrzahl seiner Gedichte. Über die Dramen mag nur so viel gesagt sein, daß die zum Teil schön gedrungene und vornehme Diktion allein nicht Genüge zu geben vermag, um nachdrücklich bühnenmäßige Wirkungen zu erreichen. Aber die feinen und besinnlichen „Byzantinischen Novellen" (bei Reclam) würden einen aufmerkenden Leser auch jetzt noch hinnehmen und überraschen können. —

Die Trompeten des literarischen Jahrmarkts tönen heute lauter und gellender als jemals. Täglich erscheint ein neuer Messias; täglich wird der wahrhafte Heiland ausgeschrien. Um so nötiger ist es, derer zu gedenken, die still und abseits blieben, die sich rein gehalten von dem Kot und Streit der Gassen und niemals den sicheren Aufblick verloren haben; die — mögen

sie im einzelnen auch den Forderungen des Tages ein wenig entfremdet sein — in ihres Wesens tiefstem Grunde uns so not tun wie ein Trunk quellkräftigen Wassers an unfruchtbaren, sengenden Hochsommertagen.

Ernst Ludwig Schellenberg



Katharina Zitelmann

Vor kurzem hat eine der Seniorinnen der deutschen Schriftstellerinnenwelt ihr 75. Lebensjahr vollendet. Das deutsche Volk hat mehr an ihr, als die meisten ahnen, diese meisten, die, unfähig selber zu urteilen und zu finden, sich an dem aufgeputzten Kitsch genügen ließen, den eine schnellfertige Presse, die von Kunst nichts verstand, ihnen auftischte. Ja, wenn man Katharina Zitelmanns Bücher an sich vorbeiziehen läßt, so kann man nur aus der Verdrehung aller natürlichen Empfindungen heraus verstehen, daß sie nicht zu den vielgelesensten in Deutschland gehören.

Diese Bücher, mit Feuer und Lebhaftigkeit geschrieben, anziehende Probleme behandelnd, im durchaus guten Sinne fesselnd, sind zum Teil von jenem eigentümlichen, feinen Lavendelduft vergangener Zeiten und Gefühle umweht. Es ist ein ganz besonderer Reiz, die Anschauungen und Kämpfe der siebziger, achtziger Jahre wieder in ihrer ganzen selbstverständlichen Deutlichkeit vor sich erstehen zu sehen. Die inneren Stürme des Frauenlebens, kirchliche Fragen, die im Sinn einer freiheitsdürstenden, reinen Natur behandelt werden, schwerste Probleme (in „Sohn und Richter" tötet der Jüngling, der Mutter und Geschwister in den Abgrund gerissen sieht, den schuldigen Vater) und in dem allem ein gesunder, frisch zugreifender Realismus, der die Handlung im Schwung erhält — das sind die Vorzüge, die Katharina Zitelmann unter vernünftigen literarischen Verhältnissen einen weit sichtbaren Platz anweisen würden.

Hierzu kommt eine umfassende Erd- und Weltkenntnis, wie sie, glatt herausgesagt, nicht eine einzige unter unseren Schriftstellerinnen besitzt. In fremde Länder gereist sind viele, ja wohl beinah alle, und nicht daß sie die halbe Welt umreiste, in Spanien, Ägypten, Vorderindien, Hinterindien, Kleinasien, China, Japan war, gibt ihr diese Einzigartigkeit, sondern die Art, wie sie reiste. Völlig allein, ohne männlichen Schutz, ohne irgend eine Begleitung, ein achtes Weltwunder für die Eingeborenen. In Strapazen, die wir uns kaum ausdenken können, auf Ochsenwagen, durch tiefe Schlammassen, in Verweilen an unheimlichen Orten unter fremder Rasse ganz allein. Wir müssen unsere Einbildungskraft geradezu anstrengen, um ihr folgen zu können, dieser unerschrockenen Frau, die, nicht mehr jung, doch diese ungeheure Leistungsfähigkeit, diesen Mut und diese erstaunliche Frische bewies.

Die Bücher, die sie aus diesen Erlebnissen heraus geschrieben hat, geben uns Bilder fremder Völker und Länder von so lebensvoller Gestaltung, daß wir ihre Verbreitung auf das dringendste empfehlen. In dem Buche *Als die Welt noch offen war* (Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin SW.) lernen wir Kambodscha, Siam kennen, gehen auf Buddhas und Zarathustras Spuren, sehen Kiautschou aufleuchten und lernen deutsche Arbeit, deutsche Schulen, deutsches Leben kennen in Indien, China, Japan, der Türkei, Palästina, das Christentum in Südindien. Das Buch *Indien* (Woerls Reisebücherverlag, Leipzig) stellt ein vorbildliches Reisebuch dar mit praktischen Ratschlägen und prächtiger Beschreibung. Zu Romanen verarbeitet sind die Erlebnisse in: *Vor den großen Mauern* (Engelhorn, Stuttgart) (in China lebt zur schrecklichen Zeit der Boxerkämpfe eine Deutsche, die in großer Übereilung des Herzens und der Phantasie einen Chinesen geheiratet hat), im *Adoptivkind* (Engelhorn, Stuttgart) und *Unter ägyptischer Sonne* (Carl Duncker, Berlin).

Was uns die Bücher besonders wert macht, ist die unbeirrbare, stark ausgeprägte Vaterlandsliebe, die ihr ganz unwillkürlich bei dem Erleben fremder Verhältnisse Worte voll hoher,



politischer Bedeutung eingibt, das sichere Urteil, das sie englischer und französischer Art gegenüber hat, das sie auf das allervorteilhafteste unterscheidet von unsern Durchschnittsreisenden, die unweigerlich als blinde Auslandsschwärmer heimkehren. Sie leidet unter der Zurücksetzung Deutschlands, die durch seine leider tief eingewurzelte falsche Bescheidenheit in betreff seiner Leistungen und durch grobe Fehler der Regierung verschuldet wurde. Es rührt an unsere tiefe politische Unfähigkeit, die unsere Tugenden, den Fleiß, die Ausdauer, die Erfindungskraft, nicht durch nationalen Stolz beherrschen läßt, sie willig jedem Fremden zur Verfügung stellt, diese Tugenden, die für den Engländer als „Dienertugenden" gelten, wenn sie in „Indien" ausruft:

„Wie oft wünsche ich uns heiß und dringend deutsche Kolonien, damit wir all die reichen Kräfte, die wir an andere Länder abgeben, und die deren Glück ausmachen, für uns behalten könnten! Auch in Indien, wohin man blickt, deutsche Arbeit ist es, die den Engländern geholfen hat und hilft, dort Früchte zu pflücken."

Katharina Zitelmann stammt aus einer höheren Stettiner Juristenfamilie, und es ist bezeichnend für die Zeit, in der sie ihre ersten Sachen schrieb, daß ihr Vater, der selbst unter dem Pseudonym K. Ernst eine Reihe von Büchern: „Pommersche Dorfgeschichten", den „Pfarrer von Buchendorf" in „Bilder aus der Beamtenwelt" veröffentlicht hat, seine Tochter, deren bester Lehrmeister und Freund er war, nötigte, ebenfalls ihren Namen zu verschweigen und ihre Arbeiten unter einem Pseudonym „K. Rinhart" zu veröffentlichen. Das Vorurteil gegen schreibende Frauen war damals noch so groß, die Bezeichnung als Blaustrumpf diesen so sicher, daß man sich davor schützen zu müssen meinte.

Erst Paul Heyse, der 1896 den Neuen Deutschen Novellenschatz herausgab, veröffentlichte darin mit Namensnennung eine ihrer Arbeiten: „Was wird sie tun?" — freilich ohne ihr, der noch Unbekannten, ein Honorar zu zahlen wie den anderen Autoren. Und noch heute wird diese unbezahlte Novelle von dem jetzigen Besitzer des Novellenschatzes (Wertheim) in zahllosen Exemplaren nachgedruckt und verbreitet. Leider hat, wohl beeinflußt durch diese Jugenderinnerungen, Katharina Zitelmann bei ihrem ausgeprägten Talent nicht das Talent gehabt, sich durchzusetzen. Aber jetzt, da das deutsche Volk förmlich gezwungen wird, an seine eigenen Quellen zurückzukehren, wird auch ihr Name neu entdeckt werden.

Als bemerkenswerte Bücher aus älterer Zeit seien genannt: Im Kampf um die Überzeugung (Piersons Verlag), Ideale und Dissonanzen (Harwitz, Berlin), Sohn und Richter (Reißner), Alle Schuld rächt sich auf Erden (Carl Duncker).

Marie Diers



Von der Verpöbelung des Theaters

Berliner Theaterbericht

In unserem alten Schauspielhaus am Schillerplatz, im neuen Landestheater, kam es bei der Aufführung des „Wilhelm Tell", die durch das Medium Leopold Jeßners hindurchgegangen war, zu wüsten Lärmszenen und zum groben Theaterspektakel, wohl dem Rohesten, was ich seit dreißig Jahren in dieser Hinsicht im lieben Berlin erlebt habe. Auch in den Tempeln der Kunst soll es nun zugehen, wie es im Reichstag, in unseren Parlamenten, unter den politischen Führern unseres Volkes derzeit zur Sitte geworden ist. Albert Bassermann sprach im Landestheater das erlösende Wort, da er als Wilhelm Tell in die hohle Gasse eintrat und gänzlich aus der Rolle fallend den stürmischsten Beifall des Abends damit erntete, daß er wiederholentlich dazu aufforderte, die Lümmel aus dem Hause zu werfen.

Im „Kleinen Theater" konnte eine Darstellung der Heinrich Lautensackschen „Pfarr-

hauskomödie" überhaupt nicht zu Ende gespielt werden, da eine Abgesandtschaft katholischer Gesellenvereine sich eigens nur zu dem Zwecke eingefunden hatte, um Radau zu machen und gegen die Verhöhnung und Verspottung ihrer konfessionell-religiösen und sittlichen Gefühle Widerspruch einzulegen. Im allgemeinen kann man ja wohl sagen, daß Mitglieder katholischer Gesellenvereine das Theater überhaupt nicht zu besuchen pflegen, und jedenfalls haben sie mit der Welt, dem Glauben, Fühlen, Wollen einer modernen Literatur, wie sie in unserem „Kleinen Theater" und an ähnlichen Bühnen gepflegt werden, ganz und gar nichts gemeinsam. Sie tun am besten daran, wenn sie solche Orte, wo sie an ihrer Seele Schaden leiden, völlig vermeiden, wie ein Atheist, Religionsverneiner in Kirchen ganz und gar nichts mehr zu suchen hat, und jedes Predigerwort dort, jede Handlung als Verspottung und Verhöhnung seiner Meinungen und Gefühle empfinden könnte. Die Erde hat Raum genug für alle, daß hier einer dem anderen aus dem Wege zu gehen vermag. Doch wenn einer die ihm zuwideren Räume Andersgläubiger nur zu dem Zwecke aufsucht, um ihnen wüst ins Gesicht zu schlagen und vor ihnen auszuspucken, so ist das stets nur der bornierte Mensch, der schlimmste und unfähigste Geselle, — ein von den bösesten Hexen der Roheit und Vergewaltigung, des Eigendünkels, der Selbstgerechtigkeit Besessener.

Kloppergeister machten's auch, daß die Aufführung von Georg Kaisers neuem Drama „Hölle, Weg, Erde", immer wieder verschoben werden mußte. Züge einer Bestialität, seelischer Verrohung und geistiger Verlumpung, dumpfster und niedrigster Instinkte starren uns vielfach als schlimmstes Gesicht auch aus den jüngsten Werken unserer Bühnenkunst selber entgegen. Allzusehr lassen sich unsere Dichter noch immer daran genügen, bloß Sittenschilderer zu sein und selber so zu sein, wie unsere Zeit ist. Auch in den Visionen unserer Expressionisten sieht man zurzeit zumeist nur die Greuel, die Verbrechen, den Wahnsinn, welche da draußen, rings um uns, impressionistisch ihre Orgien feiern. Da hinkt die Kunst nur, schwach in den Beinen, dem Leben nach, und die Genüsse der Schreckenskammern, in die sie uns hineindrängt, weiß uns heute die Wirklichkeit sehr viel eindrucksvoller darzubieten. Wir haben nur das eine Interesse daran, daß wir eine Wache und Sicherheitswehr vor unsere Theater stellen, damit nicht die Prügel- und Radaugeister von der Gasse, all die Mächte der Furcht und des Schreckens, der grauenhaften Verwilderung und des Kulturzusammenbruchs, wie wir sie tatsächlich erleben, in sie hineindringen. Daß unsere Kunst jetzt ganz und gar zu einer Idealkunst werden muß, das ist eine Lebensforderung aller Lebensforderungen, die wohl niemals so inbrünstig und leidenschaftlich gestellt werden konnte, wie von dem Geschlecht unserer Tage. Nur kritische Kunst kann sie nicht länger mehr sein, und ihre Aufgabe muß sie darin erblicken, daß sie positiv-schöpferisch, aufbauend-gläubig, vorbildlich uns in klarer, lebendig anschaulicher Gestalt einen neuen Menschen, eine neue Erde, eine neue Gesellschaft zeugt, zu denen wir aus dieser Sintflut hingelangen wollen, um besser leben zu können, als wir bisher zu leben vermochten. Heute, heute ist für uns nichts notwendiger als ein Theater, das für uns ein Asyl ist, wo wir Schutz und Rettung suchen vor dem Höllenspuk der Verzweiflung, der Zerstörungswut, des Nihilismus und Terrorismus, der über unserem öffentlichen Leben dahinfährt und von diesem nur nichts mehr verspüren. Um so mehr spüren von der Idealkraft des künstlerisch-schauenden Menschen, der ihn überwinden kann, und mit dem Willen, mit Hoffnungen erfüllt, Herr zu werden über das, was wirklich und nur allzu wirklich ist.

Freilich, unsere Bühnenkunst zeigt noch sehr, sehr wenig von einem solchen Geist wirklicher innerlicher und seelischer Erneuerungen. Mehr droht sie umgekehrt herabgezogen zu werden von der Roheit und der Spektakelsucht, die auf allen Gassen sich breit machen. Das Ergebnis der letzten Wochen Berliner Theaterbetriebs war sogar besonders dürftig und dürr und unfruchtbar in der Herausstellung neuer Werke.

Auch Viktor Barnowsky, der vielleicht am eifrigsten bemüht ist, richtige Uraufführungen herauszubringen, mußte sich damit behelfen, Ältestes und Älteres noch einmal aufzuwärmen,

Sardous „Cyprienne“, Bernhard Shaws „Pygmalion“ und auch Sigurd Ibsens Ministertragödie „Robert Falk“ geht als ein mattester Nachhall gestriger Kunst und Technik wirkungslos an der Seele vorüber. In den „Kammerspielen“ lebte noch einmal Anton Tschechows „Iwanow“ wieder auf und Strindbergs Advent-Spiel schüttelte all die Weihnachtsbotschaften über uns aus, Jahrgang 1919. Die „Tribüne“ versuchte es mit Frank Wedekinds „Franziska“, — auch Sternheims „Hose“ wurde im „Kleinen Schauspielhaus“ wieder frisch aufgeplättet und Gerhard Hauptmanns Pippa tanzte noch einmal von neuem im „Deutschen Theater“.

Max Herrmann Neiße, Heinrich Lautensack, Ulrich Steindorff sind die drei neuen Männer, die uns vom Wollen und Können unserer Jugend zu sagen haben und uns die letzten Botschaften vom Geist unserer Zeit verkündigen.

Als ganz Kaliban gebärdet er sich schon in Herrmann Neißes Komödie: „Albine und Aujust oder Freut euch des Lebens“, und torkelt in Gossen und Pfützen umher, singend: „Uns ist ganz kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen“. Man kann das Ding wohl nicht ernst nehmen, und baß erstaunt sieht man nur drein, daß es überhaupt aufgeführt werden konnte. Nähme man es ernst, so könnte man es nur als die vollkommenste Bankerotterklärung aller Kunst ansehen, — aber es trägt so sehr die Zeichen der Unreife und Unfertigkeit an sich, der großen Jugendeselei noch, wenn man als Revolutionär von 17 oder 18 Jahren die ganze Welt verflucht und zusammenschlägt, daß man besser mit einem Lächeln daran vorübergeht. Max Herrmann sagt uns selber, daß er in seinem Werk eine Jugendsünde erblickt, über die er längst hinaus ist. Und er, der inzwischen tüchtige und starke Gedichte schrieb, hätte am besten getan, gegen die Aufführung im „Kleinen Schauspielhaus“ energischen Widerspruch einzulegen. „Freut euch des Lebens!“ Natürlich soll das Wort eine beißende Satire sein! Das wüste Leben bestialisierter Menschen, kranker Gehirne, kranker Instinkte, das in dem Drama Wedekinds, Strindbergs gespenstisch, kloakisch umherspukt, — gebärdet sich auch in dieser Komödie als das Leben. Und das ist gewißlich schon ein recht hundsföttisches, saudummes, blödsinniges und verrücktes Leben, was solche Wedekind- und Strindberggeister uns anrichten. Randlos, bandlos, konfus geht's im Stücke zu und zuletzt erscheint der Autor auf der Bühne, um uns ausdrücklich zu gestehen, daß er uns nichts zu sagen hat und daß seine Ästhetik eben nur Proklamation des völligsten geistig-künstlerischen Nihilismus zu sein vermag. Sklavische Kopien Wedekindscher Figuren bringt ein recht ohnmächtiger, hilfloser Dilettantismus zusammen und geht mit ihnen um, wie ein Kind mit Puppen umgeht, denen es die Köpfe und Beine abreißt. All die wüsten Geister des Verbrechens, der Mordgier, der Verwilderung, des kulturellen Zusammenbruches, die heute über die ganze Erde gehen, — haben sie nicht in unserer Literatur schon vorher als Harpyen geschwebt? Haben unsere Dichter nicht selber die Radau- und Spektakelgeschöpfe, die Lümmel sich großgezogen?

Auch Heinrich Lautensack saß während seines Lebens zu Füßen seines Meisters Wedekind, in tiefster Verehrung und Bewunderung. Er blieb der arme unbekannte Poet, dem kein Erfolg zuteil wurde, das Genie des Künstlerkaffeehauses, und mußte erst zu Grabe getragen werden, bevor die Bühne etwas von ihm wissen wollte. „Die Pfarrhauskomödie“, die er uns hinterlassen, trägt allerdings so gut wie gar keine Wedekindschen Züge an sich, und hat eher etwas Naives, Harmloses, Stillvergnügtes an sich, das weder zu einem leidenschaftlichen Für noch Wider aufruft. Das katholische Pfarrhaus, das uns der Poet schildern möchte, — und die Komödie der freien Liebe, von der er uns erzählen will, sind bei ihm tatsächlich zwei einander völlig fremde Welten, die sich gegenseitig verwundert ansehen, ohne daß die eine die andere irgendwie zu verstehen vermag, — und Lautensack ermangelt nur jedes dramatischen Sehens, welches Beziehungen zwischen ihnen herstellt und sie miteinander verknüpft. Es ist ein Kostümwitz und ein Maskenscherz, den er aufführt; er, der nur leichtes Künstlerblut in sich trägt, zieht sich zum Faschingsball eine Priestersoutane, Mönchskutte, an und küßt alle Frauen und Mädchen ab. Gerade in den katholischen Ländern sieht man das zur Karnevalszeit recht häufig, und selbst

in den frommsten Gesellenvereinen nimmt man daran weiter keinen Anstoß. In den drei Szenen der Komödie spielen ein alter und ein junger Kunstzigeuner die Hauptrolle, für welche die „freie Liebe" das Selbstverständlichste von der Welt ist und die mit ihren ewigen Bräuten, fröhlich Kinder zeugend, auf einer Bude zusammenhausen. Lautensack hat ihnen Priestergewänder angezogen, versichert uns, es wären katholische Pastoren und in sämtlichen Pastorenhäusern ginge es ebenso zu, wie es in der Boheme von München, Berlin, Wien vielfach zugeht. Seine geistlichen Herren gehören einer Welt an, die längst über alle zölibatären Ideen, Gelübde und Einrichtungen hinaus ist. Ein harmlos fröhliches Liebesidyll im Pfarrhaus schildert er. Nur ein Drama schreibt er nicht, und von Konflikten weiß und verspürt er nichts mehr. Er hat deshalb auch einen sehr kurzen Atem, und wenn etwa um 3/48 Uhr abends das Histörchen anhebt, so ist's bald nach neun Uhr auch schon zu Ende.

Ulrich Steindorffs Drama „Die Irren" kam in der „Tribüne" zur Aufführung und gibt in korrektesten expressionistischen Schulformen einen ebenso korrekt impressionistischen Inhalt zum besten. Symbolisierend, allegorisierend fängt er das Wirklichkeitsbild unserer Zeit auf, sagt uns das, was heute wohl in allen intelligenten Kreisen die allgemeinste Überzeugung geworden ist, daß wir wie in einem Tollhaus leben, empört sich über die Kriegsgreuel und den Militarismus; aber er gibt auch wohl alles andere, als nur gerade eine idealistische Kunst. Das eigentlichste künstlerische Wesen der Sinnenfroheit erstickt unter den einschnürenden Händen rein abstrakten Denkens, Reflektierens und Begriffebildens, und die Gestalten verdampfen zu Gedanken und Ideen. Dramen, wie das Steindorffsche, stellen deutlich das Einseitige, Beschränkte des expressionistischen Stils heraus. Nur allzusehr möchte dieser wie Kant und Hegel sprechen und übersieht, daß zwischen einem Kantisch-Hegelschen und einem Shakespearisch-Goethischen Sprechen die größten Unterschiede und Gegensätze klaffen. Ein Viel-Reden und ein Wenig-Bilden kennzeichnet auch dieses Drama; fern ist wohl nicht die Zeit, da wir auch von der Überwindung des Expressionismus lächelnd sprechen können. Alles kommt doch nur wohl darauf an, daß wir endlich wieder aus der Atelierkunst unserer Zeit herausgelangen und frei werden von einem l'art pour l'art-Geist, der nur ein Spezialistentum heranzüchten kann, — wieder hinfinden zu der einzig großen Kunst, die über allen Stilen, Schulrichtungen, Programmen und Theorien erhaben, eine allgemein menschliche Angelegenheit ist.

Die Wilhelm Tell-Aufführung des Landestheaters war es doch zuletzt allein, die uns in diesen letzten Wochen zu ihren Höhen führte. Ein recht neuer, eigenartiger Tell ist es schon, den die Regiekunst Leopold Jeßners uns brachte, und alles in ihr atmete Persönlichkeit und eine sicher führende Hand, die am besten gerade verschiedene künstlerische Stile miteinander zu verflechten und künstlerisch-harmonisch aufeinander abzustimmen wissen. Drama und Theater sind ja gewiß nicht deckende Begriffe, und das Theatralische kann zu einem Schmarotzerwesen werden, unter dem das Dramatische am schwersten büßt und leidet. Der neue Bühnenexpressionismus unserer Zeit ist sicherlich insofern als eine Reformation zu begrüßen, als er gegen die Pracht, den Luxus und die Verschwendung einer realistischen Bühnenmalerei und Ausstattung Meiningerscher Art sich auflehnt und dem dichterischen Wort wieder den ersten Platz anweist. Je dekorationsloser die Szene, desto mehr kommt dieses zur Geltung, und je aszetischer, sparsamer, dürftiger die Bühne aussieht, um so mehr fordert sie von der Phantasiekraft des Zuschauers, daß sie den Rahmen sich selber herstellt.

Etwas Starkes, Großzügig-Eindrucksvolles hat schon das neue Bühnenbild an sich, in welchem sich jetzt „Wilhelm Tell" abspielt. Die Mitte wird ganz ausgefüllt durch eine breite steinerne Treppe, und vorn, rechts und links, zwei Tunneleingänge, die freudig erstaunen lassen, daß schon die altmittelalterliche Schweiz ihre zukünftige Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert vorausahnte. Das ist die starre, unveränderliche Bühneneinheit, aus der die etwas karge und sparsame Mannigfaltigkeit einer expressionistisch gesehenen abstrakten Schweiz aufsteigt, die ja künstlerisch fremd der Schillerschen Naturschweiz gegenübersteht und mehr



Stil als Landschaft gibt. Bilder der Wucht und Strenge, nur nicht vom Leuchten, der Sinnenfreude und Phantasie, die aus der Dichtung farbenfroh glühen.

Mehr Gedankengebilde unserer jungen, aszetischen, verhungert dreinschauenden Kunst, die etwas sich zugute darauf tat, ein Raffael ohne Arme zu sein. Die neue Bühnenausstattung kostet weniger Geld. Das ist ihre beste und höchste Rechtfertigung, und das Wort des Dichters braucht nicht mehr zu befürchten, daß es überhört wird vom Zuschauer, der höheren Gefallen an den Dekorationen und Malereien findet.

Julius Hart



Denkwürdigkeiten und Erinnerungen

Unter dem etwas umständlichen Gesamttitel „Dieckmanns Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Bücherei" gibt Kurt Engelbrecht in Heinrich Dieckmanns Verlag zu Halle eine gut ausgestattete Sammlung heraus, die der Aufmerksamkeit weitester Kreise würdig ist, obwohl die bisher erschienenen vier Bände entweder nur zum Teil oder auch gar nicht das sind, was die Ankündigung des Verlages von ihnen behauptet. Hier heißt es nämlich: „Es handelt sich bei dieser Bücherei um Memoiren, Anthologien, die aus der Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Literatur aller Zeiten und Völker das Wichtigste, Interessanteste und Unterhaltsamste über einzelne Gebiete des menschlichen Kultur-, Kunst-, Sitten- und Gefühlslebens darbieten."

Man müßte danach erwarten, aus der riesigen Memoiren-Literatur die für einzelne Themen besonders wertvollen Bekenntnisse zusammengestellt zu erhalten. Es ist einleuchtend, daß auf diese Weise, ganz abgesehen von der Unterhaltung, ein für den Psychologen außerordentlich wertvolles Material zusammenkommen würde. Man braucht sich z. B. nur daran zu erinnern, wie tiefgehend in den meisten Erinnerungswerken die Mitteilungen über die Schule und über einzelne Erziehungsfragen, z. B. die religiöse Unterweisung, aber auch über Sonderfragen wie die Lüge beim Kinde, sind, und man wird ohne weiteres erkennen, wie dankbar ein unter solchen Gesichtspunkten zusammengestelltes Material aus der heute selbst vom Sonderforscher kaum mehr übersehbaren Erinnerungsliteratur wäre. Es hätten da ohne weiteres auch noch Briefwechsel und jene zahlreichen Dichtungen einbezogen werden können, die im Grund nichts anderes sind, als Selbstbiographien. Welche Fundquelle bedeutete da schon der „grüne Heinrich" Gottfried Kellers.

Wenn die buchhändlerische Anzeige ausdrücklich betont, daß hier keine sogenannten „Breviere" entstanden seien, so ist man doch gerade dieser Gefahr nicht ganz entgangen, während andererseits keiner der bisher erschienenen Bände das oben gekennzeichnete Ziel auch nur klar angestrebt, geschweige denn voll erreicht hat. Am ehesten ist noch dem Ziel treu geblieben Hermann Siegfried Rehm in dem Bande „Humor". Aber wie erschrecklich dürftig ist die Ausbeute! Wenn ich an die vielen behaglichen Stunden denke, die ich beim Lesen von Erinnerungswerken verbracht habe, mich erinnere, wie oft ich laut auflachen mußte, ist es mir ganz unerklärlich, wie ein im Grunde so humorarmes Buch zustandekommen konnte.

Die drei anderen vorliegenden Bände sind dem vorgesetzten Ziele weniger treu geblieben, sind aber als Bücher weit wertvollere Gaben. Eng zusammen hängen die beiden Bände „Die Liebe im Selbsterlebnis der Menschen und Zeiten" von Kurt Engelbrecht, und „Die Ehe als Erlebnis" von Grete Meisel-Heß. Es sind zwei ernste ideal gerichtete

Menschen hier am Werke. Ihre Bücher sind gleichmäßig aufgebaut. Da man einen Überblick durch die „Zeiten“ geben wollte, konnte man sich nicht auf die Memoirenliteratur beschränken und hat für die Antike, die Welt der Bibel und das vorreformatorische Europa nun doch im Grunde ein „Brevier“ gegeben: aneinandergereihte Stellen aus Dichtungen und philosophischen Schriften, leider auch vielfach aus wissenschaftlichen Abhandlungen neuerer Zeit über die betreffenden Menschen oder Fragen. Das stört mich vor allem in dem Band „Ehe“, wo z. B. mehr über die Romantiker gesagt ist, als diese selber sagen. Wir wollen aber doch gerade die Erlebenden selbst „bekennen“ hören. Doch ich will mit diesen beiden Büchern nicht weiter rechten, nicht fragen, weshalb, wenn schon ein derartiges fast wissenschaftliches Buch geboten wurde, nicht auch der Orient hereingezogen worden ist, weshalb für den Minnesang nur Walther von der Vogelweide mit zwei seiner Gedichte auftritt, nicht auch der in seiner Art ebenso charakteristische Neithart von Reuenthal oder der besonders ergiebige Oswald von Wolkenstein, kein französischer Troubadour — — doch ich wollte ja alle diese Fragen und Bedenken unterdrücken und nur feststellen, daß die beiden Bücher trotzdem schön und gut sind und dank dem Ernst ihrer Bearbeiter auch erzieherisch stark wirken können.

Ganz aus dem vorgefaßten Rahmen heraus fällt Dr. Th. Zells „Das Tier im Erlebnis des Menschen“ (ein Doppelband). Hier ist von einer Ausnutzung der Erinnerungsliteratur gar keine Rede, obwohl sich natürlich Hunderte von Stellen hätten sammeln lassen, in denen Männer und Frauen über ihre Erlebnisse mit Tieren, über die Bedeutung dieser in ihrem Leben berichtet haben. Zell hat etwas ganz anderes gegeben, wie er im Vorwort sagt, „eine Blumenlese von Fällen, in denen das Tier nicht weggedacht werden kann, ohne eine bemerkenswerte Lücke im Leben des Menschen zu hinterlassen“. Man kennt Zells Art aus seinem Buche „Polyphem ein Gorilla“ und aus zahlreichen überall erschienenen Aufsätzen, in denen er sich als scharfer Beobachter und noch schärferer Ausdeuter des Lebens und der Gewohnheiten der Tiere erwiesen hat. Seine Besonderheit besteht darin, in Mythen und älteren Dichtungen, auch in Volkssagen den Kern einer scharfen Naturbeobachtung herauszuschälen. Das vorliegende Buch enthält eine Fülle derartigen Stoffes, wenn auch hie und da zu wünschen wäre, daß das aufgehäufte Material für den vorliegenden Zweck noch einmal besonders gesiebt oder, wie z. B. bei der Mitteilung Ovidischer Dichtungen, gekürzt worden wäre. Schade ist, daß Zell offenbar die indische Literatur nicht kennt, die ihm reiche Ausbeute geboten hätte. Manche Folgerungen sind auch schief. Es ist natürlich unsinnig zu sagen, die Tiere seien unsere Tanzlehrer gewesen, weil z. B. der Schuhplattler eine Nachahmung der Birkhahnbalz ist. Die Fitschi-Insulaner haben einen wundervollen Seewogentanz, in dem sie das Anrollen der Meereswogen an das Gestade und das Aufspritzen derselben künstlerisch verwerten. Ist deshalb das Meer ihr Tanzlehrer gewesen? Aber das sind Kleinigkeiten, ebenso wie die merkwürdige Tatsache, daß das fünfte Kapitel „Fortsetzung“ überschrieben ist, vermutlich, weil es mit Kapitel vier, mit dem es eine Einheit bildet, zuerst in einer Zeitung erschienen ist und dort in Fortsetzungen gebracht werden mußte. Als Ganzes ist es jedenfalls eine außerordentlich fesselnde und zum Denken anregende Gabe, die freilich niemand in einer „Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Bücherei“ suchen wird. — Die Bände sind einfach, aber gediegen ausgestattet und kosten je 7 M, der Doppelband von Zell 12 M. Die Verlagsanzeige verheißt noch eine große Zahl weiterer Bände. St.



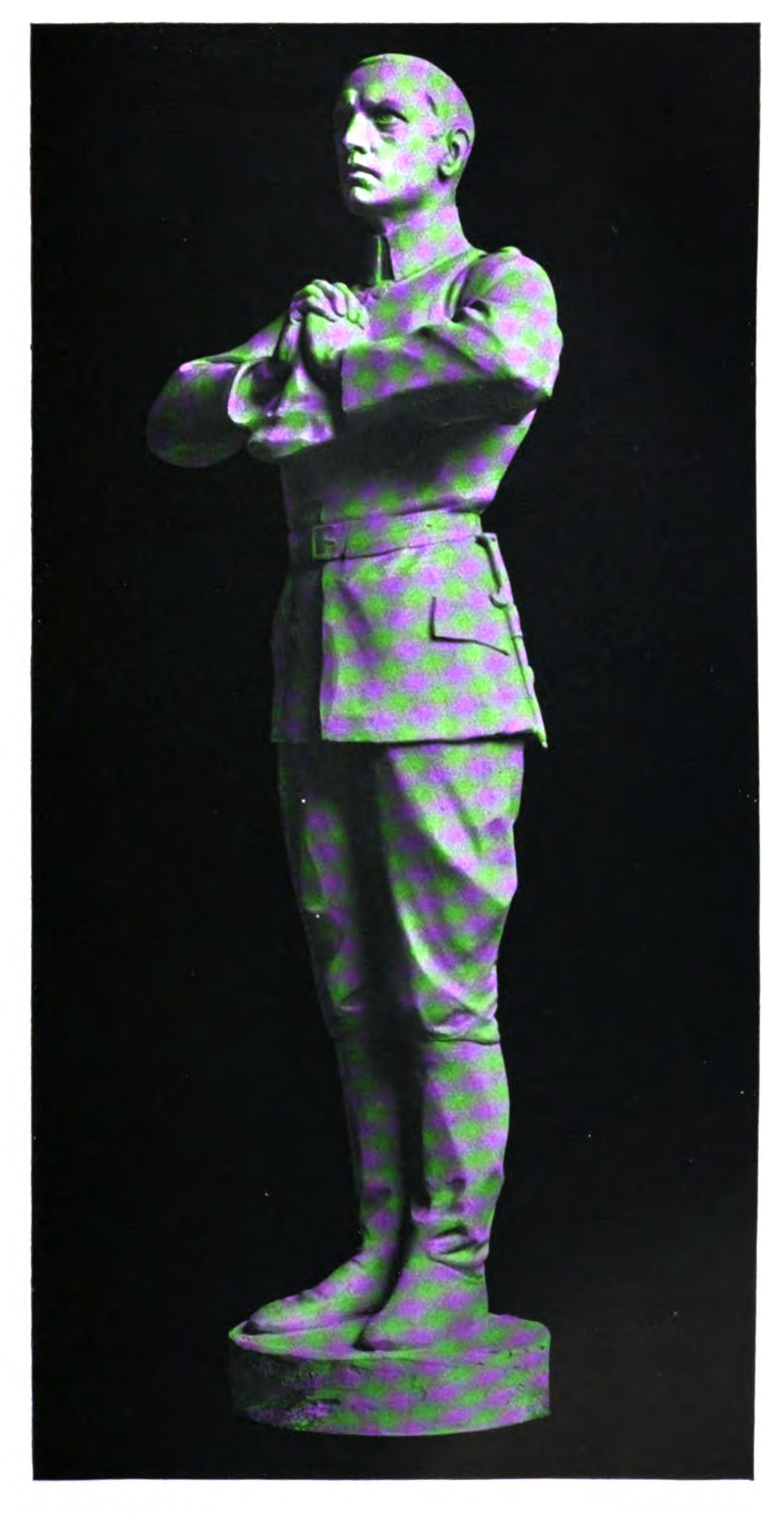
Robinsonaden

Daniel Defoes 1719 erschienener „Robinson Crusoe“ gehört zu den erfolgreichsten Werken der Weltliteratur. Er hat sich nicht nur selbst seit zweihundert Jahren in der Gunst der Leserwelt behauptet — es gibt kein Dutzend Romane, die das erreicht haben —, sondern überdies eine nur von wenigen Literaturwerken erreichte Fülle von Nachahmungen hervorgerufen. Allein in Deutschland, wo schon 1720 die erste Übersetzung erschien, sind bis 1800 etwa hundert solcher Bearbeitungen und Nachahmungen erschienen. Die Freude an der Erzählung seltsamer Abenteuer hat eben zu allen Zeiten bestanden, die Robinsonaden sind in der Hinsicht eine Ablösung der Schelmen- und Soldatenromane, der Rittergeschichten und Volksbücher, die ihrerseits die mittelalterliche Versepik abgelöst hatten. Außerdem kamen die Robinsonaden dem Naturkultus der von Rousseauschen Ideen befruchteten Zeit entgegen. Gegen die Überkultur und die jede einfache Lebensregung erdrosselnde Ethik des Rokoko wurden hier Menschen vorgeführt, die ohne menschlichen Verkehr mit den einfachsten Naturzuständen sich auseinandersetzen mußten. In literarisch-stilistischer Hinsicht mußte die meistens einfachen Menschen in den Mund gelegte Erzählung ganz von selbst zu einem mehr realistischen Vortrag führen, dessen Natürlichkeit gegenüber der Überkünstelung des gleichzeitigen Prosaromans in jedem Falle einen Gewinn bedeutete.

Es gibt also der Gründe genug für eine Neuausgabe der wertvollsten dieser Robinsonaden und ist von vornherein anzunehmen, daß sich einige derselben des Beifalls einer Leserschaft erfreuen müßten, die dem ursprünglichen Robinson Crusoe bis zur Stunde so willig Gefolgschaft leistete. Maximilian Lehnert hat sich der bei Auswahl seiner Sammlung „Abenteurergeschichten früherer Jahrhunderte“, die er unter dem Titel „Robinsonaden“ im Raben-Verlag, Charlottenburg, herausgibt, nur von diesem letzten Gesichtspunkte leiten lassen. Man kann also mit ihm über die Auswahl nicht weiter rechten, sobald er den Zweck erreicht, der ja auch heute auf Abenteurergeschichten recht lüsternen Leserschaft gute Unterhaltung zu bieten. Da übrigens von den zehn geplanten Bänden vorerst nur vier erschienen sind, ist es ja auch möglich, daß die noch ausstehenden Bände noch Wertvolleres bringen, als die bisher erschienenen. Jedenfalls dürfte J. G. Schnabels „Insel Felsenburg“ nicht fehlen. Eine geschickte Bearbeitung dieses 1731 erschienenen und vor etwa hundert Jahren von Ludwig Tieck bearbeiteten, auch poetisch wertvollen Werkes würde jedenfalls verdienstlicher sein, als die in den vorliegenden Bänden dargebotenen Ausgrabungen. Voraussetzung für die Wirkung einer Abenteurergeschichte ist nämlich ihre Glaubensmöglichkeit. Die Münchhausiade von dem seltsamen Reiche im Bauche eines großen Fisches, die einen beträchtlichen Teil des „deutschen Robinson“ (um 1760) ausfüllt, ist heute auch für den naivsten Leser nicht mehr glaubbar und anderseits weder witzig noch phantastisch genug, um ihn zu fesseln. Auch an Meermänner, von denen Frauen überfallen werden, glaubt heute niemand mehr und damit geht gerade dann dem einfachen Leser auch die Willigkeit für die vielfach auf tatsächlichen Erlebnissen beruhenden Berichte verloren, auf denen der „kurländische Robinson und die venetianische Robinsonin“ (1756) aufgebaut ist. Hier hätte der Bearbeiter mit Leichtigkeit dieses Hindernis beseitigen können.

Manches kulturgeschichtlich Wertvolle enthält die unglücklich-glückliche „ostfriesländische Robinsonin“ (1755), die aber ohne Schaden so gekürzt hätte werden können, daß kein Doppelband nötig war. Es ist leider nicht zu leugnen, daß von den bisher ausgewählten Werken eigentlich nur der „niedersächsische Robinson“ (1724) größeren Wert besitzt. Das ist ein gutes, knapp gefaßtes Stück eines Abenteuerlichen, aber wahrscheinlichen Lebensschicksals. Alles übrige steht im Grunde doch auf der Stufe der Kolportageliteratur. St.





Betender Krieger
auf dem Krieger-Ehrenfriedhof
in Worms

Ernst Müller

Beilage zum Türmer

Die „gerettete“ Xanthippe

Zum siebzigsten Geburtstage Fritz Mauthners ist sein Roman „Xanthippe“ neu herausgegeben worden (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; 4 ℳ, geb. 6 ℳ). Als das Buch vor sechsunddreißig Jahren zum erstenmal erschien, fand es den Beifall eines Gottfried Keller und Theodor Fontane. Auch der alte Mommsen schenkte ihm eine so eingehende Kritik, wie es nur die Liebe vermag. Im übrigen aber fiel das Werk ab. Heute wird es jeder mit schmunzelndem Behagen, aber auch mit ernstlichem Insichgehen aufnehmen.

Was vor einem Menschenalter Kopfschütteln oder gar Zorn erregte, war die äußere Behandlung der Umwelt. Es war damals die Zeit des archäologischen Romans; die wissenschaftlichen Anmerkungen am Schlusse gaben dem wißbegierigen Leser die Beruhigung, daß der Verfasser ihn in einer zeitlich weit zurückliegenden Welt so zuverlässig herumgeführt hatte, als wäre diese ein aufs beste katalogisiertes Museum. Mauthner, der um das alte Griechenland sehr gut Bescheid wußte, hatte nicht etwa eine Satire auf die Art der Ebers und Genossen schreiben wollen, da begnügte er sich mit einigen lustigen Seitenhieben. Er nahm vielmehr ganz einfach das Recht für sich in Anspruch, diese alte Welt mit wirklich lebendigen Menschen zu bevölkern, diese Menschen so zu nehmen, als ob sie Zeitgenossen wären. Es wirkte wie eine Art Majestätsverbrechen, daß ein Buch in dieser Art von Sokrates, Alkibiades, Aristophanes, Aspasia und anderen berühmten Griechen handelte, insbesondere allerdings von Xanthippe, die zwar nicht weniger berühmt ist, von der die Geschichtsbücher aber kaum etwas anderes berichten, als daß sie ein zanksüchtiges Weib gewesen sei. Es wäre ja nun nicht viel mehr, als ein feuilletonistischer Witz gewesen, wenn Mauthner die herkömmliche Bewertung einfach umgedreht hätte. In diesen Fehler war er aber nur gegenüber Alkibiades verfallen, und es zeugt für seinen künstlerischen Ernst, daß er nun ein Menschenalter später bei der Neuausgabe den Bedenken Rechnung trug, die gerade in dieser Hinsicht Mommsen seinerzeit geltend machte. Im allgemeinen aber hatte Mauthner die künstlerisch reizvolle und menschlich edle Absicht verfolgt, nach der Sitte alter Dichter „die neuauflebenden Helden und Heldenweiber lieber in die Kleider seiner Gegenwart zu stecken und damit beizutragen, daß ein aufmerksamer Hörer zu sich selber sprach: ich erkenne mich selbst“.

Es ist ein feiner Zug, daß er seine Geschichte von einem Anatomen erzählen läßt, denn der Dichter kommt schließlich gegenüber den menschlichen Seelen zur gleichen Überzeugung, wie der Anatom zu ihren Leibern: „Daß die entlegensten Menschen vor ihrem Tode ebenso lebendig waren, wie wir und alle unsere Zeitgenossen nach dem Tode tot sein werden.“ So wurde ihm Sokrates zu einem in allen praktischen Dingen des Lebens unbrauchbaren Menschen. Ein Mann, der zeitlebens Kind bleibt und als solches ein Genie des Fragens und Forschens und ein unverbesserlicher Triebmensch, der freilich nur von einem einzigen Triebe beherrscht wird: ganz so zu leben, wie ihm seine Natur es gebietet. Diese Natur ist Wahrheitsdrang. So verliert Sokrates in dieser Darstellung nichts von seiner Größe. Nur gewinnt diese etwas Fatalistisches, Zwangläufiges. Er ist so, wie er sein muß, und seine Besonderheit liegt darin, daß seine Natur unzugänglich ist für alles, was Zugeständnis an die anderen Menschen und an die Umwelt bedeutet. Er geht deshalb an dieser Umwelt zugrunde. Wie aber ist es mit den anderen Menschen? Die meisten derselben gehen in dieser Umwelt auf, werden Teile von ihr und damit entweder zu den Verderbern des Sokrates oder zu seinen Ausbeutern. Eine einzige Ausnahme bildet der Mensch, der mit Sokrates am engsten verbunden war: seine Frau, Xanthippe.

Xanthippe ist ein an Körper und Geist gesundes, lebenstüchtiges Wesen, als sie des Philosophen Weib wird. Sie lernt ihren Mann lieben, weil sie hinter der häßlichen körperlichen

Hülle und dem närrischen Gehaben den wahrhaft guten Menschen erkennt. Sie allein fühlt in dem überlegenen, feinen Spötter das im Grunde harmlose Kind. Und so wandelt sich das Weib ihm gegenüber zur Mutter. Sie betreut ihn nicht nur in allem Irdischen, sie sucht ihn auch mit allen Mitteln zu schützen gegen das feindliche Leben. Die Frau verträgt es nicht, ihren Mann ausgenutzt zu sehen und versucht, in ihm selbst die Abwehrkräfte gegen die Tücken des Daseins aufzurufen. Das geht nicht immer leicht; sie faßt ihn zuweilen auch derb an. Aber sie ist machtlos gegen diese unbeeinflußbare Natur, und so bleibt ihr nichts übrig, als sich in der Notwehr gegen die ihn bedrohende Umwelt bis zur Selbstaufopferung aufzuzehren. Es liegt echt weibliche Tragik darin, daß ihr für diesen Kampf nur die kleinen Mittel zu Gebote stehen, und daß sie der Welt darum als kleinlich, ja als Störerin der Größe des Gatten erscheint.

Die Gerechtigkeit, die die Geschichte ihr geweigert hat, gibt ihr der Dichter. Die über den Tod des Gat en Zusammengebrochene beginnt an fremdem Orte ein neues Dasein, in dem sie den Sohn zum irdischen Glücklichwerden zu erziehen sucht. Es ist aber nicht Haß gegen die Menschheit, der in ihr waltet, und sogar noch nicht einmal Verachtung, sondern nur die Überzeugung, daß die Güte allein als Waffe im Lebenskampfe nicht ausreicht. Sie selbst freilich vermag auch nichts gegen die Macht des Guten in ihr, gegen das Urweibliche, von dem sie zur Selbstaufopferung gedrängt wird und findet den Tod bei einer Opfertat für das Gemeinwohl.

Die leichte Ironie, von der das ganze Buch durchweht ist, bewahrt es vor Sentimentalität. Die überlegene Könnerschaft, deren Nährquelle allerdings nicht in einem stark gestaltenden Dichtertum, sondern in einem überlegenen Verstande entspringt, hat das Buch bis zur Stunde ganz frisch erhalten. Eine angenehme Überraschung. K. St.

Seelenleben in Körperformen

Am sechzigsten Geburtstage des Bildhauers Ernst Müller-Braunschweig

Wenn man vom heutigen Modeworte Expressionismus das grundsätzlich Gewollte und damit doch auch verstandesmäßig Absichtliche abstreift, das den Wortbildungen auf „ismus" anhängt, so ergibt sich eine Art künstlerischer Betätigung, die keineswegs erst eine Errungenschaft unserer Zeit ist, die überhaupt letzterdings weniger im Wesen einer Zeit, als in der Natur einzelner Persönlichkeiten beruht. Wohl üben Stimmung und Verlangen einer Zeit starken Einfluß auf die Wirkung der einzelnen Künstlerpersönlichkeiten. Denn eine Zeit wählt sich jene aus, die ihr das geben, was sie gerade braucht oder doch verlangt. Dagegen kann ich mir nicht denken, daß eine Zeit die Wesensart einer wirklich starken Künstlerpersönlichkeit und damit die innere Art ihres Schaffens zu beeinflussen vermag. Derartigen Einfluß gewinnt die Zeit nur bei den schwächeren Künstlernaturen, auf jene, die im Grunde nur Kunsthandwerker sind. Diese arbeiten nicht unter dem Zwang ihres Inneren, sondern schwimmen mit im Zeitenstrome, und sind nur eben geschickte Schwimmer. Sie nutzen ihr technisches Kunstkönnen, um das der Allgemeinheit gemeinsame Empfinden mit den Mitteln einer Kunst auszudrücken. Wir spüren ja deshalb auch der Mehrzahl jener Künstler gegenüber, die uns heute als Expressionisten entgegentreten, daß sie nur eine Technik übernommen haben, die sich genau so von außen her auf alles anwenden läßt, wie in den Jahrzehnten zuvor die Technik des Impressionismus. Ein anderer Teil dieser expressionistischen Künstler drückt zwar sich aus, aber nicht derart, daß sie einen überwältigenden inneren Gehalt, einen gewaltigen seelischen Inhalt mitzuteilen streben, sondern nur so, daß sie uns ihr eigenes Bedürfnis, sich mitzuteilen, übermitteln. Der erregte oder sich erregt gebärdende Künstler

ist der Inhalt dieser Kunst. Der Künstler ist verzückt, er windet sich in seelischer Erregtheit — oder er tut doch so —, und dieser Zustand soll sich gewissermaßen auf den Beschauer übertragen. Das wird ja in einzelnen Fällen geschehen, und dann wird von derartigen Kunstwerken eine Erregtheit auf uns selbst übergehen, wie wir sie auch in politischen Versammlungen oder bei heftigen Straßendemonstrationen erleben können. Es ist nur eben klar, daß dieser orgiastische oder doch wenigstens dionysische Zustand fast niemals dazu gelangen wird, sich in einem Kunstwerk von dauernder Wirkung zu objektivieren.

Von diesem Expressionismus im innersten Kunstwillen, erst recht aber von dessen Erzeugnissen, verschieden ist eine Kunst, auf die das Wort Ausdruckskunst viel besser zutrifft, weil hier das Streben vorliegt, für ein inneres Erleben eine Mitteilungsform zu schaffen.

Entgegen der spöttischen Bemerkung in Goethes „Faust", daß dort, wo die Begriffe fehlen, zur rechten Zeit ein Wort sich einstelle, kann man auch die umgekehrte Erfahrung machen, daß das Auffinden eines Wortes wie ein Glücksfall wirkt und Empfindungen und Gefühlswerten, die in uns miteinander ringen, auf einmal zur Deutlichkeit des klaren Begriffes verhilft. Mir ist es mit diesem Worte „Seelenleben in Körperformen" so ergangen. Es stellte sich mir ein, als ich vor Jahren zum erstenmal versuchte, im geschriebenen Worte das Schaffen Ernst Müllers einem größeren Leserkreise nahezubringen (Westermanns Monatshefte, Mai 1903) und nun danach trachtete, das den verschiedenartigen Einzelwerken Charakteristisch-Gemeinsame, das Urpersönliche in diesem Kunstschaffen, so scharf auf eine Wortformel zu bringen, wie ich es empfand.

Das Streben, die dargestellten Körperformen nicht um ihrer selbst willen, sondern als Ausdruck seelischen Lebens, geistiger Probleme zu verwenden, ist mir inzwischen sehr oft als das eigentlich Treibende im Kunstschaffen zahlreicher Künstlerpersönlichkeiten ganzer Richtungen, ja auch von Völkern und Rassen erschienen. Ich bin kein Anhänger einer einseitigen Rassentheorie und weiß auch, daß das Volkstum, so hoch ich diesen Mutterboden für die darauf wachsende Kunst veranschlage, nicht allein ausschlaggebend ist. Aber andererseits darf uns die Tatsache, daß wir im Schaffen eines Künstlers Merkmale deutlich ausgeprägt finden, die wir als besonders charakteristisch für ein ihm fremdes Volkstum erkannt haben, nicht irremachen. Noch viel schwerer, als für die Gesamtheit eines Volkes, sind ja für den einzelnen alle jene Einflüsse und Beziehungen festzustellen, die auf ihn bereits in seinen Ahnen eingewirkt haben können. Auch wenn es sich urkundlich nachweisen ließe, daß Michelangelos Glaube an seine Abstammung aus einem ghibellinischen Adelsgeschlechte nur eine Legende sei, dürfte man doch über diese mindestens geistige Wahlverwandtschaft zum Germanentum nicht ohne weiteres hinweggehen. Je tiefer man sich in Michelangelo versenkt, um so mehr erklärt sich, was ihn von Anfang an scharf von der Antike scheidet und auch aus der Renaissance hinausführt, also sein „germanisches" Streben nach seelischem Ausdruck, als ein Ungenügen an der rein sinnlichen Natur. Daß diese Leiber überquellen in Kraft und Stoff, hat nicht eine materielle sinnliche Grundlage, sondern das geistige Bestreben, ein überreiches Empfinden, einen überquellenden seelischen Reichtum zum Ausdruck zu bringen. Und das ist nicht etwa Gewinn des Lebens, nicht erst aus geistigen und seelischen Kämpfen heraus geworden, es ist Anlage, die bereits in den Frühwerken — in der Madonna an der Treppe und dem Kampf der Kentauren und Lapithen — sich offenbart und diese Werke bei aller formalen Befruchtung durch die Antike im tiefsten Wesen von dieser scheidet.

Gewiß hat das Christentum entscheidend zu dieser Betonung des Seelischen gegenüber dem Körperlichen beigetragen. Aber im Romanentum wurde daraus leicht Aszese, Haß gegen den Leib als Gefäß der Sünde. Dagegen hat die deutsche Reformation bei aller Betonung des Seelischen, bei allem Kampfe gegen die Versinnlichung des Heiligen etwa im Gottesdienste und in der Bilderverehrung, so freudig das Recht des Körperlichen betont, Körper und Seele in ihrer Einheit als Gottesschöpfung verkündet.

Kunst ist die schönste Frucht, die aus der Sehnsucht des Menschen nach Glück, aus seinem Bedürfen über sich selbst hinauszukommen, erwachsen ist. Das heißt, das Kunstwerk selbst bestätigt die Erfüllung dieser Sehnsucht, ist die Gabe dieses Überschusses im Menschen über die Daseinsnotwendigkeit, mag es auch in der schwärzesten Leidensstunde empfangen worden sein. Als Teil der Materie sind wir von der Begrenztheit derselben zu sehr abhängig. Eine kleine Störung unseres Wohlbefindens, eine kleine Verschiebung der von unserem Willen ganz unabhängigen Werte der Umwelt, kann uns für alle materiellen Genüsse untauglich machen. So ist es die Lehre aller Weisheit, ja schon der Lebensklugheit gewesen, das Glück in der Unabhängigkeit von diesen Dingen zu suchen.

Das Gefühl der Beseeltheit aber im Menschen selbst hat ihn dazu gebracht, das Glück dann überhaupt außerhalb der greifbaren Welt zu suchen. Die Religionen sind im Bestreben, dieses Glücksverlangen zu stillen, in Aszetentum und Transzendentalismus, ja bis zur Auflösung ins Nichtsein (Buddhismus) gelangt, daneben hat zu allen Zeiten der rein sinnliche Materialismus sich behauptet.

In Wirklichkeit kann es der tieferen Betrachtung, auch sogar der wirklichen Erfahrung niemals entgehen, daß die beiden vorgetragenen Glücksauffassungen nicht nur einseitig, sondern auch undurchführbar sind. Denn der Mensch ist eine Zusammensetzung von körperlichen, agen wir sinnlichen und seelischen Kräften. Nicht in der Unterdrückung der einen zugunsten der anderen, sondern nur in der harmonischen Gesamtausbildung aller dieser Kräfte kann die wahre Entwicklung und damit die volle Beglückung liegen. So gewiß wohl meistens diese getrennten Kräfte sich widersprechen, einander entgegenarbeiten werden, so sicher ist doch die Möglichkeit vorhanden, daß sie ineinander übergehen, sich wechselseitig durchdringen, zum Ganzen gestalten und so zur harmonischen Schönheit gelangen.

In der Tat besitzt die Kunst und nur sie die Macht, jene scheinbar unüberbrückbaren Gegensätze auszugleichen, ja sie so zu verbinden, daß sie sich wechselseitig zu einem herrlichen Gesamtbilde erhöhen.

Die Kunst verpflanzt alle Erscheinungen der materiellen Welt, deren sie sich bemächtigt, aus der Welt des wirklichen Seins in die des Scheins. Durch höchste Verschönerung der Materie, durch Beseitigung und Überwindung der in Wirklichkeit auf ihr lastenden Gesetze, entstofflicht sie die Materie, vergeistigt und beseelt sie. Andererseits besitzt die Kunst die Fähigkeit, das innerste Erleben des Menschen zuerfassen und zur sinnlichen Anschauung, also in den Bereich der Aufnahmefähigkeit durch die Sinne zu bringen. Das bedeutet wieder eine Verstofflichung, eine Art Materialisierung des sonst nicht faßbaren Geistigen und Seelischen. Also auf der einen Seite Herüberholen des Nichtmateriellen in den Bereich des materiell Faßbaren, auf der anderen Seite Hinüberbringen der Materie ins Reich des Geistigen und Seelischen. So gibt die Kunst ohne ein Jenseits, ohne Vernichtung einer Kraft, ohne Zurücksetzung irgendeiner menschlichen Fähigkeit die harmonische Ausbildung aller dieser Fähigkeiten zu einem wunderbaren Gesamtbilde. Und so trägt sie in sich die Fähigkeit der Befriedigung des Menschen in seiner Gesamtheit: darum ist sie die wahre Beglückerin des Menschen.

Es gibt also zwei Wege, auf denen man zum Kunstwerk gelangt. Das Wesen der romanischen Kunst liegt im Herkommen von der sinnlich erfaßten Materie, das der germanischen im Ursprung aus dem seelischen Erleben. Es hält sich bereits an das Ergebnis, wenn man den Schwerpunkt der romanischen Kunst in der Form, den der germanischen im Inhalt — natürlich als Gehalt und nicht etwa als anekdotisch erzählter Inhalt zu verstehen — sieht. Es ist eine nicht zu verkennende Tatsache, daß die deutsche Kunst in der Kultur der Sinne, dem Erfassen der Form, hinter der romanischen zurücksteht. Sie ist ihrem Wesen nach Ausdruckskunst — eine Herzensangelegenheit sagte Hans Thoma —, der Versuch, das seelische und geistige Leben mitzuteilen, während die romanische Kunst vor allem dahin strebt, die Erscheinungen der Welt sich künstlerisch zu eigen zu machen. Die romanische Kunst zieht also ihre Nahrung aus der Um-

welt, die deutsche aus der Innenwelt. Für die romanische Kunst trifft Zolas Definition zu, daß sie ein Stück Natur sei, gesehen durch ein Temperament, und in der Kraft dieses Temperamentes äußert sich die Persönlichkeit des Künstlers.

Für die deutsche Kunst müßte man eher sagen, daß sie in der Fähigkeit des Künstlers liege, sich selbst in die Natur hineinzuleben, sich durch die Erscheinungen der Natur auszudrücken. Die Kunst bleibt uns „Herzenssache“, die Kunst wird für uns erst dann Teil des Lebens, wenn sie nicht bloß vollendeter Ausdruck der sinnlichen Welt ist, sondern zu einem Werkzeug wird unseres seelischen Lebens. Das ist die Sonderstellung der deutschen bildenden Kunst innerhalb der der Welt, und in dieser Sonderstellung liegt ihr höchster Wert, so unverkennbar aus ihr auch Schwächen herauswachsen. Hier ist der Grund, weshalb unsere deutsche Kunst aus den Problemkämpfen überhaupt niemals herauskommt, ja, daß dieses Problematische geradezu ihr Lebenselement ist. Aber der Kampf ist immer ein Wert, selbst dann, wenn er nicht zum Siege führt; er ist aber das Höchste und Herrlichste, wenn er vom Siege gekrönt wird.

In diesem Kampfe des Inhalts um seine Form können wir die zu innerst tätigen Kräfte auf den Gegensatz von Sehen und Schauen bringen. Sie decken sich nicht mit Realismus und Naturalismus und Idealismus, vor allem nicht, wenn man den letzteren als Schönheitsgestaltung versteht. Denn diese Schönheit offenbart sich doch ausschließlich im Körper. Was die Kunstgeschichte als Idealismus und Naturalismus bezeichnet, sind im Grunde nur Berg und Tal in der Wellenbewegung, die die Auffassung von körperlicher Schönheit im Laufe der Zeiten durchmacht. Diese Bewegung geht von der möglichst treuen Kopie der Einzelerscheinungen in der Natur bis zum Schaffen eines aus einer unendlichen Zahl solcher abgeleiteten Kanons, wie ihn Polyklet und Lysipp für das Altertum aufgestellt haben, wie ihn die Renaissance wenigstens anstrebte. Die seelische Kunst dagegen bedarf keines schönen Körpers zum Ausdruck, und gar ein schöner Normaltypus würde ihr ihre Aufgabe fast unmöglich machen. Es liegt in der Natur der Bildhauerei, daß sie fast ausschließlich das Körperliche betont, daß also ihre Entwicklung sich zumeist auf jener Linie zwischen getreuer Naturnachbildung und idealistischem Typus bewegt. Zur Betätigung der freien schweifenden Phantasie, der Aussprache eines innerlich Geschauten, ist sie weniger geeignet. In der Tat scheinen Gedanken und Gestalten der Phantasie und die Darstellung des im Grunde Körperlosen in einer Kunst, die mit einem so greifbaren dreidimensionalen Material arbeitet, einen inneren Widerspruch zu bedeuten.

In der Bildhauerei steht an Stelle dieser Phantasiegestaltung die psychologische Durchdringung des Körpers: die Gestaltung der Seele in Körperform. Dazu gehört eine Art geistiger Sehschärfe, die an sich mit dem gesteigerten Sehenkönnen des Künstlerauges nichts zu tun hat. Und darum stehen Bildhauer dieser Art, die Seelenkünder, die Gestalter seelischer Erlebnisse, in der Kunstgeschichte aller Zeiten nur sehr vereinzelt. Und noch heute behauptet die Masse der Bildhauer, sobald es gilt, ein Geistiges auszudrücken, einen Gedanken zu verkörpern, in der Theorie und mehr noch durch die Praxis, daß ohne allegorische Zutaten nicht auszukommen sei. In diesen Beigaben stecken bei fast allen großen Denkmälern, die uns die letzten Jahrzehnte gebracht haben, die Gedanken und Einfälle; hier ist der Spielraum der Phantasie, während in der dargestellten Hauptgestalt selbst gewöhnlich nur die körperliche Erscheinung erreicht ist.

Unsere Zeit fühlt das Unzulängliche dieser Plastik. Vor allem in der Denkmalsplastik hat sie sich dadurch zu helfen gesucht, daß sie entweder den Schwerpunkt ins Architektonische verlegte oder einer gewaltsamen Stilisierung verfiel. Diese Stilisierung, die in einer gewalttätigen Verleugnung der wirklichen Naturerscheinung eine Erhöhung des individuell Zufälligen ins typisch Dauernde zu gewinnen hofft, kann allenfalls dann zu einem befriedigenden Erlebnis führen, wenn es sich um die denkbar elementarsten Begriffe handelt. Jede Verfeinerung des geistigen und seelischen Lebens dagegen muß ihr unbedingt zum Opfer fallen.



Es ist aber kein Grund einzusehen, weshalb es dem Bildhauer nicht möglich sein sollte, die menschliche Gesamtpersönlichkeit gerade so überzeugend darzustellen, wie dem Maler. Den Vorteil, der im sinnlichen Ausdrucksmittel der Farbe und der lebendigen Beweglichkeit der Linie liegt, gleicht das Plastische des Materials, das allen Raumverhältnissen des Körpers folgen kann, doch sicher aus. Was aber dem Einzelfall gegenüber in der Darstellung des Individuellen möglich ist, muß auch für die des Typischen gelten. Denn das Typische ist nur gehobene, gesteigerte, gereinigte Individualität. Es gibt sogar in der wirklichen Welt menschliche Erscheinungen, in denen irgendeine seelische Eigenschaft in geradezu sinnfälliger Weise zum Ausdruck kommt. Die Natur schafft selber Typen. In einem solchen Falle würde also bereits eine ganz treffende naturgetreue Wiedergabe der wirklichen Erscheinung zum Ausdruck der betreffenden seelischen Eigenschaft ausreichen. Der Künstler offenbart sich aber nicht nur im Wählenkönnen, er vermag überdies alles Wesentliche zu betonen, ohne gewaltsam zu stilisieren, sondern lediglich dadurch, daß er es vom Zufälligen, vom Nebensächlichen befreit.

Was wir hier als typisch bezeichnen, ist aber letzten Endes die „Idee", die nach Schopenhauer hinter allen Erscheinungen der Welt liegt. Ein höheres Abbild dieser Idee zu schaffen, als es die von tausend Zufälligkeiten beeinflußte Natur zustande bringt, ist die Fähigkeit des wirklich schöpferischen Künstlers. Hier liegt das Gottverwandte in ihm. Was er innerlich erschaut hat, dem findet er die entsprechende Gestalt; für sein seelisches Erleben schafft er die Körperform.

Nach meiner Überzeugung hat kein Plastiker der Gegenwart diese höchste Aufgabe der Plastik so deutlich erkannt, keiner sie so trefflich gelöst, wie in seinen besten Werken Ernst Müller-Braunschweig, der nunmehr Sechzigjährige.

Er gehört zu den Menschen, denen erst nach schweren Lebensschicksalen, ja sogar durch sie, der Weg zu seinem künstlerischen Berufe frei geworden ist. Diesen Menschen wird die Kunst zur Lebensretterin. Indem sie ihnen ein sonst zernichtetes Leben wertvoll macht, ihnen durchaus Inhalt eines Erlebens wird, verlangt die Kunst umgekehrt auch diese Menschen in einem Maße für sich, wie es bei der regelmäßigen Künstlerentwicklung in der Regel nur in den frühen Jahren der jünglinghaften Schwärmerei, in der ersten trunkenen Liebe der Fall zu sein pflegt. Indem die Kunst diesen Leuten Leben wird, muß sie ihnen Inhalt ihrer Lebensanschauung werden und darum auch ihr Mitteilungsmittel. Bei allen diesen Künstlern spielt das Was der Kunst eine außerordentlich starke Rolle. Und wenn sie keine hohe Künstlerschaft erreichen, so liegt das gewöhnlich daran, daß es ihnen nicht mehr oder nicht rasch genug gelingt, des Wie ihrer Kunst so Meister zu werden, daß sie dem bedeutenden Was den entsprechenden Ausdruck geben können. Gelingt es aber einem solchen Künstler, des Technischen Meister zu werden, so darf man sicher sein, daß bei ihm diese Technik Ausdruck wird.

Dieser Ringen mit dem Stoffe, den er bändigen mußte, um den Gedanken, die, lange zurückgedrängt, dann mit verdoppelter Kraft hervorbrachen, Gestalt zu geben, hat Ernst Müller in schweren Kämpfen durchgemacht. Der am 23. Januar 1860 geborene Pastorssohn aus Ölper war schier ein dreißigjähriger Mann, als er das Modellierholz zur Hand nahm, um in weichem Ton zu formen, was er innerlich sah, was seine Seele erregte. Es waren wohl meist stürmische Gedanken und trübe Bilder, denn ein schwerer Schicksalsschlag hatte dem eifrigen Kaufmann, der seit zehn Jahren in großen Exporthäusern tätig gewesen war und nun gerade sich für eine wichtige Auslandsreise vorbereitete, die unerwünschte Muße aufgezwungen. Ein früher wenig beachtetes Ohrenleiden verschlimmerte sich so sehr, daß er das Gehör fast völlig verlor. In den Monaten, während denen er Heilung suchend in der Klinik saß, ward ihm das Bosseln im Ton ein Zeitvertreib. Da sich aber das Gehör nicht so besserte, daß es für eine aussichtsreiche Weiterverfolgung des bisherigen Berufes ausreichen konnte, brach Müller entschieden mit der Vergangenheit und erkor zum Lebensberuf die Kunst, die ihm in kranken Tagen Trösterin gewesen war. Mit der verbissenen Energie des gereiften Mannes, der keinen spiele-

rischen Träumen Glauben schenkte, der sich vielmehr bewußt war, daß es hier eine völlig neue Lebensgestaltung galt, nahm er den Kampf auf. Ein bitterer Kampf! Ein Kampf auch um das bescheidenste materielle Dasein. Es galt Handlangerdienste zu tun, und Handwerkerarbeit in Stuckgeschäften war die erste Staffel auf dieser Leiter zur Kunst. Schwerer noch war der Kampf um diese Kunst selbst. In den öffentlichen Anstalten Berlins, im Kunstgewerbemuseum, in den Hörsälen für Anatomie holte sich Müller Belehrung. Sein Ringen hörte nicht auf, als sich nach zwei Jahren eine materielle Sicherung fand, die bei bescheidensten Ansprüchen sein Leben versorgte. Denn jetzt traten jene inneren Zweifel an ihn heran, die noch keinem Künstler erspart geblieben, die aber hier eine doppelt schmerzliche Wühlarbeit verrichteten, da zu dem schmerzhaften körperlichen Leiden, dem Ringen um die künstlerischen Ausdrucksmittel die Erkenntnis sich gesellte, daß ihm für seine künstlerischen Absichten kein Lehrer helfen könne oder es auch nicht wollte. Nicht wollte, weil ihnen das Streben dieses Mannes nicht das richtige zu sein schien, weil ihnen die getreue oder stilisierte Wiedergabe des menschlichen Körpers als höchstes Ziel erschien, während der Schüler alles das nur als Mittel anerkannte, ein tieferes Wollen zu offenbaren.

Aber Ernst Müller verlor den Mut nicht. Er mietete sich einen Raum, in dem er Modell stellen konnte, und arbeitete nun unermüdlich nach der Natur. Neben dieser waren ihm Lehrmeister alle großen Kunstwerke von der ältesten Zeit bis auf die neueste, in denen er ein verwandtes Streben zu erkennen glaubte. Für alles Technische kam ihm die voraufgehende handwerkliche Tätigkeit trefflich zustatten. Wir haben nur vereinzelte Künstler, die so aus der Natur des Materials heraus arbeiten, wie Ernst Müller. Aber auch in geistiger Hinsicht ist ihm das schwere Unglück, das in sein Leben scheinbar vernichtend eingriff, zum Heile ausgeschlagen. Richard Wagner hat überzeugend dargetan, wie erst der durch seine Taubheit von der lauten sinnlichen Welt abgeschlossene Beethoven zum großen Seelenkünder werden konnte. Auch bei Ernst Müller hat der Verlust des Gehörs eine Vertiefung in die Innenwelt seelischen Lebens bewirkt.

Mit eiserner Willenskraft überwand der Künstler alle Schwierigkeiten, und im Jahre 1895 erschien auf der Großen Berliner Kunstausstellung die bedeutende Gruppe „Im Sturm am Strande". Seither ist ein Vierteljahrhundert rastloser und fruchtbarster Tätigkeit verflossen. Auch der äußere Erfolg ist nicht ausgeblieben. Aber wichtiger als Professortitel und Orden war der Gewinn einer treuen Verehrerschar. Vom lauten Marktgetriebe hat sich Ernst Müller immer ferngehalten. Es haben sich trotzdem die Gläubigen gefunden, denen diese Kunst zu einem so starken Erlebnis wurde, daß sie ihrerseits durch Kauf und Auftrag dem Künstler immer die Möglichkeit fruchtbaren Weiterschaffens gewährten. Dieses Schaffen zeugt von unentwegter Treue an das erkorene Leitbild. Auch das im Laufe der Zeit aufs höchste gesteigerte technische Können, das den Künstler die packend-lebendige Gestaltung der individuellen Naturerscheinung zu einer Sache des Spieles macht, hat ihn nicht abzulocken vermocht.

In alledem hat Ernst Müller nie etwas anderes, als ein für den Künstler ganz selbstverständliches Können der Naturerscheinung gegenüber gesehen. Die Kunst fängt erst dahinter an; sie liegt für ihn aber auch nicht vor diesem Können, als was wir jene willkürliche Vergewaltigung, die sich heute keck Stilisierung nennt, nur allzuoft erkennen müssen. Für Ernst Müller steht als ehernes Gesetz, was alle wahrhaft Großen erkannt und verfolgt haben und Dürer in die Worte prägte: „Aber je genauer dein Werk dem Leben gemäß ist in seiner Gestalt, je besser dein Werk erscheint... Darum nimm dir nimmermehr für, daß du etwas besser mügest oder wollest machen, denn es Gott seiner erschaffenen Natur zu würken Kraft gegeben hat." Jene, denen „Leben" im körperlichen Sein aufgeht, mögen dieses Wort Dürers für einen äußerlichen Naturalismus fruchtbar machen. Daß er selbst es anders verstanden wissen wollte, bewies er, wenn er neben den unbewegt und unentwegt seine Bahn dahinschreitenden Ritter in gleicher „körperlicher Genäuigkeit" den Teufel und den Tod hin-

stellte, die doch beide nicht in der Natur vorhanden sind. Aber freilich, so lebensfähig konnte diese Gestalten nur schaffen, wer ganz in der Natur lebte, sie gewissermaßen bei ihrer Schöpferarbeit belauscht hatte und nun gleich ihr mit den in ihr vorhandenen Elementen lebensfähiger Geschöpfe zu gestalten vermochte. Und so hat auch für diese Gestaltungen der Phantasie Dürers Wort volle Geltung: „Alle Kunst ist in der Natur; wer sie daraus mag reißen, der hat sie."

Das war auch die Erkenntnis gewesen, die Ernst Müller während seiner Lehrjahre leitete und ihm die Überzeugung aufgezwungen hatte, daß er die ihm von den aufgesuchten Lehrern gewiesenen Wege nicht gehen dürfe. Es hätte für ihn den Verzicht auf die Kunst bedeutet, wenn er sich hätte einreden lassen müssen, daß, was ihm als Ziel vorschwebte, nicht plastisch sei. Vielmehr zwang sich die Überzeugung heraus: da er ein von ihm Erlebtes gestalten wollte, dieses Erlebte aber eben durch das Erlebnis in der Welt war, mußte in dieser Welt auch die Form für sein Erleben sein. Es kann ein solches Getrenntsein zwischen Seele und Materie nicht geben. Sind sie im Menschen selbst zur Einheit geworden, so ist für uns Menschen wenigstens diese Einheit Natur; die Natur, wie sie sich uns zeigt, muß also auch irgendwo das Material bieten, durch das oder doch wenigstens in dem auch sein geistiges seelisches Erleben mitgeteilt werden kann. Es galt also die Natur, die körperliche Natur, so genau zu studieren, daß man jederzeit das natürliche Ausdrucksmittel zur Hand hatte, in dem jenes Geistige sich auszusprechen vermochte. Denn — wie schon Lionardo da Vinci sagte — die Seele bildet sich den Körper.

* * *

Es ist unter den jetzigen Verhältnissen leider unmöglich, in Kunstbeilagen so viele Bilder vorzuführen, daß sich aus ihnen eine Vorstellung von dem Lebenswerke des Künstlers gewinnen ließe. Wir zeigen eines der zahlreichen Grabdenkmäler, in denen Ernst Müller das menschliche Erlebnis des Scheidens mit dem christlichen Bewußtsein des Unzertrennlichen zu einem trostvollen Zusammenklang zu einen versteht. Die Giebelgruppe von der „französischen" Kirche in Berlin mag zeigen, wie auch solche „dekorativen" Aufgaben innerlich zu lösen sind, ohne daß sie dadurch an monumentaler Wirkung einbüßen. Endlich die Gestalt des betenden Kriegers, die in zweieinhalb Meter großer Ausführung in Kalkstein den Wormser Ehrenfriedhof ziert. Wir wollen uns durch alles, was seither geschehen ist, doch den Glauben an diesen deutschen Soldaten nicht ertöten lassen. Denn aus diesem Glauben erwuchs unsere Liebe, auf ihm beruht unsere Hoffnung.

Karl Storck

Die Ausländer im Opernspielplan

Den 10. Januar, den im Kalender des deutschen Volkslebens für alle Zeit schwarz umrandeten Tag der Rechtsgültigkeit des Versailler Friedens, feierte die Berliner Staatsoper stilgerecht durch die Wiederaufnahme eines lebenden feindlichen Komponisten in ihren Spielplan. Stilgerecht! Die Knechtseligkeit sucht künstlerischen Ausdruck. Wir haben ein Werk, dessen Meistersingerschaft sich die widerwillige Welt in Ehrfurcht beugt; darin steht das Wort: „Zerging in Dunst das heil'ge römische Reich, uns bliebe gleich die heil'ge deutsche Kunst." Ein Trost- und Trutzwort in der knirschend ertragenen Stunde der Schmach. Aber nein! Unsere Staatsoper ist von solchen Gefühlen ebenso frei wie die derzeitigen Lenker des Staatsschiffes. Ob sie im Innern voll Freude sind über die Geschehnisse, durch die sie als Führer ans Ruder gekommen? Jedenfalls küssen sie dankbar und ehrfurchtsvoll die Hand, die das Joch uns auflegt, und begehen den Tag der unauslöschlichen Schmach mit der Aufführung der in Japan spielenden „Tragödie" eines Italieners, in der Amerika gemeint ist, wenn der „Held" zum Glase Whisky singt: „Es lebe das Vaterland!"

Aber man hat Gefühl für Stil in der Staatsoper. Nicht genug, daß man den letzten Rest nationalen Schmerzes ausgetilgt hat und sich ohne Würde, dafür mit schmeichlerischem Geschick in die Dienerstellung findet, man zeigt auch, daß das alles nicht der Kunst, sondern der Sache, d. i. der Knechtseligkeit willen geschieht. Denn um der Kunst willen kann man Puccinis „Madame Butterfly" unmöglich wählen. Die Handlung wäre auch von starken Künstlerhänden ohne vollständigen Gesinnungswechsel nicht ins künstlerische Gebiet zu versetzen. Innere und äußere Roheit wird durch sentimentale Darstellung nur noch unerträglicher. Vielleicht haben die italienischen Textfabrikanten das gefühlt und deshalb vom Kino, das ja die obige Gefühlsmischung bevorzugt, den bunten Stilmischmasch übernommen. Das Ganze ist aus bunten Fetzchen zusammengesetzt, ein Stück in lauter Stückchen: Operettenkomik, sentimentale Männerchorsingerei aus der Ferne, exotische Tongänge, spielerische Naturmalerei, brutale Schlagzeugcharakteristik, Volksliedtöne und das „beliebte" Salonlied: alles ist da, da muß ja jeder etwas für sich finden. Ich bin doch jetzt, dreizehn Jahre nach der ersten Berliner Aufführung, über die Dürftigkeit des musikalischen Gehalts und über die Eintönigkeit erschrocken. Die ja sehr geschickt angebrachten Exotismen verfangen nicht mehr, weil wir sie längst gewöhnt sind, die Puccinische Schmachtweise sehnsüchtiger Erotik ist von Nachahmern so klischeehaft verwendet worden, daß sie nun auch an der ursprünglichen Stelle abgegriffen wirkt. Allerdings ist in dieser Hinsicht Puccini in der „Madame Butterfly" auch bereits ein Wiederholer seiner selbst.

Der vorzüglichen Aufführung spendete das ausverkaufte Haus lärmenden Beifall. Und so ist die Staatsoper am Ende dem Zeitstil noch viel gerechter geworden, als wir ohnehin dachten: Was schiert uns Ehre, uns Vaterland, was kümmert uns Würde und Kunst, — es lebe das Geschäft. —

Trotzdem gibt es auch noch etliche „Nörgler". Zwar die Aufführung selbst verlief ohne einen der jetzt üblichen Skandale. Es ist durch die hohen Preise dafür gesorgt, daß in der Staatsoper jene Herrschaften unter sich sind, deren Empfinden durch „nationale Wallungen" nicht getrübt wird. Aber etliche böse Kritiker haben es sich doch nicht versagen können, den eigenartigen Eifer im Dienste einer in ihrer Geringwertigkeit gar nicht mehr fragwürdigen Auslandskunst unter grellere Beleuchtung zu stellen. An einen derselben hat daraufhin der Intendant der Staatsoper, Max von Schillings, den nachfolgenden Brief gerichtet: „Ihr Artikel im ‚Tag' vom 16. d. M. gibt mir Veranlassung, Ihre freundliche Aufmerksamkeit auf die Tatsache zu lenken, daß die große Mehrheit der Theaterinteressenten schon seit Jahren die Wiederaufnahme der Neu-Italiener nachdrücklichst verlangt und insbesondere der Berliner Staatsoper eine Unzahl dahingehender Gesuche aus der Mitte des Publikums zugegangen ist. Ich möchte Sie ferner bitten, sich durch einen Blick in den Spielplan der Deutschen Bühnen davon zu überzeugen, daß sämtliche deutschen Opernbühnen dieser Forderung der Allgemeinheit längst nachgekommen sind und nur die Staatsoper sich wenigstens Zeit lassen wollte bis zur Ratifizierung des Friedens. Auch vermochte ich im Hinblick auf die aus dieser Ergänzung des Repertoires erwachsenden erheblichen Mehreinnahmen, welche wir bekanntlich dazu benutzen, Volksaufführungen großen Stils zu niedrigen Preisen zu bieten, bei der schwierigen wirtschaftlichen Lage des Institutes eine weitere Sperre der Werke nicht länger zu verantworten.

Ich bitte Sie, von diesen für meine Entschließung maßgeblichen Vorgängen freundlichst Kenntnis zu nehmen, und unterlasse nicht, auch meinerseits der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß auch neuzeitliche deutsche Komponisten, die ich an der Staatsoper zu Worte kommen lassen werde, sobald ich in der Aufstellung des Spielplans unabhängiger von übernommenen Verpflichtungen sein werde, sich bei dem deutschen Publikum durchsetzen mögen. Der Jubel, mit dem Puccini begrüßt wurde, soll mich in dieser Hoffnung nicht irre machen."

Halten wir uns nicht weiter dabei auf, daß durch diese Darlegungen die schmerzende Wahl des Tages nicht entschuldigt wird. Man hätte schließlich noch einige Tage bis nach der

„Ratifizierung des Friedens“ warten können, bis man das brennende Verlangen der „großen Mehrheit der Theaterinteressenten“ nach den Jung-Italienern befriedigte. Wir haben natürlich kein Recht, an dieser Angabe zu zweifeln, so schwer verständlich es ist, daß schon „seit Jahren“, also noch während des Krieges, eine Unzahl von Theaterinteressenten die Intendanz um Wiedereinführung der Jung-Italiener ersucht habe. Es würde das freilich die auch einem überzeugten Verehrer über das vernünftige Maß hinausgehende Pflege Verdis während des Krieges, sowie die endlosen Wiederholungen der „Mignon“ und „Margarete“ einigermaßen erklären. Man hätte dann das unerfüllbare Verlangen nach den lebenden Ausländern durch ein verdoppeltes Angebot der Werke der toten zu beschwichtigen versucht.

Aber was können das wohl für Theaterinteressenten gewesen sein? Es ist während des Krieges eine neue „Gesellschaft“ emporgekommen, deren Glieder man höchstens insofern als Theaterinteressenten bezeichnen kann, als sie nach dem Theater als etwas bislang Verschlossenem drängten. Diese Gesellschaft hat dagegen keine Mitglieder, die im guten Sinne als Liebhaber oder gar als Kenner zu bezeichnen wären. Nach meinem Dafürhalten ist die Loge so, daß diese Leute alles annehmen, was ihnen im Theater angeboten wird, gerade weil sie nichts kennen. Der Andrang zu unserer Oper ist jeden Abend so stark, daß es gar nicht möglich ist, durch die Zusammensetzung des Spielplans die Einnahmen noch weiter zu steigern. Mehr als ausverkauft kann das Haus doch schließlich nicht sein. Es ist also wirklich kein Grund einzusehen, weshalb diese günstigen Besuchsverhältnisse nicht zum besten der Kunst ausgenutzt werden. Man müßte jetzt versuchen, eine Anzahl jener Werke, die bis jetzt nur den Beifall der ernsten Kenner gefunden haben, aber nicht die Zeit hatten, sich beim Publikum durchzusetzen, endgültig im Spielplan heimisch zu machen. Es würden dabei auch eine ganze Reihe zeitgenössischer deutscher Opernkomponisten endlich auch an der Berliner Staatsoper zu Gehör kommen.

Wir wollen keine utopistische Theaterpolitik treiben. Das Gephrase, wonach mit dem Ausbruch der Revolution ein goldenes Zeitalter für die Kunst angebrochen sei, ist kleinlaut verstummt. Jeder Kenner der Geschichte weiß, daß für die Kunst der fürstliche oder geistliche Absolutismus, oder doch jedenfalls eine Herrschaft von Wenigen, der günstigste Nährboden ist. Die Kunst ist nun einmal Sache der einzelnen; die Gesamtheit bedarf in ihr noch mehr der Führung als anderwärts. Wir sind uns also darüber klar, daß die äußeren Lebensbedingungen für die Kunst mit der staatlichen Umwälzung bei uns auch dann schlechtere geworden wären, wenn der finanzielle Zusammenbruch nicht hinzugekommen wäre. Wir anerkennen auch die Schwierigkeiten, unter denen der Intendant der Staatsoper jetzt arbeitet. Auf der einen Seite soll aus dem Institut möglichst viel herausgewirtschaftet werden, auf der anderen Seite sollen die neuen Herren ihren Massen wenigstens Abschlagszahlungen auf ihre als Versprechen wirkende Behauptung, das Theater gehöre dem Volke, leisten können. Die Staatsoper wird aber dem sicheren Untergang entgegengetrieben, wenn sie, um vereinzelte „Volksvorstellungen“ herausbringen zu können, auf der anderen Seite den Spielplan bedenkenlos von der Kassenpolitik abhängig macht. Es ist das ein um so tollerer Widerspruch, als die hier „maßgebenden Interessenten“ in jeder Hinsicht im Gegensatze zu unserem Volke stehen. Aber, wie schon gesagt, eine solche Zwiespältigkeit scheint uns ganz unnötig. Wir sind überzeugt, daß ein charaktervolles Durchhalten des Wertvollen und im höchsten Sinne Nationalen diesem auch den Kassenerfolg sichern würde. Eine weitsichtige Idealpolitik, d. h. eine Politik mit Ideen, die alle gegebenen Wirklichkeiten zielbewußt ausnutzt, ist auf die Dauer immer fruchtbarer und erfolgreicher, als die nur die Gegebenheiten des Tages berücksichtigende, in den kleinen Mitteln stecken bleibende Realpolitik. K. St.



Türmers Tagebuch

Sklavengeist · Jugend und Politik · Ziele und Ideen

Wir haben's „geschafft". Wir haben das erlösende — Schlagwort, also die erlösende Tat, das neue „System". Das alte hieß „Militarismus", das neue heißt „Neudeutscher Geist". Selal — In allen Tonarten wird er gepriesen, unzählige Augen und Ohren berauschen sich an der Schönheit und dem Wohlklange der Vokabel. Zwar wird keiner imstande sein, eine klare und bestimmte Erläuterung dieses Begriffs zu geben, und wenn, dann würde der Versuch, eine Übereinstimmung der verschiedenen Erläuterungen herzustellen, in eine babylonische Sprachverwirrung auslaufen.

Aber ein Gemeinsames liegt ihm doch zugrunde. Ein „Positives" — nach deutscher „Mentalität". Die „Süddeutsche Zeitung" hebt den Deckel von dem wenig wohlriechenden Mysterium, — und siehe da, — dieser „neudeutsche Geist" ist gar nicht neu, er ist so alt, wie immer nur ein alter Käse, und nur die schillernde undurchsichtige Käseglocke ist, wenn man will, modernes Fabrikat. Dieser „neudeutsche Geist" ist nichts anderes, als der Geist der alten deutschen Bedientenhaftigkeit — Sklavengeist.

„Dogmatiker und Doktrinäre bei den Sozialisten. Die Parteischablone duldet keine Selbständigkeit. Deshalb die heutige Zerrissenheit der sozialistischen Richtung; wer nicht mehr auf Marx schwören will, gilt als Abtrünniger und jede Gruppe hält sich für die Vertretung des reinen Sozialismus. In der Praxis freilich herrscht Einigkeit: man kennt nur die Gewalt. Wenn sich Lenin beklagt, daß unter hundert sogenannten Bolschewisten nur ein einziger innerlich überzeugter Jünger seiner Lehre sei, während der Rest aus 60 Prozent Narren und 39 Prozent Schurken bestehe, so läßt er doch Narren und Schurken walten und wüten, denn sie haben die ‚Gesinnung'.

Auch bei den Demokraten mangelt's an beidem, an der Richtung, über die keine Klarheit herrscht, und vor allem an ‚Kerlen', Führern. Auf die Frage nach einer Idee, einem Ziel, wußte der Leipziger Parteitag keine andere Antwort als: Habt Vertrauen zur Partei. Ergebnis: es wird fortgewurstelt. Einziges Leitmotiv allen Handelns bleibt die Angst vor links, vor der Straße, die Angst um den Bestand der Partei und der Koalition. Bestimmend bleibt die Richtung des

‚Berliner Tageblatts' und der ‚Frankfurter Zeitung', sowie der Feuilletonpolitiker, die sich selbst mit der U.S.P. eins wissen in jüdischer Solidarität, in der Erhaltung der geistigen und politischen Vorherrschaft einer jüdischen Minderheit, die sich die Leitung der Geschicke Deutschlands anmaßt und keinen Idealismus, vor allem keinen deutschen Idealismus aufkommen läßt. Der Koalition mit dem gleichfalls von einer jüdischen Minderheit beherrschten Sozialismus werden die Interessen des Bürgertums und Deutschtums geopfert. Das deutsche Volk könne seine Rettung nicht den Parteien der fertigen Phrase, sondern nur der Demokratischen Partei der Probleme verdanken, heißt es in der Phraseologie des ‚Berliner Tageblatts', die stets ebenso problematisch war wie seine Politik eindeutig. Ebenso eindeutig wie unlogisch ist die Argumentation des ultraphilosemitischen Professors Gerland, daß das Bürgertum sich nicht ‚gegen eine reine Arbeiterregierung' auflehnen darf, von der er in wirklich einzig dastehender Naivität erhofft, daß sie ‚im eigenen Interesse und in dem des Vaterlandes' ihre Klassenkampf-Taktik aufgebe. Die Demokraten sind und bleiben unbelehrbare Illusionisten, besonders wenn sie Professoren sind.

Demokraten, Sozialisten und Kommunisten wähnen Deutschland und die ganze Menschheit von allem Übel zu erlösen, wenn sie in fast jeder Zeile Demokratie, Sozialismus, Internationale, Sovjet-Ideen und Sovjet-Macht als Allheilmittel anpreisen. Sie versprechen allen die Freiheit, aber nur, wenn sie sich löblich in allem ihren Machtsprüchen unterwerfen. Denselben Sklavengeist, mit dem gewisse Demokraten nacheinander vor den Monarchen, vor Wilson, vor dem ‚reifen Volk', vor dem feindlichen Ausland, wedelten und winselten, fordern sie auch vom deutschen Volk. Demokraten, Sozialisten und Revolutionsliteraten gilt doppelt und allein das Wort des Idealisten Troeltsch auf dem Leipziger Parteitag: ‚der sogenannte neue Geist ist nur zum kleinsten Teile neu und nur zum kleinsten Teile Geist.' Denn sie sind nicht berufen, das Sehnen nach Idealen zu erfüllen, das trotz allem Materialismus, trotz der durch den Krieg und vollends durch die Revolution gesunkenen Moral sich im deutschen Volke regt. Sie unterdrücken den Idealismus, indem sie betriebsame Mächler des Materialismus mit der Gloriole schmücken, allen anderen aber nicht nur das Können, sondern selbst den guten Glauben absprechen. In der Tat: was sind Goethe, Bismarck und Hindenburg (hasse und schmähe sie, deutsches Volk!) gegen die Neunmalweisen Theodor Wolff, Kautsky und den ‚Großinquisitor' Hugo Sinzheimer? Was sind überhaupt alle Geistesgrößen gegen die wahren guten Menschen, repräsentiert durch welt-, land- und volksfremde, aber um so nasenweisere Kaffeehaus-Literaten und kaum schulentwachsene, aber alles besser wissende, in ihrer Vollkommenheit unbeirrbare Zigaretten-Buben?

Die Theodor Wolff und Kautsky haben ja auch von jeher das deutsche Volk dazu erzogen, dem Ausland mehr zu glauben als sich selbst. Nun, auch von dort lassen sich wieder die treuen Warner vernehmen, die schon während des Krieges durch eine geistige Blockade das deutsche Volk zur Vernunft brachten. Alexander Hohenlohe mahnt: ‚Deutschland hat immer noch nicht den militaristischen Geist überwunden. Das Mißtrauen des Auslandes ist nur zu berechtigt, weil Deutsch-

land nicht freiwillig vollkommen sich entwaffnet und abgerüstet hat (!).' Es muß auch tatsächlich im neuen Deutschland immer noch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ‚Deutsche' auch jetzt noch in die ‚neutrale' Presse flüchten müssen, um ‚die Wahrheit' zu verbreiten. Diese Wahrheit lautet: ‚die Rettung Deutschlands und der Friede Europas hängen einzig davon ab, daß Deutschland den Sinn seiner Niederlage durch Überwindung des militaristischen und die Alleinherrschaft des zivilen, des zivilisierten Menschen verstehen lernt.' Mit Hundedemut allein kann also Deutschland vor die Hunde gehen! Denn dieses Land ist nicht nach dem Wilson von damals das bestregierte und bestverwaltete Land gewesen, nicht das Land der Geisteskultur eines Luther, Gutenberg, Goethe, Kant und Wagner; es ist das Land der Barbaren! Deshalb ist deutsches Wesen auch aller Welt ein Greuel und selbst Urdeutschen von Heinrich Heine bis zu Theodor Wolff. Selbst die deutsche Öffentlichkeit muß vor der Regierung und Entente dagegen protestieren, daß sich deutsche Marine-Barbaren der ‚gerechten' Strafe, einem Entente-Gericht, durch Auswanderung zu entziehen suchen. Man hat sie zwar in England erwischt, aber der Mosseschen ‚Berliner Volkszeitung', die nur für Geiselmörder Achtung vor dem heiligen Leben auch des Verbrechers fordert, gebührt das Verdienst, weitere Fälle zu verhüten. Landesverräter sind nur die Deutschnationalen, hat ja auch die Fortschrittssäule und Philosemitengröße Gothein wieder auf dem Leipziger Parteitag zweifelsfrei festgestellt.

Französischer als die Franzosen: so ist's recht. Das war ja auch der große deutsche Dichter und noch größere jüdische Revolutionär Heinrich Heine. Von ihm aus weist das ‚Berliner Tageblatt' Wege zum neuen Deutschland. Möge also am jüdisch-materialistischen Wesen das deutsche Volk genesen. Je mehr leider selbst deutschen Juden unerwünschte Ostjuden ins darbende Deutschland zuwandern, um so schneller kann diese Ausheilung vor sich gehen. Hat doch selbst ein deutscher Minister für Kultus, der Preußen-Haenisch, seit Mariä Laach als wahrhaft vorurteilsfreier Geistessiegelbewahrer rühmlichst bekannt, sich für die persönliche Ehrenhaftigkeit der Kulturträger des Ostens vom Schlage des Korruptionstöters Helphand-Parvus und Wiederaufbausendlings Radek verbürgt. Das seien starke Persönlichkeiten, an die man den kleinbürgerlichen Maßstab nicht anlegen könne. Aber Ludendorff war nur ein verbrecherischer Hasardeur.

Nur die verstockten reaktionären Großkopfeten und verdächtigen Wiederbringer der Schreckenszeit des ‚Narrs von Gottes Gnaden' und seines Handlangers mit dem Zuchthausgesetz wollen sich immer noch nicht zum Glauben an die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der Vorherrschaft der begabten jüdischen Minderheit belehren. Bolschewistische Gelder (wer stiftet sie?) stehen zur Verfügung, um Radau-Antisemitismus zu mimen, wenn die Antisemitenriecherei kein Objekt mehr finden sollte. Jedes Mittel ist geheiligt gegenüber den deutschnationalen ‚Volksverderbern', deren zwar noch unbekannten, aber gerade darum unheimlichen Wahlvorbereitungen die sozialistischen Volksbeglücker in ganzen Serien von Leitartikeln zu begegnen wissen. Papier ist geduldig und der rote Philister so gläubig. Er glaubt noch heute blindlings, daß sich nicht nur Liebknecht und Rosa

Luxemburg, sondern auch sogar Leviné und andere unproletarische Revolutionsliteraten für ihn ‚geopfert' haben. Er merkt immer noch nicht, wer jetzt die ‚Großkopfeten' sind. Selbst die Führer lassen sich von oben kommandieren und imponieren. Wenn auch die U.S.P.-‚Freiheit' sich einmal entrüstet, daß die sogenannte Diktatur des Proletariats in Rußland in Wirklichkeit nur die Diktatur einer Minderheit von Parteiführern sei, sie ist zu sowjetfromm, um nicht durch weitere Konzessionen an die Kommunisten sich von dem Bannfluch des Papstes Lenin zu reinigen, daß die U.S.P. Kleinbürger, Helfershelfer der Gegenrevolution, Verräter am revolutionären Sozialismus seien. Sklavengeist! Wenn auch ein ungarischer Kommunist das jüdische Klüngelwesen unter der Räteherrschaft Bela Kuns als Revolutionshyänen charakterisiert, der neue Kapitalismus der Kommunisten-Führer bleibt unantastbar. Denn sie erlösen ja die geknechteten Massen von den finsteren Mächten des alten Kapitalismus. Es muß erst alles kaput werden, lautete ja schon die Parole während des Krieges, und nur der Krieg und immer wieder der Krieg (das ist ja auch die Litanei der Demokraten) ist schließlich schuld, wenn noch kaput geht, was übrig geblieben ist. Terror? Gewalt ist die Waffe des revolutionären Sozialismus. Die ‚Proletarier' drängen sich freiwillig zu Hausknechtsdiensten bei Zusammenkünften der nichtproletarischen sozialistischen Jugend. Terror verübelt man sich nur untereinander, wendet ihn aber selbst unbedenklich gegen alle an, die ‚rechts stehen', wozu man auch die Koalitionsdemokraten rechnet, die ‚Konservativen von heute'.

Ein Sozialist, der sonst ein Feuerwerk von Geistesblitzchen ebenso für hohe Politik hält wie seine Geistesverwandten von Theodor Wolff bis zu Siegfried Jakobsohn, umschreibt das Ziel des Sozialismus. Sozialismus war und ist Glaube, Wissenschaft und Politik. Freilich fordert er als Voraussetzung der Verwirklichung des Sozialismus die Sozialisierung des Menschen, die Austilgung des Egoismus, die vom Drohnentum der Arbeitgeber nicht zu erwarten sei. Etwa, weil diese für sich die Revolutionserrungenschaften des Sechs- und Wenigerstundentags nicht beanspruchen? Ist wirklich nur bei ihnen der Egoismus eine eingewurzelte, unausrottbare menschliche Eigenschaft? Ein Schweizer Sozialist ist anderer Ansicht. Er findet im Sozialismus dieselbe geistige Einstellung, die das Verderbliche unserer Kultur ausmache: ‚den Glauben an die Zahl, an die Gewalt, den Aberglauben, daß nur der Appell an das Interesse, an den Egoismus den sozialen Bau aufrecht erhalte, den Gewaltgeist der alten Ordnungsmächte.' Somit wäre der Sozialismus Irrglauben, Irrlehre und Gewaltgeist (Klassenkampf, Terror, Diktatur statt Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit). Gewalt aber wird stets nur wieder von Gewalt abgelöst. Die Unterdrückten und Unzufriedenen im Kasernenstaat der Zukunft würden so lange konventikeln, bis sie sich eines Tages, vielleicht erst nach Jahrzehnten, wieder von den neuen Gewalten befreien können. Möge also Bernstein die Unterstellung der Einwohnerwehren unter die sozialistischen Gemeindemehrheiten durchsetzen, die über ‚Neutralität' und Bewaffnung zu entscheiden hätten, mögen Münchener Arbeitslose durch eine neue Revolution ihren Wunsch nach nur unabhängig-kommunistischen Wehren verwirklichen, auch solche Gewaltsamkeiten werden wieder durch Meutereien be-

seitigt werden. Auf die Dauer kann nirgends nach einem Schema, also auch nicht nach dem Marxismus regiert werden, wenn auch Kunstwart-Intellektuelle an ein sozialistisches Deutschland und sogar eine internationale sozialistische Front ihr Herz hängen, dem vor einer zweiten Revolution bangt. Sklavengeist!

Nicht einmal gemeinsame Not vermag die Deutschen mehr zur Besinnung zu bringen. Zwar hat im von den lettischen und russischen Bolschewisten bedrohten Ostpreußen die ‚Königsberger Hartungsche Zeitung' — ein weißer Rabe unter den Demokraten — eine Einigung mit den Rechtsparteien nicht prinzipiell abgelehnt. Zwar hat dort der gegangene Oberpräsident, der bekannte Sozialdemokrat Winnig, in einer deutschnationalen Versammlung den Ruf zur Sammlung ergehen lassen. Vielleicht sollten seine Worte mehr oder nur den Deutschnationalen gelten als seinen eigenen Parteigenossen, jedenfalls war deren Antwort die allerschärfste Kampfansage nicht nur gegen die Rechtsparteien, sondern auch gegen das Koalitions-Zentrum, die ‚allein Schuldigen' an allem Unglück, vom Kriegsausbruch, der Kriegsverlängerung, der Hungerblockade und dem Versailler Gewaltfrieden bis zur Ostseeblockade, der Kohlen- usw.-Not Ostpreußens, ja sogar zu den Loslösungsränken und der Vorenthaltung von Lebensmitteln während der Blockaden. Winnig bleibt ein Prediger in der Wüste, wenn er im neuen Deutschland an die Parteien appelliert: ‚das Wichtigere ist das Volk. Parteien kommen und gehen, politische Verfassungen kommen und gehen, was aber ewig bleibt, das ist das Land und das Volk, das auf diesem Boden leben muß.' Winnig ebenso wie Troeltsch. Im neuen Deutschland denkt und regiert ein anderer Geist. Nicht freie Republikaner leben in einem freien Volksstaat, nicht selbstbewußte Demokraten wie in der freien Schweiz. Wie und was kann Deutschland noch hoffen? Bedientenhaftigkeit gegenüber der Partei und dem Ausland unter dem Vorwand der Völkerversöhnung: das ist die neudeutsche Gesinnung. Ärger als je wird verordnet, kommandiert und noch folgsamer pariert. Hat vielleicht deshalb das Ausland den Eindruck deutscher Unwandelbarkeit? Militaristischen Geistes, der sich heute nur Sozialismus nennt? Was ist neu, was ist Geist, wo Freiheit und wahre Demokratie, wo Brüderlichkeit und wahrer Sozialismus? Papierene Verheißungen des neuen Regimes! Partei, Koalition, jüdische Solidarität, Sklaven-Gesinnung ist alles!"

* * *

So wäre es denn zum Verzweifeln? In der Tat — wenn es nicht noch eine deutsche Jugend gäbe, und wenn es nicht noch Männer gäbe, die reinen Sinnes und hohen Mutes sich der heiligen Aufgabe widmen wollen, diese Jugend aus dem grauen Elend des großen Niederbruches zu neuen Gipfeln emporzuführen. Als ein verheißender Anfang in dieser Richtung dürfen die Bestrebungen begrüßt werden, die sich im ersten Hefte der neuen Monatsschrift des Deutschnationalen Lehrerbundes, „Nationale Erziehung" (Theodor Weicher, Leipzig) spiegeln. Zwei Fragen werden dort in einem Aufsatze „Jugend und Politik" von Karl Bernhard Ritter aufgeworfen. Die eine: kann man der Jugend mit Politik

kommen? Die andere, schwerer, ernster und tiefgreifender, weil sie auch das Gewissen angeht: darf man der Jugend mit Politik kommen?

„Eines ist zunächst einmal Tatsache, daß die Jugend die Politik ablehnt, jedenfalls die Politik, die wir bisher gemacht haben, insbesondere die Partei-politik. Und ich frage: hat sie nicht ganz recht mit ihrer Ablehnung? War diese Politik nicht zum größten Teile Interessenpolitik, Kuhhandel? Das bekannte Wort, daß die Politik den Charakter verderbe, hat doch seinen guten Grund. Und nun ist das ja ganz besonders abstoßend für die Jugend, die idealistisch gerichtete Jugend, daß diese Interessen in der Politik unter dem Scheine des Kampfes für hohe und edle Ziele vertreten werden. Politisch handeln heißt doch eigentlich um der Gemeinschaft willen handeln, für die Gemeinschaft handeln unter Zurücksetzung aller privaten Sonderinteressen, politisch handeln heißt in einem tiefen und wahrhaftigen Sinne selbstlos handeln. Die Politik, wie sie tatsächlich gemacht wird, ist aber vielfach das Gegenteil von dem, was sie demnach sein sollte. Das gilt ja auch von dem Sozialismus, den wir heute in der praktischen Politik erleben. Dieser Sozialismus ist nichts weiter als Mammonismus mit umgekehrtem Vorzeichen, der Mammonismus derer, die keinen Mammon haben, ihn aber haben möchten und darüber hinaus keine Ziele kennen oder doch meinen, alles andere, Kultur, Geist, Sittlichkeit ergäbe sich von selbst, wenn nur erst der Vater aller Dinge, das Geld, da sei. Die materialistische Weltanschauung, die von den Sozialisten offen ausgesprochen wird, ist aber in der Praxis nicht viel weniger die Weltanschauung auch der bürgerlichen Parteien gewesen. Statt die Wirtschaft dem Geist dienen zu lassen, der Seele der Nation, hat man diese Seele umgekehrt der Wirtschaft, dem Geld, dienstbar gemacht. Und hat so das Höchste und Heiligste, die Idee, verraten. Und dagegen richtet sich der ganze edle Zorn der Jugend, ihr Unwille, wenn sie die Politik ablehnt.

Also müßte die Frage, ob unsere Partei der Jugend mit Politik kommen könne, verneint werden? Ganz gewiß, wenn nicht Hoffnung bestünde, daß unsere Partei über die Interessenpolitik hinaus wachsen wird. Und diese Hoffnung gründet sich vor allem darauf, daß in ihr die verschiedensten Interessentengruppen vereinigt sind, alle Stände und wirtschaftlichen Lager, geeint nur durch ein ideelles Band, den Gedanken der nationalen Wiedergeburt. Die Partei kann nur zusammenhalten, wenn dies ihr einigendes Band immer stärker und reiner als das all ihr politisches Handeln beherrschende Ziel hervortritt. Die Idee des nationalen deutschen Volksstaates wird immer klarer von ihr als das eine große Programm herausgearbeitet werden müssen. Je mehr das aber geschieht, um so mehr machen wir die Politik, nach der die Jugend verlangt. Solange aber dieses ideelle Ziel unserer Politik nicht ganz ehrlich und allein entscheidend verfolgt wird, wird die Jugend um ihrer inneren Wahrhaftigkeit willen von Politik und jedenfalls von unserer Politik nichts wissen wollen.

An sich hat die Deutschnationale Partei ja die besten Aussichten, die Jugend bei sich begrüßen zu können, denn sie steht in der Opposition. Und die Opposition, der Protest, der Wille zur Wandlung liegt der Jugend, ist ihr innerlichst verwandt.

Es fragt sich nur, welchen inneren Sinn unsere Opposition hat. Ist sie nur ein Verneinen dessen, was jetzt ist, und ein Bejahen dessen, was war, dann haben wir bei der Jugend verlorenes Spiel. **Eine Partei zur Rechtfertigung der bisherigen konservativen Politik ist von vornherein zum Aussterben verurteilt.** Die Jugend will nicht, sie kann nicht wollen, daß man ihre Gegenwart und Zukunft verneint. Sie kann nicht leben aus der Erinnerung an das heraus, was war. Und ich möchte einen jeden, der mit ihr zu tun hat, dringend warnen, ohne ernste Prüfung seiner Worte daraufhin, ob sie wirklich um Zukünftiges ringen, oder nur Trauer um Verlorenes, ‚Reaktion', sind, vor die Jugend zu treten. Die Jugend hat recht, daß sie gegen solche ‚Reaktion' protestiert. Denn zuletzt und zutiefst ist's Unglaube, Ungehorsam im religiösen Sinne, wenn wir das, was sich in der Geschichte vollzieht, einfach nur verneinen. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der große Philosoph der konservativen Weltanschauung, hat gesagt: alles Wirkliche ist vernünftig! Gewiß, ich kann den Umsturz, die Revolution aufs tiefste beklagen, ich kann vor allem den Unglauben, die Plattheit, die innere seelische Leere verurteilen, die zu diesem Zusammenbruch geführt haben. Nicht das, was die Menschen gemacht haben, ist vernünftig. Ganz und gar nicht. Das war verbrecherisch. Aber zugleich bleibt es eine gottlose Rede, daß Menschen die Weltgeschichte machen. Zu dem, was hinter den Ereignissen des letzten Jahres steht, nicht zu den Revolutionstagen, habe ich ja zu sagen. Nicht wiederbeleben wollen, was durch die Geschichte gerichtet ist, sondern neuschaffen aus dem Besten, was unsere Geschichte an wesentlichem Gehalt in sich trägt und was das Erbe ist, von dem allein wir zu leben vermögen, was aber gerade in den letzten 30 bis 40 Jahren mehr und mehr verleugnet worden ist!

Neuschaffen unser Volk, seine Wiedergeburt herbeiführen, ist unsere Aufgabe. Die kann nur gelöst werden aus diesem geschichtlichen Gehalt heraus. Und dieser Gehalt ist nichts anderes als die alle Geschichte tragende Idee. Aus ihr allein fließen die Kräfte unserer Erneuerung. **Weil wir Macht und Wirtschaft nicht der Idee untergeordnet, ihr dienstbar gemacht haben, weil wir vergessen hatten, daß die Deutschen eine größere Aufgabe haben, als viel Geld zu verdienen und eine große Macht zu sein, darum fehlten uns die großen, guten, einenden Gedanken, fehlte uns der Glaube, der Berge versetzt, und darum sind wir da, wo wir heute sind.**

An welche Grundgedanken können wir anknüpfen, um diese Politik der Jugend nahezubringen? Nun, wir stoßen bei der Jugend heute weithin auf freudige Zustimmung, auf innerliches Verständnis mit dem Gedanken, daß wir nur als wesentliche, eingewachsene, verwurzelte Menschen etwas taugen. Es ist das die zukünftige Reaktion gegen alle Großstadtkultur in unserer Jugend, die sich ihren sichtbarsten Ausdruck in der Wandervogelbewegung geschaffen hat. Es gibt **nicht einen Baum an sich, sondern Linden, Buchen und Eichen,** und so **gibt es auch nicht den Menschen an sich, nicht einmal den Europäer, sondern nur Deutsche, Franzosen, Engländer.** Oder aber es handelt sich um ganz verwaschene, farblose, entseelte ‚Zivilisierte'. Der Mensch ent-

wickelt sich zur Fülle seines Wesens, zur Entfaltung der ihm innewohnenden Anlagen nur auf dem Boden seines Volkstums. Dieser völkische Gedanke ist bei der Jugend lebendig.

Dazu muß nun aber etwas anderes kommen. Der Mensch ist ein Zoon politikon, wie die Alten sagten, ein auf Gemeinschaft angelegtes Wesen. Und erst in der Gemeinschaft wird der Mensch zum Menschen. Denn erst in der Gemeinschaft lernt der Mensch, daß er verantwortlich ist, daß er verpflichtet ist. Mehr noch, erst in der Gemeinschaft geht ihm eine Ahnung auf von der Unzulänglichkeit alles menschlichen Handelns, eine Ahnung der menschlichen Schuldhaftigkeit, lernt er, daß menschliches Gemeinschaftsleben zuletzt auf Liebe und Gnade beruht. Und erst durch solche Erlebnisse hindurch wird ein Mensch fähig zum Handeln, fähig zur Politik. Echte politische Erziehung ist nicht denkbar ohne diese tiefste und innerste religiöse Erziehung. Eine Erziehung, die diese seelischen Dinge nicht aufredet, sondern Erfahrungen vermittelt und Erfahrungen deuten hilft. Aus solchen Erfahrungen, wie ich sie eben andeutete, werden Führermenschen, reife Führer, echte Politiker geboren, die in den schwersten Tagen aller Politik, in den entscheidenden und notvollsten Lagen, in denen nur ein ganzer, wahrer Mensch helfen kann, ihren Mann stehen.

Eine Frage beschäftigt heute unsere Jugend ganz ungemein; die Frage: Müssen wir nicht um der Liebe willen Sozialisten sein? Da müssen wir deutlich machen, daß eine Wirtschaftsform an und für sich gar nicht ethisch gewertet werden kann. Die Jugend ist nicht kommunistisch aus wirtschaftlich nationalökonomischen Gründen, sondern aus idealistischen. Und da muß Klarheit geschaffen werden, daß Wirtschaftsfragen nur Fragen des Mittels sind, nicht letzte Fragen, daß Wirtschaftsfragen daher auch nicht vom Ethos her gelöst werden können, sondern auch ganz gewiß im Dienste sittlicher Hochziele von den Wirtschaftern, die Lage und Bedürfnisse der Wirtschaft übersehen. Nicht um den Gegensatz von Sozialismus und Individualismus als verschiedenen Formen der Wirtschaft handelt es sich für die Jugend, sondern um den der utilitaristischen und der heroischen, idealen Weltanschauung. In diesem Gegensatz ist der Kampf um unsere Jugend auszufechten, mit schneidigen Waffen. Denn da geht es nun in der Tat darum, ob wir Deutsche bleiben und wieder frei werden wollen. Und da gilt es rücksichtslosen Kampf allem schöngeistigen, ethischen und ideologischen Gerede, das letzten Endes nur der fadenscheinige Mantel für den ganz platten Utilitarismus, die Selbstsucht ist, sei sie nun Selbstsucht des einzelnen oder der feigen Masse. Wir Deutsche haben ein höheres Ideal für unsere Staatsgesinnung ererbt als das von dem möglichst großen Glück der möglichst großen Anzahl. Wir sind nicht dazu da, um glücklich zu sein, sondern um der Wahrheit zu dienen, und das als Deutsche in deutscher Art. Und so trete ich auch an die Wirtschaftsfragen heran. Mir geht es nur darum: wie sorge ich dafür, daß die Freiheit des deutschen Vaterlandes auch in wirtschaftlicher Beziehung erhalten bleibt. Hilft dazu der Sozialismus — gut, er ist willkommen; die Planwirtschaft — gut; die Individualwirtschaft — sie hat dann und nur dann ihr Recht.

Und wie fangen wir es nun an, um diese Gedanken von Freiheit und deutscher Nationalität der Jugend mit reichem lebendigem Inhalt zu erfüllen? Da gibt es nur einen Weg, und der heißt: Zurück zu den Alten, zu den Großen deutscher Geschichte, zu den Besten, den Führern des deutschen Volkes. Nicht wissen soll die Jugend um Ereignisse und Namen, lebendig werden soll ihr, was da war und doch noch ist und sein wird und sein soll. Schöpferisch soll werden in ihr, was die alten Quellen deutschen Geistes ihr sprudeln. Darum gehen Sie mit der Jugend zusammen zu diesen Quellen hin, lesen Sie Luthers Freiheit eines Christenmenschen, Eckehart, die Nibelungen, Friedrichs des Großen Antimacchiavell, das Testament des Großen Kurfürsten und seinen Dichter Kleist. Wonach Ihnen gerade das Herz verlangt. Nicht daß so ein Junge aus jedem Jahrhundert deutscher Geschichte etwas weiß, sondern daß er irgend etwas großes Deutsches ganz weiß, darauf kommt es an."

* * *

Diese, wie jede andere nationale Bewegung, wäre aber im vorhinein zur Unfruchtbarkeit verdammt, würde nur von dem Hohugelächter der Gegner zu Grabe geläutet werden, wenn sie sich nicht ganz bewußt von dem Banne irgendwelcher alten Parteiüberlieferungen befreite. Darüber scheint man sich indessen in den Kreisen, die hinter der neuen Monatsschrift stehen, erfreulicherweise klar zu sein. Mit aller Entschiedenheit wird es von einem der Herausgeber der „Nationalen Erziehung", Professor Karl Pflug, ausgesprochen: „Wir Deutschnationalen und wir bewußt national Empfindenden in der Gegenwart überhaupt, wir sind keine Partei im Sinne der Parteien vor dem unseligen Oktober 1918." Der Satz steht in einem Aufsatze „Unsere Ziele", ist also programmatisch.

„Das Problem der geistigen Führerschaft ist das Problem der rechtsstehenden Parteien innerhalb eines parlamentarisch-demokratischen Staatswesens überhaupt. Vor dem Oktober 1918 war das Parlament gegenüber einer wenigstens der Idee und der tatsächlichen Möglichkeit nach starken Regierung lediglich Ventil der öffentlichen Meinung und regulierender Faktor. Im Oktober 1918, schon vor der Revolution (oder auch in ihr, denn mehr und mehr erkennen wir, wie tief man schon seit 1915 den Boden unterwühlt hatte, auf dem wir zu stehen und den Sieg erkämpfen zu können glaubten), wurde das Parlament Machtzentrum. Wollen wir Rechtsstehenden zur Macht kommen, können wir sie auf gesetzmäßigem Wege nur durch die Massen gewinnen. Wie aber können wir die Massen gewinnen mit unseren politischen Grundsätzen, wenn wir die Herrschaft der Tüchtigen der Massenherrschaft vorziehen, wenn wir die Politik als eine Sache ruhiger Erwägung ansehen und sie nur widerwillig unreifen Zwanzigjährigen überantworten, während den linken Parteien in den Schlagworten der sozialen Gerechtigkeit und der Freiheit, dem Zentrum in der Idee der Kirche Massen immer sicher sein werden? Oder kann die Macht als der Grundbegriff unseres an Bismarck und Treitschke geschulten Staatsgedankens zunächst volkstümlich sein? Die Frage scheint hoffnungslos. Einen Ausweg weist uns ein tiefes Wort Paul de Lagardes: ‚Ein Volk besteht

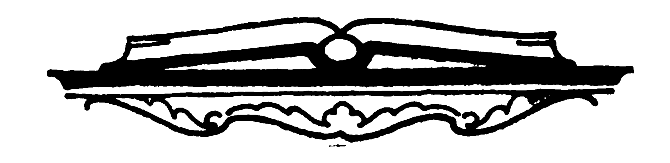
nicht aus Urwählern. Das Volk spricht nur dann, wann die Volkheit in dem Individuum zu Wort kommt, wann das Bewußtsein der allen einzelnen gemeinsamen Grund- und Stammnatur wach und sich über ihr Verhältnis zu den großen Tatsachen der Geschichte klar wird.' Mit dem Volk als der gegenwärtigen Masse von Wählern werden wir unsere Gedanken schwer in Einklang bringen können, haben wir's doch in diesen trüben Zeiten schaudernd wieder selbst erfahren, wie der Tag nur das Verworrene im Verworrenen spiegelt. Fühlen wir aber unsere innere Übereinstimmung mit der Volkheit, so gilt es, das Volk zu sich selbst, zur Volkheit, zu führen, das heißt zu seiner eigenen Idee, zu der Gesamtheit seiner eigentlichen Eigenschaften, wie sie sich in seinen großen Männern verkörperten, und wie sie ihm, das nicht alt, nicht klug wird, sondern immer kindisch bleibt, durch fremde Einflüsse so merkwürdig fremd werden können. Ein Volk kann wirklich, wie das unsere im letzten Jahrhundert durch die wirtschaftliche Entwickelung in den Kinderkrankheiten des Industriezeitalters, durch das Zusammenpferchen in den Großstädten, durch fremde und zersetzende Einflüsse aller Art, besonders des emanzipierten Judentums, auf lange gleichsam sein eigentliches Wesen verlieren, an sich irre und damit gewissen Parteien zur leichten Beute werden; schließlich muß es wieder zu sich selbst kommen, so wahr es dauernd nur aus sich selbst heraus leben und atmen kann. Auch die Deutschen des 17. und 18. Jahrhunderts waren sich entfremdet; wie herrlich fanden sie sich dann im ‚Sturm und Drang' und gar erst in der Zeit der Not in Arndt und Fichte und Schleiermacher und in den Männern der Heidelberger Romantik wieder!

Nicht der Massenwille, sondern der Volkswille ist das Entscheidende. Der spiegelt sich nicht in der Gegenwart, sondern in der ruhigen Betrachtung der Kräfte, die den organischen Aufbau dieses Volkes bedingten. Wie sehr wird dieser Spiegel vom Hauch des Tages getrübt! Rein und fleckenlos strahlt er nur in den großen Stunden eines Volkes, in denen es in einem elementaren Grundgefühl zu sich selbst kommt. Wir erlebten es im August 1914, und ewig werden wir uns glücklich preisen ob dieses Erlebens, wie Schweres auch in der Zeiten Hintergrunde schlummerte. Der Grundfehler der Demokratie ist es, die Stimmung des Stimmzettels für die Stimme des Volkes zu nehmen, statt aus der Tiefe des Volkstums heraus durch seine geistigen Führer dem Volke gleichsam erst sein eigenes Wesen wieder verständlich zu machen. Wie das Tier und der naive Mensch, lebt die Demokratie im Augenblick, wir leben in Vergangenheit und Gegenwart und damit auch in der Zukunft, leben in dem organischen Aufbau der Geschichte des Volkes, und der reiche Himmel strahlender Namen von großen Geistern unseres Volkstums ist uns das deutsche Volk, nicht die Masse der belanglosen Einzelnen der Gegenwart. Wir leben in der Idee, sie in der Realität, und die Idee ist realer als die Realität.

Was ist demgemäß unsere Aufgabe? Die Volksmasse in unermüdlicher, zäher, bewußter Arbeit zur Volkheit hin-, zum Volkstum zurückzuführen. Nur so dürfen wir das beglückende Bewußtsein einer neuen, jungen, zukunftfrohen Bewegung haben, nur dann, wenn der Glaube der Führenden an ihr Volk und seine ewige Kraft mit leidenschaftlicher Hingabe, ja mit einer Art religiöser In-

brunst vorgetragen, Gemeingut der Massen wird. **Nur eine Idee kann uns zum Siege führen**, wie nur eine Idee die Sozialdemokratie einte und das Zentrum zusammenhält. Unser von internationalen Schlagworten so leicht betörtes Volk, zu sich selbst gebracht durch bewußte Führer, denen es als Menschen vertraut und sich in deutscher Treue willig hingibt, wird deutsch sein, fühlen, wollen. Und dann erst ist es gesundet nach der furchtbaren Krankheit, die es jahrzehntelang schon durchgiftete und die zum Ausbruch kam, gerade als stärkste äußere Gefahren es mit Vernichtung bedrohten. Die Führung der Masse zum Volkstum durch die Führerschaft der Einzelnen kann auch in der Zeit der Massenwirkung und der Massenentscheidung Kräften wie den unseren zum Siege verhelfen. Es ist ein Gedanke, der auch gerade die Jugend unter unseren Fahnen sammeln wird. Denn so wie sie für sich erstreben, Persönlichkeiten zu werden, müssen sie auch den Völkern ihr Recht lassen, Persönlichkeiten zu sein, ihr eigenes Leben zu leben. Das erschlägt in ihren Köpfen die kosmopolitischen Ideen einer allgemeinen Menschheitskultur, denen sonst gerade deutsche Jugend so leicht zuneigt. Und ebenso ist der aristokratische Gedanke der Führerschaft unserer Jugend gerade von ihrer stärksten Bewegung, dem Wandervogel, her durchaus geläufig. Wieviel haben wir Gebildete, wieviel wir Lehrer am Volk gesündigt, indem wir es in den Jahrzehnten der Technik, der Industrie und des wirtschaftlichen Aufschwungs führerlos werden oder von internationalen Gaukelbildern verführen ließen! Die harte Not der deutschen Wirklichkeit wird den Deutschen aus diesen Träumen erwecken. Nach einer furchtbaren Krisis kann er zu sich selbst genesen. In diesem inneren Ringen sollen die Erzieher helfen, denen nationales Wollen die Muskeln strafft."

Hier werden klare Ziele gewiesen, wird das Banner positiver Ideen aufgepflanzt. Es wäre bedauerlich für die einen, wenn Rückfälligkeiten einträten, wenn das Banner doch nicht weiter reichte, als die Parteifahne weht, für die anderen, wenn sie sich ihm nur darum fernhielten, weil ihnen eine andere Parteifahne den Kreidestrich zieht. Bedauerlich für uns alle, wenn wir es nicht endlich über uns brächten, das Gute zu nehmen, wo wir es finden, ohne erst viel darnach zu fragen, von welcher Partei wohl wir dazu geladen werden. Dürfen wir das noch für uns erhoffen? Von uns — selbst!



Auf der Warte

Unter dem Sklavenjoch

Jetzt hilft kein Augenschließen mehr, kein Kopf-in-den-Sand-stecken, — nur Buckel dürfen noch gekrümmt werden, daß die Peitsche des Siegers, des Fremden, niedersause auf die entblößten Sklavenrücken. Sie haben's nicht anders gewollt, nun haben wir die Freiheit, die sie meinten. Nein, Deutschland durfte wahrhaftig „nicht siegen", denn dann hätte „die Partei" Schaden nehmen können. Nun leben wir im „freiesten Volksstaate der Welt" — unter Fremdherrschaft, wir haben „die freieste Verfassung" — nur kein Selbstbestimmungsrecht. So was von unbeschränkter Freiheit hat die Welt noch nicht gesehen — unter unbeschränkter Fremdherrschaft. Das ist die dürre Wahrheit, alles andere Papier, Gewäsch, demagogische Täuschung oder feiger Selbstbetrug.

Mußte das so kommen? Nein und tausendmal nein! Wir konnten wohl den Krieg, aber wir mußten nicht unsere Freiheit, unsere Menschenrechte und Menschenwürde verlieren. Nicht in einen Zustand geraten, für den es auch nach den furchtbarsten Niederlagen kein Beispiel gibt in der Geschichte. Wird jemand zu behaupten wagen, die Franzosen oder Engländer würden sich unter irgendwelchen Umständen unter ein solches Joch gebeugt, würden sich auch bereit erklärt haben, ihre Heerführer, Offiziere oder wer sonst dazu erkiest würde, dem Sieger auszuliefern? Kein französischer oder englischer Staatsmann hätte seinen Namen unter einen solchen — „Friedensvertrag" gesetzt, denn er hätte gewußt, daß er damit sein Todesurteil unterzeichne und daß sein Volk das Schriftstück in tausend Fetzen reißen oder durch Henkershand öffentlich verbrennen lassen werde.

Für andere Völker gibt es eben eine nationale Ehre — gibt es die für uns Deutsche und nur für uns Deutsche nicht? Wäre es an dem, wie dürften wir uns denn beklagen, daß wir als das aussätzige unter den Völkern, aus ihrer Reihe ausgestoßene, behandelt werden? Mag doch kein Ehrliebender den Ehrlosen als seinesgleichen ansehen, ihm die Hand reichen, wenn er schon seine Dienste sich gefallen lassen muß. Solche Zucht ist hart, aber unentbehrlich, ist nichts anderes als gesellschaftliche Sauberkeit, öffentliche Hygiene, und darum berechtigt. Nicht der Haß ist heute unser schlimmster Feind, — die Verachtung. Über den Haß kann eine Brücke zur Verständigung, selbst zur Sympathie führen: die dem Feinde durch innere Größe abgerungene Achtung, Bewunderung, — über die Verachtung führt keine Brücke. Hier gibt es nur Selbsterlösung durch Selbstbesinnung und opferwillige Selbsterneuerung ...

Eine furchtbare Tragödie, furchtbar im besonderen für die Tausende, Hunderttausende, die, wenn ihnen sonst auch nichts Menschliches fremd geblieben ist, doch an diesem Zustande sich schuldfrei fühlen, die gegen ihn angekämpft haben bis zum äußersten und nun, als Freie, die Schmach mit erdulden, in sich fressen, Genossen der Narren, Knechtschaffenen und Verräter sein müssen, die es nicht anders gewollt haben. — Aber was wäre das für eine Liebe zum Volke, die nicht auch solche Last ihm zu tragen hülfe? Zu tragen wohl, aber nicht zu beschönigen, nicht sich mit der Gesinnung gemein zu machen, die allein nur in solche schmutzige Schande führen konnte.

Und doch — auch das schwindet dahin vor dem größeren, dem unnennbaren Weh des Abschiednehmens von den Brüdern, die wir

nun auch mit den äußeren Abzeichen der Unfreien in die Fremdherrschaft ziehen lassen müssen. Ihr Brüder und Schwestern im Osten, im Norden, im Westen, im Süden, — Worte können es nicht tun, sie werden auch von Tränen erstickt, und der Herzschlag stockt... Aber ich beschwöre euch als ein schlichter Deutscher, der sein Volk in aller Nacktheit seiner Schwächen kennt, so gut zu kennen glaubt, wie sich selbst: — laßt die Hoffnung nicht fahren, gebt den Glauben nicht auf an euer Volk! Kein anderes kann so tief sinken, kein anderes sich so hoch erheben. Beispiellos in der Geschichte war sein Sturz in die Tiefe, beispiellos aber auch seine Erhebung 1914 und sein bald fünfjähriges siegreiches Ringen gegen eine Welt. Ein Ringen nicht nur gegen alle Übermächte und Ungünste von außen, sondern auch von innen, unter einer politischen Führung, die nicht wußte, daß und wie sie in den Krieg hineingeraten war, noch viel weniger, wie sie aus ihm herauskommen könne, die ihre schärfsten und stärksten Waffen verrosten ließ, wo der Feind aus allen Rumpelkammern des Erdenkreises auch die letzte und rostigste hervorsuchte und blank schliff.

So wie dieses Deutschland von euch, so nimmt Wotan, der Schuldbeladene, in trübe Verträge Verstrickte, Abschied von seiner Brünhilde: „Leb wohl! Leb wohl! Leb wohl!“ Aber bevor er sich von der doch Tiefstgeliebten wendet, läßt er die Waberlohe um sie aufflammen. Keiner darf sich ihr nahen, keiner der Jungfräulichen den Gürtel lösen, es sei denn der Held — seines eigenen Blutes Sproß...

Irgendwo im deutschen Walde faucht ein Feuer, klingt ein Hämmern. Ein Knabe schmeißt die Stücke eines zerbrochenen Schwertes in den Tiegel und schmiedet sich — Notung... Notung! Notung!

J. E. Frhr. v. Grotthuß

*

Der Anschlag gegen Erzberger

Als bekannt wurde, daß ein ernstgemeinter Anschlag gegen Herrn Erzberger unternommen, er auch — nach den Bulletins — nicht ungefährlich verwundet worden war, konnte der Vorfall bei allen durch die Revolutionsmoral noch nicht zerrütteten Gemütern ohne Unterschied der Partei nur das Gefühl aufrichtigen Bedauerns erwecken. Niemand aber konnte die Tat ungelegener kommen, als den Gegnern Erzbergers — war sie doch Wasser auf seine und seiner Anhängerschaft Mühlen. Das liegt so klar zutage, daß es nicht erst der Erklärungen aus den deutschnationalen Kreisen bedurfte, sie hätten mit dieser Tat nichts gemein und lehnten sie mit Entrüstung ab. Die Versuche der Erzbergergarde, den Anschlag an die Rockschöße der Deutschnationalen zu hängen, waren von so grobschlächtiger Einfalt, daß sie an ihrer eigenen Lächerlichkeit ersticken mußten, und jedes Hinzutun nur vom Übel sein konnte.

Es war die aus eigenem Antriebe verübte Tat eines unbesonnenen, unausgereiften jugendlichen Schwärmers, subjektiv nicht anders zu richten, als die des Grafen Arco in München. Der eine sah in Eisner den Schädling und Verderber, der andere in Erzberger. Wie der Türmer zu jeder Art von Versuchen steht, den Gang der Weltgeschichte durch Revolverkugeln oder Dynamit auf den rechten Weg zu bringen, hat er nicht nötig erst darzulegen, aber wenn in Kundgebungen der sozialistischen Regierung Wendungen gebraucht wurden wie: „Mit Abscheu verurteilen wir den fluchwürdigen Anschlag...“, so ergänzt unser Gedächtnis zwangsläufig: „gegen die geheiligte Person des Herrschers“, und beweisen auch solche eingefrorene Tiraden, wie sehr sich das „neue System“ schon das Vokabularium — und nicht nur das — des „alten Systems“ zu eigen gemacht hat. Vor Tische las man anders, da wurde das politische Attentat nicht nur gerechtfertigt, sondern mit einer Gloriole umwoben, und die Tage, an denen solche verübt worden waren, prangten auf den sozialdemokratischen Parteikalendern als Ehrentage.

Nun haben sich die Verletzungen des Herrn Erzberger glücklicherweise nicht als so gefährlich herausgestellt, wie sie uns in den Bulletins geschildert wurden, und wenn diese

Zeilen dem Leser vor Augen kommen, wird nach menschlichem Ermessen Herr Erzberger wieder im Vollbesitze seiner vorbildlichen Rundigkeit und Rührigkeit sein. Es wird dann auch jeder Grund fortfallen, an den Fall Erzberger noch Sentimentalitäten zu wenden, von deren Blässe er selbst in seiner frischen Unbefangenheit niemals angekränkelt war. Gr.

*

Die Ludendorff-Lüge

Schon im Herbst 1916 hat Ludendorff zum ehemaligen Generalquartiermeister, späteren Kriegsminister von Stein, wie dieser in seinem Erinnerungsbuche „Erlebnisse" berichtet, unmißverständlich gesagt: „Bethmann bringt nie einen Frieden zustande, er muß fort." General von Stein bezeugt, daß Ludendorff schon von dem Augenblicke an auf den Frieden bedacht gewesen ist, wo er in seine verantwortungsvolle Stellung einrückte. Was macht die zielbewußte Lüge und die ihr nachtrottende hämische Beschränktheit daraus? Ludendorff habe den Frieden hintertrieben, jeden zarten, nur sich anspinnenden Faden zum Frieden mit brutaler Faust abgerissen. — Auch die Lüge wird, unbekümmert um alle tatsächlichen Widerlegungen, mit eiserner Stirn fortgepflanzt, daß Ludendorff, nicht, wie es erwiesene Wahrheit ist, schon im August 1918 auf einen Waffenstillstand gedrängt hat, sondern ihn erst im Oktober, und dann ganz plötzlich und unter jeder Bedingung innerhalb 24 Stunden verlangt habe. Am Ende wäre es nicht so schwer zu begreifen, daß ein Staatsmann oder ein Militär in solcher Stellung sehr wohl von schwerer Sorge um einen glücklichen Ausgang bedrückt und von dem heißen Wunsche nach einem annehmbaren Frieden beseelt sein kann, ohne es doch für genial halten zu müssen, durch Ausschreien seiner innersten Sorgen und Wünsche die Standhaftigkeit des eigenen Volkes zu lähmen und die des Feindes anzuspornen. Aber was jedem englischen Klippschüler eine platte Selbstverständlichkeit ist, braucht darum deutscher „Reife" noch lange nicht über die Schwelle des Bewußtseins zu treten — es wäre ihrer unwürdig. —

Alle jene Lügen sind so schlagkräftig widerlegt worden, daß ihre Verbreiter dann sich in ein verlegenes Gestammel verkrochen. Aber nicht auf lange. Nachdem sie annehmen durften, daß dem Gedächtnisse der Zeitgenossen, das so kurz ist wie ein Darm, die Tatsachen wieder entschwunden seien, stellten sie die alten ausgestopften Lügen wieder in die Schaufenster der von ihnen gemachten öffentlichen Meinung. Und was so ein richtiger Spießer oder Intellektueller ist — gleiche Brüder, nur mit ungleichen Kappen —, sieht den gestopften Wanst und die blitzenden Glasaugen der Lüge und ruft überzeugt und befriedigt: „Hei lewet noch!"

Die Ausstopfer rechnen auch darin richtig: es ist nicht jedermanns Sache, sich gegen einmal widerlegte nichtswürdige Lügen immer wieder und wieder zu rechtfertigen. Alle „Demokratie" und aller „Sozialismus" sind eben doch nicht imstande, die „Gleichheit" zwischen vornehmen und unvornehmen Naturen herzustellen. — Der Hund, der den Mond anbellt oder einen Menschen mit einem Eckstein verwechselt, ist gegen den Mond und den Menschen von seinem Standpunkte allemal im Vorteile. Dafür hat er den Vorzug, — ein Hund zu sein, wenn schon ein intellektueller. Gr.

*

Die nächste Voraussetzung zum Aufstiege

Eine alte blinde Frau könnte es doch mit dem Krückstock fühlen, daß jeder Anfang zum Besseren, zu einem positiven, nicht vorgegaukelten Wiederaufbau erst von dem Augenblick ab einsetzen kann, in dem Erzberger aufgehört hat, Nachfolger Wilhelms II., nur mit unvergleichlich größerer Machtvollkommenheit, zu sein. Wie soll unter seiner Herrschaft, der sich das deutsche Volk demütig unterwirft, ein Wiederaufbau nach innen und außen wohl möglich sein?

Nach innen —: es gibt keinen Politiker in Deutschland, der so wenig geachtet wird, wie Erzberger. Wenn auch viele aus Feigheit,

aus Geschäftsgründen, aus Parteirücksichten mit ihrem Urteil zurückhalten, — durchschaut wird er doch von allen, und ich kenne keinen, der ihn nicht für einen ausgekochten Geschäftspolitiker hielte. Es redet doch Bände, wenn selbst Erzbergers begeisterter Bewunderer Herr von Gerlach über ihn schrieb: „ein Cato sei er nicht“ und er habe die Politik immer nur als Mittel zu seiner persönlichen politischen Karriere benutzt, auch die Kolonialskandale seinerzeit nur zu diesem Zwecke aufgebracht. Was heißt denn das — in ehrliches Deutsch übertragen — anderes, als daß er von Haus aus ein ganz gewöhnlicher Streber ist? Wohlgemerkt: diese Charakteristik gab Herr von Gerlach in einem Aufsatze („Welt am Montag“), der eine Huldigung für Erzberger darstellen sollte. Der Aufsatz mündete dem Sinne nach in das Bekenntnis, das Harden einmal auf einer Postkarte an Otto Erich Hartleben abgelegt hat. Es lautete: Ein Lump? — Ja. Aber dumm? — Nein.

Nach außen? — Die Leute draußen brauchen wir nicht erst über Erzberger aufzuklären. Aber sie sagen: „Wie der Herr, so der Knecht.“ Der Herr über Deutschland ist Erzberger. Trotz Ebert, Bauer, Müller (man kann die Namen nicht alle behalten, sie interessieren auch weiter nicht und erregen nur in Badehosen Aufsehen). Und trotz der „Rechtsparteien“, die — mit Ausnahmen — ihren Altweibersommer von Anno Toback weiterspinnen und im übrigen loyal sind ... Gr.

*

Die Ungesetzlichkeit der Auslieferung

Paragraph 9 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich lautet: „Ein Deutscher darf einer ausländischen Regierung zur Verfolgung oder Bestrafung nicht ausgeliefert werden.“ Dadurch, folgert die „D. T.“, daß mit dem Friedensvertrage in seiner Gesamtheit auch die in ihr enthaltene Auslieferungsbestimmung Gesetzeskraft erlangt hat, ist dieser § 9 an sich außer Kraft gesetzt worden. — Hingegen wird § 2 des Strafgesetzbuches durch die Unterzeichnung und Ratifizierung des Friedensvertrages nicht berührt. Eine Handlung kann nur dann mit einer Strafe belegt werden, wenn diese Strafe gesetzlich bestimmt war, bevor die Handlung begangen wurde. Das ist hier nicht der Fall, denn als die von den Feinden behaupteten angeblichen Handlungen deutscher Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten und Beamten begangen worden sind, war die Strafe, mit der die Feinde diese angeblichen Verbrechen jetzt belegen würden, natürlich nicht festgesetzt. Es ergibt sich mithin, daß es ungesetzlich wäre, Persönlichkeiten zu verfolgen, zu verhaften und auszuliefern, um sie dem Verfahren und einer Bestrafung zuzuführen, welche ohne weiteres aus den angegebenen Gründen ungesetzlich wäre.

Die deutsche Regierung wird sich jedenfalls auf den Standpunkt stellen, das gehe sie nichts an, sie habe sich einmal vertraglich verpflichtet und müsse das in ihren Kräften Stehende tun, um diese ihre Verpflichtung zu erfüllen. Im Bereiche dieser Überlegungen kommt es uns weniger auf die deutsche Regierung an, als vielmehr auf die angeforderten deutschen Persönlichkeiten und auf die amtlichen Organe, welche von seiten der Regierung zur Ermittlung, Verfolgung und Verhaftung der betreffenden Persönlichkeiten angespannt werden könnten. Für diese beiden Kategorien ergibt sich: Die betreffenden Beamten und ihre Unterorgane müssen sich sagen, daß sie ungesetzlich — ganz abgesehen vom vaterländischen und nationalen Momente — handeln, wenn sie Regierungsanweisungen nachkommen, die an sie ergehen, um im Sinne des Abschnittes ‚Strafbestimmungen‘ die ‚Nachforschung‘ nach den Schuldigen usw. verlangen. Wir hoffen, daß kein deutscher Beamter es mit seinem vaterländischen Gefühl und seiner Ehre vereinbar halten wird, solche Handlungen zu begehen, welche eine Schurkerei erster Ordnung und auch im besonderen Hochverrat bilden würden. Daneben soll der Beamte sich aber sagen und kann es sich zur Stützung seines Gewissens sagen, daß derartige Verlangen der Regierung eben ungesetzlich wären. Diese Tatsache trifft aber nicht allein den Beamten, sondern

jeden Staatsbürger. Sobald die Auslieferungsfrage akut geworden ist, tritt für jeden Deutschen die Möglichkeit ein, daß er direkt oder indirekt in die Angelegenheit hineingezogen wird. Jeden Augenblick kann er vor die Frage gestellt werden, sich einer auszuliefernden Persönlichkeit teilnahmslos, helfend oder hochverräterisch gegenüber zu stellen. Da es viele schwankende Gemüter leider geben wird, so sei diesen besonders mit Nachdruck gesagt, daß sie den ungesetzlichen amtlichen Maßnahmen und Verfolgungen im Vollgefühle ihres Rechtes und der Gesetzlichkeit ihrer Ablehnung und ihres Widerstandes entgegentreten können, denen sie, vom nationalen Standpunkt gesehen, ohne weiteres entgegentreten müssen.

Dieses alles gilt a fortiori für die zur Auslieferung angeforderten Persönlichkeiten selbst. Sie würden, abgesehen von allem anderen, ungesetzlich handeln, wenn sie sich Versuchen, Zwangsmaßnahmen und Aufforderungen der Regierung und ihrer Organe fügten. Sie werden gesetzlich handeln, wenn sie diesen Maßnahmen und Organen Widerstand leisten oder sich ihnen entziehen. Das gleiche gilt, und das ist ein besonders wichtiger Punkt, für die Frage der Beihilfe für alle Personen, die sich so oder so vor die Frage gestellt sehen sollten, ob sie einem Verfolgten beistehen und ihm helfen sollen oder nicht.

Ließe sich Einheit der vorstehend entwickelten und begründeten Anschauung im deutschen Volke erzielen, so könnte man sicher sein, daß die Feinde und die deutsche Regierung ihren Zweck nicht erreichen würden. Wie die Verhältnisse tatsächlich bei uns liegen, ist eine Einigkeit schwerlich zu erwarten. Um so klarer und entschlossener muß diejenige Hälfte unseres Volkes sein, welche die feindliche Auslieferungsforderung innerlich und nach außen mit aller Tatkraft ablehnt. Besonders über eines muß man sich übrigens unter allen deutsch Denkenden und auch den Angeforderten selbst ganz klar sein, daß wahrscheinlich auch hier die Länge, wie man sagt, die Last tragen wird, vorausgesetzt, daß die Angelegenheit von den Feinden im gleichen Sinne wie jetzt weiterbetrieben wird. Es handelt sich nicht um einen einmaligen Versuch, nicht um eine einmalige Maßnahme, sondern möglicherweise um jahrelange Bemühungen, unterstützt durch alle Mittel der Korruption. Sei es demnächst, sei es später, aber es wird jede Auslieferung einer deutschen Persönlichkeit an den Feind einen wahrhaften Schandfleck auf den deutschen Namen bilden und bleiben.

*

Staatskanzler Renners Kotau vor Clemenceau

Der Staatskanzler Deutschösterreichs, Dr. Renner, hat nach der Rückkehr von seinem Pariser Bittgange in der Nationalversammlung erklärt, er könne nicht anders, als diesem hervorragenden Manne seine Bewunderung in politischer wie in menschlicher Beziehung aussprechen. Was die Verbeugung nach der politischen Seite betrifft, so ist diese allerdings sachlich vollständig berechtigt, und es mag Herrn Renner angesichts des siegreichen „Tigers" seine eigene politische Unzulänglichkeit mit niederschmetternder Deutlichkeit zum Bewußtsein gekommen sein. Anders liegt es aber mit der Bewunderung der rein menschlichen Größe des französischen Ministerpräsidenten. Hier steht jeder Kenner der bisherigen Tätigkeit und der bisherigen Äußerungen Renners vor einem psychologischen Rätsel. Der Herr Staatskanzler hat bis in die jüngste Zeit hinein in unzähligen Zeitungsaufsätzen, die großenteils in seinem während des Krieges erschienenen Werke „Österreichs Erneuerung" gesammelt sind, dann in zwei ebenfalls während des Krieges erschienenen Büchern sein politisches und menschliches Glaubensbekenntnis abgelegt. Es gipfelt in seinem Glauben an die Internationale und in der Forderung der Beseitigung jedes Völkerhasses und der Begründung des allgemeinen Völkerfriedens. In all diesen Punkten vertritt er also einen Standpunkt, der dem Clemenceaus auf das schärfste entgegengesetzt ist. Renner war bisher gleich seinen Parteigenossen ein ab-

gesagter Feind aller nationalistischen und imperialistischen Politik und fällt die schärfsten Urteile über die deutschen Feldherren, die ihm als Vertreter einer solchen erschienen. Er tat dies immer vom Standpunkte reiner Menschlichkeit aus. Wenn nun derselbe Mann dem Fleisch gewordenen Völkerhasse, der satanischen Sucht, die Rache an Renners eigenem, dem deutschen, Volke bis aufs letzte auszukosten, seine politische und sogar seine menschliche Bewunderung nicht versagen zu können erklärt, dann kann die Mitwelt nur staunend solcher Botschaft lauschen und sich fragen, warum der Herr Staatskanzler an dem französischen Staatsmanne bewundert, was er an deutschen Politikern und Feldherren in Grund und Boden verdammt?

*

Ein neuer Mongoleneinfall droht!

Von einer mit den Verhältnissen im Osten sehr vertrauten Seite wird der „Kreuzzeitung" geschrieben:

Es ist an der Zeit, sich einmal darüber klar zu werden, daß von Osten ein neuer Mongoleneinfall mit all seinen Schrecknissen und Greueln droht. Stellen doch die jüdischen Organisatoren des bolschewistischen Heeres monatlich 80 000 Chinesen und Baschkiren neu in die rote Armee ein.

Erst Koltschak, dann Judenitsch und jetzt Denikin sind von der roten Armee geschlagen, ihre Heere in der Auflösung, und widerstandslos besetzt die rote Armee täglich weite Strecken „befreiten Landes".

Das Hauptziel der Bolschewisten aber war und bleibt der Westen. Der Tartar kommt zur westlichen Kultur! Nicht umsonst wollen ihre Führer die Millionen und Abermillionen ausgegeben haben, die in Polen, Litauen, Lettland und ganz besonders in Deutschland zur Vorbereitung des Bodens für ihre Ideen verbraucht worden sind. Und wenn sie erst mal heranbrausen, diese ungezählten Massen und wilden Horden, wer wird dann Deutschland vor dieser Überflutung schützen? Deutschland, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit muß aufwachen! Aufwachen aus der Indolenz, die jeden dahin treibt, daß er glaubt, gerade ihm werde nichts geschehen.

Diese Indolenz geht ja so weit, daß nicht nur Berlin und Brandenburg glaubt, wenn Ostpreußen bedroht sei, so ginge sie das nichts an, sie geht sogar so weit, daß der Bauer auf seinem Hof noch glauben wird, er könne ungestört leben, wenngleich er von seinem Nachbardorf den Feuerschein sieht und die Hilfeschreie kämpfender Männer und vergewaltigter Frauen hört. Wie lange soll es dauern, bis der Arbeiter einsieht, daß ausgebrannte Fabriken oder zerschlagene Maschinen ihm keine Möglichkeit lassen, sich sein Brot zu verdienen?

In dem Riesen-Agrarstaat Rußland war es möglich, daß eine lange Zeit verging, ehe es zu einer Hungersnot kam, ehe jede Möglichkeit vernichtet war, Lebensmittel oder irgend welche anderen tatsächlichen Werte zu schaffen, ehe es so weit kam, daß Raub, Mord und Plünderung der einzig übrig gebliebene Weg wurde, der die notdürftigste Existenz zu fristen zuließ.

Brechen aber über Deutschland erst die bolschewistischen Mongolenhorden herein, so wird es ein Grausen sein, schlimmer, als es in Rußland je unter Bolschewistenherrschaft war.

*

Die Günstlinge der französischen Generäle

Der „Vorwärts" nagelt fest:

Der Sozialdemokratischen Partei und allen Parteien im Bezirk Wiesbaden, die die Abtrennungsbestrebungen der Dorten und Genossen bekämpfen, wird nahezu jede politische Tätigkeit unterbunden. Selbst neutrale Veranstaltungen zugunsten der notleidenden Kinder Österreichs werden von den Besatzungsbehörden verboten. Hingegen können ungehindert die Unabhängigen die größten Versammlungen gegen die Regierung und gegen die Sozialdemokratische Partei treffen und ihre Schimpfkanonaden loslassen. Die Presse, die auf dem Boden der deutschen Verfassung

steht, darf darauf nicht antworten. Die Besatzungsbehörde gestattet die Antwort nicht. Einem Parteisekretär der Sozialdemokratie wurde von der Besatzungsbehörde unter Androhung der Ausweisung verboten, gegen die Unabhängigen in Versammlungen aufzutreten.

So erfreuen sich die Unabhängigen im ganzen besetzten Gebiete des liebevollen Schutzes der französischen Militaristen. Die Angehörigen aller der Parteien, die die Abtrennungsbestrebungen und den französischen Militarismus bekämpfen, werden verfolgt und eingekerkert. Nur den Mitgliedern der U.S.P. ist es gestattet, in weitestgehendem Maße ihre politische Tätigkeit entfalten zu können.

Im ganzen besetzten Gebiete gründen die Unabhängigen eine Zeitung nach der anderen. Die Zahl ihrer Anhänger ist gering. Aus eigener Kraft bringen sie die Geldmittel nicht auf. Alle Zeitungen leiden unter Papiermangel, nur nicht die neugegründeten Organe der Unabhängigen. Woher das Geld und Papier kommt, ist eine Frage, die in den Kreisen der Bevölkerung des besetzten Gebietes ständig aufgeworfen wurde. In Saarbrücken wurde eine Zeitung der Unabhängigen gegründet, deren Chefredakteur Angestellter des Saarkuriers, eines Unternehmens, das von französischem Gelde gegründet und ausgehalten wird, ist. Herr Sander, eine übel beleumundete Persönlichkeit, bekennt offen, im Dienste der Französlinge zu stehen. Er ist für ihre verschiedensten Unternehmungen der Propagandist, es stehen ihm sehr erhebliche Geldmittel zur Verfügung. Auch dieser Herr ist ein fleißiger Agitator der Unabhängigen.

*

Nicht „Amerikas Hilfe“, nur Hilfe der Deutsch-Amerikaner

Aus einem amerikanischen Briefe an die „T. R.“ ergibt sich die sehr beachtenswerte, aber völlig verkannte Tatsache, daß der „Rote-Kreuz-Verband Amerika-Hilfe“ in Berlin, ebenso wie die Methodisten, ihre Unterstützung lediglich aus deutsch-amerikanischen Kreisen bekommen. „Die Gesinnung der Yankees (mit Ausnahme der Quäker, Pazifisten und einiger Sozialisten, die ja von Anfang an prinzipiell gegen jeden Haß und Krieg waren) ist noch immer so gehässig, daß man z. B. in keiner englisch-amerikanischen Zeitung bekanntmachen könnte, daß wir für Deutschland sammeln oder nähen. Die Überpatrioten würden gleich dazwischenfahren. Da man in Deutschland so vielfach gegen die Deutsch-Amerikaner verbittert ist, weil wir politisch zu schwach waren, den Krieg und die Hetze zu verhindern, so liegt mir viel daran, daß das bekannt wird, daß außer den Quäkers nur die Deutsch-Amerikaner, und zwar großzügig und nach besten Kräften zur Linderung der Not beitragen (in Deutschland und Österreich). Viele reiche und angesehene Deutsch-Amerikaner würden sich heute noch total um ihre Stellung bringen, wenn ihr Name auf einer Sammelliste erscheinen würde. Drum stehen immer nur Buchstaben, und nichts kommt in die englische Zeitung, sondern nur in die deutschen. Die jetzt eintretende Hilfsaktion kommt also nicht, wie viele bei euch meinen, daher, daß Amerika jetzt milder denkt, oder nicht mehr so feindselig gesinnt ist, sondern nur, weil die Deutsch-Amerikaner seit dem 28. Juni vor dem Gesetz wieder das Recht haben, Gutes zu tun wo sie wollen, und es dann wieder riskieren dürfen, zu helfen, wo es ihnen während des Krieges politisch verboten war. Wie schwer uns diese Untätigkeit geworden ist, davon habt ihr keine Ahnung.“

*

Dank vom Hause Deutsche Republik

Oberst Reinhard entlassen! Just ein Jahr, nachdem er die mehrheitssozialistische Republik mit den Häuptern ihrer Lieben gerettet. Die „D. Z.“ erinnert daran, wie vor einem Jahre das System Ebert-Scheidemann unmittelbar vor dem unrühmlichen Ende stand, wenn nicht in letzter Stunde Oberst Reinhard mit seiner Freiwilligentruppe die damalige sogenannte Regierung gerettet hätte. Grund

genug, den verdienstvollen Mann bei passender Gelegenheit abzuschieben. Die Gelegenheit bot sich im Marlohprozeß. Schon die Stellung der Ehrenkompagnie für den Generalfeldmarschall von Hindenburg wurde ausgenutzt, Reinhard zu beseitigen. Man bot ihm Beurlaubung oder Versetzung an. Er wählte zuerst die Beurlaubung und erhielt auf seine Frage, warum er denn auf einmal in „Ungnade" gefallen sei, die Antwort, man mache ihm zum Vorwurf, daß er im Parteivorstand der Deutschnationalen Partei und im Vorstand des Deutschnationalen Jugendbundes sei. Das erste stimmt nicht, und seine Mitgliedschaft im Deutschnationalen Jugendbund war eine Ehrenmitgliedschaft und weiter nichts. Wenige Tage später änderte sich das Bild. Man stellte an ihn das Ansinnen, umgehend seinen Abschied einzureichen. Präsident Ebert und die sogenannte Regierung, die ihm ihr Dasein überhaupt verdanken, waren entschlossen, ihn zu beseitigen. Man zog alle möglichen Vorwände an den Haaren herbei, die Oberst Reinhard leicht widerlegen konnte. Daraufhin mußte ihm Exzellenz von Lüttwitz mitteilen, daß, wenn er nicht ginge, Herr Noske gehen müsse, worauf Reinhard erwiderte, daran könne er dann auch nichts ändern. Und darauf teilte ihm Exzellenz von Lüttwitz mit, man wolle ihm entgegenkommen und ihn zum General ernennen, wenn er den Abschied sofort einreiche. Dieses Ultimatum lehnte Oberst Reinhard ab und verzichtete auf den Generalsrang, ersuchte dagegen, ihm doch, wenn es so schnell gehen müßte, den Abschied zu erteilen. Es würde ihm im übrigen eine Ehre sein, von einer so handelnden Regierung verabschiedet zu werden.

*

Der Achtstundentag des Kopfarbeiters

Jeder Handarbeiter genießt heute die Segnungen des Achtstundentages, die ihm gewiß nicht mißgönnt sein sollen. Wie sehr viel ungünstiger in dieser Hinsicht die Verhältnisse für diejenigen liegen, die ihren Erwerb aus geistiger Betätigung ziehen, darüber legt sich der Arbeiter, der gewohnt ist, mit dem Pfiff der Fabriksirene seine Tätigkeit abzubrechen, gemeinhin keine Rechenschaft ab. Bei der denkfaulen Masse steht es unumstößlich fest, daß geistige Arbeit „weniger anstrengend" sei. Um dieses törichte Schlagwort zu widerlegen, kann nicht oft genug auf Beispiele aus der Praxis hingewiesen werden.

Ein solches Beispiel, und zwar ein besonders eindringliches, liefert ein Vorgang, der sich kürzlich vor einer Berliner Strafkammer abspielte. Wie alle Strafkammern, so ist auch diese derartig belastet, daß die Sitzungen sich stets vom frühen Morgen bis in die späten Nachmittagsstunden hinziehen. Die Belastung der Kammer hatte zur Folge, daß der Vorsitzende genötigt war, eine Verhandlung, in der 8 Angeklagte, 6 Verteidiger, 20 Zeugen und 1 Sachverständiger erschienen waren, nicht ihrem Umfange gemäß als Tagessache zu behandeln, sondern den Termin erst auf 11 Uhr vormittags anzusetzen. Um 5 Uhr nachmittags machte sich infolgedessen bei allen Beteiligten eine hochgradige Erschöpfung bemerkbar. Im Namen der Zeugen, die ohne Mittagessen sechs Stunden lang auf dem eiskalten Korridor gewartet hatten, erhob schließlich einer der Verteidiger gegen die Fortführung der Verhandlung Einspruch — unter Hinweis auf den Achtstundentag. Der Vorsitzende erklärte, daß dies kein Grund sei, die Verhandlungen abzubrechen, da er die Fülle der auf ihm lastenden Arbeit anders nicht bewältigen könne.

Einfacher wäre es natürlich und wohl auch „klassenbewußter", in einem solchen Falle die Arbeit zu „schmeißen". Aber was würde wohl werden, wenn nicht die geduldige Pflichttreue der alten Beamtenschaft das wacklige Staatsgebäude noch stützte?

*

„Sie dürfen nicht"

Die putzigsten Spaßmacher auf dieser papierenen Welt, meint Karl Eugen Schmidt im „Tag", sind die Rechtsgelehrten. „Sie sind viel merkwürdiger als die Ärzte, die sich ärgern, wenn ein von ihnen verurteilter

Kranker mit dem Leben davonkommt. Sie erinnern an den legendenhaften König, der bei einer gewaltsamen Staatsumwälzung die Nachricht, daß die Aufständischen das Zeughaus gestürmt hatten, mit der erstaunten Frage beantwortet haben soll: ‚Aber dürfen die denn das?‘

Bei jeder neuen Forderung der vereinigten Kulturkämpen setzen die deutschen Rechtsgelehrten sich hin und beweisen aus ihren Büchern, daß diese Forderung nicht rechtens ist und somit nicht gestellt werden kann. Wahrscheinlich ist der Vordersatz ganz richtig, aber daraus den Nachsatz zu folgern, ist Sache eines mehr in Büchern als im wirklichen Leben bewanderten Menschen. Für die Sieger ist einfach erlaubt, was gefällt, und Einschränkungen gibt es da nicht.“

Das ist so richtig wie selbstverständlich. Aber die „Rechtsgelehrten“ sind noch immer nicht die „putzigsten“. Noch putziger sind die Deutschen, die dran glauben. Aber insoweit sind die „Rechtsgelehrten“ allerdings die putzigsten, als sie — öfter sind es Deutschnationale — gar nicht merken, daß sie dabei Erzbergern auf den Leim kriechen und seine Geschäfte besorgen! Gr.

*

Sozial?

Sonnabend zu Sonntag Nacht gegen 3 Uhr, sie kommen an mit Feldstühlchen und großen Stullenpaketen, die Kunsthungrigen und stellen sich an, um ja die Ersten zu sein bei Eröffnung des Wochenvorverkaufs an der Staatsoper. Sie haben gewartet acht, neun Stunden. Die Kasse wird geöffnet. Einige wenige sind abgefertigt. Wenn jeder der Vordermänner die Höchstzahl der an eine Person abzugebenden Karten von 4 Stück erhalten hat, mehr wie 100—120 Karten können noch nicht ausgegeben sein und schon: IV. Rang ausverkauft, im III. Rang nur noch einige ungünstige Plätze. Darf man fragen, wo die übrigen Karten geblieben sind? Die Preise der Staatstheater im „sozialen Staate“ steigen und steigen. Dem unbemittelten Kunstfreund bleibt nur noch der Olymp erschwinglich. Im Parkett und den Rängen machen sich Revolutionsgewinnler und Schieber breit. Und die wenigen billigen Plätze verschwinden teilweise noch auf unerklärlichen Wegen, sind auf jeden Fall bei Beginn des Vorverkaufs nicht mehr vorhanden. Sollten die Staatstheater auch nicht frei sein von der Volksseuche: Schiebertum? E. M.

*

Laßt eure Jungen Müllkutscher studieren!

Die Berliner Müllkutscher wollen täglich drei Touren machen und nicht mehr als 100 Kasten täglich abholen. Dafür erhalten sie einen Wochenlohn von 160 Mark (also 640 Mark Monatslohn), ferner für das Putzen und Reinigen der Pferde am Sonntag 6 und 9 Mark, sowie 2 Mark für das Beschlagen der Pferde. Der Urlaub wird bezahlt und das Trinkgeldnehmen gestattet. Für das Fortschaffen des während des 16tägigen Ausstandes liegengebliebenen Mülls erhalten die Kutscher und Schaffner eine besondere Vergütung und einen Vorschuß von 100 Mark.

Mit Trinkgeldern, die nicht zu knapp zu veranschlagen sind, wird das Mindesteinkommen des Müllkutschers einen Betrag erreichen, der den Neid der besitzlosen gebildeten Klasse erwecken kann.

*

Ein Kunstabend beim Kultusminister

In der neuen, von Stefan Großmann herausgegebenen Wochenschrift „Das Tagebuch“ (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) wird erzählt:

In einer Sammlung von Haenischs Kulturreden dürfen vor allem die Glockentöne nicht fehlen, mit denen er bei einem unvergeßlichen Kunstabend im eigenen Hause, nämlich im Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, die Vorlesung des Dramas ... „Moses“ von ... Viktor Hahn eingeleitet hat. Der Gedanke, daß ein Minister für allerlei schöne Angelegenheiten bedeutende Leute abends zwanglos bei sich zu Gaste

sieht, ist verlockend. Er muß den Geistern zu Bier und belegten Brötchen aus was Subtileres bieten können ... Wer aber beschreibt das Entsetzen der Gäste, als Viktor Hahn, der Besitzer des abgeschmacktesten Boulevardblattes von Berlin, „Achtuhr-Abendblatt“, sein Drama „Moses“ aufblättern und daraus lesen durfte ... zehn Minuten ... zwanzig Minuten ... eine halbe Stunde ... dreiviertel Stunde ... beinah eine Stunde. Erst herrschte schreckliches Schweigen, dann begann sanftes Flüstern, später erreichten ein paar Mutige die Türen, und schließlich wurde das Schwätzen und Raunen so laut, daß Viktor Hahns zarte Mädchenstimme nicht mehr sehr störte. Langsam, je tragischer es bei Moses zuging, stieg die Fröhlichkeit im Saale. Plötzlich hörte man aus dem Geflüster einige Sätze: „Könnte ihm nicht ein halbwegs kunstverständiger Beamter das Programm machen? ... Wozu ist denn Becker da? ... Das kommt von den Leitartikeln im Achtuhrblatt ... Er sollte doch Troeltsch fragen ... Wie still und angenehm war es hier unter Schmidt.“

*

Wedekinds Athletengarde

Die Ortsgruppe München des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller hat lebhaften Einspruch gegen die Störungen erhoben, durch die ein Teil der Zuhörerschaft die Aufführungen von Wedekinds „Schloß Wetterstein“ unmöglich gemacht hat. Den Schutzverband Deutscher Schriftsteller sind wir gewohnt, auf der Bildfläche erscheinen zu sehen, sobald das, was ihm als Freiheit und Fortschritt erscheint, scharf angefaßt wird. Früher trug der Feind meistens die schwarze Toga des Staatsanwalts, und das Publikum wurde zum Zeugen aufgerufen, dieses Mal würde man wohl am liebsten die republikanische Staatsgewalt anrufen gegen das Publikum. Das heißt, man nimmt auch mit anderen Gewalten vorlieb. Die „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 967 vom 29. Dez. 1919), bekanntlich auch ein Hort der demokratischen Freiheit und unbeschränkter Meinungsäußerung, bringt gleich einen langen Bericht über diese Münchener Aufführungen unter dem Stichwort „Wedekinds Athletengarde“. Er ist in dem üblichen Feuilletonstil gehalten, der dem Verfasser gestattet, sich je nach Ausgang der ganzen Geschichte auf die Seite der Gewinnenden zu stellen. Aber man fühlt doch, wohin sein Herz ihn zieht. Er spricht von „wirkungsvollen Pogromübungen der in Banden organisierten Hüter von Ordnung, Zucht und Sitte“ und bespricht ohne einschränkende Kritik die neuartigen Maßnahmen, die die Theaterleitung zum Schutze der literarischen Bedürfnisse ihres Publikums getroffen habe. Diese Schutzmaßregeln bestehen darin, daß die Eintrittskarten nur im Vorverkauf einzeln auf den Namen des Empfängers und gegen Unterschrift eines Reverses abgegeben werden, auf dem der Besucher versichert, daß er den Inhalt des Stückes kenne und sich mit ihm einverstanden erkläre. Gleichzeitig erhält man eine Bekanntmachung ausgehändigt, in der sich die Direktion im Einvernehmen mit der Polizeibehörde das Recht wahrt, Störenfriede aus dem Zuschauerraume zu entfernen.

Ist sie nicht köstlich, diese Freiheit? Und ist diese literarische Einstellung nicht ganz wunderbar, bei der man sogar sein Einverständnis mit der theoretisch verrannten Geschlechtlichkeitsmoral Wedekinds schriftlich versichern muß?

Doch damit nicht genug. Für die (vorläufig) letzte Aufführung stand den Kammerspielen — und nun muß ich den Bericht der „Frankfurter Zeitung“ wörtlich bringen — „außerdem neben einem stattlichen Aufgebot an Schutzleuten noch eine Garde von etwa dreißig gut gebauten Mitgliedern eines Athletenvereins zur Verfügung, die zweckentsprechend unter dem Publikum verteilt saßen. Es waren ganz herkulische Gestalten darunter und anerkannte Träger der Meisterschaft auf dem Gebiet des Ringkampfes, Preisboxens und Jiutsiu. Als an einer Stelle des ersten Aktes aus dem Parkett der Ruf ‚Pfui, wie pervers!‘ erscholl, erhoben sich automatisch ein paar der starken Männer und beförderten den Zwischenrufer fast lautlos an die Luft. Im zweiten Akt wiederholten

sich die Proteste in turbulenterer Form. Nun mußte schon der ganze Athletenverein in Tätigkeit treten, aber nach kurzem Tumult hatten die geübten Muskeln kunstgerecht ihre Arbeit verrichtet und es herrschte wieder respektvolle Ruhe im Saal. Die Präzision, mit der sich der Athletenklub seiner Aufgabe entledigte, fand allgemeine Bewunderung. Wedekind selbst wäre stolz auf solche Prätorianer gewesen."

Wir wollen doch festhalten, mit welchem Behagen die „Frankfurter Zeitung" die Mitwirkung eines Athletenklubs in einem geistigen Kampfe annimmt, wenn er seine wohlgeschulten Muskeln in den Dienst der von der Frankfurterin vertretenen Sache stellt.

R. St.

*

Der mauschelnde Christus

Alfred Kerr gibt die Offenbarung in der „Neuen Rundschau" (Dezemberheft 1919). Sein „Jerusalem" überschriebenes Reisetagebuch, überreich an erhellenden Einblicken in die alljüdische Seele, gipfelt im nachfolgenden Abschnitt.

„Ich höre Christus mauscheln. (Ihr hört es nicht.) Weil meine Schriften, die singendgedrungensten in deutscher Sprache seit ihrem Bestand —, weil meine Schriften selber mauscheln, in, sozusagen, steingeschnittenem Tonfall.

Blumenhaft und felsfest.

Schlankgewogen und falkenjäh. Ihr hört die Hälfte. Wißt Ihr was vom Tonfall des Alten Testaments — den ich verpreußt habe?

Christus hat den Satz: „Wenn dich dein Auge ärgert, reiß es aus" sicherlich so gesagt: „Wenn dich dein Auge ärgert" — Pause; eingeschobenes unhörbares „Nun?"; nochmals unhörbar: „Nun?"; Schluß der Pause; fortfahren mit verändertem, plötzlich erleuchtetem, doch nur leise triumphierendem Tonfall: „Reiß es aus!" (als ob jemand sagte: das ist doch sehr einfach).

Oskar Wilde, darin ein Esel, läßt Christum griechisch parlieren. Wird ihm was. Gemauschelt hat er! Das ist: blitzhaft-unterscheidlich gesprochen.

Hört ihr es jetzt?

„Wenn dich dein Auge ärgert, — — — reiß' es aus!!" — —

Für den Antisemitismus braucht man nichts übrig zu haben, um doch einen „Verein zur Abwehr des Semitismus" in Deutschland für dringend nötig halten zu können. R. St.

*

Das Theater als Animierlokal

Dem Hauptteil der Kunden, der Schauspielkunst nicht zu würdigen weiß, mag ein Mitglied die Merkmale seiner Weiblichkeit weisen. Die sind neuerdings in der moralischen Anstalt Trumpf. Damit ersetzt man Begabung, Technik, Anmut und Witz: Georg Reickes alberne ‚Sie', Fräulein Erika Gläßner, läuft im Komödienhaus halbnackt einher, und als lüstelnde ‚Unberührte Frau' der Gabryela Zapolska geht im Kleinen Theater die Direktorin ihrem Ensemble mit disziplinverheerend schlechtem schauspielerischem Beispiel zu einem Drittel bekleidet voran. Gekitzel ringsum. Das Theater als Animierlokal. Es lösen sich alle Bande frommer Scheu. Und da leugne noch einer, daß die Bühne bestimmt ist, dem Zeitalter seine wahren Züge zu zeigen."

Also zu lesen: nicht in einem sogenannten von „freien" Leuten gern verhöhnten „Muckerblättchen", sondern in Nr. 51 von Siegfried Jakobsohns „Weltbühne".

*

Verpöbelung

Der soziale Mischmasch: Folge der Revolution, der Herstellung gleicher Rechte, des Aberglaubens an „gleiche Menschen". Dabei mischen sich die Träger der Niedergangsinstinkte (der Unzufriedenheit, des Zerstörertriebes, des Anarchismus und Nihilismus), eingerechnet der Sklaveninstinkte, der Feigheits-, Schlauheits- und Kanaillen-Instinkte, der lange unten gehaltenen Schichten in alles Blut aller Stände hinein: zwei, drei Geschlechter darauf ist die Rasse nicht mehr zu erkennen — alles ist verpöbelt. Friedrich Nietzsche

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Segen der Arbeit — A. v. Volborth

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. März 1920 Heft 6

Das reife Volk

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Es mag wohl eine Zeit kommen — wir wollen es hoffen —, in der das deutsche Volk reif sein wird, sich selbst zu regieren. Daß es jetzt noch sehr weit von diesem glücklichen Zustande entfernt ist, dafür hat es erschreckende, auch den Pessimisten erschreckende Beweise geliefert und liefert sie ahnungslos fortgesetzt weiter. Wie ein kleiner lüsterner Junge läuft es bald diesem, bald jenem nach, der ihm — je nach der „Reife“ — einen Apfel, eine Tafel Schokolade, eine Schachtel Zigaretten oder ein Pfund Speck hinhält. Es genügt aber schon das bedruckte — Einwickelpapier. Wer seinen eiteln Schwächen, seinem trägen Illusionsbedürfnisse, seinen Neidinstinkten gegen den nicht nur höhergestellten, sondern höhergearteten Stammesgenossen am plumpesten schmeichelt, der hat es.

Die Feinde wußten, was sie taten, als sie dieses närrische Kindsvolk beschwatzten, sein ererbtes und erprobtes Regierungssystem, unter dem es groß und ihnen furchtbar geworden war, in Stücke zu schlagen. Sie quietschten schier vor Entzücken, als es dann noch wie eine Rotte bösartiger Rangen, flackernden Irrsinn im Auge, einen wüsten Affentanz auf dem Leichnam seines gemeuchelten Selbstschutzes aufführte. Sie wußten: mit dem alten Deutschland war Deutschland, war, was die Welt unter Deutschland begriff, zu Grabe getragen, das Deutschland, das sie haßten, weil sie es fürchteten und bewundern — mußten.

Dieses Deutschland war nicht Mehrheit, nicht Masse, es war Zucht und

Auslese, war eine Aristokratie der Pflicht, des Geistes und der Gesittung, der Wissenden und Könnenden, ein wunderbar kunstreich und doch festgefügter Bau. So festgefügt, daß er nur von innen heraus gesprengt werden konnte. Wie wenig dieses Deutschland nur Fassade, wie sehr es der Bau selbst war, das sehen wir ja. Denn was bedeutet jetzt noch Deutschland? Eine Trümmerstätte, auf der eine Herde ohne Hirten wirr durcheinanderläuft, besinnungslos um sich beißt, kaum mühsam noch durch einige Schäferhunde davor bewahrt wird, gänzlich auseinanderzulaufen oder sich gegenseitig totzubeißen.

Eine Binsenwahrheit, daß das „alte System“ sich gröblichste Fahrlässigkeiten und Verfehlungen, widrigste Auswüchse hat zu schulden kommen lassen. Es wäre zweckmäßiger gewesen, wenn das reife Volk ihnen zu Leibe gegangen wäre, als es noch Zeit war, statt jetzt Aktenbündel und Zeitungsspalten mit ihrer Aufzählung zu füllen, nach Schildbürgerart über Angeklagte zu Gericht zu sitzen, die das Zeitliche gesegnet haben. Aber das reife Volk hatte gerade gegen ihre schlimmsten Verfehlungen am wenigsten einzuwenden, ließ sich's bei ihnen recht wohl sein, so lange es nur in vermeintlicher Sicherheit am Geschäftsgewinne teilnehmen, gut essen und trinken und nach Herzenslust sich amüsieren konnte. Die technischen Betriebsmittel zwar (Militarismus und Marinismus im Dienste des Geschäfts und der Geschäftsreklame) mißbilligte es zum Teil — moralisch, aber den Profit steckte es gerne ein. Wir wollen uns alle miteinander nichts vormachen. Wir waren Menschen wie andere auch, nur zu geschäftstüchtig, und machten auch noch in Moral.

Es ist kein Zufall, daß mit den Hoheitszeichen des Hohenzollernschen Kaiserreiches auch die Hoheit Deutschlands aus der Welt verschwunden ist. Aber ein Verhängnis ist es und ein erschütterndes Zeugnis für die „Reife des Volkes“, daß das Versagen zufällig regierender Dynasten hinreichte, das gesittetste, ordentlichste, sauberste Volk der Welt in eine zuchtlose, blind in ihr Verderben taumelnde Horde zu verwandeln. Die westliche „demokratische“ Circe hatte ihr Werk getan. Das berechtigt, zwingt zu dem Schluß, daß die Revolution keine Folge natürlicher, organischer Entwicklung war, sondern ein unvermittelter Bruch der Entwicklung, keine Beschleunigung der Fahrt in der gewiesenen Zielrichtung durch erhöhte motorische Kraft, sondern ein Unfall, eine Entgleisung, vergleichbar einem Eisenbahnattentat, verübt durch Unzurechnungsfähige oder verbrecherische Raubgesellen. Im wahren Sinne also kein Fortschritt, sondern eine Hemmung auf Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte — Reaktion. Auf Schritt und Tritt stolpern wir über ihre Rudimente, über Schutt und Geröll zerschlagener wirtschaftlicher und geistiger, unschätzbarer Kulturgüter. Wenn wirtschaftlicher und geistiger Rückgang bis zur schweinischen Verdreckung nicht nur aller öffentlichen Einrichtungen und Verkehrsmittel, sondern auch der Seelen, der Moral bis zu den einfachsten Umgangsformen nicht Reaktion ist, — was ist dann Reaktion?

„Potsdam oder Weimar“ — welches Kindsgeschwätz! Die betonte Berufung der Nationalversammlung nach der örtlichen Wirkungsstätte Goethes und Schillers — welche Reife! Welches Theater auch für das geistig geladene Ausland als Publikum, dem löbliche Dienstbeflissenheit vor Augen führen sollte,



daß Deutschland nun auch wirklich reumütig in sich gegangen, auf Potsdam verzichtet habe und wieder das Deutschland von Weimar geworden sei. Potsdam ist nicht mehr — hat nun Weimar das Erbe angetreten? Potsdam ist nicht mehr, und Weimar — ist auch nicht mehr! Vergleicht die „Löhne" eines geistigen Arbeiters, eines Dichters und Denkers, der nicht gerade für Films oder für Bordelltheater und Bordell-Literatur „dichtet und denkt", etwa mit denen eines Berliner Müllkutschers, und dann sagt mir, auf welchem Monde euer Weimar wohl liegen soll? Aber besser, ihr schreibt euch hinter die Ohren, was eure sachverständigen Genossen darüber aussagen. Der Finanzminister Dr. Südekum stellte „Kulturlosigkeit und Verblödung", der Kultusminister Dr. Haenisch den „Untergang unseres geistigen Lebens" in nahe und sichere Aussicht, wenn — ja wenn nicht ein Wunder geschieht.

Ein Narr, der hoffen möchte, daß aus der „Masse" oder „Mehrheit" des „reifen Volkes" uns die Rettung kommen könnte. Wenn sie uns kommt, dann sicher nur von einzelnen starken Persönlichkeiten, Geist- und Willensmenschen — Aristokraten. Es brauchen keine Geburtsaristokraten zu sein, wenn sie nur geborene Aristokraten sind, und die wachsen Gott sei Dank in allen Klassen. Sie warten ihre Zeit ab und sterben nicht aus. Aber es ist an der Zeit, heraus mit ihnen, an die Front! Partei in Todesnot ist Wahnsinn. Aus welcher Partei sie auch kommen mögen, wenn es nur Männer sind, ehrliche und kluge Männer, die wissen, was sie wollen und steife Nacken haben — für sie ist das Volk reif.



Botticelli · Von Mela Escherich

Gequälter Wahnsinn, schluchzende Begierde,
Ein Sternensplitter aus der Seligkeit,
In allem Jammer noch die Lust nach Zierde,
Verhaltne Glut und süße Müdigkeit.

Ein lautes Weinen in den Frühling hinein ...
Ein Schluchzen höchster Not ...
Verzitternd Schrein
Von lilienblassen Frauen, die aus dem Reigen
Der Nymphen stürzen zu des Gottessohnes Tod
Und sich wie matte Blumen um ihn neigen.

O Schwanenlied der Zeit, die ahnungsgroß
Schon einen Raffael trug in ihrem Schoß!



Die Ringer
Von Otto Schwarz

(Im Preisausschreiben des Türmers mit einem zweiten Preise ausgezeichnet)

Der Hauptteil der Vorstellung kam. Die Menge wartete auf den Einzug der Ringkämpfer in die Arena, und die Musik spielte einen schmetternden Marsch. Der Vorhang teilte sich und die Helden traten auf. Einer hinter dem andern schritten sie im Gänsemarsch in dem Rund umher und gaben den erschienenen Zuschauern reichliche Gelegenheit zur Bewunderung. Es waren zwölf Kämpfer.

Den Reihen eröffnete ein schöner Mann mit offenem Antlitz, blond und blauäugig, schlank gewachsen mit wundervoll ausgearbeiteten Muskeln und freier Würde im Schreiten. Er trug einen schwarzen Trikot. Das war der Weltmeister Hans Dietrich.

Hinter ihm tappte ein Ungeheuer in braunem Gewand, einem gewaltigen Tiere ähnlich, das auf den Hinterbeinen zu gehen gelernt hatte. Ein kleines häßliches Haupt mit niederer Stirn und struppigem Haar saß auf einem gewaltigen Nacken und der Hals schien dicker zu sein als der Kopf. Die mächtige Brust verschwand zwischen ungeheuren Armen, und vom gewaltigen Bauch standen riesige Schenkel ab wie bei einem dickhäutigen Tier der Vorzeit. Auf säulendicken Waden lastete der überladene Bau dieses Riesenkörpers, und klein und täppisch sahen sich die Schritte an, wenn die Schenkel des Ungetüms sich aneinanderreibend mit ihrer Bürde weiterbewegten. — Das war der Meister von Nord- und Mitteldeutschland, Peter Klotz.

Dann folgte eine bunte Reihe. Ein großer brauner Mann mit ganz entblößtem Oberkörper und hängendem Bart, der Meister der Türkei und ein gelber Japaner wechselten mit kleineren Meistern aus weißen Ländern von Sibirien bis Spanien. Durchweg schöne, kraftvolle Männer. Sie paßten ihre Schritte dem Klang des Fanfarenmarsches an und schritten teils wuchtig, teils sich gefällig wiegend herausfordernden Blickes dahin. Drei Paare sollten heute kämpfen, die andern morgen. Aber die Aufmerksamkeit aller galt dem Ungetüm, denn seine plumpe Gestalt und sein brauner Trikot stachen ab gegen jeden seiner Genossen. „Wie eine Riesenkröte“, sagte ein Mädchen zu seinem Schatz.

Die Ringer waren dreimal um das Rund gewandelt und verschwanden wieder hinter dem roten Vorhang. Die Musik ging in eine unbestimmte Weise über, die Zirkusdiener legten in der sägmehlbestreuten Fläche einen gewaltigen Teppich nieder. Man zog eine Grenze aus Stricken auf dem eigentlichen Kampfplatz, und der Schiedsrichter ward sichtbar, eine mächtige Gestalt, befrackt, mit in die Stirn gekämmten Haaren und einem hängenden Schnurrbart. Lauter Beifall begrüßte den nun wieder in die Öffentlichkeit tretenden Wirt und früheren berühmten Ringkämpfer. Die Kundigen erzählten von seinen Siegen über Bech Olsen, den berühmten Schweden und über den Franzosen Peyrotes. Ein großes Murmeln erhob sich, denn allenthalben wurde mit Eifer gesprochen. Kellner trugen

Bier umher, und eine drückende Hitze herrschte in dem übervollen Raum. Pferde- und Menschengeruch, Staub und zerstäubter Duft bildeten einen dicken Dunst, und die Bogenlampen schienen mit grellweißem Licht über das bunte Bild der hell und farbig gekleideten Menge.

Die Marschmusik setzte wieder ein, und das Getöse ward stärker. Das erste Paar trat in die Arena, Männer ohne Namen. Sie bekamen sich bald mit guten Griffen zu fassen und rangen mit Eifer und Gewandtheit. Die schönen kräftigen Körper der Leichtgewichtskämpfer wechselten von einem Augenblick zum andern die Stellung und zeigten die arbeitenden Muskeln in wundervoller Spannung. Mit federnder Kraft wanden sich die Männer aus den gewaltigen Umarmungen, und überraschend war es, daß einer den andern mit einem jähen Ruck zur Erde warf und ihm die Schultern niederdrückte.

Der Kampfrichter bewegte seinen Bauch gegen die Ringer, und aufatmend stand der Sieger, der Geworfene erhob sich langsam und stellte sich keuchend neben seinen Überwinder. Aber der Beifall war mäßig. Die Sachverständigen erklärten ihren Freundinnen die Griffe und lobten und tadelten, aber in einer geringschätzigen Weise. Es waren unbekannte Größen und keine Männer, deren Namen bei ihrer Beurteilung so schwer in die Wagschale fiel als ihr Dreizentnergewicht. Die Schlosser aus dem Athletenbund und die jungen Kaufleute versicherten mit kaltem Ausdruck ihren schon warm gewordenen Mädchen „das ist noch gar nichts", wenn ein gar zu gepreßter Seufzer laut wurde.

Die weniger Sachverständigen hatten ihre Freude an den prachtvollen Stellungen der gewandten Ringer, und sie waren es, welche den Beifall spendeten.

Aber beide Gruppen wurden in ihrer Aufmerksamkeit abgelenkt durch Peter Klotz. Seine erdfarbene Riesengestalt ward in den Reihen des ersten Rangs sichtbar, wo er einherwatschelte, gefolgt von einigen breitschultrigen Herren mit weichen Filzhüten, großen Uhrketten und dicken Schnurrbärten. Die Gruppe zog alsbald die bewundernden Blicke der Sachverständigen auf sich. „Das ist der Klotz!" sagte ein junger Mensch zu seinem Mädchen, „schau', was der für Arme hat! Und für einen Hals, da sitzt's!" „Aber wüst ist er, o pfui Teufel!" sprach das ehrliche Mädchen. Ihr Schatz verwies ihr die Rede: „Das ist der beste Mann im Schwergewicht und darauf kommt's an; der Dietrich kann schauen, wo er bleibt. Das ist was anderes als wenn einer herumhüpft wie ein Floh. Aber verstehen muß man was davon!" Das Mädchen schaute sich neugierig den näherkommenden Helden an und fand ihn keineswegs vortrefflich. Jetzt erhob sich ein bewunderndes „Ah!" Und alle Köpfe und Blicke richteten sich nach der Gruppe der starken Männer. Peter Klotz hatte soeben ein Markstück mit den Fingern zusammengebogen. Ein blödes Lächeln in seinem kleinen wulstigen Gesicht, stand der Koloß und ließ sich bewundern. Aus dem „Ah!" wurde Händeklatschen und ein starkes Geräusch, das sich unter den wieder einsetzenden Marsch mischte. Die zwei nächsten Kämpfer traten auf und hatten eine bessere Anziehungskraft als ihre Vorgänger. Die Stimmung war angewärmt, und der Anblick des Peter Klotz wirkte begeisternd auf die Verehrer des Ringkampfes, wie ein Molochsbild auf die Bevölkerung Karthagos Strahlen feuriger Wildheit ausgesandt hatte.

Die Weiber schauten mit geheimem Schauder den wüsten Kerl an und die Schönheit der zwei Ringer von vorhin hatte lange nicht so an ihre Herzen gerührt wie die plumpe, massive Elefantenwucht, die Peter Klotz ausstellte. Es war der Reiz des Außerordentlichen. Die Männer redeten sich zu von den Aussichten, die Dietrich habe und sprachen viel von Technik und Schwergewicht.

Die jetzt Auftretenden waren der braune Türke und der gelbe Japaner. Sie trugen keine Trikots, sondern ihre nackten Oberkörper leuchteten glänzend von Öl aus dem staubigen Dunst des Kampfrings. Der Meister aus der Türkei überragte den Meister von Japan um eine halbe Haupteslänge und war ein ziemlich schwerer, fetter Bursche mit glattrasiertem Schädel. Die schön ausgearbeitete und herrlich gewölbte Brust und die schlanken und mit untadeligen Muskeln besetzten Gliedmaßen der weißen Kämpfer fehlten dem braunen Tataren, und ohne Ausdruck schien sein fleischiger Leib. Der Japaner war breit in den Schultern und mager im Fleisch. Er trug einen dicken Haarschopf und hatte lange, häßliche Arme. Die Weiber beschauten wohlgefällig und gierig die fremden Männer. Aber immer wieder schweiften ihre Augen zu der außergewöhnlichen Häßlichkeit des Riesen. Die zog mehr an als die fremde Hautfarbe der Asiaten.

Inzwischen waren die zwei geölten Helden handgemein geworden und wälzten sich bald in aalglatten Verrenkungen auf dem Teppich. Sie hatten es scheinbar darauf abgesehen, ihren Kampf in die Länge zu ziehen. Keinem gelang es, die Schultern des andern niederzudrücken. An dem ruhigen Fett des Türken glitten die Schlangenarme des Japaners ab, und dessen stämmige Schultern boten jedem Versuch Trotz, ihn durch überlegenes Gewicht zu ermüden. Die Sachverständigen männlichen Geschlechts kamen in Verlegenheit, denn die Umklammerungen der farbigen Helden stimmten nicht mit den üblichen Griffen des griechisch-römischen Ringkampfes überein. Die ersten zehn Minuten vergingen und der Kampfrichter schwang eine Glocke, ging auf die sich Wälzenden zu und zerrte an ihren Schultern. Sie ließen ab voneinander und wischten sich den Schweiß von den glänzenden Leibern.

Die Zuschauer waren aufgeregt. Die scheinbare Gleichheit der Gegner, die unauffällige Art der Vorteile, die sie suchten, das Geheimnis des Fremden reizte die Leute, und ungeheuerliche Reden über die geheime Ringkunst der Japaner, Erinnerungen aus billigen Heften und Schauergeschichten wurden den andächtig lauschenden Weibern vorgetragen. Man erinnerte sich an die Bambuskünstler und Messerwerfer. Der Türke war eine noch unbekanntere Menschenart.

Peter Klotz war inzwischen mit seinem Gefolge verschwunden. Die Pause war zu Ende. Der Kampfrichter mit seinem gewichsten Schnurrbart gab mit einer prachtvollen Seiltänzergebärde das Zeichen zum Weitermachen. Der Japaner trank Wasser, wischte sich das Gesicht ab, und fuhr auf den Türken los. Er bückte sich tief und suchte anscheinend einen Griff, der braune Leib und Kopf seines Gegners folgte seiner Bewegung, dann fuhren beide hoch empor, der Türke ließ die Arme vom Leib des Gegners gleiten, fuhr mit beiden Händen nach dem Gesicht und war im gleichen Augenblick blitzschnell zu Boden gerissen. Der Gelbe hatte seinen Trunk Wasser im Mund behalten, dem Braunen in die Augen gespuckt und

ihn in seiner Verwirrung niedergeworfen. Blitzschnell ging das. Der Gelbe stand siegreich und lächelte. Ein Höllenlärm ging los. Man pfiff. „Gemeinheit!" „Lump!" schrien die einen. Andere lachten. Wieder andere fragten nach dem Hergang. Die Weiber fingen an furchtbar und krampfhaft zu lachen.

Der Kampfrichter stand mit wehenden Handbewegungen bei dem Gelben und schien die Sache selbst noch nicht erfaßt zu haben, als der Türke sich wieder erhoben hatte und wie ein Teufel über den Gelben herfiel, ihn am Hals griff und zu erdrosseln drohte.

Der Lärm wurde immer toller, der ganze Zirkus schrie, pfiff und roch nach Schweiß. Der Kampfrichter griff mit seinen gewaltigen Fäusten zu und riß den Türken vom Hals des Japaners. Er konnte es nicht hindern, daß der Gelbe dem Gegner noch eine klatschende Ohrfeige gab. Von den vorderen Bänken setzten verschiedene Mitglieder von Athletenbünden über den Rand der Manege im dunklen Drang, einzugreifen und sich als Männer vom Fach zu erweisen. Die Mädchen sahen ihnen entsetzt und begeistert nach, schrien und schimpften. Die Musik spielte, was aus den Instrumenten herauswollte, und ein wüster Haufe wälzte sich unter heftigen Gebärden und großem Geschrei dem Vorhang zu. Der Kampfrichter wedelte mit seinen ungeheuren Fäusten, wie ein Hexenmeister vor seinen unsauberen Geistern und verschwand schließlich auch hinter dem roten Vorhang.

Allmählich ließ die wohltätige Aufregung nach, und man erinnerte sich, daß noch viel Genuß an diesem Abend zu erwarten war.

Einigen wurde übel. Die Luft war zum Ersticken, und der Einbruch in die Manege hatte Staub in Menge aufgewirbelt. Die heiseren Kellner konnten nicht genug Bier heraufschleppen. Mittlerweile war der Kampfrichter wieder aufgetaucht und stand in der Abschrankung auf dem Teppich. Er hielt eine Rede, aber man verstand kein Wort. Nur ausgestoßene Schreie waren hörbar. Die Sachverständigen schrien wieder gegen den Mann mit dem geschmalzten Scheitel und der gewaltigen Schulterbreite. Er machte eine ungeheure Geste des Händewaschens in Unschuld, spuckte aus und winkte zu der fiedelnden Musik hinauf.

Es fiel ein Paukenschlag. Der Vorhang teilte sich. Hans Dietrich und Peter Klotz, die großen Helden des Tages erschienen.

Einen größeren Gegensatz als diese beiden Gegner konnte sich nicht leicht jemand ausmalen. Deshalb verstummte auch alsbald der Höllenlärm, und der Kampfrichter fand seine ganze Würde wieder.

Hans Dietrich war in seiner stattlichen, kräftigen Schönheit ein strahlender Held, der gegen einen Riesen des Waldes zu Feld zog. Peter Klotz sah dreimal so wuchtig aus! Ein dummes Grinsen schwebte auf seinem kleinen Faultiergesicht, als er sich vor den Zuschauern neigte. Er brachte es nur zu einer unbeholfenen Bewegung seines dicken Halses. Dietrich lächelte fröhlich bei seiner schlanken und tiefen Verbeugung und sah nach den hübschen Mädchen.

Mit atemloser Spannung hingen die Blicke der Zuschauer an den Ringkämpfern. Bewundernde Rufe wurden laut. „Das ist ein hübscher Mensch!" „O was für ein scheußlicher Kerl!" „Schau' den Hintern an!" „O je! o je!" So ging's ohne Aufhören.

Die Musik setzte aus. Totenstille herrschte. Die zwei gaben sich die Hand. Hans Dietrich umging seinen Gegner und der drehte sich, langsam und mißtrauisch gegen die Gewandtheit, die mit Pantherschritten ihn bedrohte.

Jetzt war Dietrich an ihn gefahren, aber der Koloß schüttelte sich, tat einen Griff mit der linken Faust und hatte den rechten Arm seines Gegners gefaßt. Sonst tat er nichts, aber sein Gesicht war bösartig zusammengezogen und seine Faust war von Stahl. Das war ein Griff, der festhielt in Ewigkeit. „Ob er ihn beißt?“ frug ein hübsches Mädchen angstvoll ihren Freund.

Hans Dietrich gab dem Druck der Riesenfaust nach. Er schonte sich. Lange hielt ihn der andere fest, und Rufe der Entrüstung brachen los. „Faultier! Schweinkerl! Ist das gerungen?“ Andere schrien: „Das ist korrekt! Das ist erlaubt!“ Und plötzlich hatte sich Hans Dietrich mit einer Bewegung wie das Aufschnellen eines Fisches aus dem Wasser von der Faust des Riesen gelöst und in einem zweiten wütenden Ansprung die Masse niedergerissen. Dann gab er sich alle Mühe, den mächtigen Körper umzudrehen und auf die Schultern zu zwingen. Wie ein Panther, der eine Riesenschildkröte auf den Rücken zu bringen sucht, arbeitete er. Aber er geriet wieder in den fürchterlichen Griff des Riesen. Der war erst ganz betäubt gewesen über den blitzschnellen Angriff des Gegners, aber jetzt kam er zur Besinnung und vertraute wieder auf die Eisenkraft seiner Arme.

Die Menge hatte begeistert aufgeschrien, als Dietrich den Riesen niedergeworfen hatte, und atemlos war die Spannung, als die fürchterlichen Arme sich an der schlanken Gestalt Dietrichs aufrankten und die ganze Masse des braunbespannten Körpers nachfolgte. Dietrich kämpfte mit seiner ganzen Kraft, um aufrecht zu bleiben und frei zu kommen, aber der dicke Klotz zog ihn nieder, schwer, unwiderstehlich.

Dietrich hatte jetzt den gewaltigen Brustkasten seines Widersachers umfaßt und versuchte, den Mann hochzuheben und auf den Rücken zu werfen. Aber der Riese drückte mit seinem Gewicht und seiner Kraft zu stark. Er holte mit dem gewaltigen Arm aus und fing an, seinem Feind über den kräftigen Nacken zu sägen, gleichmäßig und methodisch. Es war, als müßte Dietrichs Kopf abfallen.

„Pfui Teufel! Sau! Gemeinheit!“ flogen die Rufe. „Das ist erlaubt. Er massiert ihn!“ schrien die Kenner. Gemein sah es aus und widerwärtig, wie eine Hinrichtung, als der ekelhafte Kerl seinen Arm hin und her zog. Dietrichs Kopf wurde rot. Der Tumult wurde gewaltig. Man pfiff, man schrie, die jungen Leute schienen bereit, wieder in den Kampfraum einzubrechen, fürchteten sich aber. Die Weiber stießen entrüstete Schreie aus, alles tobte. Da schrie der Kampfrichter etwas. Dann ging er zu Klotz und brüllte ihn an. Die Zeit war um für den ersten Gang, und eine erlösende Pause von zwei Minuten kam.

Das Ungeheuer ließ sein Opfer los und stellte sich breit auf. Mit bösartiger Ruhe blinzelte er. Sein Gegner lächelte, und die Augen der Frauen hingen mit Bewunderung und Wohlgefallen an dem schönen Mann. Alle geheimnisvolle Vorliebe für den ungeheuren Klotz war erstorben. Die furchtbare Roheit dieser Nackenmassage hatte ihm die Ungunst und den Haß des Volks eingetragen. Die Stimmung war schlecht für ihn. Die Kenner hielten ihm die Stange, aber mit halbem Herzen,

und der Kampfrichter hatte gewaltige Verteidigungsreden zu führen. Die Hitze war fürchterlich, der Schweißgeruch schrecklich. Es lag ein Hauch über dem Schauspiel, wie er über den blutigen Amphitheatern des alten Italiens lag. Das Volk nahm Partei. Die Musik spielte während der Pause amerikanische klappernde Weisen. Jetzt schwieg sie. Es ging wieder los.

Die Männer faßten sich mit gleicher Umringung. Und atemlos, gierig starrten die wilden Augen der Zuschauer auf die Kämpfer. Dietrich verfügte über eine Riesenkraft, die bei seinem schlanken Wuchs und dem ungeschlachten Gegner doppelt bewundernswert war. Endlich, mit einem mächtigen Ruck lüpfte ihn Klotz und Dietrich kniete am Boden, sich mit den Händen stützend. „Die Brücke", erklärten die Kenner. „Ob er sie eindrückt?" ging die erregte Frage. Und schon hatte der Riese sich mit Wucht auf den Rücken seines Gegners geworfen. Aber Dietrich hielt den Anprall aus und Klotz, gewohnt, seine Gegner durch sein Gewicht von vier Zentnern niederzudrücken, wenn es mit der Kraft der Arme nicht schnell genug ging, hob sich und stürzte sich mit Raubtierwucht auf seine Beute. Aber wieder hielt Dietrich stand. Die Weiber kreischten. Flüche und Pfiffe erfüllten den Raum. Der Kampfrichter wedelte wie eine Windmühle.

Klotz war heiß geworden. Er hob sich abermals und trat einen halben Schritt zurück, damit er sich mit um so größerem Schwung auf Dietrich stürzen könnte. Es war nur ein kleiner Augenblick. Dietrich hatte scharfen Auges gesehen, wie Klotz sich aufrichtete und schielte nach ihm. Jetzt stürzte der Felsblock nieder — da gab Dietrich seinem Körper einen federnden Ruck. Hoch schnellte er empor, und Klotz lag regungslos auf dem Bauch, wie eine erschlagene Kröte.

Ungeheurer Jubel donnerte, und die Augen leuchteten wie befreit von der ungeheuren Angst vor einem bösen Schicksal. Hans Dietrich lächelte mit seinen schönen blauen Augen, als die Diener den bewußtlosen Klotz hinaustrugen.

Seltsam umraunt die Seele... Von Hans Sturm

Seltsam umraunt die Seele
das Dunkel der Dämmerung.
Einsame Wege wandern weit
in wartende Nacht
wie in verhangene Ewigkeit...
Kein Laut wird wach.
Kein Blick, der wegab lockt.
Die Dinge harren geisterstill im Raum
der letzten falben Schleier...

Wir aber suchen alle jenen Traum,
der uns umflutet
und in dem wir alle sind...



Friedrich Nietzsche als Sexualethiker

Von Hans Siegfried Weber

Friedrich Nietzsche hat an den Zwiespälten unserer Zeit am tiefsten gelitten. Er wollte alt gewordene Gesetzestafeln zerbrechen und den Menschen neue Gesetze verkünden. Nicht ein Wissen versucht uns Nietzsche zu vermitteln, sondern ein Wollen. Wissen um des Wissens willen scheint ihm der Höhepunkt der Barbarei zu sein. Diejenigen, von denen die Mär ersonnen worden ist, daß Nietzsche der Prophet des Auslebens sei, stehen seinem Tiefsten verständnislos gegenüber; Schmutz und Schlamm ist in ihrer Seele. Die Hündin Sinnlichkeit blickt mit Neid aus allem, was sie tun. Noch in die Höhen ihrer Tugenden und bis in den kalten Geist hinein, in dem sie leben, folgt ihnen dieses Getier und sein Unfrieden. Und doch gab es kaum einen unter den schöpferischen Geistern unserer Tage, der mit größerer Selbstbeherrschung gelehrt und gelebt hätte, als Friedrich Nietzsche. Er ist der wirklich gottlos Fromme, der Gehorsam übte und Gehorsam forderte gegen die wahrhaft seelischen Kräfte des Menschen. Und kaum einer erkannte tiefer die innerliche Hohlheit und Angefressenheit jenes Mannestums, das undeutsch durch und durch ist, aber sich seuchenhaft über die deutschen Lande ausgebreitet hat. Aus der ganzen Brünstigkeit seiner Tage befreite sich Nietzsche und ging als großer Prophet in die Einsamkeit; hier richtete er die tiefen Worte an den deutschen Mann: „Ich liebe den Wald. In den Städten ist schlecht zu leben: da gibt es zu viele der Brünstigen. Ist es nicht besser, in die Hände eines Mörders zu geraten, als in die Träume eines brünstigen Weibes? Und seht mir doch diese Männer an: ihr Auge sagt es — sie wissen nichts Besseres auf Erden, als bei einem Weibe zu liegen."

Wo sind mit einer größeren Anschaulichkeit, mit aller Knappheit der Ausdrucksmittel solche Worte zu finden, aus denen das ganze Leid unserer Zeit hervorgeht? Wer hineinblickt in die ganze unreine Umgebung der großstädtischen Wasserköpfe, der wird überall, bei allen Veranstaltungen, bei allen Gesellschaften und in allen Schauspielen immer wieder das lüsterne Wesen der Hündin Sinnlichkeit schauen. Unnatürliche Spannungsgefühle werden hier geweckt und genährt, die dann nach Entladungen verlangen. Diese erotische Schwüle ist durchsetzt mit der großstädtischen Seichtigkeit. Nietzsche schaute tief in diese grausigen Abgründe, die sich den Großstadtmenschen auftun: „Und wie artig weiß die Hündin Sinnlichkeit um ein Stück Geist zu betteln, wenn ihr ein Stück Fleisch versagt wird: Ihr liebt Trauerspiele und alles, was das Herz zerbricht? Aber ich bin mißtrauisch gegen eure Hündin."

Als einzige Erlösung aus diesem Schmutz, der die Menschen unserer Zeit umgibt, ist die Umwandlung nötig: „Die Unschuld der Sinne". Die Keuschheit muß in den Menschen Platz finden, rein und lauter muß Wesen und Tun der Menschen werden. Und diese neu gewordenen Menschenkinder sind keine Mucker. Diese Keuschen von Grund aus sind milder von Herzen, sie lachen lieber und reichlicher als ihr. „Sie lachen auch über die Keuschheit und fragen: was ist

Keuschheit! Ist Keuschheit nicht Torheit? Aber diese Torheit kam zu uns, und nicht wir zu ihr. Wir boten diesem Gaste Herberge und Herz: nun wohnt er bei uns, — mag er bleiben, wie lange er will."

So sollen in Nietzsches Geiste die Menschen neu werden von Grund auf, Mann und Weib. Die Frauen hält Nietzsche heilig, sie sollen rein und fein sein, dem Edelstein gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist. In der Frau verehrt Nietzsche die Mutter, das vollkommene Weib, welches, wie er im ersten Bande „Menschliches, Allzumenschliches" schreibt, ein höherer Typus des Menschen als der vollkommene Mann: auch etwas viel Selteneres." In der Sixtinischen Madonna schaute Nietzsche dieses vollkommene Weib als Mutter. „Hier wollte Raffael einmal eine Vision malen: aber eine solche, wie sie edle junge Männer ohne Glauben auch haben dürfen und haben werden, die Vision der zukünftigen Gattin, eines klugen, seelisch vornehmen, schweigsamen und sehr schönen Weibes, das ihren Erstgeborenen im Arm trägt. Mögen die Alten, die an das Beten und Anbeten gewohnt sind, hier gleich dem ehrwürdigen Greise zur Linken etwas Übermenschliches lehren: wir Jüngeren wollen es, so scheint Raffael uns zuzurufen, mit dem schönen Mädchen zur Rechten halten, welches mit seinen auffordernden, durchaus nicht devoten Blicken den Betrachtern des Bildes sagt: Nicht wahr? Diese Mutter und ihr Kind — das ist ein angenehmer, einladender Anblick?"

Nietzsche schaute aber auch in die tiefsten verworrenen Welten der Frauen hinein. Ihm blieb das Rätselvolle so manchen weiblichen Charakters nicht verborgen. Er gibt in seinem Zarathustra die klassisch einfache Lösung: „Alles am Weibe ist ein Rätsel, und alles am Weibe hat eine Lösung: sie heißt Schwangerschaft." Dieser so einfachen Lösung der Zwiespältigkeit des weiblichen Charakters ging Nietzsche auf den Grund. Er, der Unbeweibte, schaute in die Tiefen der Frauenseele und erlebte die seelische Mißhandlung, die so manches Weib gleich zu Beginn der Ehe schweigend erdulden muß, die aber dann Platz greift in dem tiefen, unbewußten Grunde des weiblichen Wesens und nicht mit einigen oberflächlichen guten Ratschlägen seichter Menschen auszulöschen ist. Das Unsagbare und Unausgesprochene weiblicher Seelenschmerzen, weiblicher Einsamkeit in dem Ehezustand gewinnt bei Nietzsche in seiner „Fröhlichen Wissenschaft" einen herzzerreißenden Ausdruck: „Es ist etwas ganz Erstaunliches und Ungeheures in der Erziehung der vornehmen Frauen, ja vielleicht gibt es nichts Paradoxeres. Alle Welt ist darüber einverstanden, sie in eroticis so unwissend wie möglich zu erziehen und ihnen eine tiefe Scham vor dergleichen und die äußerste Ungeduld und Flucht beim Andeuten dieser Dinge in die Seele zu geben. Alle ‚Ehre' des Weibes steht im Grunde nur hier auf dem Spiele: was verziehe man ihnen sonst nicht! Aber hierin sollen sie unwissend bis ins Herz hinein bleiben: — sie sollen weder Augen noch Ohren noch Worte noch Gedanken für ihr ‚Böses' haben: ja das Wissen ist hier schon das Böse. Und nun! Wie mit einem grausigen Blitzschlage in die Wirklichkeit und das Wissen geschleudert werden, mit der Ehe — und zwar durch den, welchen sie am meisten lieben und hochhalten: Liebe und Scham im Widerspruch ertappen, ja Entzücken, Preisgebung, Pflicht, Mitleid und Schrecken über die

unerwartete Nachbarschaft von Gott und Tier und was alles sonst noch! In Einem empfinden müssen, — da hat man in der Tat sich einen Seelenknoten geknüpft, der seinesgleichen sucht! Selbst die mitleidige Neugier des weisesten Menschenkenners reicht nicht aus, zu erraten, wie sich dieses und jenes Weib in die Lösung des Rätsels und in dies Rätsel von Lösung zu finden weiß, und was für schauerliche, weithin greifende Verdachte sich dabei in der armen, aus den Fugen geratenen Seele regen müssen, ja wie die letzte Philosophie und Skepsis des Weibes an diesem Punkte ihre Anker wirft! — Hinterher dasselbe tiefe Schweigen wie vorher: und ein Schweigen vor sich selber, ein Augen-Zuschließen vor sich selber. — Die jungen Frauen bemühen sich sehr darum, oberflächlich und gedankenlos zu erscheinen; die feinen unter ihnen erheucheln eine Art Frechheit. — Die Frauen empfinden leicht ihre Männer als ein Fragezeichen ihrer Ehre und ihre Kinder als eine Apologie oder Buße — sie bedürfen der Kinder und wünschen sie sich, in einem ganz andern Sinne, als ein Mann sich Kinder wünscht. — Kurz, man kann nicht mild genug gegen die Frauen sein!"

Die Vollkommenheit des Weibes, die Nietzsche verlangt, ist jedoch völlig entgegengesetzt den Emanzipationsbestrebungen unserer Zeit. Er sah in allen diesen Loslösungen von dem Manne, von der männlichen Kultur, eine Dummheit: „Es ist Dummheit in dieser Bewegung, eine beinahe maskulinische Dummheit, deren sich ein wohlgeratenes Weib — das immer ein kluges Weib ist, von Grund aus zu schämen hätte."

Er, dem die tiefste Tiefe der Frauenseele nicht verborgen geblieben ist, hat gewiß Verständnis für die berechtigten Strömungen, das Weib zur Geltung zu bringen in Sitte und Recht. Doch eine dunkle Zukunft sah er heraufsteigen, in der die Frau ihres weiblichen Wesens verlustig gehen würde. „Diese Zeit wird es sein, in welcher der Zorn den eigentlichen männlichen Affekt ausmacht, der Zorn darüber, daß alle Künste und Wissenschaften durch einen unerhörten Dilettantismus überschwemmt und verschlammt sind, die Philosophie durch sinnverwirrendes Geschwätz zu Tode geredet, die Politik phantastischer und parteiischer als je, die Gesellschaft in voller Auflösung ist, weil die Bewahrerinnen der alten Sitte sich selber lächerlich geworden und in jeder Beziehung außer der Sitte zu stehen bestrebt ist. Hatten nämlich die Frauen ihre größte Macht in der Sitte, wonach werden sie greifen müssen, um eine ähnliche Fülle der Macht wiederzugewinnen, nachdem sie die Sitte aufgegeben haben?"

Die Bewahrerinnen der Sitte will Nietzsche der Menschheit erhalten wissen. Die große Verehrung, welche die Männer der Frau zollen, gilt dem weiblichen tiefen, gemütvollen Wesen. Die Frau trägt und erhält die Menschheit, und wehe, wenn sie sich diesem ihrem innersten und tiefsten Wesen entfremdet. In seiner „Fröhlichen Wissenschaft" hat Nietzsche die Liebe der Weiber an den Kindern als die Befriedigung ihrer Herrschsucht, als ihr Eigentum, als ihre ganz selbstverständliche Beschäftigung hingestellt, die mit der Liebe des Künstlers zu seinem Werke zu vergleichen ist. Und diese Mutterliebe darf nicht geschwächt werden, sie muß immer wieder die Frau bändigen und hinweisen auf das, was ihre Bestimmung ist. Nur in diesem Zusammenhang ist die Wahrheit zu verstehen, die das alte

Weiblein dem Zarathustra auf seine Frage gibt: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht." Immer werden diese Worte, die zudem Nietzsche eine alte Frau sprechen läßt, zur Charakterisierung des rohen, brutalen Charakters von Nietzsches Gedankenwelt angeführt. Diese alte, lächerliche Tantenweisheit erkennt nicht einmal, daß hier bildlich gesprochen wird und die Peitsche nur ein Symbol sein soll, wie ungebändigte Frauen, die sich ihren Trieben hingeben, im Zaum gehalten werden müssen. Nietzsches Schwester, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, die aufopfernd den Dichterphilosophen bis an sein Ende pflegte, hat in ihrer so anspruchslosen, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Biographie ihres Bruders, die zum Verständnis der Nietzscheschen Gedankenwelt so unendlich viel beiträgt, auch den Ursprung dieser Nietzsche-Worte erzählt, der zurückgeht auf eine ganz harmlose, heitere Geschichte. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche machte gelegentlich einer Erzählung ihren Bruder auf die Frauennaturen aufmerksam, die nur durch die brutale Machtbetonung des Mannes im Zaum gehalten werden und die, sobald sie nicht jene symbolische Peitsche über sich fühlen, frech und unverschämt werden und mit dem allzu guten Mann, der sie anbetet, Fangball spielen, ja ihn sogar mit Füßen treten. Frau Förster-Nietzsche zeigt in ihren Lebensbeschreibungen „Der junge Nietzsche" und „Der einsame Nietzsche", wie Nietzsche zart mit Frauen umzugehen wußte, wie er rührend höflich, ganz besonders gegen alte, langweilige Hutzelweibchen und derbe Biederweiber war, die sicherlich nicht zu den Zierden des weiblichen Geschlechts gehörten und durch Häßlichkeit und Derbheit hundert andere Männer zurückscheuchten. Nietzsche fühlte sich aber besonders zu der tatkräftigen Frömmigkeit so vieler Landedelfrauen hingezogen, die durch Gesundheit, Natürlichkeit und frohen Selbstmut in ruhigem Selbstbewußtsein und in Formen der guten Rasse das umfangreiche Gebiet ihres Hauswesens und ihrer Umgebung beherrschten.

Neben die Frauenfreundschaften trat der reiche Geist der Freunde, die von früh auf den jungen Nietzsche umgaben und ihm einen Blick in der Männer Welt erschlossen. Er verlangte von der Frau Hohes und von dem Manne die Härte, die schneidet und zerschneiden will. Seine Brüder sollen Schicksale sein, und unerbittliche, denn sonst kann er nicht mit ihnen siegen. An die Männer richtet sich dann vornehmlich seine Forderung, rein zu sein, frei von der Hündin Sinnlichkeit den Weg zu gehen. Die Heilighaltung der Ehe und den heiligen Geist der Ehe soll der Mann früh erkennen. Alle Worte, die er in Zarathustra über die Keuschheit findet, richten sich vornehmlich an den Mann, an den Menschen der Zukunft, der bisher den Anforderungen, welche die Liebe zum Weibe und heilige Ehe verlangten, noch nicht gerecht geworden ist. Jenes hohe Lied Nietzsches im Zarathustra von Kind und Ehe sollten jedem jungen Manne, wenn er hinaus ins Leben stürmt und das Weib als Prüfstein sich ihm entgegentürmt, von dem tiefen Ernst, der alle seine Handlungen durchziehen muß, erzählen:

„Ich habe eine Frage für dich allein, mein Bruder; wie ein Senkblei werfe ich diese Frage in deine Seele, daß ich wisse, wie tief sie sei.

Du bist jung und wünschest dir Kind und Ehe. Aber ich frage dich: Bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf?

Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden? Also frage ich dich.

Oder redet aus deinem Wunsche das Tier und die Notdurft? Oder Vereinsamung? Oder Unfriede mit dir?

Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung.

Über dich sollst du hinausbauen. Aber erst muß du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.

Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!

Einen höheren Leib sollst du schaffen, eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad, — einen Schaffenden sollst du schaffen.

Ehe: so heiße ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht voreinander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens."

Man lernt in unseren höheren Schulen das 13. Kapitel des Korintherbriefes, das hohe Lied von der Liebe, auswendig. Möge man auch daneben diese Nietzscheschen Worte in die Herzen der jungen Menschenkinder senken, damit sie ihnen einst in schweren Stunden des Lebens Kraft zum Ausharren gewähren.

Aber diese Heiligkeit der Ehe ist den Männern meist nicht aufgegangen. So wurde das Wagnis des Lebens, das den Menschen erhöhen soll, für die vielen Allzuvielen der Tag, an dem sie hinabsanken und für immer ihre Gesellschaft verdarben. Alle möglichen Voraussetzungen stellt der Mann an sein Eheweib; er verlangt von ihr die nötigen wirtschaftlichen Unterlagen, er verlangt die äußere Schönheit, er verlangt alle die konventionellen Äußerlichkeiten, an denen sein Leben hängt. Und so taumeln die meisten Männer hinein in die Ehe, ohne ihren wahren Sinn zu kennen, ohne von ihrem Eheweibe die innere Schönheit und innere Reinheit zu verlangen. Und all dieses Häßliche gewahrte Nietzsche und erhob die furchtbaren Anklagen gegen die Männer:

„Würdig schien mir dieser Mann und reif für den Sinn der Erde: aber als ich sein Weib sah, schien mir die Erde als ein Haus für Unsinnige.

Ja, ich wollte, daß die Erde in Krämpfen bebte, wenn sich ein Heiliger und eine Gans miteinander paaren.

Dieser ging wie ein Held auf Wahrheiten aus, und endlich erbeutete er sich eine kleine geputzte Lüge. Seine Ehe nennt er's.

Jener war spröde im Verkehre und wählte wählerisch. Aber mit einem Male verdarb er für alle Male seine Gesellschaft: seine Ehe nennt er's.

Jener suchte eine Magd mit den Tugenden eines Engels. Aber mit einem Male wurde er die Magd eines Weibes, und nun täte es not, daß er darüber noch zum Engel werde.

Sorgsam fand ich jetzt alle Käufer, und alle haben listige Augen. Aber seine Frau kauft auch der Listigste noch im Sack.

Viele kurze Torheiten — das heißt bei euch Liebe. Und eure Ehe macht vielen kurzen Torheiten ein Ende, als eine lange Dummheit."

Aus dieser ganzen Verderblichkeit der heutigen Ehen heraus kam Nietzsche zu dem Gedanken der Versuchsehen, der Probeehen: „Schlimm Gepaarte fand ich immer, die schlimmsten rachsüchtig, sie lassen die andere Welt entgelten, daß sie nicht mehr einzeln liefen.

So viel will ich, daß Redliche zueinander reden: ‚Wir lieben uns: laßt uns zusehen, daß wir uns lieb behalten!‘ oder soll unser Versprechen ein Versehen sein?

— Gebt uns eine Frist und kleine Ehe, daß wir zusehen, ob wir zur großen Ehe taugen! Es ist ein großes Ding, immer zu zwein zu sein.“

Mag man über diese Vorschläge denken wie man will. Aus allen diesen Nietzscheschen Gedanken leuchtet die tiefe Verantwortung heraus, von der Mann und Weib beim Eingehen der Ehe erfüllt sein sollen. Die Ehe soll erst das Tiefste beim Mann und Weib zur Entfaltung bringen, sie sollen eine Fackel sein, die leuchtet. Nietzsche wußte, daß die Ehe ein Wagnis ist, aber er wollte auch, daß gesunde Menschen von gesunder Herkunft diese Aufgaben, die die Ehe stellt, erfüllen und nicht ihrer Selbstsucht frönen. So hat Nietzsche, wie uns seine Schwester in ihrer Biographie darlegt, für die Zukunft der Ehe eine Steuermehrbelastung, auch Kriegsdienstmehrbelastung der Junggesellen verlangt. Vorteile aller Art wollte er den Vätern zugute kommen lassen, welche reichlich Knaben in die Welt setzen, und als Erfordernis für die Gesundheit der Ehe sah er ärztliche Protokolle an, die jeder Ehe vorangehen müssen.

Nach diesen Aufzeichnungen (eine Gesamtausgabe von Nietzsches Werken, 8 Bände und ein Ergänzungsband, ist bei Alfred Kröner, Leipzig erschienen) darf man wohl mit Fug und Recht annehmen, daß gerade Nietzsche die Eheschließungen fördern, wie überhaupt den ganzen Ehestand auf gesunde Grundlagen stellen wollte. Seiner Anschauung nach ruhte nicht nur die Grundlage aller Kultur auf dem Boden der Ehe, sondern auch dadurch wird die schöpferische Kraft des Mannes gefördert. Nietzsche huldigt nicht dem Glauben, daß die großen Geister ehelos bleiben müßten, um ihren Dienst für die Menschheit vollziehen zu können. Die geistige Schwangerschaft erzeugt in seinen Augen den Charakter der Kontemplativen, welcher dem weiblichen Charakter verwandt ist. Und weil die Schwangerschaft die Weiber milder, abwartender, furchtsamer, unterwerfungslustiger gemacht hat, so vermag auch das Weib den Mann geistig zu befruchten. Gerade die großen Männer verdanken in Nietzsches Augen den Anstoß zu ihrem besten Schaffen dem Weibe ihrer Wahl.

Es sollte nicht annähernd in diesen wenigen Worten der Reichtum Nietzschescher Gedanken für die Sexualethik erschöpft werden. Unerschöpfliche Weisheit ruht in den Ausstrahlungen seiner Persönlichkeit, wir aber sollen uns erfüllen mit dem Gedanken seines reichen Geistes. So unzählig viele Probleme der Sexualethik starren den heutigen Menschen an und verlangen eine Lösung. Die reichen Früchte, die vom Baum des dichterischen und musikalischen Schaffens so vieler unserer Zeitgenossen gefallen sind, müssen wir nutzbar machen beim Aufbau der neuen Sexualethik. Die strengen Anforderungen, die Nietzsche gerade an den Künstler stellt, den er als Apostel der Keuschheit preist, müssen auch wir an die Modernen erheben.

Gewiß werden wir nicht kritiklos die Nietzscheschen Gedanken über Weib, Liebe, Ehe und Kunst übernehmen dürfen. Für die Verhältnisse unserer Zeit aber ein Wegweiser, ein Großer wird Nietzsche für jedes Geschlecht sein, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt.



Dem Freunde · Von Helene Brauer

Meine Träume sternschimmernd und bunt,
Meines Blutes Klingen und Gluten,
Sein leisestes Ebben und Fluten,
Wer tat es dir kund?

Kein Gedanke wächst auf und träumt,
Kein Lied kommt leuchtend gezogen,
Das nicht in gleichen Wogen
Auch deinen Tag durchschäumt.

Wie wurdest du mir so verwandt?
Ob wir vor grauen Jahren
Frohe Geschwister waren?
Ob uns Blutsbrüderschaft band?

Was durch mein Leben rauscht,
Was ich der Welt verhehle,
Hat deine horchende Seele
Freudig erlauscht.



Der silberne Himmel

Von L. vom Vogelsberg

Wenn der Tod da drüben in Flandern auf einem Meilenstein gesessen und auf mich gewartet hätte, so hätte ich doch hingemußt. Ich war ein Narr, aber ich konnte nichts anderes tun als das, was ich getan habe.

Mein Vater hat mich auf das furchtbarste bedroht, als er mich ertappte, wie ich mit Malpinseln und Farben und dergleichen Dingen herumarbeitete. Er wollte einen Referendarius oder Aktuarius oder sonst einen juristischen Stubenhocker aus mir machen; ich weiß nicht, wie hoch seine Pläne flogen. Und als ich mich dennoch taub stellte, da warf er mich aus dem Haus. Es war unväterlich, aber es änderte nichts an der nackten Tatsache.

Mit den wenigen Talern, die ich hatte, hielt ich mich für ein paar Wochen über Wasser. Die Händler nahmen wohl meine Bilder, aber wenn ich sie bezahlt haben wollte, dann zuckten sie die Achseln. Sie wollten sie im Laden stehen lassen, bis einer käme und sie kaufte. Und dabei verkauften die Spitzbuben sie dennoch und steckten das Geld in die eigene Tasche.

Ich konnte mich aber damals gar nicht viel darüber ereifern, denn ich lag tagaus, tagein in der Galerie und sog meine Augen fest an den alten Holländern. Ich guckte keinen Pinsel mehr an, ich vergaß Essen und Trinken, weil ich nicht loskommen konnte von diesen Bildern. Ich glaube, es war nicht einmal der Künstler in meinem Innern, der mich dahin zog. Eine alte Sehnsucht schien in mir wach geworden, die Erinnerung an Vorstellungen, die ich in früher Jugend oft gehabt. Und diese Vorstellungen weckten in mir jetzt den schier verzweifelten Drang, diesen feinen silberglänzenden Himmel selbst zu sehen, dieses satte Grün der Weiden und Gott weiß was alles, Dinge, die mein überspanntes Gehirn in einem Märchenland vermutete.

Meine Kunstspitzbuben zahlten nicht, und der Himmel von Flandern zog mich wie ein böser oder guter Geist. Und da ich glaubte, daß ein tüchtiger Bursch viel weniger verhungert, wenn er den Weg unter die Füße nimmt, als wenn er daheim nichtsnutzig herumhockt — also nahm ich eines häßlichen Morgens im Hornung den aus auftauendem Erdreich bestehenden Weg zwischen meine langen Beine und wanderte gen Flandern.

Zwar den Weg hatte ich mir kürzer vorgestellt und dachte, wenn ich über den Rhein wär', dann läg' mir das gesuchte Land vor der Nase. Aber der Weg zog sich in die Länge, weil ich um meines Magens willen hier und dort handfest zugreifen mußte und auch ein paar Batzen brauchte, damit ich in besuchsmäßiger Gewandung unter meinen geliebten silbernen Himmel treten könnte.

So saß ich denn eines Morgens im Ostermond wirklich in Gent. Oder vielmehr: ich lief darin herum wie ein Narr, der ein paar Krüge schweren Weins zuviel getrunken hat. Ich segnete die Bilderhändler, daß sie mich durch ihre Niedertracht hierher getrieben. Aber dann wurde ich inne, daß ich mich eigentlich selbst in dieses

Land getrieben hatte, daß ich hier etwas suchte, von dem ich im Grunde keine Ahnung hatte. Ich hätt' da in Gent jedes Haus umarmen mögen, so wohl tat mir all das Schöne.

Dann trieb es mich weiter nach Brügge, und mein Rausch ward noch schlimmer. So vernarrt war ich in diese Stadt, daß ich sie immer in der Nähe haben wollte, wie einen lieben Schatz. Weil aber mein Beutel zu dünn geworden war und die Herren und Damen zu Brügge gar hochnäsig taten, so stolperte ich, immer rückwärts gehend, damit ich ja die schöne Stadt keinen Augenblick aus den Augen verlöre, in ein nahe dabei gelegenes Dorf. Ich muß indes genauer berichten und sagen: ich wollte in dieses Dorf. Kurz vor seinen ersten Häusern aber packte mich auf einmal jemand von hinten, lacht laut auf und läßt mich allsogleich wieder los.

Mit dem Herumdrehen und Nachsehen hatt' ich's nun gar nicht eilig, denn, weiß Gott, die Umarmung fühlte sich nicht an, als käme sie von einem Wegelagerer, und ich wär' gern noch eine Weile in ihr verblieben, ohne den freundlichen Geber zu sehen. Wie ich mich dann aber doch umdrehte, da fühlte ich mich noch dreimal mehr des süßen Weines voll, denn in Gent und Brügge.

Ich war ein junger Phantast damals und wollte in jeder hübschen Larve gleich eine verwunschene Prinzessin sehen. Aber das war nun wirklich eine, bei Gott! Die trug die Nobilitierung wahrhaftig in ihren seidenen blauschwarzen Haaren und in ihren großen, lachenden Augen, die so blau waren wie die Veilchen um uns herum.

Aber sie hätte kein Frauenzimmer gewesen sein müssen, wenn sie nicht gleich gefragt hätte: wer ich sei und was ich wolle. Ich hatte seither nur schlecht flandrisch — oder vlaamsch, wie man dort wohl sagt — gesprochen, aber da lernt' ich's in einem Augenblick. Ich schwätzte denn, als wär' ich in der Beichte, und sie lachte wieder und meinte: wenn ich dableiben und nicht den großen Herrn spielen wolle — bei ihrer Tante, bei der sie selbst wohne, könnte ich wohl eine Stube haben.

Da guckte ich in die Luft und sah zum erstenmal wirklich den silbernen Himmel von Flandern, wie ihn meine tolle Kinderphantasie sich ausgemalt hatte.

Wie sie hieße, frug ich sie sodann.

„Engelke Diablotin."

Ich weiß nicht, wie mir war; ich liebte den Namen sogleich und haßte ihn auch wieder. Denn er war zwiespältig, welsch und deutsch. Aber dann dachte ich mir, daß sie gar nicht anders heißen dürfe, denn das schwarze Haar war welsch und hieß Diablotin, und der Himmel in ihren Augen war deutsch und hieß Engelke. Und damit wußt' ich auch, daß ich Engelke Diablotin mit Haut und Haaren verfallen war. Ich wollte aber auch zusehen, daß ich mit ihrem Vornamen zurecht käme!

So tat ich denn auch nach Kräften. Und Engelke Diablotin schleppte mir einen Schenkwirt nach dem andern ins Haus, damit ich ihnen Wirtshausschilder malte. Und alle hatte sie so am Bändel, daß keiner mein Werk forttrug, ohne in blanken Gulden gezahlt zu haben.

Da hätt' ich nun leben können wie der Herrgott in Flandern selbst. Aber wohl zehnmal packte mich am Tage die Wut, weil ich glaubte erkennen zu müssen, daß Engelke mit seinem Vornamen Diablotin hieß. Alles Gute tat sie mir, und

wollte ich ihr dafür einmal ein gutes Wort schenken, so ward sie schnippisch und steif wie eine Brügger Ratsherrnfrau und tat, als hätt' sie einen wahrhaftigen Lumpen oder gar einen Fastnachtsnarren vor sich. Und wie ich einmal sagte, ich wolle mein Bündel schnüren, da lachte sie mir recht höhnisch ins Gesicht und fragte, worauf ich noch warte.

So kam's, daß Engelke Diablotin immer schöner und ich so dürr wurde wie ein Staudenhecht.

Wir waren allgemach in den Mai hineingekommen, und in all dem Blühen und Duften brodelte mir, ganz wider die Natur, die Galle wie ein Hexenkessel. Wenn ich Engelke nicht sah, dann ging es ganz gut, und wenn sie mir des Morgens nicht über den Weg lief, dann konnte ich nach Brügge gehen oder über Somergem und ans Meer, und konnte mich volltrinken an der flandrischen Schönheit. Das hatt' ich denn auch nötig, denn das Schildermalen machte mich ob des Handwerksmäßigen allgemach mißmutig, und Engelke tat das gehörigste, mich vollends in Melancholie versinken zu lassen.

Ich wäre auch ein über das andere Mal gern davongelaufen, aber war's Engelke Diablotin nicht, dann war's der silberne Himmel, der mich hielt. Der machte alles sanft und weich und süß, und wenn ich in sein Flimmern guckte, dann wollt' mir's scheinen, als sei mein Leid nur halb so groß.

Und einmal, als sie mir wieder gar sehr an die Galle gerührt hatte, da schrie ich's ihr ins Gesicht: daß nicht sie es sei, die mich hielte, sondern der Himmel, der mit seinem schönen Glanz all das Häßliche zudecke, das sie mir antue.

Ich hätt' mir nun denken können, daß sie mir eine spöttische Antwort an den Kopf werfen würde. Wider Erwarten jedoch sah sie mich nachdenklich an und sagte ganz sanft: „Wie ist denn der Himmel bei euch?"

„Der ist blau und blank," sagte ich maulend, „und unter ihm gibt es keine häßlichen Menschen."

Da wurde sie ganz blaß; fast schien es, als ob auch ihre dunkelblauen Augen weiß würden. Und ging still davon. Von dem Tag an aber plagte sie mich nicht mehr mit bösen Worten. Da hätt' ich mir nun einen Vers drauf machen können, aber bald wär' es mir lieber gewesen, sie hätt' mich mit all den üblen Worten wieder bedacht, die in Flandern genugsam bekannt sind.

Nichts tat sie dergleichen. War sie früher wie ein fröhlicher Vogel gewesen, so tat sie ihre Arbeit jetzt ohne einen Laut. Ihre Tante schüttelte dazu den Kopf, aber ihre Behäbigkeit ließ es nicht zu, daß sie mehr tat als dies.

Wir waren gerade in den Junius hineingekommen, da sah ich sie zum erstenmal wieder lachen. Sie streute den dicken, breitbeinigen Hühnern Futter hin und neben ihr stand ein Kerl wie ein gespreizter Gockel und schwadronierte, daß es eine Art hatte. Mir kribbelte es wieder in der Galle, aber ich hätt' mir lieber die Zunge abgebissen, als einen Ton gesagt oder gar gefragt, wer der Hanswurst da sei. Da meinte sie nachher von selbst zu mir: das sei ein welscher Bildhauer aus der Gegend von Ryssel, der viel verstünde und ein gar lieber Herr sei. Ich sagte gar nichts darob, aber von der Stund an wollt' mich auch der silberne Himmel nicht mehr trösten.

Der welsche Gockel schien sich alsbald so sicher zu fühlen, daß er gegen mich allerlei anmaßliche und freche Worte gebrauchte. Weil mir aber der Kerl zu schmierig war, ließ ich vorerst die Finger von ihm. Wenn er so an mich herankam und hänseln wollte, dann sah ich Engelke Diablotin des öfteren ein paar Schritte davon ab stehen, ganz blaß und mit Augen wie Räder, und doch wieder erfüllt von einer Spannung, die mich ärgerte und mir nichts Freundschaftliches zu verheißen schien. Also dachte ich mir: die will dich mit dem Gockelhahn aneinanderbringen, daß sie ein vergnügtes Lachen hat. Da fühlt' ich mich auf einmal ganz arm: hatt' nun den silbernen Himmel verloren und fand auch das Mädel schlecht. So ging ich hinein in das Haus, schnürte mein Bündel und legte es abseits, weil ich noch einmal den Fluß hinauf und hinunter gehen wollte, um Abschied zu nehmen.

Die Alte jammerte, weil ich ging, und wollte mich nicht ziehen lassen. Und redete ein verworrenes Zeug, daß ich ein schwerfälliger deutscher Querkopf wär', der keine Augen im Kopf habe. Ließ sie reden, wenn mir auch allerlei Gedanken wie Lichtfunken auf einmal durch den Kopf schwirrten, und ging in den Sommerabend hinaus.

Wie ich so, mit allen guten Geistern zerfallen, durch die hoch im Gras stehenden Wiesen spazierte, ist es mir, als hopse einer hinter dem Pappelgebüsch da vorn. Hatt' das aber bald vergessen und wurd' erst wieder daran erinnert, als ich dort auf einmal von hinten einen Schlag ins Genick erhielt, der mich drei Schritt weit vorwärts schießen ließ. Ich dreht' mich um wie der Blitz und glaubt' den welschen Gockelhahn zu erkennen, der wiederum ausholt. Da ging der Zorn mit mir los, als hätt' ich ein abführend Mittel genommen, und den Lumpazius traf's wie das Donnerwetter. Ich drosch ihn hin, bis er liegen blieb und keinen Mucks mehr tat. Aber der Kerl war zäh, und außer blauen Malen hat's ihm nichts getan.

Dann ging ich weiter und hatt' auch allsogleich meine alte Schwarzsucht wiedergefunden. Derweil war's ziemlich dunkel geworden, nur oben am Himmel lag's noch wie eine matte Silberplatte. Da scheint mir's auf einmal wieder, als hoppele etwas vor mir durchs Gras. Und weil ich die Fäuste grad noch parat hatte, renn' ich hinterdrein und das Ding da vorn rennt mit. Immer schneller. Da glitzert vor mir der Fluß auf, ganz hell und schmal. Das Ding läuft darauf zu, ich auch. Und plötzlich tut's einen Plumps.

„Ich krieg' dich dennoch!" denk' ich voll Wut und spring' nach. Und die Wut war so hart in mir, daß ich anfangs mit den Fäusten rudere, anstatt mit den offenen Händen. Da seh' ich etwas dunkel vor mir schwimmen und greif' danach.

„Alle guten Geister!" schrei' ich auf, greif' noch einmal zu und rudere dann ans Land zurück, als gält' es das ewige Leben. In das hohe Gras hab' ich dann das Ding gelegt: es war Engelke Diablotin.

Erst verschlug mir die Angst und der Schrecken und Gott weiß was noch alles die Stimme. Und wie ich endlich reden wollt', da sah ich, daß Engelke gar nicht ohnmächtig war, sondern mit ganz fürchterlich großen Augen zu mir aufstarrt.

„Engelke Diablotin," sag' ich endlich, „wer hat dich das geheißen?"

„Du!" gibt sie hart zurück und kalt wie eine Januarnacht.

„Ich?!" fahr' ich auf, „ich?! Daß dich —"

Da springt sie auf wie ein Wiesel und will wieder an mir vorbei, wieder ins Wasser. Ich aber krieg' sie zu fassen, um den Leib. Und drück' sie fest und immer fester. Und weiß nicht, wie es kam: auf einmal hatt' ich Engelke Diablotin geküßt, ganz heiß und wild wie in meinem Leben noch nicht. Und ich krieg' den Kuß zurück, wiederum so wild, wie ich noch keinen gekriegt.

„Engelke —!" sag' ich.

„Du Narr!" lacht sie wie eine Porzellanglocke.

„Engelke," sag' ich wieder, „warum bin ich ein Narr und warum wolltest du ins Wasser?"

Erst gibt sie mir wieder vorsorglich einen Kuß, dann faucht sie: „Weil du gesagt hast, unter deinem blauen Himmel sollten keine häßlichen Frauen leben!"

„Das hab' ich nicht gesagt," verteidige ich mich wie ein rechter Hampel im vollen Ernst, „und du bist ja auch nicht häßlich, sondern wunderschön —"

Und wieder heißt sie mich einen Narren. Damals konnt' ich mir das nicht erklären, aber heut' weiß ich's.

An dem Abend wurd' mir der Himmel wieder silbern, denn ich fand daheim einen Brief von meinem Herrn Vater, daß er mir in Gnaden verzeihe. Ich möge heim kommen und etwas Schönes mitbringen. Und weil gerade Engelke daneben stand, faßte ich sie am Schopf und frug ganz demütig, ob sie das Schöne sein wollte. Funkelte mich aber an und fragte: „Du Tropf, ich kann doch nicht deine Mutter werden!"

Das war das letzte barsche Wort, das sie mir sagte. Das Engelke ging mit unter den blauen deutschen Himmel, und das niederträchtige Diablotin blieb drüben in Flandern. Weil aber das Engelke nun doch auch von seiner Stammutter Eva herrührte, so kam freilich das Diablotin manchmal zu Besuch. Aber das Engelke vertrieb es doch immer wieder bald aus dem Paradies.



Wald · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Mein greiser Dom, — andächtige Lichter schweben
streifig und scheu durch deine grünen Fenster;
dein Dach blaut immer höher und beglänzter,
und deine Säulen dämmern fromm und eben.
Und plötzlich stört ein runder Vogelpfiff,
der wie beschämt im Dunkel sich versteckt,
das selbstvergeßne, raumgewordne Rauschen,
wie manchmal das verschlafne Kirchenschiff
und seiner Bänke sommerkühles Lauschen
ein unverhoffter Orgelton erweckt.



Ketzerische Gedanken zur Valutafrage

Von Prof. Dr. Benno Immendörffer

Der Kurswert der deutschen Reichsmark, und in noch bedenklicherem Maße der der deutschösterreichischen Krone, ist in stetem Sinken begriffen und nähert sich mit beängstigender Schnelligkeit dem absoluten Nullpunkte. Setzen wir nun einmal den gar nicht mehr undenkbaren Fall, die österreichische Krone notierte schließlich, z. B. in Zürich, tatsächlich Null, so will mir scheinen, daß diese Annahme, die vermutlich von den meisten Lesern sofort als unsinnig bezeichnet werden wird, immerhin den Vorzug hat, auf die sogenannte Valutafrage, die nachgerade für das deutsche Volk eine Daseinsfrage zu werden beginnt, einen Lichtstrahl von nicht geringer Leuchtkraft zu werfen. Was bedeutete es, wenn tatsächlich die österreichische Krone, meinetwegen auch die deutsche Mark, an der Züricher Börse heute oder morgen 0,00 Franken notierte? Mathematisch gesehen besagte dies nichts anderes, als daß unser Geld ein unbestimmter Wert geworden ist, denn ein endlicher Wert, gebrochen durch Null, das unendlich Kleine, gibt nach den Gesetzen der Zahlenwissenschaft einen unbestimmten Wert. Dies sagt aber wiederum nichts anderes, als daß man diesen Bruch durch jede beliebige Zahl ersetzen könne. Damit hat es aber jeder Staat in der Hand, nach seinem Belieben seiner eigenen Währung im Verhältnisse zu der unseren diesen oder jenen Wert zuzuschreiben. Nehmen wir also an, es fiele z. B. der Schweiz ein, festzusetzen, daß der schweizerische Frank in Deutschösterreich — wir wollen bescheiden sein — eine Million Kronen wert sei. Dann kann jeder schweizerische Bettler, dem es gelingt, nach Deutschösterreich zu gelangen, dort als Kronenmillionär auftreten. Theoretisch stimmt die Sache ohne allen Zweifel. Sehen wir nun, wie die Dinge in praxi liegen. Ich erhielt kürzlich für 25 schweizerische Franken in Wien 753 Kronen und 85 Heller ausbezahlt. Das heißt, der Frank gilt heute in Deutschösterreich nicht weniger als, abgerundet, 32 Kronen. Es fehlt freilich noch einiges zur Million, und es fehlte selbst dann noch sehr viel, wenn der Kurs der Krone auf einen Rappen fiele. Aber gerade deshalb ist meine Annahme so lehrreich, denn sie zeigt, daß die Entwertung der deutschösterreichischen Krone — natürlich überhaupt jeder Währung — schließlich sich selbst ad absurdum führt. Die abstrakte Mathematik, deren Gesetze unwandelbar sind, paßt eben doch in unser praktisches Wirtschaftsleben nicht so ohne weiteres hinein. Aber zwischen der tatsächlichen Lage von heute und meiner Annahme besteht doch nur ein Grad, — kein Wesensunterschied, und ich wüßte nichts, was an sich hindern könnte, daß meine Annahme schließlich doch noch eines schönen oder häßlichen Tages Wirklichkeit werden sollte. Kehren wir nun zu meinem theoretischen Beispiele zurück und vergegenwärtigen wir uns die wirtschaftlichen Folgerungen, die sich aus ihm ergeben.

Zunächst möchte ich feststellen, daß man mit einem Franken heute auch in der Schweiz keine großen Sprünge machen kann, wenn immerhin die Krone selbst in Deutschösterreich noch weniger Kaufkraft besitzt. Nun macht aber doch die

Schweiz den Anspruch, daß der Deutschösterreicher ihren Franken für 32 Kronen gelten läßt. Für 32 Kronen kann man nun auch heute noch, der würgenden Teuerung zum Trotze, in Wien in jeder sogenannten Gemeinschaftsküche, in der heute der ganze Mittelstand speist, sechs leidlich sättigende Mahlzeiten zu je 5 Kronen erhalten, und behält deren noch zwei übrig. Daß man ein gleiches in der Schweiz für einen Franken nicht erhält, weiß jedes Kind. Die Kaufkraft des Franken steigt also in märchenhafter Weise, sobald er die deutschösterreichische Grenze überschritten hat, so wie umgekehrt die deutsch-österreichische Krone im gleichen Maße an Kaufkraft verliert, sobald sie in die Schweiz auswandert. Käme es nun einmal wirklich so weit, daß die Krone in Zürich den Kurs Null notierte und die Schweiz nun dekretierte, daß der Frank, von dem man in seiner Heimat keinen halben Tag leben kann, in Deutschösterreich eine Million Kronen wert sei, so wird jene für ihn so gewinnbringende Metamorphose des schweizerischen Bettlers Wahrheit. Überlegen wir aber, daß Geld niemals Wert an sich ist, was sich schon daraus ergibt, daß der Goldwert eines Goldstückes immer weit geringer ist, als sein Nennwert, daß Geld, was jeder nationalökonomische Schuljunge weiß, letzten Endes lediglich Tauschmittel, Wertmesser und Wertakkumulator ist, so empfinden wir sofort, daß bei der bestehenden angeblichen Entwertung unserer Valuta etwas nicht in Ordnung sein muß. So wie der Fall denkbar ist, daß ein Mann, der 100 Millionen Dollar in Gold bei sich führt, dennoch verhungern und erfrieren kann, wenn er z. B. auf einem völlig unwirtlichen Eilande gänzlich allein haust, so ist es jedem Denkenden klar, daß aller reale Wert nicht im Gelde, sondern lediglich in den Gütern, die ich unter gegebenen Verhältnissen dafür einzutauschen vermag, enthalten ist. Wenden wir dies aber auf unseren Fall an, wobei ich mich nicht an meine absichtlich zu weit getriebene Annahme, sondern an die Wirklichkeit halten will. Tatsächlich kann ich für eine Krone in Deutschösterreich noch immer gewisse Güter kaufen. Für einen Franken kann ich in der Schweiz ebenfalls gewisse Gütermengen erwerben. Der Unterschied der beiden Gütermengen ist zwar nicht unbedeutend, aber wie wir in dem Beispiele der Mahlzeiten sahen, keineswegs dem herrschenden Kursverhältnisse auch nur annähernd entsprechend. Da nun aber der Schweizer deutschösterreichische Kronen eigentlich doch nur dann braucht, wenn er nach Deutschösterreich kommt, wäre das richtige Kursverhältnis auf der Grundlage der Kaufkraft der Krone in Deutschösterreich zu regeln im Vergleiche zur Kaufkraft des Franken, die er in der Schweiz besitzt. Natürlich gilt ganz dasselbe auch bezüglich des Verhältnisses der Krone zu allen anderen Währungen fremder Länder, nicht zuletzt auch zur deutschen Reichsmark, die heute 1 : 4 (abgerundet) steht. Nun lehrt uns die zünftige Nationalökonomie, der Kurs einer Währung richte sich stets nach dem Maße des Vertrauens, das die volkswirtschaftliche Lage und Kraft eines Staates bei den anderen Staaten genieße. Ich behaupte nun aber, daß zum mindesten in unserem Falle dieser Satz keine Geltung hat, wie mir denn überhaupt gegen seine Geltung ernste Bedenken aufgestiegen sind, die ich aber hier nicht weiter ausführen kann. Bleiben wir also bei der gegenwärtigen Gestaltung der deutschösterreichischen Valuta, wobei alles hier Gesagte in entsprechender Abwandlung auch für die deutsche Währung Geltung hat. Soeben

hat ein italienisches Konsortium die meisten Aktien der größten deutschösterreichischen Eisenbergbauunternehmung, der „Alpinen Montan-Gesellschaft“, aufgekauft, dank dem guten Kurse der italienischen Lira hat es statt der 200 Millionen Kronen, die diese Erwerbung darstellt, nur einen Bruchteil in italienischer Währung zu erlegen gehabt, und wurde so Eigentümer eines Unternehmens, das es in Italien selbst mit dem fünffachen Betrage hätte bezahlen müssen. Ich frage nun, ist es ein Ausdruck des geringen Vertrauens in die wirtschaftliche Kraft Deutschösterreichs, daß italienische Spekulanten gerade in diesem Lande eine solche Erwerbung machten, oder ist es vielleicht doch etwas anderes? Die Alpine Montan-Gesellschaft ist ein blühendes Unternehmen, das seinen Aktionären alljährlich beträchtliche Dividenden ausbezahlt hat. Wenn nun dennoch seine Aktien so leicht in italienischen Besitz übergehen konnten, so liegt dies nicht darin, daß die Aktionäre kein Vertrauen mehr zu ihrem Unternehmen haben, sondern darin, daß erstens der Verkauf in italienischer Währung ihnen einen sehr bedeutenden augenblicklichen Profit abwarf, zweitens darin, daß die wahnsinnigen Lohnverhältnisse und die völlig lahmgelegten Beziehungen zum Auslande allerdings unvorteilhaft auf den Geschäftsgang einzuwirken begonnen haben. Rein politische Gründe aber machen es den italienischen Unternehmern möglich, sich über diese Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, die eben von Italien und den anderen Ententeländern absichtlich und bewußt herbeigeführt worden sind, um sich auf wohlfeilste Weise in den Besitz deutschösterreichischer Industrien zu setzen. Damit berühren wir den springenden Punkt! Die schlechte Valuta ist nicht die Folge des Mißtrauens, das man gegen unsere künftige wirtschaftliche Unfähigkeit im Auslande hegt, sondern es wurden zielbewußt, schon durch die Friedensbedingungen, erst die Grundlagen für die Zerrüttung unserer Volkswirtschaft geschaffen und dann unsere Valuta unter dem Vorwande dieser Zerrüttung immer mehr entwertet, damit man uns zu Spottpreisen auskaufen könne. Unsere restlose politische und militärische Wehrlosigkeit, die wir, ich spreche hier vom ganzen deutschen Volke, selbst verschuldet haben, macht dieses edle Beginnen so ungemein erfolgreich. Wenn heute in Wien kleine Beamte der fremden Legationen oder Subalternoffiziere der fremden Mächte um lächerliche Beträge ihrer heimischen Währung Automobile, Kunstwerke aller Art, Kleider usw. zusammenkaufen und sich damit im Handumdrehen ein Vermögen schaffen, das zu gewinnen sie vor dem Kriege keinerlei Aussicht gehabt hatten, so beweist nichts schlagender als diese Tatsache, daß es Deutschösterreich, und mutatis mutandis ebenso das Deutsche Reich, an Sachgütern von hohem Werte nicht fehlt. Bei Salzburg wurde kürzlich um 2000 Dollar ein Schloß samt Großgrundbesitz an einen Amerikaner verkauft, der mit diesem Betrage seines heimischen Geldes 600 000 Kronen bezahlt hat. Wann und wo aber bekäme er für 2000 Dollar ein Schloß samt etlichen hundert Hektar Landes? Nicht einmal im äußersten Westen der Union, dort schon gar nicht. Aber dieser Besitz wird dadurch nicht schlechter und nicht wertloser, daß er in der Nähe einer betriebsamen, von Fremden massenhaft besuchten Stadt und in einer an Naturschönheiten überreichen Gegend gelegen ist. Bisher wenigstens galten solche Begleitumstände nicht als wertmindernd. Derartige Fälle aber kommen alle Tage vor. Hier erkennt

man deutlich, worum es sich eigentlich in der sogenannten Valutafrage handelt, wenn es noch eines Beweises bedürfte. Der deutschösterreichische Verkäufer, der vielleicht in augenblicklicher Geldnot war, wird unter allen Umständen betrogen, denn wenn er nach den U.S.A. wandert, erhält er für seine 600 000 Kronen nur 2000 Dollar, und für diese vermag er dort kein halbes Jahr zu leben, geschweige denn, daß er die Möglichkeit hätte, sich ein Schloß samt bedeutendem Grundbesitze zuzulegen. Nicht das Geld ist offenbar das Entscheidende, sondern der Sachwert, den ich dafür erhalte. Der Amerikaner unseres Falles hat einfach einen fürstlichen Besitz gegen ein Nichts eingetauscht; in dem ganzen Geschäfte liegt also etwas tief Unehrliches und Unanständiges. Deutschösterreich, und in etwas minderem Maße das Deutsche Reich, werden nun ohne blutiges Verfahren in so gründlicher Weise einfach durch die von den Fremdstaaten geübte Valutapolitik ausgeraubt und ausgeplündert, wie es im ganzen Weltkriege ähnlich gründlich nirgends und von keiner Seite geschehen ist. Unsere gelehrten Volkswirtschaftler aber zerbrechen sich die weisen Köpfe über das merkwürdige Problem, das sich ihnen hier bietet. Sie sehen wieder einmal vor lauter Bäumen den Wald nicht, sonst müßten sie begreifen, daß hier überhaupt keine Frage der Volkswirtschaftslehre, sondern eine nackte Machtfrage vorliegt, die unsere lieben Nachbarn so lösen, wie man eben Machtfragen löst, durch Gewalt. Wenn ich den Wehrlosen zwinge, mir für drei Franken zu überlassen, was eigentlich hundert kosten müßte, andererseits ihm für seine hundert Kronen nur so viel gebe, als mich drei Franken kosten, so ist dies kein Gegenstand wissenschaftlicher Erwägungen, sondern einfach das altbewährte Verfahren des Straßenräubers gegen den unbewaffneten Wanderer. —

Nicht die Nationalökonomie, eine ganz andere, leider in deutschen Landen seit jeher vernachlässigte Wissenschaft ist es, die hier ein Urteil abzugeben berufen wäre: die Völkerpsychologie. Letzten Endes ist es der völlige Mangel an völkerpsychologischer Einsicht, deren virtuose Beherrschung einen der stärksten Grundpfeiler der britischen Weltherrschaft ausmacht, dessen Wirkungen wir wie auf so unzähligen anderen Gebieten, auf denen das deutsche Volk versagt hat, vor uns sehen. Eine ganze Kette völkerpsychologischer Versager auf deutscher Seite führt aus der Vorkriegszeit zu unserem heutigen Elend und damit auch zu der Anwendung der Valutadaumenschraube gegen unser unglückliches Volk, die ja nur, wie wir sahen, ein Mittel neben vielen ist, um uns wirtschaftlich, zugleich aber auch moralisch, zu vernichten. Als lange vor Ausbruch des Weltkrieges und dann immer wieder bis in den Krieg hinein von englischer Seite das „delenda Germania" in allen möglichen Tonarten variiert wurde, da meinte man bei uns, so schlimm sei dies nicht gemeint, so böse könnten doch selbst Engländer nicht sein, es handle sich lediglich um einen Bluff, der uns einschüchtern solle. Wir sehen den verhängnisvollen Analogieschluß, der von den Gedankengängen und Empfindungsreihen des deutschen Volkes mit naiver Kindlichkeit auf die der anderen Völker schließt, und seit dem Auftreten der Germanen in der Geschichte ihnen immer und immer wieder verhängnisvoll geworden ist. Gerade in diesem Falle, wo man es mit brutaler, aber ehrlicher Offenherzigkeit Englands zu tun hatte, vermutete man nur eine drohende

Pose. Dann kam der Waffenstillstand, der aus der Leichtgläubigkeit, mit der man den humanen Versicherungen des 14-Punkte-Wilsons nicht minder harmlos auf den Leim ging, unser ganzes entsetzliches Elend erstehen ließ. Deutschösterreich aber tat noch ein übriges. Als die Entente versicherte, sie werde für die Rettung dieses nicht zu rettenden Staates alles Mögliche tun, wenn er sich nur des Gedankens entschlage, sich an das Deutsche Reich anzuschließen, brachte Staatskanzler Renner die berühmte „westliche Orientierung", ein Ding, das noch häßlicher ist als sein Name. Heute aber sind Tausende von Aufkäufern aus den Ententestaaten und aus neutralen Ländern an der Arbeit, mit Hilfe der famosen Erfindung des Valutaschwindels Deutschösterreich seiner sämtlichen Warenbestände zu entblößen, die ihm dann mit entsprechendem Profit wiederum zum Kaufe angeboten werden. Es ist wie auf der Börse: während wir auf den Edelmut und die Anständigkeit unserer Gegner spekulierten und natürlich Pleite machten, spekulierte die Gegenseite mit glänzendem Erfolge auf unsere politische Dummheit. So sollte sich das alte, merkwürdigerweise auf deutschem Boden, wohl als Ausfluß des deutschen Hanges zur Selbstironie, erwachsene Sprichwort bewahrheiten: „Stets am besten reüssieret, wer auf Dummheit spekulieret."



Marktplatz einer kleinen Stadt · Von Ludwig Bäte

Das Rathaus, alt, mit spitzem Erkerturm,
Der graue Brunnen, weinlaubübersponnen,
Und Giebeldächer, schmal, behäbig breit,
Stehn tief im Lindenschatten, traumversonnen.

Kein Weltlärm stört die stille Einsamkeit.
Die Post fährt schläfrig über morsche Steine.
Gemächlich weidet in der Mittagsglut
Ein Ziegenpaar am grünen Gassenraine.

Hat wer gestohlen? Ist ein Mord geschehn?
Die lieben Nachbarn stehen in Alarm.
Der Kinderjubel hält erschrocken ein:
Zum Bürgermeister geht der Herr Gendarm!



Winterfrühling

Von Bernhard Flemes

Das Waldhaus steckt tief im Schnee. Vom Holzstalle bis zum Kamme der Hasselburg hinauf stehen die Jungriegen der Fichten in silbernen Panzern, und überall funkeln Helmspitzen. Seitwärts im braunen, schwerüberdachten Fichtengestänge liegt die Schneise wie ein goldenes Band in Mittagssonne. Überall blinken Leckzapfen an den Zweigenden, blitzen gefrorene Nadeln an den Spitzen der Wipfel.

Das Waldhaus schläft. Im Traume hört es Ofenfeuergeprassel und froh erregte Menschenstimmen. Wesenlos schauen die Fenster in den weißen Wald, spiegeln starr Blauglanz des Himmels wider. Lange Eiszapfen hängen, grimmig glänzend, an der Dachrinne.

Ein Zaunkönig schwingt sich in den Pflaumenbaum, der vor dem Fenster steht, reißt den Schnabel weit auf und prahlt das schlafende Haus gewaltig an. Aber es regt sich nicht.

Gleich nach Mittag werden die Berge plötzlich schwerblau. Ein weicher Hauch tastet durch den Wald, und die Sonne verhüllt sich mit Gewölk. Tannenmeisen klingeln lebhaft in den Fichtenzweigen, und ein großer Würger improvisiert in der Spitze eines Apfelbaumes ein Xylophonkonzert, das ein Trupp Goldammern eintönig begleitet. Den Grünspecht belustigt diese Improvisation, und er lacht lauthals durch den Buchenforst. Das Waldhaus jedoch regt sich nicht.

Da geht ein Schlurfen durch den Wald und ein warmes Wehen. Die Bäume biegen sich, die Eiszapfen klirren aneinander. Die Fichten, die dem Waldhaus zunächst stehen, verneigen sich ironisch vor seiner Starrheit, neigen sich abermals und werfen ihm ihre Schneelasten vor die Mauern. Es rührt sich immer noch nicht.

Da stößt am äußersten Hange der Hasselburg einer ins Horn. Mächtig klingt es. Mächtig schwingt sich etwas durch die Wipfel, biegt sie, stürzt einen Baum, bricht einen Wipfel, schnauft, hetzt atemlos durch die Waldmassen, greift sie, ballt sie und braust — braust — —

Wie eine lebendige Mauer rückt dies Brausen unaufhaltsam durch den Wald, staut sich mit plötzlichem Ruck vor der Waldhauslichtung und sinkt in sich zusammen. Dann wird es ganz still.

Eine zarte Regung geht durch das stille Haus, pflanzt sich vom First bis nach den Rinnen fort, und da geht es: tip tip! durch die Abflußrinne. Erschreckt hören es drinnen die Räume. Tip — tip — tip — tip! mit längeren Intervallen, dann kürzer, und endlich ganz hurtig: tiptiptiptip!

Das Waldhaus wacht auf.

Schnee schurrt vom Dache und plumpst dumpf auf den Rasen. Die Eiszapfen beginnen zu lecken. Regen rieselt, anfangs fein und mieselnd, schlanker dann und heftig aufs Dach klopfend. Ununterbrochen rutscht Schnee. Die Rinnen können nicht mehr dagegen anschlucken. Sie trommeln, platschen, fließen über.

Rauschen und Rinnen, Fließen und Gießen überall, die ganze Nacht hindurch.

Am frühen Märzmorgen steht das Waldhaus blank und strahlend, und die Seidelbastbüsche im Gärtlein prangen in der ganzen Inbrunst ihrer rosigen Bläue, flackern und duften: Frühling! Frühling! Auf dem befreiten Dache sitzt eine Amsel, die jubelt ins Morgenrot: dülia — dülio — lülü — lala!



Die Stimme der Mutter

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Die Mutter kennt der Reinheit Zauberwort,
Wenn ihre Zunge auch im Tod verdorrt, —
In deinem Innern spricht sie heimlich fort.

Wenn deinen Augen wehrlos Wild gedieh,
— Die blauen Sünder ruhn und rasten nie! —
Ein leises Wort der Mutter senket sie.

Und wenn dein Mund begehrt verbotnen Kern,
— Der rote Räuber wegelagert gern! —
In ihrem Zuruf ehrt er seinen Herrn.

Und wenn die Hände fehlen ihrer Pflicht,
— Die blassen Beter — Heilige sind sie nicht! —
Die Mutter scheuen sie und ihr Gericht.

Denn ihre Stimme sank nicht mit ins Grab,
Sie stieg in dein Gewissen tief hinab,
Und jedes Wort ist wie des Richters Stab.





Bolschewistenphysik

Kaum ist, zu ihrem Entsetzen, den Deutschen klar geworden, wie furchtbar man sie mit der erhabenen Politik des Professors Wilson hineingelegt und mit dessen Professornimbus betrogen hat —: da wird den biedern Deutschen schon wieder eine neue Professorleistung in allen Tönen der Begeisterung und Verzückung als Gipfel der wissenschaftlichen Forschung angepriesen und fallen auch leider Leute mit höherer Bildung darauf hinein, — um so mehr, als Professor Einstein, der angebliche neue Kopernikus, sogar auch Hochschullehrer zu seinen Bewunderern zählt. Und doch haben wir es hier, um es von vornherein zu sagen, mit einem geradezu ungeheuerlichen wissenschaftlichen Skandal zu tun, der ganz vorzüglich in den Rahmen dieser traurigsten aller politischen Perioden hineinpaßt. Man kann es schließlich Arbeitern nicht übel nehmen, daß sie Marx auf den Leim gingen, wenn deutsche Professoren es fertig brachten, sich von Einstein irreführen zu lassen. Die Lorentz-Minkowski-Einsteinsche Relativitätstheorie läßt sich allgemein verständlich überhaupt nicht darstellen; denn ihre scheinbaren Triumphe und Erleuchtungen gewinnt sie durch mathemathische Formeln, also gerade der springende Punkt ist immer gleich dem Stachelpanzer eines zusammengerollten Igels, die Einsteinianer prunken sogar mit dieser „unfehlbaren Denkmaschine" — schade nur, daß gerade einer der lautesten Relativisten, Professor Born, so unklug war, zu verraten, daß in den ersten mathematischen Ableitungen seines Meisters sich — Irrtümer, wohlgemerkt mathematische Irrtümer befanden, die erst sehr viel später richtiggestellt wurden. Also Einstein hat, wie seine Anhänger verraten, schon mathematisch mehrfach daneben gehauen — obwohl er immer mit einem Fachmathematiker Arm in Arm sein Jahrhundert in die Schranken forderte. Die „unfehlbare Denkmaschine", die Mathematik, obwohl von Einstein und einem Fachmathematiker angekurbelt und gesteuert, hat doch in den Sumpf geführt; trotzdem aber sollen uns die Irrlichter dieser versumpften Physik als strahlende Wahrheitssonne gelten. Aber Einstein hat nicht nur mathematisch geirrt: jeder, der unvoreingenommen den grundlegenden Aufsatz Einsteins im 17. Bande der 4. Folge der „Annalen der Physik" 1905 vornimmt, kann sich überzeugen, daß dieser angebliche Kopernikus mit scheinbarem Scharfsinn in gröbster Weise gegen die Grundgesetze der Logik sündigt und äußerlich „exakt" beweist, daß gleichzeitig gar nicht gleichzeitig, sondern verschiedenzeitig ist, daß infolgedessen dieselbe Strecke im Ruhezustand eine andere Länge hat, als in der Bewegung! Mit solchen Vermengungen von Sein und Schein, mit solchen Kopfstellungen klarster Begriffe imponierte Einstein offenbar solchen Physikern, die schon durch abenteuerliche Theorien des holländischen Professors Lorentz um ihren klaren Verstand gekommen waren. Sein Relativitätsprinzip war mathematisch stachelbewehrt: die Physiker verstanden meist nichts von der krausen Mathematik und die Mathematiker wenig von der Physik. Absurditäten haben wohl immer Gläubige gefunden. Zur Kopfstellung der Logik, die Einstein fertig gebracht hatte, gesellte nun der Mathematiker Minkowski noch eine Kopfstellung aller gesunden Mathematik. Der berühmte Mathematiker Gauß wurde mit seinen Verkehrtheiten als Autorität

zum Vorspann genommen. Minkowski schuf eine Formel, die er selber als „mystisch“ bezeichnet — bedenke: Mathematik und Mystik! — in dieser Formel werden Kilometer mit Sekunden in Gleichung gebracht, das ist so, als ob man drei Äpfel und sieben Birnen zwanzig Eier sein ließe. Dies geschah vier Jahre nach Einsteins erstem Hervortreten, und damals erschien, was für die Herrschaften eine Warnung hätte sein sollen, in Eugen Dührings „Personalist und Emanzipator“ ein ebenso humorvoller wie vernichtender Artikel, der diese ganze Richtung von Physik und Mathematik als übergeschnappt und verrückt bezeichnete. Dieses Urteil wurde gefällt unter Gewährschaft des Mannes, der als Denker und Mathematiker und als Verfasser der berühmten, preisgekrönten „Geschichte der Prinzipien der Mechanik“ die ganze derzeitige Forscherwelt turmhoch überragt. Obwohl nun auch ganze Bücher mit vernichtender Kritik erschienen, spann Einstein, durch Minkowski von frischem ermutigt, den Relativitätsfaden weiter und verkündete schließlich, durch Rechnung die Lösung des Gravitationsproblems gefunden zu haben. Auf Grund dieser Theorie vermochte er eine Unstimmigkeit in der Merkurbahn zu erklären — was nicht das geringste beweist, denn es gibt dafür noch andere Erklärungen — und behauptete, daß ein Lichtstrahl, von einem Fixstern kommend, von der Sonne um einen kleinen Betrag abgelenkt werde. Der Engländer Eddington will bei einer Sonnenfinsternis eine bestätigende Beobachtung und photographische Festhaltung erzielt haben, — darüber nun ist den Relativisten der Mut und der Glaube gewaltig gewachsen, während doch, selbst wenn eine zweite, unbedingt erforderliche Nachprüfung das gleiche bestätigte, noch nichts bewiesen wäre. Erstens hat schon R. Mewes in Anspruch genommen, diese Lichtstrahlablenkung lange vor Einstein, aber ohne dessen Theorie, behauptet zu haben. Zweitens: was bedeuten zwei oder zwanzig oder zweihundert Bestätigungen für eine Theorie? Unter Umständen gar nichts. Jahrzehntelang hat die Chemie mit der falschen Phlogistontheorie gearbeitet und in jedem neuen Fund eine Bestätigung dafür gesehen, und doch mußte die Theorie aufgegeben werden. Ebenso war es mit der Hypothese von einem Wärmestoff. Ein Planet ist sogar nur durch einen Schreibfehler entdeckt worden; überhaupt sollte auch die sogenannte exakte Wissenschaft ein gewisses Grauen hegen vor des Zufalls grausenden Wundern. Erlebt doch jeder Mathematiklehrer es täglich, daß Schüler richtige Ergebnisse bringen, nur indem sie zwei sich aufhebende Fehler hintereinander machten. Warten wir erst einmal die wiederholte Bestätigung der Eddingtonschen Beobachtung ab — für Einstein wird sie nichts beweisen, denn die Falschheit seiner Relativitätstheorie oder besser Prellativitätstheorie erhellt aus ihren unlogischen Grundlagen und imaginären Stützpfeilern.

Es genügt eigentlich vollkommen, darauf hinzuweisen, daß Einstein unserer gewöhnlichen Geometrie für unsre Welt die exakte Gültigkeit abspricht. Man bedenke: auf dieser Geometrie ist der ganze Bau unsrer Mathematik, Physik und Astronomie errichtet, auf ihr beruht alles, was Einstein selber entdeckt zu haben glaubt, und doch soll diese Geometrie nichts taugen! Spottet sein selbst und weiß nicht wie. Dagegen sollen die mehr als dreidimensionalen Räume etwas taugen, die bisher, außer zu mathematischen Absonderlichkeiten, nur den spiritistischen Schwindlern nützten, um aus der vierten Dimension Apfelsinen und sonstige himmlische Dinge zu holen, die sie vorher unter — Weiberröcken versteckt hatten. Also die Geometrie des dreidimensionalen Raumes soll unrichtig sein, aber mit dem faulen Zauber der nirgend vorhandenen vierten Dimension rückt Einstein erfolgreich dem Gravitationsproblem zu Leibe! Freilich hat er da den Schein der Autorität eines Gauß für sich, dessen Phantasien von Riemann und andern weitergesponnen wurden. Aber daß Gauß bei aller Größe auch daneben hauen konnte, davon kann sich schon der Primaner überzeugen, der sich die Gaußsche Konstruktion der $\sqrt{-1}$ ansieht. Von dieser ganzen Phantasiemathematik mit ihren krummen Räumen hat Eugen Dühring schon vor mehr als vier Jahrzehnten gesagt, man könne noch nicht einmal davor redlich ausspucken, ohne befürchten zu müssen, daß einem das Projektil kraft der gekrümmten Räume von hinten wieder anfliege. Und nun gar will Einstein, mathe-

matischer Irrtümer überführt, auch noch aus mathematischen Phantasiegebilden physikalische Wirklichkeiten herleiten. Lauter Kopfstellungen, aber sensationell, reklamefähig, mystisch, fesselnd! Prellativ!

Das Tollste bei dieser Überphysik und Übermathematik ist der Versuch, sie „gemeinverständlich" darzustellen. Er muß immer mißlingen, weil man Aberwitz und höhere Mathematik nicht gemeinverständlich machen kann, das meiste bei der Theorie leistet ja die Formel. So begegnet man heutzutag Schriften, die sich anheischig machen, die Relativitätstheorie volkstümlich darzustellen; aber schon auf den ersten Seiten erklären die Verfasser, die Rücksicht auf Gemeinverständlichkeit beiseite lassen zu müssen. Auch Professor Einstein selber hat eine gemeinverständliche Darstellung veröffentlicht, aus der natürlich kein Mensch klug wird — selbst die ihm wohlgewogene „Physikalische Zeitschrift" ist dieser Meinung —, aber dafür verkündet der „geniale Physiker" ja auch die stolze Meinung, Eleganz sei die Sache der Schuster und Schneider, große Geister hätten nicht nötig, eine Sache elegant klarzumachen! Umgekehrt, Herr Einstein, wird ein Schuh draus! Die großen Geister waren nicht nur Meister, sondern auch Liebhaber eleganter, gemeinverständlicher Darstellung; sie durchbrachen oft mit der Klarheit und Schönheit ihrer Darstellung feindselige Gelehrtenringe und Dunkelmännerbestrebungen. Galilei trug Physik im Plauderton vor. Euler schrieb populäre Briefe an eine Prinzessin über die schwersten Kapitel der Physik. Hume und Schopenhauer waren Meister eleganten Stils. Robert Mayer ist jedermann verständlich. Herr Einstein ist keinem, außer kritiklosen und selber verworrenen Fachleuten, verständlich; auch war die Relativitätstheorie ja nur teilweise sein Geisteskind, er hat also nicht den Trieb des großen Forschers, einen wohlgeratenen, sehenswerten Sprößling aller Welt sichtbar zu machen, d. h. seine Entdeckung so klar und elegant wie möglich darzulegen. Eine traurigere Schrift als Einsteins „gemeinverständliche Darstellung" ist mir nur selten vorgekommen. Unsinn läßt sich eben nicht elegant und verständlich darlegen. Wer also Einstein nicht versteht, suche bei ihm, nicht bei sich den Grund. Verstand suchen bei einem, der mathematische Irrtümer begangen, die Logik verdreht und durch Verleugnung der Euklidischen Geometrie sich selber den Boden unter den Füßen weggezogen hat, wäre Unverstand.

Wenn Professoren und Geheimräte der Relativitätstheorie auf den Leim gingen, wen überrascht dies? Sind nicht sogar bedeutende Professoren spiritistischen Schwindlern ins Netz gegangen — Weber, Zöllner, Fechner? Hat nicht ein berühmter und verdienter französischer Mathematiker namens Chasles schwere Summen für ganz grob gefälschte Briefe bezahlt, deren einer eine französisch geschriebene Drohnote des römischen Feldherrn Cäsar an den gallischen Häuptling Vercingetorix sein sollte? Idiotismus und etliche mathematische Begabung sind oft genug gepaart. Die moderne Physik ist ganz offensichtlich in eine Hegelphase geraten. Sie läßt das absolut Leere den Träger elektrischer Wellen sein — das Nichts pulsiert also, ganz wie Hegel Sein und Nichts für identisch erklärte. Die Hegelsche Begriffslyrik wurde zwar von niemandem verstanden, aber von allen nachgeplappert, die befördert werden wollten. Professoren und Studenten plagten sich jahrzehntelang damit ab — unter denen, die ehrlich von sich bekannten, sie hätten von Hegel nichts verstanden, befand sich auch Diesterweg. Und doch war an Hegels Begriffslehre immer noch mehr Vernunft, als an Einsteins bzw. Lorentz-Minkowskis Relativitätstheorie. Das Eingeschworensein einiger Professoren auf diese Irrlehre stimmt schönstens zu den früheren Verschwörungen von Hochschullehrern gegen wirkliche Entdeckungen. Man verzeihe, wenn ich hier schon hundertmal vorgeführte Paradepferde nochmals vorbeitraben lasse. Ohm war ein gediegener Physiker und ist heute unsterblich. Er stieß auf eben so großen Widerstand wie Einstein auf Beifall. Professor Poggendorf, bestimmt dazu, die neuesten Entdeckungen in den Annalen der Physik bekannt zu machen, ließ zwei der glänzendsten Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts, das Weltgesetz Robert Mayers und den Fernsprecher des Philipp Reis, in der Schublade verstauben. Den Entdecker der fäulnis-



freien Wundbehandlung, Ignaz Semmelweis, trieb die Borniertheit feindseliger Gelehrter und Wissensbonzen ins Irrenhaus. Ist's da nicht ganz in der Ordnung, daß eine Irrenphysik als Blüte des Entdeckergeistes von professoralen Gefolgsleuten verherrlicht wird? Die Blamage ist so ungeheuerlich, daß die Beteiligten mit allen Mitteln der Kameraderie sich an der Aufrechterhaltung des Humbugs beteiligen werden. Einstein bekommt den Nobelpreis, und der Ruhm des neuen Kopernikus wird in alle Welt getragen!

Karl Marx, der ja auf nationalökonomischem Gebiet zum Heiligen emporgemanagt wurde, darf ja heute noch, obwohl nun die Früchte seiner Kümmerlichkeit namenlosen Kummer über Europa gebracht haben, als Geistesgröße gepriesen werden. Einstein ist ein Karl Marx der Physik. Credo, quia absurdum, gilt von den Anhängern beider spitzfindiger Talmigrößen. Die Relativitätstheorie ist nichts anderes als bolschewistische Physik.

Die Relativisten meinen, wir fänden uns eben so schwer in die neue Weltanschauung wie die Zeitgenossen des Kopernikus und Galilei es hätten begreifen können, daß die Erde sich um die Sonne drehe. Ein arger Unfug wird dabei mit dem Begriff des Raumes getrieben, als ob der Raum, in welchem Kopernikus uns neu orientierte, ein anderer als vorher und nachher gewesen wäre. Es war immer nur der Euklidische Raum unserer Geometrie. Nicht eine neue Raumanschauung kam damals auf, sondern nur eine Änderung der Auffassung vom Verhältnis der Planeten zur Sonne. Was Kopernikus lehrte, war klar, verständlich und gemeinverständlich darstellbar. Nur Bibelaberglaube stand entgegen. Was Einstein und Genossen lehren, ist eine Schimäre von Raum, eine Narrheit von Zeit, eine Selbstaufhebung ihrer Lehre, da ja die Raumlehre (Geometrie), auf der alle Mathematik aufgebaut ist, für unsre Welt nicht gelten soll! Schon die altindischen Philosophen sagten in solchem Falle anyonyabhâvât, von wegen gegenseitiger Abhängigkeit! Ist die Euklidische Geometrie für unsre Welt nicht genau gültig, so taugt auch die ganze Mathematik nichts, die Einstein für sich das Denken besorgen läßt, nachdem er unmögliche Voraussetzungen in die Maschine gespannt hat.

Dr. Georg Biedenkapp

Bismarck, Demokratie und Mittelalter

Auch wer sich nicht allen Urteilen ohne Vorbehalt anschließen möchte, wird doch mit Anregung und ästhetischem Genuß den Ausführungen Karl Alexander v. Müllers in den „Süddeutschen Monatsheften" folgen: Bismarck war undemokratisch bis zum Grunde, im Kern seines Wesens überhaupt kein Mensch des 19. Jahrhunderts, sondern ein Urgestein aus früheren Schichten, das plötzlich im Flugsande auftaucht, eine Gestalt viel mehr aus der Welt Shakespeares, als aus der der hohen humanistischen deutschen Dichtung oder gar seiner eigenen Gegenwart. Wenn wir sein Hauptwerk, die Erhöhung Preußens und das neue preußisch-deutsche Reich heute betrachten, wer möchte noch behaupten, daß es der herrschenden Zeitströmung in Europa oder auch nur in Deutschland entsprochen habe, die er nur zu benutzen, der er nur zu folgen gebraucht hätte. Der Widerspruch von Mann und Zeit gibt seiner Gestalt durchaus etwas Tragisches; in all seinen Siegen umwittert ihn ein geheimnisvoll dunkler Zug wie aus den ältesten schwermütigen Sagen unserer Ahnen.

Eine demokratische Leitung der äußeren Politik schien ihm unmöglich. „In der auswärtigen Politik", lautet eine Randbemerkung aus dem Jahr 1886, „können parlamentarische und publizistische Elemente niemals die Führung eines großen Reiches übernehmen, ohne dessen auswärtige Politik zu lähmen und in falsche Wege zu drängen. Die Situation der mächtigsten Nationen liefert täglich den Beweis dafür." Oft spottete er, wie „ganz jämmerlich jetzt überall Politik getrieben wird"; niemand habe feste Ziele und jedermann lasse sich von

den Tagesereignissen treiben. Aber er verkannte die immer wachsende Flut der demokratischen Strömung in der Welt nicht. Er sah sie in Frankreich und im England Gladstones damals bereits in voller Gewalt. Es schien ihm wahrscheinlich, daß die romanischen Völker allmählich alle und daß vielleicht auch slawische Länder zur republikanischen Form gedrängt werden könnten, und seine gewaltige, heroische Phantasie sah dann am Ende einen riesenhaften Kampf voraus zwischen dem System der Ordnung auf monarchischer Grundlage, wie er es vertrat, und der sozialen Republik, in die seiner Überzeugung nach alle antimonarchische Entwicklung einmünden müsse und die selbst wieder, wie er glaubte, zum Cäsarismus zurückführe. „Wenn es dazu kommt," schrieb er im September 1885 auf einen Bericht aus Wien, „dann haben die Monarchien alle Aussicht, im Kampf zu siegen, falls sie zusammenhalten. Kommt es zu dem Kampf der beiden Prinzipien auf dem Schlachtfelde überhaupt nicht, so werden die Monarchien an der chronischen Krankheit der Majoritätenwirtschaft und an der eigenen Scheu vor Arbeit und Energie sicher zugrunde gehn; im Kampf aber haben sie Chancen de se retremper (sich wieder zu stählen)."

Ein unvergeßliches Wort. Beinahe ein Menschenalter ist nach 1885 hingegangen, ohne daß es zu dem großen Kampf der beiden Prinzipien auf dem Schlachtfelde kam; die Monarchien waren, um Bismarcks Worte zu gebrauchen, ihrer Majoritätenwirtschaft und ihrer Scheu vor Arbeit und Energie überlassen. Und als der Krieg dann hereinbrach, hielten die Monarchien, die Bismarck dabei im Auge hatte, nicht zusammen, sondern standen gegeneinander. Man kann heute sagen, daß ihre Sache damit, nach Bismarcks eigener Prophezeiung, verloren war, schon in dem Augenblick, als der Krieg begann.

Was ist es mit dieser demokratischen Bewegung, die heute nun auch über das Bismarcksche Reich zusammengeschlagen hat? Woher kommt sie? Stammt sie von heute oder von gestern? Ist sie eine Welle, die eben erst auftaucht und vielleicht eben so flüchtig vorübergehen wird? Nein, das ist sie nicht. Wer die Geschichte des letzten Jahrtausends kennt, weiß, daß ihr Fortschritt eine der ältesten, zusammenhängendsten und gleichmäßigsten Entwicklungen ist, der wir in ihrem ganzen Verlaufe begegnen. Seit langem ist sie, in Staat und Gesellschaft, eine der beherrschenden, ja vielleicht schon die beherrschende Strömung der modernen Geschichte.

So sehr sind wir alle seit langem bereits von ihr umfangen, daß wir uns Zeiten, deren Wesen von ihr noch nicht berührt waren, kaum mehr vorzustellen vermögen. Und doch ist ganz Europa durch eine solche undemokratische Zeit hindurchgegangen, ja sie hat ihm die ersten Grundlagen seiner staatlichen Ordnung gegeben. Noch sehen wir rings um uns ihre verfallenden Trümmer, und in den alten großen Monarchien schlug bis zum Tod noch ein letzter schwacher Pulsschlag ihres Lebens.

Wer von uns kann sich leibhaftig noch ins Mittelalter zurückdenken? In eine europäische Gesellschaft, die in Kasten eingeteilt ist? Wo der Hörige (der Vilain, wie der bezeichnende französische Ausdruck heißt) vom Bürger, der Bürger vom Adeligen, der Adelige vom Kirchenmann in Wesen, Recht, Sitte, Daseinsform unvereinbar und erblich abgetrennt ist? Wo der Gedanke der Ungleichheit das ganze Leben erfüllt, so daß selbst das von Natur Gleichartige überall noch ein buntes Kleid abweichender Rechte und Pflichten erhält — genau umgekehrt *wie heute*, wo wir gleiche Rechte und Pflichten auch über die verschiedenartigsten Menschen und Verhältnisse spannen?

Und wer kann sich in jenen mittelalterlichen Staat zurückdenken — wenn wir Modernen das überhaupt einen Staat nennen würden, wo wir keine einheitliche Regierung, keine einheitliche Zentralgewalt entdecken? Wer von uns fände sich zurecht in der wunderlichen Zerstückelung und Verschränkung der mittelalterlichen Obrigkeiten? Könige und Kaiser, fast mit göttlichem Nimbus, fast mit göttlichem Recht über Land und Leute, die ihnen zu eigen angehören, die sie teilen, verschenken, verpfänden nach Willkür und Zwang und Gnade, von

einer religiösen Weihe umgeben. Aber ihre praktische Gewalt ist im Verhältnis dazu äußerst gering. Rund um sie erheben sich eine Fülle von Mächten, Einzelnen und Körperschaften, mit eigenem, oft beinahe selbständigem Recht wie sie und schränken ihre oberste Gewalt auf allen Seiten ein. Ein großer Teil der Regierung und Verwaltung ist in deren Händen. In der seltsamsten Weise vermengen sich die nationalen und provinzialen Gewalten — denken wir nur zum Beispiel an das Verhältnis unserer deutschen Stammes-Herzogtümer und -Dynastien zur Reichsgewalt —, und diese unbehilfliche Verwicklung pflanzt sich dann weiter durch alle Kreise nach unten fort bis ins kleinste. Immer wieder neue, halb- und drittelselbständige Zwischengewalten mit besonderen Rechten und Verpflichtungen, die ihnen angestammt sind oder dauernd anhangen, mächtige Grundherrn, Geschlechter, Städte, Stifter, Klöster, eine unendliche Fülle mannigfaltigen Daseins.

Das besondere Recht, das Vorrecht in Staat und Gesellschaft, erscheint als das Kennzeichnende dieses Zustandes. Alles Vorrecht in dieser Gesellschaft und in diesem Staat aber beruht auf dem gebundenen Grundbesitz. Er ist die eigentliche Basis aller Macht. Die Aristokratie und die Kirche sind seine Haupteigentümer, sie genießen die größte Unabhängigkeit. Das bewegliche Vermögen, Geld und fahrende Habe, ist daneben noch ohne besondere Bedeutung, seine Besitzer sind vielfach schwach und verachtet. Das Gewerbe und die Industrie werden schon bei ihrem Aufkommen aufs strengste reglementiert.

Die Ungleichheit ist der beherrschende Zug in dieser Welt. Autorität gilt in ihr auf allen Gebieten, nicht Majorität; sie kennt keine Rechnung nach der Mehrheit. Uns Modernen scheinen in ihr die Interessen der einzelnen zu triumphieren über die Interessen der vielen, der Glanz, die Größe der Bevorrechtigten über das Wohl und Glück der Masse. Allein überheben wir uns nicht. Große Gesamtverfassungen der Menschheit wie diese, die Jahrhunderte hindurch bestehen und lange Geschlechter der Menschen in sich tragen, unterstehen nicht unseren beschränkten Maßstäben von gut und böse, gerecht und ungerecht. Sie haben ihr eigenes ausgleichendes Maß in sich und brauchen nicht erst auf die Weisheit der Spätergeborenen zu warten. Jede von ihnen ist ein neuer Versuch, die Unvollkommenheit des menschlichen Daseins zu lösen, mit seinen eigenen Arten und Möglichkeiten von Glück und Unglück, deren Gesamtsumme schließlich immer wieder auf eine geheimnisvolle Weise sich gleich bleibt: die Menschen sind nicht glücklicher geworden im Laufe der Jahrhunderte.



Fürst Bismarcks Entlassung

Angesichts des allgemeinen Zusammenbruchs erwächst das natürliche Bedürfnis, sich Rechenschaft abzulegen über die Entwicklung der jüngsten Vergangenheit. Denn die Überzeugung bricht sich wohl allgemein Bahn, daß der Ausgang des Krieges nur die Besiegelung eines Schicksales war, das sich lange zuvor vorbereitet hatte, daß wir, ganz abgesehen von der militärischen Seite, den Krieg politisch verlieren mußten, weil er bereits seit seinem Ausbruche verloren war. Mit einem Worte, das Unheil hat sich vorbereitet von dem Augenblicke an, in dem der bewährte Steuermann das Schiff verließ, von Bismarcks Entlassung an.

Daß wir unter diesen Umständen auf das Erscheinen des dritten Bandes von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen voraussichtlich noch vorläufig verzichten müssen, ist gewiß bedauerlich. Aber wir finden reichen Ersatz in den Aufzeichnungen der beiden Staatsmänner, die wie kein anderer dem ersten Reichskanzler zur Zeit seiner letzten Amtstätigkeit beruflich wie persönlich nahe standen, des damaligen Staatssekretärs des Innern von Boetticher, und

des Chefs der Reichskanzlei von Rottenburg. Besonderer Dank gebührt aber dem Herausgeber Freiherrn von Eppstein, daß er den ihm von Frau von Boetticher zur Verfügung gestellten Stoff in meisterhafter Weise gesichtet und die Aufzeichnungen der beiden Staatmänner gleich mit den entsprechenden Urkunden belegt hat. (Professor Dr. Georg Freiherr von Eppstein, Wirklicher Geheimer Rat, Fürst Bimarcks Entlassung, nach den hinterlassenen, bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Staatssekretärs des Innern, Staatsministers Dr. Karl Heinrich von Boetticher, und des Chefs der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck, Dr. Franz Johannes von Rottenburg, herausgegeben. Berlin. Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H. 237 S.) Eine ausführliche Einleitung des Herausgebers, welche der Stellung der beteiligten Persönlichkeiten, namentlich auch des Kaisers, gerecht zu werden sucht, begleitet das Ganze. Die Entlassung des Fürsten Bismarck scheint hiernach endgültig aufgeklärt, auch der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen" wird uns nach dieser Richtung nichts Neues mehr bringen können.

Die Grundlage bilden die Aufzeichnungen des Staatssekretärs von Boetticher „Zur Geschichte der Entlassung des Fürsten Bismarck am 20. März 1890". Diese sind vom Chef der Reichskanzlei von Rottenburg durchgesehen und mit Bemerkungen ausgestattet. „Aus zweier Zeugen Mund wird die Wahrheit kund", sagt ein altes deutsches Rechtssprichwort. Diese beiden Zeugen machen hier über das Grab hinaus ihre Aussagen.

Die Aufzeichnungen bilden gleichzeitig eine Rettung des Staatssekretärs von Boetticher, dem bekanntlich aus Bismarck nahestehenden Kreisen nachgesagt wurde, er habe Bismarck, seinen Wohltäter, verraten und damit zu seinem Sturze beigetragen, indem er sich der aufgehenden kaiserlichen Sonne zuwendete. Davon kann jetzt keine Rede mehr sein. Daß er schließlich nicht mit Bismarck zugleich seine Entlassung nahm, sondern im Staatsdienste blieb, entsprach der richtigen altpreußischen Auffassung der Beamtenpflicht. Denn er war doch ein Diener seines kaiserlichen und königlichen Herrn und nicht des Fürsten Bismarck. Um so größer ist die Selbstverleugnung und Entsagung Boettichers, daß er trotz aller Anfeindungen seine Aufzeichnungen nicht früher der Öffentlichkeit übergab. Er wollte das leuchtende Bild des ersten Reichskanzlers dem deutschen Volke nicht verdunkeln, seinen Wohltäter, den Heros der deutschen Nation, nicht verkleinern. Denn die Veröffentlichung würde die öffentliche Kritik der Handlungsweise des Fürsten herausgefordert haben, und diese Kritik würde nicht überall eine günstige gewesen sein. Möglich, daß Bismarckfeinde und Byzantiner dies oder jenes zur Verkleinerung des großen Deutschen herausgefunden hätten. Aber im ganzen kann man sagen, daß die geschichtliche Persönlichkeit Bismarcks auch durch die Boetticherschen Veröffentlichungen nicht verliert, daß also die Besorgnis, welche die frühere Herausgabe hinderte, eine unbegründete war.

Von wesentlicher Bedeutung sind die Worte aus den Rottenburgischen Bemerkungen: „Die Aufzeichnungen Herrn von Boettichers ergeben, daß die letzte Wurzel des Antagonismus zwischen dem Kaiser und dem Kanzler mitnichten in einer divergierenden Stellungnahme zu der Frage der Fortführung der Sozialpolitik gelegen hat, sondern tiefer zu suchen ist, und dieses Ergebnis ist historisch bedeutungsvoll, weil es dazu dienen wird, eine pragmatische Geschichtschreibung davor zu bewahren, die Entlassung des Fürsten Bismarck auf eine falsche Ursache zurückzuführen."

Hiervon ist so viel richtig, daß die kaiserliche Sozialpolitik, zu der unverantwortliche Ratgeber wie Hinzpeter, Graf Douglas und der Maler von Heyden den Anstoß gegeben hatten, nach der äußeren Art ihres Beginns wie nach ihrem Inhalte dem Fürsten Bismarck aufs äußerste unsympathisch war, er hätte sie aber zur Befriedigung seines kaiserlichen Herrn allenfalls mitgemacht, wenn nicht andere Gründe dazu gekommen wären. Diese Gründe lagen in dem inneren Gegensatze der beiden Persönlichkeiten überhaupt, die für ihre freie Betätigung nebeneinander keinen Platz hatten in den Meinungsverschiedenheiten, die sich auf verschiedenen

Gebieten, unter anderem auf dem der Sozialpolitik, aber vor allem auf dem der auswärtigen Politik geltend machten. Der letztere Gesichtspunkt hinderte namentlich das Beschreiten des vorgeschlagenen Ausweges, daß sich Bismarck wieder, wie es bis gegen Ende der siebziger Jahre im wesentlichen der Fall gewesen war, auf das Gebiet der auswärtigen Politik beschränken solle. Das Abschiedsgesuch des Fürsten Bismarck konnte denn auch die Sozialpolitik, die mitzumachen er sich bereit erklärt hatte, nicht berühren, sondern hebt nur den inneren Grund und die auswärtige Politik hervor.

Der innere Gegensatz hatte seinen Ausdruck gefunden in dem kaiserlichen Verlangen nach Aufhebung der Kabinettsorder vom 8. September 1852, wonach Vorträge und Berichte einzelner Minister bei dem Monarchen sowie sonstige wichtige Verwaltungsmaßregeln nicht hinter dem Rücken des Ministerpräsidenten stattfinden durften, sondern an dessen Mitwirkung geknüpft waren. Bismarck lehnte diese Forderung in eingehender Begründung als unvereinbar mit der im konstitutionellen Staate notwendigen einheitlichen Leitung der Gesamtpolitik ab und erklärte sie nur für durchführbar, wenn man zum Absolutismus zurückkehren wolle. Seine Vorhersage, daß auch jeder künftige Ministerpräsident an der Kabinettsorder festhalten müsse, ist eingetroffen. Tatsächlich ist nach Bismarcks Rücktritt von einer Aufhebung der Kabinettsorder nicht mehr die Rede gewesen. Die Frage der Aufhebung war also nur ein äußerer Vorwand, hinter dem der innere Gegensatz der beiden Persönlichkeiten sich verbarg.

Die Aufhebung wäre aber gegenstandslos gewesen, wenn Bismarck sich vom Ministerpräsidium zurückgezogen und auf die auswärtige Politik beschränkt hätte. Abgesehen von den inneren Schwierigkeiten einer solchen Trennung kam aber hier ein Gegensatz auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zur Sprache, der ein weiteres Zusammenarbeiten unmöglich machte.

Der Gegensatz war schon zutage getreten im Juni 1889 über der Frage der Zulassung der neuen russischen konvertierten Anleihe zur Notierung an der Berliner Börse, die der Kaiser verhindert zu sehen wünschte, während Bismarck eine Einmischung ablehnte. Schließlich erfolgte doch die Zulassung. Eine neue Meinungsverschiedenheit machte sich geltend im März 1890 gelegentlich eines Berichtes des deutschen Konsuls in Kiew über russische Rüstungen. Der Kaiser wollte im engsten Anschlusse an Österreich militärische Gegenmaßregeln treffen, während Bismarck schon damals den Dreibundgenossen nicht traute und die Brücke zwischen Deutschland und Rußland nicht abbrechen wollte. Indem der Kaiser mit Bismarcks Entlassung seine Auffassung durchsetzte, war der Weg zur Lösung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland frei. Dem folgte mit automatischer Sicherheit der Abschluß des russisch-französischen Bündnisses, der Grundlage der späteren Einkreisung Deutschlands. So führt die Katastrophe des Weltkrieges und des deutschen Zusammenbruches unmittelbar auf Bismarcks Entlassung zurück.

Diese Tatsache unzweideutig klargestellt zu haben, ist das dauernde Verdienst des Buches für die geschichtliche Forschung. Deshalb wird jede spätere geschichtliche Untersuchung nach dieser Richtung auf das Buch zurückgehen müssen. Der Verfasser kann daher für die Herausgabe der Boetticherschen Papiere der allgemeinen Anerkennung gewiß sein.

Conrad Bornhak

Schutz und Grenzen der Lehrfreiheit

In Aristophanes' Komödie „Die Acharner" flüchtet der Bürger Dikaiopolis unter den Hackeblock, um von diesem gesicherten Orte aus seine Ansicht gegen seine Widersacher zu vertreten. Denn die Sache ist gefährlich in der Stadt der „Redefreiheit", der freiesten Demokratie, die die Welt sah. Auch die am 9. November 1918 ins Leben getretene Demokratie kann nicht ohne weiteres als Hafen der sich betätigenden Gewissensfreiheit, der

Lehrfreiheit, angesehen werden. Das Gebaren mancher Blätter, „Volksmänner und -weiber“, sowie der Kientöppe erweckt freilich den Eindruck, als ob nicht nur die Freiheit, sondern sogar die schrankenloseste Willkür gewährleistet wäre in dem Lande, das einst das Land der Ordnung war. Wenn aber ein Direktor sich darüber Vorhaltungen machen lassen muß, daß er vor seinen Schülern nach dem Thronverzicht Kaiser Wilhelms II. Abschied nahm von der segensreichen Hohenzollernherrschaft, so greift ein anderer Eindruck Platz. Vielleicht setzt sich da ein Lehrer sogar dann Gefahren aus, wenn er bei der Charakterisierung unserer Feinde, etwa des Heilandes Wilson, von dem Grundsatz ausgeht, daß man eine Katze eben Katze nennen muß.

Aus dieser Gegenüberstellung erhellt, daß die Lehrfreiheit des Schutzes, aber auch der Schranken bedarf. Daß der Lehrer nicht zu Äußerungen gezwungen werden darf, die seiner Überzeugung widersprechen, liegt auf der Hand. Dagegen ist die Frage, ob er auf jeder Stufe die volle Wahrheit, selbst wenn sie allgemeine Geltung hat, mitteilen darf. Wenn Gott dem Volke Israel. meint Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts“, Dinge offenbart hätte, denen seine Vernunft noch nicht gewachsen war, so wäre das nichts anderes gewesen, „als der Fehler des eitlen Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen als gründlich unterrichten will“. Es genügt vielmehr nach Lessing, ist aber auch nötig, alle Zugänge zu der vollen Wahrheit sorgfältig offen zu lassen. Nun kann es aber, wie Gramzow in seiner kürzlich erschienenen Schrift „Gewissens- und Lehrfreiheit im Vernunftstaate“ (bei Klinkhardt, Leipzig) ausführt, nicht dem Gewissen des einzelnen völlig überlassen bleiben, sich selbst die Schranken der Lehrfreiheit zu setzen. Denn als menschliche Errungenschaft ist es dem Irrtum unterworfen. Mithin muß der Lehrfreiheit eine objektive Schranke gezogen werden. Eine solche erwächst ganz natürlich daraus, daß sich das Interesse der Allgemeinheit mit dem des einzelnen Kindes darin begegnet, daß dieses zu einem glücklichen und nützlichen Mitglied der Gesellschaft, die im Staate organisiert ist, erzogen werden soll.

Die Wahrnehmung der Interessen der Allgemeinheit, des einzelnen Lernenden wie des einzelnen Lehrenden, sieht nun Gramzow am besten wahrgenommen durch einen obersten Gerichtshof. Dieser soll aus mindestens 21 Personen bestehen, da die Wahrscheinlichkeit, daß durch Rede und Gegenrede das Recht gefunden wird, desto größer ist, je größer die Mitgliederzahl ist. Zusammensetzen soll sich der Areopag zu je einem Drittel aus Amtsgenossen des Lehrenden, aus Angehörigen anderer Berufskreise und aus Vertretern der Schulbehörden. Einziger Gegenstand der Untersuchung und des Urteils aber soll die Zweckmäßigkeit oder Schädlichkeit der verkündeten Lehre sein, nicht aber diese selbst.

Mit einem solchen Areopag wäre gewiß ein bedeutender Schritt zur wahren Gewissens- und Lehrfreiheit gemacht. Konflikte mit tragischem Ausgang wären aber auch dann nicht ausgeschlossen. Das ist, da es sich um eine menschliche, also schließlich doch unvollkommene Einrichtung handelt, so natürlich, daß nur ein Pedant sich daran stoßen kann, daß Gramzow diese Möglichkeit nicht ausdrücklich zugibt. Mancher Lehrer wird auch hinsichtlich der Zweckmäßigkeit sich derartig durch sein Gewissen gebunden fühlen, daß er sich dem Spruch des Areopags nicht unterwerfen kann. Besonders schwierig aber wird es sein, den Lehrton zu würdigen, der ebenfalls zum Einschreiten soll Anlaß geben können. Die Atmosphärilien einer Unterrichtsstunde sind so mannigfach und so feingeartet, daß der Lehrer selbst denselben Ton in einer zweiten Stunde nicht anschlagen, vielleicht gar nicht einmal finden würde, der ihm in der ersten unwiderstehlich aus dem Herzen hervorquoll. Und was in vertrauter Umgebung — und im Vertrauensverhältnis sollen doch Lehrer und Schüler zueinander stehen — nur leidenschaftlich klingt, klingt im Gerichtssaal und in den Ohren kühl abwägender Richter vielfach hetzerisch, mögen diese auch noch so sehr von der Überzeugung beseelt sein, daß sie nicht nur zum Schutz der Allgemeinheit, sondern auch des Lehrers ihres Amtes walten.

Diejenigen Lehrfächer, in denen der Lehrer am leichtesten zum Einschreiten Anlaß geben kann, sind Religion und Geschichte. Ihnen widmet denn auch Gramzow zwei besondere

Kapitel. Mit Recht fordert er nachdrücklich, daß der Religionsunterricht nur solchen Lehrern anvertraut wird, die religiöse Menschen sind und dem bestimmten Lehrinhalt, dessen die Kirche nicht entraten kann, zustimmen. Da es nun nach Gramzows Ansicht Religionslehrer, die diesen Forderungen entsprechen, bei weitem nicht in der erforderlichen Zahl gibt, so schlägt er die Hinzuziehung von Laien vor. Auf den ersten Blick ein Notbehelf, wäre diese Maßregel vielleicht sogar geeignet, das religiöse Leben wieder frischer pulsieren, es auch dort wiedererstehen zu lassen, wo es eingeschlafen, gar abgestorben ist. Abgestorben! Denn der Auffassung, daß die religiöse Anlage eine Sonderbegabung ist, wie Gramzow meint, werden viele widersprechen. Besteht doch die Ansicht, daß der normale Mensch religiös veranlagt ist. Nur vernachlässigen recht viele die Ausbildung dieser Anlage als für das praktische Leben unwichtig, vielleicht gar hinderlich. Und so wird der vorhandene Keim nicht entwickelt, stirbt schließlich sogar ab, wie man ja auch nicht von vorneherein gewissenlos ist, sondern wird.

In dem Kapitel über den Geschichtsunterricht steckt Gramzow dem Lehrer das Ziel, in dem Schüler die Liebe zu Volk und Vaterland zu wecken und ihn zur tätigen Anteilnahme am staatlichen Leben fähig zu machen. Von der Liebe zum Vaterlande steht aber in den Lehrplänen von 1901 für die preußischen höheren Schulen nichts, und in zahlreichen wissenschaftlichen Aufsätzen in Zeitschriften, Broschüren und Schulprogrammen wurden die beiden von Gramzow gesteckten Ziele mit einer vornehmen Handbewegung beiseite geschoben. Der Geschichtsunterricht hatte nach der Meinung dieser Herren mit hypertrophem Gehirn und zusammengeschrumpftem Herzen nur die Aufgabe, die armen Jungen zu wissenschaftlichem Erkennen zu erziehen. Eine der Wurzeln unseres Unglücks führt zweifellos in diese Kastratenpädagogik hinein. Ob man heute „höhern Orts“ Geschmack an einem national und politisch — selbstverständlich nicht parteipolitisch — gerichteten Geschichtsunterricht finden wird? Gramzow selbst bezweifelt es. Gerade im Geschichtsunterricht, fürchtet er, wird die Lehrfreiheit nicht unangetastet bleiben. Um so mehr bedarf es einer Schutzeinrichtung, wie er sie anregt.

Hans Haecke

Aristokratie

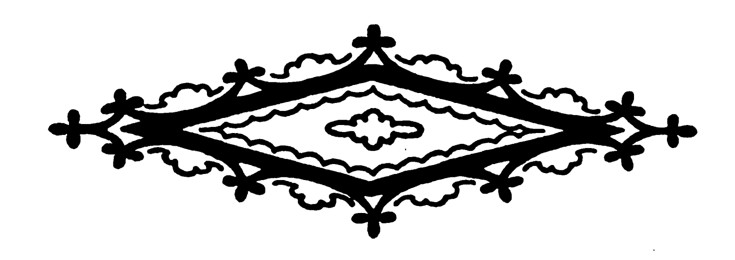
Aus einer längeren Abhandlung von Hans Siegfried Weber im roten „Tag“ sei hier ein Abschnitt herausgehoben, in dem die Berechtigung, ja Unentbehrlichkeit einer Aristokratie in jeder Art Staats- und Volksgemeinschaft überzeugend dargelegt wird:

Wir leiden noch immer an dem Glauben der französischen Revolutionszeit, daß man aus dem Menschen durch Erziehung und Bildung alles machen könne. Es ist ganz natürlich, daß die Anhänger des Aufklärungszeitalters diesen Umschwung auch heute noch als unerschütterlichen Besitz festhalten. Hierin zeigt aber der freie deutsche Mann seine Unfreiheit, da es ein unbedingtes freies Menschentum nicht gibt und geben kann. Der zerstörende Intellekt vermag gewiß alles, aber die Wirklichkeit läßt sich dennoch nicht einschrauben. Wir wissen heute durch die Erblichkeitsforschung, wie abhängig der Einzelmensch von dem Ahnenerbe ist. Die angeborenen Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen sind von den Generationen vor ihm erarbeitet. Er empfängt diese als Erbschaft, er kann sie verschlechtern und in der kurzen Spanne Zeit, die sein individuelles Leben umfaßt, zur Geltung bringen. Es ist dem Menschen aber nicht gegeben, Anlagen neu zu erwerben und sie den folgenden Generationen zu übertragen. Falls plötzlich einige bisher in einer Familie noch nicht bemerkte Anlagen sich durchbrechen, so waren sie verborgen, latent, bereits vorhanden, auch wenn sie durch Generationen hindurch nicht zum Durchbruch gekommen sind. Es hat dann meist an der zu ihrer Entfaltung günstigen Umwelt gefehlt.

Es ist deshalb wahrhaftig kein eitles Spiel mit vorhandenen Werten und keine Überschätzung des Ahnenkultus, wenn wir sagen, daß politisches Können vererbt ist. Wir sehen, wie in Kaufmanns-, Gelehrten- und Künstlerfamilien Fähigkeiten jahrhundertelang gezüchtet werden. Da soll ein Vergleich mit Politikerfamilien gewagt sein? In den städtischen Patrizierfamilien sind durch Generationen hindurch die Führereigenschaften für die Stadtverwaltung herangezüchtet worden. Es handelt sich hier um politische Begabungen für ein beschränktes Gebiet, während den Adelsfamilien die Staatskunst größten Stils anvertraut war. Die Ursprünglichkeit und kraftvolle Ungebrochenheit des deutschen Adels wurde durch die Berufung zum Herrschen nicht gebrochen, sondern veredelt. Alles Herrschen ist ein Dienen einem Höheren, eine Hingabe an eine größere, über dem einzelnen vergänglichen Menschen stehende Idee. So entstand die Vornehmheit, das Herausgehobensein aus der Masse, das dennoch Dienst am Volke ist, an jenem Volke, das nicht nur die gegenwärtig Lebenden umfaßt, sondern auch die Generationen vor uns und nach uns, die emporstrebten und emporstreben werden zu den höchsten Werten menschlichen Lebens. Ohne eine solche Herrscheraristokratie kommt ein Volk niemals aus, denn auch die gedanklich vollendet gedachte Demokratie muß immer wieder aus sich heraus eine Aristokratie gebären.

In England haben niemals die Parteien und von ihnen emporgehobene Führer in dem Sinne geherrscht, daß die reinen Parteiagitatoren herrschend gewesen wären, sondern die Angehörigen des alten englischen Adels, der gleichmäßig die Führung bei den beiden Parteien, den Whigs und den Tories, innehatte. Die englische Aristokratie kann auch darin vorbildlich sein, daß sie stets sich durch Männer verjüngt hatte, welche aus der Masse des Volkes emporgestiegen sind. Eine solche Aufnahme von neuen Aristokraten (homines novi) in die alte Aristokratie ist aber noch lange kein Plebejertum, das überhaupt die Aristokratie aus dem Volksleben zum Verschwinden bringen möchte, das alles gleichmachen und abschleifen und die Mittelmäßigkeit zur Herrschaft berufen will.

Ein solches demokratisches plebejisches Ideal hat sich heute gewissermaßen über Deutschland verbreitet und benebelt die gesunden Volksinstinkte durch die Täuschung, daß Agitatoren und Advokaten die rechten Führer des Volkes sind. Es ist eigenartig zu sehen, daß diese Art Herrscher von demselben Charakterzug erfüllt sind wie die Bureaukratie (nicht identisch mit aufrechtem Beamtentum. D. T.), welche sie angeblich überwinden wollen. Der plebejische Herrscher ist bedientenhaft gegen die Masse, die ihn emporgetragen hat. Von ihr empfängt er die letzten Direktiven, und wenn es einmal den Anschein haben könnte, daß er eine gewisse Selbstherrlichkeit zeigt, so sucht er doch seine Bedientenhaftigkeit zu überdecken und die Massenstimmung durch eine derartige Täuschung einzufangen. Er beugt sich sklavisch den Mächten von unten, während der Bureaukrat sich kleinlich gnädigen Blicken von oben unterordnet. Stolz und Selbstherrlichkeit, die aber ihre Gesetze in sich selbst tragen, sind dem plebejischen Volksführer wie dem Bureaukraten fremde Eigenschaften.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gerechtigkeit und Gnade

(Vgl. 22. Jahrg., Heft 1, 3, 4, 5)

Nicht als „kluger Pastor" will ich hier ein maßgebliches Sprüchlein tun zur Rettung der ad absurdum geführten kirchlichen Gnadenlehre, sondern als schlichter Christ, der sein menschliches Recht, über Gott und Welt unbefangen nachzudenken, auch als Theologe täglich ausübt, will ich sagen, wie mir die Lösung des dargelegten Zweifels möglich erscheint. Das letzte Wort in solchen religiösen Zweifeln darf ja nicht der nur dem Theologen zugänglichen Wissenschaft zugeschoben werden, sondern ist Sache des gläubigen Urteils — und das selbst zu fällen, wird von unserer evangelischen Kirche niemandem erlassen.

Gleich anfänglich muß eins gesagt werden: Es ist unmöglich, uns Theologen die Aufgabe zuzuweisen, die ganze dogmengeschichtliche Entwicklung unserer Kirche unbesehen als Norm für Glaube und Theologie hinzunehmen und die Ergebnisse dieser Entwicklung in allen Einzelheiten gegen die Einwürfe der kritischen Vernunft zu verteidigen ... Was für uns, die beamteten Laien, Glaubensnorm ist, ist es für die unbeamteten Laien unserer Kirche auch, und zwar in ganz demselben Sinne und Maße. Auch für uns Theologen sind die kirchlichen Bekenntnisse nicht als Lehrgesetze zu bewerten, sondern „geschichtlich" als Zeugnisse, wie unsere Vorväter sich den Gehalt unseres Glaubens zu eigen machten. Auch wir dürfen zwischen dem Glaubensgehalt und der theologischen Einkleidung unterscheiden, dürfen zustimmen und ablehnen; müssen aber für beides ausreichende Gründe bei der Hand haben. Und für diese Begründung haben auch wir keine anderen Denkgesetze als die allgemein menschlichen. Logisch begründete religiöse Zweifel sind auch für uns da und können uns ebenso zu schaffen machen wie jedermann. Es ist eine schwere Versäumnis unserer Kirche, wenn sie eine Verschiebung dieser klaren Sachlage im Bewußtsein der gebildeten Welt hat eintreten lassen. Wir kennen grundsätzlich keinen Unterschied zwischen Priester und Laien, wir kennen nur das allgemeine Priestertum aller Gläubigen — und dieses bindet uns nicht absolut an die kirchliche Überlieferung, recht verstanden nicht einmal an die Heilige Schrift, sondern im letzten Grunde nur an Gott selbst, wie er uns innerlich berührt und seiner Wahrheit gewiß macht. Denn auch dem biblischen Zeugnis glauben wir nicht, weil es biblisch ist, sondern weil und sofern es uns überzeugt.

Soviel zum Grundsätzlichen. Was nun unseren Gegenstand betrifft, die der Gerechtigkeit widerstreitende göttliche Gnade, so ist nach dem Gesagten deutlich, daß ich nicht beabsichtige, Schlußfolgerungen auszuweichen, die logisch einwandfrei unterbaut sind. Das Recht logischer Kritik gilt auch in Glaubensfragen. Nur daß das folgerichtige Denken allein uns hier nicht helfen kann. Die letzte Entscheidung ist stets ein Glaubensurteil.

Der Verfasser führt aus, daß Gnade im Sinne eines göttlichen Verzichtes auf Sühne unvereinbar sei mit der richterlichen Gerechtigkeit Gottes, und folgert daraus: Also gibt es keine Gnade Gottes. „Nur Kinder und Bettler sind hoffnungsvolle Toren!"

Sollte es wirklich keinen einwandfreien Weg geben, dieser für unseren Glauben vernichtenden Schlußfolgerung zu entgehen? Zugegeben, daß sich Gnade und Gerechtigkeit in dem dargelegten Sinne logisch nicht vereinigen lassen, dann muß eines dieser Glieder fallen. Soweit führt uns das logische Denken. Welches der beiden Glieder aber fallen zu lassen ist, kann nicht die Logik entscheiden, das ist ein Glaubensurteil. Da aber will's mir scheinen, daß unser Glaube keineswegs nötig hat, auf die Gnade Gottes als ein „nach jeder Richtung gedankliches Unding" zu verzichten. Unser Glaube hängt vielmehr daran, daß er sich nun mit aller Kraft und Innigkeit für die andere, übrigens auch vom Verfasser angedeutete Möglichkeit entscheidet, Gottes Gerechtigkeit in dem entwickelten Sinne zu verneinen.

Und unser Glaube tut recht daran. Keine menschliche Logik kann ihm seine feste Burg rauben, die göttliche Gnade. Mag die kirchliche Gnadenlehre sich noch so oft in den Maschen unserer Denkgesetze verfangen: laß fahren dahin! Es kommt im Grunde nicht darauf an, ob unsere Väter sich bei der gedanklichen Aneignung und Begründung der göttlichen Gnade geirrt haben und auf logische Abwege geraten sind. Die Hauptsache ist, ob sie ein Recht hatten, von der göttlichen Gnade überhaupt zu reden und zu rühmen. Dieses Recht aber wollen wir ihnen nicht bestreiten und lassen wir uns auch heute noch nicht nehmen ... Wir können freilich einem, der es nun einmal ableugnen will, nicht strikt beweisen, daß Gott wirklich gnädig ist. Das müssen wir glauben. Die Denkgesetze reichen nicht an Gottes Sein und Wesen heran. Der Glaube ist höher als alle Vernunft. Aber das können wir beweisen, daß alle Einwendungen, die uns das Recht unseres Glaubens an einen gnädigen Gott bestreiten, irgendwie auf Denkfehler zurückgehen. Unser Glaube ist ja nicht wider die Vernunft. Unglaube (oder sagen wir besser: Ablehnung unseres Glaubens, denn in jedem Unglauben steckt ja wieder ein Glaube, nur eben ein anderer) ist durchaus nicht das unausweichliche Ergebnis folgerichtigeren Denkens.

Wir können von Gott nur in Bildern und Gleichnissen reden. Mit Recht lehnt der Verfasser die Anschauung ab, die in Gott einen ins Überirdische gesteigerten Despoten sieht. Seine ganzen Ausführungen durchzieht das Bild Gottes als des Weltrichters, der in vollkommener Gerechtigkeit und Weisheit jedem einzelnen Schuld und Sühne auf untrüglicher Wage zumißt. Leider bleibt er dabei stehen. Wir haben aber ein Recht, noch ein anderes, höheres, auch von menschlichen Verhältnissen hergenommenes Bild auf Gott anzuwenden: er der Vater, wir seine Kinder. Die bloße Rechtssphäre mit den Begriffen Recht und Unrecht, Schuld und Sühne und richterliche Gerechtigkeit reicht nicht heran an unser sittlich-religiöses Verhältnis zu Gott. Wir haben die Gotteskindschaft.

Wenn es aber irgendwo in der Welt Vater und Sohn geben sollte, die in ihrer inneren Stellung zueinander über den nackten Rechtsstandpunkt nicht hinauskommen, so sind diese beiden jedenfalls nicht die typischen Vertreter des idealen Familienverhältnisses, und nicht ihretwegen hat Christus uns angeleitet, in Gott unseren himmlischen Vater zu sehen. Nein, ein Vater braucht einem reumütigen Sohne gegenüber nicht kalte richterliche Gerechtigkeit walten zu lassen. Schuld = Sühne, er darf die Wage zerschlagen, er darf liebevoll verzeihen. So darf auch Gott uns natürlich gnädig sein, er ist an keine „gerechte" Ausgleichung von Schuld und Sühne gebunden.

Aber wo bleibt nun bei alledem die Gerechtigkeit Gottes? wo unser „verfeinertes Gerechtigkeitsgefühl"? Es ist merkwürdig: wenn wir uns klarmachen, daß wir zu Gott gar nicht in einem bloßen Rechtsverhältnis stehen, sondern im Kindesverhältnis, so wird unser Gerechtigkeitsgefühl durch den Gedanken der Gnade Gottes überhaupt nicht mehr verletzt. Wir haben den höheren Ausgleich zwischen den auf der Rechtsstufe sich schroff widerstreitenden Begriffen Gerechtigkeit und Gnade gefunden.

Dabei ist eines zu beachten. Die göttliche Gnade ist nicht in dem Sinne frei zu denken, daß Gott sie willkürlich dem einen schenkt und dem anderen versagt. Das wäre ungerecht. Sondern die Gnade selbst ist wieder an eine ganz bestimmte innere Gesetzmäßigkeit gebunden. Gott vergibt nicht jedem Sünder, sondern nur dem reuigen, dem wahrhaft reuigen aber allemal. So wie auch ein irdischer Vater seinem Sohne verzeihen wird, wenn er Reue sieht; aber ihm gar nicht verzeihen darf, wenn er diese Reue vermißt. Frei war Gott nur darin, daß er sich zu uns entweder in das Verhältnis des Vaters zu seinen Kindern setzen konnte oder nicht. Er hat es getan. Das ist der eigentliche Gnadenakt. Damit tritt nun im Einzelfalle seine Gnade ganz selbsttätig in Funktion. Jedem ist sie angeboten. Wer sie ergreift, der tut damit nichts anderes, als daß er das Kindschaftsverhältnis zu Gott auf sich anwendet. Wer sie bewußt verschmäht, verzichtet eben auf sein Kindesrecht.

Dies ist der Kernpunkt unseres Christenglaubens. Mit der äußeren Formel Schuld = Sühne haben wir nichts zu schaffen. Ein Vater vergibt seinem reuigen Sohne auch ohne äußere Sühne. Nur aus erziehlichen Gründen, etwa zur Abschreckung und Willensfestigung oder zum Erweis der Echtheit der kindlichen Reue ist unter Umständen auch äußere Sühne am Platze. Aber die väterliche Verzeihung geht auch dann dieser Sühne vorauf, darf in keiner Weise durch sie bedingt sein, sondern lediglich durch die Reue. Ja, wo die Reue fehlt, kann noch so viel äußere Sühne auferlegt werden, Verzeihung wird dadurch nicht erreicht, darf nicht erreicht werden. So auch ist Gott uns gnädig, wenn und sobald wir reuig sind, unter Umständen ganz ohne äußere Sühne. Legt er uns Sühne auf, so ist es erzieherische Weisheit, nicht richterlicher Gerechtigkeitssinn nach der Gleichung Schuld = Sühne.

Am allerwenigsten bedarf es, um Gott die Verzeihung erst zu ermöglichen, der Sühnung unserer menschlichen Schuld durch einen Dritten. In der Tat sehe auch ich nicht, wie die Ausbildung der Lehre von einer Erbschuld und von der Bindung der göttlichen Sündenvergebung an den Sühnetod Christi anders als eine Verirrung des menschlichen Denkens bewertet werden kann. Wie jede Schuld an der Person des Schuldigen haftet, so hört auch die Sühne auf Sühne zu sein, wenn sie ein anderer leistet. Eine Vererbung sündlicher Neigungen vom Vater auf den Sohn gibt es; aber Erbsünde ist nicht Erbschuld. Daß ein Sohn büßen muß an Leib und Seele für das Laster seines Vaters, das gibt es; aber solches Büßen-müssen ist nicht in unserem Sinne Sühne zu nennen. — —

Schließlich ordnet sich auch der strafrechtliche Begriff der Gnade dieser Erkenntnis zwanglos ein. Das Begnadigungsrecht des Fürsten ist nichts anderes, als die Erhebung des Urteils aus der bloßen Rechtssphäre in die vom Vater zum Sohn. Der Fürst begnadigt nicht als höchste richterliche Instanz, sondern als Landesvater.

Otto Lohmann, Diaspora-Pfarrer





Theaterpolizei oder Selbsthilfe

Eine Abordnung des Berliner Goethebundes ist von dem Minister des Innern empfangen worden und unterbreitete ihm die nachstehende Entschließung: „Der Berliner Goethebund sieht die verfassungsgemäß gewährleistete Freiheit der Kunst durch verschiedene Vorfälle der jüngsten Zeit ernstlich bedroht. Nicht nur werden neue Einschnürungen dieser Freiheit von ihren alten Feinden laut gefordert; es wird auch immer häufiger der Versuch gemacht, Theateraufführungen, die einer kleinen Minderheit nicht behagen, durch planmäßig angestiftete Skandale so gründlich zu stören, daß die Mehrheit an jedem Kunstgenuß und jedem unbefangenen Eindruck verhindert wird. Und zwar richten sich diese Skandale nicht etwa gegen vereinzelt vorgekommene Zuchtlosigkeiten, in deren scharfer Verurteilung der Goethebund mit allen geschmackvollen Menschen übereinstimmt, sondern gegen Darbietungen, deren künstlerischer Ernst und Wert keinem Zweifel unterliegen kann. Der Goethebund bestreitet selbstverständlich den Zuschauern nicht das Recht, ihr Mißfallen ebenso wie ihren Beifall in der allgemein üblichen Form zu äußern; er erwartet jedoch von der zuständigen Behörde, daß sie geeignete Maßnahmen ergreift, um die Kunst und das kunstliebende Publikum vor der rohen Vergewaltigung durch eine Handvoll böswilliger Lärmmacher zu schützen."

Der Minister hat hierauf folgende Antwort erteilt: „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich jede Einschränkung der Freiheit der Kunst ablehne und die bestehenden Gesetze bei energischer Anwendung für völlig ausreichend halte, um wirklich verwerflichen Irrwegen vorzubeugen. Theaterskandale, wie Berlin sie unliebsam in letzter Zeit erlebt hat, waren früher hier glücklicherweise unbekannt. In der Hauptsache führe ich sie auf die Verschärfung der Gegensätze, die allgemeine Nervosität, den Verfall der guten Gewohnheiten, den Mangel an Selbstbeherrschung, die Lust am Lärm zurück, die uns als Folgen des Krieges geblieben sind. Aufgabe der Sicherheitsorgane kann es natürlich nicht sein, die berechtigten Ausdrücke des Beifalls oder auch des Mißfallens einzuschränken, die aus der Aufnahme eines Theaterstückes durch das Publikum von selbst hervorbrechen, obgleich sie sich allerdings heute auch lebhafter und vielleicht zügelloser äußern als früher. Auch die Werke und die Darstellung stellen heut stärkere Ansprüche an die Aufnahmefähigkeit und das Verständnis der Zuschauer, und man muß es sich schon gefallen lassen, wenn diese gelegentlich nicht mitgehen können.

Ganz verschieden davon aber sind Störungen, die nicht unmittelbare Ausbrüche der Wirkung des Spiels sind, sondern persönlicher Feindschaft oder planmäßiger Demonstration gegen eine künstlerische oder politische Richtung dienen und sich gelegentlich zu wohl vorbereiteter Verhinderung einer Aufführung steigern. Solche Ausschreitungen gegen die Freiheit künstlerischen Schaffens und Wirkens widerstreben der öffentlichen Ordnung und müssen aufhören. Das beste wäre, wenn das Publikum selbst diese Einsicht gewänne und sich der Schreier und Lärmmacher erwehrte. Es ist zu hoffen, daß diese Theaterskandale, wie andere Kriegsmoden, von selbst wieder verschwinden werden. So lange dies aber nicht eintritt, muß die Polizei eingreifen.

Die Theaterleiter dürften selbst meist beurteilen können, ob Ausschreitungen zu befürchten sind und werden gut tun, in solchen Fällen die Polizei rechtzeitig zu benachrichtigen. Um Mißgriffen vorzubeugen, wird in Aussicht genommen, Polizeioffiziere, die besonders für das Theater interessiert und in der Beurteilung der Theaterwirkungen und des Publikums erfahren sind, in solchen Fällen mit der Überwachung zu betrauen. Diese werden imstande sein, den Unterschied zwischen Äußerungen des Publikums zu machen, die auf der künstlerischen Wirkung beruhen, oder die beabsichtigten Störungen dienen, und werden nötigenfalls mit herbeigerufenen oder bereitgehaltenen verstärkten Polizeimannschaften kraftvoll und rücksichtslos die Freiheit des von der Bühne gesprochenen Wortes sichern. Wenn die unreifen Burschen oder geworbenen Lärmmacher, die solche widerlichen Szenen hervorrufen, erst einmal die Nacht im Polizeigewahrsam zugebracht haben, werden sie den Sport der Theaterskandale weniger gefahrlos und vergnüglich finden. Ich bin fest entschlossen, das kunstliebende Publikum und die Künstler vor diesen Friedensstörern zu schützen."

Wer die beiden Kundgebungen aufmerksam liest, fühlt, daß auch ihren Veranstaltern das Bewußtsein innewohnte, es handle sich bei diesen Vorgängen nicht eigentlich um eine Bedrohung der vielberufenen „Freiheit der Kunst". Daher die vielen Einschränkungen und verlegenen Wendungen. In der Rede des Ministers wird man obendrein die Aufforderung an das Publikum, sich selbst der Demonstranten zu erwehren, mit etlichem Schütteln des Kopfes zur Kenntnis nehmen, denn schließlich liegt ja darin eine Ermunterung zu körperlich lebhafter Betätigung. Wichtiger für die Sachlage ist der kleine Advokatenkniff, den sich der Minister des Innern aus seinem Zivilberufe in sein Amt hinübergerettet hat. Er spricht da von „Demonstrationen gegen eine künstlerische oder politische Richtung", fährt aber im darauffolgenden Satze weiter: „solche Ausschreitungen gegen die Freiheit künstlerischen Schaffens und Wirkens".

Hier ist von Politik nicht mehr die Rede. Es ist aber ganz sicher, daß sich die Mehrzahl der Demonstrationen nicht gegen ein künstlerisches Wirken gerichtet haben, sondern aus politischer oder moralisch-ethischer Gegensätzlichkeit gegen die aufgeführten Stücke erfolgt sind. Es wäre in jedem einzelnen Falle zu untersuchen, ob die in der Form eines Kunstwerks von der Bühne herab vorgetragenen politischen oder sittlichen Lehren eine künstlerische Gestaltung erfahren haben, die die etwaigen berechtigten Bedenken gegen den Inhalt zurückzudrängen vermag. Man wird sich doch im Ernste nicht zu der Meinung versteigen, daß eine Kunstform an sich einen Freibrief darstelle für jeden in sie gegossenen Inhalt. Schließlich hat doch nur Kunst Anspruch auf die Freiheit der Kunst. Es ist aber ein Mißbrauch dieser Freiheit und der Kunst selbst, wenn diese nur den Deckmantel abgibt, wenn sie dazu erniedrigt wird, anderen Absichten Vorspanndienste zu leisten.

Ich glaube, daß das in der letzten Zeit sehr oft der Fall gewesen ist, und zwar nicht nur in vereinzelten „Zuchtlosigkeiten", die auch der Goethebund aufs schroffste zu verurteilen behauptet. Zuchtlosigkeiten im Theater sind zu allen Zeiten vorgekommen. Jede Großstadt pflegt die eine oder andere Bühne zu haben, die ihren Ehrgeiz darein setzt, eine Art Kloake für das Schmutzbedürfnis gewisser Leute zu sein. Man kann begreifen, wenn die öffentliche Macht solche Ablagerungsstellen für unentbehrlich hält; sie pflegen als solche bekannt zu sein und deshalb nur von denen aufgesucht zu werden, die von derartigen Bedürfnissen heimgesucht werden.

Etwas ganz anderes ist es, wenn an sich ernste Werke, die durch das in ihnen behandelte Problem zur Vorführung bedenklichster Vorgänge gezwungen sind, in eine Umgebung gezerrt werden, die nicht imstande ist, sie nach ihren ernsten Absichten zu würdigen, und deshalb notwendigerweise sittlich verwirrende Wirkungen erfährt. So brachte z. B. Stephan Großmann, dem man gewiß Prüderie nicht vorwerfen wird, vor einiger Zeit in der Vossischen Zeitung eine Plauderei „Bei der 243. Aufführung der ‚Büchse der Pandora'". Dieses Stück, das man noch vor acht Jahren nur in einer geschlossenen Aufführung vor einem gesiebten Kreise geschulter

Literaturfreunde aufzuführen wagte, ist jetzt, wie man aus der Aufführungszahl sieht, zu einer Art von „Volksstück" gemacht worden. Großmann verhehlt nicht, wie unbehaglich ihm bei der Beobachtung des Publikums gegenüber den die tiefste menschliche Verworfenheit mit grausamster Deutlichkeit auf die Bühne zerrenden Vorgängen zumute wird. „Da sitzen wir Kritiker in der ersten Vorstellung eines Werkes, um tags darauf unser Sprüchlein aufzusagen über den Wert oder Unwert einer Dichtung. Aber wir sollten doch auch zur zweiundfünfzigsten oder hundertzwölften Vorstellung gehen, und zwar aus sozial-psychologischen Gründen. Abgesehen von dem ästhetischen Wert eines Stückes gibt es nämlich auch eine, nicht ganz unwichtige Einwirkung auf die Volkspsyche. Die ondulierte Braut lachte nämlich, wie ich zu bemerken glaubte, aus Verlegenheit vor ihrem Begleiter, sie kam sich, schien mir, sehr dumm vor, weil sie solche Annäherungen an Kinder in solcher Deutlichkeit noch nicht gesehen hatte. Wedekinds Tragödie wirkte da als eine Art Aufklärungsfilm. Das Mädchen mit der breiten Schleife im Haar und der erregte Gymnasiast wandten kein Auge von der Bühne. Die Bühne ist ja immer zehnmal so plastisch als das Leben, auch dreimal so plastisch als das anatomische Wachsfigurenkabinett."

Läge es nun wirklich so fern, daß gegen diese unverkennbar schwere Gefährdung der Sittlichkeit unseres Volkes einmal kräftig Stellung genommen würde? Ich weiß, Lynchjustiz ist immer zu verurteilen, aber gibt nicht schließlich jeder diese theoretische Überzeugung einmal gern preis, wenn ein Sittlichkeitsverbrecher von der empörten Volksmenge eine gründliche Tracht Prügel erhält? Wird aber unter den geschilderten Umständen ein derartiges Theaterstück nicht auch zum Sittlichkeitsverbrecher? Das heißt, natürlich nicht der Dichter, auch nicht sein Werk, sondern der Mann, der aus niedrigster Gewinnabsicht die Stofflichkeit des Stückes für seine Zwecke ausbeutet. Eine „Demonstration" würde sich also im Grunde nicht gegen das Kunstwerk, sondern gegen diesen Mißbrauch mit ihm richten. Nicht die Freiheit der Kunst würde bedroht, sondern ihre frevelhafte Ausbeutung.

Ich weiß allein, daß derartige Unterscheidungen im praktischen Leben eine sehr heikle Sache sind und viele Mißbräuche vorkommen können. Aber ist es im Sinne des Volksganzen nicht doch wohl das kleinere Übel, wenn da einmal einem Kunstwerke unrecht geschieht, als wenn man wehrlos duldet, daß zahllose Menschenseelen vergiftet werden?

Ich höre den Einwand: Wer nicht hingehen will, braucht ja nicht hinzugehen. Gewiß, das trifft auch für die Bordellwirtschaft zu, die wir trotzdem bekämpfen. Ich glaube, wir haben uns in einer Sackgasse verrannt. Aus der Tatsache, daß das große Kunstwerk außerhalb jeder Berechnungsmöglichkeit des sozialen Lebens entsteht, und aus unserm geschichtlichen Wissen heraus, daß die Ewigkeitswerte des großen Kunstwerkes die Sittlichkeitsauffassung einer begrenzten Zeit überdauert haben, sind wir geneigt, die Kunst überhaupt aus den Relativitäten des Lebens herauszuheben und alle anderen Lebenswerte gegen sie hintanzusetzen. Ich kann mich auf Goethe berufen, wenn ich diese Verallgemeinerung als unrecht empfinde, und ich meine sogar, daß gerade die Dauerkraft der Kunst uns über einen aus begrenzter Zeitauffassung heraus erfolgten Mißgriff trösten kann. Gerade der Triumphruf, daß das Kunstwerk schließlich doch gesiegt und am Ende sogar die Anerkennung seiner ehemaligen Unterdrücker gefunden habe, zeigt, daß für alle große Kunst die Gefährdung der Freiheit gar nicht so schlimm ist, wie sie gewöhnlich hingestellt wird.

Ich will mich damit weiß Gott nicht zum Sachwalter einer beschränkten Zensur machen, und nichts liegt mir ferner, als die jetzt üblichen Theaterskandale für eine erfreuliche Erscheinung unseres Lebens anzusehen. Aber darin stimme ich allerdings Herrn Minister Heine bei: die Wüstheit der Auftritte, die Radaulust, das widerliche Gebrüll, die Aufgeregtheit — das ist die Musik unserer Zeit, das gehört zu den „Errungenschaften" der Revolution. Es ist ja doch nicht bloß die Gegnerschaft, die in unseren Theatern sich jetzt so häßlich äußert; für mein Gefühl sind die Beifallsorgien, die etwa in der Philharmonie die regelmäßigen Begleiterscheinungen der Konzertabende eines Josef Schwarz oder Jadlowker sind, nicht minder häßlich und wider-

wärtig, als jene Kundgebungen des Mißfallens. Und so tief bedauerlich ich die Störungen bei der Neuinszenierung des „Wilhelm Tell“ finde, qualvoller konnten sie einen aus der künstlerischen Stimmung auch nicht herausreißen, grausamer einem den wahrhaften künstlerischen Genuß nicht zerstören, als in den genannten Konzerten das hysterische Beifallsgeheul. Ich habe noch nie gehört, daß die Herren Schauspieler, Konzertgeber und Theaterdirektoren sich gegen diese gewiß „barbarische“ Art der Kundgebung von Zustimmungen verwahrt hätten.

Haben diese Beifallskundgebungen immer einen rein künstlerischen Untergrund? Erwachsen sie nicht vielfach aus persönlicher Freundschaft — Minister Heine erwähnt die persönliche Feindschaft als Ursache der Gegenkundgebungen —, haben sie nicht oft „politische“ Gründe, wobei wir nun einmal unter dem Wort politisch das Außerkünstlerische zusammenfassen wollen? Die „Tribüne“ hat in ihrem Gründungsprogramm ausdrücklich gesagt, daß es ihr darauf ankomme, „Gesinnung“ zu predigen. Wenn sie das tut, so rückt sie die von ihr aufgeführten Stücke doch aus dem Künstlerischen heraus in die Belichtung des Gesinnungsmäßigen. Fordert sie dadurch die entgegengesetzte Gesinnung nicht zu scharfer Kundgebung heraus, ja ist diese nicht geradezu Pflicht, da dieses Theater der Zukunft ja doch die Einheit von Bühne und Volk verkündet? Da müssen doch beide Teile zusammenwirken. Und es ist geradezu eine Fälschung, wenn bei der „Meinung des Volkes“ die gegenteilige Gesinnung sich nicht auch scharf zur Geltung bringt. Und zu einer solchen Tribüne — nicht zum Tribunal, wie Schiller es verstand — werden in unserer Zeit auch viele Theater, die sich nicht so nennen. Und viele Leute, die sonst durchaus den Standpunkt reiner Kunst vertreten, sind gerne bereit, sich zur „Tribüne“ zu bekennen, sobald es ihnen paßt.

Siegfried Jacobsohn, doch sicher ein Theaterfachmann, lehnt es in seiner „Weltbühne“ (Nr. 48) ab, eine ästhetische Würdigung von Beer-Hofmanns „Jaakobs Traum“ zu geben: „Denn ich bin Jude genug, um ‚Jaakobs Traum‘ als ein Nationalgedicht zu empfinden, von dem ich widerstandslos besiegt werde. Daß ein Christ eiskalt davor säße, wäre mir gar keine Überraschung. Meine verschleierten Augen rauben mir das Vermögen der Unterscheidung, ob der Christ amusisch ist oder ob Beer-Hofmanns Werk der Allgemeingültigkeit ermangelt. Mag es doch! Mag doch die Schilderung, die es hinreißend von der Mission des Judentums gibt, weiter nichts als sich selbst bedeuten, mag doch ihre Symbolik zu wenig umfassend sein, um Nichtjuden einen inneren Anteil zu ermöglichen; gerade heute würde mich inniger nur eine Dichtung beglücken, die zu verstehen und mitzufühlen man Jude sein muß.“

Ich erkenne dem Juden Siegfried Jacobsohn durchaus das Recht zu, unbekümmert um alles Ästhetische sich für „Jaakobs Traum“ zu begeistern, weil das Stück so urjüdisch ist. Aber da müssen doch jene, die von dieser Dichtung, „die zu verstehen und mitzufühlen man Jude sein muß“, als Nichtjuden abgestoßen werden, auch das Recht haben, ästhetische Rücksichten beiseite zu schieben und ihrer Ablehnung des Inhalts kräftigen Ausdruck zu geben. Gegenüber dem Hosianna der Judenschaft hat dann doch auch das Verdammungsurteil der Deutschblütigen ihr Recht, die an die verkündete Mission des Judentums nicht glauben, sie gar als grobe Herausforderung empfinden. Und wenn dann an derselben Stelle wenige Wochen später auch „Samaels Sendung“ nochmals gepredigt wird, so wäre es am Ende nicht verwunderlich, wenn die Germanen eine solche Verherrlichung des Semitentums zu verhindern strebten. Denn schließlich ist doch Deutschland noch nicht Palästina, und das „Deutsche Theater“ trägt noch nicht die Aufschrift „Jiddisches Theater“.

Und damit muß ich mich auch zu einem ablehnenden Standpunkt gegen einige Ausführungen unseres verehrten Mitarbeiters Julius Hart im letzten Februarheft wenden. Und zwar im Grundsätzlichen. Denn ich billige die Art, wie gegen Lautensacks „Pfarrhauskomödie“ demonstriert wurde, schon deshalb nicht, weil sie notwendigerweise erfolglos bleiben muß. Ich nehme als richtig an, daß sich „eine Abgesandtschaft katholischer Gesellenvereine“ nur zu dem Zwecke eingefunden hatte, um „gegen die Verhöhnung und Verspottung ihrer konfessionell-

religiösen und sittlichen Gefühle Widerspruch einzulegen". Sie haben dazu das Mittel des Radaus gewählt und damit an dem Abend das Weiterspielen des Stückes verhindert. Ich will nicht weiter fragen, ob es ein anderes Mittel der Selbsthilfe gegeben hätte. Darauf kommt es nicht an. Aber wenn Julius Hart aus der sicher zutreffenden Tatsache, daß die Mitglieder katholischer Gesellenvereine nicht zu den Stammgästen des „Kleinen Theaters" gehören, ihnen nun den Besuch dieses Theaters bei einer sie aus irgendeinem Grunde besonders interessierenden Vorstellung verwehren will, so finde ich das nicht stichhaltig. Es berührt doch meine tiefsten Lebensbelänge, wenn an irgendeiner öffentlich zugänglichen Stelle das mir Heilige verhöhnt und in den Schmutz gezogen wird. Die katholischen Gesellen sind nicht in das Stück gegangen, weil sie davon „Schaden für ihre Seele fürchteten", sondern weil sie sich eine öffentliche Verhöhnung des katholischen Pfarrhauslebens nicht gefallen lassen wollten. Das kann ich Katholiken nachfühlen. Harts Hinweis auf die Kirche trifft nicht zu. Das Theater ist keine Kirche. Die Kirche ist errichtet von den Anhängern eines bestimmten Religionsbekenntnisses zur Verkündigung der Lehren dieser Religion. Wir empfinden es darum als einen schweren Mißbrauch der Kanzel, wenn diese für außerkirchliche Zwecke benutzt wird. Wenn ich als Nichtbekenner einer Kirche ihr Gotteshaus betrete, so wäre es eine unglaubliche Flegelei, meiner gegenteiligen Meinung Ausdruck zu geben. Und wenn die Mitglieder des katholischen Gesellenvereins in eine Synagoge gegangen wären und eine gottesdienstliche Feier gestört hätten, wäre es verbrecherisch. Aber das Theater ist doch kein heiliger Ort, das Publikum einer Komödie des ehemaligen „Scharfrichters" Lautensack ist doch keine geschlossene Bekenntnisgemeinde. Nochmals: ich billige das Vorgehen der katholischen Gesellen nicht, aber ich kann mir sehr wohl erklären, wenn es allmählich etlichen Teilen unseres Volkes mit unserm Theaterbetriebe zu toll wird.

Und hier stehen wir vor der Schuldfrage. Ist unser Theater heute eine so reine Kunstanstalt, daß es den Anspruch auf die „Freiheit der Kunst" für alles das geltend machen kann, was von der Bühne herab verkündigt wird? Sehen wir von den „Zügellosigkeiten" ganz ab, so wird doch in moral-ethischer Hinsicht vielfach eine Lebensanschauung gepredigt, die auch der freiesten Auffassung christlicher Grundsätze hohnspricht. Wedekind ist zu einer beherrschenden Macht unserer Bühne geworden. Ist es nicht begreiflich, wenn jeder überzeugte Christ darin ein Unglück sieht? Soll er nun untätig die Hände in den Schoß legen?

Aber auch zu politischer Propaganda wird die Bühne benutzt, nicht zum wenigsten zu einer jüdisch-nationalistischen, die doch selbstverständlich den schärfsten Widerspruch der Andersgesinnten herausfordert. Es ist doch natürlich, daß durch die Schicksale unseres Volkes auch die nationale Empfindlichkeit aufs höchste gereizt ist. Hat diese keinen Anspruch auf Schonung? Die jüdischen Verbände verlangen mit Erfolg die Entfernung eines harmlosen Verses wie: „Da ging der Jude durch den Wald" in Rückerts bekanntem Gedicht „Vom Bäumlein das andere Blätter hat gewollt", aus den Lesebüchern. Wenn sie selber so empfindlich sind, müßten sie doch auch Achtung vor dem nationalen und Rasseempfinden der andern haben. Aber was leistet sich ein Sternheim?

Es wäre natürlich niemals so weit gekommen, wenn die bewußt deutschen und christlichen Kreise sich so eifrig und opferwillig am Theater beteiligt hätten, wie es bei der Wichtigkeit des Theaters ihre Pflicht gewesen wäre. Aber nachdem diese Kreise nun so unsanft aus ihrem Schlafe geweckt worden sind, kann man es ihnen doch nicht verbieten, nun mit aller Kraft gegen die eingerissenen Zustände vorzugehen.

Vom alten Grillparzer stammt das Wort: „Ein feiges Publikum erzeugt endlich eine unverschämte Literatur." Ich finde, das Wort hat sich bewahrheitet. Die Literatur ist unverschämt geworden vor allem auch in dem Anspruch, daß sich das Publikum alles ruhig sagen lassen soll, daß es nur in den höflichsten Formen des Schweigens und allenfalls eines wohl temperierten Zischens sich wehren darf, wenn es sich in allem verhöhnt sieht, was ihm lieb

und heilig ist. Das ist doch ein unsinniges Verlangen. Gewiß, das heute in unserm Theater vielfach übliche Benehmen ist des Theaters als vornehmer Kunstanstalt unwürdig, und es muß besser werden. Aber da müssen jene, die die Bühne beherrschen, vorangehen. In ihre Hand ist der Menschheit Würde gegeben. Wenn die Künstler die nicht bewahren, muß auch das Volk würdelos werden.

Karl Storck



Ein Dehmel-Lied

Tiefer Winter in Rußland.

Weit; windweit sind wir. — — Der Kaffee friert in den Feldflaschen. Wir sind schon ein ganzes Jahr lang hinter den Russen her. Strümpfe haben wir lange schon nicht mehr an. Verdreckt und zerrissen haben wir sie weggeworfen. Watte haben wir in die Stiefel gestopft. — — Aber unsere Fahne fliegt.

* * *

Vor Dünaburg liegen wir im Unterstand. Acht Mann. Ein Loch ist dieser Unterstand. Feuer darf nicht gemacht werden, weil der Russe den Rauch nicht sehen darf.

Aber schlafen können wir; schlafen. — — Wenn auch die Ratten rascheln und der Russe vor uns liegt; schlafen können wir. — — Und wenn wir an die Heimat denken, dann sind wir wie die Bäume im Herbst, die vom Winde entblättert werden. — — Unsere Gedanken fliegen durch Schnee und Winterwind, tausend, tausend Meilen bis nach Deutschland.

Einer schläft.

Und wie ich so auf ihn hinblicke, da ist mir's, als könnte ich den Traum enträtseln, der aus seinem Kopfe steigt. — — Ein Weizenfeld. — — Eine Mühle. — — Ein rotdächriges, torkliges Haus. — — Ein frischrotes, lachendes, kopftuchtragendes Mädchen. — — Und die Sonne, die hinterm Haus aufleuchtend emporsteigt. — — So mag sein Traum gewesen sein. Und plötzlich war's mir, als ob sich ein Lied auf den Flügeln meines Herzens schaukle. — — Jetzt lag mir's auf den Lippen, und jetzt stieg es, schüchtern, hold und schlicht in das kalte, schneeverwehte Erdloch.

Es war ein Lied von Dehmel; ein Lied von Richard Dehmel. Ein Lied, umstrahlt vom Heiligenscheine der Ewigkeit. Das Lied der stillen Stadt, wo der Tag drin vergeht, wo die Nebel über Türme und Brücken und Dächer fallen. Wo plötzlich Fensterlichtschein aufwacht und ein Kindermund singt.

Und das Lied flatterte wie ein himmlischer Falter im düsteren Erdloch herum, setzte sich an jedes Herz und saugte die Tränen heraus.

Und in jeder Träne lag ein schmerzlicher Gruß an die Heimat.

* * *

Wie lange ist das schon her?

Lange, lange.

Hell flatterte damals unsere Fahne noch. Jubel lag in ihren Falten. Wenn wir auch hungerten und froren und verlaust waren; aber unsere Fahne flatterte. — —

Wenn uns auch das Heimweh bald auffraß und die Kugeln mähten: aber unsere Fahne flatterte. — —

Wie lange ist das schon her.

Die Fahne ist zerbrochen, und Richard Dehmel ist tot. — —

Max Jungnickel



Der Wackenroder des Griechentums

(Zum 150. Geburtstage Hölderlins)

Es erscheint gut, sich immer gegenwärtig zu halten, daß die Romantik, wie sie von ihrem Begründer Friedrich Schlegel gedeutet und umzeichnet wurde, im Griechentum, in der Antike ihre Wurzeln ausbreitete. Es darf also nicht wundernehmen, wenn es unter der Zahl ihrer Jünger einen gibt, der sich nur und ausschließlich nach Hellas hinwandte, der mit „trunken dämmernder Seele“ zurückverlangte nach jenem „hochbegünstigten Geschlechte“, von dem auch sein Jugendführer Schiller in hymnisch preisenden Versen gesungen, sich verzehrte in seligem Verlangen nach Gleichgewicht, nach Einklang und umrißreiner Klarheit. Die Erweckung der Antike, wie sie im Zeitalter der Renaissance geschah, war ja im Humanismus zu duftloser, schlaffer Treibhausblüte verblaßt, und erst durch den Klassizismus erwachte sie wieder zu eigenem, offenbarem Leben und Glanze. Schiller neigte dem Altertum mit dem prüfenden Verstande zu, Goethe mit dem formenden Willen, — Hölderlin dagegen durch Naturbestimmung, mit dem unbeirrbaren, inständigen Drängen seiner zärtlichen und keuschen Jugendfülle. Er war, so könnte man meinen, der Wackenroder des Griechentums. Auch er zerbrach schließlich an der Übermacht seiner Sehnsucht, wurde vom Sturme des gemeinen Lebens dahingerafft, weil er nicht die Kraft aufzuwenden vermochte, sich ihm mit wachsendem Mute entgegenzustemmen, weil er aller Gegenwart ledig und entnommen war und sich tiefer und tiefer verlor in eigensinnigen, lockenden Lebensfernen. Anderseits aber ward es ihm gerade darum vergönnt, sich zu erfüllen und auszublühen, — und als er dann verdämmerte wie ein schimmerndes Abendgewölk, da war sein Tag vollendet, da durfte er, vollendet und getrost, hinweggehen „zu fremden Völkern, die ihn noch ehren“, selbst ein „entzückender Sonnenjüngling“. Dies bleibt das Versöhnliche und Milde in seinem herben Geschick, daß man — trotz der so kurzen Schaffenszeit des Dichters — sich dennoch mit der Gewißheit bescheiden kann, daß kein Rest, keine aufdringliche Frage geblieben ist, daß es ihm wirklich gelungen war — „das Heil'ge, das am Herzen ihm lag“ ...

Immer war der Himmel über Hölderlins kargem, bewußtem Leben beschattet von einer drohenden Wolke, an der sich die Sonne seines Morgens ermattend zerfächerte. Darum war das Begehren nach reinem, hohem Blau so überströmend in ihm, nach selbstverständlicher Einheit und Ruhe, nach einem Liede, das sich leicht und sicher wie der Götterbote Hermes vom Boden zu lösen vermochte, um hinauszuschweben zum heiligen Berge der Seligen, denen er sich weihend übergeben. Gewiß: Hölderlin versuchte sich zuerst in der Art und Kunstübung seines anschmiegsam verehrten Meisters Schiller (wie dankbar erwies er sich für jede Teilnahme und Ermunterung!); aber es ist nicht abzuleugnen, daß gerade Schillers Einfluß, so wahr und treulich er auch gemeint war, niemals echte Förderung und Aufrichtung gewinnen konnte. Der Schüler gestand es gelegentlich selber und vertraute mit rührender Offenheit dem Meister alle Scheu und Bangigkeit: „Sie wissen es selbst, daß jeder große Mann den andern, die es nicht sind, die Ruhe nimmt, und daß nur unter Menschen, die sich gleichen, Gleichgewicht und Unbefangenheit besteht. Deswegen darf ich wohl gestehen, daß ich zuweilen in geheimem Kampfe mit Ihrem Genius bin, um meine Freiheit gegen ihn zu retten...“ Oder: „So lang ich vor Ihnen war, war mir das Herz fast zu klein, und wenn ich weg war, konnt' ich es gar nicht mehr zusammenhalten. Ich bin vor Ihnen wie eine Pflanze, die man erst in den Boden gesetzt hat. Man muß sie zudecken am Mittag.“ Man betrachte einmal, welche Gedichte von den eingesandten Proben Schiller für seine Zeitschrift oder seinen Almanach gewählt hat. Ein so wundersames, bezeichnendes Stück wie „Sonnenuntergang“ wurde zurückgewiesen; und es ist eine offenbare Ratlosigkeit in Schillers Anfrage, mit der er zwei Gedichte „An den Äther“ und „Der Wanderer“ an Goethe weitergibt, der ein paar aufmunternde, wenn auch keineswegs

erschöpfende Worte findet, die freilich um so günstiger anmuten müssen, wenn man überdenkt, daß ihm eben nur diese zwei Gedichte zur Prüfung vorgelegt waren. In solche Umgebung eingereiht — wie vereinsamt mußte Hölderlin sich fühlen, wie mußte sein Weg ein so durchaus eigener und befremdlicher werden! Und man wird um so eher begreifen, daß sein zager, empfindsamer Organismus unter der Verantwortung, die er angesichts einer so ungemäßen Dichtung auf sich nahm, ihn nur allzu leicht verwirren und niederbrechen konnte. Wo auch sollte er Anklang und Verständnis finden? Mit den Romantikern im engern Sinne ist er niemals zusammengewesen. Vielleicht hätte er in Novalis einen beifälligen und förderlichen Genossen gewonnen; auch der junge Friedrich Schlegel hätte ihm wohl freudige Bereitschaft entgegengebracht. Jedenfalls bedeutet es ein ehrendes Zeugnis für August Wilhelm Schlegels kritische Klarheit und Schärfe, daß er gerade Hölderlins Verse unter so vielen anderen bedeutsam würdigte und durch angeführte Proben bestätigte.

Wenn man heute Hölderlins Briefe (eine vorzügliche Ausgabe ist im Verlag Eugen Diederichs, Jena, erschienen und sehr zu empfehlen) mit aufmerkendem Lauschen durchblättert — wie schaudert einem dann die Einsamkeit entgegen, unter der er gelitten und gerungen! Nichts als Ruhe begehrte er, Abgeschiedenheit, eine Stille, in der seine innigen, keuschen Töne friedsam, ungehemmt aufschwingen und sich ausbreiten durften. Vergeblich! Immer wieder mußte er hinaus in demütigende Umgebung, unter fremde, unwirtliche Menschen, denen seine Nähe nichts bedeutete als eine geschäftlich geregelte Beziehung, die man nach Belieben einhalten oder abbrechen durfte. „Glaub es mir, Teuerster“, schreibt er in erschütterndem Bekenntnis an seinen Bruder Karl, „ich habe gerungen bis zur tödlichen Ermattung, um das höhere Leben im Glauben und im Schauen festzuhalten, ja! ich hatte unter Leiden gerungen, die, nach allem zu schließen, überwältigender sind als alles andere, was der Mensch mit eherner Kraft auszuhalten imstande ist.“ Aber er zerbrach daran, aufgebraucht und ratlos, gleich einem Baume, der auf windoffenen Bergesschroffen den Gewalten der Stürme und Blitze aufgespart ist...

Mich verlangt ins beßre Land hinüber,
Nach Alcäus und Anacreon,
Und ich schlief' im engen Hause lieber
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach! es sei die letzte meiner Tränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Schere tönen,
Denn mein Herz gehört den Toten an!

Er, den „der Wohllaut des rauschenden Hains“ erzog, er nur war imstande, der antiken Form ein Leben einzuhauchen, so daß man unter der kühlen Geschmeidigkeit dennoch das warme kreisende Blut verspüren kann. Mit Klopstocks oder Schillers Versen verglichen — welch niegehörte, ursprüngliche, schmeichelnde Töne leuchteten da empor! Man weiß: hier ist Heimat, Eigentum, Berechtigung. Als er solche Klänge fand — es war zur Zeit seiner Liebe zu Frau Gontard, der Diotima —, da freilich durfte er mit Recht von sich bekennen: „Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher.“ Er fand eine Musik, die von innen sang, eine schwebende, selige Melodie, wie sie nur in sich selber ruhende Fülle und Einheit aufzunehmen vermochte. Jetzt hat er persönliches Erleben und Empfinden gewonnen; nun findet er im eigenen reichen Herzen, was auszusagen ihn mit Allmacht drängt. „Das Herz ist mir vom Leben aller Heiligliebenden immer so voll“, gesteht er seinem Bruder. Aber der Schmerz ist es, der ihn bestimmt, die Wehmut flüstert aus seinen Strophen, Rückschau und Erinnerung. Gleich seinem Hyperion zieht er „durch die Vergangenheit, wie ein Ährenleser über die Stoppeläcker“. Er lernt es, sich zu bescheiden: „Zu viel begehrt das Herz; doch endlich, Jugend, verglühst du ja, du ruhelose, träumerische!“ Gerade diese unsäglich weichen, klagenden, niemals unmutigen, immer

gefaßten Lieder sind es, die uns so inbrünstig und verloren entgegenzittern. Es ist etwas Gelöstes darin, nichts Zufälliges und Erdhaftes; sie wurden wesentlich und eigentümlich. Kein Pathos mehr, kein lauter Überschwang; mystische Hingenommenheit, tiefes Schauen, makellose Weltinnigkeit! Niemals wieder wurden solche Strophen geformt! Ein Duft entquillt ihnen gleich der Symbolik seines Namens: zarter, lenzoffener Holunder. Aber seine Blüten stehen schon in der Ahnung des milden, schwermütigen Frühlingsabends, der sich wie goldener Tau tröstlich über sie hinbreitet...

Es ist äußerlich betrachtet nicht eben viel, was uns Hölderlin gegeben. Da ist der Roman „Hyperion". Das lyrische Selbstbekenntnis seiner Griechensehnsucht. Ein Traum auf leuchtenden Gipfeln, ein Blick über glatte Meere, ein Wandern durch Trümmer und geborstene Säulen. Lyrik auch hier; Betrachtung, seelische Offenbarung. Eine wunderbar rhythmisierte Prosa, ruhig, besonnen, wie ein tragender Herzschlag. Eines erscheint besonders wichtig und erstaunlich: dieses philosophische Buch ist so völlig aufgelöst in Dichtung, in künstlerische Gestaltung! Nichts von bleicher Bedenklichkeit, von gedehnten Spekulationen. Man empfindet: alles, was hier gesagt ist, wurde nicht angenommen und mühsam durchgeprüft; es ist selbstständiges Fühlen und Erahnen, Wirklichkeit und Besitz. Ein flutender Pantheismus von dem ersten Bekenntnis: „Eines zu sein mit allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen" bis zu der erschütternden Hingerissenheit der letzten Worte: „Es scheiden und kehren im Herzen die Adern, und einiges, ewiges, glühendes Leben ist alles." Man muß sich endlich daran gewöhnen, den Begriff des Romans nicht allzu eng zu spannen; diese lyrischen Bekenntnisse müßten sonst einsam und abseits bleiben und vielleicht erweist man ihnen durch ein solches Verhalten erst die wahre, erforderliche Ehrfurcht. Nur eines kennt Hölderlin, nur eines gilt ihm als wirklich und groß: die Schönheit. Aus ihr entspringen Kunst und Religion — so wie es bei den Griechen sich ereignet hat. „Der Mensch ist ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön." Das ist aller Trost in Enttäuschung und Qualen: die Unzerstörbarkeit der Seele, der Schönheit, der ewigen Jugend dieser Erde. Dieses einzigartige Buch ist so rein, so erfüllt und geschlossen, daß es wirklich griechisch anmutet in seiner Rundung und Klarheit. Und die Sprache bleibt immer von so selbstverständlichem Ebenmaß, so ganz wie ein herbstlich sanfter Fluß, der neben dem gilbenden Laube auch die beseligte Bläue des Himmels auf seinem Spiegel trägt, daß Nietzsches „Zarathustra" aufgetrieben und absichtsvoll daneben erscheint, — falscher Rausch in der weichen Vollendung einer spätsommerlichen Landschaft.

Und dann die unbeendete Tragödie „Der Tod des Empedokles", gleich einem ionischen Tempel; weiß und schlank; eine letzte, hohe Einsamkeit. Kein Aufruhr, eine bunte Masse, nichts Derbes und Herbes — es sollte die hehrste Verklärung sein, der Gipfel innerster Erkenntnis, ein Fest und eine Weihe. Und so ist denn dieser erhabene Torso für alle Stillen, Besinnlichen, Reinen von jeher bedeutsam und teuer gewesen. Reif wie die Traube, ehe sie gebrochen wird, voll nährender Sonne, willig hingebreitet dem verklingenden Jahre. „Die Scheidenden verjüngen alle sich noch einmal gern." Und dann jenes erstaunliche Zukunftswort, mit dem auch Nietzsche gerungen, und das doch hier so einfach und sicher klingt:

Geh! Fürchte nichts. Es kehret alles wieder,
Und was geschehen soll, ist schon vollendet.

— Noch einmal wankte Hölderlin über die beschneiten, umstürmten Berge zu den Behausungen fremder Menschen. Gebrochen kehrte er zurück. Ach, was wissen wir von dem, was ihn damals betroffen? Wer wagt es, diesen „Wahnsinn" zu erklären? Hindämmernd saß er daheim bei der Mutter, der sorglichen, die ihm mit ihrer einfältigen Güte so oft gemartert. Und er schrieb jene „Nachtgesänge", in denen wie glimmende Blitze ungeahnte Herrlichkeiten emporleuchten. Er, der immer nach der inneren Melodie, dem immanenten Rhythmus ge-



forscht — nun hatte er ihn gefunden. Ein Vorhang wallte zurück; das Letzte wurde ihm kund. Er löste sich von allen Beziehungen und Zusammenhängen. Sein Freund Sinklair hat die Gespräche, die er mit dem ermatteten Dichter führte, der verschwärmten, durchseelten Bettina nacherzählt, und diese hinwiederum berichtet der Günderode, staunend, hingerissen, bewundernd. Sie verstand ihn, den Kranken, Unirdischen. „Nur allein dem sich füge der Rhythmus, in dem der Geist lebendig werde! ... Wer erzogen werde zur Poesie in göttlichem Sinn, der müsse den Geist des Höchsten für gesetzlos anerkennen über sich und müsse das Gesetz ihm preisgeben. Nicht wie ich will, sondern wie du willst!“ Und Bettina fragt sich erbebend: „Gewiß ist mir doch bei diesem Hölderlin, als müsse eine göttliche Gewalt wie mit Fluten ihn überströmt haben, und zwar die Sprache, in übergewaltigem, raschem Sturz seine Sinne überflutend und diese darin ertränkend.“ Diese „Nachtgesänge“, — wer fühlte in ihnen nicht eine scheue, unfaßbare Berührung? „Wenn der Baum zu welken anfängt, tragen nicht alle seine Blätter die Farbe des Morgenrots?“

Es reiche aber,
Des dunklen Lichtes voll,
Mir einer den duftenden Becher,
Damit ich ruhen möge; denn süß
Wär' unter Schatten der Schlummer ...

Hier ist eine Zukunft aufgetan, die vielleicht auch für unsere Tage noch weit und geheimnisreich bleibt. Das ist die Kunst des „Wahnsinns“! Und dann jenes unbeschreibliche Gedicht, das man niemals auszudeuten wagen wird, das wie ein Hauch aus zitternder Ferne herüberweht, süß und fremd:

Mit gelben Blumen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilig nüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter wird, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

Vierzig Jahre dämmerte Hölderlin dahin. Wer wagt es zu sagen: im Irrsinn? Er war gelöst und einsam, ruhig und am Ziele. Er hat manches harte Wort gegen Deutschland gefunden, das ihn vergaß und umging; er kannte die Not seiner Zeit und die Fehler seines Volks. Aber er sprach auch das schöne, so häufig wiederholte Bekenntnis: „O heilig Herz der Völker, o Vaterland!“ In einem Briefe an den Bruder stehen die bedeutsamen Worte: „Daß der Egoismus in allen seinen Gestalten sich beugen wird unter die heilige Herrschaft der Liebe und Güte, daß Gemeingeist über alles in allem gehe, und daß das deutsche Herz in solchem Klima, unter dem Segen dieses neuen Friedens erst recht aufgehen und geräuschlos, wie die wachsende Natur, seine geheimen, weitreichenden Kräfte entfalten wird, dies mein' ich, dies seh' und glaub' ich...“ Als der Greis in einer klaren Mondnacht, die er so innig liebte, still und lautlos sich völlig der Ewigkeit einte, der er bereits so nahe war, da schloß er den Kreis seiner Hoffnungen und Träume, die er frühe schon in den erhabenen, unzeitgemäßen Sätzen niedergelegt: „Meine Liebe ist das Menschengeschlecht... Ich liebe die große, schöne Anlage auch in verdorbenen Menschen. Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte.“

Ernst Ludwig Schellenberg



Deutschland, wo sind deine großen Dichter?

Ja, so muß man fragen, wenn man Bücherbesprechungen in deutscher Sprache liest, wenn man Buchhandlungen in Deutschlands sogenannter Hauptstadt besucht. Sind die Wassermann und Meyrink, die Karl Kraus, Edschmidt und Heinrich Mann und wer sonst als „geistige Führer" ausgetrommelt werden und sich selber austrommeln, wirklich und in allem Ernst — Deutschlands große Dichter?

Oder lacht bei dieser Frage alles, was noch an gesundem Gefühl in uns steckt?

Ich habe jetzt immer an unsern Wildenbruch denken müssen, den sie uns ja s. Zt. glücklich klein gekriegt haben, und an sein Wort aus seinem schönsten Buch, der Gedichtsammlung: Deutschland, sei wach!

„Denn ein Riese bist du, doch ein schüchtern blinder,
Der nichts weiß von seines Nackens Kraft!"

Der nichts weiß von seines Geistes Stärke, der sie versteckt, vergräbt, verbuddelt, in der allergrößten Angst, die Leute könnten merken, wie stark seine Kraft, wie leuchtend seine Reinheit, wie groß seine Kunst!

Ja, ein Riese bist du, doch ein schüchtern blinder —

Die eigene Kraft hat er verbuddelt, zugeschüttet, festgetrampelt. Nun nimmt er demütig, kindlich, nein kindisch staunend, wurzelloses Gezeug, das ihm Fremde mit hochfahrender Gebärde reichen, Volksfremde und deren Nachäffer, ein Gelichter, das keine Ahnung von der freien, spielenden, unabhängigen Kunst hat, und steckt die Reiser in die festgetrampelte Erde, faltet die Hände und betet an davor. Ja, ein Riese bist du — — —

— Was man für Kunsturteile zu hören bekommt, wenn man einmal das, was man so unter den „Intellektuellen" versteht, untereinander sieht, das kann einen Hund jammern, aber wir können darüber noch lachen. Doch nicht mehr einen Hund kann es jammern, sondern ein lebendiges Menschenherz zerreißen, wenn dieser kunstlose Kohl, dies haltlose Geplapper übergeht ins ganze deutsche Volk, wenn dieses merkwürdige Volk, dies Gemisch von himmelstürmender Kraft und hilfloser Schwäche, dieser schüchtern blinde Riese nicht mehr sich selber versteht, sondern tastend und jeder fremden Führung dankbar vertrauend, auf fremdem Boden herumtappt.

Braucht ein Volk, das die Klassiker der Gegenwart, Hermann Löns, Gorch Fock und ihnen nachwachsend Wilhelm Kotzde, sein eigen nennt, sich an die schmutzigen Rockschöße von Machern, Dilettanten und Formspielern zu hängen, die nicht einmal die Brocken, die vom Tisch der Reichen fielen, erhaschten, ja die nicht einmal zu sagen wüßten, wo die strenge Gottheit zu Tische sitzt?

Karl Storck hat in seinem Wildenbruchaufsatz im Januarheft es glänzend nachgewiesen, wie diese Art mit verschiedenen Maßen mißt, ihre kitschigen Revolutionsgesänge ehrfürchtig bewundert und einen Mann von der Kraft eines Wildenbruch gar nicht zu fassen vermag und fröhlich herunterreißt. Ja ja, es ist nicht so einfach, über Kunst zu schreiben, wenn man selber nicht einmal genau weiß, was Kunst eigentlich ist.

Dummer Riese, reiß das wurzellose Zeug wieder aus, das du dir in die Erde stecktest und wirf es auf den Kehricht, wohin es gehört. Dann grabe deine eignen Kinder heraus, die du verscharrtest, und es soll dich ein heiliges Erschauern rühren über die Größe und die Kraft, die da emporsteigt.

Ungebildet soll heißen, wer sie nicht kennt, unsre Besten: Löns und Fock und nun auch Wilhelm Kotzde. Schmählich sei die Unwissenheit genannt, die leere Augen macht bei Nennung dieser Namen. Unsre Jugend wachse heran bei der lebenden Natur eines Löns, dem salzfrischen Seewind eines Gorch Fock und dem großen Beleber unsrer deutschen Geschichte, dem kraftvollen Deuter unsrer angestammten Art: Wilhelm Kotzde.

Ich nehme es zur Ehre unsers deutschen evangelischen Hauses an, daß der gewaltige und zugleich von holdester Poesie durchklungene Lutherroman: **Die Wittenbergisch Nachtigall** (Verlag Steinkopf) bekannt und bei den Meisten Besitz ist. Wo dies aber nicht der Fall ist, sei auf das dringendste darauf hingewiesen. Unsre Zeit braucht solche Bücher, braucht sie um unsrer Jugend, daß sie an ihnen zu deutscher Größe wieder heranwachse, braucht sie um unsrer selbst willen, daß sie uns das Schwere tragen helfen, den zerstreuten Sinn sammeln und aus alter Not und alter Kraft den Mut der Überwindung bauen.

Weiter zurück ins elfte Jahrhundert führt **Die Pilgerin** (Verlag Steinkopf, Stuttgart). Ich gestehe, daß der Titel und auch der Untertitel „eine Geschichte vom Rhein", und ebenfalls die zarte Umschlagzeichnung mich täuschten. Ich vermutete etwas viel Weicheres, Einzelpersönliches, wozu auch die ehrfurchtsvolle Anrede an die „Fraue" auf dem Deckblatt führte. Aber wunderbar stark war die Enttäuschung im guten Sinne, als ich mich von sicherer Hand in ein Stück deutschen Ringens in der Weltgeschichte geführt sah, als alte germanische Kraft gegen das welsche Priestertum kämpfte, das hier Heinrich II. der Heilige, wie viele seiner Vorfahren begünstigte, und — das obsiegte wie je und je in der erschütternden deutschen Geschichte. Auf dem stark bewegten Hintergrund hebt sich die klare Frauengestalt, aber das Werk geht über seinen Titel weit hinaus.

„Unsres Volkes altes Recht achten sie nicht. Ein neues Recht brachten sie aus dem Südland, das brennt heiß wie die Sonne."

Das welsche Recht, mit dem sich Priester anmaßten, Ehen im weiten Verwandtschaftsgrade zu trennen, als Blutschande auszuschreien, das greift in unerhörter Grausamkeit in die heilige Reinheit dieser edlen Ehe ein. Und des Volkes Empfinden beugt sich dem welschen Recht. Eine alte Geschichte, doch wird sie täglich neu. Ja, ein Riese bist du, doch ein schüchtern blinder —

Und der Kaiser, der das Beste will und stets das Falsche trifft, der des Volkes Recht bricht um falscher Einflüsterungen willen, der „soviel betet und doch keinen Glauben" hat, wie ist er uns in unsrer langen Geschichte so unheimlich vertraut! Er soll sich nicht vor seinem Volk durch schlechte Berater entschuldigen lassen, denn: „Keiner soll den Weg verklagen, auf den er getrieben ward — findet er Stricke darauf, soll er sie mit dem Schwert zerhauen." Welche seltsame Tragik liegt von alters her über diesem Volk aller Völker, eine Tragik, die sich in seinen Führern fortsetzt, die nur gebrochen werden kann durch Erkenntnis und Willen, nicht durch Bildung und Frömmigkeit.

— Wenn wir nach diesen beiden Werken zu dem dritten kommen, das eben erst im Druck erscheint, zu **Wolfram** (Verlag Steinkopf, Stuttgart), dem Wartburgroman, dann fügt sich vor unsern Augen wie von selbst diese Dreizahl zu einem wunderbar geschlossenen Bau. Was in der Pilgerin so mächtig rang um Licht und Gestaltung des deutschen Lebens in dem Kampf um Germanentum und Christentum, was in dem Lutherbuch aufbrauste, die innere Not der deutschen Seele brechend im naturnotwendigen Zwang zum evangelischen Bekenntnis, zur protestantischen Kirche, das wird in diesem Wartburgbuch in gleichsam hellseherischer Weise vertieft, erläutert, begründet. Es ist ein Buch voll tiefer Bedeutsamkeit und dabei kristallklar, verständlich, auch in seinem innersten Sinn, für die ungeduldige Jugend.

In alter, gewohnter Zerrissenheit liegt Deutschland um 1200 da. Zwei Könige, Philipp und Otto IV., streiten sich auf deutschem Boden, das Volk zerreißt sich in zwei Teile, die Staufer und die Welfen, die den Papst hinter sich haben. In den wüsten Kämpfen, in denen deutsche Ritter ihre Schwerter auf deutschen Schädeln zerhauen, verwehen die Lieder des Walthers von der Vogelweide, der ihnen von Treue und Einigkeit singt. „Die Deutschen sinnen zumeist, wie sie ein Unrecht entdecken, das ihnen von ihren Brüdern geschehen sei, damit sie wieder losbrechen und das Reich zerschlagen." „Wer Deutschland doch von seinem eignen Zorn erlösen könnte", klagt der Dichter dieses Volkes. Aber die große Sehnsucht ist da und bricht immer wieder heraus.

In dieser bösen Zeit beruft im zertretenen Lande Thüringen der Landgraf Hermann die Dichter zu dem Sängerstreit auf die Wartburg. Da treten sie einander gegenüber, die beiden größten Sänger Deutschlands: Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen, in hartem Haß gegeneinander. Heinrich von Ofterdingen, die Fürsten und Ritter verachtend, das Welsche verachtend, singt Deutschlands Leid im Nibelungenlied. Es ist schauervoll und furchtbar, es reißt in die Tiefe und läßt keine Hoffnung. Aber es ist voll einer Kraft, die alles überwältigt. Wolfram von Eschenbach dagegen bringt dem zerschlagenen Land, selber in bitterem oft schier verzweifeltem Ringen die Kunde von Parzivals Erlösung. Er löscht die bitteren Gegensätze zwischen Germanentum und Christentum, er setzt Christus, wie der Abt Wichard es nennt, „in seine deutsche Wohnung ein“. Das alte welsche Lied vom Gral wird deutsch durch seinen Sang.

Dahinein spielt Weibeskampf, eine Weibesliebe, die, sich von Wolfram losreißend, dem wilden, mächtigen Ofterdingen folgt. In vollen brausenden Akkorden geht dieses Buch zu Ende, das in seiner Einheitlichkeit und Schönheit die Steigungsfähigkeit dieses Künstlers zeigt. — Nun können wir warten auf seinen großen Preußenroman, mit Friedrich Wilhelm I. im Mittelpunkt.

— Jetzt ein ganz anderes Bild. In unsre Zeit, ins Havelland führt das wundersame Buch **Frau Harke** (Verlag Erich Matthes, Leipzig). Es nennt sich „Roman einer Landschaft“, und auch hier sprengt der mächtige Inhalt schier den Rahmen. Der Kampf der vordringenden „Kultur“ gegen Gottes Natur wird hier geschildert. Die Havel wird „reguliert“, und damit wird all ihr stiller, träumerischer Zauber vernichtet, das Fischereigewerbe findet seinen Untergang. In diesem Buch finden wir zuweilen Löns und Gorch Fock wieder. Man meint in dem Kapitel „Die alte Hechtmutter“ Löns zu hören, in der herzbewegenden Klage um die untergehende Fischerei Gorch Fock, wie er den alten, abgetakelten Ewer besucht. Aber trotz dieser Erinnerung ist kein einziger unechter oder nachgemachter Ton in dem allen. So springfrisch ist das Leben, so stark die Not.

Bezeichnender Weise ist aber oft bei Kotzde in der Schilderung der Frauen und der kleinen Mädchen etwas kindlich Unbeholfenes, das der Ehrfurcht vor dem Weibe entspringt, die ihn in diesem Stück befangen macht. Aber in dieser köstlichen Unbeholfenheit steckt soviel Verheißung und steckt mehr Künstlertum als in all den Romanen der Fixen und Fertigen.

Und noch eine besondere Freude. Wie meistert Kotzde die Sprache! Wie spielt er auf diesem feinsten Instrument! Einen Reichtum der Worte fördert er zutage, den das kunstdürstige Auge schier gierig trinkt. Wenn er alle Fische, Vögel und Pflanzen bei Namen nennt und mit seinen Fischern von der Tagblenke, der Lanke, den Buhnen, allem Getier und Gerät in reinem, köstlichem Deutsch spricht, da lacht uns das Herz.

Es gehen Schmerzen vor, Kampf und Schlechtigkeit und große Not. Aber wir werden reich von dem Buch. Wir spüren unsers Volkes unendlichen Reichtum. Laßt uns ihm helfen, unserm Volk, daß es sich selber versteht in seinen Kindern und seinen besten Kräften!

* * *

Das war der deutsche Dichter unsrer Gegenwart. Nun kehren wir bei der Frau und Dichterin ein, die ihm ebenbürtig ist: **Auguste Supper** aus dem Schwarzwalde.

Sie ist dem deutschen Volk keine Fremde mehr, Gott sei Dank, und das muß man jedesmal daneben schreiben, wenn es sich um deutsches Dichttum handelt. Ihre größeren Werke: **Die Mühle im kalten Grund** (Verlag Salzer, Heilbronn), **Der Herrensohn** und **Lehrzeit** (beides Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) kann ich wohl als bekannt voraussetzen. Es sind Bücher voll trotziger Herbheit, kühn, mit sicherer Darstellungskraft hingestellt. Was mir aber ganz besonders des Liebens und Besitzens wert dünkt, sind ihre kurzen Erzählungen, Skizzen, oft nur mit ein paar Strichen hingeworfene Bilder aus dem vielfältigen Menschenleben. **Da hinten bei uns** (Verlag Salzer) sind Schwarzwald-Erzählungen, in denen wir erleben „wie der Adam starb“, dieser Haderlump, dessen letztes Wort ein grilliges Einstehen für seinen Jüngsten

ist, der in der Sterbestube zur Ruhe gewiesen wird. „Lasset doch mei Bueble, 's ischt scho so e gescheits Bueble. Adamle, komm her, Adamle." Und wie den Pfarrer das zu einem heftigen „Gott sei Dank" bewegt, „daß er das von seinem Adamle noch gesagt hat". Dazu meint der Arzt: „Um Karten und Würfel regt sich dieser Pfarrer nicht auf. Aber wenn er ein Körnchen Liebe, nur solch ein armseliges Körnchen halbtierischer Vaterliebe fand, dann zitterten ihm die Hände. — Es muß auch solche Käuze geben."

Was ist es für eine prächtige Geschichte von dem geplagten Weiblein, das von seinem herrischen Josephle auf dem Siechbett hilflos liegen gelassen wird, noch angeraunzt und geschimpft, und das in seiner gottserbärmlich verlassenen Not ein Kreuzlein in die Gipswand am Bette kratzt. Danach wird sie gesund, und das böse Josephle kommt ins Liegen. Da bezwingt sie die Ungeduld, die sie bei seinen Ansprüchen überkommen will, mit dem Gedanken, ob er dann nicht auch solch ein Kreuzlein kratzen wird, und als er tot ist, grämt sie sich sehr und sieht das Kreuzlein an, das all den Jammer ihrer vierzig Ehejahre kennt. — Eine Geschichte nach der andern ist eine Kunstfreude und eine Herzerquickung dazu, wenn's auch herb und trotzig und manchmal bald verzweifelt zugeht und nicht so betont frohsinnig wie in manchen gutgemeinten modernen Büchern. Aber schöner und echter ist's hier. Es gilt hier ihr Wort aus „Johann Diepolds Vermächtnis": „Auch unter den Geschichten sind nicht immer die rotbackigen und lachenden die besten. Wenn man ihnen zu Leibe geht, erweisen sie sich oft genug als saftlos oder fad oder sauer, daß einem die Zähne daran stumpf werden." Wie aber auch der lachende Humor bei Auguste Supper Raum hat, zeigt grade dieser Johann Diepold, der schließlich seinem feinen Gönner sein Zahngebiß, das ihm immer locker und auch sonst unpassend im Munde gesessen hat, als sein Vermächtnis in einer Schachtel schickt, denn es habe siebenundvierzig Mark gekostet und er habe sonst nichts Rechtes als Andenken. Die Überbringerin sprengt danach aus, der Gönner habe es ihm schon zu Lebzeiten abgeschwatzt, aber der versichert: „Gott ist mein Zeuge, daß ich, so oft ich auch dem Mann auf den Mund gesehen habe, mich nie gelüsten ließ —" und er vergräbt die Schachtel im Garten neben seinem seligen Schnauzel.

Doch ich bin mit diesem Geschichtlein bereits abgesprungen in das andre Buch: **Der Mann im Zug** (Deutsche Verlagsanstalt), das wohl eine Sammlung ihrer wertvollsten Skizzen enthält. Was für eine entzückende, tiefe, warme, triebhaft sichre Menschenkenntnis springt uns aus all den Geschichten entgegen, aus dem Augenblicksbild, wie zwei Kinder mit der Kleinbahn um die Wette laufen, und ein alter Herr, ein verdrehter Millionär, ihnen zuliebe die Notbremse zieht. Aber wie das auf die Kinder eine ganz andre Wirkung hat, als er denkt. „Da standen sie, scheu und großäugig, als hätten ihnen die Hühner das Brot gestohlen. Verstummt war der Jubel. Ängstlich hielten sie sich an den Händen. Tot war die Freude." Und der alte Herr sitzt enttäuscht, müde, alt und abgespannt in seinem Abteil erster Klasse. — Unvergeßlich bleiben Stücke wie „Eine Stunde beim Siebenschuh" und „Wie Annemei alt wurde". Das Schönste aber scheint mir, daß dieser Dichterin die Gabe verliehen ist, das Unwirkliche zu meistern, uns übernatürliche Dinge schlechthin glauben zu lassen, wie Selma Lagerlöf, der sie an herzlicher Natürlichkeit und Wärme überlegen ist. Dies zeigt sich in „Wie war's?" Es ist die große, geheimnisvolle Kunst, um die sich Leute wie Wassermann u. a. heiß strebend bemühen und sie doch nicht fassen, denn dies Glück läßt sich nicht jagen von jedem Jägerlein.

Über dem ganzen Buch „**Holunderduft**" (Deutsche Verlagsanstalt) liegt jener leise Traumzustand, wie ihn eben der Holunderduft erzeugt. In den „**Ausgewählten Erzählungen**" (ebenda) findet sich die Geschichte von der „Schachtel der alten Mine", bei der man lachen und weinen muß in eins, dann „Der Gaulsnarr", der „Zerlumpte" und das Stücklein: „Wie der Wald geflunkert hat", das so traulich anhebt: „Es war einmal eine alte Bauersfrau, die hatte eine große Liebe und eine große Sorge."

Ein kleines Bändchen nennt sich „**Am Wegesrand**" (Eugen Salzer), und hierin sind u. a. zwei erschütternde, ganz kurze Skizzen, über die man gar nicht fortkommt, die man immer

wieder liest. „Mäuse“ und „Der Kirchenraub“. In der ersten hat eine Mutter einmal zu ihrem Sohn gesagt, er werde nicht eher ein glücklicher Mensch werden, ehe er sich nicht eine der von ihm und der Mutter selbst verabscheuten Mäuse ohne zu zucken über die Hände laufen lasse. Dann liegt er tot im Kornfeld, ertrunken bei der Rettung eines Kindes, sein Freund steht daneben und zwei Mäuse laufen ihm über die gekreuzten, stillen Hände. — In der zweiten Geschichte erschlägt der Meßner sein einziges Söhnchen, das Heinerle, mit dem Kirchenstuhl, weil er es für den gesuchten Kirchenräuber hält. Ein Erlebnis, ohne Anstrengung erzählt, schlicht und stark, voll überwältigender Kraft.

Wenn es einem einmal nicht recht ist in Kopf und Herz, wenn die schwere Zeit drückt und das Leben ganz verstellt scheint, dann hole man sich aus dem Bord die Geschichtenbücher von Auguste Supper, und es wird damit gehen wie in der Geschichte vom Zerlumpten: „Geholfen hat er schon manchem, der Ameisendavid.“ Aber freilich gehört dazu, daß man sie erst drin hat, im Bord.

Auguste Supper ist eine durch und durch deutsche Dichterin. Von ihren prächtigen Kriegsbriefen, die in Soldatenzeitungen im Felde erschienen, ist manchem das Herz warm geworden. Ist es nicht doch so, daß überall, wo große Kunst auch ein starkes Gefühl ist für die nationalen Zusammenhänge, für vaterländische Würde und deutschen Stolz — und daß das hohle Ästhetentum immer und unweigerlich ohne diese Dinge gefunden wird? Das alte Geheimnis von den Wurzeln und der Erde.

Marie Diers

Vom Pflug zur Feder

Nur selten deckt der Titel den Inhalt eines Buches so vollständig, wie bei diesem, in dem uns Rudolf von Koschützki Erlebtes erzählt (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). „Vom Pflug zur Feder“ — wer das Büchlein gelesen hat, wird dem Verfasser nicht vorwerfen, daß er mehr versprochen als gehalten habe, ja er wird sich kaum vorstellen können, daß dieses Buch von diesem Menschen anders hätte sein können als es ist. Darin liegt der Beweis für seine Echtheit, und das ist nicht wenig in einer literarischen „Konjunktur“, wo es so viele Artisten und Athleten des Auch-anders-Könnens selbst in allerpersönlichsten Dingen gibt.

Ein Landwirt erzählt uns von seinen Lehrjahren auf einem pommerschen Gute; wie er dort seine künftige Lebensgefährtin findet, wie er dann durch ein schweres Eisenbahnunglück für seinen Beruf untauglich wird, trotz aller körperlichen Hemmnisse mit nur sich aufstauender Willenskraft gegen sie ankämpft, dann aber, weil es doch über die Kraft geht, frisch entschlossen den Pflug mit der Feder vertauscht. Das ist so ungefähr die „Fabel“, an sich nichts Besonderes, nichts Sensationelles, auch Eisenbahnunfälle sind heute ja nur Alltäglichkeiten. Aber — wie schildert Koschützki diesen Unfall! Wie beobachtet er alles, was in seinem Hirn, seiner Seele kaleidoskopartig an Empfindungen, Bildern, Vorstellungen in wirrem Durcheinander sich abrollt, und wie meistert er dieses Chaos und zwingt er den Leser zum Augenzeugen, zum Miterleber. Ihm selber kaum bewußt, summt eine Baßgeige grotesken Humors hinein. Sie gehört zur Instrumentierung, sie gehorcht nur dem natürlichen Anziehungsgesetze künstlerischer Darstellungsmittel.

Das eben ist das Erfrischende, das Nichtgewöhnliche bei diesem Büchlein: es ist ganz Natur, nicht mit der Platte, sondern durch Dichteraugen aufgenommen und von einem Humor übersonnt, der ein unabtrennbares Stück von der Persönlichkeit des Verfassers ist, darum in jeder Lage und Stimmung mitschwingen muß. Ob es nun Gräßliches ist, wo der Humor wie eine gefangene Hummel schwirrend aus einer Baßgeige brummt, oder Liebliches, wo „Titen“

ihm als jubilierender Frühling mit blonden Zöpfen im Herbstlaube erscheint. — „Wie gefällt Ihnen unser Titen?“ fragt Hannemann, sein agrarischer und Stubenkollege vor dem Einschlafen. — „Wer?“ — „Na, Titen, die Schwester von unserm Alten.“ — „Ja so, aber das ist doch gar kein Name, Titen.“ — „Kann ich nicht für, Mensch, aber heißen tut sie so.“ — Nichts Sentimentales, nichts erotisch Parfümiertes ist in der Liebesgeschichte, aber viel zarte Lyrik, Ruch der Scholle, Duft von Wald, Wiesengras, Veilchen. Nichts hat der Dichter aus der Geliebten gemacht, selbst zurückhaltend, reicht er nur ihr Bild — „bilde, Künstler, rede nicht“ — und so gewinnen wir sie und ihr bescheidenes weibliches Heldentum erst recht lieb. —

In Welschtirol sehen wir das Paar nach dem Unfall wieder. Da gibt es einen Höhepunkt stimmungsvoller Anschaulichkeit: die schöne, aber verarmte, in Entsagung verblühende Gräfin auf ihrem romantischen, aber wertlosen Bergschloß, wo sie tapfer eine Weinwirtschaft auftut und den Hirten, die mehr Edelmut und natürlichen Anstand beweisen als die vornehmen Signori der Nachbarschaft, Würstchen brät und Wein einschänkt. Ihre Opfer werden ihr Schicksal nicht wenden, das weiß sie, aber sie geht ihren steilen, einsamen Pfad weiter, — in Schönheit, im Firnenglanze wird sie traurig sterben. Wer ein solches Motiv mit solcher Szenerie nur als Episode einstreut, kann nicht arm sein.

Daß diesem Erstlingswerke Eierschalen anhaften — muß das noch gesagt werden? Auch diese Schwächen geben sich mit einer so naiven Natürlichkeit, daß eine gestrenge literarische Kritik wohl lächelnd die Waffen aus der Hand legen mag. Wäre das Werk ausgeglichener, distanzierter, es wäre um eben so viele Wärmegrade abgekühlter. Welcher willige Leser möchte das wünschen? Manchem wird es darin zuviel brodeln und quirlen, das wäre Sache subjektiver Einstellung. Man kann eigentlich nur das Buch als Ganzes annehmen oder ablehnen; auch wer es annimmt, braucht nicht blind gegen seine Mängel zu sein. Viel ist aber mit der Sonde literarischer Kritik bei dieser, wenn auch in künstlerische Form gegossenen reinen Menschlichkeit nicht auszurichten. In dieser reinen Menschlichkeit liegt der Schwerpunkt seines Wertes: daß hier wohl Kunst, aber nicht Kunst für Künstler, nicht Literatur für Literaten gegeben wird, sondern herbes gesundes erdenwüchsiges Menschentum die unverfälschte Sprache der Natur zu uns spricht. Das Werk gehört in die Reihe der Bücher, die ich als Genesungs- oder Wiederaufbau-Bücher herausstellen möchte, und die wir so nötig brauchen, wie der Dürstende einen Trunk frischen Quellwassers. Keine Anspielung auf unsere politischen Zustände findet ihr darin, kein Wort von Krieg oder Revolution, und doch ist es, auch in ungewollter Symbolik, ein zeitgemäßes Buch. Sollte unser Deutschland nicht auch können, was hier ein schlichter deutscher Landwirt konnte: vom Schicksal zum Krüppel geschlagen, doch sein Schicksal meistern?

J. E. Frhr. v. Grotthuß



Vom neuen Idealismus in unserer Kunst

(Berliner Theaterrundschau)

Die Wieder- und Neugeburt des Idealismus ist für unser Volk zu einer Lebensfrage aller Lebensfragen geworden. Je furchtbarer die Wirklichkeiten auf uns drücken, und uns völlig zu erdrücken drohen, um so notwendiger tut uns, auf allen Gebieten und in allen Hinsichten die Kraft idealen Willens und Könnens zu beweisen. Wir dürfen freilich nur nicht mit unserem Imanuel Kant das Wesen des Ideals darin erblicken, daß es unerreichbar ist. Denn damit verurteilen wir alle Arbeit an ihm, alles Trachten nach ihm von vornherein zu völliger Unfruchtbarkeit, und können uns nicht wundern, wenn der Idealist beim Volke nur als Träumer, Wolkenkuckucksheimer und Narr gilt.

Von vornherein ist in unserer menschlichen Natur die Fähigkeit vorhanden, mehr und noch anders zu sehen, als das, was nur tatsächlich, wirklich ist, und der Welt der realen Erscheinungen, zunächst im Geist, in der Phantasie, eine noch andere, höhere, bessere, — eben eine ideale Welt entgegenzustellen. Idealisieren heißt zuletzt nur: besser machen, veredeln, verschönern, vervollkommnen. Wir betrügen uns selber um unser Bestes, wenn wir Wirklichkeit und Ideal für unvereinbar miteinander halten, und Gegenmächte in ihnen sehen. Sie sind ganz notwendig symbiotisch-organisch aufs innigste miteinander verflochten und verwoben in einem unlöslichen In- und Durcheinander. Wir sind nicht nur dazu da, um nur zu leben, — sondern unser ganzes Leben empfängt nur damit einen Inhalt und Wert, wird sinn- und zweckvoll, fruchtbar, — wir erfüllen uns nur selber mit Daseinslust und Daseinskraft, wenn wir stets darnach trachten, das Wirkliche idealisch zu erhöhen und zu steigern und Ideale zu verwirklichen.

Kunst ist Können! Können in noch besonderem Sinne. Höchstes, bestes Können. Kunst schöpft ihre größte Macht aus dem Idealismus als ihrem Urbronnen. Ihr eigentlicher Zauberstab ist die Phantasie. Im idealischen Sehen, Bilden und Gestalten erreicht sie ihren höchsten Ausdruck, entfaltet sie ihre größte Macht und Stärke, und der Weg vom Realismus zum Idealismus bedeutet für sie den Aufstieg.

Daß unsere jüngste Kunst sich wieder zum Idealismus bekehrt hat, bedeutet Fortschritt, macht ihren tiefsten Wert und ihre Kraft aus. Sie kehrt damit reiner und grundsätzlicher das ursprünglichste künstlerische Weltauffassungsvermögen hervor. Der alte Naturalismus und Impressionismus sah gewiß in der Darstellung und Wiedergabe, in der Beobachtung des Wirklichen seine höchste Aufgabe. Von vornherein aber betonte er selber dabei auch seine unmittelbarste Geist- und Wahlverwandtschaft mit der Wissenschaft. Wir können auch hier immer nur von einer Arzneiwissenschaft und Arzneikunst, Staatswissenschaft und Staatskunst sprechen usw., auf allen Gebieten unserer geistigen Betätigungen. Kunst ist mehr als nur Wissen, ist höchstes Können. Erhebung über alles, was nur wirklich ist, der Erfinder- und Entdeckergeist im Menschen, der uns stets wieder mit neuen Dingen bescherte, von denen man bis dahin noch gar nichts wußte. Das Besondere, was die Kunst von der Wissenschaft unterscheidet, ist ihr idealisches Können. Sie sucht nicht, wie diese, ihren höchsten Wert in der reinen Objektivität, sondern in der subjektiven Wertbildung. Sie gibt mehr als nur Bilder des Lebens, sie gibt Vorbilder, will nicht nur zeigen, wie der Mensch ist, sondern wie er sein soll.

Je mehr wir davon überzeugt sind, daß der große Zusammenbruch, den wir erleben, den Untergang unserer ganzen alten Kultur überhaupt bedeutet, je mehr wir uns scheuen, im Anblick der wilden Bestie, die heute über die Erde tobt, noch von einem Kulturmenschen zu reden, — um so sehnsüchtiger blicken wir aus nach den idealen Führern, den künstlerisch-schöpferischen Menschen, die mit ganz positiver Zunge zu uns reden von der neuen besseren Erde, dem neuen besseren Leben, die wir auf den Trümmern des Alten herstellen wollen. Vom Zerfall der alten und Aufgang einer neuen Weltanschauung, vom Werden eines neuen Menschen und seiner neuen Gemeinschaft sprechen wir schon seit langen Jahren, doch das sind vorläufig nur noch Ideen, aber keine Ideale, keine anschaulichen, lebendig sinnlichen Vorstellungen des Neuen und anderen, das an Stelle des Alten aufgebaut werden soll.

Mit am stärksten tritt unter unseren jüngeren Dichtern dieser idealische Erneuerungswillen bei Georg Kaiser hervor, und er darf deshalb schon alle höchste Aufmerksamkeit und Sympathie für sich beanspruchen. Um so notwendiger ist es aber auch, den Bedingungen nachzuspüren, wie es eigentlich kommt, daß z. B. auch sein letztes Werk, „Hölle, Weg, Erde“, hier in Berlin im Lessingtheater dargestellt, nur nicht wie eine Idealerfüllung und -verwirklichung, sondern wie ein verunglückter Versuch wirkte. Gerade mit dem Gefühl einer Enttäuschung geht man von ihm fort, wie unser Bruder Arbeiter, unsere Sozialdemokratie im Augenblick, da sie zur Herrschaft gelangten, ihre schwerste Niederlage erlitten und bewiesen,

daß ihre Änderung der Zustände nur ganz und gar noch keine Besserung ist. Der „neue Mensch" erscheint] bei Georg Kaiser immer wieder gerade in den letzten Worten des Dramas, und wird nur leider sofort auch unter dem niederfallenden Vorhang begraben. Mit aller Spannung und Erregung erfüllt uns der Dichter, was er gerade über diesen Punkt uns zu sagen hat. Doch darüber schweigt er sich völlig aus und stellt nur positiv kein Idealbild auf.

„Der" Künstler bietet der Dame Kapitalismus seine Werke für einen Spottpreis zum Kaufe an, um mit dem Erlöse einem armen Menschen, den er sonst weiter nicht kennt, aus der Not zu helfen. „Durch Mitleid wissend, der reine Tor." Aber die Dame zieht es vor, sich Brillanten zu kaufen, und kümmert sich nicht weiter um Künstler und Menschen der sozialen Fürsorge, und wendet ihnen den Rücken zu. Der Juwelier ist die Ursache des Übels, der Betrüger der Menschheit, die in Verkennung der wirklichen und echten Lebenswerte Scheinwerten nachläuft. Als neuer Raskolnikow will der Künstler den Juwelier ermorden, um durch seine Tat die Gewissen aufzurütteln. Und das gelingt ihm auch. Er verwundet den Juwelier nur — und wandert dafür ins Gefängnis. Aber sein Gefängnis wird zum Mekka der Menschheit. Allen fällt es wie Schuppen von den Augen, daß sie in der Finsternis wandelten, schlagen sich an die Brust, denken und reden in großen Chören kantisch, antinomisch: „Wir sind schuldig — wir sind nichtschuldig." Sie nehmen den Künstler zum Führer, daß er sie hinführt zu seiner neuen Welt.

Dieser Expressionismus bringt bloß Ideen zur Darstellung, und das Georg Kaisersche Drama sagt uns im Grunde nur, daß der Mensch unserer kapitalistischen Weltanschauung ein betrogener Tor ist und des Künstlers bedarf, um zu einer besseren und richtigeren Lebensauffassung und Lebensführung zu gelangen. Hier tut uns eigentlich nichts notwendiger, wir haben hier nur ein Bedürfnis nach möglichst klaren, anschaulich sinnlichen Vorstellungen, nach einer höchst impressionistischen Darstellung, nach realen Erklärungen, wie es denn eigentlich kommt, daß der Mensch allerdings den Besitz eines Steines, eines Diamanten, dessen Wesentlichstes darin besteht, nur möglichst selten zu sein, als höchstes und köstlichstes der Erdengüter einschätzt, wie nur diese Fiktion alles Leid und Elend über die Menschheit gebracht hat, die Gefühle der Liebe, des Mitleids erstickte und eine Gemeinschaft unter uns unmöglich machte, — wie diese Juwelieridolatrie aus den Menschen herausgetrieben werden kann, und wodurch sich eigentlich die neue Welt des Künstlers von der alten Welt des Juweliers unterscheidet, warum und wieso der Künstler und der Juwelier von Anfang an die größten Widerparte sind und einander gegenüberstehen wie Ahriman und Ormuzd.

Auch Georg Kaiser ist ganz offenbar einer groben und schweren Täuschung verfallen, die leider unserer ganzen jüngsten expressionistischen Kunstbewegung anhaftet. Er verwechselt Ideale und Ideen, Idealisieren und Abstrahieren miteinander, — wie es eben auch unser Imanuel Kant macht, wie wir es seit Jahrtausenden tun und was vielleicht am wesentlichsten dazu beigetragen hat, daß ein Stück Gold, ein Edelstein zum höchsten Wert wurde und für uns die Einheit in der Mannigfaltigkeit aller Werte bedeutet. Ein abstrakt denkender, in abstrakten Begriffen und Ideen redender Mensch, der Mensch des vernünftigen Denkens, der Philosoph, hat uns allerdings immer diese Einheit in der Mannigfaltigkeit als das höchste, göttliche Wesen, als das Ideal aller Ideale verkündigt und ist der eigentliche Schöpfer der Kaiserschen Juwelierweltanschauung. Hier stehen sich eben von vornherein eine Vernunftwelt und eine Naturwelt höchst widerspenstig gegenüber, die Welt der Noumena und die der Phänomena, die der abstrakten Begriffe und Ideen, des Logos und der realwirklichen Erscheinungen, unserer unmittelbar-sinnlichen Vorstellungen. Der alte Krieg zwischen Vernunft und Natur, den Ideen und den Wirklichkeiten, den Noumena und den Phänomena ist bis heute noch nicht zu Ende gekommen und entschieden. Aber der Künstler hatte es wesentlich immer gerade im Gegensatz zum Philosophen mit den Sinnen und Sinnlichkeiten zu tun, stand auf der Seite der Natur, und ob man, wie Homer und Goethe, in anschaulichen Vorstellungen und indi-



viduellen Gestalten, oder wie Kant, Hegel in allgemeinen abstrakten Begriffen und Ideen redet, das macht einen Unterschied aller Unterschiede aus. Die Sprache dichterischer Bücher und die Sprache philosophischer Abhandlungen sehen gewiß recht unähnlich aus, und Dichten und Denken sollte man nicht miteinander verwechseln. Es würde hier zu weit führen, wollte man des näheren darlegen, wieso und warum gerade unsere jüngeren Künstler, unsere Expressionisten, dazu kommen mußten, die Natur, die Welt der Phänomena mit Verachtung und Geringschätzung zu betrachten, und die Schatten-, Schemen- und Schablonengebilde der Noumena-Welt des Logos als die eigentliche und wahre Aufgabe des Künstlers wieder darzustellen und als eine neue Entdeckung uns vorzuspiegeln. Ein verhängnisvoller Irrtum, und die Überwindung des Expressionismus wird ganz gewiß auch nicht lange auf sich warten lassen, soweit auch er nichts ist als eine starre theoretische Einseitigkeit. Gerade sein Neutönersprechen, seine aller Sinnlichkeiten, Fülle und phantasievollen Bildsehens entbehrende Ausdrucksweise in hageren, abstrakten Begriffen, zerhackten Worten und bloßen Logismen, wie es auch Georg Kaiser als neuen Stil verkündet, wird sich rasch abwirtschaften. Schließlich gibt uns der Dichter in seinem „Hölle, Weg, Erde" erst nur die Idee, die Gedanken zu einem Drama, — aber bleibt uns deren künstlerische und sinnliche Durchgestaltung und Ausführung gerade noch schuldig.

Auch in Arnold Zweigs jüdischer Tragödie „Die Sendung Semaels" mischen sich die beiden Welten, von denen wir seit Jahrtausenden gewohnt sind, zu reden, und die wir bald widereinander, bald ineinander bringen, und als reale Geschehnis- und als letzte Grund- und Ursachenwelt zusammenfügen. Eine impressionistische und eine expressionistische Welt, eine Welt der Phänomena, unsere Natur-, Erden- und Diesseitswelt realsinnlicher Erscheinungen, — und der Vernunftwelt unserer Noumena, der abstrakten Begriffe und Ideen, der Theorien, die schließlich zu einer Jenseits- und Gottwelt, zum Reiche der Transzendenz wird. Einmal ist diese jüdische Tragödie ein Mysterium, und Gott-Elohim und Semael, der Satan, sind die Helden, die sich gegenseitig um die Macht und Weltherrschaft herumstreiten, während die impressionistischen Vorgänge eine Kriminalgeschichte aus dem „Neuen Pitaval" bilden und den Tisza-Eszlarer Ritualmordprozeß vom Jahre 1883 behandeln. Hier erscheint Arnold Zweig schon als ein armer Gefolterter, Gequälter, hoffnungslos Verwirrter, der zwischen die beiden Stühle Gott und Semael sich, plumps, niedersetzt und stier vor sich hinblickend darüber sinniert: Wie tu' ich Geld in meinen Beutel? Welcher Weg zum Theatererfolg, zum ewigen Ruhme ist der sicherste? Soll ich einen wüsten Filmkitsch schreiben mit Kolportageromandelikatessen, Detektiv- und Kriminalentzückungen für die analphabetischen Geister, — oder bin ich Moses, Elias, Jesajas, heiliger Führer meines Volkes, damit es endlich den Weg nach Sion hin findet?

Der Dichter möchte um alles in der Welt zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, als Priester am Altar und als Rowdy in den Kaschemmen sich bewähren, göttliches Mysterium und Kriminalverbrechen als erhabene Einheit uns offenbaren. Aus seiner Ineinanderschachtelung zweier höchst antipodischer Geistes- und Weltsphären, eines faustisch sich gebärdenden, jenseits von Raum und Zeit spielenden Gottes- und Teufelsdramas, und einer in den dumpfen und niedrigsten südungarischen Volkskreisen heimatberechtigten Kriminal- und Schauderhistorie entsteht ein so hoffnungslos molluskenbreiartiges, konfuses Kunstwerk, — das selbst in unseren dadaistischen Zeitläuften aller ästhetischen Verwirrtheiten und Verrücktheiten zu einem Gipfelpunkt unfreiwilliger Komik wird.

Man weiß zuletzt nur nicht, ob Gott Elohim und der Beelzebub oder der antisemitische Untersuchungsrichter Bary und sein Opfer, Moritz Scharf, der Judenknabe, der seine Eltern, sein Volk des Ritualmordes bezichtigt, wüstere und schlimmere Zerrbilder sind, — in welchem von diesen göttlich-himmlischen und irdisch-menschlichen Köpfen die größere Dummheit und Borniertheit steckt. Allesamt denken, reden, handeln in einem fort nur idiotisch. Was uns Arnold Zweig hier einerseits an grotesken und absurd-komischen geschichts- und religions-

philosophischen Darlegungen, Erläuterungen, Beweisen und Begründungen zumutet, und uns andererseits an juristischen Unmöglichkeiten, Naivetäten und Schauermären, an prozessualen und gerichtlichen Abgeschmacktheiten und Hanswurstereien vorsetzt, das sollte man kaum für möglich halten. In aller Wirklichkeit und Wahrheit bekommt er es sogar fertig, uns klipp und klar darzulegen, daß Moritz Scharf, der berüchtigte Judenknabe von Tisza-Eszlar, der Ankläger seines Volkes — der neue Messias, der wahre Abgesandte Gottes ist und endlich vollbracht hat, was weder die großen und kleinen Propheten noch der Mann von Nazareth herzustellen vermochte. Bei Arnold Zweig werden schon die religiösen Reiche jenseits von Raum und Zeit die getreuesten Spiegelbilder seiner südungarischen Schauer- und Verbrecherheime. In beiden geht es gleich idiotisch-dumm, viehisch, brutal, irrsinnig zu, und Gott-Elohims Reich ist ebenso eine Kaschemmen-Wirtschaft und ein Hexensabbat wie die tierisch-dumpfe Dorfwelt von Tisza-Eszlar. Das Geschwätz und Getue, mit dem Arnold Zweig seinen Filmkitsch, seine Pitaval-Historie von Tisza-Eszlar zu einem religiösen Fest- und Weihespiel, zu einem Mysterium aufplustern möchte, mit dem er die Götter, die Heiligen und Propheten als Verbrecher und Idioten, — und Idioten und Verbrecher als messianische Wesen aufmarschieren läßt, ist schon das Absurdeste, Kindischste und Lächerlichste, was in diesen Jahren auf der Bühne erschienen ist. Und so etwas kam zuerst in einer Mittagsvorstellung des „Jungen Deutschlands“ heraus, welches die „Freie Bühne“ unserer Zeit sein will, und ging dann auf die Bühne des „Deutschen Theaters“ über.

Viele gute Hoffnungen erweckte dagegen der erste Teil eines Schauspiels „Friedrich der Große“ von Hermann von Boetticher, um dessen Aufführung sich das „Staatstheater“ verdient machte. Ein reines und echtes Geschichtsdrama, von weltgeschichtlich-politischem Atem erfüllt, das nicht nur Anekdote erzählen will, sondern den besten und fruchtbarsten Geist historischer Wissenschaft in lebendig-sinnlicher, künstlerischer Darstellung zum Ausdruck bringt. In der ursprünglichst und wesentlichst germanischen Formensprache kurz impressionistisch hingeworfener Szenen, wie sie uns durch Shakespeare, das Drama des Sturmes und Dranges, Goethes „Faust“, Georg Büchners und einiger Zeitgenossen vertraut ist, einer dramatischen Naturform, welche von den antiken und romanischen, französischen Vernunftformen charakteristisch genug sich unterscheidet und dieser an Ausdrucksfähigkeit, vielfarbiger Mannigfaltigkeit, Wechsel, Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit so wesentlich überlegen ist. Hermann von Boetticher weiß sie gut zu behandeln und hat die Temperamente, die Farbenfreude, die Lust an der sinnlichen Erscheinung, die zu ihr gehören.

Der erste Teil seiner Historie, „Der Kronprinz“, behandelt die Jugendzeit Friedrichs des Großen und seinen Konflikt mit dem Vater, der ja zuletzt deutsch-gemütlich beigelegt werden konnte und sich glücklicherweise nicht so tragisch zuspitzte, wie ungefähr zu gleicher Zeit im benachbarten Rußland. Aus der reichen Fülle von Gestalten heben sich allerdings nur die beiden Hauptfiguren des Königs und des Kronprinzen in reicherer und ausgearbeiteterer Charakteristik hervor, spielen eine wesentliche dramatische Rolle, und nur der Grumbkow noch erfreut sich einer liebevolleren Aufmerksamkeit des Dramatikers, nimmt sich allerdings auch in seiner phantastisch-romantischen Ausgestaltung etwas fremd aus in der sonst so realistisch gehaltenen Umgebung und spielt ein kleines Monodrama für sich.

Der eigentliche und wirkliche Held dieses „ersten Teiles“ ist allerdings weniger der Kronprinz denn der Vater, Friedrich Wilhelm I., und dieser wächst sogar herauf über den genialen Sohn, wird uns sympathischer als dieser und übertrifft ihn an Geist, Kraft, Größe, ist der wertvollere, tüchtigere Mensch. Man liest Hermann von Boetticher mit dem Empfinden, daß dem jungen Fritz ein solcher Vater als Erzieher schon recht notwendig war. Der Dichter rehabilitiert in seinem Schauspiel den Soldatenkönig, wie es kein Geschichtschreiber besser machen könnte, und legt auch nur ihm das Wort in den Mund, daß der Köing der erste Diener des Staates sei, welches sonst allgemein als eine besondere Ruhmestat Friedrichs des Großen



gilt. Der wirkliche Schöpfer des preußischen Staates und der Größe Preußens ist er allein; der straffe Geist seines Militarismus war seitdem der Preußengeist, dem alle Siege nur zu verdanken sind, und da bedeutet auch das Genie seines Sohnes nur eine Episode, ist im Grunde eine überflüssige Sache. Gegen allen Geniekultus und alle Genievergötterung richtet sich der preußische Geist Friedrich Wilhelms I. schon als eine stärkste Abwehr auf, und sein kategorischer Imperativ will gerade das weit mehr und höher sein, als auch das reichst ausgestattete und vollkommenste Einzelindividuum und seine Freiheit. Nur als der reuige verlorene Sohn, als Bekehrter liegt zum Schluß des Boettícherschen Dramas der Kronprinz zu Füßen des sterbenden Vaters. Der Dichter hätte uns nur die Prügel- und Folterszene, die Soldatenmißhandlung am Anfang ersparen können und ersparen müssen, denn gerade in sein Schauspiel gehört sie nicht hinein und steht im größten Widerspruch zu dem, was er uns sonst von seinem Soldatenkönig und Geist und Wesen des preußischen Militarismus zu sagen hat.

Carl Sternheims fünf Akte „Die Marquise von Arcis", welche das Deutsche Künstlertheater uns spielte, bringen noch einmal die bekannte Geschichte Diderots, die uns Schiller verdeutscht hat („Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache") und auch von Sardou in seiner „Fernande" ausgeschlachtet wurde, in dramatische Form. Viel ist darüber nicht zu sagen, und Carl Sternheims Art und Wesen zeigt keine neuen Seiten. Seine kühle Kunst, die weniger Menschengestaltung sucht und mehr eine feuilletonistische Plauderei sein will, gar nicht nach Natur schmeckt und ganz wie eine Maschine arbeitet, rein technisch gewertet sein will, ist durch und durch korrekt. Auch das psychoanalytische Lustspiel „Femina" der beiden Niederländer C. P. van Rossem und J. F. Goesman ist Dialog- und Plauderkunst, lustig, witzig, reich an Pointen, und holländisch behaglich, gemächlich, gemütlich, unterscheidet sich von Sternheims psychoanalytischen Zergliederungen, wie sich die Berliner und die holländische Seele voneinander unterscheiden.

Julius Hart

Über den Beruf unserer Zeit zur Baukunst

Um eines sofort vorauszuschicken: Ein Zeitalter hat den Beruf zu einer bestimmten Kunst nicht, wenn nur wenige überragende Geister bedeutende Werke schaffen, die Masse der Künstler aber nicht imstande ist, dem Jahrhundert ihr Zeichen aufzuprägen und auch die breite Masse des Publikums gleichgültig zusieht, wie ein belangloses Werk nach dem andern entsteht. Künstlerische Kultur herrscht nur dort, wo das ganze Leben von ihr durchsetzt ist, in der Person des schaffenden Künstlers wie des genießenden Laien, wo jedes einzelne Werk, mag es auch ohne überragende Bedeutung und der Künstler nach wenigen Jahrzehnten vergessen sein, doch jenen sofort schaubaren und fühlbaren Geschmack verrät, der gerade dieser Zeit eignet.

Fragen wir, ob unser Geschlecht der Baukunst eine Kultur in diesem Sinne zu verleihen vermochte, so wird wohl mancher den Kopf schütteln. Gar ein Vergleich mit der letzten großen Kulturepoche, deren Bauten einen eigenen Stil, eine eigene künstlerische Gesinnung besaßen, wird diese Zweifel zu bestätigen scheinen. Das 17. und vor allem das 18. Jahrhundert haben namentlich in Deutschland einen Baustil entwickelt, der, noch heute jedem mit offenen Augen Begabten überall erkennbar, die ganze Breite des menschlichen Lebens ausfüllte, jedem von 4 Wänden umgrenzten Raume seine Geistes Hauch verlieh, ohne daß die schaffenden Künstler über einen kleinen Kreis von Kennern hinaus bekannt wären. Was der Barock, denn so nennen wir diese Zeit mit Wölfflin unter Einbeziehung des Rokoko, im einzelnen geleistet hat, sei kurz an einigen Typen entwickelt. Auf diese Weise wird am einfachsten die Bauleistung unserer Zeit beurteilt werden können.

Wie jedes wahrhaft religiöse Zeitalter hat auch der Barock dem Gotteshause seine besondere Bauliebe zugewandt. Ausgehend wohl von den Jesuitenkirchen der italienischen Spätrenaissance, ist hier ein ganz neuer Kirchenstil geschaffen, der sich scharf von allen anderen Baustilen unterscheidet. Das gilt besonders von dem Kircheninneren, das mit seiner lebendigen, vibrierenden Pracht, seinem Schwung und Pathos etwas völlig Neues und Unvergleichbares darstellt, wie sich denn die Abneigung des Klassizismus gegen den Barock gerade in der Ausmerzung barocker Kircheninterieurs aus ursprünglich gotischen oder Renaissancekirchen betätigt hat. Diese Prachtliebe und Freudigkeit an Glanz und Reichtum hat sich dann dem Bau von Klöstern und Palästen zugewandt und besonders in Süddeutschland einzigartige Typen geschaffen, wie das Kloster Banz bei Lichtenfels und die Residenz in Würzburg. Weiter seien genannt ländliche Herrensitze (Schloß Pommersfelden bei Bamberg), Stadtschlösser, Patrizier- und Bürgerhäuser, Gasthäuser, Theater, Kasernen (Bayreuth). Kurz alles, was nur gebaut werden konnte, ist derartig von dem einen Baugeist erfüllt, daß es ein leichtes wäre, einen Atlas mit Vorbildern für jedes Baubedürfnis zusammenzustellen. Gotik und Renaissance mögen vielleicht nicht minder ein vollständiges Repertorium von Bauformen geboten haben, nur sind die Denkmäler nicht mehr so zahlreich, auch dürfte der Barock entsprechend dem größeren Umfang der Baubedürfnisse auch einen größeren Kreis von Typen geschaffen haben.

Wenn Ende des 18. Jahrhunderts die künstlerische Gesinnung eine andere wurde, sich wieder den reinen Formen der Antike und Renaissance zuwandte, so war hiermit freilich ein neuer Stil nicht geschaffen. Der Klassizismus ist bewußte Abkehr vom Barock und Rückkehr zur Klassik, kein ursprünglicher Stil. Damit ist aber nicht gesagt, daß eine künstlerische Kultur unter seinem Wahrzeichen nicht möglich war. Und so haben denn auch die ersten Zeiten des Klassizismus, auch Empire und Biedermeier genannt, nicht nur höchst beachtliche Bauleistungen erstehen lassen, sondern auch, worauf es ja nach dem eingangs aufgestellten Grundsatze allein ankommt, die innere Kraft gehabt, dem weitesten Kreis von Baubedürfnissen gerecht zu werden, Palast und Kirche, Bürgerhaus und Theater. Ja, nach einer Richtung hat der Klassizismus sogar in Befriedigung eines neuen Baubedürfnisses einen ganz neuen Typus geschaffen, das Museum. Hier sei nur an die Münchener Museumsbauten erinnert. Freilich scheint es, als ob es der Mangel einer ursprünglichen künstlerischen Gesinnung gewesen ist, der einer organischen Fortbildung dieser Baustils hemmend im Wege stand. Das fortschreitende 19. Jahrhundert erblickt einen Verfall der Baukunst, wie er uns aus keiner geschichtlichen Zeit bekannt ist, und wenn wir, schaudernd über zahllose Geschmacklosigkeiten und Scheußlichkeiten, durch die Straßen unserer modernen Großstädte gehen, müssen wir vor dem Urteilsspruch der Enkel erbeben.

Daß wir diesen Zustand restlos überwunden haben, läßt sich füglich nicht behaupten. Für die bisher genannten Baubedürfnisse ist es unserer Zeit nicht gelungen, neue Bautypen zu schaffen. Hier und da ragt zwar unter all dem Belanglosen einsam ein Bauwerk, das einem neuen Geiste entsprungen ist; aber dieser neue Baugeist hat keine Typen geschaffen, keinen Eingang gefunden in die allgemeine Übung. Was diese leistet, ist entweder Nachbildung alter Meister ohne eigenen Baugeist oder aber, wenn die Pfade des Altbewährten verlassen werden, eitel Stückwerk. Nur so läßt es sich verstehen, wenn wir, abgestoßen von all dem Häßlichen und Gleichgültigen, Patriarchenluft zu kosten, zurückflüchten in frühere Jahrhunderte und die Schönheit suchen und finden nicht nur in den Werken überragender Künstler, sondern auch in dem selbstverständlichen Schaffen braver Handwerksmeister, deren Namen verklungen sind, die aber, erfüllt von eigener künstlerischer Gesinnung und mit Fleiß und Liebe Kunststätten — nicht nur vereinzelte Kunstwerke — schufen, Nürnberg und Lübeck, Rothenburg und Hildesheim.

Nichts wäre falscher, als hieraus auf den völligen Mangel von Baukultur in der Gegenwart zu schließen. Auch unsere Zeit ist zur Baukunst berufen. Freilich mit der bereits gemachten Einschränkung, daß die alten Baubedürfnisse hierbei nicht in Frage kommen. Kirche und Kloster, Palast und Herrensitz, im wesentlichen auch Museum, Kaserne und Theater, sie alle sind mit

ganz wenigen Ausnahmen vom Geiste neuzeitlichen Schaffens unberührt. Dieser Geist hat sich andern Aufgaben, neuen Zielen zugewandt. Auch die Baukunst untersteht dem Gesetze des Lebens, das nicht auf die Erhaltung des Alten, sondern auf die Schaffung neuer Inhalte gerichtet ist. Der Baumeister, der heute über einen neuen Kirchenstil nachgrübelte, würde, und wäre er der Größte, doch nichts zustande bringen. In dem Augenblick, in dem ein Volk von einer neuen religiösen Leidenschaft erfüllt ist, wird es seinem Gott auch ein neues Haus zimmern. Die neuen Inhalte sind es, die die neuen Bauformen ermöglichen, die Künstler finden sich immer.

Die neuen Baubedürfnisse unserer Zeit sind aber vornehmlich wirtschaftlicher Natur. An erster Stelle sei der Wohnungsbau genannt. Daß unsere Väter uns auf diesem Gebiete ein trostloses Erbe hinterlassen haben, ist bereits angedeutet. Hier Besserung zu schaffen, war besonders schwierig mit Rücksicht auf die eigenartigen Verhältnisse des großstädtischen Wohnungsbaugeschäftes, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann. Die Anfänge einer Besserung und damit auch neue Bautypen zeigen sich jedoch allenthalben. Sowohl auf dem Gebiete des Großwohnungsbaus (Etagenhäuser für die Bemittelten, Arbeiterhäuser mit 2—3 Zimmerwohnungen) als auch des Kleinwohnungsbaus hat man es endlich aufgegeben, Scheinpaläste und scheußliche Steinkästen aufzuführen und damit den Weg zu neuen Bauformen gefunden. Eine Baugenossenschaft in Neukölln hat z. B. ein ganzes zusammenhängendes Viertel von Arbeiterhäusern errichtet; jede Wohnung hat Bad und Balkon, die Höfe sind geräumig, mit Brunnen und gärtnerischen Anlagen verziert und gewähren einen schöneren Anblick, als die Hofausblicke der meisten 2000—3000-Mark Wohnungen unserer Großstädte. Einen ganz anderen Bautypus stellen die Kleinwohnungsbauten (Familienhäuser, Reihenhäuser) dar, die im Anschluß an große Fabrikunternehmungen errichtet worden sind. Neben vielem Häßlichen sehen wir auch hier manches, das „frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig“ ist. Dieser Bautypus hat sich, womit wir wieder ein neues Gebiet betreten, an den Villenbauten entwickelt, die ein völlig neues Baubedürfnis zu erfüllen bestimmt sind und allenthalben recht beachtliche Leistungen darstellen.

Damit ist aber der Kreis der neuen Aufgaben durchaus nicht abgeschlossen. Was die Zukunft als bezeichnend für unsere Zeit ansehen wird, liegt vielmehr auf einem ganz anderen Gebiet: Fabriken, Waren- und Geschäftshäuser, Bahnhöfe, Hotels, Schulen, Ozeanriesen, Krankenhäuser, Brücken, diese sind es, in denen vornehmlich die neuen Bautypen geschaffen worden sind und täglich geschaffen werden. Ja jedes kleine Transformatorenhäuschen auf dem Lande hat in diesem Sinne den Anspruch darauf, ebenso ernst genommen zu werden, wie irgend ein neues Rathaus oder ein neuer Justizpalast. Ist es doch Wahrzeichen der künstlerischen Kultur eines Volkes.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen eine Beschreibung der neuen Bautypen zu geben. Nur zwei Punkte seien kurz hervorgehoben: Einmal das Einfache, Phrasenlose, Sachliche, das ihnen allen, wie überhaupt der Gegenwart eignet. Und dann, daß unserer Zeit drei neue Baustoffe gegeben wurden: Eisen, Glas, Eisenbeton, die für das Entstehen eines neuen Baustils vor allem die Grundlage bieten.

Kommen wir nach alldem auf die eingangs gestellte Frage: Ist unsere Zeit zur Baukunst berufen? zurück, so kann es trotz aller Bedenken keinem Zweifel unterliegen, daß wir diese Frage mit froher Bestimmtheit zu bejahen in der Lage sind. Wie wir am Pästumtempel und am Palazzo Pitti, so werden unsere Urenkel am Frankfurter Bahnhof und Wertheim-Kaufhaus Erbauung und Anregung finden und die Baukunst der Väter preisen.

Dr. P. Wohlfarth



Die Lustbarkeitssteuer auf Kunst

Berlin als Stadtgemeinde ist niemals kunstfreundlich gewesen. Der wohlgenährte Freisinn und die selbstgefällige Demokratie älterer Prägung protzten gelegentlich gern mit der „Kunststadt“ Berlin; aber sie genossen dabei lediglich die Früchte, die das die Menschenansammlung ausnutzende kapitalistische Unternehmertum und die vornehme Überlieferung des Hofes gepflanzt hatten. Die Stadt Berlin selbst hatte in ihrem Haushalt die Kunst mit einem Ausgabeposten verbucht, der weit hinter dem der mittleren Provinzstädte zurückstand. Es hat z. B. jahrelanger Bemühungen bedurft, um eine Summe von etwa 60000 ℳ als Unterstützung für das Philharmonische Orchester zu erhalten, damit diese für das Berliner Musikleben wichtigste Körperschaft nicht während der Sommermonate sich in Scheveningen ein karges Brot erspielen mußte, sondern in Berlin selbst volkstümliche Konzerte zu billigen Preisen veranstalten konnte. Für Theater vollends hat die Stadt überhaupt nichts ausgegeben, und die Förderung der bildenden Künste bestand im alljährlichen Ankauf einiger Kunstwerke. Die kostbaren Museen wurden der Stadt ja vom Staate erhalten.

Immerhin, so billig die Bildungsprotzerei der königlichen Residenzstadt gewesen ist, sie hat sich wenigstens nicht als kunstfeindlich erwiesen. Das ist der Hauptstadt der deutschen Republik vorbehalten geblieben. Wir sind sachlich genug, um die ungeheuren Schwierigkeiten anzuerkennen, die der wirtschaftliche Zusammenbruch einer öffentlichen Kulturpflege bereitet. Aber die ganze Verlogenheit oder mindestens Heuchelei des sozialdemokratischen Kunstgeredes offenbart sich in der Geist- und Lieblosigkeit, mit der jetzt der Moloch der Steuermaschine auch die künstlerischen Einrichtungen zu erfassen strebt. Geistlos im Schematismus, der unterschiedslos zupackt und die edelste Brotfrucht nicht von der Zierblume und diese nicht von giftigem Dorngesträuch zu unterscheiden weiß; lieblos, weil man sich auch gegen jene Einrichtungen wendet, die allein noch dem in Mühsal und Weh erstickenden Volke stärkende Freude schaffen können.

Leider ist zu befürchten, daß das Vorbild Berlins Nachahmung finden und somit doppelte Verheerung üben wird. Darum ist die allgemeine Abwehr geboten.

Unter der Bezeichnnng „Lustbarkeitssteuer“ beabsichtigt die Stadt Berlin das „Vergnügen“ zu besteuern. Als solche Vergnügungsgelegenheiten werden nun einheitlich zusammengefaßt: Kino, Varieté, Zirkus, Schaustellungen aller Art, Tanztees, Kabaretts, Operetten, Possen und der Parsifal, Ehebruchsschwänke und der „Faust“, Tingeltangel und Kaffeehausmusik und die Matthäuspassion.

Es offenbart sich in diesem Vorgehen eine geradezu erstaunliche Geistlosigkeit und ein erschreckliche Roheit des Empfindens. In kurzsichtiger Beschränktheit erkennt die Stadtregierung nicht, daß ihr hier ein großartiges Erziehungsmittel in die Hand gegeben ist. Wir können diese Darbietungen des „Vergnügens“ in drei Gruppen scheiden: die eine dient einer Unterhaltung, die in künstlerischer und ethischer Hinsicht weder gut noch böse ist, sondern eine der durch die Folgen des Krieges in der Zahl beschränkten Formen des geselligen Zeitvertreibs darstellt. Ein anderer großer Teil ist künstlerisch wertlos und dumm und schon deshalb schädlich, pflegt aber überdies diese fehlenden guten Eigenschaften durch Reizmittel der niedern Instinkte im Menschen zu ersetzen. Diese Darbietungen sind also geradezu volksschädigend. Drittens aber gibt es noch eine Gruppe, in der das Beste, Schönste und Tiefste, was der Menschengeist geschaffen hat in hingebungsvoller Arbeit, immer wieder zu neuer Wirkung gebracht wird und so die Besucher erbaut, im Guten befestigt, sie emporläutert und so die besten Kräfte des Volkes steigert.

Es liegt im höchsten Lebensnutzen des Volkes, von den drei Gruppen die zweite nach Möglichkeit auszurotten, die dritte mit allen Mitteln zu fördern, während die erste wenn auch nicht

schädlich, so doch auch nicht nützlich, also unfruchtbar ist. Es ist doch nun der reinste Wahnsinn, diese drei Gruppen gleichmäßig zu behandeln! Auch die Veranstalter dieser Unternehmungen stehen der Gesamtheit verschieden gegenüber: die der künstlerisch und ethisch minderwertigen sind weiter nichts als Ausbeuter, die der dritten Gruppe sind dagegen Wohltäter der Menschheit, auch dann, wenn sie aus ihrer Tätigkeit einen Erlös ziehen, mit dem sie ihr Leben fristen. Aber es liegt auch in der Natur der Sache, daß bei dieser Gruppe am wenigsten verdient wird.

Es liegt nun nichts näher, als daß bei einer Besteuerung nach diesen drei Gruppen geschieden würde. Die „volksschädliche" ist möglichst hoch zu besteuern; die rein unterhaltende verträgt eine Besteuerung; die Edelgruppe aber darf nicht nur nicht besteuert, sie müßte sogar aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden. Das geschieht ja auch vielfach von Staates wegen, z. B. in der Form von Theaterzuschüssen und dergleichen. Und wir werden z. B. in der Berliner Staatsoper erleben, daß der Staat einige Millionen zubezahlen, die Stadt Berlin aber etwa 15 vom Hundert der Einnahmen einstreichen wird. Im Grunde genommen wird in diesem Falle also der Staat der Stadt Berlin die Steuer bezahlen.

Wir brauchen an dieser Stelle nur diese allgemeinen Gesichtspunkte zu beleuchten. Für den besonderen Fall sind sich alle Fachkreise darüber einig, daß die besseren Theater und vor allem das Musikwesen Berlins durch die Steuer ruiniert werden. Das würde außer dem kulturellen Schaden auch eine wirtschaftliche Schädigung bedeuten, die die Erträge der Steuer um ein Vielfaches überschreiten würde. Es ist eine alte Erfahrung: Geistige Roheit ist immer auch dumm. R. St.



Mode und Kunstgewerbe

In Berlin hatten wir wieder eine Modewoche. Man plant in Zukunft jährlich zweimal, für Frühjahr und Herbst, eine derartige Modeschau zu veranstalten, die nicht wie der laute Aufwand der „Messen" an die breite Allgemeinheit sich wendet, sondern dem Kreise der Kenner, streng genommen der Wiederverkäufer, die neuen Leistungen der Modeindustrie vorführen will. Immerhin sucht man auch die Teilnahme der Allgemeinheit zu gewinnen, indem die Kaufstraßen der ganzen Stadt durch erhöhte festliche Aufmachung der Schaufenster gewissermaßen eine erweiterte Ausstellung zuwege bringen, Veranstaltungen festlicher Art die grundsätzliche Wichtigkeit des Unternehmens hervorheben und mit dazu beitragen, die auf anderen Wegen herbeigeführten Wechselbeziehungen zwischen Industrie, Handwerk und Kunst zu vertiefen.

Die Schaustücke selbst sind nicht in einem besonderen Ausstellungsraume vereinigt, sondern man muß sie in den Werkstätten der betreffenden Firmen, soweit diese in Berlin ansässig sind, und für die außerhalb wohnenden in besonders gemieteten Räumen aufsuchen. Nur um die Leistungen des Kunsthandwerks in der Mode zu zeigen, ist eine besondere Ausstellung im Lichthof des Kunstgewerbemuseums eröffnet worden. Nach den Berichten der Tageszeitungen zu schließen, hat das ganze Unternehmen Erfolg, jedenfalls wird ihm auch von seiten der Behörden so viel Aufmerksamkeit entgegengebracht, daß das Grundsätzliche betont erscheint und nun auch vom Außenstehenden Stellungnahme fordert.

Für die letzte Jahresversammlung des Deutschen Werkbundes hatte Karl Scheffler ein Arbeitsprogramm entwickelt, das er dann bei der Versammlung selber nicht entwickeln konnte, weil sich der Vorstand nicht so rasch zu einer so vollständigen Umwälzung entschließen konnte. Karl Scheffler hat inzwischen seine Gedanken in der Zeitschrift „Kunst und Künstler" veröffentlicht; sie bedeuten eine höchst wertvolle Anwendung eines in der letzten Zeit schon mehr-

fach ausgesprochenen neuen Lebensgrundsatzes. Der ungeheure Sturz unserer Valuta hat den Hauptgrund darin, daß wir eine unendliche Masse von Waren im Auslande kaufen, während dieses Ausland nur verhältnismäßig sehr wenig von uns zu kaufen gezwungen ist. Mit einer wahrhaft teuflischen Bosheit hat die Entente den sogenannten Friedensvertrag daraufhin gestaltet, unsere ganze Industrie in steter Abhängigkeit zu erhalten, indem die Belieferung mit Rohstoffen ganz von der Willkür unserer Gegner abhängt, die umgekehrt dafür gesorgt haben, daß ihnen jene unserer heimischen Erzeugnisse, deren sie unbedingt bedürfen, in einer Form geliefert werden müssen, daß sie in unserer Hand keine Gegenwaffe bedeuten. Inwiefern das ganze heimische Elend, die verbrecherischen Streiks, die Arbeitsunlust, die Lohntreiberei usw. das ganze Unglück verschlimmert haben, gehört nicht hierher; es ändert auch nichts Wesentliches an der oben gekennzeichneten Grundlage des Übels. Es ergibt sich nun als einfachstes Rettungsmittel eine grundsätzliche Umstellung unserer Lebensführung. Wenn wir nichts vom Auslande brauchen, so kann es uns zunächst gleichgültig sein, wie das Ausland unser Geld bewertet. Könnten wir ganz innerhalb unserer Landesgrenzen bestehen, uns aus dem eigenen Boden ernähren und kleiden, so würden die Bestimmungen des Weltmarktes für uns gleichgültig sein.

Es ist ganz selbstverständlich, daß dieser Grundsatz nicht restlos in die Tat umgesetzt werden kann, aber ebenso einleuchtend, daß seine möglichst weitgehende Verwirklichung unbedingt angestrebt werden muß. Was in den Kriegsjahren die Not zu tun uns zwang, müssen wir jetzt als Tugend üben. Es sind in den Friedensmonaten viele Milliarden für Schokolade, Tabak und Luxusgegenstände aller Art ins Ausland abgewandert, wir haben dafür im Vergleich zum Friedensgeldstande noch nicht einmal den zehnten Teil von Ware erhalten. Das Ausland würde uns natürlich mit ganz anderen Angeboten kommen, wenn wir auch nur für einige Zeit eine enthaltsame Zurückhaltung üben würden. Es sollte natürlich höchstes Lebensgebot für uns sein, daß auch die reichsten Leute es sich jetzt nicht „leisten", im Ausland ihre Erholung zu suchen, und auch für alle unsere Gebrauchsgegenstände müßte das oberste Herstellungsgesetz sein, daß nur die Erzeugnisse des heimischen Bodens dafür verwendet werden. Ich will hier nicht weiter ausführen, welch tiefgehende Wirkungen geistiger und sittlicher Art diese Versenkung ins Heimatliche und Bodenständige nach sich ziehen müßte.

Wir brauchen aber nich daran zu zweifeln, daß es deutschem Erfindungsgeist, Fleiß und Geschick bald gelingen würde, auch mit heimischen Mitteln zahlreiche Waren in solcher Vollkommenheit und Schönheit herzustellen, daß das Ausland nach ihnen verlangen würde, daß sich also ganz von selbst wieder eine Ausfuhr einstellte, deren Wirkung im gleichen Maße wüchse, wie die Einfuhr niedrig gehalten werden könnte.

Nun liegt freilich das Deutschland der Zukunft auf der Erde, es ist ein Teil der Welt, an der wir unseren Anteil behaupten wollen. Ohne Beziehungen zum Auslande können wir uns nie mehr eine Weltstellung erobern. So unbedingt richtig die oben entwickelte grundsätzliche Einstellung für unsere künftige Lebenshaltung ist, so falsch wäre es, sie in beschränkter Einseitigkeit durchführen zu wollen. Ganz abgesehen davon, daß nur ein begrenzter Teil des Volkes für einen freiwilligen Spartanismus der Lebensführung zu gewinnen sein wird, kann eine völlige Abschließung von den anderen auch nicht in unserer Absicht liegen. Auf vielen Lebensgebieten kann es sogar nur wertvoll sein, wenn der Deutsche nicht von allen andern absticht, ja wenn er sogar durch sein Auftreten eine Werbekraft ausübt. Das gilt z. B. in hohem Maße von dem Gebiet der Mode. Wir können nicht daran denken, jetzt eine deutsche Volkstracht im alten Sinne des Wortes zu entwickeln, wir können ja Deutschland auch nicht mehr in einen kleinen Ackerstaat verwandeln. Das Städtewesen aber ist seiner Natur nach international.

Gegen den Weltgeist in der Mode ankämpfen zu wollen, wäre Donquichotterie. In geistiger Hinsicht wird hier das nationale Verlangen darauf hinauslaufen, die Kleidung so zu gestalten, daß ihre Träger und vor allem ihre Trägerinnen uns darin nicht fremd anmuten.

Die Kleidung muß unserem Schönheitsempfinden gerecht werden und wir dürfen in ihr nicht zur Sitte werden lassen — Mode ist Kleidersitte —, was für unser Empfinden unsittlich ist. Der geistige Wettkampf auf dem Gebiete der Mode wird ein Wettbewerb des Geschmacks um die Weltgunst sein. Es ist kein Grund vorhanden, uns Deutschen da von vornherein die Möglichkeit von Erfolgen abzusprechen. Die Entwicklung unseres Kunstgewerbes von jener Ausstellung in Philadelphia im Jahre 1876, für die der deutsche Vertreter das Wort „billig und schlecht" prägte, bis zur bedeutsamen Stellung, die seine Erzeugnisse kurz vor Ausbruch des Krieges auf dem Weltmarkt erlangt hatten, bezeugt auch für den das Gegenteil, dem die Mittel zu diesen Erfolgen nicht durchweg zusagen. Aber man kann doch nicht bestreiten, daß diese Erfolge durchaus nicht bloß unserm Fleiß, der gediegenen Arbeit und der Selbstverleugnung des Nationalen zu verdanken waren, sondern doch auch einem wachsenden Geschmack, der vielleicht nur deshalb so tief gesunken war, weil er so lange Zeit keine Gelegenheit zur Betätigung gehabt hatte. Bis zum Dreißigjährigen Kriege und für einzelne Gebiete doch auch noch nachher, in anderen Dingen auch noch später in der Biedermeierperiode, hatte der Deutsche auf diesem Gebiete doch Welterfolge zu verzeichnen gehabt, und das völlige Versagen war eine der Folgen der völligen Verwelschung unserer Höfe in der Zeit des Absolutismus. Gewiß ist das Gebiet der Bekleidung von allen Werkkünsten das heikelste, aber tatsächlich hat bisher unsere deutsche Industrie auch kaum den Versuch gemacht, nach bodenständigen Talenten Ausschau zu halten. Wenn ich gut unterrichtet bin, war der Fall doch nicht gar so selten, daß deutsche Kräfte in französischen Modeateliers zu einflußreichen Stellungen gelangten. Warum sollte eine grundsätzliche Pflege hier nicht viele Begabungen zutage fördern, die sich bisher gar nicht nach dieser Richtung betätigten, weil ein Erfolg von vornherein durch die Gesamtverhältnisse ausgeschlossen war?

Von dem eingangs geschilderten Standpunkte des Valutaausgleichs aus liegen die Verhältnisse hier nicht ungünstig. Vor dem Krieg (1913) hat die deutsche Bekleidungsindustrie bei einer Gesamtherstellung eines Warenwertes von fünf Milliarden für anderthalb Milliarden ausgeführt. An Kleidern und Putzwaren stehen hundertelf Millionen Ausfuhr gegen neun Millionen Einfuhr. In diesen Fällen mußte doch das Ausland, dem wir die Rohstoffe abgenommen hatten, diese doch wieder vergüten und obendrein unsere Arbeit. Gerade auf dem Gebiete der Bekleidungsindustrie werden, je kostbarer die Arbeit ist, die Kosten für das Rohmaterial weit hinter dem endgültigen Verkaufspreis zurückstehen.

Während des Krieges setzte die Bewegung, eine deutsche Mode zu schaffen, kräftig ein. Das Betont-Nationale verflog mit der bewußt deutschen Stimmung der ersten Jahre, aber es wurde ein verbindender Ausgleich zwischen Berlin, München und Wien erreicht, der auf die Dauer wertvoll werden kann. Ich bin überzeugt, daß gerade die deutsche Modenindustrie am ehesten zu einem eigenen Gesichte kommt, das auch außerhalb Deutschlands gefallen wird, wenn sie den Künstler stark heranzieht. Und zwar erwarte ich hier am meisten von der Künstlerin, denn hier hat das Handwerk den goldenen Boden; die Arbeiten müssen aus dem handwerklichen Können heraus entstehen, aus dem Gebiete der „Handarbeit", die durch die künstlerische Phantasie beflügelt wird. Bei der jetzigen Ausstellung im Kunstgewerbemuseum liegt das Ansprechendste in den Zutaten, in Stickereien, Spitzen, Federn und Blumen, Besätzen oder auch im Beiwerk der Frauenkleidung, wie Taschen, Schirmen und im Schmuck. Daneben sind einige Kleider mit Handstickerei, die wohl gefallen können.

Viele Künstler wiederholen hier, was sie in etlichen Kunstjournalen bieten. Das ist im Grunde Kokottenkleidung, ganz aufs Erotische gestellt, eigentlich mehr ein Ausgezogensein. Andere arbeiten auf das Prachtkleid mit erlesenen Stoffen und kostbaren Zutaten. Wichtiger wäre es, Typen zu schaffen für breite Volksschichten. Ich glaube, daß nicht nur die anständige deutsche Frau, sondern die der ganzen Welt auf Kleider wartet, die in ihrem Wesen schlicht und sittsam sind, dabei die Möglichkeit des individuellen Schmucks gewähren. Hier wäre dann

auch die Stelle, wo die weibliche Handarbeit, zumal in den verschiedenen Formen der Stickerei, aber auch der Spitzenarbeit, sich fruchtbar betätigen könnte. Man darf wohl hoffen, daß die Verbindung von Industrie und Künstlerschaft nach dieser Richtung anregend wirkt. Denn es liegt im Bestreben der Industrie, zu Typen zu gelangen, die einer Massenverbreitung günstig sind; den Künstler aber muß es locken, die überzeugende Ausdrucksform des Verlangens einer Zeit, ihren „Stil" zu schaffen.



Deutsche Lieder von Alfred Valentin Heuß

Im Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig sind im letzten Jahre eine Reihe Liederhefte von Alfred Valentin Heuß erschienen. Die Titel lauten: op. 2: „Fünf Lieder vom Tode", op. 3: „Fünf Lieder aus dem Bauern- und Bürgerstand", op. 4: „Mädchen- und Frauenschicksale", op. 5: „Zwei Märchenballaden", op. 7: „Drei Lieder des Glückes", op. 10: „Prinz Rokoko", op. 12: „Neue Weisen zu Liedern von Paulus Gerhardt", op. 15: „Zwei heitere Balladen von Goethe". Weitere Hefte sind bereits angekündigt; der Verlag beabsichtigt, in allmählicher Folge das bisher fertig vorliegende Liederschaffen Heuß' der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Alle Veröffentlichungen sind so zusammengestellt, daß stimmungsverwandte Dichtungen verschiedener Dichter aus verschiedenen Zeiten unter einem Titel vereinigt sind.

Heuß ist den weiten Kreisen der Musikliebhaber bisher fremd geblieben. Er ist ein Deutsch-Schweizer, der jetzt 42 Jahre zählt; er hatte frühere kompositorische Tätigkeit liegen lassen, sich als Musikwissenschaftler und Kritiker betätigt und an seiner eigenen Durchbildung in Jahrzehnten stiller Tätigkeit gearbeitet. Und nun legt er als Ergebnisse seiner Ausbildung, als Zeugnisse seines Wesens zunächst diese Liederbände vor.

Ein abschließendes Bild ist daraus noch nicht zu gewinnen. Er zeigt sich in jedem Band von einer neuen Seite; der Vielseitigkeit seiner dichterischen Vorwürfe entspricht die Mannigfaltigkeit der musikalischen Ausdrucksmittel; es ist anzunehmen, daß die lange Reihe seiner Liederhefte noch viele Rätsel aufgeben und es nicht leicht machen wird, eine gangbare Formel, ein Schubfach geeigneten Ausmaßes für ihn zu finden. Da dies den meisten Musikschriftstellern besonders wichtig erscheint, werden sie vermutlich um die Lieder herumgehen wie Katzen um den heißen Brei. Wir werden es anders machen und dem neuen Namen möglichst rasch von der Hauptseite nahe zu kommen suchen.

Ich betone im voraus, daß die Lieder bei manchen gewiß nicht nur ihrer Titelbilder wegen Kopfschütteln erregen werden. Aber wie von diesen einzelne auf den ersten Blick gefangennehmen und sich einprägen, so wird es Gutgesinnten wohl auch mit manchem der Lieder ergehen.

Wir schlagen sein op. 12, „Die Neuen Weisen zu Liedern von Paulus Gerhardt" auf und finden da zunächst ein paar Druckseiten mit der Überschrift: „Zum Geleit". Vorreden zu Liedersammlungen waren in früheren Jahrhunderten allgemein üblich. Heuß macht diese alte Sitte wieder lebendig, indem er schreibt:

„Es ist mir ein inneres Bedürfnis, meine Fassungen zu Liedern des größten deutschen geistlichen Liederdichters gerade dieses Jahr zum Druck zu befördern. Wie kaum ein zweiter deutscher großer Lyriker hat Gerhardt Beziehungen zu unserer Zeit, er, der nicht nur den Dreißigjährigen Krieg erlebte, sondern ein echtester, lauterster Kämpfer für seine Überzeugung war und nicht einen Schritt von dem abwich, was er als wahr erkannt hatte, darunter litt, aber nie verzagte und auch im festen Vertrauen an eine sittliche Weltordnung sein Leben be-

schloß. — Die tiefste Wirkung des heutigen furchtbaren Krieges kann und muß einmal darin bestehen, daß Deutschland — und wir dürfen dies, so trübe es noch aussieht, mit aller Bestimmtheit hoffen — sich selbst wieder in seinem innersten Wesen findet und zu einer Grundlage seiner ganzen Weltanschauung gelangt, die eben diesem innersten Wesen entspricht. Die schwerste Verschuldung Deutschlands sich selbst und nur sich selbst gegenüber bestand darin, daß er im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts und vor allem seiner zweiten Hälfte sich selbst untreu wurde, nicht mehr seine innerste deutsche Seele zum Ausgangspunkte seines Fühlens, Denkens und seiner Handlungen nahm, jene Seele, die Deutschland weltbürgerlich zugleich im eigentlichsten Sinne des Wortes ist; statt dessen suchte man sie in undeutsch gewordener Art zu einer ‚internationalen' Währung umzustempeln. Wäre dies gelungen, so gäbe es kein wahres Deutschland und damit keine Weltseele mehr, d. h. auch nicht die bestimmte Hoffnung, daß es in kommenden Zeiten ein derartiges, echtes Deutschland wieder geben werde! Wir werden äußerlich und innerlich gezwungen sein, wieder wirkliche Deutsche zu werden."

„Wer das gewaltige ‚Lied Mosis' von Gerhardt mit seinem geradezu unendlichen Odem liest, ein Lied, das wie kaum ein zweites gerade auf das heutige Deutschland paßt, mit ehernen Worten das Abtrünnigwerden von sich selbst, von seiner innersten Natur geißelt, der wird verstehen, was mit obigen Worten gemeint ist, zugleich darf er sich dann aber auch an die Prophezeiung der letzten Strophe halten, schon jetzt stolz sein Haupt erheben und festen Glaubens wissen, daß das deutsche Volk an Schurkenstreichen nicht zugrunde geht. Daß der Deutsche wieder echten, Gerhardtschen Stolz lerne, den er nur dann erlangen kann, wenn er zu seinem innersten Wesen zurückkehrt, das er nun aber auch mit bewußter Kraft durchleuchtet, das gehört zu den innersten Aufgaben des neuen Deutschlands, wie ihn der Deutsche vor dem Kriege trotz aller Machtstellung gesteigertsten wirtschaftlichen Lebens nicht besaß und, wie er eben nun einmal beschaffen ist, auch nicht besitzen konnte."

„Denn schließlich kann der Deutsche nur auf etwas Echtes stolz sein. Auch der Mumienkultus, den man mit großen deutschen Männern der Vergangenheit auf allen Gebieten trieb und der allmählich die absurdesten Formen annahm, konnte selbstverständlich keinen wahren Stolz aufkommen lassen; denn wenn ein Volk nicht ein gewisses Etwas von dem innersten Wesen seiner großen Männer in sich lebendig fühlt, so artet auch die gesteigertste Pflege zu einem Mumienkultus aus. Nie hat man größere Töne über Kant ausgestoßen als in den letzten Jahrzehnten, nie aber eine verwaschenere Ethik vertreten als in der gleichen Zeit, niemals Beethoven mehr gefeiert und ihm größere Altäre gebaut, niemals aber gemeiner, ungeistiger Musik genossen und unbeethovenischer komponiert, schon der ganzen Gesinnung nach, und vom Geist wollen wir gleich gar nicht reden. Niemals ist Goethe mehr zitiert, nie aber ungoethischer gelebt worden als in dieser Zeit, und eines seiner tiefsten Worte, daß ‚Genießen', d. h. eben der Genußstandpunkt zum Prinzip erhoben, ‚gemein mache', ist in einer geradezu grauenerregenden Weise in Erfüllung gegangen!

Solange man derartiges sozusagen auf allen Gebieten nicht erkennen lernt, im Gegenteil mit der ebenso albernen wie undeutschen Entschuldigung kommt, daß es in anderen Ländern auch nicht besser aussehe, solange wird man einer Wiedergeburt des deutschen Geistes verneinend gegenüberstehen müssen, es sei denn, daß die Not ‚beten' lehrt, d. h. die noch vorhandenen besten inneren Kräfte zur Entfaltung bringt. Eines müßte man aus der deutschen Geschichte gelernt haben, nämlich, daß der Deutsche immer allein stand, und zwar auf Grund seiner Eigenart, die über das Nationale einer Weltseele zustrebt, welche aber nur auf Grund eines nationalen Deutschtums in reiner Ausprägung erreicht werden kann. Wissen wir, daß ein kommendes gereinigtes Deutschland eine Weltmission auf Grund seines eigentlichen Wesens zu erfüllen hat, die keine andere Nation erfüllen könnte, so muß heute als erste Aufgabe gelten, sich stolz zu diesem innersten deutschen Wesen zu bekennen. Und das ist einzig möglich, wenn der Geist großer, echter deutscher Männer wieder wahrhaftig lebendig wird."

Ich habe es für das einfachste gehalten, den Türmer-Lesern Heuß vorzustellen, indem ich ihn selbst sprechen ließ. Ich meine, sie wissen nun, woran sie mit diesem Manne sind, und werden mit ihm Freundschaft schließen wollen.

Leicht wird er ihnen das nicht gerade machen. Schon seine Vorrede zeigt, daß er eine Persönlichkeit ist und in seiner Eigenart verstanden sein will. Es wird oft in seiner Musik anders kommen, als man denkt. Wie um alles Gute muß man um ihn kämpfen; man wird ihn weglegen und wieder nach ihm greifen, man wird ihn erwerben, um ihn zu besitzen.

Aber gerade die Türmer-Leser sind ihm innerlich schon nahe. Wer sich so zum innersten Sein und Wesen des Deutschtums bekennt, in einer Zeit, wo leisetreterische, völkerbundsduselige, geschäftstüchtige Demokraten auch in Wissenschaft und Kunst sich breit machen, um das Wohlgefallen des deutschen Gesinnungs- und Waren-Schiebers und die Gnade des Auslands zu erringen, — den werden die Türmer-Leser rasch im innersten Kerne seines Wesens verstehen.

Heuß steht auf dem Standpunkte, daß das rein musikalische Können die selbstverständliche Voraussetzung künstlerischer Betätigung ist und daß der Dauerwert jeder Kunst nur bestimmt wird durch den menschlichen Wert der Schöpferpersönlichkeiten.

Unter Können versteht er nicht nur die leicht zu erwerbende Vertrautheit mit den Mitteln moderner Technik (jeder zwanzigjährige Konservatorist, der nur einigermaßen begabt ist, schreibt jetzt frisch-fröhlich-frech die schönsten, effektvoll klingenden Riesenpartituren), sondern die völlige Vertrautheit mit den Stilgesetzen der Kunst, die innerliche Kenntnis der Kunstwerke aller Epochen der Vergangenheit.

Und darin nimmt es nicht leicht jemand mit ihm auf.

Die Entscheidung über den eigentlichen schöpferischen Wert hängt aber selbstverständlich weder von der menschlichen Gesinnung noch von dem Können allein ab. Hinzukommen muß jenes rätselhafte Etwas, um das sich jetzt wieder einmal die Leute herumstreiten und das man so greifbar und doch unsagbar fühlt, wenn man einen Band Schubert oder Mozart oder Bach oder Händel oder Beethoven zur Hand nimmt, der göttliche Funke, die Schöpferkraft.

Es ist stets müßig, deren Vorhandensein beweisen oder abstreiten zu wollen. Man hat sie fast allen Großen lange Zeit abgesprochen, man hat sie vorhanden geglaubt bei den vielen Modemännern bis 1920 und wird sie bewundern bei kommenden Machern, deren Hohlheit von guten Freunden aufgebläht wird und dereinst ins Nichts zusammenklappt.

Ich erkläre mich nicht berechtigt, über die „Potenz“ oder „Impotenz“ eines Musikers endgültig ein öffentliches Urteil abzugeben, von dem ich zehn Liederhefte für mich durchgesehen habe. Eines weiß ich: Ich werde immer wieder zu Heuß' Liedern zurückkehren, um sie in ihrer oft zunächst befremdenden Eigenart ganz zu erfassen; und eine Erfahrung habe ich schon gemacht: dem guten Willen, dem herzlichen Entgegenkommen erschließen sie sich immer mehr und mehr und werden Freunde, die alle Liebe, die man ihnen schenkt, mit reinen Freuden lohnen.

Man beginne mit den Gellert-Liedern, op. 12, die in unseren Tagen in jedem deutschen Hause heimisch werden sollten; man höre sich hinein in die kernige Kraft der Fortschreitungen bei den einen, in die herzliche Wärme und sinnige Schlichtheit bei anderen. Dann nimmt man vielleicht die beiden Löns-Lieder (op. 4, Nr. 3 und 4), „Die Zufriedenen“ von Ludwig Uhland (op. 3, Nr. 2), „Das Ziel“ von Hermann Hesse (op. 2, Nr. 3), „Dornröschen“ (op. 5, Nr. 1) vor, findet den Weg zu den ersten beiden Liedern von op. 7, zu Goethes „Spröder“ und „Bekehrter“ (in op. 10) und bahnt ihn sich weiter zu den anderen Liedern.

Die deutsch gebliebenen Deutschen müssen sich der Heuß'schen Lieder besonders annehmen. Man kann es ja jeden Tag am eigenen Leibe erfahren, daß man sich durch Deutschtum dort, wo in Deutschland jetzt Macht geübt wird, in Regierung und Presse,

mißliebig macht. Auch Heuß wird von diesen Seiten wenn nicht bekämpft, so totgeschwiegen werden. Aber hoffentlich ist die Zahl derer, die deutsch empfinden, immerhin noch groß genug, um die Künstler, die im Deutschtum wurzeln und nicht aus Geschäftsklugheit ihre Gesinnung umgehoft haben, über Wasser zu halten!

Georg Göhler

Der Chorgesang in unserer Zeit

Es ist ein häufiger Fehler unserer kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise, die künstlerische Entwicklung lediglich aus den Voraussetzungen und Forderungen der Kunst selbst erklären zu wollen. Damit sie zu wahrhafter Wirkung gelange, muß die Kunst ein Stück Leben werden, mit dem Leben verwachsen. Dann aber kommt es von selbst dahin, daß dieses Leben an die Kunst Forderungen stellt, durch diese Nachfrage das Angebot beeinflußt, ja unter Umständen sogar auf die innere Gestalt bestimmend wirkt. Ein besonders lehrreiches Beispiel dieser Wechselwirkung zwischen Leben und Kunst bietet der Chorgesang.

Vielfach wird aller mehrstimmige Gesang als Chorgesang aufgefaßt. Da sich mit dem Worte Chor die Vorstellung von einer beträchtlichen Sängerzahl verbindet, ist das falsch. Die ganze kunstmäßige mittelalterliche Kirchenmusik war polyphon, d. i. mehrstimmig. Aber auch soweit sie reine Gesangsmusik war und nicht, wie die neueste Forschung ziemlich sicher bewiesen hat, zu einem Teil auf instrumentale Mitwirkung rechnete, war sie nur in geringem Maße das, was wir heute unter Chormusik begreifen. Selbst die weltberühmte Sixtinische Kapelle der römischen Päpste, mit deren Namen die große Überlieferung des unbegleiteten mehrstimmigen Kirchengesanges eng verknüpft ist, hat immer nur über eine so beschränkte Zahl von Mitgliedern verfügt, daß die Besetzung der einzelnen Stimmen mit der Art unserer heutigen Chöre nicht verglichen werden kann. Der weltliche mehrstimmige Kunstgesang vollends, z. B. die feinen Madrigale oder die kunstvollen Bearbeitungen der Volkslieder, waren im Grunde immer eine Art von Kammermusik. Zumeist war jede Stimme sogar nur einfach besetzt. Das hat natürlich die Art der mehrstimmigen Bearbeitung sehr beeinflußt; bei starken Stimmbesetzungen hätte man niemals eine solche Kunstfertigkeit voraussetzen dürfen, wie sie diese Gesänge erheischen.[1]

Anders entwickelten sich die Verhältnisse im protestantischen Deutschland. Als Luther den Gesang in der Landessprache zum offiziellen Kirchengesang erhob, dachte auch er zunächst nicht an einen einstimmigen Gemeindegesang. Auch seine eigenen Choräle erschienen zunächst in kunstvollen mehrstimmigen Sätzen, die einen geschulten Kirchenchor voraussetzten. Aber der Geist dieses neuen Chorgesangs war ein anderer. Die Choralmelodien bekamen die Bedeutung von Volksliedern, sie wurden zu einem heiligen Besitz der Gläubigen, denen ihr Gesang eine wesentliche Mitbetätigung am Gottesdienste war. Das hatte die rein musikalische Wirkung, daß die eigentliche Melodie nun durchweg in die Oberstimme verlegt wurde, während sie früher meistens vom Tenor, der davon ja sogar seinen Namen hatte, gesungen worden war und die anderen Stimmen (nach Luthers Ausdruck) „ringsumher spielten und sprangen“. Wollten sich jetzt bei einer mehrstimmigen Bearbeitung die anderen Stimmen gegen die von der Gemeinde mitgesungene Oberstimme behaupten, so mußten sie natürlich stärker besetzt werden. Andererseits brachte es die ganze Natur des evangelischen Gottesdienstes mit sich, daß auch der Kirchengesang aus einem Vorrechte einzelner — in der katholischen Kirche gehört der Chorsänger unter die niederen Weihen — zu einer Gemeindeangelegenheit wurde. Man kann sich leicht vorstellen, daß sich die stimmbegabten Gemeindemitglieder mit Freuden zu den ihrem Stimmcharakter entsprechenden Gesangsleistungen herandrängten. Und wenn auch aus alter Überlieferung der eigentliche Kirchenchor einen mehr geschlossenen, „berufs-

mäßigen“ Charakter behielt, so waren doch diese außenstehenden Adjutores, d. i. Helfer, für alle größeren Choraufführungen sehr willkommen. Gerade in der evangelischen Kirchenmusik erfuhr nun der Chorgesang eine immer bedeutsamere Ausgestaltung, nicht nur in den kunstreichen Choralbearbeitungen, sondern vor allem auch in den Chören der Kantaten und Passionen. Natürlich aber hat unser Joh. Seb. Bach bei der Schöpfung seiner gewaltigen Kantatenchöre niemals an jene riesigen Chorscharen denken können, die heute für derartige Aufführungen aufgeboten werden. Dazu waren ja schon die gesamten Verhältnisse viel zu klein, unsere damaligen deutschen Städte hatten eine viel zu bescheidene Einwohnerzahl.

Neben dieser Entwicklung in der Kirche gingen einige andere bedeutsame Strömungen her. Durch das Elend des Dreißigjährigen Krieges war der vordem so blühende Garten des deutschen Volksliedes verwüstet worden. Er ist in der früheren Art nicht wieder zum Blühen gekommen. Aber in der schrecklichen inneren Not und der Kargheit aller äußeren Verhältnisse wurde gerade die Musik den Deutschen ein dringlicheres Lebensbedürfnis als je zuvor. Sie bot auch das billigste Mittel einer feinen Geselligkeit. Für die gebildeten Kreise entwickelte sich diese als eine Art von Kammermusik, die die denkbar verschiedenartigste Zusammensetzung von Gesangs- und Instrumentalstimmen aufwies. Schlimmer war die Lage für das Volk, ihm mußte gewissermaßen erst ein neues Lied geschaffen werden, was um so schwieriger war, als die deutsche Lyrik auf lange Zeit gerade für den echten Volkston völlig versagte. Am ehesten befriedigte auch hier das geistliche Lied, das ja wohl auch der gedrückten, vielfach in den Pietismus flüchtenden Seelenstimmung entgegenkam. Aber es hat auch in geistlichen Kreisen — man denke an den Hamburger Rist — niemals an Männern gefehlt, die ein volkstümliches weltliches Lied auch aus erzieherischen Gründen erstrebten. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts sahen sich diese Bemühungen von Erfolg gekrönt; es erwuchs ihnen auch im Singspiel eine starke Hilfe, denn immer ist die Bühne das beste Mittel zur raschen Verbreitung neuer Lieder gewesen.

Wohl hatte diese Liedkomposition zunächst das häusliche Singen im Auge, dachte also an das instrumental begleitete Lied. Aber man betonte doch bald grundsätzlich, daß die Singstimme für sich allein bestehen müßte und erkannte als Vorbedingung für ein wirkliches Volkslied die Singmöglichkeit im Freien, wo eine instrumentale Begleitung nicht zur Verfügung stand. Da wäre es nun merkwürdig gewesen, wenn man nicht auf die Mehrstimmigkeit gekommen wäre. Das studentische Singen und sonstige gesellige Veranstaltungen, z. B. die Freimaurersitzungen, brachten auch ihrerseits ähnlich gerichtete Bedürfnisse.

Inzwischen erwuchsen neue Anregungen von großer Fruchtbarkeit. England war immer eine besonders günstige Pflegestätte des mehrstimmigen Gesangs gewesen. Händel hatte diese günstigen Vorbedingungen in großartigster Weise fruchtbar gemacht für seine Oratorien. Diese rechneten mit Chormassen, wie man sie bis dahin in Deutschland gar nicht gekannt hatte. Der Ruf der Händelschen Werke mußte natürlich auch in Deutschland den Wunsch wecken, sie zu öffentlichen Aufführungen zu bringen. Aber erst als der allbeliebte Haydn so ganz aus der deutschen Seele heraus seine beiden Oratorien, „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten“, schenkte, ward der Wunsch zum festen Willen, der sich den Erfüllungsweg bahnte. Da man keine Chöre hatte, die so große Aufgaben bewältigen konnten, mußten sie eben geschaffen werden. Allerdings war auch die Zeit eine andere geworden. Es ist sehr bezeichnend, daß die erste derartige Gründung, die der Berliner Singakademie, ins Jahr 1790 fiel. Die Französische Revolution hatte auch in Deutschland das Selbstbewußtsein des Bürgertums und seine Unternehmungslust außerordentlich gesteigert. In dem halben Jahrhundert, seitdem die Oratorien Händels vorlagen, hatte man abgewartet, ob nicht der Hof sie dem Volke darbieten würde, wie es ja mit der Oper der Fall war. Jetzt griff das Bürgertum zur Selbsthilfe. Die deutschen Städte waren damals noch so klein, daß nur einige wenige imstande waren, aus eigenen Mitteln diese zahlreichen Musikkräfte aufzubringen. Es gibt uns zu denken, daß in der Zeit des tiefsten nationalen Druckes (1810) zum erstenmal der Gedanke verwirklicht

wurde, durch Zusammenlegen der Kräfte zahlreicher benachbarter Orte sich für diese großen Aufgaben stark genug zu machen. Man wollte eben um jeden Preis die Erhebung und Stärkung durch die Kunst. Die sogenannten „Musikfeste“ sind dann in den nächsten Jahrzehnten zu einer ständigen, sehr wichtigen Erscheinung unseres Musiklebens geworden. Sie haben sich in einigen Nachzüglern bis auf unsere Tage erhalten, erfüllen aber nicht mehr oder noch nicht wieder eine so bedeutende Aufgabe wie früher.

Im Dezember 1808 gründete Goethes Berliner Freund Zelter die „Liedertafel“. Das war äußerlich eine Abzweigung aus der Singakademie zu geselligen Zwecken. Die Männer wollten sich zu Trunk und Gespräch vereinen und verschönten sich die Tafel durch gemeinsamen Liedgesang. Dieses Singen im vierstimmigen Männerchor ohne Begleitung hat vereinzelte Vorläufer, die aus ähnlichen Geburtsstätten hervorgegangen waren. Aber die Tatsache, daß schon 1810 in der Schweiz aus ganz anderen, volkserzieherischen Absichten durch Nägeli eine ganz systematische Pflege des Männerchors angebahnt wurde, zeigt uns, daß, wenn auch im Norden zunächst unbewußt, doch andere Triebkräfte hier am Werke waren.

Man mag sich das Vereins- und Trinkbedürfnis der deutschen Männer noch so groß vorstellen, das Männerchorwesen hätte niemals die Ausdehnung und Bedeutung erlangen können, wenn es nicht tiefere Bedürfnisse erfüllt hätte. Der Sieg der Kunstgattung wurde entschieden durch Karl Maria von Webers sechs Chöre aus Körners „Leier und Schwert“. In ihnen glühte die Vaterlandsliebe, die in den Freiheitskriegen emporgelodert war, und die jetzt in der Zeit der anhebenden Reaktion systematisch erstickt werden sollte. Es ist die ungeheure Bedeutung des deutschen Männergesanges gewesen, daß er nun jahrzehntelang die politische Aufgabe erfüllte, das Deutschbewußtsein, die Freude am deutschen Wesen und die Sehnsucht nach deutscher Größe wachzuhalten. Darin liegt auch die große Bedeutung der zu Riesenmaßen sich auswachsenden „Sängerfeste“, bei denen Tausende deutscher Männer in der einen gleichen Gesinnung zusammengeführt wurden. Und die gewaltigen Sängerbünde muß man eben so gut wie als künstlerische als politische Organisationen würdigen, sie haben vor allem für die Erhaltung des Deutschbewußtseins im Auslande Außerordentliches gewirkt.

Über die rein künstlerische Entwicklung des Männerchorgesanges soll hier nicht viel gesagt werden. Sie war am erfreulichsten dort, wo sie sich nicht in den künstlerischen Absichten verstieg, sondern aus der ursprünglichen Gesinnung heraus sich an die einfachen Formen des volkstümlichen Liedgesanges hielt.

Noch sei daran erinnert, daß dieses Männerchorlied seinerseits nun wieder die Anregung gab zu einer ähnlich gehaltenen Gattung für gemischte Stimmen. Man kann diese Entwicklung sogar äußerlich nachweisen, indem die ersten derartigen gemischten Chöre für Gelegenheitsfeste entstanden, bei denen die Berliner Liedertafel Damen hinzugezogen hatte. Da der „gemischte Chor“ in der ganzen übrigen Musikliteratur eine Fülle der herrlichsten und größten Aufgaben hat, ist es leicht erklärlich, daß dieser Seitentrieb niemals zu großer Bedeutung gelangt ist, zumal er ja auch höchstens aus verhältnismäßig seltenen geselligen Veranstaltungen Nahrung erhielt, während der Antrieb aus dem politischen Leben wegfiel.

Und nun wollen wir die Beurteilung der einzelnen Leistungen beiseite lassen und aus der Darlegung der geschichtlichen Entwicklung und der in ihr erwachsenen Kunstformen einen Überblick darüber gewinnen, was der Chorgesang für die heutige Zeit zu leisten imstande ist. Unsere Zeit erinnert ja in mancher Hinsicht an die Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Kriege und die Jahre nach dem Zusammenbruch bei Jena. Es sei vorausgeschickt, daß unsere Sängerbünde, in denen die Männerchorvereinigungen zusammengeschlossen sind, seit dem Kriege einen ungeheuren Zuwachs erhalten haben. Für den national gerichteten „Deutschen Sängerbund“ nimmt man schon jetzt ein Anwachsen der Mitgliederzahl auf 250 000 an, also wohl 60 000 mehr gegen die letzten Zählungen vor dem Kriege. Bei den sozialdemokratischen Verbänden dürfte es ähnlich sein, denn die Neigung zum Chorgesang ist durch die Erfahrungen

im Felde außerordentlich gewachsen. Nun wage ich zwar die Hoffnung nicht zu hegen, daß die Not unserer Zeit die oben gekennzeichneten politischen Gegensätze überbrücken wird. Vielleicht daß bei kluger Führung wenigstens an kleinen Orten erreicht werden könnte, daß die politischen Gegensätze im Bestreben, große künstlerische Aufgaben zu meistern, überwunden würden. Doch ist die Hoffnung nur gering. Dagegen müßte allerdings erreicht werden, daß die akademischen Kreise sich nicht in dem auffälligen Maße wie bisher den in den Sängerbünden vereinigten Männerchören fernhielten. Hier wäre die schönste Gelegenheit zum Ausgleich mancher sozialen Gegensätze. Aber mögen nun auch die einzelnen Gruppen getrennt marschieren, sie werden doch alle bei eifriger Pflege des deutschen Liedes dem Deutschtum dienen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Arbeitergesangvereine viel vom Internationalismus singen. Der Deutschgedanke wird auch gestärkt, wenn von deutscher Natur, deutscher Art sich zu freuen, deutscher Liebe gesungen wird.

Von gar nicht abzuschätzender Bedeutung müßte dieser deutsche Chorgesang in den abgetrennten oder durch die Besetzung gefährdeten Landesteilen werden. Hunderte von Liedern singen vom deutschen Rhein.

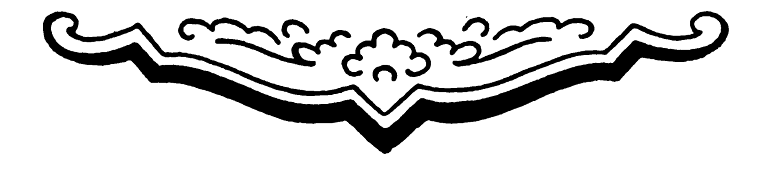
Die Zeiten haben sich geändert, die Frauen nehmen heute im öffentlichen Leben eine andere Stellung ein als früher. Auch die öffentliche Geselligkeit wird dadurch beeinflußt werden. So erwächst jetzt dem einfachen Liede für gemischten Chor die Lebensmöglichkeit und die Lebensaufgabe, die vor einem Jahrhundert dem Männerchorgesang Blüte und Bedeutung brachten.

Zu dieser hohen politischen Bedeutung kommt die ethische und kunstsoziale. Unser Staat ist arm geworden. Wir können noch gar nicht absehen, zu welcher Sparsamkeit in allen kulturellen Dingen schon eine baldige Zukunft uns zwingen wird. Da tritt die Musik als billige Kunst ein, an erster Stelle der Chorgesang.

Aus dem gleichen Grunde gewinnt das mehrstimmige Singen der früheren Zeit erneute Bedeutung. Wir müssen es wieder in unser Haus einführen. Eine feine kammermusikalische Liedkunst wird unserer nach neuen Formen suchenden häuslichen Geselligkeit eine längst nicht mehr gekannte Schönheit verleihen.

Endlich steht hier auch als Kunstwerk größten Formates das gewaltige, aus dem Oratorium herausgewachsene Chorwerk. Ich habe schon vor Jahren im Türmer darauf hingewiesen, daß wir in diesem das eigentliche „Kunstwerk der Zehntausend“ zu erblicken haben. Für die Riesenhalle des Großen Schauspielhauses in Berlin wäre es die gegebene Aufgabe. Gerade zu dieser Stunde sind viele Bestrebungen im Gange, sogenannte Volksopern zu schaffen. Es wird niemals gelingen, wirklich gute Opernvorstellungen zu billigen Preisen herauszubringen, da hier die Raumschwierigkeiten entscheidend mitsprechen. Das große Chorwerk hat, davon abgesehen, den unschätzbaren Vorteil, daß es Hunderte von Menschen zur Mitwirkung an der Erstellung des Kunstwerkes aufruft, und damit diesen und ihrem Lebenskreise die segensreiche Wirkung einer ernsten künstlerischen Tätigkeit zuführt.

Karl Storck



Türmers Tagebuch

Innerer Aufbau?
Das wahre Gesicht der Revolution
Und doch der Dolchstoß
Erkenntnis

„Innerer Aufbau!" Auch eines jener Worte, die ursprünglich einen guten Sinn gehabt haben, aber so andauernd geschwungen werden, daß sie für den Schreibenden zur leeren Formel, für den Lesenden zum Ekel werden. Er ist ganz sicher notwendig, aber – nicht ohne Gründe wirft Paul Hensel in den „Süddeutschen Monatsheften" diese Frage auf —: ist jetzt schon die Zeit gekommen, an den inneren Aufbau zu denken und sind die Vorbedingungen vorhanden, die allein ihn ermöglichen können? Nach beiden Richtungen glaubt der Verfasser mit einem Nein antworten zu müssen. „Was heute unter dieser Formel sich verbirgt, ist doch nur eine Fortsetzung des Weges, den wir leider hinter der Front während des Krieges betreten haben. Wir suchten bestimmte technische Schwierigkeiten durch bestimmte organisatorische Maßnahmen zu beheben, Kriegsgesellschaften wurden gegründet, wirtschaftliche Ämter eingerichtet, und darüber wurde das Eigentliche und Wesentliche mehr und mehr aus den Augen verloren, nämlich dem deutschen Volke, und zwar jedem einzelnen in demselben, immer wieder in die Seele zu schieben, daß es sich hier um einen Kampf um Sein und Nichtsein handle; man blieb auf der vorletzten Stufe stehen, man organisierte den sozialen Körper, man organisierte nicht die individuelle Seele. Eine alte Freundin von mir pflegte zu sagen, daß sie es immer für wahr gefunden habe, daß jeder im Leben das bekäme, was er sich wirklich wünsche. So ist es auch in diesem Kriege gewesen: unsere Feinde haben von nichts als dem Siege gesprochen, sie haben den Sieg bekommen, wir haben von nichts als Frieden gesprochen, und wir haben den Frieden bekommen. Und zwar den Frieden, genau wie wir ihn gewollt haben, nämlich als Verständigungsfrieden, denn es läßt sich nicht leugnen, daß wir in Versailles von den Friedensbedingungen verständigt worden sind. Demgegenüber kommt es wenig in Betracht, daß inhaltlich die Friedensbedingungen vielleicht nicht ganz so ausgefallen sind, wie man es sich in Unkenntnis der wirklichen Sachlage vorgestellt hatte, die Situation als Ganzes entspricht durchaus dem, was bei der Art unserer inneren

Organisation zu ermöglichen war. Sie war eben keine innerste Organisation gewesen.

Wir müssen uns hüten, denselben Fehler noch einmal zu machen. An den inneren Aufbau zu gehen, ohne den innersten zu berücksichtigen. Und da entsteht nun die Frage, wie dieser innerste Aufbau zu geschehen hat und ob die Vorbedingungen bereits vorhanden sind, ihn in Angriff zu nehmen.

Es wird gut sein, daß wir uns hier historisch orientieren und die nächsten Parallelen, die sich uns darbieten, sind das Verhalten Preußens 1806—13 und das der Franzosen von 1870—1914. Die Analogie mit dem Preußen von 1806 ist unzutreffend. So schwer getroffen auch der preußische Staat auf militärischem Gebiete durch das überlegene Genie Napoleons war, so waren doch die staatlichen Gefüge unverändert geblieben und es konnte, weil diese staatliche Struktur selbstverständlich weiter funktionierte, sofort unter den größten Gesichtspunkten mit dem innersten Aufbau begonnen werden. Das berühmte Manifest Friedrich Wilhelms III. über die Errichtung der Universität Berlin, Fichtes Reden an die deutsche Nation, die Wirksamkeit von Steffens und Schleiermacher sind Daten, an die nur erinnert zu werden braucht. Diese Männer hatten es nicht leicht, man mag bei Marwitz nachlesen, welche Widerstände von höchst ehrenhafter Seite sich ihnen entgegenstellten — von den französisch Gesinnten ganz zu schweigen —, aber die Arbeit konnte in Angriff genommen werden, weil es sich nur darum handelte, einen neuen Geist in die alten Formen einzufügen, und diese Formen erwiesen sich kräftig genug, um den Geist ertragen zu können, ohne zu zerspringen.

Wir stehen heute erheblich ungünstiger. Wir haben, wie die Franzosen 1870, im Angesicht des Feindes unsere bisherige Staatsverfassung geändert, alle Kräfte, die das Preußen von 1806—13 einheitlich zusammenfassen konnte, sind gegeneinander entfesselt worden, und die Aufgabe, neue Organisationen zu schaffen unter dem Druck einer fast übermenschlichen Belastung durch die Gegner, ist kaum beginnenden staatlichen Neubildungen gestellt worden, die es auch schon unter normalen Verhältnissen schwer genug gehabt haben würden, sich durchzusetzen. Dies alles weist auf das Beispiel von 1870 hin. Aber dies Beispiel ist an einem sehr wesentlichen Punkte von unserer Lage abweichend. Die neue französische Regierung eines Gambetta und Thiers hatte sich als das ‚gouvernement de la défense nationale' eingeführt; mit unerhörter Energie hatte sich namentlich Gambetta auf die Reorganisation des Heeres geworfen, immer neue Armeen hatte er aus dem Boden gestampft, und wenn auch seine Riesenanstrengungen, Frankreich zum Siege zu führen, nicht geglückt waren, so stand es doch beim Friedensschlusse militärisch furchtbarer da, als nach der Schlacht von Sedan. Das machte sich beim Friedensschluß geltend. Bei uns war die Revolution entschieden mehr sozial als national orientiert. Sie war antimilitaristisch, ihr erstes Bestreben war, das Heer zu demobilisieren; damit daß die Waffen ins Volk kamen, hörten wir auf, ein Volk in Waffen zu sein. Der große nationale Elan, der Frankreich über die Katastrophe von 1870 hinweghalf, ist bei uns nicht vorhanden, die neuen Formen können nicht von dem früheren Geist Bestand und Kräftigung erwarten.



Denn das muß ausgesprochen werden: es ist in unserm Volk als solchem von irgendwelcher nationalen Ergriffenheit über die Schmach des Friedens, über das Los der den Feinden überlassenen deutschen Brüder in Ost und West keine Rede, jedenfalls wird niemand, der die gedankenlose und oft rohe Genußsucht unseres Volkes in dieser Zeit mit angesehen hat, sich über den Tatbestand irgendwelche Illusionen machen können. Es kommt dazu, daß viele auf die brennende nationale Wunde irgend ein Trostpflästerchen zu kleben vermögen. Westpreußen und Posen sind verloren, aber das Dreiklassenwahlrecht hat aufgehört, unsere Weltstellung ist dahin, aber wir sind eine Republik, der deutsche Name ist verachtet in der Welt, aber das protestantische Kaisertum sind wir los, persönliche Freiheit und Eigentum sind dauernd gefährdet, aber das Frauenstimmrecht ist durchgesetzt.

Wo sollen, bei solcher Sachlage, die Möglichkeiten für den innersten Aufbau herkommen? Ich sehe hier nur eine, aber auf diese glaube ich nach allgemeinen psychologischen Gesetzen bauen zu können, sie liegt in den Wirkungen, die der Friede mit Notwendigkeit auslösen muß. Es läßt sich nicht leugnen, daß in gewisser Hinsicht dieser Friede auch psychologisch als ein Meisterstück betrachtet werden kann. Man möchte an die Zuziehung eines tüchtigen Psychologen zu den Ententeberatungen glauben. Jedenfalls ist der Satz, daß über ein gewisses Maß Schmerzen und Qualen nicht mehr empfunden werden, hier mit vollendeter Meisterschaft angewendet worden. Da uns einfach alles genommen wurde, so konnte die ganze ungeheure Summe der Erniedrigung und der Schmach von dem Versuchstier gar nicht mehr wahrgenommen werden, die schmählichsten Bedingungen wurden mit stumpfer Gleichgültigkeit hingenommen, es war eben zuviel. Es ist gar nicht unmöglich, daß, wenn uns weniger zugemutet worden wäre, ein Aufflammen des nationalen Ehrgefühles trotz aller ungünstigen Bedingungen erfolgt wäre, das nun unter dem Übermaß ausblieb. Bis hierhin war die psychologische Instradierung ganz meisterhaft, und was ihr vielleicht an Humanität abging, ersetzte sie durch eine genaue Kenntnis der menschlichen Seele. Aber aus dieser Stumpfheit des Nurpassiven-Hinnehmens, die das übermäßig gehäufte Weh nicht mehr als Weh zu empfinden vermag, erwacht die Seele zum akuten Schmerzgefühl oder sie geht in dieser Stumpfheit zugrunde. Dies ist in der Tat die einzig mögliche Alternative: entweder es ist mit dem deutschen Volke zu Ende, dann kann auch von innerem Aufbau nicht die Rede sein, dann geht der Zersetzungsprozeß, in dem wir leben, dem Tode entgegen, oder aber wir erwachen zum ungeheuren Schmerz über alles, was wir verloren haben und alles, was an uns gesündigt worden ist, dann ist dies der Anfang zum innersten Aufbau, ein Anfang, der freilich zunächst aussehen wird wie eine ungeheure Verzweiflung. Es gibt Krankheiten, bei denen es Tod bringt, wenn man dem Kranken seinen Wunsch, schlafen zu dürfen, erfüllt, jeder, dem die Zukunft des deutschen Volkes am Herzen liegt, muß sich heute lästig und verhaßt machen, indem er das tiefe Ruhebedürfnis unseres Volkes, so erklärlich nach allem, was es durchgemacht hat, nicht zuläßt und es am Einschlafen hindert. Es kann sein, daß der Kranke wütend um sich schlägt und die lästigen Mahner aus der Welt zu schaffen sucht, es kann sein, daß irgend ein entlegener Paragraph

des großen Friedenswerkes die Auslieferung solcher Friedensstörer mit den andern Friedensstörern, die Deutschland zu retten suchten, verlangt — es würde dies ein neuer Beweis für die psychologische Meisterschaft unserer Sieger sein, die Aufgabe bleibt doch bestehen, denn sie ist die erste Vorbedingung des innersten Aufbaus."

* * *

„Es gibt", schreibt der Münchener Kriminalpsychologe Hans von Hentig in seinen viel zu wenig beachteten, heute noch lesenswerten „Aufsätzen zur Deutschen Revolution" (Berlin, Julius Springer, 1919) „nur zwei große Gefühlskomplexe, die den Menschen über sich selbst hinausheben und deshalb staatenbildend sind: das nationale und das religiöse Gefühl. Mit allen anderen Erregungen kann man Deutsche gegen Deutsche hetzen, eine Revolution machen, die friedlich, tiefgreifend, aber ohne Zerstörung (im Oktober) schon einmal gemacht war, ein ganzes Volk kann man damit nicht in höchster Not retten.

Unsere Regierung hat Furcht vor diesen Gefühlen; sie vertraut mehr darauf, daß die Arbeiterschaft der Entente aus ‚Solidarität' unsere hundert Milliarden in Gold ablehnen wird, als daß es ihr gelingen könnte, Sozialismus und einen starken nationalen Geist zu vereinen.

Wir sind gegenwärtig überhaupt kein Staat; wir haben Minister, aber keine Regierung, wir reden nur von Rechten, statt von Pflichten. Wir waren innerlich Sklaven, ehe die Entente uns dazu machte, weil wir alle kommandieren und keiner gehorchen wollte. Ich selbst kenne die psychischen Wurzeln des sozialistischen Gedankens zu genau, um diese großartige Utopie nicht zu bewundern. Daß der Sozialismus aber Menschen so unmännlich und zugleich so unsozial machen könnte, habe ich nie geglaubt. Er hat die Schuld, wenn unsere Generation so unmütterlich ist, daß sie es wagt, ihr eigenes jämmerliches Leben mit der erstickenden Belastung ihrer Kinder retten zu wollen. Ich weiß, wenn auch den meisten Menschen dafür das Gefühl zu fehlen scheint, wie die Geschichte über diese Episode urteilen wird — kampflos fahren wir unsere riesige grau-stählerne Flotte zum Gegner hinüber, mit Geschwätz verhandeln wir das Lebensglück unserer Kinder gegen unser bißchen Sicherheit ...

Eine Welle der Panik hat wie im November Deutschland durchflutet und alles mit sich gerissen: die sogenannte Regierung, die Nationalversammlung, die Presse und die Mehrheit der Bevölkerung. Unter der Flagge der Klugheit ist Unsinniges, Kurzsichtiges geschehen, und die Zeit wird kommen, sie ist nahe, wo Presse und Bevölkerung diesen Tag verfluchen und wieder einmal nach dem Schuldigen suchen werden. Von Frankfurt ging der erste Jammerschrei aus, in Berlin wurde er aufgenommen, in Köln wiederholt. Schon waren die französischen Autokolonnen angekurbelt, die Kavallerie stand abgesessen neben den Pferden, die Geschütze waren eingerichtet, so telegraphierte der Berichterstatter der Vossischen Zeitung vor der Unterzeichnung. Ein englisches Luftschiff kreuzte über der Nordsee, und in dem Blatte der regierenden Münchner Sozialisten schrieb, wie man nicht anders annehmen kann, eine Frau: ‚Die Sieger würden ihre Forderungen unter allen Umständen durchsetzen und wir hätten zu allen Lasten und

Opfern, die ihr Wille uns auferlegt, auch noch die des Unterhalts ihrer Truppen zu tragen. Wir wären in Haus und Hof ihrer Gewalt ohnmächtig ausgeliefert, nichts wäre unser eigen mehr, nicht einmal das Sorgenkissen, auf dem wir nach getaner Fronarbeit den Mühen des kommenden Tages entgegenträumten.' Für die Historiker und Psychopathologen, die in einem Menschenalter die Geschichte unserer Zeit schreiben werden, soll dieser Satz der Vergessenheit entrissen sein.

... Deutschland, seiner Tyrannen frei, sollte, unterstützt von der brüderlichen Sympathie der Weltarbeiterschaft, neuen besseren Tagen entgegengehen ...

Statt all der Verheißungen kam der Friede, in dem ein verhungerndes Volk 140 000 Milchkühe abgibt, sich seine eigene Verruchtheit attestiert und mit dem Siegel der deutschen Republik versieht, seine Führer ausliefert. Liebknecht ist in der wilden Erbitterung des Bürgerkrieges ums Leben gekommen. Hätte er uns mit all seinen fehlgehenden Idealismen in einem großen Kampfe um unsere Unabhängigkeit geführt, nie wäre, glaube ich, der jetzt glücklich überwundene Militarismus so unsolidarisch gewesen, ihn an die Landesfeinde auszuliefern.

Wer bisher in der Novemberrevolution eine Torheit, aber eine entschlossene und heroische Torheit sah, muß verstummen. Wir waren nur revolutionär gegen die eigenen, teils ausgebluteten, teils fett und feige gewordenen höheren Klassen, gegen schwache Fürsten und alte, klapprige Beamte. Wir waren für Freiheit und Gleichheit zu sterben entschlossen, solange es bequem und leicht und ungefährlich war. Dem Starken gegenüber, der mit Tanks, Bombengeschwadern und rücksichtsloser Waffenanwendung kommt, erkennen wir den Militarismus und den Kapitalismus feierlich und schriftlich an. Aus Klugheit, sagen wir, müssen wir den Frieden unterschreiben. Aber nur mit den französischen, englischen und amerikanischen Kapitalisten, nicht den deutschen ‚Unterdrückern'.

Der Augenblick kommt, in dem das Aufnahmebedürfnis der Massen für Versprechungen, Phantasiestaaten und futuristische Politik gestillt ist, und sie mit elementarer Wucht Erfüllung um jeden Preis verlangen, selbst wenn das Niveau der Forderungen tief unter das Maß revolutionärer Theorie gesenkt werden sollte. Der herrlichste Zukunftsstaat wird treulos gegen ein wirkliches Pfund Schweineschmalz abgegeben.

Als diese Revolution ausbrach, konnte sie, wenn sie wirklich sozial und altruistisch fühlte, dem deutschen Volk einen ungeheuren Dienst leisten. Erschrocken sah die Entente sich die Beute aus den Händen gleiten. Die Führer der Revolution aber dachten nur an sich, nicht an das deutsche Volk. Sie fürchteten die Armee für ihre Parteisache, und darum zerstörten sie das Heer. Sie schrien ‚Frieden' in alle Welt hinaus und fanden beim todmüden Infanteristen ein jubelndes Echo. Daß der einfache Soldat sich sein Leben von der Revolution schenken ließ, daß der Rüstungsarbeiter und der ewige Mann der Etappe und des Ersatztruppenteils freudig der drohenden Westfront entging, war verständlich. Die Führer mußten weiterdenken. Sie durften nicht ein ganzes Volk mit großen hohlen Worten vergasen. Lüge war es, wenn sie riefen, die Revolution sei der Friede. Diese Revolution ist der Krieg in Permanenz. Lüge

war es, wenn sie schrieben, die Revolution sei Brot und Arbeit. Diese Revolution ist der Hunger und das Nichtstun. Niemals wurde so viel von Geld gesprochen, als jetzt, wo der Kapitalismus dem Sozialismus gewichen ist. ‚Arbeit ist die revolutionäre Tat!‘ so schreit es uns von den Plakaten an. Wie reaktionär sind dann unsere Arbeiter!

Einige kluge und mutige Sozialisten haben die Mahnung fallen lassen, man solle die Revolution nicht in eine Lohnbewegung ausarten lassen. Zu einem Einhalten ist es längst zu spät. Die Revolution wurde geboren unter Assistenz von Drückebergern und Deserteuren. Die Flotte war nicht überanstrengt. Hätte die junge Republik alle Kräfte der Nation zu einem großen Kampf um unsere Unabhängigkeit mobil gemacht, Schreibstuben, Banken, Kriegsgesellschaften und Fabriken, Ersatztruppenteile und Etappen ausgeräumt, die Offiziere und Beamten vorneweg, die niemals in vier Kriegsjahren an der Front waren, wären die Vertreter des Volkes zu uns vorn in den Schützengraben gekommen, wir hätten Weihnachten einen erträglichen Frieden gehabt und alle großen Irrtümer der Revolution wären ausgelöscht. Ja selbst wenn einige Zeit danach die Monarchie wieder in Deutschland entstanden wäre oder etwas Monarchieähnliches, stets würde die Republik in den Erinnerungen des Volkes wie ein rettender, gütiger und gewaltiger Genius leben und den Gedanken des Volksstaates tief in unser Gefühl hinein haben Wurzeln schlagen lassen.

Aber diese Revolution hatte keine Seele. Sie ist niedrig geboren, nicht im Sinne sozialer Überhebung, sondern weil enge verbaute, eigensüchtige Gehirne sie ins Leben setzten. Sie begann mit einem Appell an die Furcht und die Habgier, und sie wird sehen, daß ihre eigenen Anhänger sie in die Wolfsschlucht werfen werden, wenn sie ihnen dadurch unbequem wird, daß sie Pflichterfüllung und Opfersinn von ihnen verlangt.

Mit schlechtem Gewissen ist die Revolution ins Leben getreten. Darum fehlte ihr die Kraft, reformatorisch durchzugreifen. Sie hat vor dem Wucher kapituliert, der schmarotzender denn je auf uns liegt. Sie hat die ganze Armee verleumdet und beschimpft, statt den Elementen zu Leibe zu gehen, die durch Feigheit und Selbstsucht den Zusammenbruch vorbereitet haben. Generalen, älteren und jüngeren Offizieren, Unteroffizieren und Hunderttausenden von Mannschaften. Seit der Revolution ist mit Geld alles zu machen. Seit es eine Treuprämie gibt, ist die Treue kein leerer Wahn mehr.

Der Grund dafür, daß die deutsche Revolution so seelenlos ist, liegt in der Qualität ihrer Anhänger. Massen können einer großen politischen Bewegung keine Ideale geben, weil Ideale Forderungen an uns selbst, nicht an andere sind. Die Führer sind unbedeutende Kleinbürger; sie lassen sich drängen und führen nicht. Die geschäftlichen Anhänger der Revolution werden sie beim ersten Hahnenschrei eben so schnell verlassen, wie sie von der zahlungsunfähigen Monarchie abrückten. Die wirkliche Intelligenz steht abseits mit Ausnahme einiger weniger guter Köpfe und einer Anzahl politischer Dadaisten. Die Armee konnte mit einer siegreichen Revolution Sympathien haben. Sie ist der Todfeind der Republik, die ihre Führer und die Ehre von vier siegerfüllten

Jahren opfert, um ihr eigenes Leben um ein paar Stunden zu verlängern."

Das ist das wahre Gesicht der deutschen Revolution.

* * *

Man mag sagen, was man will, — ohne die Revolution wäre es nicht zu einem solchen Zusammenbruche gekommen, und ohne die zielbewußte, mehr begönnerte und beschützte als bekämpfte Flaumacherei, Hetz- und Wühlarbeit nicht zur Revolution. Das ist für die Akteure und Drahtzieher eine höchst peinliche, für gewisse intellektuelle Verwandlungskünstler rückständige Rede, und es fehlt denn auch nicht an Versuchen, die Spuren zu verwischen und den gesunden Menschenverstand durch Ausspielen allgemein empfundener, von niemand bestrittener Auswüchse oder Notstände von der richtigen Fährte abzulenken und durch an sich berechtigte, nur den Kern umgehende Gefühlsmomente zu hypnotisieren. Soweit es nicht von bewußten Scharlatans unternommen wird, sind es armselige dialektische Übungen, um nicht zu sagen: Bluffs.

Und nun gar der „Dolchstoß von hinten"! Eine solche Legende glauben und nacherzählen können natürlich — trotzdem es ein englischer General war, der das Wort geprägt, und Hindenburg, der es unter Eid bestätigt hat — nur ganz ahnungslose Gemüter, von Militärs nur solche, die nie in der Front waren, nur in der Etappe oder bei höheren Stäben. Rittmeister Freiherr von Sternfeldt hat den ganzen Krieg vom ersten bis zum letzten Tage nur in der Front, nie bei höheren Stäben, mitgemacht, und auch er, neben so vielen anderen Frontsoldaten, wendet sich mit aller Entschiedenheit gegen einen in der „Zukunft" verübten Versuch, den „Dolchstoß von hinten" als belanglose Fabel hinzustellen. Die Frontfremdheit der höheren Stäbe, die in der „Zukunft" an erster Stelle für den Zusammenbruch des Heeres verantwortlich gemacht worden war, habe sicherlich am allerwenigsten dazu beigetragen. Wichtiger sei die ungeheure technische Überlegenheit der Feinde gewesen und der Rückzug; ein wesentliches Moment die öffentliche Bekanntgabe des Waffenstillstandsangebots: kurz vor Toresschluß wollte sich niemand mehr erschießen lassen. Wie ist es aber ehrlicherweise nur möglich, an den unübersehbaren, unausbleiblichen Folgen der seit 1916 mit planmäßiger Steigerung betriebenen und nicht bestrittenen Flaumacherei und Verräterei achselzuckend vorüberzugehen? „Wie wäre sonst auch zu erklären, daß die Truppen, die am meisten in feindlichem Feuer zu leiden hatten, am wenigsten revolutionär dachten, daß nur Etappenformationen und nichtkämpfende Truppen, wie Kolonnen, Flieger- und Autoparks, rote Fahnen mit sich führten? Daß sämtliche Kampfformationen mit schwarzweißroten Fahnen in die Heimat zurückkehrten? Denn weder für die rote noch die jetzt aufgekommene achtundvierziger oder ‚Juden-Fahne' hat der Soldat irgend ein Verständnis gehabt. Ich will nicht behaupten, daß wir im Oktober oder November 18 noch siegen konnten; aber ohne die Verhetzung seit 16 (und die gehört mit dazu, wenn von dem Dolchstoß die Rede ist) hätten wir im Jahr 18 nicht so viele Gefangene verloren, wären die guten Truppen nicht so pausenlos immer wieder eingesetzt worden; und der Waffenstillstand wäre

ohne die ‚glorreiche‘ Revolution unter ganz anderen Bedingungen zu erhalten gewesen. Daß das Wort von dem Dolchstoß sämtlichen Anhängern der Revolution überaus peinlich ist, verstehe ich sehr wohl; doch eben so wenig, wie Gotheins Gekklingel im Untersuchungsausschuß das Aussprechen der Wahrheit hindern konnte, wird ihr Bestreiten die Verbreitung dieser Wahrheit hindern. Das dauernde Sitzen der Reklamierten am heimatlichen Ofen hat bei den Mannschaften, sofern sie auf Urlaub waren, viel böses Blut gemacht. Aber aus welchen Klassen kamen denn die meisten Reklamierten? Aus dem deutschen Adel, dem Bauern- und Kleinbürgerstand gewiß nicht; und das Interesse der Juden an der Verhinderung einer Statistik über die Kriegsgesellschaften ist recht bezeichnend. Und wer von Lockerung der Disziplin und Ausbleiben der Urlauber spricht, sollte sich doch einmal fragen, warum solche Dinge bei unseren Gegnern nicht entscheidend waren. Weil dort die Kriegsgesetze unnachsichtlich angewandt wurden; weil Clemenceau Meuterer zu Hunderten erschießen ließ; weil Franzosen und Engländer geringfügige Vergehen, die bei uns mit Arrest kaum bestraft wurden, mit dem Tode bestraften.“

Sicher war das „pausenlose Einsetzen der guten Truppen“ eine der verhängnisvollsten Verschuldungen an unserem Heereskörper. Auch v. Heutig stellt diesen Raubbau scharf heraus: „Von 7—8 Millionen in Feldgrau trugen nicht viel mehr als der zehnte Teil die blutige Last der wirklichen Gefahr. Sie trugen sie während fünfzig Monaten allein und immer wieder. Je tapferer eine Division war, um so rücksichtsloser wurde sie immer wieder eingesetzt. In Etappen, Schreibstuben, Stäben, bei Kolonnen und Trains, ‚zu Luft und zu Wasser‘, in Brüssel und Warschau, Bukarest und Konstantinopel saßen Hunderttausende von Halb- oder Unbeschäftigten, vier volle Jahre verdösend, verspielend, versaufend, und keinerlei wohlgemeinter Befehl vermochte etwas Luft in die stickige Atmosphäre zu bringen. Das Heer stellte eine extreme Art des Unternehmertums dar, eine scharfe Einteilung in Gefahrgeber und Gefahrnehmer.“

Wer aber sind die Schuldigen an dieser Verschuldung? Wer anders denn als die dafür gesorgt hatten, daß ein im Verhältnis nur so kleiner Teil der in Feldgrau Gekleideten als zuverlässige Kampftruppe zur Verfügung stand und dadurch die Heeresleitung in die von niemand schmerzlicher empfundene furchtbare Zwangslage versetzten, diese Besten immer wieder bis zum letzten Hauche heranzunehmen. Die einen durch ihre Hetzerei und Wühlerei, die andern durch ihre Drückebergerei und Etappenschweinerei, die aber nicht möglich gewesen wären, wenn eine unfähige, schlappe und feige Regierung nicht schützend ihre Hand darüber gehalten hätte. Was immer auch von der Obersten Heeresleitung unternommen wurde, diesen Pfuhl auszufischen und auszumisten, es wurde durch allerlei Hintertüren, durch passiven, wenn nicht schon aktiven Widerstand vereitelt. Von hinten herum war alles zu machen, von hinten erfolgte der Dolchstoß ...

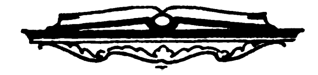
* * *

In einem Bändchen „Weltgeschichte in einer Stunde“ (Zellenbücherei, Leipzig) urteilt Horst Schöttler: „Der Grundfehler der deutschen Revolution, die berufen gewesen wäre, Deutschland seinen Platz neben den Siegern im Weltkrieg

zu sichern, war der, daß man sich begnügte, die morschen Äste abzusägen, statt gesunde Reiser dem alten, unfruchtbar gewordenen Stamme aufzupfropfen. Deutschland mußte sich um neue Ideen und nicht um alte Brüchstellen sammeln. Ein Staat, in dem noch ein Jahr nach der Revolution ohne Erschießen nicht auszukommen ist, in dem nach wie vor die Eisenbahn eine zum Ersticken überfüllte vierte Klasse kennt, in dem man Persönlichkeiten photographiert und Gedanken vermißt, in dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer Aushungerungskriege führen, statt mit raschem Entschluß Kapital und Arbeit auf eine für beide Teile lohnende Produktion des Weltmarkts einzustellen, hat — weltgeschichtlich betrachtet — eine lächerliche, eine gänzlich unfruchtbare Revolution durchgemacht. Die Verwässerung des Blutes derjenigen, die für Herbeiführung neuer Zeiten gefallen sind, ist das unheilvollste Ergebnis von Revolutionen. Die Achtung der benachbarten Völker sank, und mit ihr sinkt das Vertrauen — die Valuta. Statt die von allen Völkern gestellten Millionen von blutigen Opfern des Weltkrieges im Sieg des deutschen Geistes wirken zu lassen, statt alle Flüche doch noch in Segen zu verwandeln, hat das revolutionsunfähige Deutschland sich zu einem Sklavenstaat erniedrigt und muß warten, bis die Revolutionen anderer Länder ihm die Fesseln abnehmen. Das sind Privatansichten? Nein, es sind die einfachsten Lehren der Weltgeschichte. Immer und überall haben nur wirklich durchgreifende Wandlungen die großen Opfer gelohnt.“

Wie Professor W. Rein im roten „Tag“ bemerkt: „Immer noch gilt der Spruch des persischen Königs Cyrus: Keiner verdient zu herrschen, der nicht besser ist, als die Beherrschten. Mit der Revolution sollte der Kapitalismus beseitigt werden, aber er feiert Triumphe bei denen, die seine ärgsten Feinde zu sein vorgeben. Der wirtschaftliche Sozialismus versagt; der wissenschaftliche nicht minder wie der politische. Der ethische aber, der allein berechtigte, wie er von Fichte auf den Schild erhoben worden ist, ist nur in engeren Kreisen lebendig.“

Ich aber wüßte keine tiefere Erkenntnis und keine bessere Weisheit auch für uns arme Schächer einer glorreichen Revolution und einer freien Republik, als die schon der alte Reichsfreiherr vom Stein ausgesprochen hat: „Die Grundursachen unseres Unglückes sind die Weichlichkeit und die Selbstsucht des Jahrhunderts, welche uns stets abgezogen haben von der durch die Pflicht vorgeschriebenen Linie, um die Opfer zu vermeiden, welche unsere Lage forderte; und diese Nichtigkeit des Willens, dieses Verlangen nach dem Genusse des Augenblickes sind es, die uns der Ehre, der Unabhängigkeit und selbst der Güter beraubt haben, welche allein unserer Selbstsucht wünschenswert erschienen. Das Übermaß der Übel wird das kommende Geschlecht wieder stählen, vielleicht aber auch es vollends erdrücken und ganz vertieren, wenn wir uns nicht damit beschäftigen, unsere Kinder zu den Grundsätzen zurückzuführen, deren Verlassen an dem allgemeinen Untergange schuld ist.“



Auf der Warte

Laßt die Gesten!

Anzeichen, Meldungen lassen hoffen, daß der Kelch der Auslieferung oder doch sein bitterster Bodensatz an uns noch vorübergehen wird. Beschwören möchte ich auch heute noch nichts, die Hinterhältigkeit der Feinde ist, so groß wie die Unzuverlässigkeit und Naivität unserer Regierung. Auf die Bilanz wird es ankommen. Aber was anderes möchte ich hier einmal zur Sprache bringen, weil es an anderer Stelle nicht geschehen und doch *notwendig* ist.

Nach einer ähnlichen, aber nüchterner begründeten Erklärung des Kronprinzen Rupprecht von Bayern hat sich der deutsche Kronprinz der Entente als „Opfer" angeboten. Was wird damit bezweckt? Was soll damit erreicht werden? Es gibt nur zwei Möglichkeiten, die eine ist so peinlich wie die andere. Entweder glaubte der Kronprinz tatsächlich, daß die Entente den Wahnsinn begehen werde, sich an ihm als „Opfer" schadlos zu halten, dafür auf alle anderen zu verzichten und so ihrer ganzen, ohnehin balkenbiegenden Auslieferungstheorie selbst den Boden auszuschlagen, oder — es war *Geste*. Auch der überzeugte Monarchist — ich bekenne mich nach wie vor als solchen — kommt aus dieser Zwickmühle nicht heraus: Urteilslosigkeit oder Geste. Es bleibt, um nicht in den Chorus derer einzustimmen, die den Kronprinzen für geistig minderwertig erklären, nur die Geste übrig.

Auch Gesten, im rechten Augenblicke, können politische Zwecke fördern. Bei rechten Männern bleibt, auch in ihrem Bewußtsein, die Grenze offen, wo die Geste aufhört und der Tatwille beginnt. Aber kein Aberglaube könnte törichter sein als der Glaube, man könne als Deutscher auf Deutsche heute noch mit Gesten wirken. Das war einmal!

Damit werden keine moralischen Eroberungen gemacht, fröstelndes Befremden überschleicht auch den, der noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzen wollte. Immer noch die Illusion, als wenn die Welt sich um dynastische Kundgebungen drehte oder das deutsche Volk mehr Interesse dafür hätte als für eine Notiz unter „Vermischtes". Was soll es auch mit solchen platonisch bleibenden Erklärungen? Und mancher fragt sich: hat der hohe Herr nicht das Empfinden, den Takt dafür, daß er sich damit über das Gewissen, die freien Entschlüsse der anderen Auszuliefernden hinwegsetzt, der Heerführer vor allem, der Hindenburg, Ludendorff und anderen? Daß er objektiv einen moralischen Druck ausübt und dem Ansehen Deutschlands und des monarchischen Gedankens keinen Dienst erweist? Ich fürchte, der Kronprinz hat nicht bessere Ratgeber, als der Kaiser sie gehabt hat. Jetzt veröffentlicht sein literarischer Vertrauensmann „auf eigene Verantwortung" in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau" deutsche Aufsätze des Kronprinzen über die Soldaten im Weltkriege. Wieder als eine gewisse Rechtfertigung, Verbeugung: der Kronprinz „ist ja gar nicht so" —. Was sind das für Übungen! Aber ich lege wohl monarchistische Maßstäbe an.

Für die Wiederaufrichtung irgendwelcher Monarchie schaut da nichts heraus. Einen künftigen deutschen Kaiser stellt sich das Volk weniger anpassungsbedürftig vor. Weil es aber immer sich an persönliche Vorbilder hält, wird durch diese auch der Gedanke eines deutschen Kaisertums bestimmt. — Was nutzen jetzt auch alle Bemühungen in Worten? Wo alles auf die Tat ankam, fehlte die Tat. Das soll kein Richterspruch sein, es war alles sehr menschlich, sehr begreiflich, — nur gar nicht heroisch. J. E. Frhr. v. Grotthuß

Eine alberne Aufforderung

Die Hunderte von Milliarden, schreibt die „T. R.“, die der Pariser Oberste Rat dem unterlegenen Deutschland auferlegte, wären auch von einem unter Friedensbedingungen arbeitenden, gleichberechtigten und gut genährten Siebzigmillionenvolk nicht zu leisten gewesen; an ihre Erfüllung durch die zurückbleibenden 50 Millionen, von denen 12 Millionen unter boshafter, hemmender militärischer Fremdherrschaft stehen, zu denken, ist Wahnsinn. Es ist albern, das Volk immer wieder zur Arbeit aufzufordern, um die „Ehrenverpflichtungen des Vertrages“ zu erfüllen; denn wenn auch jeder einzelne arbeitete, daß ihm das Blut aus den Nägeln spritzte, würde sich doch die Gesamtanstrengung ohnmächtig erweisen gegen die Forderungen der Entente, zumal die Arbeit durch die Absperrung von Handel und Zufuhr, durch Entziehung des Kredits, durch die Begünstigung des Auslandes, das Dazwischenreden der Kommissionen und die vielen anderen durch den Versailler Vertrag legalisierten Folter- und Schwächungsmittel um ihren Ertrag gebracht würde. Unser Volk soll und muß arbeiten, härter und länger wie je — die Sechsstundenphantasien werden bald einer sehr unholden Wirklichkeit weichen —, aber nicht um der Feinde, sondern um seiner selbst willen.

*

Ein Bekenntnis

Mit Genugtuung darf folgendes Bekenntnis des sozialdemokratischen Ministers Wolfgang Heine in der preußischen Landesversammlung entgegengenommen werden:

„Die Zusammenarbeit der Unabhängigen mit den Mächten, die wir ja nicht mehr feindliche nennen können, ist hinreichend bekannt. Wir wissen, daß wir nicht so tief gesunken wären mit den Friedensbedingungen, wenn die Unabhängigen nicht vom ersten Tage an erklärt hätten, Deutschland sei im Unrecht, müsse gestraft werden und müsse jeden Frieden unterzeichnen.“

Erzberger macht alles

Erzberger, rühmt ihm die „Tägliche Rundschau“ nach, macht in Erz, in Leder, in flüssiger Luft, in Hustenbonbons, in hundert anderen Dingen. Und wenn ihm irgendwo nachgerechnet wird, daß er, wie beispielsweise bei der Sprengluftgesellschaft, mit 2200 ℳ Einlage 30 000 ℳ gemacht hat, so erwidert er: „Ja, dafür habe ich aber auch meine volle Arbeitskraft eingesetzt!“ Er versteht die seltene Kunst (das ist ganz ehrlich ohne jeden Nebensinn gemeint), sich selber zu multiplizieren. Seine volle Arbeitskraft gehört gleichzeitig 5, 10, 20 Unternehmungen; und daneben bleibt immer noch eine volle Arbeitskraft für Parlament, Partei, Kirche, Vaterland, Menschheit übrig. Daß auch andere Politiker, namentlich solche des Auslandes, Geschäfte gemacht haben, was Erzberger immer anführt, um sich selber zu entschuldigen, ist richtig. Auch größere Politiker, als er es ist. Um gleich einen der größten vorwegzunehmen: auch Enver Pascha war überall „beteiligt“ und hat sich ein Vermögen von schätzungsweise 40 Millionen Mark damit gemacht. Aber mit diesem Gelde ist Enver, der sich nie so glücklich gefühlt hat, wie als „Räuberhauptmann“ (ipsissima verba) in den Bergen Albaniens, jetzt in das Innere Kleinasiens gezogen und organisiert dort mit seinen reichen Mitteln den nationalen Kampf. Erzberger ist, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, weniger Albanier, mehr fetter Böotier. „Erst mach' dein Sach', dann trink' und lach'!“ Gemacht hatte er für das Vaterland an dem Tage, als er diesen Wahlspruch niederschrieb, die Unterzeichnung des Schmachfriedens mitsamt der Auslieferungsklausel; und für sich selber seit jeher Geld, Geld, Geld, um gut leben zu können, nicht nur im Suvretta-Hotel in St. Moritz, sondern auch im Fürstenkeller in Weimar und — anderswo. Mit einer Brutalität sondergleichen benutzt er seinen Einfluß als Politiker bei den Behörden, um Gesellschaften, an denen er beteiligt ist, zu fördern, andere dagegen niederzukonkurrieren. Gegen eine Sprengluftgesellschaft,

die nicht die seinige ist, schickt er dem preußischen Handelsministerium einen Uriasbrief und fügt „Gutachten“ von Leuten hinzu, die nicht uninteressierte Gutachter, sondern — seine Teilhaber in der anderen Gesellschaft sind. Genau so sind seine Praktiken in anderen „Branchen“. Fast nimmt es nicht mehr wunder, daß er gleichzeitig in der Reichsledergesellschaft und in einer privaten Lederfabrik seine Hände stecken hat; die Fülle dieser gleichartigen Erscheinungen stumpft ab.

*

Der Totengräber

In einem süddeutschen Stimmungsbilde im roten „Tag“ kann Treutler-Freiburg natürlich auch nicht um Erzberger herum:

„Erzberger. Keine andere Nation ließe sich einen Mann von solcher Vergangenheit in führender Stellung gefallen. Am allerwenigsten vertraute sie ihm ihren Geldbeutel an, mit dem er nach Belieben, von keinerlei Sachkenntnis beengt, schaltet und waltet nach der Devise: Après moi le déluge! Dieselbe Persönlichkeit, welche als Führer der Waffenstillstandskommission brieflich von dem Marschall Frankreichs persönliches Entgegenkommen erbettelte und dafür mit persönlichen Gefälligkeiten zu quittieren versprach, also der Würde Deutschlands ins Antlitz spie, hält heute dessen wirtschaftliche Zukunft in ihren ruinösen Fingern, und — die Mehrheitsparteien umstehen gleich einer Leibkohorte seinen Ministersitz. Dem Zentrum ist zwar nicht ganz gesund bei solchen Bütteldiensten, aber es unterordnet das Volkswohl dem Parteiinteresse. Denn ‚der Mann weiß zu viel‘, erklärte mir auf mein Befragen einer seiner rheinländischen Führer. Die Sozialdemokratie haßt den ehemaligen Schulmeister von Buttenhausen zwar, weil sie ihm nicht über den Weg traut, doch vorerst besorgt er ja glänzend ihre Geschäfte im Sinne der Auspowerung des produktiven Mittelstandes, der kleinen und mittleren Rentner sowie der Staatspensionäre. So wird er zum Totengräber jener Elemente, die das Rückgrat des Allgemeinganzen bilden, und dafür sind ihm noch besonders dankbar die Unabhängigen, die Spartakisten, Bolschewisten und Kommunisten. Sie hoffen, daß er ihnen zu tun nicht mehr viel übrig läßt.“

*

Kriegsgesellschaften und parlamentarische Vertrauensmänner

Wer, außer den glücklichen Insassen, hat sich nicht schon über den geheimnisvollen, undurchdringlichen Schutzwall gewundert, der um die ach, so teuren Kriegsgesellschaften gezogen war? So schwere, unwiderlegbare Anklagen — die erwiesenen Tatsachen hätten oft als blutige Satiren gehen können — gegen diese heiligen Brüderschaften erhoben wurden, — sie blieben Lufthiebe, wurden wie von unsichtbaren Geistern aufgefangen. Nun wird ein Zipfelchen von dem Geheimnis durch eine Episode aus dem Erzbergerprozesse gelüftet.

Es handelt sich um Erzbergers Beteiligung an der Anhydrit-Leder A.-G. des Kommerzienrats Rechberg in Hersfeld. Erzberger war mit einer großen Summe beteiligt und hat aus dieser Beteiligung sehr erhebliche Einnahmen gehabt. Ob er, berichtet die „T. R.“, seine Anteile von vornherein richtig bezahlt und was er verdient hat, ist noch dunkel — er selbst kann sich wieder nicht recht erinnern und verweist auf die Aussage Rechbergs. Herr Rechberg ist nicht nur Leder-, sondern auch Tuchfabrikant, und zwar in ganz großem Stil. Als solcher führte er den Vorsitz in der Kriegswolle A.-G. Das Duftige ist nun, daß Erzberger, aus Anlaß des damaligen Beschlusses des Reichstages, sich als parlamentarischer Vertrauensmann sowohl in den Aufsichtsrat der Kriegsleder A.-G. wie der Kriegswolle A.-G. — beides Kriegsgesellschaften, an denen Rechberg naturgemäß sehr stark interessiert war, abordnen ließ. Um zu begreifen, was das bedeutet, muß man sich an die tiefe Mißstimmung über das Treiben der Kriegsgesellschaften während des Krieges erinnern, — an die Verhandlungen des Parlaments über diesen Punkt, und die bei allen Parteien

gleichmäßig vorhandene Erkenntnis, daß der Reichstag den Geschäftsbetrieb dieser Gesellschaften scharf unter die Lupe nehmen müsse! Hier nun war der parlamentarische Vertrauensmann einer der Hauptinteressenten der auf Kriegsgewinne erpichten Kreise! Und in der Kriegswolle A.-G. saß neben Erzberger, ebenfalls als parlamentarischer Vertrauensmann, der damals noch nationalliberale, seither demokratische Abgeordnete von Richthofen, gleichfalls einer der Aktionäre Rechbergs!!

*

Indien und Deutschland

Graf Hermann Keyserling hat in seiner kleinen gedankenvollen Schrift „Deutschlands politische Mission“ dargelegt, daß unsre Mission darin bestehen solle, unpolitisch zu sein und zu bleiben. Keyserling gibt sich der Hoffnung hin, daß die Völker der Erde sich immer mehr von dem äußerlichen politischen Geist abwenden und dem inneren Schauen und rein geistigen Schaffen zuwenden werden. Es wird der Ausspruch eines Inders angeführt: Indien überlasse gern England die äußere Verwaltung und Organisation, damit es sich, davon nicht in Anspruch genommen, um so inniger der rein geistigen Beschäftigung widmen könne. Graf Keyserling, schreibt Hans Siegfried Weber im roten „Tag“, hat nicht die Folgerung aus diesem Geständnis gezogen. Die hohe Geistigkeit Indiens liegt doch brach zu Boden. Ich glaube nicht, daß es gelingen wird, jene geistige Arbeit Indiens der gesamten Kulturwelt dienstbar zu machen. Aber selbst wenn einige Samenkörner von diesem Baume auch unter die Völker der Erde ausgestreut werden, wie viele wertvolle Körner sind bereits verdorrt, seit Indien unter englischer Knechtschaft leidet! Der Vergleich mit Indien und unserem Volke kann in vielfacher Hinsicht noch weiter geführt werden, da uns tatsächlich das Schicksal Indiens blühen kann.

Man hat in einer beispiellosen Überhebung davon gesprochen, daß ein 70-Millionen-Volk nicht untergehen könnte. Die Inder waren 300 Millionen und sind verdorrt und von dem Schauplatz der menschlichen Geschichte verschwunden, vielleicht für immer, wer kann es sagen? Wir sind auf dem Wege dazu, wenn wir uns nicht mit voller Kraft in das Meer der Politik werfen und schwimmen lernen. Auch Schwimmen ist eine Kunst. Sie erlernt gar mancher, wenn ihm Not und Tod vor Augen sind. Vielleicht mag es uns ebenso ergehen, denn ohne ein Verständnis für die Staatskunst muß auch unsere Kulturmission für die Welt erlöschen.

Aber das allein hilft nicht. Uns mangelt eigenartigerweise der Sinn für die Gemeinschaft aller Deutschen. Wir haben von allen Völkern der Erde das geringste Nationalempfinden. Wir setzen die Interessen und Bestrebungen der Einzelgruppen vor die allgemein nationalen. In unserm Volke kommt zu dem ein religiöser Gegensatz, der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus. Auch hier eine eigenartige Parallele zu Indien. Im indischen Volk bekämpfen sich Hindus und Mohammedaner bis aufs Messer. Der Engländer hat stets verstanden, beide gegeneinander auszuspielen. An dem politischen Horizont Deutschlands leuchtet als Symbol zur Gesundung: das deutsche Volkskaisertum. Aber schon mengen sich in diesen Gedanken konfessionelle Beschränktheiten. Der mittelalterliche Kampfruf „Hie Guelfe, hie Gibelline“ kann von neuem unser Staats- und Volksleben erschüttern ...

*

Kußhändchen nach Moskau

Der sattsam bekannte russische Bolschewist Radek hat während seiner Moabiter Haft eine Denkschrift über das künftige Verhältnis Rußlands zu Deutschland verfaßt, die jetzt nicht in der „Roten Fahne“, sondern in Herrn Hardens „Zukunft“ veröffentlicht worden ist, wo sie ja in der Tat genau so gut am Platze ist. In grellgelben Plakaten preisen die Anschlagsäulen diesen Lockartikel aus Hardens politischem Ramschbazar dem Publikum an.

Dadurch wird nur das Urteil erhärtet, das Dietrich Stürmer in einer gut getroffenen

Charakterstudie (Kurt Viewegs Verlag, Leipzig) über Harden fällt: „Harden äffte der Welt vor, er gehöre zu den erhaltenden, positiv wirkenden Kräften, schlich sich unter falscher Maske in das Vertrauen vieler Volksgenossen ein, war ein Anhänger gröbster Weltmachtpolitik, hetzte zum Krieg, schürte und schürte, half das Volk ins Unglück stürzen und tut heute, als ob er stets ein Freund der Masse gewesen sei, liebäugelt mit den Kommunisten, die eigentlich seine schärfsten Gegner sein müßten, hätschelt und tätschelt sie und raunt ihnen honigsüße Worte ins Ohr. Jeder ehrliche Spartakist steht himmelhoch erhaben über diesem charakterlosen Geckenmännchen, das dem Volke sein Lockgeflüster zuraunt."

*

Wenn nichts mehr hilft —?

Es bleibt dann, schreibt Geheimrat Prof. Dr. J. Reinke im „Tag", nur noch eine Ultima ratio oder vielmehr ein Versuch der Verzweiflung, uns über Wasser zu halten und wenigstens furchtbar um uns zu schlagen, ehe wir versinken: das ist der Bolschewismus! Unsere Radikalen verstehen darunter freilich nur den Ersatz der parlamentarischen Demokratie durch die Diktatur des Proletariats vermöge eines Rätesystems. Doch eine Diktatur des Proletariats ist Widerspruch in sich. Die Masse der Handarbeiter kann nicht regieren, das können nur einzelne starke Männer oder ein starker Mann. Der russische Bolschewismus heißt in Wirklichkeit Lenin. Dieser gewaltige Staatsmann scheint innerhalb Rußlands aller Hindernisse Herr zu werden, die sich ihm bislang in den Weg stellten. Bringt uns die Entente durch ihre Forderungen bis zur Verzweiflung, so werden wir uns jedem Führer unterordnen, wenn er nur stark ist, auch wenn wir die Räte-Republik in den Kauf nehmen müssen. Auf der abschüssigen Bahn, auf die wir hauptsächlich durch die Kohlennot geraten sind, kann es nicht weiter gehen. Der Punkt muß kommen, wo es heißt: Bis hierher und nicht weiter!

Aus dem allen folgt, daß zurzeit eine feste und zielbewußte Außenpolitik für Deutschland die Hauptsache ist; sie ist wichtiger als alle innerpolitischen Maßnahmen.

Die deutsche Außenpolitik hat vor allem England darauf hinzuweisen, daß wir durch die Kohlennot und die Lebensmittelnot vor die Wahl gestellt werden zwischen Untergang und Bolschewismus. Den letzteren wünscht in Deutschland niemand zu erleben, mit Ausnahme des linken Flügels der Radikalen. Wenn aber die Entente, in der Englands Wille maßgebend ist, uns in eine Lage hineindrängt, in der keine andere Wahl bleibt, so wird das deutsche Volk eher vor dem Bolschewismus kapitulieren als vor dem Hungertode.

*

Die Illusion über Revolutionen

Aus Hans von Hentigs „Aufsätzen zur deutschen Revolution" (vgl. Türmers Tagebuch) sollten folgende anregende Bemerkungen unseren Illusionisten zu denken geben:

Immer wieder taucht die freundliche Illusion auf, als ob in den Revolutionen ein ganzes Volk heldenhaft für ein klares, festes, reformatorisches, politisches Programm in die Schranken tritt. Die Geschichte zeigt, daß Machtfragen unter der Verkleidung mit allen möglichen Theorien in Revolutionen ausgetragen werden, und daß der Kampf um die politische Macht bei einzelnen führenden Persönlichkeiten Befriedigung eines quälenden Triebes, bei den insurgierten Klassen ein Mittel bei dem Versuch wirtschaftlicher Besserstellung ist. Das sieht man daran, daß Unruhen immer und immer wieder entstanden, wenn weise, aber verfrühte Reformen wirtschaftliche Interessen antasteten wie bei Savonarola oder Joseph II. — Grausamkeit und Mißwirtschaft erregte das russische Volk wenig, die Zivilisationsversuche Peters des Großen führten zu zahlreichen Verschwörungen. Die Abschaffung der Sklaverei war die Ursache des amerikanischen Bürgerkriegs. In all diesen Fällen klammerte sich das souveräne Volk an schreiende, aber einträgliche Mißbräuche und erhob sich gegen das fortschrittliche Programm seiner „Tyrannen"...

Nicht in seinem kümmerlichen Gedankeninhalt, in seinen wilden Energien hat der Erfolg des Bolschewismus gelegen, nur darin ist der Grund zu suchen, warum weitsichtige uneigennützige Männer lieber mit einem domestizierten Bolschewismus als dem Sozialismus schlauer und machtwilder Kleinbürger auswärtige Politik machen wollten, einem matten Geschäftssozialismus, der nur an Sonn- und Feiertagen eine Spritze Pathetik bekam.

*

Nicht reif für Sieg und Größe!

Eine Betrachtung der „Deut. Ztg.", die zwar keine „Enthüllungen" bringt, doch aber nicht ernsthaft genug angestellt werden kann:

Es war einer jener seltenen Glückszufälle im Völkerleben, daß das gütige Geschick uns einen Mann von den Ausmaßen **Bismarcks** geschenkt hat, aber es war eben ein Glücksfall. Das deutsche Volk hat diesen Mann nicht verdient, oder, wie ein kluger Mann einmal gesagt hat, daß uns der Himmel einen Bismarck geschenkt hat, ist gewiß ein großes Glück für unser Volk, ebenso wie es ein großes Glück ist, wenn ein kurzsichtiger Mann eine besonders gute Brille hat, wie es aber ein großes Unglück ist, daß dieser Mann eine solche Brille braucht. Wer unser heutiges Elend begreifen will, wer sich in dieser Abschiedsstunde ernsthaft Rechenschaft ablegt über Tun und Lassen seines Volkes, und das muß ein jeder, der es gut meint, der wird feststellen, daß unser Zusammenbruch begann an dem Tage, an dem man in ungeheuerlicher Undankbarkeit dem Steuermann das Ruder entriß, das nur er allein in der Brandung des politischen Lebens behaupten konnte. Die ungeheuerliche Undankbarkeit, nicht nur des einzelnen, sondern der erdrückenden Mehrheit des deutschen Volkes, war ein Beweis dafür, daß unser deutsches Volk tatsächlich noch nicht reif war für die gewaltige Stellung, die Bismarcks heldische Kraft ihm verschafft hatte.

Wir müssen ehrlich sein und uns darüber Rechenschaft geben: war unser Volk einem Siege im Weltkriege gewachsen? Wir meinen nicht militärisch und sind heute mehr denn je der festen Überzeugung, daß die einzige Feldherrnkunst eines Ludendorff und Hindenburg zu unseren Gunsten hätte entscheiden können, politisch aber und sittlich war unser Volk der Aufgabe nicht gewachsen. Das nachbismarckische System war nicht reif für den Sieg. Es war das System des mittelmäßigen Durchschnitts, das System des demokratischen Neides gegen politisch Große, das System der inneren Unwahrhaftigkeit, in dem die den Ton angaben, die dazu nicht berufen waren. Wer die allmähliche Ausschaltung der staatserhaltenden Kräfte, namentlich in dem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege, mit Bewußtsein verfolgt hat, der sah von vornherein mit Grausen die allmähliche Zuspitzung der außenpolitischen Lage unter einem Systeme, dessen Unfähigkeit der Beginn des Weltkrieges in geradezu unerhörter Form offenbarte. Es beweist den höchsten Grad politischer Verlogenheit, wenn die heute regierenden Männer der Linken dem alten System junkerliche oder alldeutsche Bestrebungen unterschieben wollen. Wenn irgend jemand vollkommen ausgeschaltet war, dann waren es gerade diese heute in satanischer Absicht oft genannten Kreise, die den Weg zur höchsten Stelle im Reiche verrammelt fanden von den Männern des Systems Bethmann Hollweg, dessen folgerichtige Krönung ja nur das System Ebert, Erzberger, Gothein, Scheidemann ist. Während die ganze Welt sich politisch und wirtschaftlich bis auf den Gamaschenknopf rüstete zur Niederzwingung des aufstrebenden deutschen Volkes, zerfloß unsere Regierung und Staatskunst in den abgestandenen Ideen des Weltbürgertums und des Völkerbundes. Darum ist der Zusammenbruch des 9. November, ist der Friede von Versailles nur das furchtbare Ergebnis jener Politik, dessen Testamentsvollstrecker die schon seit Jahren stärksten Stützen des verrotteten Systems geworden sind.

*

Die Untreue gegen sich selbst

Über das völlige Aufgehen im Fremden, das nicht anders als ein sich bis zur Würdelosigkeit erniedrigendes Anpassungsvermögen bezeichnet werden muß, wird in der „Tradition“ bemerkt: Wären wir ein Weltvolk geworden — auf dem Marsche waren wir —, dann wären vielleicht auch unsrem Selbstbewußtsein die Schwingen gewachsen. Im kleinen, einsamen Deutschland wird es kaum dazu kommen, selbst wenn die Not der Zeit uns wieder eisenhart werden lassen sollte. Man darf die Erklärung für unser viel bespötteltes Anpassungsvermögen nicht in der starken Blutmischung suchen. Auch der reinrassige Deutsche läßt sich vom Fremden locken und fangen. Die gewaltige Brandungssee der germanischen Völkerwanderung ist vom Boden fremder Art so gut wie restlos aufgesaugt worden. Und es gibt aus den Einzelheiten germanischer Geschichte mehr als ein beschämendes Beispiel dafür, daß der Deutsche nur zu gern und leichtfertig sich selber untreu wurde.

*

Kopf und Hand

In seiner bekannten Leipziger Rede über „Die Kulturaufgaben der Gegenwart“ hat der Kultusminister Hänisch sich sehr eingehend über das Mißverhältnis ausgelassen, das in der wirtschaftlichen Lage der geistigen einerseits und der Handarbeiter andererseits immer schärfer zutage tritt. Vor dem Kriege, so führte Herr Hänisch nach einem ausführlichen Bericht aus, habe die körperliche Arbeit in ihrer Bezahlung und sozialen Wertung zweifellos tief unter der geistigen Arbeit gestanden. Es war die große geschichtliche Aufgabe der deutschen Arbeiterbewegung, gegen diese Minderwertung anzukämpfen, die sehr viel zur Verschärfung der Klassenkämpfe in Deutschland beigetragen habe. Die Revolution habe die Handarbeiter zu einem ausschlaggebenden Faktor des Staatslebens gemacht, was der Minister als Sozialdemokrat nur für einen großen politischen und kulturellen Fortschritt halten müsse. Leider sei damit gewissermaßen als Reaktion auf die frühere Unterschätzung der körperlichen Arbeit eine Unterwertung der geistigen Arbeit eingetreten. Das bedeute eine außerordentlich ernste Gefahr für unser nationales Leben, die das gesamte Volk angehe und die nicht zu einer Parteifrage gestempelt werden dürfe. Vor kurzem habe er in der „Freiheit“ das Feuilleton der unabhängigen Frau Dr. Siemsen gelesen, die darin beschreibe, wie sie an einem Morgen gleichzeitig zwei Briefe erhalten habe: eine Schneiderrechnung für eine Bluse über 42 ℳ und eine Honorarabrechnung über 36 ℳ von einer angesehenen wissenschaftlichen Zeitschrift für eine größere wissenschaftliche Abhandlung. Die Verfasserin rechnet nun die Arbeit der Schneiderin auf höchstens 8 Stunden, das ist gleich einem Stundenlohn von 5 ℳ, während sie selbst zum Niederschreiben der feuilletonistischen Arbeit schon zwei Tage brauchte, abgesehen von allen wissenschaftlichen Vorarbeiten, was für sie etwa einen Stundenlohn von 2 ℳ ausmache; in einer anderen Zeitschrift schildert ein deutschnationaler Amtsrichter die neuen Berliner Tarife für Maßschneider (9000 bis 11 000 ℳ) und für Kassenboten (4000 bis 10 000 ℳ); er meint dazu, daß er nur noch schwanke, seinen Sohn Müllkutscher oder Kellner, Schneider oder Kassenbote lernen zu lassen. Aus den Lagern des Zentrums und der Demokraten seien ähnliche Stimmen zu verzeichnen, ein Beweis, wie sich in dieser Frage die Meinungen aller Parteien zusammenfinden. Der Redner stellte dann fest, daß es kaum einen Zweig geistiger Arbeit gebe, der sich nicht in einer geradezu unerträglichen Notlage befinde.

Alles wahr, alles richtig. Aber die Antwort darauf, welche Mittel seine Regierung zu ergreifen gedenke, um diese eingestandenermaßen katastrophale Entwicklung aufzuhalten, ist Herr Hänisch schuldig geblieben. Mit noch so schönen und bemitleidenden Worten wird aber dem bedrohten geistigen Mittelstand nicht auf die Beine geholfen.

*

Nationales Lumpentum

Im Novemberheft der frisch geschriebenen neuen Monatsschrift für die wenigklassige Landschule „Unter der Schullinde" (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart), die den Landlehrern wohl bald ein lieber Freund werden wird, fügt der Herausgeber, Schulrat Karl König, eine Reihe von Fällen nationaler Lumpenhaftigkeit zu einem Kranze, bei dessen Wohlgerüchen auch einem Schwarzen aus dem dunkelsten Afrika übel werden könnte.

Ein Metzger wurde heute auf Schieberpfaden entdeckt. Schäumende Wut. „Wären doch nur die Franzosen ins Land gekommen, dann hätte all der Schwindel ein Ende!" schleudert er haßtoll dem Feldjäger ins Gesicht. Unbegreiflich ist uns Elsässern, die wir alles verlassen haben, solche Gesinnung. Und in allen Formen und in allen Kreisen tritt sie uns entgegen. So wenn mir einer sagte: „Das begreife ich nicht, daß man ein schönes, reiches Land, ein schönes Amt aufgeben kann, bloß weil man nicht Franzose werden will." Oder wenn ein Oberlehrer seiner Prima den Aufsatz gibt: „Ubi bene, ibi patria", und dabei die Erwartung ausspricht, daß das Thema zustimmend beantwortet werde. Oder wenn ein höherer Regierungsbeamter verwundert den Kopf schüttelt: „Ja, hätten Sie denn nicht drüben bleiben können?" Lauter Nackenschläge! Keulenschläge. Und oft möchte man irre werden, nicht bloß an den Deutschen, sondern am Deutschtum. Ist Deutschland tatsächlich all dieser Opfer wert? Kannten am Ende jene Altdeutschen ihr Vaterland besser, die sich krampfhaft bemühten, ihr Deutschtum zu verleugnen, die Franzosen in fanatischem Deutschenhaß zu überbieten, um drüben bleiben zu können?...

Daß wir zum Spott und zur Verachtung der ganzen Welt geworden sind, ist furchtbar. Aber furchtbarer noch wühlt das Schwert in jeder vaterländisch fühlenden Brust, weil das gegenwärtige Geschlecht diesen Spott, diese Verachtung verdient. Allüberall nur der Schrei nach Frieden und Brot. Kürzlich sagte ein französischer Offizier zu einem Bekannten: „Und wenn in Frankreich die Not noch schlimmer wütete als in Deutschland und wenn halb Frankreich an Deutschland abgetreten werden müßte, in keiner Provinz böte sich ein Schauspiel so verächtlichen Buhlens dar, wie wir es jetzt in den linksrheinischen Teilen Deutschlands tagtäglich erleben müssen. Zu solcher Schamlosigkeit ist nur ein Deutscher fähig." Der Peitschenhieb schmerzt. Aber er ist wohlverdient. Deutscher Lehrer, dich schauert vor deiner Aufgabe. Wohl! Aber verzage nicht! Sei ein Mann! Werde ein Führer deiner Schar! Säe aus köstlichen Samen!

*

Das alte, immer neue Lied

Ein Engländer, erzählt H. von Waldeyer-Hartz in der Wochenschrift „Die Tradition", wird im Auslande unter keinen Umständen zu einem Fremden schlecht über seine Landsleute reden, es sei denn, daß der Fall hoffnungslos liegt. Ganz anders der Deutsche. Besuchte man im Auslande einen deutschen Klub oder traf man sonst anläßlich einer geselligen Zusammenkunft Deutsche, so verging kaum eine halbe Stunde — ich möchte fast sagen, es war das typische Zeichen dafür, daß man „als warm geworden" empfunden wurde —, und Herr Schulze erzählte einem bereits im Flüstertone, „mit Herrn Müller sei auf keinen Fall zu verkehren, Herrn Müllers Schwager, Herr Schmidt, stamme überdies aus Kreisen und habe eine Vergangenheit — — man könne nur vor ihm warnen — — usw." Solche Fälle waren nicht etwa vereinzelt. Sie kehrten immer wieder und wirkten auf den Unbefangenen in hohem Maße beschämend, zumal auch die Angehörigen eines fremden Volkes von der Durchhechelung Deutscher durch Deutsche nicht verschont blieben.

Als ich im Jahre 1914 als erster Offizier des Schulkreuzers „Hertha" im Hafen von Las Palmas lag, war es stadtbekannt, daß der britische Konsul und seine Frau leidenschaftliche Spieler waren und tief in Schulden steckten. Wie in jeder spanischen Stadt, so blühte auch in Las Palmas das Roulette. Kein Engländer verlor über die Schwäche des

Konsulpaares ein Wort; auch nicht im englischen Klub, in dem wir viel und gern verkehrten. Aber der Deutsche, er mußte sich tuschelnd oder auch laut immer wieder mit dem Fall beschäftigen, als ob es unser Vorrecht wäre, überall den Sittenrichter zu spielen. In allen solchen Fragen arbeitet der Engländer als ein Mann von Selbstbeherrschung und Welterfahrung im stillen, während der Deutsche sein Herz auf der Zunge trägt. Der Engländer weiß, daß seine Regierung schon eingreifen wird, wenn es an der Zeit ist. Der Deutsche aber muß kritisieren, um die Ereignisse voranzutreiben, selbst wenn die Stunde noch nicht geschlagen hat. Es liegt eine gewisse Unbescheidenheit hierin.

Scheel- und Zanksucht sind bei diesem Gehaben auch nicht zu unterschätzen.

*

Der „Geächtete"

Im „Deutschen Volkstum" liest man: „Eines der entzückendsten deutschen Kindergedichte ist Rückerts Lied vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt, wir kennen es alle aus der Schule. Nunmehr setzt uns Georg Kubatzki im ‚Israelitischen Familienblatt' auseinander, daß das Gedicht — antisemitisch wirke. Nämlich weil darin die Verse vorkommen: ‚Aber wie es Abend ward, ging der Jude durch den Wald mit großem Sack und großem Bart' und streift die goldenen Blätter in seinen Sack. Unerträglich! Genau so unerträglich wie der Vers: ‚Schulmeisterlein, du armer Narr!' in Mörikes ‚Turmhahn', der ja auch auf Rat eines klugen Jugenderziehers gestrichen werden sollte. Also Georg Kubatzki wandte sich ‚mit einer Eingabe an das Kultusministerium in Preußen und bat um Abstellung dieses Übels'. Er schlug vor, den ‚Juden' Rückerts in einen ‚Räuber' oder ‚Männlein' zu verbessern (so wie man früher aus dem ‚Liebchen' des Volksliedes eine ‚Mutter' machte)! Bald darauf erhielt er vom Provinzial-Schulkollegium die Mitteilung: „Auf Ihr an den Herrn Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung gerichtetes Gesuch vom 28. März d. J. erwidern wir ergebenst, daß sich der Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, bereit erklärt hat, das Gedicht ‚Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt' beim Neudruck der Fibel von Wichmann-Lange, Ausgabe B, durch ein andres zu ersetzen.' Und der Verlag von Velhagen & Klasing, devot wie er ist, ‚beehrt sich' noch überdies, Herrn Kubatzki in folgender Weise die Stiefel zu lecken: ‚Wir danken Ihnen für Ihr gefälliges Schreiben vom 6. d. M., und beehren uns, Ihnen daraufhin mitzuteilen, daß wir bei einem Neudruck der Fibel für Beseitigung des beanstandeten Gedichtes Sorge tragen werden.' Das ‚Israelitische Familienblatt' zollt Herrn Kubatzki ‚für sein maßvolles und doch zugleich energisches Vorgehen wärmste Anerkennung.'"

Das genügt nicht! Das Vorgehen des Herrn Kubatzki ist viel zu maßvoll. Solange dem „Israelitischen Familienblatt" nicht die Säuberung unserer Klassiker übertragen wird, kann von einem staatsbürgerlichen Ausgleich in Deutschland nicht die Rede sein. Herr Kultusminister Hänisch wird wissen, was er zu tun hat.

*

Deutsche Kultur?

In den „Alldeutschen Blättern" lesen wir folgende Anmerkung:

Daß wir Deutsche zu einer Überschätzung der Kultur neigten, glaube ich nicht. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß wir Deutschen nach unserm Zusammenbruch im Dreißigjährigen Kriege es leider nicht mehr zu einer geschlossenen, einheitlichen Kultur gebracht haben und daß das einer der tiefsten Gründe für unsern schließlichen erneuten Zusammenbruch ist. Überschätzt haben wir höchstens Dinge der bloßen Zivilisation und des technischen Fortschritts und das, was wir uns von den Herren Juden als „Kultur" haben aufreden lassen. Kultur als solche, d. h. wirklich natürlich gewachsene und gewordene Weltkultur kann man nicht wohl überschätzen.

*

Keine Wohnungsnot — für Galizier

Der Direktor des Berliner Wohnungsamtes, Dr. Laporte, hat festgestellt, daß bei einer Durchsuchung in einem Berliner Hause allein 79 Personen aus Galizien angetroffen wurden, von denen nur 19 polizeilich gemeldet waren.

Der Humor will es, daß diese Feststellung, die Bände redet, ausgerechnet im „Berliner Tageblatt" erfolgen muß, in dem Blatte also, das bisher die Ziffern über den ungehinderten Zustrom der Ostjuden als phantastisch und willkürlich übertrieben hingestellt hat. Die bemerkenswerte Stichprobe, von der Direktor Laporte berichtet, gewinnt aber noch eine besondere Bedeutung, wenn man sich vor Augen hält, daß der Berliner Bevölkerung für Herstellung von Notwohnungen eine Sonderbelastung seitens des Wohnungsverbandes von Groß-Berlin in Höhe von 25 v. H. auf die Miete des Jahres 1914 droht, mit der Steuer des Reiches für diesen Zweck zusammen also nicht weniger als 45 v. H.!

Das ist so knuffig, daß diese Zusammenhänge selbst einem Unabhängigen-Schädel einleuchten müßten.

*

Sonst ist nichts da ...

Ein erlesener Genuß ist es, Herrn Kasimir Edschmid über deutsche Literatur plauschen zu hören. Viel Deutsches kommt freilich dabei nicht in Frage, es sind immer dieselben sich gegenseitig zur Bedeutung herauflobenden Cliquen. „Die schöpferische Linie", stellt er in der „Frankf. Ztg." fest, „läuft wie über einen Grat von Schickele über Ehrenstein bis Kafka und Adler, macht eine Kurve, nimmt Döblin, Sternheim, kommt über Leonhard Frank und Däubler und Heinrich Mann. Es ist sonst nichts da, was dem von diesen Geschaffenen etwas Neues, Wichtiges hinzugefügt hätte." Den Gipfelpunkt in dieser orientalisch angehauchten Literatur-Landschaft nimmt — wer anders als Frau Lasker-Schüler ein! „Unsere größte Dichterin, die hirnlos, wie auf Gefühlen und Sternen den unermeßlichen Horizont des Traumhaften überschweift. Sie mischt Realität und Vision, die Dummheiten ihres Lebens und die Schicksale von Zeit und Dasein unlösbar in eine Sprache und Form, die ohnegleichen, erstaunlich und bestürzend, meschugge und erhebend, von anständiger Verrücktheit und osirishafter Klarheit ist. Alles aber durcheinander und nur in dem Resultat des Gemeinsamen begreifbar, ihres dichterischen, aus all diesen Dingen, aus gefrorenem Wasser und Mondschein gemischten Ausdrucks."

Schön gesagt, Kasimir. „Anständige Verrücktheit" in „eselhafter Klarheit".

*

Positive Kunstarbeit

Sie schaffen herrlich, die neuen Männer und betätigen ihre Kunstliebe keineswegs nur in Worten, sondern auch in Taten. Man denke an die Entfernung der Kaiserbilder aus den Schulen und den Lesebüchern. Aber man scheut auch größere Schwierigkeiten bei dieser eifrigen Tätigkeit nicht. So wurde in Darmstadt mit erheblichen Kosten vom Giebel des Hauptpostamtes das „Hoheitszeichen" der verflossenen Zeit entfernt. Die Maßnahme erfolgte auf Grund einer Verfügung des Reichsministeriums, und es scheint in der Tat beabsichtigt, ihre gleichmäßige Ausführung in ganz Deutschland anzuordnen. In Darmstadt soll die Arbeit einen Aufwand von mehreren tausend Mark erfordern. Es bedarf nur geringer Rechenkunst, um ausfindig zu machen, daß die allgemeine Entfernung dieser Wappenzeichen und die damit notwendig verbundenen architektonischen Ausgleichsarbeiten im ganzen Reiche mehrere Millionen verschlingen müßte. Der „Verband der bildenden Künstler in Hessen" hat darum an die Hessische Staatsregierung eine Eingabe gerichtet, die auf die Unnötigkeit dieses Vorgehens und die sinnlose Vergeudung von Nationalvermögen, die dadurch heraufbeschworen wird, nachdrücklich hinweist.

„Ganz abgesehen von dieser unproduktiven Verschwendung," heißt es in der Protesterklärung, „bedeutet die Verstümmelung öffent-

licher Denkmäler und Gebäude im einzelnen eine Fälschung historischer Wahrheit; sie muß als eine Barbarei bezeichnet werden, gegen die wir im Namen der deutschen Kultur und Kunst schärfsten Protest erheben. Das Wappen im Giebel des Hauptpostgebäudes ist kein beliebiges Firmenschild, sondern eine steinerne Urkunde, ein historisches Denkmal. Der Krieg gegen Denkmäler hat aber immer schon als kindisch und unreif gegolten ... Es sei daran erinnert, daß die Hoheitszeichen der geistlichen Stifte nach der Säkularisation (1806) erhalten blieben, ebenso wie die Wappenzeichen der früheren Standesherren und Landesherren unberührt und unter Denkmalschutz gestellt sind. Der Versuch, sie bei baulichen Umänderungen zu beseitigen, ist in vielen Fällen durch die Denkmalpfleger und durch die Kreisämter auf Grund des hessischen Denkmalschutzgesetzes verhindert worden. Hat dieses Landesgesetz für die Reichsbehörden keine Gültigkeit?

Wir bitten die Regierung, dafür Sorge zu tragen, daß wenigstens für Hessen die Wiederholung derartigen Vorgehens unterbunden wird und daß die verfügbaren Mittel lieber zur positiven Förderung künstlerischer Arbeit verwendet werden." —

Die hessischen Künstler beweisen eine beschämende Rückständigkeit und ein bedauerliches Unverständnis des Geistes der Zeit. Wie kann man eine „positive Förderung künstlerischer Arbeit" verlangen? Erstens: „Arbeit!" und dann auch noch „positive!" St.

*

Vom Theaterbetrieb

Bei der Protestversammlung der Berliner Theaterleiter gegen die geplante Lustbarkeitssteuer wurden einige lehrreiche Zahlen genannt. Danach betrug der Haushalt der Reinhardtbühnen bis kurz vor dem Kriege jährlich 860000 M. Er ist seit November 1918 auf 3340000 M angewachsen. Den Hauptposten nehmen Arbeitslöhne mit 1640000 M gegen vorher 96000 M ein. Chor, Orchester, Heizung, Kranken- und Invalidenversicherung erheischen jetzt 1300000 M gegen 240000 M.

Man ersieht daraus, daß die eigentlich künstlerischen Faktoren mit der Verteuerung der Kunst nichts zu tun haben. Um so köstlicher ist es, daß die — Transportarbeiter die Theaterdirektoren ihrer Unterstützung im Kampfe gegen die Steuer versicherten. Vermutlich werden die Herren Müllkutscher wieder einmal einen Sympathiestreik inszenieren und nur so nebenbei eine kleine Lohnerhöhung durchdrücken. Natürlich nur aus Liebe zur Kunst. St.

*

Monarchie und Republik

Um einen vollkommenen Staat zu gründen, muß man damit anfangen, Wesen zu schaffen, deren Natur es zuläßt, daß sie durchgängig das eigene Wohl dem öffentlichen zum Opfer bringen. Bis dahin läßt sich jedoch etwas schon dadurch erreichen, daß es eine Familie gibt, deren Wohl von dem Wohl des Landes unzertrennlich ist, so daß sie, wenigstens in Hauptsachen, nie das eine ohne das andere befördern kann. Hierauf beruht die Kraft und der Vorzug der erblichen Monarchie. Die monarchische Regierungsform ist die dem Menschen natürliche, fast so, wie sie es den Bienen und Ameisen ist. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höheren Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften ungünstig ist.

Schopenhauer

Im nächsten Hefte beginnen wir mit dem Abdrucke eines größeren Werkes, einer meisterhaften psychologischen Studie voll innerer und äußerer Spannung: **Der Landsknecht** von **Otto Schwarz**, dem Verfasser der in diesem Hefte veröffentlichten preisgekrönten Skizze „Die Ringer".

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

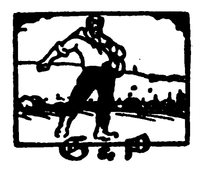
Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Zweiundzwanzigster Jahrgang · Band II

(April bis September 1920)



Stuttgart

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze



Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.

Briefe

Auf den Beilagen.





22. Jahrg. April 1920 Heft 7

Der Türmer

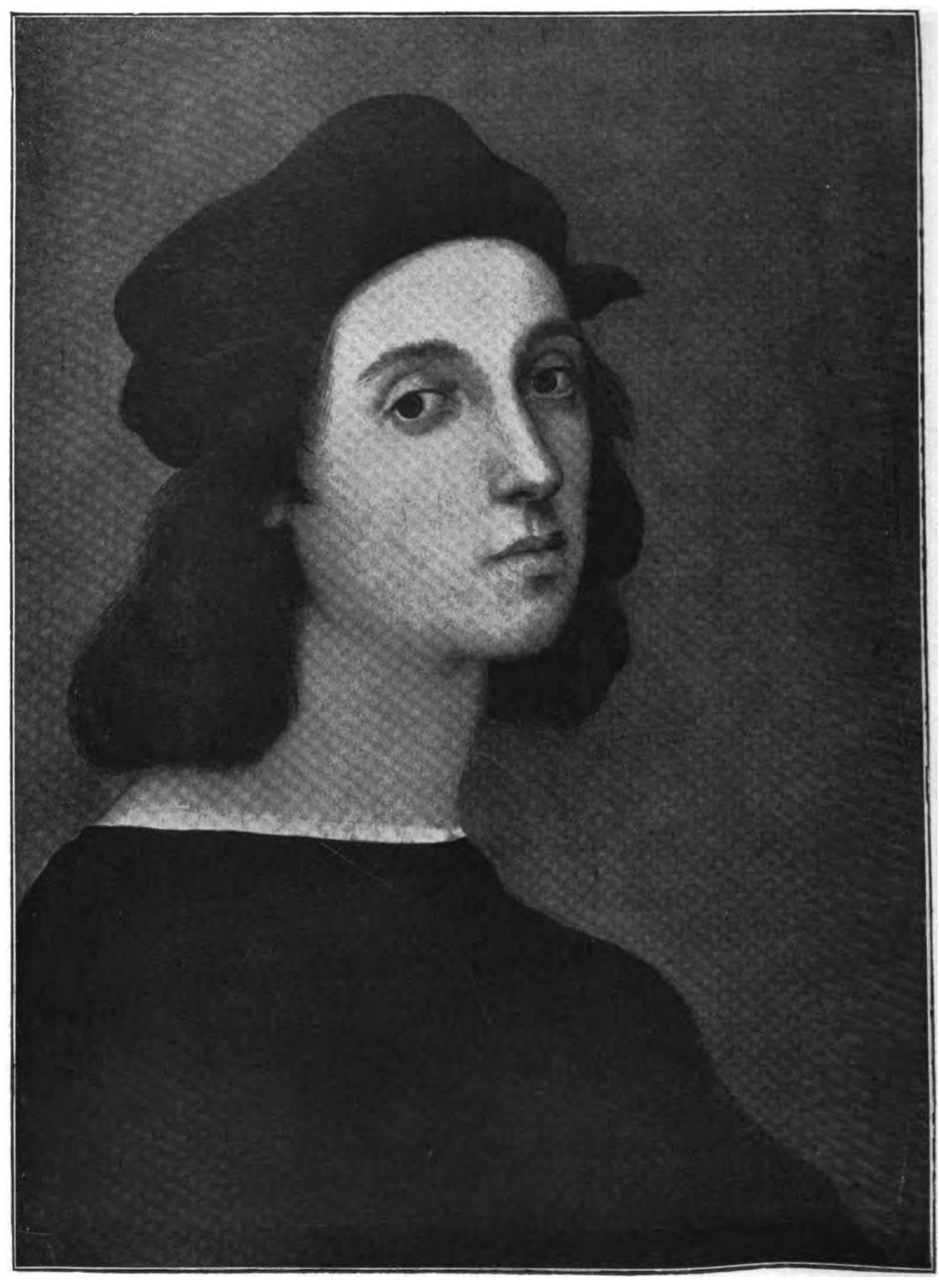
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber J. E. Freiherr von Grotthuss

Inhalt

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 9 Mark Einzelhefte 3 Mk. 50 Pf.



Selbstbildnis — Raffael

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. April 1920 Heft 7

Vom Erleben

Von Paul Sickel

In wissenschaftlichen wie in unterhaltenden Schriften begegnet man neuerdings immer häufiger dem Worte „Erlebnis". Ja es scheint, daß der Begriff des Erlebens zu einem Modewort unserer Zeit geworden ist. Man spricht vom Erleben der Natur und der Kunst, vom Erleben Gottes und fordert sogar statt der bisherigen Lernschule eine Schule des Erlebens. Wie alle Schlagwörter ist auch dieses vieldeutig und unbestimmt, darum aber nicht weniger wirkungsvoll. Mögen nun auch viele, die solche Modeausdrücke im Munde oder in der Feder führen, sich über ihre tiefere Bedeutung kaum Rechenschaft geben, so liegt ihnen doch immer ein wenigstens dunkel geahntes Bedürfnis, ein Sehnen der Zeit zugrunde. Als vor etwa 150 Jahren alle Welt begeistert in Rousseaus Ruf „Zurück zur Natur" einstimmte, waren sich die meisten Menschen, ja selbst der Urheber des Wortes, durchaus nicht klar darüber, was denn die „Natur" sei, zu der man zurück wollte. Wohl aber lebte in allen das Bewußtsein eines Druckes, von dem man loszukommen suchte, nämlich das Gefühl der „Unnatur", die im Gefolge der überfeinerten, verschnörkelten Rokokokultur alles ursprüngliche Leben übersponnen hatte. Sollte nicht auch hinter dem Worte vom Erleben ein solches Sehnen nach einer Erneuerung und Umwandlung unseres gegenwärtigen Daseins stecken?

Wenn wir Leben und Erlebnis in einer anderen Form erstreben, als unser Alltag es jetzt gewährt, so muß es wohl etwas Lebensfeindliches, etwas das wahre,

echte Leben Schädigendes sein, unter dem die Menschheit leidet, und was sie überwinden möchte. Wer den leisen Pulsschlag der Zeit aus dem übertönenden Lärm des Weltgeschehens herauszuhören vermag, wird nicht zweifelhaft sein, was dieses Lebensfremde ist.

Es scheint eine notwendige Folge alles Kulturstrebens zu sein, daß es jeweils immer wieder über die bewußt erstrebten Ziele hinausgedrängt wird und unabsichtliche Nebenwirkungen zeitigt, die das Innerste und Wertvollste im Menschen zu verkümmern drohen. Die volkstümliche Weisheit, daß jedes Ding seine zwei Seiten habe, findet ihre Bestätigung bei allen großen Errungenschaften menschlicher Arbeit. Alle Kultur führt zu Über- und Unkultur. Der Mensch des 20. Jahrhunderts leidet unter den Fortschritten, auf die das vergangene Jahrhundert so stolz war. Welches waren diese Fortschritte? Man kann sie wohl unter zwei Hauptbegriffe bringen: die zunehmende Beherrschung aller Lebensgebiete durch die Wissenschaft und die ungeheure Vermehrung der Arbeitsleistung, besonders auf technischem Gebiete. Bei aller Bewunderung für die beispiellose äußere Entwicklung gerade unseres Vaterlandes hat es auf die Dauer nicht verborgen bleiben können, daß wertvolle Triebe unseres Seelenlebens dabei zu kurz kamen; und dieses Gefühl, das dumpf in den Massen brütete, klarer nur in Einzelnen und Einsamen heraufdämmerte, ist es, das sich in jenem Verlangen nach echtem, tiefem Leben und Erleben ausdrückt.

Daß einseitiger Erkenntnisdrang um die Früchte des Daseins betrügt, ist ein uralte Erfahrung der Menschheit, liegt sie doch schon der Erzählung vom Paradiesesbaume zugrunde. Unsere Zeit empfindet es besonders schmerzlich, daß unter allem Denken, unter aller verstandesmäßigen Regelung das natürliche Leben erstickt. Man hat das Gefühl, als ob die Gedanken mit ihrer kalten Blässe und nüchternen Verständigkeit sich zwischen uns und die Dinge drängten: Wir denken mehr als daß wir erleben. — Und ähnlich steht es mit dem Fortschritt der Technik. Wie wenn der Mensch einen Wettbewerb mit den Kräften des Dampfes und der Elektrizität aufgenommen habe, so hat er seine Arbeitsenergie gegen früher gesteigert. Und das nicht nur auf den Gebieten der Technik und Industrie. Eine fieberhafte Eile treibt unser Schaffen rastlos, ohne Ruhepunkt weiter. Höchstleistung ist Trumpf. Und der „Leistungsmensch“ ist eigentlich erst dann zufrieden, wenn er sich überanstrengt hat. Ein erhöhtes Lebenstempo reißt uns blindlings mit fort. Rechnete der frühere Mensch — und heute noch der Bewohner des stadtfernen Landes — nach Tageszeiten und höchstens Stunden, so peitschen den Großstädter, den Industrie- und Handelsmenschen die Minuten vorwärts zu sinnlosem Laufe. Aber bei aller Befriedigung, die geleistete Arbeit und Überwindung von Schwierigkeiten für den Augenblick gewähren kann, erwachte auch hier das Gefühl, daß diese Arbeit unsere Seelen knechtet, daß wir in Gefahr kommen zu Maschinen zu werden. Gewiß ist Leben Tätigkeit, aber doch nur so lange, als das Lebendige d. h. der Geist die Arbeit beherrscht und nicht von ihr erdrückt wird.

Wenn wir so deutlich genug erkennen, was wir in unserem gegenwärtigen Dasein vermissen, sollte es dann nicht auch möglich sein, das wahre Erleben, nach dem unsere Seele verlangt, näher zu deuten? Offenbar ist es ein Leben, das nicht

ganz der Herrschaft der Ideen und Begriffe und der verstandesmäßigen Regelung ausgeliefert ist, ein Leben, das sich nicht an die Hast unpersönlicher Arbeit verliert. Was wir im Innersten ersehnen, ist die unmittelbare, ruhevolle Hingabe an die Wirklichkeit. Aber doch nicht nur solche passive Hingabe, sondern darüber hinaus ein geistiges Verarbeiten, in dem sich unser ganz persönliches Seelenleben mit dem Gegenstande des Erlebnisses durchdringt. Wahres Erleben ist ebenso unmöglich, wo die Seele sich — in bloßer Zerstreuung — an die Außendinge verliert, wie dort, wo sie in starrer Selbstbegrenzung sich dem Eindruck nicht hingeben kann. Es gilt hier das Goethewort: „Wo Objekt und Subjekt sich berühren, da ist Leben." Echtes Erleben beglückt durch das schöne Gleichmaß des Empfangens und des eigenen Schaffens. Es ist eine lebhafte und doch nicht unruhige, rhythmische Schwingung unseres inneren Menschen. Am reinsten genießt es der künstlerisch begabte Mensch. Wen der Beruf an eine Tätigkeit fesselt, die vorwiegend auf praktische Ziele gerichtet ist und den Geist in enge schematische Bahnen zwängt, der wird leicht die Fähigkeit ursprünglichen Erlebens verlieren. Aber auch er kann, wenn ein bedeutender Eindruck ihn im Augenblick seelischer Bewegtheit trifft, ein Erlebnis haben, das ihn über die Plattheit der Alltagsgedanken weit emporhebt. Auch ihm vermag ein einziger Blick in die strahlende Winternacht zum ahnenden Schauen der Unendlichkeit zu werden. Oder er erfährt vielleicht beim Tode eines geliebten Menschen Stimmungen, aus denen ihm eine ganz neue Lebensanschauung emporquillt, wie es so wirkungsvoll Gerhart Hauptmann im Michael Kramer geschildert hat, wo der Vater an der Bahre seines sittlich mißratenen Sohnes innerlich vollkommen umgewandelt wird.

Eine eigenartige Fügung des Geschickes hat es gewollt, daß die heutige Menschheit, die nach tieferen Erlebnissen geradezu dürstete, Zeuge weltgeschichtlicher Ereignisse von unerhörter Wucht werden sollte. Zwar weist der frühere Verlauf der „Weltgeschichte" (wie wir mit einer gewissen Überhebung sagen) Begebenheiten auf, deren umwälzende Wirkung vielleicht noch größer war. Aber niemals war doch die Menschheit als Ganzes und wiederum auch jeder einzelne so sehr in Mitleidenschaft gezogen wie heute, wo die düsteren Schatten feindseligen Hasses und grauser Vernichtung in die einsame Hütte des Urwaldes wie in den üppigen Palast der Weltstadt fallen. Begreifen und verstehen können wir das Geschehen der Gegenwart nicht; dazu sind wir zu sehr als Handelnde und Leidende mit ihm verwoben. Einem kommenden Geschlechte ist es vorbehalten, Ursachen und Gang der Ereignisse objektiv historisch zu deuten. Uns bleibt nur das Erleben mit seinen wehevollen Erschütterungen und seiner läuternden Seelenerhebung. Aber wer in stiller Stunde dem nachsinnt, was alles seit jenen Sommertagen von 1914 über uns gekommen ist, der mag selbst daran zweifeln, ob jenes eindringende Erleben, wie es eben gekennzeichnet wurde, hier möglich sei, ein Erleben, das der überwältigenden Größe und Furchtbarkeit des Geschehenen einigermaßen gerecht wird. Vielleicht daß auch das Erleben des übermenschlich Großen sich allmählich in dem Seelenleben der Menschheit entwickeln muß und es erst der Zukunft gelingen wird, das in seiner ganzen Fülle und Schwere zu empfinden und auszusprechen, was uns wie ein unentwirrbares Gewebe von Sinn und Widersinn anmutet. Und so wäre es

wohl auch unbillig, von der jetzigen Kunst Werke zu erwarten, wo das Unbegreifliche zum künstlerischen Ereignis geworden wäre.

Wer an die großen Deutschen des vorigen Jahrhunderts zurückdenkt, dem muß es auffallen, wie viele von ihnen das Licht der Welt gerade in der Zeit erblickt haben, als der politische Niedergang und Aufschwung unseres Volkes vor hundert Jahren eine hohe Welle nationaler Kraftentfaltung und Begeisterung emportrieb. Sollte dies reiner Zufall sein? Und könnte nicht auch aus der seelischen Hochspannung unserer Tage der Genius geboren werden, der dereinst die Summe der Erfahrungen aus diesem Weltenschicksal ziehen wird? Der das, was uns zum Teil noch ein Äußeres, weil weder wissenschaftlich Begriffenes noch voll Erlebtes, bleiben muß, zu inneren Seelenwerten umbildet? Vielleicht erscheint dann neben dem künstlerischen Genius auch der soziale Erlöser, nach dem die Menschheit schreit!



Zeitgemäße Worte · Von W. H. Riehl

(1861)

Unsere Gesellschaft ist ein Neubau mit vielen Überresten eines alten Baues, die man nicht beliebig herausbrechen kann, ohne das Ganze umzustürzen. Die Wissenschaft kann reinen Tisch machen, das Leben tut dies niemals. Es läßt das Neue aus dem Alten erwachsen, und bis alles Alte überwunden ist, beginnt das Neue selbst schon wieder zu veralten, um einem Neueren ebenso allmählich und in langsam und stückweise sich lösender Verbindung Platz zu machen. Das ist das große und notwendige historische Gesetz vom steten Ineinandergreifen der Vergangenheit und Gegenwart, dem auch der radikalste Neuerer sich beugen muß.

* * *

Wenn man unseren Proletariern in aufgeregten Tagen von der Ehre jeglicher Arbeit predigte, dann wollten sie allemal diese Ehre gleich für sich mit Händen greifen und meinten, daß man Geistesarbeit höher lohne als Handarbeit, das sei auch eine Arbeitsehre, die man ihnen entrissen, und daß die Genüsse des Lebens ungleich ausgeteilt sind in der Gesellschaft, das sei ein Betrug, den man an ihnen und ihren Rechten als Arbeitern begänge.

* * *

Die reine Geistesarbeit unterliegt eigentümlichen Gesetzen. Vom gemeinen Manne unverstanden, vom sozialistischen Theoretiker mißverstanden, vom positiven Wirtschaftslehrer nicht beiseite geschoben, ist diese reine Geistesarbeit dennoch der Sauerteig, welcher unsere moderne Gesellschaft am kräftigsten in Gärung setzt.

* * *

Alle neueren Revolutionen förderten während der ganzen Dauer der Unruhen eine merkwürdige Begriffsverwirrung über die einfachsten wirtschaftlichen Tatsachen und Gesetze.



Gautama Buddha
Von Margarete Kiefer-Steffe

Er wachte auf, als ihn der Mondschein traf.
Vom elfenbeinverzierten Ebenholz
Des Lagers glitten rieselnd Seidendecken,
Als er mit einem Schwunge aufrecht saß.
Was willst du? rief er laut, noch aus dem Traum,
Und schrak vor seiner Stimme jäh zusammen
Und sah sich um im hohen Schlafgemach
Fremd und erstaunt! Da lagen auf den Stufen
Von Marmor, die zum goldnen Gitter führten,
Entblößten Leibes junge Tänzerinnen,
Auch Sängerinnen neben ihren Lauten.

Der Mond warf einen unbarmherzigen Schein,
Ein totes Licht über erschlaffte Wangen,
Verwirrte Haare und verbogene Glieder.
Was wollen, zürnt er, all die fremden Menschen?
Da fiel's ihm ein: sein junges Weib lag krank,
Doch schon genesend, seinen Sohn im Arme,
Im fernen Zimmer. Und nach alter Sitte
Kamen die schönen, leichtbeschwingten Kinder,
Die Zeit ihm kürzend jener langen Nächte,
Da ihm die Liebste nicht im Arme schlief,
Und waren, wie er selbst, endlich entschlafen,
Nicht schön mehr, ach, und nicht mehr leichtbeschwingt.

Noch immer starrt er auf die fahlen Leiber,
Die sich, als ob der Mondschein zu Gespenstern
Sie hexte, wie in bösen Träumen wanden,
Mit Zähneknirschen, Seufzen, dumpfem Stöhnen.

Wer seid denn ihr? Mein Gott — wer bin denn ich?
Und wie ein Schmerz, der uns im Schlummer läßt
Und im Erwachen heftiger wieder einsetzt,
Das tiefste Mark, die feinsten Nerven treffend,
Sticht ihm ins Hirn das, was er gestern sah —
Aufstöhnend birgt er in der Hand die Stirne:
Der Totenzug! Das gelbe Wachsgesicht,
Das flink die Träger unter Decken bargen,
Als sie den Herrn am Gartenzaun gewahrten,
Dem man verschwieg, daß Tod und Siechtum sei!

Im Paradiese war er aufgewachsen,
In Blütenheiterkeit, in Tanz und Lachen!
Und wenn ein quälend Ahnen aus ihm fragte,
So kosten erst der Mutter leichte Hände,
Dann der Geliebten rosenfeine Finger
Die Wolkenschatten von der jungen Stirn:
Wir leben und wir blühn! Du lebst und blühst!
Die Erde ist ein bunter Garten Gottes,
Du, unser Kleinod, Gottes liebstes Kind!
Und nun — ein Blitzschlag war's, er wußte alles!
Mit einer Wucht, die jede Wand durchschlug,
Fuhr er vom Paradiese in die Hölle!
Der Tote dort bist du — du, wie dein Weib!
Du stirbst! Du stirbst! Wenn heute nicht, dann morgen!
Verkrampft in sich, wehrt er dem giftigen Dolche,
Der immer wieder ihm zu Herzen zielt:
Du stirbst, du stirbst! Du bist so gut als tot!
Blind, taub und fühllos wird man deinen Leib
Aus deines Schlosses schönen Hallen tragen!
Aus deines Schlosses! Bittrer Hohn und Spott!
Nichts ist dein eigen! Nicht die Perlenkette
Am Halse, nicht dein Weib, dein junges Knäblein,
Laß los! Auf deine Finger schlägt der Tod!

So saß er lange, stundenlang im Mondlicht. —
Dann stand er auf, kaum wissend, wacht er, träumt er —
Doch wissend, daß er tun muß, was er tut.
Er hob die bräunlichen, mit Perlenketten
Geschmückten Füße, schlich sich durch die Halle,
Stieg über Marmortreppen, schritt durch Gänge,
In die der Mondschein Muster dunkler Spitzen,
Des edlen Marmorzierats Schatten, warf,
Und stand im Schlafgemache der Prinzessin.

Die lag, das winzige Geschöpf am Busen,
Zartfarbnen Angesichtes in den Kissen,
In weißer Seide, eine dunkle Flechte
Hold um das schlanke Hälschen vorgebauscht.
Er sah sie an und weinte. Liebste! Süße!
Ach, ihr seid sterblich! Unter Blut und Qualen
Geboren, andern Blut und Qual zu schenken
Und immer weiter die Gespensterlast
Des Seins zu schleppen, die ich nicht mehr trage,
Weil ich sie weiß! Der Wissende verschmäht.

Schlaft, schlaft und träumt! Vergeßt! Es ist euch gut
Und ist's Euch nicht gut — könnt ihr nicht vergessen,
So werdet ihr die Wege suchen müssen,
Die ich seit dieser Stunde wandern muß!
Ganz leise beugt er sich und küßt die Decke,
Die ihrer kleinen Füße Form verrät.

Als er zur schöngeschnitzten Türe strebte,
Geschmeidig wie ein Tiger, jung und herrlich,
Greinte das Kind ein wenig, und die Mutter
Streichelt sein Köpfchen, flüstert leise Worte.

Er aber floh. Stand unterm Sternenhimmel
Im Zaubergarten, wo die Mangobäume
Mit Silberpfeilen in die Nachtluft schossen,
Und stieß die Schönheit von sich, wie die Decken
Des seidnen Lagers! Warf, ein nackter Schwimmer,
Die Kleider alles Wollens und Begehrens
Weit hinter sich und sprang geschloßnen Auges
Ins eisig-kalte, ewig-dunkle Meer!



Splitter · Von F. Reuting

Das Kind stößt sich an der Tischkante. Gleich verzieht sich sein Gesicht zum Weinen. Aber schnell springt die Mutter herzu: „Ei," sagt sie, „war das der Kopf oder der Tisch? Natürlich der Tisch, Schläge muß er haben!"

Das Kind schlägt den Tisch und sagt unter Lachen: „Au, meine Hand!"

* * *

Daß wir schließlich unsere Läden schließen, verzeihen uns die am schwersten, die gewohnt waren, uns Steine ins Fenster zu werfen.

* * *

„Wenn ich einmal tot bin" — das sagt jeder mit einer Selbstverständlichkeit, als ob er — sterben müsse? nein, als ob er seinen Tod erlebe.



Die Indisierung Europas

Von Prof. Ernst Bergmann

Immer näher kommt die indische Seele zu uns. Durch den Mund Schopenhauers und der Romantik hat das Abendland die erste schüchterne Zwiesprache mit ihr gehalten. Im unromantischen 19. Jahrhundert unterbrach der Positivismus und Materialismus des naturwissenschaftlich orientierten Denkens eine Zeitlang das Interesse an der Weisheit der Inder. Gerade die Wissenschaft aber wandte sich dann der Erforschung des indischen Schrifttums zu. Die heiligen Bücher des Ostens begannen zu reden. Paul Deussen interpretierte uns ihre Philosophie. Immer deutlicher verspürt heute die abendländische Seele den Duft der Blume Indiens. Immer größer wird die Zahl derer, die hinhorchen. Buddhismus und Theosophie dringen bei uns ein und blühen mächtig. Indische Dichter werden preisgekrönt, die indischen Erlösungslehren studiert. Gierig greift das Deutschland von 1920 nach dem „Reisetagebuch" des Philosophen Keyserling und wandert mit ihm im Geist durch die Tempelhallen von Madura und Benares, durch dieses ungeheure, bis zum Himalaja hin von Glocken klingende Land, das ein Deutscher so bald nicht in Wirklichkeit wieder betreten wird. Und nicht nur Deutschland, das ganze Abendland, angeblich im Begriff unterzugehen, lauscht den Schritten der östlichen Heilande. Wollen wir wieder romantisch werden? Sind wir müde der Spencer und Haeckel? So viel ist sicher: unsere Seele hungert nach Speise.

Und von drüben gesehen? Jahrhundertelang ging der Strom der christlichen Missionare nach Indien, das Neue Testament zu verkünden. Der Erfolg war erschütternd gering. Nach der letzten Volkszählung im Jahre 1911 gab es in Indien von 315 Millionen Einwohnern 3,57 Millionen eingeborene Christen. Welch ein Strom von Kraft, der sich in die indischen Urwälder ergoß, um dort anscheinend spurlos zu verschwinden! Christus wollte Buddha besiegen, Europa den Himalaja. Liegt das Ziel der Christianisierung Indiens überhaupt im Bereich des Möglichen? Heute werden wir von Indien aus entdeckt. Es ist nicht unwesentlich für den indischen Geist, auch zu wissen, was Plato, Christus und Kant gelehrt haben. Spielerei? Doch nicht ganz. Der Ceylonese Ramanadhan veröffentlicht ein Buch: „The culture of the Soul among Western Nations". Er gibt der Christenheit darin den guten Rat, sich Lehrer aus Indien kommen zu lassen, um sich von ihnen in das Verständnis des Neuen Testaments einführen zu lassen. Der fromme Inder verehrt nämlich den Nazarener. Das Neue Testament ist ihm ein teures Buch. Ja, er ist von seiner Wahrheit überzeugt. Aber Europa versteht es falsch. Es hat das Evangelium dogmatisiert. Es hat den ewigen Christus mit dem Buchstaben totgeschlagen. Daher starb Christus kurz nach dem Mittelalter aus. Darum haben wir Heutigen kein lebendiges Christentum mehr. Ramanadhan möchte Christus wieder auferwecken, wie schon Novalis wollte. Es gilt dort anzuknüpfen, wo die Gnostiker stehen geblieben waren. Er will das Neue Testament auslegen,

d. h. bei ihm indisieren. Er kann das, denn er ist undogmatisch, freiphilosophisch wie alle Inder, ein wenig Synkretist. So deutet er den Karmagedanken, die Seelenwanderungslehre hinein, die es im Neuen Testament nicht gibt. Mir scheint diese Umdeutung unstatthaft, weil sie das Neue Testament um seine Eigenart bringt; ebenso unstatthaft wie der Versuch, dem Volk der Inder eine fertige Religion aufzuzwingen, die nicht bei ihm gewachsen ist und die niemals dort gedeihen kann. Als hätten die Religionen kein Klima! Paßt denn der Buddhismus nach Europa? So wenig wie das Neue Testament nach Indien. Oder die Eigenart beider wird preisgegeben. Gehen wir der Sache auf den Grund.

Das Wesen des Indertums ist Kultur der Seele. Die Seele ist das All des Inders, das einzige wirkliche Sein, das er kennt. Alles indische Denken ist Denken über die Seele und ihr Schicksal. Die Seele ist Indiens Gott. Die Seele ist auch Indiens Welt. Der Inder ist Monist der Seele. Vor der Gottseele verblaßt alles. Zunächst die Welt. Sie ist verachtet, verflucht. Ist sie doch ein Hindernis der Vollendung. Sodann und noch mehr der Körper, dasjenige Stück Welt, das der Seele am nächsten steht. Könnte sie doch von ihm los, seine Fesseln zerreißen, sich freimachen für alle Zeiten von diesem finsteren, unheimlichen Begleiter ihrer Weltwanderschaft! Ein Sprung von diesem Felsen macht dich frei! O nein! Die Seele würde wieder erscheinen, auf einem Körper segelnd, gebunden an ihn. Nur ein philosophischer Akt kann Erlösung bringen.

So wird alle indische Lehre Erlösungslehre, Lehre von den Mitteln und Wegen endgültiger Befreiung der Seele vom Leib. So am deutlichsten im achtgliedrigen Yogaweg, den Buddha übernimmt. Durch körperliche Übungen soll die Macht des Körpers über die Seele gebrochen werden. Gehe in die Einsamkeit und setze dich unter den heiligen Baum, damit die Welt nicht mehr an deiner Seele vorüberwandern kann. Setze dich nach den Regeln des Systems, damit der Körper ruht und die Seele frei wird. Atme nach den Regeln des Systems ein und aus, ziehe die Sinnesorgane ein, wende sie gleichsam nach innen, weg von der Welt. Blende die Welt ab durch Beseitigung der Sinneswahrnehmung. Beginne dich zu versenken, indem du sprichst: „Om bhuh; om bhuvah; om svah; om mahah; om janah; om tapah; om satyam“ usw. Eine ausgebildete Technik zur Stillegung des Leibes, zur Herbeiführung der Kontemplation. Ergebnis: die Seele ist frei, sie schwebt, atmet. Die Welt stört nicht mehr in sie hinein. Zuletzt erfolgt der Samadhi, die Erleuchtung, Verzückung, mystische Schauung, süßestes seelisches Kosten, berauschtes Schwelgen der Gottseele in sich. Vedantaphilosophie ist Lehre vom erlösenden Wissen. Plötzlich bricht es hervor, intuitiv. Die Vedantalehre gibt Ratschläge zur Beschleunigung des Hervorbrechens des erlösenden Wissens. „Wie lange werde ich lernen müssen, Meister, bis der Samadhi kommt?“ — „Ziehe in mein Haus und lebe dort dreißig Jahre!“ Zeit spielt keine Rolle. Der Inder braucht keine Uhr. Das Erdenleben ist ja nur eine Sekunde seines ewigen Seins. Er wird ja wiedergeboren. Gebet, Andacht, Kontemplation, seelisches Erlebnis ist der Sinn seines Seins. Und der Buddhismus eine natürliche Weiterbildung des Brahmanismus. Höchstes seelisches Sein ist das Erlebnis seelischen Erlöschens, eines Nichtmehrseins (im niederen Sinne).

Die Folge einer solchen ungeheuer gesteigerten Kultur der Seele ist Vernachlässigung des Körpers. Mag er doch verwesen, er ist ja nur eine Hemmung, ein Hindernis meines Glücks. Körperpflege ist dem echten Inder unbekannt. Den Körper bekleiden, wozu? Brandmarke ihn lieber, damit ein jeder seinen Unwert erkenne. Im 7. Jahrhundert sah ein chinesischer Reisender in Benares 10 000 von der sivaitischen Sekte, die nackt gingen, das Haar in Knoten gebunden, mit heiliger Asche beschmiert. Nichtstuend lagen sie in den Tempeln umher.

Paßt eine solche Kultur für den Abendländer? Der Europäer pflegt seinen Körper, der Amerikaner noch mehr. Je weiter nach Westen, desto wertvoller wird der Körper. Er ist ein unentbehrliches Instrument zur Erreichung unserer Zwecke der Erdbewältigung. Wir Abendländer glauben nicht an die Seelenwanderung. Wir leben nur einmal. Und wir wollen möglichst lange leben, möglichst viel Welt ergreifen, materiell und geistig. Ein Blumendasein können wir nicht führen. Wir sind keine Vegetabilien wie der Inder. Unser Klima ist rauh. Es bedarf einer Behausung zum Schutz gegen die Witterung. Sie zu errichten kostet Mühe und Arbeit. Das Klima erzieht den Nordländer zur Arbeit. Die Kargheit des Bodens formte seine Weltanschauung. Wir haben eine Religion der Arbeit.

Die Indisierung Europas ist ein Unding. Sie wird niemals gelingen, so wenig wie die Christianisierung Indiens. Von indischer Weisheit können wir lernen. Kultur der Seele brauchen wir, dringend. Sie fehlt uns, denn wir sind einseitig Intellekt. Die indische Seele kann uns in vielem vorbildlich sein, in ihrer Tiefe, ihrem Ernst, ihrem Adel und in ihrer Toleranz. Aber nicht in ihrer Passivität, ihrer Willenlosigkeit, ihrem Sich-treiben-lassen. Im Buddhismus ist diese Passivität am schlimmsten. Unter dem Tropengürtel, in Ceylan, Birma, wo der Buddhismus blüht — denn Indien selbst ist brahmanisch geblieben — wird der Mensch ganz Pflanze, Träumen, mitwachsende Welt. Entschluß ist dort Verhängnis, Zwecktätigkeit tötet. Kultur konnte nur in gemäßigten Breiten entstehen. Ihr Ursprung ist der Wille. Was also kann uns der Buddha frommen? Nur umgeformt wäre er bei uns möglich. Dann aber bleibt er nicht, was er ist. Er ist Feind der Kultur, Untergehenwollen, verblassende Abendsonne, Glück der letzten, feiernden Stunde. Wir aber sind das Morgenrot.

Wir glauben an die Welt und ihren Wert. Der Inder betrachtet die Weltschöpfung als ein kosmisches Unglück, als eine Art Fehl- oder Frühgeburt. Es hat einer herumdilettiert. Was er wollte, war gut. Die Idee der Welt ist vielleicht großartig. Aber zu früh öffnete sich der Schoß der Ewigen Mutter. Die Welt ist eine Entgleisung. Welch ein Abgrund von Pessimismus! Und Brahman-Atman ist an die Materie gefesselt, zu der er so wenig paßt wie Feuer zum Wasser. Was für eine Verrücktheit! Was für ein Haß gegen die Welt in der indischen Seele! Welt ist Leiden, Unwert, Fluch. Tat ist Verbrechen. Los vom Karma, der Tat! Aber wir sind machtlos, gefesselt! Unser Wollen ist Weltwollen, kein eigenes, freies, eben Karma. Wo ist da Erlösung? Und die Welt hat kein Aufwärts, nicht einmal ein Abwärts, ein Sausen in den Untergang. Es gibt keine Geschichte für den indischen Denker. Was ist das für eine Welt, in der es keine Geschichte gibt,

keine Entwicklung! Was sich nicht entwickelt, ist Sumpf. Immer brennt sie noch wie vor undenklichen Zeiten mit sich gleichbleibender schmerzender Flamme. Eine Welt ohne Untergang! Wie wohltuend erscheint daneben der Gedanke des Abendländers von der Dissolution, die notwendig mit aller Evolution verknüpft ist. Der Inder kennt nichts derartiges. Seine Welt ist finster, schreckhaft, furchtbar und drohend wie seine Tempel und Götzen. Vielleicht ist es gerade das Schauerliche der indischen Welt, was die Seele des Abendländers reizt.

Ein so gänzlich negatives Urteil über die Welt konnte das Abendland niemals fällen. Das Christentum als die große geschichtliche Religion des Abendlandes ist gewiß nicht weltselig, wie etwa die Renaissance. Von Weltliebe kann man beim Christentum gewiß nicht reden. Aber auch nicht von Welthaß. Die Welt ist nicht an sich etwas Arges, das Leben in ihr nicht als solches verhängnisvoll, das Sein nicht schlechthin ein Unglück wie bei den Indern. An der Welt vollzieht sich der göttliche Heilsplan. Sie ist wert und würdig, Gegenstand einer gewaltigen göttlichen Zurüstung zu sein. Und auch der Leib ist im Christentum keineswegs verachtet. Wird doch die Auferstehung auch ihm zuteil. Nur erscheint er dann verklärt. Im Indertum versinken beide, Welt und Leib, im Nichts. Das Christentum bejaht Welt und Leib. Jesus konnte fröhlich sein mit den Fröhlichen. Das Fleisch ist wohl Sitz des Bösen, und darum soll es gegeißelt werden. Aber es herrscht kein Nihilismus. Es herrscht nur ein moralischer, kein metaphysischer Pessimismus. Von der Sünde will das Christentum erlösen, nicht vom Sein überhaupt. „Sondern erlöse uns von dem Übel“, betet der Christ. Gemeint ist die Erbsünde, das sittliche Übel. Manche Denker, wie Schopenhauer und Deussen, verallgemeinern zu Unrecht diesen deutlich abgegrenzten moralischen Pessimismus des Christentums zu einem kosmischen. Nur die Sklaverei der Seele unter Welt und Leib bekämpft das Christentum. Stoisches Denken liegt zugrunde, nicht buddhistisches. Das Sein verharrt als Wert. Nach dem Tod geht es weiter, verklärt sich im Himmel, ja erblüht erst voll im Paradies. Also das gerade Gegenteil des großen „Erlöschens“, ein gesteigertes Sein in Gott ersehnt sich der Christ. Die Geistesverwandtschaft von Christentum und Indertum, die manche konstruieren wollen, um den Buddhismus als für uns möglich nachzuweisen, besteht also nicht. Fehlt doch dem Neuen Testament auch der indische Illusionismus und die Seelenwanderungslehre. Kurz, alle Versuche, Christentum und Indertum gleichzumachen, scheitern. Die indische Erlösungslehre paßt nicht zu einer Menschheit, die im Geist des Christentums emporwuchs. Der Abendländer glaubt an die Welt, schon als orthodoxer Christ. Um wieviel mehr als moderner Mensch mit seiner freieren, sittlichen Religiosität, die sich, wie das Beispiel Kants zeigt, am Christentum gebildet hat. Die Kantische Ethik unterscheidet sich von der christlichen dadurch, daß sie nicht auf den Erlöser von außen wartet, sondern vom Menschen selbst den sittlichen Akt der Erlösung verlangt. Aber dieser gewaltige Glaube Kants an den Menschen, seinen Wert und seine Kraft, ist Erbgut edelsten christlichen Geistes. Und dieser Glaube Kants ist modern. Es ist auch unser Glaube. Denn sonst würden wir aufhören, Kultur zu schaffen, und wie der müde Inder uns unter den heiligen Bodhibaum setzen, um selig zu verglühen.

Indien war Stillstand. Das christliche Mittelalter war Stillstand. Der stillstehende Mensch ist vielleicht glücklich. Vielleicht auch nicht. Wir sind Entwicklung, Werden, Umformung, Neugeburt, Loslösung vom Langgewohnten, oft unter schweren Krämpfen. Aber wir müssen hindurch. Ein Zurück gibt es nicht. Vom Naturmenschen, wie er noch im Inder lebt, steigen wir durch den Kulturmenschen zur Ferne des Ewigkeitsmenschen empor. Wird er dereinst auf Erden leben, wenn die Kulturarbeit der Menschheit verrichtet ist? Wir wissen es nicht. Aber wir wissen, daß unser Glück in dem Goethischen „Stirb und Werde“ besteht. Schon spüren wir neue „fremde Fühlung“, Morgenluft, veränderten Tag. Darum hinweg über das alte Europa! Und: Okzidentierung, nicht Orientierung. Die Kultur geht mit der Sonne.



Wir kommen aus dem Dunkel her

Von Hans Schwarz

Wir kommen aus dem Dunkel her
Und gehen in die Nacht,
Wir sind von tausend Tränen schwer,
So selten, daß wer lacht.

Wir schauen und wir schauen nur:
Und werden uns wie Schein —
Wir bauen und wir bauen nur:
Und alles stürzt uns ein.

Wir sehen wie durch leisen Flor,
Wir glauben, was man greift,
Und schauern, wenn an unser Ohr
Ein Namenloses streift.

Die Dinge sind wie leichter Wind,
Sie kommen und sie gehn —
Wer weiß, wenn sie vorüber sind,
Ob sie noch fortbestehn!

Und Bilder steigen aus der Zeit —
Wer hat sie so gemacht? —
Wir kommen aus der Dunkelheit
Und gehen in die Nacht.



Der Landsknecht

Von Otto Schwarz

Die Kompagnie war weggetreten. Unteroffizier Wolfmüller stand allein auf dem von hohen Häusern umgebenen Hinterplatz, der als Kasernenhof benützt wurde. Der Unteroffizier war ein Bild von Kraft und Gesundheit. Er trug zwischen den Knöpfen des prall sitzenden Waffenrockes ein Notizbuch auf der Brust und am Arme das gelbe Abzeichen des Fahnenträgers. Als er nach einem Augenblick der Überlegung zum Hoftor hinausging, mit großen, wuchtigen Tritten, sahen ihm ein paar Rekruten nach, die Drillichzeug wuschen, und der eine sagte anerkennend zu seinen Kameraden: „So, das ist doch ein richtiger Fahnenträger!“

Wolfmüller überlegte auf seinem Weg zum Dienstzimmer. Der Feldwebel war heute morgen aus seiner Schreibstube heraus in Untersuchung abgeführt worden. Niemand wußte weshalb. Der Oberstleutnant war auf das Dienstzimmer der dritten Kompagnie gekommen und hatte gefragt: „Klein, können Sie einen Haftbefehl schreiben?“ — „Jawohl, Herr Oberstleutnant!“ — „So, das ist recht!“ hatte der Alte gesagt, „dann schreiben Sie einen für den Feldwebel Klein von der dritten Kompagnie!“ Alles war sprachlos und toderschrocken. Der Alte ging langsam zur Tür hinaus. Draußen stand schon mit Helm und Degen der Vize, welcher Klein abführte. — So hatte es der Kompagnieschreiber Holzer erzählt. Dann sei der Oberstleutnant nocheinmal mit dem Hauptmann gekommen und habe gesagt: „Er ist ein strammer Kerl, der wird's schon machen.“ Der Hauptmann griff an die Mütze. Dann ließ er Wolfmüller holen. Was dann gekommen war, das hatte er ja selbst erlebt.

Noch klang ihm in den Ohren, wie der Hauptmann ihn anredete: „Sie übernehmen die Feldwebelgeschäfte! Ich bitte mir aus, daß alles tadellos klappt und daß keine Schweinereien passieren. Der Herr Oberstleutnant hat ein besonderes Auge auf die Kompagnie und ich will so etwas wie heute nicht wieder erleben!“

Wolfmüller hatte die Feldwebelgeschäfte übernommen. Jawohl! Feldwebel! Das war eine Macht. Soviel war ihm klar, obwohl er nicht deutlich wußte, was alles er mit dieser neuen Kraft ausrichten könne. Er war zwar noch nicht Feldwebel, aber er konnte es werden. „Warum ist der Oberstleutnant gerade auf mich verfallen?“ fragte sich Wolfmüller. Als erste Antwort fiel ihm ein: „Weil ich auch von Neustadt bin!“ Wenn er wieder und wieder überlegte, fand er keinen besseren Grund. Wer war denn außer ihm noch da? Unteroffiziere gab es genug, aber wie sahen sie denn aus! Das waren blöde Kerle, die nichts konnten, als ihren Dienst machen, Bauern, Hammel! Dann waren zwei Vizefeldwebel da. Der eine war ein alter Aktiver, der aus jedem kleinen Umstand eine furchtbare Wichtigkeit machte und den der Oberstleutnant nicht ausstehen konnte. Erst vor ein paar Tagen war es doch gewesen, daß dieser steife Stockfisch dem Alten eine Meldung bringen mußte. Der Oberstleutnant schaute wütend den dicken, schnauzbärtigen

Schutzmann an und brüllte: „Was machen denn Sie den ganzen Tag? Herumlungern und faulenzen?“ Nein, der wurde nicht etatsmäßiger Feldwebel. Und der andere Vize? Wolfmüller lachte bei dem Gedanken verächtlich. Der war ein ehemaliger Einjähriger und trug eine Brille!

Die Sache ist sicher! Der Oberstleutnant ist für mich! Der Hauptmann ist zufrieden, wenn er seine Ruhe hat, und auf dem Dienstzimmer, das dumme Zeug, das macht Holzer, der Kompagnieschreiber, wie früher auch! Es ist doch schöner, Feldwebel spielen, als Kammerunteroffizier! Wolfmüller atmete tief auf und nahm den großen Schädel hoch.

Er trat in das Haus, in dem die Kompagnie lag. Im ersten Stock lag die Schreibstube. Es roch nach Stiefelwichse und alles sah traurig und kahl aus. Schon unten an der Haustür hörte Wolfmüller oben Lärm. Mit heiserer Stimme fluchte einer auf den Kommiß und die ganze Welt. Daneben hörte Wolfmüller die laute Stimme des Kompagnieschreibers: „Du bist ja doch der Dumme! Halt dein Maul und geh mit!“ Der Heisere brüllte weder: „Du bist gerade so ein Tropf, du scheinheiliger Herrgottslump, du!“ Da riß Wolfmüller die Türe auf und rief mit heller, durchdringender Stimme: „Ruhe! Was ist das für eine Sauerei im Dienstzimmer!“ — „Was willst denn du?“ schrie ihn der mit heiserer Stimme an, ein langer, dürrer Unteroffizier mit bärtigem, verbranntem Gesicht. Er maß mit wütenden Augen Wolfmüllers Gestalt. „Was? Ruhe? Du Lausbub, du kannst mich —“ — „Ruhe, sag' ich! Unverschämter Kerl!“ brüllte jetzt Wolfmüller mit einer Löwenstimme. „Ich befehle Ihnen, sich anständig zu verhalten!“

„Was? Du Lump willst befehlen, wann ich vom Feld heimkomme?!“ Damit fuhr der Braune gegen Wolfmüller mächtig ausholend los. Auf die Brust gestoßen, taumelte Wolfmüller gegen die Wand. Die Schreiber regten sich nicht und sahen mit gierigen Augen zu, was jetzt kommen werde. Hinter dem Ofen wurde der alte behelmte Vize sichtbar. Mit des Schreibers Holzer Hilfe, dem er erst stark winken mußte, hängte sich der Vize an den Wütenden: „Kommen Sie mit! Sie machen sich ja nur unglücklich!“ Sie zerrten den langen Menschen auf den Gang hinaus. Dort schien es besser zu gehen, denn alsbald kehrte der Gefreite Holzer zurück und wurde von Wolfmüller, der schnaufend im Zimmer stand, empfangen: „Was ist denn das für ein Unteroffizier? Augenblicklich machen Sie eine Meldung an das Bataillon fertig, daß er sich an einem Vorgesetzten vor versammelter Mannschaft vergriffen hat.“ Holzer hängte den Kopf auf die Seite und sagte bedächtig: „Ja, Herr Unteroffizier, da kommt der Mann ja ins Gefängnis.“

„Warum nicht? Da gehört er auch hin!“ Damit drehte sich Wolfmüller um. Holzer hängte sein schwammiges Gesicht noch tiefer auf die Seite: „Ja, wäre es nicht am besten, wenn der Herr Unteroffizier die Meldung selber aufsetzen würde?“

„Nein, das machen Sie! Ich weiß ja von dem Kaffern nicht einmal den Namen.“

Holzer sah den barschen Wolfmüller von der Seite an und sagte sehr langsam: „Das ist es ja. Der andere weiß auch nichts davon, daß der Herr Unteroffizier heut Feldwebeldienstuer ist.“

„Das hat er zu wissen!“ betonte Wolfmüller scharf. Dann klopfte er, wie umgewandelt, dem Schreiber auf die Schulter: „Du, Holzer, erzähl' einmal, was ist denn eigentlich los?“ Der Gefreite lachte breit und meinte: „Immer das gleiche! Der Löffelholz ist aus dem Feld gekommen, und wie er aus der Bahn aussteigt, packt ihn sofort eine Straßenpatrouille am Kragen, weil er eine Feldmütze mit einem schwarzen Lederriemen aufhat. Sie haben ihn gemeldet, und jetzt hat er drei Tage Mittel. Wenn er hätte gleich ins Loch kommen können, wär' alles glatt gegangen, aber der Arrest steckt so voll, daß man warten muß, bis die Reihe an einen kommt. So wartet der Löffelholz seit drei Tagen, bis er ein Obdach bekommt, und heute war er wieder da; inzwischen hat er was zum Trinken erwischt und schimpft wie ein Rohrspatz auf Gott und Welt. Da sind Sie gerade dazwischen gekommen. Soll ich die Meldung machen? Ins Loch kommt er sowieso, und so arg ist es ja nicht.“

„Selbstverständlich machen Sie die Meldung, versteht sich!“ sprach kalt Wolfmüller und stand auf. „Morgen früh bekommt sie der Hauptmann zur Unterschrift!“

Er schnallte um und ging weg. Holzer sah ihm schiefen Blickes nach und brummte vor sich hin: „Kaffer! Einem bösen Hund gibt man ein Stück Wurst!“ Dann schrieb er die Meldung.

* * *

Es verbreitete sich rasch beim Ersatzbataillon die Kunde, wie kräftig Wolfmüller die Zügel bei der dritten Kompagnie in die Hand genommen hatte. Löffelholz kam nach den drei Tagen Mittelarrest nicht wieder zum Vorschein, sondern blieb wegen des Angriffes auf Wolfmüller in Untersuchungshaft. Die Unteroffiziere schimpften hinter Wolfmüller her, daß es eine Schmach und eine Schande sei, so mit einem verheirateten Mann umzuspringen. Der Hauptmann war ängstlich: „Schon wieder eine Gerichtssache! Das fängt ja gut an mit Ihnen!“ Jedoch Wolfmüller stand in tadelloser Haltung da und bat den Hauptmann, ihn zu entschuldigen. Es tue ihm leid um den Kameraden, aber im Interesse des Dienstes habe er sich das nicht bieten lassen können. „Freilich!“ seufzte der Hauptmann. Dann hatte er die Meldung unterschrieben.

Bei allen Gelegenheiten führte Wolfmüller ein scharfes Kommando; seine Reden klangen gesetzt und bestimmt. Das schüchterte die Leute ein und hob das Ansehen des Unteroffiziers.

Zum Gefreiten Holzer aber stellte sich Wolfmüller ganz anders. Holzer war ein beleibter Mensch in den mittleren Dreißigern und lächelte stets ein wenig. Das konnte unterwürfig oder boshaft sein, wie es die Gelegenheit mit sich brachte. Wenn ein Vorgesetzter etwas von Holzer wollte, konnte er seinen dicken Kopf wehmütig auf die Seite hängen und mit einer weinerlichen Stimme Bescheid geben, so daß seine lauernden Blicke durch eine demütige Haltung gedeckt waren. Merkwürdigerweise ermahnte ihn nie jemand zu einer geraden Haltung. Er gefiel.

Der Gefreite Holzer war Grundstückhändler auf dem Land und Mitbesitzer einer Sägmühle, ein wohlhabender und auf seine Art welterfahrener Geschäftsmann, gewohnt, mit hartschlägigen und protzigen Bauern umzugehen. Bei der

dritten Kompagnie hatte er schon mehrere Kompagnieführer überdauert als unentbehrlicher, zu jeder Auskunft fähiger Schreiber. Den Kameraden gegenüber bewies er eine bockbeinige Verschwiegenheit über Dinge aus seinem Dienstzimmer, gab sich stets den Schein des eingeweihten Mannes und zeigte seinen Wohlstand in nicht mißzuverstehender Weise. Auch auf Wolfmüller verfehlte der sichere Holzer seinen Eindruck nicht. Der Unteroffizier hatte ein paarmal obenhin gefragt: „Sind auch die Schreibereien tadellos in Ordnung? Daß mir nicht das Geringste fehlt!" Dann grinste Holzer breit: „Alles wird glatt besorgt!" und sah sehr unverschämt aus. Eines Mittags sagte dann Wolfmüller: „Was ist's? Gehst du mit in den Reichshof?" Darauf hatte Holzer gewartet. Er bat sich aus, ein kleines Geschäft feiern zu dürfen, das er gemacht habe, „und", setzte er hinzu, „unsere Brüderschaft müssen wir auch miteinander begießen." Als Wolfmüller sich nach dem gemachten Geschäft erkundigte, log er ihn auf eine handgreifliche Art an, und die beiden betranken sich an diesem Nachmittage bis tief in die Nacht hinein. Noch oft gingen sie miteinander aus, ohne daß Wolfmüller mehr fragte, warum Holzer so gern die Zeche bezahle. Bei jeder solchen Unterhaltung brachte Holzer das Gespräch darauf, weshalb Wolfmüller noch nicht Feldwebel sei. Dann kamen die Kompagnieereignisse an die Reihe; Holzer gab zu verstehen, wie er dies und jenes machen würde, wenn er es zu verantworten hätte. Dabei legte er eine solche Überlegenheit über den fast zehn Jahre jüngeren Wolfmüller an den Tag, daß dieser mit jedem Schluck Wein, den Holzer bezahlte, auch dessen Willen in seine laut redende Kehle einsog. „Es ist doch ein schönes Gefühl, andere Leute in der Hand zu haben!" lachte manchmal Holzer. Wolfmüller stützte den mächtigen Kopf in die Hand und sprach: „Ja, darauf kommt es an!" Er wußte nicht, weshalb Holzer lachte. Die zwei wurden immer vertrauter.

Täglich kamen Zugänge zur dritten Kompagnie. Die eigentliche Arbeit hatte Holzer längst auf Kommandierte abgewälzt, die froh waren, daß sie nicht ausrücken mußten. Er selbst war trotzdem sehr beschäftigt. Er mußte die Zugänge ausfragen, sich eine Meinung über sie bilden. Dabei kam ihm sein Handel mit den Bauern und was er dabei gelernt hatte, trefflich zu statten. Auf Grund der von Holzer erlangten Eindrücke gestaltete sich dann das Schicksal der Leute in der Kompagnie. Eines Tages standen vier Mann vor dem Dienstzimmer. Zugänge vom Lazarett. Holzer kam heraus, beschaute sich die Leute und ließ sie hereinkommen. Wolfmüller saß rittlings auf einem Stuhl. Ein Schreiber säbelte an einer Wurst, der andere schrieb sehr langsam vermittelst einer Maschine. Holzer hängte den Kopf, grinste und fing an: „Das sind wieder vier Halblebendige. Es wäre, bei Gott, besser gewesen, man hätte euch zum Teufel gejagt, als daher gebracht. Es ist ja doch nichts los mit euch. Krüppel und Krumme gibt's schon mehr als genug da. Aber es muß alles hin sein! Was bist du?"

„Bauer."

„Und du?"

„Auch Bauer!"

„Und du?"

„Kaufmann."

„Und der da?"

„Maurer."

Beim dritten Mann, dem Kaufmann, schaute Wolfmüller auf, und seine Blicke trafen sich mit denen Holzers. „Ja. Das wäre wenigstens eine Aushilfe für mich," meinte Holzer, „ich habe so viel zu tun, daß ich noch kaput gehe, wenn ich mich weiter so anstrengen muß."

„Marsch auf die Kammer der Maurer und die Bauern, wenn sie in der Stammrolle aufgenommen sind. Der andere bleibt hier!" befahl Wolfmüller. „Holzer, du kannst den Mann zu deiner Vertretung heranziehen, wenn er anstellig ist." Er schnallte um und ging.

Der neue Schreiber war mager und blaß. Er hatte eine schlechte Haltung, hustete, und aus seinen Papieren ergab sich, daß er lange an der Ruhr behandelt worden war. Holzer sprach lange mit Renner, wie der Mann hieß, und glaubte zu merken, daß dieser froh war an einem leichten Dienst. Sie standen gerade an dem Punkt, daß Renner in Amerika gewesen und mit knapper Not herübergekommen war, da ging die Türe auf und Wolfmüller erschien. „Herein!" schrie er, „Sie Trauerwedel!" Ihm nach kam ein ganz alter Gefreiter mit einem dichten Schnurrbart. „Das ist jetzt aus mit Ihnen!" schrie Wolfmüller weiter. „Diesmal kostet's die Knöpfe! Ein alter Mann wie Sie sollte sich überhaupt schämen, daß so etwas vorkommt!" Der Gefreite sah auf den Boden, dann blickte er Wolfmüller gerade in das Gesicht und sagte mit gleichgültigem, trockenem Ton: „Das ist jetzt die dritte Strafe. Aber warum haben sie mir das erstemal im Lazarett keinen Urlaub gegeben, und beim zweiten Mal — da hab' ich schon gewußt, wie ich dran bin und gar nicht erst gefragt. Und jetzt — erst recht nicht! Denn wenn sie meiner Schwiegermutter das Haus wegnehmen und den ganzen Dreck verkaufen, da muß ich doch wohl dabei sein. Mein Weib wohnt drin." Dann sah der Mann wieder zu Boden. Wolfmüller fragte: „Warum haben Sie keinen Urlaub eingegeben?" Der Gefreite lachte hart. „Da wäre ich bei Ihnen gerade recht gekommen!" — „Machen Sie, daß Sie hinauskommen. Ich melde Sie dem Bataillon zur Bestrafung; der Oberstleutnant nimmt jedem Gefreiten nach der dritten Urlaubsüberschreitung die Knöpfe!" Der Mann ging.

Holzer fing an: „Alles was recht ist! So hättest du es nicht zu machen gebraucht! Was hat denn das für einen Wert! Der arme Simpel ist verwundet, daß er jetzt noch einen steifen Arm hat, dann hat er zu Hause Pech und jetzt wird er degradiert! Pfui Teufel!" Wolfmüller war wütend und merkte plötzlich, daß er hier einen Mann vor sich hatte, dem er nicht kommen konnte wie einem andern. Nie zuvor war ihm das so deutlich geworden. „Der Kerl soll sich anständig führen!" stieß er hervor, fuhr zur Türe hinaus und warf sie zu.

Der neue Schreiber sah Holzer an. Der hängte den Kopf mitleidig und sagte: „Da siehst du es. Es ist nicht recht, wie man mit den Leuten umgeht. Kein Teufel kümmert sich drum!" Holzer sah den Neuen mit einem ungewissen Blick an. Dieser fragte: „Ist er denn immer so? Er ist ja nicht einmal Feldwebel!" — „Ja," sprach Holzer und sah sehr wehleidig aus, „bei ihm muß ich immer bremsen. Auch jetzt. Vielleicht bringe ich ihn heute abend herum." Er zündete sich eine Zigarre

an, so umständlich, daß der andere das gute Kraut sehen mußte. Dieser hustete. Holzer fuhr fort: „Heute abend kommt Wolfmüller auf meine Bude. Da kannst du ja mitgehen.“ Renner dankte für die Einladung und erkundigte sich nach dem Hauptmann. „Ach, das ist ein guter Mann! Wenn er nur ausrücken kann auf seinem Braunen und der Oberstleutnant ihn ungeschoren läßt, will er von keinem Menschen etwas. — Aber jetzt ist es Zeit, daß du für heute verschwindest. Du wohnst doch nicht in der Kaserne?“ — „Nein!“ — Renner war froh, daß er weg kam. Die zwei andern Schreiber verließen das Zimmer auch, nur Holzer blieb zurück, trommelte mit den Fingern auf der Fensterscheibe und wartete, bis Wolfmüller zurückkam, dessen Leibriemen noch dahing. Endlich kam er.

Holzer nahm die angefangene Unterredung wieder auf, aber in einem rechthaberischen Ton. „Das ist doch nichts, wie du mit der Kompagnie umgehst! Warum machst du die ganze Zeit Spektakel und bringst die Leute ins Loch? Dir sagt keiner was, aber ich darf den ganzen Tag hören, wie sie mir die Ohren vollschimpfen. Was kommt bei der ganzen Komödie heraus? Krach und Händel. Einmal geht der Krieg doch aus, und was ist dann, wenn du ein paar Leuten von der dritten Kompagnie begegnest. Wer bist du dann?“ Wolfmüller reckte sich in seiner ganzen Länge, sagte aber keinen Laut. Holzer lachte höhnisch: „Dann kannst du froh sein, wenn du einen von ihnen in deine Lebensversicherung aufnehmen kannst.“

Wolfmüller war kleinlaut. Was Holzer da sagte, stimmte. Das sah der ehemalige Schmiedegeselle, der Lebensversicherungen abschloß und sich gerne Bankbeamter nannte, klar ein.

Holzer fuhr fort: „Wenn du etwas bist, mußt du es auch recht sein. Und wenn du eine Macht hast, muß sie dir einen Vorteil bringen. Sieh dir deine Leute an nicht wie ein Feldwebel und Rindvieh, ob ihnen kein Knopf fehlt, sondern als Geschäftsmann, ob du etwas von ihnen herausschlagen kannst. Aber jetzt ist es Zeit! Auf!“ Und er ging, Wolfmüller den Vortritt lassend, zur Tür hinaus.

Der Nachmittag verging. Der Gefreite Heinz wurde dem Bataillon wegen Urlaubsüberschreitung gemeldet, bekam sieben Tage Mittelarrest und wurde vom Dienstgrad eines Gefreiten entfernt.

Um sieben Uhr sagte Holzer: „Wie wär's, wenn wir die ekelhafte Bude ließen wie sie ist und zu mir gingen?“ Wolfmüller zog seinen enganliegenden Waffenrock mit hohem Stehkragen an, Renner schlüpfte in einen uralten schwarzen Waffenrock mit großen Kupferknöpfen und folgte dem elegant in eigenes Feldgrau gekleideten Holzer. Nach wenigen Minuten standen sie vor einem älteren Hause einer einstmals vornehmen Straße. Holzer wohnte im ersten Stock.

Ein Mädchen von sechzehn Jahren öffnete, ward von Holzer und Wolfmüller lachend als Fräulein Paula begrüßt und sehr vertraut behandelt. Holzer stellte mit näselnder Stimme Renner vor als neuen Kameraden. Das Mädchen lachte mit weißen Zähnen. Sie war schlank und kräftig gewachsen und, wie man jetzt sehen konnte, nachdem das Licht eingeschaltet war, von brauner Gesichtsfarbe. Die Züge waren frisch und keck. „Man sieht ihr an,“ rief grinsend Holzer, „daß sie schwimmen und tauchen kann wie eine Ente. Los, Paula! Die Mutter soll uns etwas Gutes bringen!“ Renner sagte nichts. Das Mädchen gehorchte dem

Gebot Holzers, drehte sich in der Türe um und lachte voll Wolfmüller an, der in einem bequemen Sessel zurückgelehnt saß und die fesche Gestalt mit den Augen verschlang. Bald kam Paula zurück mit einem um etwa drei Jahre jüngeren Mädchen, ohne Zweifel ihre Schwester.

Das Zimmer war bequem eingerichtet. „Es stehen zwei Betten da!" erklärte Holzer, „aber das braucht ein verheirateter Mann!" Wolfmüller schaute gierig nach Paula. Die Mädchen lachten, wie es Renner schien, sehr unbekümmert. „Das ist kein Spaß!" versicherte Holzer und glaubte, einen Witz zu machen. „Hier habe ich mir eigens ein Telephon legen lassen, daß ich immer etwas von meiner Frau habe!" Sprach's und läutete an. Bis die Verbindung mit seinem Heimatort hergestellt war, vergnügte er sich, dem am Arm herangezogenen jüngeren Mädchen eine Anzahl unsäglich alberner Fragen zu stellen. Eben fragte er Rosa nach dem Ursprung ihrer dicken Waden, und das Mädchen antwortete stillhaltend: „O Sie Wüster!" Da klingelte der Apparat. Holzer nahm den Hörer und sprach so weinerlich wie vor seinem Hauptmann: „Ja, Mutter!" Rosa lachte. Die Mutter mußte etwas Böses aus dem Geschäft berichtet haben, denn mit auffälliger Härte schrie Holzer in den Trichter: „Und wenn er auf den Knien kommt und hat beide Füße abgeschossen, so wird nicht gewartet! Verkauft wird!" Die Mutter schien Einwendungen zu haben. „Dummes Geschwätz! Verkauft wird! Ich hab' das Geld auch nicht gestohlen! Das kannst du dem Lumpen sagen!" Die Mutter mußte sich fügen. Holzer sprach wieder weinerlich: „Was macht die Frida?" Die Auskunft schien befriedigend. Holzer jammerte: „Ich muß heute nacht durcharbeiten, es ist ein Kreuz, wieviel ich zu schaffen habe. Ich bin todmüde, Mutter! Gutnacht, Mutter!" Er läutete ab, kniff Rosa scharf ins Bein, daß sie aufschrie und sah sehr vergnügt Renner an. Wolfmüller lehnte weit zurück und sah Paula ins Gesicht, die lachend rief: „Die Mutter ist auch dumm genug!" — „Welche Mutter?" fragte Holzer. Wolfmüller riß das Mädchen auf seinen Schoß und versuchte sie zu küssen. Paula bog aus und lachte hell auf. Im selben Augenblick kam ihre Mutter und trug eine Mahlzeit auf einem Brett. Eine Magd mit einem Korb voll Flaschen folgte. Die Mädchen waren der Mutter aus dem Gesicht geschnitten.

Wolfmüller trat zum Tisch. Die andern folgten. Die blauen Augen des Unteroffiziers blitzten, als er der braunen Paula zurief: „Hexe, komm her und iß, damit dir die Bosheit vergeht!" Paula zierte sich lachend und wies auf die Mutter. „Das alte Weib soll zum Teufel gehen!" rief Wolfmüller. Holzer schielte zu der neben ihrer Mutter stehenden Rosa und näselte: „Das ist ein Scharfer, der Herr Wolfmüller!" — „Heraus mit euch Kröten! Das ginge gerade noch, so eine Komödie in meinem Haus!" rief die Alte lachend und schaute die Soldaten nicht allzu unfreundlich an. Indessen verschwand sie doch mit ihren Kindern.

Renner war wortlos geblieben. Als Holzer ihn nach Abgang der Frauenzimmer fragte: „Wie gefällt dir die Bude?" sagte er nur trocken: „Nicht übel", und war entschlossen, je bälder, desto lieber zu gehen. Wolfmüller brach in ein Gelächter aus: „Sie sind Einjähriger gewesen, Renner?"

„Jawohl", versetzte dieser.

„Ich muß lachen, wenn ich Sie nur anschaue!"

Renner begnügte sich, zu sagen: „Der eine hat mehr Glück, der andere weniger!" Holzer wollte den Karren wieder ins Geleis bringen und fragte nach Amerika. Aber die Antworten blieben einsilbig, und endlich entschuldigte sich Renner, er müsse nach Hause.

„Gott sei Dank!" rief Wolfmüller, als er draußen war.

„Der ist schon recht", sagte Holzer bedächtig. „Der hat heute mittag die ganzen Meldungen zusammengestellt, die ich seit acht Tagen herumliegen habe. Es ist doch etwas Schönes um eine Bildung. Wenn ich schreibe, so kommt es immer anders heraus, als ich denke."

„Ach was! Nicht einmal Unteroffizier ist der Kerl!" spottete Wolfmüller. „Das kann er werden, aber erst kommen wir," rechnete Holzer, „und daß du den Degen kriegst, ist jetzt fällig." — „Nächste Woche", sagte gedehnt Wolfmüller. „Ich weiß es vom Bataillon." — „Auf das!" stieß Holzer an. Dann schaute er gesenkten Hauptes vorsichtig zur Tür hinaus. Ein leiser Pfiff ließ sich hören. Eine Türe kreischte ein wenig, dann erschien die braune Paula mit großen Augen. Holzer zog sie mit vielsagendem Lächeln in das Zimmer, und verschwand — — —

* * *

Jetzt war Wolfmüller Vizefeldwebel. Stolz schnallte er den Degen um und war selbstbewußter denn je in seinem Auftreten. Es tat ihm wohl, den schönen Mann zu spielen, sich auf den Degen zu stützen oder ihn vor sich hinzustellen, wenn er seine Reden an die Kompagnie hielt.

Den einzelnen Leuten trat er anders entgegen, als er es in den ersten Wochen seiner Macht getan hatte. Es gab keine Auftritte mehr wie mit Löffelholz. Holzer färbte auf Wolfmüller ab. Er hielt es für überlegen, mit guten Worten — wie er es nannte — etwas durchzusetzen. Er begann, lautem Unwesen auszuweichen. Weshalb er es tat, wußte er nicht ganz genau. Aber ein Teil der Selbstsicherheit der ersten Tage als Feldwebel war von ihm gewichen.

Der Dienstbetrieb lief zur Zufriedenheit des Hauptmanns, der von den inneren Angelegenheiten seiner Kompagnie nichts wissen wollte. Die einzelnen Gesichter zu kennen war ein Ding der Unmöglichkeit, denn täglich kamen und gingen Leute. Die Kompagnie zählte weit über ein halbes Tausend Namen.

Renner tat auf dem Dienstzimmer den größten Teil der Arbeit. Wolfmüller und Holzer gaben sich Mühe, ihn an sich zu ziehen, begegneten aber stets einer trockenen, verbissenen Einsilbigkeit. Der Mann wahrte seinen Menschen in sich.

Die neuen Zugänge wurden von den Mächtigen der Kompagnie nach wie vor mit Genauigkeit geprüft. Zu Renners Verwunderung teilte ihm Wolfmüller eines Tages mit: „Sie können einen Helfer brauchen. Der Landsturmrekrut Bär kommt auf das Dienstzimmer und besorgt die Sachen für den Zug in Sundhausen!" Dort lag ein Zug, der draußen gelöhnt wurde. Also hatte Bär stets Aufträge für diese abgelegene Abteilung zu besorgen. Bald war es am Tage, daß der freundliche und bescheidene Jude die Zeit in Sundhausen in Wirklichkeit dem Betrieb seiner Alteisen- und Metallhandlung weihte. Er lud ohne weiteres Renner ein, sein Geschäft anzusehen, und machte kein Hehl daraus, daß er viel Zeit zur Ausnützung der Lage brauchen könne. Als Renner nebenbei fragte, wie es denn sei, wenn

für die besten Artikel die Preise vorgeschrieben sind, antwortete Bär mit Ruhe: „Es hat doch nicht jeder Artikel einen Höchstpreis, und wenn das eine billiger ist, so ist eben das andere teurer.“ Obwohl Bär kein Freund des Spiels war und lieber sichere Gewinne reifen sah, ging er doch mit Wolfmüller und Holzer oft ins Kaffee. Sie spielten dann halbe Tage lang Spiele, die der gewandte Holzer vorschlug. Bär nahm es nicht übel, wenn man seine Verluste noch verhöhnte.

Wolfmüller ging nur noch zum Dienst, wenn der Hauptmann da war. Er hatte viel Zeit, sein Äußeres zu pflegen, und er legte sich eine Uniform zu, so elegant, als es mit dem Vize noch anging. Ziviltragen war streng verboten, was Wolfmüller nicht hinderte, seine bürgerliche Kleidung immer mehr in den Feierstunden zu tragen. Renner, der ihn manchmal sah, stellte fest, daß sein Feldwebel mehr und mehr den Ehrgeiz hatte, vornehm auszusehen.

Das Dienstzimmer in seiner Äußerlichkeit auch auf eine Höhe zu bringen, die sich mit der Macht des Feldwebels vertrug, gelang Wolfmüller, als die Kompagnie verlegt wurde. Neben der neuen Unterkunft befand sich ein Lager von abgängigen Möbelstücken zur Ausstattung von Kriegererholungsheimen. Der stramme, schöne Wolfmüller gefiel der Geheimrätin, die diesen Urväterhausrat verwaltete, so gut, daß sie seiner Bitte um ein paar Sachen lächelnd willfahrte. Er hatte sie „Frau Exzellenz“ genannt. Ein Wagen voll Gerümpel wurde bei der dritten Kompagnie abgeladen, und bald standen greisenhafte Lehnsessel im innern Raume des Dienstzimmers, den Wolfmüller für sich und den Hauptmann vorbehalten hatte. Teppiche und halbschäbige Felle lagen auf dem Boden. Unter Wolfmüllers Arbeitsplatz lag eine Leopardenhaut.

Im Vorderraum, wo Holzer und Renner ihren Sitz hatten, lagen zerschlissene Strohmatten. Im Hintergrund war hier durch ein Stück verblaßten Brokat mit großen Fettflecken ein Verschlag geschaffen, wo Wolfmüller ein Kasernenbett aufstellen ließ. Seit einiger Zeit hatte er viel Lust, sich hinzulegen und ein Schläfchen zu machen.

Das schöne Dienstzimmer war Wolfmüllers Stolz, und er kam sich den anderen Feldwebeln gegenüber vor wie ein Herr! Es war herrlich, hier schalten und befehlen zu können, im Lehnstuhl zu sitzen und gelangweilt in dem riesengroßen Tagesbefehl zu lesen und ihn gähnend unter den Tisch fallen zu lassen.

Der Landwehrhauptmann wunderte sich in seinem Innern über die kuriose Einrichtung, sagte aber nichts und unterschrieb, was Wolfmüller ihm hinlegte.

Ein Kassenschrank fehlte noch. Das erklärte Wolfmüller wiederholt. Er hatte eine Vorliebe dafür gefaßt. Es sah gut aus, Geld aus einem Kassenschrank zu nehmen, die Schlüssel herauszuziehen, darunter zu suchen und endlich wichtig aufzuschließen. Ging die schwere Türe auf, so seufzte der Kasten, und dieses Geldschrankseufzen liebte Wolfmüller. Wenn Wolfmüller vom Kassenschrank sprach, machte Holzer ein Ohrfeigengesicht, zuckte die Achseln, als hätte er Läuse und bedauerte: „Ich könnte ja meinen Feuerfesten kommen lassen, aber —“. Dann lachte er sehr breit und freute sich, daß er etwas hatte. Einmal bei einer solchen Gelegenheit stand ein alter Unteroffizier dabei und sagte: „Wenn es weiter nichts ist, meinen Kassenschrank könnet ihr haben!“ Wolfmüller nahm den Mann beim

Wort. „Es gilt!" sagte der. „Aber — eine Hand wäscht die andere!" — „Und?" fragte Holzer. — „Ist es nicht eine Schande, daß ein so alter Kerl als überzähliger Unteroffizier für Gefreitenlöhnung Rekruten ausbilden soll!" — „So gibt man dich ein für eine Stelle!" schlug Holzer vor. Aber der Maurermeister wollte davon nichts wissen. „Dann krieg' ich graue Haare, wenn ich nicht schon zehnmal hin bin!" Wolfmüller hörte schon das Geldschrankseufzen und sprach großmütig zu dem Unteroffizier: „Komm, Schleicher! Das wird alles gemacht! Heute mittag holen wir den Schrank, und du, Holzer, zahlst ihm die Unteroffizierslöhnung aus!" — „Dem Soldaten steht der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen! Heißt's nicht so?" grinste Holzer zu Renner hinüber. — „So wird's gemacht und damit basta!" befahl der Feldwebel. Holzer stand grinsend stramm und wendete sich dann an Schleicher: „Du kannst's eben wieder herauszahlen!" — „Jawohl!" lachte der Maurer und ging hinter Wolfmüller hinaus.

„Herrgottsakrament!" fuhr Renner auf, als die beiden draußen waren, „das ist doch ein Schweinestall!" — „Ja!" jammerte Holzer und hing den Kopf erbärmlich, „das mit dem Schleicher kann ich nicht verantworten! Der Wolfmüller gefällt mir gar nicht mehr. Ja, ja!" Dann fuhr er frisch weiter: „Aber weißt du was, Renner! Übermorgen ist Löhnung, da habe ich Urlaub, dann machst du es!" — „So? Ich? Fällt mir nicht im Schlaf ein. Erstens, was du sagst, geht mich nichts an, und zweitens will ich von euren Stinkereien nichts wissen."

Holzer war wütend. Er war so sehr an Dankbarkeit gewöhnt, auch wo er nichts gab, daß er an diese Weigerung nie als an etwas Mögliches gedacht hätte. „Mit dir bin ich fertig!" fauchte er Renner an. Der stand auf, schnallte um und sagte: „Ich gehe zum Essen! Ich weiß nicht, bist du wahnsinnig oder was ist denn los? Ich habe keinen Ehrgeiz unter euch, aber vormachen kannst du mir mit der zusammengelogenen Herrlichkeit auch nichts. Laßt mich in Ruhe, du und der Spieß! Ich weiß Gott sei Dank wenig genug, aber mir genügt es. Ich kann mich gerne auf Felddienstfähigkeit untersuchen lassen!" Holzer hörte entsetzt den schweigsamen Renner so reden. Des Widerspruches in dieser Art ungewohnt, weil er beim Ackerverkaufen als abgefeimter Gauner mit Vorsicht behandelt wurde, traute er sich doch nicht heraus mit dem Ärger, denn er war zu feig der Drohung gegenüber. Also lenkte er ein. Sofort fing er an, über den dummen, frechen, eingebildeten, hochnäsigen, liederlichen Wolfmüller loszuziehen. „Und wer macht die ganze Arbeit? Ich! Und was hab' ich davon? Einen Dreck! Nein! Ich kann es nicht mehr ansehen, wie der Kerl von einem Quartier ins andere zieht und die Weibsbilder herumbringt, wo doch seine Alte zu Hause sitzt und nichts zu nagen und zu beißen hat! So ein Lump! Und mit der Spielerei gibt's auch noch einen Krach!" Seine Stimme wurde immer weinerlicher, als er schloß: „Ich melde mich ins Feld, freiwillig! Ich habe immer hinausgewollt, aber sie haben mich ja nicht fort gelassen!" Renner lachte: „Da kann man doch keinen zurückhalten, wenn er so gern hinaus will!" und sah den Mann von der Seite an. „Ich weiß, wie es draußen ist!" Dann fing Holzer sein Gejammer wieder an, bis es nicht mehr zum Anhören war. Renner machte dem Ding ein Ende: „Macht, was ihr wollt. Aber laßt mich aus dem Spiel! Ich habe Hunger wie ein Rabe!"

An diesem Nachmittag fuhr Holzer nach Hause. Diese Unterredung hatte ihn in der Ruhe gestört. Er traute dem Frieden nicht mehr. Renner wußte ja sehr wenig, aber das genügte, um tüchtig hereinzufallen.

Holzer beschloß, bei der nächsten guten Gelegenheit sich von der Kompagnie wegzumachen, wo es dem Ende mit Schrecken zugehen konnte. Zumal von seiner Gemeinde schon ein paar Anzeigen gegen ihn an das Bataillon gekommen waren, weshalb er nie hinauskomme. Nur noch Unteroffizier wollte er vorher werden, denn an einem andern Platz ging das nicht so leicht. Daß er Soldat zweiter Klasse war, wußte wohl niemand. Geld genug hatte es gekostet, die Überweisungsnationale in die Hand zu bekommen. Im Krieg kann so was verloren gehen, und der Paß war ja in Ordnung. Also: „Hier noch die Tressen, und dann auf den ersten guten Druckposten!" Wolfmüller war ihm schon lang verhaßt. Ihm konnte es gehen wie es wollte.

Solches erwog der Güterhändler und Mühlenbesitzer Holzer am Sonntag nachmittag. Seine Frau lachte hart auf, als er ihr seinen Entschluß kund tat, ins Feld zu ziehen. „Du wärst der Rechte!" Dann setzte sie hinzu: „Tu's doch!" Sie hatte eine verzweifelte Hoffnung bei den Worten, denn sie haßte ihren Mann, der sie um ihres Geldes willen genommen hatte.

* * *

Auch zum „Etatsmäßigen" war Wolfmüller befördert. Man feierte das Ereignis durch eine Kneiperei bei dem Wirt, in dessen Tanzsaal ein Teil der Kompagnie im Massenquartier lag. Alle Unteroffiziere und die Schreiber waren die Gäste des Feldwebels an diesem Abend, der mit blödem Trinken vorging. Am nächsten Vormittag war es, daß Wolfmüller zu Holzer sagte: „Ach! Da fällt mir eben ein, daß der Wirt sich beklagt hat, daß die Leute zum Teil zweimal und öfter bei ihm Essen fassen. Man muß ihm ein paar Portionen mehr aufschreiben, damit er zu seinem Geld kommt. Die Mannschaft muß doch satt werden!" Dann ging er.

Holzer stieß Renner an. „Jetzt kommt's. Wir müssen ihm die Geschichte zusammenmogeln!" — „Müssen? Ich muß gar nicht. Du kennst die Verabredung. Tu du mir nichts, ich tu' dir auch nichts. Im andern Fall raucht's." Holzer hängte den Kopf. „Dann macht es der heilige Lehmann!" sagte er und wandte sich an einen rothaarigen Rekruten, der nach Ablösung der andern Aushilfen in der letzten Zeit manchmal auf das Dienstzimmer kommandiert worden war. Der Mann gehörte einer Sekte an, war ängstlich, schüchtern und gewissenhaft. Er gab sich die äußerste Mühe, zu leisten, was er irgendwie leisten konnte.

„Komm her, Sohn Gottes!" winkte ihm Holzer, „du machst den Rapport über die Verpflegung im ‚Grünen Baum'. Damit der Wirt nicht zu kurz kommt, schreibst du für die Sonntage die gleiche Zahl Essen auf, wie für die Werktage." Lehmann begriff nicht sogleich, wo es hinaus wollte und fing an, den Rapport zusammenzustellen. Aber bald merkte er, daß an den Sonntagen, wo die Mannschaften meistens beurlaubt waren, nur ein paar Leute bei dem Wirt ihr Essen bekamen. „Wie sagten Sie doch, Herr Holzer? Ich habe es jedenfalls mißverstanden. Es kann Sonntags nicht die gleiche Zahl sein wie an den Werktagen!" — Holzer sah den Rekruten an: „Was hat der Feldwebel befohlen? Sonntage und Wertage

gleich!" — „Aber dann bekommt der Wirt doch zuviel Geld!" — „Bezahlst du es?" — „Aber das ist doch nicht recht!" — „Warte! Dir geb' ich recht! Warte bis der Feldwebel kommt, der wird's dir zergliedern! Morgen früh ist er wieder da! Überlege es dir bis dahin!" Holzer ging. Renner war weggelaufen.

Der Rekrut blieb allein im Dienstzimmer. Er fürchtete Wolfmüller, er fürchtete das Militär überhaupt, er fürchtete sich vor dem Feld, er fürchtete sich noch mehr vor dem Betrug, den er da vollführen sollte. Wie hieß es? Und führe uns nicht in Versuchung! Jetzt war er mitten drin. Und wußte keinen Ausweg. Früher hatte er noch einen Halt gehabt an seiner Mutter. Aber hier in dieser Kaserne, ganz allein! Er wußte nicht mehr wo aus und ein. Hier war die Sünde, dort die feindliche Umgebung, die ihn quälen würde, bis aufs Blut, wenn er nicht tat, was man von ihm wollte. Es gab kein Licht in diesem Dunkel. Gestern hatte einer gesagt: „Es ist einerlei. Hin bist du doch!" Hin! Hin! Die Silbe füllte den schwachen Kopf des Rekruten wie mit Blei. Halb bewußtlos nahm er ein Stück Konzeptpapier zwischen den tränenbeschmierten Rapportbogen heraus und schrieb:

„Liebe Mutter!

Ich nehme Abschied von Dir und bitte Dich um Verzeihung, aber ich kann nicht anders. Ich kann nicht leisten, was man von mir verlangt. Ich kann nicht mehr. Ach, es ist schlimm, wenn man so jung sterben muß! Lebe wohl! Im Himmel sehe ich Dich wieder. Es ist schwer, aber es muß sein. Ich bitte Dich vielmals um Verzeihung, aber es muß sein! Es muß sein. Ich muß hin! Lebe wohl!

Emil."

Als morgens um vier Uhr ein Mann der dritten Kompagnie austreten wollte, spürte er an der Aborttüre einen Widerstand. Er drückte gewaltsam. Da hing, vor der Türe, der Landsturmrekrut Lehmann. (Fortsetzung folgt)



Narben

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Wunden wachsen im Zweikampf und in der Schlacht,
Tiefere Wunden hat oft das Leben gebracht,
Ach, und ich hab auch gefunden:
Selber das Glück kann Wunden schlagen, — Wunden!

Narben tragen wir rot an Stirn und Brust,
Und in jeder ist uns ein Kampf bewußt,
Aber, die wir heimlich erwarben:
Wer von uns zählt seiner Seele Narben!

Zähl die Tränen der glücklichsten Kinderschar,
Zähl die weißen Fäden im Frauenhaar,
Zähl die Lieder, die diese Blätter tragen, —
Narben von Wunden, die das Leben geschlagen!



Kultur und Einheitsschule

Von Prof. Dr. Fritz Kühner

Auch Revolutionen haben ihre Flitterwochen. Das ist die Zeit, wo die klangreiche Vokabel Gläubige um sich versammelt, wo die Beteiligten ideell erheblich alkoholisiert sind und im Ausbau ihrer Vorstellungswelt Rosenfeste feiern. Man gibt vorbehaltlos der ganzen Welt den bekannten Schillerschen Kuß, jenen Schmolliskuß, der gar sehr an akademische Verbrüderungslyrika in den ersten Semestern gemahnt.

Alkohol allein tut's nicht. Heutzutage, wo das Bier eine Konkursmasse ist und gediegenere Substanzen fehlen, muß der Ideenwelt allein die berauschende Wirkung entnommen werden, ohne welche Revolutionen binnen kurzem vom Katzenjammer bedroht sind; und den sucht man instinktiv hinauszuschieben.

Weltverbrüderung, Sozialisierung, Volkshochschule, Einheitsschule, Achtstundentag, Arbeiterräte. Das Grammophon der Revolutionsseele hat für jede dieser Melodien eine neue Platte. Die Melodien sind nicht dumm, auch nicht schlecht. Aber sie haben den Einschlag des Affekts im Motiv stecken; und Affekte vergehen und verwelken, und wo sie waren, zeigen sich der platten Vernunft fatale Lücken, so daß die Melodie klingt wie eine alte Drehorgel mit teilweise ausgefallenen Pfeifen.

Zunächst fehlt dem Revolutionsgeist das, was der politische Geist überhaupt noch entbehrt: das naturwissenschaftliche Denken, der Positivismus, welcher die Dinge unter die Kontrolle des Experimentes stellt. Auch hier wachsen Dogmen, doch sind sie selten von langer Dauer, und wenn man ihnen scharf auf den Leib rückt, sind es gar keine naturwissenschaftlichen Dogmen, sondern fremde Eindringlinge und Schmarotzer.

Ich entnehme dem Revolutions-Grammophon eine seiner sonorsten Platten, um einige biologische Denkformen daran zu üben: Aufstieg der Begabten — Einheitsschule — Hebung der Volksbildung.

Im Hintergrund dieses Vorstellungsbezirkes lagert das Bild einer in sich gleichartigen Masse von Einzelwesen. Sie sind geschichtslos, Zufallsgebilde, alle mit gleichen Voraussetzungen, alle unbeschriebene Blätter, gleichwertige Samenkörner = die Schüler. Sie kommen in die Hände einer wesentlich kleineren, aber ebenfalls prinzipiell gleichartigen Herde von Menschen, die sie ausstreuen und pflegen werden = die Lehrer. Aus dieser Tätigkeit der einen an den anderen entsteht dann eine weitere gleichartige und allen zugängliche Blume = die Kultur.

Man könnte sich mit dieser Bescheidenheit der Beweismittel und Denknormen abfinden, handelte es sich nicht leider um die Jugend. Ein medizinisch verpfuschtes Bein läßt sich aber weit leichter durch das Leben schleppen als eine verpfuschte Jugend mit dem Haß ihrer Enttäuschungen. Deshalb sollte man den Inhalt der genannten Einfachheiten doch etwas kritischer prüfen, als es bisher beliebt wurde.

Die homogene Masse voraussetzungsloser Schüler gibt es nicht. Geschichtslose Menschen gibt es nicht, als Schüler nicht und als Lehrer nicht. Und eine Angelegenheit „Kultur“ mit dem bestimmten Artikel davor, die sich oberhalb der letzten Sprosse der Leiter befindet und eine gewisse Ähnlichkeit mit der Bratwurst am Jahrmarktskletterbaum zu haben scheint, — die gibt es ebenfalls nicht. Und damit scheint, für meine Denkmittel wenigstens, das ganze System zusammenzupurzeln.

Unzählige Möglichkeiten der Entwicklung stehen den unzähligen Abarten der organischen Erbmasse offen. Ein kleiner Teil davon wird durch die Schule im allgemeinen, die höhere Schule im besonderen gefördert, die Masse aber entwickelt sich den geschichtlichen Gesetzen ihrer Erbanlage gemäß ohne höhere Schule oder trotz der höheren Schule. Die Masse, auch die der sogenannten „besseren Leute“, läuft nicht mit dem Zwangssystem Gymnasium oder Realgymnasium einfach parallel; sie wird vielmehr von dieser Maschinerie geknetet, gebrochen, abgeschliffen, mindestens gestört. Denn die deutsche höhere Schule ist der veredelte Militarismus des Geistes, der Gehorsam des Verstandes; eine wundervoll arbeitende, meisterhaft durchdachte, aber von außen her wirkende Maschine; kein passives Milieu, das dem jungen wachsenden Keim beliebige Möglichkeiten bietet, sich nach seinen Gesetzen zu entwickeln. Und diese uniforme Schule soll nun unter Erhaltung aller ihrer Eigenschaften des Gehorsams des Geistes, des Gefühls, des Wollens, des Denkens eine solche Umgestaltung erhalten, daß eine neue Uniformität darauf gepfropft wird: die des grundsätzlich gleichartigen Lehrers.

Dem naturwissenschaftlichen Denken muß es augenblicklich einleuchten, daß in der Entstehung des deutschen Heeres, des deutschen Beamtentums, der deutschen Schule, der deutschen Kirchen — alles seit dem Jahre 1648 — das gleiche Entwicklungsgesetz obwaltet: die am Ende des Dreißigjährigen Krieges völlig zerrüttete, entartete, krankgewordene Erbanlage der deutschen Völker brauchte auf jedem Gebiet Kräfte, die mit brutaler Gewalt von außen her eingriffen, den irren und kranken Entwicklungstendenzen eisernen Zwang entgegensetzten, um sie wieder zu leistungsfähigen Volksgebilden heranzuziehen. Diese großen deutschen Mechanismen sind und waren vorzüglich; bloß zu entwickeln vermochten sie nicht.

Nun ist es klar, daß die dreifach uniformierte Einheitsschule von der alten höheren Schule nur das mechanische Zwangselement übernehmen kann, nicht aber jene Kulturkräfte, die nun einmal für wenige geschaffen sind. Denn die haben sich nicht durch die alte höhere Schule entwickelt; sondern diese bildete nur einen Ausleseapparat für die rein rezeptiven und feiner organisierten Varianten der Keimesanlage. Der Künstler, der Erfinder, Entdecker, Organisator, Politiker, Kaufmann, der Willens- und Tatmensch in jeder Form, General oder Gewerkschaftsführer, Theaterdirektor oder Großbankdirektor, verdankt der höheren Schule wenig von dem, was ihn emporführte, auch wenn er dreißig Jahre später den Tendenzschriften eifriger Direktoren noch so liebenswürdige Anerkennungsschreiben zur Verfügung stellt. Er verdankt ihr wenig, sage ich, denn die höhere Schule kann nur Qualitäten fördern, aber keine Quantitäten geben; und Quantitäten des Willens, der Schnelligkeit des Entschlusses, der Einseitigkeit, der

Nervenkraft, der Rücksichtslosigkeit, der Phantasie, der sinnlichen Differenzierung, der Gefühlstiefe sind es, die jene Menschen zu dem machten, was sie wurden. Und gerade das, was die alte höhere Schule leistete: ein Gärtlein zu sein, in dem feinere Blumen gediehen als im Getriebe der Außenwelt, in dem rein aufnehmende Seelen sehr viel von dem erhielten, was sie brauchten, — kann die dreimal grobknochige Massenmaschine der uniformierten Einheitsschule nie leisten. Heute weniger als je! Denn längst — mindestens seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts — ist die höhere Schule geistig verpöbelt. Sie hat immer mehr Einräumungen gemacht, ist immer „praktischer" geworden, wurde immer mehr zur Zeugnisfabrik und damit immer mehr Volksschule; denn die Ausleseschicht der höheren Schule als Masseneinrichtung ist schon längst der bescheidenste Mittelstand, und alles Gegreine und Getue von der „Standesschule", die nur dem Wohlhabenden offen stehe, ist die übelste Verkennung nachprüfbarer Tatsachen. Die meisten höheren Schulen befinden sich Jahr für Jahr in peinlicher Verlegenheit, an wen sie ihre Freistellen vergeben sollen, weil einfach nicht genug Schüler da sind, die sie verdienen! Will man nichts weiter, als den sogenannten „Aufstieg der Befähigten", dann wäre eine Verdoppelung der Freistellen an höheren Schulen wahrlich mehr als genug für diesen Zweck.

Auf drei Fragen soll eine Antwort gegeben werden: 1. Woher stammt, naturwissenschaflich, der „höhere Schüler"? 2. Woher stammt der Lehrer? 3. Woher stammt die Kultur? Die erste Frage ist reif zur Beantwortung: Der „höhere" Schüler ist die günstige Variante der Masse, sei sein Vater Straßenkehrer, Werkmeister, Unteroffizier oder Minister; günstig nur im strengen Sinne reingeistiger Aufnahmefähigkeit, denn andere Eigenschaften können von der höheren Schule keine Förderung erfahren, die nicht auch anderswo und anderswie zu erlangen wäre. Um das Aufnahmebedürfnis dieser günstigen Varianten zu befriedigen, ist keine Einheitsschule nötig, — eher schon eine Vielheitsschule.

Woher stammt der Lehrer? Um diese Frage scheint man ängstlich herumzugehen! Entstammen Volksschullehrer und Oberlehrer der gleichen Kulturschicht und sind sie gleich günstige Varianten? Die erste Frage ist zu einem Viertel zu bejahen, die letzte zu verneinen. Die Herkunft der Oberlehrer ist zweifellos ebenfalls, als Masse, die Schicht des bescheideneren Mittelstandes (sehr zum Nachteil des Oberlehrers!); um aber vier Jahre studieren zu können, studieren zu wollen, muß man auf rein rezeptivem Gebiet eine günstigere Variante sein, als der Volksschullehrer. Es besteht eben in jener Öffentlichkeit, die solche Fragen erörtert, immer noch die unausrottbare Wahnvorstellung, als sei der Studierte der an sich, d. h. absolut, Höherwertige. Gerade diese Zwangsidee ist es, die die dritte Art glatter Uniformierung in die Einheitsschulfrage brachte: die uniforme Studiererei aller! Der Studierte ist nicht höherwertig als der Nichtstudierte; herzlich oft sogar minderwertig; aber er hat kraft einer gewissen unbestreitbaren Mehrleistung auf begrenztem Gebiet — vielleicht erkauft durch Minderleistung auf vielen anderen — einen höheren Marktpreis, wie alle Spezialartikel. Ist das ein Unrecht? Ist das unsozial? Wenn ja, dann ist sofort der Unterschied zwischen gelerntem (1), angelerntem (2) und ungelerntem (3) Arbeiter ebenfalls als unsozial zu beseitigen.

Das wollen wir doch einmal den Führern der englischen Trade-Unions vorschlagen! Noch näherliegend und ganz und gar von handgreiflichster Gerechtigkeit muß es dann sein, die Gleichsetzung von Volksschullehrer und Oberlehrer auch auf die Universitätslehrer auszudehnen.

Denn identifiziert muß werden. Der Volksschullehrer soll sich gewaltsam hinauf-identifizieren. Hierzu dient eine wundervolle Sache: das Studium der Pädagogik. Auch hier ist es wieder mein Schicksal, Entrüstung zu erregen. Diese Pädagogik kann gar kein Vollstudium bilden, und zwar einfach deshalb, weil sie dazu viel zu mager und dürftig ist. Man kann nebenbei während des übrigen Studiums auch Pädagogik hören, ein oder zwei Semester; aber ein ganzes volles Studium mit gar nichts wie Pädagogik ausfüllen zu wollen, das ist ungeheuerlich. Es gibt keine Wissenschaft, die so aus Hilfswissenschaften besteht, aus ihrer eigenen Geschichte, aus Meinungen, keine, die so gänzlich der axiomatischen Grundlagen entbehrt, wie die Pädagogik. Aber dieses geistige Mauerblümchen hat einen Vorzug: *es ist jedem zugänglich*, auch dem Harmlosen, für den andere und zwar *autonome* Wissenschaften in unerreichbarer Höhe stehen. Und darum muß die Pädagogik dazu dienen, dem Volksschullehrer die Vorstellung zu verschaffen, daß auch er „*studiert*“ hat und nunmehr dem ihm unangenehmen Oberlehrer gleich ist. Hierin liegt eine peinliche Streberei und eine Art von geistigem Bolschewismus: Einziehung des Privateigentums anderer. Der Marktwert des Spezialisten, d. h. des Oberlehrers, ruht auf einer absolut anderen, wirtschaftlich und geistig anderen Grundlage, als auf den braven Allgemeinheiten der Pädagogik. Der tüchtige, in seiner Leistung abgegrenzte Volksschullehrer ist *kein* Spezialist, hat deshalb notwendigerweise einen geringeren Marktwert; *deshalb aber hat er* gerade in der größeren Allgemeinheit des Denkens und Könnens *einen höheren Gesamtwert*. Er füllt im Volksganzen dadurch, und *nur dadurch*, eine weit wichtigere Stellung aus als der Oberlehrer, der viel leichter theoretisch versimpelt und weltfremd wird, der sich gerne in irgend einer wissenschaftlichen Sackgasse verliert, die großen Zusammenhänge des Lebens nicht mehr sieht oder gelegentlich sich dünkelhaft absondert. Dieser Oberlehrer, so oft eine gute Vorstufe für den Universitätslehrer, ist der geborene Eigenbrödler, das organisationsloseste Geschöpf in der deutschen Menschheit. Um ihm gewaltsam gleichzukommen, muß *er* heruntergezerrt und der Volksschullehrer heraufgeschraubt werden. Sollte nicht die verlangte Gleichheit des Einkommens mit eine Triebkraft in aller Begeisterung der Interessierten für die Einheitsschule sein? Homo sum usw.

Wäre nur das Mittel, Pädagogik genannt, nicht so höchst dürftig! Wen hat je die Pädagogik das Disziplinhalten gelehrt, wem hat sie den inneren Zusammenhang mit der Jugend gegeben, wem die Frische des Entschlusses, den Sinn für das Ewig-Menschliche im Kind, wem die Lehrfreudigkeit, die geistige Freiheit? Wen, frage ich, hat je die pädagogische Wisserei zur *Persönlichkeit* in seiner Arbeit gemacht? Wir brauchen keine Antwort zu geben. So wie die eigenen Kinder des Pädagogen keine Linie besser erzogen sind, als die des Steuereinnehmers, Handwerkers oder Regimentsobersten, versagt die pädagogische Methodik immer und absolut, wenn nicht die lebensvolle, frische, warmherzige

Gesamtpersönlichkeit dahinter steht. Der Bürgerschullehrer in seinem Nicht-spezialistentum war es, der den besonderen Wert besaß; der Bienenzucht, Gartenpflege, Bodenreform, Gemeinderat, Naturheilverein, Musikverein und tausend andere Dinge meisterte und so oft der Öffentlichkeit einen Stempel aufdrückte, zu dem der dreimal bebrillte Herr Professor meistens unfähig war.

Und nun „die" Kultur, — wollte sagen „die" Volkskultur!

Zweierlei ist ewig wahr: zum Volk im höchsten und erstrebenswertesten Sinne führt nur das Nebeneinander, der unmittelbare Blutumlauf durch alle in sich gleichwertigen Adern, die Bejahung jeden Strebens, jeder Arbeit. Aber zur Kultur führt nur das Übereinander, die harte Differenzierung, die lange geschichtliche Reihe, die Hochzucht der Geschlechter, die Absonderung vom Ewig-Niedrigen, Irdisch-Gemeinen. Nur irgendwie hochstehende Menschen, streng geschieden von der Masse, nur Träger unbedingter geistiger Überordnung, erzielen die seltene Orchidee der Kultur. Wer Welt und Dinge mit hundert feinsten Nervenendigungen wahrnimmt, wo die Masse nur eine zur Verfügung hat, wer den Maßstab der Verfeinerung an Gefühl und Erkenntnis, an äußerem und innerem Schauen angeboren in der grauen Gehirnrinde trägt, der ist Kulturträger. Versucht's, diesen edelsten und ältesten Wein, an goldene Gefäße gewöhnt, durch die Bleiröhren der gemeinen Wasserleitung in alle Tröge der Herdentiere zu gießen! Nicht Platon, sondern Kleon der Gerber steht an diesem Trog, saufend statt zu trinken, berauscht statt gehoben, dünkelhaft statt demütig. Nichts lehrt den Wahn eines Universalfuttermittels „Volkskultur" plastischer sehen, als die höhere Schule und ihre Entartung. Ja, Entartung! Einst war sie eine hohe Stätte für die Seltenen und Wenigen, einst pflegte sie das Hohe, weil es nicht nützte, nicht „praktisch" war, nicht dem Geschäftsleben, den Wünschen der Handelskammern diente, nicht Großbetrieb für Bescheinigungen war, die man ordinär und zäh ersaß. Heute besteht das Publikum der höheren Schulen aus 80% Kulturarmen, aus 50% unrettbar Kulturlosen.

Wir alle wissen es: der Sohn des Tagelöhners kann als Glückszufall der Vererbung hoher Kulturträger werden. In seinem Keimplasma können wertvolle Erbteile der Ahnen sich günstig nebeneinander lagern und einen fertigen Kulturmenschen ergeben. Einmal unter hundert Fällen. Aber dieser eine Fall schaltet das Gesetz nicht aus, wonach höchste Werte nur geschichtlich entstehen, durch lange Anhäufung und Vererbung erworbener Eigenschaften, durch Rassezucht und Eheauswahl, unerbittliche Beseitigung des Untauglichen, härteste Anforderung an sich selbst. Hier liegt das innere und ewige Daseinsrecht des Adels, jeden Adels, nur nicht des funktionslosen toten Namensadels, der statt mit Kegelkugeln mit Wappen spielt. Drei, vier, fünf Generationen, je nach Arbeitsleistung und Selbstzucht, führen zur Kultur; die wenigen sind's, die sie erringen, die vielen sind's, die sie wieder zerstören.

Es gibt, außerhalb der Kultur, hohe und höchste und edelste Werte, der Masse zugänglich: Sittlichkeit, Religion, körperliche Selbstachtung, Vaterlandsliebe, oder wem diese zu eng erscheint, wahre Menschlichkeit. Es gibt, außerhalb der Kultur, höchste und ernsteste Wirklichkeitsaufgaben: soziale Arbeit am Säugling, am



Kranken, am Armen (soweit es Arme als Sondererscheinung noch gibt), Hygiene, Gerechtigkeit in Spruchrecht und Steuerrecht, und den ewigen Kampf zwischen Mensch und Ding, Intellekt und Natur. Der unverbildete Mensch, der Nichtspezialist, wird diese großen Dinge besser meistern, als der enge Fachmann; praktisch gesagt, der Volksschullehrer wird tausendmal Führer des Volkes sein, wo der Herr Professor brütend im Schneckenhaus eines weltentlegenen Teilgebietchens steckt, dieser Professor, der notwendigerweise Witzblattfigur werden mußte, was der deutsche Volksschullehrer nie erreicht hat.

Die Vielheitsschule, das wäre eine Art Ideal! Die Einheitsschule ist Kgl. Preuß. Militärdespotismus des Geistes, ist Verzicht auf die grenzenlose Variabilität der gegebenen organischen Voraussetzungen, ist Verarmung auf dem letzten, allerletzten Gebiet, wo das leergeblutete Vaterland noch neues Gewebe bilden könnte, auf dem der Kultur. Die Einheitsschule wird kommen, sie ist schon unterwegs. Nicht sie aufzuhalten habe ich diese Deduktionsarbeit geleistet, denn sie ist nicht aufzuhalten. Ihr Kommen unterliegt den gleichen Naturgesetzen wie der Fall einer Lawine oder das Auftreten des Flagellantentums. Nein, nur einem soll das gebotene Experiment dienen: an einem Einzelfall zu zeigen, wohin es führt, wenn naturwissenschaftliches Denken durch klangreiche Vokabeln ersetzt wird, die der Affektseite der Revolutionsbegeisterung entstammen. Warten wir, bis das Rad der Entwicklung sich weiter gedreht hat. Die Wahrheit hat Zeit, sagt der unsterbliche Lamarck.

Ein neues Kirchengebet

Von Max Jungnickel

Gott, der du die Träume der Sterne ersinnst,
Laß dein Gesicht in unsern Herzen nicht verlöschen.
Schütte deinen Segen in unsere Arbeit
Und sitze mit uns um die Abendlampe.
Steige in die Blicke unserer Kinder und streichle uns.
Vergiß die Kranken nicht und mache sie in ihrem Schlaf zum blühenden Lindenbaum, mit Vögeln in der Krone und mit Bienensummen.
Laß über die Leidtragenden wieder das Frührot deiner Gnade aufgehen.
Laß dein Herz in unsern Feldern pochen.
Behüte das Korn.
Beschütze die Tiere.
Mache die Seelen unserer Verstorbenen zu deinem Wappenschild.
Schreibe den Namen unseres Vaterlandes mit Regenbogen-Flügeln an deinen Himmel.
Und wirf, an jedem Sonntagmorgen, für unsern Kantor, den Orgelschlüssel aus den Wolken. Amen.



Ägyptische Bilder
Von W. von Engelhardt

Im Esbekijegarten flutet das Leben von Kairo vorüber. Über den von der Hitze erweichten Asphalt wandern lautlos schwankend die beladenen Kamele. Bedächtig wiegen sie die langen Hälse, und ihre hängende Unterlippe spricht verächtlichen Mißmut.

Wie ein junges geschmeidiges Tier läuft der Säis vor den Pferden eines vornehmen Gefährtes. Sein kurzer weißer Rock schlägt um die sehnigen nacktbraunen Beine, und der schwarze Schweif auf seinem Tarbûsch weht wie eine Fahne beim schnellen Laufen. Hoch schwingt er den Bambusstab in der Luft, und heiß atmend ruft er sein eintöniges „gebt Platz, gebt Platz". Ein paar Augenblicke nur und hinter ihm schließt sich die Menge.

In dichten Scharen umlagern gewinnsuchende Händler und Eseltreiber die Eingänge der großen Hotels. Ab und zu erscheinen die goldgestickten Kawassen gleich einer strafenden Gottheit und verscheuchen das zudringliche Gesindel. Eine kurze Zeit geben sie Ruhe, dann beginnt das Feilschen von neuem.

Neger aus dem Sudan lassen ihre gereihten Glasperlen spielen, als wäre es glitzerndes Geschmeide. Und die strahlende Sonne verleiht sogar dem armseligen Glas brennende Funken.

Da wo der Schatten der Bäume in den staubigen Dunst des freien Platzes fällt, hocken in langen Reihen, vor ihren niederen Tischen die Briefschreiber. Gelassen sehen sie ins Treiben der Straßen, wo Licht und Schatten sich feindlich grell bekämpfen...

Sie brauchen nicht zu betteln und zu feilschen, denn sie sind unentbehrlich!

Aus einer kleinen Nebenstraße taucht plötzlich die dunkle Gestalt einer Wasserträgerin auf.

Ihr schwarzes, schleppendes Gewand liegt in weiten Falten um ihren Körper und die silbernen Reifen an den Knöcheln geben einen leise klingenden Ton, wenn ihre Füße schreitend den Boden fassen.

Die goldene Rolle, die vom schmalen Stirnband zum dichten schwarzen Schleier reicht, teilt ihr Gesicht und gibt nur die dunkeln Augen frei.

Einen Augenblick steht sie unbeweglich — — dann gleitet sie schnell und geschmeidig über den großen Platz und steht vor dem weißbärtigen Briefschreiber.

Und nun beginnt das Spiel... Frage und Antwort.

Ihre Augen funkeln in heißer Erregung und aus dem weiten Ärmel streckt sie die geballte Faust.

Mit würdiger Ruhe nimmt er einen Bogen und beginnt zu schreiben... Sein alttestamentliches Patriarchenhaupt wirkt gütig besänftigend zu ihren zornflammenden Worten.

Einer ganzen Generation war er schon Helfer und Beichtiger... Er weiß es — — hinter allem Zorn und allem Leid steht die brennende Liebe.

Das Dunkel und das Licht — — sie kommen beide aus jener Quelle...
Und er vermittelt die Worte dazu...

Aber mildgütig wie ihn das weise Alter gemacht, stellt er sie kunstvoll nebeneinander, daß sie eine Brücke bleiben, für spätere Zeiten...

Denn das Menschenherz ist wandelbar ... und bitterer als Zorn und Schmerz ist die Reue, die keinen Rückweg findet...

Mit glühenden Blicken folgt sie seinen Schriftzügen.

Drei Zeichen ihrer Hand darunter — — und tief aufatmend faßt sie den Brief.

Ein paar Silbermünzen fallen klirrend auf den Tisch — — nun ist sie erlöst!

Sie wendet sich. Ein Heben der ausgestreckten Hand — — châlas — — es ist beendet...

Den schweren Wasserkrug auf dem Haupte schreitet sie wieder zurück in die dumpfen Stadtviertel, aus denen sie gekommen...

Ganz Ruhe — — ganz Stil — — Karyatide — — Lastträgerin.

Unberührt brandet und wogt das Leben weiter in den sonnenheißen Straßen...

* * *

Ein goldenes Boot — so schwimmt der junge Mond am nächtlich schimmernden Wüstenhimmel. In starrer Stille türmt sich die Weite — endlos — horizontlos...

Unten am Nilufer klagt das Lied eines abendlichen Sängers in beängstigender Eintönigkeit. Immer die gleichen Töne, fort und fort sich wiederholend, wie die Perlen der Gebetschnur...

Die kleinen niederen Hütten liegen ausgelöscht in der lauen glitzernden Nacht. Tief in den Sand geduckt, Wand an Wand lehnend, säumen sie die breite Dorfstraße. Nur ein paar durchsichtige Fetzen beißenden Rauches, die in der stillen Luft hängen blieben, geben Zeugnis vom Leben des Tages.

Das knarrende Gekreisch der Wasserräder ist stumm geworden und die großgehörnten Büffel liegen unbeweglich neben der Sakije, die sie in unermüdlichem Kreislauf tagsüber getrieben.

Müdes Ruhen deckt das Dorf am Wüstenrande...

Nur da, wo die schattenlosen Palmen das Grau der Häuser stören, ist noch waches Leben.

Ihre Strohmatten über die steingedeckte Terrasse gebreitet, hocken die Männer beisammen, und langsam zieht noch einmal der Tag durch ihr Gespräch. Mühe und Arbeit — Verdienst und Verlust — was stritt und was sich versöhnte, es wird allabendlich zur Ruhe gebracht, und leise spinnt die Nacht die Fäden des Vergessens darüber...

Heut' aber ist in ihnen Spannung und Erregung, denn der Märchenerzähler kam ins Dorf.

Ungeduldig harrend, sitzen sie im dichten Halbkreis und erwarten ihn, der langsam vom Brunnen die Straße heraufkommt.

Sein violetter Mantel und das seidengestreifte Gewand verschimmern im Helldunkel der Nacht, und nur sein weißer Turban zeichnet sich scharf im Mondenlicht ab.

Betäubend duften die Orangenblüten, mit denen er ihn schmückte und die in dichten Büscheln herabhängen.

Gemessen und würdevoll tritt er in den Kreis und grüßt...

Sein Blick umfaßt die aufhorchende Schar zu seinen Füßen und wendet sich dann der großen Wüste zu, die in blauem Silber fernher leuchtet.

Eine lange Zeit verharrt er so schweigend...

Auf seiner Stirne kommen und gehen die Gedanken. Langsam hebt er die Hände, und gleichsam prüfend wägt er in ihnen die bunten Bälle seiner Märchen und Lieder...

Vorsichtig tastend beginnt er mit ihnen sein Spiel. Leise und abgerissen setzt er Satz um Satz nebeneinander, als ob sie ihm selber noch ein verhülltes Geheimnis.

Doch dann packt er zu — und züngelnd fliegt sein Wort hoch in die Höhe... Es steigt — glänzt — und neigt sich im Fallen.

Geschickt fängt er es auf, um es von neuem zu werfen. Immer rascher wird das Spiel und immer bunter und reicher.

Nach allen Seiten schüttet er die Fülle der Bilder, und gleich einem Feuerwerk zischen und blenden die Leuchtkugeln seiner Phantasie... Atemlos lauschen die Zuhörer...

Das sprudelt und quillt und fesselt Auge und Ohr... Das löst und spannt und reißt sie mit sich fort, daß sie alles ringsum vergessen... Sie merken es nicht, wie Stunde um Stunde verrinnt, so fest bannt sie der Zauber des Geheimnisvollen... Tief ist das Mondenboot in den Horizont gesegelt und verschwindet lautlos in dem feierlichen Dunkel, das sich jetzt ausbreitet.

Kaum kann man die kauernden Gestalten unterscheiden, und nur die brennenden Wasserpfeifen glühen wie feurige Augen zu den Reden des Märchenmannes...

Doch als ob dieser nur auf das Dunkel gewartet hätte...

In erregter Leidenschaft fliegen plötzlich seine Worte — heiß und wild.

Unheimlich glühend ist sein Blick. Und als er sich jetzt zu dem Kreis herabbeugt, flüstert in scharfer Eindringlichkeit seine heisere Stimme. Eine seltsame Unruhe ergreift die Zuhörer...

Beim Höchsten, das sind ja keine Märchen, die er erzählt — — das ist ja grausige Wirklichkeit... Maschallâh ... was sagt der Mann? Entsetzt springen sie auf und umdrängen ihn, dessen Rede wie ein verheerendes Feuer von seinen Lippen fällt...

Und da — — mitten in die Herzen der horchenden Männer — schleudert er jetzt die Brandfackel...

Zündend faßt sie, die er im Namen des großen Propheten von Dorf zu Dorf trägt...

Kampf und Haß ... Tod und Verderben ... Aufruhr — — Heiliger Krieg! Tief Atem schöpfend hält er inne...

Ein Leuchten des Triumphes zieht über sein Gesicht. Was er gewollt — er erreichte es...

Aus seinen Wundermärchen wachsen Worte, die fortglimmend der Stunde harren werden, da sie zum Brande anfachen...

Und seine Finger langsam schließend, teilt sein Arm wie ein Schwerthieb die Luft...

Befreiend streckt sich seine hohe dunkle Gestalt. Und wieder ganz ruhige Würde schreitet er an der erstarrten Schar vorbei in die Totenstille der Nacht...

Über seinem Wege, hoch im Zenit, funkelt blitzend das dolchgegürtete Sternbild des Orion...

* * *

Gigantisch wälzt sich der Zug heran...

Aus der Stadt der weißen Mauer, aus Memphis alter Königsstadt schreitet die endlose Schar — mühsam quälend durch die brennend heiße Wüste.

Über ihr düsteres Todesleid...

Die Fackeln schwelen durch den gelben Sand und ersticken die Töne der dumpfen Grabgesänge.

An der Stufenpyramide vorbei, geht der Weg ins Totenfeld von Sakkâra. Allen voran leuchtet das goldene Horn des Priesters. Schier endlos dünkt ihn heute der Weg — — schwer und heiß, wie das Leid, das seine Brust zersprengen will.

Der Macht des fremden Eroberers müssen sie sich beugen und nun soll er sein herrliches Tier, seinen Götter-Apis zum letzten Schlafe weihen! Wie ein rasender Schmerz zuckt es in seinen erhobenen Armen, und in ohnmächtigem Zorn sprechen die Lippen das Gebet.

Aber seine Seele kennt kein Beten...

Blutrote Rache — — Fluch und Rache — — schreit sie gellend in die glutenheiße Weite...

Vor den Pforten des heiligen Serapeum halten sie...

Seine Hand greift nach der Fackel, und hoch gehoben leuchtet sie ihm in die dunkle Totengruft.

Er ist allein...

Dumpf schlägt ihm die erstickende Luft aus den finsteren Felsenkammern entgegen und raubt ihm den Atem. Doch ihm tut die Dunkelheit wohl, und mechanisch schreitet er den langen Gang hinunter, vorbei an den stillen Apisschläfern, zu seinem Lieblingstier.

Im mächtigen Sarkophag aus Rosengranit haben sie ihn gebettet... Seine Hand fährt liebkosend über die feingemeißelten Reliefs und das steingewordene Gewinde der Lotosblätter.

Immer wieder und immer wieder streicht er über den kalten Stein... Oh wenn er doch sterben könnte! ...

Wie aus weiter Ferne schlagen die Töne der singenden Menge an sein Ohr und wecken ihn aus seiner starren Verzweiflung.

Keuchend vor übermenschlicher Anstrengung antwortet sein priesterliches Wort..

Noch einmal richtet er sich auf, und seine Arme weit gebreitet, erfleht er den Segen des großen Ptah... Dann ist es vorüber... Aber auch seine Kraft hat ein Ende. Stöhnend bricht er zusammen und preßt seine Stirn an den Sarkophag. Mein Tier, mein einziges Tier! Nie wieder soll seine Hand das glänzend schwarze Fell berühren — nie wieder...

Und keiner, der ihm fortan den Orakelspruch kündet über die Gerechten und Ungerechten... Warum muß er leben? Warum kann er nicht liegen bleiben, hier, zu Füßen seines Götterlieblings?

Grausam bist du, o Gott Ptah — grausam und unbarmherzig... Was tat ich dir, du Weltenschöpfer, daß du kein Mitleid kennst mit meiner todwunden Seele...

Draußen im grellen Sonnenlicht wartet angstvoll das Volk auf ihn. Scheu wie ein Verbrecher greift er in die volle Rosenguirlande, die über der Leichenkiste liegt und nimmt eine Blüte als Abschiedsgruß von der Stätte, die er nun nicht wieder betreten wird...

Dann geht er. Geht Schritt um Schritt, schwankend und mühsam dem Ausgang zu ...

Und Schritt um Schritt fällt Freude und Leid von ihm ab und das Menschsein in seiner Brust versteinert in den schauerlichen Totengängen.

Die Rose entgleitet seiner Hand, und er tritt in das schmerzendhelle Tageslicht...

Fahl ist sein Angesicht, erloschen sein Blick und nur das goldene Horn über seiner Stirne funkelt hart in der Sonne — — grausam und hart wie der Weg der Pflicht, den er von nun an gehen muß...

Ihm folgt sein Volk — — entehrt und geknechtet... Sklaven eines fremden Herrschers...

Fein und leise weht der Wind von Sakkâra.

Weht Tag und Nacht und Nacht und Tag und füllt die Stunden zu Jahrhunderten und türmt die Jahrtausende...

Still schlafen in der Gruft die Göttertiere, still und vergessen im Wandel der Zeiten...

Nicht aber schläft der Menschengeist. Grübelnd und forschend gräbt die Wissenschaft in die Tiefen und bringt herauf, was der Vergangenheit gehört...

Aus Frankreich ist er gekommen, der große Forscher, und nun ist sein Lebenswerk vollendet.

Tief im Wüstensande arbeiten mühsam die Hebel, die die Steinplatten von dem Eingangstor des Serapeum entfernen sollen.

Ächzend geben sie nach und fallen.

Und blendend ergießt sich das goldene Licht in das unberührte Dunkel der Jahrtausende...

Ganz allein will er sein in dieser Stunde der Weihe.

Da fällt sein Blick auf eine verdorrte Rose, die auf dem Boden liegt, und deutlich wie eine Kette zieht sich die Spur eines Menschenfußes durch den feinen Sand...

Er sinkt in die Knie. In tiefer Bewegung rinnen die Tränen über das stille Forscherantlitz. Wie eine Hostie faßt er die dürre Blüte und hebt sie an seine Lippen...

An derselben Stelle wie einst der goldgehörnte Pharaonenpriester neigt sich der christliche Gelehrte in stummer Ehrfurcht vor der unvergänglichen Gottheit...





Paris nach dem Sturze Robespierres

Nach der leichtfertigen Regierung des „Roi Soleil", der entwürdigenden seines Nachfolgers und der schwachen Ludwigs XVI. übte der Konvent, um die Wiederkehr des Despotismus zu verhindern, eine Tyrannei aus, di alles, was jener an Scheußlichkeiten geleistet hatte, weit hinter sich ließ. Mittels der Guillotine wurden — wunderbarerweise der „Göttin der Freiheit"! — tagtäglich blutige Libationen dargebracht, und was das Fallbeil verschonte, verschlangen die Füsilladen, Mitrailladen, Sabraden und Noyaden. Aber schließlich fühlte sich die „große Nation" — so nannten sich die Franzosen seit der Revolutionszeit — durch das ununterbrochene Morden denn doch angewidert; wie die Guillotine vom Köpfen müde wurde, so zeigte sich auch Paris ermattet, ihr zu applaudieren, und mit der am 10. Thermidor des Jahres II — 28. Juli 1794 — erfolgten Hinrichtung Robespierres, des Regisseurs der blutigen Tragödie, fand die Schreckenszeit ihren Abschluß. Eine gemäßigtere Partei, die „Thermidorianer", an ihrer Spitze Tallien, Barras u. a., nahmen nun die Leitung des Staates in die Hand.

Diese Thermidor-Reaktion war zum großen Teile das Werk der „jeunes gens de Paris", die man späterhin auch wohl als „jeunesse dorée" bezeichnet hat; durch Faustschläge und Prügel hielten sie das terroristische Gesindel im Zaume, und vor dem „Réveil du peuple", ihrem begeisternden Kampfliede, mußte, trotz aller Glut des Ausdrucks, selbst die Marseillaise verstummen. Schon in ihrem Äußern suchten die „jungen Pariser" einen gewissen Gegensatz zum Jakobinertum hervorzukehren: statt der bisher üblichen Mützen trugen sie Hüte, unter denen das Haupthaar an den Seiten als „oreilles de chien" bis auf die Schultern herabhing; zu den Überröcken, die den Frack verdrängten, traten an Stelle der langen Beinkleider, der Pantalons, wieder kurze Hosen oder Culotten; dazu kam ein prächtiger, oft mit einer kostbaren Chemisettenadel geschmückter Brustlatz und eine meist grüne Krawatte, die den von allem, was Jakobiner hieß, bloß getragenen Hals verhüllte und bald eine solche Weite und Breite annahm, daß sie das Gesicht bis über das Kinn hinaus verdeckte und einem gewaltigen Kropfe glich. Ein kurzer Knotenstock, ein Riechfläschchen und eine Lorgnette, die weniger zum Schauen als zum Kokettieren diente, vervollständigten den wunderlichen Anzug eines solchen in eine Wolke von Ambraduft gehüllten Jünglings.

Eine üble Erbschaft der versinkenden Zeit jakobinischer Machtentfaltung mußten freilich Thermidorianer wie Pariser Jugend wohl oder übel antreten: den Mangel an Nahrungsmitteln, dem die neunmalweisen Lykurge des Konvents mit ihren 15 414 Dekreten nicht hatten abhelfen können. In unzähligen Häusern hockte der Hunger am Herde, ein lästiger Bettler, den man nicht verscheuchen konnte, und Scharen Darbender, die nach Brot schrien, durchzogen die Straßen der Stadt; war ihnen doch nun gar dasjenige genommen, was sie bislang ihr Elend hatte vergessen lassen: das Schauspiel, täglich ein paar Dutzend Köpfe fallen zu sehen. Brot war so schwer zu haben, daß man Gäste, die zu Tische geladen werden sollten, bitten mußte, ihr eigenes Tafelgebäck mitzubringen; was für Geld und gute Worte zu haben war,

reichte kaum für den eigenen Bedarf. Schließlich wurden den Notleidenden pro Kopf täglich 2 Unzen (1 Unze = 30 Gramm) Schwarzbrot aus allgemeinen Mitteln verabfolgt, eine Portion, die ab und an noch um ½ Unze zu verkürzen man sich gezwungen sah. So erklärt es sich, daß am 21. Juni 1795, als nach der Zeit des von Staats wegen verordneten Atheismus zum ersten Male wieder Gottesdienst abgehalten wurde, mancher, von Gier getrieben, mehr als eine Hostie zu erhaschen suchte. Hunderte erlagen infolge dieser traurigen Zustände dem Hungertode, Hunderte drängte der Mangel am Notwendigsten zum Selbstmorde.

Das also war der Segen der vor kurzem noch als allein selig machend gepriesenen demokratischen Verfassung! Nun klagte man: „Die Republik läßt uns Hungers sterben!“ Und der Katzenjammer, der der jakobinischen Zeit folgte, die Reue und die Gewissensbisse manches Revolutionärs erzeugten Träume wunderbarer Art. Der Gedanke an die Wiederkunft der Königsherrschaft, ja wohl gar an eine Rückkehr der Bourbonen, zwanzig Jahre seiner Verwirklichung vorauseilend, fiel, in verschwiegenem Kreise halblaut ausgesprochen, nicht immer auf unfruchtbaren Boden. Auf den Toilettentischen vornehmer Damen, zumal aus den Kreisen heimgekehrter Emigranten, fand man den „messager du Soir“, den Hauptbekämpfer des Terrorismus; Paris begann am Tage des heiligen Ludwig (25. August) seine Gärten und Blumenmärkte zu plündern wie für ein Fest seiner Hoffnungen, und verstohlen fragte man sich, ob guillotinierte Monarchien nicht ins Leben zurückgerufen werden könnten. Viele Republikaner glaubten ihr Ansehen zu heben, wenn sie in den Kreisen des „Ancien régime“ verkehrten, und junge Damen, die einen Namen trugen, der in den Ohren der extremsten Montagnards einen guten Klang gehabt hatte, suchten durch Heiraten in möglichst aristokratische Familien hinein die immer lästiger werdende Erinnerung an die einstige väterliche Popularität zu verwischen.

Doch nicht nur die politischen Anschauungen änderten sich; auch auf dem Gebiete des geselligen Lebens trat ein bemerkenswerter Umschwung zutage: man sehnte sich nach frohem Genießen, nach Zerstreuungen und Vergnügungen. Die „Terreur“ mochte eine gute Schulung auf den Tod gewesen sein, aber das Leben erschien süßer, und die gleichsam aus dem Grabe auferstandene Menschheit war ihm wiedergeschenkt. An die Schreckenszeit dachte man nur noch wie an einen bösen Traum zurück, ganz Paris — wenigstens das bessergestellte — nahm das feinere Leben der früheren Tage wieder auf, und aus den Vertretern von Talent, Geist, Reichtum und hoher amtlicher Stellung bildete sich eine Art Aristokratie, mit der die Trümmer der alten Adelskaste sich gern vereinigten. In erster Linie begannen natürlich diejenigen ein Haus zu machen, die die Mittel dazu hatten: Bankiers und andere wohlhabende Geschäftsleute; sie gaben üppige Diners, glänzende Soireen und Bälle mit Kleinodlotterien, in denen jedes Los gewann. Und auch die Empfangsräume des früheren Adels, soweit er nicht ausgewandert war, erschlossen wieder ihre Pforten, die „Salons dorés“; hier durfte der Republikaner sich seine Lebensanschauungen kaum merken lassen, wogegen die erklärten Anhänger des alten Systems mit ihren beißenden Sarkasmen wider Freiheit und Gleichheit williges Gehör, ja wohl gar lauten Beifall fanden. Die Revolutionäre aber scheuten nicht davor zurück, statt der ihnen geläufig gewordenen Anrede „Citoyen“ wieder das früher übliche feinere „Monsieur“ zu gebrauchen. Die Hochflut republikanischer Gesinnung war eben verrauscht. Vor allem aber kehrte mit zwingender Gewalt die Herrschaft der Frau zurück; eine Art Galanterie machte sich wieder bemerkbar, und die Revolution des Thermidor erwies sich als ein unbestreitbarer Sieg des schönen Geschlechts, dem die Jakobinerzeit seinen Einfluß geraubt hatte. Vor allem sah die schöne Frau Tallien, die Gattin des oben genannten Thermidorianers, in ihrem Salon bald wieder Gäste. Bei ihr begegneten sich Männer aus den Regierungskreisen, Generäle, Künstler und Größen der Finanzwelt; sie bildete gewissermaßen ein neues Versailles um ihre Person und lehrte ihre ganze Umgebung, die zur Zeit der Terreur sich wesentlich mit Todesgedanken getragen hatte, das Leben wieder genießen. In der Chaumiere, wie sie ihr mit



Stroh gedecktes, idyllisch inmitten von Zaungittern, die durch Kletterpflanzen halb überwuchert wurden, an der Allee des Veuves gelegenes Heim nannte, machte sie ein großes Haus und empfing hier, gleichsam die Dryade dieser reizenden Stätte, im Sommer 1795 unter dem Laubdach der Bäume neben anderen Freunden auch den stattlichen General Barras, der bald vor ihren Augen Gnade fand.

Und auch das Interesse für die Kunst, zumal die Musik, erwachte wieder. Ein Hauptvergnügen der eleganten Welt bestand in dem Besuche der berühmten Feydeau-Konzerte, d. h. der musikalischen Aufführungen im Theater der Feydeau-Straße, wobei viele Zuhörer allerdings wesentlich andere Zwecke verfolgten als denjenigen, sich der dargebotenen künstlerischen Leistungen zu erfreuen: den Damen kam es mehr darauf an, glänzende Toiletten zur Schau zu tragen, den Herren aber, pikante Beziehungen anzubahnen, sich in Gesellschaft schöner Mätressen zu zeigen und in sonstiger herausfordernder Weise mit ihrem Mammon zu prunken. Durch Engherzigkeit keineswegs beschränkte Anschauungen auf dem Gebiete sexuellen Verkehrs sind überhaupt für die Zeit nach dem Tode Robespierres charakteristisch. Freie Sitten der Frauen erregten keinen Anstoß, und es gab genug anmutige und elegante Pariserinnen, die, verführerische Blender, der weitverzweigten Familie der Kleopatra zugezählt zu werden nicht als Makel empfanden. Ehen wurden oft für eine Woche eingegangen und dann wieder getrennt; ja die Unbeständigkeit des hymenäischen Bandes pries man als ein angeborenes Menschenrecht oder als einen erhabenen Vorzug der aufgeklärten französischen Nation. Auch in der Kleidung der Damen wagte sich die zur Sansculottenzeit völlig verpönte Eleganz immer kühner hervor. Besonders gefiel man sich in der Nachahmung des Altertums; einer Schönen, die auf der Höhe der Zeit stehen wollte, durfte der Peplos der Hellenin oder die Stola einer Tochter der Siebenhügelstadt nicht fehlen. Diese Rückkehr zur antiken Gewandung wirkte aber auch auf das Seelenleben der Pariserinnen ein und gebar den Geist wieder, der einst zu den Pythien und Sibyllen ehrfurchtsvoll aufgeschaut hatte. Die leichte Lebensauffassung trug das Ihre dazu bei, denn daß Oberflächlichkeit und Aberglaube gern Hand in Hand gehen, lehrt die Geschichte wie die Beobachtung der täglichen Ereignisse zur Genüge, und so drängte sich die Frauenwelt, die, wie immer, das Übernatürliche besonders reizte, zu dem Kartenleger Martin. Lange Reihen von Wagen hielten oft vor der Tür des Propheten, der — die Gemeinde seiner Gläubigen wagte es nicht zu bezweifeln — in einem von geflügelten Drachen gezogenen Wagen durch die Luft aus Piemont gekommen und auf dem Dache seines Hauses gelandet war. Wie konnte man den Verkündigungen eines solchen Mannes skeptisch gegenüberstehen?

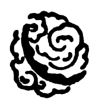
Aber die große Leidenschaft der von den Ketten jakobinischer Tyrannei befreiten Pariser wurde das Tanzen. Was jung war und heißes Blut hatte, lehnte sich auf gegen das freudlose Dasein der jüngstverflossenen Jahre; das zweifelhafte Glück demokratischen Selbstbewußtseins genügte diesen Kreisen nicht: der Guillotine entronnen, wollten sie leben. Doch Privatbälle gab es wenig, weil mancher sich noch immer scheute, daheim einen allzu großen Luxus zu entfalten; und viele, denen die letzten Jahre finanzielle Verluste gebracht hatten, waren auch gar nicht in der Lage, die Kosten, die Geselligkeit im eigenen Heim verursacht, zu tragen. Und doch wollte man sich amüsieren. So traf sich die gute Gesellschaft auf öffentlichen Bällen, und die große Masse wollte natürlich nicht zurückstehen. In allen denkbaren Straßen der Stadt wie in sämtlichen Vorstädten wurde bis zur Erschlaffung getanzt; das Bein gestrafft, das Ohr auf den Takt lauschend, den Arm um die Taille irgend einer Schönen geschlungen, die ihrerseits wahllos die Linke auf die erste beste Schulter stützte — so drehte sich ganz Paris im wirbelnden Reigen; der Winter 1795/96 brachte der Stadt 644 öffentliche Bälle, auf denen man je nach Geschmack und der Leistungsfähigkeit des Geldbeutels für 5 Livres oder für 2 Sous tanzen konnte. Die auffallendste Erscheinung dieses tanzfreudigen Genießens sind die sogenannten „Bals des victimes“, die „Opferbälle“, zu denen niemand Zutritt hatte, der nicht das Todesurteil eines Mitgliedes seiner Familie vorweisen konnte. Während der Terreur hatte kein

Mensch gewagt, um die Verurteilten Trauer zu zeigen; jetzt hielt man sie für altfränkisch, und die Mordmaschine, dieses furchtbare Gespenst, diente, kaum verscheucht, nun dazu, den Freuden der Gegenwart einen prickelnden Beigeschmack zu verleihen. Wenn aber die lustigen Leute, die Melodie des letzten Tanzes trällernd, gegen Morgen von ihren Bällen heimkehrten, trafen sie auf frierende und hungernde Gestalten, die seit Stunden vor den Bäckerläden Queue bildeten, um ihre Brotspenden in Empfang zu nehmen.

Nirgends jedoch war man eifriger beflissen, sich dem Dienste Terpsichorens zu weihen, als im Luxembourg, dem geräumigen Schlosse, das Herbst 1795 Sitz der neu gewählten Staatsregierung, des Direktoriums, wurde. Hier gab Barras, zweifellos das für Repräsentation geeignetste Mitglied dieser Behörde, zaubrische Feste, bei denen seine Freundin, Frau Tallien, die Honneurs machte. Vom Sinken der Nacht bis zum Dämmer des Morgens brach sich, falls der ungekrönte König der französischen Republik Gäste hatte, das Licht der gewaltigen Kristallkronen in dem leuchtenden Geschmeide, das die geladenen Damen schmückte; ein berückender Hauch paradiesischer Nonchalance, eine schwüle Atmosphäre sinnlichen Genießens durchflutete die Säle, und wohin die Blicke schweiften, flimmerte und flirtete es in Samt und Seide, in Perlen und Brillanten. Übermäßig gewählt konnte man die Gesellschaft, die sich hier ein Stelldichein gab, zwar nicht nennen. Wohl fanden sich Vertreter und Vertreterinnen der alten Adelskreise ein, die, ihrer Tradition getreu, gewissenhaft auf feinen Ton hielten, darunter als bekannteste Repräsentantin dieser versunkenen Welt Frau v. Staël; aber daneben sah man auch Herren, denen der Ballsaal besseren Stiles offenbar Neuland war, die, regsam und merkantil gut veranlagt, es verstanden hatten, geschäftliche Konjunkturen auszunützen, Geld zu verdienen und dadurch eine Stellung zu gewinnen, auf feineren Schliff und die Politur, die eine gute Kinderstube verleiht, freilich so wenig Anspruch erheben durften wie ihre Gattinnen, Frauen mit Armen, deren leuchtendes Rot durch fleißig aufgetragene Poudre de riz für die Zwecke feinerer Geselligkeit notdürftig hergerichtet war, und mit stark ausgearbeiteten Händen, die in Handschuhen von solchen Dimensionen steckten, daß ihre Nummer durch eine einstellige Zahl vielleicht noch eben ausgedrückt werden konnte. Und überall machten sich stark dekolletierte Damen breit, deren herausfordernde Blicke bewiesen, daß sie mit dem Mantel auch zugleich ihr Schamgefühl in der Garderobe abgegeben hatten, stattliche, üppige Erscheinungen mit Glutaugen, die magnetisch die zahlreich erschienenen Franktireurs auf den Gefilden der Liebe anzogen und unternehmungslustigen Herzenskonquistadoren eine unbegrenzte Möglichkeit der Betätigung boten. Auch die verwitwete Frau Josephine v. Beauharnais verkehrte im Luxembourg, auf der Suche nach einem zweiten Gatten begriffen und, bis sie ihn gefunden haben würde, interimistischen Tröstungen gegenüber nicht allzu ablehnend; und endlich erblicken wir hier den „kommenden Mann“, nicht nur Frau Josephinens, sondern ebensowohl ganz Frankreichs, den jugendlichen General Bonaparte.

In ihm erkennen wir den neuen Alexander, der den gordischen Knoten der inneren wie der äußeren Wirren, den die Revolution leichten Sinnes geschürzt hatte, mit seinem guten Schwerte zerhieb, um das französische Volk nach einer blutigen Vergangenheit glanzvollen Tagen entgegenzuführen.

Willi Müller



Vererbung und Entartung

Wenn in dem Kampfe um das physische Dasein des deutschen Volkes, das bedroht ist, die Frage laut wird, ob eine Erschöpfung der Volkskraft droht, so ist das durchaus berechtigt. Hier treten die alten Fragen der Entartung und Vererbung auf und gewinnen neue Bedeutung. Wie steht es mit der Erbmasse des deutschen Volkes an seiner physischen Gesundheit? Vor dem Kriege waren wir imstande, durch die Musterungen einen tiefen Blick in die Volksgesundheit zu tun. Die Bekämpfung der Tuberkulose, der Geschlechtskrankheiten und des Alkoholismus machte Fortschritte. Mit dem Kriege nahmen Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten zu, der Alkoholismus nahm ab. Damit wächst die Gefahr der Vererbung und Entartung. Nun lassen sich nicht alle Vererbungsgesetze aus Pflanzenwelt und Tierwelt auf den Menschen übertragen. die bekannten Versuche Darwins mit der Zuchtwahl, die Gesetze Gregor Mendels lassen beim Menschen im Stich, so daß wir wohl sagen können, daß wir sehr wenig über die Vererbung wissen. Es ist tröstlich, daß bei der Tuberkulose nur die Disposition übertragen wird, also die Möglichkeit der Übertragung vorliegt, daß damit aber auch die Gelegenheit zur Überwindung der Disposition gegeben ist. Vererbung und Entartung stehen im Zusammenhang und bei den Sexualkrankheiten ist das offenbar so, daß die Erbmasse gefährdet ist, wenn sie weiter um sich greifen. Es ist bekannt, daß der Geburtenrückgang, der bei uns bis 1897 zurückgeht, eine gewollte Maßnahme war und nicht das Zeichen einer physischen Entartung. Es war ein Gebärstreik in großer Ausdehnung. Wenn er nicht so in die Erscheinung trat, so hielt ihm die herabgesetzte Sterblichkeit das Gewicht.

Es wird nun immer behauptet, daß der Geburtenrückgang wegen des Rückgangs der Sterblichkeit belanglos sei. Ja wenn es sich nur um etwas Zahlenmäßiges handelte oder um Erhaltung des numerischen Status! Die Steigerung der Zahl der Tuberkulösen während des Krieges und nach dem Kriege führt zur Entartung, und die Zunahme der Sexualkrankheiten führt zum Geburtenausfall, denn jeder Geschlechtskranke ist an sich ein Hindernis für eine Geburt. Die Sexualkrankheiten tragen also zur Entartung bei, obwohl die Eheziffern steigen und die Zahl der unehelichen Kinder sich auf gleicher Höhe hält, während die Verbrechen gegen das keimende Leben zunehmen. Wenn unsere Feinde die Absicht haben, uns auch physisch zu vernichten, so frägt es sich, ob wir schon so weit sind. Die Unterernährung bedrängt uns und führt zu einer Erschöpfungspsychose, die sich in allgemeiner Ermüdung zeigt. Die Arbeitsunwilligkeit hat psychische und physische Ursachen und wird erst weichen, wenn eine bessere Ernährung Platz greift. Der Magen ist in der Tat der größte Revolutionär. Nun kann man vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus das Leben eines ganzen Volkes nicht mit dem Absterben des Einzelwesens in Vergleich setzen. Der physiologische Alterstod ist ein Naturgesetz beim einzelnen, das auf ganze Völker keine Anwendung findet. Gewiß sind auch ganze Völker verschwunden, d. h. sie sind in anderen Völkern aufgegangen. Man hat vom Untergang des Abendlandes gesprochen und hat die Frage aufgeworfen, ob die bisher führenden Nationen Mitteleuropas reif zum Untergang sind oder ob sich neue Keime einer werdenden Welt entwickelt haben, und wie diese Vererbung vor sich geht. Gibt es eine generative Unsterblichkeit auf naturwissenschaftlicher Grundlage oder gilt der Satz vom „Stirb und Werde" auch für die Völker?

Die allgemeine Entartung ist sicher insofern vererbbar, als die Verwahrlosung um sich greift. Ein Volk geht zurück, zunächst physisch durch Mangel an Nahrung, Kleidung, Wohnung, dann psychisch und moralisch, und wir sprechen mit Recht vom Völkertod. Er ist nicht bloß bedingt durch die Abnahme der Bevölkerung infolge des Geburtenrückgangs, sondern auch durch die Verschlechterung der Beschaffenheit. Auch in einem blühenden Volke treiben, wie Grotjahn treffend sagt, fortwährend degenerative Tendenzen ihr Unwesen, um so mehr spielt Vererbung entartender Faktoren eine Rolle in einem Volke, dessen physische Existenz bedroht

ist. Der allgemeine Gesundheitszustand in der Gegenwart ist schlecht. Man schätzt die Zahl der körperlich und geistig Minderwertigen auf ein Drittel. Zu einem Optimismus ist keine Veranlassung. Die Entartungserscheinungen, wie sie uns dargeboten werden, lassen die Befürchtung aufkommen, daß sie sich zu einer allgemeinen Entartung auswachsen und daß die Beschaffenheit der Erbmasse sich verschlechtert. Die naturwissenschaftliche und biologische Betrachtung lehrt, daß es darauf ankommt, eine Fortpflanzung des Minderwertigen zu verhindern. Das ist nicht so einfach, denn Gesetze der Eugenik, einer Hygiene der Fortpflanzung, welche der durch Entartung bedingten Vererbung gewachsen sind, bestehen nicht so, daß wir darauf Eheverbote gründen können. Man kann auch solche Regeln der Eugenik nicht eher aufstellen, ehe man nicht die volle wissenschaftliche Verantwortung übernehmen kann. Wie schwer es ist, hier das Richtige zu treffen, zeigten uns die Tuberkulose, die Geschlechtskrankheiten und der Alkoholismus. Nach welchen Grundsätzen soll das Eheverbot sich richten? Mit allgemeinen Ratschlägen ist hier nichts getan, und die Frühehe als solche ist kein Allheilmittel, obwohl sie anzustreben ist.

Dazu gehört allerdings, daß der Männermangel, der durch den Weltkrieg bedingt war, erst ausgeglichen sein muß, und das wird lange Zeit dauern. Ob Vaertings Voraussetzungen, daß die Paarung des jüngeren Mannes mit der älteren Frau den Knabenüberschuß gewährleistet, richtig sind, ist ungewiß. Wir haben ja an sich einen Knabenüberschuß gehabt und haben ihn noch, es sterben aber auch mehr Knaben im Säuglingsalter.

Will man einer Rassenverschlechterung vorbeugen, so muß die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit an die Spitze gestellt werden. Sie ist aber neben der allgemeinen Säuglingspflege nur durch eine einwandfreie Säuglingsernährung zu erreichen, und da die Ernährung der Säuglinge durch das Stillen der Mütter infolge der schlechten Ernährung der Mütter erschwert ist, das Recht des Kindes auf Muttermilch illusorisch ist, die künstliche Ernährung infolge Milchmangels und Milchverteuerung auf Schwierigkeiten stößt, so stehen wir hier vor katastrophalen Erscheinungen, die ihren Ausdruck im Kindertod finden. Man wird zu einer Abgabe der Milch nur an Säuglinge übergehen müssen und die Milchabgabe sozialisieren müssen.

Unsere Feinde haben gewußt, weshalb sie die Abgabe von Milchkühen von uns verlangten, und da Frankreich bereits eingesehen hat, wohin es mit seiner Beschränkung der Geburtenziffer gekommen ist, so traf es uns an der wundesten Stelle, und der Kampf um die Existenz nimmt immer schwerere Formen an. So ist das Menschenmaterial, das die Schule bekommt, schon mit krankhaften Zuständen belastet, die sich aus Vererbung und Entartung ergeben. Der Schularzt hat eine schwere Aufgabe. Die Organisation ist auch auf das Land auszudehnen, wie überhaupt ärztliche Fürsorgeämter geschaffen werden müssen, welche mit den Krankenkassen und dem gesamten sozialen Versicherungswesen Hand in Hand arbeiten müssen. Die Sozialisierung des Gesundheitswesens wird heute zu einer allgemeinen Forderung. Ohne Anstaltspflege keine Seuchenbekämpfung. Wir werden, um der Entartung Herr zu werden, die sich als Minderwertigkeit auf die Nachkommen vererbt, zu einer sozialen Hygiene gelangen müssen, die sich als Verallgemeinerung hygienischer Kultur kundzugeben hat, damit die Keimsubstanz nicht weitere Einbußen erlangt. Neben dem notwendigen Bevölkerungsauftrieb in allen Ständen und Stämmen des gesamten Volkes wird die Verallgemeinerung der Körperkultur in Zukunft eine Rolle spielen müssen, damit das Volk sich die körperliche und geistige Rüstigkeit erhält, an die alles Leben schließlich gebunden ist. Dann werden sich auf naturwissenschaftlicher Grundlage auch die Wege finden, der Entartung Herr zu werden und die Gesetze zu finden, welche die Vererbung der Krankheiten und Krankheitsanlagen verhüten. Wir arbeiten, ohne zu verzweifeln, an unserem gesundheitlichen Aufbau und wollen unsere Leistungsfähigkeit erhalten und nicht untergehen.

Generaloberarzt a. D. Dr. Neumann

Tirpitz, Czernin und ihre Monarchen

Als um die Jahreswende das Buch des Schöpfers der deutschen Flotte und jenes des ehemaligen österreichischen Ministers des Äußern erschienen, sprach die Presse fast einhellig das Urteil aus, daß diesen zwei Veröffentlichungen in Hinsicht des geschichtlichen Quellenwertes der erste Rang unter den vielen Erinnerungs- und Verteidigungsschriften, die damals die Stimmungen und Meinungen in Bewegung setzten, zukomme. Man hat an dem Buche Czernins den oberflächlichen Zug mancher Abschnitte und verschiedenes andere bemängelt, aber in den sorgfältiger ausgearbeiteten Teilen viel Bemerkenswertes gefunden und dem Verfasser sein lebhaftes Bemühen, jede Mitschuld an dem üblen Ausgang von sich abzuwälzen, gläubig zugute gehalten. Vor den „Erinnerungen" des deutschen Großadmirals aber schien auch der Haß achtungsvoll schweigen zu wollen, die Größe und die Tragik, die sich in seinem Werke aussprachen, verschlugen der Schmähsucht die Stimme. Seit Tirpitz gesprochen hat, ist es um ihn ruhiger geworden und man mag ahnen, daß er ganz allmählich den Ruhesitz eines nicht mehr umstrittenen Großen gewinnen wird. Wenn es auch noch geraume Zeit dauern sollte; sein Sieg über die Widersacher wird einmal offenkundig werden, mit seinem Buche hat er ihn erfochten.

Es ist über den geschichtlichen Gehalt der beiden Werke schon genug geschrieben worden, viel weniger aber hat man beachtet, daß sie beide eine gleichartige Bedeutung besitzen für die Frage, welche Rolle das System der Monarchie im Kriege gespielt und welchen Einfluß auf den Gang und Ausgang der Ereignisse es genommen habe. Gerade in dieser Hinsicht aber greifen die beiden Werke merkwürdig ineinander und ergänzen sich zu einem vollständigen Bilde. Das Tirpitzsche Buch beschreibt die Zeit, in der das Berliner System allmächtig war und den Geschicken ihre Bahn wies; die Darlegungen Czernins setzen ungefähr mit jenen Tagen ein, in denen Berlin seine Macht an das Hauptquartier abgetreten hatte, auf der andern Seite aber, in Österreich, eine neue dynastische Gewalt das Szepter ergriff und alsbald die Kraft der deutschen Führung lahmlegte und zum Niederbruch drängte.

Im ersten Abschnitt des Krieges beherrschte der Wille Kaiser Wilhelms den Gang der Dinge, im zweiten Abschnitt wirkte die Politik Kaiser Karls entscheidend. Was die beiden Kaiser verfügten, entsprang ihren ganz persönlichen Ansichten und Gefühlen, das Ergebnis der vier Jahre ist zugleich ein Ergebnis des persönlichen Regiments. Zu Ende Juli 1914 waren in Berlin sich alle Männer der Regierung und der Generalstabschef über den „deplorablen Zustand der politischen Leitung" klar und hielten einen Kanzlerwechsel und den Ersatz Jagows durch Hintze für unumgänglich, aber der Kaiser entschied, daß er sich von dem Manne, der das Vertrauen Europas besitze, nicht trennen könne!

Unzähligemal hat man seit jenen Tagen sich fragen müssen, wie es denn nur möglich war, daß das größte Verbrechen, das je am deutschen Volke begangen wurde, geschehen konnte: der vollständige Umsturz der politischen Sachlage unmittelbar vor und bei dem Ausbruche des Krieges. Noch niemals in der Weltgeschichte hat das Glück einer Staatsleitung so günstige Karten in die Hände gespielt, als Berlin damals vor sich liegen hatte. Rußland vor dem Schritte, als Schirmherr der serbischen Mordpolitik dem greisen Friedenskaiser in Wien den Krieg zu erklären; Deutschland zunächst ganz unbeteiligt, aber vor der Möglichkeit, zur gerechten Verteidigung seines Bundesgenossen gegen das von der ganzen „zivilisierten" Welt verabscheute Zarentum das Schwert ziehen zu müssen; Deutschland in der Lage, gegenüber Frankreich die Haltung des wider Willen zum Kriege Genötigten, jeder eigenen Eroberungssucht völlig Abgeneigten und daher auf loyale Neutralität des Nachbarn in voller Unschuld mit Sicherheit Rechnenden zur Schau zu tragen; in der Lage, England und der ganzen übrigen Welt die unanfechtbarsten Zusicherungen zu geben — selbst, wenn es schon auf alles, was kommen konnte,

gefaßt, und zu allem entschlossen war — kurz, in jeder Hinsicht in der Lage, für Gegenwart und Zukunft sich die Rolle des Schuldlosen zu sichern: Deutschland nimmt Kriegserklärungen, Angriff und Neutralitätsbrüche auf sich und verwandelt vor den Augen der ganzen Mitwelt und Nachwelt sein heiligstes Recht in empörendes Unrecht. Um Stunden handelte es sich, daß Berlin hätte zuwarten müssen, und in diesen Stunden regierte in Deutschland der vollkommenste Wahnsinn. War denn niemand zur Stelle, so fragte man sich unzähligemal, der eingesehen hätte, welches Unheil da geschah, der imstande gewesen wäre, das Unglaubliche zu verhindern? Durch Tirpitz erhalten wir nun den ersten Einblick in die Vorgänge jener Tage, wir erfahren, daß es an den höchsten Stellen allerdings Männer gab, die zuerst die Gunst der Lage und dann das Verhängnis Bethmann, das die Rollen vertauschte, durchschauten, aber ihre Einsicht konnte nichts nützen, weil der oberste Herr den Mann des Unglücks an seiner Seite behalten wollte. Gehorsam, Byzantinismus und eigene Unzulänglichkeit anderer vom hohen Herrn als Gehilfen Berufener haben in jenen Tagen an dem Beweise mitgearbeitet, daß eine Monarchie, die dem Monarchen die entscheidenden Rechte in die Hand legt, für ein Volk das schlimmste aller Übel werden kann.

Was die Revolutionäre von 1918 dem deutschen Volke antaten, war grauenvoll, war selbstmörderischer Wahnwitz, aber, wenn auch niemals zu entschuldigen, so doch aus Gründen, die von innen und von außen kamen, zu erklären. Was aber Berlin 1914 tat, ist ebenfalls nicht zu entschuldigen, aber auch nicht aus äußeren oder inneren Gründen zu erklären, es ist schlechthin der Person des Monarchen und dem System entsprungen, und war in seinen letzten Auswirkungen schuld am Zusammenbruche und an der Revolution; denn wenn Deutschland lediglich für seinen Verbündeten, dem Rußland zuerst den Krieg hätte erklärt haben müssen, in den Kampf eintrat und dabei von Frankreich überfallen wurde, so war kein Northcliffe imstande, Amerika und die übrigen Neutralen in Empörung zu versetzen, das deutsche Volk selbst von seiner Schuld am Kriege zu überzeugen und die Defaitisten im Reiche zu Herren der Lage zu machen.

Schon am 6. September 1914 schreibt Tirpitz aus Luxemburg: „Bleibt Bethmann, so wird sicher alles verbruddelt werden", und am 1. Oktober sieht er ein: „Der Kaiser und Bethmann halten nicht durch". Dann aber folgt die endgültige Zusammenballung aller das Unheil bewirkenden Kräfte um den Kaiser, die Tirpitz fortan die „Hydra" nennt und in aufreibendem zweijährigem Kampfe zu überwinden bemüht ist, wobei ihm Prinz Heinrich, der Kronprinz, die Kaiserin zu Hilfe kommen — alle gleich vergeblich! Im ersten Herbst erscheint eines Tages Hintze und erweist in seinen Worten zur Lage, daß er sie vollkommen richtig beurteilt und imstande wäre, sie zu meistern. Von der inneren Politik meinte er, daß ganz allein ein großes Entgegenkommen — Sozialdemokraten auf hohen Posten, Wahlrechtsreform in Preußen — „den ungeheuern Schwung der Nation in einigermaßen gnädige Kanäle leiten könnte". Der „Hydra" glückt es, den „gefährlichen Mann" nach wenigen Tagen abzuschieben. Am 20. Oktober berichtet Tirpitz: „Gestern abend beim Kaiser, mit dem sich gar nicht ernstlich reden läßt, obwohl ich es versuchte" usw.

Durch zwei Jahre setzt sich dieses Trauerspiel krankhaft verworrenen Autokratengeistes, der zwischen Größenwahn und Kleinmut herumpendelt, und weibisch schwachen und weibisch reizbaren Klüngeltums hinter dem Rücken einer schlagbereiten und auf den Kampf brennenden Flotte und eines zur Bezwingung der Welt befähigten Heeres und unter den Augen richtig denkender und richtig wollender Männer fort.

Wenn eine Schiffsbesatzung sieht, daß der Steuermann, weil er seiner Aufgabe nicht mächtig ist, weil Trunkenheit oder Verwirrung seinen Geist umnachtet, das Schiff auf Klippen und in den Untergang führt, so wird sie ihm nötigenfalls mit äußerster Gewaltsanwendung von seinem Rade wegreißen oder ihn völlig unschädlich machen. Immer wieder muß man diesen Gedanken denken, während man in bebender Erregung den starken Schöpfer der deutschen



Flotte bei seinem vergeblichen Kampfe gegen die Schwäche begleitet. Eine Revolution im Hauptquartier hätte uns die Revolution im Reiche erspart, und kein Blut wäre im Kriege nutzbringender geflossen, als das wenige, das an dieser Stelle sich vielleicht hätte opfern müssen. Es wäre bei der Art der zu Entfernenden aber so gut wie gewiß ohne Blut und Wunden abgegangen.

Tirpitz erlag der Hydra und räumte seinen Posten. Er beschließt die Darstellung seines Rücktrittes mit dem Satze: Hätte ich vorausgesehen, daß die Schlacht am Skagerrak (nach welcher einer aus der Hydra sagte: schade, wir waren gerade daran, uns mit den Engländern zu verständigen) meine Stellung wieder stärken und daß Hindenburg und Ludendorff an die Spitze kommen sollten, so würde ich wohl allen Demütigungen zum Trotz versucht haben, auszuharren, und dann würde bei Bethmanns im Herbste 16 so erschütterter Stellung möglicherweise die Polenproklamation unterblieben, der Friede mit dem Zaren kräftig angestrebt und der U-Bootkrieg noch rechtzeitig begonnen worden sein. Aber wer will der Vorsehung in die Karten blicken?"

Wir erkennen: der berserkerhafte Wille, der in einem Bismarck dereinst gegen seinen König und alle Mattherzigen oder Romantiker stritt und siegte, war in der Umgebung Wilhelms des Zweiten auch in den Besten nicht vorhanden, wenigstens in den Jahren nicht, in denen er das Geschick hätte wenden können — erst Ludendorff brachte diese Art mit, aber als er fest an seiner Stelle stand, war die Schmiede des Schicksals von Czernin bereits in Wien aufgeschlagen worden. Was die deutsche Monarchie in Blindheit und Schwäche begonnen hatte, die Zerstörung der deutschen Kraft, das setzte nun die habsburgische durch Verrat und Tücke fort.

Man hat Czernin trotz aller französischen Enthüllungen in Deutschland immer wieder von der Teilhaberschaft an der Politik der Parmas freisprechen wollen. Ein Geständnis aber, das er unvorsichtigerweise auf Seite 34 seines Buches sich entschlüpfen läßt, dürfte zu seiner richtigen Kennzeichnung ausreichen. Da erzählt er, der Führer der österreichischen Sozialdemokratie, Dr. Viktor Adler, habe ihm, als er Andeutungen über einen Sonderfrieden machte, zugerufen: „Um Gottes willen, stürzen Sie uns nicht in einen Krieg mit Deutschland!" Herr Czernin hatte also geglaubt, den Dr. Adler und seine Partei für den Plan gewinnen zu können, und ist erst durch ihn auf die Befürchtung gebracht worden, die er dann so oft und oft als den Grund anführt, der ihn stets zum Gegner des Sonderfriedens gemacht habe. In Wirklichkeit war es so, daß der Kaiser und sein Minister einander nur zu gut verstanden, beide handelten im Sinne des „Testamentes Franz Ferdinands", wie es ja auch gleich beim Thronwechsel verlautete, nur daß niemand recht wußte, was damit gesagt sein sollte. Das Vermächtnis hatte aber einen ganz einfachen Sinn: Österreich müsse Deutschland benützen, um mit seiner Hilfe die slawische Gefahr, vor allem die russische abzuwälzen, und wenn dies gelungen sei, rechtzeitig zusehen, daß es sich dem deutschen Einflusse entziehe und seine Unabhängigkeit nicht verliere. Im Sinne dieser Politik war schon Karls Vermählung mit einer Welschen gelegen gewesen und ebenso erklärt sich aus ihr Franz Ferdinands Friedensliebe bei Lebzeiten des Oheims, den er soweit kannte, daß er ihm einen Abfall von Deutschland nicht zutrauen konnte. Aber Karl und sein Czernin, der schon von Franz Ferdinand als Außenminister designiert war, übernahmen dieses dynastische Vermächtnis, sie täuschten sich aber hinsichtlich des Zeitpunktes, in dem sie die deutsche Hilfe für bereits überflüssig geworden und die Stunde des Verrates für günstig ansahen. Die beiden führenden Völker der Monarchie, Deutsche und Madjaren, scheinen keine Ahnung von diesen Plänen gehabt zu haben, die Deutschen zumindest waren weit entfernt von jedem Verdachte und verbaten sich jede Anzweifelung Czernins. So ist es wiederum das System gewesen, das in entscheidender Stunde den Gang der Dinge bestimmte. Wenn Franz Josef zwei Jahre länger regierte, dann kam die Monarchie vollständig unter Deutschlands Führung, und auch das hätte den Sieg sichern können. Der Knabe Karl war lediglich töricht, er wollte seinem großen Vorbilde, dem Manne von Konopischt, den er abgöttisch verehrte, gehorchen

und verließ sich auf die Kunst Czernins, der allerdings wohl klüger vorgegangen wäre, wenn nicht die weibliche Neben- oder Hauptregierung allzu ungestüm den Erfolg hätte erzwingen wollen.

Die deutsche Öffentlichkeit behandelt, wie schon eingangs dieser Ausführungen bemerkt wurde, den Herrn Czernin immer noch mit einer merkwürdigen Sympathie und bringt seinen Ausreden und Anklagen ein unerschütterliches Vertrauen entgegen. Nur wenige Blätter haben ihn von Anbeginn an richtig beurteilt und ihn als eines der großen Verhängnisse der Mittelmächte angesehen; je länger er im Lichte der Geschichte stehen wird, desto einheitlicher wird das Urteil über ihn werden, wie über Tirpitz, nur im umgekehrten Sinne. In Tirpitz scheiterte ein großer Charakter, der nur zu bescheiden war, um sich auf den Platz vorzudrängen, für den er berufen gewesen wäre, in Czernin verunglückte ein moralischer Schwächling, der sich zum großen Gestalter berufen glaubte.

Dr. Albert Ritter



Kinokritik

Kinokritik ist geboten, soweit sie am Kino Kritik übt, seine schädlichen Seiten kennzeichnet, seine ersprießlichen Möglichkeiten klärt und dadurch fördert. Kinokritik ist von Übel, wenn sie stillschweigend das heutige Lichtspielhaus dem Schauspielhaus gleichstellt und unter diesem eingeschmuggelten Zugeständnis sich der Möglichkeit wirklicher Kritik von vorneherein beraubt. Kritik ist geistige Wertung, setzt geistige Berufung voraus. Kunstkritik und wissenschaftliche Kritik setzen einen ästhetischen oder wissenschaftlichen Gegenstand voraus. Wie steht es in beiden Punkten mit der Kinokritik? Und zunächst: was verstehen wir heute unter Kinokritik? Leider nicht die Kritik des Kinos, sondern die regelmäßigen Kritiken oder Rezensionen, deren in letzter Zeit führende Zeitungen und jüngst auch viele Zeitschriften die „Uraufführungen" der Lichtspielhäuser würdigen. Dabei sehen wir von der Filmpresse ab, jenen Zeitschriften, die nach Aufmachung, Inhalt und geistigem Tiefstand sich dem kritischen Leser alsbald als verkappte Reklameunternehmung der Filmindustrie enthüllen. Kennzeichnend allerdings und beispiellos, daß ein Industriezweig eine eigene, reich dotierte Reklamepresse in aller Öffentlichkeit unterhält. Kennzeichnend die meist schon im Titel auffällige Bestrebung einer Gleichstellung von Bühne und Film. Und kennzeichnend, daß die Filmpresse sich schon lange kritisch gebärdete, ehe die Filmindustrie es glücklich durchsetzte, daß auch die wirkliche Presse Kinorezensionen brachte. Das tut sie nämlich auf den nachdrücklichen Wunsch der Lichtspielhäuser. Deren Anzeigen (Inserate) spielen im Wirtschaftsplan der Tageszeitung eine so wichtige Rolle, daß Verlag und Schriftleitung jenem Wunsche nachzugeben gezwungen sind. Die Kinokritik geschieht also nicht aus kulturellen Erwägungen, sondern aus eigennützig-wirtschaftlichen. Trotzdem könnte geistige Berufung der Kritik vorhanden sein. Trotzdem könnten ästhetische Maßstäbe angelegt werden. Erste Theaterkritiker schreiben umfangreiche Feuilletons über einen neuen Film. Sollten hier ihr geschärftes Urteil, ihre Sachlichkeit und Unbefangenheit versagen? Sie müssen es allerdings, denn die Kritik ist schlechthin außerstande, hier kritisch zu verfahren. Wäre sie kritisch, so hätte sie von Fall zu Fall zu prüfen: Ist ein Kinodrama, das das gesprochene Wort durch bewegte Schattenlippen und erklärende Inschriften ersetzt, ästhetisch möglich? Und sie würde von Fall zu Fall mit einem glatten: Nein! antworten. Wird von volkserzieherisch oder künstlerisch beteiligter Seite einer Tageszeitung eine grundsätzliche Erörterung der Kinofrage angeboten, ein Aufsatz, der dem Wesen der Sache nach einen Angriff auf die heutige Filmindustrie in sich schließen muß, so zuckt der Redakteur die Achseln. Er möchte wohl, aber er darf nicht. Die Zeitung würde boykottiert; ihr würden die Inserate entzogen. Unter dieser Zwangsvorstellung schreibt der erste Theater-

kritiker seine Filmkritiken. Freilich verdrängt er diese Zwangsvorstellung, geht dem Wesentlichen aus dem Wege, lobt oder tadelt die Schauspieler des Films, das Bildmäßige, die Regie, den Vorwurf der „Filmdichtung“ und gibt den Rat, das ihm Anstößige wegzuschneiden. Gegenstand und Behandlung schließen die Gleichstellung mit der Theaterkritik aus. Aber die Spalte Theater und Film ist da, der Theaterkritiker gibt sich zur Filmkritik her. Der unkritische Teil der Leserschaft vollzieht unbewußt die Gleichwertung von Bühne und Film, und die filmindustriellen Interessen sind gewahrt. Gefährdet aber sind die geistigen und kulturellen Volksinteressen, gefährdet ist die geistige Zeugungskraft der Presse, ist letzten Endes der Zeitungsverlag selber. Denn wer wird einem Theaterkritiker, der als Filmkritiker den Kernfragen ausweichen muß, noch Gründlichkeit und durchgreifende Sachlichkeit in der Theaterkritik glauben können? Leser und Kritiker müssen den Maßstab ganz verlieren, wenn, noch dazu verhohlen, mit zweierlei Maß gemessen wird. Außerdem ist vermutlich der nächste Schritt der unternehmungslustigen Filmunternehmer, daß sie unmittelbaren Einfluß auf die Theater-, Kunst- und Literaturkritik suchen werden, denn die ernsthafte Kunst ist ja ihr immerhin nicht ungefährlicher Nebenbuhler. Gerade auf die gebildeten Kreise sehen sie es ja bei der versuchten Gleichbewertung von Theater und Kino ab. Der Zeitungsverlag hat sich auf eine schiefe Ebene begeben. Sein Selbsterhaltungstrieb übersieht, daß er sich der Selbstvernichtung ausliefert. Noch wäre es Zeit, durch geschlossene Abwehr, wenn auch unter vorläufigen Opfern, das Ansehen und die Unabhängigkeit der Presse zu wahren, die sonst zu einem bloßen Anhängsel der Kinoindustrie schließlich hinabzusinken droht.

Oswald Pander



Bei Bismarck

Im Mai 1892 war es, daß ich, auf der Fahrt von Deutschland nach meiner baltischen Heimat Hamburg passierend, eine Einladung nach Friedrichsruh erhielt.

Nach fast zwei Jahrzehnten sollte ich ihn wiedersehen, — jetzt, wo sein eherner Griff das Steuer nicht mehr führte, das Staatsschiff nach großen, sicheren Zielen zu lenken. Welchen Eindruck würde ich empfangen?

Von der Fürstin begrüßt, hatte ich mit ihr wohl eine halbe Stunde in lebhaftem Gespräch verbracht, ehe er erschien. Dem Zuge ihres starken Temperaments und übervollen Herzens folgend, hatte sie mehrmals, von verschiedenen Gegenständen abspringend, den neuen Kurs erwähnt, als die Bahn unaufhaltsamen politischen Niedergangs, den Inbegriff vermessenen Undanks; dann brach sie plötzlich ab.

Er trat ein. Am Fuß gefolgt von seinen beiden Doggen. Aufrecht, kraftvoll, die Züge ehern. In den klarblickenden Augen aber ein Ausdruck von Güte, fast Milde, der überraschte, wie sein langer, warmer Händedruck. Meine Gegenwart mochte ihm das Ostseeland auf einmal gegenständlich gemacht haben. Er achtete und liebte dort Menschen, die in vielhundertjährigem Ringen mit feindlichen Gewalten ihres Stammlands Sitte, Kultur und Eigenart gewahrt hatten, und jetzt noch ohne Wanken standhielten gegen den Wogengang panslawistischen Vernichtungswillens, der ihr gesamtes Vätererbe zu überfluten und fortzuschwemmen drohte. Er wußte, daß sie nichts wollten als deutsch bleiben, und dabei ihres Zaren treueste Untertanen waren. Er kannte die Reinheit und die Tragik dieses Standpunkts, den ein Slawe unmöglich verstehen konnte.

Und er hatte Freunde dort. Vor allem den Grafen Alexander Keyserling, den Vertrauten in allen Phasen seines machtvollen Wollens und Erringens zu Deutschlands Ehr' und Frommen, mit dem er ein Menschenalter hindurch auch sein reiches, gemütstiefes Innenleben

geteilt hatte. In rascher Folge fragte er nach Personen und Zuständen — ein reges Interesse und erstaunliches Gedächtnis bekundend.

Man schritt zur Tafel. Der Fürst nahm am oberen Ende im hochlehnigen Armsessel Platz. Zu beiden Seiten postierten sich Cäsar und Rebekka in der erwartungsvollen Auslage der kapitolinischen Hunde. Und sie kamen auf ihre Rechnung: bald flogen vom Teller des Gebieters Fleischhappen und Wursthäute in die fanggeübten Rachen.

Bekanntlich war der große Mann auch ein starker Esser; dabei aber floß ungehemmt, voll und tief, hier und da in urwüchsigem Humor aufblitzend, der Redestrom, so ganz natürlich und doch völlig eigenartig die Darstellungsweise. Bis zum äußersten fesselnd, auch wo es sich um eine sogenannte ganz unbedeutende Erscheinung handelte, an der man gewiß schon selbst achtlos vorbeigegangen war oder gehen würde, wie z. B. an der brütenden Fasanenhenne, die er eben beobachtet hatte. Mit wenigen Worten zwang er einen förmlich, das Tier zu sehen, wie es im strömenden Regen dasaß, die Flügel nach Möglichkeit ausgebreitet, den Hals ausgestreckt gegen den das Nest umkreisenden Hund, nur den einen Gedanken, und gälte es das Leben: „Die Eier, die Eier!“ Ganz Selbsthingabe, ganz Mutter!

Ihm zuhörend, gewann man den Eindruck, daß es für ihn nichts Geringfügiges gab im unauflöslichen Zusammenhange der physischen und psychischen Erscheinungen allen Naturseins — das Völkerleben mit inbegriffen. Und wundernehmen sollte einen das nicht: Für den Schöpfer aller Dinge kann nichts in seinem festen Weltgefüge bedeutungslos sein, von diesem schöpferischen Geiste aber trägt jeder Schaffende etwas in sich, — wieviel mehr einer der wenigen ganz großen Schöpfer aller Zeiten.

Ja, der Morgengang war anregend gewesen, nicht allein durch die brütende Fasanenhenne. Hinterm Parkgitter hatte das Publikum wieder trotz Regenwetter dicht gedrängt gestanden, ehrerbietig, erwartungsvoll. Da war er denn herangetreten, die schon lange geduldig Harrenden mit einigen gütigen Worten befriedigt heimzuschicken. Es freute ihn allemal, Leute zu sehen, die ihm die deutsche Treue hielten. Was bei den Reichsgenossen selbstverständlich sein sollte, war's leider nicht in einer Welt, „die liebt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn“. Es schien heute besonders lebhaft zugegangen zu sein hinterm Gitter. Ein Hüte- und Tücherschwenken, Hochrufen und „auf Wiedersehen in Berlin!“ So erzählte mir später ein begeisterter Augenzeuge. Der Fürst erwähnte dessen nicht, aber wohl lächelnd eines jungen Skandinaviers, der sich auf die Knie geworfen, durchs Gitter gegriffen und eine Handvoll Erde, auf der er gestanden, in seinem Taschentuch geborgen hatte. Dann aufsprang und, den Anwesenden seinen Raub entgegenhaltend, triumphierend ausrief: „Das bringe ich meiner Braut nach Schweden.“

Der eiserne Kanzler war sicher kein Förderer von Sentimentalitäten; allein dieser spontane Ausbruch jugendlicher Begeisterung hatte den alten Mann sichtlich gefreut. Mit gutem Humor gab er ihn zum besten. Es war prächtig, ihn so gut gelaunt zu sehen zu einer Zeit, wo der große Führer als Zuschauer oft an so starken Depressionen litt, daß ihm der Tag des Aufstehens nicht wert schien, „es sich nicht lohnte, so und so viele Knöpfe zuzuknöpfen“. Er hatte sie gezählt, die langweiligen Knöpfe.

Was wurde an der Tafel nicht alles verhandelt, auch auf die Schlaflosigkeit kam er zu sprechen, die ihn zeitlebens gequält hatte. Er beklagte die vielen verlorenen Stunden, denn er habe nie ein in der Nacht aufgesetztes Schriftstück, bei Tage besehen, brauchen können, wenigstens nicht in dieser meist zu scharfen Form.

Nach beendetem Mahl blieb man am Tisch sitzen. Der Fürst ließ sich seine Pfeife reichen und setzte die Unterhaltung nun erst recht lebhaft fort. Maler Allers, der ihn bereits in jeder möglichen und unmöglichen Situation, z. B. auch ein Ei schlürfend, verewigt hatte, machte sich ans Werk. Aber nach einigen vergeblichen Versuchen sprang er auf und erklärte, es ginge absolut nicht, so lebendig sei der Herr schon lange nicht gewesen — keine zwei Minuten halte

er still. Dann versuchte er es von rückwärts, und es entstand jenes bekannte Bild des Allers-Albums, das die hohe Stuhllehne zeigt, mit dem Halbmond des Hauptes darüber, und daneben das Mundstück der Pfeife, die im Eifer des Gesprächs häufig hochschnellte.

Zum Schluß wandte er sich wieder den Ostseeprovinzen zu. Eine Reihe froher Tage zog an seinem Geist vorüber. Jagdbilder tauchten vor ihm auf. Unser herrlicher Winterwald und seine Großen — Elch und Bär, die er zur Strecke gebracht hatte. Wieder empfand ich es: er liebte das Land und es tat ihm weh, daß alles gekommen war, wie es kommen mußte.

Bismarck, der Freund der treuen Hüter des Deutschtums auf ferner Wacht, konnte tief mitfühlend bedauern, — — Bismarck, der Lenker der Weltpolitik, konnte in russische Angelegenheiten nicht eingreifen. Nicht einmal durch energische Vorstellungen eine Freundschaft gefährden, in der für ihn das Geschick beider Reiche und der Weltfriede beschlossen lagen.

Bevor er die Tafel aufhob, befahl der Fürst, eine Flasche Schaumwein zu bringen, und als er im Kelchglase perlte, erhob er das seine und trank mir zu, es auf einen Zug leerend und feierlich sprach er: „Auf das Wohl Ihrer unglücklichen, schönen Heimat. Kein Mensch kann ihr helfen. Nur der aus bösem Wetter gutes macht — der kann es.“ —

Er, der Mächtige, hatte in seinem erfahrungsreichen Leben gelernt an den Allmächtigen glauben, der über Nationen verheerende Winterstürme losbrechen läßt, und andern einen herrlichen Völkerfrühling sendet — je nachdem die Volksseele reif ist für das eine oder für das andere.

Lucie Freifrau von Staël-Holstein

Erstarrte Gemeinschaft

Sehr nachdenklich ist, was H. von Lübke unter diesem Titel in der „Dorfkirche“ schreibt: „Wie sehr eine natürliche Gemeinschaft eine vollendete Unnatur sein kann und also die Natur sich sozusagen in sich selbst verfilzt und keineswegs immer vorwärts entwickelt, dafür ist der berühmte Bienenstaat ein schlagendes Beispiel. Was sind die schönsten verkrüppelten Chinesenfüße und Europäertaillen gegen die gewaltsame Einzwängung der Arbeitsbiene zur völligen Verkrüppelung der ganzen Gestalt! Was die härteste Lohnsklaverei gegen die Versklavung der Arbeitsbiene, die sich in sechs Wochen zu Tode arbeitet, während sie zwei Jahre leben könnte! Kein Menschenstaat hat je so systematisch sein Volk gedrillt, daß ihm dieser Zustand zur willenlosen Natur geworden ist. Und die einzige, die sich frei entwickeln darf, die Königin? Ist je ein Prinzeßchen durch höfische Bedienung so aller Fähigkeit, selbst ihren Weg zu finden, ja auch nur eigenhändig zu essen und zu trinken, verloren gegangen? Und der Zweck der ganzen wunderbaren Organisation? Nichts als eine derartige Warenaufspeicherung, daß das Mittel zum Zweck des Lebens wird und schließlich ein Dritter, der Mensch, das Ganze einsteckt. Ein furchtbar warnendes Beispiel dafür, wie ein ursprünglich sinnvoll gestaltetes Ganze der vollendeten Sinnlosigkeit verfällt und dabei formal den Schein höchster Vollendung gewinnt. Reine Organisation! Tritt aber eine Störung ein, ein unberechneter Zufall, so verfällt das Ganze ohnmächtig an einer Kleinigkeit. Verliert im Naturzustande das Bienenvolk seine Königin, so macht es eine Arbeitsbiene zur Königin. Die legt nur Drohnen-Eier, und der ganze, höchstentwickelte Bienenfleiß endet in abgründiger Faulheit und Aufzehrung aller Vorräte, das Volk geht zugrunde und feindliche Völker kommen und rauben den Rest aus. Ja, wenn der Mensch nicht wäre und eine Bienen-Königin für solche Fälle in Reserve hätte! Wie hilft er aber sich selber, und wer hilft ihm?“





Die heilige Cäcilie Raffael

Beilage zum Türmer



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gerechtigkeit und Gnade

Mit dem nachfolgenden Schlußwort von Dr. Börries, Frhrn. v. Münchhausen beenden wir die durch ihn angeregte Aussprache über das Thema „Gerechtigkeit und Gnade". Wir haben es uns angelegen sein lassen, die verschiedenen Anschauungen zu Gehör zu bringen, soweit es die Raumverhältnisse zuließen. Die von Dr. Börries, Frhrn. v. Münchhausen aus der Debatte gezogenen nachstehenden Schlußfolgerungen berühren, wie kaum besonders betont zu werden braucht, den Standpunkt des Herausgebers in keiner Weise.

Der Türmer

* * *

Mein Aufsatz in Nr. 1 des „Türmers" hat außerordentlich starken Widerhall gefunden. Die Schriftleitung erhielt etwa 30 meist längere Aufsätze zur Erwiderung, ich selber habe ungezählte Briefe bekommen und sogar zu Predigten über die Frage haben meine Ausführungen angeregt. (Vgl. die Aufsätze in Nr. 1, 3, 4 und 5.)

Wer hat geantwortet und — in diesem Falle auffallender: — wer hat nicht geantwortet? Mein Aufsatz stellte eine der wichtigsten Kirchenlehren in die Scheinwerferbeleuchtung greller Logik. Aber nur ein einziger der Männer, die wir für die wissenschaftliche Durchdringung des Glaubens an unseren Hochschulen besolden, hat es für nötig gehalten mir zu antworten, und das war ein Katholik. Die protestantischen Gelehrten, deren wissenschaftliches Rüstzeug sie doch zu Gliedern der ecclesia militans macht, sind dem Kampfplatz ferngeblieben, — Soldaten, die nicht kämpften. Ich weiß nicht, ob sie den „Türmer" oder mich für allzu unbeträchtlich hielten und will gern das zweite hoffen. Aber um der vielen Tausende willen, die diese Zweifel lasen und mitzweifelten, hätte ich doch eine Entgegnung aus wissenschaftlicher Feder gewünscht. — An den Erwiderungen ist eines, im Querschnitt gesehen, das bemerkenswerteste: Eine einheitliche Widerlegung ist nicht gegeben. Ein Viertelhundert Geistliche denken über diese Frage jeder anders als der andere. Niemals ist mir die subjektivistische, ganz auf die Einzel-Verantwortung gestellte Art der protestantischen Kirche so deutlich geworden als hier.

Ich habe im folgenden die wesentlichen Gedanken der Antworten in Gruppen zusammengefaßt, um kurz berichtend und entgegnend darauf einzugehen. Darf ich an die Spitze meiner Antwort den ganz gehorsamsten Dank stellen an alle die, welche mir in Zustimmung und Ablehnung Mitarbeiter an der Wahrheit waren!

1. Am häufigsten tritt die Ablehnung a limine auf, gewiß nicht, weil sie freilich die bequemste, sondern weil sie die beruhigendste und allgemeinstgültige ist. Es ist die Ablehnung der Vernunft in Glaubensdingen überhaupt. Am klarsten spricht ein leider unleserlicher geistlicher Türmerfreund in Mülheim es aus: „Wie wenn man in sonntägliche Feierstunden

das Geräusch und die handwerksmäßige Arbeit des Alltags hineinträgt, so wirkt es, wenn Dinge der religiösen Erfahrung und des inneren Erlebens dem Ansturm juristischer Klügeleien und profaner mathematischer Untersuchungsmethoden ausgesetzt werden. Religiöse Gemüter ziehen sich dann unangenehm berührt und verletzt zurück. Man hat ein tiefes Gefühl dafür, daß diese Dinge ... nicht mit den Werkzeugen der äußeren Welt behandelt, mit ihren Maßen und Gewichten umgrenzt werden können." — Ja, Pfarrer H. in N. sagt geradezu: „Es liegt auch nicht soviel daran (ob die Vernunft Glaubensdinge verneint), da es ja bekanntlich manches in der Welt gibt, das die Vernunft nicht begreifen kann, und das doch da ist ... z. B. die Elektrizität." Noch derber schreibt Herr S. in W.: „Meines Erachtens sollte man religiöse Themen überhaupt nicht in der Öffentlichkeit erörtern, man soll seine Perlen nicht vor die Säue werfen." — Ich weiß doch nicht, ob man den Glauben so vom lebendigen Leben ausschalten darf, wenn man ihn für ein Wesentliches auch dieses Lebens hält. Gott hat uns auch unsere Vernunft gegeben, auch sie ist ein Pfund, mit dem wir wuchern, ein Werkzeug, mit dem wir arbeiten sollen. Und da diese Wage von Gott gegeben ist, so wägt sie sicher richtig, — der Satz vom zureichenden Grunde, der Lehrsatz des Pythagoras gelten auch bei Gott und für Gott. Wäre dem nicht so, so hätte uns ja Gott in unserer Vernunft wie ein betrügerischer Taschenspieler eine fehlgeschliffene Brille aufgesetzt, die uns zu irrigen Begriffen, Urteilen und Schlüssen zwingt. Das ist undenkbar. Wohl kann, um im Bilde zu bleiben, die Brille nicht in alle Siriusweiten den Blick ermöglichen, aber was sie klar erkennen läßt, das ist auch klar. Die Schöpfung können wir nicht begreifen, aber sie widerstreitet nicht der Vernunft und ist deshalb mit Recht eine Glaubenslehre. Die Gnade dagegen, da sie der Vernunft widerstreitet, kann nicht von Gott als Lehre gegeben sein, sie wird, wie so manches im Lehrgebäude der Kirche, Menschenwerk sein. — Wer die Vernunft in Glaubensdingen so heftig von der Schwelle weist, der zeigt doch eigentlich eine gewisse Unsicherheit. Und er sollte bedenken, daß auch im kirchlichen Lehrgebäude im Laufe der Jahrhunderte viele Steine ausgelöst, stillschweigend verworfen und durch andere ersetzt sind. Weshalb wohl? Offenbar doch nur, weil die Vernunft die Wahrheit von Gott immer klarer herausarbeitete, immer mehr vom Schutt des Menschenwerkes, des Aberglaubens, der Vermenschlichung hinwegräumte. Sollen wir „die Ebbe dieser großen Flut" sein, die vorwärts, aufwärts drängt? Auch wir sind von jenem Geiste, von dem es in meinem Lieblings-Spruch heißt: „Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit."

2. Ich fürchte, diese so oft geforderte Ablehnung der Vernunft dient nicht der Wahrheit und dem Gotte, der die Wahrheit ist. Allzu breit macht sich in unseren Predigten und leider auch in den Aufsätzen zu unserer Aufgabe ein gewisses süßdämmerndes Zwielicht unklarer Wort-Nebel (z. B. das in Dutzenden von Briefen als bequemer Beweisgrund für alles mögliche angeführte „Innere Erleben") bemerkbar oder, derb und deutsch gesagt: logische Schnitzer. So schreibt Pastor B. in C.: „Es handelt sich nicht um das peinlich kongruente Aufeinanderpassen von Sühne und Schuld" — aber Sühne ist doch ein Korrelatbegriff von Schuld, nur durch sie zu definieren, wie etwa Patrize und Matrize! Herr S. in M. schreibt: „Nach Münchhausen soll im Munde Jesu das Wort Gnade nicht vorkommen, das Gegenteil ist der Fall!" — Aber wenn man das behauptet, muß man doch auch den Beweis liefern und die Sprüche anführen! Büchners Konkordanz kennt keinen solchen, und auch der Schreiber dieser starken Zurückweisung meines Satzes kann nur Geschichten anführen, aus denen nach seiner Meinung Gottes gnädige Gesinnung hervorgeht. Auch Professor B. in S., ein sehr geehrter Gegner aus dem Lager der katholischen Glaubenswissenschaft, hat keine glückliche Hand gehabt, als er mir auf meinen Satz, daß in Jesu Munde das Wort Gnade nicht vorkäme, das Wort vorhielt: „Herr, sei mir Sünder gnädig". Nämlich: dies Wort sagt der Zöllner! Herr v. K. in N. schreibt: „Münchhausen nimmt seine juristischen Kenntnisse in beide Hände, tritt vor Gott und sagt: Hier, richte nach dem Corpus juris!" Mit Verlaub, das habe ich nicht getan! Nicht um juristisches, sondern um logisches Denken handelt es sich hier, und ich habe von Gott gar nichts verlangt, sondern



seinen Willen klarer herausarbeiten wollen, als es die Glaubenslehre bisher tat. Frl. B. in A. wirft mir lebhaft vor, daß ich es für selbstverständlich halte, daß Schuld und Sühne auf demselben Menschen liegen müssen, wenn von Gerechtigkeit die Rede sein soll: „Ich kann nicht einsehen, warum das so selbstverständliche Voraussetzung ist. Soll sich denn die Wirklichkeit nach unseren Voraussetzungen richten? Darf ich Sie bitten ... lieber mit Ihren eigenen Augen das Leben zu betrachten. Und was sehen da Ihre Dichteraugen, lieber B. v. M.? ... Daß tatsächlich der Schuldlose die Last der Schmach trägt, die der Schuldige angehäuft hat. Er geht unter dem Kreuz, das jener sich zu tragen weigert!" Gewiß, gnädiges Fräulein, so geht es in dieser schlimmen Welt zu, nur ist dies Leiden des Unschuldigen eine *Folge des Unrechts* des Schuldigen, aber keine *Sühne jenes Unrechts*. Ich fürchte, Sie haben den Begriff Sühne nicht logisch erfaßt. — Sehr viele meiner freundlichen Antworter sind sich über die Begriffe, Schuld, Sünde, Vergehen — Sühne, Strafe — Gnade, Vergebung usw. nicht so klar, wie es bei solchen zunächst logischen Auseinandersetzungen wünschenswert wäre. Z. B. schreibt Herr R. in S.: „Wenn ich jemand 1000 Mark schuldig bin, mein Gläubiger ... gibt mir die Quittung über die 1000 Mark, ohne daß er das Geld zurückverlangt ... dies ist Gnade von dem Gläubiger dem Schuldner gegenüber." Ähnliche Gedankenfolgen, meist aus dem Vater-Kind-Verhältnis beispielhaft belegt, habe ich immer wieder als Gegenbeweise annehmen sollen — ohne es zu können. Herrn R.s obiges Geschichtchen erzählt von einer *Schenkung*, d. h. einem sehr einfachen Vorgang des bürgerlichen Rechts, der mit *Gnade* nicht das mindeste zu tun hat! Er hat den strafrechtlichen und den zivilrechtlichen Begriff Schuld verwechselt. Schwieriger ist die Widerlegung eines Beweises, den mein verehrter Gegner Herr Kuhaupt in Heft 3 des „Türmers" gegen mich vorbringt. Er sagt: „Vielleicht hat der Mensch den Glauben an die Gnade wirklich selbst ‚gemacht'. Aber," so fährt er mit Theod. Fechner fort, „er hat den Umstand selbst nicht gemacht, daß er den Glauben daran zu seinem gedeihlichen Bestande" — (und die vielen ohne Gnade zufriedenen Buddhisten und sonstige Nichtchristen?) — „braucht. Die Erzeugung dieses Glaubens durch den Menschen muß also in derselben realen Natur der Dinge begründet sein, welche den Menschen mit seinen Bedürfnissen erzeugt hat. Es hieße aber der Natur der Dinge eine Absurdität beilegen, daß die Natur den Menschen darauf eingerichtet hätte, nur mit dem Glauben an etwas gedeihen zu können, was nicht wäre." Das ist ganz die Logik des ehedem berühmten und nun seit Kant berüchtigten ontologischen Beweises für das Dasein Gottes. Dieser „Beweis" sagte: In der menschlichen Vorstellung ist die Idee eines ganz vollkommenen Wesens, Gott, möglich. Dies Wesen wäre aber nicht vollkommen, wenn es nicht auch Existenz hätte. Also muß Gott auch wirklich sein. Aber den groben Fehler dieses Trugschlusses hat ja Kant längst nachgewiesen, und seither hat man den ontologischen Beweis stillschweigend fallen gelassen. Man kann nicht aus Denkvorgängen ohne weiteres auf die Wirklichkeit schließen, und deshalb hat auch Fechner (geb. 1801) mit dem angeführten „Beweise" *keinen* Beweis geliefert.

3. Sehr beliebt sind auch die Schlüsse und Beweise aus Bildern, die so häufig wie in Predigten angeführt werden. Meist wird der Verlorene Sohn angezogen. Dieser hat sein (ihm übrigens zu völlig freier Verfügung stehendes!) Vermögen gewiß sehr töricht vergeudet. Ob er dabei eine irdische Schuld auf sich geladen hat, wissen wir nicht, die Bibel erzählt jedenfalls nichts etwa von Gläubigerbetrug, Verführung, Trunkenheitdelikten usw. Sicher aber ist dies, daß seine Verschwendung keinesfalls eine Schuld gegen seinen Vater war. Wenn dieser ihn nun freundlich wieder aufnahm, so ist das alles andere, kann aber nie Gnade genannt werden, ja, nicht einmal Vergebung. Der Sinn des Gleichnisses liegt ganz wo anders, nämlich in dem Schlusse — *der ja ohnedem ganz unnötig wäre!* —, der Klage des daheimgebliebenen Sohnes und ihrer Unberechtigtheit. Das Gleichnis steht gedanklich unmittelbar neben dem von den Arbeitern im Weinberg. Aber ich will ausdrücklich betonen, daß ich alles dieses nur ausführe, um zu antworten, Beweiskraft im logischen Streit, im Kampf um Begriffe kann ein Bild

nie haben. Auch das so oft (z. B. von Vikar L. in H.) angeführte Gleichnis, daß Gott der Vater, die Menschen seine Kinder seien und die Folgerungen aus diesem schönen Bilde sind sämtlich keine Beweise. Und ebensowenig Kuhaupts rhetorische Frage: „Können wir mit unleugbaren Vordersätzen der Physik die Eroika-Sinfonie Beethovens widerlegen?" Ein Kunstwerk zu „widerlegen" wäre ein törichtes Unterfangen; und die Gesetze der Physik passen vortrefflich zu unserer Musiktheorie. So kommen wir nicht vom Fleck. Bilder und Gleichnisse sind nur für Kinder und Katechumenen „Beweise"!

4. Ähnlich ist es mit den Anführungen von irdischen „stellvertretenden Strafen". So sagt v. K. in R.: „Aus dem Regiment, das die Fahne im Stich gelassen hat, tritt der zehnte Mann auf den Sandhaufen, nicht weil er schuldiger ist als ein anderer, sondern weil er ein Glied des zu bestrafenden Ganzen ist." Was soll diese grausame Maßregel hier, sie ist doch nichts anderes als eines der fürchterlichen Zwangsmittel, die Mannszucht aufrecht zu erhalten! Glaubt v. K., daß der Oberst auch so handeln würde, wenn er die Schuldigen einzeln kennte? Oder daß Gott so strafen würde? — Das Allerverwunderlichste aber schreibt Herr Hofprediger O. in G.: „Ich habe es auch im Unterricht wohl so ähnlich gemacht. Wenn ein Schüler bestraft werden mußte, und ein Mitschüler für ihn um Erlaß der Strafe bat ... so fragte ich wohl: ‚Willst du die Strafe für ihn auf dich nehmen?' Es kann sich dabei nicht um eine Strafe handeln, die zugleich ein Urteil enthält (!!), wie eine Eintragung ins Klassenbuch oder ein Sittenzeugnis. Nicht immer, aber doch bisweilen fand man sich dazu bereit. Auf diese Weise wird Sühne geschaffen gegenüber dem verletzten Recht, Sühne, bei der die Gleichung Strafe = Sühne nicht zutrifft (die ich niemals behauptet oder verlangt habe!), insofern der eigentlich zu Strafende nicht gestraft und doch seine Strafwürdigkeit anzuerkennen gezwungen (??) wird, ja sie tiefer und heilsamer anerkennen muß, als wenn er selber gestraft würde, während andrerseits der Stellvertreter die Strafe nicht als gegen sich gerichtet empfindet." Ich gestehe, daß es mir sauer geworden ist, diese Sätze abzuschreiben, — da zahl' ich Reugeld, das Rennen reite ich nicht mit! Gibt es wirklich viele Jugendbildner, die so „strafen"? Wenn ich ein Kind prügele, das völlig schuldlos ist, so würde ich glauben, selber Prügel wert zu sein! Diese Prügel sind weder Strafe noch Sühne, sondern nichts als ein Leid und ein Unrecht, das ich einem Unschuldigen zufüge! Und jedes gesunde Gefühl empört sich doch dagegen, einen Menschen bloß als Mittel anzusehen, um auf andere zu wirken, selbst wenn Kant uns nicht gelehrt hätte, weshalb es unmoralisch ist. Man stelle sich die Szene vor: Die Klasse sitzt da und lernt „Gnade" begreifen, der Pastor verprügelt ein vollkommen schuldloses Kind, um „Sühne zu schaffen gegenüber dem verletzten Recht", daneben steht, doch innerlich jubelnd, der Übeltäter, der „seine Strafwürdigkeit heilsamer anerkennen muß, als wenn er selber gestraft würde", — vielleicht würde Jesus sich mit wehmütigem Lächeln abwenden (er hatte ein anderes Temperament als ich) — ich müßte mit einem Donnerwetter dazwischen fahren und würde dabei die beruhigende Gewißheit haben, daß es ein heiliges Donnerwetter wäre! —

Immerhin habe ich allen Grund, Herrn Hofprediger O. dankbar zu sein, denn ich kann mir gar keinen anschaulicheren Beweis als seine pädagogischen Erlebnisse denken für meine Sätze: Schuld und Sühne müssen auf demselben Menschen liegen, wenn von Sühne überhaupt gesprochen werden soll. Einen Unschuldigen statt des Schuldigen strafen ist eine doppelte Ungerechtigkeit. Ein Erlaß der Sühne (Gnade) an einem Schuldigen ist ebenso wider die Gerechtigkeit, wie eine Leidzufügung (die dann zu Unrecht „Strafe" heißt) gegen einen Schuldlosen.

5. Eine häufig wiederkehrende Gedankenkette finde ich in den Worten des Herrn S. in G. so ausgesprochen: „Die Millionen, die durch den Glauben an den Versöhnungstod Christi die Ruhe der Seele gefunden haben ... sind doch wohl ein Beweis dafür, daß im Erlösungsglauben eine befreiende Macht wohnt, und die Märtyrer bezeugen, daß man um dieses Glaubens willen sein Leben lassen kann." Oder in den Worten des Herrn Kuhaupt (Türmer 3): „Ein Gedanke, der den Menschen in solcher Weise erhebt und tröstet, kann nicht absolut falsch sein."

Keineswegs beweisend! Auch im Glauben an Mohammed und Buddha haben Millionen die Ruhe ihrer Seele gefunden, haben Millionen geblutet, auch der Chiliasmus hat die Menschen in solcher Weise erhoben — und doch waren diese Lehren absolut falsch.

6. Die Entgegnung in Heft 4 ist wohl die logisch am tiefsten schürfende. Herr Gymnasialprofessor Dr. Weckesser hat einen Beitrag zur Gnadenfrage gegeben, den niemand ohne aufrichtige Bewunderung gelesen haben wird, und für den ich ganz besonders dankbar bin.

Sehr interessant und für die Landeskirche, wie man denken sollte, höchst beachtenswert ist, daß er ebenso wie die zweifellos wichtigsten anderen Antworter Kuhaupt, Riehn und Lohmann, mir in einem wesentlichen Punkte recht gibt: „Auch ich halte die von Ihnen bekämpfte Genugtuungslehre für unhaltbar."

Ich könnte mir die Entgegnung leicht machen, indem ich schriebe: Ich habe mich nur gegen die allgemein übliche und allgemein gelehrte Auffassung der Gnade gewendet. Ihre Auffassung ist eine nur in Ihnen lebendige sehr feine Umdeutung und Auslegung, gegen die ich gar nicht gekämpft habe. — Aber ich muß um der Sache willen doch auf den Kernpunkt eingehen.

Herr Professor Weckesser faßt im Streben nach Verinnerlichung die Begriffe Schuld und Sühne zu weit. Zur Schuld gehört nicht der angerichtete Schaden und das zugefügte Leid, das sind doch nur Folgeerscheinungen der bösen Tat. Er sagt: Wenn mir jemand auf den Fuß tritt und mich dann um Entschuldigung bittet, so wird dadurch mein Schmerz nicht aufgehoben, „also treten Schmerz und Entschuldigung nicht in das Verhältnis der Äquivalenz". Gewiß nicht! Aber mein Schmerz ist auch kein Teil von dieses jemandes Schuld, sondern nur eine Folge seiner Tat. Für die Würdigung der Schuld ist es gleichgültig, ob ich einen wertvollen oder einen wertlosen Menschen morde, eine Hütte oder einen Palast anzünde. Weckesser sagt, bei zugefügtem Unrecht bliebe „die seelische Kränkung als unausgeglichener Rest". Gewiß, aber dieses seelische Leid, das je nach der Empfindsamkeit des Betroffenen ein höchst verschiedenes Gewicht hat, ist nicht ein Teil der Schuld des Übeltäters. Die Gerechtigkeit Gottes gleicht nur die Schuld durch eine Sühne am Täter aus. Gottes Güte kann dann das Leid des Gekränkten mildern oder tilgen, aber dieser Vorgang ist ein selbständiger, der mit seiner Gerechtigkeit nichts mehr zu schaffen hat. Irdisch gesprochen: Auf die Schuld (etwa Brandstiftung) setzt die Gerechtigkeit die Strafe (Gefängnis). Dann hört der hier allein in Betracht kommende Vorgang des öffentlichen, des Straf-Rechts auf. Und nur wenn er will, kann dann der Geschädigte im privat-rechtlichen Zivil-Prozeß eine Äquivalenz für seinen Schaden einklagen (d. h. Geld).

Es gibt also nicht, wie Weckesser will, eine „Gerechtigkeit des Richters" und eine „Gerechtigkeit des Gerichteten" (logisch käme noch die „Gerechtigkeit des Geschädigten" hinzu), sondern die Gerechtigkeit ist ein transzendentales Ideal, notwendig gleich für alle. Der Richter sucht ihr im Urteil nahezukommen, Gott allein erreicht sie immer. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob „der Sühneheischende über das ihm Widerfahrene wegsieht, der Sünder dies Hinwegsehen annimmt".

Für Gott ist jedenfalls das Gewissensleiden des Schuldigen ein Teil der Sühne, und seine Gesinnungsumkehr ein schulderleichterndes Moment. Beide wird er berücksichtigen in seiner Zumessung der Sühne. Keineswegs fallen diese seelischen Vorgänge im Sünder aus Gottes klarem Gerechtigkeits-Bereich heraus, so daß er für sie eine besondere Gnade nötig hätte.

Sobald Weckesser auf diesen Sühnebegriff kommt, sind mir seine Sätze nicht mehr diskutabel. „Ihrem inneren Wesen nach ist die Sühne Gesinnungsumkehr" — aber nein, das ist ja Buße, wogegen die Sühne einer Schuld auch eintreten kann, wenn der Sünder verstockt ist. „Die Sühne ist so wenig ... eine Aufhebung der Schuld, daß sie vielmehr ein Geständnis der Vergehung einschließen muß", — aber nein, da wäre ja Gottes heiliger Sühne-Akt in seinem Erfolge von der Bereitwilligkeit des Verbrechers abhängig!

Zusammenfassend dies: Herr Professor Weckesser schafft begrifflich für die Gnade Raum, indem er zur Schuld die Tatfolgen und zur Sühne Gesinnungsumkehr hinzufügt. Da dann die beiden Korrelat-Begriffe aufhören, begriffliche Entsprechungen zu sein, d. h. nicht mehr gleich sein können, hat er eine Art regio nullius geschaffen, in der die Gnade logisch denkbar wird. Aber ich glaube nachgewiesen zu haben, daß zur Schuld nicht die Tatfolgen und zur Sühne nicht Reue, Buße und gute Vorsätze gehören, welch letztere sich ja überhaupt nicht auf die vergangene Tat, sondern auf künftige Taten beziehen.

Eine wertvolle Verteidigung der Gnadenlehre, eine die mir wirklich neue Gedanken in die ehrliche Arbeit zum gemeinsamen Ziel zu tragen schien, ist der in Nr. 5 abgedruckte offene Brief des Herrn Pastors Riehn in Aschersleben. Dieser sagt: Strafe ist gar nicht Sühne, sondern nur eine ziemlich belanglose Nebenerscheinung dieser. Sühne ist die innere Wiederanerkennung des Gesetzes nach der vorübergehenden Mißachtung von dessen Hoheit in der Schuld. Gott kann auf die Strafe verzichten, aber das ist gar keine Gnade, sondern eine Selbstverständlichkeit dann, wenn die Strafe zwecklos ist. Sehr fein fährt der Verfasser fort, daß der Verzicht auf Strafe, da wo diese nöitg ist, eine Lieblosigkeit wäre. Das wichtigste war für mich der Satz: Auf Sühne kann Gott nicht verzichten. Ich habe dazu nur zu bemerken, daß ich ja nicht Sühne = Strafe behauptet habe, also die interessanten Darlegungen ohne weiteres als Erweiterungen in meine Auffassung der Gnaden-Lehre einfügen konnte. Der zuletzt gesperrt gedruckte Satz aber ist ja völlig der Inhalt meines Satzes, daß es Gnade nicht geben könne, weil ein wahrhaft gerechter Gott nicht auf die Sühne verzichten kann! Ob diese Sühne Strafe ist oder Wiederanerkennung des Gesetzes, das ist nicht das Wesentliche, ich halte Riehns Auffassung darin für die tiefere. Wieweit sie noch mit der Lehre der Landeskirche übereinstimmt, habe ich freilich nicht zu entscheiden.

Herr Pastor Riehn hat ganz recht, wenn er nach diesen Darlegungen den Begriff Gnade, da er ja nun begrifflich überflüssig geworden ist, soweit verflüchtigt und verallgemeinert, bis er zum Begriff der göttlichen Liebe wird. „Gnade ist also nicht ein einzelner Akt, sondern eine Wesenseigenschaft Gottes, übrigens nichts weiter als das, was wir das Wesen Gottes überhaupt nennen, nämlich Liebe . . ."

Logisch sehr interessant ist auch der Aufsatz des Herrn Vikars Lohmann in Heft 6. Dieser gibt mir unbedenklich zu, daß die Gnade der Gerechtigkeit zuwiderläuft. Aber während ich daraus schließe, daß die Gnadenlehre Menschenwerk sei, leugnet er Gottes Gerechtigkeit „Unser Glaube hängt vielmehr daran, daß er sich nunmehr mit aller Kraft und Innigkeit für die andere, übrigens auch vom Verfasser angedeutete, Möglichkeit entscheidet, Gottes Gerechtigkeit in dem entwickelten Sinne zu verneinen." Vielleicht ist es Gefühlssache, wofür man sich in diesem Entweder—Oder entscheidet, ich für mein Teil halte Gerechtigkeit für eine so gedanklich notwendige, urtümliche, wichtigste, grundlegende Eigenschaft Gottes, daß ich überhaupt nicht an die Möglichkeit gedacht habe, sie zugunsten der Gnade zu verneinen. Aber logisch möglich ist Lohmanns Schluß. — Im weiteren freilich gerät er völlig in das Bild Vater — Kind = Gott — Mensch hinein, und Beweise aus Bildern kann ich nicht gelten lassen, so beliebt sie auch sein mögen. —

Ist nun die Frage entschieden, die ich in Heft 1 aufwarf, habe ich recht behalten oder bin ich widerlegt? Ich denke, wir wollten alle zur Wahrheit, und das Rechte wollen ist wichtiger, als recht behalten. In der wissenschaftlichen Unterhaltung wird man selten überzeugen oder überzeugt werden. Man muß zufrieden sein, wenn die Frage von allen Seiten beleuchtet und so in jeder denkbaren Weise geklärt wurde. Das letzte mögliche Ergebnis jedes wissenschaftlichen Streites ist, die strittige Frage bis dahin zu verfolgen, wo sich nicht mehr behauptete Tatsachen, sondern Weltanschauungen, Gefühlswerte, Temperamente gegenüberstehen.

Dr. Börries, Frhr. v. Münchhausen



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Von gesprochener und geschriebener Rede

Ein Wort gegen eine grundstürzende Sprachreform

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die gesprochene Rede früher da gewesen ist als die geschriebene. Bei der neuhochdeutschen Sprache aber ist es anders gewesen. Zwei Menschenalter früher, als man begann, die neuhochdeutsche Sprache zu sprechen, ist sie als Schriftsprache schon vollendet gewesen. Während in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch unsere klassische Literatur Deutschland in der Schriftsprache geeint wurde, haben unsere großen Dichter und alle Gebildeten ihrer Zeit in der gesprochenen Rede sich der Einwirkung ihres Dialektes nicht entzogen, hat Goethe die thüringische Mundart, vielleicht mit Frankfurter Nachklängen, gesprochen und hat Schiller bis an sein Lebensende geschwäbelt. Daß Goethe und Schiller in ihren Reimen stark von der mundartlichen Aussprache beeinflußt sind, wissen wir alle von der Schule her. In einem Briefe an Wilhelm von Humboldt berührt Schiller am 7. September 1795 in Erwiderung auf eine Rezension seines Gedichtes „Das Ideal und das Leben" die Reimfrage: „Warum strichen Sie den Reim zwischen Sklave und Schlafe, Nerve und Unterwerfe an? Ich kenne in der Aussprache keine Verschiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu sein. Einen wirklich unechten Reim Gott und Gebot haben Sie begnadigt." Hier hat Schiller das beste Gesetz für den Reim aufgestellt und es auch bei Gott und Gebot gegen sich selbst angewandt. Und doch finden wir in dem genannten Gedichte die Reime: fliehen und blühen, weiden und Freuden, euch und Reich, Gefühl und Ziel, schirmen und stürmen, beseelen und vermählen, Sphäre und Schwere, zurück und Blick, schweigen und zeugen, Feuer und Schleier u. a. Diese Reime können für Schiller also in der Aussprache „keine Verschiedenheit" gehabt haben. In seinem 1803 geschriebenen Aufsatze „Regeln für Schauspieler" fordert Goethe nachdrücklich, b nicht als w auszusprechen, z. B. in leben, t und d, p und b scharf zu unterscheiden, aber er sagt nichts über die Aussprache der Vokale. Aus diesem Schweigen dürfen wir schließen, daß Goethe auch für die Bühne auf die reine Aussprache der Vokale und Diphthonge und ihrer Umlaute, wie in der Dichtung beim Reimen, keinen Wert legte. Eckermann weiß zwei durch die Aussprache verursachte niedliche Geschichten aus dem Weimarer Theater zu erzählen: Ein Liebhaber sagt zu seinem Mädchen, das ihm wegen einer kleinen Untreue Vorwürfe macht, ungeduldig: „O ende!" Aber man lachte allgemein, da man „o Ente" verstanden hatte. Und ein gleiches Gelächter erregte eine junge Dame, die einem Manne, den sie nie zuvor gesehen hatte, mit den Worten folgte: „Ich kenne dich nicht, aber ich setze mein ganzes Vertrauen in den Edelmut deiner Ziege (Züge)."

Erst seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts setzt auf den deutschen Bühnen das Streben nach einer reinen, d. h. vom Dialekt freien, mustergültigen Aussprache ein. Der Bühne folgt die Schule, und die Korrektheit der Aussprache wird das erste — zugleich aber auch oberflächlichste — Merkmal des „Gebildeten". Den Maßstab aber für die Richtigkeit der gesprochenen gibt die geschriebene Sprache ab; es entsteht die Regel: Sprich, wie du

schreibst! Damit aber sind die Verhältnisse umgekehrt, denn die Schrift ist erst ein Hilfsmittel, um die gesprochene Rede dauernd festzuhalten. Der Diener gibt seinem Herrn die Vorschrift. Das wäre zu ertragen, wenn Herr und Diener stets im Einklang zueinander ständen, was aber erst möglich wäre, wenn so viele Schriftzeichen vorhanden wären, als die Sprache Laute aufzuweisen hat, und nicht fremde, in der geschichtlichen Entwicklung der Sprache begründete Umstände die Harmonie beider störten. Von diesem erwünschten Ideal ist aber unsere Sprache noch weit entfernt. Nur einige Beispiele zur Erläuterung: Wir waren und die wahren decken sich lautlich, unterscheiden sich aber in der Schrift; voll hat den gleichen Anlaut wie das von ihm abgeleitete füllen, vor wie das verwandte für. Wir müssen oft mit dem gleichen Schriftzeichen verschiedene Laute bezeichnen. In Bach und Dachs weichen die mit demselben Schriftzeichen ch bezeichneten Laute stark voneinander ab. Zugleich sehen wir an diesen Wörtern, daß wir manchmal zwei Buchstaben, c und h, gebrauchen müssen, um einen Laut schriftlich wiederzugeben. Das gleiche ist der Fall, wenn wir mit ie die Länge des i andeuten wollen. Bei sch müssen sogar drei Buchstaben verbunden werden, um einen Laut zu bezeichnen. In den Wörtern ihr, sie, wir erscheint das lange i in dreifach verschiedener Form.

Trotz allem wird aber die Vorschrift, daß die geschriebene Sprache die Richtschnur für die Aussprache abgeben soll, nicht zu entbehren sein, denn sie ist eine durch die geschichtliche Entwicklung gegebene Notwendigkeit. Die Beziehungen zwischen der gesprochenen und geschriebenen Sprache haben sich in der neuhochdeutschen Zeit, seit Luthers gewaltigem sprachschöpferischem Wirken, umgekehrt: Erst war die Schriftsprache da und dann bildete sich an ihr die gesprochene Rede. Ihren Ursprung aus dem geschriebenen Worte wird die neuhochdeutsche gesprochene Rede nie verleugnen können. Damit aber ist der deutschen Rechtschreibung eine Aufgabe von größter Verantwortlichkeit zugewiesen, denn sie ist zur entscheidenden Grundlage für die formale Richtigkeit unserer Rede geworden. Gewiß bleibt auch fernerhin, nach R. Hildebrands schönem Worte, die Rechtschreibung nur das Kleid des Wortes; aber das Kleid soll schützen und erhalten. Die historische Grammatik hat das richtige Verständnis der heutigen Sprachformen immer mehr erschlossen; ihr die Rechtschreibung anzupassen, war und bleibt auch fernerhin eine wissenschaftliche Ehrenpflicht für die Zukunft unserer deutschen Sprache. Aber der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von unseren großen Germanisten, J. Grimm Andresen, Vilmar, Weinhold und Wackernagel vornehmlich, unternommene Versuch, die neuhochdeutsche Schriftsprache nach dem älteren Sprachstande zu regeln, also etwa ergetzen, zwelf, siben, ligen, Waßer neben Masse, aßen neben prassen, mid — von meiden — neben schied — von scheiden —, vil = viel neben fiel von fallen zu schreiben, wirkte nicht ordnend, sondern verwirrend. Die Formen widersprachen zu sehr den gewohnten Wortbildern, und die Amme Gewohnheit besitzt eine Macht, die niemand ungestraft verletzen darf. Der historischen, auf Kenntnis der alten Sprache gegründeten und deshalb nur den Gelehrten verständlichen Richtung trat die durch die zunehmende Verbreitung der Stenographie geförderte phonetische Richtung gegenüber, die ohne Rücksicht auf alle literarische Überlieferung allen Lauten der Sprache eine richtige, überall gültige Aussprache zuweisen zu können meinte. Sie hat ihre Vertretung vor allem gefunden in dem „allgemeinen ferein für fereinfachte rehtscreibung". Beide Richtungen haben sich lange bekämpft, bis Rudolf von Raumer die Bewegung in richtige Bahnen lenkte. Indem er sich den Grundsatz, den Jakob Grimm schon richtig erkannt hatte, ohne sich aber von ihm leiten zu lassen, daß „die Veränderung üblicher Wortschreibung etwas Gewaltsames und Störendes mit sich führe", zu eigen machte, suchte er von der vorhandenen Schreibweise zu erhalten so viel wie nur irgend möglich war, und sah ihre Mängel nicht in dem Umstande, daß sie nicht rein phonetisch sei, sondern in der Unsicherheit, die in der Schreibung zahlreicher Wörter bestand und hauptsächlich auf der Ungleichmäßigkeit in der Behandlung gleichartiger Fälle beruhte. Diese Mängel auf Grund

sprachwissenschaftlicher Forschung zu beseitigen, ist fortan die Aufgabe aller Bemühungen um die Rechtschreibung gewesen.

Es hat noch viel Arbeit gekostet, bis die heute gültige deutsche Rechtschreibung geschaffen war. Viele gute Vorarbeiten sind dazu von einzelnen Staaten deutscher Zunge, vor allem Hannover, Bayern, Österreich und Preußen, geleistet worden. Eine in Berlin 1876 tagende orthographische Konferenz, deren Beratungen ein Entwurf Raumers zugrunde gelegen hat, hat kein praktisches Ergebnis zu zeitigen vermocht. Und als der preußische Kultusminister Puttkamer durch den Bonner Professor Wilmanns, den Provinzialschulrat Klix und den Gymnasialdirektor Kuhn „in möglichster materieller Übereinstimmung" mit der bayerischen Orthographie ein Büchlein für die preußischen Schulen hatte abfassen lassen, schlug Bismarck mit einer in lapidarem Stile und zum Teil barocker Orthographie gehaltenen Verfügung dazwischen: „Willkührliche (!) Abänderungen von der bisher in unserem amtlichen Verkehre allgemein üblichen und von den jetzigen Beamten auf den Schulen übereinstimmend erlernten Rechtschreibung sind dienstlich zu untersagen und nöthigenfalls durch steigende Ordnungsstrafen zu verhindern." Sein Grundsatz „Quieta non movere", dessen Bedeutung auch für die Rechtschreibung schon Jakob Grimm zu würdigen gewußt hatte, hat den großen Kanzler den Fortschritt, der mit der Puttkamerschen Rechtschreibung erreicht war, verkennen lassen. Aber trotz dieser ungünstigen Auspizien hat die neue Rechtschreibung schließlich den Sieg davongetragen. Jahrelange mühsame Klein- und Feinarbeit, die von Reinhold Köpke unter Mitwirkung von K. Erbe, K. Duden und W. Wilmanns geleistet wurde, ist dadurch belohnt worden, daß die unter dem Ministerium Studt in Berlin vom 17. bis zum 19. Juni 1901 tagende „Orthographische Konferenz", zu der neben allen deutschen Bundesstaaten auch die österreichische Regierung einen Kommissar entsandte, dem gesamten deutschen Volke eine einheitliche Rechtschreibung schuf. Und heute haben wir uns an diese Rechtschreibung schon so gewöhnt, daß wir unwillkürlich meinen, es wäre schon seit langer Zeit von unserem Volke so geschrieben worden.

Aber was in mühevoller, treuer, von der Liebe zur deutschen Sprache geförderter Arbeit von kenntnis- und einsichtsvollen Männern geschaffen ist, was in bald zwanzig Jahren einem neu herangewachsenen Geschlechte zum Segen gereicht hat, das — soll jetzt neuen Errungenschaften der Revolution weichen. Der preußische Kultusminister will uns durch einen Ausschuß eine neue Rechtschreibung bescheren, die lauttreu — fonetisch — sein, die großen Anfangsbuchstaben beseitigen und unsere eigene Schrift durch die runden Buchstaben ersetzen soll. Nicht mehr der aus der Geschichte unserer Sprache hervorgegangene Grundsatz: Sprich, wie du schreibst! soll gelten, sondern umgekehrt soll es heißen: Schreib, wie du sprichst! Geschrieben wird, soweit die deutsche Zunge klingt, seit Goethe und Schiller überall gleich, gesprochen aber, besonders wenn die geschriebene Sprache nicht mehr die Norm abgeben soll, überall verschieden. Denn erreicht ist die Einheit der Aussprache im günstigsten Falle nur auf den besten Bühnen, überall sonst, in der Schule, auf der Kanzel, im Gerichtssaale, im befreundeten und vertraulichen Umgange, wirkt mehr oder weniger der Dialekt auch heute noch immer nach. Und er wird es immer tun, denn die Rede ist ein Teil unserer natürlichen Lebensäußerungen, die nicht nur unserem Wollen, sondern vor allem auch den in ihnen selbst ruhenden Gesetzen folgen. Die menschliche Rede kommt dadurch zustande, daß Teile der Mundorgane in Schwingungen versetzt werden. Daß wir den einen oder andern Laut hervorbringen, hängt ab von der Auswahl, die wir in jedem einzelnen Falle unter unseren Mundorganen, von den Stimmbändern bis zu den Lippen, treffen, und zugleich von der Art der Bewegung, ob lang oder kurz dauernd, ob heftig oder schwach, in die wir sie setzen. Da die Natur in der Hervorbringung ihrer Organe die wunderbarste Mannigfaltigkeit zeigt, so daß kaum zwei dem gleichen Zwecke dienende sich völlig gleichen, und die hierdurch allein schon verursachte übergroße Verschiedenheit der gesprochenen Laute noch durch die so ungleiche seelische Veranlagung



der Menschen erhöht wird, so ergibt sich ein Reichtum von Gestaltungen der Lautbilder in der gesprochenen Sprache, der von der geschriebenen Sprache nur in sehr unvollkommener Weise veranschaulicht werden kann. Eine lauttreue, phonetische Rechtschreibung wird deshalb unter Gesetze gestellt werden müssen, deren naturgewolltes Ziel nicht die Einheit, sondern die wunderbarste Mannigfaltigkeit ist, wie sie sich in den dialektischen Verschiedenheiten der Aussprache auswirkt. Es ist deshalb im letzten Grunde ein Kampf gegen die Natur und das von ihr Gewollte, wenn man versucht, einen über den Mundarten stehenden Normaltypus der Aussprache zu schaffen. Und glaubt nun jemand, eine solche Kunstform der Aussprache zur Grundlage unserer Rechtschreibung machen zu können, ohne zahlreiche Wörter von ihrer Wurzel los- oder aus ihrem Entwicklungsgange herausreißen zu müssen? Freilich, was gilt die geschichtliche Entwicklung unserer Zeit? Sie steht unter der Nachwirkung der Revolution, die nur ihre Gegenwart kennt und weder etwas von Pietät gegen die Vergangenheit noch von Verantwortung für die Zukunft weiß.

Aber nicht nur die Wörter unserer Sprache, sondern auch ihre einzelnen Bestandteile, die Schriftzeichen, sind bedroht. Den großen Anfangsbuchstaben und der gebrochenen oder gotischen Schrift, der Fraktur oder Eckenschrift, ist der Kampf angesagt. Die gotische Schrift hat ihren Ursprung nicht in Deutschland und ist im späten Mittelalter auch außerhalb Deutschlands allgemein gebraucht. Aber da außer uns Deutschen und unseren nordgermanischen Verwandten, den Dänen und Skandinaviern, die anderen Völker seit dem Schlusse des Mittelalters zur lateinischen, runden Schrift zurückgekehrt sind, und da die bei uns jetzt gebräuchlichen Zeichen ihre endgültige Form von Dürer erhalten haben. so dürfen wir in dem Gebrauche der gebrochenen gotischen Schrift etwas eigentümlich Germanisches und Deutschen sehen. Die großen Anfangsbuchstaben haben seit dem 16. Jahrhundeit Eingang in unsere Sprache gefunden, sie haben sich also durch jahrhundertelangen Gebrauch ebenfalls das Recht und die Liebe, die man Altgewohntem und Vertrautem nicht vorenthält, erworben. Wer sie nub die gotische Schrift bekämpfen will, kann sich freilich auf einen Helfer von hohem Ansehen, auf keinen Geringeren als Jakob Grimm, berufen. Aber dei Altmeister der deutschen Grammatik blieb in seinem Kampfe gegen die großen Anfangsbuchstaben und die gotische Schrift allein, Lachmann schon folgte ihm nicht. Da dieser als Altphilologe ebenso bedeutend war wie als Germanist, wußte er vom Griechischen her, daß Schriftzeichen und Wörter in einem so engen Zusammenhange stehen, daß man sie nicht voneinander trennen darf. Wer je des hellenischen Geistes einen Hauch verspürt hat, wird schaudern, wenn er sich Homers Ilias und Odyssee oder eine attische Tragödie in runder lateinischer Schrift vorstellen sollte.

Die Werke unserer Klassiker, die Bibel, unsere Märchen, unsere Volkslieder in lauter lateinischen Kleinbuchstaben und in künstlich geschaffener lautgetreuer Rechtschreibung gedruckt — wird nicht, wem das Herz noch in Treue zu seinem Volke und dessen Geistes- und Gemütsschätzen schlägt, von dem ungewohnten Anblicke verwirrt und betrübt sich abwenden? Ist unsere Seele von allem, was wir erlebt haben und noch erleben, nicht schon erschüttert genug, daß ihr die rettende und tröstende Zuflucht zu den Werken unserer Literatur noch in unnötiger Weise erschwert werden muß? Der materielle Verlust, der den Verlegern, besonders der Schulbücher und unserer Klassiker, droht, mag durch eine lange Übergangszeit verringert werden; der Verlust an ethischen Werten aber, der dadurch entstehen würde, daß in einer Zeit, wo alle Güter, materielle wie sittliche, schweren Gefahren ausgesetzt sind, auch unser schönstes und stolzestes Gut, unsere deutsche Sprache, zweifelhaften und gefahrvollen Experimenten preisgegeben wird, muß lange verhängnisvoll nachwirken. Wer's gut meint mit unserer neuhochdeutschen Sprache, zu der Luther die Grundloge gelegt hat, schleudere den radikalen Sprachreformern unseres Sprachschöpfers glaubensstarkes Trutzwort entgegen: „Das Wort sie sollen lassen stahn!"

Prof. A. Sannes



Novellen und Romane

Die Ich-Romane haben ihre Gefahren. Sie entgehen selten, auch die besseren nicht, dem Überwerten der inneren Entwicklung, dem übertriebenen Wichtignehmen von Gefühlen und Gedanken dieses Ich. Und was die äußere Form anbelangt, so verfallen gerade diejenigen, die größeren Stils sein wollen, in eine Abhängigkeit, ja in eine Nachahmung, z. B. von Gottfried Keller. So Ricarda Huch, so Hermann Hesse und so auch der sonst vortreffliche Elsässer Arthur Babillotte in seinen „Irrfahrten des Lebens und der Liebe“ (Grunow, Leipzig). Es ist oft, als wollten sich die Schriftsteller mit dieser Ichform der strengen Form der künstlerischen Objektivität entziehen und einmal so recht von Herzensgrunde drauflos reden. Das kann frisch und prächtig sein, aber nur ein Meister der künstlerischen Objektivität mit ganz eigenem Stile kann es sich leisten. Sonst kommt allerhand, was einem unbehaglich macht, und Babillotte gelangt nicht daran vorbei. Außer dem Kellerschen Stil stören uns die bekannten Unglaubwürdigkeiten, die für die Ich-Romane die Klippe sind. Eine Probe hierfür: Des Helden Schwiegervater wird vom Schlag getroffen, und dies erschreckende Ereignis wird folgendermaßen berichtet: „Das Mädchen, das die Nachricht bringt fingert aufgeregt an ihrem blauen Rock herum, der über den Hüften silbrig schimmert.“ Wer hat in solchem Augenblick Sinn für solche Wahrnehmungen, da doch gerade die Ichperson selber im Bann des schweren Erschreckens steht? Ferner: sie stoßen alle einen Schrei aus, der „zusammengeballt gegen die Wand fährt“. Sie finden den alten Herrn auf einem Sofa, aus dem „das Roßhaar stachelig hervorguckt“. Alles Beobachtungen, die wohl der Schriftsteller, nicht aber einer der Miterlebenden anstellen kann.

Im ganzen ist es, wie schon der Name zeigt, eine der zahllosen Lebens- und Entwicklungsgeschichten der letzten Jahrzehnte, die uns neben Gutem und Dauerhaftem auch einen ganzen Stapel von Wertlosem, Hergebrachtem gegeben haben. Hierunter gehört Babillotte unfraglich zu den Besseren. Es ist Kraft, Wille und ein durchaus eigenes Selbst in dem Buche, und gar reizende Stellen finden sich darin. Die Erzählung der Fahrt, bei der „ein milder Wintertag plaudernd“ neben dem Wägelchen herschreitet, ist köstlich in seiner gesunden Frische. Auch ist es eine Herzerquickung in dieser bösen Zeit, das kräftige, entschiedene Deutschtum dieses Elsässers zu erleben, wie es sich gegen das Welschtum der Priester, die Französelei der Landsleute aufsetzt. In seiner Liebesgeschichte benimmt er sich gar zu trottelhaft und muß zu umständlich aufgeklärt werden. Der Schluß, daß er am Ende Flieger wird, weil die andern Berufe zu eng sind, ist zu gewaltsam. Doch trotz dieser vielen Aussetzungen, die zu machen sind, ist es in der Flut von nichtssagendem Geplätscher ein beachtenswertes Werk, und der es schrieb, war ein Jemand.

Ein gutes Bild aus der kämpfenden Lutherzeit gibt uns Beda Prilipp in ihrem „Wahrheitsucher“, einem Dürer-Roman (Runge, Lichterfelde). Der Wert der geschichtlichen Romane, wenn sie von Deutschlands Vergangenheit erzählen und zuverlässig sind, kann heute gar nicht hoch genug geschätzt werden. Es besteht auch ein Verlangen danach. So sehr mancher Menschen Streben danach geht, sich von der harten Zeit ablenken, mit dem sehr bezeichnenden Wort: zerstreuen zu lassen durch ihren Lesestoff, so sehr steht dem auf der andern Seite der glühende Wunsch gegenüber, die Zeit nicht mit „Zwecklosem“ zu vergeuden, aus dem Buche etwas mitzunehmen, zu lernen, die eigne Zeit zu verstehen. Diesem Verlangen kommt Beda Prilipps Buch entgegen.

Es rührt an tiefe, bange Erkenntnisse in uns, wenn Dürer sagt, daß Luthers Lehre wohl für Menschen, die an sich treu und gut seien, nicht aber für die Schlimmen, die durch Zwang und sinnenfällige Anreizung gehalten werden müssen, geeignet sei. Und es mahnt uns an ewige Gesetze in allem Ringen um Licht und Fortschritt, wenn der Maler Sebald Beham,

der Mensch mit dem häßlichen Gesicht und der leidenschaftlichen Seele, an dem Evangelium irre wird, da es nicht alles bringt, was er erwartet hat und nicht alle Not lösen kann. Ja, es bringt ihn auf, daß sich die Lutherischen nicht auf die Seite der aufrührerischen Bauern stellen, „ihren Bund mit den Großen machen“, und er klagt: „Was bleibt dabei uns? Die Predigt eines Evangeliums, das sich nimmermehr verwirklichen wird.“

Trefflich geschildert ist die dumpfe Gärung, die Vorbereitung zu dem Kampf der Wiedertäufer, und daneben die Ewigschwachen, die am Ruder sitzen, die sich nicht trauen nach rechts und nach links, die, wie der lebensfrohe Pirkheimer klagt, mit den Rebellen paktieren und die Redlichen und Stillen unterdrücken. Da sind die Idealisten mit ihren hochfliegenden Träumen, ihren weltbewegenden Plänen. Auf den Einwand, ob solche Gedanken in der dumpfen Masse leben könnten, in den Hirnen der „Tabernierer, Galgenschwengel und Weinbuben“, kommt die Antwort: „Sie sind die Hefe, sie schaffen die Unruhe. Aber der Geist, der sie treibt und sich doch wieder von ihnen tragen läßt, ist sich seines Zieles bewußt.“ — Die bestgelungene Gestalt in dem Buche scheint mir nicht sowohl Dürer selbst als Thomas Münzer, dieser Liebknecht der Wiedertäuferbewegung. Wie ihn inmitten seiner wilden Rotte die große Unentschlossenheit packt, die Furcht vor dem unaufhaltsam Kommenden, und wie er ihrer nur durch künstliche Erregung bis in einen ekstatischen Zustand hinein Herr werden kann, das erhebt diese Gestalt fast in das Tragische.

Einen bekannten und guten Namen hat Hermann Stehr daranzusetzen, dessen zweibändiger Roman „Der Heiligenhof“ (S. Fischer, Berlin) unsere Aufmerksamkeit fordert und dann enttäuscht. Es sei hierbei gleich eines merkwürdigen Hinweises des Verlages gedacht, den ich schon bei dem zweibändigen Machwerk von Jakob Wassermann vorfand. Dieser Verlag, Samuel Fischer, gibt eine Folge von Romanen unter dem Sammelnamen „Der große Roman“ heraus und erklärt, daß dieser äußere und innere Umfang eines Buches „nicht so zufällig“ sei, wie man meinen sollte. Es gäbe Zeiten, „wo“ die meisten Romane kurz, und andre, „wo“ sie lang wären. Heute wären die großen an der Reihe, und der Verlag S. Fischer hülfe somit der geistigen Geschichte der Zeit zum Leben. — Man kann diese Ankündigung ja nicht ohne Lächeln lesen. Es zeigt sich, wie mechanisch diese Leute die Kunst auffassen. Es wäre ihnen ganz nützlich, wenn sie sich folgendes merkten: „Der große Roman“ kann zwei Ursachen haben. Entweder starke Geschehnisse, strudelgleich, ungeheuer, die sich nicht in engen Rahmen pressen lassen, deren Weite und Umfang bei Romanen wirklich großen Stils, meist auf geschichtlichem Boden wachsend, sich als notwendig erweist. Oder: Mangel an Darstellungskraft, ein Suchen und Versuchen an Gestaltungen dessen, was man sagen will, ein Herumschreiben, ein Häufen von Ballast um einen kleinen Kern. Das ergibt dann für den Augenschein auch einen „großen“ Roman. Ich fürchte, wenn die Romane dieses Verlags so weitergehen, werden sie zu der zweiten Art gehören. An eine bestimmte Zeit ist diese Form nicht gebunden.

Zwar himmelhoch steht das Stehrsche Buch über der angestrengten Wichtigtuerei eines Wassermann. Aber auch hier könnte ohne den geringsten Schaden, ja nur zum Nutzen des Ganzen, der Umfang auf einen Band zurückgeführt werden.

Die Gestalt des Helden selbst, des Bauern Sintlinger, der am Anfang ein völlig hemmungsloser Durchgänger und Raufbold ist und durch sein blindes Kind zu einem sinnenden, stillen, überfeinen Menschen wird, hat einen Bruch. Gewiß! Männer, Bauern, wilde Kerle können durch ein starkes Erlebnis in ihrer ganzen Wesensart verändert werden, aber der Künstler, der dies vorführt, muß es darstellen können, und zwar so, daß wir unbedingt daran glauben. (Ich erinnere hier an Selma Lagerlöf und Auguste Supper.) Mit dem einfachen Hinerzählen ist es nicht getan. Der Bauer schreibt sogar ein Tagebuch, in dem u. a. diese Worte stehen: „Denn es gibt Leute, die durch alle Arbeit an ihrem Glück es zu nichts bringen, als sich wie Räuber im Dunkel fortwährend selber anzufallen und auszuplündern. Die sind auch wie Bergwasser, die immerfort stürzen müssen, wenn sie am Leben bleiben wollen.“ An einer



anderen Stelle: „Wer ist imstande, einen Engel zu führen? Nur sein eigener Flügel.“ Wenn wir solches lesen, hören wir Hermann Stehr, aber nicht einen noch so bekehrten und geläuterten Bauern.

Es ist schade um die wundervolle, realistische Kraft, die sich uns im „begrabenen Gott“ entgegenwarf, wenn wir uns durch dies flaue, überladene Buch hindurcharbeiten. Wir finden sie hier noch in Ansätzen, aber die geschlossene Wucht ist nicht mehr da. Hübsche Zustandsschilderungen, eine Fähigkeit des Ausdrucks, hin und wieder ein Aufzucken wirklicher Leidenschaft, das gemahnt uns, daß wir doch bei einem Berufenen eingekehrt sind, wenn auch einmal seine Hand erlahmte und einen langen Roman schrieb, weil die Kraft zu einem kürzeren nicht da war. Stücke wie die Orgelleute, die glücklich miteinander waren, bis der Mann auf der Landstraße an seinem Leierkasten stirbt und das Weib aus Kummer sich das Trinken angewöhnt — Stücke wie die Querhover Leute mit ihren Eigentümlichkeiten oder die Geschichte von dem geliebten Weißköpfchen, das der Mutter wegstirbt, sind Meisterstücke, die, aus dem verschwommenen Ganzen abgelöst, unvergänglich sein würden. Voll Besonderheit der Gedanken ist auch die Betrachtung, die sich anknüpft an die Verwandlung des blinden, traumverlorenen Mädchens in ein liebendes, begehrendes Weib (wodurch sie sehend wird!). „Nur das Kind ist sich viele Jahre genug, doch nur so lange, bis es sich durch die Umwelt entdeckt hat. Dann beginnt jene fortwährende Vertauschung der Existenz, die erst in der stillen Helle der hohen Greisenjahre aufhört. Durch die Freundschaft entfliehen wir uns, den Begeisterten treibt es in den Bannkreis des Helden ... Dieses Ungenügen und Leiden an sich verhandelt die minderen Menschen an alle Arten niederer Genüsse und beunruhigt selbst die Geister Auserlesener —“

In die Abteilung der Unterhaltungsromane sind zwei Bücher zu verweisen, von denen nur das zweite Ansätze zu bedeutungsvolleren Linien zeigt. „Rahel Delbanco“ von Gertrud von Brockdorff (Flemming & Wiskott, Berlin) ist leidlich erzählt, auch sind die Gestalten gut charakterisiert, aber der Inhalt ist dürftig, und die Leute, für die wir uns interessieren sollen, sind durchweg langweilig. Die Titelheldin ist eine unglaublich schöne und liebenswerte junge Jüdin, die im schäbigen Kleinstadtladen ihrer Tante verkaufen muß, aber sich heftig aus der Enge heraussehnt. Ihre Liebe fällt auf einen ästhetischen, geistig völlig unbeträchtlichen Oberlehrer, der sie um einer Adligen willen verläßt. Aber der Gerechtigkeit wird Genüge, er trifft sie später in stark gehobener Lebensstellung als Verkäuferin in einem sehr feinen Buchladen, steht voller Reue, neidisch und bitter vor ihr, und sie ist jetzt an der Reihe, kühl abzuweisen. „Ich habe keinen Menschen, Rahel!“ fährt es aus ihm heraus und verrät damit das Elend seiner Ehe. Das sind alles reichlich olle Kamellen, und die Verfasserin täte gut daran, besser auf ihren Namen zu passen, der doch schon einmal in einem besseren Lichte stand.

Vorteilhafter zeigt sich El Corrsi, die eigentlich Fräulein Ella Thomaß-Corrsi heißt und aus Erfurt stammt (ach ja, die liebe Auslandsschwärmerei!) in ihrem Roman „Das Haus Moletti-Haupt“ (Seyfert, Dresden). Ein deutscher Kaufmann heiratet eine verwöhnte, reiche, launische Italienerin und mit ihr die Firma in Genua. Leidenschaften wühlen in dem Buch, und ihre Schilderung ist gelungen. Natürlich ist die weibliche Hauptgestalt wieder von berauschender Schönheit, aber ihre Darstellung ist glaubhaft, wenn auch nicht scharf genug umrissen, was sich besonders am Schlusse rächt. Die Geschichte eines deutschen Kaufmanns zwischen italienischen Müßiggängern und Halunken, die politischen Anklänge, die Vergleiche zwischen Deutschtum und Italienertum, alles dies ist meisthin gut gesehen und fesselnd erzählt. Wenn auch der Verfasserin hin und wieder Begriffsbestimmungen wie deutsch = spießbürgerlich, italienisch = lässig vornehm, nicht fremd sind, so läßt sie doch ihr Deutschtum, das sie in ihrem eigenen Personennamen flott verleugnete, nicht unter die Räder kommen. Wenn sie den Helden von den Italienern sagen läßt: „Mit wenig Ausnahmen sind es wilde Tiere, denen die klassische Kultur eine Menschenmaske lieh“, und wenn sie den letzten Kriegsausbruch schildert, so fühlt man immerhin, daß eine Deutsche schreibt. Der gewaltsame Schluß, bei dem durch

den aufgehetzten, deutschfeindlichen Pöbel der Kaufmann getötet wird, bricht die Entwicklung ab, ohne ihr gerecht zu werden.

Ein herzlich gut gemeintes Buch, einen Lebens- und Frohsinnsverkünder gibt uns Rudolf Haas in „Michel Blank und seine Liesel“ (Staakmann, Leipzig). Gut für trübe Seelen, die gern wieder hell werden möchten und nicht wissen, wie sie es anfangen sollen. Mir persönlich werden die guten, hellen Worte zu viel im Munde geführt. Dieser Michel soll leben und sich nicht selbst besprechen oder andere anpredigen. Es ist mir zuviel Gestelltes, zu wenig Gewachsenes in dem Buch. Und was das Liesel über Künstler sagt, stimmt doch nicht ganz. Es gibt schon einen Künstlerrausch, einen göttlichen Funken, auch wenn „kleine Leute das nur dahersagen, um sich in ein bengalisches Licht zu stellen“. Bravheit und Frische der Empfindung tun's doch nicht allein. Dies Liesel ist mir auch zu übergut, unheimlich gut, die träumt sich so ein guter Kerl zusammen, so eine möchte er wohl haben, die sich so entzückend bei seinen Seitensprüngen benimmt und doch voller Feuer und Liebesfähigkeit und Kochkenntnisse ist. Zuletzt kommen sie alle auf einen grünen Zweig, weil ein reicher Tagedieb sich das Leben nimmt und seine zehn Millionen unter diese Guten und Besten verteilt, damit sie dadurch Gemeinnütziges schaffen. — Dieser Schluß hat mir nun gar nicht gefallen. Nun muß zuletzt doch noch das Geld heran.

Aber das kleine Unbehagen, das aus diesem gutgemeinten Buch zurückbleibt, löst sich restlos in Entzücken auf bei dem Lesen des kleinen Büchleins „Stockprügel und Gavotten“ von Friedrich von Lettow-Vorbeck (Verlag der Tägl. Rundschau, Berlin), mit allerliebsten, hineingestreuten Zeichnungen von Christa von Lettow-Vorbeck, mit leichter Hand hingeworfen, oft wirkend wie eine leise angeschlagene Melodie zu dem Text der Worte. Rokoko-Novellen nennt es der Verfasser, ja, es spielt und säuselt und schäkert darin der ganze echte Zauber dieser Zeit, aber es ist kein französisches Rokoko, das uns wohl jetzt schlecht schmecken würde, da sich das ganze Franzosentum jedem deutschen Herzen bis auf den Grund verleidet hat. Reizend fährt in dieses schelmische und wichtige Getändel der Stockprügelton der Fritzenzeit hinein. Die Perle des Ganzen ist die übermütige Geschichte von den „schönen Seelen“, ein Geschichtlein voll Schelmerei und Übermut, ein bißchen Grausamkeit ist drin, ein bißchen Herzweh und ein herzbeweglich süßer Schluß. Die alte, steife, tugendstrenge Prinzessin, schöngeistig und herrisch, ihre Neffen, die Dienerschaft und vor allem ihr Vetter und Verwalter, der alte, wilde General mit seinen Erlebnissen aus dem Siebenjährigen Kriege, alle sind echt in Gestaltung und Stimmung bis zum letzten Buchstaben. — Auch die anderen Novellen, besonders „Die letzte Gavotte“, sind reizend, das Beste bleibt aber der alte, bockbeinige, unbotmäßige General, der doch in seinem alten Preußenherzen fühlt, daß „nur Einer regieren kann“, und zu dem dann noch unter den ehernen Klängen des Marsches von Prag und Leuthen das Glück, sein schönstes Glück, das der Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit, kommt.

Eine feine Überraschung bereitet uns heute Thea von Harbou, die mit seltsamer Kraft sich von der abschüssigen Bahn, auf die sie geraten war, losmachte und auf eine stolze freie Höhe ging. Vor Jahren, vor dem Kriege, wurde ich auf sie aufmerksam durch eine namenlos gehässige Kritik, die eine Doris Wittner geb. Levy in der „Voss. Ztg.“ über ihr Buch „Der Krieg und die Frauen„ geschrieben hatte. Die Gehässigkeit galt dem stark herausbrechenden Vaterlandsgefühl, der inneren geschlossenen Bereitschaft, dem Kriege, der Deutschland drohte, entgegenzugehen. Ich verschaffte mir das Buch, und wie ich aus dem Artikel mit mathematischer Bestimmtheit gefolgert hatte, so kam es: das Buch gefiel mir in hohem Maße. In künstlerischer Beziehung war es noch lallend, ungewandt, kindlich oft. Aber was mich daraus ansah, war ein starkes, flammendes, deutsches Herz. Ich habe damals in der „Deutschen Tageszeitung“ diese beiden Frauen: Doris Wittner, die ein Liebesleben Napoleons geschrieben hatte, und diese junge deutsche Dichterin, die den nationalen Instinkt besaß, einander gegenübergestellt. Zu meiner Freude ging der Weg Thea von Harbous dann rasch und glänzend bergauf.

Ob Doris Wittner es heute noch wagen wird, sie wieder so zu beschimpfen, bezweifle ich stark. — Aber die Freude nahm mit den Jahren ab. Die Dichterin überwand ihre stammelnde, ringende Eigenart und sprach mit der Zunge der Literaten und Ästheten. Das, was sie schrieb, war immer noch gut und ging weit über das Maß des Durchschnitts hinaus, aber die Sprache war gekünstelt, und der falsche Ton zog allmählich ihr ganzes Schaffen herab. Es sind leider viele dabei an ihr irre geworden.

Da kommt ihr Band „Legenden" (Ullstein, Berlin), und mir ist, als sähe ich sie dastehen, befreit, mit aufgereckten Armen, die zerrissenen Ketten zu ihren Füßen.

Die erste der Legenden ist die schönste. „Die Geschichte von der heiligen Simplicia". Es handelt sich um ein unschuldiges Mägdlein, über dem, es zu versuchen und von seiner Unschuld zu stoßen, dem Teufel Gewalt gegeben ist, der einen schönen, stolzen, rauhen Ritter zu seinem Handlanger erkürt. Das Mädchen begeht in ihrer großen Liebe sechs Sünden, aber ihre reine Unschuld wird nicht davon getrübt. Vor der siebenten aber flüchtet sie in Gottes Arme, der Teufel hat das hohe Spiel verloren, und des Ritters Leben erlischt in Sehnsucht. — Nur ein Bedauern bleibt von dieser Geschichte zurück. Warum der abgebrauchte lateinische Name? Warum erfand das Herz der Dichterin keinen süßen deutschen, der um das Kind wie ein Lichtglanz her gewesen wäre?

Auch die andern Legenden zeigen die vollendete Sicherheit der großen Kunst. Deutschland wird noch viel erwarten können von dieser seiner begnadeten Tochter.

Bis hierher handelte es sich um Bücher, die, ob wertvoll oder nicht, immerhin in den Kreis einer Besprechung gezogen werden können und müssen. Es gibt aber auch solche, die in den Ofen gehören, deren Besprechung man einem besseren Leserkreis überhaupt nicht zumutet. Allzu viele von dieser Sorte kamen ja bisher nicht in unsern Umkreis, denn derartige Schriftsteller und Verleger scheuten die reinere Luftschicht. Aber in dieser verdrehten Zeit werden auch hier die Begriffe geändert. Man nennt wissenschaftlich und vorurteilslos, was früher Schmutz und Unrat hieß. Wedekind war eine Kraft, es steckte ein starkes Können in ihm, wenn er auch erotisch krank war. Aber nun kommt das Heer der kleinen Nachtreter, die sich an einer sogenannten neuen Geschlechtsmoral berauschen, literarische Nullen, die, wenn sie dem weiblichen Geschlecht entstammen, allerhöchstens mit Töchterschul-Perspektiven arbeiten. So wäre Eros von Annemarie von Nathusius überhaupt keiner Besprechung wert, wenn es nicht junge Dinger gäbe, die, angezogen wie die Fliegen vom Leim, auf solch ein Buch kriechen und sich das Restchen gesunder Entpfindung und das gesamte Phantasieleben rettungslos vergiften lassen. Gesunde Mädchen sind es ja nicht, die auf solche Bücher kriechen, sie sind schon reichlich angefault, wenn sie das Buch auch nur eine halbe Stunde in der Hand behalten mögen, aber die Entwicklungszeit ist gefährlich, sie kann auch gesunde Naturen bedrohen, und da seien die Mütter gewarnt, die Augen aufzumachen.

Auch junge Mädchen, die aus Familien stammen, die in künstlerischen Dingen anspruchsvoll sind, werden dies Zeug sogleich richtig einschätzen, z. B. diese berauschende Frau, die Männerherzen wie Glas zerbricht und zu gleicher Zeit vier auf einmal lieben und vernichten kann. Es ist gar kein Leben drin, nicht einmal ein verderbtes, wie in Wedekinds Stücken, es ist die angestrengte Theorie einer aufgeregten Schriftstellerin, die sich interessant machen möchte.

Aber mehr als je müssen wir fordern, daß in dieser Zeit, da alle Triebe grundsätzlich losgelassen sind, die Mütter sich ihrer Pflicht bewußt werden, sich ihr natürliches gesundes Urteil nicht verwirren lassen und fest auf ihrem Posten stehen!

* * *

Die Nachricht, daß die 73jährige Bernhardine Schulze-Smidt gestorben ist, stellt mich wieder wie in den letzten Jahren so oft vor ihre beiden unsterblichen Bücher, die unvergänglich sind, weil sie an des deutschen Volkes Geschichte mitbauen in Wahrheit, Kraft und großer künstlerischer Schönheit: In Marsch und Moor und Eiserne Zeit (beide Velhagen

& Klasing). Auch das Erinnerungsbuch Bürgermeister Johann Smidt, das Lebensbild eines Hanseaten (Leuwer, Bremen), das die Ereignisse in Familie und Vaterland von 1712 bis 1840 wiedergibt, über dessen zweitem Buch, das die Franzosenzeit umfaßt, der herrliche Leitspruch steht: „Niemand wird getreten, er werfe sich denn zuvor nieder!“ Auch dieses Werk ist heute ein Geschenk für unser Volk. In „Marsch und Moor“ schildert sie die Not, den Jammer, die Greuel der Franzosenzeit des Jahres 1812 in den Bauerngemeinden der Torfmoore an der Wasserkante. Leidenschaftlich gärt das unterirdische Leben, bis es als wilde Flamme herausschlägt, die welschen Peiniger zu verschlingen, leidenschaftlich in dem jungen Domine, den sein Priestergewand drückt, der es von sich reißt, als es gilt, in den heiligen Kampf zu stürzen. Ein unendlich süßes, schwermütiges Liebesleben voll holdester Poesie zittert auf dem dunklen Hintergrund. Wer diese Geschichte vor etwa 25 Jahren im „Daheim“ las, hat sie nicht vergessen können, wie ich aus vielfacher Bestätigung weiß. Und wenn ich je einen Künstler beneidet habe um sein Werk, so war es diese Meisterin um ihr „In Marsch und Moor“. Die Abschiedsstunde des jungen Predigers von seiner ihn verzweifelt liebenden holden jungen Frau verlöscht sich nie für den, der sie einmal las.

„Die Scheidestunde war da. Draußen krähte der Hahn vom Hofe der Pastorei her den Morgen an; die Luft wehte scharf und kühl, und im Osten lag ein orangegelbes Streifengewölk hart auf dem Wasser, das blauschwarz dagegen abstach. Im Küsterhause regte sich's schon. Die Küsterin klapperte mit dem Geschirr und klirrte auf ihren Klönken treppan in den Giebel, um den beiden, die eng umschlungen inmitten ihres kalten Zimmerchens standen, das Frühstück hereinzusetzen, das unberührt blieb.

... Er hielt sich aufrecht im Schiffe und winkte der regungslos Dastehenden am grünen Ufer mit der Hand, solange er die liebe Gestalt noch erkennen konnte ... Die Insula perdita versank, und im Glühlicht der Kriegsfackel, die der neue Tag vom Osten zum Zenit emporschwang, stieg die Zukunft vor ihm auf: ein mächtiges, ungewisses Scheinen.“

Mit eben derselben Kraft und Zartheit ist die Erhebung der Befreiungskriege geschildert in dem Buch „Eiserne Zeit“. Wenn wir unserer Jugend etwas geben wollen, das an Begeisterungskraft, an Reinheit und an Unvergänglichkeit der Eindrücke seinesgleichen sucht, so seien es diese beiden Bücher. Unsere Zeit braucht sie. Und wenn ein neues Befreiergeschlecht herangewachsen ist, wird es einst der toten Dichterin noch in dankbarem Gedenken an ihre unsichtbare Hilfe einen Kranz niederlegen an ihrem Grab. Marie Diers

* * *

Den Namen Franz Schauwecker muß man sich merken. Der junge, wohl kaum in der Mitte der zwanziger Jahre stehende Dichter hat ein Bändchen mit sechs Novellen veröffentlicht, deren erste, „Der Dolch des Condottiere“, dem Buch den Titel gegeben hat (Halle, Heinrich Diekmanns Verlagshandlung; geb. 7 ℳ). Die sechs Stücke sind grundverschieden, und wenn auch durchaus nicht gleichwertig, zeugen sie doch alle von einem starken Verantwortungsgefühl für künstlerische Arbeit, das aus einem bei uns selten vorhandenen Stilempfinden heraus geboren ist. Ein Meisterwurf ist die Titelnovelle in der ungemein geschickten Ineinanderschachtelung verschiedener Stoffe, die doch alle mit jeder Zeile der Lösung des aufgeworfenen Problems dienen. Es ist von besonderem Reiz, wie das im heutigen Leben spielende Geschehen von Renaissanceluft umwittert ist, ohne dadurch auch nur einen Augenblick ins Altertümeln zu geraten. — Ebenso packend ist die zweite Geschichte, „Das Opfer“, die Selbstaufopferung einer weißen Frau an einen Negerstamm, um den Gatten und die von ihm geführte Expedition vor dem sicheren Untergang zu retten. Ausgezeichnet entspricht auch hier die Fiebrigkeit der Sprache den dargestellten Vorgängen; sie ist das mit sicherem Kunstbewußtsein verwendete Ausdrucksmittel, wie ein Vergleich mit der polierten klassischen Ruhe in der ersten Novelle zeigt. Die andern Stücke erreichen zwar diese Höhe nicht, sind aber für sich und vor allem als Sammlung eine vollgültige Talentprobe.

Inzwischen hat Schauwecker ein weiteres Buch veröffentlicht, das zwar nicht die Form eines Kunstwerks erstrebt, aber auf jeder Seite Eigenschaften betätigt, die den geborenen Künstler verraten. Der Titel „Im Todesrachen" führt etwas irre. Der Untertitel, „Die deutsche Seele im Weltkriege" umschreibt zutreffender den außerordentlich reichen Inhalt dieses Buches, das die beste Psychologie des deutschen Fußsoldaten ist, die wir bis jetzt bekommen haben. Sie ist für den Leser um so wertvoller, als der Verfasser neben einigen zusammenfassenden „Überblicken" in Dutzenden kleiner Abhandlungen alle erdenklichen Fragen des äußeren und inneren Soldatenlebens behandelt. Scharfe Beobachtung eint sich mit unbedingter Wahrheitsliebe und hoher sprachlicher Fähigkeit, den gewonnenen Gedanken in schlagender Anschaulichkeit mitzuteilen. Schauwecker ist als Kriegsfreiwilliger mit hinausgezogen und hat in Ost und West den Feldzug in der vordersten Linie mitgemacht. Er besitzt die dichterische Fähigkeit des Dramatikers, sich in andere Seelen einzuleben, die Ruhe des Epikers zum sachlichen Bericht und die Glut des Lyrikers im tiefen Erfühlen jeglichen Erlebens und im rückhaltlosen Bekennermute dieses Empfindens. So ist hier geradezu das Material aufgehäuft, aus dem sich das typische Erleben des zu einer beseelten grauen Masse gewordenen „deutschen Volkes in Waffen" erkennen läßt. Von allem andern abgesehen, ist das die Voraussetzung einer dichterischen Bemeisterung unseres ungeheuren Kriegserlebens. K. St.



Maßstäbe literarischer Kritik

Welche Maßstäbe die literarischen Werturteile einer gewissen Kritik bestimmen, beleuchtet die Hamburger Monatsschrift „Deutsches Volkstum" an einigen sehr bezeichnenden Beispielen: Nachdem Ricarda Huch ein Lutherbuch, im vorigen Jahre auch ein Buch über den „Sinn der Heiligen Schrift" veröffentlicht hat, beginnt eine gewisse Art von Literaturkritikern von ihr abzurücken. Zur Beurteilung des literarischen Getriebes in Deutschland ist es sehr wertvoll, darauf zu achten. Ernst Utitzsch schreibt in der Literarischen Rundschau des „Berliner Tageblatts" nunmehr über Ricarda Huch: „Mit dieser Schrift ist sie beim Pietismus angelangt. Gott ist ihr das gegebene Unbeschreibliche und steht aller Kritik entrückt. Der Pietismus, die festländische Spielart des angelsächsischen Puritanertums, ist als Weltgefühl ebenso berechtigt und unberechtigt, wie jedes andere. Peinlich charakteristisch ist aber seine Unduldsamkeit, die Enge seiner Lebensauffassung, die alles auf Gott zurückführt und nur im Glauben an Gott erlaubt. Ricarda Huch legt die Heilige Schrift in orthodox protestantischer Weise aus. Sie, die gelehrte Frau, lehnt alles Wissen ab und verwendet zur Verdeutlichung ihres mystischen Luthertums kleine Anekdoten, die so fade und schlecht erzählt sind wie die moralinsauren Geschichten in den Traktätchen der inneren Mission." Die Behauptungen sind bewußt auf Täuschungen unkundiger Leser hin angelegt. Wer jene Sätze unbefangen liest, wird ein völlig falsches Bild von dem Buche der Ricarda Huch bekommen. Es liegt ganz offensichtlich eine berechnete Entwertung der Dichterin vor. Daß der Glaube an den lebendigen Gott schlankweg unduldsam genannt wird, ist eine echte „Berliner-Tageblatt"-Unverschämtheit.

Hören wir Herrn Utitzsch weiter: „Den politischen Gedanken der Demokratie greift sie häufig an; sie ist der Meinung, daß sich die Glaubens- und Gehorsamkeitsfähigkeit eines Volkes besser erhält, wenn die Verfassung einem persönlichen Willen viel Raum läßt. — Die einst so geschmacksichere Schriftstellerin gefällt sich nicht nur in stirnrunzelnder Strenge — man wird das Wort Freude vergeblich im Buche suchen —, sondern auch im Pathos vorrevolutionärer Hofprediger. Einmal ringt sie sich den Satz ab: ‚Kriege sind das letzte, das gewaltsame Mittel, durch welches Gott das Tote, welches tot ist, weil es in seiner Eigenart

bleiben und sich nicht mehr verwandeln will, zu sich zieht.' Wer nicht zu den ‚Auserwählten' zählt, wird diese Worte mit Erbitterung lesen." Und nun endlich der wahre Grund der Erbitterung des „Berliner Tageblatts": „Ganz im Hofpredigerstil ist es auch, wenn Ricarda Huch in ihre frömmelnden Phrasen antisemitische Beschimpfungen einfließen läßt. ‚In Deutschland', sagt sie einmal, ‚können die Juden die Kraft eines noch unausgeprägten Volkes aufsaugen und werden deshalb ausgreifend und übermütig.' Sie spricht hier nur aus, was die ihr geistig verwandten ‚christlich-germanischen' Reaktionäre geheim und anonym kolportieren". Die Lehre daraus: Sobald eine deutsche Dichterin auch nur einen Satz gegen jüdischen Einfluß zu schreiben wagt, wird sie im „Berliner Tageblatt" beschimpft und durch unwahre Behauptungen entwertet. Sicherlich wird das „Berliner Tageblatt", nachdem es sich allzu deutlich offenbart hat, nunmehr zur Vertuschung einen Leitaufsatz von einem „christlich-germanischen" Theologieprofessor bringen. Es gibt unter den Professoren harmlose Lämmer genug, die ihm diesen Dienst erweisen.

Nicht anders als Ricarda Huch ergeht es nunmehr Oswald Spengler, nachdem er sein Buch über „Preußentum und Sozialismus" veröffentlicht hat. Sein „Untergang des Abendlandes" hatte die lebendige Teilnahme der jüdischen Presse gefunden: Untergang, Auflösung — wie interessant! Aber Spenglers Anschauung vom Preußentum und von den Engländern stimmt nicht mit der Anschauung jener Presse überein, also —. Die „Frankfurter Zeitung" widmet der Abtötung „Herrn" Spenglers den Leitaufsatz „Märchen" im ersten Morgenblatt des ersten Weihnachtstages. Da heißt es: „Herr Spengler enthüllt sich." „Leichtfertiger ist selten eine Schrift in die Welt gesetzt worden." „Er spricht einmal von Literatengeschmeiß. Nun, was ist denn Herr Spengler? Er ist ein Literat, aber es gibt welche, die es genauer nehmen." Um Spengler etwas entgegenzusetzen, erkennt die „Frankfurter Zeitung", daß „der Mensch des Westens am Anfang religiöser Erneuerung steht". Wir sind darin ganz einer Meinung mit der „Frankfurter Zeitung". Aber wir schmunzeln über ihre Enttäuschung, daß die zu den besten Hoffnungen berechtigende Seele Oswald Spenglers den weichen Platz in Abrahams Schoß verschmäht hat und davongeflogen ist. Ein Trost für die Abtrünnigen ist es, daß es immer noch die Möglichkeit eines Ablasses gibt: Man schreibe ein begeistertes Buch über Heinrich Heine — und alles ist verziehen.



Raffael

Zur 400. Wiederkehr seines Todestages

Im Tagebuchbericht, der der aus den Werken bekannten „italienischen Reise" zugrunde liegt, gesteht Goethe am 18. Oktober 1786, daß ihn eine „unsägliche Leidenschaft" weiter (nach dem ersehnten Rom) treibe. „Der Anblick des Raffaels und ein Spaziergang gegen die Berge heut abend haben mich ein wenig beruhigt und mich mit leisem Band an diese Stadt geknüpft." Es ist Bologna, und Goethe hatte das Glück genossen, sich in Raffaels „heilige Cäcilie" versenken zu können. In dem Buche selbst heißt es davon: „Fünf Heilige nebeneinander, die uns alle nichts angehen, deren Existenz aber so vollkommen dasteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden."

Über fünf Vierteljahrhunderte sind seitdem versunken. Wie oft haben inzwischen die Kunstanschauungen und Kunstlehren gewechselt, aber ich glaube, es hat bis zu dieser Stunde noch keiner in jenem großen Hauptsaale der Bologneser Galerie vor Raffaels Bild gestanden, der nicht auch so in Glücksempfinden untertauchte, daß er gut und gütig wurde, und wünschte,

ein solcher Glücksquell möge der Menschheit ewig fließen. Und wenn man dann nach allem Hin und Her der Kunstwanderungen, aufgeregt durch das Problematische der verschiedenen Zeiten und Persönlichkeiten, angesichts eines derartigen Werkes in sich alle Fragen verstummen fühlt und lediglich ein bejahender, glücklich Empfangender ist, dann wird man sein Empfinden nicht besser aussprechen können, als wieder mit Goethes Worten: „Er hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünschten.“ Goethe aber stand viel zu fest auf der wohlgegründeten Erde, als daß er sich, ohne sein faustisches Grübelrecht auszuüben, der Offenbarung gebeugt hätte. Und so heißt es denn weiter: „Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preisen, der wie Melchisedek ohne Vater und ohne Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Meister ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt, sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt und miteinander wetteifernd die Pyramide stufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen diesen Vorteilen unterstützt, von dem himmlischen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufsetzte, über und neben dem kein anderer stehen kann.“

Es ist gerade in unserer Zeit, die auch auf kulturellem Gebiete durch gewaltsame Umwälzungen „Fortschritte“ erzwingen zu können glaubt, von höchstem Werte zu sehen, wie die wundervollsten Ergebnisse der Kunst und ihre dauernd beglückendsten Leistungen in einem langsamen stetigen Aufbauen gezeitigt worden sind. Denn was Goethe von Raffael sagt, ließe sich auch auf Mozart anwenden. Auch Goethe selbst hat alles Revolutionäre in der Kunst abgelehnt und alle geistige und künstlerische Entwicklung nur vom langsamen sorgfältigen Ausbau erwartet. Viele Jahre später (4. Januar 1827) hat er im Gespräche mit Eckermann diese „Filiation“ für die Geschichte der Kunst behauptet, wieder mit dem Hinweis auf Raffael: „Sieht man einen großen Meister, so findet man immer, daß er das Gute seiner Vorgänger benutzte und daß eben dieses ihn groß machte. Männer wie Raffael wachsen nicht aus dem Boden; sie fußten auf der Antike und dem Besten, was vor ihnen gemacht worden. Hätten sie die Avantagen ihrer Zeit nicht benutzt, so würde wenig von ihnen zu sagen sein.“

Es dürfte wohl gerade das Studium Raffaels Goethe in dieser Anschauung besonders bestärkt haben. Denn von einem gleichmäßigeren Wachstum, einer stetigeren Entwicklung, weiß die Kunstgeschichte nicht zu berichten, und sicher liegt wohl gerade hier die letzte Ursache für die beglückende Wirkung, die seine Kunst nun schon seit Jahrhunderten auf die Menschen der verschiedensten Zeiten und Völker geübt hat.

Abseits vom Lärm der Welt, im umbrischen Bergstädtchen Urbino, wurde Raffael 1483 geboren. Nach der Grabschrift fielen Geburts- und Todestag auf denselben Tag. Nun ist es strittig, ob damit das Datum schlechthin gemeint ist — dann wäre es der 6. April — oder ob es sich auf den Karfreitag bezieht — an einem solchen ist Raffael gestorben — dann wäre der 28. März der Geburtstag gewesen. Urbino war abgelegen, aber doch nicht unberührt von dem lebendigen Strome der Kunstbegeisterung, der das damalige Italien so einzigartig befruchtete. Die örtlichen Herrscher, die Herzöge Montefeltro, waren Förderer der Kunst, überdies gute Landesverwalter, so daß es ihren Untertanen wohl erging. Auch Raffael genoß die Wohltat eines vor jeder Lebensnot bewahrten Hauses. Der Vater, Giovanni Santi, hatte einen Kramladen, war aber überdies Goldschmied und auch Maler. Von den heftigen Erregungen, die das damalige Kunstleben an den Hauptorten, etwa in Florenz, aufwühlten, spürte man in Urbino nichts. Hier schuf man mit sicherem Behagen in der andächtig ernsten und doch anmutvollen umbrischen Art die stillen und frommen Altarbilder. Der Vater hegte diese Kunst treu, und sein Sohn wuchs zwanglos von Kind an in sie hinein. Der achtjährige Knabe schon ist in der Werkstatt tätig, und das Handwerkliche seiner Kunst, wie Farbenreiben, Pinsel reinigen, das Grundieren von Tafeln, fällt ihm von selber zu. Heute gehört diese handwerkliche Vorbereitung zu den wichtigsten Forderungen einer neuen Kunsterziehung, und unser alter Thoma sagt an einer Stelle seiner Lebenserinnerungen: „Gut angestrichen ist halb gemalt.“

Ohne die auffälligen Erscheinungen einer Wunderkindschaft, ist Raffael ins Malen hineingewachsen. Als der Zwölfjährige den Vater verlor — die Mutter war schon drei Jahre früher gestorben —, muß er doch schon so weit gewesen sein, daß er nur andere zu sehen brauchte, um weiter zu kommen. Diese anderen waren der väterlichen Art verwandt, und so erstarkte des Knaben Wesen ungestört, so daß er als Sechzehnjähriger dem Pietro Perugino ein wertvoller Gehilfe werden konnte. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser treffliche Meister mit seinen fünfzig Jahren durch seinen neuen Lehrknaben selber eine Auffrischung erlebte. Dabei ist es Raffael sicher niemals beigekommen, etwas von dem gerade heute so viel berufenen Gegensatz der Jugend zum Alter zu fühlen oder gar in die Werkstatt hineinzutragen. Er ist ein echter Werkschüler; nutzt als solcher die Entwürfe seines Meisters und sieht nichts dabei, diesem seine Bilder nachzumalen. Aber während nun das natürliche Verhältnis wäre, daß beim Jüngeren als „Nachahmer" der Vorwurf äußerlicher angepackt würde, daß geringere technische Gewandtheit, oft wohl auch minderer Geschmack sich bemerkbar machte, ist es beim Lehrling Raffael umgekehrt. Peruginos „Vermählungsbild" (Sposalicio) wird von Raffael übernommen. Auf den ersten Blick sind beide Bilder gleich, trotzdem sich sogar in den Reproduktionen sofort das Gefühl einstellt, das Bild Raffaels müsse das Original sein, das des älteren Meisters eine mehr handwerkhafte Kopie. Die nähere Betrachtung zeigt, daß Raffael in allen Einzelheiten geändert hat: in der Körperhaltung, wodurch aus einem ziemlich gleichgültigen Nebeneinander ein beziehungsvolles Zueinander wird; in den Händen, den Füßen, in kaum merklichen Verschiebungen der Größenverhältnisse. Es ist, als ob der erlesenste Kunstgeschmack die Arbeit eines Ungebildeten zu Ende geführt habe. Wie hieß es doch bei Goethe? „Raffael hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünschten."

Es versteht sich von selbst, daß eine derartige Überlegenheit des Geistes und des Geschmacks gerade bei der Gleichheit der künstlerischen Vorwürfe sofort ersichtlich werden mußte. Es gibt heute auf künstlerischem Gebiete genug Leute, die dem Künstler aus seinen Erfolgen einen Strick drehen. Bei einer wahrhaften künstlerischen Kultur aber, die in steter Entwicklung ausgebaut wird, so daß das Neue immer aus dem gegebenen Alten herauswächst, ist es eigentlich selbstverständlich, daß die höhere Güte der Leistung sofort erkannt wird. Raffaels schnelle und nie bestrittene Erfolge haben hier ihren Grund und nicht etwa in einem seichten Entgegenkommen gegen den Publikumsgeschmack. Selbst von seinen neidvollsten Zeitgenossen ist ihm niemals Liebedienerei oder Mangel an edelstem Kunstwillen vorgeworfen worden.

Schon jetzt strömten dem kaum Zwanzigjährigen von allen Seiten die Aufträge zu, und so konnte er es unbesorgt wagen, sich in den Brennpunkt des damaligen Kunstschaffens, Florenz, zu stellen. Das war im Spätherbst 1504.

Im damaligen Florenz stauten sich die künstlerischen Energien zu einer Hochspannung, die täglich zu Entladungen drängte. Was war in den letzten Jahrzehnten im Ringkampfe mit der Natur nicht alles erreicht worden! Das Leben war eingefangen, zu gedrängter Kraft und gesteigerter Schönheit im Kunstwerk festgebannt. In zwei ragenden Gestalten schienen die beiden treibenden Mächte verkörpert zu sein. Die Urkraft des Gestaltens, des Formens, für die jeder Steinklotz ein plastisches Kunstwerk einschloß, jede Wand nur als Malfläche erschien, wuchtete in Michelangelo und förderte Werk auf Werk zutage. Während dieser, ein verbitterter Einsamer, in seiner Werkstatt saß, schritt Lionardo da Vinci wie ein lebendig gewordener Zeus durch die Straßen, und jeder spürte, daß hier ein Schöpfer ging, der in jedes Geheimnis des Lebens eindrang und mit dessen Urkeimen schaltete, um neues Leben zu zeugen. Man war so erfüllt von dieser Schönheit des Schöpferseins, daß man kaum gewahr wurde, wie wenig Geschöpfe nun auch wirklich ins Leben traten. Freilich zeigte der Meister gerade in diesen Tagen der Welt sein Bildnis der „Mona Lisa", das wirklich von irdischen Händen gemalt war, wenngleich auch aus den Augen der Dargestellten widerleuchtete, daß dieser Künstler einen Blick

ins Jenseits getan hatte. Im Rathaussaal aber hingen die zwei riesigen Kartons, in denen Lionardo und Michelangelo sich um die Ehre bewarben, die Wände dieser Herzkammer der Mediceerstadt zu schmücken.

Durch diese Welt wandert nun der einundzwanzigjährige Raffael. Wo alle leidenschaftlich erregt sind, bleibt er ruhig. Nicht etwa kühl. O nein. Aber man muß an das Daimonion denken, von dem vor Zeiten Sokrates gesprochen hatte, daß es dem Menschen innewohne und ihn die rechte Bahn lenke, wenn er nur zu hören vermöge. Die unbeirrte Sicherheit des gotterfüllten Genies, das geradezu zwangläufig seiner Bestimmung entgegenreift, wird uns in diesem Falle offenbar. Raffael nimmt auf, durch alle Poren seines Wesens saugt er ein, was hier an Nährkräften für sein künstlerisches Wachstum aufgehäuft ist. Vielfach zeugen erst mehrere Jahre später entstandene Schöpfungen, daß er auch von Werken Eindrücke empfangen hat, an denen er jetzt geradezu absichtlich vorbeizugehen schien. Er fühlte, daß er jetzt mit der titanischen Kraft Michelangelos nichts anfangen könne. Aber in den elf Jahre später geschaffenen Gestalten der „Feuersbrunst" aus den Stanzen erkennt man die Einwirkung der nackten Kriegergestalten von Michelangelos großem Karton; und aus seinem Entwurf zur „Konstantinsschlacht" in denselben Stanzen erhellt die Einwirkung von Lionardos gewaltiger Darstellung der „Schlacht bei Anghiari".

Nur seine zahlreichen Zeichnungen und Studien verraten uns, wie der im festgebundenen umbrischen Stil herangewachsene Künstler sich die „Freiheit" und „Natürlichkeit" der Florentiner gewann. In seinen größeren Altarwerken, die er in diesen Florentiner Jahren fertigstellte, hält er sich noch ziemlich fest an die umbrische Art und nutzt nicht einmal voll die Errungenschaften, die er sich bei Fra Bartolomeo della Porta gewonnen hatte. Daß er sich an diesen bedeutenden Meister am innigsten anschloß, zeigt, wie instinktiv Raffael allem Sprunghaften der Entwicklung auswich; denn dieser Dominikaner ist auch seinerseits ein Vermittler zwischen dem Alten und Neuen, der in außerordentlich packender Weise durch eine großartig erfühlte Architektur des Bildes eine Vermittlung, ja eine Verbindung der alten strengen Stilistik mit der neuen freien Bewegung zustandebrachte.

Raffael bewährt die neugewonnenen Kräfte zunächst in kleineren Tafelbildern. Es hebt jetzt die Reihe jener Madonnenbilder an, die bis ans Ende seines Lebens gleich einem lyrischen Empfinden von irdischer Schönheit und Erdenglück künden. Es ist doch auffallend, daß neben der Mütterreihe und dem Kinderreigen kein Kranz weiblicher Gestalten steht, die das sinnliche Liebesverhältnis vom Mann zum Weibe künden. Aus der an sich nicht großen Reihe weiblicher Bildnisse, die wir von Raffaels Hand besitzen, scheidet ein so bekanntes wie die uns von der Legende durch mehrere Jahrhunderte als die Geliebte Raffaels aufgeredete „Fornarina" aus, da es von Sebastiano del Piombo gemalt ist. Auch wenn man die Frauengestalten seiner großen Werke hinzunimmt, findet sich keine für die Rolle, die sonst bei den meisten Malern ein bevorzugtes geliebtes Modell spielt. Einzig und allein von der „Donna Velata", der Frau mit dem Schleier, läßt sich eine Linie zur heiligen Magdalena im Cäcilienbilde und der Sixtinischen Madonna ziehen. Schon diese Tatsache hätte Raffael gegen das üble Gerede eines ausschweifenden Weiberumganges schützen müssen, ganz abgesehen davon, daß keine einzige zeitgenössische Stimme, so wie es diese spätere Nachrede tut, sein vorzeitiges Ende mit ausschweifender Sinnlichkeit in Verbindung bringt, und daß die selbst bei andauernder größter Kraftanstrengung unbegreifliche Arbeitsleistung einem sich anderswie vergeudenden Menschen vollends unmöglich gewesen wäre. Wir wissen aus einigen, die auf Studienblätter zur „Disputa" gekritzelten Sonetten Raffaels, daß ihn einmal die Liebe stark in Bann geschlagen hatte. Es sind melancholische Gedichte, wie dieser glückkündende Mensch überhaupt ein Melancholiker war. Wem seine Liebe gegolten hat, werden wir wohl nie erfahren.

In engem Zusammenhange mit diesem Menschlichen steht ein Künstlerisches. Raffaels Frauengestalten, auch seine Madonnen, sind keine Modellmalerei. Wir möchten uns wohl

die Erde zu dem Paradiese wünschen, in dem solche Evas wandelten; aber auch das Italien der Renaissance war kein Paradies. Wir wissen es aus einem Brief Raffaels an den Grafen Castiglione, daß er, „da immer Mangel an schönen Frauen ist, sich einer gewissen Idee bedient, die in seinem Geiste entsteht".

Es ist erstaunlich, daß die Idee, von der die Sinnlichkeit dieses Künstlers von der Jünglingszeit beherrscht war, die Mutterschaft ist. Ein hohes Lied dieser Mutterschaft, das schönste, das je auf sie gesungen wurde, ist Raffaels Madonnenreihe. Mit der Madonna del Granduca lösen sich die Darstellungen vom streng kirchlichen Andachtsbilde los und werden zu Verkündigungen des rein menschlichen Gehalts. Wenn aber die Reihe ohne Bruch mit der Madonna von Foligno und vollends der Sixtinischen wieder in den Himmel hinaufwächst, so ergibt sich schon daraus, daß auch in den irdischsten dieser Darstellungen ein Stück himmlischer Weihe, ein Abglanz des Ewigen sein muß. Und in der Tat, schon vor guten Wiedergaben, ganz aber angesichts der Originale, fühlt auch der strengste Betrachter, daß es sich hier um Bilder der Andacht, wenn auch nicht der kirchlichen, handelt.

1508 wurde Raffael, vermutlich auf die Empfehlung seines Landsmannes Bramante, des für St. Peter erkorenen Baumeisters, nach Rom berufen. Und nun — man möchte es mit den gewaltigen Baßtönen aus Haydns „Schöpfung" singen — „steht der Löwe da". Zur Leistung Raffaels in den nächsten zwölf Jahren bis zu seinem Tode bietet wohl die ganze Kunstgeschichte kein Seitenstück. Selbst die Fruchtbarkeit der Musikgenies Händel, Mozart, Schubert kann kaum zum Vergleich herangezogen werden, da bei diesen doch nicht eine so ununterbrochene Reihe gewaltigster Leistungen steht, wo selbst die „Erholungsarbeiten", oft sogar gerade sie, die Krone der Meisterschaft tragen. Zweierlei ist allerdings zu bedenken. Einmal, daß nie wieder ein anderer Künstler unter so günstigen äußeren Verhältnissen gearbeitet hat, sondern daß die bildende Kunst gestattet, für die Ausführung des Geschaffenen, des künstlerisch Gestalteten, Hilfskräfte zu nutzen.

Es sind zunächst einige Worte über diesen sogenannten Werkstattbetrieb zu sagen, der für unser heutiges Empfinden etwas Unkünstlerisches hat, ohne den wir aber z. B. von Raffael doch sicher kaum ein Zehntel seines Schaffens für die Stanzen, die Teppiche und die Loggien hätten. Ob jemand wirklich im Ernste mit diesem Preise die Eigenhändigkeit der Ausführung bezahlen möchte? Es gibt natürlich auch hier Unterschiede. Die Werkstätte unseres Lukas Cranach z. B., in der die Kurfürstenbilder, wohl zunächst auch nur die Kurfürstenmäntel, auf Vorrat gearbeitet wurden, wird natürlich schließlich zur Handwerkerei. Bei Raffael liegt der Fall anders. Daß er wahrhaftige Künstler wie Giulio Romano, Sebastiano del Piombo, Augusto Penni zu Gehilfen hatte, daß er in erstaunlicher Weise diese Männer beherrschte, seinem Geiste untertan machte und das Höchstmaß ihres Könnens aus ihnen herauszulocken verstand — bei manchen seiner Gehilfen beginnt sofort nach seinem Tode der Verfall — ist noch nicht so wichtig, wie daß für Raffaels Schaffen der Hauptwert in der inneren Erfassung des Vorwurfs und in seiner gestaltenden Begeisterung lag. Gerade weil Raffael so ganz in der Kunst seiner Zeit steht, auf ihr weiterbaut und der „Pyramide den letzten Stein aufsetzt", konnte er damit rechnen, daß die Ausführung in seinem Geiste geschah. Und das ist entscheidend, wenn wir es auch bedauern mögen, statt der Farbenwunder, die der Maler Raffael zu entzünden wußte, oft nur das etwas brandige und rostige Kolorit Giulio Romanos zu erhalten. Wenn wir an Lionardo da Vinci denken, der vor lauter innerer Produktivität nicht mehr zur gestaltenden Mitteilung an die Welt kam, so wollen wir doch glücklich sein, daß Raffael dem unerschöpflichen Strome seines Gestaltungsvermögens in immer neuen Entwürfen Ausdruck verschaffte und sich durch eine notgedrungen langwierige Ausführung nicht selber lähmte.

Die Gunst der äußeren Verhältnisse könnte man als die Tragik in Raffaels Leben bezeichnen, wenn es nicht kurzsichtige Vermessenheit wäre, mit einem solchen Leben überhaupt zu rechten. Was wollen wir denn mehr, als hier zustandegekommen ist? Raffael war als Fünf-

undzwanzigjähriger nach Rom gekommen. Ein anerkannter Künstler, aber doch kein Meister von solchem Rufe, daß eine auch als Kunstauftraggeber gewaltsame Natur, wie Papst Julius II., ihm eine überragende Stellung eingeräumt hätte. Er sollte mit und neben einigen anderen die vatikanischen Gemächer ausmalen, die heute unter dem Namen der „Stanzen Raffaels" zu den Heiligtümern der Kunst gehören. Raffael hatte bis dahin keine größeren Kompositionen und erst recht noch keine Fresken gemalt, aber — was die anderen wollten, das machte er eben. Nach kurzer Zeit überträgt der Papst ihm die Arbeit allein; es sollte sogar das herabgeschlagen werden, was die anderen bereits gemalt hatten. Und als Papst Julius starb und 1511 der noch großzügigere Leo X. auf den Thron kam, da war Raffaels Ruf, daß er alles könne, was man von ihm verlange. War es wirklich nur seine Gutmütigkeit und Freundwilligkeit, die ihn keine an ihn gerichtete Bitte abschlagen ließ, obwohl die auf ihn gehäufte Arbeitslast ihn schwer bedrückte? Ich glaube, es war eher die unendliche Fruchtbarkeit seines Genius, der durch jeden Auftrag sofort in quellende Tätigkeit versetzt wurde, so daß es ihn eben zwang, das Verlangte zu schaffen. Nach Bramantes Tod (1514) wird er auf dringende Empfehlung dieses großen Baumeisters zum Bauleiter von St. Peter bestallt. Fürs Technische erhält er Gehilfen; seine Baurisse und Modelle aber zünden so, daß er nun auch als Baumeister mit Aufträgen verfolgt wird. Für St. Peter soll „gespart" werden, darum sollen die bei den Ausgrabungen des alten Rom zutage geförderten Steinmassen als Baustoff dienen. Natürlich darf nichts für die Kunst und Wissenschaft Wertvolles dabei vernichtet werden. So wird Raffael Aufseher der ganzen Ausgrabungsarbeiten, während derer der großartige Plan ersteht, in einem Riesengemälde die ganze Herrlichkeit des alten Rom wiedererstehen zu lassen. Und Raffael war ein gewissenhafter Arbeiter, der alle diese Aufträge sehr ernst nahm und am liebsten alles bis ins Kleinste selbst getan hätte.

Die Arbeit an den Stanzen ist noch nicht vollendet, da entwirft er die Folge der zwölf großen Teppiche aus der Apostelgeschichte. Danach schafft er wieder in ganz anderer Art für die Loggien die Reihe der zweiundfünfzig biblischen Bilder. Hier ist er ganz einfach, von elementarer Volkstümlichkeit; es ist die biblia pauporum, die Bibel der geistig Ungeschulten, wie sie die mittelalterlichen Dombaumeister in den Bogenfeldern der Portale geschaffen hatten, in der Sprache der Renaissance. In den „Teppichen" dagegen hatte er mit erhabener männlicher Kraft die höchste Schönheit und Vornehmheit in der Haltung und die an den erlesensten Kunstgeschmack gerichtete Formgebung erreicht. Von den beiden ganz sein Gepräge tragenden Stanzen ist die erste „della Segnatura" die herrlichste Verlebendigung von Ideen, die wir überhaupt in der Kunst besitzen; die zweite Kammer „dell' Eliodoro" ist leidenschaftlich bewegte, uns zum Miterleben zwingende Geschichtsmalerei.

Man beugt sich willig vor dem Wunder des Genies, wenn man die geistige Beherrschung des gewaltigen Gedankenstoffes in der „Disputa" und in der „Schule von Athen" sieht, und dabei bedenkt, daß dieser Künstler eigentlich niemals eine Schule besucht, daß er niemals die Zeit gehabt haben konnte, sich diesen Wissensstoff anzueignen. Natürlich waren in seiner Umgebung die größten und feinsten Geister der Zeit, die sich sicher glücklich schätzten, ihm den Wissensstoff wohl verarbeitet zuzutragen. Aber es muß doch in Raffael wie von selbst der tote Buchstabe sich in lebendige Anschauung und damit in ein sinnliches Verstehen und Begreifen umgewandelt haben. Genau so ist es mit der Welt der Antike. Die Amor- und Psyche-Fresken in der Villa Farnesina sind so des köstlichsten Geistes der Antike voll, daß ein Goethe sie zeitlebens in bemalten Stichen als wertvollsten Zimmerschmuck um sich hatte. Und wenn man hier wie an den anderen Stellen sieht, daß für Raffael räumliche Schwierigkeiten nur zu „Gelegenheiten" werden, um in unerwarteten Schönheitsgestaltungen über sie zu triumphieren, so ergeht es einem immer wieder wie Goethe vor den Teppichen, deren einen er eingehend analysiert hat („Italienische Reise", Nachtrag hinter den Aufzeichnungen zum Juni 1787), wonach er dann gern bekennt, „daß ein solches Studium uns zu den schönsten Freuden eines langen Lebens gedient hat".

Von diesen gewaltigen Arbeiten suchte und fand Raffael „Erholung" in Tafelbildern. Es ist ja hier kaum eine andeutende Aufzählung möglich. Von den Madonnen ist schon gesprochen. Wir haben so viel von der Werkstattarbeit gesagt, der er ja sicher zu seinem Schmerze selbst ein räumlich so kleines Bild (40×30 cm) und dabei so großartigen Wurf, wie die „Vision Ezechiels" überlassen mußte, daß hier die eigenhändige Durchführung eines so großen Bildes wie der Sixtinischen Madonna besonders betont sei. Auch von den herrlichen Männerbildnissen sind die in der Vereinigung charakteristischer Lebensgestaltung und künstlerischer Formgebung niemals übertroffenen der Päpste Julius und Leo eigenhändige Leistungen des Malers, der damit auch als Zauberer der Farbe für immer einen Gipfel darstellt.

Ende März 1520 erkrankte Raffael an einem hitzigen Fieber, dem er am 6. April erlag. Man kann das wohl einfach so erklären, daß der Körper von der in ihn geschlossenen Schöpferflamme verzehrt war. Wer einen tieferen Sinn im Weltgeschehen sucht, wird sich daran nicht genügen lassen; er greife zu Goethes Gesprächen mit Eckermann und lese das tiefgründige Wort vom 11. März, wo es am Schlusse heißt: „Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? Der Mensch muß wieder ruiniert werden! — Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen anderen. Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre. Raffael in fast gleichem Alter. — Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das Vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu tun übrig bliebe."

Karl Storck

Aus alten Papieren

Welcher empfindungstiefe, Stimmungseindrücken leicht zugängliche Mensch blättert nicht gern einmal in alten Papieren, gleichviel, ob deren Inhalt in unmittelbarer Beziehung zu ihm selbst stehen mag, oder Aufzeichnungen enthält von einem, der in längst vergangener Zeit der Nachwelt ein Bild davon hat geben wollen, wie Welt und Leben sich in seiner Seele gespiegelt haben. Wer atmet nicht gern zuweilen jenen unbestimmbaren, wehmütigen Duft ein, der allem Vergangenen entquillt, sei es dem welken Laube zu unseren Füßen, oder Großmutters Schrein mit den darin verwahrten Erinnerungen einer fernen Jugend, oder vergilbten Blättern, beschrieben von lange vermoderter Hand? Zumal in einer Zeit, die wie die Gegenwart das Gemüt so ganz leer ausgehen läßt? Auch vor mir liegt ein Stoß solch alter Blätter, bedeckt mit den krausen Zeichen, „die die Sprache Gottes vermitteln". Fleißige, wackere Männer mit geschichtlichem Sinn wie L. Köhler, H. Riemann, E. Pauer und W. Niemann haben sie aus dem Dunkel der Archive hervorgeholt und neu herausgegeben (bei Litolff, Steingräber, Simrock u. a.) „denen Liebhabern zur Gemüts-Ergötzung", wie es in dem ungefügen Deutsch jener Zeit in der Vorrede zu solch einem alten Werke heißt. — Klaviermusik aus alter Zeit. Es blättert sich gut in alten Tongedichten, die in einer Sprache zu uns reden, die, jenseits des Begriffs, sich nur an unser Gefühl wendet und der schweifenden Phantasie keinerlei Schranken setzt. Die Gegenwart verdämmert, Gefühl ist alles, zugleich aber verdichten sich jene feinen Duftwellen zu fließenden und wechselnden Gebilden mehr oder minder bestimmter Vorstellungen, verborgene Fäden, die sich vom Einst zum Jetzt spinnen, werden sichtbar, der Zauber längst verklungener Vergangenheit senkt sich über die Seele: wir stehen im Banne des trauten „Es war einmal".

Wie ich also wahllos einen solchen Band aufschlage, fällt mein Blick auf einen Namen, der schon in seinem Klange etwas Anmutendes hat: Froberger hieß der ihn trug, vermutlich ein Hallenser Kantorssohn, geboren etwa um 1600 — genau weiß man's nämlich nicht —, gestorben 1657. Schier unfaßlich, traun, möcht' es uns bedünken, daß in jener grauenvollen Zeit eines Dreißigjährigen Krieges, in dessen Verlauf sich das blühende Deutschland trauernd in seiner eigenen Asche verscharrte, überhaupt noch andere Weisen erklungen sein sollten als die „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir!" Und doch begann gerade damals, allem Elend zum Trotz, die junge Kunst der Instrumentalmusik auch in Deutschland ihre Schwingen zu regen zu ihrem welterobernden Unendlichkeitsfluge. Von allen Schöpfungen dieser Frühzeit aber mutet Frobergers Tondichtung uns, die wir heute aus einer Entfernung von rund 300 Jahren auf sie zurückschauen, besonders eigen und Teilnahme erregend an: wie das Morgenrot eines kommenden Tages, der in der Erscheinung eines Mozart seine Sonnenhöhe erklimmen sollte, liegt's über dieser innigen, liebenswürdigen Musik mit dem zierlichen Gewebe ihrer neckischen Giguen, ihren ernsten und wehmütigen Sarabanden und Allemanden und den glänzenden Tokkaten. In der Suite auf das liebliche Liedchen von der „Mayerin" (Simrock), das uns den engen Zusammenhang des weltlichen Volkslieds mit dem geistlichen, dem Choral, deutlich erkennen läßt, haben wir ein entzückendes kleines Variationswerk, in der 5. Variation sogar schon eine Chromatik, die freilich schüchtern noch und gleichsam traumhaft in die ferne Zeit weist, wo das traurige Lied von Tristan und Isolde von neuem erklang. Und dann die ahnungsfrohe f-Dur-Tokkata — klingt sie nicht wie ein Christnachtspräludium, nach dem der holdselige Weihnachtsgesang (den vor einem Jahrtausend ein schwärmerisches Gemüt ersonnen hat — der von der Rose und dem Knösplein zart —) anheben müßte? Wie rührt diese Musik an unsere Seele — und ist doch schon so alt!

Doch weiter — ein anderes Blatt und ein anderer Name: François Couperin, der liebenswürdige Porträtist — und der glänzende Hof des „Sonnenkönigs" Ludwig XIV. tritt in den Kreis unserer Vorstellungen. Gewiß, von dorten ist uns immer sehr viel Böses gekommen, das soll immerdar unvergessen bleiben, aber dankbar müssen wir auch aller echten Kulturwerte eingedenk sein, die wir von da drüben erhalten haben, und zu dem Wertvollsten gehört ohne Zweifel jene nicht mehr an die kontrapunktische Stimmenführung sich bindende, von der Tanzmusik ausgehenden Satzweise, der sogenannte galante Stil, der es auch dem großen, ernsten Johann Sebastian angetan hatte, so daß auch er ihm huldigte, auf seine Art, die alte Kunst und die neue verschmelzend im Feuer seiner gewaltigen Persönlichkeit. Galant war das Leben und galant ist die Musik Couperins. Kleine, zierliche Stückchen in den alten Tanzformen, Pastellbildchen von freundlichen Farben, teilweis noch so frisch, als habe der Künstler eben den Pinsel weggelegt und betrachte sie mit schmunzelndem Wohlgefallen: „Ob sie sich wohl getroffen finden werden?" Und sie haben sich auch erkannt — mit bescheidener Genugtuung hat Couperin in einer Vorrede es selbst vermerkt —, die Schönen der Versailler Hofgesellschaft, denen er die Stückchen gewidmet hat, die zarte Nanette, die Favorite, die Schwester Monika, die schönen Ungenannten in Landschaftstracht oder durch Eigenschaften charakterisiert, la Ausonienne, la Bourbonnaise, la Ténebreuse u. a. Oder er gibt kleine Federzeichnungen mit rieselnden Bächen und flatternden Schmetterlingen, mit kleinen Windmühlen und Schnitterinnen, und andere Stimmungseindrücke aus Natur und Leben, heiter und harmlos, in der naiven Ausdrucksweise einer jungen Kunst, die in den zahlreichen Schleifchen und Schnörkelchen ihren Ursprung aus der Lautenmusik nicht verleugnet, alles eben noch ein bißchen dünn. Auf seinen Pfaden wandelt auch sein jüngerer Zeitgenosse Rameau, der glänzende Opernkomponist Ludwigs, reicher an Erfindung, realistischer in den charakterisierenden Ausdrucksmitteln und interessanter in der Harmonik. Von den in ihrer Zeit so außerordentlich beliebten Stückchen hat Riemann (bei Steingräber) eine treffliche Auswahl veranstaltet, andere finden sich in den Sammlungen von Köhler (Litolff) und Pauer (Simrock): sie würden auch heute noch gefallen, wenn — man

sie nur eben kennen würde. Abgesehen von ihrer Anmut sind sie auch lehrreich und interessant als die Urahnen des programmatischen Charakterstücks: von Couperins Papillons und Rameaus Rappel des oiseaux — um nur ein paar zu nennen — zieht sich eine ununterbrochene Linie bis zur Gegenwart, es genügt hier an Griegs „Schmetterling“, an Henselts „Vögleinetüde“ oder Liszts „Vogelpredigt“ zu erinnern. Die dargestellte Idee ist hier wie dort die gleiche, aber wie verschieden sind die Ausdrucksmittel!

Ich blättere weiter: Karl Heinrich Graun, Philipp Emanuel Bach. Von Grauns Musik lebt heute nur noch sein Oratorium „Der Tod Jesu“, aber die leidenschaftlich bewegte Gigue in B-Moll wäre auch noch heut ein wirkungsvolles Konzertstück, alles andere ist der Vergessenheit anheimgefallen. Und doch war Graun seiner Zeit hochberühmt, neben Hasse der Lieblingskomponist König Friedrichs des Großen, der seine Opern besonders schätzte und dessen Flötenspiel er am Flügel oft begleitet hat, wenn der große König nach einem Tage voll „unendlicher Arbeit“ des Abends in der Musik Erholung suchte, wie uns das bekannte Menzelsche „Konzert bei Hofe“ veranschaulicht. An selbiger Stelle saß auch oft Philipp Emanuel Bach, des großen Johann Sebastian dritter Sohn, den der kunstsinnige König ebenfalls an seinen Hof gezogen hatte, und dessen Einfluß auf die Entwickelung unserer Musik von ungeheurer Bedeutung gewesen ist. Aber das weiß heute wohl nur noch der Musikhistoriker. Daß seine Musik immer noch lebensfähig ist, dafür sprechen die verschiedenen Neuausgaben, unter denen die treffliche Auswahl von Riemann, der auch die sehr bedeutenden Klavierkonzerte des Meisters herausgegeben hat (bei Steingräber), wegen ihrer Reichhaltigkeit besonders empfehlenswert ist. Sie enthält einige Sonaten und u. a. ein Rondo von entzückender Anmut und Spielfreudigkeit. Und die Sonaten offenbaren namentlich in ihren langsamen Sätzen eine Innigkeit und Gemütstiefe, die uns gerade jetzt in unserer gottverlassenen Gegenwart besonders wohltuend berührt. Da ist z. B. ein Adagio in Fis-Moll, eine Klage so wehmütig und ergreifend, daß man schier Beethovensche Klänge zu hören vermeint. In den kleinen Stückchen („Klaviermusik aus alter Zeit“, Litolff) gibt auch er kleine Porträts nach Art Couperins und Rameaus, aber eben Deutsch, d. h. bei aller Tändelei tiefer, gemütvoller. Wer aber denkt daran, sie einmal anzusehen? Freilich, die alte Zeit mit ihren Allongeperücken und Haarbeuteln, was kann sie uns heute noch sagen? Wir sind ja so modern und die Gegenwart so schnellebig, daß man sogar schon einen Richard Wagner am liebsten auch zum alten Eisen werfen möchte — den freilich mehr wegen seines ausgesprochenen Teutonentums. Nun wohl, wer Sensationen verlangt, der lasse allerdings besser jene alten Schmöker zu; wer aber einmal einen Blick in die Seele einer uns bereits fernen Kultur tun will, der wird seine Mühe reichlich belohnt finden. Und gerade heut, wo immer frecher die Stimmen laut werden, die unsere höchsten Kulturwerte schamlos begeifern, die einem Beethoven Originalität absprechen, einen Goethe spöttisch als „Geheimrätchen“ bezeichnen, ist es doppelt nötig, sie hoch zu halten. Auch die alte Musik gehört dazu.

Und wenn eine nachdenkliche Leserin durch diese Plauderei angeregt, auch einmal in solch alten Papieren blättern wollte, dann wird sie mit Verwunderung erkennen, daß unter der steifen Perücke und dem gepuderten und bezopften Haar sich gar manche prachtvolle Stirn wölbt mit seelenvollen, tiefen Augen, daß Menschen zu ihr sprechen von adeligem Sinn und tiefster Herzensbildung, die auch gar fröhlich, sogar übermütig sein konnten, wie „die lustigen alten Herren“ in der reizenden Simrockschen Sammlung, und „daß sie geliebt, geträumt, gehofft wie wir“.

Dr. Hermann Seeliger



Türmers Tagebuch

Der Putsch
Wie er zusammenbrach · Diktatur des Proletariats
Wie der Türmer es sieht

Endlich, nach zehn langen Tagen völliger Absperrung und Ungewißheit über das, was überhaupt vorging, kann der Türmer Anstalten treffen, seinen Lesern wieder zu Gesicht zu kommen. Um Wochen wurde das Erscheinen des Heftes verhindert — durch physische Gewalt. Das ist das Zeichen, in dem wir noch heute stehen und wer weiß wie lange noch stehen werden: physische Gewalt!

Als am Sonnabend früh, am 13. März, über Berlin die schwarz-weiß-roten Fahnen wehten, da, so schildert die „Deutsche Zeitung“ in einem Rückblicke die Stimmung, ging ein Aufatmen durch weite Kreise der Bevölkerung. „Das Volk glaubte, daß nunmehr eine Zeit der Ruhe und Ordnung und des tatsächlichen Wiederaufbaus kommen werde. Niemand hielt es für möglich, daß ein Politiker von Namen einen politischen Husarenritt reiten würde. Gerade aus Arbeiterkreisen ist mir wiederholt gesagt worden, das sei doch jedenfalls alles von langer Hand vorbereitet, und bereits am Sonnabend abend stand es fest, daß eine Handvoll politisch vollständig unfähiger Männer, gestützt auf eine ansehnliche Truppenmacht, glaubte, das Vaterland retten zu können. Dazu rechnen wir selbstverständlich die nicht, die in bester Absicht sich am Sonnabend Kapp zur Verfügung stellten, um ihrem Vaterlande das Schlimmste zu ersparen. Wer diese Männer des Hochverrates bezichtigt, will dem roten Terror schmeicheln und macht sich dadurch verächtlich. Dann wären alle Beamten und Soldaten, die nach dem 9. November blutenden Herzens ihre Arbeit verrichteten, in noch viel höherem Grade Hochverräter gewesen. Es war nichts, aber auch nichts vorbereitet. Wäre Kapps Plan gelungen, müßte gerade diesen Männern jeder Dank. Warum also die Heuchelei! Um so größer ist die Schuld Kapps oder seines Kreises, — wer ist hier der Betrogene und wer ist der Betrüger? — daß man die tiefste Sehnsucht aller ehrliebenden Deutschen, die Errettung des Vaterlandes, mit derartiger Stümperei zu erfüllen sich vermaß. Kein Flugblatt, kein Plakat erschien, keine klare Stellungnahme, und am Abend war die Lage für Kapp hoffnungslos. Das Volk hat im großen und ganzen ein außerordentlich feines Gefühl für Machtverhältnisse, und wer am Sonntag morgen durch die Straßen Berlins ging, konnte feststellen, daß die am Sonnabend für Kapp außerordentlich günstige Stimmung bereits in ihr Gegenteil umgeschlagen

war. Kapp und der um ihn stehende Kreis scheiterte an seiner politischen Unfähigkeit und an der Halbheit. Das Furchtbare ist nur, daß diese politischen Kinder letzten Endes die Geschäfte der Demokratie und des Judentums besorgt haben. Hätte Kapp die Losung ausgegeben ‚Weg mit dem Schiebertum‘, und eine kleine Anzahl der Hauptwucherer und Blutsauger beim Kragen genommen, so hätte das Volk wenigstens gesehen: ‚Der Mann macht Ernst, er hat ein Herz für unser Leid‘. Daß dieser Unglücksmann selbst zu diesem Entschluß nicht fähig war, brach ihm das Genick. Nach 100 Stunden war er, und zwar für alle Zeiten, erledigt."

Der Äolusschlauch wurde geöffnet: Generalstreik, Bolschewismus, Bürgerkrieg. Aber der mißglückte Militärputsch der Kapp-Lüttwitz hat den Ausbruch und vorläufigen Sieg der längst vorbereiteten Revolution von links zwar beschleunigt, ausgelöst, doch nicht hervorgebracht. Das wird selbst von dem Unabhängigen Richard Müller und anderen radikalen Führern offen zugegeben. „Nicht die ‚Gefahr von rechts'", schreibt die „Tägl. Rundschau", „sondern die ‚Gefahr von links' hat die Regierung zur Kapitulation, die Mehrheitsparteien zur Unterwerfung gebracht, hat die Verfassung beiseite geschoben und an die Stelle der Demokratie die Herrschaft einer Masse, der Lohnarbeiter, die kaum noch verhüllte Räteregierung, gesetzt. Ob die Forderung der Unabhängigen, eine reine Arbeiterregierung zu schaffen, verwirklicht wird, oder eine sozialistische Regierung mit einigen bürgerlichen Statisten bestehen bleibt, die Entscheidung ist von der Nationalversammlung in die Straße verlegt, die jederzeit ihren Willen durch einen neuen Generalstreik durchsetzen kann. Gegen den Putsch von rechts hatte die Regierung Truppen zur Verfügung, die sie nur ihrer Natur und Weltanschauung gemäß zu gebrauchen nicht den Mut hatte. Wäre sie dem Rate des Kriegsministers Reinhardt gefolgt und hätte ihre Truppen, Reichswehr und Sicherheitspolizei, den auf der Heerstraße von Döberitz her marschierenden 4500 Mann der Ehrhardschen Marinebrigade entgegengestellt, statt sie in die Kasernen zu befehlen, so wäre es vielleicht gar nicht zum Einmarsche in Berlin gekommen. Sie wollte aber kein Blut vergießen und zählt jetzt einige tausend Tote im Reiche und einen kaum abzumessenden Milliardenschaden in der Wirtschaft. Gegen die Revolution von links, die roten Garden der Unabhängigen, Spartakisten, Kommunisten und Bolschewisten kämpfen noch heute die Truppen, aber gegen den von ihr selbst heraufbeschworenen Generalstreik hat die Regierung nur Resignation und Preisgabe der Verfassung, also Abdankung.

Heute wird alle Schuld auf Kapp und Lüttwitz gehäuft, und die nationale Opposition hat am wenigsten Ursache, diese Männer zu verteidigen; denn die Schuld der Putschisten wird ihr angehängt werden, obwohl sie an dem ganzen Unternehmen schon deswegen keinen Anteil haben konnte, weil kein namhafter Politiker der Rechtsparteien von dem Vorhaben etwas wußte, sondern beide Parteien durch die Kanzlerschaft Kapp genau wie die Mehrheitsparteien überrascht und vor eine vollendete Tatsache gestellt wurden. Was sich die Kapp und Lüttwitz unter einer Diktatur vorstellten, wird ihr Geheimnis bleiben. Seit dem Einmarsch in Berlin und dem Einzug ins Reichskanzlerpalais war die militärische Besetzung der Zeitungsgebäude und das Verbot der gesamten Presse — angeblich auf Wunsch der Unabhängigen, mit denen verhandelt wurde — neben einigen nicht zur Durchführung gebrachten Verordnungen, die einzigen Regierungstaten

der neuen Männer. Es war etwas Neues in der Weltgeschichte: eine Revolution und Diktatur fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Die Kundgebungen und Verordnungen der Regierung, die von Soldaten aus Autos auf die Straße geworfen wurden, kamen in Berlin kaum ins Volk, während die alte Regierung und die Gegenparteien fleißig und ungestört mit Gegenkundgebungen arbeiteten und die demokratische Partei sogar in einem Straßenplakate nicht nur die Niederlegung jeder Arbeit durch Arbeitgeber und Arbeitnehmer forderte, sondern auch Entschädigung des entgangenen Lohnes und Gewinnes durch Reichsmittel anbot. Der Staatsstreich Kapp war eine Improvisation, die in den Anfängen stecken blieb. Es war außer dem Vormarsch nichts vorbereitet und wurde auch nichts nachgeholt. So konnte er nur Schaden und Unheil anrichten. ‚Wer nicht gewinnt, hat unrecht', sagte der sozialdemokratische Unterstaatssekretär Quark in Stuttgart. Wer sich anmaßt, in den gesetzlichen Lauf der Geschehnisse mit Gewalt einzugreifen und gegen Recht und Verfassung zu verstoßen, muß, um entschuldigt zu werden, wirkliche Besserung schaffen oder wenigstens überlegene Kraft und Voraussicht beweisen. Der Putsch der Kapp und Lüttwitz ist nicht zu entschuldigen, wenn auch beiden Männern reines patriotisches Wollen selbst vom Gegner zugestanden werden muß. Nur sollen die Herren Revolutionäre vom November 1918 und die Herren Unabhängigen, die noch im Januar dieses Jahres den Staatsstreich versucht haben, sich nicht in sittlicher Entrüstung gefallen, wenn einmal das von ihnen stets propagierte und zum Schaden des Volkes auch angewandte politische Gewaltmittel des Aufstandes und Putsches gegen sie selbst angewandt wird. Das ist widerwärtige Heuchelei. Es steht nirgends geschrieben, daß nur die Sozialdemokratie und die Unabhängigen das Recht haben, sich gegen eine ihnen mißliebige Regierung, die sich schuldig gemacht hat, aufzulehnen, und wenn die Novembermänner und Spartakisten Loyalität, Treue und Unantastbarkeit der Regierungsgewalt predigen, so schätzen sie das Gedächtnis und das Reinlichkeitsgefühl der Mitwelt zu tief ein. Zudem muß wiederholt werden, daß die Regierung selbst zur Ungesetzmäßigkeit aufreizte, weil sie sich selbst nicht an die Verfassung hielt, die Neuwahlen nicht ausschrieb, obwohl sie längst fällig waren, die nicht mehr zu Recht bestehende Nationalversammlung weiter Gesetze machen ließ, weil sie ihr gefügig war, und durch diese ungesetzliche Nationalversammlung das verfassungsmäßige Recht des Volkes, den Reichspräsidenten in allgemeiner Wahl zu küren, in ein Privileg der Nationalversammlung umändern wollte. Das Mißvergnügen über die einseitige Parteiherrschaft des Ministeriums, die durch den Erzberger-Prozeß und den Fall Sklarz offengelegten Korruptionserscheinungen, die Ausschaltung der Fachmänner war nicht nur bei den Putschisten, sondern ganz allgemein im Volke bis weit in die Mehrheitsparteien hinein verbreitet. Wer Wind sät, muß Sturm ernten, und wenn man von dem Verbrecher Kapp spricht, soll man die Schuld der Regierung und der Mehrheitsparteien an diesem Unglück nicht schämig verschweigen. Besonders soll man das Volk nicht über die wirkliche Lage mit dem unwahren Schlagworte hinwegtäuschen, daß alles in schönster, fruchtverheißender Blüte gestanden hätte und nun durch den Hagel der militärischen Gegenrevolution alles mit einem Schlage vernichtet worden sei. Dem widersprechen die Tatsachen und die Zeugnisse der Mehrheitsparteien vor dem 13. März

selbst. Man soll nicht, wie man den Verlust des Krieges auch für die Mißwirtschaft und die ungeheuerlichen Fehler nach dem Oktober 1918 verantwortlich gemacht hat, nunmehr jede positive Arbeit dadurch hemmen daß man die kommenden Nöte und Schrecknisse als zwangsläufige Folge des Militärputsches hinstellt, für die weder die Regierung noch die regierenden Parteien die Verantwortung tragen. Mit solcher Taktik mag man einträgliche Parteigeschäfte und mandatbringende Wahlagitation machen, sündigt aber gegen die Wahrheit und gegen das Verantwortlichkeitsbewußtsein gegenüber dem Lande, dem mit solchen gefälschten Freibriefen für eigene Schwäche oder Unfähigkeit gar nichts gedient wird....

Hätte die Regierung den Wunsch nach Bildung eines Kabinetts aus Fachministern erfüllt, waren die Vorgänge am 13. März vermieden worden. Schuld an der Entwicklung nach links trägt aber auch die mangelnde politische Entschlossenheit der Kapp-Leute, die bei einem solchen Unternehmen wie dem vom 13. März wissen mußten, was für die nationale Sache bei ihrem Gelingen oder Mißlingen auf dem Spiele stand."

* * *

Es waren auch andere Gründe, die das Unternehmen Kapp-Lüttwitz schon in seinen Anfängen scheitern ließen. Mit in erster Reihe die schon erwähnte Ausschaltung der Presse, aber — auch andere. In seinen Auszeichnungen aus jenen Tagen gibt „A" in der „T. R." einige Aufschlüsse:

„Die öffentliche Meinung, die jeder wirklich energischen Leitung folgt, richtet sich sichtlich darauf ein, daß die Mißregierung der letzten Monate nur ein Traum war.

Und alles schaut erwartungsvoll zum Reichskanzlerpalais hin...

Aber es erfolgt nichts.

Es werden zwar Erlasse und Proklamationen herausgegeben, die man großenteils schon längst in der Westentasche hatte, aber sie gelangen nicht ins Volk. Ein Mensch, der da weiß, was öffentliche Meinung ist, ein beliebiger kleiner demokratischer Parteisekretär, wäre im jetzigen Augenblick zu gigantischer Größe emporgewachsen. Kapp und die Seinen aber haben keine Ahnung von dieser modernsten und furchtbarsten Waffe. ‚Um die Verhandlungen mit den Arbeitervertretern nicht zu stören' — Däumig und andere Unabhängige rekognoszieren nämlich bei Kapps Unterstab — wird das Erscheinen sämtlicher Zeitungen verboten, eine ungeheuerliche Torheit, ein Gaurisankar der Verblödung: wo man die Posaunen von Jericho nötig hätte, verklebt man sich selber den Mund.

Ich mag es kaum glauben. Das wäre ja das Ende. Dann bliebe nur noch blutige Gewalt, wozu sich kaum der dafür geeignete Galliffet fände, oder die Auflösung in Hanswurstelei. Der Wunsch des Militärs, dessen Führung General von Lüttwitz hat, zielt auf verfassungsmäßige Arbeit, auf Stetigkeit und Ruhe nach Ausmerzung der Schönheitsfehler im Kabinett, auf gemeinsame Rüstung wider den Bolschewismus. Diesen Plänen ist das Genick umgedreht. Die Dummheit wird zum Verbrechen.

Da man sonst nichts erfährt, ist der Wilhelmsplatz das Stelldichein der Pressevertreter aller Parteien. Es gibt unter ihnen Erstaunte, Verstörte, Belustigte, Empörte. Man sieht sich die Leute, die in der Reichskanzlei aus und ein gehen,



von der Straße aus an: nicht um die Welt möchte ich dabei sein. Leute aus der Mottenkiste, mit dem Naphthalingeruch irgendeiner ‚Idee‘, die sie mal in irgendeiner Broschüre verfochten haben und nun an den Mann bringen möchten. Leute mit unklarer Vergangenheit, aber eindeutigem Hunger für die Zukunft, die als ‚Gegenrevolutionsgewinnler‘ ein Ämtchen suchen. Leute von dem Typus Ordonnanzoffizier, die ich schon im Felde immer ‚gefressen‘ hatte, weil sie, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, nur für die gute Verdauung des Chefs und die eigene Dekorierung besorgt waren. Leute von lohendem Idealismus in ‚Eisernen Blättern‘, voll innerlicher Zauberweisen, denen Tausende und aber Tausende deutscher Jünglinge so gern lauschen, aber von einer geradezu kindlichen Naivität in der Technik der öffentlichen Meinung. Leute auch vom alten System, wo es nicht gut war, wo es, ohne Besseres zu wissen, nur schnarrte, daß ‚die janze Richtung‘ ihm nicht passe. Leute schließlich von weltmännischer Art, wie mein alter Freund vom Reichsmarineamt, die stets ganz Ohr sind und sich nie kompromittieren, von jeder Augenblicksgröße für einen treuen Helfer gehalten werden und dabei immer wieder rechtzeitig verschwunden sind. Aber diejenigen, die von dem neuesten Kurse etwas für sich selber zu ergattern suchen, tun geschwollen. Einen Gang haben sie, als wären sie schon Exzellenzen. Daß statt der Leute von links jetzt Leute von rechts ‚ran an die Futterkrippe‘ kommen: ist das des Pudels Kern?

Genau so willenlos wie die Mehrheit des Volkes im November 1918 die Ausrufung der Republik über sich ergehen ließ, genau so willenlos haben die Berliner Republikaner gestern das Schwarz-Weiß-Rot hingenommen.

Diesen kurzen Moment der Lethargie auszunutzen, ist das Geheimnis des Erfolges bei allen Umwälzungen.

Gestern ist er verstrichen.

Heute tauchen schon die Straßenredner auf. Nicht die der großen Geste und hallenden Stimme, die Tausende aufputschen, daß sie ekstatisch werden. Man kann mit tausend Rednern, die zu je zwanzig Menschen sprechen, mehr erreichen, als mit zwanzig, die für je tausend Zuhörer sich ausschreien. Die moderne Technik erledigt so etwas im Vorbeigehen. Einer spricht den anderen an, gemütlich, fragend, so ein schlichter Biedermann, zu dem man geneigt ist, ‚Herr Nachbar‘ zu sagen; ein dritter, ein vierter bleibt stehen, im Nu ist eine kleine Korona beisammen, schon laufen vom Bürgersteig drüben einige weitere hinzu, um auch Neues zu hören. Und da ist der Vortrag im Gange, Einwürfe werden geschickt aufgefangen, der Herr Nachbar erweist sich als politisch erstaunlich beschlagen. Das sind die Kleinagitatoren der Demokraten und der Sozialdemokraten. Es ist, als seien sie allesamt vorher auf Paroleempfang gewesen, denn sie alle haben dasselbe Thema, dieselben Gründe, dieselben wahren und dieselben aus den Fingern gesogenen Geschichten.

Heute heißt ein Thema: Brederek...

Die ‚Regierung der Tat‘, wie sie Kapp genannt hat, hat ihren Todesstreich empfangen.

Nicht durch den Generalstreik. Die Sache mit dem ‚Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will‘ singt das Proletariat sich seit Jahrzehnten nur vor, um sich Mut zu machen. Ein wirklicher Generalstreik, bei dem auch die Bäcker

nicht backen, ist in 48 Stunden rettungslos erledigt. Wir haben nur eine Reihe von sehr ausgedehnten Teilstreiks. Die sind unangenehm, auch für die Streikenden selbst, und können eine Woche oder noch länger dauern, zumal wenn die Stadt, wie hier Berlin, normal mit Lebensmitteln immer für drei Wochen versehen ist. Aber auf die Knie zwingt einen kein Generalstreik.

Nein, der Todesstreich ist gar nicht so imposant und theatralisch gewesen. Er besteht nur darin, daß zwei notwendige kleine Unterschriften verweigert worden sind.

Die von Kapp mangels alter und neuer Minister mit Fortführung der Geschäfte beauftragten Unterstaatssekretäre, die zum Teil Geschöpfe von Scheidemann-Erzbergers Gnaden, zum größeren aber wohl noch alte Beamte sind, haben den psychologischen Moment erkannt, wo der Zug des Kapitäns Ehrhardt, der anfangs so sehr dem Marsche Enver Beys von Saloniki nach Konstantinopel ähnelte, in der Kappschen Ausgestaltung zur bloßen Affäre eines ‚Hauptmanns von Köpenick‘ wird. Sie machen nicht mehr mit. Die neue Regierung braucht nämlich Geld zur Besoldung und Verpflegung ihrer Truppen, nicht der Marinebrigade, die bis zum 31. Mai mit allem versehen sein soll, sondern der Reichswehr in Berlin, Brigade 15. Sie braucht zunächst einmal zehn Millionen Mark, aber die Reichsbank gibt nichts her ohne die nötigen zwei Unterschriften aus dem Finanzministerium, und die gibt das Finanzministerium nicht her.

Der Herr, der schickt den Jockel aus ...

Wenn es nicht zum Heulen wäre, so müßte man über die Tragikomödie lachen.

Nein, die ‚Rechtsradikalen‘ werden das Revolutionmachen nie lernen. Das verstehen die Unabhängigen und solche Leute besser. Der Geyer-Vater und der Geyer-Sohn, die beiden Leipziger Abgeordneten, kriegten doch die 400 000 Mark, die sie vom Magistrat ‚erheben‘ wollten, richtig in die Hände. Vor der Türe standen nämlich genügend Leute mit Handgranaten. Vor solchen letzten Konsequenzen schrecken die Wortedonnerer und Konventikelstrategen der Sorte Kapp natürlich zurück; oder sie kommen zu spät dazu. In diesem Fall soll noch ein Gewaltversuch gemacht werden. Aber er scheitert im Entstehen, scheitert an der Ehrenhaftigkeit eines für solche Geschäfte nicht erzogenen deutschen Offiziers.

Kapitän Ehrhardt soll mit zwei Panzerautos und Zubehör den Zutritt zu den Kassengewölben der Reichsbank erzwingen.

Er verweigert die Ausführung des Befehls.

Kapp und Lüttwitz fanden für den in seiner äußeren Formulierung unangreifbaren Plan, der Verfassung zu ihrem Rechte zu verhelfen, einen tapferen und entschlossenen Helfer in Ehrhardt. Aber zu der Rolle eines Geldschrankknackers läßt er sich denn doch nicht nötigen, und diese Weigerung ist weit gefährlicher, als es das Nachtunternehmen gegen die Reichshauptstadt war.

Ehrhardt hat, in der Meinung, dem deutschen Volke zu helfen, die Kapp-Regierung auf den Schild erhoben.

Ehrhardt hat sie auch gestürzt; ihr Bleiben ist jetzt nur noch die Frage vielleicht von Stunden...“

* * *

Und nun stehen wir vor der Diktatur des Proletariats. In der Nacht vom 16. zum 17. März erließ der Bezirksvorstand der Groß-Berliner Gewerkschaften einen Aufruf, in dem die Umbildung der Regierung gefordert wurde. Am 19. begannen die Verhandlungen zwischen den im Streik stehenden Berufsorganisationen, deren Standpunkt von den Vertretern der Sozialdemokratie geteilt wurde. Am 20. kam dann zwischen den Organisationen und den Vertretern der Mehrheitsparteien folgende Vereinbarung zustande:

1. Die anwesenden Vertreter der Regierungsparteien werden bei ihren Fraktionen dafür eintreten, daß bei der bevorstehenden Neubildung der Regierungen im Reich und in Preußen die Personenfrage von den Parteien nach Verständigung mit den am Generalstreik beteiligten gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter, Angestellten und Beamten gelöst und daß diesen Organisationen ein entscheidender Einfluß auf die Neuregelung der Wirtschafts- und sozialpolitischen Gesetze eingeräumt wird, unter Wahrung der Rechte der Volksvertretung.

2. Sofortige Entwaffnung und Bestrafung aller am Putsch oder am Sturz der verfassungsmäßigen Regierungen Schuldigen sowie der Beamten, die sich ungesetzlichen Regierungen zur Verfügung gestellt haben.

3. Gründliche Reinigung der gesamten öffentlichen Verwaltungen und Betriebsverwaltungen von gegenrevolutionären Persönlichkeiten, besonders solchen in leitenden Stellen, und ihren Ersatz durch zuverlässige Kräfte. Wiedereinstellung aller in öffentlichen Diensten aus politischen und gewerkschaftlichen Gründen gemaßregelten Organisationsvertreter.

4. Schnellste Durchführung der Verwaltungsreform auf demokratischer Grundlage unter Mitbestimmung auch der wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiter, Angestellten und Beamten.

5. Sofortiger Ausbau der bestehenden und Schaffung neuer Sozialgesetze, die den Arbeitern, Angestellten und Beamten volle soziale und witschaftliche Gleichberechtigung gewährleisten. Schleunige Einführung eines freiheitlichen Beamtenrechts.

6. Sofortige Inangriffnahme der Sozialisierung der dazu reifen Wirtschaftszweige unter Zugrundelegung der Beschlüsse der Sozialisierungskommission, zu der Vertreter der Berufsverbände hinzuzuziehen sind. Die Einberufung der Sozialisierungskommission erfolgt sofort. Übernahme des Kohlen- und des Kalisyndikats durch das Reich.

7. Auflösung aller der Verfassung nicht treugebliebenen konterrevolutionären militärischen Formationen und ihre Ersetzung durch Formationen aus den Kreisen der zuverlässigen republikanischen Bevölkerung, insbesondere der organisierten Arbeiter, Angestellten und Beamten, ohne Zurücksetzung irgendeines Standes. Bei dieser Reorganisation bleiben erworbene Rechtsansprüche treugebliebener Truppen und Sicherheitswehren unangetastet.

8. Wirksame Erfassung, gegebenenfalls Enteignung der verfügbaren Lebensmittel und verstärkte Bekämpfung des Wuchers und Schiebertums in Land und Stadt. Sicherung der Erfüllung der Ablieferungsverpflichtung durch

Gründung von Lieferungsverbänden und Verhängung fühlbarer Strafen bei böswilliger Verletzung der Verpflichtung.

Von einer neunten Forderung, die den Rücktritt des Reichswehrministers Noske und des Ministers des Innern Heine betraf, wurde Abstand genommen, weil deren Rücktritt bereits vollzogen war.

„Diese Forderungen", schreibt dazu das führende rheinische Zentrumsblatt, die „Kölnische Volkszeitung", „laufen in ihrem Endziele auf weiter nichts hinaus, als politische Vorrechte für Arbeiter, Angestellte und Beamte festzulegen. Die Diktatur des Proletariats soll auf Umwegen erreicht werden. Es geht nicht an und ist unvereinbar mit den Grundsätzen der Demokratie, daß bestimmten Volksschichten politische Vorrechte gegeben werden. Ein solches Vorrecht besteht ohne Zweifel, wenn den Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenorganisationen ein besonderer Einfluß auf die Regierungsbildung und die zukünftige Gesetzgebung eingeräumt wird.

Nicht verständlich ist, daß sich Vertreter der Mehrheitsparteien zu Verhandlungen auf solcher Grundlage mit den drei Organisationen bereit gefunden haben. Nur unter Einwirkung der oft recht eigenartigen Berliner Verhältnisse könnte dafür der Grund gefunden werden. Mit Zugeständnissen an radikale Forderungen, die aus dem Berliner Milieu erwachsen, sind aber dauernd die Radikalen doch nicht zufriedenzustellen; das demokratisch fühlende Volk im übrigen Deutschland aber muß das Vertrauen zu den gewählten Führern verlieren, wenn seiner gesunderen Auffassung nicht Rechnung getragen wird. Auch die vernünftig denkenden Arbeiter im Lande wollen keine politische Bevorzugung ihrer Klasse, weil solches ihren demokratischen Anschauungen widerspricht. Kommt man den Forderungen der radikalen Arbeiter entgegen, so kann jeder andere Stand, der im Volksganzen unentbehrlich ist, auf seine Macht pochend, die gleichen Forderungen erheben. Es sollte uns auch gar nicht wundern, wenn aus der Bauernschaft heraus alsbald der Gedanke laut würde, daß die stipulierte Vormachtstellung der Arbeiter im deutschen staatspolitischen Leben abgelöst werden muß durch eine Vormachtstellung der Landwirte ... Bald schon werden die mehrheitssozialistischen Führer sehen, daß mit Zugeständnissen an die diktaturlüsternen Massen sich ihre Herrschaft in den freien Gewerkschaften nicht halten läßt. Wird der Grundsatz der Demokratie verlassen, gibt es auf der einmal betretenen schiefen Ebene keinen Halt mehr. Die Massen folgen dem konsequent Radikalsten. Aus der Not des Volkes wird aber Kapital zum Vorteil der eigenen Organisation geschlagen."

* * *

Die oben wiedergegebenen Stimmen sagen ungefähr das, was den Tatsachen am nächsten kommt. Nicht jedes Wort, nicht jeden Satz kann ich unterschreiben. Es ist bequemer, mit dem Strom als gegen ihn zu schwimmen, und das „Rette sich, wer kann", ist weder ein Privilegium der Rechten noch der Linken; aber ein Kennzeichen unserer Zeit — relativ. Absolut liegt es in der menschlichen Natur, Anpassungsfähigkeit, Mimikry. Es gab Zeiten, in denen weniger deutsche Menschen Schutzfarbe annahmen, heute, mit wenigen Ausnahmen, nehmen alle Schutzfarbe an. Da muß ich offen bekennen: von allen öffentlichen Erklärungen

der am Putsch aktiv oder passiv Beteiligten hat mir die des früheren Berliner Polizeipräsidenten von Jagow noch am meisten persönliche Achtung abgenötigt. Herr von Jagow ist nichts weniger als mein politischer Freund, ältere Türmerleser werden sich vielleicht noch erinnern, daß ich ihn und das in ihm verkörperte System auf das schärfste bekämpft habe. Dieser Typus hat an dem Aufstiege Preußens viele Verdienste, für die spätere Entwicklung zu einem überpreußischen und verjüngten Deutschland war er ein Hemmschuh, wenn nicht ein Verhängnis. Und doch, von seinem persönlichen Standpunkte aus betrachtet, durfte Herr von Jagow mit mehr Recht als der Reichskanzler Bauer zu dem schwäbischen Schildspruche sich bekennen: „Furchtlos und treu". Die Furchtlosigkeit hat ihm wohl niemand abgesprochen — die Treue? Gibt es größere, als die zu sich selbst, zur eigenen Überzeugung, mögen wir anderen diese Überzeugung für noch so töricht, ja verderblich halten? Nichts weniger als ein politisches Talent, aber ein Charakter. Genau so denke ich menschlich über einen Kommunisten oder Syndikalisten, wenn er wirklich nur aus ehrlicher Überzeugung, aus selbstlosen Gründen handelt. Es kann die bittere Notwendigkeit herantreten, den einen oder anderen in harte Strafe zu nehmen, aber es ist nicht nötig, sie mit Schmutz zu bewerfen. Mir ist ein ehrlich fanatischer Spartakist, Kommunist, Syndikalist menschlich ohne weiteres sympathischer, als etwa ein General aus kaiserlichen Zeiten, der unter anderer Konstellation sein demokratisches Herz entdeckt und nur noch Worte des Abscheus gegen seine minder anpassungsfähigen Kameraden findet, nachdem „diese Leute" in einem Unternehmen, das eine Torheit und Verstiegenheit war, immerhin aber Mut erforderte und vaterländisch gedacht war, unterlegen sind. Ich urteile hier nicht politisch, nur menschlich und glaube, daß nicht so sehr die vielen auseinandergehenden politischen Ansichten unser eigentliches Unglück sind, sondern der recht allgemeine Mangel an Gesinnung, an Charakter.

Darum kann ich mir auch für die Zukunft so lange nichts Gutes versprechen, bis nicht Charaktere, Persönlichkeiten an die Spitze gelangen. Die Parteiprogramme sind ja nur Papier, Phrasen. Mit jedem „Programm" läßt sich regieren, gut regieren, es kommt nur auf den oder die Menschen an, die es ausdeuten und ausführen. Das steht nach allen geschichtlichen Erfahrungen fest. Bismarck, der „konservative Royalist", entsetzte legitime Fürsten ihrer Throne und führte das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht ein. Ich kann mir eben so gut einen „Kommunisten" denken, der als Vorstufe zur Verwirklichung seines kommunistischen Ideals die Diktatur, den Absolutismus für notwendig hält. Er ist schon da — Lenin, und unsere Kommunisten usw. sehen auch keine andere Möglichkeit, die allgemeine Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit herbeizuführen, als durch den allgemeinen Zwang. Sie haben in gewissem Sinne nicht einmal unrecht, denn allerdings werden Menschen niemals aufhören, ihre angeborenen Kräfte zu gebrauchen, unbekümmert um alle Theorie und Organisation, ihre Persönlichkeit zur höchstmöglichen Geltung zu bringen, wenn sie nicht durch physische Gewalt daran verhindert werden.

Diese Gewalt kann zeitweilig die Oberhand behalten, genau so wie die Ventile einer Lokomotive sich zeitweilig verschließen lassen. Nur folgt dann,

unbekümmert um alle Theorie und Organisation, die Explosion. Das lehrt auch die Geschichte — mit dem bekannten Erfolge, daß die Fehler nicht vermieden, sondern wiederholt werden. Jeder muß es erst am eigenen Leibe erfahren, bevor er klug wird. Aber nur unreifen Völkern geschieht das, reife, wie die Römer, bis ihre Zeit erfüllt war, oder die Engländer, haben aus ihrer Geschichte gelernt oder doch die Folgerungen gezogen. Im Vergleiche zu den Deutschen und gegen sie sogar die Franzosen. Für Deutschland kann ich nichts anderes voraussehen, als daß erst alle die Verbohrten und Betörten an sich selbst die Folgen ihrer Verbohrtheit und Torheit erleben, bevor es besser wird. Also nach vierjährigem Vernichtungs- und Aushungerungskriege, nach zweijähriger Revolutionsverwüstung noch weitere Opfer! Ohne äußeren Zwang! Fragt sich nur, was wir noch zum Opfern haben und was uns dann noch übrig bleiben wird, um unser nacktes Leben zu fristen, was wir den „kapitalistischen“ Staaten noch als Entschädigung für die unentbehrlichste Notdurft anbieten können? Außer unseren und unserer Frauen Körpern? Auch die müßten erst aufgefüttert werden.

Die so leidenschaftlich bekämpften deutschen Kapitalisten würden es nicht zu entgelten haben. Erstens, weil sie ihr Schäfchen im Trockenen haben, also nicht zu fassen sind, zweitens, weil sie — Kapitalisten sind, also auch über die Mittel verfügen ... Der Mittelstand: Angestellte, Handwerker, Beamte, Lehrer, die freien Berufe werden in das „Proletariat“ einströmen, das sind aber Intelligenzen, an deren Wettbewerb die heutigen Führer der Arbeiterschaft keine Freude erleben werden, weil sie ihnen durch ihre intellektuellen Fähigkeiten die runden Sitzgelegenheiten abtreiben werden, ihre Pöstchen. Die Befähigtsten werden ja schon vom Auslande angeworben. Es bleibt dann nur noch eine Arbeiterklasse übrig, die das Ganze auszubaden hat und der es unbenommen bleibt, jegliche Diktatur unter sich und gegen sich auszuüben. Unter der Diktatur des Kapitalismus. Da es dann wahrscheinlich kein deutscher Kapitalismus sein wird, so wird sich das Joch schon ertragen lassen ...

Es muß nicht so kommen, aber wenn die Entwicklung in der Linie weiterläuft, wie seit dem 9. November 1918, dem berühmten Tage, an dem uns Brot, Freiheit und Frieden feierlich verbürgt wurde, dann ist dies Ende eine mathematische Sicherheit. Weil aber das Leben viel mehr irrationale Zahlen in das Exempel stellt, als die Mathematik und das Lebensexempel menschlichem Verstande überhaupt nicht aufgeht, so können andere Möglichkeiten inzwischen eintreten. Zum Beispiel, daß die nicht anarchistischen, die regierten Staaten sich endlich doch Deutschlands annehmen, wie der Gerechte sich seines Viehes erbarmt, und den Irrsinn, bevor er zu ihnen übergreift, unter Kuratel stellen. Keine „Weltrevolution“ würde das verhindern. Auch wenn in den anderen Staaten Revolutionen ausbrechen sollten, würden ihre Völker das unter sich ausmachen, nicht „international“, sondern nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht, niemals aus „Solidaritätsgefühl“ mit den deutschen „Brüdern“. Den deutschen „Generalstreik“ haben die kapitalistischen Ententeregierungen nicht so leicht hingenommen, wie unsere Ahnungslosen ahnen.

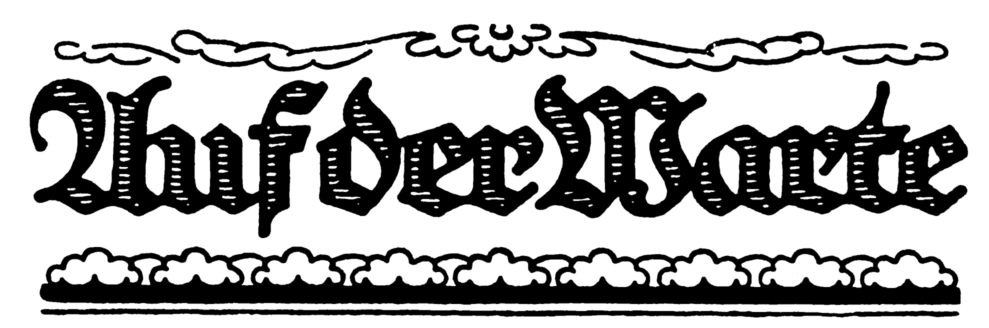
Daß Mehrheitssozialisten, Demokraten und Zentrum aus einer Augenblicksfurcht die Parole zum Generalstreik ausgaben, das ist ein Kapitel für sich und

spricht doch Bände. Was bedeutet der Kapp-Lüttwitz-Putsch gegen diese Leichtfertigkeit aus heulender Angst? Wenn sie nicht auf ihren Pöstchen so geklebt hätten, wäre der Putsch unterblieben. Das ist sicher. Oder bedarf es Beweise dafür? Auch nachdem er ausgebrochen war, konnte bei weniger Klebstoff und mehr Selbstlosigkeit der Äolusschlauch gebunden bleiben, aus der Not eine Tugend gemacht werden, indem die Regierung einfach erklärte: „Ja, was wollt ihr denn? Sachverständige Leute in die Ministerien setzen, Neuwahlen ausschreiben? Das wollen wir selbst!“ Angenommen, die Kapp-Lüttwitz wollten wirklich aufs Ganze gehen, hätten sich nicht mit einer solchen oder ähnlichen Erklärung zufrieden gegeben —: in welcher unantastbaren Stellung stand dann die Regierung da? Sie hatte die Mittel in der Hand, den Sachverhalt durch die gesamte Presse, Telegraphie, Flugblätter in kürzester Frist in ganz Deutschland zu verbreiten, ihr Sieg war damit entschieden, ein Narr mußte das einsehen. Es sind schon andere Kompromisse geschlossen. Kapp-Lüttwitz und ihre Anhänger sind „Hochverräter“, aber mit der Roten Armee, die gegen die Truppen der selben Regierung in offenem Kampfe steht, wird als mit einer gleichberechtigten Partei verhandelt, wird (einseitiger) „Waffenstillstand“ geschlossen. Die Leute, die mit schwerer Artillerie diese Regierung beschießen, sind keine Hochverräter! Wo ist da auch nur eine Spur von Logik oder Gerechtigkeit? Wo bleibt hier die Stuttgarter heroische Pose: mit Hochverrätern verhandeln wir nicht, nachdem man noch auf der Flucht von Berlin nach Dresden so verhandlungsfreudig war? Entweder man läßt den Begriff „Hochverrat“ fallen oder man wendet ihn gleichmäßig gegen alle an. In der Tat ist in solcher Lage jegliche Prinzipienreiterei eitel Humbug, Marke Erzberger.

Ich möchte auch mal sehen, woher irgendeine republikanische deutsche Regierung Truppen nehmen soll, wenn jeder Offizier und Soldat nach seiner Gesinnung beschnüffelt wird. Das kann dann allerhöchstens eine gesinnungslose Soldateska werden, die sich dem Meistbietenden verkauft. Wer bürgt irgendeiner Regierung, daß eine so „gereinigte“ Truppe, wenn sie keinen ihren Lohnansprüchen genügenden Arbeitgeber findet, sich selbständig, das Geschäft auf eigene Rechnung macht, und bei dem Nehmen es mit dem Sozialismus und Kommunismus so ernst meint, daß sie dabei auch der Arbeiter nicht vergißt, die dann als bevorzugte Klasse auch von den Prätorianern bevorzugt werden? . . .

Das ist klar: bei dieser Rückentwicklung müßte Deutschland sterben. Was mehr ist als das politische Deutschland und doch von ihm unabtrennbar: die deutsche Gemüts- und Geistesmacht, die deutsche Kultur. Stirbt aber Deutschland, dann stirbt Europa — das Abendland. Dann wird Deutschland eine versunkene Welt sein, wie das alte Griechen- und Römertum — Antike. Aber vielleicht erlebt es eine Renaissance — in den Schriften asiatischer Gelehrten und Antiquare. Damit soll nicht gesagt werden, daß dieses Ziel erreicht wird, aber daß die Reise dahin geht, darüber sollte man sich auf keiner Seite einer Täuschung hingeben.





Schleswig

In den Tagen des Trubels ist ein Ereignis von außerordentlicher Tragweite fast unbeachtet geblieben: die Abstimmung in der zweiten Zone Schleswigs. Es ist ein Trost in trüben Tagen, daß sich die Deutschen in Schleswig so wacker bewährt haben. Unbeirrt von den Vorgängen in Berlin und dem Reiche haben sie ihre deutschen Ansprüche mannhaft gewahrt, obwohl von dänischer Seite alles geschehen ist, um unsichere Kantonisten durch materielle Versprechungen dem Deutschtum abspenstig zu machen. In Flensburg, dem Mittelpunkt des Kampfes, waren am Abstimmungstage Hunderte obdachlos, die herbei geströmt waren, um ihrem Wahlrecht zu genügen. Die große Gefahr, die durch den militärischen Putsch für die deutsche Sache heraufbeschworen war, wurde durch die Parole des Burgfriedens und der Einigkeit gegen den äußeren Feind behoben. Der schöne Erfolg, den die Deutschen der 2. Zone errungen, legt der Regierung um so mehr die ernste Pflicht auf, bei dem Siebenerausschuß in Paris, in der auch Deutschland vertreten ist, mit allem Nachdruck zu fordern, daß von der 1. Zone die Gebiete von Hoyer, Tondern, Rapstadt und Tingleff zurückzufordern sind, da diese Bezirke 55 bis 83 % deutsche Mehrheit hatten. Die Bestimmungen des Versailler Vertrages ermöglichen nach Sinn und Wortlaut durchaus diese Forderung.

*

Heil dir im Siegerkranz!

Unsere Lustspieldichter brauchten um einen Stoff für den zeitechten Operettenschlager fürderhin nicht verlegen zu sein. Kann man sich einen dankbareren Gegenstand vorstellen als die wahrhaft groteske Ahnungslosigkeit, die unser hohes Reichskabinett während des Putsches Kapp-Lüttwitz an den Tag legte, dieses Reichskabinett, das, wie sich hinterher herausgestellt hat, mit idyllischer Ruhe sein Pfeifchen weiterrauchte, als schon die Lunte am Pulverfasse lag? Wenn aber diese Regierung, deren dösige Bierruhe putschistisch veranlagte Kreise förmlich zum Losschlagen reizen mußte, nach Beseitigung der Gefahr nun gar noch ein Lorbeerblättlein für sich herauszuschlagen sucht und mit Erlassen, die im Stile von Siegesbulletins gehalten sind, um sich wirft, so kann sie gewiß sein, daß von allen, aber auch allen Bänken ihr schallendes Hohngelächter entgegentönen wird.

Die „siegreiche“ Regierung Ebert-Bauer glich noch am Vorabend vor dem Putsche einem Klub der Harmlosen. Die erste bedrohliche Meldung, die in den holden Frieden der Regierungsleute hineinplatzte, überbrachte General Lüttwitz selbst. Er erschien am Abend des 10. März und überreichte die bekannten Forderungen. Beim Reichspräsidenten Ebert begann es zu dämmern, aber Noske, der zu der Unterredung hinzugezogen wurde, verscheuchte die Wolken von Jupiters Stirne durch die Erklärung, daß er Lüttwitz entlassen würde. Ungefähr zu der gleichen Zeit waren durch Offiziere der preußische Ministerpräsident Hirsch und Minister des Innern Heine von den Vorgängen in Döberitz unterrichtet worden. Ministerpräsident Hirsch wollte diese Mitteilung in einer Sitzung des preußischen Kabinetts zur Sprache bringen — vergaß es aber. So waren am Donnerstag weder die Mitglieder des Reichskabinetts noch die des preußischen Staatsministeriums über die gefährliche Situation unterrichtet, und während des ganzen Tages geschah auch nichts,

um dem aus Döberitz drohenden Umsturz durch irgendwelche Maßnahmen zu begegnen. So ging man unbekümmert den Ideen des März entgegen. Am 12. abends erklärte Noske beiläufig zwischen andern Geschäften, daß da bei Döberitz draußen eine kleine Affäre schwebe, die aber rasch beigelegt sein werde. Nach Genuß der Abendzeitung, die ein paar schwache Andeutungen brachte, legten sich die Berliner, einschließlich des Reichskabinetts, seelenruhig ins Bett. Ein Mitglied des Kabinetts, das in den späteren Abendstunden in einer Gesellschaft über die Putschmeldung befragt wurde, versicherte, die Sache habe nichts auf sich, er hätte noch keine Zeit gehabt, sich im Kabinett des näheren nach der Angelegenheit zu erkundigen. — — Etliche von den preußischen Ministern saßen am Abend, während in Döberitz die Vorbereitungen für den Einmarsch getroffen wurden, ohne einen Schimmer von Ahnung im Theater — —

*

Glückwünsche

Der Reichskanzler Bauer hat in seiner ersten Kundgebung nach Niederwerfung der Militärdiktatur Kapp-Lüttwitz mit besonderem Stolze hervorgehoben, daß die französische, englische und italienische Regierung die deutschen Geschäftsträger aus diesem Anlaß beglückwünscht habe. Es kann immerhin bezweifelt werden, ob das deutsche Volk in seiner Gesamtheit die ersten Glückwünsche, die es von seiten der Entente einstreichen durfte, mit demselben Entzücken hingenommen hat, wie es offenbar bei dem Reichskabinett der Fall war. Gar zu rege Anteilnahme Außenstehender bei Zwistigkeiten im eigenen Hause haben immer einen bitteren Beigeschmack. Wenn die Regierung Ebert-Bauer, was ihrem kleinbürgerlichen Verstande wohl zuzutrauen ist, sich allen Ernstes einbildet, plötzlich in Ententekreisen Sympathien gefunden zu haben, so wird sie ja wohl sehr bald höchst schmerzhaft auf die Stelle gestoßen werden, wo der Pferdefuß herausschaut. Das mag sie mit sich abmachen. Aber die grobe Taktlosigkeit, die sie mit der ostentativen Hervorkehrung ihrer Lakaiengefühle dem deutschen Volke gegenüber beging, sollte ihr nicht einfach so hingehen. Schon beim ersten diplomatischen Empfange des französischen Präsidenten Deschanel nach Friedensschluß machte es einen eigentümlichen Eindruck, als es in dem Bericht französischer Blätter vom deutschen Geschäftsträger hieß: „Mayer kam als erster der Geladenen an — —"

Nur nicht drängeln! Am Ententebusen ist für alle Platz, die willig und bereit sind, ihrem Volke gewissenhafte Gerichtsvollzieher zu sein.

*

Eine Nachtsitzung

In der Nacht vom 20. März fand zwischen radikalen Gewerkschaften einerseits und Regierungsvertretern und Mehrheitsparteien andererseits eine höchst dramatische Sitzung statt. Der Diktator Kapp, erzählt die „Tägl. Rundschau", war beseitigt; aber an seine Stelle war der Diktator Gewerkschaftsführer Legien getreten, der ihnen ein „Friß Vogel oder stirb" entgegendonnerte, mit der Faust auf den Tisch schlug und die Mehrheitssozialisten, die über ihren wildgewordenen, weil um seine Führerschaft kämpfenden Genossen baß erstaunt waren, anfuhr: „Was, Ebert und Bauer wollen weiter regieren? Die Kerle brauchen wir überhaupt nicht! Sie sollen bleiben, wo der Pfeffer wächst. Wenn sie herkommen, fliegen sie zur Türe hinaus. Wir werden selber regieren!" Und als die Herren Gothein, Trimborn und Herold nicht sofort begriffen, machte er ihnen, während draußen Schüsse knatterten, die eindrucksvolle Gebärde der Gurgelabschneidens vor, worauf der alte Zentrumsmann Herold das Lokal zu verlassen erklärte. Die Einigung aber kam zustande und gab den radikalen Gewerkschaften das Recht, in die Ministerernennungen hineinzureden, was sie auch bei der Erneuerung des Ministeriums redlich taten. Aber nicht nur die Ministerien sind hinfort von Gewerkschafts Gnaden, auch die Nationalversammlung tagt unter der ständigen Drohung, daß

unliebsame Beschlüsse mit einem Generalstreik, wenn nicht mit Aufruhr beantwortet werden. Man kann das Demokratie nennen, aber Gewaltherrschaft der Arbeiter und Entrechtung aller übrigen Volksklassen ist richtiger. Die Demokraten freilich erklären, nachdem sie sich mit Schwung auf die Rutschbahn zur proletarischen Diktatur gesetzt haben, nunmehr programmatisch, daß sie nicht weiter mittun, sondern fest und treu auf den neun Punkten festsitzen, wenn möglich sogar durch sinngemäße Auslegung von ihnen zurückklettern wollten. Schade nur, daß auch die schiefe Ebene ihre eigene Logik in sich hat und die Parteien, die sich ihr anvertrauen, sehr selten oben, sondern meistens unten abliefert.

*

Die Märztage in Stuttgart

Am Dienstag 16. und Mittwoch 17. März ließ die unverdrossen zur Arbeit ermahnende Sozialistenregierung ihre württembergischen Arbeiterbataillone zu einem Generalstreik aufmarschieren, wobei sie sich bereit erklärte, für den Fall, daß die Arbeitgeber an diesen beiden Tagen die Lohnzahlung verweigern sollten, den Ausfall aus Staatsmitteln zu decken. Nun stecken zurzeit Tausende von Beamten in Württemberg (und sonstwo) bei den ganz unzureichenden Teuerungszulagen in chronischen Geldverlegenheiten und müssen z. T. buchstäblich hungern. Dort aber werden von der Regierung für letzten Endes parteipolitische Unternehmungen Unsummen ausgeworfen. Dabei hat unlängst ein Zentrumsabgeordneter erklärt, das Wohlleben der Beamten müsse aufhören. Wie sagte doch Ulrich v. Hutten: „... und es ist eine Lust zu leben!"

Etwa ein halbes Dutzend Flieger kreuzte am Mittwoch 17. März stundenlang über Stuttgart, um die Anwesenheit der überstürzt aus Berlin ins Schwabenland geflohenen Heldenschar zu verherrlichen. Welchen Zweck mag sonst dieser Flug gehabt haben? Wohl wurden zahlreiche Flugblätter abgeworfen mit der Bekanntmachung, daß der Schloßplatz über die Dauer der Tagung der Nationalversammlung abgesperrt sei. Aber dies war an Stacheldrähten und bis an die Zähne bewaffneten Reichswehrsöldnern auch ohne Flugblattbombardement ersichtlich; — aber freilich, die *teurere* Art der Bekanntmachung muß wohl auch dem Steuerzahler als die *vornehmere* erscheinen. Wir haben's ja!

Am Donnerstag, 18. März, nachmittags 4 Uhr, tagte die Versammlung der Männer, die angeblich den Volkswillen vertreten, von zwei Stachelbrahtzäunen und einem Reichswehrpanzer grimmig behütet. Der Andrang zu diesem erhabenen Schauspiel war mäßig. An Verständnis für die getroffenen Schutzmaßnahmen schien es teilweise zu fehlen. Ein Arbeiter, der neben mir eine kurze Weile das Bild übersah, sagte: „Feige Kerle!", spuckte aus und ging von dannen. J.

*

Die Rote Armee

Wie ernst der Bolschewismus in Deutschland selbst, also noch ohne den drohenden Zustrom aus Rußland zu nehmen ist, wird ein Bericht der „Frankf. Ztg." aus dem Ruhrgebiet auch dem harmlosesten Mitbürger mit unheimlicher Deutlichkeit zu Gemüte führen. Die Leitung des Kampfes liegt ausschließlich in der Hand des *Roten Soldatenbundes*, der von einer Beendigung der Kämpfe nichts wissen will und bereits offen der Hoffnung Ausdruck gibt, daß die Siege der Roten Armee im Industriegebiet das Signal zu einer bewaffneten Erhebung der gesamten revolutionären Arbeiterschaft im ganzen Reiche werden wird. Die Bewegung ist damit ins *rein kommunistische Fahrwasser geglitten.*

Das Gros der gegen die Reichswehr und Polizeitruppen kämpfenden Roten Armee bilden vor allem *Jugendliche*, die zum Teil durch die Lust am Abenteuer, zum Teil durch die in Aussicht gestellte hohe Löhnung angelockt werden. Den Rest bildet die Gefolgschaft der Kommunisten und Unabhängigen. Aber auch unter diesen überwiegen die Altersklassen zwischen 18 und 22 Jahren. Reifere

Männer sieht man nur vereinzelt darunter. Die Zahlenangaben über die Stärke der Roten Armee schwanken außerordentlich. Während sie zu Beginn der Woche von der roten Kampfleitung selbst auf etwa 50000 bis 60000 Mann geschätzt wurde, spricht man neuerdings bereits von über 100000. Das mag übertrieben sein. Tatsache ist jedenfalls, daß die Roten Truppen noch immer Zuzug aus dem ganzen Ruhrrevier erhalten. Ihre Bewaffnung ist gut. Sie verfügen über eine Unmenge Gewehre, Maschinengewehre, Minenwerfer und zahlreiche Geschütze der verschiedensten Kaliber von der Revolverkanone bis zum 15 Zentimeter-Geschütz. Organisation und Führung dieser Armee sind überraschend gut. Vor Wesel hat sich in den letzten Tagen ein regelrechter Grabenkrieg entwickelt, der nach allen Regeln moderner Taktik geführt wird. Selbst von der Gegenseite wird den ausgezeichneten Leistungen und insbesondere der präzisen Feuerleitung der Roten Armee unumwunden Anerkennung gezollt. Ihre Artillerie ist geschickt postiert und schießt mit erstaunlicher Präzision. So war es ihr bereits gelungen, das Elektrizitätswerk in Wesel durch einige gutgezielte Schüsse außer Aktion zu setzen, so daß die Stadt seitdem ohne Kraft und Licht ist. Auch die Infanterie der Roten Armee schießt vorzüglich. Sie kämpft mit einem Mut und einer Hartnäckigkeit, die bewundernswert sind. Ihre Verluste sind dementsprechend hoch. Anerkennung verdient besonders die Tätigkeit der Arbeitersamaritergilde, deren Helfer und Helferinnen in der vordersten Feuerlinie tätig sind. Auch sie haben bereits Tote und Verwundete zu beklagen. Nicht uninteressant ist es, daß die Front nach hinten von der Feldgendarmerie von einer Schützenpostenkette abgeriegelt ist, die keinen Bewaffneten, der sich nicht als Mitglied der Fronttruppe ausweisen kann, nach vorn läßt, aber auch keine Fronttruppen ohne ausdrücklichen Befehl aus der Kampfzone herausläßt."

*

Morgenwitterung

Das deutsche Volk, schreibt die „Kreuzzeitung", rüstet sich zum letzten Tanz auf dem Vulkan. Der Symptome sind wahrlich genug vorhanden. Schon wer z. B. in den Seelen der großen demokratischen Zeitungsverleger zu lesen versteht, dem müssen die Manöver aufgefallen sein, mit denen man einerseits die Demokratie verherrlicht, andererseits aber bereits sich zu Extratouren mit den Kommunisten und Spartakisten anschickt, En tout cas — man kann nicht wissen, wie es kommt. So haut denn die Mossesche Volkszeitung schon längst in die Kerbe der „Freiheit" und Ullsteins „B. Z." hetzt in fast kommunistischer Färbung fleißig gegen dasselbe Militär, das in den Spartakusunruhen die Zeitungen herausgehauen. Die Greueltaten der radikalen Elemente wie z. B. die im Schöneberger Rathaus, werden beschönigt. Wenig liest man in den Blättern der Linken von den Morden und Plünderungen, die in den Städten und auf dem Lande vorgekommen sind. Die jüdische Presse hat Morgenwitterung. Sie bittet bereits um gut Wetter bei den Herren der Zukunft, indem sie einen Schleier über die drohenden Gefahren des deutschen Bolschewismus zieht.

*

Der siebzigste Geburtstag des Präsidenten Masaryk und Deutsch-Österreichs Staatskanzler

Herr Dr. Karl Renner, seines Zeichens Staatskanzler der Republik Österreichs, wie Deutschösterreich fortan auf Befehl der Entente im internationalen Verkehre heißt, hat abermals das Bedürfnis gehabt, einem der unversöhnlichsten Feinde des Deutschtums seine Reverenz zu machen. War es früher Clemenceau, so ist es diesmal Herr Masaryk, der Präsident der tschechoslowakischen Republik. Dieser hatte kürzlich das Glück, seinen siebzigsten Geburtstag in geistiger und körperlicher Gesundheit zu feiern, was menschlich

gesehen sicherlich erfreulich ist. Es hätte auch nichts dagegen einzuwenden gegeben, wenn die Staatslenker Deutschösterreichs im Sinne der kommenden Völkerversöhnung, die freilich einstweilen noch recht einseitig von deutscher Seite betrieben wird, aus diesem Anlasse kurze und förmliche Glückwunschtelegramme nach Prag gesandt hätten; damit wäre schließlich einer altüblichen internationalen Höflichkeitspflicht Genüge getan worden. Präsident Seitz hat sich denn auch in seinem an Masaryk gerichteten Glückwunsche recht angemessen aus der Affäre gezogen. Nicht so Staatskanzler Renner. Er hat nun einmal einen Hang zum fremden Staatspersonal, und so konnte er nicht umhin, einen der hinterhältigsten und gefährlichsten Feinde des Deutschtums nicht nur zur Vollendung des siebzigsten Lebensjahres förmlich zu beglückwünschen, nein, er mußte ihm auch noch ein Loblied singen, das ob seiner Naivität und Würdelosigkeit sicherlich bei dem schlauen Manne am Moldaustrande ein heiteres Lächeln erregt haben wird. Lassen wir Herrn Renner selbst sprechen; er nennt in seiner Glückwunschdrahtung Masaryk „erfolggekrönten Führer im Kampfe für Freiheit und Selbständigkeit seines Volkes“, „Pfleger der großen geistigen Zusammenhänge der Völker“, die tschechoslowakische Republik aber bezeichnet er als „den Hort wahrer Freiheit und Träger des Gedankens der Völkerverbrüderung“. Angesichts der eben erst erfolgten Vergewaltigung der sieben Millionen nichttschechischer Einwohner des tschechoslowakischen Staates, unter denen vier Millionen Deutsche sind, durch die neue tschechische Verfassung und durch die Einführung der tschechischen Staatssprache, angesichts der Tatsache, daß dieselben Tschechen, allen voran Herr Masaryk, sich seinerzeit mit allen Mitteln gegen die gar nicht bestehende deutsche Staatssprache im alten Österreich wehrten und über Vergewaltigung schrien, wo sie gehätschelt wurden, angesichts der Tatsache, daß fast am selben Tage, an dem Masaryk sein Wiegenfest beging, in Wien eine gewaltige Trauerkundgebung für die deutschen Blutopfer stattfand, die vor einem Jahre tschechischen Maschinengewehren in mehreren Städten Deutschböhmens und Mährens zum Opfer fielen, ist es wahrlich ein starkes Stück, das da Herr Dr. Renner geleistet hat. Es wird schwer sein, in der Geschichte unseres Volkes, das leider nach dieser Richtung manches aufzuweisen hat, ein gleichwertiges Beispiel nationaler Würdelosigkeit und freiwilliger Selbstentmannung zu finden. Von dem Manne freilich, der es fertig brachte, nach Paris zu telegraphieren, man möge Deutschösterreich schleunigst Hilfe gewähren, da es sonst genötigt wäre, die Hilfe des Deutschen Reiches anzunehmen, war Besseres nicht zu erwarten. Jedenfalls aber wollen wir dem derzeitigen Staatskanzler Deutschösterreichs auch seine letzte Leistung nicht vergessen. A. R.

*

Proletarierführer als Kapitalisten

Daß Arbeiterführer sich Einkünfte verschaffen, die denen der verhaßten Kapitalisten bedenklich nahe kommen, ist eine Erscheinung, die nicht nur in dem Deutschland nach der Revolution zutage tritt, sondern zu den internationalen Errungenschaften zählen darf. So werden die in Amerika herrschenden Verhältnisse durch folgende Ziffern beleuchtet: Samuel Gompers, der Vorsitzende der „American Federation of Labor“ erhält 10000 Dollar pro Jahr, während er sich vor dem Kriege mit 5000 Dollar begnügen mußte. Hugh Frayne, der Organisator des Verbandes, erhält 4500 Dollar für das Jahr und Reisespesen, Warren Stone, der Präsident der Lokomotivführer, 10000 Dollar, T. V. O'Connor, der Führer der Dockarbeiter-Union in Neuyork, bekommt 7500 Dollar das Jahr, Marden J. Scott, der Führer der Schriftsetzer, hat ein Jahresgehalt von 5000 Dollar. Robert P. Bridell gar, der Führer der Dockbauer-Union von Neuyork, bezieht 18000 Dollar Gehalt für das Jahr und ist auf Lebenszeit angestellt. Der frühere Arbeiterführer John Mitchell, der als armer Kohlengräber begann und beim Staatsdienst endete, hat bei seinem kürzlich erfolgten Tode

das stattliche Vermögen von 250000 Dollar hinterlassen.

Wenn ein Arbeiterverband wie die „Federation of Labor“ derartige Gehälter für seine Organisatoren auswerfen kann, so läßt sich denken, wie rentabel sich das Unternehmen gestaltet. Auch in der amerikanischen Arbeiterbewegung verbirgt sich hinter den klingenden Phrasen von Freiheit und Fortschritt als eigentliches Leitmotiv die Gier nach hohen Löhnen.

*

Woran liegt es?

Die Kraft eines Volkes liegt in der Größe seines Staatsgedankens. Wohlverstanden, nicht in der Größe des Staatsgefüges, sondern in der Durchdrungenheit aller von dem Glauben an eine nationale Zusammengehörigkeit, in dem natürlichen, Instinkt gewordenen Bedürfnis jedes einzelnen, sich in allen seinen Äußerungen und Leistungen als dienendes Glied des Staates zu fühlen.

Dieser Instinkt ist dem deutschen Volk verloren gegangen. Es ist nicht wahr, daß es ihn nie besessen hat. Es hat ihn gehabt und hat ihn verloren.

Wie das möglich war? Durch tausend Umstände: durch die Verflachung, die die Erwerbsgier, der rasche Reichtum für die einen, das Großstadtelend für die andern mit sich brachte; durch den der „jüngsten Großmacht“ von undeutschen Elementen aufgepfropften, unreifen und daher ungesunden Internationalismus; durch den ebenfalls von undeutschen Elementen aufgedrängten Sozialismus. Im übrigen waren die Massen auch in zu große Sicherheit gewiegt. Staatsbewußtsein erwächst aus dem Zusammenstehen in Gefahr. Die Generation, die seit 1870 heranwuchs, hat keine Gefahr kennen gelernt. Für die meisten war der Kriegsausbruch 1914 ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Und noch unvorbereiteter als der Krieg traf die meisten der Zusammenbruch Deutschlands. Das Kaiserreich war ein Gerüste, das jeder festgefügt glaubte. Wer wußte denn, daß es an ihm, dem einzelnen lag, es zu stürzen? Wer wußte denn in Deutschland, daß der Staat nicht bloß ein Apparat von Fürsten, Diplomaten, Beamten ist, sondern der Organismus, von dem wir alle Glieder sind? Wer wußte, daß Staatsangehörigkeit die Pflicht auferlegt, diesem Staat mit allen Kräften zu dienen? Alle diese Fragen bekümmerten die Generation seit 1870 nicht, weil keine direkte Gefahr ihr Pflichtbewußtsein aufrüttelte.

Am schwersten aber wurde in unserm Familienleben gesündigt. Die zunehmende Auflösung des Familienlebens zugunsten des Vegetierens der einzelnen Familienmitglieder in Klubs, Vereinen, Gesellschaften, Café- und Wirtshäusern führte dazu, daß die Familie nicht mehr der Sammelpunkt war, in dem Dinge von allgemeinem Interesse besprochen wurden. Die Politik saß am Wirtstisch; im deutschen Haus war kein Platz mehr für sie. In etliche Zeitungsspalten gedrückt schlüpfte sie wohl noch herein, zum Platz des Hausherrn. Die Hausfrau las bloß den „lokalen“ Teil und die unterhaltsame Hälfte „Unterm Strich“. Politik, vaterländische Gesinnung, Pflichten und Sorgen des einzelnen und das Ganze, bildeten längst nicht mehr das häusliche Gespräch zwischen dem Ehegatten und den heranwachsenden Kindern. Die Kinder wuchsen ohne eine blasse Vorstellung von dem Staatswesen, das sie umgab, auf.

Während dem Kriege hörte man öfters den naiven Ausspruch: Was mögen sich wohl unsre Kinder von dem Kriege denken? Die Mutter hätte besser getan, sich zu fragen: Was werden einst unsere Kinder von ihren Eltern denken!...

Die trostlose Gleichgültigkeit in allen nationalen Fragen hat uns vom gefürchtetsten zum verachtetsten Volk gemacht...

In einem höhern Mädcheninstitut einer rheinischen Stadt frug kürzlich die Lehrerin der Oberklasse ihre 15- bis 18jährigen Schülerinnen über deutsche Geschichte aus. Wie hieß der Vater Kaiser Wilhelms II.? Keine wußte es sicher. Einige meinten Friedrich, einige Wilhelm. Der wievielte? Wußte keine. Von dem Unterschied des Kaisertums vom Königtum natürlich keine Ahnung. Ebenso

wenig von der Entwicklung des deutschen Reiches.

Sicherlich hatten diese jungen, zum Teil schon heiratsfähigen Damen alle einige deutsche Geschichte gelernt und nur schon eben wieder „verschwitzt“, da in diesem Alter Kino und Tanzkränzchen in den jungen Köpfen mehr Raum einnehmen als Schulaufgaben. Das ist natürlich, solange die elementarsten Kenntnisse von Geschichte und Vaterland nur Schulaufgaben sind. Sie sollen eben schon in die Schule mitgebracht werden. So gut zur häuslichen Erziehung das Vaterunser gehört, so gut gehört auch dazu die Vertrautheit mit den herrschenden politischen Verhältnissen. Eine Generation, die von all diesen Dingen nichts weiß, verdient den Namen „Barbaren“!

Männer, laßt die Wirtshauspolitik! Redet mit euren Frauen, redet mit euren Kindern vom Vaterland! Es wird euch dann manches anders erscheinen, manches nichtig, was euch bisher wichtig schien; manches wichtig, was ihr bisher nicht geachtet habt. Die Dinge sehen anders aus, wenn sie vor Kinderaugen standhalten müssen... M. E.

*

Technische Nothilfe

Auch im Bürgerkriege sollten die sich bekämpfenden Parteien endlich eine Einrichtung anerkennen, die gerade während des letzten Generalstreiks ihre Daseinsberechtigung erwiesen und der Allgemeinheit ohne Ausnahme zum Segen gedient hat: der technischen Nothilfe. Von leiten der streikenden Arbeiter wird leider immer wieder versucht, dieser Einrichtung ein politisches Odium anzuheften, als sei sie lediglich zu dem Zwecke da, durch ihr Wirken den Erfolg des Generalstreikes in Frage zu stellen. Davon kann, das sollte gerechterweise auch die streikende Arbeiterschaft endlich zugeben, von vornherein keine Rede sein. Es ist töricht, den Massen zu predigen, ein kleines Hilfsvölkchen wie dieses könnte in der Lage sein, auch nur auf einige Stunden Ersatz für das ungeheure Räderwerk zu bieten, für dessen Aufrechterhaltung Heere von Arbeitern notwendig sind. Die Aufgabe der Technischen Nothilfe beschränkt sich ganz unzweideutig darauf, lediglich die Gefahr abzuwenden, die durch die plötzliche Arbeitsniederlegung dem Bestande der lebenswichtigen Betriebe droht. Ja, wenn nicht eine neutrale Mannschaft für diese Aufgabe zusammengestellt worden wäre, läge es im dringendsten Interesse der Arbeiter selbst, aus sich heraus eine solche zu schaffen. Wenn Gruben ersaufen, Hochöfen erlöschen, wenn, wie es in Berlin geschah, infolge Ansammlung von Luft in den leeren Gasleitungen Explosionen entstehen, wer wird von derartigen Verheerungen härter betroffen — der Unternehmer oder die arbeitende Bevölkerung? Der gesunde Menschenverstand müßte auch dem radikalsten Arbeiter sagen, daß es ein Unrecht ist, die freiwillige Belegschaft der Technischen Nothilfe als „Streikbrecher“ zu beschimpfen. In Groß-Berlin sind durch die Technische Nothilfe 53 lebenswichtige Betriebe in Gang erhalten worden. Die Leute, die diese gewaltige Aufgabe lösten, waren zum großen Teil Bürgerliche. Sie haben dafür gesorgt, daß die Arbeiter, als der politische Ausstand beendet war, sogleich wieder die Tätigkeit in den Betrieben aufnehmen konnten. Ohne das Eingreifen der Technischen Nothilfe hätte die Instandsetzung der Maschinen usw. unter Umständen wochenlang dauern können und den Arbeitern wäre ein Lohnausfall entstanden, der ihnen bald genug schmerzlich zum Bewußtsein gekommen wäre. Wann wird endlich auch die Mehrzahl der Arbeiter das selbstlose Wirken der Technischen Nothilfe, das doch auch zu ihrem Wohle geschieht, vorurteilslos anerkennen?

*

Theorie und Praxis

In der „Freiheit“, dem Organ der Unabhängigen, ist der „Streikbrecher“ stets als die verworfenste Gattung des Menschengeschlechts hingestellt worden. Diese Auffassung hat sich denn auch der werktätigen Bevölkerung so sehr übertragen, daß beispielsweise während der Berliner Putschtage die wilden Fuhrwerke, die noch während des letzten Straßenbahnerstreiks voll in Betrieb

waren, sich gar nicht erst hervorwagten, nachdem sich herumgesprochen hatte, daß Autodroschken, die eine Fahrt riskiert hatten, um gekippt und Führer und Fahrgast gleichermaßen verprügelt worden waren.

Aber zwischen Theorie und Praxis klaffen seltsame Gegensätze: das hat auch die Freiheit erfahren müssen. Bei ihr streikten vor kurzem die Zeitungsfrauen. Während es nun dem unabhängigen Blatte gelang, mit dem größten Teil der Streikenden auf friedlich-schiedliche Art zu paktieren, erwiesen sich die streitbaren Damen von Neukölln, der kommunistischen Hochburg, als widerborstig und traten in den Ausstand. Und die gute „Freiheit", die jeden Streik außerhalb ihrer Geschäftsmauern mit Jubel zu begrüßen pflegt, sah sich genötigt, in zahlreichen U. S. P. D.-Lokalen „Abholestellen" einzurichten, um den Lesern trotz des Streiks die Zeitung zukommen zu lassen. Diese gewiß sehr sinnreiche Einrichtung hotte nur den einen Fehler, daß sie eine verflixte Ähnlichkeit mit der schändlichen, die heiligsten Proletarierrechte vergewaltigenden — „Technischen Nothilfe" zeigt, freilich mit dem Unterschiede, daß diese nur bei der Gefährdung lebenswichtiger Betriebe in Kraft tritt, während — — —

*

Das Fälscherblatt

Da ist kein Rätselraten, denn welches andere Blatt könnte der „Freiheit" diesen Ehrentitel streitig machen? Sie fälscht nach Bedarf mit Worten, sie fälscht mit Bildern. Der „Vorwärts" deckt ihre neueste Fälschung auf, wenn diese dann nicht schon von einer oder mehreren allerneuesten überholt worden ist:

Das illustrierte Blatt der U. S. P., die von Ehren-Stössinger herausgegebene „Freie Welt" bringt eine Photographie „Zum Marloh-Prozeß" mit der Überschrift „Ermordung von zwei unschuldigen unbewaffneten Matrosen in den Märzschlachten durch eine Straßenpatrouille in Weißensee. — Links neben dem stehenden Matrosen die Kugelspuren von der Erschießung des ersten Opfers". — Auf dem Bild sieht man zwei Stahlbehelmte unter dem Kommando eines Soldaten mit Schirmmütze, die auf zwei Matrosen schießen. Der eine liegt am Boden, der andere steht.

Diese Aufnahme ist, wie uns mehrere absolut zuverlässige Augenzeugen berichten, ein gestelltes Bild. „Mörder" wie „Ermordete" gehörten beide der Republikanischen Schutztruppe in Weißensee an. Als Beweisstück dafür, daß das Ganze ein Scherz war, liegen uns zwei Gruppenaufnahmen vor, die wir zur Einsicht jeder Prüfungskommission zur Verfügung stellen, auf denen „Mörder" und „Ermordete" friedlich vereint zusammen eine photographische Gruppe bilden! — Das nennen wir Fälschung, das nennen wir Hetzmethode! — Es ist dasselbe Blatt, das seinen Lesern den auf Sklavenarbeit gegründeten antiken Staat Athen unlängst als bolschewistischen Idealstaat geschildert hat!

Soweit der „Vorwärts".

Ein Problem für Psychiater bleibt, wie es Leute geben kann, die ihre Kenntnisse über die Zeitereignisse und Zustände aus einem Blatte schöpfen, von dem sie doch wissen, in welchem Verhältnisse es grundsätzlich zur Wahrheit steht.

*

Die Juden im Heere

Ein Bremer Rabbiner hat es um der „Wahrheit und Gerechtigkeit" willen unternommen, die Beteiligung der Juden am Kriege zu untersuchen. Die Ergebnisse, zu denen er dabei gelangt und die ihren Triumphlauf durch die gesamte jüdische Presse machten, werden nun in der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung" einer gründlichen Richtigstellung unterzogen, was um so wichtiger war, als die republikanische Regierung sich bisher geweigert hat, dem Volke durch Veröffentlichung des einschlägigen amtlichen Materials reinen Wein einzuschenken.

Der Schleier über der ängstlich gehüteten Statistik wird nun etwas gehoben. Der Rabbiner hatte behauptet, von den rund 500 000 Seelen zählenden Juden seien 100 000 eingezogen gewesen. Dazu bemerkt

die genannte Zeitschrift: „500 000 Seelen zählen danach die deutschen Juden. Dabei weiß der Rabbiner so genau wie wir, denn er kann es aus jedem statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich entnehmen, daß die Zahl der deutschen Juden 566 999 schon im Jahre 1907 betrug. Wohlgemerkt nur Juden, die sich bei de Zählung ausdrücklich als solche bezeichnet haben. In Wirklichkeit und heute sind es natürlich weit mehr, über darauf wollen wir kein Gewicht legen. Jedenfalls steht fest, daß der rabbinische Doktor mit voller Absicht bei seiner Angabe über die Anzahl der Juden 67 000 einfach hat verschwinden lassen. Was das für die Berechnung der Verhältniszahl bedeutet, liegt auf der Hand."

Ferner behauptet der Rabbiner, es seien 100 000 Juden eingezogen gewesen, das mache den fünften Teil der jüdischen Gemeinschaft aus. Dem ist entgegenzuhalten: Nach der Erhebung des Kriegsministeriums befanden sich Anfang 1917: beim Feldheer 27 515, bei der Etappe 4752, beim Besatzungsheer 30 005 Juden. Das ergibt zusammen 62 272 Juden, die im Heeresdienste standen. Außerdem waren damals noch nicht zur Einstellung gelangt 15 999 Juden, die bereits ausgemustert waren. Von diesen waren 7065 auf Reklamation zurückgestellt. Im günstigsten Falle kann also davon gesprochen werden, daß 78 271 Juden für den Militärdienst tauglich befunden worden sind. Daraus macht nun der Bremer Rabbiner flugs 100 000 zum Heeresdienst eingezogene Juden. Eine hübsche Abrundung, und zwar einmal nach unten, das andere Mal nach oben, sieht harmlos aus, verändert aber das Bild und den Eindruck gewaltig in dem gewünschten Sinne.

Dabei ist noch — wohlgemerkt — die Bevölkerungsstatistik von 1907 der Berechnung zugrunde gelegt. Durch sein Zahlenkunststückchen hat der Rabbiner den Prozentsatz also schlankweg aufs Doppelte hinaufgemogelt. Aber selbst diese für das Judentum wenig glorreiche Statistik ergibt noch lange kein einwandfreies Bild der tatsächlichen Verhältnisse. In den Zahlen sind die Angehörigen von Formationen mitenthalten, die für Kampftruppen unmittelbar nicht in Frage kommen, wie die Mannschaften z. B. bei den Armeetelegraphentruppen und beim Oberkommando. Auch in der kämpfenden Truppe selbst sind erfahrungsgemäß unverhältnismäßig viel Juden an ungefährdeter Stelle als Schreiber und Telephonisten beschäftigt, die auch in den Gefechtsstärken der Truppen mitzählen. Das wird jeder Frontkämpfer aus eigenen Erfahrungen bestätigen können.

Eine bemerkenswerte Feststellung finden wir ferner in dem Buche „Die Juden im Heere„ (im Deutschen Volksverlag München) von Otto Armin: „Nahezu die Hälfte aller im preußischen Kontingent noch nicht zur Einstellung gelangten heerespflichtigen Juden entfiel auf die beiden Städte Berlin und Frankfurt a. M. Dasselbe trifft auch auf die reklamierten jüdischen Dienstpflichtigen zu, wobei noch hervorzuheben ist, daß in diesen beiden Städten 41 % der reklamierten Juden kriegsverwendungsfähig war."

*

Kopfkultur

Das Köllnische Gymnasium zu Berlin ist seit Ostern in eine „Hochbegabtenschule" umgewandelt. Zwei Psychologen sind aufgeboten worden, um die Jungen durch sogenannte „Tests" auf Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Kombinations- und Konzentrationsfähigkeit hin zu prüfen und danach über die Aufnahme zu entscheiden.

Die experimentelle Psychologie ist allenthalben dabei, ihre Messungsmöglichkeiten auch auf die geistigen Fähigkeiten auszudehnen, und es dürfen von ihr noch wertvolle Beihilfen auf dem ganzen Gebiete der Lebensorganisation, besonders der Berufswahl und der Ehe, aber auch der Gerichtsbarkeit, der Schule usw., erwartet werden. Der obige Versuch aber, diese experimentelle Messung der Gehirnarbeit zur Grundlage für eine Züchtung Hochbegabter zu machen — vermutlich auch ein Versuch zum „Aufstieg der Tüchtigen" —, bewegt sich denn doch in falscher, weil einseitiger Richtung.

Zu den vielen anderen patentierten Dingen in der Welt nun doch das Prädikatsgehirn erscheinen zu sehen, abgestempelt mit 1 a, wissenschaftlich garantiert — der Gedanke erweckt zunächst noch einiges Unbehagen. Und nicht ganz mit Unrecht. Was aus dieser Pflanzung nämlich hervorgehen wird, das brauchen durchaus nicht die Großen der späteren Weltgeschichte zu sein, sondern das können sehr leicht entweder dünkelhafte Streber werden, die den Stempel an ihrer Stirn möglichst sichtbar leuchten lassen, oder Leute, die trotz tadellos funktionierender Gehirnmaschine arme Verkrüppelte geblieben sind. Denn man vergesse nicht: Die meßbaren psychologischen Eigenschaften haben noch keinen großen Mann geschaffen! Und wirklich hervorragende Begabungen brauchen durchaus nicht lauter Ihresgleichen in der Schulklasse, um im D-Zugstempo die ganze Bildung zu durchfliegen, haben im Gegenteil gerade unter schwächer Begabten und langsamer Reifenden die Muße, sich nach ihren eigenen inneren Gesetzen auszudehnen und in ihrem eigenen Saft zu reifen. In jener Anstalt wird jedoch der Geist zwar unter atemlosem Hasten emporschießen wie eine Treibhauspflanze; aber warme, volle Menschenkinder, die alle Mächte der Seele in sich tragen, können auf diese Weise nicht herangezogen werden. Diese aber sind die „Begabten"! Das Unermeßbare, ja Unbeschreibbare im Menschen, die inneren Gewalten, die er vielleicht selber nicht kennt, das sind die Tiefen, aus denen der Menschheit bisher noch immer Heil geflossen ist. Was für ein armseliges Werkzeug ist der Kopf allein, wenn in dem Menschen nicht das geheimnisvolle Uhrwerk tickt, das Mutter Natur allein schenken oder versagen kann. Unser ganzes Bildungswesen leidet an zu einseitiger Kopfkultur, ein altes Überbleibsel aus der Zeit der Aufklärung, in der ja unsere Schulsysteme größtenteils wurzeln. Das Wissen aber schafft noch keinen Menschen, und die exakteste Gehirnmaschine macht keinen großen Mann. Fährt man fort auf jenem Wege, so wird man die Welt an die sogenannten Intellektuellen, oder besser gesagt, die Gezüchteten, ausliefern, auf Kosten der wahrhaft schöpferischen Geister. Dr. E. K.

*

Diebstahl ist erlaubt

Aus Pirschen im Kreise Neumarkt wird berichtet: Im Nachbardorfe Stusa fand eine Versammlung der sozialdemokratischen Ortsgruppe Pirschen-Stusa statt. Redner war der Vertrauensmann der sozialdemokratischen Partei des Kreises Neumarkt. Dieser sagte unter anderem folgendes: „Diebstahl" — und dabei machte er mit dem Arm eine dies andeutende zusammenraffende Bewegung — „ist erlaubt. Denn wenn ihr stehlen müßt, so beweist das, daß ihr nicht genug habt. Ihr braucht ja die gestohlenen Sachen nur für euch und werdet damit ja nicht Wucher und Schleichhandel treiben."

*

Ein Harden-Bildnis

Friedrich Thimmes Materialiensammlung über Maximilian Harden (Isidor Witkowski) ist hier bereits erwähnt worden. Da Herr Harden im Auslande immer wieder als führender deutscher Publizist zitiert und auch in Deutschland noch immer in manchen Kreisen gelesen wird, denen man besseren Geschmack und weniger Urteilslosigkeit zutrauen sollte, erscheint es doch angebracht, noch einige bezeichnende Züge dieses Kronzeugen der Entente nach Thimme wiederzugeben:

Im Jahre 1899 veröffentlichte der Schriftsteller Otto Erich Hartleben, daß er als Feuilletonredakteur am „Vorwärts" einmal der Redaktion in einer anonymen Postkarte voll der gröbsten Verleumdungen denunziert worden sei, um ihn aus seiner Stellung zu bringen. Als Verfasser dieser Postkarte wurde durch Handschriftenvergleichung Maximilian Harden festgestellt. (Berliner Tageblatt v. 23. Jan. 1899.) Er hat es zugegeben und sich damit entschuldigt, es sei ein jugendlicher Gymnasiastenstreich von ihm gewesen. Er war 31 Jahre alt... Nach dem Tode Treitschkes brüstete sich Harden in der „Zukunft", Treitschke habe ihm noch vor seinem

Tode einen Beitrag für seine Wochenschrift zugesagt. Ein Freund Treitschkes, Professor Schiemann, erklärte es für moralisch unmöglich, daß Treitschke sich mit Harden jemals eingelassen habe. Harden bestand auf seiner Behauptung und erklärte Professor Schiemann feierlich für einen Verleumder. Bei einem Prozeß in die Enge getrieben, deutete er zunächst an, daß er den Treitschkeschen Brief nicht vorlegen könne, da er Sekreta enthalte, dann aber verschnappte er sich endlich, und es wurde festgestellt, daß er einen Brief oder ein Versprechen Treitschkes irgendwelcher Art tatsächlich nicht gehabt hatte. (Weser-Zeit. v. 25. Jan. 1899.) ... Franz Mehring stellte in einer Broschüre „Herrn Hardens Fabeln“ (1899) fest, daß Harden im Jahre 1890 beim Abgang Bismarcks immer gleichzeitig an einer Stelle mit seinem Namen Artikel über Bismarck geschrieben hatte, die von Verehrung und Lobpreisung überflossen, und ihn anonym an einer anderen Stelle aufs gehässigste angegriffen hatte. Zwischen zwei Artikeln für Bismarck lag der Artikel gegen Bismarck. In derselben Broschüre ist festgestellt, daß Harden sich gleichzeitig bei Bismarck und bei der sozialdemokratischen Partei anzuschlängeln versuchte ... Um Mitarbeiter für seine Wochenschrift zu gewinnen, schrieb Harden an verschiedene Leute die schmeichelhaftesten Briefe; wenn sie dann auf seine Einladung nicht reagierten, behandelte er sie in seiner „Zukunft“ als ganz nichtige und verächtliche Persönlichkeiten und fügte ausdrücklich hinzu, daß er schon bei seiner Einladung so über sie gedacht habe. Um dem späteren Abgeordneten Paul Göhre etwas anzuhängen und ihm eine Unwahrheit vorzuhalten, hatte Harden sich auf einen Brief von einem bestimmten Datum berufen. Der Brief war eingeschrieben gewesen; Göhre hatte zufällig noch den Postschein und konnte nachweisen, daß das Datum falsch war... In einer Polemik gegen Mehring 1903 druckte Harden einen Brief von diesem ab; Mehring wies ihm darauf nach, daß er diesen Brief vier Jahre vorher schon einmal publiziert hatte, und daß die entscheidenden Stellen damals anders gelautet hatten und in das Gegenteil verkehrt waren. (Vgl. Preuß. Jahrb. Bd. 95 S. 552, Bd. 114 S. 365.) ... Als er wegen seiner Namensänderung (Isidor Witkowsky), deren Motiv auf der Hand liegt, verspottet wurde, scheute Harden sich nicht, das Andenken seiner verstorbenen Eltern zu beschmutzen und deren unglückliche Ehe ans Licht zu ziehen, um sie als Grund für seine Umnennung vorschützen zu können.

*

Trotz — —

„Viele seiner Gedichte bleiben proletarisches Gemeingut, trotz der Haltung des Dichters im Kriege.“

Diesen Text las man unter dem Bildnis Dehmels, das die unabhängige „Freie Welt“ zum Tode des Dichters brachte. Daß Dehmel als Freiwilliger ins Feld zog, ist freilich ein Vergehen, das ihm kein aufrechter Unabhängiger je verzeihen kann. Auch nicht übers Grab hinaus...

*

Infolge des Generalstreiks gelangt das vorliegende Heft 7 des Türmers leider mit starker Verspätung zur Ausgabe. Wir werden bestrebt sein, den entstandenen Zeitverlust durch beschleunigtes Herausbringen der nachfolgenden Hefte wieder auszugleichen. Unsere Leserschaft sei bei dieser Gelegenheit ein für allemal um freundliche Nachsicht gebeten, wenn infolge unvorhergesehener innerpolitischer Störungen das geregelte Erscheinen der Hefte in Frage gestellt sein sollte. Unsere Leser mögen überzeugt sein, daß von unserer Seite alles geschieht, um etwa eintretende technische Schwierigkeiten sobald als nur irgend möglich zu überwinden.

Schriftleitung und Verlag des Türmers.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



Schreitender Frühling | Adolf Hildenbrand

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. Mai 1920 Heft 8

Deutsche Irredenta

Von Dr. Hans Witte

Ist eine Volksart stark und ihrer selbst bewußt, dann werden die von äußerer Gewalt abgerissenen Teile stets unaufhaltsam zum Ganzen zurückstreben. Der unverwüstliche Geist der Zusammengehörigkeit wird nicht aufhören, über die gewaltsam errichtete, unnatürliche, das Gebiet eines Volkes durchschneidende Staatsgrenze hinwegzufluten, der staatlichen Trennung zum Trotz die völkische Einheit lebendig zu erhalten und den Blick beiderseits unablässig nach jeder Möglichkeit staatlicher Wiedervereinigung ausspähen zu lassen. Das eben ist der Tatbestand der Irredenta: die unwiderstehliche gegenseitige Anziehung zweier durch eine Staatsgrenze getrennter Teile eines Volkes. Ihr Geist hat nicht Ruhe noch Rast, bis eine solche unnatürliche Grenze wieder hinweggefegt, der gewaltsam abgetrennte Volksteil wieder zum Volksstaate zurückgekehrt ist und das Volksganze im gleichen staatlichen Verbande, ungehemmt und uneingeschränkt von fremdstaatlicher Macht, sein Leben leben kann.

Gegen solchen Geist kommt ein Verbot niemals auf. Der starke und klare Gedanke eines in seinen heiligsten Empfindungen und Rechten gekränkten Volkes ist unüberwindbar. Gegen den naturwidrigen Mißbrauch einer Übermacht stützen und halten ihn Natur und Wahrheit. Trotz Verboten und Gewalt lebt er weiter, bis er sich endlich durchsetzt.

Ist aber ein Volk von schwachem, niedergedrücktem Geiste; sind ihm Einheit, Größe, unzertrennbare Zusammengehörigkeit aller seiner Glieder nicht die höchsten

Güter, von denen es selbst im tiefsten Sturz und Elend — wenigstens in Gedanken — niemals zu lassen vermag, — dann kann ein Erobervolk beruhigt von seinem Gebiete rauben. Die Sorge vor einer Irredenta braucht es nicht zu quälen. Denn zur Bildung einer Irredenta ist ein Volk in solcher Geistesverfassung nicht imstande.

Welcher von beiden Fällen paßt wohl auf unser deutsches Volk?

Es ist bezeichnend, daß es Irredenten bisher hauptsächlich im Gebiete des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns gegeben hat. Unsere übrigen Nachbarstaaten waren doch keineswegs alle von so einheitlicher Volksart, daß die Entstehung von Irredenten dadurch ausgeschlossen gewesen wäre. Hatte doch Frankreich vor 1871 in Elsaß-Lothringen eine Million Angehörige deutschen Blutes und deutscher Sprache. Gewiß war einst die gewaltsame Losreißung dieser schönen Lande mit ihrer geistig so regsamen Bevölkerung aus den Zusammenhängen deutschen Lebens schmerzhaft empfunden worden. Der Schmerz ist auch nicht rasch vorübergegangen. Aber eine deutsche Irredenta im von Frankreich beherrschten Elsaß-Lothringen hat es doch nie gegeben. Dafür war in Deutschland das Schmerzgefühl auf eine viel zu dünne Schicht der gebildeten Bevölkerung beschränkt. Und in Elsaß-Lothringen selber gewöhnte man sich seit der großen Revolution an die französische Herrschaft, erfüllte sich auch die deutschsprechende Bevölkerung so sehr mit französischer Staatsgesinnung, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den übrigen Deutschen bis auf vereinzelte Ausnahmen völlig verloren ging, die Einwohner nicht mehr Deutsche, sondern bestenfalls nur noch deutschsprechende Franzosen sein wollten.

So war der Zustand, als wir im Jahre 1871 deutsche Brüder von französischer Fremdherrschaft zu befreien glaubten. Die „Befreiten", denen in Frankreich niemals der Gedanke einer deutschen Irredenta gekommen war, bedankten sich, indem sie — auch die große Masse der deutschsprechenden — in Deutschland sofort eine sehr handfeste französische Irredenta aufrichteten.

Sonst gibt's in Frankreich noch niederdeutsche Vlamen im Norden, Italiener auf Korsika, in Nizza und Savoyen, Bretonen in der Bretagne und Basken in den Westpyrenäen. Aber man hat niemals davon gehört, daß in diesen fremdsprachigen Teilen Frankreichs eine Irredenta bestanden hätte. Wohl hat es z. B. im vlamischen Nordfrankreich Strömungen gegeben, die das Bewußtsein völkischer Zusammengehörigkeit mit den belgischen Vlamen noch nicht verloren hatten. Im Kriege 1870/71 soll dort sogar eine starke Hinneigung zu Deutschland bestanden haben. Das bedeutet jedoch noch lange keine Irredenta. Von ihr kann man erst dann reden, wenn in den durch eine Staatsgrenze getrennten Teilen eines Volkes das Gefühl der Zusammengehörigkeit — zu beiden Seiten der Grenze — so stark ist, daß von beträchtlichen, die öffentliche Meinung beherrschenden oder doch fühlbar beeinflussenden Volkskreisen mit bewußter Planmäßigkeit auf die Beseitigung dieser trennenden Grenze, d. h. auf die Zusammenschließung der getrennten Volksteile zu einem Staatsverband hingearbeitet wird.

Auch in Belgien hat es schon vor dem durch den Gewaltfrieden an uns verübten Raube kleinere Gebietsteile mit deutscher Bevölkerung gegeben. In Italien gab es ebenso die Sieben und die Dreizehn Gemeinden jenseits der bis-

herigen Südgrenze Tirols, und um nur das Wichtigste zu nennen, die deutschen Dörfer am Südhange des Monte Rosa. Aber wenn sich auch im deutschsprechenden Teile von Belgisch-Luxemburg seit einiger Zeit eine deutsche Heimatsbewegung gezeigt hat, von einer deutschen Irredenta ist nirgendwo in Belgien oder Italien jemals die Rede gewesen.

Wo aber fremde Volksteile dem Gebiete Deutschlands oder Österreich-Ungarns einverleibt sind oder waren, war die Irredenta da! In Elsaß-Lothringen haben wir das schon gesehen. Die polnische Irredenta ist seit vielen Jahrzehnten ein Pfahl in unserem Fleische. Eine dänische Irredenta haben wir seit 1864. Von einer national-litauischen Bewegung auf preußischem Boden ist auch schon seit einiger Zeit die Rede, und neuerdings strebt man sogar unter dem nur noch etwa 100 000 Köpfe starken Wendenrest der Lausitz nach nationaler Selbstbestimmung!

Dazu kam in Österreich die italienische Irredenta nebst den nationalistischen Bewegungen der Tschechen und Slowenen, die alle in erster Linie die Spitze gegen das Deutschtum kehrten; in Ungarn und den Balkangebieten die Irredenta der Rumänen und Serben.

Und gegen alle diese Irredenten hat weder der deutsche noch der österreichische Staat noch auch das deutsche Volk, das bei alledem der Hauptleidtragende war, etwas vermocht. Nicht einmal der überwiegend von Deutschen gemachten französischen Irredenta des Reichslandes vermochten wir Herr zu werden! Gerade in den verhängnisschwangeren Jahren vor dem Weltkriege ist sie üppiger denn je ins Kraut geschossen. Wenn es eine Tatsache gibt, die wie ein Schulbeispiel die Mangelhaftigkeit unseres staatlichen Apparats, die geradezu zur Regel gewordene Auswahl der ungeeignetsten Personen für die wichtigsten Aufgaben, das völlige Versagen des Behördenwesens und die stumpfe Teilnahmlosigkeit der überwiegenden Masse unseres Volkes selbst gegenüber nationalen Lebensfragen beleuchtet, so ist es die, daß wir es in nahezu einem halben Jahrhundert nicht fertig gebracht haben, die in ihrer weitaus überwiegenden Masse im innersten Kern gut deutsch gebliebene, uns nur durch die staatliche Trennung entfremdete Bevölkerung Elsaß-Lothringens innerlich zurückzugewinnen.

Im Osten haben wir es sogar erleben müssen, daß die polnische Irredenta zum Angriff überging und das deutsche Wesen andauernd zurückdrängte. Und dies innerhalb der Grenzen des preußischen Staates, wo das ganze Behördenwesen auf Bekämpfung der polnischen Gefahr eingestellt war!

Kein Wunder bei so trüben Erfahrungen mit dem Selbstbehauptungswillen fremder Volksteile, wenn der ohnehin bei uns so schwache Glaube an die eigene Art noch mehr erschüttert wurde. Daß in den Sprachkämpfen an fast allen Sprachgrenzen um uns herum unser Volk stets den Kürzeren ziehen mußte, wurde allmählich als eine Selbstverständlichkeit hingenommen. Wo gab es noch völkischen Stolz und besonders völkische Tat, die sich dagegen aufgelehnt hätten?! Und von wie wenigen wurde dies unaufhörliche Zurückweichen vor zumeist weit unterlegenen Völkerschaften noch als eine brennende Schmach empfunden? Der Deutsche hat sich in seine Kulturdüngerrolle so hineingelebt, daß er sie anscheinend nicht mehr missen kann!

An Reichsgenossen fremder Zunge hatte man jedenfalls in weitesten deutschen Kreisen genug und übergenug. Eine fast beispiellose Friedlichkeit unseres Volkes entsprang aus diesem völkischen Unvermögen. Als trotzdem der Weltkrieg ausbrach, glaubten zahlreiche Deutsche — unter ihnen einige unserer besten Namen — sich durch eine öffentliche Erklärung gegen jede Annexion, auch in verschleierter Form, verwahren zu müssen.

Wie viele Radikale der Linken unseren Sieg nicht wünschten, weil sie von ihm eine Verstärkung der Reaktion befürchteten, so begann andere Deutsche eine wahre Angst vor unserem Siege zu packen, weil er uns doch in irgendeiner Form Annexionen bringen und dadurch unsere schon reichlich vorhandenen Schwierigkeiten mit fremdvölkischen Reichsgenossen ins Ungemessene steigern würde.

Selbst in den Kreisen unseres Volkes, wo man jene Vergewaltigung des logischen Denkens nicht mitmachte, vermöge deren den Verteidigungskriegen die Berechtigung zu Eroberungen abgestritten wurde; wo man überzeugt war, daß das in zu engen Raum eingezwängte Deutschland Eroberungen machen mußte, um weiter atmen und leben zu können; — selbst in diesen Kreisen waren nicht wenige von schweren Sorgen gedrückt, was wohl unter den Händen unserer Regierung und Verwaltung mit ihrem in der Behandlung fremder oder selbst annektierter deutscher Bevölkerungen beispiellosen Ungeschick und der unübertrefflichen Erfolglosigkeit aus Eroberungen werden sollte, zu denen wir durch den erwarteten siegreichen Ausgang des Krieges gezwungen werden würden. Selbst in diesen Kreisen dachte man dabei weniger an Eingliederungen in das Deutsche Reich (Annexionen) als an lockere Angliederungen, etwa durch Personalunion, mit höchstens für spätere Zeiten in Aussicht genommener Einfügung in das Reich. Sogar das uns so nahe verwandte Vlamenvolk, das von unsern Plattdeutschen der Wasserkante in Sprache und Art kaum nennenswerte Unterschiede zeigt, dachten selbst die überzeugtesten Befürworter einer starken Politik — abgesehen von Ausnahmen — nicht zu annektieren, sondern — einstweilen wenigstens — erst locker anzugliedern.

Ein eigenartiges Bild eines — nach der Behauptung unserer Feinde — auf Raub und Vergewaltigung ausgehenden Volkes! Dieses Volk, das sich fast — und in weiten Kreisen tatsächlich — vor seinem eigenen Sieg fürchtet! Das unmittelbar vor dem vermeintlichen weltgeschichtlichen Erfolge in dem Hin und Her der Personalunionspläne (Preußen-Baltikum; Preußen-Litauen, Sachsen-Litauen oder Württemberg-Litauen; Preußen- und Bayern-Elsaß-Lothringen) seinen immer noch nicht überwundenen dynastischen Partikularismus in aller seiner kleinlichen Erbärmlichkeit der aufhorchenden Welt zum Spektakel vorzuführen sich nicht enthalten kann. Ein kleines Geschlecht, das nicht von fern heranreichte an die Größe der Aufgaben, die eine schicksalschwangere Zeit stellte — abgesehen allein von den alle Weltgeschichte überstrahlenden kriegerischen Leistungen! Wir müssen es gestehen, und das letzte ist unser einziger Trost.

Hätten wohl Engländer, Franzosen oder irgendeiner unserer vielen Feinde auch nur einen Augenblick geschwankt, wenn der Krieg einen Volksstamm, so nahe verwandt wie uns die Vlamen, in ihre Gewalt gebracht hätte, ihn zu annektieren?

Die Franzosen haben doch in Elsaß-Lothringen kurzerhand anderthalb Millionen Deutsche annektiert, und sie würden sich keinen Augenblick besinnen, nicht allein das Saargebiet, sondern auch das ganze übrige deutsche linke Rheinufer und was sie sonst noch von uns rauben könnten, zu annektieren, wenn ihre Ententegenossen ihnen die Erlaubnis dazu erteilen würden! Uns Deutschen aber verursacht schon die entfernte Aussicht, Menschen unsers Fleisches und Blutes und unserer (niederdeutschen) Sprache annektieren zu können, schwerstes Kopfzerbrechen, schärfsten Meinungsstreit, Widerspruch und schroffe Ablehnung! Woher dieser Gegensatz?

Abgesehen von der Verschiedenheit des Volkscharakters, in den die Natur den Franzosen nun einmal viel stärkere Raubtierinstinkte eingepflanzt hat, beruht er auf unsern gegensätzlichen Erfahrungen mit Eroberungen. Frankreich hat noch nie mit einer Irredenta zu tun gehabt. Uns Deutschen sind aber in allen eroberten fremden Gebieten Irredenten entstanden, selbst in eroberten deutschen Gebieten sind wir vielfach auf so anhaltenden und feindseligen Widerstand gestoßen, daß wir allmählich den Geschmack an Eroberungen verloren, unser ohnehin schwaches Selbstvertrauen andern Völkern gegenüber vollends eingebüßt haben. Das läuft schließlich wieder hinaus auf unser im Vergleich zu andern Völkern zurückgebliebenes Nationalbewußtsein, unser noch in den Kinderschuhen steckendes völkisches Zusammengehörigkeitsgefühl und unsern alten, über allen Wechsel des Glückes und Unglückes hinweg leider nur zu lebendig gebliebenen Krebsschaden: den Partikularismus. Das alles sind nur verschiedene Äußerungsformen des gleichen, den Deutschen vor allen andern Völkern kennzeichnenden Lasters.

Allen andern Völkern ist Einheit das oberste Gebot. Wir Deutschen können uns nicht genug daran tun, Trennungen und Scheidungen unter uns aufzurichten, die leider Gottes schon überreichlich vorhandenen womöglich noch zu vermehren. Wie leicht ist es, Deutsche in verschiedene, ja sogar feindlich einander gegenüberstehende Staatengebilde zu zerteilen! Vor Jahrhunderten haben sich im Süden die Schweizer und im Nordwesten die Niederländer, Holländer und Vlamen, aus der staatlichen Gemeinschaft unseres Volkes abgelöst. Die Deutsch-Schweizer wissen wohl noch, daß sie Deutsche wie wir sind. Aber das ist ihnen nur eine ethnographische Tatsache, die sie nun einmal nicht ändern können und die sie sonst im allgemeinen völlig kalt läßt. Sie hat sie jedenfalls in diesem letzten, schwersten Daseinskampfe des Deutschtums nicht gehindert, zu Tausenden der teuflischen Haßpropaganda unserer Feinde ihre Herzen zu öffnen. Bei Holländern und Vlamen aber weiß nur noch ein Teil der Gebildeteren, daß sie einst politisch zu Deutschland gehörten und ethnographisch noch heute Teile des deutschen Volkes sind. Aber im allgemeinen erinnert man sich nicht gern daran, und im Kriege hat in beiden niederdeutschen Stämmen ein wüster Deutschenhaß geradezu Orgien gefeiert, während allerdings auch kleinere Kreise unter den Vlamen, größere unter den Holländern und noch beträchtlichere unter den Schweizern mit vollem Verständnis und lebendigem Mitgefühl unserer Sache zugetan waren.

Ist es so leicht, durch Errichtung staatlicher Grenzen Deutsche voneinander zu scheiden und ihre Wiedervereinigung für unabsehbare Zeiten unmöglich zu machen, wie es diese Beispiele der Welt stets vor Augen halten, so wäre es geradezu

ein Wunder, wenn unsere Feinde nicht auf den Gedanken kämen, auf diesem Wege weiterzugehen, unser Vaterland in eine neue noch größere Zersplitterung zu stürzen, in der sich die deutschen Kräfte gegenseitig aufheben würden. Die Ansätze dazu sind ja in unserem immer noch lebendigen Partikularismus vorhanden, treibende „deutsche" Kräfte dieser Richtung stellen sich dem Feinde in schimpflicher Dienstbeflissenheit zur Verfügung.

Sicherer als durch Auflösung Rumpf-Deutschlands in selbständige, voneinander unabhängige Staaten glauben manche die Verewigung deutscher Ohnmacht und Schmach zu erreichen, wenn möglichst große Teile Deutschlands den Feinden unmittelbar unterworfen, von ihnen annektiert werden. Die 14 Punkte Wilsons sind ja längst zu leerem Schall verflüchtigt. Eine gewisse Angst vor neu entstehenden Irredenten spricht allerdings aus ihnen; und sie mag vielleicht sogar echt sein, wenn im übrigen diese 14 Punkte von vornherein als Lug und Trug, als Lockspeise für die dummen Deutschen gemeint waren.

Aber hat man denn bei Deutschen eine Irredenta zu befürchten? Die Franzosen denken offenbar nicht daran. Sie haben ja von früher her durch Elsaß-Lothringen die ermutigendsten Erfahrungen hinter sich und wissen genau, wie man es anfangen muß, Menschen deutschen Blutes und deutscher Sprache mit französischer Staatsgesinnung, ja mit französischem Fanatismus zu erfüllen.

Vielleicht wird mancher sagen: nicht alle Deutschen sind Elsaß-Lothringer! — Mit Verlaub! Die Elsaß-Lothringer gehören zu den zähesten Deutschen. Auch andere Deutsche waren schon unter Fremdherrschaft gebeugt. Wo aber haben sie jemals eine Irredenta hervorgebracht? Einzig und allein im dänischen Schleswig-Holstein etwas einer Irredenta Ähnliches, und auch dies erst dann, als Dänemark sich unterfing, die alten beschworenen Rechte des meerumschlungenen Bruderstammes mit Füßen zu treten.

Überall sonst und zu allen Zeiten hat der Deutsche eine Ehre darin gesucht, fremden Staaten, denen er mit oder ohne Gewalt einverleibt war, als gehorsamer, ja treuer Bürger zu dienen. In Ungarn hat man trotz des Bundesverhältnisses ihn verfolgt und vergewaltigt, in Österreich war es in den letzten Jahrzehnten nicht viel besser, in Rußland hat man ihn brutal unterdrückt. Trotzdem waren und blieben die Deutschen getreue Bürger des ungarischen Staates, die nur freie Betätigung für ihre Art und Sprache innerhalb dieses Staates forderten. Nicht wenige auch warfen sich dem Madjarentum in die Arme, verleugneten ihr deutsches Blut und wurden die gehässigsten Feinde und Verfolger deutschen Wesens. In Rußland haben sie nicht aufgehört, dem Staate Feldherren, Staatsmänner und Beamte zu schenken, die an Aufbau und Erhaltung dieses Staates den wesentlichsten Anteil hatten. Nur in Österreich haben Teile der deutschen Bevölkerung ziemlich schüchtern herübergeschielt über die deutsche Reichsgrenze. Mit Rücksicht auf die erst 1866 erfolgte staatliche Trennung und auf die Behandlung der Deutschen im österreichischen Staat gerade keine überwältigende Gegenwirkung!

Der Deutsche macht leicht Opposition im eigenen Staat. Aber bis er sich zu scharfer Opposition gegen einen fremden Staat, dem er unterworfen ist, aufrafft, muß er schon unsagbar viel Unrecht und Vergewaltigung erlitten haben.

Ein bedeutendes Maß von Mißhandlung duldet der Deutsche von einem fremden Staate, ohne zu murren und ohne in seiner staatsbürgerlichen Treue zu wanken. Das ist auch eine Wirkung der unbegrenzten Hochachtung, die den Durchschnittsdeutschen gegen alles Fremde erfüllt.

In allen fremden Staaten ist der Deutsche der Musterbürger. Noch ehe die Ostmark von uns losgerissen wurde, um in den neuen Polenstaat hineingezwungen zu werden, hörte man bei uns die Losung ausgeben, diesem Staate loyale Bürger zu werden und ehrlich an seinem Aufbau mitarbeiten zu wollen. Einen Staat aufbauen zu helfen, der in dieser Ausdehnung nach Westen eigens gegen uns errichtet worden ist, um uns mit niederzuhalten und ein Wiedererringen deutscher Einheit und Macht für alle Zukunft unmöglich zu machen!

Wäre eine solche völkische Selbstentäußerung bei irgend einem andern Volke der Welt möglich? Jedes andere würde eine auf solche Art geschehene gewaltsame Zerreißung seines Volksgebiets, die Verstoßung von Millionen seiner Blutsgenossen in Fremdherrschaft das schwerste Verbrechen der Weltgeschichte nennen, es nun und nimmer als zu Recht bestehend anerkennen, sondern nicht aufhören, auf den Sieg der Gerechtigkeit, die Wiedervereinigung mit den getrennten Brüdern, zu harren und unermüdlich mit Wort und Tat daran zu arbeiten.

Die Irredenta wäre da! Solche Haltung allein kann eroberungssüchtige Völker bedenklich machen.

Wenn man ihnen aber vorweg versichert, man wolle unter ihrem Regiment ein guter braver Bürger werden, sich vorbehaltlos auf den Boden der bestehenden Tatsachen stellen — das einzige, worin wir es heutzutage weit gebracht haben —, so ist das eine direkte Einladung, zu annektieren und die Annexion so weit wie irgend möglich auszudehnen. Ein Volk, das sich immer nur dem Zwang der Tatsachen fügt und anpaßt und gar nicht mehr daran denkt, durch eigene Willenskraft Tatsachen zu schaffen oder zu meistern, ist reif zum Untergang.

Unsere Liebedienerei gegen alles Fremde, unsere affenartige Anpassung an fremde Sprache und Sitte, unsere würdelose Fügung und Selbsterniedrigung unter die Fremdherrschaft, unsere Fremdbrüderlichkeit und der internationale Dusel, von dem allein wir Deutsche noch nicht geheilt sind, führt eben keineswegs zur Völkerversöhnung. Diesen Irrtum sollten wir nun endlich und endgültig ablegen. Im Gegenteil ermutigt solche Schwäche jeden beutegierigen Nachbar, von deutschem Gebiet soviel zu rauben, wie er nur irgend bekommen kann. Wenn man nur Deutsche zu annektieren braucht, um die Zahl seiner ergebenen Staatsbürger zu vermehren; wenn man außerdem nach den bisherigen Erfahrungen damit rechnen kann, daß diese annektierten Deutschen sich auch der Sprache und Art des Erobervolkes ohne ernstzunehmenden Widerstand anpassen und nach wenigen Generationen ihr schon beträchtlichen Zuwachs liefern werden, warum in aller Welt sollen die uns umgebenden feindlichen Mächte sich in der Annexion deutschen Volksbodens irgendwelche Schranken auferlegen?

Das einzige, was selbst ihre Raubgier abschrecken könnte, wäre eben das Entstehen einer Irredenta, die, wenn rücksichtslos betrieben, in Staaten mit starker deutscher Beimischung das ganze öffentliche Wesen lahmlegen könnte. Aber Irre-



denten können nur nationalstolze, vom Geiste unzerreißbarer Zusammengehörigkeit und dem Drange nach staatlicher Einheit ganz erfüllte Völker schaffen.

Darum eben hat es bisher ja auch keine Irredenten von Deutschen, aber desto mehr Irredenten gegen Deutsche gegeben, weil eben die andern Völker diese Eigenschaften besitzen, die uns in so verhängnisvollem Maße fehlen.

Nicht etwa, weil wir Deutschen die unserem Staat — oder richtiger immer noch: unseren Staaten — eingefügten Fremdstämmigen schlechter behandelt hätten als andere Völker, sind Deutschland und Österreich die klassischen Länder der Irredenten geworden, während die meisten anderen Länder sie nur dem Namen nach kennen gelernt haben. Im Gegenteil! In Österreich konnten die Fremdstämmigen ja eigentlich alles auf Kosten des deutschen Volkes erreichen. Und im Deutschen Reich ist man ihnen gegenüber niemals über eine jeden Zielbewußtseins bare Schaukelpolitik hinausgekommen, deren hervorstechendster Charakterzug haltlose Schwäche war. Irredenten gedeihen eben am besten, wo ein schwacher, von völkischem Geiste verlassener Staat sie gewähren läßt, ihnen nicht mit wirksamen Mitteln zu begegnen weiß. Wo weiter ein Staatsvolk ohne Nationalstolz, erfüllt von internationalen Wahnvorstellungen und von tief im Blut liegender Bewunderung und Liebedienerei gegen alles Fremde — man kann nur sagen: vegetiert.

Beides war im Deutschen Reich — zum mindesten der letzten Jahrzehnte — der Fall, bei den Nachbarvölkern, namentlich bei Franzosen und Italienern, das Gegenteil. Daher die Irredenten jedes Fremdvolks in Deutschland und Österreich! Daher ihr Fehlen in Frankreich und Italien! Ein starkes, den ganzen Volkskörper wie ein belebendes Fluidum durchdringendes Volksbewußtsein zieht mühelos auch fremdstämmige Beimischungen in seinen Bann. Einem schwachen, das sich dem Fremden gegenüber kaum kundzugeben, geschweige denn durchzusetzen das Herz hat, fehlt jede Möglichkeit propagandistischer Wirkung dieser Art. Es stößt namentlich den volksbewußten Fremden viel mehr ab, als es ihn anzieht, fordert ihn zur Gegnerschaft und Aufsässigkeit geradezu heraus.

So zeigt sich auch hier wieder, daß **wenn uns noch Rettung werden soll, sie nur von innen heraus durch eine völlige Wendung unseres Denkens und Empfindens zum Nationalen kommen kann.** Dämmern wir in dem bisherigen Zustand völkischer Bewußtlosigkeit weiter, streben wir nicht mit aller Kraft nach Wieder- oder richtiger Neuerringung der nationalen Einheit, legen wir nicht Hand an die Zusammenfassung des gesamten Deutschtums der ganzen Welt zu einer Einheit des Denkens und der gegenseitigen Hilfsbereitschaft, lassen wir jemals den Gedanken der Wiedervereinigung mit unsern geraubten Brüdern in den Hintergrund drängen, dann werden wir den steilen Weg in die Höhe nicht wiederfinden. Dann wird es auch nirgends eine deutsche Irredenta geben. Die Räuber deutschen Gutes und Blutes können dann ruhig schlafen.

Wenn aber die erste deutsche Irredenta sich ankündigen sollte, dann dürfen wir sie als ein erlösendes Zeichen begrüßen, daß die unerläßliche, allein heilbringende innere Wandlung in unserem Volke begonnen hat. Es wäre erst der erste Anfang, denn mit **einer** Irredenta ist's in unserer verzweifelten Lage nicht getan. Wir

brauchen deren eine ganze Menge: eine deutsch-französische vor allen Dingen, eine deutsch-italienische, eine deutsch-jugoslawische, eine deutsch-ungarische, eine deutsch-tschechische, eine deutsch-polnische, eine deutsch-litauische, eine deutsch-dänische und eine deutsch-belgische auf alle Fälle, vielleicht noch mehr!

Nur über sie kann der Weg zum Wiederaufstieg führen. Kommt es zur völkischen Erneuerung unseres Innenlebens, dann wird die Entstehung dieser deutschen Irredenten nur die unausbleibliche Folge davon sein. Die anderen Völker, namentlich unsere Feinde, werden sie mit staunendem Schrecken sehen wie eine Erscheinung, an deren Möglichkeit sie nicht geglaubt haben. Und doch, die ersten Zeichen wiederkehrender Achtung werden wir dann bei ihnen entdecken!

Brächten wir aber die Irredenten nicht zustande, so wäre das ein Beweis, daß wie zuvor Aufstieg und Kaiserglanz, so jetzt Niederbruch und Schmach uns zu keinem wirklichen Volk haben zusammenschmieden können.

Dann müßten wir mit Trauer erkennen, daß die Geschichte über unser Volk hinwegschreitet. Und wir würden eingestehen müssen, daß ein Volk, das sich selbst im Augenblick der allerhöchsten Not und Lebensgefahr nicht aufzuraffen vermag, es nicht besser verdient.

Doch die innere Wandlung unseres Volkes ist auf dem Wege. Sie und mit ihr die Irredenten werden kommen. Der wahnsinnige Haß und Rachedurst unserer Feinde ist unser bester Bundesgenosse!



Ströme

Von Hans Sturm

**Nieder wuchtet die Nacht,
sternlos und traumstill.
Dunkler rauschen durchs Land
die großen Ströme.**

**Keiner weiß vom andern,
kennt seinen Weg, sein Ende,
noch seine Kraft und Tiefe.
Und keiner weiß,
ob sie wohl einmal ineinanderfließen,
eins, wie Licht in Licht ...
keiner vernimmt des andern fernes Rauschen.
Allein strömt jeder talwärts hin zum Ziel.**

**Doch manchmal nächtens ist's,
als wollte einer dunkel „Bruder" rauschen,
denn in der Nacht ahnt jeder Strom das Meer ...**



Der Landsknecht
Von Otto Schwarz

(Fortsetzung)

Wolfmüller hatte bis jetzt in seiner Dumpfheit gelebt, die ihn kein Ende sehen ließ. Er hatte nie gedacht, daß es Grenzen gebe, namentlich seit er sich schlau dünkte und keinen Lärm mehr mit den Leuten machte. Er verließ sich fest auf die Abneigung des Hauptmanns gegen den inneren Dienst, und an seiner Beliebtheit beim Oberstleutnant auch nur einen Augenblick zu zweifeln, fiel ihm nicht ein.

Was die Mannschaft denken oder sagen könnte, kümmerte ihn wenig. Wer widerspenstig war, kam hinaus. Es gingen genug Transporte. Man war jedem gewachsen.

Auf sein Äußeres gab Wolfmüller mehr denn je. Er konnte halbe Stunden lang vor dem Spiegel stehen und sein Gesicht betrachten. Er hielt sich für einen sehr schönen Mann. Den Schnurrbart hatte er, bis auf zwei Tupfen unter den Nasenlöchern, einschrumpfen lassen. Dann nahm er ihn ganz ab. Er ahnte, daß ihn eine jugendliche Miene am besten kleidete, obwohl er sich nie des Eindrucks bewußt sein konnte, den seine rotwangige kräftige Jugend machte. Seine Uniformen trug er so kokett als irgend möglich, und als er herausfand, daß eine knappanliegende blaue Bluse ihm am besten zu Gesicht stand, bevorzugte er dieses Kleidungsstück bis zur Mißachtung der Vorschriften. Sein Fahnenträgerabzeichen legte er erst ab, als ihn der Oberstleutnant deshalb zur Rede stellte.

Daß er bei Weibern Glück hatte, empfand er als einee Selbstverständlichkeit, und überall erwartete er den Lohn des schönen Mannes.

So lebte er sicher dahin, und wenngleich er keinen Mut besaß, so fürchtete er nicht, es könnte sich zum Bösen wenden, wenn er sich gehen ließ.

Nun kam dieser Lehmann und hängte sich auf. Erst lachte Wolfmüller, der noch nie darüber nachgedacht hatte, was wohl einen Menschen zur Flucht aus dem Leben bewegen könne. Er selbst sah auf seinem Weg nur Genuß, nichts Schreckhaftes. Solch gieriger Art kam kein Gedanke an Selbstzerstörung. Indessen verging ihm das Lachen doch. Mitleid kannte er nicht, aber ein dunkles Bewußtsein sprach aus dem Brief Lehmanns zu ihm. Die Sicherheit war nicht mehr so ruhig! Oder was war es denn? Er las das Ding ein paarmal und fühlte Unbehagen, das ihn die Stirn runzeln ließ. Er hätte gern mit Holzer darüber gesprochen, daß man doch aus diesem Brief auf nichts Besonderes — so wollte er sagen — schließen könne. Aber er fürchtete sich vor einer solchen Unterhaltung. Das mußte Holzer auffallen. Wolfmüller fühlte ein unbequemes Kribbeln am Leib. Plötzlich fiel ihm ein, daß ja gewiß Holzer und nicht er selbst Lehmann den Auftrag zu dem Rapport über den „grünen Baum" gegeben hatte. Denn das war klar, daß — — Er wunderte sich, wie klar ihm auf einmal Recht und Unrecht vor Augen stand. Hell wie der Blitz. Mühsam redete er sich vor, daß Holzer mehr Schuld trage. Gewiß! Die Ruhe war gestört.

Früher hatte Holzer auch widersprochen und ihm Unrichtiges vorgehalten. Er hatte hingehorcht, aber um die Wirkungen auszugleichen. Holzer wollte nur vermeiden, daß man hereinfiel. Ging es gut, so war die Sache abgetan. Aber dieser Lehmann! Es war dumm!

Mit Holzer konnte man über diese Sache nicht sprechen. Das war es eben! Da lag der Unterschied. Warum nicht? Er selbst, Wolfmüller, verbot sich den Mund! Das war das Neue an der Sache.

Renner! O weh. Der ging womöglich hin und meldete, daß gemogelt wurde. Dann ging es noch mit einer Strafe ins Feld. Wolfmüller mochte das Wort nicht hören. Die paar Tage waren scheußlich genug gewesen, bis er den Fuß verstaucht hatte. Die Fahne konnte tragen, wer wollte. Goldfroh war er gewesen, als es heimwärts ging. Feld!? Nein! Aber bisher hatte ihn das Wort nicht sehr gequält. Mit der gleichen Stumpfheit wie immer hatte er seine Transporte abgehen lassen. Er hatte vor der Front gestanden: Die Kompagnie hat so und so viel Mann zu stellen. Erst kam, wer freiwillig ging, die andern kommandierte der Hauptmann nach der Liste, die ihm Wolfmüller gab. Damit war die Sache erledigt. Ihn ging das Feld nichts an.

Jetzt aber Schluß! Wütend warf Wolfmüller den Brief Lehmanns hin. Wer hatte ihm denn den Wisch hingelegt? Holzer!

Wolfmüller ging in das äußere Dienstzimmer. Er nahm sich zusammen wie noch nie, als er Renner und Holzer sah, und fragte: „Habt ihr schon eine Meldung vorbereitet?" Dabei fuhr er mit dem Finger um den Hals. „Eben," sagte Holzer, „es ist doch eine Schande! So jung! Ich weiß gar nicht, wie er dazu kommt!" „Es ist traurig!" sprach Wolfmüller mit einem solchen Ton, daß Renner zusammenfuhr und den Feldwebel ansehen mußte. War er nicht mehr taub für das Leiden, das da aufschrie, oder war es die pflaumenweiche Feigheit, die sprach, nachdem einmal ein Unglück geschehen war?

An jenem Morgen benahm sich Wolfmüller in einer Art, die ganz neu an ihm war. Er machte dem Hauptmann Meldung. Dieser war wie bei allen außerordentlichen Fällen ängstlich, was der Oberstleutnant wohl sagen werde; Wolfmüller fügte seiner Meldung hinzu, der Ersatzrekrut Lehmann sei ein sehr anständiger junger Mann gewesen, leider sehr ungeschickt beim Exerzieren. Auf dem Dienstzimmer sei er sehr brauchbar gewesen. Zum Schlusse sagte der Feldwebel dem Hauptmann, daß die Sache auf dem Bataillonsgeschäftszimmer schon bekannt sei. Man warte nur noch auf die schriftliche Meldung. „Dann ist es ja gut!" atmete der Hauptmann auf und unterschrieb.

Die Leiche kam zur Obduktion in das Lazarett, und die Kompagnie schickte einen Kranz in die Heimat Lehmanns zum Begräbnis.

Wolfmüllers Wesen veränderte sich. Sein frisches Gesicht bekam einen sorgenvollen Zug. Anstatt des frechen Ungestüms zeigte der Feldwebel ein umsichtiges Gebaren. Holzer beobachtete die Veränderung und war erst zufrieden, daß das ihm in tiefster Seele verhaßte laute, unvorsichtige Wesen Wolfmüllers sich besserte. Bald aber merkte er, daß es nicht so war, wie er gehofft hatte. Es war nicht Vorsicht zu der alten frechen Gier getreten, die sich nur darum kümmerte, was ruchbar

wurde, unbesorgt um Recht oder Unrecht. Nein! Wolfmüller hatte Bedenken, ob er etwas tun dürfe oder nicht!

Der Feldwebel hatte schon lange mit Holzer einen Abend auf der Bude verabredet. Als Wolfmüller einmal mit krauser Stirn dastand, rief ihm Holzer zu: „Was ist's? Willst du heute nicht zu Paula kommen?" „Verflucht und zugenäht! Laß mich in Ruhe mit dem Lumpenmensch! Ich habe andere Sachen zu tun! Es ist eine Schande, daß ich in der ganzen Zeit nicht zu Haus war!" grollte Wolfmüller. „O je, o je! Du wirst furchtbar heikel!" staunte Holzer. „Ich habe doch in der ganzen Zeit keinen Ehering an dir gesehen. Kommt jetzt der Moralische?" Holzer lächelte breit. „Überhaupt ist es eine Sauerei!" knurrte Wolfmüller weiter. „Was denn?" fragte mit ruhiger Unverschämtheit Holzer. „Wer hat denn die Sauereien gemacht?" Wolfmüller sagte nichts und sah den Gefreiten wütend an. Der fuhr unbeirrt fort: „Abgesehen davon, was weiß denn deine Frau von allem? Und erfährt sie es, gut! Dann ist noch lange nicht alles aus! Das ist nicht halb so arg. Also, du kommst heute abend mit, sei kein Waschweib! Paula wartet schon lange. Ich muß nur erst noch ein kleines Geschäft besorgen. Dann hol' ich dich ab."

Wolfmüller war seit ein paar Jahren verheiratet. Er hatte einige tausend Mark. Die Gesellschaft, für die er Versicherungen aufnahm, war in Neustadt gut eingeführt und so war es ihm nicht schwer geworden, die Tochter aus seiner Stammwirtschaft zum Jawort zu bringen. Nicht, daß er sie geliebt hätte. Wie er unbewußterweise aus einem Schmiedegesellen ein Herr geworden war, so ward er aus einem Junggesellen ein Ehemann. Von seinem Weib versprach er sich nicht mehr, als von einer andern auch. Die Frau war ähnlich geartet wie er. Kinder waren nicht da, und seitdem er als Soldat eingezogen war, hatte ihm sein Ehestand noch keinen Augenblick des Nachdenkens verursacht. Es konnte lange anstehen, bis ihm seine Frau einfiel, und dann war es mit einer Postkarte rasch getan. Zu leben hatte sie. Die Gesellschaft zahlte ihr jeden Monat etwas aus, und somit konnte sie zufrieden sein. Wolfmüller fühlte sich frei und ungehindert, und wo ihm ein Weib gefiel, da stellte er ihr nach. Seit es in ihm unruhig geworden war, stand auf einmal die Gestalt seines Weibes vor ihm und quälte ihn. Er erinnerte sich, daß er als ihr Gatte nicht treiben durfte, was er wollte. Warum? Wegen ihr! Weil er mit ihr getraut war, sollte er sich an keine andere machen dürfen. Und doch war sie ihm so gleichgültig, wie jede andere, sobald ein neues Gesicht auftauchte. Herrgottsakrament! Es war unerträglich! Und wenn sie erfuhr, wie er es getrieben hatte! Sie war nicht zart besaitet, o nein! Sie würde schimpfen, Händel anfangen, es würde eine Balgerei geben, Mord und Totschlag! Sie würde die Familie und ganz Neustadt auf ihn hetzen. Pfui Teufel! —

Dann überlegte Wolfmüller wieder. Sie braucht ja gar nichts zu merken, die dumme Gans! Ich nehme Urlaub und bringe ihr ein Geschenk! Dummes Tier!

Aber die schöne Unbekümmertheit war dahin! Wolfmüller sah nicht mehr allein die Gegenwart; er ward von der Vergangenheit gequält und fürchtete die Zukunft.

Als Holzer kam, ihn abzuholen, ging er mit zu Paula, in der festen Absicht, morgen seiner Frau eine seidene Bluse zu kaufen.

Wolfmüllers Auftreten kostete Geld. Die Löhnung war nicht groß. Was die Versicherung zahlte, ging zum größten Teil an seine Frau. Die paar tausend Mark, die er vor der Verheiratung besessen, waren unmerklich verbraucht. Irgendwoher mußte Geld kommen. Schon längst hatte ihm Holzer seine Hilfe angeboten, wenn er in Verlegenheit geraten sollte. Auch hatte Wolfmüller ihm eine Summe abgeborgt. Nicht viel, jedoch war es noch nicht zurückgegeben. Wolfmüller hatte ein paarmal von dem Geld angefangen, aber Holzer hatte immer drüber hinweggeredet: „Laß gut sein! Es hat noch Zeit!" —

Dann hatte sich der gelehrige Schüler Holzers die Zugänge bei seiner Kompagnie genauer angesehen. Darunter gab es Leute wie Bär, mit denen sich ein Spiel machen ließ. Wenn er Glück hatte, was ging es irgendeinen Menschen an? Eines Tages sagte ihm Bär, er möchte gern höher in die Lebensversicherung gehen, nicht bei seiner alten Gesellschaft. Er nannte Wolfmüllers Gesellschaft und fürchtete, daß es wahl Schwierigkeiten geben könnte bei der Aufnahme, wenn man jeden Tag ins Feld kommen kann. Der gedankenlose Wolfmüller hatte geantwortet, daß die Gesellschaft keinen besonderen Aufschlag verlange und mit dem Feld sei es auch nicht so eilig. Der Abschluß war noch nicht fertig.

Diese Sache fiel dem Feldwebel ein, als er einen Brief mit einer Schneiderrechnung erhielt. Der Mensch mahnte schon zum drittenmal. Es mußte irgendein Geschäft gemacht werden, sonst lief der Schneider womöglich zum Bataillon. Das durfte nicht sein, schon weil der Oberstleutnant an Wolfmüllers gute Verhältnisse in Neustadt glaubte.

Außerdem wohnte Wolfmüller jetzt in einem glänzenden Quartier, wo ihn die lustige Wirtin selbst hereingezogen hatte. Aber er mußte sie auch gelegentlich ausführen, und das gab Auslagen.

Also machte sich Wolfmüller zur Alteisenhandlung von Nathan Bär auf. Er traf den mit der Erledigung des Zuges in Sundhausen Betrauten im Geschäft an, wie zu erwarten war. Bär war klein, untersetzt, bräunlich von Haut und trug eine Brille. Er sprach wie ein Arzt bei der Untersuchung und seine klugen braunen Augen blickten durch die Brillengläser bis in das Innerste des Gegenübers. Er bot Wolfmüller einen Stuhl an, schickte das Schreibfräulein fort und sagte lächelnd, mit einem forschenden Blick: „Herr Feldwebel?" Dadurch war Wolfmüller, dessen Sicherheit ohnehin nachließ, alles Selbstvertrauens beraubt und er lächelte dumm und verlegen. Der Alteisenhändler hatte wenig Mühe, zu erkunden, was da vor sich ging. Er ließ aber seinen Mann auf sich zukommen. „Wir haben doch einmal von Ihrer Lebensversicherung gesprochen," begann Wolfmüller, „und soviel ich mich erinnere, haben Ihnen die Bedingungen der ‚Etruria' zugesagt. Mir wäre es angenehm, wenn ich Sie bald aufnehmen könnte, denn man hat so mancherlei Ausgaben, und Sie wissen, was man als Soldat verdient. Der Krieg hat mich mächtig zurückgebracht!" „Ja, der Krieg!" sagte Bär, „es ist sehr schwer, irgend etwas fertig zu bringen, man hat keine Leute und muß alles selbst machen. Geschäft wäre genug da, aber es fehlt an der Zeit!" Wolfmüller wurde allmählich wieder aufmerksam und eifrig und hielt Bärs Rede für einen Wink. „Nun, über zuviel Dienst können Sie sich doch nicht beklagen. Ich habe Ihnen den besten Posten

gegeben, den ich hatte, und Sie können so viele Geschäfte machen, als Sie wollen." „Gut, gut! Aber was hilft's, wenn ich in ein paar Tagen hinauskomme und nicht weiß, was aus mir wird. Da nützt alles nichts. Und wenn ich eine große Versicherung mach?", woher soll ich das Geld nehmen für die Prämie, wenn ich ins Feld muß?" Er schaute durch seine Brille Wolfmüller an und las in dessen Gesicht die Spannung, in der geschrieben stand: „Ich brauche Geld!". Wolfmüller lachte. „Sie haben sicher so viel flüssig, daß Sie die Prämie aufbringen. Sie selbst haben ja schon erzählt, was bei dem Alteisenhandel herauskommt!" „Ich weiß nicht! Man gewinnt nicht nur beim Geschäft, man verliert auch! Kurz und gut, in diesen unbestimmten Verhältnissen will ich lieber bei meinen Lebzeiten für mich selbst sorgen, als für die andern nach meinem Tode. Ich bin ledig und habe kein so starkes Interesse an der Versicherung. Hab' ich Geld, so kann ich es auf andere Art arbeiten lassen, fall' ich, so brauch' ich kein Geld mehr. Mir tut's leid um die Prämie." Wolfmüller sah das Geschäft entschlüpfen und wurde eindringlich: „Bisher hat Sie doch niemand hinausgeschickt! Da sind so viel andere, daß es keinem Menschen auffällt, wenn Ihr Name nicht auf der Liste steht. Sie sind ja auch nie da! Niemand kennt Sie!" Bär sagte noch ruhiger und langsamer, als er bisher gesprochen hatte: „Wie wäre es, Herr Feldwebel, wenn ich ganz genau wüßte, daß ich in einem halben Jahr noch hier bin? Wer mir das sagen kann, ist mir so nützlich, daß ich ihm von meinem Gewinn in dieser Zeit einen festen Anteil geben könnte. Es ist mein Ernst!" Mit leuchtenden Augen erhob sich Wolfmüller zu seiner ganzen Größe: „Ich sage Ihnen das, Bär!" Seine Stimme hatte den vollen Klang, der durchbrach, wenn er seine Kompagnie für den Fall von Vergehen mit den allerschärfsten Strafen bedrohte. Der Jude schaute lächelnd an ihm empor: „Abgemacht! Herr Feldwebel! Ich eröffne Ihnen das Konto! Warum soll ein vernünftiger Mensch nicht ein Geschäft machen! Nur noch einen Augenblick", sagte er, machte sich am Kassenschrank zu schaffen, dessen Seufzen Wolfmüller mit Entzücken hörte, und schob etwas in die hintere Tasche des Waffenrocks. Als sie die Treppe hinuntergingen, gab er mit einem dunklen Blick Wolfmüller einen Briefumschlag. Dieser steckte ihn schweigend ein.

Die Anforderungen an Nachersatz ins Feld waren ungeheuer. Man sandte die Leute nach den Listen der letzten ärztlichen Untersuchung hinaus. Freiwillige kamen selten. Wolfmüller war in Äußerlichkeiten ein guter Soldat, dem es Freude machte, wenn alles glatt ging. Wer auf der Liste stand, mußte hinaus. Es waren schon Leute gekommen, die baten, zum nächsten Transport zurückgestellt zu werden. Wolfmüller donnerte sie an: „So geht ihr hinaus, wie es bestimmt ist und nicht anders!" Dabei hatte Wolfmüller nie besondere Rücksichten walten lassen müssen. Jetzt war es anders. Alle Augenblicke wurden die Leute untersucht und felddienstfähig geschrieben. Man mußte höllisch aufpassen, daß Bär nicht auf die Liste kam. Einmal setzte ihn der Feldwebel an die Spitze der zu Untersuchenden und es war ein Zufall, daß an diesem Tage der Hauptmann bestimmte, daß beim Buchstaben M angefangen werde, weil man das letzte Mal A bis L gehabt hatte. Einmal konnte man auch Bär ganz vergessen. Auf die Dauer war es immerhin schwierig, und manchmal war Wolfmüller mißvergnügt. Er selbst als Kompagniefeldwebel war



sicher, denn es war bestimmt, daß diese nicht abgelöst werden sollten. Für Holzer brauchte man nicht zu sorgen, und Renner hatte keine Sorge, es sei denn, daß sein bißchen Gesundheit vollends ganz zum Teufel ging. Er hustete immer stärker. Der Feldwebel überlegte in trüben Augenblicken, wieviel leichter es doch sei, jemand ins Feld zu bringen, der nicht hinauswill, als einen vor diesem Schicksal zu bewahren, trotz seiner Zustimmung. Die frühere unbesorgte Gewaltherrschaft war doch schöner gewesen, als dieses Sich-Durchwinden. Aber er war gebunden und wollte nicht entbehren, was er schon zu empfangen gewohnt war.

Die Verhandlung gegen Löffelholz hatte nach langer Untersuchungshaft stattgefunden; ein Jahr Gefängnis hatte der Unteroffizier bekommen. Doch gewährte man ihm Strafaufschub und schickte ihn hinaus. Wolfmüller und Holzer waren Zeugen bei der Verhandlung. Der unbändige Löffelholz war sehr zahm geworden. Trotzdem war der Feldwebel froh, als er ihn fort wußte.

Auf Holzer schien die Verhandlung einen großen Eindruck gemacht zu haben. Er sprach bei jeder Gelegenheit davon, daß es doch eine riesengroße Traurigkeit sei, einen verheirateten Mann so in die Tunke zu bringen. Ein Jahr Gefängnis! Und jetzt hinaus! Der wäre ganz gern auch ein wenig dageblieben. Man solle andere ansehen, die strotzen vor Geilheit! So gingen seine Reden. Wo er einen Boden fand, da säte er Unzufriedenheit, die gegen den Feldwebel reifen mußte. Das Ende vom Lied war allemal: „Wenn ich nicht wäre, so hätte der Wolfmüller schon lang das allergrößte Unglück angerichtet!“ —

Der Grund zu diesem Schüren lag für Holzer außer in seiner angeborenen Freude am Hetzen und Stänkern in der Eifersucht, mit der er den unbedachten, gedankenlosen Wolfmüller vorsichtig und schlau werden sah. Dazu nahm die gute Laune des Feldwebels sichtlich ab. Außerdem ging Holzer häufig zu einem Arzt, um sich wegen eines Nervenleidens behandeln zu lassen, wie er sagte. Er war fest entschlossen, nicht felddienstfähig zu werden.

Allmählich waren noch einige Leute in die Kompagnie gekommen, welche häufig mit Bär und Wolfmüller verkehrten. Dieser schloß ein paar beträchtliche Versicherungen ab, und Bärs Geschäfte gingen glänzend. Sie erstreckten sich nicht mehr ausschließlich auf altes Metall. Manchmal wurde Bär vor Gericht geladen, weil seine Geschäfte nicht ganz mit dem Sinn der besonderen Bestimmungen im Einklang waren. Zu fassen war er nie, und nichts brachte ihn aus seiner Ruhe.

Wolfmüller lebte wieder gute Tage. An seine aufgestiegenen Bedenken, die nie mehr ganz zum Schweigen kamen, hatte er sich gewöhnt wie an eine Zunahme seiner Fähigkeiten. Er begann mit ihnen zu rechnen und traf Anstalten gegen sie. Sein Denkvermögen wuchs. Seine Bedenken hielten ihn nicht mehr ab von irgendwelchen Schritten, sondern schärften seine Vorsicht. Je fleißiger er seine Liebesverhältnisse in der Garnison unterhielt, desto angelegentlicher sandte er seiner Frau Geschenke, und je mehr er den Dienst zu seinem eigenen Nutzen und Gewinn führte, desto sorgfältiger wachte er darüber, dem Hauptmann nicht den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben.

In seinen Genüssen wurde er anspruchsvoll. Paula war schon längst vergessen. Jetzt war sie durch eine gereifte Schönheit ersetzt, die der kluge Bär Wolf-

müller zugeführt hatte. Sie nannte sich Frau Direktor Donner und war nach ihrer Aussage die geschiedene Frau eines Fabrikdirektors. Sie war älter als Wolfmüller, und sein auf das Üppige gerichteter roher Geschmack fand bei dem albernen Weib Genüge. Die Witwe, die den schönen Feldwebel im Quartier hegte, fand nur noch ein durch die Direktorin geschmälertes Zutrauen. Wolfmüller ging jeden Abend aus, entweder mit der Direktorin oder mit der andern. Oft reckte er seine müden Glieder auf dem Bett im äußeren Dienstzimmer, und nur mit großer Mühe konnte er den schneidigen Ton aufbringen, den er vor der Kompagnie brauchte.

Das Personal auf dem Dienstzimmer war trotz der Gegenbefehle stark angewachsen. Ein Schulkamerad Wolfmüllers mußte einen guten Platz haben und wurde zu seiner persönlichen Ordonnanz bestimmt. Dieser Mann meldete eines Morgens, als der Feldwebel sehr müde auf dem Bett lag: „Die Frau Feldwebel! Sie kommt mit ihrem Vater und ihrer Mutter!" Wolfmüller fuhr entsetzt in die Höhe: „Was sagst du? Wer kommt?" Mit einem festen Blick sagte der Reservist: „Deine Frau und deine Schwiegereltern! Sie werden dir eben einmal das Gewehr visitieren wollen!" „Nichts da!" sagte entschlossen Wolfmüller. „Wo sind sie denn?" „Innen im Dienstzimmer!" „Wissen sie, wo ich bin?" „Nein, ich habe dich gesucht, vielleicht warst du mit der Kompagnie ausgerückt wie beim letzten Felddienst!" „Richtig!" sagte der Feldwebel, „sag' ihnen, ich sei mit der Kompagnie weg und komme den ganzen Tag nicht zurück!" Degen und Mütze waren zur Hand. Leise schnallte Wolfmüller um, schlich die Treppe hinunter und stieg auf ein dort stehendes Fahrrad. Dann fuhr er zur Kompagnie, die heute einen größeren Felddienst mit Abkochen hatte.

Mittlerweile entledigte sich die Ordonnanz ihres Auftrages. Die große grobknochige Frau Wolfmüller wandte sich zu ihren Eltern, die verwundert die vornehme Einrichtung des Dienstzimmers betrachteten, in dem ihr Schwiegersohn herrschte, und das auch Bilder von unbekannten Frauen enthielt, und sprach nur: „Der Lump!" Die Ordonnanz schnappte dies vergnügt auf und fragte: „Soll ich etwas ausrichten?" Giftig blickte ihn das Weib an: „Ich lass' kein Schindluder mit mir treiben!" Zu den Eltern sagte sie: „Mit dem Mittagszug fahren wir heim!" Der Reservist sah hinter den Leuten drein und kratzte sich am Kopf.

Als Wolfmüller auf dem nächsten Weg seiner Kompagnie nachfuhr, packte ihn zuerst eine wilde Lustigkeit und er dachte: „O weh, o weh! Die werden Augen machen!" Die Freude, dem Besuch entgangen zu sein, beherrschte ihn erst vollständig. Aber mehr und mehr geriet er in eine bittere Wut, wenn er bedachte, daß dieses Weib ihm nachgereist sei, mit ihren Eltern! Ihn im Dienst überfallen hatte! Herrgott! Wenn der Hauptmann die Gesellschaft traf, so könnte es ja recht schön werden! Gott sei Dank war der bei seiner Kompagnie!

Einerlei! Wer gab der Bande das Recht, ihn lächerlich zu machen? Sie war seine Frau! Ja freilich! Sie hatte wohl ein Recht, sich nach ihm zu erkundigen, denn sie war so betrogen mit ihm wie er mit ihr! Scheußlich! Er lachte hell auf. „Das verdammte Weibsbild! Kann sie der Teufel nicht holen?" So dachte der Feldwebel Wolfmüller, als er durch den stillen Wald glitt. Er sah nichts von dem schönen Sommertag, der grünes Gold im Dunkel zittern ließ. Seine grobe Seele

war nicht für die heiligen reinen Schönheiten der Sonne und ihrer Welt gemacht. Was er nicht besitzen konnte, das war für ihn nicht vorhanden. Es sei denn, daß es Mächte gab, die zu fürchten waren.

Er fand die Kompagnie und meldete sich unter irgendeinem Vorwand beim Hauptmann. Wolfmüller hatte, obwohl vor Gefahr zurückschreckend, an Felddienst, Manöverbetrieb und Exerzieren seine Freude, denn mit seinem starken Körper und den aufs Zugreifen gerichteten Sinnen konnte er wohl seinen Mann bei solchen Anlässen stellen. So übernahm er die Führung eines Zuges, und völlig in dem Felddienst aufgehend, dachte er bald nicht mehr an den Besuch. Beim Einrücken spät abends fragte er die Ordonnanz gelassen, wie alles gegangen sei. Mit größter Ruhe hörte er den Bericht an und sagte nur: „Das ist recht!" Dann begab er sich zu Frau Direktor Donner, um sie in den Kino abzuholen.

Die weitere Erinnerung an den Besuch seiner Frau bewirkte in Wolfmüllers Begierden den Trieb, von dieser Fessel loszukommen. Noch sprach er den Wunsch nicht aus, aber die Gedanken wuchsen und suchten nach Verwirklichung.

Auch seine Einkünfte auf jede Weise zu verbessern trieb es ihn mit einer bisher nie empfundenen Macht. Er hatte das Wohlsein verschmeckt und konnte es nicht mehr missen. Also vorwärts! Auf diesem Wege begegneten einem freilich düstere Erscheinungen, aber Wolfmüller kannte sie. Seine Seele empfand nicht so fein, als daß sie sich nicht an solche Begegnungen mit Quälgeistern gewöhnt hätte. Wolfmüller ließ sich nicht mehr beirren. Das dumme Zeug hatte keine Gewalt und war nicht zu fürchten. Es konnte nun Lehmann, die Frau, es konnte sein was und wer es wollte! Man durfte sich die Stimmung nicht verderben lassen, dann ging es vorüber.

Das stand fest, er wollte es nicht mehr schlechter haben, als jetzt! Im Gegenteil, er wollte es weiter bringen!

Er verkehrte immer mehr mit Bär, dessen Geschäfte täglich zunahmen. Nach den Anweisungen dieses klugen Geschäftsmannes übernahm Wolfmüller einige kleinere Abschlüsse und brachte sie zu Ende. Bär bediente sich des gelehrigen Schülers gern, denn ihm mangelte Zeit und mitunter auch die Lust, gerade an dieser und jener Stelle zu stehen. Wolfmüller stellte sich hin, wo man ihn brauchte, ohne Vorurteil, vielleicht auch ohne Urteil, wie Bär dachte. Der Feldwebel lernte viel, und er bekam auf diese Weise ein Guthaben bei seinem Freund.

Sie hatten einen großen Posten Zinn verkauft und auf der Rechnung den festgesetzten Höchstpreis eingesetzt. Der Handel stand einwandfrei da. Es stand aber auch ein Auto da, welches auf der Rechnung nicht verzeichnet war und Bär seit dem Zinnhandel gehörte. Auch meldete kein Buch vom Zusammenhang einer teuren Lieferung von Messingspänen mit dem Zinn und dem Kraftwagen. Das Geschäft war nicht übel. Als man es bei einem Glas Sekt besprach, meinte der nüchterne Bär: „Nun ja, das Auto! Ich muß es eben wieder losschlagen. Fahren kann ich nicht, es gibt kein Benzin und keine Erlaubnis zum Fahren, überhaupt —" Wolfmüller ließ seinen Freund nicht ausreden: „Was? Das Auto hergeben! Nein! Das behalten wir. Es sieht doch ganz anders aus, wenn wir im Auto daherkommen. Da stellt die Firma dreimal so viel vor. Und die Zeitersparnis! Mensch! Ein

Auto! Das gibt man doch nicht her!" Der Ton des Feldwebels duldete keinen Widerspruch. Bär empfand das zum erstenmal sonderbar bei diesem Geschäft. Es war doch Kommiß. „Du tust ja, als ob dir der Wagen gehörte!" sagte er bedachtsam. „Na!" sprach da Wolfmüller sehr deutlich und sah mit großen blauen Augen Nathan Bär fest ins Gesicht. „Na! Alter Freund! Du weißt doch ganz genau, wo du heute wärest, wenn du nicht eine ausgezeichnete Kompagnie und einen Feldwebel gefunden hättest, der nicht darauf ausgeht, dich ins Unglück zu bringen. Im Gegenteil, er gibt dir Zeit und Gelegenheit, Geschäfte zu machen. Er redet dir nicht darein und hilft dir sogar noch auf das freundlichste. Also, Bär! Mach' keine Geschichten! Der Wagen bleibt da!" Bär knickte vor der kalten Frechheit des Feldwebels zusammen und konnte ihm nicht mehr in die Augen sehen. „Nun ja!" gab er nach, „was willst du mit dem Auto, wenn wir nicht fahren können." „Darum kümmere dich nicht," lachte Wolfmüller, „dafür laß du mich sorgen! Der Wolfmüller bringt alles fertig. Aber ich sehe nicht ein, weshalb wir nicht im Auto fahren sollen, wenn wir können. Deine Freundinnen werden jedenfalls nichts dagegen haben. Verlaß dich drauf! Die Sache wird gedreht." Sie sprachen an diesem Abend nicht mehr vom Auto, aber trotzdem verließ Wolfmüller auch nicht für einen Augenblick der Gedanke: „Wie bringe ich den Wagen zum Laufen trotz der Benzinbeschlagnahme?"

Am nächsten Morgen passierte eine unangenehme Geschichte. Schon ein paarmal hatte der Oberstleutnant bei der Parole, wo er meistens selbst zugegen war, über die vielen Schreiber geflucht. Von oben herunter kamen Erlasse dagegen. Der Oberstleutnant setzte also fest, daß bei jeder Kompagnie ein Schreiber und eine Ordonnanz zu genügen habe. Bei den großen Ersatzkompagnien und dem riesigen Schreibwerk war das zwar nicht möglich, aber der Oberstleutnant wollte es so haben. Er selbst durchsuchte alle Geschäftszimmer und fand natürlich nirgends mehr als die befohlenen zwei Mann. So kam er auch zur dritten Kompagnie. Der Besuch war vorausgesehen. Holzer war beurlaubt und nur Renner und die Ordonnanz sichtbar. Im inneren Geschäftszimmer saß Wolfmüller und hatte irgend etwas vor sich auf dem Schreibtisch. Der alte dicke Herr erschien in der geöffneten Türe, Wolfmüller fuhr in die Höhe, brüllte ins äußere Zimmer mit Donnerstimme: „Achtung!" und stand stramm. Auf der Schwelle stand der Oberstleutnant und warf lange Blicke in das reich ausgestattete Gemach. Sie schweiften von einem Lehnsessel zum andern, wunderten sich über die verschiedenfarbigen Vorhänge, senkten sich finster auf den Bodenteppich und bohrten sich in die Damenbildnisse. Sie streiften die Felle auf dem Fußboden, hafteten länger auf der Leopardenhaut vor Wolfmüllers Platz, grüßten verachtend die Rosen in den Töpfen vor dem Fenster und ruhten lange auf einem Farbendruck. Eine nackte Frau lag auf einem Eisbärenfell und schlug vor Wohlbehagen die Fersen in der Luft zusammen.

Wolfmüller wurzelte mit zusammengespannten Hacken stramm in seinem schönen Dienstzimmer, sich wundernd, wie genau der Herr Oberstleutnant alles ansah. Endlich kam der Feldwebel mit sich überein, daß dem alten Herrn die Sache vielleicht doch einleuchte. Er machte sich auf eine anerkennende Bemerkung, wie etwa: „Sie sind ein verfluchter Kerl!" gefaßt, und begab sich im Lauf der Be-

sichtigung aus der strammen Grundstellung in eine bequemere Körperhaltung. Das Lob gedachte er wieder in strammster Haltung zu empfangen und dabei so gut als möglich dazustehen.

„Wie stehen Sie denn da, Sie?“ brüllte ihn jetzt plötzlich mit furchtbarer Stimme der Oberstleutnant an. Wolfmüller nahm die Hacken zusammen. Jetzt kam es: „Haben Sie diesen ganzen Dreck in die Bude hereingeschafft? Was soll denn das bedeuten? Ist das ein Hurenstall oder ein Dienstzimmer, Sie? Ich will Ihnen helfen, Sie Himmelsakramenter! Glauben Sie, ich sehe nicht, daß Sie herumlaufen wie ein Seiltänzer! So geht es noch zu bösen Häusern, Sie schöner Herr! Augenblicklich wird der ganze Saustall ausgemistet! Hinaus mit dem Gelump! Und passen Sie auf! Hinter Sie komme ich noch! Ich will es Ihrem Hauptmann noch beibringen, was das für eine Wirtschaft ist!“ Der Oberstleutnant wollte von den Schreibern nichts mehr sehen und stieg davon. Wolfmüller stand wie eine Bildsäule.

Gemein! Wolfmüller schnalzte mit der Zunge. Wahrhaftig, es war scheinbar doch nicht alles so einfach gewesen bei dem Oberstleutnant. So konnte man sich täuschen! Auch er war ein Untergebener, er, als mächtiger Feldwebel. Abgesehen von den Ehrenbezeugungen und so ein paar äußerlichen Sachen konnte ihm doch nicht gut einer etwas sagen. Oder doch! Er mußte sich besinnen. Es war scheußlich, so zusammengestaucht zu werden! Es waren doch verdammt viele Dienstgrade zwischen Oberstleutnant und Feldwebel!

Plötzlich fuhr ihm durch das Gehirn: „Weiß der Alte sonst etwas?“ Freilich! Sonst war es ja nicht zu begreifen, daß er ihn, seinen Schützling, so behandelte! Was war geschehen? Hatte man ihn angeschwärzt? Einen Brief ohne Unterschrift geschrieben? Wer? Es fiel ihm ein, daß er da und dort die andern Feldwebel hochmütig ausgelacht hatte, daß er es liebte, vor ihnen groß zu tun. Daß er höchst unverschämt zu sein pflegte, um es beim richtigen Namen zu nennen. Kein Wunder, wenn ihn da einer hineinreiten wollte.

Seiltänzer hatte der Oberstleutnant gesagt. Das ging auf seinen Anzug! Erst gestern hatte er sich auf den neuen grauen Rock die großen Knöpfe an den Kragen setzen lassen. Der Schneider fragte: „Tressen?“ Er lachte. Die sollen Tressen tragen, die es notwendig haben. Ich brauche keine!“ So groß hatte er sich gedünkt. Andere waren froh, wenn sie die Tressen bekamen. Holzer zum Beispiel. — Wahrhaftig, Holzer! Siedend heiß fiel es Wolfmüller aufs Herz, daß er in der letzten Zeit ganz selten mehr mit Holzer verkehrte. Bär und seine Leute zogen ihn mehr an. War es vielleicht Holzer, der ihm da etwas eingebrockt hatte! Sakrament! —

Ach was! Dummes Zeug! Jetzt ist es vorbei! sprach sich Wolfmüller Mut zu. Auch sah er alsbald wieder das Auto vor sich. Er dachte nach. Es war schwer, Benzin zu bekommen. Einen Fahrer hatte man sofort. War doch der Offizierstellvertreter der Kompagnie als Leutnant zu den Kraftfahrern versetzt worden. Der hatte es schön genug gehabt, solange er da war, und konnte einem auch einen Gefallen tun. Er war auch mit bei Paula gewesen. Also!

Wolfmüller schnallte um und ging. Er hatte keine bestimmte Absicht. Nur heraus wollte er. Auf dem Hof stand die Ordonnanz. „Hast du den Major gehört?“

„Wohl, der hat schwer geschimpft! Es wird ja wohl nicht so gefährlich sein?" „Einerlei!" sagte der Feldwebel, „das Zeug muß fort, wenn auch nicht alles. Vielleicht kommt er noch einmal und schaut, wie es aussieht. Nimm den Teppich hinaus und zwei Sessel! Das genügt." „Und die Felle?" „Fort damit! Sie sind so wie so schon schäbig."

Wolfmüller ging weiter. Unwillkürlich schritt er seiner Wohnung zu. Dort angekommen, trat er vor den Spiegel, schaute sich wohlgefällig an, breitete mit geballten Fäusten die Arme weit aus und holte tief Atem: „Ach was! Gern haben könnt ihr mich alle miteinander mit eurem traurigen halbverhungerten Kommiß! Jetzt erst recht!" Im Spiegel sah er zwei Gewehre, die kreuzweise an der Rückwand hingen. „Natürlich!" sagte er dann laut, „so wird es gemacht, nicht anders!" Vergnügt zündete er sich eine Zigarre an und ging hinaus in die schöne helle Luft. Bald saß er hinter einem kräftigen Frühstück und einer Flasche Mosel. Eigentlich schmeckte ihm das Getränk nicht, aber es war doch eher etwas als der gewöhnliche Landwein. Er ließ sich Zeit, so daß er eben noch recht zur Parole kam. Als ihm der Duft von Naphtalin, Leder und Kommißbrot entgegenschlug, zog er die Nasenflügel hoch. Er stellte sich beim Befehlverlesen in den hintersten Winkel und paßte nicht auf. Was ging ihn der ganze Zauber an? Er hatte andere Dinge zu denken! Als die Parole vorüber war, befahl Wolfmüller in seinem nunmehr vereinfachten Dienstzimmer den Gefreiten Lipsky zu sich. Der Mann war ihm neulich als Zugang aufgefallen und vorgestern war sein Vater dagewesen und hatte sich erkundigt, ob für den Jungen Aussicht auf Beförderung bestehe. Er sei Einjähriger und nur durch seine Verwundung am Weiterkommen verhindert. Wolfmüller hatte die Auskunft gegeben, die er in diesen Fällen immer bereit hatte: „Die Herren Einjährigen müssen warten, bis es Zeit ist, und erst etwas leisten, wenn sie nachher die Herren sein wollen. Es gibt andere Leute, die das auch möchten!" Wolfmüller konnte die Einjährigen nicht leiden, weil er sich nicht sicher vor ihnen fühlte. Warum, wußte er nicht genau. Ihnen gegenüber zeigte er sich stets hart, wenn er auch das Lärmmachen mit andern Leuten schon längst als unnütz aufgegeben hatte. Nun war dieser Vater Lipski bei ihm gewesen in der Uniform als herzoglicher Lakai. Darauf baute Wolfmüller seinen Plan.

Der Gefreite Lipski stand vor dem Feldwebel stramm. „Sie wollen Offizier werden?" fragte ihn Wolfmüller und schaute ihm streng ins Gesicht. „Herr Feldwebel, wäre es möglich, zu einem Kurs kommandiert zu werden?" „Ihr Vater war deswegen bei mir. Was hat er eigentlich für eine Stellung beim Herzog?" Der Soldat wurde rot. „Er ist erster Kammerdiener." „So!" die Stimme des Feldwebels klang anerkennend, „da ist er sehr viel um den Herzog beschäftigt?" „Täglich, Herr Feldwebel!" „So, so!" Lipski war ein heller Bursche, der merkte, daß der Feldwebel etwas von seinem Vater erhoffte und nun auf halbem Weg mit der Sprache stecken blieb! Er kam ihm entgegen. „Wenn Herr Feldwebel befehlen, kann ja mein Vater nochmals herkommen!" Wolfmüller lächelte. „Allerdings! Es wäre mir angenehm, wenn er einmal vorbeikommen könnte!" Sehr freundlich fuhr Wolfmüller fort, als er ein glattes Lächeln in Lipskys Gesicht wahrnahm: „Sagen Sie mal, haben Sie kein Interesse für ein englisches Gewehr?"

Der junge Mann ging auf die Frage ein. „Gewiß, Herr Feldwebel! Aber wo soll ich eines herbekommen? Die Kontrolle ist scharf, wenn man von draußen kommt, und man hat an der eigenen Knarre genug zu tragen!" „Lipsky!" sprach wohlwollend der Feldwebel, „schicken Sie mir den alten Herrn. Dann können Sie sich hier etwas aussuchen!" Er deutete in die Ecke, wo mehrere Gewehre standen. „Über die andere Sache sprechen wir noch!"

Wenige Stunden später stand der alte Lakai vor Wolfmüller. Schmunzelnd begann er: „Was gibt's, Herr Feldwebel, sind Sie zufrieden mit meinem Sohn?" „Er ist ein tüchtiger junger Mann, der gern vorwärtskommen möchte", sprach salbungsvoll der Feldwebel. „Ich will ihm dabei nicht hinderlich sein, wenn auch unsereiner nicht so hoch hinauskann wie die jungen Herrn." „Darauf kommt es ja nicht so sehr an," sprach der alte Mann, „es gehört wohl dazu, wenn es gerade in der Karriere des Menschen liegt, aber es gibt doch auch einfache Leute, die etwas zu sagen haben, die in einflußreicher Stellung stehen." Der Lakai lächelte selbstgefällig. Wolfmüller glaubte ihn zu verstehen und ging geradeaus aufs Ziel los. „In diesen Zeiten, wo alles eingeschränkt und verboten ist, da braucht man gute Verbindungen, damit man zu dem gelangt, was einem von Gottes und Rechts wegen gehört. Es geht mit allem so, mit Essen und Trinken, einfach mit allem." Der Lakai seufzte. „Auch Hoheit schränken sich auf das alleräußerste ein. Der Hofstaat ist sehr vermindert, die Pferde zum größten Teil abgegeben, die Kraftwagen sind vermietet, es wird sehr gespart!" „Gewiß, aber Sie haben doch noch die Möglichkeit, die Autos zu benützen." Der Lakai empfand es wohltuend, daß Wolfmüller ihn anredete, als seien es seine Automobile, von denen die Rede war. „Na, es geht so, aber knapp!" versetzte er sehr zurückhaltend, ungewiß, wo es eigentlich hinauswollte. „Aber mein Wagen," fuhr Wolfmüller fort, „der kann stehen, weiß Gott wie lang, denn ich habe nicht einen Tropfen Benzin. Und das ist mein Anliegen: Können Sie mir nicht raten, wie man zu ein paar Kannen Benzin kommt? Sie können es doch sicher machen." Herr Lipsky faßte das Kinn mit der Hand: „Es ist sehr schwer! Es ist nicht so einfach. Nein! Aber für einen guten Freund kann man sich ja bemühen. Ich werde sehen. Durch meinen Sohn lasse ich Ihnen dann Bescheid sagen. So einfach ist es nämlich nicht. Sicher nicht!" Wolfmüller bedankte sich. Würdig verabschiedete sich der alte Mann: „Es war mir ein besonderes Vergnügen. Wenn ich meinen Sohn nochmals dem Herrn Feldwebel empfehlen darf. Er tut sein Bestes!" „Gewiß! Gewiß!" Die beiden schüttelten die Hände freundschaftlich.

Tags darauf brachte Lipsky der Jüngere den Bescheid, er könne der Ordonnanz zeigen, wo das Benzin zu holen sei. Die Niederlage, welche dem Hof liefere, sei schon unterrichtet, daß alles glatt vonstatten gehe. Wolfmüller forderte Lipsky auf, ein Urlaubsgesuch zu schreiben und freute sich seines Erfolges. Der Fahrer war eingetroffen. Nun konnte es losgehen. Wolfmüllers Augen strahlten, als er seinem Freund Bär mitteilte, es sei so weit. „Hast du eine Fahrterlaubnis?" fragte der gewissenhafte Geschäftsmann. „Wozu?" lachte ihm Wolfmüller ins Gesicht. „Erlaubnis? Wir tun, was wir wollen." (Fortsetzung folgt)



Zurück zur Schamhaftigkeit!

Von Victor Blüthgen †

Wir stehen mitten in einem nationalen Zusammenbruche, nach einem Weltkriege, wie ihn die Weltgeschichte kaum annähernd zu verzeichnen hat. Einem politischen, nationalen, wirtschaftlichen — vor allem leider Gottes auch moralischen Zusammenbruche. Es wäre tröstlich, glauben zu dürfen, daß wir den Tiefpunkt unserer Not erreicht haben, und daß es an der Zeit ist, zum Aufstieg zu rüsten. Jedenfalls kommt der in absehbarer Zeit, so sicher wie dem Schwerkranken die Rekonvaleszenz kommt, wenn nicht der Tod — und daß wir sterben, glauben und wünschen auch unsere Feinde nicht, denen wir zu siegen erlaubt haben.

In der Tat, wir sind die Opfer einer Seuche geworden, und wir stehen inmitten der Krisis. Das gibt einen Ausscheidungsprozeß nachher, und man muß darauf denken, wie man ihn unterstützen kann. Einer Seuche, die unser Vaterland in ein Irrenhaus verwandelt hat.

Ich rede hier vom moralischen Zusammenbruche, und zwar von einem besondern Kapitel. Es gibt deren da so viele, wie es Gebote auf den Tafeln gegeben, die Moses vom Berge Sinai heruntertrug. Hilflos schauen die Zehn Gebote, das ewige Gesetzbuch aller menschlichen Kultur, auf das Chaos sittlicher Verwüstung, das sich deutsche Republik nennt. Wenige Jahre sind es her, daß wir deutschen Dichter noch auf das Leitmotiv schworen: Am deutschen Wesen soll die Welt genesen. Heute sind wir das mitleidige Achselzucken unserer Feinde, deren sittlicher Tiefstand zu Beginn des Krieges unsre Empörung auflodern ließ, die in Lüge und Verleumdung, Raub- und Rachgier eine Welt gegen uns aufgehetzt und deren Sieg schließlich ein gemeiner Betrug ist.

Niemand hat bei uns gezweifelt, daß der deutsche Wein seine Hefe auf dem Grunde hat. Aber daß diese Hefe die kulturelle Verpflichtung unsres Volkes, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen, dermaßen in Unkultur und moralische Verwilderung kehren könnte, hat kaum jemand geglaubt, der stolz darauf gewesen, ein Deutscher zu sein. Das Zuchthaus hat die Stoßtruppen für eine Revolution geliefert, welche das vornehme Kunstwerk deutschen Staatenbaus zertrümmert hat und nun mit tastender Hilflosigkeit an einem Neubau flickt, dem doch nur die BauReste des alten Halt geben. Darin wimmelt es von Räubern, Mördern, Einbrechern und Gelegenheitsdieben, Fälschern und Betrügern, Wucherern und Spielern, die das Geschäft im Wettbewerb und als Sport betreiben. In unsauberen Händen wirbeln die Millionen durcheinander und werden in Orgien vergeudet mitten zwischen Dunkel, Hungern und Frieren; das gefestigte Eigentum wird wie von einem Erdbeben geschüttelt.

Und das Laster jubelt und tanzt, füllt Kino und Theater und verunreinigt die Lagerstätten, und die Dirnen fordern Gewerbefreiheit.

Und die Kunst leistet Helfershelferdienste! Der Kultus des nackten Fleisches im Dienst der Geschlechterfrage auf seiten der bildenden und der darstellenden

Künste, des nackten Geschlechtsverkehrs bis ins Perverse in der Dichtung! Die Blüte am Baum der Menschheit ist stinkend geworden!

Und damit bin ich beim eigentlichen Thema.

Die Schamlosigkeit ist Trumpf geworden. Sie proklamiert offen ihre Berechtigung, und die Logik findet Gedankengänge, um diese zu erweisen. Die Betonung der tierischen Bestimmtheit des Menschen ist große Mode im öffentlichen Leben geworden: im geselligen Verkehr der Jugend vorweg, in Belehrung bis in die Schulen hinein, in Theater, Tanzvorführungen und Kino, in Kunstausstellungen und Schaufenstern bis in die heimlichen Schubfächer der Papierhandlungen, in den schreienden Reklameplakaten des Anschlagwesens. Ja — in der weiblichen Kleidungs- und der sonstigen Herrichtung, die, wenn hochmodern, es kaum noch ermöglicht, die anständige Weiblichkeit von der aufdringlichen Dirne zu unterscheiden.

Nicht zum wenigsten in der Dichtung, in Drama, in erzählender Kunst wie Lyrik, männlicher wie weiblicher.

Wohl noch nie hat sich nackte Lüsternheit, von schamloser Brutalität bis zu gewürzt kokettem Spiel, im deutschen Volke öffentlich in der Weise breit machen dürfen, wie heute; noch nie ist die Waffe des Staatsanwalts als öffentlichen Sittlichkeitswächters so stumpf gewesen.

Sicherlich: die Hauptschuld, daß es dahin mit uns gekommen, den Nachkommen der gerühmten Germanen des Tacitus, tragen der Krieg und die Revolution. Der Krieg mit der unvermeidlichen Verwilderung des Feldlebens, der sittlichen Gefährdung in der Munitionsfabrikation und der Hungerblockade, welche die Menschen auf ihre elementaren tierischen Instinkte herabgedrückt hat — die Revolution, dafern sie in ihrem Kampfstadium bei der Unsicherheit ihrer Ziele zunächst alles Herkommen in Frage stellte, durch wirtschaftliche Verschiebungen einschneidendster Art der Zügellosigkeit Vorschub leistete und einer Schicht diente, der einstweilen noch die schwielige Faust das letzte Wort in der menschlichen Kultur bedeutet und der Magen das Letzte im Leben, zusammen mit eben der Geschlechterfrage. Dazu die Frauenfrage in ihrer zweischneidigen Lösung.

Es ist eine der tragischen Beigaben, mit denen die Revolution des 9. November auf die Welt gekommen, daß sie der Schamlosigkeit Bahn brechen mußte, und ihre intellektuellen Führer, denen sie über den Kopf gewachsen, haben reichlich spät Anläufe gemacht, dieser Herr zu werden.

Wohlgemerkt: die Bahn brechen. Sie ist in Wahrheit ein aufbrechender Geschwürrest aus der Sturm- und Drangzeit der literarischen Jugend der achtziger und neunziger Jahre, aus der doch ein paar unserer Ersten hervorgegangen sind; und wäre ohne Krieg und Revolution glatt verheilt, während sie uns so eiternd das Blut verseucht und die Luft verpestet hat. Der Naturalismus, der damals von Frankreich herüberwehte, traf auf eine Generation starker junger Talente, die erfolghungrig nach etwas Neuem ausspähten, ihr Temperament in beide Hände nahmen und das Geschlechtsleben gegen die zur Prüderie gewordene Schamhaftigkeit jener Zeit ausspielten.

Hätte sie die Grenze berechtigter Ansprüche innegehalten, so wäre dagegen nichts zu sagen gewesen. Aber es kam, wie ich einmal gesagt habe: Hat man genug vom Elfenschnack, so kommen die Rüpel tanzen. Die geladene Sinnlichkeit

der Jugend schlug um sich; aber sie dichtete nicht nur Bohême, sie lebte sich auch in Bohême und Anarchie aus. Und sie machte Schule bei der Jugend, in erschreckendem Maße; immer weiter, in den geweihten Vorbehalt des Ehelebens hinein.

Sie hielt eben dem abgelebten Extrem der Prüderie das gegenteilige der Schamlosigkeit entgegen. Ostentativ, mit einem „Nun gerade!“

Das hat mit den neunziger Jahren seinen Höhepunkt überschritten. Es flaute bis zum Kriege ab, aber es erstarb nicht, weder in der Literatur noch im Leben.

Und heute?

Der Ekel schüttelt einen vor einer zur Propaganda der Geilheit mißbrauchten Kunst, vor einer Literatur, die das Gottgeheimnis unseres Werdens zur Posse herabwürdigt oder mit breitem Grinsen oder bewußter Selbstgefälligkeit in Vers und Prosa nackt am Tageslicht herumzerrt, vor einer gepaarten Jugend, der die Lüsternheit aus den Augen sieht, vor einer Welt- und Lebensanschauung, die die Unkeuschheit als berechtigte Selbstverständlichkeit predigt...

Zurück zur Schamhaftigkeit!

Nicht zur Prüderie der Marlittzeit, aber das Geheimnis tiefsten, süßesten, schrecklichsten Erlebens in geweihten Händen tragen!

Man muß in jener Zeit jung gewesen sein, wo die Scham auf dem Throne saß, um das voll zu würdigen. In der Zeit der „blöden Jugendeselei“, die Heines „Du bist wie eine Blume“ geboren hat. Nur die Schamhaftigkeit hat den Schlüssel zu den letzten, unvergeßlichsten Wundern von Süßigkeit, die die Liebe zu geben hat. Bedauernswerte Jugend, die man — die sich — darum betrügt!

Mehr noch: die Schamhaftigkeit ist der Anfang und der Wächter am Tor zu der Kultur. Das hat die Menschheit schon vor Jahrtausenden begriffen. Adam und Eva in der Bibel, als sie geschlechtsbewußt geworden, machen sich Feigenblattschürzen — das ist der Anfang der Schamhaftigkeit; und der Herrgott legitimiert sie, denn er macht ihnen Röcke aus Fellen.

Sie ist der erste Schritt des Menschen über das Tier hinaus. Die Verleugnung der schreiendsten Beweise seines tierischen Ursprungs.

Selbst die wildesten Völker bekennen sich dazu. Vom Feigenschurz zur Bekleidungsfrage, der Absage an die Nacktheit. Die Wilden täuschen wenigstens das Empfinden durch Bemalen und Tätowieren des Körpers. Wo die Kultur Kleidung schaffte, kam es schließlich zu Formen, welche die des Körpers völlig wegzutäuschen strebten. Nur das Baden und die Kunst wahrten seine Rechte, aber doch immer in Grenzen, welche die sexuelle Schamhaftigkeit gezogen.

Es ist ein einfacher logischer Schluß und die Geschichte bestätigt ihn, daß mit dem Versagen dieser die gesamte Kulturerrungenschaft des Menschenwesens in Frage gestellt wird. Nicht umsonst hat der Veredelungstrieb der Menschheit sie zu allen Zeiten bannerhoch herausgestellt, haben Staatswesen und Religionen sie unter ihren besonderen Schutz genommen. Selbst der naivsten Lösung des Problems im alten Heidentum, das dem Geschlechtsleben besondere Kulte weihte, liegt die Empfindung dafür zugrunde, und neben ihrer Venus hatten die Römer ihre Vesta, die keusche Göttin der Verhüllung, und sie haben keine Göttin ernsthafter und ehrerbietiger behandelt als diese!

Zurück zur Schamhaftigkeit!

Es handelt sich um den Adel und die Würde der Menschheit, um die entscheidendste Probe auf ethische Kultur, die in der Herrschaft über den Leib wurzelt: um die Herrschaft über den stärksten aller Triebe, dem wir unser Dasein verdanken — unser höchstes Glück und unser tiefstes Leid.

Es gibt keine andre Kultur, als die ethische Kultur. Und die Schamlosigkeit ist die Schrittmacherin für die Herrschaft des Geschlechtstriebes im öffentlichen Leben bis zu ihrem letzten Wort: der Alleinherrschaft. Man täusche sich nicht mit dem Glauben, daß man Fangeball mit ihr spielen könne. Das einzige Volk, dem das bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, so elastisch wie es veranlagt ist, und das infolgedessen die Schamlosigkeit im geschlechtlichen Sinne zum Exportartikel für alle Welt gemacht hat, sind die Franzosen, nach denen man schon im späten Mittelalter eine Geschlechtskrankheit benannt hat. Es büßt dafür mit einer Unterbilanz seiner Geburten und muß sich heute zur Verteidigung seiner Existenz afrikanische Neger zur Hilfe holen. Seinen Mangel an ethischer Kultur aber verschleiert es durch Zivilisation, die eine Formfrage bedeutet. Alle andern Völker, die dieses Fangeballspiel versuchten, sind daran gescheitert. Das untauglichste dafür aber ist das germanische — die Franzosen haben ihm das hundertmal ins Gesicht gesagt. So plump wie es veranlagt ist, in allem aufs Ganze zu gehen. So eindrucksfähig wie es ist.

Deutschland hat immer die besten Bedienten geliefert, sagt Immermann. Und heute, im großen Freiheitsdusel?

Es ist in tödlicher Gefahr, zum Bedienten der Schamlosigkeit zu werden. Es geht um seine Seele. Wenn das Geschlechtsleben Herr über seine Phantasie wird, stumpft es alle feineren Regungen der Seele ab bis zur Bedeutungslosigkeit, bricht es dem deutschen Idealismus das Rückgrat, läßt es nichts neben sich gelten als den Hunger, wirft es uns zu den Hunden der Straße zurück, zu den Anfängen unserer Kultur. Unsern Mädchen wird es keine Schande mehr sein, zur Dirne zu werden, das eheliche Treuegelöbnis eine Farce auf einem Hintergrunde von Ehetragödien, die nicht mehr der Ehre, sondern der Eifersucht gelten. Unsere Kunst wird zum Himmel stinken, unser gesellschaftliches Leben nach Bordell riechen.

Man sage nicht, ich male zu schwarz, es ist heilnötig; ich bin ein Prediger in der Wüste, wir auf abschüssiger Bahn, bei der es bekanntlich immer rascher abwärts geht. Das schlimmste ist: es geht um unsre Jugend, die unsere Zukunft bedeutet, denn der Träger dieser Verderbnis ist der Geschlechtsinstinkt, und der ist das Vorrecht der Jugend und die stärkste aller Triebkräfte. Der gesamten Jugend, hoch und niedrig. Räuber und Mörder sind Ausnahmserscheinungen; der Einbrecher und Diebe, der Fälscher und Betrüger, Wucherer und Spieler ist in absehbarer Zeit Herr zu werden, so beschränkt wie ihre Zahl trotz des Anwachsens ist, die wirtschaftliche Not und der soziale Wirrwarr, die Quelle dieses Anwachsens, werden ihr Ende naturgemäß erreichen. Die Verwahrlosung des Geschlechtslebens aber durchseucht den ganzen Volkskörper, die Jugend von heute infiziert die nachfolgende, vererbt eine Brutalität des Empfindungslebens, deren Unbeherrschtheit alle feinen Kulturblüten dieses Lebens erstickt.

Zurück zur Schamhaftigkeit — was können wir dazu beitragen?

Vorweg das Problem mit allem Ernst ins Auge fassen. Nicht leicht nehmen.



Es ist freilich bequem, die Dinge laufen zu lassen in der Hoffnung, daß die allgemeine Beruhigung der Verhältnisse auch hier zur Einkehr führen wird. Aber schon da, wo diese Hoffnung berechtigter wäre, greift die Vorsicht mit wachsender Festigkeit ein. Hier aber heißt's: Erst recht!

Nur das Wie? ist die Frage.

Das Panier der Schamhaftigkeit öffentlich aufpflanzen und ihm Gefolgschaft leisten in Worten und Werken, unbekümmert um alles Wenn und Aber. Nicht den stummen Hund spielen, wie die Bibel sagt, sondern mittun im Kampf gegen die Schamlosigkeit, jeder im Bereich seiner Möglichkeit. Protestieren, wie und wo immer. Alle Bestrebungen energisch unterstützen, die darauf hinauslaufen, sie zu dämmen und zu beseitigen. Schon hat sich in Düsseldorf ein Verein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit aufgetan, der bereits über 30 000 Mitglieder zählt und folgenden Beschluß gefaßt hat:

„Wir verpflichten uns, in jenen Geschäften nichts zu kaufen, die durch Ausstellung anstößiger Bilder, Schriften und anderer Gegenstände die guten Sitten verletzen, auch keine Zeitungen und Zeitschriften zu halten, die durch Inhalt oder Anzeigen die Sittlichkeit gefährden.

Wir werden die das sittliche Empfinden verletzenden Theater- und Kinovorstellungen nicht besuchen, auch unsere Angehörigen, insbesondere die Kinder, von denselben fernhalten.

Jeder Verletzung der guten Sitten werden wir mit Entschiedenheit entgegentreten und die Beseitigung der Ärgernisse nachträglich anstreben.

Von den Behörden erwarten wir, daß sie Ausschreitungen unsittlicher Art mit Schärfe ahnden.

Wir bitten unsere Mitbürger, sich unseren Selbsthilfemaßnahmen mit Entschiedenheit anzuschließen, insbesondere auch den Kindern das Betreten von Geschäften der oben erwähnten Art zu verbieten sowie die Benutzung von Leihbibliotheken, in denen Bücher unsittlichen oder die Sittlichkeit gefährdenden Inhaltes ausgegeben werden, zu untersagen."

Soviel Sätze, soviel Wegweiser. Man sollte sie in Massendruck öffentlich allenthalben anschlagen. Das entscheidende Wort gegenüber dem Hohnlachen des Lasters haben die Behörden. Ebenso wie gegen perverse Gedankengänge, die seinen Anwalt machen. Schon proklamiert die bolschewistische Jugend in Jena volle Freiheit in Schule, Hochschule, Elternhaus, Staat, Religion und Erotik. Und das Kultusministerium überlegt sich die Sache!

In der Tat:

Es gilt nicht nur, mit Fleiß zu baun
Am deutschen Vaterlande.
Viel lieber nie ein Ende schaun,
Als eins mit Schmutz und Schande.
Steht's wieder da nach langer Frist
Mit Wahren und mit Wehren,
So sei's, was es gewesen ist:
Ein Deutschland hoch in Ehren!



Traum des Herrn Nepomuk Eisenkraut von der parlamentarischen Weltregierung

Von Askan Schmitt

Ich habe schon manchen seltsamen Traum gehabt, aber einen so merkwürdigen wie in der vergangenen Nacht vielleicht doch noch nicht. Ich träumte, es wäre eine mächtige Bewegung nicht nur im deutschen Volke, sondern in der ganzen Menschheit entstanden, die verlangte, daß der liebe Gott die Welt nicht mehr wie bisher absolutistisch, sondern parlamentarisch regieren solle. Überall schrieb man Artikel in diesem Sinn und nahm im gleichen Sinne Resolutionen in den Volksversammlungen an. Manchmal wurde auch ein sehr entschiedener Ton angeschlagen, namentlich von den weiblichen Agitatoren, ich hörte z. B. eine Rednerin sagen: Der alte Herr solle nur in seinem eigenen Interesse den Bogen nicht überspannen, sonst könnte er es wieder einmal, wie schon einmal in der französischen Revolution, erleben, überhaupt abgesetzt zu werden. Dann sickerte auch ein Gerücht durch, wonach beim lieben Gott selber Neigung vorhanden wäre, dem allgemeinen Wunsche der Menschheit entgegenzukommen.

Es fehlte aber auch nicht an der allgemeinen Stimmung entgegengesetzten Meinungen. So erließ eine Anzahl hervorragender Theologen positiver Richtung ein Gutachten, in dem das Verlangen nach der Parlamentarisierung der Weltregierung als eine wahnwitzige Ausgeburt kranker Menschengehirne erklärt wurde. Gewiß, hieß es weiter, sei die Zeit des Absolutismus in der Politik vorüber. Aber irgendwo in der Welt müsse es noch etwas Absolutes geben, und dieses notwendige Absolute sei eben Gott, der also als das absolut Absolute gar nicht anders als absolut regieren könne. Das sei schon seit Ewigkeit so gewesen und müsse und würde auch in Ewigkeit so bleiben. — Diesem Gutachten trat allerdings eine Gegenkundgebung einiger hervorragender Theologen liberaler Richtung entgegen. Zuzugeben sei ohne weiteres, hieß es darin zunächst, daß die Weltregierung bisher seit Ewigkeit absolut gewesen sei. Ob sie es aber auch in Ewigkeit bleiben würde, sei wieder eine andere Frage, und diese bedingungslos bejahen, hieße doch vielleicht dem Willen Gottes vorgreifen. Man müsse aber nicht päpstlicher als der Papst und göttlicher als Gott sein wollen. — Ich habe die beiden ziemlich lang gehaltenen Erklärungen natürlich nicht mehr in ihrem Wortlaut in Erinnerung, glaube aber ihren wesentlichen Inhalt dem Sinn nach richtig wiedergegeben zu haben.

Während die Menschen noch so und ähnlich hin und her stritten, kam eines Tages die große Überraschung: der Erzengel Gabriel kündete in amtlichem Auftrag die Einberufung eines von den Menschen zu erwählenden Himmelsparlamentes an, dem der liebe Gott eine erhebliche Mitwirkung an der Weltregierung bewilligen wolle. Die nun entstehende Begeisterung kannte keine Grenzen. Alles jubelte über „die neue Weltära“, „die mündig gewordene Menschheit“ und sonst so ähnlich. Und dann ging es an die Vorbereitung der Wahlen.

Die Positiven hatten dabei mancherlei Anulkung zu bestehen und man sagte ihnen, daß sie, die noch vor kurzem den Gedanken eines Himmelsparlamentes für eine wahnwitzige Ausgeburt kranker Menschengehirne erklärt hätten, sich doch eigentlich unmöglich an den Wahlen zu einem solchen beteiligen könnten. Sie antworteten aber sofort, von Wahlenthaltung sei keine Rede bei ihnen, sondern sie würden sich auf den Boden der Tatsachen stellen und nun gerade zersetzenden Elementen entgegenzutreten suchen. — Auf der Höhe der Situation fühlte sich die liberale Theologie. Wenn die Allweisheit Gottes, hieß es in ihrem Aufruf, überhaupt noch eines Beweises bedurft hätte, so sei er jetzt durch seinen Entschluß der parlamentarischen Weltregierung gegeben. Die Religion aber würde nicht, wie rückständige Kreise meinten, unter dem neuen System leiden, sondern im Gegenteil gerade jetzt in den breiten Schichten des Volkes an Ansehen und Sympathie gewinnen. Und dann kam noch wieder sowas von neuer Weltära, mündig gewordener Menschheit oder so ähnlich. — Ähnlich, wenn auch aus ganz anderen Gründen als die Positiven, waren die Monisten in eine etwas schwierige Lage gekommen. Konnten sie, die Gott überhaupt nicht anerkannten, in ein von Gott einberufenes Himmelsparlament eintreten? Ihr radikaler Flügel verneinte die Frage entschieden, drang aber nicht durch damit, sondern es siegte die Meinung derer, die erklärten, gerade jetzt sei eine günstige Gelegenheit, rückständigen Elementen entgegenzutreten, und auch ein Monist könne unter Umständen Gott anerkennen, wenn man nämlich den Begriff Gott als ein Synonym für das gute Prinzip auffasse. Unter diesem Vorbehalt wurde auch monistischerseits in die Wahlbewegung eingetreten.

Endlich kam auch der große Tag der feierlichen Eröffnung des Himmelsparlamentes durch den lieben Gott, die leider durch einen peinlichen Zwischenfall gestört wurde: Der Teufel wollte auch hinein, denn er sagte, es fehle bisher noch an einer in jedem Parlament üblichen grundsätzlichen Opposition, da die Gewählten, so sehr ihre Richtungen auseinandergingen, doch im Grunde eigentlich alle für Gott und die Religion seien. Der Versammlung bemächtigte sich eine lebhafte Erregung, und die Rechte formulierte eine Eingabe, in der die hohe Himmelsregierung ersucht wurde, den frechen Störenfried sofort in den tiefsten Höllenpfuhl zu schleudern. Der liebe Gott aber meinte, er wäre in diesem Falle vielleicht zu sehr Partei und stellte dem Himmelsparlament selber die Entscheidung anheim. Es trat nun gleich ein Ausschuß zusammen und verkündete nach kurzer Beratung als Beschluß: „Auf die vom Gesuchsteller vorgebrachte Frage der Notwendigkeit einer grundsätzlichen Opposition sachlich einzugehen, erübrigt sich, da er es versäumte, sich auf Grund dieses seines Programms um ein Mandat überhaupt zu bewerben, geschweige denn eines zu erlangen. Gesuchsteller hat den Verhandlungssaal sofort zu verlassen." Da der Teufel immer noch keine Miene zum Gehen machte, erhoben sich stürmische Rufe, wie „Raus mit dem Kerl!" und „Wo bleiben die himmlischen Heerscharen?" Der liebe Gott aber sagte: „Bitte, meine Herren, regen Sie sich doch nicht so auf!" und fuhr, sich zum Teufel wendend, fort: „Daß Sie meinen Wünschen nicht zu folgen pflegen, habe ich bisher immer hingehen lassen. Jetzt sind aber andere Zeiten angebrochen, und soeben ist ein Majoritätsbeschluß gegen Sie gefaßt worden. Also bitte." Da sah der Teufel ein, daß es

Ernst geworden war und wandte sich zum Gehen, sah dabei aber so traurig aus, daß der liebe Gott Mitleid bekam und sagte: „Wenn Sie etwa unseren Verhandlungen nur ganz ruhig als Zuhörer beiwohnen wollen, so wird dem ja nichts im Wege stehen.“ Darauf ging der Teufel auf die Tribüne, wo er in der Nähe der Journalisten Platz nahm.

So war der peinliche Zwischenfall erledigt, das Himmelsparlament konstituierte sich und nahm seine Arbeiten auf. Ich habe das weitere nun leider nicht alles im einzelnen behalten können, vielleicht fällt mir später noch manches wieder ein, dann will ich's ja gerne noch erzählen. Augenblicklich erinnere ich mich nur noch, daß die Schaffung einer für alle Menschen geeigneten Einheitsreligion eine Hauptrolle spielte. Es gab dabei sehr erregte Debatten, und der schließlich mit einer knappen Mehrheit zustande gekommene Beschluß wurde kurz danach wieder allseitig als ein klägliches Kompromißwerk bezeichnet, das nach den Neuwahlen einer gründlichen Revision unterzogen werden müßte. Und über den Ausfall der Neuwahlen überschüttete man sich gegenseitig mit den verschiedensten Prophezeiungen. —

Ich pflege nach dem Erwachen von meinen Träumen mir häufig die Frage vorzulegen: ist es nun gut oder ist es schade, daß das Geträumte nur ein Traum war? Nach diesem Traum von dem Himmelsparlament sagte ich mir zunächst, daß es doch gut sei, daß oben der Parlamentarismus noch nicht eingeführt, sondern noch absolutistisch regiert würde. Aber ich muß gestehen, daß mir später auch manchmal eine andere Anwandlung kam. Ich habe nämlich gute Freunde, die, obschon sonst ganz nette Menschen, mir manchmal von ihnen verfaßte Artikel und Broschüren zuschicken, in denen sie darlegen, wie die Welt ganz anders eingerichtet sein müßte, als sie ist und meine Meinung über ihre Meinungen wissen wollen. Da komme ich dann jedesmal in eine tödliche Verlegenheit, denn einerseits bin ich ein gutmütiger Mensch, der gerne seinen Freunden recht gibt, aber andererseits bin ich mit der Welt so, wie sie nun mal der liebe Gott eingerichtet hat, ganz zufrieden. Aus solcher Verlegenheit gäbe es aber einen sehr einfachen Ausweg, wenn das von mir Geträumte Wirklichkeit wäre, denn dann könnte ich einfach sagen: „Ja, Kinder, mit so was müßt ihr mir nicht kommen, sondern das müßt ihr beim Himmelsparlament einreichen.“

Aus der Ferne · Von Helene Brauer

Fühlst du auch, wie sich einte,
Dein Traum dem meinen zur Nacht?
Meine Sehnsucht, die müdgeweinte,
Hat die Augen zugemacht.

Über die Gartenmauer
Wirft der Mond den Silberspeer:
Die dunklen Brunnen der Trauer
Rauschen nicht mehr.



Schlüsselblumenbach

Von Bernhard Flemes

Ueberall am Bache ist die Erde aufgebrochen und hat ihren goldenen Reichtum quellen lassen. Überall ballen sich die Schlüsselblumenhorste, am Uferborde, zwischen den Silbsternen, in hohlen Baumstümpfen, auf der umsprudelten Sandbank mitten im Bachbett. Lungenkraut bildet blaurote Polster, Wildveilchenkissen liegen zerstreut, und aus den Schachtelhalmen lugt blauäugig und vertraut das Leberblümchen, während Feigwurz und Milzkraut sich mühen, des Fallaubes Herr zu werden. In allen Büschen und Wipfeln schwillt das Gewölk der Vogellieder. Ist aber ein Augenblick der Stille, so schwingen braune Hummeln dröhnend von Blüte zu Blüte.

Der gelbe Schein der Schlüsselblumen leuchtet vom Bachgrunde bis zu dem hohen Acker hinauf, wo der Bauer seinen Hafer eggt. Als er mit der einen Seite fertig ist, läßt er sein Gespann stehen, zieht sein Frühstücksbrot aus der Tasche und schreitet damit, große Stücke abschneidend und bedächtig in den Mund schiebend, in den Bachgrund hinunter, wo er sich auf den Grenzstein neben die Weide setzt, deren rote Ruten in der Sonne flammen.

Unaufhörlich wirken die Lerchen am Liedernetz, das sie vom grünen Acker in die blausilbrige Höhe spannen. Kommt der Wind, so schwankt das Netz hörbar hin und her.

Der Bauer kaut, schneidet Brot und kaut wieder. Mitten in dem Blühen, Duften und Jubeln sitzt er und kaut, scheint es nicht zu merken, daß tausend Seelchen sich von Baum und Blüte, von Wasser und Erde, aus Sonne und Singen heben und einen holden Reigen um ihn schlingen. Sein Brotschneiden wird immer bedächtiger, sein Kauen langsamer. Endlich ist er fertig. Das Messer hängt schlapp in seiner Rechten. Er vergißt, es einschnappen zu lassen und wegzustecken. Sein hartholzenes Gesicht, darin über sechzig Jahre ihre Spuren geschnitzt haben, entspannt sich, wird weich. Seine Augen werden blicklos, denn die Blicke sind ihnen entschlüpft und streifen zwischen Bachgesprudel, knospendem Buschwerk und bunten Blüten.

Auf dem Acker hat die weiße Liese dem braunen Hans den Kopf über die Kruppe gelegt. Der Hans erwidert die Zärtlichkeit lässig. Dann klingt die Kinnkette, knurscht das Leder des Geschirrs.

Der Bauer hört es nicht. Er träumt. Fast fünfzig Jahre träumt er zurück. Da war Frühling, und er ging mit seinesgleichen nach dem Bache, wo die Weiden wuchsen, und schnitt „Puckfleutjen“ aus Weidenzweigen. Das hat er damals bald vergessen müssen, als der Vater starb und der Hof sich breit und protzig vor ihn stellte und ihn anherrschte: Ich bin da! Aber er hat es doch noch einmal wieder gelernt, das Puckfleutjenschneiden. Das sind nun über dreißig Jahre her, und Marie war damals zwanzig und strahlte vor Kraft und Frische wie eine Kaiserkrone vor sonniger Hauswand. Ja, damals hat er in diesem selben Bachgrund Flöten geschnitten und ihr vorgeblasen.

Der Bauer träumt.

Aber plötzlich erhebt er sich, faßt das Messer fester, schneidet eine Rute und sitzt wieder auf dem Grenzstein, wo er sie hämmert, bis die Flöte reif ist. Dann setzt er sie an die Lippen, und ungefüge stolpert das Fiep, Fiep! und Tüt, Tüüt! in den jungen Wald.

In der Nähe tauchen die braunen Gesichter der Männer aus dem Waldhause zwischen den Büschen auf. Sie hören das Flöten, sehen den dudelnden Alten, lächeln und ziehen sich still zurück.

Und Liese legt dem Hans ihren Kopf auf die Kruppe. Das Leder knurscht und die Kinnkette klirrt. Und immer wogt und klingt das Liedernetz der Lerchen zwischen Himmel und Erde.



Mozartphantasie

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Die Meißner Äffchen grinsen vom Kamin
Und schwenken putzig Flöte, Horn und Geigen,
Des Dirigenten Stab zieht Melodien,
Unhörbare, aus porzellanenem Schweigen.

Hoch steigt des Saales weißes Rokoko,
Und aus dem Flügel, dran ich spielend träume,
Wehn Mozarts Melodieen, hell und froh
Wie Taubenschwärme, in des Parkes Bäume.

Und wie sie flattern um den Sandstein-Zeus,
Hebt dessen Adler dräuend seine Blitze,
Nun ziehn sie vor den Hecken, scheu und weiß,
Und steigen auf zur höchsten Turmesspitze ...

Das Meißner Äffchen zuckt den Stab behend,
Sein Posaunist folgt ihm mit Hand und Miene,
Zur Geige flüstert stolz der Dirigent:
„Heut' bringen wir süperb die Kavatine!“





Kolonialpolitik einst und jetzt

„Nur wenn wir wieder draußen in der Welt in großen Kolonien ein Feld der Tätigkeit haben, kann Deutschland darauf rechnen, im friedlichen Wettbewerb der Nationen eine seiner Volkszahl und seinen Fähigkeiten angemessene Stellung zurückzuerlangen. An diesem Ziele halten wir fest."

Es ist der letzte Gouverneur von Deutsch-Ost-Afrika, Dr. Heinrich Schnee, der mit dieser Hoffnung sein Buch über „Deutsch-Ost-Afrika im Weltkriege" (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, geh. 15 M, geb. 20 M) beschließt. Man steht vor dieser Hoffnungsfreudigkeit um so erstaunter, als Dr. Schnee die Kaltblütigkeit, mit der England den Raub der deutschen Kolonien begründet, und die Heuchelei, in der es die deutsche Verwaltung als unsittlich und verworfen zeichnet, in voller Schärfe erkannt hat.

Bekanntlich ist in der Antwort der Feinde auf die deutschen Bemerkungen zu den Friedensbedingungen vom Mai 1919 mit besonderem Behagen darauf hingewiesen: daß Deutschlands Verlangen unerfüllbar sei im Hinblicke auf die Interessen der eingeborenen Bevölkerung.

„Es genügt, auf die deutschen amtlichen und privaten Zeugnisse vor dem Kriege und auf die im Reichstag besonders von den Herren Erzberger und Noske erhobenen Anklagen Bezug zu nehmen, um ein Bild von den kolonialen Verwaltungsmethoden Deutschlands, von den grausamen Unterdrückungen, den willkürlichen Requisitionen und den verschiedenen Formen von Zwangsarbeit zu erhalten, die weite Strecken von Ost-Afrika und Kamerun entvölkert haben, ganz abgesehen von dem aller Welt bekannten tragischen Schicksal der Hereros in Südwest-Afrika.

Deutschlands Versagen auf dem Gebiete der kolonialen Zivilisation ist zu deutlich klargestellt worden, als daß die Alliierten und Assoziierten Mächte ihr Einverständnis zu einem zweiten Versuch geben und die Verantwortung dafür übernehmen könnten, 13 bis 14 Millionen Eingeborener von neuem einem Schicksale zu überlassen, von dem sie durch den Krieg befreit worden sind."

Englischen Quellen zufolge sollen inzwischen zwar die Eingeborenen des Kilima-Ndscharo-Gebietes sich für die englische Herrschaft erklärt, hingegen die Eingeborenen der Landschaften von Usagara bis zum Rufidschi und vielleicht sogar bis zum Rovuma sich für den Verbleib unter deutscher Herrschaft entschieden haben. Das hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit insofern, als Lettow-Vorbeck zwar anfangs gegen die britische Uganda-Bahn mit besonderem Erfolge kühne Handstreiche vollführt, dann aber sich genötigt gesehen hat, vor britischen Truppenmassen nach der Mitte der Kolonie auszuweichen, von wo er dann später durch Ukami hindurch bis ins portugiesische Gebiet südwärts zog, um dann wieder in unser westliches Zentralgebiet und von dort nach Rhodesien zu kommen, wo die Nachricht von dem unheilvollen Friedensschlusse ihn erreichte.

Dr. Schnee läßt, gestützt auf die auch in der gemeldeten Abstimmung zum Ausdrucke kommende Haltung der Eingeborenen und ihre aufopferungsfreudige Hingabe an die deutsche

Sache, die ganze Flut von Beschimpfungen und Beschuldigungen folgen, die seitdem von feindlicher Seite über die deutsche Verwaltung sich ergossen hat. In dankenswerter Sachlichkeit und klarer Anschaulichkeit stellt er demgegenüber heraus, wie in mathematischem Gegenteile zu diesen Behauptungen und mit allerbestem Erfolge die kaiserliche Verwaltung bestrebt gewesen ist, die eingeborene Bevölkerung sittlich zu heben, wirtschaftlich zu schützen und zu einem Wohlstande emporzuführen, der in keinem anderen Negerlande der Welt erreicht ist. Er verzichtet darauf, die deutsche Verwaltung mit der belgischen zu vergleichen, die trotz aller Kongo-Greuel und trotz ihrer im Jahre 1915 noch 21 großen polizeilichen und 9 militärischen Operationen gegen Aufständische von den Engländern und ihren Verbündeten jetzt als ein Muster von Kultur gepriesen wird. Immerhin betont er mit Recht die beißende Ironie der Geschichte, daß unter dem Wilsonschen Programm gerade den wegen schlechter Behandlung der Eingeborenen berüchtigten Belgiern ein Mandat über weite Teile Deutsch-Ost-Afrikas übertragen worden ist, und zwar gerade über solche Eingeborene, die unter unserer Herrschaft friedlich und zufrieden waren, gegen die belgische Bedrückung aber sich in blutigem Aufstande aufgelehnt hatten. Daß die deutsche Kolonialverwaltung Gutes geleistet hat, ist ja bekanntlich von den Angelsachsen oft genug anerkannt worden, und Dr. Schnee weist insbesondere auf die allen alten Kolonialpolitikern bekannten Äußerungen und unter diesen namentlich auf die von dem bekannten englischen Kolonialgouverneur Sir Harry Johnston hin: „Wenn von den großen Kolonialvölkern der Welt geredet wird, ist es schwierig, zwischen den Deutschen und Engländern einen Unterschied zu machen."

Nun, wir dürfen diese Äußerung Johnstons doch ergänzen durch das Urteil der Eingeborenen selbst, die auf Kisuahili sagten: „Wadatschi maneno mkali, laikini roho msuri: Wengeresa maneno msuri, laikini roho kali." Zu Deutsch: „Die Deutschen haben harte Worte, aber ein gutes Herz, die Engländer gute Worte, aber ein hartes Herz."

Wie nicht anders zu erwarten stand, ist das Buch des Gouverneurs Dr. Schnee mit der Zurückhaltung geschrieben, die seiner amtlichen Stellung entspricht. Manches hätte um der Sache willen stärker herausgehoben werden dürfen, insbesondere z. B. die überaus schädliche heimische Kolonialhetze, die sich in dem von England angezettelten Hereroaufstande und auch in Deutsch-Ost-Afrika, z. B. im Falle Peters, auf englische Ränke gestützt, nicht genug tun konnte in der Verleumdung und Beschimpfung der unter den harten Gefahren des Tropenlebens dort ihre Pflicht erfüllenden Beamten und Offiziere. Immerhin: wer sich die Mühe nimmt, das in seiner Kühle und vornehmen Zurückhaltung nicht gerade aufrüttelnd wirkende Buch mit der erforderlichen Sorgfalt zu lesen, wird mit bestem Eindrucke von der Gesamtarbeit scheiden, die beweist, was wir an Deutsch-Ost-Afrika verloren haben. Als einen nicht unbeträchtlichen Fehler wird der mit der Geschichte Deutsch-Ost-Afrikas vertraute Kolonialpolitiker bezeichnen müssen, wie der Verfasser über die ersten Jahre der Besitzergreifung flüchtig hinweggeht. Daß dies nicht etwa in Verkennung der erheblichen Leistungen der ersten Kolonialpioniere und des „heroischen Zeitalters" der ostafrikanischen Politik beruht, ist durch die Herzlichkeit erwiesen, in der Dr. Schnee in einem für den Nationalverband deutscher Offiziere gehaltenen Vortrage kürzlich nicht nur von den kolonialpolitischen Verdiensten des Dr. Karl Peters, sondern noch mehr von dem tiefgreifenden Einflusse unserer kolonialpolitischen Jugendzeit auf die Erweckung des Nationalbewußtseins gesprochen hat. Ob er in der Gegenüberstellung der von ihm als „Militärgouverneure" bezeichneten Männer zu den zivilen Verwaltungsgouverneuren immer das Richtige getroffen hat, wird dem Eingeweihten wohl in mehr als einer Hinsicht fraglich erscheinen. An dem guten Gesamteindrucke des Buches ändert es aber sicherlich nichts.

Nur einen Zug wünschte man sich etwas stärker herausgearbeitet. Der Verfasser hat klar erkannt, daß erst die Nyassa-Bahn die ostafrikanische Handelsbilanz einigermaßen aktiv gemacht hat. Gleichwohl kommt man nicht von dem Eindrucke los, daß eine gewisse Vor-

liebe für prunkvolle äußere Vertretung der Regierung, wie das Kolonialamt sie in die Verwaltung, insbesondere Deutsch-Ost-Afrikas, hineingetragen hatte, auch ihm wertvoller erschienen ist, als der Ausgang unserer dortigen Herrschaft schließlich gerechtfertigt hat. Diese Äußerlichkeiten haben ja unbestreitbar insofern ihr Gutes gehabt, als sie den Eingeborenen und den höher stehenden Asiaten den Glanz der deutschen Macht vor Augen stellten. Aber was nützte schließlich die Pracht der zu Kaisers Geburtstage ganz im Stile des Potsdamer Lustgartens abgehaltenen Paraden, und was die auf Seite 7 so prächtig geschilderten Elektrizitätswerke, Druckereien, Eisfabriken, Soda- und Seifenfabriken, Möbeltischlereien, was die Brauerei und alle sonstigen Annehmlichkeiten für die Beamten, da es „an der ganzen ostafrikanischen Küste keine einzige Befestigung oder auch nur Minensperre“ gab, und „unsere sämtlichen Küstenstädte offene Plätze waren, denen sich feindliche Kriegsschiffe ungestraft bis auf nächste Entfernung nähern konnten“? Gewiß, auch zur Bismarckischen Zeit war an diesem Zustande offener Wehrlosigkeit der Küsten nichts geändert worden. Aber die Verteidigung unserer Kolonialpolitik unter den Kanonen von Straßburg und Metz war nur durchführbar, solange der Gegensatz zwischen Frankreich und England und dann nach Kündigung des russischen Rückversicherungsvertrages immerhin noch der Gegensatz zwischen den Westmächten und Rußland deutscherseits gepflegt werden konnte.

In demselben Maße, als die Führung der deutschen Politik nach Wien hinunterglitt, wurde auch die Sicherheit von Dar-es-Salaam gefährdet. Wohl lag auch jetzt noch der Schutz der Kolonien in der Stoßkraft der Heimat, aber diese durfte nicht mehr lediglich im Landheer ruhen, sondern forderte dessen verständnisvolles Zusammenwirken mit der Flotte. Was diese unter anderer politischer Leitung geleistet haben würde, hat ja unser Kreuzerkrieg über und unter Wasser, hat der ruhmvolle Untergang der Tapferen an den Falklands-Inseln, hat insbesondere die Schlacht am Skagerrak und schließlich auch der Entschluß von Scapa Flow bewiesen. Hätte dieser Geist auch in den vom Moschusdufte einer müden Nirwana-Politik durchzogenen Bethmann-Stuben geherrscht, so würde den Engländern wohl die Lust zur Beschießung unserer ostafrikanischen Küste und zur Kündigung feierlich geschlossener Verträge ausgetrieben sein. Insbesondere, wenn entsprechend den Befürchtungen des Herrn Haldane am 3. August die gesamte deutsche Nordseeflotte, voran die U-Boote und Torpedo-Flotille, ausgelaufen wäre und den Krieg an die englische Küste getragen hätte! Die Hilfe, die Lettows stark bedrängter und gegenüber den modern bewaffneten Südafrikanern auf die alten Schwarzpulver-Einlader angewiesener Truppe durch ein U-Boot gebracht ist, und die ruhmvollen Taten unserer heldenhaft geführten Kreuzer haben doch bewiesen, daß wir sehr wohl imstande gewesen wären, auch unsere Kolonie zu verteidigen bei entsprechender Verstärkung und insbesondere bei Verlängerung unserer Flottenbasis. Zunächst hätte ohne besondere Schwierigkeit doch wohl auch die Küste und ganz insbesondere der wichtige Hafen von Dar-es-Salaam mühelos in Verteidigungszustand gesetzt werden können. Es bedurfte dazu ja nur einer leichten Minensperre und insbesondere des Abschlusses der Einfahrt. Gewiß durfte man nicht vom Küstenschutze die Rettung der Kolonie erwarten, und gewiß war der Grundsatz richtig, den Schwerpunkt der Verteidigung in das Innere zu verlegen und die Küstenorte rechtzeitig aufzugeben, um eine ausweichende Verteidigung mit Gegenvorstößen zu führen. Sicherlich war das alles aber kein Grund, auf den ersten Schutz durch Küstenbatterien und Minen ganz zu verzichten; vielmehr liegt die Erklärung hierfür in den schwülen Jasminblütenträumen des Herrn Solf, der sich daheim in der angstgeborenen Zuversicht wiegte, daß die Kolonien auf Grund einer platonischen Erklärung der Engländer sich außer Kriegsgefahr befänden. Am 2. August hat er dies in einem chiffrierten Telegramm nach Dar-es-Salaam gedrahtet mit dem ausdrücklichen Ersuchen, das Gouvernement solle die Ansiedler beruhigen.

Genau dieselbe harmlose Zuversicht bekundete unsere amtliche Politik ja auch gegenüber den in Rußland lebenden Deutschen, die dadurch in der Mehrzahl daran verhindert wur-



den, ihr Hab und Gut rechtzeitig in Sicherheit zu bringen und in zahlreichen Fällen die Vertrauensseligkeit der heimischen Regierung mit dem Leben haben büßen müssen. Die Hoffnungen des Herrn Solf, daß Deutsch-Ost-Afrika nach den Bestimmungen der Kongo-Akte neutralisiert werden würde, hätten zu nicht minder schlimmer Not geführt, wenn nicht der in der Kolonie herrschende Geist dies verhütet hätte.

Auf die Sinnwidrigkeit der infolge dieser falschen Politik auf Kosten der Heimat sich an der Küste spreizenden Behaglichkeit hat schon Dr. Peters in seinem amtlichen Werke über „Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet" (München, Oldenbourg) mit berechtigtem Spotte hingewiesen. Die nichtamtliche Bevölkerung, die doch recht eigentlich die wirtschaftliche Bedeutung des Platzes in sich darstellen sollte, setzte sich schon damals, 1895, nach Berufen folgendermaßen zusammen: 2 Apotheker, 3 Bäcker, 1 Zigarrenmacher, 6 Eisenarbeiter, 7 Forst- und Landwirte, 14 (!) Gastwirte, 3 Köche, 43 Kaufleute, 14 Maler, 14 Maurer, 31 Missionare, 10 Musiker, 4 Seeleute, 2 Schlächter, 6 Schreiber, 20 Tischler, 9 Techniker, 7 Zimmerleute, 15 unbestimmter Berufsart. Peters bemerkte dazu sehr zutreffend: „Diese Aufstellung ist insofern interessant, als sie dartut, daß diese ganze weiße Bevölkerung mit nur wenig Ausnahmen zu Nutz und Frommen der Beamtenschaft da ist, aus deren Taschen sie lebt." Die Beamtenschaft ihrerseits aber lebte aus den Taschen der Heimat!

Dahingegen haben die Stationen im Innern von Anfang an sich nach Kräften bemüht, von den Erträgnissen des Landes zu leben. Auch die Pflanzer haben dies schon deshalb tun müssen, weil sie nicht von der Heimat ernährt wurden, wenn sie sich nicht selbst zu ernähren verstanden. Freilich konnten sie dann nicht immer ganz so „patent" und „kultiviert" geschniegelt einhergehen, wie der große Stil der Dar-es-Salaamer Etikette es verlangte. Dem aufrichtigen Humoristen hat dieser Gegensatz stets eine Quelle unendlicher Freude geboten; und diese tritt auch jetzt ihm wieder entgegen beim Aufschlagen jeder Seite der beiden herzerfrischenden Bücher Lettow-Vorbecks („Heia Safari" und „Meine Erinnerungen aus Ost-Afrika", beide vom General von Lettow-Vorbeck in K. F. Köhlers Verlage, Leipzig; ersteres geb. 13,50 M, letzteres geh. 28,50 M, geb. 35 M). Seine Truppe marschierte, ohne nach Tod und Teufel zu fragen, frisch drauf los, um sich die fehlende neuzeitliche Munition nebst den dazu gehörigen Gewehren erst vom Feinde zu holen und alsdann die Lebensmittel dazu! Da lebte der alte echte Kolonialgeist der ersten Zeugen wieder auf, der, auf sich selbst gestellt, einer Welt von Feinden zu trotzen verstand, und der deshalb uns alten Afrikanern auch an den Buren zusagte und trotz deren mancherlei unerfreulichen Eigenschaften für die Behauptung unseres ostafrikanischen Landes vorbildlich erschien.

Gott sei Dank ist es auch dies, was unsere Jugend über den Büchern Lettows tiefstens herausfühlt. Denn was darin ihr die Seele beflügelt, ist nicht etwa nur die Freude an der Unverwüstlichkeit der tapfer um Leben und Heimat kämpfenden Schar, sondern auch die Lust an der Findigkeit, mit der diese aus der fremdartigen Natur des Landes heraus alle Schwierigkeiten überwand und so zu der Odyssee auch noch die Robinsonade fügte, um mit soldatischem Humor trotz aller Opfer die deutsche Fahne siegreich durch den halben Erdteil zu tragen, bis ein fremder Wille in der Heimat sie zur Streckung der Waffen zwang.

Nun kann man nicht etwa behaupten wollen, daß in der Kolonie das Schlaraffenleben der Küste den Geist des Widerstandes in ähnlicher Weise zersetzt habe, wie daheim die Wühlereien der vereinigten Demokratie den Geist der Etappe und von dieser aus den Kampfmut an manchen Stellen der Front. Dazu war der nationale Gedanke in der Gesamtheit aller Deutsch-Afrikaner viel zu wirksam lebendig; denn die See macht frei und die Gemeinsamkeit der Gefahr eint und bindet alle, die von deutschem Blute sind.

Und ist es nicht ein Sieg dieser Gedankenwelt, daß nun, nachdem alle Voraussetzungen einer gesunden Kolonialpolitik völlig zertreten sind, dieselbe Demokratie, die von Anbeginn unserer Kolonialpolitik an alle tüchtigen Pioniere bekämpft und begeifert hatte, als alleinigen

Trost für die durch sie herbeigeführten Verluste an Land und Leuten in der Heimat die Wiedererlangung unserer Kolonien sich erträumt?

Ganz abgesehen davon, daß England selbstverständlich nicht daran denkt, „Nyassaland“, wie es Deutsch-Ost-Afrika getauft hat, jemals wieder herauszugeben, vielmehr in dieser Vervollständigung seiner „Politik vom Kap zum Nil“ die Krönung jahrzehntelanger Bestrebungen sieht: wie sollten denn heute wir ohne Heer und Flotte nun die Kolonie verteidigen, sobald sie durch deutschen Fleiß wieder zu neuer Blüte entwickelt wäre und damit den Anreiz für erneute feindliche Machtgelüste bieten würde?

Tragisch, in Wahrheit tragisch ist, wenn wir Alten aus der Blickweite einer fünfunddreißigjährigen Erinnerung alles dies bedenken, das Schicksal derjenigen unserer tapferen Kameraden, die aus Ekel an den Zuständen der entarteten Heimat und aus Liebe zu der von ihnen urbar gemachten Scholle geglaubt haben, nun unter britischer Herrschaft zurückbleiben zu sollen. Wie französische Blätter melden, werden sie jetzt, einer nach dem andern, ausgewiesen aus der liebgewonnenen zweiten Heimat. Und die noch mit britischer Aufenthaltserlaubnis zu bleiben versuchen: die wahrlich wissen am besten nunmehr von vornherein, wie es sich zur Miete bei England wohnt!

Doppelt schwer aber würde ihr Los sein, wenn den wackeren Askari und Trägern nicht der Sold bezahlt würde, den Lettow ihnen schuldig bleiben mußte. Die ungeheuren Valutaschwierigkeiten werden hoffentlich durch ein geeignetes Abkommen mit diesen Eingeborenen überwunden! Noch ist ja bei ihnen das Vertrauen unerschüttert, das sehr im Gegensatze zu dem Gerede der Erzberger und Genossen in der Erfahrung dreier Jahrzehnte wurzelt. Noch glaubt der Neger Ostafrikas, daß der Deutsche Ordnung zu schaffen und alle Schwierigkeiten zu überwinden vermag, weil er es will. Die in harter Kampfgemeinschaft erworbene Liebe der Eingeborenen beruht in der Achtung vor dem deutschen Mute, der es mit achtfacher Übermacht aufnahm und Sieger blieb; sie ist fest gegründet in der Bewunderung der Helden, die alle guten Triebe in der Seele des Negers so glänzend zu entwickeln verstanden haben. Hoffentlich wird dies letzte deutsche Treugold nicht durch Treulosigkeiten der Heimat verwüstet!

Dann mag der alte Herrgott, der in der Natur sich ebenso wie in der Geschichte der Völker offenbart, vielleicht doch noch schneller als wir heute zu hoffen wagen, andere politische Sterne über unser in schwerster Not geläutertes deutsches Volk heraufführen. Dann mag auch bei entsprechendem politischem Gleichgewichte sich auf friedlichem Wege durch geschicktere deutsche Staatsmänner doch noch ein Stück vom alten Deutsch-Ost-Afrika wiedergewinnen lassen.

Und dann mögen die Tüchtigsten von dem heiligen Frühlinge unseres Bevölkerungsüberschusses dort das für uns so unentbehrliche Rohstoffgebiet erschließen nach dem von Lettow und den ersten Afrika-Pionieren gebotenem Vorbilde, in Afrika als Afrikaner zu leben: über sich am dunkelblauen Nachthimmel das Kreuz des Südens und im Herzen den Polarstern der deutschen Heimatliebe.

Fritz Bley

Die Geheimnisse der Offenbarung Johannis

Wohl kein Buch der Bibel ist von einem so geheimnisvollen Nimbus umgeben, wie die sogenannte Offenbarung Johannis. Immer wieder hat sich die fromme Wißbegier an diese eigentümliche Schrift gemacht, und zumal in schweren, aufgeregten Zeiten hat man so allerlei heraus- und hineingelesen. Eine großartige Bildersprache gab und gibt der Phantasie eine Fülle von Anregung, und stets gab es naive Gemüter, die solche morgenländische Bildrede für handfeste Wirklichkeit nehmen,

unbekümmert auch um den zeitgeschichtlichen Charakter des Ganzen, und überhaupt wenig geneigt, dem geschichtlichen Sinn und Zweck einer biblischen Weissagungsschrift unbefangen forschend nachzugehen. Aber gerade dem unvoreingenommenen Betrachter erschließt sich das letzte Buch der Bibel als ein reizvolles Stück Weltliteratur, mit dem ganzen Zauber antiker Phantasie, ein Buch, das in farbenglühenden Gemälden so manchen tiefen und bleibenden Seelengedanken verkündet.

Uralte Zahlenmystik zieht ihre Fäden. Die heilige Sieben! Sie besteht aus der Gotteszahl drei und der Weltzahl vier. Sieben Sendschreiben läßt der Seher an kleinasiatische Gemeinden gerichtet werden; sieben Siegel, sieben Posaunengesichte, sieben Zornesschalen weisen auf das unerbittlich kommende Weltgericht. Sieben Häupter hat das ungeheuerliche, aus dämonischen Abgrundtiefen aufsteigende „Tier“. Die gebrochene Sieben (3½) ist eine besondere Unglückszahl; aber wiederum, nach 3½ Tagen werden gemordete Propheten lebendig, und nach 3½ Jahren müssen auch die drangsalschwersten Leidzeiten ein Ende haben. (Darum meinten manche Bibelleser, der Weltkrieg könne eben auch höchstens 3½ Jahre dauern.) 144 000 sollen auf dem heiligen Zionberge Zuflucht und Rettung finden; es ist das idealisierte Volk Israel mit dem 12-Stämme-Motiv: 12mal 12000! Auf die heilige Braut Israel deutet das strahlende Sonnenweib im 12. Kapitel, „ein Weib mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupte eine Krone von 12 Sternen“. Den Antichrist, den rasenden Christusfeind, soll man an seiner Zahl erkennen. „Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tieres, denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist 666.“ Wer ist dieser unheimliche Mensch? Nun, es handelt sich um einen, dessen Buchstaben als Zahlenzeichen diese drei Sechs ergaben: Kaiser Nero! Volkstümliche Nerogeschichten und -sagen spielen herein. Römische Geschichtschreiber erzählen, daß viele gar nicht an Neros Tod glauben wollten. Sueton sagt, man habe Neros Wiederkunft erwartet, sintemal man nicht recht wußte, wie Nero ums Leben gekommen sei und wo man sein Grab zu suchen habe. Zu kriegerischen Zwecken wurde dieser Glaube an ein Wiederkommen Neros oft geflissentlich genährt. Und in christlichen Kreisen kam bald die Vorstellung auf, daß dieser wütende Verfolger der Christusbekenner in noch viel furchtbarerer Weise von neuem erscheinen werde, das lästerliche Widerspiel Christi, der Wider- oder Antichrist. Literarisch wurde diese Ansicht u. a. von so bedeutenden Kirchenmännern, wie Laktantius und Augustin, vertreten.

Packend, erschütternd wirkt das Bild der „apokalyptischen Reiter“. Dürer hat diesen grausig gewaltigen Stoff in derber Holzschnittmanier zu meistern gesucht, auch hier bemüht, „die heimliche Offenbarung Johannis“ zu deuten. Vier Reiter stellen sich ein als die Schicksale der Welt. Der erste sitzt auf einem weißen Pferd, er trägt Bogen und Krone, „und er zog aus, damit er siege“. Vielleicht hat der Verfasser der „Offenbarung“ an sieghafte Reiterheere der Parther gedacht, von denen man damals vielfach annahm, daß sie ihre Machtgelüste noch weithin ausdehnen würden. Bogen und Diadem gehörten zur Würde der parthischen Reiterkönige. Im Hintergrunde schwebt möglicherweise der morgenländische Sonnengott, der auch ein weißes Roß, einen Bogen und eine Krone hat, letztere ein leuchtender, unvergänglicher Sonnenstrahlen-Kranz. Oder ist's der streitende, weltüberwindende Messias-König? Die Johannes-Apokalypse kennt ja im übrigen einen Messias, der sich über Blut und Leichen seinen Weg bahnt. Wunderlich komisch berührt uns heute die Auslegekunst einer altväterisch allzu weissagungsfreudigen Richtung, die bei diesem ersten Reiter ernstlich an Napoleon I. dachte, und wie der seine Krone nicht von Gott, sondern nur von Volkes Gnaden genommen habe . . . Rot, blutrot ist die Farbe des zweiten Rosses, und seinem Reiter „ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde, und daß sie einander erwürgten, und ihm ward ein großes Schwert gegeben“. Ein Sinnbild des Krieges mit all seinen Entsetzlichkeiten. Sicherlich haben dem Apokalyptiker bestimmte Zeitereignisse die Phantasie gestaltet. Diese Kämpfe unter Tiberius, Caligula, Claudius! Wieviel Kulturvernichtung, wieviel Friedlosig-



keit! Das Weltreich der Römer nahm unter tausend Schrecken den Frieden von der Erde... Ein drittes, schwarzes Pferd. „Und der darauf saß, hatte eine Wage in seiner Hand.“ Im Gefolge langer Kriege schleichen Teuerung und Hungersnot. Mit der Wage wird jedem das bescheidene Teil zugemessen, das er gerade noch an Getreide haben darf. Der Seher denkt gewiß an eine Hungerzeit, wo das wirklich so gewesen ist ... Das Schrecklichste ist der vierte Reiter, dessen Tier die fahle, grünlich-bleiche Leichenfarbe trägt. „Und der darauf saß, des Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach; und ihnen ward Macht gegeben über den vierten Teil der Erde, zu töten durch Schwert und durch Hunger und durch Pest und durch die Tiere der Erde.“ Der Todbringer mit den stieren, lebenhassenden Augen, der aus sozusagen dämonisch grauenhaftem Selbstzweck alles in Grund und Boden stampft, der grundsätzlich das Chaos wollende Mörder-Tod, — also noch eine Steigerung der sonstigen Todesgewalten, und er zieht gleichsam schon die Höllenräume nach sich, in denen die armen Seelen ihr Schattendasein weiterfristen müssen. Zu Neros Zeiten soll eine Pest 60 000 Opfer geheischt haben, und ganze Provinzen starrten von grauenschwerer Öde, so daß auch noch durch ungehindert sich umtreibende wilde Tiere einzelne Menschenleben dem Todesschicksal verfielen ... Es ist begreiflich, wenn im Blick auf das Weltkriegssterben und den Kulturgraus der Gegenwart auch solche besinnliche Menschen an die apokalyptischen Reiter erinnert wurden, die für massive Voraussagungsmethoden wenig übrig haben. Es steckt eben etwas Urbildliches in diesen Gestalten des klugen Apokalyptikers ...

Ein wunderprächtiges Bild tut sich mit dem „himmlischen Jerusalem“ auf. Ein Engel zeigt dem verzückten Seher „die große Stadt, das heilige Jerusalem, herniederfahren aus dem Himmel von Gott; die hatte die Herrlichkeit Gottes, und ihr Licht war gleich dem allerebelsten Stein, einem hellen Jaspis“. Überhaupt, da glänzt und leuchtet es von Perlen, Gold und Edelstein, und nur Reines, Lichtes darf in diese Himmelsstadt eingehen, wo kein Tempel ist, denn der ewige Gott thront unmittelbar selbst in ihr mit all seiner majestätischen Herrlichkeit. Ein Bild heiligen Trostglaubens, eine Symbolisierung der ewigen Seligkeit, wie sie schon so manchem in Erdentrauer sich aufwärts sehnenden Gemüte die innere Ruhe gab. Natürlich hat man hin und her auch diese poetisch-prophetische Jenseit-Phantasie für wortwörtliche, greifbare Wirklichkeit nehmen wollen. Nach dem Zeugnis des Kirchenvaters Tertullian erschien diese Stadt den Palästina-Christen vierzig Tage lang jeden Morgen deutlich sichtbar am Himmel. Das verklärte, heilige *Jerusalem* wird bis ins Ewig-Himmlische hineinidealisiert, aber das weltliche, allzu weltliche Rom ist dem grauenvollsten Untergange geweiht. Jawohl, Rom ist gemeint mit dem „Babel“ auf den sieben Hügeln. Es ist der vielumstrittene Ort „Harmagedon“, der nicht auf die schicksalschwere israelitische Megiddo-Ebene weist, wo so mancher Entscheidungskampf ausgefochten wurde, sondern auf die (hebräisch bezeichnete) Roma hagedola, d. i. „das große Rom“.

Ein freundlich geheimnisvoller Zauber spielt um die wenigen Verse, zu Anfang des 20. Kapitels, wo von einem glückseligen „*tausendjährigen Reiche*“ die Rede ist, in dem die satanischen Mächte nichts ausrichten dürfen. Es ist ein wundervoller Friedezustand, schon hier auf Erden, eine paradiesische Weltverklärung, ein hohes, edles Sabbat-Jahrtausend, ein herrlich harmonischer Weltausklang vor dem letzten großen Weltgericht. Wie sagte doch eine alte jüdische Überlieferung? 2000 Jahre gesetzlose, 2000 Jahre gesetzerfüllte Zeit, 2000 Jahre die Tage des Messias — und dann jene 1000 Jahre köstlicher Sabbat-Zeit! Wie hat man dieses Jahrtausend religiöser Sehnsucht ausgeschmückt! Seit dem hohen Mittelalter verwob man's so gern mit sozialistischen, kommunistischen Träumen, und immer von neuem suchte man seinen Anfang, mitsammen der Wiederkunft Christi, zahlenmäßig zu berechnen. Der bedeutende württembergische Theologe Joh. Albrecht Bengel glaubte das Jahr 1836 voraussagen zu müssen, und daraufhin wanderten zahlreiche seiner Landsleute nach Südrußland aus, um sich dort in stiller Selbstbelehrung auf das große Ereignis zu rüsten.



In glutvoll plastischen Bildern ragt dem Apokalyptiker das Übersinnliche in diese Erdenwelt herein. Den Leuten von damals war solche anschauliche Prophetensprache etwas Geläufiges. Wir Menschen von heute brauchen erst eine ziemlich eingehende zeitgeschichtliche Erklärung, damit uns der eigentliche Sinn und Zweck des Ganzen richtig aufgehe. Vornehmlich aber wird das Verständnis der Geheimnisse der „Offenbarung Johannis" durch die Erwägung gefördert werden, daß man es mit dem Preise eines verchristlichten Ideal-Israel zu tun hat, dem als nunmehr wirklich höchst erwähltem Volke sogar im Himmel eine religiöse Ehrenstellung zugesprochen wird. Es ist ein reizvolles Gebiet der Religionsforschung, das Land der christlichen Apokalyptik überhaupt, zumal wenn man die bis in die christliche Zeit hineinreichenden streng jüdischen Apokalypsen vergleichsweise zu Rate zieht. Und die „Offenbarung Johannis" wollte, indem sie eine bekannte und beliebte Literaturform anwandte, nicht zuletzt auch für ein christliches Martyrium aufrufen, ein Ruf, der in den Stürmen um die junge Kirche wohl verstanden wurde, und auf dessen gleichsam überirdischen Grundton man schließlich immer irgendwie hört, wenn der christlichen Glaubenssache Störung oder Verfolgung droht.

Dr. A. Schröder



Nach dem Zusammenbruch

La débâcle" war uns geläufig als Titel des Romans, mit dem Emile Zola seine Darstellung des zweiten französischen Kaiserreiches abgeschlossen hatte. Nun kann ein Franzose von heute das böse Wort über ein Buch setzen, das eine getreuere Schilderung deutscher Verhältnisse gibt, als wir sie sonst seit langen Jahren in französischen Büchern zu finden gewohnt waren. L'Allemagne après la débâcle" betitelt Dr. Ambroise Got eine systematisch geordnete Artikelreihe, in der er gewandt die Eindrücke schildert, die er als Sekretär des Führers der Militärmission von März bis Juli 1919 gesammelt hat (Straßburg, Imprimerie Strasbourgeoise). Nach seiner Versicherung hat der Verfasser früher längere Jahre in Deutschland geweilt und beherrscht unsere Sprache; es fehlen denn auch jene halb drolligen Mißverständnisse und Verwechslungen, die sonst in französischen Büchern über Deutschland unvermeidlich scheinen. Die Verwechslung von Lichtenberg und Lichterfelde anläßlich der berüchtigten Kämpfe darf uns nicht in dem Gesamturteil beirren, daß diese Berichte, so viel einseitig und schief Gesehenes sie auch enthalten mögen, doch von einem gründlichen Studium der Verhältnisse und guter Beobachtungsfähigkeit zeugen.

Wohl ist die Gefahr aller journalistischen Darstellung in einer innerlich und äußerlich so bewegten Zeit doppelt groß, daß beim Abschluß einer Artikelreihe die ihrem Beginn zugrunde gelegten Verhältnisse sich schon wieder wesentlich verschoben haben. Auch Got schlägt in dem im Dezember 1919 dem Buche vorangeschickten Vorworte einen anderen Ton an, als im Buche selbst. Mögen wir nicht in unseren deutschen Fehler der Selbstzufriedenheit verfallen, wenn dieses Vorwort das unfreiwillige Zugeständnis ist, daß Deutschland in Wirklichkeit gar nicht so „geschlagen" ist, wie der Franzose glaubte. Es dämmert dem klugen Got wohl, wie gefährlich stark dieser aus tausend Wunden blutende, in einer Art von Delirium sich selbst zerfleischende Michel noch ist, und daß der Zusammengeschlagene bald wieder auf seinen Füßen stehen würde, wenn er nur eben recht wollte. Trotzdem beginnt dieses Vorwort mit dem fehlerhaftesten Satze des ganzen Buches, der aber gleichzeitig die Erklärung ist für manche anderen Schiefheiten. Es heißt da: „Wir haben die deutsche Armee besiegt, aber wir haben nicht den preußischen Militarismus zermalmt, der heute wieder stolz sein Haupt erhebt und die Rückkehr der Monarchie vorbereitet." Es ist der Grundirrtum des durch den unüberwindlichen angeborenen Hochmut immer wieder benebelten französischen Denkens, daß Frank-

reich die deutsche Armee besiegt habe. (Es ist bezeichnenderweise in dem ganzen dicken Buche von dem englischen Bundesgenossen überhaupt nicht und von den Amerikanern mit einem etwas unfreundlichen Beiseiteschieben die Rede.) Vielmehr ist es ja der Angelpunkt des heutigen deutschen Problems, daß wir zwar unterlegen, aber nicht besiegt sind. Es ist nicht ohne weiteres zu entscheiden, ob diese Unbesiegtheit uns den Weg in eine neue Zukunft nicht noch erschwert. Jedenfalls aber wird sie das deutsche Gefühlsverhältnis zu seinen Kriegsfeinden je länger je mehr beeinflussen.

Den Verfasser des vorliegenden Buches erreicht sein amtlicher Auftrag in Zürich, und er nimmt den Weg zu seinem neuen Amte über „das befreite Elsaß". Dieses erste Kapitel ist ganz ins Rosenrote getaucht. Ohne den Berichten unserer Presse allzuviel Glauben zu schenken, bin ich doch überzeugt, daß auch Frankreich mit dem elsässischen Problem schwer zu tun haben wird. Denn heute gibt ja nicht mehr die Bourgeoisie allein den Ausschlag, die natürlich mit fliegenden Fahnen ins französische Lager hinüberzog oder, wie man richtiger sagen muß, nun mit entrollten Fahnen zeigte, daß sie schon immer in diesem Lager gesessen hatte. Aber selbst an diesem gerade hier recht flüchtigen Reisebericht erkennt man, daß die Franzosen etwas geschickter vorgehen werden, als wir es getan haben. Es ist von den vielen Eheschließungen die Rede zwischen französischen Offizieren und Elsässerinnen, und auch die Bedeutung des Sprachproblems ist sicher erfaßt. Es wird sich jetzt im Elsaß wiederholen, was sich gegenüber den Vlamen bewährt hat. Auch für die kleinste amtliche Stellung wird die Kenntnis der französischen Sprache zur Bedingung gemacht, im Geschäftsleben versteht sich das ganz von selbst; auf der anderen Seite wird die elsässische Mundart gegen die hochdeutsche Schriftsprache ausgespielt und dadurch aus einem starken Kulturzusammenhang gerissen. So wird ganz von selbst die Kenntnis des Französischen und in Verbindung damit der Anschluß an die französische Kultur der Schlüssel zur besseren Lebensführung sein. Es ist ein Jammer und eine Schande, aber wir müssen doch gestehen, daß es uns in einem halben Jahrhundert nicht gelungen ist, die kulturellen Bande mit dem Elsaß so eng zu knüpfen, daß wir jetzt auf eine geistige Irredenta rechnen können. Das ist der Fluch der Unterschätzung des Geistes, deren sich das Volk der Dichter und Denker in allen seinen politischen Handlungen stets schuldig gemacht hat.

Das zweite Kapitel des Buches gibt ein hierher gehöriges Beispiel von der Gegenseite. Es ist „dem elsässischen Patrioten" Dr. Bucher gewidmet. Auf das für uns gefährliche Treiben dieses Mannes haben einzelne Deutsche schon längere Zeit, der Verfasser dieser Zeilen schon vor zwanzig Jahren hingewiesen. Die deutsche Regierung hat ihnen sehr wenig Dank dafür gewußt. Im Gegenteil. Das trübte die günstigen Berichte nach Berlin. Nun können es sich unsere regierenden Beamten von diesem Franzosen schwarz auf weiß vorrechnen lassen. „Neben seiner ausgedehnten literarischen Tätigkeit schuf Dr. Bucher unermüdlich je nach den Umständen bald heimlich, bald offen sein Werk der französischen Propaganda. Er veranstaltete Vorträge, Vereinsversammlungen, Tanzkränzchen. Er ließ aus Paris die besten Redner kommen, die das gute Wort, das Wort der Hoffnung brachten und den durch ihn zusammengeschlossenen elsässischen Studenten Stärkung zutrugen. Auch die Vorstellungen der Comédie française in Straßburg waren sein Werk." In verherrlichenden Worten wird die listige Art, die Doppelzüngigkeit gepriesen, mit der Bucher die deutschen Behörden hinters Licht führte. Unbegreiflich genug, daß diese sich täuschen ließen. Denn man mußte wirklich blind sein, um diese gefährliche Wühlerei nicht zu erkennen, d. h. wir stehen auch hier wieder vor der verhängnisvollen Unterschätzung des Geistigen und Künstlerischen im politischen Leben. (Nebenbei bemerkt: ich kann nicht finden, daß unsere nationalen Kreise in der Hinsicht etwas gelernt haben.)

Die Reise durch Lothringen und Luxemburg geht so schnell von statten, daß wir wirklich nicht mehr als eine Reiseschilderung erhalten. Aber selbst bei diesen flüchtigen Beobach-

tungen stellt Got eine Tatsache fest, deren verhängnisvoller Wirkung noch heute, ein volles Jahr später, kein Riegel vorgeschoben ist. Got berichtet, wie die Luxemburger den niederen Stand unseres Geldes — es steht heute noch viel tiefer — ausnutzen, um in Trier und Umgebung eine richtige Ausplünderung der deutschen Erzeugnisse in Szene zu setzen.

Der erste Anblick des schmutzig und verwahrlost gewordenen Berlins verblüfft selbst den Franzosen, der darüber natürlich mit selbstgefälliger Genugtuung berichtet.

Die nächsten Kapitel über revolutionäre Ereignisse und Persönlichkeiten bieten uns Deutschen nichts Neues, wobei ich anderseits gern gestehen will, daß mir ein deutsch geschriebenes Buch bis jetzt nicht zur Hand gekommen ist, das in so leichter und übersichtlicher Form den ganzen Stoff entrollte. Wir mögen hier nur einige Kleinigkeiten herausheben. In einem ausführlichen Kapitel wird Kurt Eisners einschneidende Tätigkeit bei der Vorbereitung des großen Streiks im Januar 1918 gefeiert. Es ist für einen Franzosen ganz selbstverständlich, daß er in einem solchen Zusammenhange mit keinem Worte erwähnt, wieviel schroffer die Kriegspartei in Frankreich, der Tiger Clemenceau an der Spitze, alles zu unterdrücken wußte, was den Widerstandswillen lähmen konnte. Der Munitionsarbeiterstreik in Deutschland wird natürlich als großes Verdienst gefeiert, seine Unterdrückung als Verbrechen gebrandmarkt. Nun heißt es wörtlich: „Die Bestrafung war furchtbar: alle Arbeiter, die sich beteiligt hatten, wurden ohne Rücksicht auf Alter und Familie in die vordersten Schützengräben geschickt. Diese Maßregel hatte auf die Dauer verhängnisvolle Folgen für die Moral der deutschen Armee. Es waren diese revolutionären Arbeiter im Verein mit den bolschewistischen Soldaten der Ostarmee, die allmählich alle Truppen in den Etappen der Westfront, zum Teil auch in der Kampflinie, durchseucht haben.“ Hier ist der Dolchstich von hinten von der Gegenseite beglaubigt. Es ist übrigens sehr bezeichnend, daß nach der Versicherung Gots Eisner, mit dem er auch in der Schweiz Umgang gepflogen hat, ein „glühender Bewunderer Clemenceaus und seiner wunderbaren Energie“ war. Nun ist Clemenceau sicher der unversöhnlichste und wildeste Kriegsschürer gewesen; das hat den sogenannten Friedensapostel, Herrn Kurt Eisner, nicht gestört. Natürlich nicht, Clemenceau bekämpfte ja auch Deutschland.

Die Beobachtungen über die deutsche Lebensführung sagen dem einheimischen Beobachter natürlich nichts Neues. Aber sie sind, von einigen kleinen Entgleisungen und Mißverständnissen abgesehen, zutreffend. Es ist für die Höhe des französischen Gemütszustandes bezeichnend, daß niemals ein Ton tiefen Mitgefühls für die Leidenden aufklingt, dagegen mit Behagen die unbestreitbaren Geschmacklosigkeiten unseres äußeren Gehabens verzeichnet werden. In der Hinsicht braucht man sich ja weiter nicht aufzuregen; sobald die äußere Lebensform in Betracht kommt, hat der Franzose immer in besonderem Maße das Bibelwort bewahrheitet und ist immer sehr hellsichtig für jeden Splitter im Auge des Nächsten gewesen, hat dagegen niemals die Balken im eigenen bemerkt. Immerhin, wenn Got auch jene Deutschen nicht sieht, die das Schicksal ihres Vaterlandes mit würdiger Trauer tragen, läßt er doch wenigstens zwischen den Zeilen lesen, daß es das üble Beispiel der Emporkömmlinge und des reichen Schieberpackes ist, das nun auch die Massen verdirbt und unserem öffentlichen Leben den Stempel der hysterischen Genußsucht aufprägt. „Der Deutsche hat sich eingebildet, daß Freiheit gleichbedeutend sei mit Zügellosigkeit.“ Die hysterische Tanzwut wird gegeißelt, bei der übrigens „die Sucht, alles Fremde nachzuahmen, alle patriotischen Vorurteile aus dem Felde geschlagen hat, und das deutsche Volk bewährt seine Gründlichkeit jetzt im Ausschöpfen der gemeinsten Vergnügungen.“

Offen bekennt der Verfasser, daß die Blockade den Zusammenbruch Deutschlands herbeigeführt habe; er merkt es nicht, daß er demnach keinen Grund hätte, im gleichen Atemzuge die Sieghaftigkeit der französischen Waffen zu preisen. Er hat auch kein Gefühl dafür, daß gerade deshalb das deutsche Volk sich nicht im richtigen Sinne besiegt fühlen kann.

Aber er sieht schärfer, als viele Deutsche, die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die Wirkungen der Blockade wieder gutzumachen. Ohne es offen auszusprechen, gesteht er, daß der endgültige Zusammenbruch Deutschlands von verhängnisvoller Wirkung wäre auf die ganze Welt, und daß es darum die Aufgabe dieser Welt wäre, die Mittel zum Wiederaufbau zu gewähren.

Das Kapitel über den moralischen Niedergang unseres Volkes bietet auch dem unterrichteten deutschen Beobachter einige kleine Züge, für deren Mitteilung die Herrschaften von der Revolution dem Verfasser nicht gerade dankbar sein werden. „Eines Tages, als ich bei einem bekannten Mitglied der kommunistischen Partei zu Gast war, der sich mit hübschen, dick mit Butter bestrichenen Weißbrotschnitten vollpfropfte, fragte er mich ganz plötzlich, während er seinen echten Kaffee schlürfte, ob ich nicht Lust auf ein Weib hätte: ‚Ich bin gern bereit, Ihnen jede gewünschte Adresse zu verschaffen und ganz sichere Orte nachzuweisen, wo Sie nichts zu befürchten haben.' Und als ich ganz verblüfft über diesen Vorschlag sprachlos verharrte, fuhr er fort: ‚Ja, ich muß immer die Besucher unserer Kongresse in Berlin zurechtlotsen, und Sie wissen ja, daß es Kongresse genug gibt. Diese Leute sind ganz unersättlich. Das erste, woran sie bei ihrer Ankunft in Berlin denken, ist, sich eine Frau zu verschaffen. Und ich kann ihnen natürlich diesen Dienst nicht verweigern.'" (S. 215.)

Dann ein kleines Bildchen vom zweiten Rätekongreß, der im Herrenhause stattfand. Hier wurde eine kleine Broschüre verkauft, die in einer von Dr. Zadek herausgegebenen gesundheitswissenschaftlichen Bibliothek als Nr. 11 erschienen ist. Sie ist in der Buchdruckerei des „Vorwärts" erschienen, hat bereits die Auflage von zehntausend Exemplaren erreicht und führt den Titel: „Die Frauenkrankheiten nebst einem Anhang über die Verhütung der Schwangerschaft." „In der Fülle der sozialistischen Bücher und Broschüren, zwischen den Photographien der lebenden und toten Parteiführer, war eine ungeheure Masse dieser Broschüren . . . Am zweiten Kongreßtag lag nicht eine einzige mehr da. Die Kongreßteilnehmer, offenbar entschlossen, sich zum Malthusianismus zu bekehren, hatten den ganzen Vorrat erschöpft. Es ist nicht der Bekehrungseifer der Sozialdemokraten und Sowjetisten, den ich als seltsam empfinde, es ist die vollkommene Anarchie, die aus der öffentlichen Ausstellung und der Aufnahme einer solchen Schrift in eine volkstümliche Bücherei spricht."

Unseren Goethebündlern und Genossen möchte man die Seiten ins Stammbuch schreiben, die Got über die Zuchtlosigkeit in unseren Kinos und Theatern veröffentlicht. Vom Kino wollen wir ganz absehen, aber vom Theater heißt es, daß es in Berlin sich in einem wahren Marasmus befinde. Es tut ganz gut, sich von einem gebildeten Franzosen sagen zu lassen, daß Wedekinds „Büchse der Pandora" weitaus alle Greuel hinter sich lasse, die man den Parisern im Grand Guignol jemals vorzusetzen wagte. Auch einigen unserer Wissenschaftler, z. B. Herrn Dr. Magnus Hirschfeld und dem Institut für wissenschaftliche Sexualforschung spielt der Franzose übel mit. „Es braucht gar nicht erst gesagt zu werden, daß sich dieses Institut nicht mit platonischen Untersuchungen begnügen wird. Wenn man mit derartiger Ausdauer die Reklametrommel rührt, so will man doch die Dummen zusammenrufen. In der Tat lesen wir unter den Aufgaben des Instituts: Medizinische Beratungen zwischen Heirat und Beruf, Untersuchung und Behandlung psychopatischer und neurotischer Naturen und Zustände, Behandlung von Geschlechtskrankheiten, der Unfruchtbarkeit und so eine ganze Spalte lang. Der Herr Dr. Magnus Hirschfeld täte gut daran, wenn er auch ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit des Geldbeutels gefunden hätte." Der Franzose ist nicht so dumm, sich durch die sogenannte Wissenschaftlichkeit Sand in die Augen streuen zu lassen. Es gibt alle diese Dinge natürlich drüben auch, aber sie werden eben als das genommen, was sie sind, während bei uns alle Zionswächter der Freiheit, der Kunst und Wissenschaft auf die Zinnen eilen, sobald den Leuten von der Art des Herrn Dr. Hirschfeld die Maske vom Gesicht gerissen wird.

Über die Geschehnisse seit der Revolution hat uns der Franzose natürlich nichts Unbekanntes mitzuteilen. Dagegen findet sich manche treffende Charakteristik der beteiligten Persönlichkeiten, die, je mehr sie nach links standen, um so offenherziger dem Franzosen als dem Vernichter des deutschen Militarismus entgegenkamen. Unter den Unabhängigen erscheint ihm als der Bedeutendste Däumig. „Im Gegensatz zur Mehrzahl der Kommunisten, dunklen semitischen Gestalten, bei denen man nie recht weiß, woran man ist, hat Däumig Rasse und eine festverwurzelte Überzeugung von hinreißender Kraft. Er hat sich nicht irgendeinem Ränkespiel verkauft, sondern spricht, wie er denkt, und auch sein Tun steht in Übereinstimmung mit seiner Rede." Dr. Kurt Rosenfeld dagegen gemahnt ihn an einen zähen jüdischen Hausierer. Auch der Leipziger Geyer erinnert ihn gleich Rosenfeld an einen Raubvogel. Eine mehr komische Figur ist Karl Einstein, der während des Krieges als Landwehrleutnant in Belgien war und der es als sein Verdienst in Anspruch nimmt, die Garnison in der Etappe verführt zu haben.

Ein ausführliches Kapitel widmet der Verfasser der Rolle der Juden bei der deutschen Revolution. Ich glaube kaum, daß auf deutscher Seite in dieser Gedrängtheit ein Überblick über den geradezu verblüffenden Anteil der Juden gegeben worden ist; er ist so groß, daß es viel kürzer wäre, den Anteil der Nichtjuden festzustellen. Gerade weil dieser Franzose sicher mit dem deutschen Antisemitismus nichts zu tun hat, ist dieses Kapitel doppelt beredt. Der Anteil der Juden an der Novemberrevolution „ist in der Tat ungeheuer und steht in keinerlei Verhältnis zur Zahl der Juden. Daraus erklärt sich auch die antisemitische Woge, die jetzt über Deutschland hinflutet, daraus erklärt sich der Haß, der in allen national gesinnten deutschen Kreisen gegen die Juden gärt und im geeigneten Augenblick ausbrechen wird." Allerdings, ob es wirklich die Proskriptionslisten gibt, an die Got glaubt und auf der mit den Juden vermengt auch die Namen der Pazifisten stehen sollen? Herr von Gerlach hat es kürzlich wieder einmal in seiner „Welt am Montag" versichert; vielleicht ist er in dieser Frage der Kronzeuge Gots, der viel mit ihm verkehrt hat und den „Salon der Madame von Gerlach" fast allein als vollwertig gelten läßt. Übrigens erfahren wir in diesem Plauderkapitel, daß es bei Gerlachs sehr feinen Kuchen gegeben hat, dem nichts von „Ersatz" anzumerken war. Herr von Gerlach ist offenbar nicht in jedem Betracht in so hohem Maße Kriegsmärtyrer gewesen, wie es die gläubigen Leser seiner Zeitung annehmen.

Mit unverkennbarer Ironie spricht Got vom „Salon Cassirer", wo sich die äußerste Linke trifft und bei guten Zigarren und auch anderen Stärkungsmitteln politische Kollegs über sich ergehen lassen muß. Das Haus Cassirer ist auch der Treffpunkt des sozialistischen Studentenklubs, dessen zweihundert Mitglieder fast ausschließlich Juden sind. — —

Man kann von niemand mehr lernen, als von seinen Feinden, erst recht, wenn dieser Feind gleichzeitig so klug und offenherzig ist, wie der Verfasser dieses Buches. Darum wissen wir auch, was wir davon zu halten haben, wenn zum Schlusse Friedrich Wilhelm Förster als Führer in eine neue deutsche Zukunft gepriesen wird. Die Zukunft, die Herr Got und seine Landsleute als die ersprießliche für uns halten, dürfte einem deutschen Vaterlandsfreunde sicher nicht genügen. So ist es uns wertvoller, wenn aus dem Vorwort des Buches die unverkennbare Angst spricht, daß die alten Kräfte doch noch lange nicht so erstorben sind, wie es dem Verfasser zuerst schien. Jedenfalls, wenn aus dem an tausend Wunden blutenden Michel wieder einmal ein starker Michael werden soll, sind die Mittel nicht bei jenen zu finden, die von dem Zusammenbruch Deutschlands irgendwelche Vorteile gehabt haben.

K. St.



Edelmensch und Triebmensch

Ein Schauer der Ehrfurcht weht uns Laien an, wenn wir schüchtern einmal in die vielverschlungene und verwirrende Geschichte der europäischen Urmenschheit hineinlugen, wie sie sich heute nach dem Stande der Wissenschaft darstellt. 10—14 Jahrtausende zählt nach den Berechnungen der Forscher die Geschichte der Menschen, von denen eigentlich nur 2000 Jahre im hellen Lichte liegen, und seit diesen 14 Jahrtausenden hat sich der Mensch rassisch kaum merklich verändert. Nur gemischt, durcheinandergewürfelt haben sich die Rassen, so daß es zumindestens heute keinen Mitteleuropäer, am wenigsten einen Deutschen, Slawen oder Franzosen mehr gibt, der von sich sagen kann, er sei Vollblut, nur Edelrasse. Wohl gibt es Völker, die von bestimmten Rassetypen mehr „Points“ im Blute tragen als andere, so etwa der Schwede aus Lund oder Göteborg, der Kelte aus Killamey und der Bretagne. Aber gerade wir aus dem „Reich der Mitte“, das seit Jahrtausenden der Tummelplatz der Völkerwanderungen und des Völkerringens ist, haben, ganz besonders in den Großstädten, kaum ein Anrecht mehr darauf, uns einer einigermaßen reinen Herkunft zu rühmen.

Schwerer als je empfinden wir in den gegenwärtigen dunklen Stunden der Geschichte das Verhängnis der rassischen Verschiedenartigkeit, des getrübten Blutes, das sich einer harmonischen Kulturentwicklung hemmend widersetzt. Die Forschung läßt keinen Zweifel darüber, daß schon in der Morgenröte menschlicher Geschichte Rassen verschiedenster Kulturstufen und demgemäß verschiedener Körperlichkeit nebeneinanderlebten. Seit den grauen Urzeittagen, wo die feingliedrige Edelrasse (Crô Magnon) im Kampfe mit den Untieren der Vormenschlichkeit aufging, stehen wir unter dem tragischen Geschick, daß die primitiven, bestialischen Menschenrassen und Menschentypen nicht aussterben wollen. Auch heute noch, wo trotz Elektrizität und Flugkunst die Steinzeitkultur noch vertreten ist, sehen wir in jedem Volke edelrassige Menschen in buntem Gemenge mit Halb- und Urmenschen zusammenleben.

Was Ausgrabungen und geologische Untersuchungen zutage fördern, was Knochen, Gräber, Waffen und Gerätschaften der Urzeit erzählen, hat die Wissenschaft in Hypothesen zusammengefaßt, über die freilich in den Kreisen der Forscher nicht volle Einigkeit herrscht. Die neuesten Ergebnisse finden wir in einem Werke berücksichtigt, dessen Verfasser, der Direktor des biologischen Instituts in München Raoul H. Francé, den Türmerlesern durch eine Anzahl bei uns veröffentlichter naturphilosophischer Aufsätze wohl bekannt ist. Hinter dem Titel des Buches („München, die Lebensgesetze einer Stadt“ Verlag Hugo Bruckmann, München, brosch. 16 ℳ, geb. 21 ℳ) vermutet man schwerlich eine solche Fülle des Stofflichen, wie sie sich bei der Lektüre darbietet. München ist nur das konkrete Beispiel, an dem uns die großen Gesetzmäßigkeiten der Erd- und Menschheitsentwickelung deutlich gemacht werden. Francé vertritt, so wenig ermutigend das uns Mitteleuropäern in die Ohren klingt, auf Grund ausgedehnter biologischer Studien die Anschauung, daß als die ursprüngliche, durch Fauna und Flora bedingte, eingeborene Rasse kein anderer Menschenschlag als der sogenannte Neandertaler, der niedere Triebmensch, in Betracht kommt, während die viel kultiviertere, viel höher stehende Art des Crô-Magnon als eingewanderter Typ zu gelten hat. Diese Edelmenschen sind, wenn wir den Ausführungen Francés folgen wollen, aus dem gegen Rußland zu offen stehenden Tor, aus dem unermeßlichen Hinterland der Paläarktis, nach Europa geströmt, haben ihm eine vorwiegend paläarktische Flora und Fauna und eine paläarktische Bevölkerung geschaffen. Sie kamen nicht bloß von der nordischen Halbinsel herunter, sondern auch von weiter, von Rußland und Sibirien, mit dem Mammut und der ganzen asiatischen Fauna, und von da ab begann das große Ringen mit dem Neandertaler, das dessen Herrschaft brach, dem Crô-Magnonmenschen die Zukunft öffnete, ihn aber auch nach dem Aufsagen der Neandertalreste mit deren Erbschaft belastete.

Wir sehen von den verschiedenen anderen Menschentypen, die sich während dieser Epoche zeigten und von denen uns versteinerte Überreste karge Kunde geben, ab und suchen uns die beiden Hauptgegner im Kampfe um das Dasein zu vergegenwärtigen: den Neandertaler, den Triebmenschen und den Crô-Magnon, den Edelmenschen. Den Neandertaler haben wir uns kleiner vorzustellen als den heutigen Mitteleuropäer, aber kräftig und vierschrötig, etwa einem Lappländer ähnlich. Die hervorragendsten Merkmale an ihm sind seine knickebeinige Haltung und der vornüberhängende Kopf. Dazu denke man sich ein trauriges, mürrisches Affengesicht mit einer furchtbaren Schnauze, einem Tiergebiß und einer schrecklich zurückweichenden Stirn. Stumpf und feindselig lauern die runden Glotzaugen unter dem Wall der mächtigen Augenwülste, die vielleicht neben der platten Nase, mit ihren nach vorne stehenden Nüstern als das tierische Kennzeichen erschienen wären an jenem Geschöpf, das in seinem mächtig hervorspringenden Hinterhaupt eigentlich nur ein Triebhirn barg. Und dennoch kannte auch dieses Untier schon Kultur. Es besaß Werkzeug und Feuerstein und hauste in Höhlen und Felsschlupfen wie heute noch der afrikanische Buschmann. Der Neandertaler war schon nicht mehr die einsam schweifende Bestie, sondern ein soziales Wesen, das in Horden jagte, in Horden kämpfte und so viel Gemeinschaftsgefühl besaß, daß es die gefallenen Genossen liebevoll bestattete. Ja, er hatte vielleicht schon Sagen, und man mutmaßt sogar, daß sich in der germanischen Mythologie die tiefe Eiszeit widerspiegelt. Nach der Edda ist der Älteste der Götter der Riese Ymir, der in grauer Vorzeit aus schmelzenden Eisblöcken entstand. Die Erde selbst aber, die ihn erzeugte, wurde aus der Berührung des kalten, nebligen Niflheims und des heißen, sonnigen Muspelheims hervorgebracht. Ist nicht darin, wie in einer naturwissenschaftlichen Beschreibung, das anschauliche Bild einer Eiszeit gegeben, an deren Ende die große Flut der Schmelzwasser, die Wasserhölle Hel auftaucht? Und wem hat sich dieser Wechsel von Niflheim und Sonnenglück einer Zwischeneiszeit so tief eingeprägt wie dem Steinzeitmenschen, der vom Beginn der Eiszeiten an bis zu den Stadien des letzten Rückzuges allein allen Wandel der Natur miterlebt hat, während der Crô-Magnon außerhalb im sonnigen Frankreich und im Südosten sitzen blieb.

Wie anders das Bild, das uns im Vergleiche zum Neandertaler aus dieser Edelrasse entgegenstrahlt! Warmblütige Urzeitforscher haben diesen Menschenschlag, der sich wie edle Spanier unter Mohren ausgenommen haben mag, mit Beiworten höchster Bewunderung geschmückt. Eine herrliche Rasse ist er genannt, „höchste Menschlichkeit“ ist ihm nachgerühmt worden. Und in der Tat, nach allem, was uns von ihm überkommen ist, müssen wir annehmen, daß dieser Wilde athletisch gebaut, harmonisch gestaltet war und einen überraschend guten Gesichtswinkel besessen hat. Von ihm aus gehen die ersten Anfänge der Bildhauerei. Traurige Zeugnisse eines urzeitlichen Daseinskampfes haben sich uns in einer Höhle zu Kropina erschlossen, wo ein ganzes Nest von Neandertalern aufgedeckt ist, mit einem Herd, auf dem man Menschenfleisch briet, und in dessen Aschenlage noch immer die Knochen des feingliedrigen Menschen von Crô-Magnon verstreut sind, aufgeschlagene und längsgespaltene Kinder- und Frauenknochen, deren Mark der Tiermensch ausgesogen hatte — — — In Nebel gehüllt ist die eigentliche Herkunft des Crô-Magnon. Hypothesen gibt die Wissenschaft darüber, aber kein Wissen. Nur darin stimmen alle Forscher überein, daß am Ende der Eiszeit die gesamte Crô-Magnon-Menschheit plötzlich vom Erdboden verschwindet. Die Funde hören jäh auf. „In manchen Höhlen, in denen schon seit den Zeiten des Archäolithikums Fundschicht auf Fundschicht liegt, die uns die fortlaufende Geschichte der Besiedelungen erzählt, setzt sich diese Geschichte auch nach den Crô-Magnon-Menschen fort. Aber die Spuren der jüngeren Steinzeit sind von ihnen durch eine leere Zwischenschicht von Höhenlehm getrennt, die manchmal so dick ist, daß sie zu ihrer Ablagerung Jahrhunderte, selbst Jahrtausende gebraucht haben muß. Was darf man daraus folgern? Jedenfalls das eine, daß in der Zwischenzeit keine Crô-Magnonmenschen in der Höhle gehaust haben. Aber wo waren sie dann? Warum sind sie

niemals wiedergekehrt? Die Steine, die so viel geredet haben, schweigen. Alle Zeugnisse schweigen, bis auf eines. Die Stationen der Edelrasse sind, je weiter man nach Norden kommt, immer jünger. Und stets sind sie begleitet von Resten der Renntiere, die wohl eine Art Haustier für jene Menschen waren. Von dem Ren haben wir uns ohne weiteres die Ansicht zurechtgemacht, daß es mit dem Abklingen der Eiszeit seinen Weideplätzen: der Flechtentundra, nachwanderte. Warum zögern wir, das gleiche von ihrem von ihnen abhängigen Menschenbegleiter anzunehmen? Es klingt so plausibel, daß auch der Crô-Magnonmensch abgewandert ist, so wie die Gletscher, die Gletscherflora und die eiszeitliche Fauna. Nach Süden konnte er dabei sich nicht wenden, denn im Gebirge gibt es keine Tundren. Also mußte er bis ins Lappland gelangen, und dort verkam er in Schmutz und Not. So meint der eine Gelehrte. Nein, sagt dazu ein anderer, nicht so weit ging er, sondern nur nach Schweden. Dort blieb er und erlebte eine neue Blütezeit, die der nordischen Kultur. Von dort ist er, goldlockig und helläugig, pochend auf sein gutes Schwert, das er inzwischen zu schmieden gelernt hatte, ein sieghafter Recke, zurückgekehrt als ein Heldenvolk in vielen Stämmen, dazu bestimmt, da als Kelten, dort als Griechen und Römer, hier als Goten und Teutonen, als Hermionen (daraus Germanen) und Sueven, als Boier und Slawen und Bajuvaren einen Weltteil in Besitz zu nehmen und aufzusteigen zu den lichten Höhen edelster Menschlichkeit. Alles, was seit dem Neolithikum auf Erden geschehen ist an Heldentaten und Kulturleistungen, haben die vom Norden ausstrahlenden wiedergekehrten Crô-Magnonleute vollbracht. Sie, die wahren Helden des germanischen Geblüts, stecken eigentlich hinter den Kelten, hinter Homer und Troja, Perikles und Praxiteles, hinter Cäsar und Cicero, hinter Arminius und Odoaker, hinter Rurik und Vercingetorix, den Agilolfingern und Karl dem Großen, hinter Michelangelo, Lionardo und Raffael, hinter dem „letzten Ritter", Richard Wagner und Bismarck. Stets führten sie den Siegfriedkampf gegen alles Unedele auf Erden, gegen die rundköpfige Helotenschar, die geschäftige Masse der von Süden her die edle Griechen- und Römerwelt überwuchernden und endlich auch erstickenden mediterranen Menschen der Semiten und Iberer und Neuitaliener und Neufranzosen, gegen schlitzäugige Hunnen und mißgestaltete Tataren, die schließlich das edle germanische Blut der Slawen auch verdarben, so wie auch das neue Deutschland endlich dem vereinigten Ansturm der ihm feindlichen niederen Rassen erlag, weil es schon längst in seinem Geblüt verfälscht, entartet, gemischt und in Grund und Boden entehrt ist."

Dieser von poetischem Zauber überstrahlten Darstellung hält Francé seine eingangs erwähnte These entgegen, nach der zufolge der klimatischen und geographischen Sachlage Europa sowohl von Süden her, wie namentlich von Nordosten und vom südöstlichen Winkel den Einwanderern offen lag. Europa aber muß, so gut wie es eine autochthone Fauna und Flora hervorgebracht hat, auch einen eingeborenen Menschen besessen haben, zum mindesten eine Rasse, welche vor der neuen Situation, deren Gesetz von dem Eis geschrieben wurde, da war. Dies aber kann nur der Neandertaler gewesen sein, der somit gleichsam das Tragikum Europas bedeutet. Er, der Mensch des Triebhirns, der plumpen, gefräßigen, egoistischen und schrecklichen Taten, ist nicht ausgestorben, sondern aufgegangen in den nachfolgenden Geschlechtern. Noch immer wandert er, im Mosaik seiner Eigenschaften auf hundert Gesichter verstreut, durch unsere Gassen und band sich in jeder Generation eine andere Maske vor. „Es ist das furchtbare Gesetz der Vererbung, daß nichts von dem verloren gehen kann, was einmal in den Kreislauf des Blutes geriet. Wohl kann es in der Summe anderer Eigenschaften zur bedeutungslosen Ziffer herabgedrückt werden, aber als Keim des Guten wie des Bösen bleibt es für immer eingesenkt in den Nährboden des Lebendigen und bereit zu treiben."

Sch.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Physik und Logik

Der Biedenkappsche Angriff auf die Einsteinsche Relativitätslehre im Märzheft hat die Aufmerksamkeit der Leser auf die Schwierigkeiten gelenkt, welche das gedankliche Verarbeiten der im letzten Jahrhundert bekannt gewordenen Naturtatsachen dem menschlichen Geist macht.

Die erste Wirkung dieser neuen Erkenntnisse war bekanntlich das Aufkommen des Nahewirkungsgedankens. Aus den jahrzehntelangen Bemühungen der besten Gehirne, diesen Gedanken restlos durchzuarbeiten, ist die heutige Situation herausgewachsen. Es zeigt sich, daß dieser Gedanke mit den aus der Bewegungslehre stammenden Haupterkenntnissen des 18. Jahrhunderts sich nicht glatt vereinigen läßt. Heinrich Hertz hat nach Vollendung seiner Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft sich dieser Frage zugewandt und eine vereinigte Ausbreitungs- und Bewegungslehre geschaffen; 10 Jahre später hat der Versuch seine Voraussagen widerlegt. (Versuche von Blondlot und Wilson.) Weitere Bearbeitungen des Gebietes machten es immer klarer, wie tief die Schwierigkeit liegt. Die Natur ist so, daß wir sie mit unsern aus den genannten beiden Quellen stammenden Begriffen nicht begreifen können; es gibt in jeder der vorhandenen, auf ihnen ruhenden Theorien einen Punkt, wo die Logik ein anderes Verhalten der Natur erwarten läßt, als der Versuch zeigt. Den ausführlichen Nachweis dafür verdankt man dem Wolfenbütteler Oberlehrer und Dozenten Witte, sein Hauptwerk ist nur für den engeren Fachkreis lesbar, aber seine Ergebnisse sind von den besten Kräften, welche über diese Fragen arbeiten, anerkannt.

Es gibt dieser philosophisch höchst spannenden Lage gegenüber noch immer Optimisten, auch unter den Forschern, welche eine Lösung der Widersprüche auf dem alten Boden nur für eine Frage der Zeit halten. Von diesem Standpunkt aus ist das, was sich seither entwickelt hat, ein Verlegenheitsgebilde, ein Notbau, dessen Existenz nichtsdestoweniger für die Möglichkeiten menschlicher Erkenntniswege bedeutungsvoll bleibt.

Die Mehrzahl der Baumeister des Neubaus denkt jedoch anders. Sie glaubt, daß es angesichts der vorliegenden Mißerfolge an der Zeit war, an den Grundfesten selbst zu ändern. Diese Änderung nimmt sich von den alten Begriffen aus gesagt so aus, daß der logische Widerspruch, statt an entfernter Stelle dem ausdauernden Theoretiker zu begegnen, gleich an den Anfang des neuen Begriffssystems gesetzt und in alle Folgerungen gleichmäßig hineingeflochten wird. Einstein hat die kürzeste und darum zweckmäßigste Fassung gefunden, durch deren Annahme in weitestem Umfang Übereinstimmung zwischen Rechnung und Beobachtung erreicht wird. Schon dieser Erfolg genügt, um die Einsteinsche Theorie zu einem ganz unentbehrlichen Lernhilfsmittel zu machen. Wir können eine derartige Krafterſparnis, mag sie erzielt sein wie sie will, uns unmöglich entgehen lassen. Aber die Theorie leistet noch mehr. Wie

reife Früchte bietet sie streng deduktiv Ergebnisse dar, welche früher nur als kühne Postulate von Naturphilosophen vorausgenommen oder geahnt wurden; sie gipfeln in der Wesensgemeinschaft von Masse und Energie. R. Lang hat in seiner Darstellung der Einsteinschen Ergebnisse im „Schwäb. Merkur“ mit Recht den tief philosophisch befriedigenden Charakter solcher Gedanken besonders betont. Hier ist plötzlich Fruchtbarkeit an die Stelle jahrhundetelanger Dürre getreten. Wenn die Wurzel dieser Fruchtbarkeit auf dem Boden der alten Begriffswelt verdorrt, so muß sich der alte Boden schon gefallen lassen, daß wir zu erkennen suchen, ob es nicht an ihm fehlt, und wir auswandern müssen, wenn wir satt werden wollen. Daß diese Untersuchung nicht in den Jahren seit Einsteins Auftreten erledigt werden konnte, kann niemand wundern, der weiß, wie wir heute noch an dem vollen Verständnis der fünfzig Jahre älteren Faradayschen Ideen arbeiten.

Alles bisher Gesagte bezieht sich auf die erste Einsteinsche Schöpfung, die sogenannte spezielle Theorie. Angesichts der zahlreichen Versuche, ihren Inhalt gemeinverständlich darzustellen, muß auf diese verwiesen werden; die Darstellungsmittel sind in allen fast gleich. In Anlehnung an ein von Einstein nicht geprägtes, sondern angeführtes Wort wendet sich Biedenkapp gegen diese Versuche und stellt dabei den Sinn der Anführung auf den Kopf. Sie soll heißen, daß man um der Verständlichkeit willen zuzeiten auf den Stolz des Fachmanns, auf die mathematische Eleganz verzichten muß; Einstein selbst hat sich das geradeso zugemutet wie seine Darsteller. Da jeder, der die Literatur des Gegenstandes zur Hand nimmt, dieses Sachverhalts alsbald gewahr werden muß, erübrigt es sich, weiter darauf einzugehen. Elegant nennt der Mathematiker eine Darstellung, welche wenigstens in der Niederschrift mühelos erscheint und durch, sei es im Wesen der Sache liegende, sei es durch geschickte Assoziationen, beigezogene Begriffsbildungen das Anfassen der Probleme erleichtert. Elegant ist die Analyse der Zentrifugalkraft mittels des Hodographen, die Analyse der Verteilung elektrischer Ladungen mit Hilfe elektrischer Bilder; elegant ist aber auch die Darstellung elektromagnetischer Feldzustände mit Hilfe der Vektoranalysis, die von Biedenkapp angefochtene Versinnlichung imaginärer Größen durch die Gaußsche Zahlenebene und die in derselben Richtung liegende Versinnlichung der relativistischen Verknüpfung von Raum und Zeit mit Hilfe eines vierdimensionalen Raumes, dessen vierte Koordinate das Imaginäre der Zeit ist, durch Minkowski. Für den Anfänger sind solche Darstellungen häufig keine Erleichterung, weil sie ihn nicht auf Bekanntes zurückführen; darum muß man ihn Wege führen, welche den Fachmann ebenso anmuten wie die Spazierwege für Herzkranke einen Bergsteiger. Eleganz und Gemeinverständlichkeit sind — leider — selten zu vereinigen; Gemeinverständlichkeit bedeutet meist Schwerfälligkeit, Umständlichkeit, mag sie auch durch Bilderreichtum oder unterhaltende Seitenblicke verhüllt sein.

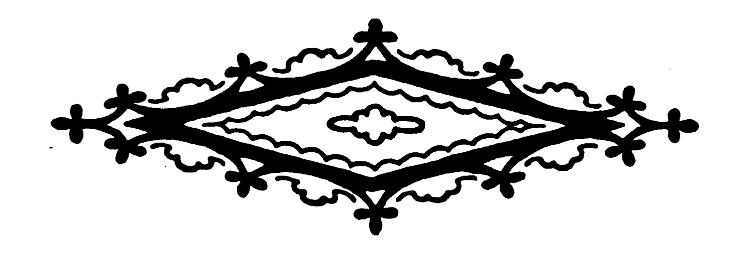
Biedenkapps Kritik bezieht sich jedoch, ohne den Leser darüber aufzuklären, zum größeren Teil auf die zweite Einsteinsche Schöpfung. Sie ist weit schwerer zugänglich als die erste. Einstein selbst bietet in seiner gemeinverständlichen Darstellung aus ihr zwei einfache Fälle, die den Ausgang seines Suchens verdeutlichen, und das Molluskenbild für die Raumnatur als Andeutung der Art seiner Ergebnisse; auf die Schilderung der Aufgabe und ihrer Lösung geht er nicht ein. Einsteins wissenschaftliche Arbeiten sind vergriffen; man ist zurzeit auf die soeben in 3. Auflage erschienenen Vorlesungen seines Fortführers Weyl angewiesen, in welchen neben der ersten auch die zweite Schöpfung dargestellt ist. Die erste Schöpfung hat ihren Namen, spezielle Relativitätstheorie, davon, daß nach ihr die Welt so sich verhält, daß ihre Gesetzmäßigkeiten für jeden gleichförmig bewegten Beobachter dieselbe Form annehmen, einerlei wie groß und wie gerichtet seine Geschwindigkeit sei. Einstein stellte sich die Aufgabe, eine Weltbeschreibung zu versuchen, bei welcher sogar für beliebig, z. B. ungleichförmig bewegte Beobachter die Form der von ihnen festgestellten Gesetzmäßigkeit der Welt gleichbleibt. Man muß zugeben, daß hier eine geistige Verwandschaft mit Hegel

vorliegt; die Aufgabenstellung ist mehr naturphilosophisch als physikalisch. Sie muß sich also für den Physiker durch bestimmte physikalische Erfolge rechtfertigen. Einstein hat drei Folgerungen aus seiner zweiten Theorie gezogen: eine mit der Gerberschen übereinstimmende Merkurbewegungstheorie; eine Ablenkung des Lichts durch die Schwere, und eine Verschiebung von Spektrallinien durch die Schwere. Die Lichtablenkung durch die Schwere ist zugleich ein Scheidungsmittel zwischen Einsteins erster und zweiter Schöpfung; denn schon aus der Einheit von Masse und Energie folgt eine solche, aber vom halben Betrag als aus der zweiten Schöpfung.

Als Eddington die vorausgesagte Ablenkung fand, da war mindestens die Fortsetzung der Prüfung lohnend geworden. Sie ist zurzeit noch in Arbeit; die Spektrallinienverschiebung ist von ausländischen Astrophysikern zunächst verneint worden, neuerdings kündigte jedoch Pflüger in Bonn in einer gemeinverständlichen Abhandlung in der „Kölner Zeitung“ an, daß sie in Bonn bestätigt worden sei. Man erkennt aus solchen Widersprüchen, wie schwierig festzustellen die fraglichen Wirkungen sind; es wird in der Tat wohl noch einige Zeit mehr von philosophischen als von physikalischen Gesichtspunkten über die Lebensfähigkeit der zweiten Einsteinschen Schöpfung geurteilt werden.

Einstein hat gefunden, daß die oben gekennzeichnete Weise der Weltbeschreibung möglich wird, wenn man annimmt, daß die metrischen Grundeigenschaften des Raumes (z. B. die Winkelsumme im Dreieck) von Punkt zu Punkt und von Augenblick zu Augenblick veränderlich sind, wobei dann auch der Zeitablauf mit dem Sosein des Raumes in Verknüpfung tritt. Gravitation, Trägheit und mit einer von Weyl 1910 vollends mitgeteilten Erweiterung auch die elektromagnetischen Felder lösen sich in ein Sosein des Raumes und Zeitablaufs auf. Man findet in Weyls Vorlesungen zahlreiche gemeinverständliche Erörterungen über dieses Ineinanderaufgehen von Geometrie und Physik. Weniger deutlich redet er von dem mathematischen Charakter der Einsteinschen Schöpfung nach der Richtung ihrer Eindeutigkeit hin. Sie wird beschrieben (Vortrag Fladt auf der Stuttgarter Mathematikerversammlung 1919) als genial erratene Lösung eines Knäuels von zehn Gleichungen, ähnlich wie der junge Hertz das Lösungssystem des Kugeldrucks erriet. Falls diese Lösung die einzige ist, gewinnt in ihr der Traum von einer Weltformel Gestalt. Das Weltgeschehen ist dann der Form seiner Gesetzmäßigkeit nach die Verwirklichung einiger weniger umfassender Gedanken, welche das menschliche Hirn unter Verzicht auf seine näheren und einfacheren Denkgewohnheiten, unter tastendem Weiterbauen auf einigen allgemeinen, in den letzteren enthaltenen Formprinzipien hinzustellen vermag.

Dr. Hermann



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Paul Gerhardt als Dichter

Es gibt sicher nur wenig Deutsche, die sich der künstlerischen Werte in Paul Gerhardts Liedern voll bewußt sind. Der kirchlich Gerichtete wendet sich vor allen Dingen den für das Gotteserleben bedeutsamen Gedanken zu, die in ihnen niedergelegt sind; der Außenstehende bekümmert sich zumeist überhaupt nicht um unsern Dichter. Und doch wären seine herrlichen Werke wert, Allgemeingut des deutschen Volks zu sein. Ihre kirchliche Abstempelung wirkt leider für dieses Ziel eher hemmend als fördernd. Der Fernerstehende empfindet, wenn er Kirchenlieder auch nur erwähnen hört, meist einen geheimen Schauder vor Geistesenge und Zwang und dogmatischen Härten. Unserm Dichter gegenüber durchaus mit Unrecht. Zwar ist Paul Gerhardt ein streng rechtgläubiger Christ, doch zugleich ein so warm, herzlich und natürlich empfindender Mensch gewesen, daß die dogmatische Festigkeit keine Enge und Härte in sein Wesen zu bringen vermochte. Die Lehrsätze des Glaubens waren ihm nicht nur begriffliche Bestimmungen, sondern er erlebte die kräftige Wirklichkeitserfahrung, die einst zu ihrer Aufstellung geführt hatte, in warmer Natürlichkeit von neuem in seiner eignen Seele. Wie sie aus Leben geboren waren, so wurden sie in ihm wiederum Leben: frische, unbefangene Natürlichkeit.

Die Verarbeitung der christlichen Glaubenssätze ist aber überhaupt nur ein Teil seines Wesens. In seiner ganzen Fülle ist es viel umfassender und wird in lebendiger Frische zu einem Spiegel deutscher Art. Als bestimmendes Kennzeichen ist vor allem die Freude an der Natur zu nennen. Ja, es ist nicht nur Freude, lustvolles Genießen, das ihn und den Germanen überhaupt bewegt; es ist Liebe, Hingabe, tief innerliches Versenken. Ein seelisches Hineinwachsen in pochende, treibende Kräfte von Blume, Baum und Tierlein und auch im Menschen ein lebendiges Erfassen warm sinnlichen Daseins und einfach natürlicher Regungen. Unser Dichter fühlt den Odem Gottes in allem, im All, bis hinab zur geheimen Bewegung einer triebhaften Welt. Es ist die Vorstellung von der Güte und Herrlichkeit Gottes in der Natur, ein anbetendes Sichneigen vor Fülle und Kraft. Und das ist nicht nur deutsch, sondern es ist auch im höchsten Grade künstlerisch. Das lebendige Nachempfinden schöpferischer Urgewalt und geheim innerlicher Bewegung gehört zum Wesen des Dichters. Er schaut in Gründe, in die des Alltäglichen Auge nicht reicht, und beschreibt, was er sieht, nicht in nackten, der sinnlichen Anschauung entkleideten Begriffen, sondern weiß Worte zu finden, die im Leser ein unmittelbares Nacherleben wonnigster und tiefster Regungen hervorrufen. „Die güldne Sonne voll Freud und Wonne bringt unsern Grenzen mit ihrem Glänzen ein herzerquickendes liebliches Licht; mein Haupt und Glieder die lagen darnieder, aber nun steh' ich, bin munter und fröhlich, schaue den Himmel mit meinem Gesicht." Ist die herrliche Frische und Lebenskraft eines goldenen Sommermorgens da nicht ebenso warm empfunden wie ähnliche Stimmungen bei Goethe? Wie unsagbar innig und natürlich ist sein Sommerlied „Geh aus, mein Herz, und suche Freud" —! Triebhafte Regungen aller Lebewesen kommen zum Ausdruck. „Narzissus und die Tulipan die ziehen sich viel schöner an denn Salomonis Seide." „Der Weizen wächset mit Gewalt, darüber jauchzet

jung und alt." „Die Glucke führt ihr Völklein aus usw." „Ich selber kann und mag nicht ruhn — — ich singe mit, wenn alles singt —" Und sein Abendlied „Nun ruhen alle Wälder" weiß die Müdigkeit des vom Tage Erschöpften so sinnlich nah und rein und herzlich vor Gottes Angesicht zu bringen. Darin grade liegt die künstlerische Kraft. Tiefe Gedanken hat auch mancher andre Kirchendichter gehabt. Aber den meisten fehlt ein starkes Lebensgefühl, und sie werden infolgedessen oft begrifflich blaß und trocken.

Voller Naturempfindung sind Gerhardts Ehelieder. „Der Mann wird einem Baume gleich, an Ästen schön, an Zweigen reich, das Weib gleich einem Reben, der seine Träublein trägt und nährt." Welch entzückende Verehrung fraulicher Anmut und strahlender Wärme liegt in den Worten „Mannessonne, Hauseswonne, Ehrenkrone! Gott denkt dein bei seinem Throne"!

Zart und fromm steht er dem Unglück gegenüber. Ein wunderbares Allgefühl, eine Verankerung Gottes in der ganzen Fülle des Lebens — ein Allgefühl, das echt deutsch ist und an Meister Eckharts Innerlichkeit und Weite erinnert — lassen ihn vor Unglück, Leid und Mißstimmung nicht schaudern. Auch das liegt ja im Willen des Allumfassenden, des Allebendigen. Innig und zärtlich wird nun die Beschreibung einer vorübergehenden Verstimmung in der Ehe. „Ein Röslein, wenn's im Lenzen lacht und in den Farben pranget, wird oft vom Regen matt gemacht, daß es sein Köpflein hanget. Doch wenn die Sonne leucht't herfür, sieht's wieder auf und bleibt die Zier und Fürstin aller Blumen." Wenn man das liest, so wird man fast geneigt, sich Verstimmungen geliebten Menschen gegenüber zu wünschen, nur um sie so hold auffassen, nur um seine Hingabe ganz in Tätigkeit setzen zu dürfen.

Aber die ruhig freundliche Wärme Gerhardts in der Auffassung von Widrigkeiten geht noch viel weiter. Er bleibt sanft auch dem schneidendsten Unglück gegenüber. Er löst es auf in der Liebe Gottes. „Wenn ich und du ihn nicht mehr spüren, da schickt er zu, uns wohl zu führen." Als Gedanke ist das ja freilich nichts Neues, alle großen Gottesmenschen haben so empfunden. Aber im künstlerischen Ausdruck ist unser Dichter, fast möchte man sagen, einzig. Er spricht einfach und anschaulich wie ein Kind. „Er hört die Seufzer deiner Seelen und des Herzens stilles Klagen, und was du keinem darfst erzählen, magst du Gott gar kühnlich sagen." „Sprich nicht: ich sehe keine Mittel, wo ich such', ist nichts zum Besten" — und viele, viele andere Worte sind dem lebendigen Leben entnommen und frei von der kalten Blässe abgezogener Gedanken.

Dies herrliche Gefühl für die schlagenden, jauchzenden Pulse des Lebens läßt ihn zum Schmuck seiner Gedanken auch die vollsten, schönsten Bilder finden. „Gott laß euch selig schlafen, stell euch die güldnen Waffen ums Bett und seiner Engel Schar!" Welch mächtiges und strahlendes Bild der Behütung des sanften Schlafs durch goldgepanzerte Engel! Ausschlaggebend wird die Kraft der sinnlichen Vorstellung: Schutz wird durch gut bewaffnete Krieger erreicht. Um den himmlischen Krieger auszuzeichnen, tritt das Bild des kostbaren Goldes hinzu. Ein solcher Ausdruck wirkt stark und durchflutet den ganzen Menschen, während eine nackte Aufstellung des Gedankens nur vom Verstand erfaßt wird und nicht volles Leben schaffen kann. „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann." Kräftige Ausmalung natürlichen Geschehens. „Er (Gott) ist dein Quell und deine Sonne, scheint täglich hell zu deiner Wonne." „Macht schöne rote Wangen oft bei geringem Mahl." Bilder des Todes: „Es wird einmal der Tod herspringen", „sobald das Lüftlein des Todes drein bläst", „schleußt das Tor der bittern Leiden". So kann nur jemand schreiben, der die labende Kraft eines frischen Quells, die verjüngende, Körper und Geist durchsprühende Wärme sommerlicher Sonne sinnlich bewußt empfängt, der den Schlag eines jachen Sprungs empfindet, dem ein vom Wind verwehtes Licht, das Zuschließen eines Tors zu Erlebnissen werden, die Ende, Abschluß sind. Es kann hier ja nur eine sehr kleine Auswahl der wundervollen Bilder gegeben werden. Man staunt immer wieder vor der strotzenden Kraft der Erfindung, die an den älteren Zeitgenossen Shakespeare gemahnt.

Darin also, in der üppigen Lebensfülle der Auffassung, ist der künstlerische Wert beschlossen. Es kommt hinzu die Bildhaftigkeit auch der Sprache. Das liegt in derselben Richtung. Gerhardt wählt Worte und Satzgefüge, die am allerstärksten Anschauung vermitteln. In dieser Hinsicht Luther verwandt. Ein Kind, ein Bauer könnten so sprechen. Sein künstlerisches Gestalten liegt im klaren Herausarbeiten und Veredeln der kräftigen Werte der Volkssprache. Er vermeidet die abgeblaßte Gedanken- und Salonredeform der Gelehrten und Gebildeten. Seine Lieder sollten uns zu Volksliedern werden.

Endlich hat er das feinste Gefühl für Klang und Rhythmus. Es sind wirkliche Lieder, die er schafft. So schön und melodisch fließen die Worte, daß fast schon die Verse an sich wie Gesang sind, auch ohne Musik. „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann." — In der Strophenform ist er reich und mannigfaltig.

Es wäre zu wünschen, daß nicht nur kirchlich gerichtete Kreise, sondern alle Deutschen an diesem frischen Quell volklicher Dichtung sich laben, der Seelenreinheit und Frömmigkeit in gediegener künstlerischer Gestaltung üppig strömend aus tiefem Grund ergießt.

Dr. Maria Grunewald

Der selbstgeschriebene Lebenslauf

Eine eigenartige literarische Erscheinung stellt die Autobiographie dar, die auch ihre eigene Entwicklungsgeschichte hat. War sie anfangs lediglich von persönlichem Interesse, so wurde sie doch bald zu einer allgemeinen Kulturerscheinung, die von nicht zu unterschätzender kulturhistorischer Bedeutung ist.

In Deutschland kannte man den selbstgeschriebenen Lebenslauf seit dem 16. Jahrhundert als literarische Erscheinung. Diese Gattung der Literatur hat sich aus einer Reihe Vorstufen während des ausgehenden Mittelalters entwickelt. Den Beginn zu dieser Autobiographie machten die Haus- und Familiengeschichten aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die noch in ziemlicher Anzahl insbesondere in den florentinischen Bibliotheken handschriftlich vorhanden sein sollen. Der eigentliche Ursprung der Autobiographie führt jedoch zurück auf Geschäfts- und Rechnungsbücher der kaufmännisch-gewerblichen Kreise. Es handelte sich hierbei um persönliche Merkbücher, die derartige geschäftliche Aufzeichnungen enthielten, eine Art Buchführung, allerdings nicht in modernem Sinne gedacht. Es sind lediglich Aufzeichnungen zur Unterstützung des Gedächtnisses, und zwar rein geschäftlicher Art, wie z. B. Einnahmen, Ausgaben, Erbschaften, Vermögensangelegenheiten u. ä.

Dies waren freilich noch keine „Autobiographien", aber diese Prägung nahmen sie an, als damit Privataufzeichnungen, wie Daten von Todesfällen, Geburten, Eheschließungen usw., verbunden wurden, wie dies seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert schon bestätigt werden kann. Man ging also von geschäftlichen zu familiengeschichtlichen Eintragungen über, wozu z. B. auch Reisen, besondere Familienfestlichkeiten usw. gehörten. Vor allem für Nürnberg ist die Überlieferung solcher Aufzeichnungen reichhaltig. Aber auch anderwärts gab es viele derartige „Hausbücher", die das Geschlecht und die Familie betrafen. Allen diesen Büchern merkte man bis ins 16. Jahrhundert hinein deutlich ihre Herkunft aus geschäftlichen Merkbüchern an.

Diese recht realistische Seite, die die Familienbücher des 14. und 15. Jahrhunderts gemäß ihrer Herkunft aus geschäftlichen Merkbüchern aufweisen, ist für die Weiterentwicklung der Autobiographie sehr wichtig. Es finden sich danach neben solchen realistischen Eintragungen auch solche höherer Richtung. So tritt z. B. die Sorge um das Seelenheil durch fromme Stiftungen auch in diesen Familienbüchern stark in den Vordergrund. Neben geschäftlichen und genealogischen Eintragungen findet man daher Angaben über Seelenmessen, mitunter recht

ausführliche und als eine Art Vermächtnisse für die Nachkommen. So verzeichnet z. B. die Münchner Familienchronik der Ridlers für den Zeitraum von hundert Jahren nichts anderes, als was die einzelnen Familienglieder an Kirchen usw. gestiftet haben. Schließlich wurde in die Haus- und Familienbücher des 15. Jahrhunderts alles aufgenommen, was für ihren Schreiber von Interesse war. Hierauf, also auf dem freieren Charakter solcher Aufzeichnungen, beruhte die Möglichkeit, daß sich aus ihnen die eigentliche Autobiographie entwickelte. Denn nun fanden in den Merkbüchern, ohne daß sie ihres geschäftlichen Charakters völlig entkleidet wurden, Aufzeichnungen rein persönlicher Natur Aufnahme, so z. B. nähere Angaben über Frau, Kinder, Verwandte usw. Bald finden sich Notizen, die über das Genealogische hinausgehen: aus dem Familienbuch oder der Familienchronik wird das persönliche Tagebuch.

Auf der Strecke in der Entwickelung der Autobiographie vom geschäftsmäßigen Merkbuch an bildete aber das Tagebuch einen wesentlichen Fortschritt. Hier zeigt sich das Wesen der Autobiographie schon deutlich ausgeprägt; das Tagebuch enthält Selbsterlebtes, individuelle Aufzeichnungen, die allerdings zunächst lediglich für den Schreiber selbst bestimmt, nur für ihn von Interesse sind, höchstens noch für seine Angehörigen. Das erste, stark persönlich gerichtete Tagebuch, das wir besitzen, stammt von Kaiser Friedrich III., das er von etwa 1437 an führte. Zwischen Rechnungen, Inventarien, wirtschaftlichen Notizen findet man da Verse, Matineen, Rezepte usw., also Reales und Ideales nebeneinander, so daß man von hier an als von einer „literarischen“ Gattung sprechen kann, als welche man wohl jene Merkbücher kaum wird bezeichnen können, solange deren geschäftlicher Charakter auf der Hand lag.

Die Tagebücher aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters zeigen, wie in den Familienbüchern und Hauschroniken, wie sie seit dem 14. Jahrhundert verbürgt sind, bei einem gesteigerten Interesse für die eigene Person der Schreiber eine Fülle von autobiographischem Stoff zusammenkam. Anfangs handelt es sich noch um die Aufzeichnung einzelner persönlicher Erlebnisse, meist im Zusammenhang mit anderen Ereignissen und Dingen. Allmählich kommt man aber dazu, über das eigene Leben im Zusammenhang zu berichten. Allerdings waren die Formen, in denen diese ersten selbstgeschriebenen Lebensgeschichten gefaßt sind, vielfach noch roh, zumal sie ja auch, wie schon betont wurde, zunächst nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmt waren, sondern nur für die Familie. Aber trotzdem bietet diese Art Bücher eine reiche Fundgrube für den Kulturhistoriker. Solche Familienbücher wurden oft mit der Begründung eines Hausstandes angelegt, — eine Sitte, die in neuester Zeit wieder in den Familienbüchern aufkam oder vielmehr ihre Fortsetzung fand, die einen urkundlichen Wert erhalten haben. Bei dieser Gelegenheit werden über wichtige vorhergehende Ereignisse in erzählender Weise Angaben gemacht, womit die Autobiographie ihren eigentlichen literarischen Stempel erhielt. Die meisten der ersten einheitlichen Autobiographien sind von ihren Verfassern erst im vorgeschritteneren Alter niedergeschrieben worden, also rückschauend. Die erste derartige uns bekannt gewordene Autobiographie ist die 1466 erschienene von Burkard Zink. Aber erst im 16. Jahrhundert begegnet man der Autobiographie als einer literarischen Erscheinung, die auch für die Allgemeinheit von Interesse ist. Das Geschäftsmäßige und Tagebuchartige hat einer eposartigen Form Platz gemacht. Neben das Persönliche traten Zeitereignisse, historische und kulturelle Tatsachen, und diese sind es, die die Autobiographie zu einem wesentlichen Faktor in der Kulturwelt und auf dem Gebiete der Literatur gemacht haben. Ludwig von Diesbach war der erste, der seine Lebensgeschichte mit Bewußtsein aus der Familienchronik herauslöste und sie in einen besonderen Band schrieb.

Die Autobiographie ist als eine selbständige feststehende literarische Erscheinung von der Nation gefunden und begegnet uns vom 16. Jahrhundert ab allenthalben. In allen Ständen und Berufen tritt sie teils in knapper, teils in weitangelegter Form auf. Das rein geschäftlichen oder erbaulichen Zwecken Dienende wurde allmählich abgestreift. Auch Reiseberichte wurden von Einfluß auf die Autobiographie. Es finden sich darin Darstellungen persönlicher



Erlebnisse und Abenteuer neben Angaben über Unterkommen, Kosten, Sehenswürdigkeiten usw., über Land und Leute der bereisten Gegenden. Solche Reiseberichte reizten dazu auf, das Ich aus dem Gang der Erzählung mehr herauszuschälen, und auf diese Weise trat neben die Reisebeschreibung die Biographie. Man denke einmal an Goethes ausführliche Autobiographie „Aus meinem Leben", besonders, was er im Vorwort dazu sagt, worin er von einem „solchen, immer bedenklichen Unternehmen" spricht, und des weiteren klar auseinandersetzt, wie eine Autobiographie zustande kommt, — eine wahre Studie zur Kennzeichnung der Autobiographie! Auch Seume, der Wanderer von Syrakus, beginnt seine Autobiographie mit den Worten: „Das Mißliche einer Selbstbiographie kenne ich so gut als sonst irgend jemand, und ich halte mich für nicht wichtig genug, daß überhaupt mein Leben beschrieben werde. Wenigstens wäre es nach 40 Jahren noch Zeit genug", und er schließt seine einleitenden Worte mit dem Wunsche: „Wenn die Erzählung unterhält und vielleicht hier und da die Jugend belehrt und in guten Grundsätzen befestiget, so habe ich nicht umsonst gelebt und geschrieben." Dies kennzeichnet zugleich den Grundgedanken der Autobiographie: sie soll unterhalten, aber auch belehren.

Man sieht also den Ursprung der Autobiographie in den Haus- und Familienchroniken, die seit dem ausgehenden Mittelalter in Deutschland geführt wurden, und zwar anfangs nur in den bürgerlichen Kreisen, später auch in allen gebildeten Schichten des Volkes. Man sieht ferner, daß das Interesse an der Familie zum Ausgangspunkt, zum Anreger wird, in jene privaten Aufzeichnungen geschäftlicher Natur auch Eintragungen aufzunehmen, die sich auf Geschlecht und Familie beziehen. Pflege des Familiensinns war wohl ursprünglich ihr Zweck. Später wuchsen sie jedoch aus, als sie literarische Bedeutung erlangten, zu einer selbständigen literarischen Erscheinungsform. Das ist die spätere Autobiographie, wie sie bis in unsre Tage hinein lebt, die aber wieder im Abflauen begriffen ist. Das Interesse am Privatleben verschwindet immer mehr unter den vielseitigen Interessen der Gesamtheit. Die Entwicklung der sozialen Verhältnisse bringt es mit sich, daß die Individualität in den Hintergrund gedrängt wird. Der einzelne geht unter in der Gesamtheit. Darum schwindet auch mehr und mehr das Interesse an dem Schicksal des einzelnen. Selbst innerhalb der Familie ist dieser Zug bemerkbar.

Es gibt literarische Erzeugnisse, die Selbsterlebtes schildern, ohne Autobiographien zu sein: Bruchstücke aus dem Leben. Hier tritt das Persönliche noch hervor im Rahmen einer Allgemeinheit, einer Gesamtheit, eines Kulturausschnitts, aber die wahre Autobiographie scheint sich in unserer Zeit überlebt zu haben. Selbst die großen Gestalten des Weltkriegs sind in den Hintergrund gedrängt worden und traten erst im Zusammenhang der Geschichte stärker hervor. Zunächst ist ihre Zeit noch nicht gekommen. Werden die Zeitverhältnisse wieder in ruhigere Bahnen eingelenkt sein, so wird auch wieder das Interesse am Individuellen, vor allem an den Trägern der Zeitereignisse mehr hervortreten. Dann wird auch die Biographie wieder Interesse finden, darunter vielleicht so manche Autobiographie, die jetzt im verborgenen liegt, und diese Autobiographien werden sicherlich denselben Charakter tragen wie die der zuletzt angeführten Jahre: das Persönliche im Rahmen der Gesamtheit.

Paul Sorgenfrei



Kunst ohne Ideale

Berliner Theaterrundschau

Wir sind wieder hinabgestürzt wie in eine Welt des rohesten Chaos. Alle Mächte der Zerstörung und Vernichtung sind aus den Tiefen losgelassen, und die Geister dumpfster physischer Gewalten, des Mordes und Totschlages, rasen verbrecherisch durch die Länder. Das Schwert allein gibt alle Macht, Macht ist allein das Schwert. Die menschliche Bestie, die schlimmste von allen, geht in Wut umher. Fast hoff-

nungslos blickt man nach oben hin, nach den Regierenden, und hinab in die Tiefen der aufgewühlten Volksmassen, von den niedrigsten Blutinstinkten verwildert. Nur an einem fehlt es: an Führern, an Vorbildern, an den idealisch-schöpferischen Köpfen, den aufbauenden, organisatorischen Geistern, die uns unsere zerstörte Wirtschaft zu einer Stätte fruchtbaren Schaffens und Arbeitens, der gegenseitigen Hilfen und Forderungen machen, wie es allein für uns notwendig ist, worauf für uns alles ankommt.

Der große Zusammenbruch, die Krankheit und das Verderben unserer Zeit rühren vielleicht nur gerade daher, daß die religiösen und künstlerischen, die idealisch schauenden und bildenden Mächte im menschlichen Geist schon seit längerem verkümmerten und wie einem Schwunde verfallen erschienen. Allzu lange haben wir unter dem Joch eines dumpfen und leeren Naturalismus und Materialismus gestanden, eines wissenschaftlichen Sehens und Denkens, welches seine Aufgabe erfüllt glaubt, wenn es uns zeigt, das was wirklich ist. Eine Natur überschattet uns mit Leiden und Unglücksfällen aller Art, denen wir recht ohnmächtig gegenüberstehen. Wahllos trifft sie Gute und Böse. Auf alle unsere Fragen nach dem Warum gibt sie uns keine Antwort. Wir pflegen von dieser Natur zu sprechen, als von einem Chaos. Natur, einem blinden Wesen, ohne Logik und Moral, jenseits von Gut und Böse, von keiner sittlichen Weltordnung wissend, höchst sinn- und zwecklos in allem ihrem Tun. Der Mensch unserer Jahre sieht schon recht aus und benimmt sich wie diese Natur, richtet eine reine Terrorherrschaft auf, zerstört sinnlos und zwecklos, was er sich aufbaute, und fühlt sich erhaben, so jenseits von Gut und Böse, wahrhaft amoralisch sich zu betätigen.

Von jeher hat freilich ein religiös und künstlerisch, ein idealisch schauender und fühlender Mensch seine größte und wichtigste Aufgabe gerade darin gesehen, in diese Natur dennoch Sinne und Zwecke, eine Ordnung und einen Willen zum Guten hineinzudeuten. „Im Anfang ist der Sinn", und dieser Sinn ist Gott. Ein göttliches Wesen und Prinzip waltet in allem Sein, welches alles schon so lenkt und bestimmt, wie es am besten ist und wahrhaft zweckvoll zugeht. Die Erde, der große Schauplatz eines Kampfes zwischen Gut und Bös, Glück und Leiden, in dem aber doch zuletzt das Glück und das Gute den Sieg behalten.

Wie dieses religiöse, so will auch das künstlerische Sehen und Denken im Kern und noch etwas mehr als bloße Naturkenntnis, Darstellung und Wiedergabe eines Wirklichen, leidendes oder beglücktes Erleben sein, sondern über die Natur sich erheben, sie beherrschen, ändern und verbessern, für uns in Kunst umgestalten. Es weiß in uns als höchste Kraft und Fähigkeit ein idealisches Wollen und Können, welches das, was wirklich ist, höher und edler, reiner, erstrebenswerter zu formen und zu gestalten vermag, und uns nicht nur sagt, wie wir leben, sondern wie wir leben sollen. Was den Menschen am wesentlichsten vom Tiere unterscheidet, besteht wohl gerade darin, daß er einstmals in grauen Urzeiten zuerst das künstliche Feuer herstellen lernte und durch immer neue Erfindungen seines Geistes, mit stets vermehrten Mitteln und Kräften eine Naturwelt in eine Kulturwelt umschuf, schöpferisch, organisierend in die Natur eingriff. Ist die Natur blind, so werde sie in dir, o Mensch, sehend. Ist sie schlecht, so mache sie durch dich zum Guten. Sei du der Kämpfer, der das Gute und das Glück zum Siege führt. Indem die Kunst Ideale aufstellt, uns Menschen schildert, zu denen wir als zu Vorbildern aufsehen können, erfüllt sie doch wohl ihre edelste und höchste Aufgabe.

Das tiefste Leiden der Kunst unserer Zeit besteht deshalb darin, daß diese urkünstlerischen, idealischen, schöpferischen Glaubensinbrünste und organisatorischen Willensmächte in ihr arg verwahrlost und verkommen sind. Sie sprach von sich selber als von einer Kunst der Dekadenz und des „fin de siècle". Sie berauschte sich am meisten an dem Spruch Baudelairscher „fleurs du mal". Sie fühlte sich nur allzu ohnmächtig der Natur gegenüber, konnte sie nicht mehr in Kunst und Kultur umbilden und starrte gebannt auf eine Wedekindsche „Erdseele". Wie ein Schrei ging es durch sie dahin: „Nach uns die Sündflut". Heute kann uns die Dichtung der letzten Jahrzehnte schon berühren wie eine Vorahnung des großen allgemeinen Zu-

sammenbruches ringsum, und all die Ohnmächte, Verzweiflungen, die nur niederreißenden, doch nicht neu aufbauenden Geister, unter denen wir so tief leiden, machten sich gewiß recht auffällig vorher schon in unserer Literatur geltend. Vom Theater ging man nur zu oft heim wie von einer Hinrichtungsstätte. Die Bühne ward zur Folter- und Schreckenskammer. Künste des Zerfalls, der Nerven- und Hirnzerrüttungen, die schließlich in das Kinderlallen und Indianergeheul, in die reinen Spektakelorgien eines Dadaismus nur enden konnten, gebärdeten sich als Offenbarungen eines neuen Weltgeistes.

In den dramatischen Werken, welche in diesen letzten Wochen über die verschiedenen Berliner Bühnen gingen, gleichviel ob sie von Gerhart Hauptmann, Eduard Stucker, Sternheim oder von Hans José Rehfisch herrühren, spielt überall gerade nur das Ideal die Rolle eines geschundenen Marsyas. Unsere Dichter beweisen in ihnen eine Unfähigkeit, die von ihnen aufgeworfenen Fragen, Probleme und Konflikte auch wirklich zu lösen, unsere Seelen zu läutern und zu befreien und die Erlösung vom Übel uns zu zeigen, worin auch für den Künstler die höchste Forderung besteht. Sie sind wie Ärzte, welche eine Krankheit vortrefflich zu diagnostizieren verstehen und uns sagen, woran wir leiden, welche Ursachen dazu geführt haben, doch nur nicht uns zu heilen verstehen. Wie in Gerhart Hauptmanns „weißem Heiland" blickt alles Volk, alle Menschheit von jeher zu allen seinen Priestern, Führenden und Regierenden, zu seinen Dichtern und Künstlern als zu den Berufenen und Erwählten auf, die seine Retter sein sollen aus den Nöten und Wirrnissen des Lebens, und ihm zeigen, wie man am besten und zweckmäßigsten handelt. Und keine schlimmere Enttäuschung gibt es, als wenn sich der weiße Heiland als ein Ferdinand Cortez entpuppt, als Barbar und Tamerlan, sengend, mordend und brennend über die Länder herfällt.

Diese Tragödie erleben wir gerade heute am bittersten an unserem eigenen Fleisch und Blut, wo all' die Geister und die Ideen, die Reformatoren, welche uns den neuen seligen Zukunftsstaat versprachen, wenn sie nur erst die Herrschaft in Händen hätten, in ihrer Ohnmacht und Unfähigkeit sich entpuppen und das Alte nur zerstören, doch nichts Neues und Besseres an seine Stelle setzen können.

In Hauptmanns dramatischer Phantasie vom „weißen Heiland", vom Untergang des altmexikanischen Reiches und seiner Kultur durch die spanischen Räuberhorden des Ferdinand Cortez stecken schon reichere Elemente, welche das Werk über einen bloßen leeren Historismus erheben könnten. Es wäre eine Aufgabe des Dichters gewesen, es zu einem Spiegelbilde unserer eigenen Zeit zu machen. In seiner Darstellung wird die Kultur des alten Mexiko nur in den rosigsten Farben geschildert, und sie steht jedenfalls nicht hinter der zurück, mit der wir selber bis zum Jahre 1914 begnadet waren. Die Spanier hingegen erscheinen nur als ein Räuberstamm, als eine Horde von Nomaden, Hunnen und Barbaren, die über ein friedliches Volk fruchtbarer, segensreicher Arbeits- und Schaffenstätigkeit gewalttätig hereinbrechen und deren Reich durch Feuer und Schwert gänzlich zerstören. Auch um uns ist alles Reichs- und Volkszusammenbruch. Die alte abendländische Kultur droht über Nacht wie mit einem nassen Schwamm weggewischt zu werden. Menschliche Bestien wüten im Lande, und nur zerstörend, verwüstend hausen unter uns Hunnen und Barbaren. Dem Dichter war schon die beste Gelegenheit gegeben, als ein Heiland und Retter zu uns zu reden, der uns die idealen Wege und Mittel zeigt, wie wir unsere Kultur vor dem Untergange erretten können, daß es uns nicht ebenso ergeht, wie einmal dem altmexikanischen Volk.

Nur die Heilandsidee, das Heilandsideal selber steht im Mittelpunkt der Hauptmannschen Dichtung, — aber es wird auch nur aufs schlimmste verwirrt, und so abstrus und konfus wie nur eben möglich sieht bei Hauptmann das Ideal aus. Es spielt bei ihm die Rolle der eigentlichen Ursache, an welchem das ganze mexikanische Volk rettungslos zugrunde geht, und dieses hat schon höchstes Recht und Grund, dem Heiland zu fluchen, der es nur ins tiefste Verderben hinabschleudert. Für einen frommen Christenmenschen muß es geradezu wie eine

Blasphemie wirken, wenn er sieht, wie der Dichter die Gestalt seines Montezuma, der als Herrscher und König nur kindisch, närrisch, töricht, als der Verblendetste aller Verblendeten handelt, zum Christus, zu dem echten und wahren Christus der Evangelien heraufschreiben und heraufpumpen möchte.

Das Drama zerfällt in völlig unzusammenhängende Teile. Geschehnisse werden ineinander geschweißt, die man nur nicht in Beziehung zueinander bringen wollte. Zunächst erzählt der Dichter bloß Historie, die Geschichte von der Eroberung Mexikos durch Cortez. Das schleppt sich bei ihm recht farblos und trüb dahin und erweckt wenig Interesse. Hier gelangt auch Gerhart Hauptmann nicht hinaus über das recht übliche dilettantische Geschichtsdrama einer Gymnasiallehrerdramatik, welche einfach historische Ereignisse in Verse bringt. Im fünften Bild kommt es dann zu einer religiös-philosophischen Sonderhandlung. Die Spanier brechen in einen Tempel ein, um die Götzenbilder zu zertrümmern, und stoßen dabei auf das Bild der mexikanischen Erdmutter, welches das Kind im Arme hält, — ein uraltes weltreligiöses Symbol. Sie stürzen in die Knie und beten es an als Bild der Madonna mit dem Jesusknaben. Irgendwelche weitere Bedeutung hat diese Szene aber nicht für das Drama, sie ist ganz und gar nicht organisch in das Ganze hineingewoben. In den letzten Bildern zieht Hauptmann dann wieder ein ganz neues Register auf. Sich eng an die Evangelien anlehnend, dichtet er noch einmal das christliche Passionsdrama, und bewegt uns rührend durch den Anblick des verhöhnten und verspotteten, gemarterten und sterbenden Christus, Oberammergau-Erinnerungen erweckend. Der Christus hat nur einen anderen Namen bekommen. Er heißt diesmal Montezuma

Die messianische Idee sieht in diesem Drama wahrhaft januskopfig drein und verkörpert sich in den beiden Gestalten des Cortez und Montezuma, die sich höchst widerspenstig wie Kantische Antinomien gegenüberstehen. Als so eine januskopfige Idee geht sie allerdings durch die ganze Weltgeschichte dahin, und wie im Hebbelschen Judithdrama in dem Widerspiel von Holofernes und der Judith, so trägt sie auch bei Hauptmann das Doppelgesicht Cortez-Montezuma. Cortez die verkörperte Herrenmoral, Montezuma die Sklavenmoral. Leider vermag Hauptmann nur nicht so klar und scharf zu sehen und zu denken wie Hebbel.

Wie alle Völker der Erde, so hoffte auch das mexikanische Volk auf den ihnen von der Religion und dem Mythus verkündigten Heiland und Saoshyant, der das tausendjährige Reich Gottes auf Erden herstellen wird. Von allen ist der Herrscher des Landes der gläubigste und überzeugteste Messiasgläubige, der dieser Botschaft am blindesten vertraut, und als die Räuberscharen des Cortez in das Land hereinbrechen, sie als Götter begrüßt und ihnen seine Krone zu Füßen legt. Wahrlich, ein pazifistischer Narr, der schon seinesgleichen auf Erden sucht. Für uns Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts doch nur ein Idiot! Armes Volk, über dem solche Könige und Fürsten regieren. Derartige dramatische Phantasien sollte man doch nur nicht unserem modernen Empfinden zumuten können.

Der Stoff, den sich der Dichter ausgesucht und wie er ihn zurechtgelegt hat, ist ganz allein von Haus aus so beschaffen, um die Messias-Idee ad absurdum zu führen und höchst lächerlich zu machen. Eine derartige Geschichte taugt vortrefflich für einen Carl Sternheim, für einen ganz entschiedenen Religionsspötter und Religionsverhöhner, der satirisch die jahrtausendalte Heilslehre und Heilsbotschaft von dem Heiland, dem Menschheitsbefreier und Erlöser, dem Gründer des tausendjährigen Reiches, verulken will. Eine Szylla ist die Herrenmoral des Cortez und die Sklavenmoral des Montezuma eine Charybdis. Beide arbeiten sich in der Hauptmannschen Dichtung gegenseitig in die Hände, um das arme mexikanische Volk so gut wie spurlos von der Erde zu vertilgen. Darüber kommt das natürliche Empfinden nicht hinweg.

Wenn der Dichter es nur als einen Unsinn bezeichnet, daß man einen Cortez als einen weißen Heiland begrüßen kann, gleich unsinnig ist es, den Montezuma, der solche Torheit



und Narretei begeht, als Held und Christus zu verherrlichen. Wenn Gerhart Hauptmann dennoch in solche Ideolatrien verfällt, dann kann man nur sagen, er weiß nicht, was er tut. Sein Messias und Christus wird zu einer unfreiwilligen Karikatur, die Messiasidee, das Messiasideal verkehren sich in ihr Gegenteil.

In den weiten Räumen des großen Schauspielhauses ertrank die dramatische Phantasie, die am meisten der Phantasie entbehrte. Alle Gestalten ermangeln einer feineren persönlichen Gestaltung, bleiben in einem flüchtig Typischen stecken, und nur die des Montezuma bot einem Moissi Gelegenheit, zum Schluß hin innerlich und erschütternd die Leidensgeschichte Christi uns vorzuspielen.

Eine recht sinn- und zwecklose Natur treibt auch in **Eduard Stuckens** Jugenddrama „Myrrha" mit den Menschen ein blödes Spiel und überschüttet sie mit Unglücksfällen, bloßen Wahnsinnstaten, denen die Betroffenen völlig leidend, ohnmächtig nur gegenüberstehen. Es fehlt bei dem Dichter der leiseste Versuch, bloß traurige Begebnisse, eine reine Krankheitsgeschichte zu einem tragischen Geschehnis zu vergeistigen und zu vertiefen. Im Mittelpunkt der Handlung steht eine Geisteskranke, und sie ist allein die eigentlich treibende Kraft in den dramatischen Vorgängen. Ein Unglücksfall ist der Ursachenkeim, aus dem alle Leiden erwachsen. Der Dichter sieht seine Aufgabe damit erfüllt, wenn er die Irrsinnstaten, das Unglück vermehrt und aufeinanderhäuft, und verkennt damit das Wesen der Kunst, idealisch-kulturelle Menschen zu schaffen und zu bilden, die im Kampf wider eine blinde Natur, wider Unglück und Irrsinn sich bewähren. Der Irrsinn der Heldin wird zum Irrsinn des Dramas selber. Eine Kunst nur noch der zerrütteten Nerven und Hysterien, quälend, peinigend, folternd, leer an Geist, Seele und Gefühl. Durch die Gestalt werden lebhaftere Erinnerungen an Ibsens „Wildente" geweckt. Doch die nähere Vergleichung des Ibsenschen und Stuckenschen Dramas könnte auch am klarsten die künstlerischen Zielwege dort und die unkünstlerischen Irr- und Wirrwege hier aufdecken.

Sabine, die Gattin des Ingenieurs Owerhagen, der als der Erfinder der Flugmaschine erscheint, wird aus Schrecken darüber, daß dieser abstürzte, in ihrem Geiste umnachtet. Nach Jahren kehrt sie als geheilt entlassen aus der Anstalt zurück und findet ihren Platz besetzt. Der Mann hat bei einer Jugendgeliebten Trost und neues Glück gefunden. Zuletzt ein Stella-Konflikt, eine Variante zur alten Geschichte vom Herzog Ernst von Gleichen. Goethe, sowie der Dichter der mittelalterlichen Mär suchen ideal-vorbildlich die tragische Verstrickung zu lösen. Eduard Stucken geht so gut wie überhaupt nicht darauf ein, — sondern strengt nur seine Phantasie an, möglichst viel Schreckens- und Greueltaten auszusinnen und springt zu einem anderen neuen Drama über. Die arme Kranke verfällt von neuem dem Irrsinn, da sie von ihrem eigenen Töchterlein Myrrha darüber aufgeklärt wird, welche Veränderungen sich während ihrer Abwesenheit vollzogen haben, und will in ihrem Hasse die Nebenbuhlerin tödlich treffen, indem sie deren Kind ermorden will. Doch sie schneidet der eigenen Tochter Myrrha den Hals ab, welche sich für das Halbschwesterlein aufgeopfert hat. Als ein armes, kleines und krankes hysterisches Geschöpfchen nur erscheint auch Myrrha, welches nicht weiß, was es tut, eigentlich ein sinn- und zweckloses Opfer bringt und mit ihm die Sache rettungslos verfährt. Ein Ziel hat der Dichter nicht vor Augen. Ganz verschiedene Motive wirrt er in- und durcheinander, und in einem Ehekonflikt, in eine Kindertragödie spielt noch eine Philippika gegen die Erfindung der Flugmaschine hinein, die als eine Unheilbringerin erscheint. In ihrem Irrsinn zerstört Sabine auch das zweite Flugzeug ihres Gatten. Doch recht unklar bleibt, was das eigentlich in diesem Drama soll.

Noch viel auffälliger bemerkbar macht sich der tiefe Mangel an einem organisatorisch-künstlerischen Sehen, an einem zielbewußten Willen, an einer zweckvollen Handlungsführung in dem vom „Neuen Volkstheater" aufgeführten Drama „Das Paradies" von **Hans José Rehfisch**. Ein recht kunterbuntes ideen- und ideallofes Durcheinander der verschiedenfachsten

Motive. Immer wieder hebt ein neues anderes Drama an. Und keines wird zu einem Ende ausgetragen. In dem armen Künstlerhirn spuken der Erinnerungen an die anderen, die berühmten Dichter, allzuviele herum, und bald hat ihn dieser, bald jener am Kragen und legt ihm die Worte auf die Zunge.

Oben in den Schweizer Bergen haben sich während des Krieges fünf Genossen zu einer kommunistischen Gemeinschaft zusammengefunden, um der Menschheit das Vorbild zu geben, das Ideal des gesellschaftlichen Lebens zu verwirklichen, und das tausendjährige Reich Gottes, den Friedensstaat herzustellen, der den alten Staat des Krieges aller gegen alle überwinden soll. Leider, leider leben wir in einer Zeit und müssen uns mit einer Kunst abfinden, die nur keine Ideale besitzt, keine Ideale verwirklichen kann. Die fünf Genossen sind ein paar Trottel, Hanswürste von Rehfisch Gnaden, von seinem Geist, von seinem Fleisch und Blut. Weiß Gott, wer es denen in den Kopf gesetzt hat, wie sie darauf gekommen sind, sie könnten und müßten eine neue Gemeinschaft gründen. Das gerade ist es, worauf sich Rehfisch & Co. gerade am allerwenigsten versteht. Der junge Dichter ist innerlichst tief davon durchdrungen, daß die Menschen, die fünf Geschöpfe seiner Einbildungskraft, nur dazu nicht brauchbar und fähig sind. Sie machen auch nicht den geringsten Versuch, gottesreichlich zu handeln. Und man versteht nur nicht recht, warum er überhaupt angefangen hat, sein Drama zu schreiben und seine fünf tapferen Schneiderlein in die Berge schickte.

Der Stifter der Gemeinschaft, Clemens, hot das notwendige Kleingeld dazu hergegeben, daß man sich einen Bauernhof, Acker, Weide anschaffen konnte. Die fünf wollen nun mit ihrer eigenen Hand den Boden bestellen. Man kraut sich hinter den Ohren. Ach, du liebe Zeit, Was soll das werden?! Es sind schon rechte Kinder und Hansnarren, die nicht wissen, was sie tun. Unter den fünfen ist höchstens einer, ein Bruder Arbeiter, — der vielleicht, vielleicht etwas von Ackerwirtschaft versteht und einen Spaten zu führen weiß.

Im ersten Akt auch nur wird von der Gründung einer kommunistischen Gemeinschaft allerhand geredet und gefaselt, woraus sich schließen läßt, daß der Dichter schon einmal etwas von St. Simon, Fourier, Cabet usw. munkeln hörte. Dann verliert er den Faden aus der Hand, läßt Kommunismus Kommunismus sein, und beginnt eine Liebeskomödie zu schreiben. Offenbar hat er auch Wedekind gelesen. Als Tänzerin Angela erscheint dessen Lulu auf der Szene, kost und kokettiert nacheinander mit allen, verrückt ihnen den Kopf, und nur beim Clemens versagen ihre Künste. Schließlich wird sie ermordet aufgefunden.

Die Liebeskomödie schlägt in ein Detektiv- und Kriminaldrama um. Ein allgemeines Frage- und Ratespiel hebt an, wer den Tod des Mädchens auf dem Gewissen hat. Jeder beschuldigt den anderen und jeder fühlt sich beglückt, der einzig Geliebte gewesen zu sein. Recht klar wird die Frage nach dem Mörder nicht beantwortet. Dunkel läßt der Dichter ahnen, daß es ein Mönch war, der als „Fremder" auf dem Zettel verzeichnet wird, und auch nur als recht Fremder im Drama umherirrt, ohne einen Ausweis dafür zu besitzen, wozu er eigentlich da ist. Der Schluß macht schlicht und einfach allem weiteren Nachdenken ein Ende. Die Glocken fangen an zu läuten, Frieden ist wieder geworden. Drei der Genossen eilen davon und wenden der Gemeinschaft für immer den Rücken, der vierte, Bruder Arbeiter, zündet das Haus an, und nur der S läßt sich dadurch nicht weiter aus dem Konzept bringen. Er glaubt weiter.

Dem jungen Dichter ist zum nächstenmal vor allem ein kritischer Teilhaber zu wünschen, der Sinne, Zusammenhänge und einige Logik in seine Phantasien hineinbringt und ihn darüber aufklärt, was er meint und will.

Die geübte Hand des Fachmannes hingegen verrät Carl Sternheims Komödie „1913". Der Satiriker, der Kritiker, der mit bitterem Hohn und Witz den „Burschoa" und die Anbeter des Geldes, der kapitalistischen Weltanschauung geißelt, gibt in diesem Werke wohl sein Stärkstes. Wie Totenglocken läutet es über die Welt hin, die rings um uns zusam-

menbricht. Nur von Carl Sternheim kann man nicht sagen, daß er nicht weiß, was er will und tut, und daß es wirr in seinem Kopf zugeht. Bei ihm ist alles nur schärfste Kopf- und Gehirnarbeit, klarste Logik, die ihr Ziel stetig unverrückt im Auge behält und nie vom Wege sich abbringen läßt. Eine Kunst voll mathematischen Geistes und des Willens nach strengster Beweisführung, höchst abstraktesten Denkens, welches nur starre Typen sieht, Menschen, die wie reine Hegelsche Ideen dreinschauen. Die Sternheimschen Menschen sind schon rechte Kinder unserer Zeit, Spuke einer entgötterten Welt, Maschinerien nur noch, Wesen ohne Seele und Gefühl, nur noch getrieben von einem Macht-, Gewalt- und Herrschaftswillen. Bloße Schachfiguren, die der Dichter nach wohlüberlegtem Plan, kundig der Spielregeln, hin und her schiebt. Allen wilden Hohn, giftige Verachtung gießt der Dichter über diesen Spießer aus und sein Jammerdasein. Aber von seiner eigenen Kunst geht derselbe eisige Hauch und Frost aus. Sie ist von gleichem Wesen wie der Christian Maske, Sternheims Tartuffe und Harpagon: es ist wie eine Selbstzerfleischung, — ein Selbstgericht, das die Kunst über sich selber hält. Eine Kunst, die ganz negative Kritik nur noch ist, ein zerstörender und vernichtender Nihilismus, — ein Hohngelächter über die Welt, — aber eine Kunst auch ohne Ideale, ohne positive, neu aufbauende, bessernde Kräfte.

Julius Hart

Einspruch

Der Erklärung Dr. Sarrazins in der Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins entnehme ich, daß die geplante tiefgreifende Änderung unserer Rechtschreibung nur vertagt, nicht aufgegeben sei. Besonders der Hinweis auf die zahlreichen Stimmen aus der Lehrerschaft und die Erwähnung des Sachverständigenausschusses lassen vermuten, daß man den Plan bei nächster Gelegenheit wieder aufnehmen wird. Das veranlaßt mich zu einem Einspruch gegen die ganze Art des Verfahrens. Will man etwa, was ja unserer verwirrten Zeit ganz gemäß wäre, auch in dieser das Innerste unseres Sprachschaffens berührenden Frage die Stimmen zählen und nicht wägen? Kann man über so leise, feine Dinge, wie sie hier zur Erörterung stehen, überhaupt abstimmen? Dann möchten allerdings wir schaffenden Künstler, wir Dichter, die wir vor allen zu Waltern unseres Sprachschatzes berufen wurden, zu kurz kommen. Aber kann man unsere Sprache überhaupt m a c h e n, wie man aus toten Stoffen etwas macht? Muß sie nicht wie alles Organische w e r d e n, w a c h s e n? Wer mit derber Hand hineingreift, zerstört nur ihr Gewebe. Gehalt und Kleid unserer Sprache sind in langer Entwicklung geworden; als etwas, Gott sei Dank, noch Lebendes werden sie sich weiter ändern und umformen. Das zu erforschen und festzustellen ist des Gelehrten Aufgabe; wenn er unsere Erkenntnis vertieft und bereichert, verdient er unsern Dank. An der Umformung der Sprache teilzunehmen, ist er nur berufen, wenn er zugleich Dichter ist. Wer bestimmt die Entwicklung der Malerei und den Gebrauch der Malmittel? Der Maler, der Künstler und nicht der Kunstgelehrte, auch nicht der Zeichenlehrer!

Ich gebrauchte einmal das Wort vom Wunderbau der deutschen Sprache. Wer will sich vermessen, ihn anzugreifen! So sind auch Schrift und Kleid der Sprache aus deutschem Formwillen geboren und gewachsen. Wie ich den Verzicht auf die deutsche Schrift als eine Verschleuderung eines aus deutschem Schaffensgeist gequollenen Gutes brandmarken müßte, so auch die willkürliche Änderung des Sprachkleides. Die heut zu lösenden Probleme liegen ganz wo anders. Wir sind eben daran, die Tiefen deutschen Kunstschaffens auf allen Gebieten wieder aufzuspüren, nachdem ein fremder Formwille uns durch Jahrhunderte beherrschte. Auch in der Sprachschöpfung werden neue Aufgaben aus diesem Ringen um deutschen Form-

willen aufsteigen, die sich jetzt noch nicht klar umreißen lassen, die heut am Beginn dieses Ringens eher zu ahnen als deutlich zu sehen sind. Daß aus dem gegenwärtigen Chaos, wo alle Äcker aufgewühlt werden, wo Felsen versinken und Feuersgluten aufbrechen, etwas Großes geboren werde, ist die frohe Gewißheit jener, die deutscher Seele da, wo sie im Kunstschaffen als ihrer reinsten Offenbarung ihr Blut am stärksten pochen läßt, den Puls fühlen durften. Man soll in Ehrfurcht abwarten, was da werden will, und zusehen, wie etwa auch das Sprachkleid sich wandeln wird.

Auf der Oberfläche unserer Zeit aber herrscht die kalte, nüchterne, nackte Zweckmäßigkeit, die sich in den Plänen, den Chiemsee abzusenken und den ganzen Chiemgau zu verderben, wie in der Ablenkung der oberen Donau, wo ihr Tal am schönsten ist, ebenso kundgibt wie etwa in der Absicht, uns die deutsche Schrift zu nehmen oder die Großbuchstaben und die Dehnungszeichen auszumerzen. Gegen die nüchterne Zweckmäßigkeit der vergangenen Jahrzehnte bäumt sich die deutsche Seele, der solche nicht angegossen ist, eben auf, und da sie fieberkrank ist, droht sie in tollem Wahn alle Güter zu zerschlagen, die sie selbst geschaffen hat. Wir wollen doch diese Nüchternheit endlich abtun!

Ich bin seit zwanzig Jahren Mitglied des Deutschen Sprachvereins und habe damit bekundet, daß ich seine Verdienste zu würdigen weiß. Aber er darf nicht ein Amt auf sich laden, dessen Aufgaben er nicht erfüllen kann. Wenn er sich nicht zu sehr in der Arbeit des Philologen verstrickt und etwas mehr auf die Schaffensquellen des Dichters geschaut hätte, wäre er nicht in diese Versuchung gekommen. Vielen erscheinen die Einwände eines Teils der Lehrerschaft gegen die geschichtlich gewordene Rechtschreibung als stichhaltig. Man bedauert die armen Kinder, die Jahre hindurch über die Böcke stolpern, die man ihnen in den Weg gestellt habe. Da ich fast zehn Jahre im Schulamt stand, sind mir die Einwände dieser Lehrer verständlich. Ob aber nun die erstrebte Lösung die einzig mögliche ist? Man wird mich einen Ketzer schelten, wenn ich frage, ob denn das gestellte Schulziel des Richtigschreibens aller Schüler überhaupt unantastbar dastehe. Ist es nötig, daß wir die vielen Schulstunden auf ein doch nicht erreichbares Ziel verwenden? Lernen denn trotz vieler Zeichenstunden alle Schüler einen Gegenstand perspektivisch richtig zeichnen? Und das erschiene mir wichtiger als daß sie regelgemäß schreiben. Unsere deutsche Sprache ist ebenso ein großes Kunstwerk wie eine Bachsche Kantate, eine Beethovensche Symphonie, ein gotischer Dom oder ein Altar von Michael Pacher und Tilmann Riemenschneider. Ehrfurcht vor ihr soll man im Kinde wecken, ihre Beherrschung wird es nicht erreichen. Und das schadet nicht. Es erscheint mir nicht als höchstes Bildungsziel, daß man einen schnitzerfreien Brief zu schreiben vermag. Ein heller, klarer Geist, der die Wirklichkeit begreift und sich noch ein wenig aufs Ahnen und Träumen versteht, in dem die schöpferischen Kräfte entwickelt und nicht gehemmt wurden, erscheint mir wichtiger. Über einen Menschen, der Dürer oder Grünewald versteht, lächle ich nicht, auch wenn er manches Wort regelwidrig schreibt. Vielleicht ist die Schule schon zu sehr in Zweckmäßigkeit erstarrt und legt eine bleierne Schwere auf Lehrer und Schüler; dann soll sie sich mit einem Ruck davon befreien.

Der zwangsweisen Einführung einer wurzellosen Rechtschreibung, wie sie immer noch, wenn auch erst für die Zukunft, geplant wird, würden sich viele nicht fügen, ich schon gar nicht — man schüfe also nur Verwirrung statt einer vermeintlichen Ordnung. Die amtliche Rechtschreibung darf nur feststellen, was ist — sie kann nicht führen, sondern soll nur liebevoll nachspüren, wo in der deutschen Sprache etwas Neues wird. Dieses aber wird im Schaffen der Dichter und der großen Schriftsteller und — im geheimen, unüberwachten und ungegängelten Sprachschaffen des Volkes. Das gesamte Volk ist auch ein großer Dichter — es verträgt Fesseln so wenig wie der einzelne Künstler. Will man ihm solche anlegen, so bleibt es stumm wie jener.

Wilhelm Kotzde



Die weißen Götter

Wenn es noch eines Gegenbildes bedurfte, um die hohen Werte von Eduard Stuckens großem Roman „Die weißen Götter“ (Berlin, Erich Reiß) darzutun, so ist dieses in Gerhart Hauptmanns neuestem Drama „Der weiße Heiland“ erstanden. Der Dramatiker betont im Titel die „Phantasie“; aber wie nüchtern und farblos sind die Gesichte seiner Szenen im Vergleich zu der gewaltigen Wandeldekoration, die Stuckens Roman vor unsern geblendeten Augen aufrollt. Und der Epiker läßt den Dramatiker weit hinter sich in der Fülle der Gestalten, in der psychologischen Eindringlichkeit, mit der er die hundert Abstufungen des Empfindens und Wollens der verschiedenen Menschen bei dem einen gleichen Geschehen zerfasert. Und während Hauptmann weltferne Geschehnisse benutzt, um einen billigen Standpunkt eigener Denkart zu umkleiden, ist Stucken ein echter Eroberer fremder Welten. So ist der Epiker hier Sieger geblieben und hat als Preis seiner Mühen uns eine große Dichtung geschenkt von so starker Naturkraft und so glänzender Könnerschaft, daß sie die Aussicht auf eine lange Lebensdauer hat, wie sie nur ganz wenigen Romanen beschieden gewesen ist.

Wer Eduard Stuckens bisheriges Schaffen kennt, wird überrascht sein, diesen Meister des Dekorativen, der aus der Prunkkammer des Sprachschatzes nach persönlicher Willkür jeden Stoff umkleidete, hier mit einer ruhigen Sachlichkeit und einer großartigen Einfachheit am Werke zu sehen, die nur von wenigen Erzählern erreicht worden ist. Selbst Flauberts „Salambo“ zeigt mehr Absichtlichkeit, wirkt an zahlreicheren Stellen erstudiert und erreicht als Ganzes nicht diese selbstverständliche Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit des Berichtes unerhörter Begebenheiten. Stucken hat sich von der Größe seines Stoffes erst ganz überwältigen lassen müssen, um ihn so vollkommen beherrschen zu können. Er hat sich und seine Leser ganz vergessen über dem Bestreben, in hingebender Treue die Welt zu beschreiben, die seiner glücklichen Vereinigung umfassendsten Wissens mit phantasiestarker Schaukraft aus ihrer Versunkenheit wieder emporgestiegen ist, um sie mit gewaltigen Geschehnissen zu füllen, die ihre künstlerische Berechtigung in solchen Geschehnissen tragen. Wie klein und nebensächlich ist solcher elementaren Tatsächlichkeit gegenüber die ethische Bewertung durch einen einzelnen Menschen! Mit allen großen Epikern teilt Stucken die Parteilosigkeit. Ihn packt das Geschehen an sich, irgend welche Folgerungen daraus zu ziehen, Lehren daran zu knüpfen, ist dem Leser überlassen, der aber wohl auch kaum dazu gelangen wird, da er selber ganz der Schilderung sich hingibt.

Vielleicht ist diese Art von Abstand, die ja die innere leidenschaftliche Anteilnahme nicht ausschließt, aber die Parteilosigkeit erleichtert, nur einer unwiderbringlich versunkenen Welt gegenüber möglich. Nicht nur das Aztekenreich ist für immer dahin, sondern auch jenes Spanien, das in Europa nicht Platz genug hatte und die Welt zu erobern trachtete. Dahin aber ist auch jene geistige Einstellung, die Schwert und Kreuz verbinden wollte, und die sich tatsächlich als Heilsbringer betrachtete, wenn das blutige Schwert mit dem Weihwasser der Taufe gereinigt wurde und aus den rauchenden Trümmern der herrlichsten Heidentempel ein bescheidenes katholisches Kapellchen erstand. Stucken erweist sich darin einem Shakespeare viel näher verwandt, als der Dramatiker Hauptmann, daß er eine derartige uns fernliegende seelische Verfassung einfach als gegebene Tatsache annimmt, aus ihr wie aus einer Naturanlage heraus die betreffenden Menschen handeln läßt und nicht die Maßstäbe seiner oder unserer Sittlichkeit an eine Welt anlegt, der sie fremd waren. Um so tiefer hat er erkannt, daß die urmenschlichen Triebe, gut wie böse, allen Menschen gemeinsam sind, daß an ihnen gemessen alle Einflüsse der Kultur, der Sittlichkeit und Religion von untergeordneter Bedeutung sind.

In der Mitte des ersten Bandes des Werkes erzählt uns Stucken eine der dem Leben abgewonnenen Gleichnisreden Quetzalcoatls, des weißen Gottes der aztekischen Überlieferung, die hier einen Platz finde: „Das Land der Sehnsucht, Tlillan-Tlapallan, suchend, schritt Unser Herr Quetzalcoatl über Gletscher. Da sah er im Schnee einen toten Schmetterling, dem war

ein Flügel abgebrochen. Und Unser Herr legte den abgebrochenen Flügel auf seine Handfläche und fragte den treuesten seiner Jünger: ‚Was sieht dich an aus diesem Flügel?‘ — ‚Ein Auge,‘ sprach der Jünger, ‚ein vielfarbiger Spiegelfleck ...‘ — ‚Seit mein Auge in dies Auge gesehen,“ sprach Quetzalcoatl, „habe ich erkannt, daß niemand verdammenswert ist und niemand lobenswert.‘ — ‚O Unser Herr! was sieht dein Auge im Auge des Falterflügels? Mein Auge ist unwissend und sieht nur Farben ohne Sinn. Erkläre es mir!‘ bat der Jünger. — Da erklärte ihm Unser Herr den Sinn des Falterflügel-Auges. Er sagte: ‚Der schwarze, innerste Kreis ist der einzelne Mensch. Ihn umgibt ein blauer Ring: das ist die Hausgemeinschaft, die Sippe. Umkreist wird die von einem grünen Ring: das ist die Volksgemeinschaft, das Heimatland. Hierum legt sich ein gelbroter Ring, der führt den Namen: Menschheit. Und den letzten, weißen Ring nenne ich: den Gott von Tlillan-Tlapallan.‘ — ‚Und warum, o Unser Herr, will dein Auge aus diesem Auge erkennen, daß niemand verdammenswert ist?‘ fragte der Jünger ungläubig. — ‚Weil jedes Wollen und jedes Denken in einem dieser fünf Ringe steht‘, entgegnete Quetzalcoatl. ‚Und wer recht hat in seinem frei-erwählten Ring, hat oft unrecht in einem andern Ring. Und wer seinem Ring Gutes tut, tut oft eben damit Böses den andern Ringen. Könntest du das durchschauen, es gäbe für sich keinen Streit mehr auf der Welt und keinen Widerstreit, und auch keine Klage und keine Anklage mehr. Denn die fünf Ringe sind nichts für sich — sie sind bloß Teile eines Falterflügel-Auges. Und dies ist der reichste Fund und das tiefste Geheimnis, das ich mit mir nehme ins Land der Sehnsucht, Tlillan-Tlapallan.‘“

Als Dichter hat Stucken die Lehre Quetzalcoatls verstanden. Seine Aufgabe ist es, die Ringe aufzuweisen, in denen sich Denken und Leben der einzelnen Menschen bewegt, uns die Beziehungen der einzelnen Ringe zueinander zu zeigen — zu urteilen oder gar zu verurteilen aber ist seines Amtes nicht.

* * *

Die Eroberung Mexikos durch Fernando Cortez ist der Inhalt dieser Romantrilogie, deren zwei erste bis jetzt erschienene Teile drei Bände von insgesamt 1200 eng bedruckten Seiten füllen. Es liegt hier einer der seltenen Fälle vor, daß die Länge keine Schädigung bedeutet, sondern nur dazu dient, uns mit der geschilderten Welt vertrauter und sie uns damit wertvoller zu machen. Jedes Schulkind nennt die Jahreszahlen dieser Eroberungszüge, aber von der Welt, die die kühnen Spanier als erste Europäer betraten, hat selbst der sogenannte Gebildete höchst selten auch nur eine dürftige Ahnung. Daß die Azteken auf eine Geschichte zurückblickten, deren gewaltige Entwicklungen den Neid jedes europäischen Geschichtschreibers erwecken konnten; daß hier Reiche entstanden und vergangen waren, die sich mit demselben Rechte als Weltreiche bezeichneten, wie das der Römer, daß eine geistige und künstlerische Kultur erreicht war, die sich kühn mit den höchsten Leistungen Europas messen durfte, ist nur wenigen bekannt. Noch geringer ist die Zahl jener, die von den religiösen und philosophischen Bewegungen eine Ahnung haben, von denen Gehirne und Herzen auch dieser Menschen bewegt wurden, und deren tiefste das Verhängnis dieser Völker werden sollte.

Wie Machtgier und ihr verbunden der Kampf, gehört zu den Urkräften der Menschenseele auch die Liebe und der aus ihr geborene Haß gegen Unfriede und Gewalttat. Neben ihren blutigen Göttern, auf deren Altären eine unendliche Zahl geopferter Menschen verröchelten, kannten die Mexikaner auch einen weißen Gott, Quetzalcoatl, der Blut und Gewalt verabscheute und die Welt in ein Reich des Friedens und der Liebe zu wandeln strebte. Er war unter den Menschen gewandelt und hatte für seine Lehre den Tod erlitten in einer Form, daß seine Standbilder an das christliche Kreuz erinnerten. Es lebte von altersher die Weissagung im Volke, daß dereinst dieser weiße Gott wiederkehren würde als ein Heiland der durch die kriegsmächtigen Tyrannen Bedrückten und in Knechtschaft Schmachtenden. Als die Spanier von den durch Columbus gewonnenen Inseln her ihre Vorstöße gegen das Festland unternahmen, war die in diesen Prophezeiungen vorgesehene Zeit für die Wiederkehr des weißen

Gottes erfüllt. Und so war denn von vornherein für die Bewohner der Aztekenländer dieser Zusammenprall mit der ihnen unbekannten Welt des Ostens kein einfacher Kampf der Waffen, sondern auch ein Ringen mit einer geistigen, ja überirdischen Welt, und in diesem Kampfe waren die Azteken gelähmt durch Zweifel und Wünsche, durch eigene Sehnsucht, so daß sie selbst dann ihre Kräfte gegen den eindringenden Feind nicht zusammengeschlossen hätten, wenn die Spanier nicht so geschickte Diplomaten gewesen wären, die Gegnerschaften und Zwiespältigkeiten zwischen den Einheimischen glänzend auszunutzen.

Aber mit diplomatischer Klugheit selbst in Verbindung mit einer phantastischen Tapferkeit wäre es nicht zu schaffen gewesen, hätten die Spanier nicht den Glauben an ihre höhere Sendung in sich selbst getragen. Gewiß waren es Haufen von Abenteurern. Aber nicht jeder ist verächtlich, der das Abenteuer aufsucht. Die Zeit stand immerhin noch unter der geistigen Nachwirkung des Rittertums, dessen epische Dichtungen in der Umgestaltung zu langen Ritterromanen Köpfe und Herzen mit einem phantastischen Weltbilde erfüllten, in dem auch eine merkwürdige Mischung von galanten oder rohen Abenteuern mit Betätigung edelsten Mannestums, und von wüst-gierigem Materialismus typisch war. Aus dieser Zeit heraus ist doch auch des Cervantes „Don Quichote" geboren worden. So waren selbst die „gemeinen" Mannschaften dieser Abenteurerheere keine Durchschnittsleute. Was z. B. die vierhundert Mann des Cortez geleistet haben, bleibt für alle Zeiten hinsichtlich der geistigen Energie wie des körperlichen Kraftaufwands bewundernswert, und unter den Führern befanden sich eine beneidenswert große Zahl hervorragender Köpfe. Auch liegt der Fall nicht so, daß sie die Heilslehre des Christentums auf der Zunge, im Herzen aber den Hunger nach Gold getragen hätten. Mehr noch als bei den Kreuzrittern des Mittelalters ist hier die geistige Verfassung recht verwickelt. Wenn man so stündlich mit dem Tode Waffenbrüderschaft hält, entsteht ein eigentümliches, aus Frömmigkeit und Frivolität gemisches Spiel mit dem Leben, und gerade die Spanier des Cortez kamen bei dieser Mexikofahrt in eine Natur, die mit ihrem Wechsel zwischen tropischer Hitze und ewiger Schneeregion die Nerven wild aufpeitschte, und zu Völkern, die den Blutrausch in ein religiöses System gebracht hatten. Daß neben diesem furchtbaren Blutsdienste, ja vielfach merkwürdig mit ihm verbunden und in ihm verkapselt, eine milde Heilslehre stand, hat auf diese ersten Spanier, die das ungeahnte Wunderland betraten, sicher mehr aufreizend gewirkt; es erschien ihnen als eine Karikatur des Christentums, dessen Lehren der Teufel in verzerrter Gestalt hierher gebracht hatte, um der reinen Christuslehre entgegenzuwirken.

Ausgezeichnet hat es Stucken verstanden, uns die bunte Zusammensetzung des spanischen Heeres eindringlich vorzuführen; eine ganze Reihe der Gestalten prägt sich uns um so unvergeßlicher ein, als wir bei Gelegenheit ihre voraufgehende Lebensgeschichte erfahren. Noch viel reicher und mannigfaltiger ist allerdings die Gestaltenreihe auf der Gegenseite. Nur mit höchster Bewunderung kann man von der Geschicklichkeit sprechen, mit der Stucken dieser unendlichen Stoffülle Herr geworden ist. Ohne daß ein einziges Mal der Eindruck des Lehrhaften erweckt würde, ohne daß wir uns jemals geschulmeistert fühlten, erhalten wir nicht nur die Geschichte der Vergangenheit aller dieser Staaten, sondern auch ihre Sagen- und Märchenwelt, ihre religiösen Vorstellungen, ihre gesamten Lebensgebräuche geschildert. Immer neue Einzelschicksale rollen an uns vorbei. Personen und Geschicke, die ein eigenes Buch verdienten, erhalten den Raum einer Seite; aber alles dieses Eingehen auf Einzelheiten ist nur ein scheinbares Abschweifen, in Wirklichkeit führt es uns immer tiefer ein in diese fremdartige Welt, und wir fühlen uns durch jedes einzelne Ereignis mit ihrem Gesamtschicksal eng verbunden.

So ist Stucken in diesem Werke von größtem Ausmaße auch ein Meisterstück geistiger und künstlerischer Stoffbeherrschung, ein wahrhaft großartiges Bauwerk gelungen. Es ist kein Grund zur Annahme, daß der noch ausstehende dritte Teil eine Abschwächung bringen wird, und so dürfen wir jetzt schon diese „weißen Götter" als dauernde Standbilder im Tempel unserer Literatur begrüßen. **Karl Storck**



Madonna auf der Brücke

Adolf Hildenbrand

Beilage zum Türmer

Die Kunst der Griechen

(Zu dem Buche Arnolds von Salis)

Gegenüber den sich ständig mehrenden Handbüchern der Kunstgeschichte, die sich meist darauf beschränken, eine möglichst große Zahl von Denkmälern nach entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten aneinanderzureihen, hat die formengeschichtliche, stilkritische Analyse von jeher schweren Stand gehabt. Wenn schon in der neueren Kunstgeschichte, wieviel mehr in der Archäologie, die in dem mühsamen Behauen der verstümmelt überkommenen Werkblöcke so leicht den Überblick verliert. Bahnbrechend auf diesem Gebiete sind für die Antike die Arbeiten des Dänen Julius Lange gewesen, die zwar schon 1892 und 1898 erschienen, aber erst durch die deutsche Übersetzung („Die Darstellung des Menschen“, 2 Bde., 1899 und 1903) die ihrer Bedeutung entsprechende Verbreitung fanden. Ein wundervolles, inmitten der gewaltigen Fachliteratur einsam dastehendes Werk, das zum ersten Male die Kunst der Orientalen und Griechen als Ausdruck ihrer Lebensführung, ihres sittlichen Wollens und Empfindens darzustellen versucht. Ihm folgt kurz darauf Emanuel Löwy, der in einer kürzeren Abhandlung („Die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst“, 1900) rein formal untersucht, wie die Stellung der griechischen Künstler zum Erinnerungs- und zum Wirklichkeitsbild sich im Lauf der Jahrhunderte entwickelt hat. Parallele Bahnen haben neuerdings H. Bulle („Der schöne Mensch“, 2. Aufl. 1912) und A. Jolles („Wege zu Phidias“, 1918) beschritten.

Was Lange zum erstenmal und im wesentlichen nur für die Plastik versuchte, hat jetzt A. von Salis in seinem kürzlich erschienenen Buch („Die Kunst der Griechen“, Leipzig 1919, S. Hirzel; mit 68 Abb. 21 M) tiefer und weiter greifend für das ganze Gebiet der griechischen Kunst, Architektur, Plastik, Malerei und Kunstgewerbe, durchgeführt und uns damit die erste griechische Stilgeschichte geschenkt. Vorarbeiten bieten sein früheres Buch „Der Altar von Pergamon“ für die Epoche des Hellenismus. Hier dagegen ist die ganze Zeit vom Auftauchen der mykenischen Kultur bis zum römischen Kaiserreich in dem knappen Raum von 300 Seiten behandelt. Die Künstlergeschichte tritt dabei völlig zurück, eine Geschichte des inneren Lebens der griechischen Kunst soll es sein; mit ungewöhnlich glücklichen Schlagworten, in der Art des systematischen Teils von Wölfflins „Klassische Kunst“ und in wohltuender Übersichtlichkeit wird zunächst jede Periode gekennzeichnet und dann ihre Eigenart an den Denkmälern erläutert. Wir müssen Salis dankbar sein, daß er gegenüber dem ständig wiederholten Zweifel, für eine griechische Stilgeschichte sei die Zeit noch nicht reif, den Mut dieses energischen „Dennoch!“ gefunden hat. Angesichts des ruhelosen Erraffens kleiner und kleinster Denkmäler im letzten Jahrzehnt wirkt diese Zusammenfassung, dieses Atemholen wie eine Erlösung. Der Verfasser — Professor an der Universität Münster — wendet sich in erster Linie an „einen weiteren kunstgeschichtlich und künstlerisch interessierten Kreis“, mit Recht, denn das Buch ist zu wertvoll, um auf den engen Kreis der Fachgenossen beschränkt zu bleiben. Möge sich niemand dadurch abschrecken lassen, daß die Kenntnis des Materials vorausgesetzt wird! Die starken und neuen Werte, die hier aus der antiken, uns heute scheinbar so weltenfern liegenden Kunst gewonnen werden, rechtfertigen es, wenn wir in einem kurzen Überblick dem Gedankengang des Buches zu folgen versuchen.

Die meisten Funde der letzten beiden Jahrzehnte sind der Kunst der Frühzeit, der sogenannten mykenischen Periode, zugeflossen — kein Wunder, daß wir, von dem Glanz dieser Märchenwelt geblendet, ihr Können größer sahen, als es war. Wohl ist uns ihre plötzliche Entstehung — fast ohne Entwicklung — noch ein Rätsel. Aber trotz ihrer unerschöpflichen Phantasie und ihrem staunenswerten technischen Können haben wir es doch mit einer primitiven Kunst zu tun. Das zeigt schon die naive Freude, mit der wahllos die ganze Welt des Sichtbaren, am liebsten das Treiben der Natur, angepackt wird, und zwar stets unter dem einen Gesichts-

punkt: Darstellung der Bewegung und Vermeidung des Unbewegten. Einem Naturempfinden von einer in Griechenland später nie wieder erreichten Feinheit und Tiefe steht auf der andern Seite die geringe Kenntnis der Struktur des Einzelorganismus und die auch der orientalischen Kunst eigene Unfähigkeit gegenüber, die drängende Fülle zu ordnen. Auch der dekorative Stil (Vasenmalerei) — das Unruhige und Fessellose, die Liebe zum Asymmetrischen, ja zum Zerfahrenen — ist primitiver Stil. So ist es begreiflich, daß die mykenische Kunst es nicht zu wirklich monumentalem Gestalten gebracht hat. Weder die statuarische Plastik noch der Tempelbau — Aufgaben, auf die das spätere Griechentum seine ganzen Kräfte konzentriert — sind ihr bekannt. Dem verschwommenen Plan der großen Paläste Kretas wie den Formen des mykenischen Kunsthandwerks fehlt der Sinn für straffe Tektonik in gleichem Maße wie er dem griechischen Tempel eigen ist.

Der Glanz dieser Kunst beginnt um die Wende des zweiten zum ersten Jahrtausend v. Chr. zu verblassen. Die Phantasie ermüdet, die Technik verfällt. Aber daneben taucht schon, zuerst leise, dann immer bestimmter, ein neues künstlerisches Wollen auf, das den Boden bereitet für den kommenden Stil des griechischen Mittelalters. Am besten läßt sich das an der Keramik beobachten. Die übersprudelnde Freude am Gegenständlichen wird verdrängt durch das Interesse am Ornamentalen, die formale Gesetzlosigkeit durch das Streben nach Rhythmus und Disziplin. Auf einem so vorbereiteten Boden kann die Kunst des geometrischen Stils, dessen Grundelemente mit den Wellen der Völkerwanderungen nach Griechenland getragen werden, dort im 10.—8. Jahrhundert v. Chr. zu unbestrittener Herrschaft gelangen. Nüchtern ist diese Kunst, die am Eingang zum griechischen Archaismus steht, aber darum nicht primitiv, wie so häufig behauptet wird; vielmehr wird in der geometrischen Keramik mit einem Höchstmaß von Selbstzucht und Folgerichtigkeit alles Sichtbare stilisiert. Wäre der Archaismus nicht durch diese harte Schule gegangen, er hätte schwerlich später solch stilistische Sicherheit errungen.

Festigung und Verdeutlichung sind zwei Hauptmerkmale des Archaismus. In klarer Zweckmäßigkeit baut sich der dorische Tempel auf, wohl angeregt von ägyptischen Baugedanken, aber im griechischen Geiste neu geprägt. Nicht anders die statuarische Plastik. Im Herausarbeiten aller organisch und tektonisch wichtigen Körperteile und im bewußten Festhalten an der Frontalität der Statuen äußert sich der Kampf um ihre innere Festigkeit. Auf der andern Seite können Vasenmalerei und Relief sich nicht genug tun, ihre Bilder bis in die kleinste Einzelheit zu verdeutlichen, und rücksichtslos scheiden sie Teile des Wirklichkeitsbildes aus, wenn sie der Verdeutlichung anderer, ihrem Interesse näher stehender Teile im Wege sind. Gleichzeitig legen sie über alles jenen Hauch von peinlicher, etwas nüchterner Gewissenhaftigkeit. — Dem Hauptmerkmal dieser Zeit, dem gezwungenen, archaischen Stil, liegt — diesen Standpunkt verficht der Verfasser mit besonderem, einseitig starkem Nachdruck — nicht technische und künstlerische Befangenheit zugrunde, sondern ein bestimmtes Wollen, eine ethische Absicht. „Das Können als solches kommt hier nicht in Frage. Jede Kunst verfügt über das Instrument, das sie für ihre Zwecke braucht, und über denjenigen Grad technischer Sicherheit, den die Verwirklichung ihres Wollens fordert.“ Vielmehr ist die erzwungene Ruhe der Menschendarstellung — im Gegensatz zur Tierdarstellung! — der selbstgeschaffene Ausdruck dieser Zeit für Zucht und stolze Würde.

Zum Ausbruch kommt diese Einseitigkeit vor allem in der Flächenkunst, wo Malerei und Relief ineinander übergehen (Grabstelen). Alle Formen werden ohne Rücksicht auf die Tiefe in eine einzige Bildfläche gezwängt und ausschließlich auf die Wirkung des Umrisses hin gestaltet. Seiner Reinheit und Übersichtlichkeit hat alles sich zu fügen. Aber auch die Statuen, ob ruhig oder bewegt, sind „wie durch ein Netz unsichtbarer Maschen in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt“ und sind Ergebnis reliefmäßiger Anschauung. Empfunden gegen einen neutralen Hintergrund erfüllen sie in den Giebelgruppen auch ihre höchste Leistung. Gleichzeitig begnügt der Archaismus sich auf allen Gebieten mit wenigen festen Typen, die aber den verschiedensten

Inhalt decken müssen, d. h. das Interesse am Stofflichen muß oft zugunsten des rein Dekorativen zurücktreten. Selbst die Porträtstatue will nicht die Wirklichkeit geben, sondern ein von allem Individuellen gereinigtes, in verklärte Sphären gehobenes Bild. „Der Vielfältigkeit des Wirklichen steht diese Kunst fast ablehnend gegenüber; sie ahmt sie nicht nach, sondern bannt sie in Formeln, zwingt sie unter ihren Willen. Und nach ihrer eigenen Meinung steht sie hoch über der Natur."

Es konnte nicht ausbleiben, daß eine Kunst, die so konsequent das Naturbild stilisiert, in Manierismus endigt, und zwar geht der affektierte Stil von Kleinasien aus und gewinnt von da das Mutterland. Immer feiner und verschnörkelter wird die Linie, immer zierlicher und schlanker die Form, bei Mensch und Tier, und was sich nicht in das Ideal des Eleganten umsetzen läßt, interessiert den Künstler nicht mehr. Es ist schließlich nur die Parallelerscheinung zu der verfeinerten Art der Sitte am Ende der archaischen Zeit, zu der gezierten Geste, der lächelnden Miene, der überlegten, fast posierten Haltung — eine überfeinerte, etwas feminine Kultur, die in der Erschütterung und inneren Erneuerung der Zeit der Perserkriege zusammenbricht.

Ein neues nationalbewußtes Griechentum, in dem nicht mehr der Adel, sondern das Bürgertum Träger der politischen und künstlerischen Bewegung war, steht am Beginn der frühklassischen Periode, im frühen 5. Jahrhundert, da. Gleichmäßig zeigen Sitte und Kunst zunächst das Bestreben, die Vergangenheit zu verleugnen: Einfachheit der Tracht, Unbefangenheit der Haltung, schlichte Auffassung verlangt die neue Zeit (Eleusinisches Relief, Ludovisischer Thron). An Stelle der unruhigen Überladung des archaischen, nur aus der Nähe gesehenen Bildes tritt eine großzügige Komposition, die nur mit wenigen Gestalten und großen Flächen arbeitet und für Augen, die in die Ferne zu blicken gelernt haben. (Olympia, Selinus.) An Stelle der zierlichen Geste steht machtvolle Bewegung, die den Rahmen zu sprengen droht. Aber der größte Schritt ist die Durchbrechung der Schranken, die der archaische Wille zum Stil sich selbst auferlegt hatte: jetzt endlich versucht man die Dinge zu sehen, wie sie in Wahrheit sind und Alter, Häßlichkeit und tierische Roheit erringen sich in der Großplastik ihr Daseinsrecht. Nun weicht, wenn auch langsam, die starre Frontalität der völligen Bewegungsfreiheit; nach kurzem Anlauf schon werden in den „Tyrannenmördern" und dem myronischen Diskuswerfer Höhepunkte erreicht. Gleichzeitig dringt an die Stelle der starren, auf dem Antlitz ruhenden Maske zum ersten Mal das Seelenleben an die Oberfläche und zeigt uns die ernste, fromme Stimmung dieser Zeit.

Die Frühklassik bildet das Vorspiel zu der großen, eigentlich klassischen Epoche, die die Zeit von Mitte des 5. bis Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. umfaßt. Die Fülle ihrer Erscheinungen in wenige Begriffe zu fassen, ist nicht möglich, doch werden wir sie am sichtbarsten greifen in den drei Eigenschaften: Bewegtheit, Schönheit und Harmonie.

Statt des Spröden, Ungelenken der Frühklassik bewegen sich jetzt Linie und Fläche, am tektonischen wie am körperlichen Gebilde, in Schwingungen. Alle Teile des Menschenleibes werden runder und schwellender; die Haltung, deren Unbefangenheit die Frühklassik erobert hatte, wird weich und lässig; wie eine Wellenlinie geht es durch die klassischen Gestalten und vermeidet bewußt alles Stabile (Parthenon). Die weitere Entwickelung in der Plastik führt zum Anlehnen an eine Stütze oder zum Anschmiegen an eine andere Gestalt, womit die Bahn frei wird für die Gestaltung der statuarischen Gruppe. Der letzte Schritt ist das Aufheben alles irdischen Zusammenhangs durch das Schweben der Gestalten: Paionios legt seine Nike gradenwegs „der lichten Bläue in die Arme". Dem bewegten Körper folgt das Gewand, das zur Selbständigkeit erwacht, die Glieder in rauschender Bewegung umschmiegt. — Kein Zweifel, daß dieser äußeren, drängenden Bewegung eine innere entsprach und daß hier nur die Seelenstimmung des klassischen Menschen sich ihren Ausdruck schuf.

Auf der andern Seite müssen die Ansätze zum Realismus, die das frühe 5. Jahrhundert gebracht hatte, wieder einem neuen Schönheitsverlangen weichen, einer Scheu vor allem

Häßlichen und Widerwärtigen, die so weit geht, daß sie das Bild des Lebens bewußt umgestaltet. Wie alle tierischen Geschöpfe der Sage menschlich veredelt werden, so wird allen Bildern von Kampf und Not das Grausame genommen und statt dessen so viel Schönheit gegeben, daß sie oft kaum noch ernst zu nehmen sind (Reliefffriese). Selbst der Tod wird in die versöhnlichste Form gekleidet (Grablekythen), und wie die Verstorbenen in den zahllosen Grabdenkmälern nur auf der Höhe ihres Lebens, nicht als verfallene Greise, dargestellt werden, so sind auch sonst Sterbliche wie Götter fast allein in Jugend und Schönheit gesehen. Es ist kein Zweifel: wir haben hier gewollt idealisierte Menschenbilder vor uns. Es ist eine Auslese des Vollendetsten aus allen Erscheinungen der Wirklichkeit, wohl geboren aus der Natur, aber weit herausgehoben über sie. Und diese bewußt wirklichkeitsfremde Welt — das ist das Erstaunlichste — wurde geschaffen zu einer Zeit, wo in jahrzehntelangen, blutigen Kämpfen griechische Kraft sich gegenseitig aufrieb!

Weniger in die Augen springend, aber ebenso tief gegründet ist das Verlangen nach Harmonie. Über die ihr zugrunde liegenden Gesetze haben sich wie zur Zeit der Renaissance die bedeutendsten Künstler, Polyklet an der Spitze, Rechenschaft zu geben versucht, nur wandeln sich diese Gesetze allmählich überall zu größerer Freiheit. Verstand der Archaismus unter Rhythmus der Komposition eine eintönige Reihung gleichwertiger Teile, so die Klassik übersichtliche Anordnung des Ganzen, Variation und Unterordnung in den einzelnen Teilen (Parthenonfries). Klammerte der Archaismus sich in den Bildhälften an die strenge Symmetrie beider Teile, so lockert die Klassik das starre Schema zu Gunsten eines weniger Auffallenden, scheinbar Ungeregelten, und sieht vor allem auf das Gleichgewicht der Massen auf beiden Seiten. Diese Massen werden durch geistige oder formale Bindung nach der Mitte orientiert, und zwar nicht nur zentripetal, sondern auch zentrifugal, wie die Parthenongiebel. Unter den Mitteln formaler Bindung, die besonders weitgehend ausgebildet werden, sind wieder die Hebung der Mitte, angeregt durch die Giebel und übertragen auf andere Gruppen, und die Senkung der Mitte die häufigsten. — Auch dieses Streben nach Harmonie, das darf nicht vergessen werden, ist wie jenes nach Bewegtheit und Schönheit nicht ein Formproblem allein, sondern wurzelt in der Weltanschauung der klassischen Zeit.

Wie diese klassische Kunst sich weiterentwickelt und schließlich zur Auflösung kommt, findet seine Parallele in der Entwicklung des Archaismus. Beide Male führt die einseitige Betonung bestimmten Formempfindens zur Entfernung von der Natur und endlich mit Notwendigkeit zur Manier. Was die klassische Kunst angebahnt, die Bewegung der Linien und Flächen, artet im Lauf des 4. Jahrhunderts zu Übertreibungen aus und schafft in Tektonik und Plastik schwächliche, unfeste Gebilde. Die Freude an Schwung und Eleganz der Posen bringt es allmählich dahin, daß z. B. Szenen tragischen Kampfes nur noch theatralisch wirken (Mausoleum). Aus der vornehmen Lässigkeit des 5. Jahrhunderts wird nun eine müde Passivität. In gleichem Maße wird die früher vollrunde, feste Einzelform des Körpers weichlich, bestimmt gezogene Linien werden vermieden, die Übergänge zerfließen. Dieser Zug, der alles Kraftvolle meidet, erstreckt sich auch auf das Gegenständliche: Gestalten, weich bis zur Süßlichkeit, beherrschen die Kunst des 4. Jahrhunderts, und jetzt erst wird der Körper der Frau und des Kindes, der diesem Empfinden entgegenkam, entdeckt und in seiner Eigenart erfaßt. Und so können endlich auch die seelischen Regungen, die jetzt an die Oberfläche kommen, nur die eines versonnenen, temperamentlosen Träumens sein, das angesichts des Todes in den Grabmälern sogar bis an die Grenzen der Rührseligkeit geht.

Damit stehen wir an der Schwelle der letzten, großen Epoche griechischer Kunst, des Hellenismus. Er führt uns vom Auftreten Alexanders d. Gr. bis herab zum Beginn der christlichen Zeitrechnung. An seinem Anfang steht — hier weicht von Salis von der gebräuchlichen Einteilung ab — der große Sikyonier Lysipp, der für uns zuerst die Auflehnung gegen die Vergangenheit und das neue Sehen dieser Zeit verkörpert. Wir fragen nach den Haupt-

triebkräften: rein stofflich lenken Architektur und Plastik das nach stärkeren Reizen verlangende hellenistische Auge durch Massenwirkungen auf sich, hier durch die Größe der Dimensionen, dort durch die Figurenmenge. Formell dagegen ist die Eroberung der Raumtiefe ausschlaggebend: die dritte Dimension wird jetzt Gesetz. Jene flächenhaften Gestalten, die noch die Kunst des Praxiteles repräsentieren, verschwinden mit dem Auftreten des Lysipp; an ihrer Stelle entfaltet sich durch ständigen Richtungswechsel der Körperachsen und den Kontrapost der Glieder ein ungekannter Reichtum. Dank der Erhaltung Pompejis, die uns Einblick in die hellenistische Wandmalerei gestattet, können wir die Tiefenwirkung auch dort verfolgen; im Bilde laufen die verschiedensten Bewegungsrichtungen scheinbar wirr durcheinander und doch wird das Ganze, fest in sich verzahnt, durch Komposition und Lichtführung zusammengeschweißt.

Eine weitere Eigenart entspringt aus der Ruhelosigkeit und Nervosität der hellenistischen Zeit, die auch ein nervöses, künstlerisches Schaffen, Raschheit in Auffassung und Durchführung, mit sich bringt. Es ist der „Stil der erregten Formen", wie ihn Salis mit glücklichem Ausdruck nennt, denn körperlich wie seelisch drängt er nach stärkster Bewegung. Vor allem will die Seele des Beschauers gepackt sein, und das ist jetzt nur möglich, wenn auch im Kunstwerk das Seelenleben als vorhanden und treibend gezeigt wird. Neben den berühmten Gruppen des Hellenismus mit ihrem tragischen, erschütternden Vorwurf (Gallier und sein Weib, Menelaos und Patroklos, Bestrafung der Dirke) sind es hauptsächlich die Porträts, die Beispiele solcher Durchgeistigung und Erregtheit bieten.

Das augenfälligste Kennzeichen jedoch ist das geänderte Verhältnis zur Natur. Was in früheren Jahrhunderten, ausgenommen eine kurze Epoche im beginnenden 5. Jahrhundert, zu Worte gekommen, war doch nur eine Auslese der Wirklichkeit; jetzt gibt man sich rückhaltlos der Natur hin mit einem Auge, das durch die Entdeckungen der Naturwissenschaften, durch Anatomie und Pathologie geschärft ist. Die hellenistischen Künstler arbeiten in ausgiebiger Weise mit Modellen. Einzelheiten des Körpers, wie Haar und Haut, erhalten erst in dieser Zeit ihre endgültige Lebenswahrheit, Unterschiede des Alters werden nicht mehr vertuscht, sondern herausgeholt, Gebrechen und Anomalien mit Liebe dargestellt, es entsteht die Karikatur in unserem Sinne. Derselbe Drang, Illusion zu erwecken, geht auf Pflanzen und Tiere über, die endlich um ihrer selbst willen dargestellt werden und nicht nur um ihrer Beziehung zum Menschen willen. — Wir verstehen den bekannten Ausspruch des Lysipp, seine Vorgänger hätten die Menschen dargestellt, wie sie seien, er wie sie zu sein schienen, d. h. wie er sie sah; er kann als Losungswort über der ganzen hellenistischen Kunst stehen.

Will man versuchen — und es muß dies heute versucht werden — in den drei Jahrhunderten des Hellenismus die Kompliziertheit der Erscheinungen in Unterabteilungen zu gliedern, so kann man in Anlehnung an die Entwicklung des 18. Jahrhunderts die beiden ersten Jahrhunderte als den griechischen Barock, das letzte vorchristliche als das Rokoko bezeichnen. Die Heimat des Barock ist Kleinasien, sein Hauptrepräsentant die pergamenische Kunst. Primitive Wucht, massige Schwere zeichnen seine Schöpfungen aus, mehr und lastender denn je macht sich die Horizontale, diese an sich für griechische Baukunst so bezeichnende Linie, geltend. Dem entspricht die Neigung zu Übertreibungen und schwulstigen Formen, plastisch in den muskelstrotzenden Leibern mit ihrer pathetischen Geste und dem oft herausfordernden Auftreten, wie baukünstlerisch in der Anhäufung und Ausdehnung der Gebäude. Doch diese Schwere verflüchtet sich bald und weicht dem Ideal des Rokoko, das mit schlankeren, geschmeidigeren Körpern, den gespreizten oder tändelnden Formen dem Archaismus nicht unähnlich ist. Und auch die Stimmung ist Rokoko: eine idyllische Heiterkeit, vermengt mit gewagtester Erotik, ist über alles ausgegossen und wo, wie im Laokoon, an die Tragik gerührt wird, ist sie weichlich und unecht.

Wir sind am Ende der schöpferischen griechischen Kunst. Mit der Aufrichtung des römischen Weltreichs gehen ihre stärksten Elemente in die Kultur des neuen Ganzen auf, nicht ohne

dauernde Spuren zu hinterlassen. Der Stil des jungen Kaiserreichs ist der Klassizismus, in vielem vergleichbar dem Empire. Der Überdruß an dem erregten Wesen des Hellenismus verlangt die Rückkehr zum Ruhigen, Schlichten und das bietet die klassische Kunst des 5. Jahrhunderts. Doch eine kühle Vornehmheit und sachliche Nüchternheit liegt über diesem Eklektizismus, kein wirkliches Leben, es ist nur „die sichtende Überlegung des Alters, das vor sich selber Rechenschaft ablegen will und Ordnung in die Sachen bringt, um sein Testament zu machen". —

Der von Salis aufgezeichneten Entwicklung folgt man mit Spannung bis zum Ende, auch wer mit manchen Einzelheiten oder der Behandlung ganzer Perioden, wie des Rokoko, nicht einverstanden sein kann. Schon in dem Thema liegt ja zweifellos eine gewisse Gefahr, die Merkmale der einzelnen Epochen zu übertreiben, um sie scharf hinzustellen, anderseits in dem Streben, möglichst alles zu umfassen und auf eine Formel zu bringen, Dingen, die sich nicht fügen, Gewalt anzutun. Aber all das tritt zurück vor der Gesamtleistung, deren wertvollster Schmuck — das sei am Schluß besonders dankbar hervorgehoben — die ungewöhnlich gepflegte Sprache ist. Nur wer darunter leidet, wie unsere Sprache auf allen Gebieten täglich mehr abgegriffen und ausdruckslos wird, weiß was es bedeutet, sich eine so überreiche, bildhafte Ausdrucksweise neu zu formen. Wer das geben kann, muß ein Stück Dichter sein.

Dr. Walter Müller



Kontrapunkt

In der Unzahl der Aufsätze über Musik begegnen wir nur selten solchen handwerklich-belehrenden Inhaltes. Der Grund für diesen Mangel liegt wohl teils in der Darstellungsschwierigkeit solcher Dinge, teils in der Befürchtung, es sei kaum möglich, weiteren Kreisen ein genügendes Verständnis und demnach auch eine tiefere Anteilnahme für die technischen Fragen der Tonkunst übermitteln zu können.

Was die Schwierigkeiten der Darstellung betrifft, so meine ich, daß sie die Geister reizen sollten; die Befürchtung hinsichtlich des Verstehens und der Anteilnahme teile ich nicht. Erkennen und Handhaben sind natürlich um eine Welt verschiedene Dinge, und wenn ich auch eingestehe, daß es mir bis jetzt nicht gelang, zum Beispiel einen gewandten Kontrapunktiker heranzubilden, so betone ich dahingegen doch, daß ich oft genug Zeuge eines brennenden Dranges nach Belehrung und manchmal überraschenden Verständnisses war, wenn ich verwickelte Tonsätze zergliederte. Jeder Kenner aber dürfte mit mir der Meinung sein, daß billige Schöngeistereien, deren man uns in genügender Anzahl vorsetzt und die nur selten „medias in res", in das Wesen der Dinge hineinleuchten, nicht entfernt dem Werte gleichkommen, der den mehr handwerklichen (instruktiven) Belehrungen innewohnt. Ist es nicht auch ein Hauptmerkmal dieser übelsten aller Zeiten, daß dem deutschen Volke zu viel an dem vorgesetzt wird, was den Gaumen reizt, zu wenig aber an wirklichen geistigen Nährstoffen?

Über den Begriff Kontrapunkt sind sich, wie ich oft beobachtete, nur wenig Laien klar, und viele ergreift dem Worte gegenüber ein leichter, wenn auch nicht von Ehrfurcht freier Schauer. Es ergeht ihm ähnlich wie mit der Mathematik, und man vermutet vielfach hinter diesem „verschleierten Bilde zu Sais" ein trockenes, langweiliges, von tausend Furchen rechnerischen Grübelns durchzogenes Gelahrtenantlitz. So erschien es mir angebracht, ein Stück Musiktheorie der grauen Farben zu entkleiden, den Schleier des Bildes ein wenig zu lüften und zu zeigen, daß uns auch hier das ewig junge Antlitz der Muse im Zustande höchster Vergeistigung entgegenleuchtet. Aber noch ein anderer Grund leitet mich, hier einiges über den Kontrapunkt zu sagen. Er, oder das Ergebnis seiner Anwendung, der polyphone Stil,

dürfte eine Haupttriebkraft in der Weiterentwicklung namentlich der *deutschen* Tonkunst bilden, und hier ein Verständnis zu wecken, ist daher von besonderer Wichtigkeit.

Das Wort „Kontrapunkt“ ist mit Bezug auf seinen begrifflichen Inhalt recht nichtssagend. Das „punctus contra punctum“ — „Note gegen Note“ — schließt, genau betrachtet, nur den Begriff *Tonsatz* ganz allgemein in sich. Wir verstehen aber ein Besonderes unter ihm: *Kontrapunkt ist die selbständige rhythmische und melodische Ausbildung auch der Begleitstimmen*, die harmonieerzeugend zur Hauptstimme, zum Thema *treten*. Aber auch diese Begriffsbestimmung sagt nicht viel, denn wie ein jedes Kunstding ist auch der *echte* Kontrapunkt von innerem Leben erfüllt und so wenig bis auf seine „Seele“ zu umschreiben, wie etwa die Begriffe „Liebe“ oder „Haß“.

Um dem Leser zunächst das Außenwesen Kontrapunkt möglichst klar vor Augen zu führen, setze ich vier Takte einer allbekannten Melodie in mehreren Fassungen hierher. Sie erheben nur den Anspruch auf nüchternste Deutlichkeit, und ich verzichte auf die Vorführung bedeutsamer Bildungen aus der Literatur nur deshalb, weil diese meistens den Kern nicht so rein herausschälen, wie es meine Absicht ist.



Beispiel a zeigt in allen Stimmen gleichen Rhythmus und nur harmonische Töne, was eine melodische Bildung der Begleitstimmen ausschloß. Dies Gebilde ist *homophon*, gleichtönend und von einem Kontrapunkt nicht die Rede. In b sehen wir zwar einen selbständigen Rhythmus der Baßstimme, aber dieser offenbart sich sofort als eine Bewegung durch die zerlegten Akkorde. Die so erzwungenen Terzen-, Quarten- und Quintensprünge verhinderten eine melodische Entwickelung, und deshalb trat auch hier kein Kontrapunkt zutage. Dies Verfahren wird *Figuration* genannt. Angesichts der Begleitstimmen bei c fallen uns sofort zwei wesentliche Punkte ins Auge. Zunächst zeigt jede Stimme einen anderen Rhythmus, sodann aber auch eine Anzahl *harmoniefremder* Töne, die dem Gesamten ein mehr tonleiterartiges Gepräge geben. Hier verfuhren wir also kontrapunktlich, und der so erzeugte

Stil ist polyphon. In völliger Reinheit ist also Homophonie harmonischer Gleichklang, Figuration harmonischer Gegenklang, Polyphonie Gegenklang mit Benutzung harmoniefremder Töne. Mit diesen Ausführungen hoffe ich, den technischen Begriff Kontrapunkt dem Leser nähergebracht zu haben.

Weit schwieriger ist es, das Innenwesen, den Zweck, die Wirkung, kurz, den Kunstwert des Kontrapunktes einem solchen Verständnis entgegenzuführen, daß er zu einem geistig-seelischen Erleben wird. Dazu bedarf es natürlich der Ausbildung des Tonsinnes an sich. Da aber ein polyphones Gebilde ein Kunstwerk und ein Kunststück zugleich darstellt, so ist es klar, daß der Musiksinn sich nicht nur nach der rein gefühlsmäßigen, sondern auch nach der verstandesmäßigen Seite hin ausbilde. Aber wohlgemerkt, ich spreche hier von Musikgefühl und Musikverstand, deren eines immer das andere bedingen muß. Gerade diese Ausbildung aber, das Erkennen und Verstehen des Tonsatzes ist von höchster Bedeutung für ein wahres Erfassen und echtes Genießen der Musik überhaupt, die sich doch eben nur als Tonform geben kann. Hier aber herrscht, was ich nicht verschweigen kann, ein trostloser Mangel, und daraus ergibt sich wohl auch in erster Linie die falsche Bewertung vieler Werke und ihrer Schöpfer. Der Musikgenuß wird dadurch oft genug zu einer Wirkung äußerlichen Klangreizes herabgedrückt und die Erhabenheit der reingeistigen Arbeit ist dann für solche Hörer nicht vorhanden.

Hier ist nun nicht der Ort, auf die Technik des Tonsatzes einzugehen, für die sich viel leichter, als die meisten glauben, wenigstens ein allgemeines Verständnis erwecken läßt. Aber hier gilt das Wort: exempla docent. Nur an der Hand zahlreicher Beispiele und in mündlichen Vorträgen gewinnt diese Belehrung Zweck und Bedeutung, und es wäre zu wünschen, daß Theoretiker mit künstlerischem Schwunge oder Künstler mit theoretischer Schulung so der echten Verbreitung der Tonkunst Vorspann leisteten. Von hier aus kann ich auf Grund des bis jetzt Erkannten nur allgemeine Überblicke geben und will versuchen, den Wert und die Tragweite der Polyphonie zu erklären.

Beim Durchspielen unserer kleinen Beispiele dürften die meisten Leser a und b den Vorzug vor c geben. Jeder wird sofort erkennen, daß c zwar um vieles schwieriger zu gestalten war, daß aber diese Behandlung dieser Melodie, obwohl der Kontrapunkt sinngemäß und leichtflüssig ist, ein fremdes Wesen zeigt. Ihr Kleid in c erscheint uns zu bunt, zu massig, zu sehr als ein Schleppgewand am Körper eines kleinen Landmädchens. Daraus ergibt sich die Forderung, daß der Kontrapunkt stilgemäß sei, und damit wird zugleich klar, daß er nur einen bedingten, relativen Wert besitzt. Er ist kein Ding an sich, sondern ein Ding am Dinge, das wir zunächst betrachten müssen.

Das musikalische Ding an sich ist der Tongedanke, das Thema, das alles mit ihm zugleich Auftretende in seinen Dienst zwingt. Eine Melodie aber, soll sie echt, das heißt eigengeartet, unterscheidbar sein, ist Erfindung, Eingebung, kein Gemachtes, Errechnetes oder gar Nachgeformtes. Was also immer zu ihr tritt, kann, da es ihre durch die Tonschritte bedingten Harmonien berücksichtigen muß, kein Urerzeugtes mehr sein. Trotzdem aber und unser Beispiel c zeigt es, erlaubt eine Melodie den Begleitstimmen eine solche Bewegungsfreiheit, daß man sehr gegensätzliche und wesensfremde Gebilde auf sie beziehen kann. Spielt man die Begleitstimmen bei a und b gesondert, dann mag man bald, da sie sich eng an die Innenharmonie des Themas schließen, dieses selber heraus- oder hineinhören, ich möchte aber sehr bezweifeln, ob nur ein Mensch angesichts der Begleitstimmen bei c gerade auf dieses unser Liedchen verfallen würde.

Hieraus erhellt also eine Eigenschaft des Kontrapunktes, die den Formenreichtum der Tonkunst bis ins Uferlose erweitert: Freiheit. Damit wird dem Leser wohl auch klar, weshalb ich zu Anfang gerade den Kontrapunkt als Haupttriebkraft für die Entwickelung der Tonkunst bezeichnete. Alle Kunst ist nur rein-geistige Form. So betrachtet, ist das Thema die

Urform, nach der sich alles andere zu richten hat. Dann aber bedeutet ein Weniger der noch verbleibenden, bedingten Freiheit ein Mehr an stofflicher Schwere und umgekehrt ein Mehr an Freiheit ein Weniger an Schwere. Entstofflichung, das heißt Vergeistigung ist aber der Zweck und das Ziel des gesamten Seins, und die Künste, vor allem die Tonkunst als das Stoffloseste sind dann gewissermaßen die weitesten Vorstöße ins Reingeistige, die Protuberanzen gegenüber dem Gebiete des Äthers. Der Kontrapunkt aber, die Polyphonie, zeitigen die höchste bedingte Freiheit am an sich Stofflosesten, dem Tongedanken, und damit stellen sie sich als eine Geistestechnik erster Ordnung dar. Je freier aber das auf das Thema Bezogene sich gibt, desto selbständiger kann es sich formen, desto höher kann damit sein Eigenwert steigen, und man könnte schließlich dahin gelangen, den Kontrapunkt als eine Erfindung aus der Erfindung, als eine Eingebung aus der Eingebung zu bezeichnen. Dies auf das Gesetz von Ursache und Wirkung, das Kausalgesetz übertragen, eröffnet einen ungeheuren Fernblick, gebiert selbst in dieser, an musikalischen Eingebungen so bettelarmen Zeit neue Hoffnungen und ist wie nichts geeignet, die ganze Lächerlichkeit der Behauptung, das Reich der Töne habe Grenzen, zu widerlegen.

Eine weitere Eigenschaft der Polyphonie ist ihre Bindekraft trotz ihrer Freiheit. Homophone und auch figurierte Begleitungen erscheinen selten als ein notwendiges, geschlossenes Ganzes, da ihnen die Innigkeit der Verbindung fehlt, die erst durch das Thema selber gebildet wird. Dieses stellt sich hier recht eigentlich als logische Tonkette dar. Nun ist es einleuchtend, daß mit der Ausbildung auch der anderen Stimmen zu selbständigen, thematischeren Gebilden mehrere Ketten geschmiedet werden, die die Musik zu einem um so fester gefügten Ganzen gestalten. Gerade zwischen den Terzen und Quarten der Harmonien schlägt die Polyphonie vermöge der Benutzung der dort liegenden Durchgangstöne die Brücken.

Nächst der Bindekraft zeitigt die Polyphonie auch eine gesteigerte Triebkraft. Vereinzelte Akkorde, denen die innere Beziehung fehlt, können zu jeder Zeit und an jeder Stelle mit einer Konsonanz abgeschlossen werden, ein Thema, eine Melodie aber will ganz genossen sein. Da sie nun in der Zeit vor sich geht, so liegt in ihr, und nur in ihr die treibende Kraft überhaupt, was leicht zu beweisen ist. Wer der Dissonanz oder dem Rhythmus diese Kraft zuschreibt, der verkennt das Wesen der Musik. Ward die Dissonanz in die Konsonanz aufgelöst, dann sind wir befriedigt, und es ist kein Zwang mehr vorhanden, die Musik weiter zu führen. Der Rhythmus aber braucht nur solange weitergeführt zu werden, bis wir sein Grundmodell erfaßt haben. Ganz anders verhält es sich mit der Melodie, und ihr Antrieb ist ein reingeistiger. Sie kann so wenig unterbrochen werden wie ein gesprochener Satz, sonst ist unser Sinn für Logik verletzt; wir dürfen nicht ein Stück Melodie (Motiv) unbeantwortet in der Luft hängen lassen, denn dann bleibt unser Sinn für das Gleichmaß (Symmetrie) unbefriedigt; die Melodie muß endlich ganz abgeschlossen werden, Teilschlüsse zeitigen und Einschnitte erkennen lassen, sonst geschieht dem jedem Wesen innewohnenden Drange nach dem Wechsel des augenblicklichen Zustandes kein Genüge. In der Polyphonie ertönen nun, um es kurz zu sagen, mehrere Melodien zugleich, deren jede sich erfüllen muß. Unser Verlangen, hier den Verlauf einer jeden Stimme zu vernehmen, verstärkt und vervielfacht demnach die Anteilnahme aller unserer musikalischen Aufnahme- und Verarbeitungskräfte. Damit ist aber im Rückschluß auf ihn selber als Ursache bewiesen, daß der kontrapunktische oder polyphone Stil die höchste Steigerung des Urwesens Musik, der Kunst der Bewegung darstellen müsse. Die wahre Polyphonie drängt wie das Meer, und wie man dieses das Abbild der Seele nennt, so kann man mit größerem, tieferem Rechte und im fast buchstäblichen Sinne die Polyphonie als das zu Ton gewordene Wogen und Branden der Seele bezeichnen.

Ihre Freiheit gestattet der Polyphonie weiterhin die Verschmelzung gegensätzlicher Stimmungen, wie sie sich ursächlich aus den möglichen Bewegungsarten und den Ton-

schritten der Melodien ergeben. Hier nun vermögen Lust und Unlust, Wonne und Wehmut, Ruhe und Leidenschaft zugleich ihre Weisen ertönen zu lassen. Erwägt man, daß zum Beispiel in einem gesprochenen Schauspiel die Gefühlsäußerungen der Personen dichterisch nur im Nacheinander vor sich gehen können, dann ist leicht zu ermessen, was eine Kunst bedeute, die den Gemütsstimmungen mehrerer zugleich als Dolmetsch dient. Aber um vieles tiefer erscheint mir diese Fähigkeit in der reinen Instrumentalmusik, und ich zweifle nicht, daß gerade in dieser Richtung noch ein gewaltiges Stück Neuland liege. Mit aller Schärfe muß aber betont werden, daß erst dann eine solche Kunst Wert gewinnt, wenn ihre Einzelstimmen die höchste Natürlichkeit und Zweckmäßigkeit offenbaren. Merkt man die Fesseln, fehlen Plastik und Ausdruckskraft, zeigen sich Ecken und ungelenke, aus mangelnder Technik hervorgegangene Führungen, dann wird in uns der Wunsch nach Homophonie wach.

Über allem aber liegt die Bedeutung der Polyphonie darin, daß in ihr nicht nur das Thema, sondern auch die anderen Stimmen überhaupt singen, tanzen, lachen, seufzen, beten und preisen und zur Hauptmelodie, anstatt sich lediglich harmonisch ausdeutend zu verhalten, gleichsam „Gefühlskommentare" geben. Ich fürchte nicht mit dem folgenden Bilde abgeschmackt zu erscheinen: An die Hauptmelodie, die Mutter, schmiegen sich eng ihre Kleinsten, ihre homophonen Kinder; die polyphonen aber, die größeren, die schon ein bewußtes Eigenleben durchglüht, entfernen sich weiter von ihr, und in entlegenere Gebiete hinein tragen sie ihr Lied zum Preise der Mutter, zu der sie jedoch, als aus ihr geboren, immer wieder zurückkehren und mit der sie sich am Schlusse harmonisch vereinigen.

Es ist einleuchtend, daß auch im Kontrapunkte Gradunterschiede bestehen, wie eben auch der Begriff „erwachsen" ein schwankender bleibt, und es ist nicht immer leicht, die Übergänge von der Homophonie über die Figuration hinweg zur Polyphonie scharf festzulegen. Weiß denn schon die Wissenschaft: Hier endet das Pflanzenreich, hier beginnt das Reich der Tiere? Aber das ist auch gleichgültig, wesentlich ist nur die Kraft der einzelnen Stimme für sich und damit die Art der Einwirkung, die jede durch jede erfährt bis hinauf zum Hauptthema. Polyphone Stimmen ohne Ausdruckskraft und Plastik sind um so wertloser, ja schädlicher, als sie, die doch keine Aufmerksamkeit verdienen, auf Grund ihrer Gegensätzlichkeit das Ohr vom Thema ablenken. Es gibt Tonwerke genug, in denen dies zutrifft, aber zum Glücke sind dann meistens auch die Themen selber so wenig wertvoll, daß die Ablenkung keinen Nachteil bedeutet. Man kann die Beobachtung machen, daß die Schöpfer bedeutender Tongedanken, da dies doch immer einen höchsten Geschmack voraussetzt, auch die besten Kontrapunktiker sind. Ein guter Musikerfinder muß notgedrungen auch ein guter Tonsetzer sein. Das schließt natürlich nicht aus, daß selbst die Kraft des Genies hinsichtlich ihrer Richtung Besonderheiten aufweist. So könnte man Beethoven vielleicht den größten Rhythmiker, Schubert den größten Melodiker nennen, ohne darum aufzuhören, sie allen Seiten ihres Schaffens und in allen ihren musikalischen Eigenschaften zu bewundern. Alle großen Tonmeister waren auch große Kontrapunktiker, aber zweien von ihnen möchte ich hier unbedenklich die Palme reichen. Auf den ersten wird jeder auch nur einigermaßen Gebildete sofort raten und mir den Urvater aller Polyphonie, Sebastian Bach, nennen. Des zweiten Name dürfte hingegen einiges Kopfschütteln auslösen und man dürfte sich wundern, wenn ich neben Bach — Mozart stelle.

Bach ist der Polyphoniker schlechthin, der Kontrapunkt war ihm ganz einfach Muttersprache. Er steht da als der gewaltige Vollender jener Schule, die wir als die deutsch-niederländische bezeichnen können. Namentlich in der Fuge feiert seine polyphone Kunst die höchsten Triumphe, in jener etwas schematischen Form, die er freilich kraft seines Genius zu Gebilden von höchster Eigenart erhob. Seine Fugenthemen, obwohl sie mit Rücksicht auf ihre kontrapunktische Verwendbarkeit geformt werden mußten, sind dennoch Eingebungen erster Ordnung. Das war nur möglich, weil Bachs ganze musikalische Denk- und Fühlrichtung von

Kind auf dem Kontrapunkt entgegengeführt ward, weil er mit dem ersten bewußten Lungenschlage polyphone Luft einatmete. Bewundernswert ist bei ihm sofort schon der erste kontrapunktische Gegensatz zum Thema, und jede neu hinzutretende Stimme offenbart eigenes Leben. Die Kunst seiner Satztechnik ist ungeheuer, und dem Gefüge seiner Polyphonie entströmt bei stilgemäßer Wiedergabe, die so schwer wie selten ist, eine Summe des Seelischen, die uns fast erdrückt. Bach war, und das im wesentlichen unterscheidet ihn von seinen Vorgängern, die oft etwas in der Form erstarrt scheinen, ein gewaltig Fühlender, ein Empfindungsriese, eine Musiknatur von höchster Leidenschaft, ein schärfster Dramatiker. Das aber in Verbindung mit einer grenzenlosen Technik macht ihn so groß.

Mozart schuf zwar auch einige Fugen von wahrhaft Bachscher Gewalt und Größe, wie denn das Können dieses Genius schlechthin unbegrenzt erscheint, aber diese Seite seiner Polyphonie wollte ich nicht hervorkehren. Hier ist mir daran gelegen, etwas anderes hervorzukehren, das viel zu wenig erkannt und gewürdigt wird und doch so befruchtend wirken könnte, das zwar auch bei den anderen Klassikern Gestalt gewinnt, aber bei keinem so reich, so fein und so vergeistigt wie bei Mozart. Ich denke hier an jene Polyphonie, die dem Laienohre kaum zum Bewußtsein gelangt, und für deren inneres Erfassen mir bis jetzt auch nur wenig Fachmusiker die Beweise lieferten. Diese Polyphonie, im Gegensatz zu der strengen Bachs mehr eine galante, bildet keine Grundlagen, sondern Episoden, und ist in den homophonen und figurierten Stil gewissermaßen hineingestreut. Hier nun habe ich in Wahrheit das Gefühl, als gelte es wieder einmal, ein Stück Deutschtum dem Deutschen selber gegenüber durchzusetzen, denn diese Gebilde sind das Zeugnis einer allerfeinsten Geisteskultur, wie ich sie nur bei Goethe wiederfinde. Ärger vernachlässigt und weniger verstanden wird kein Komponist wie Mozart, trotz der vielen, sich dauernd mehrenden Rufe nach ihm, und ich halte es (möge man immer darüber lächeln!) auf Grund meiner Erkenntnis fast für eine nationale Ehrenpflicht, hier noch einige Worte zu sagen.

Die polyphonen Gebilde Mozarts fallen lediglich deshalb weniger auf, weil sie sich scheinbar von selber geben, weil sie ohne allen Nachdruck und bar jeder Prahlsucht auftreten wie die Wunderdinge der Natur, was wohl seinen Grund darin hat, daß für ihren Schöpfer die Begriffe leicht und schwer überhaupt nicht vorhanden waren. Es sind Ergebnisse reinster Geistigkeit, und die Kunst der Gegenseitigkeit der Anpassung, die man mit Recht als den Inbegriff der Vollkommenheit bezeichnet hat, ist hier so groß, daß man oft nicht weiß, welches das Ersterfundene, welches die „Zusatzerfindung" sei. Da steigt aus der homophonen oder figurierten Begleitung plötzlich eine polyphone Stimme herauf, die mit Naturnotwendigkeit eben nur hier sein konnte, und treibt das Thema mit himmlischem Drängen einem Teilschlusse entgegen. Dort wird die erwartete Antwort einer thematisch angeregten Frage in eine andere Stimme verlegt, und die erste entwickelt dazu eine neue Zeichnung von überraschender Gegensätzlichkeit und herrlichster Stileinheit zugleich. Dann wieder ist eine Nebenmelodie zu bewundern, die auch als Urzeugung im höchsten Sinne Geltung besäße. Regt sich dann der Dramatiker Mozart, oder übermannt ihn die kaum gekannte „dyonisische" Seite seines Genius, dann erschüttern uns aus eisernen Sequenzen geborene Dissonanzen mit unheimlicher Gewalt. Immer aber, selbst in den schwierigsten musikmathematischen Kunststücken der Engführungen, der Nachahmungen, der Kanons beobachten wir die natürlichste Linienführung, und alles verklärt ein Schönheitsgefühl, das nicht seinesgleichen hatte. Aber was bedeuten tote Worte gegen lebendige Beispiele, was auch geben und bedeuten uns die Kinder einer Musikseele, die wir mit unsern vergröberten Sinnen nicht mehr nachzufühlen vermögen!

Die Rufe nach mehr Mozart oder auch nach einer der seinen verwandten Kunst zwangen mich stets zu einer gewissen Heiterkeit, wenn ich die Zeit und ihr musikalisches Schaffen betrachtete, an die sie gerichtet sind. Gesetzt, unser Tonschaffen würde sich tatsächlich in jene Bahnen lenken, dann würde man für sehr lange diesem Bestreben kein passenderes Motto

vorsetzen können als den Anfang des Rüpelprologs im Sommernachtstraum: „Wenn wir mißfallen tun, so ist's mit gutem Willen; der Vorsatz bleibt doch gut, wenn wir ihn nicht erfüllen." Sind sich die Rufer nicht bewußt, was geschehen müßte, wenn ihre Forderung Erfüllung finden sollte? Wir alle müßten zunächst von Grund auf umstudieren, und die allermeisten müßten das Komponieren überhaupt sein lassen. Das an die „Kakophonie", dem „haut goût" der Töne gewöhnte Ohr müßte sich in eine „klanghygienische" Dauerbehandlung begeben und unser ganzes Wesen überhaupt müßte sich „entmaterialisieren", was doch, da wir bis über die Augen im „Materialismus" stecken, ein höchst schmerzhafter Prozeß wäre. Auch dürften wir uns weder philosophischer Stelzen, noch literarischer Krücken mehr bedienen, müßten statt des Brodems der Großstadt die dünne Luft der Hochebene des Idealismus atmen, was unseren Lungen vorderhand schlecht bekommen würde. Auch dürften wir unsere Nerven nicht mehr peitschen, unsere Haut nicht mehr kitzeln lassen, und würden uns natürlich für die Langeweile eines derart „ungewürzten" Lebens bedanken. Aber ich will nicht gleich dem Korporal Nym diese „Humore" zu Tode hetzen, wiewohl es manchmal schwer ist, angesichts dessen, was heute vielfach unter Kontrapunkt verstanden und für Polyphonie ausgegeben wird, ernsthaft zu bleiben.

Noch ein kurzes Schlußwort. Homophonie, Figuration, Polyphonie sind an sich nur Auftrittsformen für den Tongedanken, und es wäre daher sehr töricht und von geringer philosophischer Einsicht zeugend, wollte man einer der drei Gestaltungen einen unbedingten Vorzug vor den anderen einräumen. Wir gebrauchen sie alle, und die ausschließliche Verwendung etwa des polyphonen Stiles wäre Einseitigkeit und demnach Rückschritt. Trotzdem lassen sich die hier behandelten Kräfte und Eigenschaften der Polyphonie samt deren unermeßliche Bedeutung für die Tonkunst nicht fortleugnen. Das sollte ausgesprochen werden zum Zwecke der allgemeinen Erkenntnis, daß der oberflächliche Musikgenuß, wie ihn weiteste Kreise nur kennen lernen, erst einen recht winzigen Bruchteil der Wirkung der Tonkunst fühlbar macht, dem etwa zu vergleichen, den unsere Erde als Licht und Wärme von deren Gesamtsumme der Sonne empfängt. Das erkannt, könnte vielleicht dazu führen, von der Größe der Sonne der Tonkunst ein anderes Bild zu gewinnen und Veranlassung sein, mit etwas mehr Ernst, Sammlung und Andacht zu ihr aufzusehen. Wertvoller wäre es aber noch, wenn diese Erkenntnis diesen oder jenen dazu brächte, mehr ins „Handwerkliche" der Tonkunst einzudringen. Durch dieses „Heckenwerk" muß ein jeder, um ganz in den Garten der Tonmuse zu gelangen. Wohl uns, wenn dadurch die Tonkunst „entpopularisiert" wird. O, diese Herrlichkeit der deutschen Tonkunst! — Ich wüßte nichts zu erdenken und zu erfühlen, auf das wir stolzer sein sollten, als auf die Tatsache, daß die Flugkraft des deutschen Genius im Ätherreiche des Geistigsten, Seelischsten die aller anderen Völker so fast unbegreiflich hoch überragt. Die Polyphonie aber ist so recht ein Sinnbild für jenen Wesenszug, den man als den urdeutschen bezeichnet hat: Eine Sache ihrer selber willen tun. Sie stellt aber auch den idealen Drang dar, einen Gedanken, ein Gefühl, eine Form gleich mit allem Zubehör und in höchster Vollendung zu geben. Das ist ja wohl das Grundmerkmal des Begriffs „Tiefe". Wird einmal eine Zeit kommen, in der sich dies scheinbar verloren Gegangene wieder regt und Früchte zeitigt?

August Weweler



Türmers Tagebuch

Sumpfblüte · Die Kapp-Lüge
Das Schreckbild der Berliner Knute
Der Zusammenbruch des Parlamentarismus in Deutschland · Heraus aus dem Sumpf!

„Noch nie hat Deutschland so tief gestanden wie jetzt. Aber wir wollen uns keinen trügerischen Hoffnungen hingeben, wir sinken noch tiefer. Ohne einen Finger zu rühren, sieht die Regierung zu, wie Franzosen in deutsches Land einbrechen, und selbst vor den kleinen Polen zittern wir, die uns nicht nur deutsches Land rauben, sondern uns von deutschen Gebietsteilen absperren.

Sehen Sie, wie stumpf das Volk dort draußen auf der Straße dahinlebt und seinen sinnlichen Vergnügungen nachgeht? Heute müssen wir erleben, daß der Großstadtpöbel die Feigheit der Regierung benutzt und Deutschland zu entwaffnen sucht. Der Ekel vor dem eigenen Volke ist so entsetzlich, daß es einem schwer wird, sich noch als Deutscher zu fühlen."

Diese Worte, die Professor Roethe auf einer Berliner Bismarckfeier sprach, stoßen ins Herz, — und doch: welcher ehrliche, noch nicht völlig abgestumpfte Deutsche möchte, ob er schon unter ihnen zusammenzuckt, ihre Wahrheit bestreiten? Noch vor wenigen Jahren würde jeder, dem unser gegenwärtiger tatsächlicher Zustand als Zukunftsbild geschildert worden wäre, mit zorniger Entrüstung gegen die bloße Möglichkeit aufgefahren sein. Wenn heute so viele für das Alltägliche und doch Namenlose kaum noch ein Achselzucken übrig haben, so liegt das eben an der Abgestumpftheit, an der Gewöhnung, ist aber darum erst recht bezeichnend für den Tiefstand. Gibt es doch Leute genug, die sogar den Honig einer fröhlichen Genugtuung aus dem in geiler Blüte stehenden Sumpfe saugen, weil wir doch den „Militarismus" los geworden sind! Freilich, das „Berliner Tageblatt" hat kürzlich das Bedürfnis gefühlt, seine Hände reinzuwaschen: das Volksheer sei doch immerhin eine Schule des Volkes gewesen, deren Fehlen in Zukunft zu bedauern sei. Es habe auch unter „Militarismus" immer nur „die militärische Nebenregierung", den Einfluß der Generale (Ludendorff!) auf die Politik verstanden. Das hat indessen den bekannten Herrn Persius nicht gehindert, in dem selben Blatte bewegliche Klage zu führen, der Militarismus des Heeres habe auch auf die Marine übergegriffen, und daraus sei die Meuterei der Matrosen im schicksalsschwersten Augenblicke unserer Geschichte entstanden. „Merkwürdig nur," stellt

Friedrich von Oppeln-Bronikowsky in den „Eisernen Blättern" fest, „daß das Heer nicht aus dem gleichen Grund meuterte, sondern sich bis über die Revolution aufrechterhielt! Nicht das Eindringen des Militarismus in die Marine hat die Matrosenmeutereien gezeitigt, sondern das Eindringen der Unabhängigen und Spartakisten! Hin und wieder liest man in diesem Blatt und in geistesverwandten Blättern auch die Lesart, der Militarismus sei das schroffe Hervorkehren des Vorgesetztenstandpunktes, die ‚Kluft' zwischen Offizieren und Untergebenen gewesen, also nur ein teilweiser Schaden an einer an sich guten und lebensfähigen Einrichtung, der sich natürlich beseitigen ließ. Obwohl der ‚Militarismus' also jede beliebige Auslegung zuließ, war man sich doch mit den Feinden einig, daß er mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßte. Nachdem nun die Feinde dies mit Aufbietung der ganzen Welt, ihrer Technik und Reichtümer, in 4½ Jahren nicht erreicht hatten, besorgte es das deutsche Volk selbst mit einer deutschen Gründlichkeit, die den Feinden nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Es vernichtete, um den Militarismus zu vernichten, das deutsche Heer.

Über etwas so Unerhörtes, wie die Abschaffung eines Heeres von 200jährigem Bestand, mit Traditionen und einem Ruhm, wie ihn die Weltgeschichte nur noch einmal, im Römischen Reiche, gekannt hat, eines Heeres, das 200 Jahre das Rückgrat Preußens, fast 50 Jahre das Rückgrat Deutschlands und oft der einzige Retter aus tiefster Not gewesen ist, geht der ‚Zeitgenosse' ebenso gleichgültig hinweg, wie über den Sturz einer 500jährigen ruhmreichen Dynastie. Ein solches Maß geschichtlicher Ahnungslosigkeit und Vaterlandslosigkeit hätte noch vor zwei Jahren für unmöglich gegolten; heute bestätigt es die Zeit. Ein Wunderwerk zweier Jahrhunderte, mit dem langsamen, sicheren Wachstum alles Organischen, ist in wenigen Tagen von rohen, sinnlosen Fäusten wie ein Spielzeug zertrümmert worden. Fast niemand regt sich darüber auf — nur das Ausland begreift die ganze Größe der Tragödie, die ganze Tiefe des Falles, und reibt sich schmunzelnd die Hände: ‚Es ist erreicht!' Ein furchtbares Wunder ist geschehen, die Arbeit ganzer Geschlechter, der Stolz von Millionen, ist ausgestrichen. Was übrig bleibt, sind 100000 Mann Polizeitruppen, im Verhältnis zur Größe und Volkszahl Deutschlands ein Bettel neben den 40000 Mann, die Napoleons I. Gnade Preußen nach 1806 beließ. Und selbst diese Zahl dünkt Herrn Erzberger und unseren unabhängigen und kommunistischen Vaterlandsfreunden noch zu hoch; sie möchten sie im Verein mit der Entente noch weiter herabsetzen, um freie Bahn für ihre Tüchtigkeit zu haben. Auch dies ist in der Geschichte keines Volkes zu finden, mag es noch so erbärmlich gewesen sein! ...

Der preußische Militarismus ist tot, es lebe der Militarismus der Entente! Dies ist das Ergebnis des gemeinsamen Kampfes gegen den ‚preußischen Militarismus', er hat Deutschland zum Spielball grausamer Feinde gemacht!

Auf den Trümmern dessen, was uns groß gemacht hat, will die Revolution nun, Hand in Hand mit den Pazifisten und den betrogenen Betrügern des Völkerbundsglaubens, ein neues, ‚besseres' Deutschland aufbauen, eine Leiche zu starkem Leben galvanisieren. Gewiß, auch der preußische Militarismus hatte seine Schattenseiten: welche menschliche Einrichtung wäre vollkommen? Aber um Schäden zu bessern, schlägt man den schadhaften Organismus nicht tot. Um einen Kranken

zu heilen, vergiftet man ihn nicht. Nur Narren und Verbrecher können auf solche Mittel verfallen."

Mit dem „Militarismus" standen wir aufrecht auf sicherem festen Boden, ohne ihn stecken wir bis zu den Schultern im Sumpfe. Aber der Sumpf blüht ja so schön —: Freiheit, Gleichheit, Demokratie etc. pp.

* * *

Aber wir sind noch nicht tief genug gesunken, wir müssen auch noch den letzten Halt verlieren, die kümmerlichen Reste zum Schutze nur unserer inneren Ordnung und Sicherheit, die uns in der Reichswehr und einigen dürftigen militärersatzähnlichen Einrichtungen übrig geblieben waren. Darum können die Massen nicht genug gegen sie gehetzt, sie selbst nicht genug getreten und geschunden werden, als wären sie unser schlimmster Feind und nicht die einzigen Nothelfer, die dem Bürger wie dem ehrlichen Arbeiter noch einen gewissen Schutz seines Lebens und seiner persönlichen Freiheit und Selbstbestimmung gegen den Schrecken politisch maskierter Verbrecherbanden gewähren. Da mußte dann noch das unglückselige, vaterländisch sicher nicht „verräterische" — wer glaubt hier ehrlich an „Verrat"? — aber politisch völlig plan- und sinnlose Kapp-Abenteuer daherkommen und dem gemeingefährlichen Treiben den hochwillkommenen, wenn auch noch so verlogenen Vorwand in den Schoß werfen! „Es ist", so schreiben die „Preußischen Jahrbücher" (Herausgeber Wilhelm Schotte), „gelogen worden im Krieg, in der Revolution, unter der Monarchie, unter der Republik; unter Kapp, unter Müller — aber noch niemals ist so viel gelogen worden wie in den Parlamentsdebatten über die Kapp-Affäre. Wunderbarste Beispiele der Demagogie sind wohl die feierlichsten Nachrufe auf die März-Gefallenen von 1920. Herr Braun ‚gedenkt in Ehrfurcht derjenigen, die im Kampfe gegen die Hochverräter und zum Schutze der Republik ihr Leben gelassen haben', ich bitte Herrn Braun, Namen zu nennen und zu belegen, daß die Toten dieser Namen im Kampfe gegen Kapp und seine Macht ihr Leben gelassen haben. Unschuldige wird es immer geben, die im Straßenkampf fallen, diejenigen aber, die in diesen Märztagen ihren Tod durch irgendwelchen Widerstand verursacht haben, sind nicht als Gegner der Kapp-Regierung, sondern als Gegner der militärischen Macht, als Gegner des Staates überhaupt, als Bolschewisten, als Mörder und Plünderer gefallen. Solcher Art waren beispielsweise die Toten aus dem Kampf um das Schöneberger Rathaus, diejenigen nämlich, die gefallen sind, als das Reichswehrregiment 5 die in ihrem Leben bedrohte Besatzung des Rathauses heraushauen mußte. Man hat sie nichtsdestotrotz mit den gleichen verlogenen Phrasen zu Grabe getragen. Um die ermordeten Offiziere aber hat sich niemand gekümmert. Nichts als schlimmste und noch dazu komisch wirkende Demagogie sind desselben Herrn Ministerpräsidenten Braun Worte vom Kainszeichen des Brudermordes, das er an der Stirn der Rechtsparteien sehen will. Dieselbe parlamentarische Regierung, die in dieser Weise sich von der Regierungsbank des Parlamentes aus am Parteikampf beteiligt, verlangt auf der anderen Seite Achtung der Autorität ihrer Parteiregierung. Von Demokratie, von Parlamentarismus, von beiden haben dabei Müller, Braun und Konsorten keinen Begriff.

Die Regierung, deren Mitglieder allerdings moralisch verpflichtet gewesen

wären, sich dem Handstreich der Herren Kapp-Lüttwitz selbst mit persönlicher Gewalt entgegen und ihr Leben dabei aufs Spiel zu setzen, tat das Klügere und Sicherere, sie floh nach Stuttgart; im übrigen hat sie nichts getan, um den Zwischenfall Kapp-Lüttwitz zu erledigen. Nicht Müller, Bauer und Genossen haben die Demokratie und den Staat gerettet, sondern die Energielosigkeit, Unfähigkeit und Uneinigkeit der Konterrevolutionäre auf der einen, die Verhandlungsgeschicklichkeit des Ministers Schiffer auf der anderen Seite. Die Gegenrevolution ist durch den Generalstreik nicht besiegt worden; es ist Geschichtsfälschung, zu behaupten, daß der Generalstreik die Macht von Kapp-Lüttwitz gebrochen habe. Eine Regierung, die sich in der militärischen Macht über Berlin, Reichsbank und Reichsdruckerei befindet, braucht vor dem Generalstreik nicht zu kapitulieren, kann vielmehr den Kampf fortsetzen, wenn auch natürlich der endliche Ausgang ungewiß ist. Aber Revolutionäre, die eine Revolution aus der eigenen Tasche bezahlen, die unter sich uneins sind, die nicht wissen, was sie wollen und wie sie es machen sollen, sind erledigt in dem Moment, da sie anfangen. Die ungeheure Gefahr, die durch den von der Regierung heraufbeschworenen Generalstreik unserm Vaterlande drohte und in dem Moment akut wurde, als Kapp und Lüttwitz hier abdankten, hat Schiffer durch seine Abmachungen mit den Gewerkschaften gebannt. Zum Dank dafür ließ man ihn gehen, so wie man gerade die beiden sozialistischen Minister der alten Regierung, die Verstand, Mut und Charakter hatten, der Masse geopfert hat, Noske und Heine."

* * *

Es ist unfaßbar für ein normales Hirn: in einer Zeitspanne, wo alles zusammenzustürzen droht, das Dach über dem Haupte, der Boden unter den Füßen, wo der Feind in unerhörtem Rechts- und Friedensbruche in das Herz des gemeinsamen Vaterlandes vorstößt, ganze große Reichsgebiete und Städte unter den Stiefel seiner Zwangsherrschaft tritt, die friedliche Bevölkerung, die eigenen Brüder mit Reitpeitsche und Kolben regiert, — in dieser Zeit gibt es keine dringendere und höhere Aufgabe als ödeste und ruchloseste Parteipolitik, wird als erlösende Parole der Kampf gegen die Millionen Volksgenossen ausgerufen, die sich noch nicht dazu emporgerungen haben, auf das alleinseligmachende Parteidogma zu schwören, um dessen Feststellung inzwischen unter den Brüdern der verschiedensten Schattierungen noch ein wütendes Raufen stattfindet. „Nach dem schmachvollen Waffenstillstand und dem furchtbaren Kriegsausgange", diesen unerbittlichen Spiegel hält der bekannte Führer der bayerischen Volks-(Zentrums-)Partei Dr. Heim dem „neuen System" vor, mit dem uns Gott gestraft hat, — „blieb uns das Schrecklichste vorbehalten, die Selbstzerfleischung. In den 4½ Jahren vorher ist im alten deutschen Mutterland kein Haus von feindlichen Heeren zusammengeschossen, keine deutsche Familie ausgeplündert, kein friedlicher Bürger niedergeschossen oder erschlagen worden. Das alles war den letzten 1½ Jahren vorbehalten. Wir stehen tiefer als während des Krieges und sind noch nicht am Ende, sondern am Beginn des Niederganges. Die politische Revolution war nur der Kulissenwechsel. Jetzt erleben wir die wirtschaftliche Revolution, die wie ein Gießbach allen Schlamm aufwühlt und allen Dreck nach oben treibt. Das wird um so länger dauern, je schlechter wir regiert sind, und schlecht werden wir regiert seit 1½ Jahren. Es ist erlogen, daß all das

Elend eine Kriegsnachwirkung sei. Barbarische Hände wühlen weiter in unseren offenen Wunden, und wir zerfleischen uns selbst. Die Regierung aber hat es nur verstanden, diese Wunden zu erweitern. Sie hat dem Schieber- und Wuchertum das Handwerk nicht gelegt und den Arbeitswillen gegen den Arbeitsunwillen nicht geschützt. Sie hat es nicht verstanden, die Ordnung im Lande wiederherzustellen.

Die Weimarer Verfassung ist ein Fetzen Papier, und weder diese Verfassung, noch die Nationalversammlung, die sie gemacht hat, haben einen nennenswerten Fortschritt, sondern uns unter die Berliner Knute gebracht. Und das ist die restlose Zentralisierung, die aus Deutschland ein großes Warenhaus und eine große Fabrik machen will, und die Weimarer Verfassung ist ein Mantelgesetz dazu. Keine Rücksicht auf geistiges Empfinden, kein Glauben mehr daran. Jahrhunderte alte Zusammengehörigkeit der Volksstämme und ihre Eigenart glaubt man mit einem Federstrich beseitigt zu haben. Selbst Payer, der alte demokratische Führer, hat in den Stuttgarter Fluchttagen der Reichsregierung bekannt, daß man so nicht weiter arbeiten kann. Der Berliner Zentralismus ist die Kopfkrankheit des Reiches, und alle Glieder leiden mit an der Berliner Zersetzung und Gehirnerweichung. Von der Gnade Berlins wollen wir so wenig abhängen wie von der Pariser Gnade. Wirtschaftlich brauchen wir eine scharfe Kontrolle und Auswahl von Ein- und Ausfuhr. Auf dem Papier besteht sie, aber praktisch nicht, denn Millionen und aber Millionen an unentbehrlichem Gut, selbst Nährgut, konnten unter der Revolutionsregierung ins Ausland verschleppt werden, und unter der parlamentarischen Regierung erst recht. Das fressende Geschwür eitert weiter. Nie wurden wir im Obrigkeitsstaat schlechter regiert als von dieser Regierung. Man treibt nur Parteipolitik, bis wir zum Dreckhaufen geworden sind. Drei Dinge garantieren den Preisabbau und die Hebung der Valuta: der Zehnstundentag, die Akkordarbeit, das Streikverbot und an Stelle des Streiks das Schiedsgericht. Beschließt heute der Reichstag nur eines dieser Gesetze, dann steigt unsere Valuta in drei bis vier Tagen um 300 bis 400 Prozent. Nur der Sozialismus hindert das Einlenken in die Bahnen der Vernunft. Er schmeichelt der Handarbeit, die wir nicht unterschätzen, aber wir verwerfen die anmaßende Alleinherrschaft irgend eines Standes. Die besten Köpfe der Sozialdemokratie sind seit anderthalb Jahren in der Regierung, und was haben sie fertig gebracht? Scherben! Sonst nichts! Was soll uns erst blühen, wenn die ganz Radikalen daran kommen? Vom Arbeiter hängt das ganze Wirtschaftsleben ab, sagen sie und die anderen. Das ist nicht wahr! Von der Zusammenarbeit aller hängt alles ab und, nicht von der revolutionären Gewalt."

Kann es Beschämenderes geben, als daß in den letzten Wochen die Grenze des besetzten Gebietes zugleich die Grenze von Ruhe und Ordnung, persönlicher Sicherheit und Arbeitsmöglichkeit darstellte, und daß die Teile der Rheinprovinz, die dem Bolschewistenaufstande zum Opfer fielen, weil sie außerhalb der Besatzungszone liegen, fast mit Neid auf die besetzten Gebiete blickten, von denen der Landesfeind doch wenigstens solche Schrecknisse fernhält? „Man hat", gibt die „Deutsche Tageszeitung" den zwischen Berlin und Stuttgart herum-

regierenden Reiseonkeln zu verstehen, „im besetzten Westen, und man hat auch dort, wo der Bolschewismus sich jetzt ausgetobt hat, kein Verständnis für die ‚hochpolitischen' Beweggründe, die die hohe Reichs- und Staatsregierung zu ihrem unglaublichen Verhalten gegenüber dem Ruhraufstand bewogen haben. Man fühlt sich dort nur im Stich gelassen, man sieht dort nur Schlappheit, und man betrachtet sich in jedem Fall als Opfer. Im besetzten Gebiet ganz allgemein als Opfer der deutschen Niederlage, im Ruhr- und Bergisch-Märkischen Gebiet als Opfer der Kapitulation vor dem Radikalismus. Wenn dann in diese durchaus begreiflichen Stimmungen hinein Deklamationen über wankende oder mangelnde Reichstreue ertönen, so ist das allerdings so ziemlich der Gipfel psychologischer Einsichtslosigkeit. Eine verehrliche Regierung sollte daran gehen, nach einem bestimmten Programm und unter festem Zugreifen Ordnung zu schaffen und Zustände im Reiche herzustellen, die den Bewohnern des besetzten Gebietes als begehrenswert statt als Schreckbild sich darstellen. Sie sollte sich einmal in der Fähigkeit versuchen, sich in die Psyche des Rheinländers hineinzudenken, und sich vorzustellen, mit welchen Augen man von dort aus, wo man in äußerlich geordneten Verhältnissen lebt, die Vorgänge im übrigen Reiche betrachtet.

Man sollte sich aber auch angelegen sein lassen, kleinen und großen Nöten gerade des besetzten Gebietes eine sorgsamere Beachtung zu schenken, wärmeres Interesse zuzuwenden, als das bisher geschehen ist. Als gegen Ende des vergangenen Jahres die schwere Hochwasserkatastrophe über das Rheinland hereingebrochen war, haben wir nachdrücklich darauf hingewiesen, daß hier eine Gelegenheit geboten sei, moralische Eroberungen bei den Rheinländern zu machen, durch praktische Bekundung des Mitgefühls in Form eines groß angelegten Hilfswerkes. Es ist in der breiten Öffentlichkeit nichts dergleichen geschehen, nicht einmal die Presse hat sich der Sache halbwegs gebührend angenommen. Die Regierung hatte in ihrem offiziösen Organ einige Schnoddrigkeiten für uns übrig. Und nach Wochen und Monaten erfuhr man aus der rheinischen Presse, daß die Art, wie die Regierungsaktion zu einem erheblichen Teil auf dem Papier stehen geblieben war, die denkbar größte Erbitterung ausgelöst hatte.

So und mit Verdächtigungen wirbt man nicht um die Seele einer schwer bedrückten, tausend Versuchungen ausgesetzten Grenzbevölkerung. Man gewöhne sich endlich daran, auch in der Rheinlandfrage die Erfahrungstatsache zu beachten, daß, wo sich Rauch zeigt, auch Feuer sein muß. Und man werde sich darüber klar, wieviel Scheite zu diesem Feuer aus dem übrigen Deutschland, aus der dortigen Indifferenz, aus seinen chaotischen Zuständen, aus dem Verfall unserer Wirtschaft, aus der Unfähigkeit der Regierung stammen. Wenn jetzt in rheinischen Zentrumskreisen sich eine sehr nachdrückliche Opposition gegen die Berliner Parteiwirtschaft bemerkbar macht, so heißt es, die Dinge tatsächlich auf den Kopf stellen, wenn dahinter nun wieder lauter Schlechtigkeit und Verratabsichten und treulose Gesinnung gewittert wird. Von dieser Opposition könnte, wenn sie sich durchzusetzen verstände, unter Umständen eine Gesundung unserer inneren Verhältnisse ihren Ausgang nehmen, die die ganze Frage des Verhältnisses des Rheinlandes zum Reiche in wichtigsten Momenten entscheidend beeinflußt. Die Berliner Wirtschaft allerdings hat man im Rheinland gründlich satt."

Nicht nur im Rheinlande, in allerweitesten Teilen des ganzen Reiches und nicht zuletzt — Preußens, das durch den international verseuchten und verpöbelten „Berliner“ Typ — das gute alte Berlinertum ist längst im Aussterben — mit in Verruf gebracht wird, ohne sich dagegen wehren zu können! Das sollten unsere süddeutschen Brüder bei ihren oft verallgemeinernden Urteilen über „die Preußen“ billigerweise auch berücksichtigen.

* * *

Auch wenn die heutige Regierungsmehrheit über viel größere äußere Machtmittel verfügte, als sie ihr in der Tat zu Gebote stehen, das heutige Regierungssystem — wenn hier von einem System die Rede sein darf — müßte doch an seiner inneren Voraussetzungslosigkeit, an dem Mangel einer Fundamentierung durch die lebendig wirkenden Kräfte der Volksveranlagung zusammenbrechen. Graf Posadowsky hat das kürzlich im roten „Tag“ mit überzeugenden Gründen dargelegt: „Wir erleben jetzt seit dem 9. November 1918 das wiederholte Schauspiel eines völligen Zusammenbruchs der Regierung. Wie kann bei solch stetem Personenwechsel, bei welchem Ministerposten wie politische Pfandrechte verteilt werden, eine zielbewußte innere und äußere Politik möglich sein? Haben doch die wechselnden Minister nicht einmal Zeit, sich auch nur oberflächlich in ihr Verwaltungsgebiet einzuarbeiten. Unverantwortliche Souffleure und nachgeordnete Stellen sind die leitenden Geister. Wie im Reich, so ist es auch in den einzelnen Ländern. Was wir seit Jahr und Tag erleben, ist nicht nur der Zusammenbruch dieses oder jenes Ministeriums; nein, es ist mehr, es ist der Zusammenbruch des parlamentarischen Systems in Deutschland überhaupt. Macht sich doch deshalb schon allerwärts der Ruf nach Fachministern hörbar. Kein Volk eignet sich so wenig für die parlamentarische Regierungsform wie das deutsche mit seinem ausgeprägten politischen und sozialen Individualismus, der unaustilgbar zu sein scheint. Die mehr als tausendjährige staatliche Zersplitterung Deutschlands liefert hierfür den geschichtlichen Beweis. Früher sprachen die linksstehenden Parteien wegwerfend über die ‚deutsche Kleinstaaterei‘. Jetzt nennen sie es ‚landsmannschaftliche Eigenart‘, legen diese Stammesgegensätze verfassungsmäßig fest und überlassen die Bildung von neuen Kleinstaaten der Willkür der einzelnen Bevölkerungsgruppen. Den gleichen Individualismus zeigt die Zersplitterung der Parteien in den gesetzgebenden Versammlungen; selbst Parteien, die ein fast gleichlautendes politisches Bekenntnis haben, vermögen in dieser gemeinsamen furchtbaren Not der Zeit sich nicht zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuschließen, weil man alte zerschlissene Fahnen aus fruchtlosen Kämpfen der Vergangenheit nicht ins Zeughaus bringen will. Deutschland ist bereits überdemokratisiert. Die Regierung wagt nicht mehr, einen Beschluß von einiger Bedeutung zu fassen, ohne wenigstens die Parteiführer der Mehrheit zu hören. Die Parteiführer holen ihrerseits wieder Beschlüsse ihrer Fraktion ein. Man kennt die Zufälligkeit solcher Fraktionsbeschlüsse, die von der wechselnden Anzahl und der wechselnden Anwesenheit ihrer Mitglieder abhängen. In dieser Weise ist eine zielbewußte, folgerichtige Staatsverwaltung unmöglich; 400 Menschen und mehr können nicht fortgesetzt mitregieren. Man begnügt sich aber bei der jetzigen parlamentarischen Regierungsform nicht

nur mit solch ständiger Mitregierung des versammelten Parlaments, man hält es nicht für genügend, die dem Parlament zustehende gesetzgebende Gewalt mit einer Flut von Interpellationen, Anträgen, Anfragen, und wie all dieser parlamentarische Theaterdonner heißt, zu verbrämen, sondern man hat auf Grund der Verfassung die Regierung sogar während der reichstagsfreien Zeit in Schutzhaft genommen, indem man ihr für diese parlamentarische Arbeitspause eine parlamentarische Überwachungskommission als Schildwache vor die Tür stellt. Parlamentarische Regierung bedeutet, daß die Vertrauensmänner der Mehrheitsparteien die maßgebenden Stellungen der Regierung besetzen; sie bedeutet aber nicht, daß die so gestellten Vertreter der Regierung demnächst nur das Sprachrohr ihrer parlamentarischen Hintermänner darstellen. Die Regierung muß die führende Stelle bleiben. Der Parlamentsmehrheit verbleibt das Recht, der Regierung das Vertrauen zu entziehen und sie zu stürzen, wenn in wesentlichen und entscheidenden Fragen zwischen ihr und der Regierung Meinungsverschiedenheiten entstehen. Fortgesetzte Einmischung der Parteien in die Tätigkeit der Regierung, selbst in unbedeutenden Angelegenheiten, muß jede Regierung von ihrer eigenen Verantwortung entlasten und sie damit zu einer bureaukratischen Vollzugstelle herabdrücken, ganz gleich, ob diese Regierung rot, schwarzrot oder schwarzweißrot gefärbt ist."

Jetzt aber stellt nicht nur fortgesetzte Einmischung der Parteien die Zeiger der Regierungsuhr je nach ihrem Parteibedarf herum, sondern die örtliche Organisation einer Bevölkerungsklasse, die Berliner Gewerkschaften mit ihren Angliederungen haben (mit den „Neun Punkten") die maßgebende Entscheidung in allen politischen und wirtschaftlichen Fragen an sich gerissen, und die Regierung und die Koalitionsparteien haben sich trotz aller nichtigen Ableugnungen dieser Abdankung löblich unterworfen. Aber auch von den Gewerkschaften gilt: „du glaubst zu schieben und du wirst geschoben". Denn das letzte Wort sprechen nicht die Gewerkschaften, sondern das „Proletariat", was ja nur eine Nebelhülle und ein Schaumschlag um den robusten und eindeutigen Begriff „Straße" ist.

Eine andere Frage ist, ob sich nicht in diesem Vorgehen der Gewerkschaften die Linie einer künftigen Entwicklung andeutet. „Auf die Dauer", schreibt Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.", „kann die Ausübung der arbeitsdemokratischen Forderungen den Gewerkschaften nicht allein überlassen bleiben. Die Organisationen der Ärzte, der Schriftsteller (die Schauspieler sind bereits in der gewerkschaftlichen Gesamtorganisation vertreten), der Journalisten, der Künstler und der Anwälte werden sich eines Tages den Angestellten, Arbeitern und Beamten zugesellen. Die Macht des Gedankens und die Macht der außerparlamentarischen Agitation wird wachsen. Und kein geschriebenes Wort und kein Protest wird den tatsächlichen Einfluß dieser sich selbst organisierenden Macht zurückdämmen. Ja, es muß sogar angenommen werden, daß auf die Dauer der Zeit, die immer mehr unter dem Druck einer planlosen Politik seufzende Industrie auch in ihren Unternehmerteilen ihren Pakt mit der neuheraufkommenden Macht schließen wird. Und dann wird eines Tages der offene Bruch zwischen der organisierten Wirtschaft und dem politischen Parlament da sein. Ein Bruch, der nicht mehr zu heilen sein und die vollkommene Niederlage eines in seiner Isoliertheit überlebten Parlamentarismus zur Folge haben wird."

Der Kern des Gedankens, nur in unverfälschter Natürlichkeit organisch erwachsen, eigenem altem Volkstum entsprossen, ist von besten deutschen Denkern, Ergründern der Volksseele, schon seit langem vertreten worden: ein Parlament, ein Rat der Berufsstände, in dem nicht nur die Zahl ihrer Angehörigen, sondern auch die Bedeutung des einzelnen Berufsstandes für die Volksgesamtheit zur Geltung kommt, auch wenn er an Zahl nur eine Minderheit darstellt.

* * *

Der Wert und die Beschaffenheit unseres gegenwärtigen Parlaments, das sich „Nationalversammlung" nennt, läßt sich eigentlich schon durch die einfache Tatsache ausschöpfen, daß diese Versammlung bis vor kurzem das willenlose, zu allem bereite Werkzeug, die kopfnickende Pagode eines Erzberger war. Aber wir wollen sie auch nach ihren Früchten erkennen. Ein kleines Körbchen nach der Post, aber es ist schon mehr eine Leporelloliste: „die Auspowerung der Besitzenden, das unheilvolle, aber nicht unheilbare Sozialisierungsgesetz, die durch die Regierung geförderte Rechtlosmachung Deutschlands gegenüber der Entente, die auf fast 200 Milliarden angewachsene Schuldenlast, die neue Mode des selbstmörderischen Streiks und Generalstreiks, die stets gesteigerte Erhöhung der postalischen Gebühren, die bis zur Lahmlegung des geschäftlichen Mittelstands getriebene Heraufsetzung der Eisenbahntarife, die zuletzt ausgeheckte Steuer auf Krankheit in der Form der Erpressung von Krankenkassenbeiträgen, die blühende Entwicklung des Schieber- und Schleichhändlertums, die Masseneinwanderung neuer Blutegel aus dem Osten, die dem deutschen Wirtschaftskörper heute angesetzt sind, die Etablierung räubernder und plündernder Banden, die an die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges erinnern — welch ein Sündenkonto! Regierung und Nationalversammlung teilen sich darein. Und den Hauptanteil hat die Nationalversammlung zu tragen, denn nach den heute herrschenden Grundsätzen ist die Regierung an die Parlamentsmehrheit gebunden und von ihr abhängig: die Regierung wäre nicht so unfähig, wenn die Nationalversammlung nicht so miserabel wäre. Was hat denn dieses Parlament, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in der Angelegenheit der Verbrecherwirtschaft im Ruhrgebiet getan? Es hat Reden gehalten, und zwar hinterdrein, als das Unheil geschehen war. Nichts weiter.

Soll Deutschland nicht ganz und gar verloren gehen, dann kann eine Besserung nur von einem Parlament kommen, in dem national denkende Männer die Mehrheit haben. Das Ansehen der Nationalversammlung ist nicht zuletzt darum so gesunken, weil sie so erschrecklich arm an Charakteren war, weil eitle Schwätzer und selbstgefällige Parteibonzen in ihr das große Wort führten, weil ihnen der sittliche Ernst und das Verantwortungsgefühl fehlten und weil sie größtenteils rein automatisch ihre Abgeordnetenpflichten erfüllten, soweit sie sie überhaupt erfüllten. Daher erklärt sich auch die heutige Interesselosigkeit des Volks am Parlament."

Gewiß geben Zusammensetzung und Leistungen dieses Parlaments eine „Erklärung" für die Interesselosigkeit an ihm, aber eine **Entschuldigung** ist das nicht, und ganz zuletzt für das Bürgertum. Im Gegenteil ist die jämmerliche, verprügelte Haltung des Bürgertums viel eher eine Entschuldigung für die Aus-

artungen aufgepeitschter blindwütiger, dazu geld- und machtlüsterner Massen, die sich nie in solcher Zügellosigkeit hervorgewagt hätten, wenn sie auch nur auf irgendwelchen ernsthaften und entschlossenen Widerstand auf jede Gefahr hin gestoßen wären. Das „Proletariat“ hat schließlich doch seine Haut zu Markte getragen, und nicht wenige sind auf der Strecke geblieben, sonst hätten sie ja auch nicht so ungeheure Erfolge errungen. Das Bürgertum —? „Vor der ausbrechenden Revolution“, führt ihm die „Süddeutsche Zeitung“ zu Gemüte, „hat sich das Bürgertum verkrochen, will es sich auch heute wieder vor dem Bolschewismus verstecken, vor dem deutschen Jakobinertum, das in tausend Gesichtern unter der Ballonmütze grinst? Will es mit Hermann Müller, der heute auf dem Sessel Bismarcks sitzt, sich nicht bange machen lassen vor dem Bolschewismus, sondern sich weiter blenden lassen durch die Parole Scheidemanns, die Hermann Müller kopiert hat, daß der Feind rechts stehe? Nur deshalb, weil der Bolschewismus sich die Dummheit Kapps in kluger Weise zunutze gemacht hat und den Ruf ‚Gegen die Reaktion!‘ zum Feldgeschrei erhebt für den Kampf, der schon längst in aller Stille und in seinen gewaltigen Ausmaßen vorbereitet war? Was in aller Welt haben Kapp und Lüttwitz damit zu tun, daß die rote Soldateska im rheinisch-westfälischen Industriegebiet über ganze Batterien leichter und schwerer Artillerie, über Hunderte von Maschinengewehren und Minenwerfern, über Hunderttausende von Gewehren verfügen? Wo und wer sind die Leute, die dafür verantwortlich sind, daß die rote Armee in solcher Weise kriegsmäßig ausgerüstet werden konnte? Es sind die Staatsmänner und Parteipolitiker, die ihr ödes und blödes Geschrei über die Reaktion unter die Masse werfen, es ist die schwarzrotgoldene Regierung, die darüber Rechenschaft zu geben hat. Sie und nur sie trägt die Schuld daran, daß wir heute tatsächlich den Krieg in Deutschland haben. Nur eine absolut unfähige und jeder Verantwortung bare Regierung konnte derartige Waffenarsenale in den bolschewistischen Agitationszentren aufgestapelt lassen. Den ‚reaktionären‘ Offizieren hat man die harmlosen Achselklappen vom Leibe gerissen, den revolutionären Spießgesellen hat man Kanonen und Gewehre sorgfältig und in Massen aufgestapelt. Mag das Ende der Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus sein, welches es wolle, die unbedingte Pflicht derjenigen vaterländisch Gesinnten, die an der richtigen Stelle, in der Nationalversammlung, noch ein Wort haben, ist es, von der Regierung Auskunft und Rechenschaft darüber zu fordern. Hier heißt es: Heraus, ihr Vertreter des Bürgertums, aus der Verteidigungsstellung und zum Angriff geschritten, das Bürgertum hat ein Recht, von euch zu fordern, daß seine Lebensinteressen in nachdrücklicher Weise gewahrt werden, ein Recht, von der Regierung zu fordern, daß ihre Laxheit gegenüber dem Bolschewismus nicht zum Verbrechen an dem gesamten Staatsbürgertum wird. Vor Kindern verwahrt man die Waffen, den organisierten Verbrechern gibt man sie in die Hand und läßt die Meute dann los auf die Menschheit, damit die ‚Errungenschaften der Revolution‘ nicht gefährdet werden. Das ist der nackte, klare Tatbestand, vor dem wir heute stehen und mit dem wir auch in Zukunft zu rechnen haben, wenn nicht endlich das Bürgertum zu straffster Gegenorganisation zusammengerissen und unlöslich zusammengeschweißt

wird. Um diese Frage, um die Lösung dieses Problems dreht sich heute alles, davon hängt es ab, ob wir für die Zukunft wenigstens einen Teil von dem zurückgewinnen können, was uns durch Krieg und Revolution verloren gegangen ist.

Die bürgerlichen Parteiorganisationen, deren Hauptaufgabe es zurzeit ist, die sogenannte Koalition zusammenzuhalten, damit die Mehrheitssozialdemokratie unter der Wucht des überradikalen Ansturms nicht vollends zusammenbricht — der Zusammenbruch wird später trotzdem kommen —, können völlig beruhigt sein, ich mute ihnen gar nicht zu, daß sie sich mit der ‚Reaktion' verbinden und verbrüdern, aber ich meine, es gibt noch höhere Aufgaben und höhere vaterländische Pflichten, als das staatspolitische Leben und die staatspolitische Entwicklung nur im parteipolitisch gefärbten Kaleidoskop an sich vorüberziehen zu lassen und danach seine eigene Tätigkeit und Wirksamkeit für das Gemeinwohl einzustellen, dem wir schließlich doch alle dienen wollen. Es hängt doch heute wahrhaftig nicht mehr davon ab, daß man sich, wie Hermann Müller meinte, vor dem Bolschewismus nicht bange machen läßt, sondern der Bolschewismus ist da und zehrt unsere gesamten wirtschaftlichen Kräfte und damit unsere volksstaatliche Existenz allmählich auf. Und darum nur handelt es sich: will das Bürgertum dieser planmäßigen Abwürgung durch den Bolschewismus noch länger tatenlos zusehen, nicht nur tatenlos, sondern sorgenlos und gewissenlos?

Es ist doch gar nicht zu bestreiten, daß mit der nach dieser Richtung erfolgreichen Ausprobung des Generalstreiks gegenüber dem Kappschen Gewaltstreiche, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil diese Ausprobung die ausdrückliche Billigung und Willigung der Regierung erfahren hat, eine sehr zweischneidige Waffe aus der Scheide gezogen worden ist, eine Waffe, die von jetzt ab so locker sitzt, daß mit ihrer für unser Wirtschaftsleben tödlichen Anwendung jederzeit, auch beim geringfügigsten Anlaß gerechnet werden muß. Eine bayerische Zeitung hat jüngst die Auswirkungen eines Generalstreiks dahin zusammengefaßt, daß eine Woche Streik, schwach gerechnet, ein halbes Jahr verlorene Arbeit bedeutet. Es war die München-Augsburger Abendzeitung, die dazu folgende sehr treffenden und beherzigenswerten Ausführungen gab:

‚Die Gruben, die ersaufen, die Nahrungsmittel, die verderben, das Material, das verludert oder zugrunde geht, die Industrien, die in ihrer regelmäßigen Lieferpflicht gestört, geschäftliche Einbußen erleiden, das sind Schäden, die in wenigen Tagen herbeigeführt und in Jahren erst geheilt sein werden. Zwei- oder dreimal im Jahre nur kurzen Generalstreik, und wir haben das ganze Jahr umsonst gearbeitet! Diese Aussichten, an unserer Wirtschaftslage gemessen, lehren uns, daß wir vor einer Wirtschaftsperiode stehen, die durch eine andauernde Lähmung ihrer wichtigsten Lebenserscheinungen gekennzeichnet sein kann. Im Vergleich zu dieser Gefahr sind alle politischen Fragen von Regierungsformen, Koalitionen, Kompromissen, Wahlkämpfen u. dgl. Lappalien!'

Ich meine, es müßte bei ehrlichem Verstehen und ehrlichem Wollen auf seiten des Bürgertums, unbeschadet der Parteistellung, wirklich nicht schwer fallen, daraus die Nutzanwendung zu ziehen. Es sind doch die Güter des Bürgertums insgesamt (auch der besonnenen und national empfindenden Sozialdemo-

kraten. D. T.), die solcherweise einer stetigen Bedrohung und einer mit der Zeit unausweichlichen Vernichtung ausgesetzt sind. Kann da wirklich noch jemand, der auch nur im allergeringsten seiner Verantwortung sich selber und denen gegenüber, deren Zukunft er die Früchte seines Schaffens schuldet, im Zweifel sein, was er zu tun hat, was seine Pflicht ist? Man sei doch nicht so töricht, zu glauben, daß die zweischneidige Waffe des Generalstreiks nur gegen die ‚Reaktion' in Anwendung komme oder nur da, wo mehr oder weniger berechtigte Interessen der Arbeiterschaft zu verfechten wären, nein, das Begehren der Gewerkschaften gegenüber Regierung und Volksvertretung hat gezeigt, daß es hier um ganz andere Dinge geht, und so ist damit zu rechnen, daß das unheilvolle Kampfmittel auch dann in Anwendung kommt, wenn es sich um belanglose, aber für den Egoismus und den Eigensinn der radikalen Kreise gewichtige, eben um des schönen Gesichts und der Massenschmeichelung gewichtige Wünsche und Forderungen handelt.

Hier, meine ich, kann nur eine straffgegliederte Gegenorganisation des gesamten Bürgertums helfen, eine Gegenorganisation, in der die Macht des Bürgertums so verkörpert ist, wie die Macht des Proletariats in den sozialistischen Organisationen. Und diese bürgerliche Organisation muß da, wo seitens des Radikalismus der Generalstreik ganz offenkundig zur Durchsetzung egoistischer, vom Standpunkt des Allgemeinwohls nicht berechtigter Forderungen, zur Erpressung von Sondervorteilen ohne Rücksicht auf die Gesamtheit angesetzt wird, in Erscheinung und Wirksamkeit treten. Es muß mit anderen Worten der Abwehrstreik seitens der Bürgerschaft ebenso planmäßig und tatkräftig durchgeführt werden, wie der Angriffsstreik seitens des Radikalismus unternommen wird. Ist das Bürgertum willens und fähig, sich eine solche, reinen Abwehrzwecken dienende Organisation zu schaffen, so wird es keine geringere Macht repräsentieren als die organisierte Arbeiterschaft. Druck erzeugt Gegendruck. Zeigt sich das Bürgertum fähig zu einem solchen Gegendruck, dann kann es dem Vaterlande ungeheure Werte retten, weil bei einem solchen Gegendruck die Heraufbeschwörung leichtfertiger Generalstreiks, wenn auch nicht ganz hintangehalten, so doch wesentlich gemindert wird, und die Wunden, die unserem Wirtschaftsleben geschlagen werden, nicht so tief gehen, als wenn der radikalen Organisation einfach freie Bahn gelassen wird. Zwei- oder dreimal Generalstreik, und die Arbeit eines Jahres ist vernichtet; einmal erfolgreicher Abwehrstreik, und für Vaterland und Wirtschaftsleben ist nicht für den Augenblick, sondern für lange Zeit unendlich viel gewonnen.

Nur darum handelt es sich, ob das Bürgertum sich der bolschewistischen Gefahr, die in dem tödlichsten aller Kampfmittel liegt, bewußt ist oder nicht; ob sich Männer finden, die heute noch das Bürgertum zu führen und aus seiner Lethargie emporzureißen vermögen. Kann diese Frage in befriedigender Weise gelöst werden, dann darf auch die Hoffnung auf Auferstehung unseres darniederliegenden Vaterlandes aufgepflanzt werden. Fast ist es die Hoffnung am Grabe. Wo sind die Männer, die das Bürgertum auf die Schanzen rufen?"





Die rote Reaktion

Es ist nicht recht zu verstehen, warum die rechtsstehenden Kreise samt ihren Organen sich täglich und zweimal täglich geduldig als „Reaktionäre“ anschwärzen lassen, ohne schon längst angriffsweise den Spieß umgedreht und die Linke als die Trägerin der Reaktion im wahren Sinne des Wortes entkleidet zu haben. Denn die „demokratischen“ Freiheits- und Kulturphrasen sind doch nur eine Maske, hinter der sich die Reaktion gegen alle wahre Freiheit, höhere Bildung und Kultur verbirgt. Wenn schon mit Gründen, mit Vernunft und Logik gegen den verheerend um sich greifenden Unverstand nur wenig noch auszurichten ist, — die Tatsachen lassen sich doch nicht aus der Welt schaffen, und es genügt schon ein flüchtiger Vergleich der Sitten- und Kulturstufe, auf der wir gestanden haben, mit der, auf die wir durch die Segnungen des „neuen Geistes“ heruntergekollert sind, um einen Blinden sehend zu machen.

Wahre Freiheit, Fortschritt und Kultur sind Errungenschaften des Geistes, wie sie andererseits Eigenschaften des Geistes werden. Wo die geistige innere Ausbildung und äußere Betätigung am Höchsten gewertet wird, ist allemal auch die größte Freiheit und die höchste Kultur; wo sie mißachtet wird, ist Unfreiheit und Unkultur. Man braucht, um sich das vor Augen zu führen, nur das Deutschland der Vorrevolutionszeit dem Rußland vor und nach der Revolution gegenüberzustellen, von geschichtlichen Beispielen (das alte Griechentum usw.) ganz abgesehen. Wie aber wird geistige Tätigkeit im neuen, im „revolutionären“ und „demokratischen“ Deutschland geschätzt? Mit Recht durfte ein Redner, Syndikus Dr. jur. Müller, in einer Akademikerversammlung in Köln feststellen: „Die geistige Arbeit wird überhaupt nicht mehr geschätzt, nur die körperliche gilt als Maßstab. Gegen den Aufstieg der Handarbeiter ist gar nichts einzuwenden, aber die Demokratie ist doch nicht dazu da, sozusagen einfach als Futterkrippe aufgeschlagen zu werden. Bei der ganzen Umschichtung hat man nicht an das geschichtlich Gewordene angeknüpft, sondern einfach das Vorbild ausländischer, vornehmlich gallischer Demokratie nachgeäfft, ohne den Versuch zu machen, aus der deutschen Geschichte, aus der Eigenart des deutschen Geistes etwas Schöpferisches hervorzubringen. Die Mitarbeit sachkundiger Männer war in steigendem Maße zu vermissen, und die kulturelle und geistige Verelendung ging und geht immer weiter und droht zur geistigen Verelendung des ganzen Volkes zu führen.“

Der Redner legte dann als drastischen Beweis für die wirtschaftliche Zurückdrängung der Akademiker infolge des Wandels der Verhältnisse in den letzten anderthalb Jahren die folgenden Zahlen (entnommen dem letzten Tarifvertrag der stadtkölnischen Arbeiter und Handwerker) vor: Der Jahresverdienst vom 15. bis 60. Lebensjahre, kapitalisiert mit 5 Prozent Zinsen, würde nach 60 Jahren eine Gesamtsumme erreichen:

bei einem	angelernten Arbeiter	1342000	M
„ „	Handwerker . . .	1384000	M
„ „	Oberassistenten (eingetreten als Lehrling mit 14 Jahren . .	1043000	M

bei einem Stadtsekretär (eingetreten als Einjähriger mit 18 Jahren) . . . . 1141000 ℳ
„ „ Akademiker (Amtsrichter) nur . . . 546000 ℳ

Das gleiche Zahlenbild gilt für jeden der freien akademischen Berufe. Ein erster Assistenzarzt z. B., der seit zehn Jahren bei großer Verantwortung an einem bedeutenden Krankenhause tätig ist, bezieht ein Gehalt von 4000 ℳ bei freier Station, die mit 9000 ℳ in Anrechnung gebracht wird. Der Pförtner der gleichen Anstalt bezieht jährlich 12000 Mark!

Für die Universitäten ziehen die Tage der Karlsbader Beschlüsse, der seligen Kamptz und Genossen wieder herauf. Vom Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ist den Studentenausschüssen der Universitäten und technischen Hochschulen der Entwurf einer Verordnung über Bildung von Studentenausschüssen zugegangen, der sich allein schon durch die Bestimmung kennzeichnet, daß der neu zu schaffende Verwaltungsrat einen Vorsitzenden erhält, „bei dessen Auswahl der Minister nicht auf die Zugehörigkeit zu dem Lehrkörper oder der Beamtenschaft der Hochschule beschränkt ist“. Diesem akademischen Fremdling soll die Befugnis verliehen werden, Beschlüsse und Maßnahmen der Studentenschaft zu beanstanden und außer Kraft zu setzen. Dieselbe Befugnis steht dem Rektor zu, d. h. diesem als dem höchsten Vertreter der Universität ist also in der Person des Aufsichtsratsvorsitzenden ein Aufsichtsorgan an die Seite gesetzt, d. h. übergeordnet. Nach diesem nimmt sich der Schlußsatz der offiziösen Kundgebung ganz reizend aus: „Die rechtsstehende Presse sollte endlich einmal begreifen, daß es eine Versündigung am Vaterlande und an unserer Bildung ist, die Studentenschaft immerfort für ihre parteipolitischen Zwecke zu mißbrauchen.“

„Das ist des Pudels Kern“, nagelt der „Tag“ fest. „Dem Entwurf wohnt eine eminent politische Bedeutung inne; er ist nichts mehr und nichts weniger als ein Instrument, jede der Regierung mißliche Kundgebung der Studentenschaft zu unterdrücken. Herr von Kamptz, der berüchtigte Demagogenriecher, begründete seinen Ruf als solcher durch den ‚Codex der Gensdarmerie‘, Herr Haenisch frischt die Erinnerung daran auf durch seinen Entwurf eines neuen Studentenrechts, was richtiger Studenten-Entrechtung heißen sollte; er greift auf hundert Jahre alte Praktiken zurück, um Herr Andersdenkender zu werden. Denn das ist doch wohl klar: Der vom Minister ernannte Oberzensor, der irgendein x-beliebiger Parteigenosse sein kann, wird nicht anstehen, überall da einen Mißbrauch der Studentenschaft für parteipolitische Zwecke zu wittern, wo es sich um Meinungsäußerungen in nationalem Sinne handelt. Jedes freie Wort gegen die Regierung kann auf diese Weise verpönt, keine ihr unwillkommene Entschließung an den Mann gebracht werden. Der Vorsitzende des Verwaltungsrats hat es in der Hand, die öffentliche Meinung irrezuführen, indem er nur dann die Zügel locker läßt, wenn eine auf das sozialdemokratische Parteiprogramm eingeschworene Gruppe von Studierenden seinem Herrn und Meister ihre Ergebenheit versichert. Wir haben gerade von diesem Herrn so viele Proben von autokratischer Willkür und Unduldsamkeit erlebt, daß wir von seinen Vertrauensmännern nichts anderes erwarten dürfen.“

Der Geist der „revolutionären“ Reaktion geht um. Überall Gesinnungsschnüffelei mit Ausnahme-„Untersuchungsausschüssen“ und Denunziantenzüchtung, Eingriffe in die persönliche Freiheit bis in die allerprivatesten Angelegenheiten, bis ans Krankenlager, bis zum Zwangsarzt. Das Kapitel läßt sich Seiten und Seiten ausdehnen, und jede neue Seite ist nur eine dicke Unterstreichung des einen Wortes und Begriffes: Reaktion. Es hat schon mancherlei Reaktion gegeben — eine so dummdreiste, ganz primitiv aus Futterneid als Futterkrippe hergerichtete noch nie. „Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie!“ Gr.

Demokratie ohne geistige Grundlage

Im „Neuen Deutschland" bekennt Dr. Kurt Ball aus seinen jugendlichen Streifzügen nach dem gelobten Lande des „neuen Geistes":

„Nach der Revolution schloß ich mich der Deutschen Demokratischen Partei an. Es ging vielen wie mir. Wir glaubten, in den ersten Aufrufen der Partei nicht nur die Zustimmung zu politisch neuer Staatsform zu finden, sondern einen neuen, das Leben beherrschenden Geist, den man wohl als ‚ideellen Sozialismus' bezeichnen kann. Es war eine bittere Enttäuschung. Von Geist war in der Politik der Partei nichts zu spüren. Sie hatte zu verschiedene Bestandteile in sich, daß sie nicht wagte, sich nach einer Richtung zu entscheiden. Sie wagte nicht, ihren geistigen Grund auf den Individualismus aufzubauen, obwohl das ihrer Tradition am nächsten lag, weil das der Zeitströmung widersprach, und sie konnte nicht zu einer sozialistischen Geistesrichtung kommen, weil das ihrer alteingewurzelten Richtung widersprach. So tat sie das Schlimmste, was sie tun konnte, sie verzichtete auf geistige Grundlage. Von einem Vorstandsmitglied des Demokratischen Jugendvereins habe ich selbst die Äußerung gehört: Wirtschaftspolitik müsse sich nur auf die nächsten Ziele verständigen, Ideale oder geistige Richtlinien störten nur. Das sagen nun zwar nicht alle, aber bei dem Widerstreit verzichten sie alle auf eine geistige Grundlage."

*

R. F.

Im roten „Tag" widmet Franz Wugk der glorreichen „Eroberung" Frankfurts einige sinnige Erinnerungen:

Wenn die französischen Gäste mit Goethe nichts anzufangen wissen, werden sie um so eifriger das Haus der alten Judengasse verkehren, in dem die Rothschilds aufgewachsen sind; diese wahren heimlichen Kaiser der französischen Republik — diese stolzeste Verkörperung der „Finanzoligarchie". Weiß man doch in Frankreich, daß das Monogramm des Staates „R. F." nichts weiter bedeutet als Rothschild Frères. Zwar ist nur das vor einem Jahrzehnt gebildete zweite Ministerium Briand damals das „Ministerium Rothschild" genannt. In Wahrheit sind ja aber, ohne Ausnahme, alle Minister und Präsidenten in Frankreich nur die Commis der in R. F. versinnbildlichten schrankenlosen Diktatur des Großkapitals. Und wie in den Kommunetagen die Föderierten gute Beziehungen zum Hause der Frankfurter in der Rue Lafitte unterhielten; wie die Rothschild und Pereire die „Lanterne", „Petite République" und die anderen sozialistischen und revolutionären Blätter finanzierten, an denen die Genossen Millerand, Briand, Viviani zu Macht, Ruhm, Reichtum kamen, so zeigt sich heute auch R. F. als Bundesgenosse des deutschen Bolschewismus. Durch die Besetzung Frankfurts wird das Deutsche Reich dafür bestraft, daß es im Rhein-Ruhr-Gebiet den lieben Spartakussen das Handwerk legen will, das sie schon beinahe eben so gut verstehen wie Mélac und andere französische „Gloires". Die „Guerre sociale" Hervés bewies im November 1910, daß auch die „Humanité", das Jaurès-Blatt, geschäftlich vom Frankfurter R. F. unterstützt wurde.

Als eines Tages Clemenceau das bekannte Hotel Biron besuchte, bemerkte er, daß eines der wundervollen Treppengeländer verschwunden war. Er fragte den Conciergen, und dieser erwiderte, Rothschild habe dies kostbare Stück altfranzösischen Kunstgewerbes gekauft. In einem weiteren Saal vermißte Clemenceau die herrlichen Wandbilder und Gobelins. „Sie sind bei Monsieur de Rothschild." Darauf der grobe Clemenceau: „Est-ce que décidément la France f.... le camp chez les Rothschild?" Heute kann man das unübersetzbare Wort Clemenceaus auch auf Deutschland anwenden. Ganz Deutschland wandert allmählich in die Tasche von R. F. — République Française und Rothschild Frères. Das merkwürdigste ist dabei, daß die heute regierenden Chauvinisten bis zum Kriege immer Rothschild Frères be-

schuldigt haben, mit dem Lande, zu dem Frankfurt gehört, Kompagniegeschäfte zu machen.

*

Senegalneger im Goethehause

Georges Bloch schreibt (laut „Vorwärts") im Pariser „Populaire": „Die Senegalneger haben in Frankfurt das Geburtshaus Goethes besetzt. Bis zum heutigen Tage warte ich vergeblich, daß ein Mitglied der Partei der Intelligenz gegen diese unnütze Besetzung oder vielmehr gegen die Herausforderung, die ebenso odiös wie lächerlich ist, protestiert. Ich warte, daß sich die Partei der Intelligenz vereinigen wird, um zu fragen: Wer ist dieser Kretin, ob Hauptmann, Major, Oberst, General oder Marschall, der es für gut befunden hat, im Goethehaus Schwarze einzulogieren? Schwarze, die besonders hervorragend in dem Mut sind, alles zu vernichten; die sich dadurch auszeichnen, daß sie Seuchen (véroles) verbreiten. Wer ist der Bösewicht, der Spaßvogel, der Sadist à la Clemenceau oder noch besser, der Tropf (niais), der sich bemüht hat, Frankreich in seiner Vergangenheit, in seinem Renommee zu entehren?"

Pioch sagt, er habe gelesen, daß Napoleon I. den französischen Truppen anbefohlen habe, als sie Weimar besetzten, wo Goethe gewohnt habe, dem deutschen Dichter die größten Ehren zu erweisen. Er erklärt, er habe eines Tages dem Goethehaus in Frankfurt einen Besuch abgestattet, und der Konservator habe ihm erzählt, es sei jüngst ein Franzose in Begleitung von Landsleuten dagewesen, und habe im Kreise seiner Freunde das Wort ergriffen, um inbrünstig in einer ebenso lyrischen wie knappen Sprache zu ihnen zu sprechen von Goethes Leben, seinem Werk, seinem Beispiel und seiner Unsterblichkeit, und der gelehrte Beamte, der ihm das berichtete, habe hinzugefügt: Niemals habe ich so innig von unserem lieben Goethe sprechen hören. Und Pioch fügt hinzu: „Ihr habt herausgefunden, daß der Franzose, der so würdig das Haus des Olympiers okkupierte, Jaurès war. Unsere militärischen Chefs haben, wie ihr euch denken könnt, viel mehr Genie, ein Genie ganz anderer Art und damit auch ein anderes Verfahren, um Frankreich und seine Victoire beliebt zu machen."

Schließlich sagt Pioch, er wolle die Militärs noch auf etwas aufmerksam machen, daß Schopenhauer in Frankfurt gewohnt habe. Vor allem aber auch in Bonn auf das Haus, in dem Beethoven geboren wurde. Auch hier werde eine Nouba, d. h. ein Detachement Senegalneger, selbst den widerspenstigsten Alldeutschen zeigen, daß Frankreichs Sieg ohne Grenzen sei.

*

Die Flucht in das besetzte Gebiet

Im ganzen Industriegebiet hatte eine Fluchtbewegung der Leute eingesetzt, die irgendwie an den Ereignissen der letzten Wochen beteiligt waren. An die 2000 Personen waren unterwegs nach dem besetzten Gebiet mit der Parole, die Waffen „lieber dem Tommy als der Reichswehr" auszuhändigen. Der Oberbürgermeister von Hagen, Cuno, hat darüber einem Mitarbeiter der „Voss. Ztg." bezeichnende Erklärungen gegeben, die insoweit als authentisch angesehen werden dürfen, als Herr Cuno als der Vertrauensmann der ganzen Bevölkerung gelten darf. Keine äußere Tatsache begründe diese Massenflucht, sie sei eine Psychose der Angst, hervorgerufen durch die Schilderungen des „weißen Terrors". Die Truppen seien im allgemeinen korrekt vorgegangen, nur dort, wo mit der Waffe in der Hand Widerstand geleistet wurde, wurde scharf durchgegriffen. Trotzdem sind die Leute nicht zu halten. Sogar Angehörige der Hagener Ortswehr, die von der Behörde ordnungsgemäß mit der weißen Binde ausgestattet wurden und ohne allen Zweifel unter die Amnestie fallen, laufen mit der großen Schar der Flüchtlinge.

Die Engländer empfangen die Flüchtlinge, soweit ihnen in Remscheid nicht schon die Waffen abgenommen sind, auf Solinger Gebiet und beschlagnahmen die Waffen,

Kraftwagen und sonstigen Geräte. Die Leute selbst werden freigelassen. Mit einem Achselzucken. Kein Engländer wird einen Vorgang begreifen, bei dem die fremde Militärmacht, die auf deutschem Boden ein Zwinguri aufgerichtet hat, als Schützer gegen die eigenen Landsleute betrachtet wird. Welches ungeheuerliches Maß von Geistesverwirrung zeigt dieser Vorgang an!

Es fehlt das Vertrauen zur eigenen Regierung. Woher sollte es den aufgeregten und aufgereizten Bevölkerungsschichten auch kommen, wenn selbst die Organe der Regierungsparteien von Mißtrauen in die Regierung erfüllt sind, in ihre Kraft und Fähigkeit, gerecht und stark ihres Amtes zu walten?

Die Flucht in das besetzte Gebiet ist kennzeichnend für die Gemütsstimmung weiter Kreise, nicht nur der radikalen Arbeiterschaft. Die Hoffnung auf fremde Hilfe, auf fremde Versprechungen entspringt derselben Wurzel. Ein Volk, das aus seiner Mitte keine unbestritten anerkannten Autoritäten hervorbringt, kann sich nicht selbst regieren und wird zum Opfer fremden Willens.

Die „Voss. Ztg." nennt es eine „Tragödie des Mißtrauens". Wäre nicht „Tragödie der Verhetzung" näher liegend und tiefer schürfend? Aber ein wertvolles demokratisches Zugeständnis bleibt, daß ein Volk ohne Autoritäten sich nicht selbst regieren kann.

*

Das Ergebnis des englisch-französischen „Konflikts"

Den lieben deutschen Wählämmern, die wieder einmal der Welt das kindische Schauspiel vorführten, sich freudig die Hände zu reiben über das „Eingreifen Englands für Deutschland", um die besagten Hände dann um so befriedigter in den Schoß sinken zu lassen, sei zur Beherzigung empfohlen, was Dr. Eugen Quendt in der „Deutschen Politik" als das Ergebnis dieses „Konflikts" herausschält:

„Millerand hat dem Friedensvertrag Geltung verschafft, Lloyd George aber den englischen Standpunkt und obendrein seine Stellung bei den Liberalen gefestigt (denn die Konservativen greifen ihn ja an). Die Allianz ist wiederhergestellt. Deutschland aber ist der Prügelknabe. Von englisch-französischen Gegensätzen werden wir einstweilen wenig zu hoffen haben, selbst wenn sie im Orient und Marokko noch schärfer hervortreten sollen; daß, in gewissen Grenzen, Frankreich sich an Deutschland schadlos hält, wird England niemals hindern."

Diese „gewissen Grenzen" erstrecken sich aber sehr weit, so weit als sie nicht geradezu englisches Interessengebiet durchkreuzen. Deutschland ist für England nur ein Tausch- und Handelsobjekt wie jedes andere auch. Zeigt sich Frankreich einmal widerspenstig gegen englische Wünsche, hängt England ihm den deutschen Brotkorb höher; läßt Frankreich von dem Bissen ab, den England irgendwo auf der Welt schlucken will, hat es nichts dagegen, daß Frankreich sich am deutschen Brotkorbe gütlich tut. Gr.

*

Der Dank

Neuer Zuzug aus dem Osten steht bevor. Durch die plötzliche Abberufung der deutschen Beamten aus polnisch gewordenen Gebieten sind 25000 Familien zur Rückkehr ins deutsche Reichsgebiet gezwungen. Man sollte meinen, daß diesen Volksgenossen, die ihren schweren Außenposten trotz unerhörter Schikanen, Demütigungen und Verunglimpfungen behauptet haben, ein besonders warmer Empfang zuteil werden würde. Aber was geschieht? Die Regierung beabsichtigt, sie kurzerhand in Sammellagern einzupferchen, während ihre Möbel und sonstigen Habseligkeiten anderswo untergebracht werden sollen. Einer treuen Beamtenschaft wagt dies eine Regierung anzutun, die zu gefühlvoll war, um dem galizischen Schiebergesindel, das die Großstädte bevölkert, Baracken als Unterschlupf anzuweisen. Für diese sauberen Herrschaften war man ja sogar gewillt, eine Zwangseinquartierung großen Stils in die Wege zu leiten. Jetzt, wo es sich darum handelt, den heimkehrenden Beamten ein an-

gemessenes Obdach zu bieten, rührt sich kein Finger. Der Deutsche Beamtenbund hat vollkommen recht, wenn er die Regierung vor den Folgen warnt, die ein so schnöder Bruch feierlich niedergelegter Versprechungen in den Kreisen der Beamtenschaft haben muß. Es kommt nur auf den guten Willen an. Angesichts der Verteilung der Unterzubringenden über das ganze Staatsgebiet ist in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die tatsächliche Möglichkeit einer befriedigenden Unterbringung gegeben. Es gilt nur, im Gesetzes- und Verwaltungswege gegenüber den Wohnungsämtern, von denen die abwandernden Beamten bisher aufs rücksichtsloseste behandelt worden sind, energisch einzugreifen.

•

Wie Gesetze entstehen

Ein paar Tage nachdem der Ausschuß der Nationalversammlung für Volkswirtschaft einer Verordnung zugestimmt hatte, wonach die Versicherungspflicht für die Krankenkassen auf Einkommen bis zu 20000 M ausgedehnt werden sollte, veröffentlichte die „Demokratische Parteikorrespondenz“ eine Erklärung: „Der Beschluß wurde gefaßt ohne vorherige Befragung der Fraktionen in großer Eile und Arbeitsbedrängnis. Nachträglich hat sich herausgestellt, daß nicht nur die Kritik der Ärzte, die überhaupt nicht gehört worden sind, sondern daß auch den Krankenkassen und den Versicherten selbst ein schlechter Dienst mit dieser Änderung geleistet werden würde.“

Diese Erklärung beleuchtet schlaglichtartig die bodenlose Leichtfertigkeit, mit der heutzutage bei uns Gesetze zusammengeschustert werden. Man braucht kaum das Abc der Volkswirtschaft zu beherrschen, um sich sagen zu können, daß die oben erwähnte Verordnung — sie ist inzwischen beseitigt worden — einen Eingriff von außerordentlicher Tragweite für Tausende und aber Tausende von Staatsbürgern bedeutet. Um so erstaunlicher ist es, daß ein Teil der bürgerlichen Abgeordneten (warum verschweigt man schamhaft deren Namen?) sich in einem doch wohl schon mehr ans Somnambule grenzenden Zustand bestimmen ließ, dem sozialistischen Fischzug nach den Beitragsgeldern des Mittelstandes seine Unterstützung zu leihen. Der Parlamentarismus gewinnt durch solche Vorkommnisse gewiß nicht an Ansehen.

•

Die Synode unter jüdischer Kontrolle?

Wie sehr dem Judentum der Kamm geschwollen ist, zeigt sich aus der anmaßenden Haltung, die sich die jüdische Presse gegenüber der preußischen Generalsynode, die kürzlich in Berlin tagte, einzunehmen erlaubte. Man sollte meinen, daß da, wo es sich um innere Verwaltungsgeschäfte der evangelischen Kirche handelte, schon das einfachste Taktgefühl andersgläubige Kreise von jeder Einmischung hätte fernhalten müssen. Aber die jüdische Anmaßung kennt, wie es scheint, heutzutage überhaupt keine Grenze mehr. Unter dem Vorwand, es handle sich um die Sicherstellung des demokratischen Grundprinzips, des Mehrheitsrechtes und der Gleichberechtigung überzeugungsmäßiger religiöser Anschauungen, hat das „Berl. Tagebl.“ in einer ganzen Serie von Artikeln entscheidenden Einfluß auf den Verlauf der Synode auszuüben versucht. Da eine direkte jüdische Einwirkung nach Lage der Dinge nicht möglich ist, laufen alle diese Bestrebungen darauf hinaus, innerhalb der evangelischen Synode möglichst der Richtung zur Geltung zu verhelfen, von der sich das Judentum die größte Willfährigkeit gegenüber seinen politischen Absichten verspricht. Um dieses Ziel zu erreichen, wird kein Mittel verschmäht, die demokratische Fraktion wird aufgeputscht und der Regierung in geradezu drohenden Tönen nahe gelegt, ihr „staatliches Desinteressement an der Führung der inneren Verwaltungsgeschäfte der Kirche“ aufzugeben — natürlich zugunsten der hinter allerhand Freiheitsphrasen versteckten jüdischen Sonderwünsche.

Vielleicht bewirkt dieser offene Vorstoß der jüdischen Presse das Gute, den liberalen kirchlichen Kreisen, gerade diesen, das Augen-

maß dafür zu schärfen, was von der Unterstützung der jüdischen Presse zu erwarten ist.

*

Arbeiten ist strafbar

Ein Hilfsarbeiter schreibt an die „Deutsche Zeitung“: „In welcher Weise das politische ‚Reinemachen‘ bei den Gemeindeverwaltungen zutage tritt, zeigen die Maßnahmen des Magistrats Neukölln (bei Berlin) gegen eine größere Anzahl von Hilfsarbeitern. Getreu dem Grundsatze der von der Regierung Ebert-Bauer abgegebenen Erklärung, daß jeder Streik ein Verbrechen am Volke sei, haben diese Hilfsarbeiter bei Proklamierung des Generalstreiks zunächst so lange ihre Pflicht zu erfüllen gesucht, bis die Beamtenschaft in den Streik getreten war. Es sind also von einzelnen Hilfsarbeitern etwa sechs bis acht Stunden zum Wohle der Allgemeinheit gearbeitet worden. Nach Eintritt der Beamtenschaft in den Streik wurde nicht mehr weiter gearbeitet. Auf hetzerisches Betreiben der ganz links stehenden Hilfsarbeiter wurden die arbeitswilligen Hilfsarbeiter dem Magistrat als ‚politisch verdächtig‘ und als ‚Kappisten‘ angezeigt und die Entfernung aus dem Betriebe verlangt. Es sollen also jetzt Arbeitswillige bestraft und Arbeitsscheue belohnt werden. Es ist eben vieles auf den Kopf gestellt worden. Die ‚verdächtigen‘ Hilfsarbeiter wurden nun wegen ‚des Verbrechens der Arbeitswilligkeit‘ ‚verantwortlich‘ von dem Stadtrat Dr. Fölsche und fünf Beisitzern eingehend vernommen. Es droht ihnen die Entlassung. Ein derartiger Antrag hat bereits in der Stadtverordnetensitzung vorgelegen, in welcher in scharfer Weise die Entlassung gefordert wurde. Es ist zwar zunächst zur Klärung der Sachlage ein Untersuchungsausschuß eingesetzt worden, aber die Zusammensetzung desselben besteht in der Mehrzahl aus ganz Linksstehenden. — Wie zart faßt man dagegen das Räubergesindel im Ruhrgebiet an!“

Ja, Herr Hilfsarbeiter, das sind aber auch keine Arbeitswilligen!

*

Schnapphähne

Die Angestellten der Einkaufsgenossenschaft der Bäckereien und Konditoreien Groß-Berlins, die in den Bureaus tätig sind, haben neue Lohnforderungen aufgestellt. Gestaffelt nach dem Alter werden für Bureaukräfte Gehälter von 1500 bis 3000 ℳ monatlich verlangt. Die Lohnforderungen sind gegenüber den bisherigen Gehältern um 100 Prozent erhöht worden. Die Mehrausgaben für den Verband belaufen sich bei Annahme dieser Forderungen von rund 80 Angestellten auf anderthalb Millionen Mark jährlich

*

1300 Mark Monatslohn für Müllkutscher

Der letzte Streik der Berliner Müllkutscher — der nächste folgt darauf — ist durch einen Vergleich beendet worden, nach welchem die Kutscher jetzt 275 ℳ Wochenlohn erhalten, wozu noch gewisse Sondervergünstigungen treten. Die Forderungen der Kutscher waren noch weit über dieses Ziel hinausgegangen. Immerhin beziehen sie auf Grund des nun abgeschlossenen Vergleichs ein Monatseinkommen von fast 1300 ℳ, also 15600 Mark jährlich! — Während des Streiks wurden selbstverständlich auch Gewalttaten gegen Arbeitswillige verübt.

Ich habe es schon einmal gesagt: Laßt eure Jungens Müllkutscher studieren.

*

Der besteuerte Mieter

Durch eine Besteuerung der Mietswohnungen glaubt die Regierung der Wohnungsfürsorge des Reiches, die in den kläglichsten Anfängen stecken geblieben ist, wieder auf die Beine helfen zu können. Hier wie fast allen wirtschaftlichen Problemen gegenüber offenbart sich eine Hilflosigkeit, wie sie sich doch wohl nur durch den Mangel an fachmännischen Ratgebern erklären, aber nicht entschuldigen läßt. Die ungeheuren Schwie-

rigkeiten der Frage sollen keineswegs verkannt werden. Aber um so einleuchtender ist, daß nur ein systematisches Vorgehen, ein Anpacken des Übels an der Wurzel einige Aussicht auf Besserung bietet. Daß mit den Beischüssen zum Siedlungsbau nennenswerte Abhilfe nicht geschaffen werden würde, war vorauszusehen, und in der Tat sind denn auch die von der Nationalversammlung hierfür bewilligten, an sich nicht unbeträchtlichen Summen als Tropfen auf den heißen Stein ziemlich spurlos verzischt. Jetzt soll die Mietssteuer als kümmerlicher Notbehelf den Riß so lange überkleistern, bis vielleicht eine neue Regierung kommt, die dann zusehen mag, wie sie fortwurstelt. Geradezu unmoralisch ist die Bestimmung, nach der notleidende Gemeinden sogar über den Steuersatz von 15% hinausgehen dürfen. Dadurch wird, um es in dürren Worten auszudrücken, der Mietwucher, den man beseitigen wollte, in staatliche Regie übernommen. Denn da die Gemeinden, „notleidend“ wie sie doch alle sind, mit den ihnen von Reichs wegen zugebilligten Zuschüssen nicht auskommen werden, so werden sie sich natürlich sämtlich auf die ihnen fast einzig verbleibende Steuerquelle stürzen, und der geplagte Mieter möge sich ausmalen, was ihm blüht! Etwas ganz anderes wäre es mit einer Steuer auf den Wohnungsluxus, wie sie etwa in Kopenhagen besteht. Aber für so etwas scheint unsere sozialistisch-demokratische Regierung nicht zu haben zu sein. — —

In welchem Grade sich die Regierung von wirklich einschneidenden und Erfolg versprechenden Maßnahmen gegen die Wohnungsnot aus politischen Rücksichten abhalten läßt, zeigt das Beispiel Berlins zur Genüge. Hier wäre die erste Vorbedingung für einen vernünftigen Heilprozeß die Abschiebung der nach vielen Tausenden zählenden lästigen Ausländer gewesen, die eben so viele eingeborene Volksgenossen eines Unterschlupfes berauben. Aber ein Wink der allmächtigen Gewerkschaften hat genügt, um das schüchterne Vorgehen der Behörden nach dieser Richtung hin augenblicklich zum Stillstand zu bringen.

Man kann den Wohnungsmangel nicht wirksam bekämpfen, wenn man nicht wagt, sich die eigentliche Ursache des Übels einzugestehen: daß nämlich infolge der verminderten Kohlenförderung es nicht möglich ist, die für das Baugewerbe arbeitenden Industrien in Gang zu halten. Die andauernd steigenden Lohnforderungen, durch die das ohnehin völlig unzureichende Material phantastisch verteuert wird, tragen das übrige dazu bei, um eine geregelte Bautätigkeit — und die allein kann letzten Endes dem Elend steuern — von vornherein unmöglich zu machen.

*

Der Fernsprecher als Luxusgegenstand

Die neue Postgebührenordnung sieht für die Besitzer von Fernsprechanschlüssen eine Zwangsanleihe vor, die sich verschämt als „Kapitalbeitrag“ bezeichnet und für jeden Hauptanschluß 1000 ℳ betragen soll. Unsozialer und verkehrsfeindlicher konnte man schlechterdings nicht vorgehen. Welcher kleine Gewerbetreibende, junge Arzt, Anwalt, Journalist usw. ist wohl in der Lage, eine solche Summe einfach in das schwarze Loch zu werfen? Und alle diese Kreise, deren Existenz geradezu an den Besitz eines Fernsprechers gebunden ist, will die Reichspost kaltblütig aus ihrer Kundenliste löschen? Man stelle sich vor, was das bedeutet: Der Fernsprecher als Vorrecht kapitalkräftiger Leute! Der alte Stephan würde sich im Grabe umdrehen, wenn er das Unglück hätte, zu sehen, nach wie grobschlächtigen Methoden man heute an dem feinmaschigen Netz unseres Postwesens herumbastelt. Von irgend einem Plan, durch sinngemäße Reformen die Ertragsfähigkeit des Betriebes zu heben, ist nichts zu spüren und wird kaum etwas zu merken sein, solange unsere Staatsbureaukratie in dem bequemen Mittelchen der unentwegten Tariferhöhungen der Weisheit letzten Schluß erblickt.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



Bei Altdamm — A. v. Volborth

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. | Juni 1920 | Heft 9

Nationale Disziplin

Von L. M. Schultheis

Vor kurzem erhielt ich einen Brief aus England, in dem ich gebeten wurde, meine Antwort nicht an das große Hospital zu schicken, in dem sich der Schreiber des Briefes befand, sondern an seine Heimadresse, weil man „deutsche Briefmarken nicht sehr gern in jenem Haus sehe“. Gutmütig fügte mein Korrespondent hinzu: Bei Ihnen wird es ja wohl ebenso sein!

Nun weiß jedermann hierzulande, daß es bei uns nicht so ist, auch während der schlimmsten Kriegsjahre nie so gewesen ist, und ich schrieb dies auch nach England, aber man glaubt mir dort nicht.

Hier weist also jemand, nicht ohne sich quasi zu entschuldigen, auf die offizielle Auffassung eines öffentlichen Instituts in betreff deutscher Korrespondenz hin. Im Privatleben ist ihm ihr Anblick weniger peinlich, aber in der Öffentlichkeit vermeidet er es, seiner Privatansicht Ausdruck zu geben. Dies ist Disziplin. Disziplin ist das Unterdrücken von Privatansichten.

Fast jedes Volk hat eine Fähigkeit für Disziplin, sei es in bezug auf Religion oder Heeresdienst oder Volksangelegenheiten. Der Deutsche hat von jeher ein Talent für soldatische Disziplin, der Engländer und der Franzose für nationale.

Es gibt kein Volk, dem die nationale Disziplin so vollständig abgeht, wie dem deutschen. Jede Disziplin setzt Disziplinarier voraus, Leute, die zielbewußt eine scharfumrissene Auffassung von Volk und Volkstum in ihrem Stamm erwecken

und lebendig erhalten, alles fördern, was diese Auffassung belebt, und alles beschneiden, was ihr hinderlich ist. Ich will hier nicht untersuchen, ob nationale Disziplin unter allen Umständen wünschenswert ist, ich stelle nur fest, daß solche Disziplinarier im deutschen Volke äußerst selten waren und völkische Disziplin kaum je erstrebt wurde. Der preußische Staat z. B. ersetzte sie durch Heeresdisziplin, die für seine Bedürfnisse ausreichte, da der Staatsbürger keine persönliche Meinung zu haben brauchte, selbst keine dem Staat und seinen Einrichtungen günstige. Es genügte, daß er gehorchte.

Die Mängel eines solchen Systems, das eine politische Erziehung und Schulung des Staatsbürgers vollständig ausschließt, zeigen sich erst deutlich bei einem Zusammenbruch, dann aber um so erschreckender, je vollkommener die soldatische Disziplin gehandhabt wurde. Die Heeresmassen, ihrer Führer verlustig, werden wieder Volk, d. h. im besten Fall, im schlimmsten Mob — sind in beiden Fällen aber ohne jede politische Einsicht. Sie fallen denen zur Beute, die ihnen die größten persönlichen Vorteile versprechen. Bei politisch geschulten Völkern schiebt sich zwischen die großen Massen und ihre Begierden als mäßigender Faktor die nationale Disziplin. Durch jahre-, oft jahrhundertelange Übung ins Unterbewußtsein übergegangen und zum Instinkt geworden, läßt sie keine Schädigung des Gesamtkörpers zu und weist die Einzelglieder in die Schranken ihrer Verrichtungen zurück. Die antike Fabel des Menenius Agrippa, die der Patrizier den widerspenstigen Plebejern erzählte, war ein Versuch, die nationale Disziplin wiederherzustellen, und der Grundsatz, den er verfocht, hat seine Gültigkeit, so lange noch ein Staatsgebilde vorhanden ist, diesen nämlich: daß der Leib nicht ohne die Glieder, die Glieder aber auch nicht ohne den Leib bestehen können. Den Deutschen ist die Fabel von den Sieben Stäben später oft noch, aber ohne die Wirkung erzählt worden, die des Agrippa Fabel auf das politisch begabtere Römervolk ausübte.

Der Mangel an nationaler Disziplin — worunter ich also das Erzeugnis jenes völkischen Unterbewußtseins und Lebensinstinkts verstehe, der den einzelnen sowohl wie die Masse des Volks unbewußt den richtigen Weg einschlagen läßt, ebenso wie unmeßbar feine Vorgänge im Gehirn uns unbewußt das Gleichgewicht bewahren lassen —, dieser Mangel entspringt dem innersten Wesen des Deutschen, das immer zentrifugal gewesen ist. Seltsam ist dabei nur, daß jene unzähligen Atome des Deutschtums, die die Zentrifuge hinausschleuderte in den umgebenden Raum, unter dem Einfluß und Druck fremder nationaler Disziplin fanatische Abkehr vom Deutschtum und Aufgehen in einem neuen Volkstum zeigen — d. h. also, daß der Mangel an nationaler Disziplin keine angeborene Unfähigkeit darstellt.

Wo nationale Disziplin ist, da ist auch eine aufs Nationale gerichtete öffentliche Meinung. (Der Deutsche hat selbstverständlich keine öffentliche Meinung.) Zwischen der ersten und der letzten ist ein ziemlicher Unterschied, ungefähr derselbe, wie beim Händewaschen. Man wäscht sich die Hände, entweder weil man gern reine Hände hat, oder weil der Nachbar es gern hat. Man ist national diszipliniert aus sittlichen Grundsätzen, oder gehorcht der öffentlichen Meinung, weil die andern Übereinstimmung verlangen. Dies Verlangen kann ans Unsittliche grenzen.

Da in Deutschland keine öffentliche Meinung herrscht, so genießt der Deutsche einen ungewöhnlichen Grad von Freiheit in allen Dingen, die sein nationales Leben angehen. Er darf zu Hause wie in der Öffentlichkeit ebenso sehr für wie gegen Deutschland sprechen, er darf bekennen, daß sein Herz deutsch, aber ebenso, daß es französisch ist, er darf Propaganda für Deutschlands Schuldlosigkeit am Weltkrieg, aber ebenso Propaganda für seine Schuld daran machen —; er darf sogar, wenn ihm Unterlagen für beides zur Verfügung stehen, nur solche, die das Letzte zu beweisen scheinen, auswählen und als maßgebend veröffentlichen. Dies zeigt, daß es keine Grenze gibt für das, was der Deutsche darf.

Im Gegensatz hierzu ist der Engländer von jeher ein Knecht der öffentlichen Meinung gewesen. Er beugt sich ihr in Fragen des Geschmacks, des guten Tons, der Lebenshaltung weit mehr als der Deutsche. Am meisten aber begibt er sich jeder persönlichen Meinung in nationalen Dingen. Die Unduldsamkeit seiner öffentlichen Meinung ist die eines Torquemada. Ketzerische Ansichten werden rücksichtslos unterdrückt. „Pro-German" ist eine Injurie, die „Zuchthäusler" an Wucht übertrifft. Spuren deutscher Abstammung erregen tiefstes Mißtrauen, Könige nennen sich Windsor, in Ehren ergraute Witwen Deutscher nehmen ihre Mädchennamen wieder an. Der Deutsche grübelt — das Denken des Engländers bewegt sich in gerader Linie und hat die Folgerichtigkeit der geraden Linie, keine Seitensprünge, keine Erwägungen: Feind ist Feind — Krieg ist Krieg. All is fair in love and war. So entsteht bei ihm die geistige Einheitsfront.

Eine ärmliche Sache — eine solche Einheitsfront, geistig arm! Alle denken das gleiche, erstreben das gleiche — Beschränktheit! Der Deutsche hat eine Überfülle von Meinungen, seine geistige Front, weit davon entfernt, eine Einheitsfront zu bilden, bricht sich in tausend Fassetten, Millionen Fassetten, wie das Mückenauge, selbst Stielaugen sind darunter, so heftig über die Grenze gerichtet, daß man nicht weiß, ob sie noch dem deutschen Insekt gehören oder einem fremdländischen. Früher pflegte man zu sagen: Wenn zwei Deutsche auf einer öden Insel zusammentreffen, so bilden sie einen Verein. Nach der Politisierung Deutschlands muß es heißen: — — so bilden sie eine Partei. Sie spaltet sich im Lauf des Tages. So außerordentlich ist die geistige Regsamkeit der Deutschen. Der deutsche Staat ist ein Ameisenhaufen. Der englische Staat ist ein Bienenkorb. Im deutschen Staat hat jede Ameise das Recht und die Möglichkeit, ihre eigene maßgebliche und kluge Meinung geltend zu machen und zu verfechten und durchzusetzen, wodurch bei einer Kopfzahl von einigen sechzig Millionen eine ungeheure Betriebsamkeit im Haufen entsteht. Man gewinnt den Eindruck: es wird gearbeitet. Im englischen Bienenkorb ist nichts persönlich, alles zweckmäßig, der Frage untergeordnet: wie nütze ich dem Bienenkorb? Man gewinnt den Eindruck: es wird mit Methode gearbeitet.

Der Deutsche legt zu großen Wert auf Persönlichkeit (worunter er meistens seine eigene, absonderliche Meinung versteht). Er hat noch nie begriffen, und wird nie begreifen, daß es im Leben eines Staates wertvoller und wichtiger ist, eine Majorität von Ansichten zu bilden, mit der sich arbeiten läßt, als sechzig Millionen ausgezeichneter Einzelansichten zu haben, die nichts nützen. Der einzelne

Engländer ist durchschnittlich beschränkter, unwissender als der einzelne Deutsche, aber was bedeutet das gegenüber seiner stupenden Fähigkeit, den persönlichen Vorteil, die persönliche Meinung aufgeben zu können zum Vorteil des Ganzen? Es bedeutet, ethisch, die Evolution zu einem höheren Punkt, den Schritt von der Triebhaftigkeit des Ich zur Bewußtheit des Wir, von der Verworrenheit kleiner Ziele zur Harmonie eines großen. Beschränktheit wäre also hier — in der Auswirkung — Beschränkung, ein freiwilliges Setzen von Grenzen, ein Opfer.

Wenn man aber von diesseits des Kanals hinüberblickt nach Großbritannien, so nimmt sich das Wort „Opfer" seltsam genug aus. Hat ein Engländer je ein Opfer gebracht? Selbst ein persönliches? Nun, man könnte auch von der Wahl zwischen zwei Übeln sprechen. Der englische Bergmann wünscht nichts sehnlicher, als die Sozialisierung des Bergbaus. Er hat dafür dieselben Mittel wie der deutsche, plus politischer Einsicht. Es ist die Folge seiner Einsicht, daß er seine Mittel sparsam anwendet. Er weiß, er ist nicht allein in der Welt, er weiß, daß auch er verantwortlich ist für sein Weltreich, er weiß, daß die Glieder sich nicht wohl befinden, wenn dem Magen übel ist — er weiß vor allem, daß es eine öffentliche Meinung in seinem Lande gibt, die den brandmarkt, der die Disziplin bricht. Er weiß, daß er recht hat, aber er wählt das kleinere Übel: er gibt die sofortige Verwirklichung seines Zieles auf — so weit geht sein Opfer für die Gesamtheit. Er wartet, er ist nicht der letzte, es kommen noch andere nach ihm, die öffentliche Meinung ist eines Tages mit ihm, dann kommt der Umbau, nicht die Zertrümmerung, der Umschwung von innen, nicht von außen. Mir scheint, hier ist weniger Freiheit, aber mehr Gerechtigkeit, weniger Leidenschaft, aber mehr Vernunft, weniger Bruderhaß und mehr Vertrauen.

Es ist sehr schwer, in Deutschland etwas als gegeben zu betrachten. Alles schwankt, alles fließt im deutschen Bewußtsein. Wenn man früher einen Deutschen im Ausland traf, durfte man ihn nicht ohne weiteres für einen Deutschen halten — man mußte erst auf unauffällige Weise auskundschaften, für was er sich selbst hielt. Infolge ihres Weltsturzes sind viele Deutsche noch nicht zu einer eigenen Überzeugung gelangt, viele beziehen sie fertig vom Ausland. Die Duldsamkeit für Andersüberzeugte (ich spreche vom Privat-, nicht vom Parteileben) ist ins Ungemessene gestiegen. Unter solchen Umständen ist es fraglich, ob sich noch eine Majorität findet, die den Staat als eine gegebene Tatsache betrachtet. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß eine Auseinandersetzung über nationale Disziplin, die nur auf der Grundlage eines Staates aufgebaut werden kann, zu einer bloßen historisch-akademischen Übung wird, wenn man im Begriff ist, ihr die Grundlagen zu entziehen. Die Leute, die sich die Initialen K.P.D. beilegen, sind die einzigen, die in dieser Sache mit offenem Visier kämpfen, sie wollen den Staat nicht und bekämpfen ihn mit allen Mitteln — das ist begreiflich. Die Mehrheit der andern wollen täglich ein goldenes Ei von der Gans Staat — gesetzt den Fall, sie bekämen jeden Tag wenigstens ein richtiges Gans-Ei, was nicht zu verachten wäre — wie heftig müßten sie den Staat wollen! Tun sie das? Nicht im geringsten — sie tun, als ob die Gans gar nicht ihre Gans wäre. Das ist unbegreiflich.



Der Landsknecht

Von Otto Schwarz

(Fortsetzung und Schluß)

Das Auto wurde fleißig benützt. Bär und Wolfmüller luden ihre Damen zu Fahrten ein. Ein paarmal nahm man den Leutnant mit, der den Fahrer stellte. Dann entsann sich Wolfmüller, daß er auch Holzer einmal mitfahren lassen könne. Zur großen Verwunderung des Feldwebels schlug Holzer die Sache in so barscher Weise ab, wie man es von ihm gar nicht erwarten konnte. „Ich lasse mir schon etwas gefallen, aber Feldwebel und Autofahren, nein! Da tue ich nicht mit, das geht dem Teufel zu!“ Holzer witterte Unrat und war entschlossen, seine Sache von der Bahn Wolfmüllers abzuzweigen in ruhigere Wege. So ging es doch nicht mehr lange. Unteroffizier war er jetzt, weiter konnte er es nicht bringen. Sein Sinn stand nach der Etappe. Wolfmüller hatte einen Augenblick wieder Verdacht, daß Holzer ihm die Geschichte mit dem Oberstleutnant auf den Hals gezogen habe, kam aber rasch davon ab. Das Vergnügen war wichtiger.

Eines Samstags Nachmittags ging es bei der dritten Kompagnie toll zu. Die meisten Leute waren über den Sonntag beurlaubt. Nun bestand die Einrichtung, daß die Urlaubspässe vom Bataillon gestempelt sein mußten. Leere Formulare mit dem Stempel wurden nicht ausgegeben. Deshalb galt es, bei Zeit die vielen Pässe zum Bataillon zu bringen, damit man sie am Samstag den Mannschaften für den Mittagszug aushändigen konnte.

Freitag war es, als Wolfmüller die Urlaubspässe mit der Unterschrift des Hauptmanns einschloß. Dann ging er zu Frau Direktor Donner und beredete mit ihr für Samstag eine vergnügte Fahrt. Bei der Parole sollte Holzer den Feldwebel vertreten. An die andern Dienstsachen dachte Wolfmüller nicht mehr. Immerhin kam der Feldwebel Samstag früh in die Kaserne, um mit dem widerwillig zuhörenden Holzer den Dienst zu besprechen. Dieser dachte wohl an die Scheine, hütete sich aber, einen Ton darüber zu reden. Von ihm aus konnte es gehen, wie es wollte. Holzer ärgerte sich über das Flüggewerden Wolfmüllers und dachte: „Fahre zum Teufel!“ als er ihm viel Vergnügen wünschte. Die Urlaubsscheine lagen im Geldschrank des Maurermeisters. Mittags um zwei Uhr stellte sich Holzer in das Dienstzimmer und sprach besorgt: „Nicht wahr? Der Spieß hat doch den Urlaub abstempeln lassen?“ Niemand wußte Bescheid. „Um Gottes willen! Er wird doch nicht die Pässe noch eingeschlossen haben!“ Dabei zog er schreckensbleich den ihm übergebenen Schlüsselbund aus der Tasche. „Jetzt kommen die Leute und wollen fort! Mir kann es einerlei sein! Aber was zuviel ist, ist zuviel. Ich kann die Sauerei wieder ausfressen! Er fährt mit den Menschern in der Welt herum!“ Ohne sich zu sehr zu beeilen, begab sich Holzer mit den Urlaubspässen auf das Bataillonsgeschäftszimmer. Unterwegs traf er auf die Leute, die sich fertig gemacht hatten und auf die Pässe warteten. „Ist alles fertig?“ fragten die Männer. „Von euch kommt keiner auf den Zug“, murrte Holzer und stieg die Treppe hinauf. Es kam, wie er rechnete. Der Bataillonsschreiber drehte sich herum:

„Glaubst du vielleicht, ich habe nichts anderes zu tun, als deinem hochnäsigen Wolfmüller den Narren zu machen? Ruhe ist das beste Gut!“ Holzer hob ein Gezeter an. „Ich kann nichts dafür. Mich schlagen sie tot und Wolfmüller saust mit seinen Lumpentieren im Land herum!“ Während dem ging es im Dienstzimmer der dritten Kompagnie zu wie in einem toll gewordenen Hundezwinger. Die Leute drängten herein und tobten um Renner herum nach ihren Urlaubspässen. Dieser erklärte ihnen immer wieder, hustend und heiser, daß Holzer mit den Scheinen auf dem Bataillon sei und daß ohne den Stempel der Paß nicht gelte. Die Leute schrien durcheinander: „Ihr Lumpen! Wenn ihr einmal etwas tun sollet, dann ist es nichts. — Faule Bande! — Was braucht der Lump herumzufuhrwerken, er soll laufen! — Der ist zum Laufen gesund genug, der Schnallentreiber!“ — So ging es durcheinander. Ein ganz Rauhborstiger fuhr auf Renner los: „Gibst du die Scheine her oder nicht? Du Fetz, du elender! Du Herrgottsakrament!“ Renner stieß ihn zurück: „Rindvieh, ich kann nichts hergeben, wenn ich es nicht habe!“ Dann schwang er sich auf den Tisch und rief, so laut er konnte: „Je ärger ihr schreit und tobet, desto weniger hat's einen Wert. Die Scheine kommen von drüben. Holzer bringt sie mit!“ „Warum jetzt erst, du Langweiler?“ „Fraget den Feldwebel! Macht was ihr wollt. Ich kann euch nicht helfen und wenn ihr Würste aus mir macht!“ Das Toben war unbeschreiblich und zum Glück kam kein höherer Vorgesetzter in die Nähe. Sonst hätte die Schreierei noch übel gedeutet werden können. Als Retter in der Not kehrte endlich Holzer so langsam als möglich mit seinen Scheinen zurück und teilte sie aus. Es war so viel Zeit verstrichen, daß ein Teil der Leute, die weiter entfernt ihre Heimat hatten, den einzigen Zug versäumten und über den Sonntag in der Garnison bleiben mußten. Der Vorfall gab viel böses Blut, und Holzer schimpfte bei allen Gelegenheiten mit einem bitterbösen Maul über Wolfmüller. Renner berichtete dem Feldwebel, wie es gegangen war und fügte hinzu: „Was noch alles vorkommt, weiß der Henker, wenn aber der Teufel das Auto nicht bald holt, so holt er uns!“ Wolfmüller lachte: „Bildet euch doch nichts ein!“

Das Auto des Feldwebels der dritten Kompagnie wurde im Bataillon eifrig besprochen und da war keiner, der dem stolzen Feldwebel nicht den Untergang geweissagt hätte. Freunde hatte er nicht, denn niemand verzieh ihm seine Protzerei. Das Auto aber häufte das Maß zur Überfülle. Es ging noch einigermaßen, solange der Wagen den Leuten nicht unter die Augen kam und die Sache nur gerüchtweise bekannt war. Als die Zweifel des vorsichtigen Bär einigermaßen überwunden waren, tat Wolfmüller es nicht mehr anders: Er mußte an der Kaserne vorbeifahren. Im Lauf der Zeit geschah dies immer häufiger. Der Feldwebel der dritten Kompagnie versäumte nie, laut und häufig schmetternde Hupentöne schallen zu lassen, und wenn dann recht viele Köpfe an den Fenstern erschienen, schaute er übermütig lachend an der Kaserne hinauf.

Einige Kompagnien sollten ein Gefechtsschießen auf dem Übungsplatz abhalten, der Oberstleutnant mußte der Sache beiwohnen. Als Wolfmüller davon erfuhr, kam ihm der Einfall, obwohl seine eigene Kompagnie an dem Schießen nicht teilnahm, dem Oberstleutnant seinen Kraftwagen für die Fahrt auf den Truppenübungsplatz zur Verfügung zu stellen. Er war überzeugt, daß ihm der

Alte nichts mehr nachtrug. Was nachgesehen wurde, stimmte doch und die Sachen, die nicht stimmten, die sah doch kein Vorgesetzter! Fuhr jetzt der Kommandeur in seinem Wagen zum Schießen, so bedeutete das den Feinden gegenüber einen Sieg, auf den Wolfmüller nicht verzichten konnte.

Er wartete nur auf den richtigen Augenblick, um seinen Vorschlag anzubringen. Eines Morgens hatte Wolfmüller auf dem Bataillonsgeschäftszimmer zu tun. Der Adjutant war nicht da, nur der Alte saß nach seiner Gewohnheit mitten im Zimmer an einem kleinen Tisch wie die Spinne im Netz. In den Ecken arbeiteten ein paar Leute. Wolfmüller stellte sich in Haltung. „Gestatten Herr Oberstleutnant, daß ich etwas vorbringen darf?“ Der alte Herr sah ihn an und nickte. „Herr Oberstleutnant gehen zum Schießen auf den Übungsplatz. Wenn Herr Oberstleutnant ein Auto zur Reise benützen wollen, so steht das meinige gern zur Verfügung!“ Der Oberstleutnant ließ den Blick nicht von Wolfmüllers Gesicht, rückte seinen Stuhl schief, legte die Hände platt auf die Knie und begann langsam: „Sie, Wolfmüller, wissen Sie was Sie sind? Sie sind der unverschämteste Bengel, den ich in meinem Leben gesehen habe. So was ist noch nicht dagewesen. Sie kutschieren in der Welt umher und versäumen den Dienst. Ich vernachlässige meine Pflicht, weil ich solch einen Lumpen nicht schon lang eingesperrt habe und jetzt laden Sie mich noch ein, mit Ihrem elenden traurigen Karren zu fahren! Ich will Ihr Auto nicht wieder sehen!“ Jetzt schrie der Oberstleutnant gewaltig. „Nehmen Sie sich in acht, es ist ein Gewitter im Anzug! Ich wollte Ihrem Hauptmann den vielen Wechsel mit seinen Feldwebeln ersparen, aber es geht scheint's nicht ohne das. Passen Sie auf, was kommt! Hinaus zum Tempel!“ Der Alte brüllte wie ein Löwe.

Wolfmüller war sehr niedergeschlagen. Was war denn da los? Er sah die Frechheit seines Vorgehens nicht. Es war ihm alles so selbstverständlich gewesen, wie es gekommen war, daß er nicht begriff, weshalb ihm ein solcher Geist in den Weg trat. Wenn er etwas ausführen konnte, so tat er es! Das war doch klar. Ob es sich paßte oder ob es andern paßte, das blieb sich gleich, wenn es nur ausführbar war. Warum war der Alte so wild? Da steckte irgend einer dahinter! Wer? Er zergrübelte sein Gehirn. Seine Frau? Höchstwahrscheinlich. — Die andern Feldwebel? Auch nicht ausgeschlossen — Holzer? Weshalb denn nicht. Gott, wenn man so anfing, gab es kein Ende mehr! Und dann? Der Alte war Bezirksoffizier in Neustadt und wußte gut, wer dort ein Automobil halten konnte. Wolfmüller war nicht unter diesen Leuten. Das war eine böse Aussicht. Wenn der Alte tatsächlich scharf wurde, dann kam man hinter alles. Erst der Handel. Dabei war vielleicht nicht viel zu machen. Aber Bär! Der gehörte doch hinaus! Und es gab noch ein paar Menschen, die wußten, wem sie ihren sicheren Platz zu verdanken hatten. Von selbst sagte zwar keiner eine Silbe, aber es war gefährlich. — Wolfmüller hatte ein Ziehen in der Magengrube, das nicht weichen wollte.

Bär erkannte ihn kaum mehr, als er ihm ganz kleinlaut und niedergeschlagen berichtete, wie es ihm beim Oberstleutnant ergangen war. Er beruhigte den Niedergedrückten: „Dann schaffen wir das Auto eben ab. Wie ich dir gleich gesagt habe. Aber dann ist der Fall erledigt und wir haben noch schön verdient. Sei froh, daß wir nicht schon lang hereingefallen sind beim Fahren ohne Erlaubnis!“ Wolfmüller hörte kaum hin.



Er war in den nächsten Tagen sehr eifrig im Dienst und wartete auf ein Ende mit Schrecken, wie es sein Vorgänger genommen hatte Einmal, um sich zu erleichtern, sagte er zu Holzer, der schweigend und mürrisch herumhantierte: „Das Auto ist verkauft!“ „War auch hohe Zeit,“ brummte Holzer, „sonst wäre ich als alter Mann noch mit auf die Festung gekommen. Meines Bleibens ist hier nicht lange mehr!“ Der Feldwebel wagte nicht, ihm etwas zu erwidern. Renner war unheimlich, denn er ließ sich bei diesem Anlaß so wenig etwas merken, als bei früheren Gelegenheiten.

Um den schauerlichen Zustand der Ungewißheit zu ertragen, fing Wolfmüller an, die Weiber zu vernachlässigen und in einsamen Weinstuben stark zu trinken. Man sah es ihm an. Das sichere wuchtige Auftreten, mit dem er die Kompagnie so gut im Zaum hielt, ward ihm schwer, obwohl es ihm früher angeboren zu sein schien. Dem Hauptmann trat er mit einer Scheu gegenüber, welche er selbst viel stärker empfand, als der gutmütige Offizier. Dazu lag ihm der Weindunst schwer im Gehirn, denn er war des vielen Trinkens nicht gewohnt. Er wurde unsicher und fragte bei Dingen, die er den Hauptmann früher blindlings unterschreiben ließ, um Verhaltungsbefehle. Der Hauptmann wunderte sich, um dann zu sagen, man solle es machen, wie bisher auch.

Traf der Feldwebel dann seine Maßnahmen, so mußte er lange und mühsam überlegen, was er sonst im Handumdrehen gemacht hatte. Das einfache, willkürliche Herausgreifen der Leute zu diesem oder jenem Dienst schien er verlernt zu haben, denn er fragte, wann die Leute zum letztenmal auf Wache gewesen waren und vergleichen mehr. Wo er ging und stand, suchte er furchtsamen Auges, ob nicht irgendein Gegenstand ihn verraten könnte. Die letzten Reste der vornehmen Einrichtung mitsamt dem Brokatstück verschwanden aus dem Dienstzimmer. Statt diesem hing eine Zeltbahn vor dem Bett. Dann die fremden Gewehre, von denen Lipsky sich eines herausgesucht hatte! Wohin damit? Die Kompagnie hatte eine Anzahl Leute, die regelmäßig Transporte an die Front zu begleiten hatten. Auf Holzers Rat hatte ihnen der Feldwebel Bescheinigungen ausgestellt, daß sie die Transporte ohne Gewehr zu geleiten hatten. Sie hockten ja doch nur in den Waggons. Auf dem Rückmarsch nahm dann solch ein Mann irgend eines der erbeuteten Gewehre mit, die überall umherstanden. Weil das Kommando als Transportbegleiter angenehm war, tat jeder nach dem Wunsch des Feldwebels und dieser gelangte in den Besitz einer großen Anzahl von Beutegewehren. Er machte damit Geschenke, wo es ihm nützlich erschien. Jetzt aber war ihm die Sache widerwärtig und man mußte die Spur verwischen. Endlich ließ er die Waffen auf die Kammer bringen. Dort war jeder Zusammenhang zwischen ihm und diesen stummen Zeugen wohl ausgeschaltet.

Die Umgebung Wolfmüllers spürte die Veränderung seines Wesens deutlich. Am meisten fiel eine Zerfahrenheit auf, mit der der Feldwebel einer Rede zuhören konnte, scheinbar aufmerksam, um dann zu fragen: „Was war das? Ich habe nicht zugehört.“ Dazu sah man die aufgequollenen Augen, und Holzer sagte einmol ziemlich laut: „Der stinkt drei Schritt gegen den Wind nach Wein.“ Dann meldete sich Holzer zum Erstaunen vieler zum Dienst mit der Waffe und rückte aus. Dies geschah keineswegs aus Scham, aber Holzers Witterung sagte ihm, daß es in der

Nähe des Feldwebels sehr schwül war und daß bald irgend ein Gewitter sich entladen müsse. Die Unterredung Wolfmüllers mit dem Oberstleutnant war kein Geheimnis geblieben. Also beschloß Holzer, sich selbst um den Preis der Felddienstfähigkeit und Abreise an die Front von diesem faulen Handel wegzumachen. Man fand später auch wieder ein Schlupfloch, und aus andern Gründen war es auch gut, freiwillig hinauszugehen. Dann konnte keiner mehr anzügliche Bemerkungen oder offene Beleidigungen auf einem abladen.

Als der Feldwebel von Holzer seinen Entschluß hörte, ward er mit Schrecken erfüllt. Er ahnte den Grund und fühlte sich völlig verlassen. Er hatte noch gehofft, wenn der Tanz einmal losgehen werde, lasse sich das Schlimme in Gesellschaft dieses schlauen Menschen leichter überstehen. Man konnte auch verschiedenes auf ihn abwälzen. Jetzt ging der Kerl und ließ ihn allein mit Renner, der Wolfmüller ganz fremd und unheimlich war.

Der Feldwebel hielt jeden für seinen Feind, dem er etwas abschlagen mußte. Weil er sich nicht um Recht oder Unrecht kümmerte, sondern überall nur den Vorteil gelten ließ, begriff er nicht, daß es Menschen geben könne, die eine gerechte Verweigerung nicht als Feindschaft betrachten. In seiner dunklen, beklemmenden Angst hätte er am liebsten allen, die ihm helfen konnten, Vorteile zugeschoben, und die Grenzen seiner Macht erfüllten ihn mit neuer Furcht. Bär war geschäftlich in Berlin, die Direktorin war in der Sommerfrische. An seine Frau zu denken, wehrte Wolfmüller mit der letzten Energie von sich ab. Einsam, zerquält und unsicher ergab er sich dem Trunk, ohne daß ihm der Wein schmeckte.

Da starb der Oberstleutnant! Ein Herzschlag machte dem Leben des alten dicken Herrn ein Ende, und die Kunde davon verbreitete sich mit Schnelligkeit noch in den Abendstunden durch die Kaserne. Wolfmüller war schon weggegangen und saß in einer Weinkneipe, wo er bis tief in die Nacht hinein trank. Als er am Morgen mit wüstem Kopf in die Kaserne kam, erfuhr er die Nachricht. „Was? der Oberstleutnant tot!“ Wolfmüllers mächtige Brust hob sich mit einem langen Seufzer der Erleichterung.

Jetzt war er der Fesseln ledig, da dieser Mann, der ihn gehoben und der gegen ihn Verdacht geschöpft hatte, nicht mehr im Weg stand. Der Druck wich. Er kam von außen und nicht aus den Tiefen der Seele.

Wolfmüller lebte auf. Zuerst begann er mächtig über den Oberstleutnant zu schimpfen. „So ein alter Dickkopf! Es war höchste Zeit daß er abgefahren ist.“ Wenn er so sprach, lachte es in ihm, weil doch die andern nicht wußten, weshalb es höchste Zeit gewesen war. Dann raffte er sich auf, benutzte die Gelegenheit, daß die Direktorin abwesend war und fuhr zur nicht geringen Verwunderung seiner Frau nach Hause. Sein Weib begrüßte ihn mürrisch und störrisch. Aber Wolfmüller sagte sich: „Warum soll bei dir mißlingen, was sonst stets gelingt?“ Er war so aufgeräumt, daß sie dazu überging, ihm Vorwürfe über seine bisherige Nachlässigkeit zu machen. Sie sprach wenigstens wieder! „Laß sein. Das ist vorbei! Dumme, frag' nicht so viel. Du kennst mich doch!“ Und mit einem gewaltigen Griff zog er sie an sich. Er brachte einen zufriedenen und heiteren Nachmittag zu Hause zu und triumphierte inwendig, als er der Frau den Abschiedskuß auf den groben Mund drückte.



Sein Gang war wieder wuchtig und stolz wie früher, und er sah helläugig und aufrecht in die Welt. Um seine vollen Lippen spielte ein überlegenes Lächeln.

Die Kümmernis schwand, und er ward sich klar bewußt, daß nicht die Erinnerung an das, was er getan, ihm brennende Qual verursachte, sondern die Angst vor dem Erwischtwerden. Man durfte alles tun, wenn es nur nicht herauskam. Nachdem er so viel ausgestanden hatte, wollte er es so machen. Vorsichtig wollte er sein, denn Zeiten wie unter dem Oberstleutnant brauchten nicht mehr zu kommen. Fort! Möglichst weit weg! Das galt es. „Wo man mich nicht kennt, da kann ich meine Erfahrungen ausnützen!" sagte sich der in schweren Zeiten Gestählte. „Die dritte Kompagnie war die Lehrzeit. Sobald es geht, mach' ich mich auf die Wanderschaft!" In diesem Gedanken an ein neues Leben pfiff Wolfmüller lustig vor sich hin.

Nach wie vor verkehrte er in den Wirtschaften, wo er seine Angst ersäuft hatte, und war in seiner wieder erwachten Lebensfreude nicht wählerisch, als ihm die Kellnerinnen Wege der Freundschaft wiesen.

So geschah es, daß Renner bemerkte, wie häufig Wolfmüller trotz der wiedergewonnenen guten Laune sich auf das Bett im Geschäftszimmer legte. Er wälzte sich unruhig auf seinem Lager, und oft stöhnte er schmerzlich. Häufig stand er auf, um sich sofort wieder niederzulegen. Renner gab der Ordonnanz recht, als sie eines Tages trocken feststellte: „Es ist ein Wunder, daß der Spieß bei dem Luderleben nicht schon längst hereingefallen ist. Der hat keine Ruhe, bis er verfault!"

Es stimmte. Wolfmüller war krank und wollte es nicht merken lassen. Es kitzelte Renner, dem die Verhältnisse immer weniger gefielen, zu sehen, wie Wolfmüller auf eine grobe Anzüglichkeit über seinen Zustand Laut geben würde. Die Gelegenheit kam bald. An einem Samstag erklärte Wolfmüller, er fahre heim, um einmal wieder nach der Frau zu sehen. Dabei lachte er breit. Renner sah ihn an und meinte trocken: „Da würde ich lieber warten, bis ich gesund bin!" Wolfmüller war sehr verwirrt und lächelte albern. „Wieso? Woher wissen Sie?" „Ach, das merkt man gut", lachte Renner. „Wer weiß denn sonst was?" forschte der Feldwebel. „Höchstens die Ordonnanz", tröstete der Gefreite. „Also, das bleibt unter uns!" schloß der Feldwebel die Unterhaltung und suchte eilig die Ordonnanz, um ihr unverbrüchliches Schweigen zu befehlen. Wolfmüller hielt eine Geschlechtskrankheit für eine Schande, obwohl er sich ihrer Gefährlichkeit nicht bewußt war. Auch hier galt es, die Sache geheim zu halten. Für die sittliche Seite der Angelegenheit hatte er kein Verständnis, beurteilte sie vielmehr wie etwa eine abscheuliche Warzennase oder einen häßlichen Höcker, als eine schandbare Lächerlichkeit. Deshalb unterließ er den Besuch bei seiner Frau. Er könnte ihr lächerlich werden, wenn sie es merkte. Sie würde ihn auslachen: „Warum treibst du dich mit solchen herum?" Weiter dachte er nicht.

Und Renner mußte fort. Ins Feld konnte man den kranken Hund nicht bringen, also sonstwohin. Es war erst gestern für ein neues Bataillon nach Unteroffizieren Nachfrage gewesen, die nicht felddienstfähig waren. Gut! Renner wird Unteroffizier, kommt zu dem neuen Bataillon. Der Hauptmann unterschreibt, denn der vertritt ja den Bataillonskommandeur. Ausgezeichnet! Alles paßt zusammen! Damit war Renner ein Gefallen erwiesen, der ihn unschädlich machte. Der Mund war ihm so gut wie gestopft.

Es geschah, wie sich der Feldwebel vorgenommen hatte, und Renner war nicht wenig erstaunt, als ihn Wolfmüller aufforderte, sich die Tressen anzunähen. Er erfuhr die Versetzung und erntete Lob über seine Führung: „Ich verliere einen tüchtigen Mann ungern, aber Sie sollen auch vorwärtskommen!" sprach mit einer Gönnermiene Wolfmüller.

Renner mußte lachen, wenn er überlegte, welche Verkettung der Umstände ihm die Beförderung brachte. Wäre der Feldwebel gesund geblieben, so hätte er seine beste Hilfe nicht selbst abgeschafft. Aber so ging es. Des einen Leid ist des andern Freud'.

Es gab Veränderungen beim Bataillon. Der Hauptmann der dritten Kompagnie führte die Geschäfte des Bataillons, bis ein neuer Kommandeur bestimmt war. Die dritte Kompagnie übernahm ein anderer Hauptmann. Mit dem neuen Herrn hatte Wolfmüller kein so leichtes Spiel wie mit dem alten Kompagnieführer. Der Mann wollte alles Mögliche wissen, und Wolfmüller hatte oft einen schweren Stand, da die sachkundigen Leute nicht mehr bei der Kompagnie waren.

Trotzdem geriet Wolfmüller nie in Verlegenheit oder Angst wie bei dem Oberstleutnant. Er war durch die Erlebnisse der letzten Zeit hart geworden und wollte sich behaupten. Er war sicher, daß er dazu imstande sein würde, denn Schlimmeres hatte er überdauert. Das gab Gewißheit. Ebenso fest war Wolfmüller entschlossen, bei der dritten Kompagnie nicht mehr länger zu bleiben, als es sein mußte. Sobald sich eine gute Gelegenheit bot, mußte sie ergriffen werden.

Bär überraschte ihn eines Tages durch die Nachricht, daß er von einer Kriegsgesellschaft in Berlin angefordert sei und daß es nicht mehr allzulang währen werde, bis das Gesuch genehmigt sei. Mit vieler Fassung erkundigte sich Wolfmüller, bis wann er mit dem Verlust seines Freundes rechnen müsse und er versäumte nicht, an die Aufstellung der Abrechnung zu erinnern. Bär suchte die Sache zu verzögern, aber Wolfmüller trat ihm mit einer solchen Umsicht entgegen, daß alle Ausflüchte umsonst waren. Bär hatte keinen schlechten Schüler gefunden.

Wolfmüller wußte: Ich will Geld verdienen, Unabhängigkeit haben, Freiheit, zu tun und zu lassen, was mir beliebt, ohne Behinderung. Er überlegte sich oft, welche Klippen er vermeiden mußte, wenn es galt, ein solches Ziel zu erreichen. In erster Linie durfte man nicht ins Feld kommen, man durfte auch keine Strafe erwischen, man brauchte Empfehlungen. Man mußte auftreten können, einen guten Eindruck machen.

Er suchte Gesellschaft auf, immer lauernd, ob er nicht eine Hilfe finde. Mit seiner Krankheit hatte er Glück. Er kam einem guten Arzt in die Hände und seine Angst ließ ihn die Vorschriften genau innehalten. Er fürchtete seiner Manneskraft verlustig zu gehen. Diese Aussicht half ihm. Er genas in verhältnismäßig kurzer Zeit, ohne daß seine Frau etwas erfuhr. Das Schweigen der Ordonnanz wurde mit den Gefreitenknöpfen belohnt und die Tressen hatte Wolfmüller seinem Schulkameraden auch versprochen.

Da er wieder viel in Kaffeehäusern verkehrte, schickte es sich, daß ihm eine Gruppe von Soldaten auffiel, die in einer fremden Sprache miteinander redeten. Er erfuhr, daß die Leute aus Palästina waren und sich auf arabisch unterhielten. Er dachte nach. Ein Kommando in die Türkei! Mehr und mehr fing er an, mit

diesem Gedanken zu liebäugeln. Es war ihm nicht ganz klar, weshalb er es tat, aber ihm schwante, daß er dort in Sicherheit sein werde und daß dort Reichtümer verborgen liegen könnten.

Holzer hatte Erfüllung seiner Wünsche gefunden und war zu einem Truppenteil abgerückt, wo er gute Bekannte hatte. Er hielt einen reichlichen Abschiedstrunk, dem Wolfmüller anwohnte. Mit vielen liebreichen Worten wollte er seinem Feldwebel klarmachen, daß er immer sein einziger und bester Freund gewesen sei und daß er ihn gehalten habe wie seinen Augapfel. Als die Betrunkenheit einen höheren Grad annahm, bekam Holzer das heulende Elend und Wolfmüller brüllte durch die Wirtschaft: „Seht her, wie die vollgefressene Sau schreit, weil sie ins Feld soll!“ „Sei du still,“ greinte Holzer, „du kannst andere Leute zum Tod verurteilen und selber drückst du dich, du schöner Herr!“ Es war höchste Zeit, daß sich ein paar anwesende Unteroffiziere ins Mittel legten und Holzer hinauszerrten, sonst hätte er in seinem Schmerz um das warme Nest, das er nun verlassen mußte, noch einen großen Stank angerührt, wozu er nüchtern keinen Mut hatte. So ging die Gefahr vorüber.

Der alte Hauptmann kehrte zur dritten Kompagnie nicht wieder zurück. Statt dessen kam ein ungemütlicher Major an die Spitze des Bataillons. Wolfmüller, der längst nicht mehr der stramme Exerzier- und Dienstsoldat von einst war, trug die Bürde des Dienstes mit wachsendem Unwillen. Je bälder er verschwinden konnte, desto besser.

* * *

Eines Tages wurde bekanntgegeben, daß ein Portepeeunteroffizier zu stellen sei, der einen Transport in die Türkei zu geleiten habe. Wolfmüllers Herz klopfte, als er bei der Parole den Adjutanten verlesen hörte, was das Ziel seiner geheimen Wünsche war. Er hatte keine Ruhe, er suchte den Adjutanten auf, er schrieb dem alten Hauptmann um seine Fürsprache, er gab sich die größte Mühe, bei seinem jetzigen Kompagnieführer die Einwilligung zu erlangen, daß ihm der Transport übertragen wurde. Er wunderte sich selbst über die Gründe, die er vorbrachte, aber die Genugtuung kam: er wurde für den Transport bestimmt. Sein Hauptmann sagte ihm, er müsse die Stelle eines Kompagniefeldwebels neu besetzen lassen, wenn Wolfmüller durchaus in die Türkei wolle. Indes könne er ihn nicht halten. Der Feldwebel gab zur Antwort, er habe so wie so schon oft den Wunsch gehabt „hinaus“ zu kommen, und er sei immer zurückgehalten worden. Diese Gelegenheit aber wolle er nicht auslassen, es komme was da wolle! Dem Hauptmann war es recht, daß er den Menschen los wurde, dessen aufgeblasenes Wesen er nicht leiden konnte, und Wolfmüller bekam das Kommando.

Als es erreicht war, fühlte er sich befreit von allem, was ihn noch bedrückte. Er brauchte nicht mehr diese Stadt zu sehen, die ihn anödete, nicht mehr diese Weiber, die er nun haßte, er kam los von dieser Kaserne, die ihm zum Ekel wurde und er war sicher vor der Front. Das Leben lag neu vor ihm, wie er sich gewünscht hatte.

Seinem Freund schrieb er, daß er in vierzehn Tagen nach der Türkei abreisen werde. Nicht wenig wunderte er sich, als nach drei Tagen schon Bär vor ihm stand und ihm Glück wünschte: „Weißt du auch, was du verdienen kannst?“

Wolfmüller gab sich den Anschein, als seien ihm die nun folgenden Enthüllungen Bärs lauter geläufige und selbstverständliche Dinge; während er mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Ratschläge horchte, welche Waren er mitnehmen und zurückbringen solle. Er war selig, daß ihm Bär ein paar, wie er sagte, ausgezeichnete Adressen aufschrieb. „Du gehst jetzt hinunter und schaust dir die Sache an. Hast du einen Transport, so ist es sicher, daß du den nächsten auch hinunterbringen mußt. Das ist ja immer so. Ich kann indessen Vorbereitungen treffen. Ich komme dieser Tage nach Warschau, vielleicht finde ich einen Posten Gold, das dort unten sechsfach bezahlt wird gegenüber dem Papier. Das türkische Papier wird hier eingelöst und man konn ein gutes Geschäft fertig bringen."

So trat denn Wolfmüller wohl vorbereitet die erste Fahrt ins Morgenland an und sein Erwerbstrieb, bisher darniedergehalten durch viele Ablenkungen und den Dienst, hatte Freiheit, sich zu entwickeln. Auf Bärs Rat nahm er Zivilkleidung mit, denn sein kundiger Freund prophezeite ihm: „Da unten bist du kein Soldat mehr."

* * *

Die Sonne lachte über dem stahlblauen Bosporus, und das Treiben in der großen Perastraße verriet nicht, daß auch hier das Herz eines um sein Leben kämpfenden Reiches mit der größten Kraft schlug. Dicht war das Menschengewimmel, und es mangelte nicht an Männern, die ihrer friedlichen Beschäftigung nachgingen. Sie trugen europäische Tracht, und nur die roten Tarbusche erinnerten daran, daß die große Perastraße so nahe dem Sitze des Kalifen liegt. Die Zeit des großen Krieges war angedeutet durch die vereinzelten deutschen und österreichischen Soldaten, die sich hier und da in der Menge bewegten.

Ein großer starker Mann mit weichem Filz auf dem blonden Haupt ging mit weitausgreifenden Schritten dem Eingang des Hotel Tokatlian zu, und der Pförtner verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor ihm. Wolfmüller begab sich in den Salon und schien jemanden zu erwarten.

Er war nicht zum erstenmal in Konstantinopel. Schon mehrere Transporte hatte er begleitet und kannte die Gelegenheiten. Bär hatte ihn gut unterwiesen und die Fahrten, überall von langen Aufenthalten unterbrochen, hatten Wolfmüller eine neue Welt gezeigt. Die Eigenart der fremden Länder, wie sie an der Bahnlinie bei der Fahrt durch Serbien, Bulgarien, die Türkei zutage trat, kümmerte ihn wenig. Sah er Frauen in fremdartiger Tracht, so reizte dies allerdings seine Neugierde, und in einer kindlichen Wundersucht vermutete er unerhörte Genüsse, die sich aus der Liebe solch fremdartiger Wesen erwarten ließen. Die verschleierten Mohamedanerinnen gar reizten seine Begehrlichkeit auf das schärfste und er war festen Willens, sich nichts abgehen zu lassen. Aber all das fiel nicht in die Wagschale gegenüber den Aussichten, welche sich seinem erwachten Geschäftssinn eröffneten. Alles war zu machen. Man konnte mit hohem Gewinn Dinge hier verkaufen, die man von Deutschland mit den Transporten herausbrachte und die in der warenarmen Türkei reißend abgingen. Hier gab es Waren, um die sich die Schleichhändler zu Hause rissen. Transportmöglichkeiten zu haben, bedeutete alles. Das andere ergab sich von selbst. Die Adressen, welche Bär ihm gegeben, erwiesen sich als zuverlässig und vermittelten eine Menge neuer Bekanntschaften

und Verbindungen, so daß Wolfmüller keinen Augenblick daran zweifeln konnte, daß ihm die Welt offenstehe, wo immer er anklopfe. Er glaubte nicht mehr, daß es irgend eine Stelle gebe, die ihm durch eine Seitengasse nicht zugänglich werden könne, wenn der Dienstweg verboten und unbetretbar war. Für ihn waren sie allzumal Menschen und brauchten Geld, sie mochten sich gebärden, wie sie wollten.

Wolfmüller verachtete die Zustände in der Heimat ihrer Unbehilflichkeit halber aufs tiefste und faßte den Vorsatz, nach dem Krieg in diesem Lande zu bleiben, wo für Geld alles zu haben war. Obwohl er überzeugt war, nach dem Krieg so gute Geschäfte nicht mehr machen zu können, so dachte er sich doch, daß die Nachwirkungen noch lange Zeit spürbar sein würden. Bis es anders kam, hatte er genug.

Einen Schatz von Kenntnissen hatte sich Wolfmüller angeeignet, der sich aus ihm bisher ganz fremden Gebieten zusammensetzte. Er sprach mit Ernst und Bedachtsamkeit, wie ein alter Fachmann, von Olivenöl, Opium und elektrischen Kochapparaten. Von der Devisenzentrale sprach er mit einer Selbstverständlichkeit, die Eindruck machte in ihrer treffenden Kürze. Er griff Worte, Redensarten und Begriffe auf, von deren Wesen er eine dunkle Ahnung hatte, und in den meisten Fällen genügte ihre papageienhafte Anwendung, um bei den andern Schiebern mitreden zu können. Wo Wolfmüller einen Zusammenhang nicht fand, hoffte er, eines Tages doch hinter das Geheimnis zu kommen. Was andere konnten, das konnte er auch. An Selbstvertrauen gebrach es ihm nicht. Einstweilen schmückte er sich mit Sprüchen, die Schlüsse auf die verwegensten Schiebungen zuließen.

Die Uniform zog er nur an, wenn er mußte. Er war auf eigene Verpflegung angewiesen, und die ihm zuströmenden Mittel gestatteten ihm das Leben im feinsten Hotel Konstantinopels.

Eines schien ihm an seinem weiteren Fortkommen hinderlich und machte ihm Kopfzerbrechen: seine Unkenntnis einer fremden Sprache. Nach reiflicher Überlegung beschloß er, Französisch zu lernen, und wenn er jetzt im Salon bei Tokatlian wartete, so galt dies seinem Lehrer.

Der Mann ließ nicht lange auf sich warten. Er war ein Schweizer, den Wolfmüller durch ein Geschäft mit Goldgeld kennen gelernt hatte. Bei einer der letzten Fahrten war dies gewesen. Wolfmüller hatte von Bär einen Posten türkisches Gold mitbekommen, den dieser in Warschau aufgekauft hatte. Bär ließ seinem Freund beim Verkauf des Goldes freie Hand unter der Bedingung, daß er einen gewissen Lubliner als Begleitmann mit nach der Türkei nehmen müsse. Dies gelang auch. Als einfacher Begleitmann kam Herr Lubliner nach der Türkei, von Bär und etlichen Genossen desselben mit ausgedehnten Vollmachten ausgestattet, über ein gewisses Bankkonto in Konstantinopel zu verfügen und die sämtlichen Geschäfte in einer mustergültigen Weise zu leiten. Die Männer in Berlin hatten Gründe, unmerklich die Durchführung ihrer türkischen Schiebungen in eine andere Hand zu legen. Schlauerweise ließen sie aber Wolfmüller so viel Spielraum, daß er nicht merkte, wie allmählich mancherlei Dinge ohne ihn geschahen.

Wolfmüller fühlte sich als Großkaufmann und hatte die Freude vergessen, die ihn erfüllte, wenn er früher nach vielem Biertrinken einen Mitarbeiter in der Fabrik mit zweitausend Mark in die Lebensversicherung hatte aufnehmen können.

Es gefiel ihm außerordentlich, großartig zu reden und so sprach er zu Herrn Stierli, dem Lehrer im Französischen: „Solches Zeug, wie dieses Goldgeschäft, machen wir nicht mehr. Wenn es nicht fünfzig Prozent bringt, lohnt es sich nicht." Darauf erwiderte der Schweizer: „Was ich Ihnen schon immer gesagt habe, Herr Wolfmüller: Sie müssen sehen, daß Sie nach Syrien hinüberkommen. Steht hier das Gold auf vier, so steht es dort auf sechs gegen Papier, und mit den andern Sachen ist es genau so. Denken Sie an Sekt, Bier, Revolver! Ich sage Ihnen, Sie müssen unbedingt hinüber!" Leichthin bemerkte Wolfmüller: „Werden wir sehen, was sich tun läßt." Dann gingen sie auf Wolfmüllers Zimmer und der Schweizer gab sich Mühe, seinem Schüler die notwendigen Bestandteile einer geschäftlichen Unterhaltung in französischer Sprache beizubringen. Wolfmüller faßte gut auf, was ihm Stierli vorsprach, aber er ärgerte sich mächtig über die eigensinnige und dumme Art, wie die französischen Worte geschrieben werden. „Perfekt brauch' ich es ja nicht zu können!" sagte er sich zum Schluß.

Kaum war Stierli weg, so konnte sich Wolfmüller dem Gedanken hingeben, der ihm die ganze Zeit über im Hirn gewirbelt war. Syrien! Das war das Land der Verheißung. Er mußte hin, es koste was es wolle. Schon längst wollte er einen Transport dorthin übernehmen, aber von Konstantinopel aus wurden andere Begleiter kommandiert. Die von Deutschland kommenden Mannschaften gingen stets zurück. Das wußte er auch ohne Stierli, daß Gold dort siebenfach mit Papier bezahlt wurde und daß an andern Waren Mangel war, wie man es sich kaum vorstellen konnte. Wolfmüllers ganzes Denken war erfüllt von Goldpfunden. Es litt ihn nicht länger im Zimmer. Achtlos schritt er an den neuen Telegrammen von der Westfront vorüber. Das gab es für ihn schon längst nicht mehr. Ein Esel war der Mensch, welcher sich hier um etwas anders kümmerte, als wie er möglichst viel Geld an sich brachte. Gewiß: Man wollte auch gut leben, aber die Pfunde gingen vor. Wenn ihm nur jemand den Weg nach Syrien öffnen wollte! Deutschland? Zurückfahren? Ihn schauderte bei dem Gedanken. Frau Wolfmüller!? Nein, das war vorbei. Abstreifen wollte er das von hier aus, wie ein Stück alter Wäsche. Hier gab es andere, bequemere Weiber. — Sorgfältig strich er mir der Hand über den vom Streifen an der Wand weiß gewordenen Ärmel und war peinlich berührt von dem Gedanken, daß er die verfluchte Uniform wieder anziehen müsse, wenn er sich wegen Übernahme unter das Begleitpersonal der Züge nach Syrien zu melden hatte.

* * *

Die Zitadelle von Aleppo hob sich in goldenem Braun von dem pfirsichblütenfarbenen Abendhimmel, und in wunderbaren roten und violetten Farben dehnten sich die Hügel Syriens im Lichte des scheidenden Tages. In weiten weiß und braun gestreiften Mänteln schritten Araber auf dem Weg, der zwischen grünen Trümmern, vorbei an einem alten Friedhof auf das freie Feld führte. Sie glichen Propheten des alten Bundes. In der Ferne zog eine Anzahl Kamele. Die Tiere verschwanden in einer Senkung des Weges. Alles war Ruhe und Gelassenheit.

Wolfmüller sah nichts von der zauberischen und täuschenden Schönheit des alten Landes, die aus Lichtstrahlen und Trümmern gemalt ist und in der Figuren eingewoben sind, die sich dem Denken erster Kindheit aus halb verstandenen hei-

ligen Geschichten einprägen, beim rätselvollen Klang der ersten Worte von Gut und Böse.

In sich selbst hinein sah Wolfmüller. Nach seinem Willen hatte er getan und viel Böses war daraus entstanden. Ob dabei nicht auch Unglück war, stand nicht fest. Es hätte auch gut ablaufen können, was sich zu Unglück wendete. Ihn selbst konnte man nicht fassen. Wenn einer für sich selbst sorgte, war das unrecht getan? Es geschah damit keinem Menschen ein Leid. Aber — der Schritt, den Wolfmüller jetzt tat, der ließ sich nicht so auslegen. Was jetzt kam, war ein Verbrechen! Es war Wolfmüller schlecht zumute.

Finster wandte er sich an den kleinen armenischen Dolmetscher, der kaum mit ihm Schritt halten konnte: „Wie weit ist es denn noch? Wie lange muß ich in diesem Staub herumlaufen?" Er warf den Karabiner auf die andere Schulter. Das Ziehen in der Magengrube war wieder da, wie in den trübsten Zeiten. „Dort!" Der Dolmetscher deutete auf ein Schöpfrad rechts an der Straße, neben dem ein Baum stand, der einzige ringsum.

Sie erreichten die Wasserstelle und setzten sich auf einen Stein neben dem erhöhten Viereck, auf dem tagsüber ein Maultier das knarrende Wasserrad in Bewegung setzte.

Der Abend ward schnell zur Nacht. Die Gefilde, die so zauberisch geleuchtet hatten wie ausgebreitete Purpurgewänder, lagen drohend, fremd, unheimlich da, wie Leichentücher über einem unbekannten Grab. Große Fledermäuse schwangen sich lautlos um den Baum.

„Wieviel gibt er?" fragte Wolfmüller. „Fünfzig Pfund Gold", versetzte der Kleine, „mit fünfzig Patronen." „Wann kommt der Kerl?" knurrte Wolfmüller weiter. Der Armenier ging auf der Straße vorwärts, Umschau zu halten. Durch Wolfmüllers Hirn jagten sich die Gedanken und seine Haut zitterte unter einem Schauer der Spannung und des Mitschwingens mit dem Unbekannten. Es war besser, zu rechnen. Er zwang sich zu geordnetem Denken. Der Sekt war verkauft. Zweitausend Pfund Gold waren umgewechselt. Eine Ladung zurück ließ sich finden und die Umladung unterwegs machte keine Schwierigkeiten, wenn sie auch noch so sehr aufpaßten, daß lediglich Militärgut befördert wurde. Die Uhren und Werkzeuge waren auch verkauft. Es war wahrhaftig genug Geld verdient und er hatte nicht nötig zu tun, was er jetzt tat. Wurde er erwischt, so war Festung gewiß. — Er biß sich die Lippen blutig. Sollte er umkehren? Es riß an ihm. Mit einer mächtigen Anstrengung gebot Wolfmüller seinen Nerven Ruhe. „Fünfzig Pfund Gold!" dachte er krampfhaft. Das waren dreihundertfünfzig Pfund Papier. Siebentausend Mark! Und doch! Es ward ihm übel, und er stand auf.

Da sah er den Armenier mit einem Mann kommen. Dieser trug einen weiten, wallenden dunklen Mantel, ein Tuch um den Kopf geschlungen und hatte ein dunkelbärtiges Antlitz.

„Das ist er!" sagte der Armenier. „Wo ist das Geld?" fragte Wolfmüller hastig.

Der Dolmetscher murmelte etwas und der andere suchte unter seinem Mantel. Er brachte einen Beutel hervor, den der Armenier Wolfmüller gab. Dieser griff

hinein und fühlte das Gold. Er zählte die Stücke in seine Hand, aber er konnte nicht über zehn hinauskommen, denn seine Gedanken verließen ihn und er hörte nur wie aus der Ferne die Goldstücke klingend fallen. Er schüttete das Geld in den Sack zurück und war müde wie vom Heben einer zentnerschweren Last. „Die Patronen!" sagte der Dolmetscher. Wolfmüller griff in die Tasche und brachte die Streifen zum Vorschein. Die linke Hand hielt den Sack mit dem Gold fest und zitterte einen Augenblick. Wolfmüller überwand sich, legte die Streifen neben sich auf den Stein und steckte das Geld ein. Dann ließ er den Karabiner am Riemen von der Schulter gleiten und lehnte ihn an den Stein.

Der Araber sah ihm zu und sprach ein paar Worte, leis und gurgelnd. „Er fragt, ob man gut laden kann", sprach der Armenier.

„Vieh!" fuhr Wolfmüller auf, wie im Schmerz, nahm den Karabiner hoch und riß die Kammer auf. Der Ton machte ihn schaudern. Einst hatte er gern und gut exerziert, und jetzt? — Er lud einen Streifen und stellte die Waffe wieder hin.

Jetzt aber fort! Er fühlte mit der Hand nach dem Sack mit dem Gold in seiner Tasche, sah sich nicht mehr um und ging mit starken Schritten den Weg zurück. Gern wäre er gelaufen.

Der Armenier flüsterte dem Araber etwas zu, der hinter dem Stein, auf dem Wolfmüller gesessen, niederkniete. Der Araber hob die Waffe an die Wange und zielte mit aller Ruhe im Knien.

Wolfmüller wischte sich die Stirn. Er hatte geschwitzt. Gott sei Dank, daß es fertig war!

Ein Hund strich ihm an den Beinen vorbei, daß er fast gestolpert wäre. „Aas! verdammtes!" fluchte Wolfmüller.

Da fiel der Schuß — Ahmed el Dib erhob sich, um den Toten zu berauben.



Theodor Storm · Von Ludwig Bäte

Die graue Stadt, vom Wellenwind umgeigt,
süß schlägt die Drossel über stillen Bänken,
der Flieder duftet, totes Leben steigt
aus grünen Stuben und vergilbten Schränken.
Das Heiderot verglüht am Horizont,
du stehst in sehnsüchtigem Lauschen.
Dann stirbt der Tag, von letzter Glut besonnt,
doch tief im Herzen schwillt und schweigt
ein wundersames Brunnenrauschen.



Großdeutsch

Von Richard Bahr

Den unausmeßbaren Jammer deutschen Zusammenbruchs durchzuckte im Schicksalsherbst 1918 ein Hoffnungsstrahl. Wir hatten die Bataille verloren, aber noch im Niedersinken war es, als ob wir einen Sieg, den größten, uns erstreiten könnten: die Einigung aller Deutschen. Das hat in jenen Tagen wirrer Qual manchen mit dem neuen Stand der Dinge ausgesöhnt, wenigstens zunächst ihn nachsichtiger gestimmt und zu Ausharren und Abwarten bewogen. Throne waren gestürzt, und mit ihnen sank, was vielen von uns teuer war. Aber die Aussicht bestand und schien inmitten des blutigen Widersinns zu wachsen, daß auch die staatsrechtlichen Binnenmauten und die kleinen Eitelkeiten schwinden würden, die trotz dem einigen Reich den Deutschen noch immer vom Deutschen trennten. Es gab kein Hohenzollernkaisertum mehr, aber es gab dafür an der Donau auch keine Habsburg-Lothringer, die seit rund 150 Jahren, seit Josephs II. Tode und dem der Maria Theresia, nur noch Verderber am Deutschtum gewesen waren. Wer konnte, wer durfte die Deutschen noch hindern, wenn sie ihren Staat auf neuer zentralistischer Grundlage aufzubauen wünschten und in diesem Haus nun auch den Stammesbrüdern eine Wohnstätte zuwiesen, die schließlich nur die Eifersucht rivalisierender Herrscherfamilien einst aus ihm gescheucht hatte? Aus der Not der napoleonischen Kriege war den Deutschen ein Volksbewußtsein geboren worden, war ihnen die Einheitsbewegung überhaupt erst erwachsen. Da hatten sie ihr Heroenzeitalter erlebt, und aus der akademischen Welt, Professoren und Studenten, die unter dem jetzt doch vielfach zu Unrecht verketzerten schwarzrotgoldenen Banner sich zusammenfanden, waren ihr die ersten Blutzeugen gekommen. Eine Weile schien es auch wirklich, als ob dem deutschen Gedanken, nicht dem alldeutschen zwar, doch dem großdeutschen, nun eine ähnliche Renaissance beschieden sein sollte. Herzbewegend äußerte sich in Deutschösterreich, das immer schwerer getragener Fesseln ledig geworden war, das Heimverlangen nach Mutterland und Gesamtnation. Der Strom befreiter Empfindungen war so stark, flutete so durch alle Lager, daß die Nutznießer des alten Kaiserstaats — Hochfinanz, Feudaladel, hohe Klerisei und bureaukratische Spitzen — sich monatelang gar nicht hervorwagten, hier und da selber vor ihm fortgerissen wurden. Indes wird zu sagen sein, daß der Widerhall aus dem Norden (Norden von Österreich aus gesehen, auch in Bayern, Baden, Württemberg stand es nicht besser) leider ausblieb. 1817 hatte ein junger Kieler Student Franz Hegewisch seinem Freunde Justus Olshausen für die Wartburgfeier der Burschenschaften Richtlinien mitgegeben, in denen es hieß: „Wir können nicht glauben, daß Deutschland aus 38 Inseln bestehe. Die Lehre von der Spaltung Deutschlands in Norddeutschland und Süddeutschland ist Lehre aus dem Munde eines bösen Feindes." Jetzt prasselte auf die stürmischen Sehnsüchte Deutschösterreichs der erste erkältende Wasserstrahl aus Berlin nieder. Otto Bauer, der damals die auswärtigen Geschäfte der ein paar Wochen zuvor entstandenen Deutschösterreichischen Republik

mit sozialistischer Orientierung zwar, doch ausgesprochen völkisch leitete, hatte dem zuständigen Volksbeauftragten den Beschluß der Wiener Nationalversammlung mitgeteilt, der Deutschösterreich zu einem Bestandteil der gesamtdeutschen Volksrepublik erklärte, und daran die Bitte geknüpft, in direkte Verhandlungen einzutreten „über die Vereinigung Deutschösterreichs mit der Deutschen Republik und über die Teilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung des Deutschen Reichs“. Aber Herr Hugo Haase, bis an den Hals zugeknöpft wie nur je einer der vielgeschmähten Bureaukraten des alten Systems und von jener steifleinenen Korrektheit, die in ihrer tief eingewurzelten Scheu vor den zufälligen politischen Grenzen des eigenen Volkstums vergaß, antwortete — auch darin der Schüler einer verstaubten, zopfigen Diplomatie — ausweichend und dilatorisch. Erst ließ er sich vier Tage Zeit, dann drahtete er kühl, nichtssagend, mit frostiger Glätte nach Wien: man sei gern bereit, die Friedensverhandlungen in engster Freundschaft mit Deutschösterreich zu führen. Das Wesentlichste, das Anschlußbegehren, hatte er überhört, weil er das gar nicht hatte hören wollen. Es verschlug wenig, daß, der so engherzig an dem Ruf der deutschen Stämme Österreichs vorbeiglitt, ein internationaler Sozialdemokrat ostjüdischer Abkunft war. Auch das reichsdeutsche Bürgertum bestand die Probe nicht, vor die die Gunst des Schicksals es noch einmal gestellt hatte. Es war beschämend, wie dünn und schmächtig, wie unbeschwingt und seelenlos allemal der Beifall klang, wenn in der Weimarer Nationalversammlung von den deutschösterreichischen Dingen die Rede ging. Dann hatte man sich, zumal nachdem Graf Rantzau den Anschluß in sein Programm aufgenommen hatte, allmählich doch etwas wie eine großdeutsche Überzeugung angequält. Die Leitsätze der frisch gefirnißten Parteien forderten ihn so ziemlich ohne Ausnahme, auch ein interfraktioneller Ausschuß erstand, von Ludo Hartmann, diesem warmherzigen Großdeutschen, klug beraten und behutsam geleitet, um die Vereinigung zu fördern und Hand anzulegen, wo irgend Hand anzulegen war. Aber immer blieb es eine Bewegung, die im Parlament ein paar Dutzend, im Volk ein paar Tausend Köpfe erfaßt hatte. Sie ging nicht in die Tiefe, ergriff die Gemüter nicht und wuchs leider auch nicht in die Breite. Schließlich, als das allzu bedächtige Planen an dem Machtspruch der Entente zerschellte, war man beinahe froh. Man empfand gar nicht, daß St. Germain Ergänzung, Fortsetzung, Vollendung von Versailles war. Daß auf das Betreiben und Drängen von Tschechen und Südslawen am deutschen Volkstum dort noch dreisterer Raub verübt ward, als drei Monate zuvor in der Residenz der letzten Ludwige. Wie ein Hauch, ein schnell verwehender Duft war das bißchen Anschlußbewegung zu Häupten der Reichsdeutschen hinweggezogen. Heute sind wir glücklich wieder so weit, daß man den Deutschösterreicher zum Dank für seine völkische Treue als Ausländer betrachtet und behandelt. In den Berliner Ladengeschäften nimmt man ihm die für den Ententebeutel und die Valuta der Neutralen bestimmten Ausländerpreise ab, und in einem Waschzettel der Zentralstelle für den Fremdenverkehr Groß-Berlins, der sich über das Wachsen des Besuchs aus dem Ausland, „insbesondere aus den feindlichen Ländern“, freut, stand selbst in sogenannten nationalen Blättern der Satz zu lesen: „An der Spitze marschiert Österreich mit 1290 Gästen“. Worauf

dann ohne Atempause und Abstand Polen, Schweden, Holland, Rußland, Dänemark, Norwegen und England folgten....

* * *

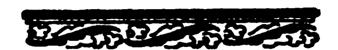
Aus jenen kurzen Wochen, da der Anschluß noch ein Problem aktueller Politik schien, stammen, wenigstens nach ihrer Konzeption, drei Bücher, von denen ich wünschte, daß sie zu einem Brevier aller im Reich zusammengeschlossenen Deutschen würden. Zwei von ihnen sind Sammelwerke. Deutsche Männer aus Südtirol und aus Böhmen erzählen, angstbeklemmt und doch immer noch von der Hoffnung beschwingt, den vernichtenden Schlag abwenden zu können, von der deutschen Art ihres Heimatlands („Südtirol“ von Dr. K. v. Grabmayr, „Deutschböhmen“ von Rudolf von Lodgman, beide bei Ullstein). Von deren äußerer Geschichte und innerer Entwicklung, von den Leistungen für die deutsche Gesamtkultur, von dem starken Strom geistigen Lebens, der, zeitweilig gehemmt und unterbunden, dann wieder breiter flutend, hinüber und herüber sich ergießt und Wissenschaft, bildende Künste, Musik und Dichtung befruchtet. Berichten auch von den Möglichkeiten der Wirtschaft, von schon vorhandenen und in Zukunft noch zu bahnenden, und von alledem ernst, nüchtern, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, wie es Männern zukommt, die in gelehrter Arbeit, in staatlicher und wirtschaftlicher Praxis zu Führern ihrer kampfgewohnten Stämme wurden. Dann hat noch der Deutschböhme Heinrich Herkner, der Nachfolger Schmollers an der Berliner Universität, an sich ohne Zusammenhang mit jenen Arbeiten, eine Synthese des ganzen Problems versucht. In einer feinen und eindringlichen Studie („Deutschland und Deutschösterreich“, bei S. Hirzel in Leipzig) verfolgt er den großdeutschen Gedanken im Wandel der Zeiten. Sein Aufkommen unter den Einflüssen der Freiheitskriege und der Romantik, seine Auswirkung im achtundvierziger Parlament, das zum ersten gemeinsamen politischen Erlebnis der Deutschen wird, und dann das langsame Verebben und Absterben. Otto von Bismarck hat dem Großteil der Reichsdeutschen ihr kleindeutsches Ideal verwirklicht. Seither sind sie saturiert und sehen dem von Jahr zu Jahr beschwerlicher und aussichtsloser werdenden Ringen der Stammesgefährten mit madjarischer Herrsch- und Eigensucht und den aufsteigenden west- und südslawischen Nationalitäten gleichmütig, ohne innere Teilnahme, aber auch ohne weltpolitisches Verständnis zu. Selbst der Reichsgründer entläßt eine Grazer Abordnung, die in Seelennöten zu ihm gepilgert war, mit dem erkältenden Spruch: „Dienen Sie Ihrem Kaiser, dann dienen Sie am besten auch dem Reich.“ Den meisten von uns lebt keine Ahnung von dem morschen Gefüge der Habsburger Monarchie, deren Untergang und Aufteilung schon um die Mitte des Jahrhunderts im Rat der Slawen beschlossen ward, von den großen und kleinen Fäden, die auf pomphaften Slawenkongressen und den vielerlei geheimnisvollen Konventikeln der „slawischen Wechselseitigkeit“ gesponnen werden und die immer emsiger von Moskau und Petersburg nach Prag und Laibach, nach Agram, Belgrad und Sarajewo herübergleiten. Wir fühlen uns geborgen im Schatten des Bündnisses, das den Deutschen hüben und drüben die Hände bindet und uns selber hineinreißt in die slawischen Kämpfe

der Monarchie. Bis sich an ihnen dann schließlich der Weltbrand entzündet. In ihm werden nach rund sechzig Jahren Sudeten-, Alpen- und Reichsdeutsche wieder Waffenbrüder. Aber gerade der Krieg wirkt, nach einem schnell vorübergehenden Rausch, in dem man unpolitisch und ungeschichtlich „mitteleuropäisch“ schwärmt und am liebsten auch Tschechen und Südslawen an die pochende Brust zöge, zwischen Nord und Süd neue Entfremdung. So ist es kein Zufall, daß diese drei großdeutschen Bücher ausnahmslos von Österreichern geschrieben wurden. Einst hatte der Staatskanzler Metternich frohlocken können: „Was die gebildeten Klassen in Preußen ‚deutschen Sinn‘ nennen, ist bei uns ein Mythus geworden.“ In den letzten zwei Menschenaltern hat das gründlich sich gewandelt. Nun müssen die Deutschösterreicher die Reichsgenossen lehren, wieder wahrhaft völkisch zu denken. Müssen ihnen aufweisen, wie die Tschechoslowakei, in der der verhängnisvolle Hang der Reichsdeutschen, Politik nach der Art kaufmännischer Geschäfte zu treiben, seit einiger Frist ein Neuland unbegrenzter Möglichkeiten zu sehen liebt, von seinen Schöpfern zum slawischen Schutzwall gegen das Deutsche Reich bestimmt ist. Wie die Abtrennung des deutschen Volkstums Böhmens einen Schnitt ins Lebendige bedeutet, die Abschnürung Österreichs, zumal Wiens, von einem Großteil seiner bisherigen geistigen Kraftquellen und wie überhaupt, wenn es bei dem im tiefsten Grunde unsittlichen Anschlußverbot bliebe, Deutschland selber zu Siechtum und Verdorren verurteilt wäre. Anders, unmittelbarer und buchstäblicher als 1848 Moritz Hartmanns, des „Pfaffen Mauritius“, prophetischer Sinn es voraussah, wären dann „10 Millionen Deutsche der slawischen Peitsche“ überantwortet. Die in St. Germain zurechtgeschnittene Österreichische Republik, die allein zu leben nicht vermag, hätte über kurz oder lang, so oder so die Angliederung an eine in Kern und Wesen immer deutschfeindliche Staatskoalition zu suchen. Und der Trennungsstrich von 1866, der einst Franz Grillparzer die bange Frage abgepreßt hatte: „Als Deutscher bin ich geboren, bin ich noch einer?“ wäre verewigt...

* * *

Es ist vielleicht das schmerzlichste an den mancherlei schmerzlichen Erfahrungen dieser Tage, daß selbst in jenen Kreisen, die noch am lebhaftesten und feurigsten die nationale Not empfinden, so wenig von dergleichen Gedanken und Stimmungen anklingt. Das läßt einen der Bewegung, die jetzt durch unsere Universitäten und hohen Schulen läuft, nicht recht froh werden. Es ist in ihr zu viel von dem Geiste Treitschkes, der in seinem Stolz über das „edle Hussitenblut“, das in seinen Adern rollte, leidenschaftlich ungerecht war gegen das österreichische Deutschtum, noch zu wenig von der Art Lagardes, dieses trotz mancher Schrullen wahrhaft deutschen Denkers, dem es ein Unding schien, daß für alle Zeit das Reich „wie ein dreibeiniger Löwe durch die Geschichte hinken“ sollte. Erst wenn wir zu Fichte und zur deutschen Romantik zurückkehren, die den Gedanken von der Selbstbestimmung der Völker lange vor Herrn Wilson gedacht haben, wird eine wirkliche nationale Renaissance anheben können. Und erst wenn auch für die Deutschen gilt, was nach der „staatsrechtlichen Erklärung“ der Tschechen im österreichischen Reichsrat schon 1917 ein Gemeingut der gesitteten Menschheit

geworden sein sollte, „die Beseitigung der Beherrschung eines Volkes durch ein anderes“, wird ein Friede, der seinen Namen verdient, über diese friedenentwöhnte und entgötterte Welt heraufdämmern. Nur auf der einst, in besseren Tagen, von Thomas Masaryk selber gewiesenen Basis: „Ich mein Herr, du dein Herr“ wäre eine friedliche und reinliche Auseinandersetzung mit Tschechen und Südslawen, am wenigsten vielleicht noch mit den Polen, möglich. Dann aber möchte es wohl geschehen, daß die Reibungsflächen in Mitteleuropa zusammenschrumpften und wir eine auswärtige Politik treiben könnten, die nicht nur national zu sein behauptete, die es auch in Wahrheit wäre.



Nun macht das Herze weit

Von Hans Schwarz

Nun macht das Herze weit und laßt mich ein,
Denn ich will Frühling, nichts als Frühling sein!
Ich bin von Lust und bin von Qualen toll,
Denn alles Blühen ist so schmerzensvoll.
Wo Narben waren, überquillt ein Flor,
Aus tiefen Wurzeln steigt es heiß empor,
Und weil sie so hinab ins Dunkle reichen,
Erwacht ein Drang nach Reinheit ohnegleichen.

Denn was der Winter uns zu blühen trieb,
Das war so dumpf, war es auch noch so lieb,
Jetzt schäumt das reiche Blut zum Herzen an —
Wir aber wollen höher, hoch hinan,
Wir wollen nicht verschwenden Lust und Saft,
Nein, Blüten treiben aus gestauter Kraft
Und alle Liebe tief in uns vereinen,
Und sollten wir uns bänd'gen, daß wir weinen.

Nun wissen wir um Sonne erst und Wind,
Um alle Farben, die voll Reinheit sind:
Denn sie verschleiern so verklärte Qual
Wie Dunkelheit das Lied der Nachtigall.
O, die ihr euch dem Frühling ganz erschließt,
Wie seid ihr töricht, wenn ihr plump genießt!
Blickt auf den Baum, er strömt in sich hinein
Und wächst nur tiefer in den Sonnenschein!
So laßt auch uns die Sehnsucht so bezwingen,
Daß wir als Frucht sie in den Sommer bringen!



Such nur, Jochen Steinfatt

Von Willy Harms

Such nur, Jochen Steinfatt, such nur! Ein Strick, wie du ihn brauchst, findet sich nicht so leicht. Den schmutzigen von der Runge des Dungwagens kannst du nicht nehmen, denn du hältst auf Sauberkeit, erst recht auf einem Gange, wie du ihn jetzt vorhast. Kinn und Oberlippe hast du sorgfältig rasiert, auch wenn es heute kein Sonntag ist. Du willst dich nicht eines Stoppelbartes schämen, wenn du deinem Herrgott unter die Augen trittst.

Den Strick zwischen den beiden Pflaumenbäumen, der zum Trocknen der Wäsche benutzt wird, laß nur hängen. Wind und Wetter haben ihn mürbe gemacht. Haltbar muß der Strick vor allem sein, denn er hat anderthalb Zentner zu tragen. Und es soll dir nicht gehen wie vor drei Jahren dem Stutenhannes, den man am andern Morgen mit zerschundenem Gesicht unter der Leiter gefunden hat. Such weiter, Jochen Steinfatt!

Haben mußt du schon den Strick. „Jochen verdeint nich mihr dei Bodder taut 't Brot." Du kannst das kränkende Wort nicht einfach hinnehmen. Freilich hat es der Doppelbauer, dein Herr, nicht zu dir gesagt. Du hast es überhaupt nicht hören sollen. Aber die Tür zum Kuhstall ist nicht ganz geschlossen gewesen, als die beiden, der Doppelbauer und seine Frau, heute morgen über die große Diele gegangen sind. Mit deinen rissigen Arbeitsfäusten hast du die Forke gepreßt und langsam begriffen. Los sein will man dich, wo du jetzt bald deine Siebzig auf dem Nacken hast. Ein anderer soll hineinziehen in den Katen, in dem du vierzig Jahre gewohnt hast. Einer, dem der Rücken nicht schon weh tut, wenn er zwei Stunden gemäht hat, der noch vier Garben Stroh zugleich in die obere Bodenluke langen kann, wie du es früher spielend fertig gekriegt hast.

Armer Jochen Steinfatt! Du glaubst dich immer redlich für die Bauernhufe gemüht zu haben. Ach, Jochen, alles, was du getan hast, zählt ja nicht, nur was du jetzt noch kannst. Alles ist vergessen, sogar daß du im Winter, wenn es dein Recht war, mit den andern faul hinterm Ofen zu sitzen oder mit ihnen bei Fritz Meinke einen steifen Grog zu trinken, daß du dann Besen gebunden hast, die noch für den ganzen Sommer reichten. Daß du Kiepen geflochten hast, deren Haltbarkeit dorfbekannt war. Und daß du dem reichen Doppelbauern, deinem Herrn, nie einen Pfennig abgenommen hast für Besen und Kiepen und Körbe.

„Nich mihr dei Bodder tau 't Brot." Wie das Wort würgt! Aber er soll die richtige Antwort haben. Erst vor einigen Tagen ist dir wieder ein Backenzahn ausgefallen, und das Roggenbrot der Bäuerin ist hart, und der Kautabak bei Kaufmann Schiermann ist wieder teurer geworden, und keiner fragt danach, ob dich die Gicht in den Handgelenken zwickt.

Aber einen Strick mußt du haben. Ob du den neuen Bindestrick nehmen darfst, der auf der Diele unter den Dreschflegeln hängt?

Natürlich darfst du das. Er gehört zwar dem Bauern, aber einen guten Strick kannst du zum mindesten von ihm verlangen, er kann ihn rechnen für die Besen und Körbe.

Halt ihn fest, deinen Strick! Steck ihn in die Tasche, es braucht ihn niemand zu sehen.

Niemand braucht auch das Ziel deines Weges zu wissen. Du selber weißt es ja noch nicht. Am besten wird sein, du nimmst eine Buche im tiefen Pinnower Wald. Keine Tanne. Um alles in der Welt nicht. Die Zweige sind manchmal morsch und brüchig und versagen beim letzten Dienst. Lieber ein paar Schritte weitergehen. Auf eine halbe Stunde kommt es heute nicht an.

Wie der harte Maiwind über die Felder stößt! Nicht einmal deine Wolljacke hast du angezogen. Und weißt doch, daß sich grade im Frühling leicht bei dir das Gliederreißen einstellt. Ach so — es ist gleich, ob die Arme bei ihrer letzten Arbeit schmerzen. Eine Schlinge werden sie noch fertig kriegen.

Aber zu hasten brauchst du nicht. Du kommst früh genug in den Buchenwald. Die Zeit drängt heute nicht wie sonst, wenn du an den Sonntagnachmittagen die Kolke nach den Besenreisern durchsucht hast. Nicht die gewöhnlichen Birken hast du gesucht, nur Hängebirken konntest du verwenden, die Hängebirken mit den biegsamen Gerten. Mehr noch hast du gesucht nach den Weidengerten. Die sind knapp in der Sandgegend. Aber wo die Buschwiesen sich wandeln zum Sumpf, hast du noch immer genug gefunden. Und kein anderer hat die Stelle gewußt. Wer jetzt wohl — nach dir — die Körbe des Dorfes flechten wird? See-Fentzahn ist schon zu zitterig. Und Sassen Friech nimmt in seiner Schlurigkeit auch Gerten, die nicht ordentlich durchgewässert sind. Natürlich knicken sie dann ein und brechen leicht. Die Leute im Dorf werden es merken, wenn du fehlst. Sie sollen es merken. Wie ein Trost ist der Gedanke, daß du nicht umsonst gelebt hast, daß man dich entbehren wird.

Nur du selber entbehrst niemand. Auch nicht bei deinem letzten Werk. Allein der Herrgott soll dir zuschauen und dir Kraft geben, daß deine Hand ruhig bleibt.

Wirklich, Jochen Steinfatt? Meinst du, daß dein Herrgott dir helfen wird? Gesteh's dir nur ein, so ganz sicher bist du seiner Hilfe nicht. Wenn du an ihn denkst, ist da etwas unklar in deinem Denken. Und das ist merkwürdig, denn du hast Zeit deines Lebens auf du und du mit deinem Herrgott gestanden, bist alle vier Wochen zur Kirche gegangen und am Gründonnerstag zum Abendmahl. Er kann es dir nicht übelnehmen, wenn du heute etwas tust, was eigentlich seine Sache ist. Andere haben es auch getan. Krischan Störtenbeck zum Beispiel, als seine Frau von ihm gegangen ist. Und die alte Wittsch, als sie ins Armenhaus sollte. Das ist nun einmal so im Dorfe: Männer, die vom Leben genug haben, greifen zum handfesten Strick, und Frauen gehen nach dem Waschsteg am Ententeich, das heißt abends, wenn nicht mehr gewaschen wird. Nein — der Herrgott wird dich schon nicht zurückweisen, wenn du dich bei ihm meldest, ohne daß er dich gerufen hat.

Mehr Sorge machen dir die sechshundertdreißig Mark, die auf der Sparbank in Breidendorf liegen. Nach und nach ist die Summe angewachsen. Denn von den fünfzig Talern Lohn sind immerhin einige übrig gewesen und du hast dich gefreut, wenn du sie zum Martinimarkt auf die Bank bringen konntest. Für dein Alter wolltest du einen Notschilling haben. Und nun brauchst du keinen Notschilling. Viel einfacher wird es, als du es dir gedacht hast. Ärgerlich aber ist,

daß dein Erspartes jetzt an deine Mutterschwestertochter fällt, die du nie gesehen hast und die irgendwo im Brandenburgischen verheiratet sein soll. Freuen werden die sich über das viele Geld. Ja, es ist hart, Jochen, wenn dein gutes Geld jetzt außer Landes gehen soll. Aber du hast keine Zeit mehr, wegen eines Testamentes morgen noch zum Advokaten zu gehen, weißt auch gar nicht, wem du das Geld sonst zuwenden sollst. Laß das dumme Grübeln! Mögen sie mit dem Gelde machen, was sie wollen.

Dort ist schon Bachmanns Koppel, die hinanreicht an den Wald, wo die mannsdicken Buchen stehen. Geh den Fußsteig, der quer über die Koppel führt, dann kommst du noch einige Minuten früher hin.

Noch immer heißt die Koppel nach ihrem früheren Besitzer, obschon vor vielen Jahren Hinnerk Schurbohm in die Stelle hineingeheiratet hat und nach ihm wieder Jehann Stolt. Der Name Bachmann aber bleibt mit der Koppel und mit der Stelle verkettet.

Jochen Steinfatt, der Name Bachmann bleibt auch verkettet mit deinem Leben, das heute zu Ende gehen soll. Nun, da du zum letzten Male über die Koppel gehst, mußt du plötzlich an den Tag denken, den du schon fast vergessen hattest. Ein Wunder ist es nicht, wenn er dir mit der Zeit weggesunken ist, denn der Arbeitsstaub von mehreren Jahrzehnten lagert auf ihm. Nur heute siehst du ihn unwahrscheinlich deutlich wieder:

als du Stine Bachmann — die Einzigste des Bauern Bachmann — vom Erntetanz nach Hause bringen durftest, und keiner der Bauernsöhne durfte dir in den Weg treten, denn du warst jung und hattest Arme von Stahl —

als in der Nacht, in der kurzen Sommernacht, das Glück gelaufen kam und euch vergessen ließ, daß Stine die Erbtochter war und du der Junge eines Tagelöhners.

Und dann ist es ganz anders gekommen. Vierzehn Tage später haben sich die Leute erzählt, daß Stine Bachmann mit Hinnerk Schurbohm versprochen sein solle. Und bald darauf ist die Hochzeit gewesen. Auf dem Schlag am Mühlenberge hast du gepflügt, als die Hochzeitswagen aus der Kirche zurückgekommen sind. Einen Augenblick innegehalten hast du wohl. Aber da ist nichts in dir gewesen, das sich aufgebäumt hätte. Eine Bauerntochter und ein Knecht? Das leidet das eiserne Dorfgesetz nicht. Nie hast du mit der jungen Frau Schurbohm wieder gesprochen. Es ist auch nicht mehr viel Zeit dazu gewesen. Denn gleich nach der Geburt des Mädchens, der jetzigen Herrin auf der Bachmannsstelle, Marie Stolt oder Schurbohms Marie, wie sie früher hieß, gleich nach deren Geburt hat man die Mutter auf den Kirchhof getragen. Mitgegangen bist du auch im Trauergefolge, ganz hinten natürlich, wie es sich gehörte, — und ganz wunderlich ist dir zumute gewesen.

Beinah so wie heute. Nur daß du jetzt hinter einem Leben hergehst, das dir einmal gehörte. Nein, es gehört noch dir, Jochen Steinfatt! Bei dir steht es, ob du es von dir werfen willst.

Natürlich willst du das. Unnütze Gedanken, die sich jahrelang nicht gerührt haben, sollen dich gewiß nicht beirren. „Nich mihr dei Bodder tau 't Brot!" Das läßt sich nicht leicht beiseite schieben.

Fester umschließt die Faust den Strick in der Rocktasche. Als ob er festgehalten werden müßte. Härter bohren sich die Augen in den Waldrand. Sie sehen kaum die weidenden Kühe auf der Bachmannskoppel, merken nicht, daß sie herrenlos sind. Was gehen dich fremder Leute Kühe an! Einen Baum mußt du haben, der in Mannshöhe einen zuverlässigen Ast trägt. Du brauchst gar nicht so tief in den Wald hineinzugehen. Auf alle Fälle nicht bis an den Bruch. Dann dauert es womöglich Wochen, ehe sie dich finden. Und unnötig brauchst du ihnen die letzte Arbeit, die sie für dich tun müssen, nicht zu erschweren.

Die Buche, in deren Rinde die Kuhhirtenjungen Namen eingeschnitten haben? Selbstverständlich geht sie. Daß die Buche dann nachher gemieden wird, soll dich nicht kümmern. Schnell den Strick heraus! Mit einem sicheren Wurf wirfst du ihn über den Ast...

Warum zögerst du plötzlich, Jochen Steinfatt?

Warum steckst du hastig den Strick in die Tasche?

Horchst du wie ein Dieb, der den Herrgott bestehlen will?

Ach nein, ein Kinderweinen kreist dich ein. Ein Junge kommt aus dem Unterholz gelaufen. Seine Tränen laufen mit ihm.

Lauf nicht weg, Jochen, es ist zu spät dazu.

Du kennst doch den Buben. Es ist der Hütejunge von der Koppel. Es ist der neunjährige Junge von der Bachmannsstelle. Es ist Willem Stolt, der Enkel von Stine Bachmann — —

Bück dich, schneid Birkenruten! Vielleicht daß Willem Stolt an die Ehrlichkeit deiner Arbeit glaubt — —

Heiß überläuft es dich. Du mußt daran denken, daß Willem Stolt hätte ebenso gut eine Viertelstunde später kommen können. Auf den Tod hättest du ihn erschrecken können — auf den Tod — —

Du kriegst es nicht fertig, einen weinenden Jungen einfach vorbeigehen zu lassen. Vielleicht ist ihm leicht geholfen. Und wenn dein letztes Erdenwort die Tränen von dem Enkel Stine Bachmanns trocknen könnte, vielleicht daß der Strick dann schnell und barmherzig wäre...

„Watt fählt di, Jung?"

„Uns' Breitkopp is mi weglopen. Sei is achter in't Holt un will nich wedder trügg nah dei Koppel."

Es hilft nicht, Jochen Steinfatt, du mußt deinem Leben noch eine Viertelstunde zulegen. Es ist ja auch schließlich gleich, ob das, was geschehen muß, etwas später geschieht. Dafür nimmt auch Willem Stolt, du weißt, der Enkel von Stine Bachmann, deine Hand und zeigt dir den Weg zu Breitkopp der einjährigen Starke.

Aber eine Starke hat mehr Mucken, als die andern Kühe zusammengenommen. Wenn ihr hinankommt, nimmt sie den Schwanz in die Höhe und läuft davon, nur läuft sie nicht dahin, wo die Koppel ist.

Bis Willem Stolt schließlich den Vorschlag macht: „Ick lop nah Hus' un hal 'n Strang."

„Ne, lat man, Willem — —"

Und dann hast du schon den Strick, den neuen Bindestrick, in der Hand.

Und als du ihn nur siehst, machst du eine Bewegung, als müßtest du ihn wieder verstecken. Ach, du brauchst nicht zu erschrecken. Ein Strick ist ein Strick. Kein Mensch kann ihm seine Bestimmung ansehen, am allerwenigsten ein neunjähriger Junge. — —

Dann sorgt die Starke dafür, daß dein Denken abreißt. Es ist ein starkes Stück Arbeit, bis es euch gelingt, ihr den Strick über die Hörner zu werfen. Als ihr auf die Koppel kommt, stehen die andern Kühe und brüllen nach dem Stall. Es ist hohe Zeit zur Heimkehr geworden.

Doch willst du etwa Willem Stolt mit der unruhigen Starke allein lassen? Den Strick kannst du ihm doch unmöglich nehmen. Und was willst du ohne Strick im Walde? Hilf nur die Kühe nach Hause bringen. Die Buche findest du wieder. Nur einen andern Strick mußt du dir suchen. Denn einen Strick, den eben noch die kleinen Fäuste von Willem Stolt — du weißt, die Fäuste von Stine Bachmanns Enkel — umspannt haben, den kannst du nachher nicht um deinen Hals legen — —

Da steht schon Marie Stolt in der Tür und kommt mit schnellen Schritten, als sie sieht, daß du Breitkopp am Strick führst. Mit starken Worten erzählt Willem seiner Mutter das Abenteuer. Ein Held bist du in seinen Augen.

Marie Stolt läßt dich nicht fort. Erst mußt du in die Stube kommen, um wenigstens einen Schluck Kaffee zu trinken. Woher soll sie auch wissen, daß deine Zeit knapp ist!

Du sitzt in der Wohnstube auf der großen Wandbank. Und neben dir sitzt auf den Knien Willem Stolt, und kaum einen Augenblick steht sein Mund still. Immer wieder mußt du ihm bestätigen, wie schwer es gewesen ist, Breitkopp einzufangen. Kaum mehr als ein „Ja, so wier 't, Willem“, kannst du hinwerfen.

Bis Marie Stolt — die Tochter von Stine Bachmann, Jochen Steinfatt — mit der weißen Kaffeekanne hereinkommt.

Bis du ihr in die Augen sehen mußt, als sie mit der Kaffeekanne das harmlose Wort auf den Tisch stellt: „Mi is dat buten all upfollen, Vadder Steinfatt — du künnst bei Großvadder von uns' Willem sin, hei hett grad so'n stuwe Näs as du.“

In diesem Augenblick spaltet ein Blitz dein Denken, reißt ein jahrzehntealtes Dunkel auseinander. Siehst du die Wahrheit, Jochen Steinfatt?

Halt dich fest! Die Stube gerät in Bewegung, Tisch und Bänke drehen sich im Kreis, ziehen dich hinein in den Wirbel, — das Heute fällt über das Gestern —

„Dat geiht männigmal wunnerlich tau in'e Welt.“ Hast du das Wort wirklich herausbringen können? Dann hat es dich mehr Anstrengung gekostet, als die Starke einzufangen.

Aber du hast gar keine Zeit mehr.

Mußt den Kaffee schlucken, daß du dir fast die Kehle verbrennst.

Hörst nicht auf den Dank von Marie Stolt.

Darfst ihr nicht noch einmal in die Augen sehen.

Darfst ihr um Gottes willen nicht die Hand geben.

Wenn du nur noch eine Minute verweilst, dann muß in dir etwas zerbrechen. Dann muß ein Damm vor einem Wunderland zerbrechen. Und nie darf er brechen, dieser Damm! — —

Deinen Strick hast du vergessen, Jochen Steinfatt!

Ach, du hast keine Zeit mehr, an den Strick zu denken oder an das böse Wort deines Herrn.

Rechnen mußt du — — und mit dem Kopf nicken — — und dich freuen.

Ganz ungebärdig freuen, wie ein Schulbube, der in die Ferien rennt, oder wie ein Vater, dem man zum ersten Male sein Mädel in den Arm legt.

Nie wirst du einem Menschen von deiner Freude sagen können, nur mit deinem Herrgott kannst du dich besprechen und ihm danken für jeden Tag, den er dir noch schenken wird.

Fast täglich geht dein Arbeitsweg am Bachmannshof vorbei, und manchmal wird Marie Stolt in der Tür stehen oder auf dem Hof.

Und wenn du zu den Weidenruten gehst, mußt du über Bachmanns Koppel. Willem Stolt, der Hütejunge, muß Weidenflöten haben. Vielleicht werdet ihr beide sitzen unter der Buche, in deren Rinde die Namen eingeschnitten sind. Willem Stolt guckt zu, und du sagst beim Abklopfen der Ruten den Vers, den du noch von deiner Jugendzeit weißt:

Piepen, Papen, Pasterjahn,
Lat dei wieden Fläut afgahn. —

Und die sechshundertdreißig Mark kriegt nicht deine Mutterschwestertochter im Brandenburgischen. Willem Stolt soll sie haben.

Ewiger Frühling · Von Helene Brauer

Wie das tröstet, nun ich älter werde,
Frühling, daß du nimmer altern kannst,
Daß dein Schritt so leichtbeflügelt tanzt
Wie vor alters über meine Erde;

Daß der Fliederzweig, drein ich beglückt
Frische atmend meine Stirn gesenkt,
So vollkommen reine Schönheit schenkt
Wie der Zweig, den ich vorm Jahr gepflückt;

Und daß einer, makellos geboren,
Einst mein Alter überblühen wird,
Alles lösend, drein ich mich verirrt,
Alles wiederbringend, was verloren.

Wie das tröstet: Über Zeit und Leid
Blühn und brausen Jahre und verwehen,
Doch der Frühling kann nicht untergehen,
Und die Schönheit ist von Ewigkeit.



Gedanken über das christliche Glaubensbekenntnis

Von Hans von Wolzogen

Das Christentum ist in Bekenntnisse („Konfessionen") zerspalten, und doch hat es immer noch ein allgemeines Bekenntnis, das „apostolische". Da dies aber nicht verhindern konnte, daß dennoch verschiedene Bekenntnisse entstanden und das einige Christentum zerrissen, so muß doch wohl am Apostolikum etwas mangelhaft sein. Betrachtet man seinen Inhalt genauer, als die Gewohnheit es zuläßt, dann zeigen sich auch bald bedenkliche Eigentümlichkeiten. Daß die Dreiteilung auf der Idee der Dreieinigkeit Gottes beruht, braucht nicht als Übergriff in das Dogmatische gerügt zu werden; denn ist auch jene Idee nicht eigentlich im Evangelium selber ausgedrückt, sondern spätere, apostolische Ausdeutung, so müssen wir doch gerade die Dreiheit darüber hinaus als eine Urform menschlichen Geistes erkennen und als wohlberechtigt für jede symbolische Fassung eines Glaubensbekenntnisses gelten lassen. Nun aber erscheint jeder Einzelteil dieser Dreiteilung hier ganz verschieden geartet, als käme er aus einer besonderen, eigentümlichen Betrachtung und wendete sich an besondere, eigentümlich betrachtende Gläubige. Der erste Artikel faßt Gott noch am allgemeinverständlichsten als Vater und als Schöpfer auf; man könnte ihn eine christlich-jüdische Formel nennen. Der christliche Begriff des Vaters versteht sich erst vom Sohne aus. Der zweite Artikel sagt gar nichts aus über das Wesen, die Lehre, die Bedeutung Christi für die Menschenseele, nichts vom Heiland, vom Versöhner, vom Erlöser; nur der „Richter" wird genannt, sonst aber ist dies Bekenntnis viel mehr eine Geschichte, eine Zusammenfassung des Lebens Christi in die Momente Geburt, Tod und mit besonderer Betonung des Wunderbaren: jungfräuliche Geburt, Höllenfahrt, Auferstehung und Himmelfahrt. Eben diese Wunder sind es, welche der Mehrzahl von Menschen sonst gut christlicher Gesinnung das Bekenntnis erschweren; ihr Verstand sträubt sich dagegen, und das Bekenntnis gibt ihnen nicht den metaphysischen Grund, woraus jene heiligen Symbole sich erklären, dem Glauben lebendig vertraut werden. Der Artikel von Christo gibt nicht den Christus, an den als göttliche Offenbarung zu glauben der Verstand für die Erdendinge von vornherein ausscheidet; er gibt aber auch nicht den Menschen Jesus, in dessen Leben und Leiden das Wesen Gottes sich offenbart hat, dessen Persönlichkeit allein den Glauben an ihn und an den Gott seiner Offenbarung erweckt und begründet hat. Es ist, streng genommen, kein Bekenntnis der Menschenseele, sondern eine Formel dogmatischer Theologie. —

Der dritte Artikel ist ein Gemisch verschiedenartiger Begriffe, welche in ihrer Gesamtheit unverständlich wirken; was der „Heilige Geist" sei, kann daraus nicht erkannt, das Unerkennbare nicht in einem ausdrucksvollen Symbole wenigstens geahnt werden. Auch wollen die dabei angewandten Begriffe sich teils der evangelischen Auffassung nicht fügen — die Auferstehung des „Fleisches" —, teils

bedürfen sie einer geschichtlichen Erklärung — die Gemeinschaft der „Heiligen“ —, teils widersprechen sie den Tatsachen — die „Eine allgemeine Kirche“ —, und endlich steht daneben unvermittelt die „Vergebung der Sünden“ mit dem „ewigen Leben“, wobei man eher an Christus den Erlöser und an Gottvater und sein ewiges Reich erinnert wird. Vom Heiligen Geiste weiß man aus dem Evangelium nicht viel mehr, als daß die Sünde gegen ihn nicht vergeben werde, und hier soll man ihn als den eigentlichen Sündenvergeber bekennen? Der einfache Christengeist, der solches Glaubensbekenntnis ablegen soll, wird verwirrt und ist nachher über den Gegenstand seines Bekenntnisses, ja seines Glaubens selbst, so unklar wie vorher. Mit dem Bilde der Taube, das ihm etwa noch vorschwebt, vermag er sich nicht mehr zu beruhigen; die mythische Vorstellung hat keine Wurzeln in seinem Glauben.

Weil das apostolische Glaubensbekenntnis nicht aus dem ewigen Wesensgrunde des Christentums geschöpft ist, mußte es im Verlaufe der Geschichte zu einer überlieferten Formel werden, die nur noch allsonntäglich vorgetragen wird, ohne als wirklich lebendiger Glaube von allen ehrlichen Gliedern der christlichen Gemeinde bekannt werden zu können. Man hat ja doch gar schon den wunderlichen Vorschlag gemacht, es lieber zu singen als zu sprechen, weil der Gesang nicht dem geistigen Wortlaute, sondern dem allgemeinen Gefühle Ausdruck gäbe! Das hieße, eine Unwahrhaftigkeit verdecken wollen durch das Ausdrucksmittel tiefster Wahrhaftigkeit, die Musik. Auf solche Gedanken kommt man in der Verlegenheit, daß man ein Glaubensbekenntnis besitzt, das nur ein dunkles Symbol nicht vorhandener Einheit bedeutet.

Wie soll aber ein allgemeines, einheitliches Bekenntnis geartet sein? Kann es ein solches denn überhaupt geben? Ist Glaube nicht etwas ganz Persönliches, ein Selbsterlebnis des Menschen? Hat nicht, genau genommen, ein jeder sein eigenes Bekenntnis, wenn er es auch nicht immer in eine feste und klare Form zu fassen weiß? Sollten diejenigen nicht am Ende doch recht haben, die da meinen, ein allgemeines Bekenntnis müsse von möglichst weiter Fassung sein, damit auch die verschiedensten persönlichen — sagen wir: Glaubenserlebnisse darin sich zurecht- und wiederfinden können? Die weiteste Fassung wäre — wenn man an der Urform der Dreiteiligkeit festhält — etwa diese: „Ich glaube an Gott, an Christus als Offenbarer Gottes und an den Geist dieser Offenbarung“; wobei jedoch für den Denkenden zu ergänzen sein würde, daß unter Gott die wirkende Urkraft alles Seins und unter dem Geiste die heiligende Kraft Gottes in der Menschenseele zu verstehen sei, sowie der Begriff des Offenbarers richtig aufzufassen wäre als eine Wesenheit, die weit über den Begriff des Verkünders oder Lehrers hinausgeht. Man sieht hieraus schon, wie die weiteste Fassung als solche wiederum erst der Erklärungen bedürfte, also für ein Bekenntnis doch auch nur Formel bliebe, womit wenig gewonnen wäre.

Dabei fehlen noch in beiden Formeln, der alten apostolischen wie der weitestgefaßten, gerade die beiden wesentlichsten Begriffe christlichen Glaubens: Liebe und Erlösung. Von ihnen ist gar nicht die Rede; und doch wäre es das Allereinfachste und Allessagende, wenn wir nur den Glauben bekennten, daß Gott

die Liebe und Christus der Erlöser ist. Ja, darin wäre zugleich der „heilige Geist“ des Christentums ausgesprochen und bekannt. Auch stimmt damit der Beweis aus dem Gegenteile: Das ist Glaube, was stärkster Zweifel trifft. Wie weit verbreitet ist die Enge selbstischer Auffassung, die an der Liebe Gottes zweifelt bei jedem persönlichen oder irdischen Mißlingen und Mißgeschick! Aber wenn auch noch die Idealität der Vorstellung eines liebenden Gottvaters anerkannt wird, wieviel größerem Unverständnis und ärgerem Widerwillen begegnet der Begriff des erlösenden Gottessohnes, ja der Erlösung selbst, die der enge selbstische Geist sich nur als Selbsterlösung denken kann, wofür es dann freilich weder eines Gottes noch eines Glaubens und Glaubensbekenntnisses bedarf.

Nun ließe sich wohl denken, ein ebenso nachdenksamer wie gläubiger Vertreter der weitesten Fassung möchte im vorsichtigen Bemühen der Ausschaltung so strittiger Begriffe, wie die „Erlösung“, zugleich aber zur Abwehr des Vorwurfes unevangelischer Gesinnung, ein Glaubensbekenntnis einfach nur aus den reinen Hauptbegriffen des Evangeliums selbst zusammenstellen, als da sind: Gott ist die Liebe, Christus ist das Licht der Welt, der heilige Geist (das „Reich Gottes“) ist inwendig in uns, unser seelisches Leben. Diese Begriffe wären johanneisch, und allerdings ist es ein johanneisches Christentum, worin der Glaube vieler ernster Christen die Zukunft unserer Religiosität erblickt. Wollte man die Erlösung aber dennoch zum Ausdruck bringen, indem man es als unchristlich empfindet, damit — wenn auch im „Lichte der Welt“ — ein Versteckensspiel zu treiben, so ließe sich alles, was jenes „evangelische“ Bekenntnis besagen will, schließlich kurz zusammenfassen in die „Formel“:

„Ich glaube an die erlösende Liebe als Wesen Gottes offenbart in Christo“ — nicht nur durch Christus! —

Kann dies eine Formel für alle sein? Auch für solche, denen das Erlösungsbedürfnis der Menschenseele, woraus doch alle Religion entstammt, noch nicht bewußt geworden, oder die es für befriedigt halten durch eine „Selbsterlösung“, worin ihre enge selbstische Auffassung noch nicht das wahre Selbst ihrer Seele, das göttliche „inwendig in ihnen“, erkannt hat, das einzig die Kraft haben kann, das menschliche Ich aus seinem sinnlichen Truge zu erlösen? Für diese, die an ihre Wesensart, ihre Geistesschranken Gebundenen, für ewige Dinge Blinden, tritt freilich gerade der Glaube an den Gott ein, der die Liebe ist, und dessen Erbarmen die tiefe Lücke gnädig bedecken wird, welche ihr Unvermögen in ihr Glaubensbekenntnis reißt. Wenn Gott die Liebe ist, so ist er auch die erlösende Liebe, wie sie in Christo uns offenbart worden ist. Es bleibt die Aufgabe einer rechten „Nachfolge Christi“, eben im Geiste dieser Liebe das weiteste Gefühl walten zu lassen, auch Schwach- und Irrgläubige mit den Armen dieser göttlichen Liebe zu umfassen. So wird der Glaube zum Leben, wie er auch selbst ein Erlebnis sein muß, um wahrhaft und lebendig zu sein und zu wirken. —

Braucht solch ein lebendiger Glaube überhaupt noch die Formel eines Bekenntnisses? Ist nicht das Erlebnis viel mehr als jedes Bekenntnis? Dürfen wir nicht geradezu sagen: „Ich glaube“, das heißt: „Ich lebe“? Ich habe die Offenbarung in Christo, den Gott Christi, der die Liebe ist, erlebt und lebe in ihm, durch

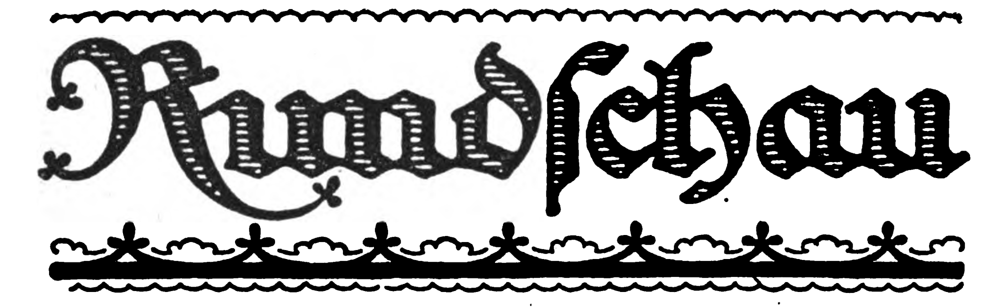
ihn, zu ihm mein seelisches Leben? Ist dies nicht auch Bekenntnis genug, und indem es das Bekenntnis, nämlich das Erlebnis, eines jeden einzelnen ist, in Wahrheit das Bekenntnis aller? Keine Formel, die nie ausreicht und nie beständig gilt, aber ein „Wort Gottes“, darin die Menschenseele ihr Innerstes ausspricht. „Das Wort ist Fleisch geworden“, heißt es bei Johannes, „und wohnete unter uns, wir sahen seine Herrlichkeit, als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“. Darin ist alles gesagt, was hier in Frage kam, und es führt uns mit größter Bestimmtheit zurück auf das Erlebnis, dem der Glaube der ersten Jünger entstammte, worin aber auch der Glaube aller derer zu allen Zeiten wurzeln muß, die sich mit Recht noch Christen nennen dürfen: die Persönlichkeit Christi. —

Das ist gewiß: es ist kein Christentum denkbar ohne die Persönlichkeit Christi als dessen Mittelpunkt. Es mag ein anständiger moralischer Deismus sein, vielleicht ein etwas christlich gefärbter Rationalismus, oder gar ein modernisiertes Judentum: aber Christentum ist es nicht. Die Persönlichkeit Christi, auch wenn sie nur erst als sittliches Vorbild gälte, steht jedenfalls an der Pforte zum Glauben an das Wesen Gottes, das in ihr offenbart ward. Sie führt durch die Pforte immer tiefer hinein in das Reich Gottes, also uns, die Menschenseele, in uns selber, je weiter diese selbst eindringt in das Wesen jener einzigen Persönlichkeit, bis zum vollkommenen Erfassen, Erleben des göttlichen Wesens in ihr.

Wir hätten ohne dies Erleben der Persönlichkeit Christi auch nicht die wahrhaft erlösende Erkenntnis von dem Gott im Leiden, dem leidenden und daher mitleidenden Gotte, dem Göttlichen, das im Leiden der Seele sich offenbart. Nur in Christus haben wir diese persönliche Offenbarung und nur in dieser Erkenntnis sind wir wahre Christen. Es ist aber das Christentum nicht ein einmal abgeschlossenes, fertiges, vollkommenes Reich Gottes auf Erden, sondern ein Werdendes, Wachsendes, sich Vervollkommnendes, eben ein Eindringen zur Erfassung des göttlichen Wesens, unter der innerlichen Führung des Geistes Christi. Nur dadurch ist es ein Lebendiges, ein wirkliches Erleben, in der Einzelseele gleichwie in der Gemeinschaft der Gläubigen. Immer ist dies ein Wunder. ohne Wunder keine Religion! Ein Wunder, nicht an die Zeit gebunden — es mag in einem wunderbaren Augenblicke sich vollziehen oder in einer nicht minder wunderbaren geschichtlichen und seelischen Entwicklung —, stets innerhalb der Zeitlichkeit, aber als freie Kraftwirkung des Ewigen. Der Christusglaube tritt also in die Welt, wie Christus selber, und so ist er ein lebendiges Spiegelbild der Persönlichkeit.

Auf jeder Stufe, in jedem Augenblicke des Erlebnisses dieser Offenbarung, bis zur vollen Vereinigung der Menschenseele mit dem Wesen Gottes, im irdischen Tode, gilt für alle, die diese Straße wandeln, das gemeinsame Bekenntnis: „Ich glaube an die Persönlichkeit Jesu Christi.“





Was will die Relativitätslehre?

Eine Entgegnung auf Dr. Georg Biedenkapps „Bolschewistenphysik“

In seinem Artikel „Bolschewistenphysik“ (Heft 6 des Türmers, 22. Jahrgang) greift der Verfasser Dr. Georg Biedenkapp die Lehren der Relativitätstheorie sowie deren hauptsächlichste Vertreter aufs heftigste an. Hierzu möchte ich mir als Fachmann einige Bemerkungen zu machen erlauben, die geeignet sind, die große Theorie ins rechte Licht zu setzen. Die Form, unter der die vielseitigen neuen Lehren vorgetragen werden und in die Öffentlichkeit gelangen, ist, wie ich dem Verfasser recht geben muß, gewiß einer durchaus berechtigten, ja schärfsten Kritik zu unterziehen. Es geht nicht an, große Gegenstände und dazu noch begrifflich so schwierige wie hier ohne genügende Klarheit und Präzision darzustellen. Im Gegenteil, gerade bei so verwickelten Verhältnissen wie hier gehört, abgesehen von der Eleganz, die man aus Höflichkeit dem Leser gegenüber zu geben sich verpflichtet fühlen sollte, in erster Linie größte Klarheit, ausführliche Darstellung und zwingende Logik. Jedes Wort, jeder Satz sollte hundertmal gewendet und gebessert werden, ehe er für die Öffentlichkeit festgelegt wird. Sonst sind schwere, ja schwerste Mißverständnisse nicht zu vermeiden. Hierin weiß ich mich mit dem Verfasser eins. Professor Einstein durfte z. B. niemals in einer seiner ersten Abhandlungen (in den Annalen der Physik) zum Ausdruck bringen, daß nach seiner Meinung kein logischer Widerspruch vorliege, wenn die Wirkung der Ursache vorausginge. (Ich zitiere nach dem Gedächtnis, da mir die betreffende Literatur augenblicklich nicht zur Hand ist.) Philosophisch genommen ist dies natürlich vollendeter Unsinn. Ähnliche Blüten absurder Ausdrucksweise hat sich vielfach auch Poincaré geleistet. Ich erinnere an die „Löcher im Äther“, die das eigentlich Wirksame sein sollten. Solche und ähnliche Äußerungen bringen für die weiter abstehenden gebildeten Kreise die ganze Relativitätstheorie und deren Urheber nur in Mißkredit. Ein wahrer großer Geist wird sich weder in sprachlicher noch in logischer Hinsicht auch nur das geringste zuschulden kommen lassen. Natürlich können verzeihliche Irrtümer unterlaufen. Nun aber zur Sache selbst!

Was will denn eigentlich die sog. „Relativitätstheorie“? Sie will nichts anderes und nichts Größeres, als die gesamte Erfahrung der experimentellen messenden Physik unter einen Hut bringen oder, was dasselbe ist, in ein oberstes Grundgesetz, eine „Weltformel“, zusammenziehen, um daraus umgekehrt nach Maß, Zahl und Gewicht auf rein rechnerischem Wege alle Erfahrung an den Dingen und Vorgängen der leblosen Natur herzuleiten. Welch kühnes Unternehmen! Man denke, aus einer obersten Formel oder einem höchsten Prinzip will man, um nur einige Beispiele zu nennen, herleiten, nach welchen Gesetzen ein Ziegelstein vom Dach fällt, ein Geschoß durch die Luft fliegt, wie sich die Planeten um die Sonne bewegen, wie sich die Körper bei Erhitzung und Abkühlung verhalten, wie sich das Licht durch den Weltenraum und in ponderablen Körpern fortpflanzt, wie es z. B. durch Wasser gebrochen, durch Glasprismen in Farben zerlegt wird, welcherlei Lichtarten leuchtende Gase aussenden, welches die Gesetze der Elektrizität und des Magnetismus sind, wonach

leistungsfähige Dynamomaschinen gebaut werden können, wie sich die einzelnen Wassertropfen in einer Wasserleitung oder in einem Fluß bewegen (nach Bahn und Geschwindigkeit), wie sich der Schall fortpflanzt, welches die Naturgesetze des Telephons sind, wie die verschiedenen Naturkörper eigentlich chemisch aus Molekülen, Atomen, Elektronen aufgebaut sind, kurz, welches die exakten Gesetze der mechanischen Vorgänge (grobe Bewegungen und Molekularbewegungen) und der elektromagnetischen (Licht, Elektrizität, Magnetismus, Gravitation) sind, wohlgemerkt nicht bloß beschreibend, sondern zahlenmäßig jede einzelne Phase des Vorgangs streng und eindeutig festlegend. Diese bunte Reihe der verschiedensten sinnfälligen Vorgänge soll die logische Folge eines einzigen obersten Grundsatzes sein. Eben dieses Gesetz bis auf wenige noch fehlende Bausteine gefunden zu haben, ist das unstreitige Verdienst der Urheber der allgemeinen Relativitätstheorie. Und in der Tat, die allgemeine Relativitätstheorie umfaßt nahezu restlos alle bisherige physikalische Erfahrung, ohne daß ihr eine zweite ebenbürtig zur Seite träte. Dies im einzelnen hier zu zeigen, wäre freilich ein vollständig aussichtsloses Unternehmen. Meine Leser müßten dann erst einmal in harter jahrelanger Arbeit die experimentelle und theoretische Physik und ihre Geschichte auf das gründlichste studieren und müßten mit allen Gebieten und Kunstgriffen der höheren und höchsten Mathematik vertraut sein. Wer nicht weiß, was ein Differential, ein Integral, eine Transformation, eine Gruppe, eine quadratische Form, ein Vektor, Tensor usw. ist, oder wer nicht die Forschungen und Ergebnisse der Spektralanalyse beherrscht oder die Maxwellschen Gleichungen, überhaupt die mathematische Zeichensprache, zu lesen versteht, kann den Wert der Relativitätstheorie und das, was sie leistet, überhaupt nicht beurteilen. Dazu verhelfen auch populäre Darstellungen nicht, weil sie die einzelnen Vorgänge als Folge übergeordneter Gesetze nicht darstellen und logisch begründen können, ohne nicht sofort in eine Kette mathematischer Formeln zu verfallen. Ein Beispiel für vieles: Wie soll ich jemandem populär klarmachen, daß die Brechung der Lichtstrahlen bei ihrem Eintritt in Wasser und die Äußerungen der Anziehungskräfte einer elektrischen Metallkugel aus einer und derselben gemeinsamen Quelle, eben den Maxwellschen Gleichungen, hergeleitet werden können oder daß die drei Keplerschen Gesetze durch das Newtonsche Gravitationsgesetz ersetzbar sind? Jede populäre Darstellung muß darin notwendig einseitig oder mindestens höchst unbefriedigend wirken. Wer wirklich einen genauen Einblick in die neuen Verhältnisse nehmen will, dem kann die ausgezeichnete bisher vielleicht beste Darstellung der Relativitätstheorie von Hermann Weyl (Raum, Zeit, Materie) empfohlen werden, natürlich nachdem er sich die oben genannten Vorkenntnisse ganz zu eigen gemacht hat. Andernfalls bleiben ihm auch die Weylschen Vorlesungen ein Buch mit sieben Siegeln.

Was nun die vermeintlichen „Phantasien" eines Gauß oder Riemanns hinsichtlich der „vierten Dimension" und der „nicht-euklidischen Geometrie" betrifft, so hat das eine ganz andere Bewandtnis, als der Verfasser des Artikels „Bolschewistenphysik" annimmt. Kein Mensch der Gegenwart, der mathematisch einigermaßen bewandert ist, behauptet, daß es eine vierte Dimension gäbe, die senkrecht stünde zu den schon vorhandenen drei Dimensionen des Raumes: der Länge, Breite, Höhe. Das ist natürlich unvorstellbar und wirkt so ausgedrückt absurd. Wenn man in mathematisch-physikalischer Literatur vom vierdimensionalen Raum spricht, so meint man damit etwas anderes, was sich über die naive Vorstellung der verschiedenen Dimensionen erhebt und diese, wie erforderlich, wesentlich präzisiert. Stellen wir uns zunächst auf den naiven Standpunkt. So ist ein gerader Bleistiftstrich (Linie) unzweifelhaft eindimensional, er hat nur eine Länge, eine Visitenkarte (als Ebene) zweidimensional, sie hat Länge und Breite, ein Mauerziegelstein dreidimensional, der hat Länge, Breite und Höhe. Das ist sicher! Nun frage ich, von wieviel Dimensionen sind denn die folgenden ohne Dicke vorzustellenden Gegenstände: eine Seifenblase, ein Drahtring und eine Drahtspirale (Windungen übereinander)? Der naive nach Länge, Breite und Höhe urteilende Mensch sagt: Seifenblase und Drahtspirale sind offenbar dreidimensional, denn sie haben



ja Länge, Breite und Höhe, die ich messen kann, auch beanspruchen sie ein Stück dreidimensionalen Raumes; aus ähnlichen Gründen sei der Drahtring nur zweidimensional. Und doch ist das nicht richtig! Denn wenn ich sage, die Körper unserer Welt (z. B. ein Stück Butter) seien dreidimensional, so kann sich diese Aussage unmöglich ändern, wenn ich die Körper ganz nach Belieben knete, verbiege, zusammendrücke, kurz deformiere. Das Stück Butter bleibt dreidimensional, in welche Form ich es auch pressen mag. Eine (flächenartige) Visitenkarte bleibt zweidimensional, wie sehr ich sie auch verbiegen mag, ein Draht (linear) ebenso allemal eindimensional. Darum sind Ring und Spirale notwendig eindimensional, weil man sie zu geraden Drähten verbiegen kann, die Seifenblase (als flächenartiges Gebilde) ähnlich zweidimensional. Die Frage nach der Dimension eines Körpers fällt eben nicht zusammen mit der Frage, einen wieviel dimensionalen Raum der Körper zu seiner Existenz beansprucht. Blase und Spirale beanspruchen beide wohl einen dreidimensionalen Raum, sind selbst aber nur zwei- bzw. eindimensional. — Man sieht, der naive Standpunkt liefert ein nicht alle Fälle umfassendes Kriterium. Deshalb muß man strenger, am besten mathematisch vorgehen. In der Mathematik erkennt man die Dimensionsverhältnisse daran, daß man zur Charakterisierung eines ein-, zwei-, dreidimensionalen Dinges je ein, zwei drei ... Zahlen nötig hat. Die einzelnen Punkte des (idealisierten) Drahtringes oder der Spirale werden z. B. durch ihre längs der Drahtbögen gemessenen Entfernungen von einem Anfangsdrahtpunkt festgelegt, d. i. eine Zahl. Jeder Punkt der Seifenblase braucht zwei Zahlen zu seiner Festlegung, genau wie die Orte der Erdoberfläche geographische Länge und Breite. Die einzelnen Punkte, aus denen ein dreidimensionaler Körper aufgebaut ist, brauchen drei Zahlenangaben zu ihrer Markierung. Verlangt man z. B. aus einer Kiste voll Erbsen eine bestimmte herauszuholen, so muß man die Entfernung der betreffenden Erbse von den Kistenwänden, also mindestens drei Zahlen angeben. Deswegen ist „die Gesamtheit aller Erbsen“ oder populär „unsere Erbsenkiste“ dreidimensional. Das wissenschaftliche Kriterium der Dimensionszahl ist hiermit klar gegeben. — Übrigens wird vielfach behauptet, daß es zweidimensionale Dinge in Wahrheit nicht geben könne. Man beruft sich wohl darauf, daß man eine Ebene gar nicht für sich allein zeigen könne. Das ist aber auch gar nicht nötig; das zweidimensionale Ding kann ruhig dem Auge verschlossen sein. Z. B. ist die Gesamtheit aller musikalischen einfachen Töne in physikalischem Sinne notwendig zweidimensional oder vorsichtiger gesagt: eine zweidimensionale Mannigfaltigkeit, denn jeder Ton ist erst durch zwei Angaben bestimmt: seine Schwingungszahl und seine Intensität oder, wie die Sprache treffend sagt, durch seine „Höhe“ und „Stärke“. Ähnlich ist die Gesamtheit aller Farben dreidimensional, insofern jede von ihnen aus drei Grundfarben bestimmten Mengenverhältnisses zusammensetzbar ist. Jetzt dürfte es nicht schwer sein, „vierdimensionale Dinge“ aufzufinden. Die Gesamtheit aller musikalischen Töne, die zwei Obertöne besitzen, ist z. B. eine vierdimensionale Mannigfaltigkeit oder kurz vierdimensional, denn vier Zahlen erst bestimmen einen solchen Ton: die Höhe und Stärke des Grundtones und die Stärken der beiden Obertöne, deren Höhen durch den Grundton festgelegt sind. Ebenso ist die Gesamtheit aller (physikalisch meßbaren) Ereignisse oder populär gesagt „unsere (leblose) Welt“ vierdimensional, weil jedem Teilereignis, z. B. dem Setzen eines bestimmten i-Punkts, notwendig vier Festlegungszahlen: der Ort (etwa geographische Länge, Breite und Höhe über NN.) und die Zeit (Minute, Sekunde) des Ereignisses zukommen.

Das alles ist höchst einfach und klar. Ist nicht ein Satz wie „unsere (physikalische) Welt ist vierdimensional“ recht simpel und einfach? Kann man im Ernst über eine solche Ausdrucksweise stolpern, deren Sinn, wenn nicht durch sich selbst, so doch durch den Zusammenhang einleuchtet? Was hat das mit „mathematischen Absonderlichkeiten“, mit „Phantasiegebilden“ oder mit „Mystik“ zu tun? Im Gegenteil, es ist alles reichlich nüchtern, fast trivial. Mystik und Mathematik sind durchaus heterogene Begriffe. Freilich gibt es auch in der reinen Mathematik manche problematische ungelöste Frage. Wenn gleichwohl Minkowski in einem seiner be-

kannten Vorträge, die er vor einem nicht durchweg fachmännisch gebildeten Publikum gehalten hat, in seiner Begeisterung für die junge Relativitätstheorie zur Belebung des Vortrags einen originellen Gedanken in Gestalt einer unverbindlichen mehr scherzhaften Formel ausgedrückt hat, in der Kilometer mit Sekunden gepaart sind, so kann ihm niemand daraus ernstlich einen Strick drehen. Mit dem gleichen Recht dürfte man dann auch nicht die Bezeichnung „cm^2" für eine Fläche oder „$\frac{cm}{sec}$" für eine Geschwindigkeit unwidersprochen hinnehmen, denn Zentimeter kann ich nicht durch Sekunden teilen.

Doch nun zu der euklidischen Geometrie, deren Einzigkeit für Dr. G. Biedenkapp trotz der Untersuchungen von Bolyai, Lobatschefskij, Gauß, Riemann u. a. unbedingt feststeht. Daß sich schon bedeutende griechische Gelehrte über die geometrischen Axiome des Euklid gestritten und gehauen haben, scheint ihm jedoch ganz zu entgehen, desgleichen die durch die ganze Geschichte der Geometrie sich hindurchziehenden eifrigsten und dennoch ergebnislosen Bemühungen dahin, zu beweisen, daß durch einen Punkt außerhalb einer Geraden zu dieser nur eine Parallele möglich sei. Vergeblich suchte man nach einem exakten Beweis trotz beinah 2000jähriger Bestrebungen. Gerade dieser Umstand führte mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß auch andere Verhältnisse in der Geometrie zutreffend sein könnten, als Euklid sie lehrte. Ganz ähnlich gelangte man seinerzeit durch das erfolglose Suchen nach dem vermeintlichen perpetuum mobile (2. Art) schließlich zur Auffindung des Satzes von der Erhaltung der Energie. Um den Wert oder den Unwert neu auftretender Theoreme wirklich gerecht beurteilen zu können, darf man eben niemals den Werdegang bzw. die Geschichte der betreffenden Disziplin außer acht lassen; andernfalls verfällt man leicht in Einseitigkeit und Irrtümer. So auch hier. Wie recht hatte Gauß, wenn er seine Untersuchungen über die „nicht-euklidische Geometrie" aus Furcht vor dem Geschrei „der Böoter" der Öffentlichkeit vorenthielt. Hätte nicht Einstein vielleicht auch klüger getan, seine relativistischen Ideen zunächst der Schublade anzuvertrauen, bis seine Zeitgenossen den Kern der neuen Lehren verstehen würden und er selbst sich zur vollen Klarheit durchgerungen hätte? Leider hat er es nicht getan, sich selbst und der Sache zum Schaden. Das Geschrei hat prompt eingesetzt. Ich erinnere z. B. an Leo Gilberts Heftchen „Die neueste Modenarrheit der Wissenschaft", wo der Verfasser in höchst humoristischer und satyrischer Weise alle die großen Herren von der Relativität und diese selbst auf das köstlichste geißelt. Solche Erscheinungen zeigen lediglich die Unkenntnis des Problems und dessen Geschichte. Die genannten von Euklid abweichenden Geometrien sollten viel bekannter und aufmerksamer studiert sein. Einen befriedigenden Abriß einer solchen neueren Geometrie hier wiederzugeben, wäre ohne Figuren, geschweige ohne das nötige mathematische Rüstzeug von vornherein aussichtslos. Auch das Anführen von Analogien oder von plausiblen Gründen würde nicht weiter führen, weil man solchen Angaben mit Recht keinerlei Beweiskraft beilegt. Es bleibt eben nichts anderes übrig, als sich in medias res zu begeben und durch das Formelgestrüpp einen Weg zu bahnen. Aus welchem zureichenden Grunde sollten auch ausgerechnet Euklids Lehren absolute Gültigkeit besitzen? Wie ist überhaupt Euklid zu seinem gewiß stolzen Lehrgebäude gekommen? Lagen vielleicht die Erfahrungen ägyptischer Geometer seinen Abstraktionen zugrunde? Könnte nicht Euklids Fassung des Parallelenaxioms viel zu eng sein?

Trotz dieser Erörterungen will ich gleichwohl durch eine freilich nicht zwingende Analogie das Problem nicht-euklidischer Geometrie etwas näher beleuchten. Angenommen, auf einer größeren ebenen Papierfläche lebten zweidimensionale (flache) Wesen, die daselbst ein quadratisches Papierblatt (etwa eine Briefmarke) vor sich herschieben und drehen. Nichts hindert die Wesen daran, das in beliebiger Weise zu tun, am wenigsten die „Struktur der Ebene", wie wir vom Standpunkt unseres dreidimensionalen Raumes aus sagen können. Die Briefmarke kann an alle Stellen der Ebene und dort in beliebige Lage gebracht werden, ohne daß das Quadrat zu irgend einem unregelmäßigen Viereck oder einer anderen Gestalt verzerrt

würde. Nun erfährt die Bewegungsfreiheit der Briefmarke für die zweidimensionalen Wesen auch dann keinerlei Beeinträchtigung, wenn das Papierblatt samt seinen Bewohnern zu einer Rolle (Zylinder) oder zu einer Düte (Kegel) gewinkelt wird. Nach wie vor kann in der nunmehr krumm gewordenen Fläche die Briefmarke, die sich der Fläche anschmiegt, dort frei herumbewegt werden. Wenn wir auch wissen, daß die Fläche samt Lebewesen und Briefmarke krumm geworden ist, so bemerken die Flächenwesen selbst davon nichts, da sie keinerlei Sinn für eine dritte Dimension haben. Nicht alle krummen Flächen besitzen die Eigenschaft, ein in ihrer Oberfläche gelegenes Viereck ohne Gestaltsänderung freie Beweglichkeit in ihnen zu gestatten. Die Hauptvertreter sind: die Ebene, die Kugeloberfläche und die sogenannte Pseudosphäre (Gestalt etwa wie zwei mit ihren Breitenden zusammengefügte Trompeten gleicher Größe). Diesen Sachverhalt kann man natürlich rein analytisch und in aller Strenge verfolgen; ich verweise z. B. auf Kommerells Theorie krummer Flächen (Sammlung Schubert). Fragt man nun umgekehrt, welche zweidimensionalen krummen oder ebenen Flächen die genannte Eigenschaft haben, alle in ihr enthaltenen Figuren verzerrungslos in sich verschieben und drehen zu lassen, so führt eine streng analytische Lösung eben auf die oben genannten drei Hauptvertreter krummer Flächen. Solche Flächen nennt man Flächen „konstanten Krümmungsmaßes". Betrachten wir nun einmal eine Ebene und eine Kugel mit ihren Lebewesen! Beide „Welten" sind für die Sinne ihrer Bewohner von durchaus gleicher Beschaffenheit. Die Wesen werden sich naturgemäß der euklidischen Geometrie bedienen; beide werden die Winkelsumme im Dreieck zu zwei Rechten annehmen und in näherer Umgebung ihres Wohnortes auch erfahrungsgemäß durch Messungen bestätigt finden. Würden freilich die Kugelwesen genauer messen, indem sie zugleich große Dreiecke untersuchten, so werden sie notwendig Widersprüche mit ihrer vermeintlichen euklidischen Geometrie finden, da die Winkelsumme notwendig den Betrag von 180 Grad übersteigt. Um diesen Tatbestand zu erklären, sehen sie sich gezwungen, ihrem Leberaum, eben der Kugeloberfläche, eine besondere, für sie nicht näher erklärbare „Struktur" (für uns die Krümmung) zuzuschreiben und zu behaupten, daß für ihren Raum die euklidische Geometrie mit großer Annäherung, jedoch nicht exakt gilt. — Aus diesem Beispiel ersieht man deutlich, daß man trotz euklidischer Vorstellungen sehr wohl die Unzulänglichkeit der benutzten Geometrie erkennen kann, entgegen der Meinung des Herrn Dr. Biedenkapp. — Gehen wir noch einen Schritt weiter.

Die geschilderten Verhältnisse lassen sich ganz analog auf unsern dreidimensionalen Raum, der uns als Lebewesen enthält, übertragen, was freilich in Ermangelung der Anschaulichkeit nur noch rein analytisch unter Zuhilfenahme einer beliebigen vierdimensionalen Mannigfaltigkeit (wie sie oben begrifflich auseinandergesetzt wurde) und der Annahme geschehen kann, daß unser Raum homogen ist und alle darin befindlichen Körper verzerrungslos in beliebiger Weise bewegen läßt. Und gesucht wird die „Struktur" unseres Raumes, also die Antwort auf die Frage, ob dieser in übertragenem Sinne „eben" oder „krumm" sei. Das läßt sich mathematisch streng und einwandfrei erledigen. Nun das Ergebnis der Rechnung: unser Raum kann danach von dreierlei „Struktur" sein, nämlich, wie man in Analogie zu dem einfacheren Fall sagt, „eben" (entsprechend der Ebene), „sphärisch" (entsprechend der Kugel) oder „hyperbolisch" (entsprechend der Pseudosphäre). Ist er „eben", so gilt in ihm Euklids Geometrie exakt, ist er „sphärisch" oder „hyperbolisch", d. h. weicht er also von seiner „ebenen" Gestalt in gewisser zahlenmäßig erfaßbarer Weise ab, so ist die euklidische Geometrie nur angenähert, niemals aber exakt richtig. Eine Entscheidung hierüber wäre für uns nur durch Messung genügend großer Räume, die uns jedoch nicht zur Verfügung stehen, im Prinzip möglich. Soviel in bezug auf die nicht-euklidischen Geometrien.

Der Zweck der vorstehenden ganz speziell gehaltenen Erörterungen war lediglich der, darzutun, daß die euklidische Geometrie keineswegs eine ausgemachte Sache ist, sondern daß sie sich je nach den Erfahrungen der messenden Physik ev. eine mehr oder weniger folgen-

schwere Änderung gefallen lassen muß. Von einer Vergewaltigung des gesunden Menschenverstandes kann dabei nicht die Rede sein. Um so weniger haben Ausdrücke wie „Übermathematik“ oder „Irrlehre“ eine Berechtigung. Es ist gewiß bedauerlich, wenn hochbedeutsame Lehren, die die Feuerprobe streng mathematischer Logik bestanden haben, in eine Form gegossen werden, die ungenießbar ist und beißende Kritik herausfordert, und wenn dabei die Sache gefährdet oder gar tödlich getroffen wird. Wie in allen Dingen, so heißt es auch hier Kritik am Kern, nicht an der Schale zu üben. Nur so kann man hoffen, von Mißverständnissen und Irrtümern frei zu bleiben. Bei aller Kritik auf physikalischem Gebiet darf aber das mathematische Rüstzeug nicht fehlen, denn nur mit Formeln läßt sich trefflich streiten.

Dr. J. Stein



Gleiche Brüder, gleiche Kappen

Eine beiläufige Bemerkung, die aus Anlaß der neuen Beamtenbesoldungsreform gemacht wurde und die ich irgendwo las, fesselte mein Interesse: „bislang hatten wir dreiviertelhundert Beamtengehalts- und somit Beamtenklassen; künftig sollen es nur ein Dutzend sein, — es ist aber inzwischen schon wieder eine hinzugekommen.“

Siebzigfache Schichtung unserer Beamtenwelt, wer hätte sich das träumen lassen! Eine Schicht über der andern; so gewaltig war die Gliederung; unser Beamtenstaat ein richtiger Turm! Und dabei bilden schließlich die Beamten nur einen Stand im Staate! Über ihm noch andere Stände, die ebenfalls wer weiß wie mannigfaltig abgestuft sind; es gibt allein „Räte“ erster bis vierter oder fünfter Klasse. Und unter den Beamten die Angestellten, die Festbesoldeten und solche, die es gern sein möchten. Dann die Arbeiter, wieder überreich gegliedert: Qualitätsarbeiter, gelernte Arbeiter, ungelernte, Gelegenheitsarbeiter, Maschinenarbeiter, Handarbeiter und Handlanger. Ach, darüber ließe sich wohl noch viel sagen! So sieht es also wirklich in unserm Staate aus, ja, wieviel Stände, Ränge und Klassen haben wir nun eigentlich? Ich glaube, niemand kann das sagen.

Wir wissen nun freilich schon aus der Kinderschule, daß es in jedem Volke — bei den alten Ägyptern, Chinesen — „Kasten“ gegeben hat. Daher das Wort „Kastengeist“; es war uns immer ärgerlich. Gleichwohl hatte jedes Volk eine Zeit, in der es das nicht gab; das war seine Jugend. So auch bei den Deutschen. Sie alle waren „Freie“. Unfrei waren lediglich die Angehörigen unterjochter Völkerschaften; sie wurden später „Hörige“, noch später nannte man sie — ein trostloses Wort — leibeigen. Die Freien aber standen einander ganz gleich. „Stand“ kommt von stehen; sie standen auf gleicher Stufe, waren der erste und einzige „Stand“ und duldeten niemand über sich, sofern er sich nicht vor allen andern besonders auszeichnete und so lange er sich in dieser Beziehung bewährte. So wurden, auf Grund außerordentlicher körperlicher Tüchtigkeit — denn zuerst war diese das einzige, was in den Augen der damaligen Zeitgenossen etwas galt — Heerführer gewählt; von einem Herzog verlangte man zum wenigsten, daß er reiten konnte.

Es hat jahrhundertelang gedauert, ehe diese von Fall zu Fall gewählten Heerführer Volksregenten wurden, und abermals Jahrhunderte, bis ihre neue Königs- und Kaiserwürde in ihren Familien erblich wurde. Gleichzeitig bildete sich, in ihrer engeren Umgebung, ein besonderer Kriegerstand heraus, die Ritterschaft, der Adel, und daneben — zur Führung der geistlichen und geistigen Geschäfte — die Geistlichkeit, beide im Laufe der Zeit vielfach unter einander abgestuft. Daneben, oder eigentlich schon darunter, der Bürgerstand, — immer noch „freie“ Leute: Stadtluft macht frei! — und unter diesen die Bauern, die im weiten Lande wohnten. Alles das immer schärfer voneinander und untereinander abgegrenzt.

Als es soweit war, wurde die „Uniform" geboren, ein Ausdruck, der eigentlich zu dieser Mannigfaltigkeit in Widerspruch steht. Sie war aber nicht das Kleid aller Volksgenossen, sondern gewissermaßen das äußere Kennzeichen jedes besonderen Standes. Die Mönche trugen ihre Kutten, die Bauern — zunächst in ihrer Kleidung wenig von den Bürgerlichen unterschieden — durften sich die Haare nicht anders als „unterm Topf" schneiden lassen; die Bürger trugen einerlei Tuch und Mützen; daher der Ausdruck „gleiche Brüder, gleiche Kappen". Und dasselbe galt vom Militär. Da gab es schon bald eine besondere Landsknechtstracht, durch die sich jedoch auch schon manche einzelne Gruppe von andern unterschied: der Bundschuh; und etwa gleichzeitig auch eine besondere Tracht der reisigen Leute, die die Fürsten umgaben und ihnen Heeresfolge leisteten. Für alle diese wurde ebenfalls von jedem Hofe einerlei Tuch mit gleichem Zierat beschafft und dem ganzen Hofgesinde — hoch und niedrig — geliefert; daher die Bezeichnung „Livree", die später auf die engere Umgebung der Fürsten beschränkt, darüber hinaus aber durch das Wort „Uniform" verdrängt wurde. Wir alle wissen, wie prachtvoll sich das dann alles noch weiter entwickelt und bis ins einzelste gegliedert hat; schon ein blanker Knopf am Rockkragen bezeichnete „die höchste Stufe der Gemeinheit".

So wurde also ein Stand, ein Rang, jede Klasse vor der andern sichtbar gemacht. Begreiflich, daß das manchen Leuten nicht paßte. Jeder strebte „über seinen Stand" hinaus. Da gab es dann unaufhörliche Gebote und Verbote; unzählich sind die im Laufe der Jahrhunderte erlassenen Kleiderordnungen; Kaiser und Könige, ja Reichstage haben sich damit beschäftigt, was jedem einzelnen Stande zu tragen erlaubt sein sollte, und was nicht. Das ging bis in die höchsten Regionen: als Kurfürst Johann Georg IV. von Sachsen am 27. Februar 1688 in Dresden ein Geheimes Konzil abhielt, thronte er auf purpurnen Kissen, während der Kurprinz auf einem grünsamtenen Stuhle, die Geheimen Räte aber nur auf grüntuchenen saßen.

Was aber von den Lebenden galt, galt auch sogar von den Toten. In Wittenberg begrub man sie beispielsweise i. J. 1533 in drei verschiedenen Klassen „gemein mensch, mittelmeßige burger und redliche leute"; ganz allgemein wurden nur die Angehörigen der ersten Klasse mit Glockenklang und — je nachdem — mit der „ganzen" oder „halben Schule" beerdigt. Derartiges erhielt sich bis in die allerneueste Zeit. Wenn man im Jahre 1848 in Oldenburg jemand fragte, was Großes denn die Revolution zuwege gebracht, erhielt man wohl zur Antwort: „Die platten Särge der Armenleichen wurden abgeschafft".

Nun, den Toten konnte es schließlich gleich sein, wie man sie begrub, bei den Lebenden aber trieben die vielerlei Finessen selbst in den persönlichsten Angelegenheiten wunderliche Blüten. Wurde in Schaffhausen ein Junge geboren, so steckte die Magd, die das freudige Ereignis der Bekanntschaft ansagen ging, einen Strauß vor die Brust und einen andern trug sie in der Hand; war es aber „nur" ein Mädchen, dann ließ sie den Strauß am Busen weg. Noch am 12. Februar 1682 erließ Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen eine Schlittenfahrtsordnung: „wer mit Geläute und ohne Geläute, zweispännig oder nur im Rennschlitten fahren oder sich dessen enthalten solle".

Doch man beschränkte sich nicht nur auf solche Äußerlichkeiten. Kundige Leute schrieben Titulaturbücher, nach denen sich jedermann auf das genaueste und strengste zu richten hatte. Das älteste erschien schon i. J. 1487 in Nürnberg, dann kam 1522 das „Straßburger Kanzleibüchlein" und als drittes wohl Fabian Frankens weit verbreitetes Kanzlei- und Titelbüchlein i. J. 1531 heraus. Sie alle werden den Zeitgenossen damals sehr willkommen und nützlich gewesen sein, denn die allezeit richtige Anwendung der jedermann zukommenden Anrede und Titel war eine Wissenschaft und beinahe eine Kunst.

Und wie sind wir denn schließlich zu unsrer jetzigen Beamtenhierarchie gekommen? Im Jahre 1680 wurden den sächsischen „Ständen" zwei verschiedene Rangordnungen vorgelegt, von denen die eine 32, die andere 52 Klassen enthielt, und die erste „Lokation" erhielt am

30. März genannten Jahres die Billigung des Landesherrn. Doch das war nur ein bescheidener Auftakt zu Größerem. Kurz vor Ablauf des 18. Jahrhunderts wurde in der Oberlausitz, wo die „Präzedenzstreitigkeiten" gar kein Ende nehmen wollten, ebenfalls die Entwerfung einer bürgerlichen (!) Rangordnung für die „Sechsstädte" (Bautzen, Görlitz, Kamenz, Lauban, Löbau, Zittau) angeordnet. Viele Jahre arbeitete man an dem schwierigen Werk; i. J. 1793 wurden endlich dem Geheimen Konsistorium mehrere ausführliche Entwürfe vorgelegt. Derjenige der Landeshauptmannschaft erscheint als der erschöpfendste; er enthält in 126 Klassen eine vollständige Stufenleiter, die mit den kurfürstlichen Räten beginnt und mit den zünftigen Meistern schließt. Unterhalb dieser bürgerlichen Schicht gab es aber noch die nicht minder breite der Gesellen und Bauern und dann auch noch den weiten Kreis „unehrlicher" Leute, zu denen nicht nur die Scharfrichter, Henker und Schinder, sondern auch alle Leineweber, Müller, Barbiere, Bader, Zöllner und Hirten zählten, deren Kinder man von allen „Gaflen, Ämtern, Gilden, Innungen, Zünften und Handwerken" ausschloß. Das Geheime Konsistorium ließ schließlich die Sache bis — 1868 liegen und ordnete dann die Einreichung eines anderweiten Entwurfes mit Berücksichtigung der seitdem stattgefundenen Veränderungen an. — So in Sachsen. Aber in Celle (Hannover) bot noch im Herbst des Jahres 1860 der Lohndiener Buhr im dortigen „Moniteur" für den Preis von 7½ Ngr. eine gedruckte Liste an, „woraus jedermann ersehen könne, ob er zur ersten, zweiten oder dritten Rangklasse zähle und bei welchen Familien er seine Visite zu machen habe". Ausgerechnet ein Lohndiener!

Dr. Johannes Kleinpaul

Der Bilderbühnenbund deutscher Städte

Im 11. Heft dieser Zeitschrift richtete Georg Göhler einen beredten Appell an die deutschen Stadtgemeinden, sich zu Städtebünden zusammenzuschließen, um die zukünftigen Aufgaben der Volksbildung wirklich erfolgverheißend in Angriff nehmen zu können. Der Gedanke, daß die Städte in ihrer Einzelheit viel zu schwach sind, um gesondert Ersprießliches in Kulturangelegenheiten leisten zu können, und daß „die Mittel- und Kleinstädte sich nur durch den Zusammenschluß die Bildungsmittel schaffen können, die nötig sind, um allen Schichten des Volkes in ganz Deutschland den Zugang zu den geistigen Gütern zu schaffen, die wir unseren Vätern verdanken und die uns die besten unserer Zeitgenossen schenken", ist so bestechend, daß man sich wundern muß, ihm nicht schon längst begegnet zu sein. Es bestand schon vor dem Kriege Anlaß genug, solche Maßregeln zu ergreifen, um das geistige Leben vornehmlich der kleinen Gemeinden nicht nur zu erhalten, sondern überhaupt erst zu wecken. Gerade hier machte sich eine Verkümmerung jedes geistigen Lebens bemerkbar, die im Vergleich etwa zu schweizerischen Städten gleicher Größe etwas Beschämendes hatte. Wenn jetzt durch Gründung von Städtebünden alles versucht werden soll, um Bildungsmöglichkeiten zu sichern, so ist es dazu allerdings höchste Zeit. Geschieht nichts, um diesen Weg gangbar zu machen, so ist vielleicht die Hauptmöglichkeit versäumt, an ideellen Werten zu ersetzen, was an politischen verloren ging.

Wie aus Göhlers Zeilen hervorgeht, ist es nun in der weiteren Öffentlichkeit so gut wie unbekannt, daß tatsächlich schon ein Städtebund ins Leben getreten ist, der sich die Pflege von Aufgaben der Volksbildung zum Ziel gesetzt hat: der Bilderbühnenbund deutscher Städte. Auf dem Gebiet des Lichtspielwesens bedarf es der Anregung Göhlers nicht mehr, hier ist ein erstes Beispiel geschaffen, das, wenn es auch nicht als mustergültig gewertet werden will, doch zur Nacheiferung auffordert.

Die Gründung des Bilderbühnenbundes hat eine längere Vorgeschichte.

Daß der Kino sich allmählich zu einer ganz großen Volksgefahr ausgewachsen hatte, war seit langem die Erkenntnis aller Einsichtigen geworden. Es war offenkundig, daß der Film sich alle die Elemente zu eigen gemacht hatte, die man bei der Schundliteratur so wirksam bekämpfte, und daß diese unter den ungleich günstigeren Bedingungen des Bewegungsbildes eine viel verhängnisvollere Wirkung auf die Volksseele und besonders auf das Seelenleben der Jugend ausübten. Der Schundfilm besaß eine unheimliche Anziehungskraft, und die Filmfabrikanten bemühten sich, statt ihrerseits auf Hebung des Niveaus bedacht zu sein, um eine möglichst ergiebige Ausnützung der Konjunktur, so daß der Markt mit einer wahren Sintflut von Schundfilmen überschwemmt wurde. Es handelte sich nicht um vereinzelte Fälle, in denen das vom Film Gebotene allen sittlichen und ästhetischen Forderungen hohnsprach, sondern um eine förmliche Seuche, für deren immer weiter ausgedehnte Verbreitung der Umstand kennzeichnend war, daß allenthalben die Lichtspieltheater wie Pilze aus der Erde schossen. Hatten doch diese kleinen und kleinsten Unternehmungen nur in der skrupellosen Bevorzugung des belletristischen Schundfilms die unentbehrliche wirtschaftliche Sicherung. Wenn der Versuch gemacht wurde, diese als ernste Gefahr für die sittliche Gesundheit des Volkes erkannte Seuche mit negativen Mitteln zu bekämpfen, so mußte sich das mit Sicherheit als unzulänglich erweisen. Die Polizei, die man um ihren Beistand anrief, schritt mit Verboten ein, die Zensur entfaltete eine rege Tätigkeit. Aber Polizeiverbote konnten sich nur auf den Kinobesuch der Jugendlichen erstrecken, und die Zensur konnte wohl die öffentliche Vorführung allzu krasser Sensationsfilme untersagen und Einzelheiten ausmerzen, die zu anstößig erschienen, vermochte aber nicht zu verhindern, daß die bisher beliebten Verbrecherfilme nun durch Filme voll verlogener Sentimentalität abgelöst wurden, die nicht minder verwerfliche Schauderdramen darstellten als jene, und daß die früher offen zur Schau gebrachten sexuellen Obscönitäten sich nun als „Aufklärungsfilme" u. dgl. maskierten. Irgend eine Hebung trat dadurch nicht ein, die Instinkte wurden nur auf eine andere Bahn abgelenkt. Was aber am wesentlichsten war: es bestand bei dieser Art des Kampfes gegen den Kino keine Möglichkeit, die sehr erheblichen Werte des Films, die in ihrer großen Bedeutung für volkspädagogische und schulmäßige Zwecke doch auch schon erkannt waren, planmäßig nutzbar zu machen. Dazu boten die aus Anstandsgründen wohl hin und wieder veranstalteten Jugendvorführungen, die den Film doch überwiegend als Unterhaltungsmittel verwendeten, und die im Beiprogramm der öffentlichen Vorstellungen gezeigten Naturaufnahmen, die viel zu spärlich erschienen, als daß sie eine besondere pädagogische Beweiskraft haben konnten, nicht ausreichend Anlaß. Man mußte sich aber auch sagen, daß selbst die Zusammenstellung ganzer Reformprogramme nur eine vergeblich aufgewendete Mühe sein müßte, wenn ein solches Programm im Kreis der Vorführung nur gelegentlich einmal erschien. Es hatte gar keinen Wert, dem Publikum heute etwa einen mit Geschmack und Feingefühl angefertigten Märchenfilm vorzuführen, wenn es morgen ein blutrünstiges Verbrecherdrama oder ein pikantes Kokottenabenteuer zu sehen bekam. Was mit aller Entschiedenheit gefordert werden mußte, war die Errichtung von Lichtspielbühnen, die ihre gesamten Vorführungen ausschließlich in den Dienst des Reformgedankens stellten und bei denen jede Spielfolge den Charakter des Mustergültigen hatte. Versuche in dieser Richtung sind kurz vor dem Kriege gemacht worden, doch kam es dabei über die gute Absicht nicht heraus, und durch den Ausbruch des Krieges sind alle Anfänge jäh abgeschnitten worden. Einzig in Stettin vermochte der Reformgedanke dauernde Gestalt zu gewinnen. Der zähen Energie, mit der der dortige Oberbürgermeister und der Direktor der Stadtbibliothek, Dr. Ackerknecht, an seiner Verwirklichung festhielten, gelang es, in dieser Stadt das Interesse für die Angelegenheit wach zu halten und durch das Zusammentreten von einigen dreißig Geldgebern die Errichtung einer Musterlichtspielbühne auf genossenschaftlicher Grundlage zu ermöglichen. Am 8. November 1914 wurde in einem auf städtischem Grund und Boden gelegenen ehemaligen Rundpanorama-Gebäude die Stettiner Urania eröffnet; für die sehr

billige mietweise Überlassung des Terrains war der Stadt ein weitgehendes Mitbestimmungsrecht bei der Verwaltung zugesichert worden, das sich auf die im Sinne des Reformgedankens notwendige Kontrolle der öffentlichen Vorstellungen sowie auf die Einrichtung eines geregelten Schullichtspielbetriebs erstreckte.

Die Stettiner Urania wurde nun zum Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung der praktischen Kinoreform. An sie knüpfte zunächst die Errichtung des Deutschen Ausschusses für Lichtspielreform an. Bei dem im März 1915 zu Berlin eröffneten Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht wurde man aufmerksam darauf, in wie erfolgreicher Weise durch das Stettiner Vorgehen die bisher allzu ideologische Vertretung des Reformgedankens in eine gesunde Praxis umgesetzt wurde. Für die Sache ließ sich die willkommenste Förderung erwarten, wenn die in Stettin gewonnenen Erfahrungen zur Grundlage eines Lehrganges für alle an der Kinoreform ernstlich interessierten Kreise gemacht wurden und die daraus hervorgehenden Anregungen die weiteste Verbreitung fanden. Im Winter 1916/17 trat man diesem Plan näher und ließ die Einladungen zu einem vom 2.—4. April 1917 in Stettin stattfindenden Lehrgang ergehen, wobei im Hinblick auf den kommunalen Charakter der Urania die Magistrate aller deutschen Gemeinden über 20 000 Einwohner besonders berücksichtigt wurden. Die Veranstaltung nahm einen erfreulichen Verlauf, über den im einzelnen hier nicht zu berichten ist. Als wertvollste Frucht zeitigten die gemeinsamen Besprechungen die Gründung des Deutschen Ausschusses für Lichtspielreform, zu dessen Vorsitzenden Oberbürgermeister Dr. Ackermann bestellt wurde. Der Ausschuß hatte in der Hauptsache zum Zweck: „Anregend und fördernd in bezug auf die Herstellung, Sammlung und Verteilung guter Lichtbilder — stehender wie beweglicher — zu wirken ... Rat und Auskunft in bezug auf die Einrichtung und den Betrieb von Lichtspielbühnen zu erteilen ...“ Als Unterausschuß bildete er aus seiner Mitte den Deutschen Lichtspielrat, der als unabhängige Prüfungs- und Beratungsstelle auf dem Gebiet des Lichtspielwesens für die „Aufnahme und Fortführung eines sachlich geordneten Inventariums der in Deutschland vorhandenen, im Sinne der Lichtspielreform brauchbaren und in guten Kopien verfügbaren Bewegungsbilder belehrenden und unterhaltenden Inhalts sowie entsprechender Begleittexte ...“ gedacht war.

Die Gründung des Deutschen Ausschusses war ein bedeutender Schritt weiter auf dem Wege zu einer wirklich konsequenten Reform. Es waren nicht mehr nur einzelne, die ganz auf sich angewiesen einen exponierten Posten verteidigten, ohne viel Aussicht auf Erfolg, sondern es bestand nun eine festgeschlossene Gruppe, die durch ihren Anschluß an ein staatliches Institut und ihr organisches Herauswachsen aus einem wirtschaftlich wie pädagogisch einwandfreien Unternehmen an sich schon eine ansehnliche Macht bedeutete. Alles in allem vertrat der Deutsche Ausschuß überwiegend die ideelle Seite der Kinoreform; er sammelte reformgerechtes Filmmaterial, er übte eine beratende Tätigkeit in allen einschlägigen Angelegenheiten aus, er entfaltete eine rührige Propaganda, kurz: er bereitete den Boden für die kommende große Organisation vor, die zur eigentlich praktischen Arbeit berufen war. Wenn die Bestrebungen der Kinoreformer eine durchgreifende Heilung und nicht bloß vorübergehende Anregungen bringen wollten, durften nicht nur einzelne Symptome des Übels bekämpft werden. Man mußte es an der Wurzel packen, und das konnte nur geschehen, wenn die Produktion in andere Bahnen gedrängt oder wenigstens gelockt wurde. Das war möglich, wenn ein im Sinne des Reformgedankens vorgehender Großabnehmer vorhanden war, der von der Filmindustrie im eigensten Interesse nicht gleichgültig behandelt werden konnte. Die einzelne Reformbühne war, wenn sie auch noch so entschieden als Organ des Ausschusses wirkte, zu einem solchen Einfluß auf die Produktion außerstande; sie wäre nach vielleicht anfänglich bewiesenem wohlwollendem Entgegenkommen doch wieder dazu genötigt, mit dem am wenigsten Unzulänglichen der Marktware vorlieb zu nehmen. Ein genügend großer Kreis solcher Reformbühnen durfte dagegen eines richtunggebenden Einflusses auf die Produktion sicher sein. Voraussetzung dafür mußte



sein, daß der Zusammenschluß auf kultureller Basis, nicht auf geschäftlicher Spekulation beruhte. Für diese Voraussetzung lag eine sichere Gewähr wiederum nur im Zusammenarbeiten der Stadtverwaltungen, weil in heutiger Zeit allein diese als Träger des Volksbildungswesens, für dessen Gedeihen eine organische Wurzelung im lokalen Kulturboden Hauptvoraussetzung ist, wirken können. Zudem berührte gerade das Ziel, den Film für Schulzwecke zu verwenden, die ureigenste Domäne kommunaler Bildungspflege. Aus solchen Erwägungen heraus richtete im Juli 1917 Oberbürgermeister Dr. Ackermann ein Rundschreiben an die deutschen Stadtverwaltungen, in dem er aufforderte, den Beitritt zu einem Bilderbühnenbund deutscher Städte in Erwägung zu ziehen. Bis die Errichtung des Bundes erfolgen konnte, vergingen noch einige Monate; es erwies sich naturgemäß als untunlich, zu ihr zu schreiten, bevor durch die Zusage einer genügend großen Anzahl deutscher Städte die Existenzfähigkeit gesichert war. Es durfte keinen Augenblick aus den Augen gelassen werden, daß eine Betätigung auf dem Gebiet des Lichtspielwesens, das durch das mit äußerster geschäftlicher Skrupellosigkeit angewandte Übergewicht des Kapitals mit am meisten so versumpft war, ein ungewöhnlich starkes finanzielles Rückgrat voraussetzte, ohne das der Kampf schließlich doch aussichtslos, weil zu ungleich, sein mußte. Zu Beginn des Jahres 1918 war es so weit, obgleich sehr viele Gemeinden unter dem Druck der Zeitverhältnisse mit Bedauern von einem Beitritt hatten absehen müssen. Im Februar konnte der Beginn praktischer Arbeit in Aussicht gestellt werden, am 1. April trat der Bilderbühnenbund mit 30 ordentlichen und 32 außerordentlichen Mitgliedern als eingetragener Verein mit dem Sitz in Stettin ins Leben. Inzwischen ist die Zahl der Mitglieder auf 95 angewachsen, zu denen außer den Stadtverwaltungen eine beträchtliche Anzahl gemeinnütziger Vereine und Stiftungen gehören. Der Vorsitz wurde wieder dem Stettiner Oberbürgermeister übertragen, der sich durch seine Tätigkeit beim Deutschen Ausschuß als die berufene Persönlichkeit dazu erwiesen hat.

Der Sinn des Bilderbühnenbundes ist, wie sein Name schon andeutet, der Zusammenschluß solcher Städte, die ein städtisches Lichtspielhaus, eine sogenannte Bilderbühne, unterhalten. Durch diese soll in öffentlichen Vorführungen die Verwirklichung des Reformprogramms erfolgen. Daneben sind Schulvorführungen vorgesehen, die ihr Material aus den Beständen eines von der Betriebsstelle des Bilderbühnenbundes verwalteten Schulfilmarchives empfangen. Um die hohen Kosten für die Erwerbung dieser Schulfilme zu decken und den geschäftlichen Betrieb zu ermöglichen, ist jedes Mitglied zur Zahlung eines einmaligen Eintrittsgeldes zum Satz von 1 Pfennig auf den Kopf der Bevölkerung und eines laufenden Jahresbeitrags verpflichtet, dessen Höhe die Hälfte dieser Summe beträgt. Dafür steht das Recht auf leihweise Benutzung des Filmmaterials aus dem Schulfilmarchiv gegen tarifmäßige Gebühr zu sowie Anspruch auf Vermittlung reformgerechter, d. h. nach den Grundsätzen des Deutschen Ausschusses für Lichtspielreform begutachteter Spielfolgen für die öffentlichen Vorführungen bei auswärtigen Firmen, mit denen der Bilderbühnenbund in Interessengemeinschaft steht, da er ja vorerst die selbständige Fabrikation von Filmen nicht übernehmen kann, und schließlich auf den tatkräftigen Beistand bei Errichtung der Bilderbühnen. Es hat sich gezeigt, daß die Errichtung einer Bilderbühne in eigener städtischer Regie vielfach auf Schwierigkeiten stößt und vorerst eine ideale Forderung bleiben muß. Um durch keine allzu doktrinäre Engherzigkeit das Reformwerk zu gefährden, sind Konzessionen nötig gewesen, insofern den einzelnen Stadtverwaltungen anheimgestellt wurde, ein vertragliches Abkommen mit ortsansässigen Lichtspielunternehmern zu treffen, durch das der Stadt ein Einfluß auf das kulturelle Niveau der öffentlichen Vorführungen und in erster Linie ein systematisch geleiteter Schullichtspielbetrieb gesichert wird. Diese Konzession bedeutet letzten Endes nicht viel mehr als einen Schönheitsfehler; die Lichtspieltheater haben die Stellung unter städtische Kontrolle vielfach als vorteilhafte Empfehlung betrachtet und sich ihr nicht ungern unterzogen. Zu bedauern bleibt natürlich immer, daß das Stettiner Beispiel einer genossenschaftlichen Gründung bisher noch keine

Nachahmung gefunden hat; offenbar ist verschiedentlich der günstige Zeitpunkt dafür verpaßt worden.

Vielfach begegnet man der Ansicht, daß der belletristische Film schon als solcher zu bekämpfen, womöglich auszurotten ist, und daß das Augenmerk des Kinoreformers ganz ausschließlich auf die Pflege des Lehrfilms oder eines auf rein ästhetischer Anschauung beruhenden Filmes gerichtet sein müsse. Diese Ansicht ist ganz irrig und würde den Bilderbühnenbund, wenn er sie sich zu eigen machen wollte, sehr bald in eine Sackgasse führen. Mit dem belletristischen Film wird er sich wohl oder übel abfinden müssen, da er eben ein ganz neues Kulturobjekt ist, dem vollste Existenzberechtigung zukommt. Er enthält auch bildungspflegliche Momente in reicher Fülle, wie dies Büchereidirektor Dr. Ackerknecht in seinem aufschlußreichen Buch „Das Lichtspiel im Dienste der Bildungspflege" dargelegt hat. Schonungslos zu bekämpfen ist lediglich der belletristische Schundfilm. Den belletristischen Film aus dem Reformprogramm ausschalten, hieße außerdem leichtfertig auf die einzige Möglichkeit wirtschaftlicher Fundierung verzichten. Erst die Rentabilität des belletristischen Films gibt die Grundlage für die Arbeit mit Lehrfilmen. Um ihn also für Reformvorführungen zu verwerten, muß man ihn zu veredeln suchen. Das ist eine der Hauptaufgaben des Bilderbühnenbundes. Indem er dem Publikum seiner Bilderbühne nur Filme vorführt, die nach genauester pädagogischer und ästhetischer Kontrolle als reformgerecht befunden wurden, übt er eine erzieherische Wirksamkeit von größter Tragweite aus. Er ist überzeugt, daß er als Großabnehmer unter Ausnutzung des freien Wettbewerbs einen solchen erzieherischen Einfluß auch auf den besseren Teil der Filmerzeuger geltend machen kann.

Für die Schulfilme sind besondere Gesichtspunkte maßgebend. Es handelt sich dabei um die richtige Auswahl des schwer zu beschaffenden und zum Teil sehr kostspieligen Materials, das in der Rohform, in der es auf den Markt gebracht wird, nicht zu verwenden ist und deshalb einer fachkundigen Bearbeitung durch Beifügung von Stehbildern und Vortragstexten unterzogen werden muß.

Dem Bilderbühnenbund steht noch viel Arbeit und viel Kampf bevor. Ob es ihm gelingen wird, aus allen Kämpfen siegreich hervorzugehen, hängt nicht zuletzt vom Opferwillen und der Einsicht der deutschen Stadtgemeinden ab. Ein ansehnlicher Teil von ihnen hat den rechten Blick für das gehabt, was auf diesem einen Gebiet öffentlicher Bildungspflege not tut. Es wäre nur zu begrüßen, wenn nun auch Göhlers Anregungen auf fruchtbaren Boden fielen, mit der Arbeit allein auf dem Gebiet der Lichtspielreform ist es nicht getan. Andere ebenso dringliche Kulturpflichten fordern den engen Zusammenschluß zu gemeinsamem Handeln, zu gemeinsamer Wirksamkeit im Dienste der Volksbildungsaufgaben deutscher Zukunft.

Dr. Georg Kemp

Kinderaussagen

Im Gerichtssaal sind Kinderaussagen häufig von einschneidender Bedeutung, mitunter sogar ausschlaggebend für Ehre und Existenz des Angeklagten. Die Kriminalpsychologie kennt leider Fälle genug, in denen Unschuldige auf bloße Angaben von Kindern hin ins Gefängnis oder gar ins Zuchthaus gewandert sind. Viele werden sich noch an den Fall des Rektors B. entsinnen, der von mehreren bereits im Backfischalter stehenden Mädchen beschuldigt wurde, sich an ihnen während der Schulzeit vergangen zu haben. Er wurde zu 1 Jahr 3 Monaten Gefängnis verurteilt und aus dem Amte entlassen. Als er seine Strafe verbüßt hatte, widerriefen mehrere der Mädchen schriftlich ihre Beschuldigungen und erklärten, ihre Aussagen nur auf Drängen der Polizei gemacht zu haben. Als sie dies aber vor Gericht bezeugen sollten, fielen sie erneut um, da sie Gefahr liefen, sich wegen Meineids verantworten zu müssen.

Selbst der Sachverständige wird trotz größter Gewissenhaftigkeit nicht immer in der Lage sein, Kinderaussagen richtig zu bewerten. Wieviel weniger der Jurist, dem die Psyche des Kindes oft unbekanntes Land ist. Heute, wo die Forschung tiefer in dieses dunkle Gebiet eingedrungen ist, muten die jetzt noch vor Gericht üblichen Vernehmungsbehelfe Kindern gegenüber völlig veraltet an. Aufgabe der neuen Strafprozeßordnung wird es daher sein, hier gründlichen Wandel zu schaffen und die nötigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, damit Kinder im gerichtlichen Verfahren nicht weiterhin eine verhängnisvolle Rolle spielen, wie es bisher häufig genug der Fall war. Es darf nicht wieder so kommen, daß wie bei anderen Gesetzentwürfen die unmittelbar beteiligten Kreise überhaupt nicht angehört werden. Der Justizausschuß für Aussagepsychologie in Leipzig hat sich der Aufgabe unterzogen, dem Fachmanne geläufige Dinge in eine auch für den Richter und Staatsanwalt handliche Form zu kleiden. Der Deutsche Lehrerverein hat diese Richtlinien an das Reichsjustizministerium weitergegeben, und es ist nur zu wünschen, daß sie die ihnen zukommende Beachtung finden.

Denn eins ist klar: Hier handelt es sich um ein Problem, bei dem in erster Linie dem Lehrer, dem Pädagogen das Wort gebührt. Aus seinem täglichen Verkehr mit den ihm anvertrauten Kindern, aus der Praxis seiner Lehrtätigkeit schöpft er wertvollere Erfahrungen, als theoretisches Studium zu gewähren vermag. Die „Leipziger Lehrerzeitung“ hat in mehreren Nummern ein reichhaltiges Material zusammengetragen, das an Beispielen, die mitten aus dem Leben gegriffen sind, eindringlich dartut, mit welcher Vorsicht Kinderaussagen zu bewerten sind. Jeder erfahrene Pädagoge weiß, daß Kinder, deren sittliches Betragen in der Schule mit der Zensur I abgestempelt worden ist, bisweilen außerhalb der Schule als Diebe und Lügner Staunenswertes geleistet haben. Das schüchterne Kind zeigt, schon um sein sprachliches Unvermögen zu verbergen, häufig den Hang, den Fragesteller wenigstens der Form nach zu befriedigen, so daß statt des verhängnisvollen „Ja“ vielleicht ebensogut das befreiende „Nein“ hätte ertönen können. Interessant ist, was in diesem Betracht eine Dame, die Frau eines Hauptlehrers, als ein Erlebnis ihrer eigenen Kindheit mitteilt. Es handelte sich um ein geringes Vergehen eines Mannes, eines Schäfers, neben dem die Dame, damals ein Kind von 9—10 Jahren, während des Augenblickes der Tat gestanden hatte. „Mir kam“, berichtet sie über ihre Vernehmung, „anfangs die ganze Sache sehr lächerlich vor, namentlich als mein Onkel, der Amtsrichter, mich fragte, ob ich mit dem Angeklagten verwandt sei. So was Dummes, das wußte doch der Onkel ganz genau: ich, das Pfarrerstöchterlein, verwandt oder verschwägert mit dem Schäfer? Ich lache deshalb hell heraus. Darauf werde ich vom Herrn Amtsrichter streng auf den Ernst der Sache aufmerksam gemacht, und von da an war es mit meiner Unbefangenheit vorbei. Er hätte mir jede Antwort in den Mund legen können. Daß ich den Angeklagten gesehen und gesprochen, bejahte ich wahrheitsgetreu; über Zeit und Stunde hatte ich keine Ahnung, sagte nur ‚ja‘, weil mir eben gesagt wurde, es wäre wohl so gewesen. ‚Wie weit warst du von dem Angeklagten entfernt, als die Schafe das Kraut abfraßen? Wohl ungefähr so weit wie von hier nach B.s Haus?‘ (Das waren wohl 50 m.) ‚Ja‘, sagte ich, obwohl ich dicht daneben gestanden hatte. Es war die Antwort wohl von keinem großen Belang; ... doch ich hatte die Unwahrheit gesagt, nicht mit Bewußtsein, hatte auch nicht den geringsten Zweck dabei, aber der Onkel Amtsrichter fragte: Nicht wahr, ungefähr so weit war es? und da sagte ich einfach ja.“

Man ahnt oft gar nicht, was man alles aus Kindern herausholen kann. Daß Gänse vier Füße haben, Äpfel auf Birnenbäumen wachsen, Regen auch trocken sein kann usw. „Bei einem Vortrage“, schreibt J. Loewenberg in seinen „Geheimen Miterziehern“, „war ein kleiner Quintaner zugegen. Am nächsten Tage fragte ich ihn scherzweise: ‚Junge, warum hast du mir gestern abend nicht geholfen, als ich stecken blieb?‘

Zu meinem Erstaunen antwortete er:

‚Ich wußte es ja selber nicht.‘



Nun frage ich weiter: ‚Wievielmal bin ich stecken geblieben?'

‚Man zweimal.'

‚Und was habe ich da getan?'

‚Da haben Sie Wasser getrunken.'

‚Und dann?'

‚Das Buch rausgekriegt und abgelesen.'

Von alledem war kein Wort wahr, nicht einmal Wasser habe ich getrunken; aber durch meine Frage veranlaßt, glaubte der Junge, es sei geschehen, wonach ich gefragt habe."

Die Gedankenbahnen des Kindes sind so ganz anders als die des Erwachsenen, daß es von vornherein verfehlt ist, auch bei bestimmtestem Auftreten des Kindes an dessen Aussagen denselben Maßstab zu legen wie bei reiferen Personen. Der Schreiber dieser Zeilen entsinnt sich, daß er als kleiner Schuljunge auf die Frage, ob evangelisch oder katholisch, schlankweg der Wahrheit entgegen katholisch antwortete, nur weil ihm das „vornehmer" und „heiliger" klang. Auch erinnert er sich sehr deutlich, von einem Schulnachbar daheim behauptet zu haben, er hieße „Himmelbläulich". Der Junge hatte einen ganz gesunden Namen, aber für das Kind knüpfte sich an die Person des Nachbars eine gewisse farbig-poetische Vorstellung, und es blieb trotz aller Hänseleien im Elternhause steif und fest bei seiner Fiktion. Viele werden aus ihrer Jugend ähnliche Erinnerungen mitteilen können, über die man als Erwachsener lächelt, die dem Kinde aber die ernstesten Angelegenheiten bedeuteten.

Dem Typ des schüchternen Kindes steht der für den forensischen Gebrauch nicht minder gefährliche des phantasiebegabten gegenüber, das, ohne sich dessen bewußt zu sein, Wahrheit und Dichtung bunt zusammenmengt. Solch ein Hang zum Fabulieren tritt mitunter ganz plötzlich auf, und ein unbedeutender Anlaß genügt, um die wundersamsten Gebilde im Gehirn des Kindes erstehen zu lassen. Ein wohlgearteter und gut befähigter, anscheinend durchaus nicht mit besonders lebhafter Phantasie begabter Schüler einer Gymnasial-Vorschulklasse kam eines Tages sehr aufgeregt aus der Schule nach Hause und erzählte den Angehörigen, daß er gesehen habe, wie sich der Schüler einer höheren Klasse derselben Schule durch einen Sturz aus dem Fenster getötet habe. Er beschrieb den Vorgang und seine eigenen Empfindungen mit allen Einzelheiten so lebhaft, wie es eben nur ein Augenzeuge zu tun vermag. Als später die Zeitungen mit genauer Zeitangabe von dem Unglücksfall berichteten, stellte sich heraus, daß der Knabe unmöglich Zeuge des Ereignisses gewesen sein konnte. Er blieb aber auf Vorhalten bei seiner Angabe, daß er dem Vorfall beigewohnt habe, und beharrte bei seiner Aussage auch, nachdem durch genaue Nachforschungen seine Abwesenheit vom Tatort über allen Zweifel hinaus sichergestellt war und der über die Lüge und Verstocktheit seines Sohnes aufgebrachte Vater es an harten Strafen nicht fehlen ließ. Es fiel dem Lehrer, der von dem über seines Sohnes „Lügenhaftigkeit" erschrockenen Vater um Rat angegangen wurde, schwer, den Erzürnten davon zu überzeugen, daß der Knabe nur durch die Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen dazu geführt worden sei, ein ihm erzähltes, seine Phantasie außerordentlich anregendes Ereignis in allen Einzelheiten zu einem selbsterlebten zu machen. Man macht sich — und der an mathematisches Denken gewöhnte Jurist wird am wenigsten dazu geneigt sein — als Erwachsener kaum mehr recht klar, wie ungemein lebhaft das Vorstellungsvermögen mancher Kinder ist. Ein Knabe zog sich durch die Behauptung, im Ofen säße ein Hund, die scharfe Zurechtweisung des Vaters und den Spott der Geschwister zu. Als erwachsener Mann erklärte er, den Hund damals tatsächlich im Ofen gesehen zu haben. Natürlich war der Hund in Wirklichkeit nicht vorhanden, wohl aber in der ungemein leicht erregbaren Phantasie des Knaben, der somit zwar objektiv die Unwahrheit, subjektiv aber ganz gewiß keine Lüge ausgesprochen hatte.

Bei den Kinderaussagen bildet auch die Suggestion in ihren verschiedensten Formen, insbesondere die völlig unbewußte durch die ganze Umgebung eine ausschlaggebende, vom heutigen Strafrichter durchweg wenig beachtete Rolle. Die positive Äußerung des einen Kindes

übt mitunter auf andere Kinder eine solche Suggestion aus, daß sie die Behauptung ohne weiteres bestätigen. Bezeichnend dafür ist folgende Mitteilung eines Lehrers: „Ich erteile Turnunterricht in meiner 1. Knabenklasse. Ich begann mit Dauerlauf. Nach dem Zurücklegen einiger Runden kam ein Junge auf mich zu, er habe sein Geldtäschchen mit 1,50 ℳ verloren. Als andere Jungen dies hörten, gaben sie sofort an, sie hätten gesehen, wie es dem Knaben aus der Tasche gefallen sei, ja, wie er es schon vorher einmal aufgehoben habe. Etwa sechs Knaben bestätigten dies. Ja, fünf Knaben hatten in der vorhergehenden Stunde das Geldtäschchen bei dem Knaben gesehen. Alle machten ihre Aussagen in bestimmter Weise. Um allen unangenehmen Weiterungen aus dem Wege zu gehen, schickte ich den Knaben nach Hause, er solle sehen, ob er das Geld zu Hause liegen gelassen habe. Nach kurzer Zeit erschien er freudestrahlend mit dem verlorenen Gute. Es hatte zu Hause auf der Kommode gelegen." Oft genügt ein belangloser äußerlicher Vorgang, um bei den Kindern Vorstellungen wachzurufen, die sich allmählich infolge der gegenseitigen Suggestion zu festen Tatsachen verdichten. Dr. Loewenberg berichtet: „Vor einiger Zeit bringe ich einer Lehrerin ein Schreiben von der Oberschulbehörde in die Klasse, die Kinder sehen das große Kuwert, das Siegel, vielleicht auch das erregte Gesicht der Lehrerin. Einige Tage darauf verreist die Lehrerin, um ein Examen zu machen, und — die Geschichte ist fertig: ‚Das Schreiben war von der Polizei, die Lehrerin hat etwas Polizeiwidriges getan, wahrscheinlich wird sie verurteilt werden'." Daß es ungeheuer schwierig ist, hinterher die Ursache eines solchen Gerüchtes festzustellen, leuchtet jedem ein. Der Strafrichter wird jedenfalls eher geneigt sein, aus der Mehrheit der übereinstimmenden Aussagen eine verstärkte Glaubhaftigkeit der jugendlichen Zeugen herzuleiten, statt das Gegenteil, nämlich das Kennzeichen der Massensuggestion.

Zum Schluß sei aus der Fülle des Materials noch ein Fall hervorgehoben, der ein psychologisches Rätsel aufgibt und zeigt, was für versteckte und unerforschte Abgründe im Seelenleben des Kindes klaffen. Der Tatbestand ist folgender: „Ein Lehrer und ein Vater kamen zum Schulleiter. Der Lehrer sagt aus, der Vater habe ihm erklärt: Mein Kind (Mädchen) hat mir erzählt, daß der Lehrer bei Züchtigung der Mädchen seiner Klasse diesen die Kleider aufhebt und sie so züchtigt. Der Vater, der von der Wahrhaftigkeit seiner Tochter überzeugt ist, hat diese Erzählung seiner Tochter als Tatsache angenommen und dem Lehrer als Tatsache vorgetragen. Der Schulleiter wird vom Lehrer dringend gebeten, der Sache auf den Grund zu gehen. Er geht in die Klasse und vernimmt die Kinder, hält aber die Sache von vornherein für höchst unwahrscheinlich um der Person des Lehrers willen und ganz besonders deshalb, weil die eigene Tochter des Lehrers mit in der Klasse sitzt. Es stellt sich auf wiederholtes, zunächst mehr allgemeines, später sehr ernstes und eindringliches Befragen der Kinder heraus, daß die Beschuldigerin fest bei ihrer Behauptung stehen bleibt, alle übrigen Kinder aber von Vorgängen ähnlicher oder gleicher Art nichts wissen. Z. B. bezeichnet die Beschuldigerin bestimmte Mädchen, an denen der Lehrer in der angegebenen Weise gehandelt habe. Befragen dieser Kinder (die auffälligerweise alle um die Beschuldigerin herum sitzen) ergibt: Entrüstung über diese Behauptung, keinerlei Anhalt und Bestätigung für Wahrheit derselben. Oder: die Beschuldigerin sagt den Kindern scharf ins Gesicht: ‚Ihr wollt nur nichts sagen, ihr schämt euch!' Der Schulleiter nimmt scheinbar ihre Partei. Ergebnis: wiederum starke Entrüstung und keinerlei Bestätigung. Der Schulleiter gewinnt ganz und gar den Eindruck, daß die Sache völlig erlogen ist, in das Kapitel der unglaubwürdigen Kinderaussagen gehört, und teilt dies Ergebnis den beiden Herren mit. Dabei macht er den Vater darauf aufmerksam, daß er eine Behauptung nicht als Tatsache behandeln darf. Der Vater nimmt diese Entgleisung mit Bedauern zurück und will sein Kind zunächst weiter befragen. Das wird ihm zugestanden. Eine Stunde später befragt der Schulleiter das Kind vor versammelter Lehrerschaft. Dabei gibt es zu, daß es gelogen habe. Nachmittags gegen 3 Uhr erscheinen Vater und Mutter beim Schulleiter und erklären, daß ihre Tochter von ihrer Behauptung in keiner Weise abweiche,

ihr Geständnis vom Vormittage widerrufe. Sie ständen vor einem Rätsel. Der Schulleiter riet ihnen, ihrerseits einige Kinder der Klasse zu befragen, um ein endgültiges Urteil zu gewinnen. Das hat der Vater getan. Am nächsten Tage erklärt der Vater tief erregt, daß er zur vollen Überzeugung gekommen sei, daß sein Kind gelogen habe. Sie habe es beiden Eltern eingestanden. Der Vater erklärt, daß er den Vorfall äußerst bedaure, den Lehrer als völlig gerechtfertigt ansehe, seine Tochter als Urheberin und Verbreiterin eines gänzlich falschen verleumderischen Gerüchts ansehe. Wie das Kind (noch nicht 9 Jahre alt!) zu diesen Verleumdungen gekommen ist, ist psychologisch rätselhaft. Es ist ein sehr begabtes Kind mit starker Phantasie. Die Eltern sind durchaus achtbare, angesehene Persönlichkeiten, die häuslichen und erziehlichen Verhältnisse ausgezeichnet. Überraschend war die außerordentliche Hartnäckigkeit der Behauptung und das ausgezeichnete, fast advokatorische Geschick, mit dem es seine schlechte Sache führte."

Die Piasten — deutschen Geblütes

Als in Gnesen König Popiel für seine beiden Söhne das Fest der Haarbeschneidung ausrüstete, strömten dazu von allen Seiten die Menschen zusammen. Unter ihnen waren zwei Fremde. Die wurden von den Einwohnern unter Schimpfen und Schelten am Betreten der Stadt gehindert. Da wandten sie dem ungastlichen Orte den Rücken. Als sie durch die Vorstadt schritten, sahen sie einen einfachen Landmann mit seiner Frau vor der Tür seines Hauses sitzen. Der nahm sie freundlich auf und labte sie mit allem, was die Küche bot, auch mit einem Schweinchen, das er für das Fest der Haarbeschneidung seines eigenen Sohnes bestimmt hatte. Aber siehe, die Speisen nahmen nicht ab, obwohl sie tüchtig schmausten, sondern vermehrten sich vielmehr auf wunderbare Weise. Nun kamen viele Leute, darunter der König selbst mit großem Gefolge, und staunten ob des nie gesehenen Wunders. Die Fremdlinge aber nahmen aus Dankbarkeit die Haarbeschneidung an dem Sohne vor und gaben ihm den Namen Semovit.

So erzählt der Chronist Martinus Gallus, der im 12. Jahrhundert lebte. Noch wunderbarer gestaltet dann der spätere Chronist Boguphal die Sage aus. Da sind es nicht mehr zwei gewöhnliche Fremdlinge, die bei dem Bauern Past und seiner Frau Repca einkehren, sondern Engel vom Himmel oder die beiden Heiligen und Blutzeugen Johannes und Paulus. Nach Ausrottung des Popielschen Hauses kommen die Edlen des Landes in Kruschwitz am Goplosee zusammen, um einen neuen Herrscher zu erwählen. Nun erscheinen die Engel, verrichten das erwähnte Wunder und bewirken so, daß der Bauer Piast selbst, nicht sein Sohn Semovit, zum Könige gewählt wird.

Damit erhielt das glorreiche polnische Haus der Piasten, das erst 1675 mit dem letzten Herzoge von Liegnitz und Brieg ausgestorben ist, die polnische Krone. Längst hat die kritische Geschichtsschreibung mit dem dichterischen Märlein, das an das klassische von Philemon und Baucis erinnert, aufgeräumt; niemand aber hat bisher an der polnischen Herkunft des Hauses der Piasten gezweifelt.

Heut wissen wir, daß das russische Zartum in seinen Anfängen auf den Normannen Rurik zurückgeht, wir wissen, wie bis in die neueste Zeit das zur Staatenbildung wenig befähigte Slawentum unter Führung von Männern deutschen Geblüts sich staatliche Organisationen geschaffen hat.

Ein freundlicher Zufall will es nun, daß gerade jetzt, wo das Polentum mit unerfüllbaren Forderungen sich breit macht, deutscher Forscherfleiß den Nachweis führt, daß auch das von den Polen so gefeierte Piastengeschlecht deutschen Ursprungs ist. Es geschieht dies im letzten (52.) Bande der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens (Breslau 1918)

durch Professor Dr. Robert Holtzmann in einem Aufsatze über Böhmen und Polen im 10. Jahrhundert. Weitere Beiträge dazu liefert in demselben Bande ein Aufsatz des bekannten schlesischen Geschichtsforschers P. Lambert Schulte O. F. M. über die älteste Geschichte Polens. Im 10. Jahrhundert begann die Schaffung des polnischen Reiches, das sich damals auch über Schlesien auszudehnen anfing, durch Misika I. oder Miecyslaus, unter welchem Namen er bisher bekannter ist. Ihm folgte dann sein berühmterer Sohn Boleslaus Chrobry, der polnische Nationalheld. Beiden hat Friedrich Wilhelm IV. — echt deutsch — ein prächtiges Doppelstandbild von der Meisterhand Rauchs in der goldenen Kapelle des Posener Domes gewidmet.

Für diesen Misika kommt nun noch ein anderer Name vor, nämlich Dago, unzweifelhaft ein deutsches Wort. Er hängt mit unserem deutschen Tag zusammen und tritt auch in der dänischen Sage auf. [Vgl. auch die Namen: Dagano, Tagano, Dagino, Tagino, Dagobald, Dagomar.] Nach seiner ersten Ehe mit der böhmischen Prinzessin Dobrawa, aus der der große Boleslaus hervorging, war er mit Oda vermählt, auch einer Deutschen, wie schon der Name besagt. Beider Sohn hatte wieder einen Doppelnamen Misika-Lambert, so daß auch hier der deutsche Einschlag deutlich erkennbar ist. In der Schenkung, durch die er Polen an den Heiligen Stuhl überträgt, bezeichnet sich Miseka nicht als slawischen Stammeshäuptling, sondern als iudex, d. h. soviel wie consul, dux, comes, senator, Magnate, Herr; seine Gemahlin wird senatrix genannt, d. h. Angehörige eines deutschen Fürstengeschlechtes. Aus diesem Grunde dürfte er in dieser Urkunde wohl auch den ursprünglichen Namen Dago, statt des polnischen Miseka, beibehalten haben. Das von ihm zusammengeschweißte Reich hatte noch keinen Namen, ebensowenig das Volk; der Name des Herrschers vereinigte alles. So spricht z. B. auch der Jude Ibrahim-ibn-Jakub (Abraham Jakobsohn), der im Jahre 965 von Sachsen aus in die westslawischen Lande kam, nur von dem Lande des Meschekka. Aus alle dem, was in dem erwähnten Aufsatze noch näher begründet ist, geht hervor, daß Dago-Miseka in Polen ein stammfremder Mann war. Leise klingt das auch in der Sage von dem Bauer Piast an. Nach ihr wäre sein Vater Chossistko gewesen; das aber bedeutet soviel wie Wanderer und deutet auf die fremde Herkunft des Geschlechtes hin. Sicher war es aus dem Norden gekommen, dänischen Ursprungs, und wir dürfen Holtzmann wohl recht geben, wenn er am Schlusse seines Aufsatzes sagt: „Vermutlich waren es dänische Herren, die an den einladenden Strand der Odermündungen ans Land stiegen und von hier aus unter Führung Dagos die kleinen slawischen Völkerschaften zwischen Oder und Weichsel bezwangen, ihr Reich um Posen und Gnesen begründeten. Nicht also ein unansehnlicher slawischer Stammeshäuptling hat dem Papst Johannes XV. eine Schenkung gemacht. Sie vollzog der edle Normanne Dago, der ‚iudex', d. h. Herr, in einem neuen großen Staat. Erst Boleslaus Chrobry ist der Schöpfer des regnum Polonorum."

Prof. Dr. Paul Knötel

Bismarck und berufsständisches Parlament

Von allen Staatsmännern des vergangenen Jahrhunderts, bemerkt Hans Siegfried Weber im roten „Tag", hat wohl allein Bismarck trotz mancherlei Irrwegen, die er im Kampfe gegen die sozialistischen Bestrebungen gegangen ist, über Raum und Zeit hinweg die sich anbahnende Weltentwicklung erkannt, die Umbildung des mechanistischen, unnatürlichen Parteistaates zum wahrhaften, freiheitlichen Volksstaat, der auf der Durchgliederung der Volksglieder aufgebaut ist. Schon die Beziehungen Bismarcks zu Lassalle und seine vom Staatssozialismus durchzogene Gedankenwelt zeigen, wie Deutschlands größter Staatsmann versuchte, den Kapitalismus positiv durch den Sozialismus zu überwinden. Hohe Worte der Anerkennung fand Bismarck im Reichstage über Lassalle, dessen früher Tod ihm für seine eigenen Pläne eine nie mehr auszufüllende Lücke bedeutete. Es steht für mich

unbedingt fest, daß Bismarck trotz seiner anfänglichen Gegnerschaft bei einer längeren Amtszeit die Bedeutung der Gewerkschaften als reiner Arbeitervertretungen erkannt und sie dementsprechend in den Staatsorganismus eingeschaltet hätte. Die Gewerkschaften leben und weben in einer Bismarck verwandten konservativen Ideenwelt. Sie sammelten in stiller, geräuschloser Arbeit, fernab von agitatorischem Gebaren der Sozialdemokratie, die einzelnen Arbeiter, die losgelöst von allem Wurzelhaften als Atome im Meer der Großstadt und der Industrie dahinlebten, und banden sie an ein großes Ganze.

Welchen Seherblick in die Zukunft Bismarck besaß, davon zeugen seine Versuche, im Jahre 1881 bereits ein berufständisches Parlament ins Leben zu rufen. Die sozialen und wirtschaftspolitischen Gesetzentwürfe sollten hier eine sachliche und sachverständige Beratung erfahren. An dem Widerstand des Reichstages ist die Verwirklichung dieses Planes gescheitert. Aber noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" zeichnet Bismarck sein Staatsideal der Zukunft: eine Monarchie, die von einer unabhängigen berufsgenossenschaftlichen Landesvertretung kontrolliert werden soll. Hätten die Nachfolger Bismarcks an Stelle der Routinenhaftigkeit nur etwas von seinem Geiste besessen, so hätten sie an diese Bismarcksche Gedankenwelt angeknüpft. Das Deutsche Reich hätte den Kapitalismus und seine naturgemäße staatliche Auswirkung, den Parlamentarismus, praktisch überwunden und die Staatsform gefunden, nach der alle Kulturvölker lechzen. Statt einer solchen Politik im Bismarckschen Geiste ließ man jedoch den Staatswagen seinen gefährlichen Weg bergab laufen. Man erblickte auch in Deutschland immer mehr das Ideal in dem parlamentarischen Parteistaat. Mit dem hohlen Schlagwort von der Demokratie wurde der deutsche Geist eingekerkert.

Der Kampf mit dem Drachen

Alle Sagen haben wohl mit Sicherheit irgend ein wirkliches Ereignis als Unterlage, wenn auch aus längstvergangener Zeit. So beruht die Sage von der Arche Noah unzweifelhaft auf einer stattgehabten gewaltigen Überschwemmung. Die Sagen sind daher keine Märchen, die rein erdichtet sind. Der Kampf mit dem Drachen, über den bis in die geschichtliche Zeit hinein gefabelt wird, ist so eine Sage und kein Märchen. Auch hier müssen wirkliche Ereignisse aus der ältesten Zeit zugrunde gelegen haben. Unwillkürlich muß man an die Ichthyosauren denken. Ich nehme diesen Namen als Sammelnamen für all die verschiedenen ungeheuerlichen und riesenhaften Amphibien, die einst die Erde bevölkerten. Nach der in der Erdkunde sich offenbarenden Entwicklung der Erde und ihrer Lebewesen lebte allerdings der Mensch noch nicht zur Zeit der Ichthyosauren, erst, als diese durch eine Weltkatastrophe so massenhaft zugrunde gingen. Aber es ist doch anzunehmen, daß vereinzelte Exemplare dieser Art noch weiter durch die Jahrtausende hindurch gelebt haben und dies bis zu der Zeit, als die ersten Menschen auftraten. Sind doch von den schauerlichen Amphibien die Krokodile bis auf unsere Zeit in Massen erhalten, wohl dadurch, daß sie mit ihren gefährlichen Kieferwerkzeugen eine gute Verteidigungs- und Angriffswaffe hatten und haben. Mit diesen verspäteten Ichthyosauren haben die Menschen dann Kämpfe gehabt, die anscheinend stets siegreich waren, da die Amphibien bei ihrer Mächtigkeit ungeschickt waren. Deshalb gelingt es in der Sage auch immer dem Ritter, im Kampfe mit dem Drachen zu siegen. — Die durch Überlieferung aus der ältesten Zeit stammende Sage ist dann viel später in der geschichtlichen Zeit poetisch umwoben und ausgeschmückt worden, und damit so in das Bewußtsein des Volkes gedrungen, daß heute sinnbildlich noch viel von dem Kampfe mit dem Drachen gesprochen wird.

Dr. Konr. Küster



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Es ist eine Lust zu leben

(Ein Beitrag zu unserer Steuergesetzgebung)

Der Türmer bringt in Heft 7 lfd. Jahrgangs unter Briefen eine Klage des „Vorwärts", daß ein Gutsbesitzer sein vor einigen Jahren um 120000 M erstandenes Gut um 150000 M an einen Engländer weiterverkauft habe und daß dies „himmelschreiend" sei. Man hätte wenigstens Bezahlung des Ankaufspreises in englischer Währung zum Friedenskurs — 6500 £ — verlangen sollen. Warum? Das deutsche Volk ist politisch nicht reif und nie reif gewesen, für den verflossenen „Obrigkeitsstaat" war der Ersatz dafür der Glaube des Staatsbürgers an eine Staatsautorität. Diesen Glauben haben unsere jetzigen Gewalthaber bekämpft, unterwühlt, und durch die Revolution vernichtet, und damit auch den Grund, „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist". Statt der Ehrfurcht vor der Staatsgewalt haben sie die „Vernunft" auf den Thron gesetzt, diese aber fragt in dem erwähnten Verkaufsproblem: was hat der Verkäufer davon, daß er so teuer verkauft, wenn davon der Staat jenseits einer gewissen Grenze alles als Kriegsgewinn vollständig einsteckt? Wenn man allerdings diesen Preis hört, dann wird mancher vermuten, daß über die Differenz zwischen dem Preise und der erwähnten Steuergrenze für Kriegsgewinne sich Käufer und Verkäufer im stillen geeinigt haben, bei der Teilung dieser verschwiegenen Summe profitieren beide, entgehen beide hohen Steuern und bedeckt sich der Verkäufer mit dem Ruhm, er wolle von Kriegsgewinnen nichts wissen. Diese Schiebung ist aber durchaus nicht notwendig anzunehmen, es genügt vollkommen der offenkundig gewordene Tatbestand, begründet ist er in der Besteuerung. Es ist unverständlich, daß gerade der „Vorwärts", dessen Partei stets die Autorität des Staats herabgesetzt hat, sich einbildet, der genannte Gutsbesitzer solle sich um des Staats willen mit dem Bewerber um sein Gut in ein großes Feilschen um die Kaufsumme einlassen auf die Gefahr hin, einen glatten Verkauf zu verhindern und hernach mit der Steuerbehörde sich über die Frage unterhalten zu dürfen: „ob das wirklich alles sei". . . .

Ein anderes Bild. Ich versteuere ein Jahreseinkommen von M 4200.— und zahle M 600.— Reichseinkommensteuer. Um meine Telephonanleihe bezahlen zu können, will ich mein Mikroskop verkaufen — Neuanschaffungswert heute 2300 M —, dabei würde also noch etwas für Ergänzung meines Handwerkszeugs, die dringend erwünscht ist, übrig bleiben. Wenn ich das Mikroskop einem Arzt verkaufe, so setzt der seine Ausgabe von der Praxiseinnahme ab und belegt diesen Steuerabzug mit meinem Namen, ich muß also in dem Fall Einnahme von 2300 zugestehen, womit mein steuerpflichtiges Einkommen auf 6500 M, die Reichseinkommensteuer auf 910 M steigt. Es haften an dem Verkauf aber außer diesen 310 M Steuern noch rund 35 M Umsatzsteuer, und ich habe die Wahl, entweder den Verkaufswert um 345 M zu steigern, oder mich um 345 M zu schädigen. Ich weiß, daß schon an dem Wert

des Mikroskops von 2300 ℳ ähnliche Steuerprobleme kleben, und das Mikroskop höchstens 1500 ℳ wert ist, andererseits verlangt der Staat von mir 1000 ℳ für eine nachlässig bediente Fernsprecheinrichtung, die ich nicht für mich, sondern im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege unterhalte, die für mich keinesfalls 100 ℳ wert ist, und deswegen muß ich ja das Mikroskop verkaufen. Von Reellität ist nach keiner Seite auch nur eine Spur zu entdecken. Auf die Steuerberechnung unter Berücksichtigung der Besitzzeit für das Mikroskop kann ich mich nicht einlassen, denn dieser Teil des Gesetzes ist unklar und imaginäre Größen kann ich bei der Kalkulation nicht gebrauchen. Es besteht aber noch eine Möglichkeit. Wenn ich das Mikroskop an einen Schieber verkaufe, so zahlt der 2300 ℳ bar und schweigt darüber. Dann habe ich das Mikroskop mit leidlich anständigem Preis verkauft und habe das Geld, das ich brauche. — Bei einem Jahreseinkommen von ℳ 25000 sind leichter 1000 ℳ übrig, und die Steuer beträgt 3900 ℳ. Wenn aber ein „Kapitalist“ dieser Art doch ein Mikroskop verkaufen muß, dann hat er's einfacher. Er zahlt nämlich für die 2300 ℳ Mehreinkommen keinen Pfennig Steuer mehr und kann also das Mikroskop, das ich zur Vermeidung eigenen Schadens nur mit 3645 ℳ verkaufen kann, im legitimen Handel mit 2300 ℳ abgeben. Warum muß ein schon an sich wirtschaftlich Stärkerer auch den Vorteil noch haben?

Wo etwa durch das Gesetz selbst der Bürger nicht zugrunde gerichtet werden kann, da erreicht man es durch die Art der Handhabung. Seit 1. 1. 20 müssen wir fürs Reichsnotopfer Zinsen zahlen. Wenn man es bezahlen könnte, wären die Zinsen erspart, das ist's aber gerade! Für 1920 habe ich heuer noch keinen Einkommensteuerzettel, vielleicht bekomme ich dafür zunächst eine mit Mahngebühr beschwerte Zuschrift in üblichem Kurialstil oder gar gleich den Besuch des Herrn Gerichtsvollziehers. Dann merkt der Untertan doch, daß er eine vorgesetzte Obrigkeit hat, die über sein Tun und Lassen und über die Ordnung wacht. Auf der Eisenbahn merkt man von dem wachen Auge der Obrigkeit hinsichtlich Ordnung nichts, und Schiebern gegenüber scheint es nicht allein geschlossen, sondern sogar vernäht, aber das wußten wir ja als Studenten schon: Der Studio wurde leichtlich eingesteckt, Ludewig aus der Scheunenstraße hatte es besser, der nahm nötigenfalls sein Messer raus.

Dr. Hövel





Karl Storck †

Ein schwerer Schlag hat den Türmer getroffen. Dr. Karl Storck, nicht nur der Leiter unseres Kunst- und Musikteiles — der mit dem Türmer innig verwachsene älteste und vertrauteste Mitarbeiter in Rat und Tat, ist ihm jählings entrissen. Am 9. Mai ist der Nimmermüde in Westfalen, wo er Erholung suchen wollte, einer Lungenentzündung erlegen, am 11. Mai, dem Tage, an dem mich die Nachricht erreicht, muß ich, weil Toresschluß des Heftes ist, diese Kunde den Lesern vermitteln, wo ich ja selber noch nicht daran glauben mag!

An die zwei Jahrzehnte im gleichen Schritt und Tritt der treue Kamerad. Aber er war noch ein anderer: ein Führer auf seinen Gebieten, eine der wertvollsten Persönlichkeiten und Triebkräfte im geistigen Deutschland, ein Volkserzieher durch das Mittel der Kunst. Ich weiß nicht, ob ein anderer unserer Zeit diese Aufgabe so in ihren religiösen Tiefen erfaßt, dabei so greifbar auch praktisch vor Augen geführt hat, wie Karl Storck. Eine glänzende, erstaunlich vielseitige Begabung, ausgestrahlt durch einen warmherzigen Menschen, eine Künstlerseele, in der sich scharfe kritische Urteilskraft mit hingebendem Enthusiasmus vereinigten.

Ist er denn wirklich nicht mehr? ... Ich sitze mit ihm winters nach Arbeitsschluß im Redaktionsraume, einem behaglich durchheizten „Berliner Zimmer“ in der Wormser Straße bei einem Glase süddeutschen Weines. Eine trauliche Ecke mit einem altmodischen grünbezogenen Sofa und ovalem Mahagonitische ... Wir fahren gemächlich im Wagen durch die bäuerlichen grünen westfälischen und lippischen Lande ... Krieg! — Bei mir in Zehlendorf-Berlin. Schwere, drückende Stimmung. Wir wissen: wenn diese politische Leitung am Ruder bleibt, sind alle Siege fruchtlose Opfer. Aber wir wollen alle befreienden Kräfte anspannen und aufrufen und — wir verstehen uns, wie wir im Letzten und Tiefsten uns immer verstanden haben.

Und das ist es, was mich den Verlust so bitter hart empfinden läßt: daß hier ein Kamerad von mir gerissen ward, der auch bei zufälligen scheinbaren Unstimmigkeiten in allen Grundfragen so — ich möchte sagen: musikalisch — mit mir eingestimmt war, „als wär's ein Stück von mir“. Als ich vor vielen Jahren Storck einmal fragte — es war in jener „Dickensschen“ Redaktionsstube der Wormserstraße —, was ihn eigentlich zum Türmer geführt habe, erwiderte er: „Ihre Gedichte“. Er meinte, wie ich ihn verstand, diese Gedichte suchten Gott. Das war der gemeinsame steile Pfad, nicht die breite Heerstraße.

Hätte er die beschreiten wollen, der Haufen der Geführten hätte ihn auf den Schild gehoben. Aber dieser universell gebildete und kultivierte Deutsche bekämpfte, nicht aus „Nationalismus“, sondern aus ethisch-religiösen, deutsch-kosmopolitischen Gründen, das aufdringliche, undeutsche Händler- und Artistentum auf dem von ihm beherrschten Kunst- und Kulturmarkte. Karl Storck hat nach Lorbeer von dieser Seite nie getrachtet, dafür legt ihm eine große treue Gemeinde der Besten seines Volkes den Eichenkranz aufs allzu frühe Grab. — Die Würdigung, die seinem Gesamtwerke gebührt, muß vorbehalten bleiben.

J. E. Freiherr von Grotthuß



Dickens

Zur Erinnerung an seinen 50. Todestag

Ist er nicht ein wenig altmodisch, der gute Dickens, für den unsere Großeltern schwärmten?" fragte ich den Freund, der mit mir am Ofen saß. „Zu viel Altvätertum, um den Kindern noch etwas bedeuten zu können; zu wenig leider, um bei den Enkeln schon wieder letzte Mode geworden zu sein. Eine Art von Gutestuben-Einrichtung, eine Art von Sofa mit Umbau, wie man es unsern Eltern zur Hochzeit schenkte; leider aber noch kein ‚geblümtes Biedermeierzimmer', wie es ein junges Paar von heute bevorzugt. Wieviel hat sich in der Welt, in den Menschen geändert, seit die Engländer es am Posttage nicht über sich gewinnen konnten, den Boten zu Hause zu erwarten, der endlich das neue blaue Heft von Boz im Bündel trug. Wie simpel erscheinen uns heute seine Seelenbilder: kohlschwarz ist der Schurke, eine Ausgeburt der Hölle, wie Uriah Heep etwa; blütenweiß und zu gut für diese Erde ist die Jungfrau, ist der Engel, der Agnes Wickfield heißt. Unerschöpflich dagegen ist die Maskenkammer von falschen Bärten, totgeglaubten Söhnen, unverhofft wiedergefundenen Freunden, vom Himmel gefallenen Erbschaften, deren sich das Schicksal bei Dickens bedient. Und im Vertrauen gesagt: ist nicht alles, Problem und Lösung, Glück und Unglück, ein wenig philisterhaft und herdenbehaglich? Gar zu moralisch geht alles seinen Gang — wie in den Traktätchen aus der Sonntagsschule: der Gute wird belohnt, der Schlechte wird bestraft; und wenn das irdische Schicksal seine Lungenkraft erschöpft hat, dann muß die Geisterwelt herbei, der alte Marley, der mit seinen Ketten rasselt, die Geister der Silvesterglocken und ihr ganzes Gelichter — ist das nicht alles ein wenig blaß geworden? Von Sonne und Regen der Jahre ausgezogen?"

„Recht hast du, ganz recht!" entgegnete der Freund. „Wie altmodisch ist der Frühling, daß er jedes Jahr wieder im selben Kleidchen erscheint: grün, grün, immerzu grün! Könnten die Bäume nicht einmal rote Blätter bekommen? — Wie altmodisch ist der Hunger, der sich jeden Morgen von neuem meldet; Frühstück und Mittag, Mittagbrot und Abendbrot — wäre nicht Fasten ersprießlich, der Abwechslung halber? Am allereltmodischsten aber ist der Tod. Zu Adam und Eva ist er gekommen, zu König Xerxes und zu Napoleon — gibt es einen unmoderneren Besucher? So altmodisch wie diese drei starken Gesellen, so altmodisch ist auch Dickens. Denn aus den gleichen Quellen hat er getrunken. Solange die drei ihr Recht behalten im Leben des Menschen, so lange wird auch die schöne, wilde, unerschöpflich reiche Welt seiner Gestalten leben. Seine Menschen werden leben, auch wenn ihre Schicksale verwehen sollten. Noch immer ein ungläubiges Gesicht? Laß einmal sehen . . ."

Das Zimmer wurde zusehends dunkler. Dafür entglomm in der Ecke ein schwacher Lichtschein; keine Gestalt, nur ein Schein- ein Irrlicht — noch eins — was mochte es sonst sein? Wie aus weiter Ferne hörte ich die Stimme des Freundes:

„Fürchte dich nicht. Du hast die Geister gerufen, die Dickens willfährig zur Seite standen. Nun kommen seine Freunde, dich eines Besseren zu belehren. Hab' keine Angst, mein Lieber! Wir wollen uns einen angenehmen und umgänglichen Geist herzitieren — er darf nicht mit den Ketten rasseln wie der alte Marley, weil wir zwei doch keine Geizhälse sind wie der hartgesottene Scrooge —, so einen rechten Heimatsgeist und Herdfeuergeist will ich haben, der überall dabei ist, wo Menschen lachen und weinen. Was meinst du zu den Glockengeistern, die dem armen Trotty Veck die Zukunft offenbarten? Nein — noch lieber ist mir das Heimchen vom Herde. Das ist überall dabei, weiß alles, hört alles, sieht alles. Dem können wir uns ruhig anvertrauen. Wenn ich nicht irre — da ist's schon."

Vom Kamin her klang ein leises, zirpendes Getön. Dann flackerte die Kohle noch einmal auf und erstarb. Dunkel wurde das Zimmer, ganz dunkel, bis seine Wände sich im

Wesenlosen auflösten. Aber der Lichtschein blieb. Er wich uns nicht von der Seite. Und plötzlich war das Zimmer ganz verschwunden. Wir standen in einem kleinen Garten, dessen hohe Rüstern mit ihren blattlosen Ästen an das Fenster eines alten Hauses klopften. „Schau hinein!" meinte der Freund. „Weißt du, wer dort sitzt? Kennst du die ehrliche Peggotty nicht mehr?" — „Gott segne sie und schicke allen Hausfrauen solch ein Dienstmädchen!" — Peggotty mit den roten Backen und den drallen Armen im allzu engen Mieder, von dem regelmäßig ein paar Knöpfe abspringen, wenn sie ihren kleinen Pflegling im Überschwang des Gefühles an ihren umfangreichen Busen drückt. Da steht ihr Nadelbüchschen mit der St. Paulskirche drauf, das Zentimetermaß und das Stückchen Wachslicht, an dem sie ihren Faden wichst, ihre unzertrennlichen Begleiter. Und bei ihr sitzt der einsame kleine Junge mit dem weichen blonden Haar und den ängstlich fragenden Augen, David Copperfield, dessen Vater auf dem Friedhof schläft und dessen junge Mutter einen andern geheiratet hat — ganz allein auf der Welt, wenn sie nicht wäre. Jetzt liest er ihr aus dem Krokodilbuch vor. Und aus dem Buch wachsen für ihn und für uns wie aus einer Wunderblume Not und Glück des einsamen Kindes: Schauern im Bett, wenn aus dem Dunkel gefürchtete Gestalten hervorwachsen, Freude und Seligkeit, wenn es in der Postkutsche hinter dem schweigsamen Fuhrmann Barkis, der sein Leben lang „willens ist", Peggotty zu freien, in die Ferien geht, an den Meeresstrand, zu den Fischersleuten, Peggottys Verwandten. Da ist das alte Bootshaus, wo der alte Fischer drin wohnt mit dem treuen Ham — „vielleicht hieß er so, weil er in einer Arche wohnte?" — und der zierlich trippelnden, blondzöpfigen kleinen Emmy, die wie ein Bachstelzchen am Strande daherkommt, höchste Freude für ihre Verwandten, in Zukunft ihr tiefstes Leid. Hörst du das Meer rauschen? Da steht auch der Liegestuhl des armen kleinen Paul Dombey, des blassen, zarten Pflänzchens, das in den Augen des Vaters die ganze Zukunft des Welthauses Dombey & Sohn verkörpert, und das doch vor der Zeit welken muß wie ein abgestorbenes Reis. Was mögen die Wellen ihm sagen? „Immer dasselbe ... immer dasselbe ..."

Aber nicht immer gibt's Ferien. Und die Leiden der Kinder verkörpern sich in der Schule. Da ist das finstre Haus mit der hohen Ziegelmauer. „Salemhaus" steht über dem Eingang. Keiner, der David Copperfield liebgewonnen hat, vergißt, welche Qualen er dort erduldete, seit ihn der arme Herr Mell, der schlecht bezahlte und gering geachtete Hilfslehrer, dessen Stiefel der Schuster zurückschickt, weil er sie nicht mehr flicken kann, in die Hände des Schultyrannen Creakle ablieferte. Da ist jenes noch viel schlimmere Haus, die Hölle der Kinder, wo der junge Nikolas Nickleby als Unterlehrer seine erste Bekanntschaft mit der Verderbtheit der menschlichen Seele machte. Erinnerst du dich noch an die Schuljungen in ihrem possierlichen Nebeneinander? Sieh, da ist der dicke Tommy Traddles, dem die blauen Hosen zu eng geworden sind, der immer in der Klemme steckt und sich für die erlittenen Prügel tröstet, wenn er lauter Gerippe auf sein Löschblatt zeichnet. Hochmütig guckt Steerforth auf ihn herab, schön, wild und unbekümmert, der Held und Abgott der Schule. Wenn er dem kleinen Copperfield sein Taschengeld fortnimmt, um Süßigkeiten dafür zu kaufen, so kann man ihm doch nicht böse sein. Und wenn er später dem ehrlichen Fischer die Liebste fortnimmt — man liebt ihn trotzdem, wenn er als ein Toter am Meeresstrande angespült wird, den Kopf auf dem Arm, ruhig schlafend scheinbar, wie ihn David oft abends im Schlafsaal gesehen hat. Schulen der Zeit lernt man kennen mit aller glühenden Entrüstung, die ihr grausames Treiben in empfindlichen Herzen erweckte. — Weißt du auch, daß der schreckliche Shaw, der Inhaber einer Schulhölle in Yorkshire und das Urbild des Tyrannen aus Nikolas Nickleby, seine Schule schließen mußte, weil alles mit Fingern auf ihn wies, als jenes Buch erschienen war?

Das rote Ziegelhaus verschwindet, wir stehen auf der offenen Landstraße; viel zu staubig für kleine Füße, viel zu unerbittlich für traurige Herzen. Da wandert die kleine Nelly, die lieblichste von Dickens Kindergestalten — verklärtes Bild einer Frühverstorbenen — mit ihrem feinen Gestältchen und dem lichtbraunen glattgescheitelten Haar. Immer ein Schrittchen

hinter dem Großvater her, daß der alte Mann nicht merkt, wie müde die Füßchen sind und wie schmerzhaft der Dorn in der Sohle brennt. Und doch führt sie den Alten an der Hand wie ein Mütterchen, das begriffen hat, daß er nicht allein für sich sorgen kann. Komm mit, wir gehen ihr nach. Da ist das Tor mit dem rostigen Klopfer, schon stehen wir in dem alten Raritätenladen, wo die Ritterrüstungen verstauben und buntes Gerümpel sich antürmt. Halt, wer sitzt in der Ecke, rittlings auf der Lehne eines Stuhls, und wartet auf die beiden, grinsend die gelben Zähne entblößend? Das ist der scheußliche Zwerg Quilp, der böse Geist des alten Mannes, mit dem unförmlich großen Kopf und den zugekniffenen Äugelein. Mitten aus einem bösen Kindertraum heraus scheint er gestiegen, zusammen mit den andern Spukgestalten aus Satans Reich: Frau Pipkin mit ihrer schwarzen Katze, der alten Hexe mit dem Drosselbartkinn, und die grauenvollste Gestalt von allen, weil sie nicht nur Spukgestalt geblieben ist, sondern modern kostümiert und realistisch verkörpert tief ins Schicksal unserer lieben Helden eingreift. Uriah Heep, der Demütige, der Schreiber in Mr. Wickfields Bureau. „Ach, ich bin eine gar zu geringe Person!“ ist sein Lieblingswort. Siehst du ihn vor dir, mit dem rötlichen Haar, mit den feuchtkalten Händen und den ringelnden Schlangenbewegungen des Körpers? Zugleich ein böser Alb und Nachtmahr und dabei in seiner verlogenen Demut eine Satire auf englisches (und anderes!) Scheinchristentum — sieht du ihn?

Der Freund schien ein wenig zu schaudern, und auch mir lief es kalt über den Rücken. „Das sind Träume,“ meinte er, „so wahr und wirklich, wie nur Träume sein können. Aber du willst nicht Träume sehen, du willst Menschen sehen, im Kampfe um des Lebens Not — schau' hin! Da kommen die Arbeiter aus der Fabrik. William Fern ist unter ihnen, der keine Wohltaten will, keine Almosen; der keine Hilfe für den einzelnen will, sondern für den ganzen Stand; bessere Wohnung, bessere Bezahlung, bessere Gesetze. Und Stephen Blackpool, der Unbeirrte, der sich am Streik seiner Genossen nicht beteiligen will und dafür verfemt und ausgeschlossen wird. — Das, geb' ich zu, ist unzeitgemäß,“ sagte der Freund leise und etwas schüchtern; „Arbeiter von vorgestern! Aber ist nicht Stephens Schicksal von neuer und gefährlicher Gegenwärtigkeit?“

Geblendet muß ich die Augen schließen, so helles Licht überströmt mich. Aus dem Palaste des reichen Dombey dringt es, aus dem Ankleidezimmer seiner schönen Gemahlin. Aber Diamantspangen und Perlenketten, seidene Röcke und glitzernde Armreifen liegen achtlos am Boden verstreut. Fortgeschleudert hat sie die Unselige, ehe sie den Gatten verließ, der sie mit all seinem Golde nicht fesseln konnte; an den sie verkauft wurde wegen dieses Goldes. „Was ist Geld?“ fragt der kleine Paul nachdenklich.

Weiter, weiter. Da ist die niedere Gasse, das ärmliche Haus, wo Bob Cratchit wohnt, mit seiner unscheinbaren Frau im oftmals gewendeten Sonntagskleid und den vielen Kindern, der arme Buchhalter, dem der geizige Scrooge widerwillig sein ach so bescheidenes Gehalt bezahlt. Aber da wird Weihnachten gefeiert; da duftet alles nach dem „außerordentlichen“ Pudding, dem größten Erfolg in Frau Cratchits Leben, und nach dem Gänsebraten, dem wunderbarsten Vogel, der je auf einen Tisch kam; „nicht einmal aufessen konnten sie ihn!“

Was ist Geld? fragen wir wieder. Vielleicht kann es uns die lange Gestalt im Frack sagen, die eben daherstolziert kommt, den Zylinder im Nacken.

„Obwohl der britische Staat keine Verwendung für einen Mann von meinen Geistesgaben hat; und obwohl meine Ausgaben wachsen, da die Königin meines Herzens, Frau Micawber, darauf besteht, von Jahr zu Jahr die Anzahl der Pfänder unserer Liebe durch einen unschuldigen Fremdling zu vermehren; so lasse ich doch die Hoffnung nicht sinken, daß Wilkins Micawber noch einmal nach seinen Fähigkeiten gewertet werden wird. Sehen Sie dort das Schuldgefängnis? Dort schmachtete ich, als der Gott des Tages für mich versunken war; dort wohnte mein wohlgeborener Freund, Kapitän Hopkins, der uns dazumal zu unserm bescheidenen Mahle Messer und Gabel borgte ...“

Der Freund rührte mich am Ärmel. „Laß ihn reden! Er ist gut im Zuge und hört so bald nicht auf. Aber wir müssen weiterwandern. Finstre Wege warten unser, schlimme Schlupfwinkel. Siehst du das düstre Haus dort? Das ist die Teufelsherberge, wo der alte Jude Faggin und seine christlichen Spießgesellen ihr lichtscheues Handwerk treiben; der Mörder Bill Sikes und Noah der Spion. Da sitzt der arme verschüchterte Oliver Twist mitten unter ihnen, verprügelt und scheu, seit er im Armenhause das Licht der Welt erblickte, und sucht vergebens, sich aus den Schlingen der Umgebung loszuwinden. Es ist ein Glück, daß Dickens es nicht gar so schlimm meint; selbst unter den Verbrechern streut er die Samenkörner seiner Menschenliebe aus; und Noncy, die Dirne, die Liebste des Mörders, erbarmt sich des armen Jungen. Und zum Schluß baumeln die Bösewichter am Galgen, und Oliver Twist bekommt eine honette Abstammung, bekommt Freunde und sogar — ein Vermögen. „Gott segne das gute Herz seines weichherzigen Schöpfers Charles Dickens; und den Optimismus und — das englische Spießbürgertum!" warf ich ein.

„Stille!" begütigte mich der Freund. „Denn jetzt kommen wir, da du Diebeshöhlen und Raritätenladen, Schule und Schuldgefängnis besucht hast und sie bevölkert fandest von dem quicklebendigen Durcheinander dieses Menschengewimmels — jetzt kommen wir zum Schönsten, zu seinen Weihnachtsbildern; wo das Lachen sich mit der Träne paart." Der Lichtschein, der uns begleitete, schien merklich stärker zu werden. „Siehst du dort das Kontor des hartgesottenen Geizhalses Mr. Scrooge? Seit meiner Kinderzeit ist mir's eingeprägt, als könnte ich's malen. Und hier ist auch der Türklopfer, der es sich auf einmal einfallen ließ, die Züge des alten Marley anzunehmen. Bob Cratchit haben wir schon besucht, jetzt aber schau' dir noch einen Augenblick den Weihnachtsball bei den alten Fezziwigs an: die Lehrlinge, Dienstmädchen, Geschäftsangestellten alle in der Verbrüderung des Weihnachtsabends ... Und dann komm mit dorthin, wo das Heimchen zu Hause ist, zu dem ehrlichen John Peerybingle, der immer ganz nahe dran ist, einen guten Witz zu machen, ‚aber wirklich ganz nahe dran'! Zu seiner entzückenden kleinen Dot, zu Caleb Plummer in seinem Mantel aus Sackleinwand und der blinden Berta, die er gelehrt hat, selbst in diesem Kleidungsstück einen schönen neuen Winterpaletot zu sehen. Laß den verkleideten Sohn aus Südamerika beiseite und gönne dem guten Dickens das kindliche Vergnügen, den alten Caleb durch eine wunderbare Schicksalsfügung zu beglücken; hat er nicht selbst etwas von Berthas Eigentümlichkeit? Alles Schlimme wird gut, alles Häßliche wird schön, wenn sein magischer Finger es berührt. Selbst der brummige Spielwarenhändler muß den Hochzeitskuchen opfern und darf als reuiger Sünder mit am Tische sitzen. Und da ist auch Tilly Tollpatsch ..."

Das Heimchen zirpte noch einmal und schwieg. Der Lichtschein glomm schwächer und schwächer und verlosch. Alles dunkel und still. Jetzt aber war an mir die Reihe, Einspruch zu erheben.

„Heimchen, Heimchen! Jetzt schon willst du mich verlassen? Willst du mir gar nichts mehr zeigen? Ach! und dabei hab' ich doch noch nicht den alten Pickwick gesehen, mit der weißen Weste; und Sam Weller; und Betsy Trotwood, die Dragonertante mit dem weichen Herzen, und Kapitän Cuttle mit dem Haken am rechten Arm; und Doro" ...

Keine Antwort. Die Uhr schlug Eins. Von draußen fiel der Schein einer Laterne ins dunkle Zimmer. Im ungewissen Licht schien mir's, als hätte ich meinen Freund schadenfroh lächeln sehen. Aber ich kann mich auch getäuscht haben ... Dr. Bertha Badt



Goethes Wetzlarer Zeit

Wetzlar als Wertherstadt ist mit der Geschichte der deutschen Literatur für immer verknüpft, aber auch auf dem Boden der deutschen Rechtsgeschichte steht sie mit dem alten deutschen Reichskammergericht als eines der leuchtenden Denkmäler, das uns mit dem verklungenen Wesen altdeutscher Art aufs innigste vertraut macht. Zwar stehen wir den rechtlichen Grundsätzen, nach welchen das alte Reichskammergericht aufgebaut war, heute innerlich fremd gegenüber, dennoch war es ein echtes Kind seiner Zeit und nur in dieser verständlich.

Goethe war gerade in Straßburg Lizentiat der Rechte geworden, hatte im August 1771 in seiner Vaterstadt Frankfurt die Advokatur begonnen und sollte nun nach dem Wunsche des Vaters zur Vollendung seiner juristischen Persönlichkeit den Reichsprozeß am Kammergericht in Wetzlar studieren. In Erfüllung dieser Aufgabe hielt der in der Vollkraft der Jugend stehende, erst 23jährige Dichter im Mai 1772 in Wetzlar seinen lautlosen Einzug, wo er sich zunächst einer ihm fremden Welt gegenüber sah. Als Straßburger Student war Goethe an der deutschen Art Herders gesundet, streifte er die Fesseln französilchen Geschmackes ab, um die belebende Flut deutscher Dichtkunst über die fruchtbaren Gaue der Heimat zu senden. Der Götz lag vollendet hinter ihm, war allerdings noch nicht veröffentlicht, mit allen Gaben männlicher Schönheit bedacht, ein Feuergeist der fesselndsten Art, so trat er in die Arena der Frauenwelt. Die hölzerne Juristerei des Reichskammergerichts ward ihm schnell eine unerträgliche Last, und da seine äußerliche Beziehung zu diesem hohen Gerichtshof nicht viel weiter als über die Eintragung in die Matrikel der Rechtspraktikanten ging, so unterblieb naturgemäß erst recht jedes innere Verhältnis. Die Rousseausche Naturschwärmerei erfüllte damals die Welt, und auch Goethe ließ sich von diesen raunenden Wellen in den Ozean des verklärten Jenseits tragen. Wetzlar, sonst von altdeutscher, winkliger Stadtarchitektur, besaß in seiner malerischen Umgebung eine wahre Idylle; für einen Dichter wie Goethe ein köstliches Eldorado.

Übrigens verbanden Goethe mit Wetzlar verwandtschaftliche Beziehungen, denn Goethes Großmutter Anna Margareta Textor war 1711 zu Wetzlar geboren, und bei seinem Eintritt in die alte Lahnstadt fand der junge Goethe noch die jüngste Schwester seiner Großmutter vor, die Frau Hofrat Lange, mit der sich aber nur ein loser Verkehr entwickelte. Goethe traf aus seiner Leipziger Studentenzeit einige Bekannte, darunter den braunschweigischen Legationssekretär Wilhelm Jerusalem, zu dem der Dichter zwar kein enges Freundschaftsverhältnis fand, obgleich Jerusalem später das Urbild zum Werther abgab. Auch der damals noch junge Freiherr von Hardenberg, der spätere berühmte preußische Staatskanzler, zählte 1772 zu den Wetzlarer Freunden Goethes. Er hatte 1768 im Sommer mit Goethe Zeichenstunde bei Öser in Leipzig genommen, Goethe fand nach seiner Ankunft in Wetzlar schnell Anschluß an eine Schar von Legationssekretären, die sich regelmäßig im Gasthaus zum Kronprinzen gegenüber dem alten Dom versammelten. Etwas übermütig, mit einem phantastischen Anhauch, bildete diese Schar eine Rittergesellschaft, wo jeder einen Ritternamen mit einem Beiwort führte. Goethe hieß Götz der Redliche. Der Ritterschlag erfolgte unter einem Aufwand reichlicher Symbole. Der Orden hatte sich, wohl ohne ernstliche Absicht, die Aufgabe gestellt, der Verteidigung des Rechts und der Rettung der unterdrückten Unschuld zu dienen. Die Seele dieses mehr dem Scherz geweihten Ritterordens war Siegfried v. Goué, der 1742 als Sohn eines Majors zu Hildesheim geboren war, seiner Stellung als braunschweigischer Legationssekretär in Wetzlar 1772 verlustig ging, da er mehr dem Trunk und der Posse als ernster Arbeit huldigte.

Das Band wirklicher Freundschaft flocht Goethe jedoch nur mit Joh. Chr. Kestner und mit v. Kielmannsegg, beides tüchtige junge Juristen, die trotz dem dumpfen geistigen Nebel

des Reichskammergerichts dennoch schließlich den richtigen Lebenspfad wiederfanden. Die bedeutungsvollste Bekanntschaft, die der ganzen Wetzlarer Zeit den Stempel aufdrückte, machte Goethe jedoch am Nachmittag des 9. Juni 1772, als er Charlotte Buff zum erstenmal kennen lernte. An diesem Tage holte der jugendliche Dichter mit seiner Großtante die umschwärmte Charlotte aus dem Deutschordenshause zum Ball nach Volpertshausen, der in Werthers Leiden später den Rahmen zu einer so wundervollen Schilderung abgab. Charlotte Buff fehlten alle weiblichen Züge, die ihrem Charakter irgend etwas Flatterhaftes oder Kokettes verliehen hätten. Ein heiteres, von lauterster Naturfreude getragenes Mädchen, wirkte es allein schon hierdurch bestrickend, wobei eine anmutsvolle Schönheit in glücklichster Weise unterstützend wirkte. In dem Deutschordenshause zu Wetzlar, dem Wohnsitz des pflichttreuen und von Eigenheiten nicht freien Amtmanns Buff, ging es geordnet und züchtig her; seine Gattin, eine bekannte Stadtschönheit, gebar ihm 16 Kinder in zwanzig Jahren. Diese Fruchtbarkeit, die wir heute nur noch bewundern, aber nicht mehr erreichen können, war lediglich der Ausdruck einer selbstverständlichen zeitgemäßen Sitte. Als dann die allverehrte Mutter unerwartet schon im vierzigsten Lebensjahre starb, übernahm Charlotte als Zweitälteste das dornenvolle Amt, den Haushalt des Vaters zu führen, dem die Schar unerzogener Kinder eine besondere Last bedeutete. Charlotte hatte schon als Fünfzehnjährige dem leidenschaftlichen Werber Kestner ihr Jawort gegeben, und als Goethe Lotte kennen lernte, lag bereits ein fünfjähriger Brautstand hinter ihr und die Hochzeit mit Kestner vor ihr. Auf der Rückfahrt von dem literargeschichtlich berühmten Balle im nassauischen Jägerhause zu Volpershausen saß Goethe der Charlotte Buff gegenüber und teilten sie den Wagen mit der Großtante des Dichters und einer unverheirateten Tochter der letzteren. Angesichts der liebreizenden Erscheinung Lottes verflog die den Dichter sonst vielfach quälende Melancholie in nichts, helle Sonnenfreude zog in sein Gemüt, und der schwarze Schleier, welcher so oft die Morgenröte der Jugend verdunkelte, fiel für immer zu Boden. Da zwischen Charlotte Buff und Kestner keine öffentliche Verlobung bestand, gewährte Goethe seiner Neigung ahnungslos volle Freiheit, die denn auch schnell mit Sturmsegeln auf ihr Ziel lossteuerte. Als Goethe dann auch seinen Einzug in das Deutschordenshaus hielt und hier Lotte als treusorgende Mutter in dem lichten Glanz ihrer jugendlichen Schönheit schaffen sah, wich der letzte dünne Reif, der nur zaghaft seine Neigung bedeckte. Auf einer solchen Höhe weiblicher Vollendung hatte sich weder Käthchen Schönkopf noch die anmutsvolle Pfarrerstochter von Sesenheim gezeigt; das Frauenhafte im Gewande der Jugend schien das magisch Reizbare für den Dichter. Goethe ward jetzt ein täglicher Gast im Deutschordenshause; seine Kinderliebe vereinte sich oft mit den tollen Streichen der sieben Buben vom Geschlechte Buff, und diese ungezwungene, natürliche Art machte den Dichter schnell zu dem erklärten, allseitig willkommenen Hausfreund. Und so entspann sich ein merkwürdiger Dreibund Lotte-Goethe-Kestner, die sich alle drei in inniger Freundschaft zugetan waren und die sich gegenseitig nur ungern entbehren mochten. Kestner als Bräutigam Lottens zeigte in seiner eifersuchtslosen Haltung die klassische Größe eines Mannes, der von dem Adel seiner Geliebten zu überzeugt war, um auch nur einen Augenblick den niedrigen Gedanken der Untreue fassen zu können. Nichtsdestoweniger hatte Goethes Neigung sich langsam aus einem glimmenden Funken zur Flamme entwickelt, die immer stärker alle Fasern seines innerlich schwerkämpfenden Ichs mit einem auflohenden Flammenmeer bedeckte, das ihn zu vernichten drohte. Das Wetzlarer Tagebuch Kestners läßt uns in dieses seltsame Freundschaftsverhältnis der drei tiefe Einblicke tun, und wir sehen, daß sich auch hier und da ein schlichter Zweifel regte. Oft wandelte dieses Dreigestirn auf Spaziergängen zu dem nahen idyllischen Garbenheim, wo man tiefgründige Gespräche über Philosophie und Poesie pflegte und wo beide Verliebte nach der Gunst einer keuschen Schwärmerin haschten. Dennoch verlor Charlotte in diesem Labyrinth verwirrter Liebe nicht einen Augenblick den sicheren Pfad der Tugend. Wenngleich Goethe die umstrickende Macht seines Genius im vollen Glanze erstrahlen ließ und Lotte sich

an der klassischen Größe dieses einzigen Geistes berauschte, freiwillig gab sie ihre Würde nicht preis. Höher und höher stieg die Liebesflut des Dichters, Lotte ahnte das kaum noch zu dämmende Übertreten des wild dahinjagenden Stromes, den sie noch zu bannen wußte. Oft saßen Goethe und Lotte daheim im Elternhaus oder sie wandelten auch allein auf stillen Wegen, während Kestner als Legationssekretär seines Amtes waltete. Im Freundeskreis ging bald ein schalkhaftes Raunen, und viele glaubten in Goethe den sieghaften Nebenbuhler von Kestner erblicken zu müssen.

Da nahte der kritische Tag, der die verzehrende, sich wild aufbäumende Liebe des Dichters in eine jähe Niederlage verwandelte. Goethe hatte sich im Überschwang seiner Gefühle hinreißen lassen, Lotte zu küssen, woraus die Quelle einer nicht mehr aufzuhaltenden Katastrophe entsprang. Lotte machte ihrem Bräutigam pflichtschuldigst Meldung von diesem Vorfall und wenn Kestner seinem berühmten Freunde nicht sofort hiernach die Freundschaft kündigte, so legte sie doch seit dieser Stunde das Gewand der Innigkeit ab. Wenige Tage nach diesem verhängnisvollen Kuß eröffnete Lotte ihrem gestürzten Verehrer, daß er nur auf die Huld echter Freundschaft rechnen könne, deren Maß und Ziel durch das Herzensbündnis mit Kestner klar bestimmt werde. Goethe hatte die Schlacht verloren, zögerte aber noch vor dem allein rettenden Rückzug. Es gibt Küsse, die den Himmel oder die Hölle bedeuten. Goethe traf das letztere Geschick. Waren bis dahin die Wetzlarer Tage in sonniger Fröhlichkeit verlaufen, so senkte sich jetzt auf das Gemüt des Dichters der Schleier tiefster Traurigkeit. Die Palme des Sieges war ihm entglitten und ein Irrtum der Seele verlieh ihm den Makel der Gesittung. Lotte hatte standhaft die Rechte ihres Bräutigams geschützt, der in diesem freiwilligen Geständnis seiner Braut nur ein erneutes Zeugnis ihrer wahren Liebe sah. Und das mit Recht. Lotte strafte die leidenschaftliche Kühnheit ihres berühmten Freundes nicht mit der an sich berechtigten Aufkündigung ihrer Freundschaft, aber dennoch empfanden alle, daß die Stunde der Trennung nicht mehr fern sein konnte.

Auch Goethe wurde sich klar, daß ihn dieser Kuß von Wetzlar trennen mußte. Eine gewisse Unentschlossenheit war die nächste Folge, und das Bild der Zukunft verzerrte sich zu durcheinanderlaufenden Linien. Es war ein Glück für Goethe und auch für die deutsche Literatur, daß just in dieser kritischen, hoffnungslosen Zeit der Freundschaft des Dichters der damalige Kriegszahlmeister und spätere Kriegsrat Johann Heinrich Merck in Wetzlar eintraf, um den Dichter für uns zu retten. Merck, ein geistreicher, satyrischer Kopf, wußte seinen jungen Freund zu bestimmen, Wetzlar im rechten Augenblick zu verlassen. Mit zerrissener Seele lebte Goethe dahin, den Titanenkampf einer verlorenen Liebe bis zum Letzten auskostend. Es gelang Merck nach vielen Mühen, den Dichter zur Teilnahme an einer Rheinreise zu bestimmen, die Merck mit Frau und Sohn von Koblenz aus unternehmen wollte. Kestner hatte in edlem Vergessen dem jugendlichen Dichter unentwegt die Freundschaft gehalten. Man traf sich nach wie vor fast täglich, und so stand Lotte dauernd im Genuß doppelter Verehrung zweier Verliebten, von denen einen der Bannstrahl eines grausamen Sterns getroffen hatte.

Im Sinne der mit Merck verabredeten Rheinreise mußte Goethe schließlich dem Scheidetag ins Auge sehen. Am 10. September 1772 war Goethe mit Lotte und Kestner in dessen Garten zum letztenmal zu Mittag versammelt, und dann traf man sich abends gemeinsam im „Teutschen Hause". „Lottchen" begann unbewußt ein seltsames Gespräch vom Weggehen und Wiederkommen, und man traf die merkwürdige Abrede, derjenige, der zuerst stürbe, sollte wenn möglich den Überlebenden Nachricht vom Zustande des Lebens nach dem Tode geben. Goethe, der seine für den nächsten Tag angesetzte Abreise verheimlichte, wurde bei diesen Worten von tiefster Niedergeschlagenheit ergriffen. Nur ein Abschiedsbrief kündete Lotte am nächsten Tage das vollzogene Ereignis. Da schrieb der seelisch tief verwundete Dichter: „Lotte, wie war mir's bey deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letztemal, daß ich Sie sehe." Wohl hatte er seinem guten Freund Kestner vorher erklärt, er werde ohne vorherige An-



kündigung abreisen, dennoch fühlten alle seinen Fortgang als einen schweren Verlust. Goethe schickte Kestner am Morgen ein Billett und einige Bücher, währenddessen zog der Dichter schon an den reizenden Ufern der Lahn, todeswund von Amors Pfeilen, die tief in seinem Herzen ruhten. Als Lotte die letzten Billetts Goethes las, empfand auch sie die volle Schwere des erlittenen Verlustes, und Tränen weihte sie opfernd diesem Einzigen. Dennoch ehrte sie Goethens Entschluß, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. Noch einmal lebte in einem leidenschaftlichen Briefwechsel zwischen Kestner und seinem „Engel" die ganze Herrlichkeit dieser früchtelosen, ungestillten Liebe auf. Goethe war seelisch stark genug, in Frankfurt sogar die Trauringe für das glückliche Brautpaar zu besorgen. Als die Trauung zwischen Lotte und Kestner am 4. April 1773 vollzogen war, schrieb Goethe: „Ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen." Man sandte dem Dichter durch eine Freundin, Ännchen Brandt, Lottens Brautstrauß, den er auf einer Wanderung nach Darmstadt an den Hut steckte. Erst als Goethe 1774 in den „Leiden des jungen Werther" gewissermaßen eine Generalbeichte abgelegt hatte, fühlte sich seine Seele wieder frei, und die Lust des Lebens nahm ihn wieder in Besitz. Goethe blieb auch mit dem Ehepaar Kestner, das nach Hannover übergesiedelt war, in freundschaftlichem Briefwechsel, der natürlich mit den Jahren seltener wurde. Als Goethe längst den deutschen Parnaß thronend beherrschte und die Würde eines Staatsministers trug, nahte sich zögernd Charlotte als Hofrätin 1803 dem berühmten Jugendfreund, um sich bittend für ihren Sohn Theodor zu verwenden. Und als Charlotte 1816 bei ihrer Schwester Amalie, der Geh. Kammerrätin Riedel, in Weimar zu Besuch weilte, ließ es sich Se. Exzellenz der Staatsminister v. Goethe nicht nehmen, die einstige Jugendfreundin freundlichst zu Tisch zu laden. Das Wetzlarer Idyll war allerdings längst zur Historie geworden, dennoch war es eine in schwerem Golde gefaßte köstliche Erinnerung. In dem bunten, blühenden Garten der deutschen Literatur wird Charlotte Buff für immer eine der herrlichsten Edelrosen bleiben, die unserer Bewunderung und Verehrung sicher ist.

Dr. P. Martell

„Die Brüder Karamasoff"

Das letzte große Werk, das der umgetriebene, gequälte und geschwächte Dostojewski, dieser erhabene Ringer und Denker, in einigermaßen ruhigen Verhältnissen auszuarbeiten imstande war, die auch an Umfang gewaltigen „Brüder Karamasoff", gehören zu denjenigen Büchern des russischen Dichters, in denen die Dämonie seiner psychologischen Hellsichtigkeit am unmittelbarsten und hinreißendsten offenbar wird. In gewissem Betracht bleibt es überhaupt sein eigenster Roman, weil er all diejenigen Fragen und Probleme, an denen Dostojewski Zeit seines Lebens gegrübelt, am reinsten und inständigsten umkreist und zu lösen unternimmt. Man wird guttun, sich durch den grausamen Beginn der Erzählung nicht voreilig abschrecken zu lassen — eine Forderung, welche gerade diesem Dichter gegenüber unerläßlich und bei fast allen seinen großen Schöpfungen entscheidend ist. Denn auch hier ist Herbe und Qual, menschliche Verworfenheit und verbrecherische Gelüste und Taten. Das eben ist ja Dostojewskis unermüdliches Verlangen: auch in dem Niedersten, dem Lasterhaftesten den ewigen, unauslöschlichen Gottesfunken zu erspähen; das Leiden, das Leben zu begreifen auch in seinem zerschlissensten, beflecktesten Gewande, — als einen Teil des allmächtigen, untrennbaren Zusammenhanges, in den wir alle eingefügt sind und dem wir uns dienend und helfend einzuordnen haben. Man wird Dostojewski niemals begreifen, wenn man diese wahrhaft mystische Inbrunst nicht dankbar zu würdigen weiß. Das Russische freilich, das Unbegrenzte, Hinauslangende — man sieht eine riesenhafte Steppe im Abendbrande —

ist für den Durchschnittsleser, den eiligen, unaufmerksamen, ein Widerstand, den er nur widerwillig und dürftig bestehen wird. Er wird sich ratlos, verloren fühlen unter dieser Fülle der Personen und Geschehnisse, in dieser immer bewegten Umgebung, die ihn wie ein Fiebertraum umkreist, und in die nur manchmal ein klarer, unbeweglicher Lichtstrom hereinglänzt.

Es ist hier nicht der Ort, das gewaltige Werk umfänglich zu erläutern. (Eine neue, ausgezeichnete Ausgabe des Romans erschien soeben, von Karl Nötzel anerkennenswert und fleißig übertragen, im Inselverlag zu Leipzig. Drei Bände in Halbleinen 24 M.) Gewiß — man kann die Mängel der Komposition, manches Hastige in der Darstellung nicht geflissentlich übersehen; aber all das bleibt das Nebensächliche, das man gern in Kauf nimmt angesichts des Inhalts, der ethischen Idee, der unerreichten Kraft und Plastik der Gestaltung. Nur ein paar Hinweise mögen genügen.

Iwan Karamasoff, der geistig allzu Klarblickende, der zwischen Glauben und Zweifel rastlos Umherirrende, und sein milder, vertrauender, hoffender Bruder, der Mönch Aljescha — sie bilden im Grunde das ewige menschliche Widerspiel, den Kampf der Geister Himmels und der Hölle, die erschauernde Einsamkeit der Seelen. Iwan wirkt nur mit dem wünschenden Verstande, im Grunde ohne Entschluß und Willensfülle — und es ist herbste Ironie, aber der Vollzug eines ausgleichenden Gerichtes, daß sein vertierter Halbbruder, der Epileptiker Smerdjakoff gerade das zu grausiger Erfüllung bringt, was der unfruchtbare Grübler nur gedacht und heimlich ersehnt hat. Einzigartig in der Weltliteratur bleibt wohl Iwans seltsame Dichtung „Der Großinquisitor", eine Verherrlichung des Satans, ein Dialog, in welchem doch der eine Partner, Christus, nur — durch Schweigen antwortet. Und daneben der dritte Bruder Mitja, immer voll Verdacht und unzähmbar aufbrennender Leidenschaft und Wut, der — und das ist ja des Buches tiefste Erlösung — ein nicht vollbrachtes Verbrechen sühnen will seiner vergangenen Untaten wegen und der zugleich seine Geliebte, die wundervoll gezeichnete Gruschenka, in dem Augenblick der Überwindung seiner selbst zu sich heranzieht und gleichfalls der Befreiung näherführt: denn nur durch reine, allesumfassende Liebe (das ist Dostojewskis Glaube und immer erneute inbrünstige Lehre) kann die Menschheit entsühnt und geläutert werden. Der Mörder, der Verbrecher aber ist derjenige, der sich aus dem großen Zusammenhange freventlich und trotzig zu lösen trachtet, der dem Eigenwillen frönt, der Überhebung. Die Lebensgeschichte des greisen Mönches Sosima, eines Heiligen, sucht darzulegen, was zu begehren und zu erhoffen ist: Nicht Absonderung, sondern Gemeinsamkeit tut not, Stille, Seelenfriede, gegenseitige Hilfe, treue, uneigennützige Unterstützung und Verantwortung. Die Menschen leben in selbstvergessener Vereinigung. „Glaubt doch nicht an eine solche Vereinigung der Menschen! Indem sie unter Freiheit die Vermehrung und rasche Befriedigung ihrer Bedürfnisse verstehen, verstümmeln sie ja ihre eigene Natur, denn sie lassen ja in sich viele sinnlose und dumme Wünsche entstehen, törichte Gewohnheiten und albernste Einfälle... Wer aber ist mehr imstande, einen großen Gedanken zu erleben und ihm dienen zu gehen — der vereinsamte Reiche oder jener, der sich befreit hat von der Knechtschaft der Dinge und der Gewohnheiten?" Ist es nicht dasselbe, was Meister Eckehart, der deutsche Mystiker, immer wieder bekennt: „Bist du gerecht, so sind auch deine Werke gerecht... Die Werke heiligen uns nicht, sondern *wir* müssen die *Werke* heiligen"? Das ist Dostojewskis innige Überzeugung: das Christentum muß wieder wahrhaft lebendig und in seligster Reinheit auferstehen. So nur ist die fraglose, unverwelkliche Liebe — auch zu den Verbrechern und Abwegigen — erfüllbar und möglich, jene Liebe, die emporziehen und erlösen kann. „Wenn du aber jedes Ding lieben wirst, dann wirst du auch das Geheimnis Gottes in den Dingen erfassen! Und du wirst dann endlich schon die ganze Welt liebgewinnen in ihrer Einheit und mit einer Liebe, die das Weltall umfaßt!" Darum empfindet Dostojewski auch den Sozialismus, den Kampf um die Befreiung der vierten Klasse zunächst als eine Frage des Atheismus, indem — ähnlich wie beim Turmbau

zu Babel — man nicht bestrebt ist, von der Erde aus den Himmel zu erreichen, sondern den Himmel zur Erde herabzuziehen.

Diese wahre, heilige Liebe zeigt sich bei Dostojewski auch in dem Verständnis der Kindesseele. Die eingefügte Kindergeschichte dieses Romans — ein erschütterndes Gegenstück zu der hinstürmenden Handlung, welche unter den Erwachsenen vor sich geht — gehört zum Ergreifendsten, Erhabensten und Reinsten, was jemals in dieser Hinsicht geschaffen wurde. Hier leuchtet am klarsten und vollkommensten des Dichters unaussprechliche Sehnsucht, um deretwillen er uns gerade heute wieder so nahe und verehrungswürdig ist — jene Sehnsucht, die er durch Leid und Entbehrung, durch Krankheit und Verdächtigung immerdar bewährt und genährt hat: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Ernst Ludwig Schellenberg



Griechische Tongefäße

Die Sitte, Gräber mit Vasen zu schmücken, war im Altertum allgemein verbreitet, und in den in Felsen gehauenen Grabkammern fand man sie gewöhnlich an den Wänden oder am Boden um den Leichnam aufgestellt.

Die meisten der schönen Gefäße, die jetzt über ganz Europa verbreitet und in fast allen Museen zu finden sind, hat man aus Gräbern hervorgeholt. Am ergiebigsten waren die Nachgrabungen in Italien, dann an den Küsten des Bosporus, denen von Spanien und auf Malta. Man fand die Vasen in allen Formen und Größen und oft von bewundernswerter Eleganz. Manche tragen den Namen des Verfertigers, hin und wieder auch den des Malers, zuweilen sind Verse und Trinksprüche beigefügt. Unzählige Male findet man die Worte „Das Mädchen ist schön“ oder „Der Knabe ist schön“; nach damaliger Sitte die Huldigungen von Liebhabern und Verehrern. Die Vasen geben uns nicht allein Nachrichten über Industrie und Handel des alten Griechenlands, weit wichtiger ist ihre Bedeutung für die Geschichte der Kunst. Sie zeigen uns die griechische Malerei von ihrem Anfange bis zu ihrem Verfall, wenn auch als Reflexe einer viel höheren Kunst; doch im Altertum war die Scheidung von Handwerk und Kunst keine so strenge. Die ganze Technik der Vasen ist vorzüglich. Der Ton, aus dem sie gebildet, ist oft außerordentlich dünn, sorgfältig poliert, und seine natürliche Farbe wird noch durch Firniß erhöht. Wenn die Gefäße gebrannt waren, bemalte man sie mit glänzend schwarzer Farbe, die, je nachdem man die Farbe der Figuren haben wollte, zur Ausführung derselben oder zum Grundton benutzt wurde. Bei dem ältesten Verfahren ließ man dem Gefäß seine natürliche Farbe; die Umrisse wurden in den roten Grund eingeritzt und die Fläche innerhalb derselben mit Schwarz ausgefüllt. Später ritzte man einzelne Teile, die hervorgehoben werden sollten, wie Glieder, Gewandfalten und Ornamente, abermals in die schwarze Figur hinein, so daß die rote Grundfarbe des Tons wieder zum Vorschein kam. Bei einem anderen Verfahren wurden die Umrisse auf dem ungefirnißten Ton nur angedeutet und mit Schwarz umzogen; die Ausführung geschah durch feine Linien. Um Nebendinge hervorzuheben, verwandte man auch andere Farben, z. B. Rot, Violett und Weiß, später auch Gelb, Braunrot und Grün. Diese Deckfarben wurden erst nachdem das bereits bemalte Gefäß wieder gebrannt war, aufgetragen. Bei den ältesten Gefäßen, von denen man annimmt, daß die Phönizier die Vorbilder aus dem Orient gebracht haben, sind die Malereien mit bräunlicher oder schwarzer Farbe auf blaßgelbem Grund aufgetragen. Die zahlreichste Klasse der Vasen ist mit roten Figuren auf schwarzem Grunde verziert, deren Fabrikation schon zur Zeit der Perserkriege im Gebrauch gewesen ist. Bei den Ausgrabungen im Parthenon (um 1836) wurden noch tief unter dem Fundament des nach dem Perserkriege erbauten Tempels Vasenschalen dieser

jüngeren Gattung gefunden. Man nimmt an, daß die neuere Technik mit roten Figuren auf schwarzem Grunde in Athen erfunden ist. Die ältere Technik verschwand in der Zeit des Peloponnesischen Krieges, während sich die neuere Zeit bis 300 v. Chr. verfolgen läßt.

Alle Darstellungen auf den Vasen beziehen sich entweder auf die Kultur, die Mythologie und die Sage oder auf das gewöhnliche Leben. Auf letzteren sind gymnastische und musikalische Übungen vorherrschend, aber auch Jagden, Zechgelage, hochzeitliche Züge, Ackerbau und Schiffahrt wurden dargestellt.

Auf einer zweiten Klasse der Vasen sieht man bereits die Heroensage, besonders die des Herakles und des Trojanischen Krieges mit Vorliebe behandelt. Aber diese Darstellung ist unbeholfen und hart, obgleich charakteristisch und mit peinlichster Sorgfalt ausgeführt. Die Inschriften zeigen das attische Alphabet, das bis zum Anfange des Peloponnesischen Krieges üblich war.

In der neueren Gattung macht sich schon eine freiere Entwicklung geltend. Die vorgeschrittene Kunst braucht nicht mehr die weiße Farbe, um die Frauen zu bezeichnen, denn sie strebt nach Individualisierung. Die Darstellung weist nur wenig Figuren auf, die aber um so wirksamer hervortreten. Der Stil ist streng und hart, doch zeigt er auch oft eine feierliche Würde und nicht mehr Roheit.

Aus dem strengen Stil entwickelte sich der sogenannte schöne Stil, in dem das Graziöse statt des Würdevollen hervortritt und worin alle technischen Mittel am ausgebildetsten erscheinen. Mit Vorliebe sind jugendliche Gestalten dargestellt, die leicht und anmutig, und nur spärlich mit Gewändern bedeckt sind. Der Faltenwurf, die Haltung, das Haar, alles ist natürlich und von schönster Wirkung. Die Behandlung zeigt nichts von der früheren, fast ängstlichen Ausführung, eher könnte man sie ein wenig flüchtig nennen. Aber schon erkennt man hin und wieder Spuren des nahen Verfalls. Die Heroen und Götter, besonders deren Liebesabenteuer, werden häufig dargestellt. Götter und Menschen werden in Anmut und Liebreiz vereint, denn Eros herrscht, obgleich man auch Apollo und Bacchus oft den ersten Platz einräumt. Die Szenen aus dem Leben zeigen auch nicht die strengen Sitten wie früher, denn Luxus und Ungebundenheit herrschen vor. Man findet häufig Bilder von Festen, bei denen jetzt auch Frauen erscheinen, die man bei der Toilette oder bei Spielen mit ihren Lieblingstieren, oder auch wohl in frivoler Umgebung sieht.

Die Periode des reichen Stils wird nur durch Vasen, die man in Apulien und Lucanien gefunden hat, repräsentiert. Sie zeigen den Verfall der Kunst, denn aus der Darstellung spricht mehr handwerksmäßige Fertigkeit als Adel und Grazie. Die prachtvollen Vasen sind selten mehr von wirklicher Schönheit der Form. Die Inschriften zeigen eine Orthographie, die in Attika nicht gebräuchlich, aber in Unteritalien heimisch war, und alles beweist, daß sie auch dort hergestellt worden sind.

Otto Müller



Musikverständnis als Gemeingut

Der Aufsatz von Karl Eitz im Oktoberheft „Musikverständnis muß Gemeingut des Volkes werden" verlangt einige Anmerkungen. Der Vergleich mit Adam Riese hinkt. Wenn vor seinen Tagen wenig Leute rechnen konnten, so konnten damals auch wenig Leute schreiben und lesen. Und lesen haben seitdem Hunderttausende gelernt, weil sich die Allgemeinbildung hob, weil die Buchdruckerkunst erfunden wurde, nicht aber, weil andere Buchstaben eingeführt wurden!

Rechnen fällt trotz Adam Riese auch heutzutage noch vielen unter den Gebildeten schwer, weil ihnen die besondere geistige Anlage dafür fehlt. Diese ist für Rechnen genau so nötig wie für Musik.

Unsere musikalische Bildung kann und muß erweitert und vertieft werden; aber es ist mit keiner Methode möglich, unmusikalische Menschen musikalisch zu machen.

Bei der musikalischen Erziehung spielen die Tonwertzeichen eine durchaus untergeordnete Rolle. Es bedeutet eine maßlose Überschätzung dieser Nebensächlichkeit, wenn man von ihr das Heil der Zukunft erwartet.

Mit aller Entschiedenheit muß bestritten werden, daß sich die Gegner von Eitz aus Unverständigen und Böswilligen zusammensetzen. Wenn Männer wie Kretzschmar und Riemann, überhaupt fast sämtliche Musikgelehrte, und die weitaus überwiegende Mehrheit aller Praktiker im Gesang- und Musikunterricht Eitz ablehnen, obwohl für die Methode teilweise mit den stärksten Mitteln Reklame gemacht worden ist, so sollte das doch zu denken geben.

Der „Türmer“ ist nicht das Blatt dazu, grundsätzlich Erörterungen über Fachstreitigkeiten zu bringen. Es kann deshalb nur davor gewarnt werden, daß sich diejenigen Laien, die sich für musikalische Volksbildung einsetzen, vor den Karren einer Methodenpropaganda spannen lassen.

Musikverständnis haben Millionen mit den alten Namen c, cis usw. gewonnen; singen gelernt haben dies viele Hunderttausende von Kindern in den deutschen Schul- und Kirchenchören nach der alten Art, und reklamehaft angepriesene Ergebnisse nach der neuen Methode erweisen sich durchaus nicht als besser.

Sorgen wir für gründliche musikalische Durchbildung der Gesanglehrer an den Volksschulen, verhindern wir, daß völlig unmusikalische Menschen zum Gesangunterricht zugelassen werden, bauen wir den Gesangunterricht nicht auf das mechanische Erlernen von Tonnamen, sondern auf das gefühlsmäßige Erfassen der Tonfortschreitungen auf, nützen wir alles das, was seit Nägeli auf dem Gebiete des Schulgesangs von erfahrenen Pädagogen erarbeitet und erprobt worden ist, machen wir die Gesangstunden zu Stunden der Erziehung des Empfindungslebens und des freudigen Lernens der Beherrschung der Atmung und Tongebung, dann werden wir, unter Verzicht auf alle Tonwortmethoden, wirkliche Ergebnisse für die musikalische Volksbildung erhalten!

Georg Göhler

* * *

Der im letzten Oktoberheft unter dieser Benennung erschienene Aufsatz von Karl Eitz läßt mich innerlich nicht zur Ruhe kommen.

Ich habe mich während der ganzen Zeit eingehend mit der von Eitz vorgeschlagenen Tonwortmethode beschäftigt; habe alle nur denkbaren Möglichkeiten in Betracht gezogen, und bin, nachdem ich das „Für und Wider“ nochmals reichlich erwogen, zu nachstehendem Urteil gelangt.

Daß unser Volk — wir wollen nur mal das eigene Volk als Beispiel nehmen — im Verhältnis zu seiner an sich nicht geringen Veranlagung für Empfinden mit seinem Musikschriftverständnis, oder besser gesagt, mit seinem musikalischen Verständigungsmittel, dem Noten-Abc, noch sehr im Rückstande ist, läßt sich nicht bestreiten. Es ist deshalb schon seit Jahrhunderten das Bestreben tüchtiger Männer gewesen, auf diesem Gebiete eine Erleichterung oder Vereinfachung zu schaffen; leider jedoch scheiterten alle Ergebnisse gleich ihren Vorfahren, an ihrer Unzulänglichkeit, mindestens aber daran, daß diese das bisherige Alte an Einfachheit nicht übertrafen; aus diesem Grunde also zwecklos waren.

Dieses letztere ist nun auch bei der von Karl Eitz erfundenen Tonwortmethode der Fall!

Um uns von dieser Tatsache zu überzeugen, ist es nötig, daß wir zunächst mal einen Einblick in unsere Schulen tun.

Daß z. B. die Gesangs- und Notenübungen in unseren Volksschulen nicht besonders beliebt sind, und auch keineswegs gerade geistanregend wirken — beim Tonleitersingen werden bekanntlich die einzelnen Noten und Intervalle neben dem gebräuchlichen Abc einfach mit la-la, oder ähnlichen Lauten bezeichnet — weiß jeder aus eigener Erfahrung!

Wirkten aber nun die an sich recht sonderbar klingenden, und sehr schwer zu begreifenden Bezeichnungen wie: Bi, To, Gu, So usw. nicht ebenso eigenartig? Es kann ein Schüler diese Silben sprechen, und, nachdem er den Klang derselben gehört hat, auch singen; dasselbe kann er bei unserem Noten-Abc aber doch ebensogut?

Die Behauptung, der Gebrauch des Tonwortes schaffe mit der Zeit „Tonbewußtsein“, der Schüler wüßte also beim Lesen eines solchen Wortes sofort aus seinem Eigensten heraus — ohne vorherige Klangangabe — wie der Ton (also das Tonwort!) klingt, beruht nach meinem Ermessen zum Teil auf ungenügender Sachkenntnis, zum Teil auf Selbstüberhebung!

Denn diese in obiger Behauptung erstrebten Fähigkeiten zu erreichen, wird wohl in unsern Volksschulen nicht möglich sein. Dazu gehört nämlich neben einer feinen musikalischen Begabung der Schüler ein gewissenhafter theoretischer Fachunterricht! Dieser aber kann in unseren Schulen, besonders in unseren Volksschulen, nicht gegeben werden.

Weil nun beides: eine musikalische Begabung (als Grundlage!) und ein theoretischer Fachunterricht (zur Ausbildung!) allem musikalischen Können vorausgesetzt werden muß; beides auf jeden Fall auch unbedingt voneinander abhängig ist, so werden sich wohl unsere Volksschüler irgendwelche nennenswerten Erfolge in musikalischer Hinsicht vorläufig versagen müssen. — Wesentlich leichter haben es nun die Schüler unserer höheren Schulen! Daß in vielen höheren Schulen Bayerns, Saalfeld und Jena gute Erfolge im Gesangsunterricht erzielt worden sind, ist nun keineswegs allein dem günstigen Einfluß der dortselbst bereits eingeführten Tonwortmethode zu verdanken, sondern vielmehr den musikbegabten, und, was das Ausschlaggebende ist: den „privatunterrichtnehmenden“ Schülern. Derartige gute Erfolge im Schulgesang können wir übrigens in allen höheren Schulanstalten feststellen. Da nun die Volksschüler von Hause aus im allgemeinen nicht an musikalischen Nebenunterricht denken können, so können sich selbstverständlich auch die Erfolge ihrer Gesangsübungen nicht mit denen der höheren Schüler messen. Dasselbe ist wohl in allen übrigen Fächern auch der Fall! — Die Hauptsache beim Singen ist nämlich nicht das trockene Tonwort, oder die Benennung des Tones allein, sondern ein musikalisches Auffassungsvermögen, die Empfindung vom Klang des Tones, die Unterscheidung der einzelnen Intervalle usw. Dieses ist aber ohne genügende Spezialausbildung und ohne Zuhilfenahme eines Instrumentes — als Verdolmetscher — nicht denkbar. Man braucht ja nur an die Tatsache zu denken, daß von sämtlichen Berufs-Sängern und -Musikern nicht ein Drittel fähig sind, einen beliebigen Ton — ohne vorherige Klangangabe — genau zu bestimmen. Wenn man nun hier eine mehrjährige künstlerische Ausbildung und langjährige Erfahrungen voraussetzt, so leuchtet einem wohl das Undenkbare, in unsern Schulen derartige Fertigkeiten zu erreichen, ohne weiteres ein. Wie schon gesagt, kommt es beim Tonleitersingen nicht hauptsächlich darauf an, wie der Schüler die einzelnen Töne benennt, sondern weit wichtiger ist es, daß er überhaupt singen kann, daß er die einzelnen Töne dem Klange nach (nicht nur dem Worte nach!) voneinander unterscheiden kann, daß er weiß, ob die Melodie steigt oder fällt; mit einem Wort: daß er eben musikalisches Talent besitzt!

Ohne diesem ist einmal nichts zu wollen! Es ist mit der Musik das gleiche wie mit dem Zeichnen, Malen, Dichten und Turnen. Wer keine angeborne Begabung besitzt, wird ewig ein Stümper bleiben.

An dieser Tatsache ändert auch eine Tonwortmethode nichts. — Musikstudium ist eben ein Spezialfach; zum mindesten Liebhaberei, auf keinen Fall aber Sache und Geschmack für jedermann. Darüber müssen wir uns alle klar sein. —

Nun wirft Karl Eitz die sonderbare Frage auf: Wie kommt es, daß gerade C-Dur das Glück hat, die grundlegende Tonleiter zu sein? Nun ja! Wie kommt es!?

Das hat wohl seinen Grund darin, daß die Musiktheorie ebenso wie alle anderen Fächer, wie jeder andere Beruf, auch ihre Grundlagen haben muß. Als Grundlage in der Musik gilt nun eben die C-Dur Tonleiter! Daß man die Tonnamen einfach aus unserem „Abc" herausgreift, liegt ja sehr nahe, und es ist auch sehr leicht begreiflich. Ebenso leicht verständlich ist es, daß man diese Tonart als grundlegende wählte. Der Begriff, bei allem zu Lernenden zunächst das Leichte zu erfassen (hier also die Grundtonart), um von da aus zum nächst Schwereren zu gelangen, ist an sich ja ein natürlicher Vorgang; würde sich aber bei der Tonwortmethode erübrigen insofern, daß diese keine Tonart der anderen vorzieht, also gar nicht erst auf eine grundlegende Tonleiter angewiesen ist; mithin also aus dem Nichts sogleich zum Schwierigen gelangt, die theoretischen Anfangsgründe überbrückt!

An sich ein großzügiger und idealer, wenn auch unausführbarer Gedanke!

Denn ebenso wie in den Schulen zuerst das kleine Einmaleins und zuerst das kleine Abc gelehrt wird, muß es selbstverständlich auch in der Musik zuerst leichte und dann schwere Tonarten zu lehren geben. Unlogisch hieße es, wenn dies nicht der Fall wäre.

Die Gleichstellung aller Tonarten durch die Tonwortmethode bedeutete ja, die gesamten theoretischen Grundsätze und Formeln über den Haufen werfen; das ganze musikalische Gebäude aus den Fugen heben! —

Die C-Dur-Tonleiter bildet das feste und starke Fundament unserer gesamten Tonkunst!

Es lassen sich deshalb die gewaltigen Errungenschoften auf diesem Gebiet von einer Tonwortmethode nicht erschüttern.

Denn wenn diese in unseren Schulen tatsächlich zur Einführung gelangte, so übte diese aber auf unsere Konservatorien und sonstigen Fachinstitute nicht den geringsten Einfluß aus. Das bedeutete nun für die Tonwortmethode nicht nur ein nicht zu unterschätzendes Hindernis, sondern wirkte in jeder Hinsicht — der Allgemeinheit gegenüber — nachteilig!

Nehmen wir als Beispiel eine beliebige Schulanstalt, in welcher nach der Tonwortmethode unterrichtet wird. Es befinden sich unter den Schülern einige musikbegabte, welche ihre musikalischen Fähigkeiten erweitern, und zu diesem Zweck bei irgendeinem Musiklehrer Privatunterricht nehmen wollen. Dieser kennt nun die Tonwortmethode nicht und wird sich selbstverständlich wie alle andern Fachleute auch gar nicht mit dieser zwecklosen Sache beschäftigen. Den Schülern bliebe ja für immer eine weitere und ergänzende Ausbildung versagt, vorausgesetzt, daß diese auf ihrer Tonwortmethode beharren, wie anderseits der Fachmann auf seiner bewährten Schule. Würde nun bei beiden Parteien wirklich eine Einigung erzielt — und die nachgebende sind in diesem Falle die Schüler — so würden diese doch immer wieder von neuem von der Sinnwidrigkeit und Zwecklosigkeit der Tonwortmethode überzeugt und sich ihr mit der Zeit ganz entfremden.

Daß übrigens ein Unterricht nach zwei sich gegenseitig bekämpfenden Methoden geradezu gefährlich wirken kann, wissen wir alle aus eigener Erfahrung!

Weil nun einerseits feststeht, daß die gesamte musikalische Fachwelt sich von einer Tonwortmethode nicht im geringsten beeinflussen läßt, so wäre auf der anderen Seite eine nicht zu unterschätzende Gefahr darin zu erblicken, daß in unseren Schulen eine Methode gelehrt wird, welche aus dem Grunde völlig zwecklos und sinnwidrig ist, weil diese für das spätere Leben der Schüler, für die Öffentlichkeit überhaupt nicht in Frage kommt, also überflüssig ist. —

Von Vorteil wäre es vielleicht, wenn an Stelle anderen, an sich überreichen Unterrichtsstoffes die wöchentliche Gesangsstundenzahl auf drei oder vier erhöht würde. Möglicherweise könnte dadurch eine Verbesserung und größere Verbreitung unseres Volksgesanges erreicht werden.

Man wird vielleicht einwenden, daß z. B. die Erfolge unserer Gesangvereine auch nur von ein oder zwei wöchentlichen Übungsstunden abhängig sind. Das ist jedoch ein Irrtum!

Vielmehr verdanken diese Vereine ihre mitunter glänzenden Erfolge einzig und allein der musikalischen Begabung und dem persönlichen Interesse ihrer Mitglieder. Man darf nämlich nicht vergessen, daß diese sich ja alle „freiwillig" — in vielen Fällen nur unter gewisser musikalischer Vorbildung — zur Pflege des Volksgesanges vereinigt haben, während in den Schulen nur der Stundenplan maßgebend ist.

Wirkliche musikalische Begabung oder Unfähigkeit kommt ja im Schulgesang nicht in Betracht?

Auch durch regere Beteiligung an Gesangsvereinigungen, Wandervogelgruppen und ähnlichem würde das Verständnis für Musik und die Liebe zu dieser edlen Kunst erhöht!

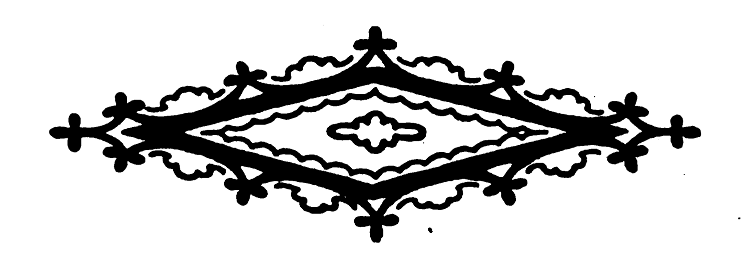
In vielen Turnvereinigungen wird schon heute neben dem Turnsport der Gesang von Marsch-, Lager- und Volksliedern gepflegt! —

Wenn nun Karl Eitz behauptet, daß jedermann durch den Gebrauch des Tonwortes, beim Lehren und Lernen, den Eindruck gewinnt, diese Methode habe tatsächlich alle dem Abc anhaftenden Mängel überwunden, so muß diese Behauptung entschieden in Abrede gestellt werden. Genau das Gegenteil ist der Fall!

Die Tonwortmethode in unseren Schulen einführen, bedeutete nach obigen Beispielen und nach meiner festen Überzeugung nichts geringeres, als unser Notensystem, die ganze musikalische Einheit zur Spaltung zu bringen! Und sind erst in unserer Tonkunst verschiedene, sich bekämpfende Parteien oder Richtungen entstanden, dann können wir getrost auch unsern Schulgesangunterricht zu Grabe tragen. — Grundbedingung zur weiteren Verbreitung unseres Volksgesanges, sowie des Musikverständnisses überhaupt ist, daß vorerst alle in den letzten zwei Jahrzehnten, ganz besonders aber während des Krieges bis heute sich angesammelte „musikalische Schundliteratur" mit Stumpf und Stiel ausgerottet wird!

Ehe nicht in dieser Hinsicht ein großes Reinemachen von Grund auf geschehen ist, ist mit einer Veredelung unseres Volkes in musikalischer Beziehung überhaupt nicht zu rechnen. —

Paul Friedrich Schäfer



Türmers Tagebuch

Monarchie und Monarchisten · Der parlamentarische Parteistaat · Gegen den „inneren Feind“ · Sozialdemokratie im demokratischen Spiegel · Prahlerische Bettler! · „Auf den Boden der Tatsachen stellen“?

Es ist zu begrüßen, daß endlich doch eine namhafte Persönlichkeit aus dem monarchistischen Lager hervortritt und sich mit klaren Worten und sachlichen Gründen über die Frage einer Wiederaufrichtung der Monarchie in Deutschland an sich, ihre Möglichkeiten und die Umstände, unter denen sie erfolgen könnte, äußert. Es hätte längst geschehen sollen, nachdem wir von den Umstürzlern und Verrätern der Monarchie nur wüste Haßgesänge und blöde Verunglimpfungen einer jahrhundertealten ruhmreichen Geschichte, von den Anhängern aber nicht viel mehr als kritiklose Verhimmelungen und sentimentale Deklamationen, die sich zumeist in Allgemeinheiten erschöpften, hören mußten.

Es ist kein anderer als der vielberufene Graf Ernst zu Reventlow, der sich dieser Aufgabe unterzieht in den „Grenzboten“. „Das verflossene monarchistische System in Deutschland,“ stellt auch er, wie das im Türmer stets geschehen ist, zunächst fest, „war nicht, wie die Antimonarchisten behaupten, verrottet, sondern es war fest und in der Hauptsache gut. Das System hat nicht versagt, es ist ungeheuerlichen Beanspruchungen gerecht geworden und hätte als System noch viel mehr tragen können. Versagt hat nicht das System, sondern die Personen haben versagt, vor allem die Monarchen und ihre unmittelbaren, ersten Diener und Berater. Es hätte keinen Sinn, das als Vorwurf, zum Zwecke des Vorwurfes oder im Tone des Vorwurfes zu sagen. Es handelt sich aber um eine politische und geschichtliche Tatsache von maßgebender Bedeutung. Man kann die Aussichten des monarchischen Gedankens in Deutschland nur dann einigermaßen richtig einschätzen, wenn diese Tatsachen des persönlichen Versagens der Fürsten und ihrer Berater in die Zukunftberechnung eingestellt werden.

Man mag wie auch immer über die persönlichen Beweggründe urteilen: es war politisch von verhängnisvoller Tragweite, daß der Kaiser und König von Preußen und der Kronprinz das Land verließen, und die Art, wie sie es verließen. Kaum etwas hat dem monarchischen Gedanken im Volke so geschadet — für die damalige Gegenwart und noch eine nicht absehbare Zukunft —, wie das Verschwinden des Kaisers und des Kronprinzen ins Ausland.

Das Verschwinden der anderen deutschen Fürsten ohne Widerstand in irgendeiner Form war vielleicht teils eine Folge des Verhaltens des Kaisers, machte aber auch den Eindruck trübseliger, persönlicher Schwäche. Es ist möglich, daß Kaiser Wilhelm und der Kronprinz, wenn sie im Bewußtsein ihrer Pflicht um ihr Recht auf deutschem Boden gekämpft hätten, nachher durch die Feinde auf irgendeine Art und Weise direkt oder indirekt beseitigt worden wären. Es ist auch möglich, daß die Träger der Revolution es getan hätten. Wie anders würde es dann aber um den monarchischen Gedanken und dessen Zukunft gestanden haben. Wie anders würde wahrscheinlich die Revolution verlaufen sein. Denn dann wären die auf die Monarchen eingeschworenen Offiziere, Soldaten und Beamten nicht mit einem Male direktionslos, verwirrt — und hilflos geworden, sondern hätten gewußt, was ihre Pflicht von ihnen verlangte. Kurz der Kaiser hat durch sein Verschwinden ins Ausland dem monarchischen Gedanken den schlimmsten Dienst erwiesen, den er erweisen konnte. Den Tatbeweis hierfür bietet wiederum die Taktik der Antimonarchisten, welche mit der Behauptung von der Fahnenflucht des Kaisers und des Kronprinzen eine dauernd höchst werbekräftige Propaganda treiben.

Die Regierung Kaiser Wilhelms des Zweiten hat im Zeichen der Schwäche und der unüberwindlichen Scheu vor der Anerkennung und vor dem Angreifen unangenehmer Tatsachen gestanden. Dabei sollen die persönlichen sonstigen Fähigkeiten und Verdienste des Kaisers nicht in Abrede gestellt werden. Sie sind vorhanden, und sein Herrschen war in manchem besser, als es vielfach jetzt hingestellt wird, auch wenn wir von der ausgezeichneten Qualität des Systems absehen. Während der langen Friedenszeit ließ sich das Gesicht wahren. In dem langen Kriege verschwand es mit jedem Monat mehr. Ich habe im Sommer 1916 im Verfolg eines Gespräches mit dem damaligen Chef des Admiralstabes meine Besorgnis über die Tatsache schriftlich zum Ausdruck gebracht, daß der Kaiser und die Fürsten immer mehr im Hintergrunde verschwänden. Das müsse den monarchischen Gedanken schwer schädigen. In den Friedenszeiten waren die Fürsten, war besonders der Kaiser stets und überall sichtbar, stets war er in der Leute Mund, sprach selbst und ließ von sich sprechen. Im Kriege verschwanden er und die Fürsten immer vollständiger. Welch eine beispiellose Volkstümlichkeit hat sich dagegen im Kriege der König der Belgier erworben, der immer sichtbar, immer im engsten Kontakt mit seinem Volke war, besonders auch in der Front. Die deutschen Fürsten und ihre Ratgeber haben die monarchische Sache auch durch ihr Verhalten während des Krieges schwer geschädigt. Dazu kam die Politik der Schwäche und Furchtsamkeit gegenüber den antimonarchischen Parteien und Strömungen. Es ist so merkwürdig, wie gerade die Monarchen aus der Geschichte nie die einfache, immer wiederkehrende Wahrheit lernen, jedenfalls keinen praktischen Gebrauch von ihr machen, daß man durch Nachgiebigkeit und durch Aufgeben der eigenen Stellung eine Monarchie nicht rettet, sondern sie mit unfehlbarer Sicherheit zugrunde richtet. Es gibt kein Beispiel in der Geschichte, welches diese Wahrheit nicht bewiesen hätte...

Ich wollte weder noch will ich unnachgiebige bornierte Starrheit wirklicher neuzeitlicher Entwicklung gegenüber vertreten. Eine solche ist vielfach in den



monarchistischen Parteien vorhanden gewesen. Sie war, abgesehen von allem andern, politisch kurzsichtig. Der springende Punkt aber war stets, daß der Monarch, ob er Wünschen der Masse folgte oder nicht, doch führend blieb und führen konnte und den Antimonarchisten immer politisch an der Klinge blieb, sich niemals durch Manöver täuschen ließ. Das ist aber bekanntlich im äußersten Maße geschehen. Der Kaiser glaubte noch im Augenblicke, als er Ludendorff den Abschied gab, er könne nunmehr im Verein mit der Sozialdemokratie ein neues Deutschland bilden. Wer so die Wirklichkeit verkannte, der Tatkraft entbehrte, tatkräftige, aufrechte Ratgeber nie um sich hatte dulden können, in schwierigen Lagen zu Entschlüssen unfähig war und sich durch jahrelange Abgeschlossenheit zu eigener Beobachtung außerstande gesetzt hatte und hatte setzen lassen, — dieser Monarch war verloren. Auf der anderen Seite stand die seit Jahrzehnten zielbewußt geleitete antimonarchische Strömung verschiedener Art. Sie war äußerst tatkräftig, geduldig und geschickt in der Benutzung der Gelegenheiten und vor allem in einer skrupellosen Agitation gegen die Monarchie und den Monarchen. Die Massen wollten die Herrschaft ergreifen, und ihre Führer ordneten diesem Ziele alles unter. Die monarchischen Parteien, das Bürgertum, das Offizierkorps, sie alle versagten oder waren, soweit es einzelne Persönlichkeiten anlangte, außerstande, sich geltend zu machen. So wurde dann der Krieg benutzt und, als die Lage reif schien, der große Schlag ausgeführt. Und das Bürgertum ebenso wie die seit Jahren eindringlich gewarnten Monarchen und Fürsten in Deutschland rieben sich erschreckt die Augen.

Wohl selten in der Geschichte hat ein ähnlicher Vorgang ein schmählicheres Schauspiel geboten und an sich ein Bild, das lächerlicher in seiner Miserabilität gewesen wäre. Gleichwohl hätte sich während der ersten Zeit nach den Novembertagen durch einen entschlossenen Führer rückkehrender Truppen, der über politisches Verständnis und Zivilcourage verfügte, außerordentlich viel wiederherstellen und der Grund für eine spätere, den Verhältnissen angemessene und praktisch mögliche Monarchie legen lassen. Damals hätte vielleicht die Überraschung vom November durch eine zweite Überraschung erfolgreich auch auf die Dauer abgelöst werden können. Freilich hätte es großer Weisheit und Kraft bedurft, den neuen Zustand festzuhalten und auszubauen. Ihn durch Überraschung und Gewalt herzustellen, erschien aber seit dem Frühjahr 1919 mir jedenfalls immer aussichtsloser und ich glaube, daß diese Auffassung richtig war und ist. Seit einer langen Reihe von Monaten konnte man sich nicht mehr darüber täuschen, daß der weit überwiegende Teil der Massen einer Restauration feindlich gegenüberstehe und diejenigen der ihren, welche es nicht taten, durch Zwang und Terror an sich binden würde. Auf der anderen Seite stand und steht ein in der Hauptsache indolentes, des moralischen und politischen Mutes bares Konglomerat der ‚gebildeten Stände'. Und schließlich: wo war der Napoleon? ...

Daß die Monarchie gerade für die Deutschen die beste und einzig ersprießliche Form ist, scheint mir ebenso unzweifelhaft wie vor dem Kriege. Der Hinweis auf andere Völker ist töricht, denn es gibt kein Volk, das so geartet wäre, wie die Deutschen. Je geringer das Nationalgefühl und die nationale Energie sind, desto notwendiger ist die Monarchie für die Deutschen, als Kristalliso-

tionspunkt, als Garantie für stetige, über den Parteien befindliche Führung, als ein Hort schließlich des deutschen Idealismus im nationalen Sinne verstanden. Einen solchen brauchen die Deutschen nach wie vor, wenn sie sich zum Volk bilden wollen. Sie sind keines. Das Gefühl hierfür ist gewiß weithin vorhanden. Ob die innere Energie im Laufe der Zeit entwickelt werden wird, das Gefühl in die Tat umzusetzen und sich der falschen Propheten zu entledigen, muß die Zukunft zeigen. Hier aber liegt das Arbeitsfeld für den Monarchisten. Es muß von vorne angefangen werden und man soll sich nicht einbilden, nach allem, was geschehen ist, mit einem Sprunge oder durch einen Kniff ans Ziel kommen zu können. Man muß lernen, auf weite Sicht politisch zu arbeiten, was dem Deutschen besonders schwer wird. Nur die Sozialdemokratie hat es gekonnt. Generationen ihres Nachwuchses sind von Jugend auf im Geiste der Revolution zur Herstellung der Republik erzogen und gebildet worden. Wo ist aber bis jetzt eine zielbewußte monarchische, systematisch geleitete Energie, welche bestrebt wäre, überall auf allen Lebensgebieten den monarchischen Gedanken zu vertreten, zu entwickeln, zu vertiefen und zu propagieren? Mit ein paar Deklamationen und mit Putschgedanken wird nichts erreicht, höchstens das Gegenteil des Gewollten. Gewiß kann unter den augenblicklichen Weltverhältnissen keine Überraschung, keine Veränderung als unmöglich abgetan werden, aber man darf mit solchen Dingen politisch nicht rechnen, am allerwenigsten darf es derjenige, welcher darauf hofft. Die Wandlung muß von innen herauskommen und dazu gehört auch das Verschwinden, zum mindesten die Möglichkeit einer Überbrückung der jetzigen Kluft zwischen den Arbeitermassen und den sogenannten bürgerlichen Schichten. Die bis jetzt nach links gehende Entwicklung der Massen beziehungsweise deren Führung denkt sich die Sache derart, daß das Bürgertum proletarisiert werden soll und will damit gleichzeitig die Republik verewigen. Wir unserseits wollen keine ‚Unterdrückung‘ der Massen und keine Partei, überhaupt keine Parteien im bisherigen Sinne, sondern eine organisch gegliederte Einheit auf dem Boden des wirtschaftlichen, des berufsständischen Gedankens. Aus diesem Prozeß heraus kann einmal auch der monarchische Gedanke wieder zur Blüte und zu genügender Kraft gelangen. Ohne stille Arbeit, zu der ich ganz besonders die wissenschaftliche rechnen möchte, die bis jetzt so gut wie ganz fehlt, wird es aber nicht möglich sein. Kämen aber irgendwelche nicht zu berechnende, grundstürzende Ereignisse, so wäre das Volk um so besser bereit, je fleißiger und weit ausschauender man vorher die stille Arbeit geleistet hätte. Sich in diesen Zeiten, und wie die Dinge heute liegen, darüber zu streiten, welcher Fürst als Monarch in Betracht käme, ist kindlich, außerdem sehr schädlich. Das gleiche gilt von Streitereien über die Form einer späteren deutschen Monarchie. Anderseits ist für die rein politische Propaganda auch ohne dem an wirklichem Material genügend vorhanden. Man braucht sich nur die ‚junge deutsche Republik‘ anzusehen.“

* * *

Hans Siegfried Weber hat sich diese „junge deutsche Republik“ sehr genau angesehen, und er umreißt ihr Bild im roten „Tag“ mit klaren scharfen Strichen: „Der parlamentarische Parteistaat ist kein Volksstaat. Er ist einerseits ein aus ab-

strakter Denken geschaffenes Gebilde, andererseits verdankt er sein Leben einem schrankenlosen Individualismus, dem reinen Nützlichkeitsstreben der Menschen. Der Einzelmensch wird bei diesem parlamentarischen Parteistaat aus seinen natürlichen Bindungen gerissen und von ehrgeizigen Parteiagitatoren lediglich als Stimme gewertet, aber nicht zur verantwortungsvollen Mitarbeit am Staate erzogen. Der Volkswille kann auf diesem Wege gar nicht erfaßt werden. Wenn der Mensch aus allen seinen Gemeinschaften herausgerissen wird, was der auf dem krassen Individualismus sich aufbauende Parteistaat erreicht hat, so steht er dem ‚Staat' als Vereinzelter gegenüber. Auch die zu Massen zusammengeschlossenen Menschen vermögen nichts auszurichten. Eine Summe ist kein Produkt, anders ausgedrückt: aus einem künstlich geschaffenen Bevölkerungsmechanismus, wie es der leblose parlamentarische Parteistaat ist, kann niemals ein lebendiger Organismus werden, den ein Volksstaat darstellt, dessen Glieder zweckvolle Funktionen erfüllen.

Daß dem so ist, haben wir auch in der sozialen Frage erkennen müssen. Auf politischem Wege konnten niemals die sozialen Schäden Heilung finden, sondern nur dadurch, daß über den Individualismus hinaus neue Gemeinschaften geschaffen wurden. Durch diese natürlichen neuen sozialen Bindungen, wie sie in Arbeitergewerkschaft, Handelkammer usw. zum Ausdruck kommen, hätte man auch den gleichmacherischen unnatürlichen Parlamentarismus durch den organischen freiheitlichen Volksstaat überwinden können. Dann wäre auch der öde Mechanismus, den die französische Revolution in das Staatsleben einführte, verschwunden. Allein auf diesem Wege hätte man auch aus der Arbeiterklasse, die sich trotz aller Wahlrechte entrechtet und dem Staate fremd gegenüber empfand, einen Arbeiterstand heranbilden können, der tätig an den Staatsaufgaben mitarbeitet. So wäre wirkliche Freiheit für die Arbeiter, an Stelle jener parlamentarischen Gleichheit, geschaffen worden, die letzten Endes doch Unfreiheit bedeuten muß. ‚Denn allein logisch betrachtet kann dort, wo Gleichheit herrscht, keine Freiheit bestehen...'

Wie zeigt sich nun das wahre Wesen des demokratischen Parteistaates in der Wirklichkeit? Er hat die sozialen Gebrechen am Volkskörper durch eine Unwahrhaftigkeit, ja, man kann sagen durch einen Volksbetrug zu beseitigen gehofft. Mit dem Phantom der angeblichen Volksherrschaft haben die kapitalistischen Mächte den Staat erobert und ihn ihren Zwecken dienstbar gemacht. Unter diesem Joche seufzen die Kulturvölker. In allen parlamentarisch regierten Staaten ist diese Tatsache von klaren Geistern erkannt worden. Die Völker verschließen sich der Erkenntnis nicht mehr länger, da sie als Betrogene vom Kapitalismus in der schamlosesten Weise ausgebeutet werden. Über diese Entartung des Staatslebens und über die Machenschaften der kapitalistischen demokratischen Geschäftspolitik haben ernste politische Denkerköpfe aller parlamentarisch regierten Länder genügend klar geurteilt. Ich verweise nur auf die Arbeiten der französischen Sozialisten Lysis und Delaisi sowie des Liller Professors Duthoit. Besonders ist aber auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika das wahrhafte Wesen des demokratischen Parteistaates klar erkannt worden. Selbst Präsident Wilson hat wiederholt bekannt, daß in Wirklichkeit die Selbst-

regierung des amerikanischen Volkes einer plutokratischen Oligarchie Platz gemacht hat, in der der Wille einzelner herrschender Männer entscheidet. Wilson hat angesichts dieser Zustände das Bekenntnis abgelegt: ‚Ehe Amerika das Ideal, daß der Starke den Schwachen nicht an die Wand drückt, nicht in die Praxis umgesetzt hat, hat es kein Recht, sein Haupt inmitten der Völker so hoch zu erheben, wie es das zu tun gewohnt ist.'

Aus der Fülle der Urteile von Amerikanern und Franzosen seien nur noch zwei angeführt:

Brooks, Professor der Nationalökonomie an der Universität Cincinnati, urteilt in seinem 1910 zu Neuyork erschienen Buche: ‚Die amerikanische Korruption in Politik und Leben' folgendermaßen: ‚Mag die Demokratie noch so wohltätig gewirkt haben, so kann doch nicht geleugnet werden, daß sie der Korruption Tür und Tor in einer Weise geöffnet hat, wie sich das weder die antike noch die mittelalterliche Welt hat träumen lassen' ...

Der Franzose Delaisi faßt sein Urteil über die demokratischen Zustände Frankreichs in den Worten zusammen: ‚Dem Großkapitalismus ist es gelungen, aus der Demokratie das wunderbarste, biegsamste und mächtigste Werkzeug zur Ausbeutung der Gesamtheit zu machen' ...

Von dieser demokratischen Weltkrankheit haben wir uns noch anstecken lassen, Entartungsformen, die andere Völker überwinden wollen, führten wir als Trödlerhändler, mit der Marke ‚Die moderne Staatsform' versehen, bei uns ein. Professor Hugo Preuß, der Schöpfer des Entwurfes der neuen deutschen Reichsverfassung, hat schon im Jahre 1915 in seinem Buche: ‚Das deutsche Volk und die Politik' dem deutschen Volke den Rat gegeben, sein Anderssein baldigst aufzugeben und ‚die moderne Staatsform' sich anzulegen. Zur Begründung seiner Anschauung hat Herr Preuß bis auf das Alte Testament zurückgegriffen und Deutschland infolge seines Andersseins als den Ismael unter den Völkern bezeichnet.

Man kann doch heute wohl bestimmt sagen: die hier vertretene und nachgebetete kleinliche Anschauung, Deutschland werde als demokratischer Staat von den feindlichen Mächten geachtet werden, ist wie eine Seifenblase zerronnen. Wer mit solchen Albernheiten über die wirklichen Triebkräfte in der großen Politik hinweggeht, der soll seine Finger lassen von der Politik. Man erinnere sich jedoch zur Lehre an folgendes Ereignis: In den Oktobertagen des Jahres 1918 hat die Fortschrittliche Volkspartei, die Vorgängerin der Deutsch-demokratischen Partei, ein würdeloses Huldigungstelegramm an den Präsidenten Wilson geschickt und diesem uns feindlichen Staatsmann verkündet, daß sich Deutschland entsprechend seinem Willen demokratisiert habe. Nun müßten doch auch unsere Demokraten die nötige Folgerichtigkeit des Denkens bewahren und ehrlich bekennen, daß am 9. November 1918 ihr Ideal, die parlamentarische Monarchie, unter den Stürmen der Revolution den Untergang fand. Der Bund zwischen ehrgeizigen und verantwortungslosen Parlamentariern und einem willenlosen Monarchen, der die Dinge treiben ließ, mußte zersprengt werden. Diese Regierungsform war eine Episode! Der jetzige demokratische Parteistaat wird aber gleichfalls eine Episode sein.

Wie wenig man selbst in sozialdemokratischen Kreisen diese neue deutsche Staatsform ernst nimmt, das bezeugt ein Vorgang bei der letzten Lesung der

Verfassung in der Nationalversammlung.' Der sozialdemokratische Redner Loebe nannte hier wegwerfend nach dem Muster der dunkelsten ‚Reaktionsperiode' die heilige Verfassung ein Stück Papier. Herr Staatsminister Heine erklärte nicht weniger achtungslos, man müsse froh sein, wenn eine Verfassung vier Jahre standhielte.

Diese Selbsterkenntnisse sind gewiß schon erfreulich. Aber sie sind leider nur negativer Art und zeugen nicht von der Einsicht, wie die große Weltkrise, in der wir uns befinden, deren letztes Ziel die Überwindung des Kapitalismus und Parlamentarismus bedeutet, zu bestehen ist.

Eine Weltrevolution und eine allmähliche Umwertung aller bestehenden wirtschaftssittlichen und staatssittlichen Anschauungen steht bevor. Daß diese tiefe umstürzlerische und gleichzeitig neuschaffende Ideenwelt bereits im heutigen Bolschewismus enthalten ist, halte ich für ausgeschlossen. Der Bolschewismus will in primitiver Weise das, was wir alle wollen, er ist eine Teilerscheinung jener Mächte, die am sausenden Webstuhl der Zeit schaffen. Vielleicht stürzt er die ganze Welt in sein Flammenmeer, und neues Leben blüht erst aus den Ruinen. Aber niemand vermag, was kommen mag, heute zu prophezeien. Dieser Weltkrieg wird im wahrsten Sinne des Wortes bei allen Großmächten umstürzend wirken. Es gibt keine Sieger und Besiegte.

Das englische Weltreich steht, wenn nicht alle Anzeichen trügen, vor einer gewaltigen Krisis, die vielleicht mit einer vollkommenen, noch nicht zu übersehenden Neugestaltung Größer-Britanniens ihren Abschluß findet. In Amerika werfen heute schon soziale Umwälzungen ihre Schatten vorauf. Aber keineswegs ist bei den beiden angelsächsischen Mächten allein diese Prognose zu stellen, auch in Frankreich und Italien treten analoge Vorgänge zutage. Man darf überhaupt nicht Formen und Einrichtungen eines Staates isoliert betrachten, da die einzelnen Staaten tiefe Entwicklungzusammenhänge zeigen.

Dieser ganzen Weltentwicklung steht also unsere Regierung vollständig ohnmächtig gegenüber. Sie hat nicht begriffen, daß wir nicht am Ende, sondern am Anfang einer neuen Weltepoche stehen. Der Rätegedanke ist nur ein Ausfluß dieser sich anbahnenden neuen Staatsform. Er ist der einzige schöpferische Gedanke, den die Revolution, wenn auch nicht geboren, so doch aus der Tiefe hervorgeholt hat. Was wirklich wertvoll in dem Rätesystem ist, das stammt aus jener christlich-germanisch-preußischen Ideenwelt, wie sie in Bismarck Gestalt gewann, an der aber unser demokratischer Parteistaat, mit Blindheit geschlagen, vorübergeht. Das Betriebsrätegesetz, das man in letzter Minute angesichts des Generalstreiks geschaffen hat, kann nur als eine Verzerrung jener preußischen Idee angesehen werden. Mit dem Betriebsrätegesetz hat man den Rätegedanken verzerrt, ihn seines tiefen Inhaltes beraubt. Die Gefährlichkeit der Betriebsräte wird gerade jetzt offenbar werden, wenn unser Volk allmählich den Weg zur notwendigen Arbeit finden will. Gerade in den Industriegegenden ist man der ständigen Arbeitseinstellung müde und begehrt Ruhe zum Arbeiten.

Mitten in diesen allmählich werdenden wirtschaftlichen Gesundungsvorgang kommt das Betriebsrätegesetz hinein. Die Geister werden erneut aufeinanderplatzen, eine fessellose Agitation wird entfaltet werden, Schreier und Wichtigtuer,

die von großen Worten leben, werden das Feld erobern. Das ist die naturnotwendige Folge einer demokratischen Parteiregierung, die auch dort, wo sie nicht will, alles Schwergewicht auf die parteipolitische Entfesselung der Leidenschaften legt, aber nicht auf ein sachliches Vorgehen. Daß sie trotz heißestem Bemühen, die Masseninstinkte zu befriedigen — denn dieser Furcht vor den Massen verdankt das Betriebsrätegesetz sein Leben — nicht einmal ihren Zweck erfüllen wird, dürften uns die blutigen Vorgänge am 13. Januar in Berlin gezeigt haben."

* * *

Seitdem haben sich noch ganz andere, viel furchtbarere Vorgänge abgespielt, und immer und immer wieder hat sich, trotz allen „demokratischen" Gejammers über dieses beschämende Armuts- und Ohnmachtszeugnis, die „Demokratie" von „erzreaktionären Truppen" heraushauen lassen müssen, von Kräften, deren Schwerpunkt nicht in ihrem Boden ruht. Und doch hätte es den drei großen Koalitionsparteien ein leichtes sein müssen, die Leute zu stellen, die zur Niederwerfung der Spartakisten und Bolschewistenaufstände nötig waren. „Wo blieben da," fragt die „Süddeutsche Zeitung", „die Arbeitermassen der Mehrheits-Sozialisten, die Judenjünglinge und Geschäfts-Söhne der Demokratie, die christlichen Gewerkschaften und die Bauernscharen des Zentrums? Sie waren nicht zu sehen. Das junge Blut aus unseren Reihen durfte und mußte immer wieder Gesundheit und Leben einsetzen, um den Staat zu retten. Was Noske offenherzig von den Anfängen der Revolution gesagt hat, das galt erst jüngst wieder auch vom Ruhr-Aufstand: man mußte auf die Anhänger der alten Ordnung zurückgreifen. Und darum hat Reichswehrminister Geßler jetzt so schwere Mühe mit der Aufstellung seiner ‚republikanischen Garde'. Die Sorte von republikanischer Gesinnung, die ihm am liebsten wäre, hat blaue Bohnen nicht zu ihrem Lieblingsgericht, und demokratische Gesinnungstüchtigkeit ist in dieser unvollkommenen Welt nicht gleichbedeutend mit soldatischer Tugend. Gewiß gibt es in den Bevölkerungsschichten jeder Parteistellung mutige Leute, aber militärische Gesinnung erwächst nicht aus körperlichem Mut allein. Herr Geßler ruft jetzt nach den ‚Grundsätzen des alten Heeres', das bedingungslos dem Befehl gehorchte; sie möchte er auch seiner republikanischen Garde einhauchen. Dieser bedingungslose Gehorsam, den die Demokratie am alten Heer verabscheut und den sie geflissentlich zerstört hat, läßt sich nicht herbeizaubern. Er beruht letzten Endes auf sittlichen Werten, die aus den jetzigen Zuständen und Regierungs-Grundsätzen unmöglich ersprießen können. Geld, das einzige, was die Republik dem Soldaten bieten kann, ist kein Same soldatischer Erziehung. Die Demokratie konnte wohl das deutsche Heer zerstören, ein neues aus eigenem Geist aufbauen kann sie nicht. Sie kann dem Soldaten auch kein Ziel zeigen, das ehrliche Leute innerlich erfüllen kann, und ehrliche Leute sollen schließlich doch auch die ‚Söldner' der Reichswehr sein. Einst machte man einen Lebtag daraus, als der Kaiser in unvorsichtiger Zuspitzung sagte, daß der Soldat gegebenenfalls auch auf Vater und Geschwister müsse schießen können; heute sagt die Demokratie ganz offen, die Truppe sei für den Schutz der Verfassung da, also zum Kampf gegen den ‚inneren Feind', gegen die eigenen Landsleute, unter Umständen gegen die eigenen Verwandten. Das große Ziel

nach außen fehlt vollständig, und soll nach dem Willen der Demokratie fehlen. Das macht die Aufgabe der Reichswehr ideen- und ideallos. Wenn einst der deutsche Soldat für die Ordnung im Innern eintrat, so geschah es im Blick auf die Größe und Macht des Vaterlandes, für welche die innere Ordnung Vorbedingung war. Heute soll er eine dem Volk willkürlich aufgezwungene Verfassung schützen, die mit dem Niedergang und der Niederhaltung des Vaterlandes aufs engste zusammenhängt. Das ist ein Polizeidienst äußerlichster Art, bei dem Zuverlässigkeit höheren Grads, seelische Verbundenheit niemals Platz greifen kann. Mag man daher die Auswahl der Reichswehr ruhig ‚Zivilkommissaren' anvertrauen, mag man die Leute mit ‚Aufklärungsmaterial von der Reichszentrale für Heimatdienst', mit ‚geeigneten Zeitungen', mit ‚Ansprachen von Koalitionspolitikern' bearbeiten, man wird niemals sicher sein, daß sie in der Stunde der Gefahr nicht zu den Bolschewisten übergeht, die über noch wirksameres ‚Aufklärungsmaterial' verfügen." ...

„Auf zum Kampf für die heiligsten Güter der Demokratie gegen den inneren Feind!" Kommt euch das Sprüchlein nicht gar vertraut vor? Ist es nicht am Ende das alte vergilbte Formular aus den Tagen des „seligen Kampfes gegen den Umsturz", nur mit veränderter Ausfüllung des „Nationale", wie es damals so schön in der Polizeisprache hieß? Damals: „für Religion, Sitte und Ordnung", heute: für die junge deutsche Republik, damals stand „der Feind" links, heute steht „der Feind" rechts. Ist das nicht eine herrliche Selbstbeleuchtung, wie die revolutionäre Demokratie in allen, aber auch allen ihren Mitteln und Methoden sich keinen anderen Rat weiß, als in die Rumpelkammern des von ihr in Grund und Boden verdammten ancien régime zurückzugreifen, die Fehler dieses Regimes zu wiederholen, nur in plumpester geistloser Vergröberung, nur ohne das Gute, das Positive des alten Regimes, das wir doch alle — seien wir nur ehrlich — mit gutem Appetit zu schätzen wußten. Auf die jüdisch-russischen und gallischen Anleihen und Nachäffungen können sich nur Affen etwas einbilden.

* * *

Ja ist denn auch nur die demokratische und sozialistische Idee ihrer Verwirklichung näher gerückt? Sehr tüchtige Demokraten können, wenn auch bedrückten Herzens, nicht umhin, das Gegenteil festzustellen. Sie behaupten, mit jedem Schritte der „jungen deutschen Republik" entferne sich das Ideal immer weiter von der Wirklichkeit, und eigentlich habe es ihr mit Götzens von Berlichingens Gruße schon ganz den Rücken gekehrt. Schärfer, als Georg Bernhard in der demokratischen „Vossischen Zeitung" mit der Sozialdemokratie ins Gericht geht, könnte es auch der „reaktionärste Alldeutsche" nicht:

„Die sozialdemokratische Agitation während der letzten drei Jahrzehnte hat in immer wachsendem Maße die ethischen Ideale des Sozialismus vernachlässigt. Es war zu bequem, über die ungerechte Verteilung im Kapitalismus zu zetern und dem Arbeiter von den Wonnen und Genüssen des sozialistischen ‚Zukunftsstaates' zu predigen. Und es war andererseits für den Durchschnittsagitator nicht verlockend, von der schweren Pflicht der Mitverantwortung zu sprechen, die jedes sozialistische System der Produktion von allen Gliedern der Gesellschaft fordert. So wurde denn die Verteilung für die Massen das so-

zialistische Hauptprinzip. Daß alles möglichst billig zu kaufen sein müsse, war zwar ein ganz unsozialistischer Gedanke, wurde aber zur Hauptagitationsforderung der deutschen Sozialdemokratie. So wurde sie zur Freihandelspartei, die jeden Produktionsschutz bekämpfte. So forderte sie hohen Lohn ohne Verantwortung für die Arbeiter, so verlangte sie Steuern und Lasten — für die andern. Und so kam es, daß unter der Herrschaft einer sozialistischen Partei die Revolution zu einer Lohnfrage, das Sozialisierungsproblem zu einem Raub an den Kassenschränken und die Frage der Produktivität zu einem System der Massenfabrikation von Assignaten degradiert wurde.

Das ist die Sünde der Sozialdemokratie gegen den heiligen Geist des Sozialismus, daß sie keine Produktionspolitik trieb, ja daß sie jeden schöpferischen Aufbau im Keim erstickte. Die Sozialdemokratie hat es in erster Linie zu verantworten, daß die deutschen Grenzen sperrangelweit für die nutzloseste Einfuhr offen geblieben sind, daß die deutsche Landwirtschaft verkümmerte, daß der freie Handel Deutschland von dem Notwendigen entblößen konnte. ... Die Sozialdemokratie trägt in allererster Linie dafür die Verantwortung, daß die Preise dauernd in die Höhe schnellten, daß das Geld in ungeahnten Mengen sich über die Lande ergoß und sich dauernd in seinem Werte verminderte, daß Schieber die wirtschaftliche Herrschaft über Deutschland an sich rissen und daß deutsche Arbeiter sich an den Anteilen bereicherten, die ihnen von wucherischen Unternehmern in Lohnprozenten von den gestiegenen Warenpreisen gewährt wurden. Die deutsche Sozialdemokratie hat die deutsche Arbeiterschaft und weite Kreise des deutschen Volkes mit ihr in dem Irrglauben gewiegt, daß die hettische Röte vor dem Zusammenbruch Aufbau sei."

* * *

Kann man sich da wundern, wenn die verzweifelte Frage auftaucht und um sich greift: „Lohnt es sich denn noch zu schaffen? Wir haben Frieden, wir haben Demokratie", schreibt Paul Busching (mit besonderem Hinblick auf Bayern) in den „Südd. Monatsh.". „Wir werden vielleicht auch bald Brot haben, damit unsere Kinder sich wieder einmal satt essen können. Und vielleicht gibt es wieder so viel Milch, daß die Tuberkulosen einen halben Liter abgerahmte Milch am Tag erhalten können. Trotzdem ist alles hin. Weil wir den Frieden haben. Um den Frieden zu erhalten, haben die Deutschen, allen voran die Bayern, die Monarchie beseitigt. Heute wissen wir, daß die Würdelosigkeiten Eisners, seine Enthüllungen und Selbstanklagen uns nur geschadet haben.

Um den Frieden zu erhalten, haben wir überall Demokratien mit sozialistischer Spitze eingeführt. Es hat uns bei den Feinden nicht geholfen; sie haben uns doch zerschmettert. Um den Frieden zu erhalten, haben wir die staatliche Autorität aufgelöst, Einrichtungen geschaffen, durch die das unparteiische Walten einer bescheidenen, streng ehrlichen Beamtenschaft zur Unmöglichkeit, dagegen die Gesinnungslumperei, Charakterlosigkeit, Streberei und Denunziationssucht zur Mode wurde. Bei der Entente hat uns das alles nichts genützt, und den Frieden haben wir nicht einen Tag eher bekommen, als bis wir gänzlich vernichtet waren. Um den Frieden zu erhalten, haben wir das Heer zerstört, planmäßig und bewußt zerstört. Wir wissen jetzt, was wir

damit getan haben. Den Frieden haben wir nicht eher erhalten, als bis unser stolzes Heer von eigener Hand in Stücke geschlagen war. Wir haben uns wehrlos gemacht, aber wir haben keinen Feind davon überzeugt, daß wir reinen Herzens sind. Wir haben uns nackt ausgezogen, um zu beweisen, daß wir ganz sauber sind und haben uns dann fünfundzwanzig Peitschenhiebe herunterziehen lassen. Wir haben uns zur Sklaverei erboten, aber wir haben nicht bedacht, daß wir das Arbeiten verlernt haben. Wir haben gesehen, daß das Proletariat nicht herrschen kann, weil es keine Führer hat und weil es in der Minderheit ist, und wir sehen, wie das durch den Krieg völlig ausgesogene, verarmte, verprügelte Bürgertum, jenes Bürgertum, dessen Sparpfennige in Kriegsanleihen festliegen, das kein Kapital zur Auswanderung hat, von den Feinden jeder gesellschaftlichen Ordnung zum Tode verurteilt ist. Wir sehen, daß Juden, reiche und arme, deutsche und polnische, im Bunde mit den radikalsten Ausläufern eines in sich zerrissenen, kranken Proletariats das arme Volk um die letzten Möglichkeiten einer langsamen Genesung bringen wollen.

Indem wir der Zukunft mit Fassung entgegensehen, erinnern wir uns daran, daß uns erzählt worden ist, an unserem Unglück sei nur der Imperialismus schuld. Dieses unsinnige Märchen hat Deutschland und mit ihm Bayern zu Fall gebracht. Wir haben jetzt ein halbes Jahr im freien Volksstaat zugebracht und müßten allmählich seine Segnungen schätzen gelernt haben. Der freie Volksstaat wird uns niemals das bringen, was wir verloren haben. Wir hatten einmal die Möglichkeit, ein großes Reich zu werden. Unser Volk hätte die Fähigkeiten dazu gehabt, und Führer hätte es auch gegeben. Gewiß war vieles schon Dekadenz, was noch Stärke schien, aber die Leistungsfähigkeit war ungeheuer groß. Was uns vorschwebte, war nicht ein großer Trust, war nicht die Übermacht des Kapitalismus in einem reaktionären Staat. Wer das behauptet, lügt. Was wir wollten, haben die Landwehrleute 1914 mit Kreide an die Eisenbahnwagen geschrieben: ‚Unsere Kinder sollen es besser haben.‘ Das hieß nicht: Wir wollen die Reaktion, sondern es hieß: Wir wollen in einem freien Staat glücklich werden. Und die jungen Soldaten sangen wie die Kinder: Gloria, Viktoria. Sie meinten damit nicht belgische Greuel und Triumphzüge, sondern ein angesehenes, großes Deutschland. Wer das bestreitet, lügt.

Heute steht es so, daß alles, was wir jemals hatten und jemals hätten gewinnen können, verloren ist. Wir sind keine Nation mehr, wir haben kein Heer, keine Schiffe, kein Geld, keine Industrie, keine Rohstoffe, keine Ehre, keine Würde, keine Arbeitsfreude, und wir haben nichts zu essen. Wir haben den tödlichen Haß der Feinde nicht um ein Atom gemildert, seitdem wir unseren Nacken gebeugt haben. Sie verachten uns, und es gibt keine Neutralen, keinen Papst, der für uns ein gutes Wort eingelegt hätte... Wir sind in einem halben Jahre zu Arbeitsscheuen, prahlerischen Bettlern geworden, wir, das deutsche Volk.“

* * *

„Prahlerische Bettler!“ — das Wort trifft ins Schwarze. In Deutschland scheint man noch wenig Empfinden dafür zu haben, um so häufiger hört man es (in der einen oder anderen Variante) von feindlichen und neutralen Beobachtern.

Was könnte sich auch herausfordernder von dem Hintergrunde unserer allgemeinen Verelendung und Verkommenheit abheben, als die geschwollenen Reden von der freiesten „Verfassung", vom „freien Volksstaate", vom „Sieg des Volkes" und wie das großtuerische Geklapper sonst geht? Und die brutale Überheblichkeit der „Sieger" gegen die „besiegten" Volksgenossen, die ihr würdiges Gegenstück in der kriechenden Unterwürfigkeit, dem feigen Zurückweichen vor jedem Stirnrunzeln des Feindes findet, auf dessen Gnade allein, unter Ausschaltung auch des Willens zu jeder eigenen Initiative, man sich gestellt hat. Oder das zur Schau getragene Protzentum der neuen Herren und ihrer Sippen mit ihren schnell nachgeäfften Imperator-Allüren und dem ebenso schnell erworbenen Luxus sehr oder auch gar nicht zweifelhaften Geschmackes. In den Unterhaltungsstätten, Theatern, Lichtspielen usw. scheinen die billigeren Plätze für das Bürgertum reserviert, auf den teuren und teuersten sitzen nur „Proletarier" mit ihrem nach neuester „Pariser" Mode ausstaffierten weiblichen Anhang — und Schieber.

Am 9. November 1918 wurde die große Ära des „freien Volksstaates" mit Brot und Frieden und Völkerverbrüderung und allen gebratenen Tauben der Welt eingeleitet, heute schreiben wir Mai 1920, noch ist uns keine Taube in den aufgesperrten Mund geflogen, und doch dauert der Taumel an. Aber wir sollen uns ja „auf den Boden der Tatsachen" stellen. Wirklich? Auf den Boden dieser Tatsachen? Dieser „Errungenschaften", die der demokratische Vizekanzler a. D. Schiffer in einer Münchener Rede also kennzeichnete: „Es besteht kein Anlaß, den 9. November als einen Tag des ‚Sieges' zu feiern. Der Makel des Rechtsbruches haftet diesem Tage an; die Folgen zeigten sich: Der Rechtsstaat, unser Stolz von einst, ist erschüttert in seinen Grundfesten; geschwunden ist der Sinn für Mein und Dein, selbst der Beamtenstand konnte den Versuchungen nicht überall widerstehen. Kein besserer Beweis für die Rechtsohnmacht unserer Tage ist möglich, als die Tatsache, daß man nicht einmal einen Hölz auf deutschem Gebiete festnehmen konnte."

Auflösung des Rechtsstaates, ins Mark des Volkes eingefressene Korruption, Willkür und strafloses, weite Gaue deutschen Landes beherrschendes Verbrechertum, Unfähigkeit, selbst bandenführende Mordbrenner und Räuber auf deutschem Boden dingfest zu machen —: ist es nicht ein bißchen viel verlangt, sich „auf den Boden" dieser Tatsachen zu stellen? Die Meinung ist weder zeitgemäß, noch reicht sie an die „Errungenschaften" heran, aber ich kann sie nicht unterdrücken: wir müssen ganz im Gegenteil mit diesen Tatsachen gründlichst aufräumen, diesen „Boden" um- und auskehren, denn das ist kein Boden, auf dem ein Volk stehen kann, sondern ein Sumpf, in dem es rettungslos versinken muß. Hinter dieses blutnotwendige Säuberungs- und Reinigungswerk hat die Frage „Monarchie oder Republik?" unbedingt zurückzutreten, sie sollte dabei auch völlig aus dem Spiel gelassen werden, erst recht vom Standpunkte des unentwegten, aber nicht Phantomen nachjagenden Monarchisten.





Regieren gegen die Gebildeten

In einem Aufsatze „Auswärtiges Amt und Auslandspolitik“ in der „Deutschen Politik“ bemerkt Paul Rohrbach:

Eduard Bernstein hat neulich im „Vorwärts“ gesagt, die Sozialdemokratie solle nicht unterschätzen, was es bedeutet, daß sie den größeren Teil der deutschen Bildung gegen sich hat. Dieser Zustand wird sich nicht mildern, sondern verschärfen, wenn die auswärtige Politik von den amtlichen Stellen behandelt wird, als ob es eine Sache sei, die mit nationalen deutschen Empfindungswerten nichts zu tun hat. Man kann über die Form, in der dem Bewußtsein des unzerstörbaren Zusammenhanges zwischen der alten deutschen Größe und der erhofften besseren Zukunft Ausdruck gegeben wird, je nach den Umständen verschieden denken, aber das Bewußtsein und der Wille es zu bekennen, müssen da sein. Wo aber mit Absicht und Betonung ein Schnitt gemacht wird, der jeden Zusammenhang zertrennen soll, wo alles Frühere schuldvoll und dunkel gemalt wird und nichts aus dem früheren Deutschland mehr stolzer Erinnerung wert sein soll und des Bewußtseins, daß es dieselbe deutsche Kraft ist, auf deren Fortwirken wir hoffen, da ist kein Ausgleich mit den geschichtlich-, national- und vaterländisch-ideal empfindenden Volksschichten möglich. Gegen die deutsche Bildung ist auf die Dauer kein Regiment möglich. Man kann diese Bildung zerstören und man kann die Nation dadurch ruinieren, aber man kann sie durch nichts, auch durch keine parteipolitischen Bekenntnisse und Nützlichkeitserwägungen, ersetzen. Wenn man die deutsche Bildung haben will, so muß man das deutsche Nationalgefühl pflegen, das als solches vom Kapitalismus so unabhängig ist wie vom Sozialismus oder jeder anderen Wirtschaftsordnung; das aber nicht verträgt, mit den Scheuklappen eines Parteivorurteiles kutschiert zu werden.

*

Aus Feigheit geopfert!

Aus einer großen Abrechnung, die Staatssekretär Helfferich auf einer Massenversammlung in Hannover mit dem uns in Grund und Boden regierenden „System“ vorgenommen hat, verdienen die folgenden Feststellungen ins schärfste Licht und den weitesten Kreisen ins volle Bewußtsein gerückt zu werden:

Heute, nach der Besetzung Frankfurts und des Maingaues durch die Franzosen, entringt sich selbst einem so waschechten Demokraten wie dem Karlsruher Abgeordneten Dr. Haas das Geständnis, es wäre besser gewesen, damals alle Folgen der Nichtunterzeichnung des Friedens zu übernehmen. Die Erkenntnis kommt leider fast ein Jahr zu spät. Abg. Dr. Haas hat recht, wenigstens heute, denn heute wissen wir und zwar durch Veröffentlichungen aus Ententekreisen, daß die Bedingungen von Versailles nicht das letzte Wort der Entente sein sollten. Wir wissen durch den Sekretär von Lloyd George, der die ganzen Verhandlungen unter den Alliierten von Versailles mitgemacht hat, daß die Versailler Bedingungen zum Abhandeln bestimmt waren. Wir wissen, daß nur durch den Hinweis auf die sicher zu erwartenden Abhandlungen Amerika und England und Clemenceau die Bedingungen weit über die ursprünglichen Absichten hatten hinaufschrauben lassen, und wir wissen durch einen anderen Zeugen,

Tardieu, eins der hervorragendsten Mitglieder der französischen Friedenskommission, wie das ursprüngliche Programm aussah. Das heißt, wenn ich sogte: Wir wissen es, so sage ich zuviel. Das deutsche Volk weiß es noch lange nicht. Die Regierung ist ängstlich bemüht, es vor solchen Gemütserregungen, die sich gegen diese Regierung selbst kehren könnten, zu bewahren. Aber gerade deshalb lassen Sie mich ein wenig auf die ursprünglichen Bedingungen, wie sie Herr Tardieu jetzt publiziert hat, eingehen und die wesentlichsten Bedingungen des Programms mit den von uns blindlings unterzeichneten vergleichen. Da heißt es: „Keine französische Besetzung deutschen Gebietes für länger als 18 Monate und keine auf dem rechten Rheinufer.“ Unterschrieben haben wir: „Nicht nur die Besetzung des ganzen linksrheinischen Gebietes für mindestens 15 Jahre, sondern auch die Zulassung sogenannter Brückenköpfe auf dem rechten Rheinufer. Weiter heißt es: „Keine Abtretung der Saargruben an Frankreich und Sonderregime für die Bevölkerung des Saargebiets.“ Also das Saargebiet sollte bei Deutschland bleiben mit seinen Kohlenzechen. Unterschrieben haben wir unentgeltliche Übereignung der Saargruben an Frankreich und interalliierte Verwaltung des Saargebietes unter französischer Führung. Weiter heißt es im ursprünglichen Programm: „Zusicherung, daß Deutschland auf alle Fälle nach 30 Jahren seiner finanziellen Verpflichtungen an die Entente ledig sein soll.“ Unterschrieben haben wir unsere Schuldknechtschaft auf unabsehbare Zeit mit einem unbestimmten Betrag.

Diese Proben mögen genügen, um zu zeigen, was eine geschickte und entschlossene Politik unter schwierigen Verhältnissen auch hatte erreichen können. Die vollste Unfähigkeit, die wüste Unentschlossenheit und — ich will mich höflich ausdrücken — Mutlosigkeit unserer Regierung hat dem deutschen Volk den schlimmsten Teil des Versailler Friedensvertrages beschert.

*

Der Fall Hänisch

In unseren Ämtern greifen Gebräuche Platz, die den letzten Rest von Staatsautorität — soweit von einer solchen überhaupt noch gesprochen werden kann — untergraben müssen. Jetzt ist es das Reich des Herrn Hänisch, aus dem Wunderdinge an unser Ohr dringen. Auf Wunsch des Kultusministeriums war der Berliner Spezialarzt Dr. Dreuw, Mitglied des Beirats zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Wohlfahrtsministerium, zum Zwecke der Salvarsanprüfung an das Ehrlichsche Institut für experimentelle Therapie nach Frankfurt a. M. entsandt worden. Nach seiner Rückkehr von der Reise, für die ihm das Kultusministerium selbst aus Mitteln des der Salvarsanforschung dienenden Speyerhauses Geld angeboten hatte, worden Dr. Dreuw von dem Nachfolger Ehrlichs, dem Geheimrat Kolle, im Amtszimmer und in Gegenwart des Geheimrats Krüß, also unter Verantwortung des Kultusministers, 25 000 ℳ jährlich (trotz der bekannten Verarmung der wissenschaftlichen Institute!), ebenfalls aus dem Fonds des Frankfurter Speyerhauses, das u. a. durch die Salvarsaneinnahmen unterhalten wird, zu einem privaten Salvarsaninstitut angeboten. Dreuw, der sich durch seine Untersuchungen in Frankfurt a. M. durchaus nicht von der Unschädlichkeit der gegenwärtigen Salvarsantherapie hatte überzeugen lassen, lehnte dieses eigentümliche Angebot ab, um sich nicht dem Vorwurf der Käuflichkeit auszusetzen. Die Folge davon war, daß die vom Kultusminister selbst in eigener Person für Dr. Dreuw beantragte Professur auf Grund eines geheimen Gutachtens der medizinischen Fakultät, das notorisch unwahre Angaben enthielt, abgelehnt wurde.

Diesen geradezu haarsträubenden Tatbestand hat Herr Hänisch unumwunden zugeben müssen. In einer Erklärung bestätigt er ausdrücklich: „Der dem Kultusminister unterstellte Geheimrat Kolle bot tatsächlich Dr. Dreuw im Ministerium nach seiner Frankfurter Reise 25 000 ℳ jährlich

aus Fonds des Speyerhauses an und knüpfte daran lediglich die Voraussetzung, daß Dr. Dreuw künftig nicht in der bisherigen Form die Polemik weiterführen möchte, wogegen Dr. Kolle ihm die seit längerer Zeit verschlossene Fachpresse wieder zu eröffnen bemüht sein wolle." Ein bezeichnendes Licht fällt in dieser Erklärung auf die medizinische Fachpresse. Es ist also durch amtliches Eingeständnis erwiesen, was der „Türmer" in seinem Kampf gegen den Salvarsanrummel schon vor Jahren festnagelte, daß nämlich die medizinische Fachpresse über jeden Salvarsangegner den rücksichtslosesten Boykott verhängt hat.

Tiefe Einblicke gewährt auch ein Brief des Herrn Hänisch an Dr. Dreuw, den dieser inzwischen veröffentlicht hat und in dem der Herr Kultusminister schreibt: „Alle Kosten Ihrer Frankfurter Reise und des Aufenthalts werden vom Speyerhaus getragen. Bis dahin rate ich Ihnen, über die Salvarsankonferenz am 1. Februar 1919 (in der Dreuw seine Gegner in die Flucht schlug) nichts zu unternehmen."

Ohne ein Urteil über die sonstige Befähigung des Herrn Hänisch zu fällen, fragen wir angesichts solcher Vorgänge: Traut die Regierung Herrn Hänisch, der erwiesenermaßen den eigennützigen Interessen gewisser Cliquen Tür und Tor sperrangelweit öffnet, noch die moralische Festigung zu, die man von einem Staatsbeamten in so verantwortlicher Stellung billigerweise verlangen kann?

*

Erzberger und der Friede

Aus einer Mitteilung der „Bayerischen Staatszeitung": „In der Sitzung des Reichsausschusses hat der Präsident der Nationalversammlung, Fehrenbach, der frühere intimste Freund Erzbergers, das unehrliche Spiel Erzbergers seit 1917 aufgedeckt und durchblicken lassen, daß wir ohne Erzberger wahrscheinlich schon 1917 einen annehmbaren Frieden bekommen hätten."

Ein weiteres Zeugnis. Helfferich in einer Hamburger Rede: „Gerade hier ist bekannt, mit welcher Leichtfertigkeit die Handelsflotte angeboten wurde. Das amtliche Graubuch, das Erzberger über die Verhandlungen herausgegeben hat, ist in den entscheidenden Punkten falsch. Geheimrat Cuno und Direktor Heineken haben das nachgewiesen und festgestellt, daß ihre Bedenken, die sie geäußert haben, einfach im Protokoll weggelassen worden sind. Die Ratlosigkeit und die Untauglichkeit der Regierung erreichte ihren Höhepunkt, als der Friede unterzeichnet werden sollte. Keynes, der Sekretär Lloyd Georges, und Tardieu, Clemenceaus rechte Hand, haben es ausgesprochen, daß der Vertrag nur so hart war, weil man auf Abhandeln gefaßt war. Es gab große Uneinigkeiten unter den Alliierten, und eine geschickte Regierung hätte durch Verweigerung der Unterschrift den Keil in die Feinde treiben können, die keine Lösung der Frage, wie die Unterschrift zu erzwingen sei, finden konnten.

*

Solche Dinge machen wir nicht!

Sehr bezeichnende Vorgänge bringt Paul Nikolaus Coßmann in den „Südd. Monatsh." zur Sprache:

Wir sagen nach dem Erzbergerprozeß der Welt keine Geheimnisse mehr, wenn wir sagen, daß der deutschen Regierung der Meinungskrieg kein Selbstzweck war, sondern ein Mittel, um Parteileute, Zeitungsverleger, Journalisten, Historiker durch Aufträge, Diäten, Dispositionsfonds an sich zu ketten, letzten Endes also ein Mittel zur Majoritätsbildung im Reichstag.

Während das Reutersche Bureau im Kriege derartige Ausgaben machte, daß es finanziell zusammenbrach und durch reiche Engländer neu mit Mitteln versehen werden mußte, hat das Wolffsche Bureau flotte Dividenden bezahlt; es hat während des Kriegs seine ausländischen Korrespondenten immer wieder angewiesen, möglichst wenig zu telegraphieren (zur Ersparung von Depeschenkosten) und von sich aus während des ganzen Krieges bei der absichtlichen Spärlichkeit seiner Berichterstattung an das Ausland nichts getan, um den Lügen der Entente

entgegenzutreten. Auch nach dem Krieg hat es, als die deutschen Gefangenen in Gefangenschaft blieben, die feindlichen heimkehrten, niemals ins neutrale Ausland eine Depesche über Mißhandlung deutscher Gefangener gesandt, während Havas und Reuter die Welt mit Berichten über die angeblich unmenschliche Behandlung der Gefangenen in Deutschland überschwemmten.

Kurz nach Kriegsausbruch hatte einer der größten deutschen Zellulose-Importeure die Reichsleitung darauf hingewiesen, daß England, Frankreich und Italien zum Betrieb ihrer Papierfabriken fast ausschließlich auf den Bezug skandinavischer Zellulose angewiesen wären, und daß bei Unterbindung dieses Bezuges die gesamte englische, französische und italienische Papierindustrie zum Stillstand kommen, dadurch die feindliche Propaganda unterbunden und außerdem der deutsche Bedarf sichergestellt werden würde. Er hatte zu diesem Zweck den Ankauf der skandinavischen Zelluloseproduktion für zwei Jahre beantragt, zu welchem die Vorbereitungen getroffen waren, so daß das Reich nur hätte zuzugreifen brauchen. Diesem Kaufmann wurde im Reichsamt des Innern erklärt: Solche Dinge machen die Engländer, solche Dinge machen wir nicht.

*

Niedergang des Parlamentarismus

Ein deutliches Symptom für ihn sieht Prof. Dr. C. Metger im roten „Tag" auch darin, „daß der gehässige Ton, den die Abgeordneten gelegentlich anzuschlagen belieben, nicht auf die Gegner beschränkt bleibt, sondern daß man es dem eigenen Parteigenossen gegenüber nicht sellen an der nötigen Rücksichtnahme fehlen läßt. Als Erzberger im Reichstage gegen Friedberg auftrat, nahmen dessen Parteigenossen das ruhig hin und stimmten sogar für die Gesetze, die Friedberg als blutigen Dilettantismus verurteilt hatte. Dr. Spahn mußte sich im Helfferich-Prozeß vor Gericht entschieden dagegen verwahren, daß seine eigenen Parteigenossen ihn als alten Trottel darstellten. Den Abgeordneten Schiffer ließ seine Fraktion ohne weiteres fallen, als er durch sein politisch sehr geschicktes Verhalten während der Kappepisode das Mißfallen der Gewerkschaften erregt hatte; auch wie sich der Fraktionsredner der Deutschnationalen zum Abgeordneten Traub stellte, war alles andere als schön zu nennen."

*

Kindliche politische Einstellung

An eine törichte deutsche Übung erinnert Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.", es wäre an der Zeit, sich dieser Ammenmilch endlich zu entwöhnen:

„In Deutschland ist man immer noch allzusehr geneigt, die Reden der ausländischen Staatsmänner daraufhin zu prüfen, ob sie für oder gegen Deutschland lauten. Das ist dieselbe sentimentale Art, Politik zu machen, wie sie Deutschland vor dem Kriege betrieben hat. Das ist eine Verkennung der Tatsache, daß überall außerhalb Deutschlands Politik nicht eine Frage der Sympathie oder Antipathie, für oder gegen ein anderes Land, sondern lediglich eine Frage der eigenen völkischen und staatlichen Interessen ist. Es würde eine sehr schwere Täuschung sein, wenn man in Deutschland annehmen wollte, irgendein Land oder irgendein Staatsmann in Europa sei heute prodeutsch. Die Gefühle, die auch jetzt noch dem deutschen Reiche und dem deutschen Volke in der Welt entgegengebracht werden, sind überall im besten Falle kühl, in der Mehrzahl der Fälle aber mißtrauisch, wenn nicht gar feindlich. Und ohne jeden Unterschied vertreten die Länder ihre eigenen Interessen. Der Unterschied, der allein gemacht werden darf, ist zwischen solchen Staatsmännern, die das Interesse ihres Landes mit den Interessen Europas identifizieren, und solchen, die dem europäischen Aufbau, weil er ihnen dem Interesse ihres eigenen Landes nicht förderlich zu sein scheint, uninteressiert oder gar feindlich gegenüberstehen. In diesem Sinne — aber nur in diesem Sinne — gibt es Staatsmänner, die national, und Politiker, die europäisch denken."

Kopp, Cohn & Co.

Herr Wigdor Koppelowitsch alias Kopp, der Vertreter Räte-Rußlands in Berlin, ist durch die Zubilligung der Exterritorialität in den Stand gesetzt, die Propaganda für den Bolschewismus ungeniert und unter den Augen der deutschen Behörden mit Hochdruck zu betreiben. Ungreifbar für die deutsche Justiz darf er als grinsender Puppenspieler die Drähte ziehen, an denen die Kommunisten und Unabhängigen mit ihrem Geschrei „Rettet Räte-Rußland" herumtanzen. Unter Herrn Kopps Oberaufsicht leitet der frühere Unterstaatssekretär Cohn, der durch seine eigentümliche Rolle bei der Überleitung russischer Gelder an den kommunistischen Generalstab hinreichend gebrandmarkt ist, die systematische Wühlarbeit. Was Kopp, Cohn & Co. bezwecken, verraten die Funksprüche aus Moskau, die in ungeschminkten Worten die proletarische Revolution für Deutschland fordern. Getreu diesen Anweisungen befaßt sich der Sowjetvertreter ähnlich wie vordem Herr Joffe unter dem harmlosen Deckmantel von Staatsgeschäften mit der Herbeischaffung russischer Rubeltransporte zu Putschzwecken und der Bearbeitung der Kriegsgefangenenlager in bolschewistischem Sinne. Für diese ausgedehnte Propagandatätigkeit ist eigens eine russische Abteilung eingerichtet, der ein zahlreiches Personal „bewährter Kräfte" z. T. noch aus der Joffezeit zur Verfügung steht. Zwischen allen russischen Kriegsgefangenenlagern, ursprünglich 84 an der Zahl, wird ein lebhafter Kurierdienst und Schriftwechsel unterhalten, und in den Gefangenenlagern oder deren Nähe sind fürsorglich Waffendepots eingerichtet, natürlich um die Republik gegen Rechtsputsche zu sichern... Das weitverzweigte System der sauberen Doppelfirma Kopp & Cohn steht auch, wie der „D. Tagesztg." festzustellen gelungen ist, in engerem Zusammenhange mit dem Auswandererbureau der Kommunistischen Partei und dem Arbeiterrat der Arbeitslosen. Die Verbindung mit der ukrainischen Sowjetregierung wird durch die sogenannte ukrainische Militärmission aufrechterhalten. Nachdem sich die Schweiz gegen unliebsame Gäste etwas mehr gesichert hat, laufen die Berliner Fäden weiter nach Kopenhagen, wo Herr Litwinow-Finkelstein das bolschewistische Szepter schwingt.

Ein besonderes Interesse beansprucht das in Berlin gegründete „Westeuropäische Sekretariat", das nicht weniger als drei Büros unterhält und dessen Aufgabe es ist, unter Vorgabe wirtschaftlicher Bestrebungen die Zentralleitungen der radikalen Parteien durch geschickt gefärbte Situationsberichte zu beeinflussen, die Massen im Inland aufzupeitschen und das Ausland gleichzeitig gegen Deutschland aufzuhetzen. Die von diesem Unternehmen herausgegebene Korrespondenz „Berlin-Expreß" ist Eigentum einer Firma Guttmann, in Wirklichkeit sind verantwortlich folgende Herrschaften: Dr. Schwab, Herr Guttmann, der bekannte kommunistische Agitator Dr. Goldberg und vor allem aber Herr Reich, der sich Dr. James nennt und in engsten Beziehungen zu Herrn Kopp steht. Der „wirtschaftlichen" Tätigkeit des Instituts ist es gelungen, gegen Ende März der Berliner Kampforganisation der K. P. D. 50000 Mark zu überweisen. Aus einem Schriftwechsel des Sekretariats mit der Presseabteilung der Reichsregierung geht hervor, daß es dem betriebsamen Institut, das sich nebenbei mit verbotenem Rubelhandel befaßt, sogar gelungen ist, sich von dem derzeitigen Pressechef der Regierung, Herrn Friedländer alias Breuer eine warme Empfehlung ausstellen zu lassen!

Dies alles pfeifen in Berlin die Spatzen von den Dächern und man weiß wirklich nicht, worüber man mehr staunen soll: über die unerhörte Dreistigkeit, mit der Cohn, Kopp & Co. ihre dunklen politischen Geschäfte unmittelbar unter den Augen der behördlichen Stellen betreiben, oder über die grotesk stumpfsinnige Gelassenheit, mit der die Regierung zuschaut, wie der Ast abgesägt wird, auf dem sie selber hockt.

Der deutsche Gedanke?

In den Augen vieler, vielleicht der meisten, schreibt der italienische Vertreter der „Deutschen Tagesztg." aus Rom, steht heute die Türkei in größerem militärischem Ansehen als Deutschland. Gewiß, hinter der Türkei erhebt sich als mächtiger Schatten der Moslemismus, während es einen deutschen Weltgedanken nur ganz vorübergehend, als Bismarcks Geist das Deutschtum anblies, gab. Es gab einen hellenischen Gedanken, der das militärisch siegreiche Rom besiegte, es gab einen italienischen Gedanken, der während der österreichischen Herrschaft in Venetien und der Lombardei lebte, obwohl damals Österreich Ordnung, Arbeit und Wohlstand, die italienische Kleinstaaterei meist das Gegenteil davon verkörperte, und der schließlich Österreich besiegte, es gibt einen russischen Gedanken, der eine Mehrheit von Fremdvölkern ergriffen hat und der sich aus der Nacht dieser Epoche wieder zu Licht und Macht emporringen wird, aber der deutsche Gedanke in Amerika, in der Schweiz, in Elsaß-Lothringen ist ein müdes Licht, vom politischen Windhauch hin und her geblasen.

*

Goethe und Frankreich

Bei der Eröffnung der verwelschten Universität Straßburg ließ der Präsident der französischen Republik, Poincaré, der bösartigste Feind Deutschlands in Frankreich, in seiner Ansprache die Bemerkung einfließen, „daß Goethe nach Straßburg gekommen sei, um sein Französisch zu vervollkommnen, das er als seine zweite Muttersprache angesehen hat". In „Dichtung und Wahrheit" hat nun zwar Goethe geäußert, daß er Straßburg gewählt habe, um sich der französischen Sprache, die „mir ohne Grammatik und Unterricht durch Umgang und Übung wie eine zweite Muttersprache zu eigen geworden, mit größerer Leichtigkeit bedienen zu lernen". Wenn aber Poincaré seine Bemerkung machte, um daraus eine Vorliebe Goethes für Frankreich zu folgern, so wollte er irreführen. Denn Goethe betonte gleich darauf in „Dichtung und Wahrheit", daß er gerade in Straßburg von der französischen Sprache und vom französischen Wesen abgewendet worden sei. Wir fanden, sagt er, „die französische Dichtung zu kalt, die französische Kritik vernichtend, die französische Philosophie unzulänglich. Wir faßten daher den umgekehrten Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zuzuwenden." Dieses deutsche Bekenntnis Goethes verschwieg Poincaré, um den größten deutschen Dichter als Franzosenfreund, ja als halben Franzosen erscheinen zu lassen.

*

Aus der Luderwirtschaft der „freien Volksregierung"

Wohlgemerkt: nur „aus" der Luderwirtschaft: nur ein Scheinwerferlicht auf einen kleinen Ausschnitt dieser Luderwirtschaft, — man kann das Wort nicht dick genug unterstreichen. Es ist die gewiß unverdächtige „Vossische Zeitung" des Ullstein-Verlages, die unter dem 29. April folgende, bei uns leider nichts weniger als „unglaublichen" oder „unerhörten" Dinge berichtet:

Seit etwa vier Wochen stehen auf dem Güterbahnhof Lichterfelde-Ost an die 30 Güterwagen, hochbeladen mit Heu und Stroh. Seit einigen Tagen sind sie verschwunden, nach Tempelhof dirigiert worden, wie man sagt. Sie kamen vor etwa vier Wochen aus Neukölln; die Wagenzettel der Absendestation waren überklebt, so daß weder Abgangsdatum noch der ursprüngliche Absender festzustellen waren. Es ist aber anzunehmen, daß die Wagen auch schon in Neukölln mehrere Wochen gestanden haben. Empfänger ist die Reichsverpflegungsstelle Erfurt; ob der Weg von Lichterfelde nach Erfurt über Tempelhof der kürzeste oder nur der sogenannte „Dienstweg" ist, ließ sich nicht feststellen. Dagegen steht fest, daß das Heu und Stroh, das schätzungsweise einen Wert von über 100000 Mark darstellt, schon halb verdorben in Lichterfelde ankam; die vier Wochen genügten gerade, die Fäulnis zu vollenden. Die 30 Wagen ließen sich naturgemäß nicht so scharf be-

wachen: es wurde gestohlen, nicht nur die Ladung, sondern auch die Decken und Plane, die sie vor Regen und Nässe schützen sollten.

Der Verlust des unersetzlichen Futters ist also sicher; denn das verdorbene Stroh ist bestenfalls noch als Streu zu benutzen. Aber dieser Verlust vervielfacht sich: 30 Wagen sind (feststellbar) vier Wochen dem dringenden Güterverkehr entzogen worden! Und dieser Verlust scheint überhaupt uneinbringbar.

Der Vorsteher des Güterbahnhofs verweigert jede Auskunft; aber man glaubt gern, daß ihn die Schuld nicht trifft. Die Eisenbahndirektion weiß von nichts; die Wagen selbst sind in Tempelhof „beheimatet“. Nur eine Stelle in der Eisenbahndirektion schien etwas zu ahnen: „Ach ja, das ist aber nur ein Zug in Lichterfelde. In Berlin stehen gegenwärtig 400 bis 500 Güterwagen seit Wochen überall auf den Ring- und Vorortbahnhöfen!“ — „Und warum?“ — „Ja, die Proviantämter behaupten, sie könnten die Wagen jetzt nicht entladen; da werden sie eben von einem Bahnhof zum andern geschoben, denn jeder will sie los sein.“

Eine beliebige Fahrt auf der Ring- oder Vorortbahn bestätigt diese Auskunft; überall stehen ganze Heu- und Strohzüge herum. Auf dem Hamburger Güterbahnhof sind schon ein paar Wagenladungen verbrannt. Die großen Strohmengen bilden auch eine stete Feuersgefahr für den gesamten Güterverkehr.

400 bis 500 Güterwagen stehen wochenlang unbenutzt; 500000 Zentner Heu und Stroh verderben. Der Gesamtverlust ist unberechenbar.

*

Von Heine auf Kuttner

Eine kleine Notiz, die aber wie ein Blitzlicht den Niedergang der sozialdemokratischen Partei, wie auch unserer ganzen politischen Entwicklung beleuchtet:

Die sozialdemokratische Wahlkreiskonferenz für Anhalt I beschloß, von der Wiederwahl Wolfgang Heines zur Nationalversammlung abzusehen und an dessen Stelle den Redakteur Erich Kuttner vom „Vorwärts“ aufzustellen.

Wolfgang Heine ist Deutscher und war in alter Burschenherrlichkeit Mitglied des Vereins Deutscher Studenten. Das ist zwar schon sehr lange her, und Heine hat alles getan, sich von dem Makel dieser Vergangenheit zu reinigen. Aber immerhin: den Deutschen in sich und seine deutsche Bildung konnte er doch nicht ganz verleugnen. Herr Kuttner ist einer der giftigsten Hetzer und Schmutzkübelergießer im „Vorwärts“. Vor allem: er ist — Jude.

*

Die Hundepeitsche — das Mittel, mit den Deutschen zu verkehren

Im „Firn“, einer ehrlichen und reinlichen sozialdemokratischen Wochenschrift, ist zu lesen:

Ein Schrei. Durch die Stadt Aachen bewegt sich ein Zug von Demonstranten. Stumm ziehen deutsche Männer und Frauen dahin. Nur ihre Schritte dröhnen dumpf auf dem harten Pflaster. Kein Gesang. Kein Ruf. Und doch schreit es aus diesem Zuge, so blutig und schaurig, daß Gutgläubige einen Augenblick die Hoffnung nähren mögen, der Schrei könne aus den Mauern dieser alten deutschen Stadt dringen und an allen Orten der Welt im Echo widerklingen ...

In diesem Zuge wird eine Tafel getragen: „Keine Prügel für Deutsche!“ So schreit es in schwarzen Buchstaben von dieser Tafel.

Wer ist es, der diesen Schrei veranlaßt hat? Es ist die belgische Besatzung von Aachen.

Keine Prügel für Deutsche! Warum ist dieser Schrei unserer Aachener Landsleute noch nicht über ganz Deutschland gehallt? Warum gibt es noch deutsche Zeitungen, die diesen Schrei nicht in den größten Lettern ihren Lesern in die Augen werfen? Keine Prügel für Deutsche! Deutsche! Erniedrigt euch nicht durch Proteste gegen diese Schmach. Schreit es nur laut hinaus in alle Welt: Deutsche werden heute, bald ein Jahr nach dem Friedensschlusse, von der feindlichen Besatzung geprügelt.

Ja, warum, fragt die „Tägl. R.“, hallt dieser Schrei nicht durch ganz Deutschland?

Warum wird er in der sozialdemokratischen und demokratischen Tagespresse erstickt? Warum gellt er nicht im Reichstage? Warum erwacht die eifervolle Entrüstung des „Berl. Tagebl." nur, wenn auf der Tafel stände: „Keine Prügel für Juden"?

Aber mit dieser „Kulturtat" stehen die Belgier im besetzten Rheinlande nicht einzig da, sondern sie sind, wie der „T. R." weiter berichtet wird, darin nur die Nachahmer einer französischen Behandlungsmethode, die die „siegreichen" Franzosen bereits vor etwa Jahresfrist im Saargebiet angewandt haben. Unter dem Regime des französischen Polizeikommissars Simon in Saarbrücken herrschten geradezu skandalöse Zustände. Nach seiner Meinung, die er in der Öffentlichkeit vertrat, gibt es nur ein Mittel, mit den Deutschen zu verkehren: das ist die Hundepeitsche. Und diese ließ er im reichsten Maße anwenden. Anspeien, Faustschläge, Peitschenhiebe, Fußtritte, darin bestand die allgemeine Behandlung, welche die Bevölkerung wegen geringfügiger Übertretungen der Besatzungsvorschriften auf dem französischen Polizeibureau oder dem Polizeigewahrsam zu erdulden hatte. Je nach der sozialen Stellung der Beschuldigten richtete sich die Auflage der Strafmaßnahmen nach oben berechnet. Während des Belagerungszustandes im Oktober v. J. konnten auch die Soldaten ihren Sadismus austoben lassen. Die wegen nichtiger Vergehen oder auch willkürlich einfach von der Straße weg Verhafteten wurden mit Ohrfeigen, Fußtritten, Auf-den-Boden-werfen usw. im Beisein der Vorgesetzten mißhandelt. In Saarlouis wurde z. B. ein verhafteter Student, der sich nichts weiteres zuschulden hatte kommen lassen, als daß er preußischer Leutnant war und von dessen militärischer Stellung man Kenntnis hatte, im Militärgewahrsam im Beisein eines französischen Offiziers auf die gleiche Weise wie oben geschildert, behandelt.

Was deutsche „unabhängige" Freiheitshelden nicht abhält, den Franzosen wertvolle Denunzianten- und Spitzeldienste zu leisten, von ihnen zu freundschaftlichen Fußballwettspielen sich einladen und mit Wein, Schnaps und Bier bewirten zu lassen. (S. unten: „Auch Deutsche!")

*

Die guten Proletariergroschen

Es sind wirklich „gute Groschen", wie folgende Anzeige im Korrespondenzblatte der Generalkommission der Gewerkschaften beweist:

Gewerkschaftssekretärin gesucht.

Erste Kraft nach Düsseldorf. Anfangsgehalt 1000 *M* monatlich und alles frei. Dieselbe hat sich der Agitation unter den Arbeiterinnen zu widmen und die 10 000 freigewerkschaftlich Organisierten zu schulen. Bewerbungen bis zum 15. April ans Gewerkschaftskartell Düsseldorf, Wallstr. 10. Eintritt nach Übereinkunft.

Ein solides Geschäft — die Verhetzung der Volksgenossen gegeneinander. Aber man muß schon „erste Kraft" in der Branche sein, um 1000 *M* monatlich und „alles frei" zu erhalten. „Zweite Kräfte" werden wahrscheinlich nur mit 900 *M* und „alles frei" abgefunden werden. Oder sollte die Partei für den eigenen Gebrauch von ihrem Grundsatze möglichst gleicher Entlohnung für alle abweichen? Es soll dergleichen schon vorgekommen sein. Übrigens, man sieht: die Partei hat es dazu.

*

Auch Deutsche!

In Homburg (Pfalz) fand ein Fußballwettspiel zwischen dem Fußballklub „Union" (U.S.P.) und Franzosen in Zivil statt, dessen Glanz erhöht wurde durch Anwesenheit einer französischen Militärmusik, die eigens von Saarbrücken geschickt war, und von drei Offizieren zu Pferde, darunter ein General. Außerdem war von den Franzosen ein Büfett gestellt von Wein, Schnäpsen und Bier.

Die Franzosen kennen ihre „unabhängigen" Pappenheimer!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



Müde Frauen | Beilage zum Türmer | Fritz Gärtner



Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. Juli 1920 Heft 10

Reifsein ist alles

Von Harold Schubert

Das Ziel nimmt die Aufmerksamkeit des modernen Menschen oft so restlos in Anspruch, daß wenig oder nichts für den Weg zu ihm erübrigt wird. Und doch ist die Erinnerung an die Wanderschaft in vielen Fällen das einzige, was bei einem Scheitern von Plänen für den scheinbar vergeblich gewesenen Aufwand an Kraft entschädigt. Was verleiht denn den Tagen der Jugend in den Augen des Alters so verführerischen Zauber, wenn nicht der Gedanke an ein fortgesetztes Unterwegsgewesensein, das von Stärke und Begeisterung für nur selten klar erfaßte Hochziele überbrauste, die nie erreicht wurden. Der Sturm und Drang, der Weg selbst, war das Glück, und das Ziel nur ein Hebel, um unsere Kräfte an die Ruder zu rufen.

Je mehr „Wille zur Macht" das ganze Wesen erfüllt, desto weniger verbleibt für das Gemüt, und je zweckhafter Gedanke, Blick und Gebärde in Schnellzugstakten arbeiten, desto ungepflegter wird die Lebenswanderschaft im ganzen wie in ihren Einzelheiten. Die jedesmal bis zum Ziel zu durchmessenden Strecken häufen sich dann im Bewußtsein an zu einer Masse von Erinnerungen an Hindernisse anstatt an Gelegenheiten freudiger Betätigung und gern genossener Rast.

Am unseligsten ist in dieser Hinsicht der Fanatiker der geraden Linie, der am liebsten jeden Gegensatz und Widerspruch in sich und im Leben ausmerzte, um quer durch das Kräftespiel des Daseins eine pfeilgerade Kraftwagenstraße von sich bis hin zum Ziel zu bauen. Ihm fehlt der feine Instinkt des Künstlers, der

just die Kontraste aufsucht, so sehr er auch bisweilen von ihrem Gegenspiel in seiner Brust zerrissen zu werden droht. Als mutiger und ehrenhafter Kriegsmann des Lebens stellt er sich ihnen zum Kampfe, und was er bis auf den Grund ausgefochten hat, das hat er auch bemeistert und bezwungen. Aus den furchtbarsten Spannungen und Krisen quillt ihm grade die reichste Fülle des Selbst- und Weltbewußtseins entgegen. Was wäre uns Goethes Antlitz, wenn es nur widerstrahlte vom Lichte eines ewigen Sonnentages im Olymp, von dem andere Sterbliche ausgeschlossen sind! Die hoheitsvolle Ausgeglichenheit seiner Züge kann nicht die Furchen von Kämpfen tilgen, in denen jeder gestanden hat der allem Menschlichen ehrlich in die Augen sieht. Daß aber ohne heuchlerische Umgehung und ohne Blinzeln eine solche Majestät aus menschlichem Geblüt möglich war, das verklärt auch Wege, die nicht bis zum erstrebten Ziel hin führen.

Der Torso und das Fragment eines bedeutenden Künstlers, sie bleiben groß und edel vor unseren Augen wie am ersten Tag, da sie ihr Schöpfer als ein Ganzes in seinen Sinnen entwarf, während uns der zielstrebige Erfolgsanbeter, der „arriviste", „moneymaker" und wie sie sonst noch heißen mögen, die am Dasein Raubbau treiben, von Herzen gleichgültig, wenn nicht gar verächtlich sind.

Am unseligsten wirkt der Fanatiker der geraden Linie, wenn er als Lehrer und Erzieher dort auf das Leben trifft, wo es am freiherrlichsten über Zweckhaftigkeit und Absicht hinaus zu einem Fest der Freude an sich selbst aufrauscht, also mit der Jugend. Er macht dem Schüler den Weg von der Aufnahme in die Schule bis zur Abgangsprüfung zu einem Gepäckmarsch auf schnurgerader Arbeitsstraße, auf der er an den bestimmten Abschnitten der Schuljahre, Quartale und Stunden mit einem genau festgesetzten Mehr an Nutzlast des Wissens einzutreffen hat. Wie anders befruchtend und segensreich wirkt aber der Erzieher, der mit einem heimlichen, durchaus nicht des Ernstes entbehrenden Schalk den Zögling stets empfinden läßt, welch herrliches Erlebnis beispielsweise die große Literatur des eigenen Volkes und seine Geschichte dem älteren und erfahrenen Manne bedeutet, und daß es eine Gunst ist, an einem solchen Erlebnis teilhaben zu dürfen. Und zwar immer gewissermaßen mit einer Hand darüber, die sein Führergeheimnis nie voll aufdeckt, so daß in das beiderseitige Verhältnis von vornherein unausgesprochen aber dennoch allzeit fühlbar die Auffassung getragen wird, daß nicht der Lehrende, sondern der Lernende das größte Interesse daran hat, soviel wie nur irgend möglich miterlebend und miterfahrend aufzunehmen. Sofern nur etwas Verwandtes in dem Zögling schlummert, wird es diesen mit aller Kraft seines Durstes nach Erfahrung und Erlebnis hintreiben zu dem Meister, der nicht künstlich mit Drohworten und Strafen zu totem Stoff hinzuzwingen braucht, weil er eben mit der natürlichen Anziehungskraft des Begehrenswerten und als begehrenswert Hingestellten arbeitet. Was Kinder schließlich von Eltern und Erziehern annehmen, das ist nicht so sehr abstraktes Wissen und Weisheit als vielmehr deren Gebärde auf das Leben zu. Und eine der anfeuerndsten Gebärden ist die der Erwartung und Verheißung; denn sie entspricht dem Wesen der Jugend, die noch voller Lust nach unbekannten Schönheiten fahndet und gern demjenigen zufällt, der die Suche nach dem Neuen bei allem Ernst wie ein beglückendes Spiel zu leiten versteht.

Hinter jeglichem Erzieherdienst an der Jugend taucht bereits das Shakespearewort aus dem König Lear auf, das wohl für ein ganzes Leben richtunggebend zu sein vermag: „Die Menschen müssen es hinnehmen, daß sie von hinnen gehen und ebenso daß sie hierher kommen. Reiffein ist alles!“ Als Hinnehmender im Sinne dieses Wortes unterwerfe ich mich einem Zwange, aber als Reifender suche ich mich immer mehr innerlich über jede Nötigung zu stellen und als freiherrliches Geistwesen zu leben.

Zwang und Freiwahl, das sind die beiden Teile und Wagschalen dieses Dichterwortes, an dem man wie an einer geistigen Wage den Wert und Unwert jeglichen Erlebnisses abmessen kann. Der Zwangspädagoge wirft die Gewichte toter Wissensmassen in die erste Schale und läßt seine Zöglinge jedes Kommen und Gehen in der Schule nur wie etwas Hinzunehmendes empfinden, das stöhnend wie eine unerbittliche Notwendigkeit ertragen wird. Er weiß es nicht, daß jedes richtige Lehren auch immer Erziehen bedeutet. Der echte Erzieher aber nutzt den Vorgang des Reifens im Zögling, indem er ihm das Wissen als Erfahrung nahe bringt.

Zwischen beiden Wagschalen des Shakespearewortes waltet eine eigenartige Beziehung, insofern sie sich stets das Gleichgewicht halten, auch wenn nur in eine von ihnen etwas gelegt wird. Wen Erzieher, Lehrer und später eigene Lebensführung alles als hinzunehmenden Zwang empfinden lassen, dem füllt sich nicht nur die erste Schale mit lastendem Gewicht, sondern auch die zweite — wenn auch nicht mit Nutzlast —, indem nun jede wahre Bemühung um Reife doppelt schwer wird. Wer aber, ganz der zweiten Schale zugewandt, alles leicht wie ein natürliches Reifen aufnimmt, gleich jenen Gotteskindern der Bibel, denen alle Dinge zum besten dienen müssen, dem dünkt auch der Inhalt der Schale des Zwanges und Müssens nicht ungebührlich schwer, weil er sich selbst das Gesetz zu geben versteht.

Was den echten Erzieher, wie überhaupt jeden höher gearteten Menschen auszeichnet, das ist die Kunst, das Gesetz von der indirekten Wirkung im Leben auszuüben und ausübend zu lehren, wie es beispielsweise im Billardspiel anschaulich versinnbildlicht wird: man zielt mit seinem Ball nach einem dritten, indem man einen zweiten so geschickt in Bewegung setzt, daß er den dritten treffen muß. Was freilich in diesem Spiel *bewußt* zur Anwendung gelangt, das haben die Großmeister dieser Kunst, Dichter, Künstler, Feldherren, Staatsmänner und andere, sehr oft nur *unbewußt* kraft eines glücklichen Instinktes und einer besonderen Begnadung ihres Genius zur Ausführung gebracht. Entsprechend dem Worte Goethes: „Nach keinem Ideale springen, sondern kämpfend und spielend Gefühle sich zu Fähigkeiten entwickeln lassen!“

Paul Deussen schildert in einer seiner Schriften, wie Kant zu der Lehre von dem „nur vorstellungsartigen Charakter“ von Raum, Zeit und Kausalität gelangte und gibt dabei gleichzeitig zwei Beispiele für diesen indirekten Weg: „Indem Kant die alten und morschen Lehrgebäude der rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie zertrümmerte, wuchs ihm unter den Händen eine neue und positive Erkenntnis hervor, *die er vielleicht selbst nicht erwartet hatte, deren Tragweite er jedenfalls noch nicht zu ermessen imstande war.* Er kommt uns

dabei vor wie Saul, der Sohn des Kis, welcher von seinem Vater ausgesandt wurde, die Eselinnen zu suchen und eine Königskrone fand.

Überall, auf dem grünen Tuch des Billardtisches wie im Leben folgen Sieg und Erfolg dem Gesetz der indirekten Wirkung oder dem Glücksprung über eine zweite Kugel.

Wieviele Krieger mögen seit dem Tage, da das erste Schwert geschmiedet wurde, geträumt haben, Feldherren zu werden, ohne ihr Ziel zu erreichen, aber Friedrich der Große, der als junger Prinz des Vaters Soldatenspielen verabscheute, und Napoleon, der als Leutnant unmutig fragte, wie man ihn zu einem Berufe habe zwingen können, zu dem er am wenigsten tauge, werden die größten Heerführer der neueren Geschichte.

Niemals ist so wie in den letzten Jahren der „Wille zur Macht" so bewußt und absichtlich, so nackt als Forderung aufgestellt und als Ziel erstrebt worden, aber hat auch nur ein einziger Baumeister unserer Tage ein solches Werk geschaffen wie jene wahrhaft machtvoll wirkenden, in ihrer Hoheit und architektonischen Folgerichtigkeit gleich bezaubernden Dome der Gotik? Wie bemüht sich das Kunstgewerbe unserer Zeit um das Material und um neue Zierformen, es zu schmücken! Wertvolles mag erreicht worden sein, aber in dem eifrigen Dienst am Stofflichen ist ihm doch ein so überschwengliches Aufblühen des Materiales versagt geblieben, wie es die ferne Renaissancezeit sah, da in den schöpferischen Meistern wohl weniger Materialgedanken als vielmehr eine Geistigkeit voll überschäumender Kraft aus den Jahrhunderten religiöser Gebundenheit nachwirkte.

Reifsein ist alles! Auf unserem Volke lastet furchtbarer Zwang fortgesetzten Hinnehmenmüssens, weil seine königliche Siegerkraft vorübergehend gelähmt ist. Die Geisterwage des Dichterwortes steht vor uns, dem einen eine Drohung, dem anderen eine Verheißung. Nicht eine Lohnbewegung wird ihre Schalen bezwingen, so daß die erste Schale leichter wird. Seien wir der Sympathie eingedenk, die zwischen beiden Schalen waltet und allen Gewichten spezifische Leichtigkeit verleiht, wenn wissende Seelen sich ganz der zweiten Schale zuwenden, die nur dem Edelgut der Reife dient.

Die Leidenden sind die zur Herrschaft Vorausbestimmten; denn ihre einzige Tröstung bleibt Denken, Nachdenken und Überlegung, und so geht, mählich wachsend, von ihnen eine geistige Beschwörung aus, die über den weniger Gedankenstarken, weil mehr genießenden Sieger Gewalt gewinnt; denn nur beim Geiste ist alle Macht, ist die Allmacht.

Reifsein ist alles!



Das Opfer

Erzählung von Emmy von Egidy

Im November des Jahres 188. erschoß sich in Rom ein junger Graf K. auf dem Grabe von Goethes Sohn, während noch die letzten Rosen des Jahres aus den Zypressen des Kirchhofes herabhingen. Er hatte einer der Gesandtschaften zugehört. Sein Vater, durch ein Telegramm herbeigerufen, stand am nächsten Tage schon an der Leiche des Sohnes; ihm überreichte dessen Vorgesetzter, Baron H., einen Brief, der mit seinem Namen gefunden worden.

Graf K., nachdem er rätselnd eine Weile auf die wenigen Zeilen gesehen, senkte den Kopf, raffte sich dann plötzlich aus schwerem Sinnen auf, faltete das Papier, barg es in seiner Brieftasche und sagte, daß auch dies Schreiben keine Aufklärung enthalte und teilte seine Absicht mit, in der Wohnung des Sohnes einige Tage zu bleiben. Hier am ersten werde ein Geheimnis sich zeigen, sollte ein solches bestehen und eines Eingreifens bedürfen.

„Wenn ich es der Baronin zumuten darf, einen so gebeugten Vater zu empfangen?“ fragte zögernd der Graf, und der Baron erwiderte schnell einfallend: „Meine Frau läßt Exzellenz ihr tiefstes Mitgefühl ausdrücken, wollen Exzellenz nur die Zeit bestimmen?“ „Nach der Beerdigung, lieber Baron, bitte vorläufig meinen Dank auszusprechen.“

Allein gelassen, versenkte sich der Graf wieder in das Briefblatt und starrte, eine Offenbarung erwartend, auf die dunklen Worte. Bald aber irrten seine Gedanken ab, und in sein Sinnen mischten sich Erinnerungen aus jener Zeit, in der er selbst als junger Diplomat hier gewesen. Besonders klar tauchte vor ihm die Gestalt der jetzigen Baronin H. auf, die als ganz junges Mädchen eine Bedeutung in seinem Leben gehabt, über deren Stärke er jetzt sich wundern mußte. Wie eilten die Jahre und wie formten sie den Menschen!...

* * *

Graf K., noch jetzt eine schöne und nun auch durch bewußte Würde zusammengefaßte Erscheinung, war damals eines jener glänzenden Weltkinder, deren liebenswürdiges Feuer ihnen bei Frauen wie bei Männern Vergebung aller Sünden erwirbt. Für ihn galt als erlaubt, was sonst niemandem gestattet wurde. Seine Abenteuer entbehrten nicht des Charmes, oft nicht des Humors. Außerordentlich begabt, aber unbeschäftigt, weil noch zu jung für eine verantwortliche Stellung, verwandte er seine Fähigkeiten und Kräfte dazu, sich das Leben nach seinem Sinne zu gestalten, das hieß: immer mehr Existenzen in wirbelnder Bewegung um sich kreisen zu machen. Bereits in Gefahr, sich in solchem Leben zu erschöpfen, faßte er eine plötzliche Leidenschaft zu einer ihm an Geist, Feuer und Schönheit ebenbürtigen jungen Dame aus sehr guter, aber armer und verbindungsloser Familie. Ältere, äußerlich glänzendere Pläne beiseite stellend, verheiratete ihn sein Vater mit dieser schönen Frau, hoffend, daß es ihr gelingen würde, ihn zu bändigen. Zwei Jahre hielt er auch aus in Liebe und Treue. Da aber seine Frau ihn unveränderlich anbetend liebte, stumpfte sich seine flammende Begeisterung ab und

er überließ sich mit um so ruhigerem Gewissen einem Bedürfnis nach Abwechslung, als seine Frau, wohl unterrichtet, ihn weder durch Tränen noch durch Vorwürfe zu sich zurückzubringen suchte. Die Gräfin spielte nicht die Vernachlässigte, Huldigungen anderer Männer nahm sie mit einer kleinen Nuance von Sarkasmus hin; ihr Mann konnte nicht umhin, sie oft ganz außerordentlich zu bewundern und einen überraschten Blick auf sie zu werfen, wenn ein Wort ihrer biegsam klaren Stimme ihn traf. Es reizte ihn manchmal, daß sie ihn so gut zu entbehren verstand, während er immer neuer, immer rascher wechselnder Anregungen bedurfte.

Um diese Zeit wurde die jüngste Komtesse C. als erwachsen in die Gesellschaft eingeführt. Schon als Kind war sie in den Salons ihres Hauses gesehen worden, und Graf K. hatte die dunkle kleine Isabella oft, wenn ein scheuer Blick des Kindes ihn anlockte, aus irgend einer Ecke hervorgezogen, hatte ihr den Arm gereicht und sie einige Minuten umhergeführt, wie eine Erwachsene. Sie ließ dies widerstrebend geschehen, wagte nicht, sich loszureißen, wenn er sie neckte, kniff ihn aber heimlich in die Arme, was zu bemerken er ihr nicht den Gefallen tat. Nach beendetem Rundgang lieferte er sie bei ihrer Erzieherin wieder ab, rief dann wohl laut genug, daß sie es hören konnte, einer ihrer erwachsenen Schwestern eine lustige Bemerkung zu über den seltsamen kleinen Kobold Isa, und vergaß sie, bis er sie das nächste Mal sah. Isa aber haßte ihn und konnte es doch nicht lassen, ihn mit den Blicken zu suchen, wenn sie im Salon erscheinen mußte. Nachdem sie einige Zeit verschwunden gewesen, ohne daß jemand nach ihr gefragt, erschien sie zur Vermählungsfeier einer ihrer Schwestern, kaum sechzehnjährig, in großer Toilette in der Gesellschaft. Mit jenem Instinkt, der seine Augen stets ganz sicher dahin lenkte, wo eine besonders reizvolle weibliche Erscheinung zu sehen war, fiel Graf K.s erster Blick auf Isabella. Schnell sich erkundigend, wer diese junge Schönheit sei, trat er langsam auf sie zu, Zug um Zug ihres Gesichtes wiedererkennend und sich wundernd, daß er nicht geahnt, was in der früheren Verpuppung verborgen gewesen. Sie war groß und schlank, auf stark abfallenden, etwas geneigten Schultern und langem Halse trug sie den schmalen Kopf, der sich unter der Last eines schweren dunklen Haares beugte. Die Züge, fein und sehr bestimmt, entbehrten zwar der großen Linie der Schönheit, waren aber voll Überraschung und Reiz, das Oval vollkommen, die Haut von ganz gleichmäßig mattem Ton schmiegte sich weich wie Samt über die noch unentwickelt mageren Formen der Schultern. Als Graf K. sie begrüßte, traf ihn ein so eigentümlicher Blick aus den tiefliegenden Augen, daß das Scherzwort auf seinen Lippen erstarb und seine Augen sich nur weit öffneten, um den seltsamen Zauber dieses süßen, geheimnisdunklen Gesichtchens zu trinken. Was sie sagte, hörte er nicht, so sehr war er beschäftigt, die rätselhafte Atmosphäre zu ergründen, die, sie umhüllend, mehr und besser von ihr sprach, als Worte es hätten tun können. Dabei glitt sein Blick über ihre schmalen Schultern herab auf die fast knabenhaft eckigen Arme und entdeckte, daß da über die samtene Haut kleine dunkle Haare sich bogen. Er lächelte. Diese schwarzen Haare hatten einen so unmittelbar süßen Zauber für ihn, sie schmiegten sich in so zärtlicher Betonung an diese jungen Arme, daß er sich fast gewaltsam beherrschen mußte, um einem suggestiven Zauber nicht zu unterliegen, nicht sofort seine Lippen auf die warmgetönte Haut zu pressen. Er lächelte immer

noch, denn nun fiel ihm ein, daß er ja vor kaum vierundzwanzig Stunden geschworen hatte, keine Frau je lieben zu können, die solche Haare auf den Armen habe. Endlich hob er den Blick wieder zu ihrem Gesicht, es war leicht errötet: als habe sie alles erraten, alles verstanden, weit besser als er selbst, lag in ihrer ganzen Haltung ein leiser Zug vollkommener Hinneigung, in einer Mischung von Unschuld und Wissen, wie sie der verwöhnte Kenner nirgends getroffen. Wie er auch von gesellschaftlichen Pflichten in Anspruch genommen war, er hielt sie schon an diesem ersten Abend in seinen Blicken gefangen, ein Netz um sie spinnend, in das sie sich nur allzu willig locken ließ. Als er aber ganz zuletzt noch so hinter ihr stand, daß er ihren weich gebogenen Nacken sah, blieb er vollkommen fasziniert und starrte auf das in zwei tiefen Spitzen weit hinab gewachsene Nackenhaar, das da, der Form des Halses nachgebend, wie in süßer Lust Zärtlichkeit verheißend und suchend seine Sinne mit lockenden Schlingen umwand.

Er ließ auch nicht viele Tage vergehen, bis er sie in den Nacken küßte, einen der verstohlenen Momente benutzend, die zu finden er Meister war. Sie duldete es ohne Abwehr und ohne Entgegenkommen wie das ganz Selbstverständliche. Aber der Schauer, den dieser erste Kuß über ihren Körper jagte, schlug wie eine Flamme so stark auf ihn zurück, daß er besinnungslos, alle Vorsicht vergessend, ihr Gesicht mit Küssen bedeckte. Kein Wort wurde gesprochen, es war ein atemloses Zueinanderdrängen, ein plötzlich auflodernder Rausch, genährt aus ihren Sinnen wie aus der mit Maßlosigkeit sie umblühenden Natur. Hinter den üppig herabhängenden, am Boden ihre gelbweißen Blüten hinschleppenden Ranken eines Rosenbusches küßte er sie so zum erstenmal. Und es blieben Rosen die Beschützerinnen dieser schnell aufgeflammten Liebe. Eigentlich von Liebe wurde nicht einmal gesprochen. Isa fragte nichts und wollte nichts, sie ließ sich nur finden; mit einer sanften Traurigkeit und wie abwesend ließ sie sich in seine Arme ziehen, erglühte dann aber unter seinen aufreizenden Liebkosungen und konnte sich plötzlich in ein ekstatisch liebeberauschtes Wesen wandeln.

An einem der berückenden Abende des Südens, als sie der größeren Gesellschaft vorangeeilt, allein unter Zypressen an der Steinfassung eines Wasserbeckens standen, bückte sie sich und zog an ihren langen weißen Fingern Tropfen des klaren Wassers empor, die wie nach ihrem Willen langsam fielen, während sie mit bedeckter Stimme Verse in wiegenden Rhythmen sprach. Er setzte sich auf den niederen Steinrand, um besser zu verstehen, und sie, mit einer lässigen Bewegung, führte ihre Hand so, daß die klaren Tropfen auf sein lauschendes Gesicht fielen, während sie ernst und nur in den Klang ihrer Verse vertieft weitersprach. Er aber fing mit seinen Lippen die Tropfen auf und ihm war, als reiche sie ihm ihr Blut zu trinken, als schwöre sie durch ihre glutvoll schönheitstrunkenen Worte ihm sich zu eigen mit Leib und Seele. Sie schien ihn nicht zu sehen, ihre Augen blickten in ein fernes Unsichtbares; sie selbst, wie die Zypressen, zwischen denen ihre Gestalt aufragte, umspielt von der blauen Luft des Südens, hineingehoben in den goldenen Himmel, war wie die Dinge des Märchens: unleugbar gegenständlich und doch unwirklich; aber ihre leise raunenden Töne banden in unheimlicher Weise sein Geschick mit dem ihren: so fühlte er es, und den Zauber zu brechen, der ihn fast ängstigte, fragte er:

„Sprichst du von unserer Liebe?“

Wankend da wie eine angerufene Traumwandlerin, fahlblaß geworden, streifte sie ihn mit finsterem Blick und wiederholte langsam:

„Liebe ... wenn du mich liebtest, würdest du mich forttragen von hier, in ein Schloß mit festen Mauern, dort würdest du mich gefangen halten, daß keines Menschen Auge mich je erblickte, dorthin würdest du kommen, so oft du könntest, ich würde dich erwarten, dich ersehnen — dort würde ich dir dienen.“ Sie sagte das alles mit dem unbestimmbaren Ausdruck eines wiederholten Märchensatzes, und doch fühlte er, daß sie eine Vorstellung damit verband, die sie vielleicht ersehnte. Er war aufgesprungen, als müsse er sofort wahr machen, was sie gesagt, aber in diesem Augenblick kam die Gesellschaft ihm nach, Isabelle tauchte wieder ihre Finger in das Wasser und ließ die klaren Tropfen daran hinunterlaufen, nur sprach sie keine Verse mehr. Ihm aber war dabei nicht anders, als sei er verzaubert, gebunden an den rätselhaften Willen dieses Mädchens, das scheinbar keinen Willen hatte.

Alle frühere Wildheit verlassend, war sie das Geschöpf seiner Laune geworden, und eine stille Sanftheit ergoß sich über ihre gefährliche Schönheit, besonders wenn sie in seiner Nähe war. Eine letzte Grenze nie überschreitend, überschüttete er sie mit maßlosen Zärtlichkeiten, und in jener seltsamen Mischung von Unschuld und erwachender Erfahrenheit, von kindlicher Zutulichkeit und zielsicherer Betörung wurden sie erwidert.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Gesellschaft aufmerksam wurde auf die bedeutend den Kreis seiner gewöhnlichen Kurmacherei überschreitenden Beziehungen dieser beiden. Die Eltern der Komtesse, in der Überzeugung, daß etwas Gefährliches doch nicht geschehen werde, hielten es für das beste, zu tun, als bemerkten sie nichts und erwarteten, daß die Sache bei der bevorstehenden Trennung des Sommers von selbst sich auseinanderfinden würde. Gräfin K. allerdings, nach einem vergeblichen Versuch, Isabelle an sich heranzuziehen und so das Gerede zum Schweigen zu bringen, hielt es doch für angezeigt, sich den Zuschauern zu entziehen und war mit ihren beiden Kindern schon verreist. Von den Schwestern Isas, die beide am Ort verheiratet waren, wagte nur die eine einmal eine leise andeutende Warnung, aber die Veränderung in dem Gesicht der Schwester, der böse Ausdruck der Augen, der herrisch verschlossene Mund, dieser abwehrende Wille, der entschlossen schien, alles auf seinem Wege niederzuwerfen, machte die Warnerin verstummen. Überhaupt gewann in jener Zeit ihre seltsam beunruhigende Schönheit eine fast dämonische Färbung. Die feinen kleinen Züge wurden noch bestimmter, oft waren die Augenbrauen so zusammengezogen, daß sie ein böse gerichtetes Wollen ausdrückten, unheimlich scheu blitzte darunter ein Blick hervor, der schmallippige Mund konnte etwas Grausames haben, eine schwüle Atmosphäre umgab sie, darin sonderbare Formen dunkler Triebe reiften. Niemand wagte sie auf ihrem Wege aufzuhalten.

Nach kurzer Zeit hatte Graf K. alles andere vergessen, er sah nur noch sie, und das zwingende Ziel, sie zu besitzen — er wagte den Vorschlag einer Entführung. Genau ließ sie sich sagen, wie er sich alles denke, wohin er mit ihr fliehen wolle, wie alles verlaufen werde bis zu dem Augenblick, wo das Haus, das er zu diesem Zwecke schon in seinen Besitz gebracht, vor ihrer hinter geschlossenen Lidern

arbeitenden Einbildungskraft erschien. Da sagte sie leise: „Ich werde bereit sein", und preßte sich fester an ihn, mit ihrem ganzen Körper eine Berührung suchend.

Der Plan war, daß nach einer Gesellschaft, bei einer durch angelegten Streit organisierten Verwirrung der Wagen und Kutscher, sie sich in ein bezeichnetes Kupee schleichen solle, das, einen Nebenausgang gewinnend, mit ihr fortfahren würde, während die Gesellschaft noch auf die Entwirrung der Streitenden warte. Man mußte zur Ausführung eine Gesellschaft abwarten, die in dem seiner Lage nach günstigsten Palaste stattfinden sollte. Die Zeit bis dahin mußten sie, um der Möglichkeit eines rasch aufsteigenden Verdachtes auszuweichen, sich scheinbar meiden. An dem Abend selbst wollte Graf K. spät erscheinen, seine Aufmerksamkeit kurze Zeit irgendeiner Dame widmen, mit ihr nur wenige konventionelle Worte wechseln, bald wieder verschwinden und nur zu ihrer völligen Sicherheit eine weiße Blume im Knopfloch tragen, zum Zeichen, daß alles in Ordnung sei.

Es kam der Abend. Ohne die geringste Erregung zu zeigen, ließ Isabella sich anziehen, gegen ihre Gewohnheit ließ sie sich viel von ihrem Schmuck umlegen, unter dem Vorwande, das Weiß des Kleides vertrage die Farbigkeit der Steine. In einem unbewachten Augenblick faßte sie mit einem Griff den Rest des in der Schatulle befindlichen Schmuckes und ließ ihn in den Ausschnitt ihres Kleides gleiten, während sie rasch den Deckel zuschlug. Sie war so schön an diesem Abend und ihre Stimmung so glückgehoben, daß das Urteil über sie in der Gesellschaft fast umschlug. Sie schwebte, kaum berührten ihre Füße den Boden, ein heller Schein, fast ein liebenswürdiges Lächeln strahlte von ihrem Gesicht, sie sprach, sie lachte, nie hatte ihre Erscheinung ein solches Aufsehen erregt. Ein junger englischer Aristokrat, der sie zum ersten Male sah, faßte augenblicklich die tollste Leidenschaft für sie, bestimmend für sein Leben. Schon war die Zeit gekommen, in der Graf K. erscheinen sollte, und sein unentschuldigtes Ausbleiben wurde allgemein besprochen, aber noch war Isa ganz ruhig, spät würde er kommen, aber kommen würde er, so wußte sie. Doch fühlte sie plötzlich ein Rädchen in ihrem Kopfe, das scharf und beständig sich drehte, während nichts sonst an ihr sich veränderte. Sie strahlte, sprach und lachte, sie war überzeugt, daß der Graf schon da sei, nur in einem anderen Raume sich aufhalte, sie war vollkommen sicher, aber das merkwürdige Gefühl in ihrem Kopfe wuchs und wuchs. Die Zeit verging, mit jedem Augenblick glaubte sie ihn erscheinen zu sehen, aber nichts ereignete sich. Noch als die Wagen gemeldet waren und die Gesellschaft sich zu verabschieden begann, war sie sicher, daß er plötzlich in ihrem Gesichtskreise auftauchen würde, die weiße Blume im Knopfloch. Mechanisch folgte sie ihren Eltern, betrat den Hof: in vollkommener Ordnung standen die ersten Wagen, die Abfahrt entwickelte sich ruhig wie immer, so gespannt sie auch auf einen entstehenden Lärm, Streit und Verwirrung horchte, so geschah doch nichts von alledem, und sie fand sich plötzlich ihren Eltern gegenüber im Wagen. Sie hörte auch die Stimme ihres Vaters undeutlich von fern, während ganz deutlich und entsetzlich das Rad in ihrem Kopfe anwuchs und sich mit Blitzesschnelle drehte, so daß alles in ihr und um sie in eine drehende Bewegung kam. Wie sie in ihr Zimmer gekommen, wußte sie nicht, in dem Augenblick aber, als die Jungfer ihr das Kleid abstreifte und der Schmuck, den sie zwischen ihre Kleidung geschoben, leise klirrend zu Boden glitt, sprang sie mit einem kleinen

Schrei auf die ziemlich hohe Brüstung des Fensters und hätte sich hinuntergestürzt, wenn die Jungfer sie nicht an den Unterkleidern erfaßt hätte. Ein Kampf entstand, in dem die Komtesse außerordentliche Kräfte entwickelte, schließlich aber durch einen Lachkrampf geschwächt, so weit erlag, daß das Mädchen die Klingel erreichen konnte, um Sturm durch das Haus zu läuten. Als Hilfe kam, weinte Isabella bereits, ein Weinen, das stundenlang dauerte und eine Krankheit einleitete, die sie für Jahre in die Behandlung verschiedenster Ärzte gab.

Was den Entführungsplan vereitelt, erfuhr Isabella nie. Ein Brief des Grafen, der ihr Erklärung bringen sollte, kam nie in ihre Hände. Dasselbe Kammermädchen, das schon früher ins Vertrauen gezogen gewesen, in der Hoffnung auf ein besonderes Trinkgeld, hatte ihn den Augen der Eltern und Pflegerin unterschlagen, wie aber die Komtesse immer kränker wurde, erbrach sie ihn selbst, konnte die Sprache nicht lesen, fürchtete sich vor Mitwisserschaft und verbrannte ihn. Ob der Graf selbst in letzter Stunde noch zur Besinnung gekommen, von dem unsinnigen Unternehmen abstand? Ob der Plan verraten? Ein Freund ihn zurückgehalten, ein Vorgesetzter ihn gewarnt? Ob seine Frau einen entscheidenden Schritt getan, ihn zurückzuführen, bleibt ungewiß. Wie später bekannt wurde, war Graf K. in derselben Nacht, in der Isa erkrankte, durch ein Telegramm an das Krankenbett eines seiner Kinder gerufen, nach Norden abgereist. Er wurde versetzt und kam nach Rom nur zurück, um den Umzug zu leiten. Isabella sah er nicht, sie war auf dem Lande, man konnte auf eine baldige Genesung hoffen. Aber diese Hoffnung wurde wieder vernichtet, als nach etwa einem Jahr sie durch eine Unvorsichtigkeit die Geburt eines dritten Kindes im K.schen Hause erfuhr. Gefährlicher als die erste Krankheit war dieser Rückfall, aber es verzehrte sich in ihm das noch vorhandene Gift vollkommen, wenn auch in fast zerstörendem Kampfe. Als sie endlich genesen, hatte sie wohl den ganz besonderen unvergleichlichen Charme ihres Äußeren behalten, aber in ihrem Wesen entsprach nichts mehr den verlockenden Reizen ihres Aussehens. Etwas Müdes, Scheues lag über ihr, unendlich wehmütig wirkend. Kühl gegen Männer, erweckte sie doch noch immer Liebe und Leidenschaft und erwiderte sie nie. Auf die triebhafte Liebe voll gefährlicher, allzu früh einfallender Reize war ein schnelles Welken gefolgt, ohne eigentliche Blüte und Frucht. Erschöpft, bevor sie noch gelebt, konnte sie sich nicht entschließen, zu heiraten. Der junge Engländer, der an dem verhängnisvollen Abend die Leidenschaft für sie gefaßt, erneuerte mehrere Jahre hintereinander seine Werbung. Vielleicht in einer Regung von Grausamkeit, vielleicht um ihn vollkommen zu bekehren, erzählte sie ihm ihr Erlebnis mit Graf K. Dies änderte nichts an seinem Gefühl, und endlich von allen Seiten gedrängt, willigte sie in eine Verlobung. Nachdem sie die Heirat unentschlossen von Monat zu Monat verschoben, löste sich die Verbindung wieder. Trotzdem blieb der Engländer und widmete sich gelehrten Studien in Rom, das er so wenig wie die einmal geliebte Frau verlassen konnte; er überwand sich langsam, sie ohne Wünsche zu betrachten, und wurde ihr Freund.

Ganz anders hatte sich die Rückwirkung des heftigen Bruches auf Graf K. gestaltet. Auch bei ihm mußte sich ein Gift verzehren in jener aufreibenden Leidenschaft. Nach einigen Monaten des Urlaubs, die er still im engsten Familienkreise

auf dem Lande zubrachte, während deren er die Krise überwunden haben mußte, erschien er als ein Neuer in der Welt. Fest und gesammelt ging er an die Erfüllung einer verantwortlicheren Pflicht, als sie ihm bisher gegönnt gewesen. Er hatte das Glück, sehr bald in einer schwierigen, verwickelten Lage die Interessen seiner Regierung mit Erfolg vertreten zu können, und stieg seitdem auf der Staffel der Ämter und Würden unaufhaltsam vorwärts. Die Beziehung zu seiner Frau, auf das vollkommenste hergestellt, entwickelte sich immer beglückender für beide, von seinem früheren Bedürfnis nach Abwechslung war ihm nur eine äußerlich genießende Kennerschaft weiblicher Schönheit geblieben.

Neun Jahre etwa mochten nach jenem verhängnisvollen Frühjahr vergangen sein, als Isabella und ihre Eltern mit der Gräfin K. und den Kindern in einem der großen Kurorte der Schweiz sich fanden. Sie wohnten in demselben Hotel, ein Verkehr war unvermeidlich. Der Graf war in wichtigem Amte gefesselt. Isa wunderte sich selbst, wie wenig Überwindung es sie kostete, mit der Gräfin und ihren fünf blühenden Kindern zusammen zu sein. Während sie sonst Kinder zu meiden pflegte und für die ihrer Schwester nur eine zerstreut gelangweilte Duldung hatte, ließ sie sich mit den K.schen Kindern auf eine gleichgestellte Kameradschaft ein. Wenzel, eben das Kind, das nach jener Katastrophe geboren, dunkler als die anderen, schmaler und zarter, ein kluger, äußerst reizbarer Junge, Sorgenkind der Mutter, Stolz des Lehrers, der ihn im Wissen weit über seine Jahre gebracht hatte, faßte eine besondere Zuneigung zu ihr. Zutraulicher als es sonst seine Art war, brachte er ihr seine Steine und Bücher, erzählte ihr seine phantastischen Welteroberungspläne, und seit er wußte, daß sie in Rom lebe, machte er dies zum vornehmsten Ziele seiner eingebildeten Kriegsfahrten. Er besaß ein Buch mit Bildern der ewigen Stadt, deren Triumphbögen nun in seiner Phantasie anfingen, sich für seinen ruhmvollen Einzug zu schmücken. Sie waren aus Gold und Edelsteinen, er zog durch sie in die eroberte Stadt mit den Löwen und Elefanten seiner Kriegsbeute. Er brachte in dem Zelte auf dem Rücken eines dieser Elefanten, bewacht von vier wilden Kriegern, die schönste Perle, die allergrößte, die es gegeben, um sie Isabella zu schenken, die er zur Königin der eroberten Stadt machen würde, mit all ihren goldenen Toren, mit ihren Palästen aus Rubinen und Smaragden. Wenn er ihr solches flüsternd und sich überhastend erzählte, glühten die großen Augen in dem feinen Gesicht, er zitterte erregt von Wünschen und Erwartungen des geheimnisvoll reichen Lebens. Manchmal einem Wort von ihr fügsam wie ein Lamm, konnte er zu anderen Malen nicht ertragen, daß sie ihm eine Bitte abschlug oder gar ihm etwas untersagte. Er eiferte dann ebenso leidenschaftlich in Vorwürfen und häßlichen Worten gegen sie, als er vorher sie mit Zärtlichkeit bestürmt. Einmal saß sie mit einem verletzten Hündchen im Schoß, das sie den allzu liebevollen Untersuchungen der Kinder entzogen hatte, und streichelte es schonend. Da stand Wenzel mit hohnvoller Miene vor ihr und machte, was sie tat, lächerlich durch giftige Worte. Seine Mutter untersagte ihm empört solche Reden, aber Isabella sagte nur ruhig, indem sie ihn lächelnd ansah: „Du möchtest selber das Hündchen sein, so auf meinen Knien sitzen und gestreichelt werden, das ist alles!“ Sofort gab er das zu, und stellte sich, schon von der Vorstellung versöhnt, dicht neben sie. Die Gräfin war entsetzt; zum erstenmal bemerkte sie

an einem ihrer Kinder eine solche Umkehrung des wirklich Gefühlten in sein Gegenteil, zum erstenmal trat ihr etwas ganz Fremdes an diesem Kinde entgegen.

Auf einem Spaziergange, den Isabella allein mit den jüngeren Kindern und ihrem Lehrer machte, bekam Wenzel einen seiner plötzlichen Anfälle von Ungezogenheit; von seinem Lehrer zurechtgewiesen, warf er sich zu Boden und raufte im Zorn alles aus, was an Blumen und Kräutern ihm erreichbar war. Als alle Ermahnungen nichts halfen, ging Isa dicht zu ihm heran und sagte ihm leise, sie werde ihn schlagen, wenn er nicht sofort dieses Gebaren lasse. Darauf riß er nur um so heftiger die Blumen aus der Erde, und sofort traf ihn ein Schlag ihres Sonnenschirms. Er verhielt sich ganz still und ließ sich ohne Abwehr schlagen, während ein sonderbares Lächeln auf seinem Gesicht spielte, das sie sofort innehalten ließ. Sie ging von ihm fort. Er aber lief ihr nach, warf sich vor ihr zu Boden und wollte seine Unart fortsetzen. Weil sie fühlte, daß er es nur tat, um von ihr geschlagen zu werden, sah sie ihn nicht mehr an und ging so schnell sie konnte allein zum Hotel zurück. Von da an hielt sie sich fern von Wenzel. Seine frühere Liebe schlug in Haß um. Er tadelte, leise vor sich hin redend, ihr Aussehen, ihre Kleidung, sprach die Hoffnung aus, daß sie bald abreisen werde; traf er sie allein, so sprach er laut von ihrem häßlichen Pferdehaar, das er früher gern heimlich gestreichelt, und ahmte ihren Gang nach.

Eines Abends begegnete er Isabella auf einem Gang des Hotels, wie sie in Abendtoilette in den Speisesaal ging. Kaum sah er sie, als er sich mit Ungestüm von seinem Lehrer losriß und mit offenen Armen auf sie zustürzte. Fast warf er sie um. Bebend preßte er sich an sie, umklammerte sie und flüsterte heiße, leidenschaftliche Worte: „Ich will nur dich, nur dich, nur dich. Du bist die Schönste, die Schönste, meine Isabella, nur dich! Ich liebe dich, du weißt nicht, wie ich dich liebe, nur bei dir will ich sein, ich schenke dir alles, was ich habe, nur bei dir will ich sein!"

Isabella war ganz bleich geworden, das Zittern dieses an sie gepreßten Kinderkörpers erweckte plötzlich in ihr auf eine furchtbare und erschütternde Weise die Erinnerung an längst Vergangenes. Auch sie fing an zu zittern. Aber plötzlich sich zusammenraffend, fand sie doch die Kraft, den Knaben von sich zu stoßen, der taumelnd und weinend in die Arme seines Lehrers sank. Am selben Abend noch veranlaßte sie ihre Eltern zu einer baldigen Abreise und vermied bis dahin jedes Zusammensein mit Wenzel. Nach jenem Sommer aber zeigte sich eine Veränderung in ihrem Wesen, gerade in der kräftigen Abwendung von ungesunden Erregungen hatte sie einen neuen Zugang zum Leben gefunden. Sie heiratete noch im Laufe des folgenden Winters, nicht den englischen Gelehrten, der um ihretwillen in Rom geblieben war, sondern einen ganz neu in ihren Gesichtskreis tretenden Baron H., der mit lächelnder Sicherheit über ihre gelegentlichen Sonderbarkeiten wegsah. Er war Diplomat und war klug genug, für die ersten Jahre seiner Ehe sich einen Posten zu erbitten, möglichst weit fort von Rom, wo sie durch die ganz neuen und nicht leichten Verhältnisse eines fremden Erdteiles beschäftigt war. Sie wurde Mutter, und damit schien ein neues Leben erst recht für sie zu beginnen. Ihr großes Bedürfnis nach Zärtlichkeit, Nähe des geliebten Wesens, gefühltem Zusammenhang, übertragenem Lebenswillen, bekam eine andere Richtung und einen neuen Inhalt. Sie war die aufopferndste und zärtlichste

Mutter. Ihre drei Kinder hingen mit der größten Liebe an ihr, und sie verstand es, ihnen zu leben, ohne ihre geselligen Pflichten zu vernachlässigen. Nach dem ersten Welken ihrer frühen Jugend erhielt sie sich nun erstaunlich jung, sie wurde eine allgemein geliebte Frau, und ein Lächeln befriedigten Glückes erhöhte noch den immer gleichen Reiz ihrer Erscheinung.

Nach Jahren wieder nach Rom versetzt, kündigte ihr Gemahl ihr eines Tages die bevorstehende Ankunft eines jungen Grafen K. an, der nach einem sehr liebenswürdigen Schreiben seines einflußreichen Vaters nicht eigentlich in die Diplomatenkarriere eintreten solle, er habe gelehrte Ambitionen, und nur um ihm den Zusammenhang mit der Gesellschaft, zu der er gehöre, notwendig zu machen, habe der Vater diese Stellung gewünscht.

Isabella fragte nach seinem Vornamen, und da sie gehört, daß es eben jener Wenzel K. sei, der sie vor Jahren durch seine erregte Gefühlsweise so erschreckt, erklärte sie mit ungewöhnlicher Bestimmtheit, ihn nicht bei sich empfangen zu wollen. Baron H., nicht unangenehm berührt, daß die alte Geschichte, von der er etwas wußte, in eine Abneigung gegen alles, was K. heiße, übergegangen, redete ihr zu und sagte, daß er gar nicht in der Lage sei, dem Wunsch des mächtigen Vaters entgegenzutreten. Sie blieb dabei, daß irgend ein Unglück daraus entstehen werde, fügte sich aber und empfing Wenzel K. am Tage nach seiner Ankunft. Er war ein sehr schlanker, großer junger Mann, von gutem Benehmen, aber finsterem Wesen, nur die runden, ungewöhnlich großen Augen zwischen schön geschnittenen Lidern erinnerten noch an sein Knabengesicht. Seine seltsamen, aber sehr klugen Bemerkungen ließen schließen, daß eher geistiges Übergewicht als Familienstolz ihn so hochmütig erscheinen lasse. Er machte seine Besuche, wie die Pflicht sie forderte, zeigte sich dann aber so geschickt im Erfinden von Vorwänden, daß er nur einen kleinen Teil der Geselligkeit mitmachte. Da er in seiner finsteren Haltung verharrte, fragte niemand viel nach ihm. Die wenige Arbeit, die Baron H. von ihm verlangte, erledigte er sehr schnell, äußerst gewandt und immer so, daß er so wenig wie möglich mit seinen Vorgesetzten zu tun hatte. Niemals aber fehlte er, wenn er in das H.sche Haus geladen war, und allein dort hörte man ihn sprechen, sah ihn sich bewegen und Anteil nehmen an dem, was um ihn geschah. Isabella hatte lange gezögert, ihn mit ihren Kindern zusammenzubringen, als sie aber sein glücklich aufleuchtendes Gesicht gesehen, während ihre übermütigen Kinder ihn umsprangen, konnte sie nicht widerstehen und zog ihn in ihren engeren Kreis. Er war nun oft Zeuge, wie sie, Kind selbst unter Kindern, ein zärtlicher Kamerad bei ihren Spielen, ein liebevoller Erzieher, wenn es nötig wurde, hier den schönsten Teil ihres Lebens lebte. Und hier taute auch er auf; so verschlossen er sonst war, hier entfesselte er mit großer Anmut den verschwenderischen Reichtum seiner Natur. Die Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, zwischen zwölf und acht Jahren, wählten ihn eines Tages einstimmig zu ihrem ältesten Bruder. Er wurde ihr Sklave und ihr Berater; er hütete sie und teilte ihnen von seinem Wissen mit, so viel sie aufzunehmen vermochten; er machte Spaziergänge mit ihnen und nahm den Ältesten sogar zu seinen Ausgrabungen mit; er lud sie mit Lehrer und Bonne zum Tee in seine Wohnung, wo sie alles von unten nach oben kehren durften. Schon hatte Baron H. seine Gattin lächelnd

gefragt, wo nun ihre Angst vor dem Unglück geblieben, das geschehen müsse, und sie hatte, noch immer nicht ganz frei von einem beklommenen Gefühl, ausweichend geantwortet, als eines Abends das geschah, was ihre Ahnung bestätigte. Angekleidet zu einer Gesellschaft, nahm sie in Wenzels Gegenwart Abschied von ihren Kindern. Während sie das kleine Mädchen küßte, ergriff der älteste Knabe Harald eine der tief in den Nacken gewachsenen Haarspitzen der Mutter, ringelte sie um einen Finger, sie leicht zupfend, um den Abschied von der kleinen Schwester zu verkürzen. Kaum hatte Wenzel das gesehen, als er einen Schlag mit der Faust nach der Stirn des Knaben führte, der unmittelbar einen Strom von Blut aus seiner Nase stürzen machte. Im selben Augenblick aber hatte er den Knaben auch schon aufgehoben und trug ihn auf sein Bett, wo er den Kopf tief legend, mit Wasser schon kühlte, als die entsetzte Mutter nachgeeilt kam. Der Junge hatte sich schon wieder erholt und ergriff, als er das leidenschaftlich besorgte Gesicht seines Freundes über sich sah, in gutmütiger Aufwallung dessen Hand. Wenzel beugte sich schnell, küßte die Knabenhand, trat dann zurück und überließ den Platz der Mutter. Er erwartete sie in ihrem Salon, von wo ihr Gatte sie zum Ausfahren abzuholen pflegte, und ging ihr mit todbleichem Gesicht ein paar Schritte entgegen, als sie kam. Sie war so erschüttert, daß sie sich nicht entschließen konnte, ihn anzusehen.

„Verbannen Sie mich nicht, es soll nie wieder Ähnliches geschehen, nie wieder“, stammelte er.

„Sie werden mir meine Kinder töten!“ sagte sie in ihrer besinnungslosen Angst.

„Eher mich selbst!“ antwortete er und trat einen Schritt näher.

„Was haben wir Ihnen getan, was habe ich Ihnen getan, warum verfolgen Sie mich?“ klagte sie weiter, seine Worte überhörend.

„Ich liebe Ihre Kinder, sie sind mir das Teuerste neben .... ich werde es beweisen, daß sie mir teurer sind als mein eigenes Leben. Wie das geschehen konnte, weiß ich nicht, ich kann nicht sagen, wie es kam, ich war selbst nicht darauf gefaßt, nicht vorbereitet, ich kannte diesen Feind nicht — nun bin ich gewarnt, — ich kann gutsagen für mich, daß es nie wieder geschehen kann — nicht kann! Verstehen Sie, nicht kann! Dies ist nicht der erste Kampf. Wüßten Sie, wüßten Sie, wie es in mir aussieht, Erbarmen hätten Sie, nicht verstoßen würden Sie mich, nicht verdammen, nicht dies einzige Heil würden Sie mir nehmen, hier im Bunde zu sein, hier ...“ Ein Schluchzen erstickte seine Stimme, eine ungeheure Aufregung hatte mit einem Male den Damm gebrochen, hinter dem er unter unsäglichen Kämpfen seine leidenschaftliche Natur verborgen hielt. Seine Aufregung hatte sich ihr mitgeteilt, auch sie zitterte am ganzen Körper, bleich wie er, bat sie ihn mit versagender Stimme, sie für jetzt zu verlassen. Er ging, mühsam nur zu jedem neuen Schritt die Kraft findend, und warf von der Tür einen so flehenden Blick auf sie, daß sie mit einem leisen Aufschrei auf den nächsten Stuhl sank. Noch ganz aufgelöst fand sie ihr Gatte. Sie erzählte ihm, was geschehen, ihre Ahnung über den wahren Grund des Schlages hinter stockenden Worten verbergend, und flehte ihn an, Wenzel zu entfernen. Baron H., unwillig über den störenden Zwischenfall, machte ihr Vorwürfe darüber, daß sie die Kinder verziehe und verwöhne, daß sie der Mutter gegenüber in der Tat oft ein ungehöriges Benehmen hätten, so daß sie die Szene sich selbst zuzuschreiben habe. Sie gab

alles zu, verteidigte sich gar nicht, versprach Änderung und bat nur immer wieder, in einem Ton, der ihm völlig übertrieben erschien, um die Entfernung Wenzels.

Zurückkehrend von der Gesellschaft, fand der Baron ein Urlaubsgesuch Wenzels vor. Er bat, seine erschöpften Nerven an der See kräftigen zu dürfen. Er schrieb seinem Attaché ein paar gütige Worte, die unauffällig ein Vergessen des Vorfalls umhüllten und einen Gruß Isabellas vermittelten.

Am Meer traf Wenzel mit jenem englischen Gelehrten zusammen, den seine Leidenschaft für Isabella an Rom gefesselt hatte. Sie kannten einander aus dem H.schen Hause, und Wenzel hatte die Einladung, sich in Mr. G.s wundervoller Bibliothek umzusehen, mit Freude ergriffen, weil ihm aus der Gegenwart dieses Mannes irgendwie eine Kraft zufloß, eine Stütze in dem Kampfe, den er erlitt. Jetzt lernte er den Engländer von einer neuen Seite kennen, und ihm beim Segeln im eigenen Boot zusehend und helfend, erstaunte er, daß die jugendlichen, kräftigen Bewegungen, das oft schwer unterdrückte Temperament nicht nur Ausfluß mächtiger Geisteskraft, sondern wirklich körperlich gesunden Lebens waren. Eine Bewunderung, die er sich selbst nicht ganz zu deuten wußte, erfüllte ihn für diesen Menschen, aus dessen ruhig blickenden großen Augen Kraft und Wärme in einem immer gleichmäßig leuchtenden Strome flossen. Wenn sie weit draußen im Meer zwischen den wie kristallene Berge aufsteigenden Wellen des purpurblauen Elementes dahinsausten, auf tief geneigtem Boot, und des Gefährten hohe, schlanke Gestalt in kräftigen Bewegungen sich abhob von diesem wallenden, wogenden, leuchtenden Hintergrunde, so konnte Wenzel für Augenblicke denken, daß auch für ihn eine Lösung aus der qualvollen Verwirrung seines Innern möglich sei.

Zurückgekehrt in die Stadt nach zwei Wochen, war er bemüht, durch ein gleichmäßig zurückhaltendes Wesen das Geschehene vergessen zu machen. Bald aber zeigten sich Schwankungen in seinem Verhalten. War er heute überströmend liebenswürdig und offen, so konnte er morgen, durch eine Kleinigkeit verletzt, in die verbittertste Stimmung verfallen und fühlbar machen, daß er ein Gezeichneter sei, daß man ihm nicht vertraue, ihm nicht wirklich vergeben habe. Anfangs gelang es manchmal einem mütterlich ermahnenden Wort Isabellas, ihm sein Gleichgewicht zurückzugeben, aber es kam die Zeit, in der ihn dies am meisten reizte. Einmal brach er in die gequälten Worte aus: „Nicht diesen Ton, bitte! Wenn Sie weißes Haar hätten und ein runzliges Gesicht! Aber Sie sind jung.“ Schnell brach er ab, verabschiedete sich und ließ sich für Tage nicht sehen. Als er wieder erschien, trug er eine flehend stumme Bitte um Duldung auf dem bleichen Gesicht. Die ängstlich werdende Zurückhaltung Isabellas besserte in nichts die Lage, bald war Wenzel in dem Zustand seiner Kindheit: da er sie zugleich haßte und liebte, unter dem unerhörten Reiz einer Empfindung, für die ein natürlicher Ausfluß unmöglich war.

Aber Haß und Liebe waren nicht die einzige Spannung seines Gefühls, auch seine Liebe war entsetzlich gemischt aus dem glühenden Wunsche, sie in seine Arme zu reißen, ihren Lippen Küsse zu entlocken, wie er träumte, daß nur dieser Mund sie habe, ihrer Stimme einen Klang abzugewinnen, den er nie gehört und in ihrer Stimme verborgen ahnte — und aus einem flehenden Bedürfen den Kopf an ihre Knie zu schmiegen, wie ihre Kinder taten, wie er selbst in seiner

Kindheit bei seiner Mutter getan, Schutz, Stille, Frieden findend. Wenn so seine Gedanken zurück zu der eigenen Mutter schweiften, mußte er sich gestehen, daß er sie vergessen habe, mit Anstrengung stellte er sich ihr Bild wieder her, und obwohl er sich sagte, daß sie in jeder Beziehung Isabella überlegen sei, daß sie ihn und seine Geschwister mit eben so viel Liebe und Zärtlichkeit, nur mit mehr Voraussicht, wahrerer Güte und Weisheit erzogen, so verlangte ihn doch, wie nach etwas stets Ersehntem, nach der so süßen, unvernünftigen und persönlichen Zärtlichkeit, mit der Isabella ihre Kinder umfing. Alles würde gut sein, schien ihm in solchen Augenblicken, wenn sie ihn wirklich wie ihren Sohn behandeln würde. Tat sie das aber, so bäumte sich alles in ihm auf, und um eine Szene zu vermeiden, stürzte er fort. Immer krasser wurden die Unterschiede seiner Stimmung. Unruhig beobachtete ihn Isabella, doch größer als das Mitleid, das sie für ihn empfand, war die Angst um ihre Kinder. In ihre Träume schlich sich die Vorstellung eines blutenden Opfers, und nicht selten geschah es, daß sie des Nachts aufstand, um sich zu versichern, daß ihre Kinder gesund und friedlich schliefen. Auch den Kindern entging nicht die Veränderung im Wesen ihres „großen Bruders", und sie klagten darüber. Instinktiv vermeidend, Isabellas Vertrauen auf die Probe zu stellen, hatte Wenzel schon lange nicht mehr Harald zu seinen Ausgrabungen mitgenommen, und obwohl gerade er manche Beweise besonderer Zuneigung von Wenzel erhielt, kränkte das den Knaben. Da wieder einmal fast eine Woche vergangen war, in der sich der Freund nicht bei ihnen gezeigt, ging er ohne Erlaubnis nachzusuchen allein zu ihm. Er fand ihn nicht zu Hause, hörte, daß er bei Mr. G. sei und, den einmal gefaßten Plan festhaltend, eine offene Frage an den Freund zu tun, ging er in das nahe gelegene, ihm wohlbekannte Villino des Engländers. Beide Herren waren in eine Schachpartie vertieft, von der Wenzel schnell aufsprang, als Harald gemeldet wurde. Mit Ruhe stellte der Hausherr die Figuren wieder zurecht, die Wenzels ungestüme Bewegung umgeworfen, winkte dem Diener, den Schachtisch vorsichtig beiseite zu stellen, und wandte sich zu den anderen. Wenzel, aus den Worten des Knaben entnehmend, daß man ihn geschickt habe, hielt voll Freude seine Hand fest und wollte sich mit ihm von Mr. G. verabschieden, als dieser fragte, ob Harald nicht gern die jungen Hunde sehen wolle. Sie waren noch im Stall, als Isabella in ihrem Wagen vorfuhr. Dem Erzieher vorauseilend, lief sie so schnell sie konnte auf das Haus zu. Der Engländer ging ihr rasch entgegen, und kaum sah sie ihn, so rief sie auch schon: „Ist Harald hier?" Etwas beschämt kam dieser hinter der Stalltür hervor, aber seine Mutter, seine gestammelte Entschuldigung überhörend, überhäufte ihn mit Zeichen der Freude, ihn wohlbehalten vor sich zu haben. Wenzel lehnte indessen totenbleich an der Wand, die Zähne aufeinandergebissen, die Hände verkrampft, sah er aus glühenden Augen auf die Gruppe. Als Isabella auch ihn endlich sah, war sie so bestürzt über den Eindruck, den ihre Freude auf ihn machte, daß nur das völlig weltmännisch beherrschte Wesen des Hausherrn der Verworrenheit der Situation eine mögliche Wendung gab. Man machte einige Gänge durch den nur kleinen Garten, dann fuhr Isabella mit Harald und dem Lehrer fort, während beide Herren grüßend am Tor standen. Gleich nach der letzten Verbeugung schob Mr. G. den Arm unter den seines jungen Freundes und zog den noch unsicher Gehenden ins Haus zurück. Längst hatte

er dessen Gefühl für Isabella erraten, während er von jenem Ausbruch seiner Eifersucht nichts wußte, und also nicht völlig die eben mitangesehene Szene verstand. Als sei nichts geschehen, wollte er die unterbrochene Schachpartie fortsetzen, aber Wenzel lehnte sich schon nach dem zweiten Zuge in seinen Sessel zurück und erklärte sich unfähig, zu spielen. Die Blicke auf seine aneinandergepreßten Fingerspitzen geheftet, erzählte er in wenig Worten von dem Schlage, den er einmal gegen Harald geführt, um Isabellas auffallendes Benehmen zu rechtfertigen. Ohne das zu berühren, was hinter diesem Geständnis lag, redete der Engländer eifrig auf ihn ein, Rom zu verlassen, dessen Klima so offenbar seiner Gesundheit unzuträglich sei, daß seine Nerven ihm derartige Streiche spielen könnten. „Nerven?“ rief Wenzel hohnvoll und sprang auf. Diesmal achtete auch der Hausherr nicht auf die umgeworfenen Figuren, seine Augen folgten dem aufs höchste erregten jungen Manne. „Nerven!“ wiederholte dieser noch einmal mit allem Lachen — „und fort soll ich: die Sehnsucht würde mich zerreißen, zu Fuß würde ich wiederkommen, wenn ich anders nicht könnte, Ketten würde ich mit meinen Zähnen zerbeißen, wenn man mich fesselte.“ Ohne jede Schonung seiner selbst fuhr er in dieser Weise fort, seine Leidenschaft zu gestehen. Nachdem er so die schnell aufgeglühte Energie bald erschöpft, sagte er plötzlich wie abbrechend und sich besinnend: „Gut, ich will fort, aber vorher will ich ihr alles sagen, vorher will ich ...“ „Das gerade werden Sie nicht tun,“ unterbrach ihn hier mit gewaltigem Ernst und befehlender Macht der Engländer, „das wäre nicht gehandelt wie ein Mann.“ „Wie ein Mann!“ gab wieder hohnvoll Wenzel zurück. „Ich bin kein Mann, ich bin ein lose zusammenhängendes Bündel von Nerven und Gedanken, in das wie ein vernichtender Blitz diese eine Begierde zündend gefallen ist, viel zu stark für mich ... Wie soll ich? Wie soll gerade ich? ...“ Er stützte den Kopf in die Hände, Tränen quollen zwischen seinen Fingern hervor. Mit unendlichem Erbarmen sah der ältere Mann auf ihn; er setzte sich ihm gegenüber und versuchte ihm zu erklären, daß, wenn er noch kein Mann sei, ihm hier die Gelegenheit gegeben, ein solcher zu werden. Er fuhr dann fort, ihm von sich zu erzählen, von seiner Jugend, seiner Liebe, seiner Hoffnung und Enttäuschung, wie Schritt für Schritt er zurückgedrängt, wie Schlag auf Schlag das Schicksal ihn geschmiedet. Ohne das zu betonen, sprach er von derselben Frau, um die Wenzel litt, erzählte auch von deren Geschick und deutete an, daß wenn er sie früher gekannt, er wohl vermocht haben würde, sie dem zu entreißen, der ihre Jugend verdorben. Wenzel, anfangs nicht zuhörend, wurde immer aufmerksamer, und instinktiv fühlend, daß das Entscheidende der Erzählung hier liege, fragte er mit scheinbarer Kälte nach allen Nebenumständen von Zeit und Ort, und endlich, fast schon seiner Sache sicher, rief er aufspringend: „Wer war das? Wer?“ Der Engländer sah ihn ein paar Sekunden prüfend an, dann sagte er, was er um keinen Preis hatte sagen wollen, plötzlich dazu getrieben wie von einem fremden Willen: „Das war Ihr Vater — und deshalb werden Sie sich schweigend entfernen.“

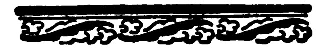
Bei dieser Eröffnung ging eine furchtbare Veränderung mit Wenzel vor sich: sein Gesicht, erst weiß wie ein Tuch, wurde dann grau, sein Körper fiel zusammen wie der eines alten Mannes, und wie bei einem Greise klappte kraftlos,

zitternd sein Unterkiefer herab. Mit geschlossenen Lidern, mit scheinbar erloschenem Leben saß er da. Als er die Augen wieder aufschlug, winkte er unsäglich müde mit der Hand dem Freund ab, der ihm Kognak reichen wollte, und sagte leise: „Besser hätten Sie es nicht machen können — ich bin geheilt."

In diesem Augenblick fühlte er gar nichts mehr für Isabella, überhaupt fühlte er nichts mehr. Alles war verschlungen von einem unergründlich tiefen Ekel. Irgendwie seine eigene Existenz als das Fraglichste, Fragwürdigste begreifend, so daß sie sich vor seinem Bewußtsein auflöste in ein Nichts, fraß dieses Gefühl weiter um sich, alles erfassend, was er kannte: Isabella, seinen Vater, seine Mutter und selbst Isabellas Kinder, das Leben, alles was im Leben war, löste sich auf, mischte und verband sich wieder, um in ein ununterschiedenes Chaos zu stürzen. Einzig des Engländers hohe Gestalt ragte aufrecht aus dieser Vernichtung, aber ihm fehlte die Kraft, ihn anzusehen, sich an ihm zu halten, und mit niedergeschlagenen Augen murmelte er nur: „Schweigend sich entfernen!" und wollte gehen.

Mr. G. ließ ihn nicht fort, er behielt ihn im Haus und pflegte ihn wie ein eigenes Kind, heftig bereuend, was er ihm offenbart.

Drei Tage ertrug Wenzel noch das Leben. Als sich nichts ändern wollte, als er stets von dem gleichen Überdruß erfüllt, stets mit dem gleichen qualvollen Ekel auf das Chaos sah, in das alles für ihn gestürzt, machte er seinem Dasein ein Ende. Vorher schrieb er an seinen Vater: „Ich sterbe an dem, das Du geflohen — hättest Du besser geliebt, könnte ich heute leben — oder ich wäre nicht."



Ein Ziel

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Lieber Gott, da es dir so gefiel, —
Wohl nahmst du uns alles, doch gabst uns ein Ziel!

Wir waren vielleicht von Siegen zu satt,
Wir wurden weichlich und wurden matt.

Nun sitzen wir wieder die lange Nacht
Mit brennenden Augen und aufgebracht,

Nun gehen wir wieder den Tag wie im Traum
Und spüren Hunger und Qualen kaum,

Denn es gab uns allen dein heiliger Zorn
Den Blick nach oben, den Blick nach vorn.

Hart ist das Los, das uns Ärmsten fiel,
Und doch: hab Dank, du gabst uns ein Ziel!



Pazifismus und Naturgesetz
Von Hermann von Rosen

Den Menschen ist nur mit Gewalt oder List etwas abzugewinnen. Mit Liebe auch, sagt man; aber das heißt auf Sonnenschein warten, und das Leben braucht jede Minute." Diese an Riemer gerichteten Worte Goethes gelten nicht allein für die menschlichen Beziehungen im einzelnen, sondern insbesondere auch für jede auswärtige Politik, und sollten daher allen den Leuten ins Stammbuch geschrieben werden, die immer noch ihre Hoffnung auf den längst diskreditierten Völkerbund setzen, die immer noch von einer Verbrüderung der gesamten Menschheit und vom ewigen Weltfrieden träumen. Heute, wo durch die Begehrlichkeit und den Chauvinismus der vielen neuentstandenen kleinen Staaten der politische Horizont mehr denn je vom finsteren Gewölk des Völkerhasses umlagert ist, erscheint es besonders töricht, immer noch auf den weltbeglückenden Sonnenschein der Humanität zu bauen. Es gibt noch ein anderes Wort Goethes, das an F. v. Müller gerichtet war und sich ausschließlich auf die Politik bezog: „Auf die Kunst, sich in der Welt zu betragen und nach Erfordernis dreinzuschlagen, kommt es bei den Nationen an." Dieses Wort des Weltweisen von Weimar ist um so beachtenswerter, als er gelegentlich einer Diskussion über die Kriegslieder Theodor Körners ausdrücklich betonte, er sei keine kriegerische Natur und habe niemals kriegerische Neigungen gehabt. Mit seiner großen, ruhigen Weltanschauung war er, seiner ganzen Veranlagung nach, ein Kosmopolit im besten und edelsten Sinne dieses oft mißdeuteten Wortes, er stand über den Nationen und ihren Streitigkeiten, wie als ganz seltener Ausnahmefall auch Lord Byron in England. Aber diese eigentlich mehr kosmisch als kosmopolitisch empfindenden großen Geister sind doch niemals auf den Gedanken verfallen, die eherne Notwendigkeit des Krieges grundsätzlich in Abrede zu stellen.

Stets und überall, in geschichtlicher wie in vorgeschichtlicher Zeit, sind die Stämme und Völkerschaften, die Nationen und Staaten, im Kampfe um ihr Dasein in unzählige Kriege verwickelt gewesen, wenn auch wohl niemals in einem so ungeheuerlichen Umfange wie in den letzten sechs Jahren. Daß diese fundamentale Tatsache der Weltgeschichte in überall gleichartig sich äußernden psychologischen Gesetzen der menschlichen Natur sowohl wie in mehr oder weniger konstant wirkenden äußeren physikalischen Umständen begründet ist, wird wohl auch von unseren zeitgenössischen Pazifisten erkannt und nicht geleugnet. Aber sie stehen grundsätzlich auf dem Standpunkt, daß die Menschheit durch den Fortschritt einer ständig sich verfeinernden und veredelnden Geisteskultur dazu gelangen muß, sich über die Naturgesetze zu erheben, daß der „souveräne" menschliche Geist und die wahre Humanität früher oder später imstande sein werden, auch in der Frage des Krieges das unerbittlich harte und grausame Walten der Natur ganz auszuschalten und so zum ewigen Völkerfrieden zu gelangen. Nun haben sich die ersten Anzeichen einer pazifistischen Bewegung bereits vor mehr als sechs Jahrhunderten gezeigt, und dennoch ist seitdem von dem ethischen Kulturfortschritt, der die Voraus-

setzung des erstrebten Ideals bilden soll, bis heute nichts zu merken. Das hat uns der immer noch nicht beendigte Weltkrieg mit allen seinen Schrecken und Greueln, mit der sittlichen Korruption und dem niedrig materiellen Sinn, den hochkultivierte Nationen dabei bekundeten, mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Und während schon vor drei Jahrhunderten der edle Schwedenkönig Gustav Adolf den Grundsatz aufstellte, daß der Krieg sich niemals gegen die friedliche Bevölkerung eines Landes richten dürfe, war im Gegenteil der ganze Kriegsplan der Entente in erster Linie darauf aufgebaut, durch Schädigung der Zivilbevölkerung den Gegner zur Kapitulation zu zwingen. So scheinen wir heute, wo der Völkerhaß noch immer in hellen Flammen lodert, wo in Osteuropa immer noch täglich Blut in Strömen vergossen wird, von dem erträumten Ideal eines Dauerfriedens weiter denn je entfernt zu sein.

Die Völkerbundsideen des Mittelalters, als Thomas von Aquino und Dante einen Staatenbund unter Führung der Kirche befürworteten, während der französische Abt Honoré Bonnor für eine Universalmonarchie des Kaisers eintrat, hatten schon durch ihre weit engere Begrenzung mehr innere Berechtigung und realpolitische Entwicklungsmöglichkeit, als der unter ganz anderen Umständen und mit anderen Tendenzen auftretende utopistische Traum unserer modernen Pazifisten. Denn zu jener Zeit herrschten die Mongolen, nachdem sie bis Schlesien vorgestoßen waren, über Rußland, so daß ein enger Zusammenschluß des christlichen Abendlandes gegen alle von Osten drohenden Gefahren schon als ein Gebot der politischen Klugheit erscheinen mußte. Der bedeutendste Pazifist des Mittelalters war jedenfalls der französische Jurist Peter Dubois, der in seiner 1305 erschienenen Schrift „De recuperatione terrae sanctae" den Plan eines ständigen europäischen Schiedsgerichtshofes, wie er im Prinzip erst 1899 auf der ersten Haager Friedenskonferenz angenommen wurde, bereits in jenen rauhen Zeiten vertreten hat. Der Plan eines europäischen Staatenbundes, mit dem der böhmische König Georg Podiebrad im Jahre 1462 hervortrat, hatte mit der Friedensidee nichts zu tun, denn er beruhte auf rein imperialistischen Tendenzen und enthielt Kriegs- und Eroberungsabsichten gegen Konstantinopel. Auch der sogenannte „Grand dessin" Heinrichs IV. von Frankreich und seines Ministers, des Herzogs von Sully, der ganz Europa mit Einschluß Rußlands in einen großen Staaten- und Friedensbund umwandeln wollte, war im Grunde auf machtpolitischen Tendenzen und den Wunsch einer Einkreisung des Hauses Habsburg zurückzuführen.

In der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege mit seinen furchtbaren Verwüstungen haben sich sehr viele der berühmtesten Gelehrten und Staatsmänner mit dem Problem des ewigen Friedens beschäftigt. Die bedeutendsten waren: in Deutschland Samuel von Pufendorf, der Begründer des Natur- und Völkerrechts, in Holland Spinoza, in Amerika der Begründer Pennsylvaniens, der Quäker William Penn, aus dessen Entwurf, wie es scheint, das Wilsonsche Völkerbundsprojekt ziemlich unverändert hervorgegangen ist, in Frankreich Fénelon und der Abbé de St. Pierre, dessen 1716 beendigtes Werk „Projet de la paix perpetuelle etc." besonders großes Aufsehen erregte. Seinen Gedankengängen schlossen sich

viele der größten Geister des 18. Jahrhunderts an, so namentlich Leibniz, Montesquieu und Rousseau, während der größte Skeptiker unter den Enzyklopädisten, Voltaire, den ganzen Plan St. Pierres als einen unerfüllbaren Traum bezeichnete. Der weltbürgerliche Humanitätsgedanke im allgemeinen wurde auch von den großen deutschen Dichtern, von Klopstock, Lessing, Schiller und besonders nachdrücklich von Herder vertreten, der in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität“ so weit ging, die meisten Monarchen als „gekrönte Henker“ zu bezeichnen. Im Jahre 1795 erschien Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“, die nicht mit Unrecht von vielen seiner Zeitgenossen scharf angegriffen wurde. Sie ist jedenfalls das schwächste Werk des großen Philosophen, der hier als abstrakter Theoretiker und Utopist erscheint und den realen Boden der Tatsachen und der allgemeinen Weltlage ganz verläßt. Wenn er davon ausgeht, daß Völker und Staaten wie einzelne Menschen beurteilt werden können, so ist das wohl kaum richtig, denn große soziale Organismen haben andere Rechte und Pflichten, als einzelne Individuen. Sehr viel weiter als Kant ging bald darauf der bekannte Philosoph Karl Ch. Friedrich Krause, der von seinem freimaurerischen Standpunkte die Welt verbessern und mit dem ewigen Frieden beglücken wollte. Dieser von den heutigen Pazifisten besonders hoch verehrte, wunderliche Heilige behauptet in seiner Schrift „Der Menschheitsbund“ u. a., daß jede Verteidigung, auch in der Notwehr, vernunftwidrig (!) sei, und zeigt damit, bis zu welcher perversen Widernatürlichkeit der verbohrte Doktrinarismus eines deutschen Ideologen sich versteigen kann. Ebensowenig Erfolg wie Krause und Kant hatten mit ihren analogen Bestrebungen die französischen Soziologen dieser Zeit, der Graf St. Simon, Fourier und Thierry. Dagegen erscheint es sehr beachtenswert, daß Fichte, der sich 1796 als Vierundzwanzigjähriger in seinen „Grundlagen des Naturrechts“ mit Begeisterung den pazifistischen Gedankengängen Kants anschloß, zwölf Jahre später, durch die großen Weltereignisse der napoleonischen Zeit belehrt, in seinen „Reden an die deutsche Nation“ als energischer Patriot sich wieder ganz auf die Seite einer kraftvollen Macht- und Gleichgewichtspolitik stellte.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts fanden sich in England und besonders in Amerika eine Anzahl Männer, die aus den Reihen der Quäker hervorgegangen waren oder ihnen nahestanden, so der Geistliche Dymond, der Sklavenbefreier Garrison, Wayland, Daniel Musser und der „Herder Amerikas“, Channing, die ganz ebenso wie später Leo Tolstoi mit großem Eifer und Nachdruck für die Lehre des „Nichtwiderstrebens“ eintraten. In Europa traten in dieser Zeit, abgesehen von dem Plane Bluntschlis, der 1878 die Grundzüge zu einem „europäischen Staatenverein“ entwarf, keine nennenswerten Vorschläge in pazifistischer Richtung hervor, so daß Bertha von Suttner mit ihrem Tendenzroman „Die Waffen nieder“ und Leo Tolstoi mit seinen Schriften „Soldatenpflicht“ und „Christentum und Patriotismus“ im ganzen doch nur wenig Proselyten machen konnten. Erst in unserem Jahrhundert lebte die Friedensbewegung wieder mehr auf, und namentlich seit den Haager Friedenskonferenzen haben von 1908 bis 1919 neben Alfred Fried mit seinem „Handbuch der Friedensbewegung“ und seiner Zeitschrift „Friedenswarte“ auch viele bedeutende Gelehrte, wie Philipp Zorn, Liszt, Schücking u. a.,

sich auf diesem Gebiet publizistisch betätigt. Daß Deutschland, das „große Schlachtfeld der Ideen und Theorien“, wie es der Franzose Fouillée noch kürzlich genannt hat, auch in dieser geistigen Bewegung die Führung übernahm, erklärt sich leicht aus der deutschen Volkspsyche und ihrem Begriffsdoktrinarismus. Einen lebhaften Anstoß und moralische Förderung erhielt der deutsche Pazifismus seit dem Januar 1918 durch die Wilsonschen Völkerbundsideen. Allzusehr übersahen dabei die vertrauensseligen deutschen Optimisten, daß der frühere Präsidentschaftskandidat der Republikaner, Charles Evans Hughes, und der Senator Lodge sehr mit Recht gegen den jetzigen Entwurf des Völkerbundes geltend machten, daß er nur geeignet sei, viele neue Kriege hervorzurufen. Ebenso daß die Entstehung vieler neuer chauvinistischer Staatsgebilde die Reibungspunkte und die Anlässe zu neuen Kriegen naturgemäß in erschreckender Weise vermehren muß. — Während die ersten Antimilitaristen, die Kirchenväter Origenes, Tertullian und Cyprian, ebenso die den Krieg verwerfenden Sekten in alter und neuer Zeit, die Waldenser und Albigenser, die Mennoniten, Quäker und russischen Duchoborzen, von der festen Grundlage eines konsequenten Christentums ausgingen, steht der moderne Pazifismus bekanntlich der religiösen Begründung ganz fern. Er erhält seine Richtlinien vielmehr ausschließlich von der ethischen Kultur, die sich von der Religion völlig losgelöst hat, und erstrebt das „Ideal echter Humanität“. Im allgemeinen haben die Friedensapostel der neueren Zeit die abstrakten Begriffe der Humanität, Sittlichkeit, Religion und Vernunft, indem sie je nach ihrer Weltanschauung diesen oder jenen stärker betonten, als wirksamste Waffen in ihrem geistigen Kampfe stets reichlich verwendet.

Der Krieg ist aber überhaupt kein ethisches, sondern ein vorwiegend soziologisches Problem, und gehört als solches zu den moralisch indifferenten Dingen. Mit der Ethik steht er nur insofern in einem positiven Zusammenhange, als die Pflichtenlehre, wie ein Teil der Ethik seit Schleiermacher genannt wird, im Kriege ihre höchste und idealste Ausbildung und Betätigung findet. Nach den Worten Moltkes sind es die edelsten Tugenden des Menschen, die sich im Kriege entwickeln: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit, Eigenschaften, an die nur im Kriege die höchsten Anforderungen gestellt werden. Dostojewski läßt in einem Zwiegespräch über den Krieg seinen fingierten Partner genau die gleiche Ansicht vertreten und mit hinreißender Beredsamkeit entwickeln. Bei der Relativität und Veränderlichkeit der Moralbegriffe einerseits, der absoluten Unbedingtheit und Unabänderlichkeit der Naturgesetze andrerseits handeln wir jedenfalls am richtigsten, wenn wir bei unserer Stellungnahme zum Kriegsproblem, wie zu einer jeden anthropologischen Frage, vor allem vom naturwissenschaftlichen Standpunkt ausgehen. Der erste bekannte Antimilitarist, der Kirchenvater und große Häretiker Origenes, hatte grundsätzlich gewiß recht, wenn er das Gebot Gottes mit dem Gebot der Natur identifizierte; es kommt jedoch nicht darauf an, wie ein solches Gebot oder Gesetz genannt wird, sondern darauf, daß es richtig erkannt wird. Eine auf empirischem Wege gewonnene, möglichst klare Erkenntnis der Naturgesetze und ihrer ausschlaggebenden unveränderlichen Bedeutung in den menschlichen Beziehungen ist für die Frage, die uns hier beschäftigt, um so notwendiger,

als die recht verschwommenen Begriffe der internationalen und nationalen Moral so unklar sind und so wenig scharf definiert werden können, daß man auf ihnen unmöglich, wie die Pazifisten es wollen, etwas „ewig“ Dauerndes aufbauen kann.

Daß das Gesetz des Lebens mit dem Naturgesetz des Kampfes unauflöslich verknüpft ist, hat schon in vorchristlicher Zeit Empedokles erkannt, in neuerer Zeit Schelling, der gleich dem griechischen Weisen in seiner Philosophie der Natur den Kampf und Konflikt der Elemente als Leben, ihre Vereinigung als Tod bezeichnete. Der alte griechische Philosoph aus Agrigent, der an zwei ständig wechselnde Weltepochen glaubte, an eine Periode des Hasses oder des Lebens und eine Periode der Liebe oder des Todes, hat seine Erkenntnis in poetische Form gekleidet, aber das Wesen der Sache gewiß richtig geahnt. — Die Natur erscheint uns gleichzeitig gütig und grausam; gütig und freigebig in der unendlichen Fülle schöpferischer Tätigkeit, hart und grausam in dem ungeheuren Maß der Vernichtung.

Da diese beiden Äußerungen der Natur sich gegenseitig bedingen, so spielt der allenthalben nachweisbare, blutige oder unblutige Kampf ums Dasein in der Ökonomie der Natur eine überaus wichtige, ganz unerläßliche Rolle. Von Naturforschern haben zuerst der Botaniker De Candolle und der Geologe Lyell in philosophischer Weise den Nachweis geliefert, daß alle Organismen in schärfster Konkurrenz zueinander stehen. Schon 1798 aber hatte Malthus auf den bitteren Kampf ums Dasein innerhalb der menschlichen Gesellschaft hingewiesen, den er auf sein bekanntes Gesetz zurückführte, nach welchem die Bevölkerung in geometrischer, ihre Nahrungsmittel nur in arithmetischer Progression zunehmen. Darwin hat dann später die Bevölkerungstheorie des englischen Nationalökonomen auf die ganze organische Welt übertragen und weiter ausgeführt, indem er mit Recht bemerkt, daß diese Theorie für die Tier- und Pflanzenwelt ganz besonders Geltung hat, weil hier die künstlichen Hemmungen des Gesetzes fortfallen. Der Kampf ums Dasein in der ganzen organischen Welt, auf dem der originelle Grundgedanke der Darwinschen Lehre, die Selektionstheorie, aufgebaut ist, vollzieht sich vielfach ganz im verborgenen und für uns unbemerkt; er ist jedoch am auffälligsten und heftigsten zwischen Individuen und Varietäten derselben Art oder nahe verwandten Arten. Das Resultat dieses fast ununterbrochenen Krieges ist das natürliche Gleichgewicht zwischen der Verbreitung der Organismen und der zu ihrer Ernährung nötigen Stoffe. Wir finden dieses Gleichgewicht überall da, wo es nicht durch das künstliche Eingreifen des Menschen gestört wird. Letzteres findet in kultivierten Ländern ja im weitesten Umfange statt und hat in manchen exotischen Gegenden, z. B. durch Ausrottung von Raubtieren und Giftschlangen, für die Landwirtschaft sehr traurige Folgen gehabt. Obschon die Lehre Darwins als Ganzes unter den heutigen Biologen sehr viele Gegner hat, die mit Recht sehr gewichtige Einwände gegen manche allzu gewagte Schlußfolgerungen des genialen Forschers erheben, so beruht doch der Grundgedanke seiner Theorie, von dem Kampfe ums Dasein und der im wesentlichen durch ihn bedingten natürlichen Zuchtwahl, auf unzweifelhaften Tatsachen, die überall unserer Beobachtung



zugänglich sind. Daß Kampf, Not und Gefahr im Haushalt der Natur notwendig sind, um jede Art von Tieren stark, gesund und lebensfähig zu erhalten, können wir besonders leicht in größeren Jagdrevieren beobachten. Wenn hier durch völlige Ausrottung des Raubzeugs und reichliche Wildfütterung der Kampf ums Dasein ganz ausgeschaltet oder wenigstens äußerst eingeschränkt wird, so sehen wir oft schon sehr rasch eine Degeneration des Wildes mit wachsender Neigung zu Erkrankungen eintreten. Auch der sprichwörtlich gewordene „Hecht im Karpfenteiche“ zeugt von dieser alten Erfahrung.

Im größten Maßstabe sehen wir die gleiche Erscheinung in der Geschichte der Menschheit, die, den gleichen Naturgesetzen unterworfen, als ein Kampf ums Dasein und eine natürliche Zuchtwahl der Rassen und Völker erscheint. Kein Volk kann deshalb eine sehr lange Reihe von Friedensjahren ungestraft vertragen, und die größten und stärksten Kulturnationen, wie die römische, brachen in Degeneration und sittlichem Verfall kläglich zusammen, wenn sie Jahrhunderte hindurch keinen großen Krieg mehr geführt hatten. Damit steht auch in Zusammenhang, daß die höchste Kulturblüte der Völker des Altertums stets mit der höchsten kriegerischen Betätigung zeitlich zusammenfiel. Es ist deshalb eine ganz utopistische, durch nichts begründete und den Gesetzen natürlicher Entwicklung widersprechende Anschauung, wenn die Pazifisten von dem goldenen Zeitalter des ewigen Friedens einen ungeahnten Aufschwung der ethischen und künstlerisch-ästhetischen Kultur erhoffen. Das genaue Gegenteil ist jedenfalls viel wahrscheinlicher. Die Versumpfung und der Niedergang der Kultur in China ist jedenfalls darauf zurückzuführen, daß in diesem literarisch-philosophisch angelegten Volke die kriegerische Vitalität schon längst erlahmt ist. Auch die von auswärts in den chinesischen Karpfenteich eingedrungenen Hechte haben bisher noch keinen Nutzen gebracht. Nietzsches Ausspruch, daß ein Volk, welches nicht mehr an Krieg und Eroberung denkt, sich damit selbst aufgibt, ist durch die Weltgeschichte bisher noch nicht widerlegt worden. Und auch der alte Moltke ist von deutschen Pazifisten und von Guy de Maupassant zwar scharf angegriffen, aber nicht widerlegt worden, als er meinte, der ewige Friede sei nur ein Traum, und dabei nicht einmal ein schöner Traum; Versumpfung und krasser Materialismus würden die Folge sein.

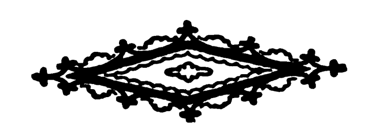
Bei einer oberflächlichen Betrachtung der Natur scheint uns bei der Tierwelt der Selbsterhaltungstrieb der stärkste und wichtigste aller Triebe zu sein; eine eingehendere Naturerkenntnis zeigt uns jedoch, daß bei den sehr häufig eintretenden Konflikten konkurrierender Naturtriebe die sozialen Instinkte der Tiere stets stärker sind als der Selbsterhaltungstrieb. Es entspricht das den allgemeinen Zwecken der Natur, die das Wohlergehen und Leben des Individuums überall hinter den Interessen der Arterhaltung zurücktreten läßt. Dieses Grundgesetz der belebten Natur läßt beim Menschen schon auf sehr niedriger Entwicklungsstufe aus den sozialen Instinkten die sozialen Tugenden entstehen, die sich vor allem im Sippen- und Stammesgefühl, Patriotismus, persönlicher Tapferkeit und Opfermut äußern. Mit Recht hat Darwin darauf aufmerksam gemacht, daß den wilden Völkern überhaupt keine andern Tugenden als die sozialen bekannt sind.

In seiner „Abstammung des Menschen" erwähnt er einen Fall, in dem drei gefangene patagonische Indianer, bei der Wahl zwischen dem Tode und dem Verrat der Kriegspläne ihres Stammes, sich kaltblütig erschießen ließen, ohne ein Wort zu verlautbaren. Sie hätten ja leicht lügenhafte Angaben machen können — dazu waren aber diese sogenannten Wilden zu stolz. Eine völlig andere Weltanschauung vertreten in der „Friedenswarte" die modernen „ethischen Kulturmenschen", die das individuelle Leben für der Güter höchstes halten und persönliche Tapferkeit und Todesverachtung als Überbleibsel einer „barbarischen" Vergangenheit ansehen. Vor einigen Jahren erschien in der Friedenswarte ein Artikel, in dem der Verfasser als schwerwiegendstes Argument gegen den Krieg die Tatsache anführte, daß „niemand sich gern töten oder verwunden lasse" (!) Dieser Appell an den individuellen Selbsterhaltungstrieb — um hier keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen — verrät sehr deutlich den eudämonistischen und antisozialen Untergrund des Pazifismus, dem der Krieg schon deshalb verhaßt ist, weil er vom einzelnen die größte Selbstentäußerung und die höchsten sozialen Opfer verlangt. Das stimmt überein mit der schon vor längerer Zeit von Flammarion mit Bezug auf den Krieg ausgesprochenen Ansicht, daß das Leben eines jeden Menschen sein persönliches Eigentum ist, einer Ansicht, die z. B. einem Japaner mit seiner unpersönlich sittlichen Weltanschauung unverständlich und verächtlich erscheinen muß.

Wir müssen hier noch auf einen Umstand eingehen, der schon oben kurz angedeutet wurde, auf die volkswirtschaftliche Gegenwirkung gegen die Gefahren der Verelendung, die durch das von Malthus aufgestellte Bevölkerungsproblem drohen. Da diese Gefahren im Jahrhundert seit Malthus durch die volkswirtschaftliche Entwicklung mit ihrem mächtigen Aufschwung von Industrie und Handel anscheinend sehr wirksam bekämpft worden sind, so könnte leicht der Gedanke entstehen, die völlige Ausschaltung des Kampfes ums Dasein in der menschlichen Gesellschaft für möglich zu halten. Bei näherem Zusehen finden wir jedoch, daß die Maschine und der Industrialismus zwar vielen von Millionen Proletariern Brot geschafft, gleichzeitig aber den Kampf ums Dasein durch den immer schärfer hervortretenden Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit noch wesentlich gesteigert haben. Wie leicht dieser Gegensatz zu den blutigsten Bürgerkriegen führen kann, sehen wir heute an dem Beispiel Rußlands, und selbst in einem allgemeinen europäischen Staatenbunde würden solche innere Kämpfe niemals ganz ausgeschlossen sein. Denn von dem ehernen Naturgesetz des Kampfes ums Dasein kann uns keine Art der Kulturentwicklung völlig befreien.

In allen Kriegen, von den ersten Anfängen menschlicher Entwicklung bis zum letzten Weltkriege, hat es sich im engeren oder weiteren Sinne um einen Kampf ums Brot gehandelt, also um ein Streitobjekt, das bei der ständig zunehmenden Bevölkerung des Erdballs immer der gefährlichste Reibungspunkt bleiben wird. Dazu kommt noch die immer schärfer hervortretende Differenzierung der Völker, die schon Wilhelm v. Humboldt als einen biologischen Prozeß, als einen Ausfluß des allgemeinen Naturgesetzes der Differenzierung erkannte, während die im Unterbewußtsein des Menschen wurzelnden, mit seiner Natur unauflöslich

verknüpften, dunkeln Triebe stets wirksam bleiben werden. So werden wir wohl niemals auch nur die Völker Europas zu einer „glücklichen Familie“ vereinigt sehen, wie sie in manchen Menagerien zur Schau gestellt wird. Und David Strauß wird mit seiner ironisch-bissigen Bemerkung über die Doktrinäre des ewigen Völkerfriedens wohl recht behalten, wenn er meint, „die Kriege würden erst dann ganz aufhören, wenn die Menschheit sich nur noch durch vernünftige Reden fortpflanzt“.



Der junge Ritter · Von Paul Wolf

Das war, ich sah der Königin
Holdeste, süßeste Fraue.
Nun ist mir so traumhaft selig zu Sinn —
Über mein Herze flog es hin
Wie Frühlingsglast über die Aue.

Was sangst du, Vöglein, die lange Nacht
Von süßer Not und Verderben? —
Im mondstillen Garten hab' ich gewacht,
Ferne Stimmen haben silbern gelacht,
Nun ist mir weh' zum Sterben ...

O leidvoller Minne sehrende Glut! —
Was klirrst du, Schwert an der Seite?
Wer ruft als Erster ein jung frisch Blut,
Noch eh's am wärmsten Herzen geruht,
Vor Tau und Tag zum Streite!



Abend

Von Gertraud Knab

Der Schein der Straßenlaterne fällt ins Zimmer,
Die Zweige des Akazienbaumes nicken zum Fenster herein und werfen zitternde Schattenblumen auf die hohe, weiße Türe. In der Ofenecke erblüht ein zartes Ornament. Auf silberweißem Grund leuchtet goldenes Gitterwerk. Daran ranken sich geheimnisvolle Pflanzenformen empor.

Erschließt sich die Eingangspforte zu einem verlorenen Traumland? Nein; es ist nur die Spiegelung des Straßenlichtes mit den flimmernden Schatten der Fensterschleier und der wiegenden Zweige. Aus dem Düster des Raumes blinken die Zinnkrüge des Wandbrettes und die hohen Gläser des Speiseschrankes. Wie ich in das Helldunkel hineinträume, wird die Luft lebendig und schaut mich mit tausend Augen an.

Ich stehe auf und gehe an den Flügel.

Auf dem nachtschwarzen Deckel ruht ein flächiges Glanzlicht.

Es ruft Tiefen hervor, die braun, rot und blau leuchten, als wenn dort unten die Töne farbig geworden wären; die letzten Töne eines Festes, das in Leid ausklang.

Ich spiele eine schwermütige Melodie, vom Augenblick geboren, immer von den gleichen sanftbewegten Akkorden begleitet.

Es klingt wie ein Harfenlied.

Es kommt aus der Tiefe, wo ein farbenfrohes Fest gefeiert wurde, wo auf weißschimmernden Tischen die letzten Tropfen Weines gleich Tränen an goldenen Gefäßen herabrinnen, wo auf dem Boden rote Rosen zertreten liegen.

Es ist ein stilles Lied, das aus mir fließt, eine Erinnerung.

Einmal saß ich an der reichen Tafel des Lebens im wallenden Kleid, mit dem Kranz im Haar und mein Freund reichte mir einen goldenen Becher, am Knauf mit meerblauen Steinen besetzt.

Ich griff nach dem Lebenssaft, um ihn in vollen Zügen zu genießen.

Da stürzte der Sternenhimmel über uns ein; die Säulen zerbarsten und begruben uns. —

Mein Herz weiß, was die Töne vom Schmerz erzählen.

Aber es spricht nicht mehr davon. Es bewahrt alles wie ein Geheimnis.

Doch die Gedanken wandern hin und her; sie weben das Leid zu einem wundervollen, farbensatten Teppich, darauf Waldfräulein und Ritter spazieren gehen; auf wippenden Zweigen schaukeln farbige Vögel; auf schwankenden Stengeln blühen bunte Blumen. Und alle sagen von der Liebe.



Menschliches und Göttliches

Von Fr. Schaal

Er war ein Einsamer. Von dem unwissenden, im Finstern wandelnden Volke, dessen Führer er war, trennte ihn eine tiefe Kluft. In die verheißene Heimat, zu seinem Gott, wollte er das Volk zurückgeleiten. Aber wußte er selber, wer Gott war? Uralte ägyptische Weisheit hatte ein Bild von demselben entworfen. Das blasse Bild der Gottheit stand vor seinen Augen. „Ich bin, der ich bin und werde sein, der ich sein werde" hieß der, dem er in scheuer Ehrfurcht diente und der weit über allen Himmeln an einem Orte wohnte, da ihn kein Blick erreichte. Ein heißes Verlangen, Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen, brannte einem verzehrenden Feuer gleich in die Seele des Mannes.

Da trat der Einsame auf die Spitze des heiligen Berges in der Wüste, er allein, und das Volk lagerte sich am Fuß des Berges. Eine dichte Wolke umhüllte die Felsenfeste und trat zwischen das Volk und seinen Führer. Feuergarben schossen aus den Wetterwolken, und Blitze spalteten die Felsen. Der ganze Berg rauchte und man hörte den Ton einer sehr starken Posaune. Mose stand über der Wolke, und der Himmel strahlte in seiner ewigen Klarheit. Um den Mann Gottes her war ein überirdisches Leuchten, daß sein Angesicht glänzte. Und Gott erschien Mose und schrieb ihm die Worte des Gesetzes auf zwei steinerne Tafeln. In der Tiefe, unter der schwarzen Wolke, war die Welt begraben. Und fern entrückt stand Mose auf seiner Warte; die Unendlichkeit lag vor ihm hingebreitet.

Vielleicht schwanden ihm in der hehren Bergeinsamkeit die leiblichen Sinne, und nur sein Geistesauge blieb wach. Er sah die Herrlichkeit Gottes. — „Ich bin, der ich bin und werde sein, der ich sein werde", sprach Gott zu ihm in seinem innersten Ergriffenwerden: In diesem Augenblick verwandelte sich seine Seele, er war der Mann Gottes, der große Prophet. Sein kleines menschliches Ich zerschmolz; ein Strahl der göttlichen Heiligkeit hatte es getroffen. Der Höchste hatte sich dem Einsamen auf dem Berge geoffenbart in seiner unendlichen Gottheitsfülle. Mose hatte die Heiligkeit des Herrn geschaut als ein verzehrend Feuer, und dies Feuer brannte in der Seele des gewaltigen Gottesmannes. Zehn Worte, in Stein gegraben, waren das sichtbare Zeichen seines einzigartigen Erlebens, und diese zehn Worte des Gesetzes flammen seither herein in die Nacht der sündigen Menschheit. Sie bereiten denen Qual, die sie mißachten. Es gibt ein heiliges Soll — einem Einsamen ist es als Gottesoffenbarung tief in die Seele gedrungen, als er jenseits der Wolke stand, erdentrückt, von der Gottheit Glanz umleuchtet. Er verkündigte seinem Volk die Worte des Gesetzes. Es waren Worte — das, was in seinem Herzen vor sich ging, konnte Mose nicht mitteilen. Als starre Gebote wurden die Worte erfaßt. Das Volk kannte wohl den Buchstaben des Gesetzes, aber nicht den Geist, aus dem das Gesetz geboren war. Es diente dem unbekannten Gott mit Zittern, und der heilige Berg, umgeben von der Wetterwolke, war ein Ort des

Schreckens. Mose war der Verkündiger der göttlichen Gerechtigkeit mit ihrem Segen und mit ihrem Fluch, der Verkündiger einer diesseitigen Vergeltung.

* * *

Der Einsamste unter den Menschen kniete in tiefster Seelenqual zu mitternächtlicher Stunde im Ölbaumhaine und wußte wohl, daß die wenigen Getreuen, die ihm noch verblieben waren, aus Furcht vor Menschen ihn bald verlassen werden. So war er allein mit seiner Qual, er, der wunderbare Fremdling unter den Menschen, ein Gerechter unter Ungerechten, der Bürger eines weltenfernen Reiches unter den Erdgeborenen und Irdischgesinnten. Verlassen war er von allen, auch von denen, die ihm bisher so nahe gestanden, denen er die Wahrheit verkündigt hatte. Die Jünger hatten ihn nicht verstanden und die andern, die Vornehmen, die Ältesten des Volkes haßten ihn, der Pöbel verspottete ihn. Sie richteten ihn nach ihrem Gesetz, das seinem hohen, reinen Geiste nicht verständlich war, weil die ganze Erdenschwere es belastete, weil es ein Gesetz des Buchstabens war. Diesem Gesetz sollte der Reine zum Opfer fallen. Es war nicht das Gesetz, das ihn verdammte, sondern der abgrundtiefe Haß, der sich gegen den Reinen wandte, weil er rein war, weil er nicht war wie andere. Der Haß der Menschen stand vor ihm in seiner Furchtbarkeit, das Reich der Finsternis öffnete sein weites Tor. Sollte der Haß Sieger sein? — Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir. — Angst ergriff die Seele des Reinen. Der Haß, der die Welt zugrunde richtet, sollte siegen? — Mein Vater, ist es nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, so trinke ich ihn denn und es geschehe dein Wille. — Es geschehe dein Wille — da ward es leicht um ihn, und ein Engel kam und stärkete ihn. Ein Engel kam, ein Bote aus jener Welt, der er selber zugehörte. Sollte er nicht auch die hassen, die ihn ohne Ursache haßten? — Nein, des Vaters Wille war es, daß sie ihn haßten. Abgrundtiefer Haß wird allein durch abgrundtiefe Liebe überwunden. Himmelskräfte strömten nieder in das Herz des Einsamen und es war voll Ergebung und voll Liebe, voll Erbarmen mit denen, die in den Banden des Hasses lagen. Da war das Erlösungswerk begonnen: Haß war besiegt durch die Liebe, und die Finsternis mußte dem Lichte weichen. Ein ewiges Reich der Gnade öffnete die glanzvollen Pforten, ein Reich, das nicht von dieser Welt ist. Der Reine und Geduldige ging hin und erlitt den Tod am Kreuz als ein Opfer des Hasses, der Sünde der Menschen, aber indem er sich opferte, war er der Sieger und der Fürst im überweltlichen Reich der Gnade, das er in seiner ganzen Fülle und in seinem Gottesglanze als eine neue Offenbarung den Menschen aufgetan hat. So muß doch ewige Gnade sein in jenem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, da andere Gesetze walten als bei den Sterblichen hienieden, denn nur aus jenem Reiche kommt die Liebe, die den Haß überwindet, die göttliche Gnade, die erhaben ist über alles, was die Menschen Gesetz, Gericht, Vergeltung nennen. Göttliches können wir nicht messen mit menschlichem Maß; könnten wir es begreifen, dann wäre es nimmer göttlich, sondern menschlich. Göttlich ist der Erlöser und sein Werk, und göttlich sind wir, wenn wir Haß durch Liebe überwinden.





Lebensdauer, Lebensverjüngung und Tod

Neunhundertneunundsechzig Jahre, das Jahr zu drei Monaten gerechnet, also 323 Jahre, soll Methusalem alt geworden sein. Thoma Pareen, den William Harvey, der Begründer der neueren Physiologie, sezierte, war 152 Jahre alt geworden. Kürzlich hat Dr. Eugen Fisk, Präsident des „Instituts für Lebensverlängerung", in der Jahresversammlung der Neuyorker Medizinischen Gesellschaft in einem Vortrag allen Ernstes der Ansicht Ausdruck gegeben, es werde der Wissenschaft bald nicht schwer fallen, das menschliche Leben bis zu einem Alter von 1900 Jahren und darüber zu verlängern.

Wie verschwindend erscheinen aber solche Alterszahlen gegenüber jenen, die wir von verschiedenen Baumgreisen kennen. Adanson berechnete das Alter von Affenbrotbäumen des tropischen Westafrika nach ihrem Dickenwachstum auf 5000 Jahre. Das Alter des berühmten Drachenbaumes von Orotava auf Teneriffa, dessen Umfang bei einer Höhe von 22 m 14 m beträgt, wurde auf 6000 Jahre geschätzt. Die Platane von Bujukdere bei Konstantinopel, unter der Alexander der Große gelagert haben soll, wurde auf 4000 Jahre, das Alter mexikanischer Sumpfzypressen ebenso eingeschätzt. Mögen diese Schätzungen wohl zu hoch greifen, so darf man doch auf Grund ziemlich sicherer Berechnungen annehmen, daß Eiben und Zypressen 3000, Stieleichen und Kastanien, desgleichen die Libanon-Zedern 2000, Fichten 1200, Sommerlinden 1000, Zirbelkiefern 700 Jahre alt werden können.

Auch verschiedene Tiere können ein hohes Alter erreichen. Wohl stoßen wir auch da auf ältere Angaben, denen wir skeptisch gegenüberstehen müssen. Oft erwähnt wird Alexander von Humboldts Erzählung von dem Aturenpapagei, der die letzte Familie der Aturen überlebte und den die Indianer nicht verstanden, weil, wie sie sagten, der Papagei die Sprache dieses untergegangenen Indianerstammes spreche. Im Jahre 1497 soll bei Kaiserslautern ein Hecht gefangen worden sein, der nach Angabe einer Inschrift auf einem an dem Kiemendeckel des Fisches befestigten Ring von Kaiser Friedrich II. am 5. Oktober 1230 in den Teich geworfen worden sei. 1772 wurde am Kap der Guten Hoffnung ein Falke gefangen, der ein Halsband mit der Aufschrift „Jakob, 1610" trug. Willughby und Bacon berichten, daß Raben in der Gefangenschaft über 100 Jahre ausgedauert haben. Aldrovandi gibt an, daß Schwäne 300 Jahre alt werden. Eiderenten erreichen nach isländischen Berichten ein Alter von über 100 Jahren.

Wirklich verläßliche Angaben über die Lebensdauer verschiedener Tiere haben wir neueren Berichten aus den Zoologischen Gärten zu danken. So lebte in der Schönbrunner Menagerie ein Fahlgeier 117, ein Aasgeier 101, ein Steinadler 80 Jahre. Am 8. Juli 1863 kam das Elefantenweibchen „Lilly" als etwa dreijähriges, 1,35 m hohes Tier in den Dresdener Tiergarten und war im Jahre 1913 die einzige Überlebende von all den Tieren, die zur Zeit ihres Eintrittes in den Tierbestand des Gartens vorhanden waren. Als halbmeterlanges Tier gelangte 1840 ein Hechtkaiman an die Menagerie des kaiserlichen Hof-Naturalienkabinetts in

Wien und von da 1849 in die Menagerie von Schönbrunn, wo er noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu sehen war. Der 1876 in den Londoner Tiergarten gelangte Alligator „Dick" lebte dort noch im Jahre 1908. Der im Garten von St. Jaimes eingegangene Schwan, der der Londoner Bevölkerung als der „Old Jack" bekannt war, ist nachweislich 72 Jahre alt geworden. Souzier schätzte im Jahre 1895 die seit 1810 im Hofe der Artilleriekaserne von Mauritius befindliche, 157 cm lange und 484 Pfund schwere Elefantenschildkröte auf 200 Jahre. Eine im Besitze des Lord Rothschild befindliche, vor einigen Jahren mit 194 cm Länge und 583 Pfund Schwere angegebene Riesenschildkröte, die täglich 17—18 Pfund Kohl verspeist, wird noch älter eingeschätzt. Als die „Valdivia" der der wissenschaftlichen Führung Prof. Dr. Chuns unterstellten deutschen Tiefsee-Expedition im Jahre 1898 auch nach den Seychellen kam, fanden die Zoologen der Expedition riesige Landschildkröten vor, die auf den Farmen der Bewohner gehalten wurden. Mister Harald Baty, der Besitzer der Insel Felicité, ließ eine der größten von einem der Insel vorgelagerten Riff herabholen und machte sie den Deutschen zum Geschenk. Diese Schildkröte war vor mehr als hundert Jahren von Aldabra auf die Insel gebracht worden, und schon der Großvater eines bejahrten, auf der Insel ansässigen Negers hatte dieses Tier gekannt. Sehr alt müssen meiner Meinung nach die riesigen Orangmännchen, wie man solche erst in neuerer Zeit nach Europa bringen konnte, werden. Man weiß durch die Forschungen Selenkas, daß beim Orangmännchen die Zähne bis ins hohe Alter weiterwachsen, daß die immer länger und dicker werdenden Wurzeln immer geräumigere Höhlen und die gleichfalls immer größer werdenden Kronen den nötigen Raum zwischen den Zähnen des Gegenkiefers brauchen. Es müssen daher für diese stetig weiterwachsenden Zähne die Schädelknochen gleichfalls eine fortwährende Umbildung erleiden, die Kieferknochen müssen nach allen drei Dimensionen weiterwachsen, die Kau- und Nackenmuskeln müssen sich verstärken, für diese massigeren Muskeln wieder der Anheftung wegen die betreffenden Schädelteile sich ausweiten. Diese Umformungen des Orangschädels dauern an, solange die Eckzähne wachsen. Der Zug und Druck der Muskeln und die Verbreiterung der Muskelansätze erzeugen dann die häßlichen Leisten, Kämme und Höcker, welche den Schädel alter Orangmännchen so entstellen, ihren Gesichtsausdruck so scheußlich wild erscheinen lassen. Wie viele Jahre mögen da vergehen, bis das possierliche Orangjunge zu der wilden alten Bestie geworden ist!

Die Lebensdauer der Insekten gilt gemeinhin als eine ganz kurze. Wenn es aber auch richtig ist, daß von den Milliarden Fliegen, Wespen, Faltern und anderen Kerfen, wie sie während der schönen Jahreszeit unsere Fluren beleben, nur ein winziger Bruchteil den Winter sieht und überlebt, so gibt es doch auch längerlebige Insekten. Schon wenn man immer wieder die Eintagsfliege als lebhaftes Beispiel für die Kurzlebigkeit eines Wesens nennen hört, stimmt das nicht ganz, greift man da zu nieder oder zu hoch, je nachdem man das ganze Leben dieses Insekts im Sinne hat oder nur an das fertige Insekt denkt. Das Leben einer ausgebildeten Eintagsfliege von dem Momente an, da sie das Wasser verlassen und unter nochmaliger Häutung zum geflügelten Insekt geworden ist, währt nur wenige Abendstunden, bei weitem nicht einen ganzen Tag. Warum aber soll denn ihr Kindesalter, ihr Larvenleben, bei der Bemessung der Lebensdauer außer Rechnung bleiben? Rechnen wir die von der Eintagsfliege als Larve im Schlamme der Gewässer verbrachte Lebenszeit mit, dann währt das Leben der Eintagsfliege drei Jahre. Und so dauert auch die Flugzeit des Maikäfers nur ganz kurze Zeit, während sein Larvenleben drei oder vier Jahre dauert. Ja wir kennen eine amerikanische Zikade, deren Leben siebzehn Jahre andauert. Wenn das Weibchen mit seiner dolchartigen Legeröhre zarte Baumtriebe angestochen und in deren Gewebe die etwa zehn Eier abgelegt hat, schlüpft nach zwei Monaten aus solch einem Ei eine kleine Larve aus, welche sich vom Baum zur Erde herabfallen läßt, sich durch den lockeren Boden zu den Baumwurzeln durchbohrt und hier nun vom Saft der Wurzeln siebzehn Jahre unter der Erde lebt, sich während dieser Zeit fünfmal häutet, um dann nach der letzten Häutung als fertiges Tier den Boden zu verlassen.

Solcher Lang- oder Kurzlebigkeit höherer Lebewesen gegenüber spricht man von Unsterblichkeit niederer einzelliger Organismen. Wir kennen als älteste Form der geschlechtlichen Vermehrung die Amphimixis, bei welcher sich zwei alternde Individuen vorübergehend miteinander vereinigen, in solcher Zellverschmelzung die Kernstoffe austauschen und die nun verjüngten Zellen sich wieder voneinander trennen. Beim Pantoffeltierchen unserer stehenden Gewässer, einem Wimperinfusorium, tritt solche Verjüngung periodisch immer wieder ein; man sieht nach einer Reihe von Vermehrungsteilungen ersichtlich gealterte Individuen eine Neugestaltung ihres Kernapparates durchführen. Indem es so immer wieder zu einer Verjüngung des Individuums aus sich selbst heraus kommt, was man Endomixis genannt hat, zeigt sich das Individuum selbst unsterblich und gehen lediglich Teile desselben zugrunde.

Es erscheint jedenfalls als eine Grundfähigkeit der lebenden, zelligen Substanz, einerseits zu wachsen, andererseits zu altern. Wie sich nach einer Reihe von Vermehrungsteilungen die Zelle des Pantoffeltierchens für weitere Zellteilung, Wachstum und Vermehrung unfähig zeigt, also vor ihrer neuerlichen Verjüngung alle Anzeichen des Alterns aufweist, treten solche Alterserscheinungen auch bei den Geweben vielzelliger, höherer Lebewesen auf. Mangelnde Verjüngung infolge Nachlassens der Zellerneuerung ist auch bei uns eine wesentliche Erscheinung des Alterns. Die Alterssklerose bleibt keinem unserer Organe erspart. Glücklich, wem ein harmonisches Altern gegönnt ist, wer bis in sein hohes Alter im Besitze seiner geistigen und körperlichen Kräfte bleibt. Nur zu oft kommt es zum disharmonischen Altern, indem ein Organ aus der normalen Reihenfolge ausbricht und vorzeitig altert. Ist dieses übermäßig abgenützte, frühzeitig gealterte Organ ein lebenswichtiges, dann wird der Tod von diesem Organe aus einsetzen und dieses die jugendlicher gebliebenen Organe in seinen Untergang hineinziehen. Den wirklich natürlichen Tod bekommen wir auch beim harmonischen Altern selten zu sehen. Es sterben viele Menschen an „Altersschwäche". Aber meist stellt sich beim Herannahen des Todes irgend eine zwischenlaufende Krankheit ein, und so erscheint das Bild des wirklichen Alterstodes getrübt. Wie es aber wohl auch bei uns zu solchem natürlichen Absterben kommen mag, lehrt uns die vergleichende Forschung. Man hat bei Stabheuschrecken, bei Röhrenwürmern den Verlauf des natürlichen Sterbens verfolgt und gefunden, daß verschiedene Teile des Zentralnervensystems verschieden rasch zu spontaner Auflösung gelangen, daß mit solchem Zerfall jene Organe den Anfang machen, welche die Blutversorgung und Nervenleitung der Bauchhöhlen- und Atmungsorgane beherrschen, daß bei solchen senilen Individuen, die ihr Altern schon durch das Nachlassen der Beweglichkeit und Erregbarkeit verraten, der Tod vom Bauchteil auf den Brustteil übergreift.

Wie nun stirbt die Pflanze? Auch bei der Pflanze äußert sich das Leben vor allem im Stoffwechselprozeß; das Sterben wäre also ein Aufhören der Stoffwechselvorgänge. Während die einzellige Pflanze in einem gewissen Sinne unsterblich ist, ist der vielzellige Organismus mit Ausnahme der Keimzellen dem Tode verfallen. Und doch haben manche Forscher den Baumriesen, welche viele Hunderte von Jahren leben, potentielle Unsterblichkeit nachgesagt. Sie könnten ein unbegrenztes Alter erreichen, nie eines natürlichen Todes sterben, erliegen nur schädlichen Einflüssen. Sie erreichen ein so hohes Alter, weil in ihnen immer Herde bildsamen Gewebes vorhanden sind. Und die Herde von Kambium, welches das Dickenwachstum von Stamm und Wurzel besorgt, haben die Fähigkeit, jene Teile des Pflanzenkörpers, deren Lebensdauer eine eng begrenzte, ziemlich kurze ist, durch neue zu ersetzen. So würde z. B. ein 4000jähriger Mammutbaum ein Skelett vorstellen, welches aus Tausende Jahre alten Formelementen aufgebaut wäre, aber von einem Gewebsmantel bedeckt ist, in welchem Leben herrscht. Dadurch daß mit dem Alter der Bäume die toten Elemente an Menge immer mehr zunehmen, wird der Gesamtorganismus gefährdet, es stellt sich Kernfäule ein, die mechanische Festigkeit des immer mächtiger gewordenen Stammes leidet, er fällt dann plötzlich einem Sturme zum Opfer. Infolge von allmählich sich geltend machenden Ernährungsstörungen

sterben an dem Baumgreise einzelne Äste ab, die Krone lichtet sich, der Baum altert immer ersichtlicher, weil die Triebspitzen unterernährt bleiben.

Es ist in vielen Gegenden Deutschlands zum völligen Absterben der Pyramidenpappeln gekommen. Sie stammen alle von einem einzigen männlichen Exemplare, von dem sie durch Stecklinge weiter vermehrt worden sind. Jetzt ist die Stammpflanze in ihr Greisenalter eingetreten und sind auch die Abkömmlinge dem Schicksale des Alterns und Vergehens anheimgefallen. Auch unsere gleichfalls immer ungeschlechtlich vermehrten Kulturpflanzen sind scheinbar verjüngte Greise ohne echte innere Lebenskraft, daher für verschiedene Krankheiten vordisponiert, fallen leicht tierischen und pflanzlichen Schmarotzern zum Opfer. So erkranken und sterben verschiedene alte Apfelsorten ab, sind die nur einmal aus Samen gezogenen La France-Rosen plötzlich überall abgestorben, kränkeln die Kartoffeln so leicht, leidet der Weinstock so vielfach unter Parasiten.

Verschiedenen pflanzlichen Formenkreisen fehlt also der natürliche Tod, während es wieder Pflanzen von bestimmter Lebensdauer, meist eng begrenzt, gibt. Wir haben beim Getreide kurzlebige Sommerformen und langlebige Winterformen. Man sucht die Ursache des natürlichen Todes der einmal blühenden und überhaupt der einjährigen Pflanzen in der Erschöpfung durch die große Samenproduktion. Man kann den Tod einjähriger Pflanzen hinausschieben, beziehungsweise früher eintreten lassen, indem man sie an der Samenerzeugung hindert oder das Blühen und Fruchten früher herbeiführt. Schneidet man bei der krautigen Reseda die verwelkenden Blüten ab, so bekommt man eine langlebige, holzige Reseda. Die 100jährige Aloe kommt in ihrer mexikanischen Heimat in 5—10 Jahren zur Blüte und stirbt dann ab; bei uns blüht sie oft erst nach 60 Jahren. Solche Lebensverlängerung hat man bei verschiedenen Pflanzen durchgeführt. Pflanzt man Kartoffeln aufrecht bis zur halben Höhe in den Boden, so entwickeln sich aus der unteren Hälfte beblätterte Triebe, die alte Knolle lebt weiter, ihre Lebensdauer wurde so verlängert, während sie doch sonst eine fest beschränkte Lebensdauer hat und nach Abgabe ihrer Reservestoffe abstirbt.

Bekanntlich zeigt sich das Reifwerden der Gräser durch ihr Gelbwerden an. Nicht zur Samenbildung gelangende Gräser behalten ihr Grün viel länger. Es sammelt sich nämlich im Verlauf der Entwicklung in den Ährchen Magnesiumoxyd auf Kosten des Gehaltes der Blätter und Halme an. Das Magnesium wird den Chlorophyllkörnern entzogen und dadurch kommt es zur Zerstörung des Farbstoffes, zum Vergilben der Blätter. Es liegt da der Gedanke nahe, den Gräsern die Stoffe, an denen sie bei der Samenbildung verarmen, zu ersetzen, so daß die Erschöpfung nicht eintreten, die Lebenstätigkeit wieder aufgenommen würde. Vielleicht bringen wir es auf diesem Wege bei unseren Getreidegräsern zum zweiten Schnitt.

Metschnikoff, der bekannte russische Physiologe, der sich viele Jahre am Pasteur-Institut in Paris den Studien über das Problem des natürlichen Todes widmete, vertritt die Ansicht, daß die Pflanzen und ihre Teile nicht an Erschöpfung, sondern durch Vergiftung mit ihren eigenen Stoffwechselprodukten sterben. So tötet sich die Hefe durch den von ihr erzeugten Alkohol, so begehen die Milchsäurebakterien Selbstmord, indem sie den Säuregehalt ihrer Nährflüssigkeit erhöhen.

Ein wichtiges Anzeichen für das Altern der Pflanze ist die Verminderung der Wachstumsgeschwindigkeit. Mit dem Älter- oder Altwerden der Pflanze hört manche andere Lebenstätigkeit ganz auf oder nimmt doch merklich ab. Die Assimilationsfähigkeit junger Pflanzen ist größer als die älterer Individuen. Es nimmt mit dem Alter auch die Reaktionsfähigkeit gegen äußere Reize ab. Und eine typische Alterserscheinung an der Pflanze ist das Vergilben der Blätter. Alte Blätter haben nur mehr eine kleine Assimilationsenergie, sie erzeugen daher nur wenig Kohlehydrate, es bewirkt mithin das Altern eine Schwächung des Organs, also eine Verringerung der Stärkeproduktion, es kommt zum Abbau des Eiweißes, dadurch zur Beschleu-

nigung des Vergilbens. Dieses Symptom des Alterns kann aber durch bessere Ernährung lange hinausgeschoben werden.

Und nun wollen wir betrachten, wie sich die moderne Kolloidchemie mit dem Todesproblem abfindet. „Kolloid“ oder richtiger „Dispersoid“ sind heute vielgenannte Begriffe. Man bezeichnet so den stark zerstreuten Zustand der Materie. Die Kolloide kennzeichnen sich in ihrem weitgehenden Verteilungszustande durch ihre ungeheuer große Oberfläche, wodurch sie imstande sind, eine große Menge anderer Substanzen zu absorbieren. Sie sind sehr unbeständig, treten bald zu größeren Teilchen zusammen, bald zerstreuen sie sich wieder zu kleineren Teilchen. So erscheint auch der stetigen Veränderungen unterworfene Lebensprozeß an den kolloiden Zustand geknüpft. Eine weitere wesentliche Eigenschaft der Kolloide ist ihre Quellbarkeit. Und auch jedes Organ weist eine bestimmte normale Quellung auf. Das Protoplasma des Tieres zeigt einen bestimmten Quellungszustand, bei der gesunden Pflanze finden wir einen bestimmten Turgor. Wird dieser Quellungszustand in unnatürlicher Weise geändert, so führt dies zur Krankheit, zum Tode. Der ganze Tier- und Pflanzenkörper in seinen Zellen und ihrem Inhalte erscheint aus Kolloiden aufgebaut. In erster Linie ist das Eiweiß ein Kolloid, das Blutserum, die Pflanzensäfte sind kolloide Lösungen. Aber Kristalloide und Kolloide stehen nicht in unüberbrückbarem Gegensatze. Es kommt in der Natur zu Übergängen aus dem einen Zustande in den anderen.

Dem Kolloidchemiker ist das Sterben der anorganischen Natur ein Verwittern, das Verwittern gleich Kolloidbildung. Der Felsen stirbt, d. h. das Gestein geht in den kolloiden Zustand über. Das Verwittern ist also eine greisenhafte Erscheinung, der wir überall dort begegnen, wo die Gesteine an den Grenzflächen der Erdkruste unter dem Einfluß der Luft und des Wassers stehen. Den Hauptteil der Erdkruste bilden die Kristalloide; nur an der äußersten Oberfläche finden sich, auf eine schmale Schichte beschränkt, die Kolloide. In diesem Grenzgebiet fließt das Lebende mit dem Leblosen zusammen. Auf den durch Verwitterung aus dem kristalloiden Gestein entstandenen Kolloiden fußt das Leben der Pflanze, das Leben des Tieres, unser Leben. Auf dem Totenacker treffen im Boden die organischen Kolloide mit den aus dem kristalloiden Fels entstandenen Kolloiden zusammen. Im Verlauf der Jahrtausende werden die Kolloide wieder von anderen Ablagerungen überdeckt und werden, im Schoß der Erde eingebettet, wieder zu Kristallen, zum Fels. So schließt sich der Ring im ewigen Wechsel, denn im unvergänglichen All gibt es kein Sterben, eben die Kolloide lehren uns an die Unvergänglichkeit glauben.

Beim Sterben der Pflanzen liegen die Verhältnisse genau umgekehrt. Infolge Herabsetzung der kolloiden Funktionen tritt der Tod der Pflanze ein, da ja das Pflanzenleben gerade auf dem kolloiden Zustand beruht. Lebhaft tritt uns da vor Augen, wie zweckmäßig die Natur arbeitet. Die Verfallsprodukte des Mineralreiches, die Gele, bilden die Grundlage zum Aufbau des Pflanzenreiches, nur auf geligem Boden kommt die Pflanzenwelt zur Entwicklung. Der bei der Assimilation ausgeschiedene Sauerstoff dient wieder der Atmung, Verbrennung, also der Erwärmung des Tier- und Menschenkörpers. Das bei der Tieratmung ausgeschiedene Kohlendioxyd liefert der Pflanze im Wege der Zerlegung unter Mithilfe des Sonnenlichtes den Kohlenstoff. So erscheinen die Abbauprodukte des einen Reiches als Aufbauprodukte des anderen.

Metschnikoff führt, wie schon oben angedeutet, das Altern einzelner Organe und des ganzen Organismus auf die Wirkung von Giften zurück. Im Tierkörper entstehen sie durch schädliche Bazillen, die im Dickdarm erzeugt werden. Man könnte daher durch Beseitigung dieser Gifte, ohne zu altern, ohne etwas von seiner jugendlichen Kraft und seinem Aussehen zu verlieren, bis an die äußerste Grenze der Daseinsmöglichkeit am Leben bleiben. Metschnikoff meint auch im Glykobakter, einem von ihm in der Darmflora des Hundes vorgefundenen und reingezüchteten Bazillus, ein Mittel ge-

funden zu haben, durch welches die die Giftstoffe erzeugenden Bakterien verdrängt werden können. Wie die weißen Blutkörperchen gegen das kolloide Gift, das der kolloide Bazillus erzeugt, zum Schutze des Organismus in Kampf treten müssen, sind fast alle Reaktionen im Organismus Reaktionen zwischen Kolloiden.

Alle Organismen müssen Kolloide sein, denn nur der kolloide Zustand kann so veränderliche, so plastische Formen schaffen und dabei doch imstande sein, diese Formen unveränderlich zu wahren. Der Menge nach ist der wichtigste Stoff für den Organismus das Wasser; Kolloid und Wasser sind im Organismus eins; ein wasserfreier Organismus ist leblos. Nur im kolloiden System scheint uns solche innige und veränderbare Beziehung mit dem Wasser möglich. Schon die ersten Entwicklungsphasen des Lebens zeigen starke Quellungsvorgänge, die bald den Höhepunkt erreichen und dann in Entquellung übergehen, die bis zum Tode wächst.

Das natürliche Sterben ist so eine Zurückentwicklung der Kolloide, was eine typische Eigenschaft der Kolloide ist, im Unterschiede von den Kristalloiden, welche ihre physikalischen Eigenschaften bewahren. Was im gewöhnlichen Leben „Altern" heißt, ist also ein Sichzurückentwickeln der Kolloide. „Im Gegensatz zu den Kristalloiden", sagt Rudolf Ditmar, „ist jedes Kolloid ein Individuum für sich. Besonders ungünstig auf die Stabilität einer kolloidalen Lösung wirkt die Ungleichheit der Teilchen oder besser gesagt der spezifischen Oberfläche. Das Altern ist bisher vornehmlich als rein biologisches Phänomen aufgefaßt worden. Wir müssen aber die Organe unterscheiden in solche, welche sich stets erneuern, und in solche, welche eine längere Beständigkeit haben. An den letzteren können wir die typischen Veränderungen der Kolloide erwarten, wie wir sie bei den Alterserscheinungen derselben beobachten."

Aber wie selten erleben es die Organe, sich in der angegebenen Weise, die man als greisenhafte bezeichnet und die in der kolloidalen Natur des tierischen Organismus begründet ist, zu verändern. Wie wenige Menschen, kaum einer von Hunderttausenden, sterben eines natürlichen Todes. Die Statistik sagt uns, daß in historischer Zeit sieben Milliarden Menschen auf den Schlachtfeldern ihren Tod gefunden haben. Ein Siebentel der Menschen werden von der Tuberkulose hingerafft. Millionen fallen Überschwemmungen, Erdbeben, der Hungersnot, Raubtieren, Giftschlangen zum Opfer.

Es gehen ja ernstgemeinte Bestrebungen dahin, das Sterben durch Unfall, Krieg, Krankheit verschwinden zu machen, ja auch den natürlichen Tod durch das Alter zu beseitigen. Solchen Utopien gegenüber müssen wir nach dem Ausgeführten wohl daran festhalten, daß das Altern eine Naturnotwendigkeit ist. Wie immer sie gestaltet sein mag, strebt die lebende Substanz einem natürlichen Ende zu. „Der Mensch", sagt Rößle, „altert schon vor der Geburt; Verjüngungen kommen nur im Märchen vor. Gesund sein ist alles; der Tod durch Alter ist der schönste Tod; er ist der einzig natürliche."

Dr. Friedrich Knauer

Hindenburg, der Mensch

„Aus meinem Leben"

Nicht immer vereinigt die Natur gewaltige Gaben für die Wirksamkeit auf einem besonderen Gebiete mit menschlicher Größe schlechthin. Napoleon war ein Genie der Mathematik, der Strategie, des Willens und der einseitigen Menschenkenntnis. Als Mensch war er begrenzt, verbildet und anfechtbar. Oder Moltke: ein gedankenreicher Könner, ein in sich ruhender Charakter; aber letzten Endes doch ein „Spezialist" und ein in mancher Beziehung schwer genießbarer Mensch. Bei Hindenburg wird die immer gerechtere Nachwelt die Größe des Feldmarschalls, des Soldaten der des Menschen ebenbürtig finden.

Ja es ist zweifelhaft, ob die stillere aber dauerndere Wirkung seines Wesens nicht weniger in seinen militärischen Fähigkeiten als in der wundervollen großen und tiefen Geschlossenheit seiner Seele, seines ganzen Wesens gefunden werden wird.

An Taten, Gedanken, Entschlüssen, Verantwortung und Erleben hat Hindenburg in den fünf Weltkriegsjahren eine Leistung aufgetürmt, wie sie in der Geschichte einem Siebzigjährigen kaum je überwiesen wurde. Ungeheurer aber noch ist, was dieser Greis nach dem Zusammenbruch an Aufopferung für sein Volk über sich gewann. Noch ist sein Beispiel besudelt von dem ätzenden Gift der durch das Unglück entfesselten niedrigen Leidenschaften. Aber edelste menschliche Größe ist wie die Sonne: sie zerstäubt schließlich die schwärzesten Wolkenmassen und vollendet majestätisch den ihr im All gewiesenen Weg zur strahlenden Höhe, aus der herab sie Hassende und Liebende gleichermaßen bezwingt. So gehen seit Jahr und Tag schon von dem stillen Ruhesitz in Hannover, in dem der Feldmarschall von Hindenburg seine Tage beschließt, unsichtbare Wellen des Trostes, der Hoffnung, der Läuterung aus bis in die fernsten Winkel deutschen Lebens. Es ist der Geist Paul von Hindenburgs und nicht der der Frau Zietz, Emil Barths oder des Rechtsanwalts Blunck, der siegen muß, wenn je für Deutschland wieder Größe, Würde und Glück am weltgeschichtlichen Horizont emporbämmern soll.

Was ist es um diesen Geist? Wir haben jetzt sein Zeugnis vor uns liegen in der Selbstbiographie des Feldmarschalls „Aus meinem Leben" (Verlag von S. Hirzel in Leipzig). Aus der Flut der „Memoiren", der schwarzweißen, der schwarzweißroten, der rosaen und der blutroten erhebt sich dieses Buch in die klare Luft einer reinen Menschlichkeit. Es kann, mit vorurteilsfreiem, willigem Herzen gelesen, Verzagende aufrichten, Hassende demütig machen, Zornige aus der Verneinung in die Bejahung zurückführen. Ein erstaunlich einfaches Buch! Wie? Hat dieser Mensch nicht fünf Jahre lang Weltgeschichte in ungeheuerem Stile gemacht? Hat er nicht von Lötzen, von Pleß, von Kreuznach oder von Charleville aus seinen Willen, seine Gedanken über drei Erdteile geschickt? Marschierten nicht in Polen, in Syrien, in Nordfrankreich, in den Alpen, in Rußland und auf dem Balkan Hunderttausende nach den Kartenrissen seiner zehn Kriegsschauplätze zusammendenkenden Gedanken? Zählten nicht die Völker, deren Führer und Mächtige die Zimmer seines Hauptquartiers betraten, nach Dutzenden? Klang sein Name, noch 1914 seinem eigenen Volke fast unbekannt, nicht 1915 schon von den Küsten des pazifischen Ozeans bis tief hinein in die Hochebenen Asiens? Und antwortete der gewaltigen Sprache seiner Taten nicht bald ein schriller Lärm in der Presse der Welt, in dem Vergötterung und besinnungslose Beschimpfung sich ineinanderkrallten? Und nun ein Buch, in dem nichts „enthüllt" wird, in dem weder Lorbeerkränze von unwürdigen Häuptern gerissen noch Trauerweiden gepflanzt werden; in dem weder die von Erregung bebende Stimme eines tief Verletzten noch die flammende Verteidigung eines vom Schicksale Überwundenen zu vernehmen ist?

In dem vielmehr ein großer Mensch menschlich groß von sich und seinem Werke spricht. Alles Persönliche wird schlicht berichtet. Die Familiengeschichte derer von Beneckendorff und Hindenburg, das Bild des Vaters, eines Offiziers und Landedelmanns, und das der Mutter in ganz zarten, ganz unaufdringlichen Strichen gezeichnet. Die eigene Entwicklung karg, doch in wenigen Kernworten klar geschildert. Der Kadett dankt dem harten Geist Yorkscher Zucht; der Schüler gesteht, daß er nie ein Musterknabe gewesen sei. Der Mann bekennt sich, an mehreren Stellen, zur Treue, zur Wahrheit und zur Pflicht als den Hauptgrundpfeilern seiner Weltanschauung. Das sind nun freilich Begriffe, die nach dem selbstgewollten und selbstbetriebenen Zusammenbruch von den neuen Machthabern des Reiches in der Masse verramscht worden sind. Umspült von den trüben Wassern der nachrevolutionären Zeitungskatzbalgerei (Grundton: „Ich schiebe — du schiebst — er schiebt — wir schieben — ihr schiebt — sie schieben!") stehen da in einsamer Größe in dem Abschnitt „Innere Politik" die Sätze: „Ein kraftvoll in sich ge-

schlossener Staat im Sinne Bismarcks war die Welt, in der ich mich in Gedanken am liebsten bewegte. Zucht und Arbeit innerhalb des Vaterlandes standen für mich höher als kosmopolitische Phantasien. Auch erkannte ich kein Recht für einen Staatsbürger an, dem nicht eine gleichwertige Pflicht gegenüberzustellen wäre." Es ist die hellseherische Sicherheit des Menschen, dessen Größe aus wuchtig gequaderter Einfachheit erwächst, daß er nicht der weltwendigen sogenannten Klugheit, ja oft nicht einmal der oft und schmählich mißbrauchten „Sachkenntnis" bedarf, um reinliche und für sein Volk nützliche Erkenntnisse zu fassen. Dafür ist lehrreich, was der Nichtpolitiker Hindenburg über die dann so verkehrt angefaßte polnische Frage dachte, und was er in verschiedenen kritischen Zeitpunkten des Weltkrieges von den inneren Verhältnissen der Feinde und der Bundesgenossen richtiger erkannte als die „Politiker". Die Politik Hindenburgs war: Wille zum Sieg, Opferwilligkeit, Pflichtgefühl, Nationalbewußtsein. Hätten wir als geschlossenes Volk uns diese Vier bewahrt, so hätten die Fachpolitiker, selbst die geistig unzulänglichen, die dem deutschen Volk gemeinhin beschert sind, dem Weltringen wohl ein anderes Ergebnis abgewinnen können. Unsäglich aber bleibt die Schande, daß Volksgenossen diesen militärischen Führer durch Beschimpfungen wie „Massenschlächter" in den Kot ihrer Selbstsuchtskämpfe herabziehen konnten. Diesen Mann, der mit jedem Soldaten mitfühlte; der jedem persönlichen Ehrgeiz weltenfern war; der seiner Überzeugung so treu bleibt wie seinen Freunden; der im Versagen aller die eigene Seelenmarter niederkämpft und weiterarbeitet; der als besiegter Unbesiegter die schmutzige Straße vom Frontzusammenbruch bis zur Demütigung von Versailles stumm und aufrechten Hauptes zog.

Den Hauptteil des Buches füllt die Darstellung der märchenhaften Tatgeschichte, deren Leiter Hindenburg von Tannenberg bis zur endgültigen Niederlage war. Eine klassische Darstellung, denn auch bei Hindenburg ist der Stil wie der Mensch. Ein demokratisches Gemüt brach, als er die ersten Aushängebogen der Biographie des Feldmarschalls gelesen hatte, in meiner Gegenwart in den Ruf höchsten Erstaunens aus: „Das ist ja glänzend geschrieben!" Worauf ein anderer seinen „Witz", der in bestimmten Kreisen niedriger Bosheit stets zum Verwechseln ähnlich sieht, die Zügel schießen ließ und fragte: „Preisfrage: wer hat Hindenburgs Buch geschrieben?" Derartiges wird niemanden wundernehmen, der sich erinnert, mit welchen Mitteln Verständnislosigkeit und Gemeinheit bereits im Kriege die Verehrung Hindenburgs im deutschen Volke bekämpften. Eine Zeitlang konnte man in gewissen Berliner Kreisen hören Hindenburg sei fast bis zur Grenze der Trottelhaftigkeit dumm — Ludendorff mache ja alles. Was nicht hinderte, daß man dann später auch Ludendorff als sanft verblödet und tierisch verkommen verleumdete.

Nun möge, wer noch Augen hat zu sehen, sich davon überzeugen, mit welchem künstlerischen Gleichmaß man, ohne ein „Schriftsteller" zu sein, groß und schlicht deutsch schreibt, wenn man groß und schlicht deutsch ist.

Die letzten Seiten des Buches, überschrieben „Dem Ende entgegen" und „Mein Abschied", sind erschütternd in ihrer lärmlosen, doch furchtbaren Anklage gegen die inneren Zerstörer wie in der Ungebrochenheit des männlichen Glaubens an einen neuen Aufstieg. Ich will die letzten Worte hierher setzen: „Ist erst der nationale Gedanke, das nationale Bewußtsein wieder erstanden, dann werden für uns aus dem großen Kriege, auf den kein Volk mit berechtigterem Stolze und reinerem Gewissen zurückblicken kann als das unsere, solange es treu war, sowie auch aus dem bitteren Ernst der jetzigen Tage sittlich wertvolle Früchte reif."

Karlernst Knatz



Die Illusion von der gebesserten Menschheit

Zurück zur Wirklichkeit! — das ist in der Nußschale die Forderung, die General der Infanterie a. D. Dr. h. c. Freiherr v. Freytag-Loringhoven im roten „Tag" („Ein Grundirrtum unserer Zeit") erhebt und begründet. Aller gute Wille, alle trefflichen Vorschläge können uns aus unserer Not nicht helfen, wenn wir nicht bis zum letzten Grunde vordringen, der sie verschuldet hat: zum Menschen selbst mit seiner Natur, wie sie nun einmal gegeben ist.

„Die klare Einsicht in die Kultur des Menschen hat unseren regierenden Kreisen und zum weit überwiegenden Teil auch den politischen Parteien gefehlt, und zwar lange bevor die Revolution zum Ausbruch kam. Wir haben diese mangelnde Erkenntnis als einen Grundirrtum unserer Zeit vom ausgehenden 18. Jahrhundert übernommen. Seitdem setzte sich der Gedanke einer fortgesetzten Aufwärtsbewegung der Menschheit, die es so herrlich weit gebracht hatte, fest. Der ungeheure Fortschritt, den die Naturwissenschaften und die Technik im 19. Jahrhundert nahmen, trug das seinige dazu bei, diesen Glauben zu festigen. Auf diese Weise trat eine Verwechslung von Zivilisation und Kultur ein. Wir merkten nicht, daß wir mit der wachsenden Ausbreitung der Zivilisation zugleich innerlich immer ärmer wurden.

Schon Ranke hat in den Vorträgen, die er 1854 dem Könige Maximilian II. von Bayern hielt, den unbedingten Fortschritt der Menschheit bestritten. Von seinem universalgeschichtlichen Standpunkt aus sieht er in jeder Epoche der Menschheit eine bestimmte große Tendenz sich äußern, nicht jedoch so, daß jede Generation die vorhergehende vollkommen übertreffe. Nur das Individuum in seinem endlichen Dasein vermag nach ihm sich zu einer höheren moralischen Stufe zu erheben, nicht aber die Menschheit als solche in ihrem unendlichen Dasein. Diese Erkenntnis bringt Ranke nicht dahin, das Aufwärtsstreben der Menschheit gering zu schätzen, er führt nur die Dinge auf ihren wahren Wert zurück. In seinen Universitätsvorlesungen hat er sich Alfred Dove zufolge dahin ausgesprochen, daß für den Historiker ein hoher Reiz darin liege, ‚diese vielgestaltigen Geschöpfe zu betrachten, aus welchen wir selber sind, zu diesem Wesen Neigung zu schöpfen, das immer das alte und immer wieder ein anderes, das so gut und so bös, so edelgeistig und so tierisch, so gebildet und so roh, so sehr auf das Ewige gerichtet und dem Augenblick unterworfen ist.' Die Menschheit, wie sie sich in den letztvergangenen Jahren gezeigt hat, ist mit diesen Worten klar umschrieben. Wie Ranke verkennt auch Treitschke nicht, daß freie, sittliche Mächte in der Geschichte wirken, daß die Menschheit emporstrebt, aber er sagt doch in der Einleitung zu seiner Politik, daß nichts wahrer sei als die biblische Lehre von der radikalen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts, die durch keine auch noch so hohe Kultur überwunden werden könne.

Hindenburg hat nur allzu recht, wenn er in seinen Lebenserinnerungen das deutsche Volk vor wesensfremder Doktrinwut warnt. Sie ist der Urgrund unseres Elends. Ihr entsprang der verfehlte Glaube, daß alles umgebildet werden müsse, daß wir dadurch mildere Bedingungen von unseren Feinden erlangen würden, ihr das blinde Vertrauen auf Wilson und die völlige Wehrlosmachung Deutschlands, zu der wir nicht verpflichtet waren. Den Männern, die seit der Parlamentarisierung unseres Staatslebens im Herbst 1918 die Zügel der Regierung führten, und erst recht ihren Nachfolgern vom 9. November fehlte völlig der dem Staatsmann nun einmal unentbehrliche Grad von Menschenverachtung, die keineswegs gleichbedeutend ist mit kaltem Skeptizismus, wie Friedrich der Große und Bismarck bewiesen haben. Sie ist im Grunde nichts anderes als auf gesundem Wirklichkeitssinn gegründete Menschenkenntnis und daher mit richtig verstandener Menschenliebe sehr wohl vereinbar. Sind doch Leben und Lehren des Begründers der Religion der Liebe, des Erlösers, von tiefer Tragik durchzogen auf Grund seiner Kenntnis der menschlichen Schwächen.

Wir sind infolge falscher Bewertung der menschlichen Natur auf eine völlig schiefe Bahn geraten, die mit vernunftmäßigen sozialen Bestrebungen, mit Hebung der handarbeitenden Klassen nichts zu tun, wohl aber dahin geführt hat, daß jede Staatsautorität dahin ist. Die Menschheit aber bedarf ihrer, sie muß gezügelt werden. Es war nicht Zufall, sondern Notwendigkeit, daß sich nach dem Dreißigjährigen Kriege die absolute Monarchie durchsetzte und diese Zügelung übernahm. Niemand will und kann zu ihr zurückkehren. Jede Zeit erfordert andere Mittel. Die Zukunft der deutschen Menschheit aber hängt davon ab, daß sie aus sich heraus freiheitliche Einrichtungen schafft, die ihr zugleich die unentbehrliche staatliche Autorität und Zucht zurückbringen, wie sie ihr einst die absolute Fürstenmacht gegeben hat. Daß wir Zuchtmittel brauchen, ist unbestreitbar. Die Verwilderung der Sitten und Menschen, der Tiefstand der öffentlichen und privaten Moral, die Streike lehren es täglich und stündlich. Es gilt, sich zu befreien von dem verhängnisvollen Kreislauf der Dinge, in den wir hineingeraten sind, in dem Rousseaus Glauben an die ursprüngliche Reinheit des Menschen wieder zu dem unsrigen werden sollte, mit welchem Recht, davon braucht sich der Deutsche jetzt nicht erst in Rußland zu überzeugen, es genügt leider, wenn er den Blick nach Mitteldeutschland, nach dem Vogtlande und nach der Ruhr richtet.

Wir haben in Gestalt der Lehren der französischen Revolution von Westen, in der des Bolschewismus von Osten her Undeutsches entlehnt und zugesehen, wie unser Volk ihm zum großen Teil zum Opfer gefallen ist. Wer auf die Verkünder dieser Lehren hört, übersieht, daß sie den Menschen in eine unerträgliche Schablone zu pressen unternehmen, daß die gepriesene Freiheit, die sie verheißen, nur die Gleichheit aller herbeiführen kann und damit jeder wahren Freiheit den Tod bringen muß. Selbstbesinnung tut uns dringend not. Wir müssen die Illusion von der gebesserten Menschheit fallen lassen, nicht einem Glück nachjagen, das es auf Erden nun einmal nicht geben kann. Es gilt, die Deutschen erneut zur Pflicht zu erziehen, sie darin zu erhalten, nur dann werden wir uns aus dem jetzigen Tiefstand erheben, nur dann die Errungenschaften unserer Kultur retten können. Es ist hohe Zeit, daß wir das Truggebilde der Menschenherrlichkeit von uns tun und auf den Boden der Wirklichkeit zurückkehren."

Hegel und unsere Zeit

Zum 150. Geburtstage des Philosophen

Als vor mehr denn einem Jahrzehnt der altehrwürdige Lasson, der „Letzte der Hegelianer", noch in den Berliner Hörsälen lehrte, da war es eigentlich mehr eine Art von respektvoller Neugierde, die uns um die originelle Patriarchengestalt versammelte, als Wissensdrang um die Hegelsche Philosophie. Nur zehn Jahre sind indessen vergangen. Aber daran, wie man damals und heute den Namen Hegels nannte, ist der Wandel der Zeiten zu erkennen. Der Instinkt der Nachfahren, der an dem großen Geschehen der eigenen Zeit erwacht ist, beginnt hier langsam wieder eine geistige Ursächlichkeit ersten Ranges zu ahnen: Der Schöpfer des preußisch-konservativen Staatsbegriffs und der Ahnherr der sozialistischen Weltanschauung — beides in einem ist Hegel.

Hegels Lehre gehört der Vergangenheit an. Aber ihr geistiger Kern ist mit der Keimkraft des Lebendigen in die Kausalität der Geschichte eingegangen. Wir wissen ihn nicht mehr, aber wir leben ihn. Deshalb ist es nicht sein System, das uns Heutigen wichtig gilt. Das ist ein großartiger Museumsarchaismus. Nein, seine Intuition von der Weltgesamtheit ist es. In ihr faßt sich die Fülle der Kräfte aus der klassischen Zeit des deutschen Geistes abschließend zusammen. Solche Betrachtungsweise muß freilich die rein wissenschaftliche Bedeutung Hegels

etwas zu kurz kommen lassen, obwohl sein Einfluß auf diesem Gebiet bis zum Aufkommen des Positivismus — etwa außer Südamerika — sich über die ganze Kulturwelt erstreckte. England, Nordamerika und Italien hatten einen förmlichen Hegelianismus. In Rußland lebte die Philosophie der Slawophilen, wie die der Sozialrevolutionäre von seinen Gedanken. Und eine so bedeutende und selbständige Persönlichkeit, wie der Däne Sören Kirkegaard hat tiefen Eindruck von ihm empfangen. Es handelt sich uns vielmehr um die unveräußerliche Substanz, die mit ihm in die geistige Wirklichkeit des lebendigen Geschehens einging. Es ist kein Zufall, daß die erste Publikation Hegels politischer Natur war. Es war das Problem seiner Jugend, wie Deutschland wieder ein Staat werden könne. Wie die Generation Steins, des Gründers des modernen Preußen, in Fichteschem Sinne wirkte, so oder noch kräftiger war die Generation Bismarcks, die das Reich gründete, von Hegel bestimmt. Die Beamten der Bismarckschen Ära hatten, vor allem in ihren führenden Gliedern, bei ihm gelernt. Der „königlich preußische Dienst" — mit einer Art religiöser Hingabe ausgeführt — ist der symbolische Ausdruck für die Strenge der Dienstleistung unter einer überpersönlichen, gleichsam metaphysischen Größe, dem Staat. Hier ist, wie Oswald Spengler in seiner Schrift „Preußentum und Sozialismus" (C. H. Beck, München) geistvoll zeigt, bereits eine Verwirklichung der echten sozialistischen Idee. Es verläuft eine geschichtliche Kontinuität zwischen Friedrich dem Großen, dem ersten Diener seines Staates, und dem allgemeinen Pflichtdienst in der sozialistischen Gesellschaft. Hier taucht die Linie Bismarck—Bebel auf, beides altpreußische Soldaten. Hier liegen die psychologischen Gründe für die seltsame Tatsache verborgen, daß der preußische Minister Altenstein ebenso Hegelianer war, wie Lassalle und Marx. Friedrich Engels, der Mitarbeiter Marx', erklärte, Hegel lebe fort in der deutschen Arbeiterpartei, die stolz auf einen solchen Ahnherrn sei. Dieselbe Erscheinung zeigte sich auch auf religiösem Gebiet. Der neu auflebenden Orthodoxie trat ein wachsender Radikalismus gegenüber. Die Hegelianer Strauß („Leben Jesu") und Feuerbach („Das Wesen des Christentums") wirkten tief auf die Weltanschauungsbildung ihrer Zeit.

Die politischen und geistigen Konflikte, die sich an den Namen Hegels knüpfen, sind keineswegs überwunden. Sie beginnen sich zu vollem Kampfe erst zuzuspitzen. Jedoch seine zeitgeschichtlichen Wirkungen sind vielleicht nur Begleiterscheinungen, die sich aus der Verbindung mit den gerade in der Zeit liegenden Nöten ergaben. Der Kern seiner Intuition selbst muß zeitlosen Charakter tragen, wenn anders ihm nicht nur Bedeutung für das Heute, sondern auch für das Morgen zukommt.

„Der Mut der Wahrheit, Glaube an die Macht des Geistes ist die erste Bedingung des philosophischen Studiums. Der Mensch soll sich selbst ehren und sich des Höchsten würdig achten. Von der Größe und Macht des Geistes kann er nicht hoch genug denken. Das verschlossene Wesen des Universums hat keine Kraft in sich, welche dem Mut des Erkennens Widerstand leisten könnte; es muß sich vor ihm auftun und seinen Reichtum und seine Tiefen ihm vor Augen legen und zum Genusse bringen." Der Geist trägt Weltcharakter und die Welt trägt Geistcharakter. Nicht „ich" denke, sondern „es" denkt. Nicht in mir denkt es, sondern in der Menschheit denkt es. Das Weltgeschehen ist die unendliche Selbstentfaltung des Geistes zu seiner Freiheit. Recht, Kunst, Religion sind übermenschliche Selbsterschließungen seines Wesens. Der Geist ist keine abstrakte Größe. Der Geist ist Wirklichkeit. Er ist die Wirklichkeit. Der Geist ist die Gottheit, die sich in der unendlichen Mannigfaltigkeit des ewig werdenden Seins zur Wirklichkeit schafft. Die höchste Erscheinungsweise des Geistes auf Erden ist der Staat. Er ist die organische Einheit aller seiner Erscheinungsweisen, sei es im Recht oder in der Religion, in der Familie oder der Kunst, in der Wissenschaft oder der Sitte. Der Staat als sittliche Gemeinschaft ist Darstellung einer metaphysischen Wirklichkeit. Der westeuropäische Staatsgedanke ist die politisch-ökonomische „Gesellschaft" Lockes. Sie ist weiter nichts als eine Vereinigung zur Verbürgung der größtmöglichen individuellen Freiheit. Im Staat Hegels vollzieht sich

eine Tat des göttlichen Willens. Eine Kirche mit den Ansprüchen der Katholizität ist deshalb in ihm unmöglich. Er ist ja selbst — man könnte sagen — eine Art von „Reich Gottes“.

Aber nicht nur im Staat, sondern in der Gesamtheit des Seins verwirklicht sich der schaffende Geist. Dieses Prinzip hat seine volle Fruchtbarkeit in der geschichtsphilosophischen Weltbetrachtung gewonnen. Hegel ist der Schöpfer der abendländischen Geschichtsphilosophie. An ihm gemessen sind Voltaire und Herder nur Wegbereiter. „Die Fülle und Tiefe der historischen Intuitionen Hegels übertrifft alle Vorstellungen ... Viele seiner Intuitionen lassen an eindringender Kraft alles hinter sich, was sich positiv-historische Forschung nennt. Es bedarf nur des Abstreifens jenes Spinnengewebes von Begriffen, ... damit diese in ihrer leuchtenden Kraft hervortreten.“ (Überweg-Heinze.) Langsam weicht Kant und das erkenntniskritische Problem der Schulen zurück vor Hegel und den Fragen des Lebens selbst und des Weltgeschehens, das unser Geschlecht wieder zur letzten metaphysischen Besinnung aufgerüttelt hat. Was ist der Sinn der Geschichte, das Wesen der Kultur?

Es gibt tatsächlich eine Dynamis, die allem Geschehen schöpferisch innewohnt, die Dynamis des Geistes. Die „Geschichte“ Hegels ist der „werdende“ Geist selbst. Wo der Geist denkt, „wird“ Geschichte. Wo der Geist denkt, ist Geschehnis, ist Tat. Geschichte ist Kampf. Nämlich Kampf des Geistes durch einen unendlichen Ablauf von miteinander ringenden und sich überwindenden Gegenkräften. Das Ziel ist die volle Wirklichwerdung seiner selbst in der Freiheit. Des Menschen Aufgabe kann dabei nichts anderes sein, als das Wesen des Geistes zu erkennen und seinen Willen zu verwirklichen! Hier liegt der Sinn der Philosophie, ja des menschlichen Daseins überhaupt: das Sich-selbst-erfassen des göttlichen Geistes bewußt zu vollziehen. Nicht im chaotischen Geflute, sondern im organischen Werden geht es vor sich. Deshalb ist die Form seiner Selbsterfassung im denkenden Bewußtsein in keiner anderen Weise möglich als im System. Wenn Nietzsche sagt, die Musik sei die Welt nocheinmal, so kann man Hegel sagen lassen, das philosophische System sei die Welt nocheinmal. Hegels Rationalismus ist Symbolismus, das System ist hier das Symbol des schaffenden Lebens. Ja mehr, es ist dieses selbst in der Form des Gedankens. Das geheime Ingenium zur Gestaltung, das eben ist das Wesen alles schöpferischen Geistes. Wie das Wesen einer Pflanze in ihrem Samen umschlossen und aus ihm gestaltet wird, so ist auch die Welt nichts anderes als organische Gestaltung der Seinsgesamtheit aus dem Geist. Deshalb kann sich der Geist in seiner philosophischen Selbsterfassung nie anders vollwertig begreifen als im System. Das bedeutet: Kultur ist Gestaltung, Bändigung des Chaos im Organismus. Der Geist allein ist es, der die Fülle des Lebens ewig schafft als Einheit einer gestalteten Welt, gestaltet in Domen und Statuen, in Menschen und Staaten, in Liedern und Systemen.

Ob auf den Namen Hegels getauft oder nicht — irgendwie wird die Zukunft ihn zum Vater haben.

Dr. Paul Schütz



Zwei Weltgeschichten und zwei deutsche Geschichten

Eins der deutlichsten Kennzeichen für den unpolitischen Sinn der Deutschen, den doch wohl nachgerade die meisten von uns als feststehende Tatsache anerkennen, ist die systematische Verunglimpfung der sogenannten „Alldeutschen“. Bei andern Völkern ist eine Gedankenrichtung, wie sie sich in den Alldeutschen verkörpert, etwas ganz Selbstverständliches und allgemein Verbreitetes. Der Brite, der Yankee, der Franzose, der Italiener, der Russe, ja der Serbe, der Pole, der Tscheche empfindet ganz allgemein für sein

Volk so wie bei uns die verfemten Alldeutschen. Anstatt daß man sich über diese nationale Strömung freut, erschöpft man sich bei uns tagtäglich in leidenschaftlicher Kritik an ihr und weiß sich in dem bekannten, so unleidlich unpolitischen deutschen Objektivitätsdrange nicht genug über einzelne Übertreibungen, Entgleisungen und Fehlurteile, die bei den schlimmen Alldeutschen vorgekommen sein mögen, zu entrüsten.

Der eigentliche Kreis der Alldeutschen ist nur klein. Aber er hat in der deutschen Literatur beachtenswerte Vertreter. Als der namhafteste wissenschaftliche Vorkämpfer des alldeutschen Gedankens darf der Berliner Historiker Dietrich Schäfer bezeichnet werden, dessen Bedeutung jüngst gelegentlich seines 75. Geburtstages weit und breit gewürdigt wurde. Als Publizist steht vornan der Graf Ernst zu Reventlow, dem ein Blatt wie die „Süddeutschen Monatshefte" einen ganz hervorragenden Platz in der neuesten Geschichte zuweist. Aber die Alldeutschen können noch mit einer ganzen Reihe anderer Schriftsteller aufwarten, deren Schriften weite Verbreitung gefunden haben. Mit zwei von ihnen haben wir es heute zu tun. Der eine ist der langjährige Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes, der Rechtsanwalt Heinrich Claß. Er hat u. a. eine Deutsche Geschichte geschrieben, deren achte Auflage uns jetzt vorliegt. Sie umfaßt das 71. bis 90. Tausend der Gesamtauflage (800 Seiten, mit 32 Vollbildern, Halbleinenband 18 *M*, Verlag Theodor Weicher in Leipzig). Die erste erschien vor elf Jahren. Damals verbarg sich der Verfasser hinter dem Namen Einhart. Das volkstümlich geschriebene Buch fand Eingang in weiten Kreisen des deutschen Volkes. Hätten die griesgrämigen Bekämpfer eines kraftvollen deutschen Nationalsinnes es gewußt, welch schrecklicher Mensch dahinter stand, so hätten sie es vielleicht mit grimmer Wut zerzaust. Im Januar 1914, bei Erscheinen der 5. Auflage, lüftete Claß die Tarnkappe, indem er sich im Vorwort als Verfasser bekannte. Der Titel des Buches blieb aber unverändert, und während des Krieges erlebte der „Einhart" noch zwei weitere Auflagen. Die jetzige neue Auflage, die Claß am 28. September 1919 in die Welt gehen ließ, zeigt das Werk in gänzlich veränderter Gestalt, indem den fünfhundert Seiten, die die deutsche Geschichte bis 1914 behandeln, auf dreihundert Seiten eine Geschichte des Weltkrieges beigefügt ist. Schon vorher war die neuere Geschichte sehr viel ausführlicher berücksichtigt als die ältere. Umfaßt doch die Geschichte des 19. Jahrhunderts und die Regierung Wilhelms II. bis zum Ausbruch des Krieges gegen dreihundert Seiten, während die vorhergehende Geschichte auf wenig mehr als zweihundert Seiten beschränkt ist. So stellt die Deutsche Geschichte von Einhart mehr eine neuere Geschichte des deutschen Volkes mit ausführlicher Einleitung dar. Sie ist als volkstümliches Buch nur auf das wärmste zu empfehlen. Schwung, Begeisterung, deutscher Wahrheitssinn und Gerechtigkeitsgefühl und nicht zuletzt gesundes politisches Urteil — der Verfasser hat nicht umsonst zu Treitschkes Füßen gesessen — geben dem Werke das Gepräge. Bemerkt zu werden verdient, daß Claß wiederholt den Weltmachtgedanken der deutschen Kaiser des Mittelalters als unselig bezeichnet. Wie objektiv er zu urteilen vermag, zeigt seine Kritik an Schönerer; und daß er auch dem Mann, den er für einen der verderblichsten ansieht, dem Kanzler Bethmann Hollweg, gerecht zu werden sich bemüht, sieht man darin, daß er ihm zur Ehre anrechnet, den berüchtigten Verzichtsentschluß des Deutschen Reichstages vom 19. Juli 1917 als unannehmbar erklärt zu haben. Am meisten wird jetzt die Darstellung des Weltkrieges fesseln. Nur selten greift Claß in dieser natürlich sehr schnell entstandenen Schilderung fehl, so wenn er Matthias Erzbergers Begabung bestreitet. Auch in der Kritik Wilhelms II. geht er mir verschiedentlich zu weit. Es ist aber anzuerkennen, daß er auch nicht vor der Obersten Heeresleitung in der Kritik haltmacht, so schmerzlich ihm dabei zumute ist. Die beigegebenen Bilder sind vortrefflich ausgewählt. Ein Register erhöht die Brauchbarkeit.

Nicht so volkstümlich wie der „Einhart", aber recht unterhaltsam zu lesen ist das Werk eines andern Alldeutschen, das wir hier anzuzeigen haben, die Weltgeschichte der Gegenwart von Albrecht Wirth, die im Oktober 1919 bei Georg Westermann in Braunschweig

in vierter Auflage erschienen, also auch recht verbreitet ist (551 Seiten, mit 75 Bildbeigaben, Preis 32 ℳ). Wirth ist eine höchst interessante, um nicht zu sagen merkwürdige Persönlichkeit. In der Hauptsache ist er Globetrotter. So viel gereist wie er sind doch wohl nur wenige Menschen. Er kennt so ziemlich die ganze Welt, so besonders Amerika, wo er eine Zeitlang (in Chicago) als Universitätsprofessor wirkte (ursprünglich war er Privatdozent der Geschichte in München). Daneben hat er achtmal den Balkan bereist, über dessen Völker er außerordentlich Bescheid weiß. Ebenso durchreiste er Afrika in allen seinen Teilen, Persien, Indien, Sibirien, den Kaukasus. Viermal war er in Japan. Er hat eine Geschichte Sibiriens und eine Geschichte von Formosa geschrieben, desgleichen eine Geschichte Afrikas, eine Geschichte Asiens und zahllose andere Schriften. Als eifriger Mitarbeiter des „Roten Tag“ gibt er fast täglich Proben seiner ausgebreiteten Kenntnisse und seines beweglichen Geistes. Das Wort von Cecil Rhodes, man müsse in Erdteilen denken können, brauchte für ihn nicht gesprochen zu werden. Wirth hat früh in Erdteilen denken gelernt und denkt nur darin. Er jongliert geradezu mit den Erdteilen. Ihm haftet etwas Ruheloses an. Die Erde ist ihm schon zu klein geworden. „Man möchte auch einmal auf einen andern Stern!“ ruft er gelegentlich aus. Das Ruhelose drückt sich auch in seiner Art zu schreiben aus. Er hat ja den gewaltigen Stoff, den er sich gewählt hat, zu gruppieren gesucht, indem er drei Epochen annimmt: die der Vorherrschaft Deutschlands vom Berliner Kongreß bis zum Boxerkrieg, die der Vorherrschaft Englands seit dem Regierungsanfang Eduards VII. bis zu den irischen Wirren von 1914, und die der Vorherrschaft der Kapitalisten, die in dem Weltkrieg ausklingt. Aber diese Einteilung hat viel Gezwungenes an sich; namentlich die dritte Epoche ist als etwas ganz künstlich Konstruiertes anzusehen. Die ganze Darstellung macht den Eindruck eines fürchterlichen Durcheinanders. Das brodelt, sprudelt, glitzert, flimmert und wirbelt nur so vor einem! Zum Teil liegt das an der Hineinbeziehung der ganzen Erde und der Ereignisse auf ihr, was ja das eigentlich Charakteristische an Wirths Weltgeschichte ist. Großenteils erklärt sich das kaleidoskopartige Durcheinander aber lediglich durch die formlose und schnelle Schreibweise des Verfassers. Vielfach bekommt man den Eindruck, als wenn es sich um aneinandergereihte Zeitungsaufsätze handelte. Zuweilen sind die einzelnen Abschnitte auch tatsächlich von ihm früher in Tagesblättern veröffentlicht. Manchmal hat er Darstellungen anderer Schriftsteller unter Quellenangabe übernommen. Mit seinen wirklich staunenswerten ethnologischen Kenntnissen blufft er den Leser vielfach. Der Weltkrieg ist noch in einem kurzen Abschnitt behandelt, der sich durch seine willkürliche Disponierung auszeichnet. Hin und wieder wird dieses große Erlebnis unserer Tage, das wir noch immer in uns zu verarbeiten suchen, auch bei den andern Abschnitten berührt. Es ist aber bedauerlich, daß der Verfasser an vielen Stellen durch den Krieg überholte Dinge unverändert stehen gelassen hat. Das kann nur als Flüchtigkeit der Arbeit bezeichnet werden. Auch sonst finden sich recht viele Spuren von Flüchtigkeit. Das ist recht schade. Denn, wie gesagt, das Buch ist äußerst unterhaltsam. Wirth ist nicht nur ein Mann von außergewöhnlichem Wissensreichtum, sondern auch von Scharfblick, Urteilskraft und Geist, auch von Witz. Er vermag auch wunderhübsch zu schreiben. Die persönlichen Eindrücke, von denen er berichtet, tragen recht zur Belebung bei. Ein Mann, der so viel von der Welt gesehen hat, hat natürlich auch viele Menschen kennen gelernt. Wen hat er nicht alles gesprochen! Das bringt er immer so beiläufig an, mag es nun Bismarck oder ein japanischer Feldherr oder ein türkischer Minister sein. Das reiche Zahlenmaterial, das er auftischt, ist ungemein wertvoll. Kurz, man kann eine Fülle von Belehrung aus dem Buche schöpfen. Die nicht üblen Bildbeigaben stehen meist nur in geringem Zusammenhange mit dem Text und muten fast wie überflüssiges Beiwerk an. Als Titelbild finden wir eine Abbildung der Andresenschen Büste Hindenburgs.

Ein hübsches, auch äußerlich sehr ansprechendes Buch erhalten wir in Margarethe Vorländers Schrift „Unserer Kinder deutsche Geschichte“. Es ist nach dem Friedensschluß bei F. A. Perthes in Gotha erschienen und 368 Seiten stark. Margarethe Vorländer, die Gattin

des Hallischen Chemikers, hat ihren eigenen Söhnen die „Deutsche Geschichte“ in der vorliegenden Gestalt erzählt, während der Vater im Felde stand. Auf Kinder (vielleicht von zehn Jahren an) ist demnach die Darstellung berechnet. Sie zerfällt in achtzehn „Erzählungen“, die vom ersten Auftreten der Germanen bis zur deutschen Revolution von 1918 reichen. Der Ton und die Ausdrucksweise sind durchweg anmutend, ja anziehend, frisch und natürlich. Sagen und Gedichte schmücken das Ganze. Ein trefflicher vaterländischer Geist spricht daraus. Ist doch auch die richtige Literatur verwendet worden. Auch mancher Erwachsene wird sich gern darin vertiefen. Für den Zweck, dem das Buch gilt, sind vielleicht etwas viel Zahlen gegeben. Der Preis (12 M) muß als erstaunlich gering bezeichnet werden. Leider ist es nicht so, wie die Verfasserin (S. 261) meint: „Ich glaube, es gibt kein deutsches Kind weit und breit, das nicht von Bismarck schon gehört hätte.“

Das gewichtigste Buch, das mir heute vorliegt, hat bei weitem den geringsten Umfang. Es sind die „Grundzüge der Weltgeschichte“ (378—1914) von Alexander Cartelieri, dem Professor der Geschichte in Jena, in der Wissenschaft hauptsächlich bekannt durch seine vielbändige Biographie Philipps II. August von Frankreich. Die „Grundzüge“ erschienen in der Dykschen Buchhandlung in Leipzig 1919 in 200 Seiten Stärke und kosten 6,50 M nebst einem Teuerungszuschlag von 50 v. H. In konzentriertester Fassung wird darin ein ungeheures verläßliches, nach großen Gesichtspunkten geordnetes Material gegeben. Einst lieferte Rudolf Sohm ein ähnliches Werk für die Kirchengeschichte. Der Stil Cartellieris ist lange nicht so glänzend wie der des berühmten Leipziger Rechtslehrers. Aber sein neues Werk wird ebenfalls sehr begrüßt werden. Aus welchem Geiste es geboren ist, läßt die Vorrede erkennen, der das Sinnwort beigegeben ist:

Macht regiert den Lauf der Welt:
Recht sei drum auf Macht gestellt.

Scharf erklärt Cartellieri: „Das dauernde Ziel der Staaten ist die Macht, mögen auch alle ihr Streben danach noch so geschickt unter glänzenden Hüllen verbergen. Macht ist der köstlichste Siegespreis im Wettbewerb der Völker. Wehe dem Volke, das an diesem alle Kräfte entfesselnden Wettbewerbe nicht mehr teilnehmen will oder kann.“ Er prophezeit: „Der demokratische Nationalismus, der jetzt zu triumphieren scheint, wird wieder im Imperialismus enden“, und bekennt, daß das Buch nicht entstanden wäre, wenn der Verfasser nicht den festen Glauben an die Weltgeltung des deutschen Geistes auch in den Wirrnissen und Nöten der Gegenwart bewahrte. Die Gliederung des Stoffes ist ungemein übersichtlich und einleuchtend: Völkerwanderung und germanische Staatengründung; das fränkische Großreich; der Vorrang des deutschen Kaiserreiches; Papsttum und Kaisertum während der Kreuzzüge; der Vorrang des Papsttums; England und Frankreich; die Großstaaten und der nationale Gedanke; Deutschland, Rußland und England. Nur selten vermag ich dem Verfasser nicht zuzustimmen. Mit wenigen Sätzen über den Weltkrieg schließt Cartellieri die Schrift und meint darin: „Ein Name wird hell bis in die fernsten Zeiten glänzen, Hindenburg, die Verbindung der Feldherrnkunst Hannibals mit der Pflichterfüllung Kants.“ Das Buch ist gedacht als Hilfsmittel der Studierenden, die aus dem Felde zurückgekehrt sind und sich die wichtigsten Tatsachen und großen Übersichten vergegenwärtigen wollen. Sehr willkommen wird die Literaturübersicht und das Register sein. Ich denke, das Buch wird seinen Weg machen, selbst wenn Cartellieri als „Alldeutscher“ verunglimpft werden sollte.

Herman v. Petersdorff



Exkaiserin Charlotte von Mexiko

Am 15. Mai 1867 endete Kaiser Maximilian von Mexiko, nachdem er nur wenige Monate die verhängnisvolle Krone dieses exotischen Landes getragen, mit zwei Getreuen unter den Flintenschüssen der Rebellen. Der französische Impressionist Manet hat den schaurigen Schlußakt dieser Tragödie in einem durch Technik und Auffassung gleich eigenartigen Bilde festgehalten. Das Ereignis, das einst in Europa die größte Sensation hervorrief, liegt für unser Empfinden so weit in der Geschichte zurück, daß wir überrascht sind, zu hören: ein Opfer dieser Katastrophe weilt noch unter den Lebenden. Und doch ist dem so. Hinter den Mauern des Schlosses Bouchoute bei Brüssel hat eine einsame, unglückliche, von der Nacht des Wahnsinns umfangene Greisin vor kurzem den 80. Geburtstag begangen — die Exkaiserin Charlotte von Mexiko.

Ob in dem armen kranken Gehirn der Exkaiserin an dem Tage, da sie die Höchstgrenze des biblischen Alters erreichte, ein schwacher Strahl der Erinnerung an kurzen Glanz und jähen Absturz aufgezuckt sein mag? Wir wissen es nicht. Die düstere Historie, die sich an ihren Namen knüpft und als deren Urheber Napoleon III. vor der Geschichte gebrandmarkt steht, ist schnell entrollt.

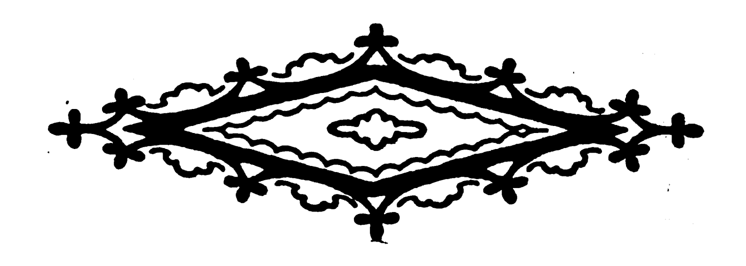
Prinzessin Charlotte war die einzige Tochter des Königs Leopold I. von Belgien und Enkelin Louis Philipps von Frankreich. Sie genoß als solche eine sorgfältige Erziehung, war lebhaft, lernbegierig und aufgeweckt. Mit 17 Jahren vermählte sie sich mit dem Erzherzog Maximilian von Österreich. Es war eine Liebesheirat. Als Generalgouverneur des Lombardisch-Venezianischen Königreiches residierte der Erzherzog, der ursprünglich der Marine zugeteilt gewesen war, mit seiner jungen Gattin auf dem idyllisch gelegenen Schloß Miramar bei Triest. Aber die paradiesische Abgeschiedenheit war nicht von langer Dauer. Napoleon III. hatte sich den vertrauensseligen Erzherzog als Werkzeug für sein mexikanisches Abenteuer ersehen. Was Napoleon zur Intervention in die verworrenen mexikanischen Zustände veranlaßte, war lediglich die selbstgefällige Sucht, den Ruhmesglanz der Kaiserkrone durch einen siegreichen Feldzug in Mexiko zu erhöhen und auf diese Weise das Ansehen der lateinischen Rasse in Amerika zu stärken. Zunächst ging alles nach Wunsch. Ein Expeditionsheer unter General Bazaine verschaffte dem Willen des Kaisers Geltung, eine Notablenversammlung proklamierte am 31. Mai 1863 Mexiko zum Kaiserreich und bot auf Betrieb Napoleons dem Erzherzog die Krone an. Maximilian und Charlotte hatten in den Tagen heiterer Sorglosigkeit den Tuilerienhof öfters besucht, und nur auf Napoleons dringende Zureden, auf dessen Versprechen, ihn nicht zu verlassen, bis nicht sein Thron gefestigt sein würde, erfolgte die Annahme der Krone. Am 28. Mai landete das Kaiserpaar in Veracruz.

Was nun folgt, stellt eine Kette tragischen Mißgeschicks und schnöden Verrats dar. Die Macht der Rebellen war keineswegs, wie man in Paris dem Erzherzog vorgespiegelt hatte, gebrochen. Außerdem gab es schwere Konflikte mit Bazaine, der sich offenbar mit dem Gedanken getragen hat, selbst die Kaisergewalt an sich zu reißen. Das Kabinett von Washington, das Maximilians Widersacher, den republikanischen Führer Juarez, unterstützte, knüpfte Verhandlungen mit Napoleon an, der hinterhältig genug war, die Zurückziehung der französischen Truppen anzuordnen. In dieser verzweifelten Lage entschloß sich die Kaiserin Charlotte, persönlich den Wortbrüchigen an seine Versprechungen zu erinnern. In einem Zustande fürchterlicher seelischer Erregtheit legte sie die vierwöchige qualvolle Seereise zurück und fuhr ohne Aufenthalt nach Paris, wo sie des Abends anlangte und in ein Hotel zog, um nicht die Gastfreundschaft des Verräters in Anspruch nehmen zu müssen. Gleich am folgenden Morgen, den 24. August 1866, eilte sie nach St. Cloud. Napoleon, der sich unter dem Drucke seines bösen Gewissens der Unterredung zu entziehen versuchte, mußte sich schließlich doch bequemen,

die unglückliche Kaiserin zu empfangen. Clara Tschudi, die Biographin der Kaiserin Eugenie, berichtet über den dramatischen Vorgang: „Charlotte hatte Briefe mitgebracht, in denen Napoleon ihrem Gemahl die Zusage gemacht hatte, daß er ihn nicht im Stiche lassen würde. Sie zwang ihn jetzt, dieselben zu lesen, sie wand sich im Staube vor ihm, ihn anflehend, sein Wort einzulösen. Doch alles vergebens! Der Kaiser blieb ihren Bitten und Tränen gegenüber kalt. Auch wenn er gewollt hätte, er hätte ihr nicht helfen können.

Laut aufschluchzend, halb wahnsinnig vor Verzweiflung, soll Charlotte mit dem Ausrufe: ‚Louis Philipps Enkelin hätte ihr Schicksal nie einem Bonaparte anvertrauen sollen!‘ sowie mit einem Fluch auf den Lippen St. Cloud verlassen haben.“

Den Tag nach diesem Besuche wurden bereits Anzeichen bemerkbar, daß ihr Geist sich zu umnachten beginne. Zwei weitere erfolglose Versuche, Napoleon und Eugenie zu einem rettenden Eingreifen zu veranlassen, steigerten den hysterisch-zerrütteten Zustand der kaiserlichen Frau bis zu dem Grade, daß deutliche Erscheinungen von Verfolgungswahnsinn bei ihr zutage traten. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß bohrende Selbstvorwürfe den geistigen Zerfall zu beschleunigen geholfen haben. Charlotte war ihrer Naturanlage nach ehrgeizig. Sie mag bei dem Entschluß des Gatten, als Kaiser nach Mexiko zu gehen, einen nicht unbeträchtlichen Einfluß aufgewendet haben. Nun sah sie die erhoffte glanzvolle Zukunft in Trümmer sinken, und mit der rasenden Energie des liebenden Weibes suchte sie dem unaufhaltsam sich nähernden Unheil mit ihren schwachen Händen in die Speichen zu greifen. Umsonst! Wie von Furien gepeitscht fuhr sie am 23. August ab nach Rom, um Papst Pius IX. zum Abschluß eines Konkordats zu veranlassen, damit die mexikanische Geistlichkeit ihren Gemahl unterstütze. Aber unterwegs von einem schweren Krankheitsanfall gepackt, mußte sie die Reise unterbrechen und traf erst nach einigen Wochen der Erholung auf Miramar beim Vatikan ein. Aber auch beim Papste fand sie keine Hilfe, und bei dem Fußfall, den sie vor ihm tat, kam ihr Wahnsinn zum völligen Ausbruch. Die Kunde von der Hinrichtung ihres Gemahls hat nicht mehr den Weg zu ihrem Verstande gefunden. Ihm selbst, der skrupellos von Napoleon der französischen Politik geopfert wurde, hatte man kurz vor der Erschießung eine — bewußt oder unbewußt — ausgestreute Falschmeldung vom Ableben der Exkaiserin überbracht, angeblich, um ihm das Sterben zu erleichtern. Die fälschlich totgesagte Exkaiserin Charlotte wurde wenige Monate nach der Katastrophe nach Schloß Tervueren und bald darauf nach Bouchoute gebracht, wo sie noch heute lebt. Übrigens weilt auch die Exkaiserin Eugenie, die wie bei allen so auch den mexikanischen Plänen ihres Gatten die Hand im Spiele hatte, noch unter den Lebenden. Sie ist 98 Jahre alt. Sch.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Das Sonnenflecken-Phänomen

Vorbemerkung der Schriftleitung. Zur Frage des geozentrischen Weltsystems, die in der „Rundschau" unter der Überschrift „Joh. Schlaf gegen Kopernikus" (Heft 4, XXII. Jahrg.) aufgerollt wurde, geben wir im Nachfolgenden Johannes Schlaf selbst noch einmal das Wort schon im Hinblick auf einige sachliche Richtigstellungen. Unserem Grundsatz getreu, unsere Leser über alle Strömungen im Gebiete wissenschaftlicher Forschung auf dem laufenden zu halten, haben wir auch Erörterungen über das geozentrische Problem Raum gegeben. Ausdrücklich aber möchten wir betonen, daß wir die schwerwiegenden Bedenken, die weite Kreise der Wissenschaft der Weltauffassung Schlafs und ihrer theoretischen Begründung entgegenbringen, damit keineswegs auch nur im entferntesten als widerlegt betrachten können.

Die Januar-Nummer dieser Zeitschrift brachte unter „Rundschau" einen „Johannes Schlaf gegen Kopernikus" betitelten Artikel von Prof. Dr. Max Schneidewin, der, um einem Mißverständnis vorzubeugen, einer Richtigstellung bedarf.

Das Wesen des Sonnenfleckenphänomens besteht nicht, wie Prof. Schneidewin schreibt, darin, daß die Flecken fast alle auf uns abgewendeter Seite der Sonne entständen, sondern darin, daß fast alle großen Flecken auf abgewendeter Seite, die auf erdzugewendeter Seite entstehenden Flecken aber auf Osthälfte der letzteren entstehen (bis eine Anzahl von Graden über den Mittelmeridian hinaus), alle Sonnenflecke aber auf Osthälfte der Sonne.

Es muß im übrigen hervorgehoben werden, daß inzwischen seitens der Wissenschaft die Unvereinbarkeit des Fleckenphänomens als solchen mit der heliozentrischen Anschauung bereits zugestanden wurde. Es war Prof. Plaßmann, der in der Septembernummer 1914 von „Hochland" (München) ausdrücklich ausgesprochen hat, daß das Fleckenphänomen der Wissenschaft ein „Rätsel" aufgäbe, dem sie nicht anders gegenüberstehe, als „achselzuckend" der Arzt „einem hoffnungslosen Patienten". Die an die Fachwissenschaft gerichtete Aufforderung Prof. Schneidewins, zu der in meinem Buche „Die Erde — nicht die Sonne" und mehrfach schon bei früherer Gelegenheit dargelegten, mit dem Fleckenphänomen unmittelbar gegebenen geozentrischen Konsequenz öffentlich Stellung zu nehmen, ist also nicht nur die gerechtfertigste, sondern würde sich sogar bereits erübrigen, wenn nicht fachmännischerseits ein Versuch gemacht worden wäre, nachträglich das Fleckenphänomen als solches zu beanstanden, auf welchen von Plaßmann in seinem erwähnten „Hochland"-Artikel damals hingewiesen wurde.

Es war der Astronom und Sonnenforscher Prof. Th. Epstein, der in XXIV, 3 (April 1914) von Plaßmanns „Mitteilungen" eine Abhandlung „Erde und Sonnenflecke"

hatte, in welcher er das Ergebnis einer von ihm von 1900—1910 angestellten Sonnenbeobachtung darbot, das dahin lautete, die Westhälfte der Sonnenoberfläche sei an und für sich der Osthälfte gegenüber hinsichtlich des Entstehens der Flecken nicht benachteiligt, obgleich im übrigen der eigentliche Wortlaut des Fleckenphänomens unangetastet blieb. Denn die von Epstein für die Zeit von 1900—1910 als auf Rückseite entstanden verzeichneten 411 Flecken erwiesen sich als die weitaus größten, am längsten andauernden und kräftigsten aller in gedachtem Zeitraum entstandenen Sonnenflecken. Von den 694 als auf Erdseite entstanden verzeichneten Flecken aber waren wieder die 336 kräftigsten, größten und am längsten andauernden auf Osthälfte der Erdseite entstanden. Die übrigen 358 Erdseitenflecke aber waren nach den Epsteinschen Beobachtungstafeln lediglich ganz schwache, kleine und kleinste, gleich wieder sich auflösende Fleckchen, von denen im übrigen wieder weitaus über die Hälfte auf Osthälfte, bzw. dem Entstehungsgebiet der Flecken, entstanden waren.

Das Fleckenphänomen erfuhr also durch die Epsteinsche Beobachtung von neuem lediglich die schlagendste Bestätigung. Doch sprach Epstein die Ansicht aus, es entständen auf der Westhälfte mindestens ebenso viele kleinste, allererste Ansätze zu Flecken als auf Osthälfte große und ausgebildete Flecken entständen; und auf Grund dieser Annahme hielt er das Fleckenphänomen als solches für beanstandet. Offenbar aber nur noch in der befremdlichsten Weise. Denn gesetzt, es verhielte sich wirklich so, daß also die Westhälfte der Sonne hinsichtlich des ersten Entstehens solcher Anfänge zur Fleckenbildung vor der Osthälfte weitaus bevorzugt wäre, so würde das Fleckenphänomen und seine ganz unmittelbare geozentrische Konsequenz wieder nur die schlagendste Bekräftigung erfahren. Müßte es sich jetzt doch so verhalten, daß, hätte die Erde wirklich einen Umlauf um die Sonne, dieses Verhältnis der beiden Sonnenhälften zueinander sich für uns periodisch vertauschen müßte, was aber niemals der Fall ist.

Ganz auf das gleiche lief ein Einwand hinaus, der 1914 in einer „The motion and distribution of the Sun-Spots" betitelten, in „Lunds Universitets Arsskrift", N. F. Afd. 2, Bd. 10, Nr. 10 erschienenen Abhandlung des schwedischen Astronomen O. A. Akeson erhoben wurde. Der Aufsatz stützte sich auf die von 1886—1909 zählenden Greenwicher Beobachtungstafeln, die hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit und Vollständigkeit als die vollkommensten gelten. Auch hier mußte das Fleckenphänomen als solches zugegeben werden und wurde durch die Tafeln auf das restloseste bestätigt. Doch vertrat Akeson, wie Epstein, die Ansicht, daß auf Westhälfte außerordentlich viele Fleckenansätze (er sprach von „invisible spots") entständen. Aber dieser Einwand erledigt sich auf das vollständigste durch genau die gleichen Gründe, wie der Epsteinsche.

Es ist also ersichtlich, daß, wenn Plaßmann ausdrücklich zugestand, das Fleckenphänomen könne, wenn es als solches zu Recht bestehe, in keiner Weise mehr heliozentrisch vereinbart werden, jetzt, wo der Einwand von Epstein und Akeson sich als durchaus nichtig, ja sogar als eine neue um so schlagendere Bestätigung erwiesen hat, für die Fachgelehrten keinerlei Möglichkeit mehr gegeben ist, die geozentrische Tatsache abzuweisen! —

* * *

Es mag sich bei dieser Gelegenheit im Anschluß an den im Märzheft zum Abdruck gelangten Artikel von Prof. Biedenkapp noch lohnen, mit einem Wort auf die Einsteinsche Relativitätstheorie zurückzukommen, die ja in letzter Zeit im In- und Auslande ein so ganz ungewöhnliches Aufsehen erregt hat. Gelegenheit sich näher über sie zu unterrichten, bietet eine Schrift „Über die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie (Braunschweig, 1919) von Einstein selbst, und eine gemeinverständliche Abhandlung „Das Einsteinsche Relativitätsprinzip" von A. Pflüger (Bonn).

Mag es zwar damit seine Richtigkeit haben, daß die Bewegungen der Körper zueinander relativ sind, und daß ich an und für sich z. B. ebensogut die Erde als Bezugskörper für eine Bewegung der Sonne, wie umgekehrt die Sonne als Bezugskörper für eine (allerdings in



Karl Storck

Beilage zum Türmer

diesem Falle aber doch nur scheinbare) Bewegung der Erde nehmen, daß ich sogar die Bewegung des gesamten „Planetensystems“ zu irgend einem der Jupitertrabanten etwa in Beziehung setzen kann, so ist damit doch noch lange nicht die Unmöglichkeit ausgesprochen, für die Bewegung aller Körper einen wirklich festen Bezug und einen bestimmten endgültigen Bezugskörper zu ermitteln.

Obgleich ich z. B. eine Bewegung der Sonne zur Erde und umgekehrt eine solche der Erde zur Sonne in Beziehung bringen kann, so würde dennoch der Versuch des Nachweises, welcher von den beiden Körpern der wirkliche Bezugskörper ist, keineswegs eine Widersinnigkeit bedeuten. Was sich denn auch damit bestätigt hat, daß das Sonnenfleckenphänomen die Sonne als wirklichen Bezugskörper endgültig ausschaltet. Wenn in weiterer, zwingendster Folge dieses Umstandes, wie mein Buch „Die Erde — nicht die Sonne“ darlegt, die Erde aber sogar der Zentralkörper eines geschlossen endlichen Kosmos ist, so haben wir einfach alle kosmische Bewegung in einem festen Bezug zur Erde stehend erkannt, und die Einsteinsche Anschauung hat in dieser (jedenfalls hauptsächlichsten) Hinsicht ihre Gültigkeit eingebüßt!

Im übrigen kann ich nur aussprechen, daß die sonstigen Annahmen, zu denen Einstein sich genötigt sah, der geozentrischen Tatsache auf halbem Wege lediglich bestens entgegenkommen. Erstlich sieht auch er sich gezwungen (wie die heutige Astronomie überhaupt), den sogen. viertdimensionalen, nicht euklidischen, gekrümmten und geschlossen endlichen Raum und Kosmos anzunehmen. (Auch Eug. Dühring nimmt einen endlichen Kosmos an.) Da dieser aber (wie auch die heutige Astronomie, z. B. Gill, annimmt) in einer einheitlichen Bewegung um seine Polachse steht, so ist er als ein Wirbel anzusehen. Dann tritt aber sofort in Gültigkeit, daß kein umlaufender Körper rotiert (infolge des Vorganges von Kontraktion und Repulsion, in dem jeder Körper sich befindet, und des besonderen östlichen Druckes, den er erfährt). Da die Erde nun aber tatsächlich rotiert, so kann sie unmöglich ein umlaufender Körper sein, sondern muß sich in der genauen Mitte des Kosmos, bzw. also des kosmischen Wirbels, befinden. Als Zentralkörper eines Wirbels muß sie ja aber, das sagt sich von selbst, rotieren.

Wenn Einstein sich ferner der Anschauung anschließt (denn das Vorzugsrecht auf sie hat er keineswegs), daß die Gravitation nicht mehr im Sinne der Newtonschen Auffassung gilt; wenn er die Auffassung vertritt, daß der gesamte Kosmos mit Gravitation angefüllt ist (völlig meiner Darlegung in „Die Erde — nicht die Sonne“ entsprechend!), so kommt er abermals der Wirbelnatur des Kosmos, und also der geozentrischen Tatsache, nur entgegen. Und wenn er annimmt, daß sich um jeden Körper herum ein „Gravitationsfeld“ befindet, so gleichfalls. Nur mit dem Unterschiede, daß die geozentrische Kosmogonie dies Gravitationsfeld als die Wirkung des Vorganges von Kontraktion und Repulsion zu erklären in der Lage ist, in welchem jeder Körper sich befindet; was Einstein noch nicht zugänglich wurde. Daß ein solches Gravitationsfeld aber (als das Gebiet einer beständigen, sehr lebhaften elektromegnetischen Schwingung) einen Lichtstrahl, der durch dasselbe hindurchgeht, um ein Gewisses abbiegen, ihm eine bestimmte „Aberration“ mitteilen muß, ist das einleuchtendste.

Auch der Umstand, daß es den „Weltäther“, den die Physik bisher annahm, nicht geben kann (sondern daß der kosmische Raum ein Spannungsgebiet reiner Kraft ist; so daß die Körper und daß die Materie also rechtens als Verdickungen, Zusammenziehungen, Verknotungen dieser Kraft anzusehen sind), eine Anschauung, zu der Einstein auf mathematischem Wege gelangte, hat sich, wohl noch ungleich ungezwungener, wie aus meinem Buche ersehen werden kann, von der geozentrischen Konsequenz des Sonnenfleckenphänomens aus ergeben.

Ich glaube, daß, in jedem wesentlichen Betracht, ein Weiteres und Besonderes über die Einsteinsche „Relativitätstheorie“ nicht ausgeführt zu werden braucht. —

Johannes Schlaf





Karl Storck

Ein Nachruf von Friedrich Lienhard

Es greift uns eigenartig ans Herz, wenn wir plötzlich in der Zeitung lesen, daß ein Mann, den wir uns nur als unermüdlich tätig vorstellen können, jählings dieser Tätigkeit durch den Tod entrissen wurde. Grade jetzt, wo alle aufbauenden Kräfte so außerordentlich notwendig sind! Doch sagt man sich auch in diesem Falle, wie so oft im Kriege, wenn die Besten fielen: Gott braucht diese Kraft auf jener andren Seite, in jener andren Form des Daseins oder des Wirkens, die man Jenseits zu nennen pflegt. Und so sehen wir voll Wehmut, doch gefaßt, diesen tapfren und treuen Kämpfer scheiden.

Es wurde mir bei Storcks Tod wieder einmal bewußt, wie vereinzelt wir deutschen Schriftsteller der Gegenwart leben: teils durch Eigenbrödelei, teils durch die Verhältnisse dieser Kriegs- und Notzeit gezwungen. Berufsgenossen müßten sich von Zeit zu Zeit persönlich miteinander austauschen, gesprächsweise die Fragen ihres Arbeitsgebietes zu klären suchen, sich menschlich beleben und erwärmen, um dann gestärkt und bereichert wieder an ihre Arbeitsstätte zurückzukehren. Dies war mir Storck gegenüber in der letzten Zeit nicht beschieden. Und doch hätten wir, wie einst in jüngeren Jahren, viel Gemeinsames zu besprechen gehabt. Sind wir doch beide von der elsässischen Ecke her in die deutsche Literatur eingetreten!

Karl Storck, am 23. April 1873 zu Dürmenach im Oberelsaß geboren, war allerdings kein Ur-Elsässer. Sein Vater, ein Steuerbeamter, stammte aus dem Rheinland; seine Mutter war eine Alemannin aus dem Baseler Gebiet. Die Eltern waren katholisch; und Storck hat, bei aller Freiheitlichkeit seiner Lebensauffassung, niemals in den Tiefen seiner Seele die Achtung vor der Kirche verloren. Doch strebte der vielseitig begabte Student der Philologie bald aus der Enge ins Weite; eine konfessionelle Befangenheit war bei ihm nicht wahrzunehmen. Ich habe mich als evangelischer Unter-Elsässer mit dem katholischen Landsmann stets vortrefflich verstanden.

Vom Vater her mochte der kräftig gebaute, nicht große Süd-Elsässer das Verständnis für einen behaglich-heiteren Lebensgenuß etwa bei einem ausgezeichneten Tropfen Wein geerbt haben. Von der Mutter eine gewisse alemannische Besonnenheit, die fest auf der Erde zu stehen pflegt und das Praktische nicht zu kurz kommen läßt. Sein Herz gehörte jedenfalls jener Baseler Ecke, der Heimat seiner Mutter und ihrer Verwandten; dort suchte er noch vor einigen Jahren sich anzukaufen und hatte, so viel ich weiß, die Absicht, dort sein Leben zu beschließen.

Wenn man Gelegenheit hatte, seine Entwicklung zu beobachten, so konnte man feststellen, wie sich bei Storck immer mehr das Bekennertum aus dem üblichen Zeitungsschreiber herausgestaltet hat. Mit anerkennenswertem Mut hat er immer bewußter den Kampf gegen alles, was ihm zersetzend schien, aufgenommen und beharrlich durchgeführt. So hatte er im Berliner Schrifttum eine ausgeprägte Note. Und zwar auf verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens mit gleich starker Teilnahme und Belesenheit: er beherrschte Malerei, Musik, Literatur

und praktische Kunstpflege, war insofern also der geborene Schriftleiter, der als solcher in den Reihen der rechtsstehenden, der deutschvölkischen Gruppe wirkte.

Auch Storck hat als Dichter begonnen. Und es mag wohl manche stille Entsagung vorangegangen sein, ehe er sich dann mit ganzem Herzen seinem Tagesberuf hingab. Ich entsinne mich eines Romans „Am Walensee“, der sich recht gut liest; entsinne mich auch einiger „Monodramen“ — dramatischer Gebilde, die nur in ein Selbstgespräch das Geschehnis zusammenfassen, also gleichsam Seelendramen. Storck hat in seiner Entwicklung und in seinem Gesamtwirken viel Ähnlichkeit mit einem Manne, dem er nahegestanden und von dem er immer mit liebender Ehrfurcht sprach: mit Otto von Leixner. Auch dieser war ein Stück Dichter; aber doch weit mehr noch Schriftleiter und Schriftsteller, dem die fortwährende Stellungnahme zu den jeweiligen Kultur- und Kunstfragen Lebensbedürfnis war.

Kulturarbeitern dieser Art wird nach und nach das Betrachten der Literatur und Kunst wichtiger und fesselnder als das eigene dichterische Schaffen. Wie sein väterlicher Freund Leixner schrieb auch Storck eine Literaturgeschichte. Diese „Deutsche Literaturgeschichte“ (Stuttgart, Muthsche Verlagsbuchhandlung) ist ein wirklich ausgezeichnetes Hausbuch, das man in recht viele Familien wünschen möchte, zumal darin gerade der zeitgenössischen Dichtung ein ansehnlicher Schlußteil gewidmet ist. Dasselbe gesunde Urteil im Bunde mit einer bemerkenswerten Belesenheit zeichnet Storcks „Geschichte der Musik“ aus (ebendort erschienen). Viel mehr Verbreitung verdiente neben diesen bekannten Werken sein Lebensbild „Mozart“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Es ist seinem Freunde, dem Bildhauer Ernst Müller-Braunschweig, gewidmet (von dem er auch eine umfangreiche Künstlermappe herausgegeben hat) und ist durchdrungen von der Freude an Mozarts harmonischer Schönheit. Hier etwa sehen wir Storcks Kunstideal: „Diese Harmonie verdankt sich nicht einem leichten, kampflosen Erleben, sondern dem völligen Durchkämpfen des Erlebnisses bis zum Friedensschlusse in und mit sich selbst. Dann erst tritt die künstlerische Gestaltung ein, die als solche bereits das Ergebnis des Lebenskampfes ist und deshalb in ihrem Erzeugnis — dem einzelnen Kunstwerk — vom Kampfe nichts mehr verrät, sondern nur sieghafte Harmonie ausstrahlt.“ Als handlicher Führer durch den Spielplan der deutschen Opernbühnen sei noch Storcks „Opernbuch“ (Stuttgart, Muthsche Verlagsbuchhandlung) empfohlen.

Doch die eigentliche Wucht der Tätigkeit dieses Alemannen lag im kritischen Wirken: im festen, mutigen Anpacken der künstlerischen Verfalls-Erscheinungen, wie man sie in den letzten Jahrzehnten so übermäßig erlebt und erduldet hat. Da hat er sich außerordentliche Verdienste erworben, die man ihm nicht vergessen darf. Immer tiefer wuchs Storck in den Ernst, ja in die Sorge um Deutschlands Wohl und Wehe hinein. Und man hat den Eindruck, daß diese selbstlose Sorge um die deutsche Seele zuletzt auch bei ihm die allbeherrschende Empfindung war.

So ist er aus seiner vielseitigen Tätigkeit hinübergegangen. Begabungen dieser Art, die in mehreren Bezirken der Kunst gleich gut Bescheid wissen und das Erschaute leicht ins Wort fließen lassen, sind sehr schwer zu ersetzen, zumal wenn sich so viel sittlicher Ernst mit dem schriftstellerischen Darstellungstalent verbindet.

Der Alemanne hatte eine Berlinerin geheiratet, die ihm nach mancherlei Leiden vor einigen Jahren vorangegangen ist, nachdem sie ihm ein nun erblühtes Töchterchen hinterlassen hatte. In zweiter Ehe trat eine entfernte Verwandte an seine Seite. Ich entsinne mich eines trüben Märztages vor etwa zwanzig Jahren; da erlebte jenes Ehepaar Storck einen ersten großen Schmerz: wir begruben sein erstgeborenes Söhnchen auf einem sandigen Friedhof am äußersten Westende Charlottenburgs.

Nun ruht seine eigene sterbliche Hülle in westfälischer Erde, fernab von den heimatlichen Hochvogesen, auf dem Kultur-Schlachtfelde, das sich der Kämpfer selbst erwählt hatte.



„Die Göttin der Vernunft"

Julius Havemann ist einer der eigenartigsten Köpfe unter unseren Erzählern, und sein neuer Roman „Die Göttin der Vernunft" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow; geh. 11,50, geb. 14 M) ist, wenn auch nicht sein bedeutendstes, doch wohl nach Wahl der Aufgabe wie nach ihrer Durchführung sein persönlichstes. Es sind winzige Geschehnisse und das Ganze steckt in der Atmosphäre des Alltags. Aber alles bekommt ein ungewöhnliches Gesicht, weil der Verfasser es mit eigenen Augen ansieht. Das Besondere nun ist, daß sich dieser Verfasser dazu nicht selber vordrängt und seinerseits mit Humoren oder Galligkeiten das alles beleuchtet, durchäzt oder umspielt, vielmehr stellt er in den Mittelpunkt der Erlebnisse einen Menschen von so eigener Prägung, daß alles, was er anfaßt, und sei es das Gewohnteste, neu wirkt.

Die traurige Heldin des Buches ist eine Art Hochstaplerin. Wir werden auf den viereinhalb hundert Seiten des Buches Miterleber der letzten Wochen ihres Daseins, das sich im bescheidenen Gasthaus in einer kleinen badischen Bezirksstadt abspielt, und eigentlich keine andere Aufgabe hat, als etliche hundert Taler aufzutreiben, um sich wieder eine Station weiter zu schwindeln. Es geschieht nichts Aufregendes, fast möchte man sagen, es geschieht gar nichts, und trotzdem wird der Leser schließlich selber ebenso erregt und gespannt, wie die Leute im Gasthof, wie der Hausknecht und ein schnell verliebter Chirurg, ob es der Person wohl gelingen wird, dem sich immer näher um sie zusammenziehenden Netze noch einmal zu entziehen. Wir haben dabei für sie noch nicht einmal wirkliche Sympathie, sondern nur lebhaftes Interesse. Sie ist ja auch eine Göttin der Vernunft, nicht eine solche des Herzens.

Diese Seta von März — das ist einer der vielen Namen, die sie sich je nach Bedarf angehängt hat — erscheint dem gewiegten Kriminalisten, der ihrem Treiben nun ein Ende macht, obgleich es sich bei allem, was er von ihr in Erfahrung bringt, nur „um Schuldenmachen, Betrug und Prellerei, um große Namen und kleinliches Treiben, um etwas aufgeflittertes Erbärmliches" handelt, doch „was Geist und Fähigkeiten, Erscheinung, Auftreten und überlegenes Temperament anlangte, etwas Außergewöhnliches zu sein, berufen, wenn nicht zu etwas Höherem, doch zum mindesten zu etwas Gewichtigerem und Großartigerem. Es war eine mit scharfem Intellekt begabte Natur, die sich an den elendesten Aufgaben hatte versuchen müssen und die es unter voller Verachtung ihrer Partner und der Welt getan hatte. Ihre Überlegenheit über diese Welt in lohnenderer Weise zu betätigen, war sie anscheinend immer gehindert".

Ein trefflicher Mann, der immer noch Liebe zu ihr fühlt, weiß, daß ein adliges Wesen in ihr stak, über das der Zuchthauskittel der Gemeinheit geworfen war. Aber freilich das Leben allein hätte sie wohl nicht so roh zu diesem Kittel verdammt, wenn nicht etwas in ihr selber gewesen wäre, das ihn auf ihren Leib herabbeschworen hatte. Dieses Etwas ist im Grunde ihre kalte Vernünftigkeit. Sie hat mit dem Leben immer nur gerechnet und hat sich dabei eben verrechnet. „Alle ihre Gaben, alle die kühne Entschlußkraft ihrer Jugend, hatten nur dazu gedient, sie zu einem Platz im Leben zu tragen, auf den sie jedes skrupellose nur nach Futter, Flitter und Vergnügen verlangende Geschöpf aus den Niederungen ohne eine Spur von ihrem Geist, ihrer Lebensart und ihrem Stolz und kaum von ihrem Geschmack zu besitzen, für eine kleine Spanne Zeit hinübersiedeln lassen konnte." Allerdings bleibt sie dieser Vernünftigkeit bis ans Ende treu und sieht diesen Tatsachen ohne weinerliches Anklagen und ohne Reue ins Auge.

Es ist eine hervorragende schriftstellerische Leistung, wie Havemann nun selbst alles mit gleichen scharfen und kühlen Augen ansieht, und gleich seiner Heldin die Dutzend Menschen um sie herum lediglich als Hampelmänner benutzt. Er ist von allem Pharisäertum so

frei, daß sein Verständnis für ein solches Menschentum nicht bloß bis zum Verzeihen reicht, sondern bis zu einer gewissen Liebe sich steigert, aus der heraus er das wertvollste Menschenpaar in seinem Buche sich das Versprechen geben läßt, der Zuchthäuslerin nach Abbuße ihrer Strafe die Hand für den Abschluß ihres Lebensweges zu bieten.

In unserer deutschen Unterhaltungsliteratur sind Bücher selten, die so bewußt mit hervorragendem kunsttechnischen Geschick geschaffen sind und dabei doch den Leser niemals etwas von der Mache merken lassen. Auch beschäftigte Männer werden das Werk mit Vergnügen lesen.

Karl Storck †

Vom Ideendrama unserer Jüngsten

(Berliner Theaterrundschau)

In dem Kloster der Mesnewi zu Konia, des einflußreichsten religiösen Ordens der islamitischen Welt, einer Stiftung Rumis, des geistesgewaltigsten unter den persischen Dichtern, befindet sich als Allerheiligstes ein Saal, auf dessen Wand weiter nichts als ein Kreis gezeichnet steht, und darin der Mittelpunkt. Im Anblick dieses Kreises und seines Mittelpunktes verbeugt sich der Derwisch in tiefster Inbrunst, von allen Schaudern und Ekstasen der Andacht durchdrungen.

Die einfache Zeichnung soll natürlich Gott vorstellen. Sie ist erhabenstes Symbol des göttlichen Allwesens, eine Darstellung der höchsten Idee in reinster, bester und vollkommenster mathematischer Abstraktion. Aber damit ist diese geometrische Figur doch gewiß noch kein Kunstwerk geworden. Oder sollte es wirklich das denkbar höchste Kunstwerk sein, das absolute Kunstwerk, welches nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes mit den einfachsten und geringsten Mitteln das höchste Wesen, den alles umfassenden Inhalt gestaltet? Dann wäre ja wohl das Ziel aller Ziele erreicht. Die Kunst ist damit Gemeinbesitz aller Menschen geworden. Jeder Mensch ein Künstler, und jeder gleich auch der vollkommenste Künstler, das Genie über allen Genies, welcher immerdar nur das höchste, das absolute Kunstwerk herstellt, das ureine in der Mannigfaltigkeit aller, das ureine und gleiche Wesen der Kunst selber, die Kunst an sich. Man nimmt einen Zirkel, schlägt damit einen Kreisbogen, und sagt und denkt dabei, das sei Gott. Jedermann ist wohl imstande, diese mechanische und geistige Tätigkeit auszuüben. Alle anderen Kunstwerke sind damit überflüssig geworden, überwunden, in ihrer irdischen, niedrigmateriellen Minderwertigkeit erkannt. Die Raffael, Rembrandt usw. hatten erst nur die untersten Stufen der Leiter erklommen, auf deren oberster dieses Werk erstrahlt, vor dem sich die gesamte Menschheit in tiefster Andacht und Verehrung verbeugt. Man zeichnet immer nur noch solche Kreise. Und damit ist auch für unsere Kunst das tausendjährige Reich angebrochen, wo alle Kunstwerke absolut eins und gleich sind. Ein Reich der Kunst, welches doch gewiß durchaus dem politischen Staat so ähnlich wie möglich sieht, den uns heute wieder unsere Kommunisten bescheren wollen, den Staat der Einheit und Gleichheit aller Menschenkinder.

Unsere Vernunft hat uns allerdings seit Jahrtausenden immer nur eine solche Welt ureiner und gleicher Wesenheit als Erlösung aller Erlösungen, als die seligste Fata Morgana vorgegaukelt. Freilich, sie stand auch von jeher auf einem Credo, quia absurdum. Ihr Denken bewegte sich von Anfang an nur in lauter Widersprüchen, und hier treibt der Sinn immer wieder den Gegensinn aus sich heraus. Wie uns unsere Vernunftweisen sagen, ist das Reich der höchsten Seligkeit, der Ureinheit und Gleichheit aller Dinge, das Nirwana, zugleich auch das Reich der absoluten Vernichtung, des vollkommenen Unterganges und der Selbstauflösung der menschlichen Kreatur. Indem die Menschen in dieses kommunistische Stadium eintreten, bestehen sie überhaupt nicht mehr. Mit solcher Vernunft im Leibe kann man denn



auch gleich ohne weiteres die Identität der Gegensätze, den schönsten Zirkelschluß herstellen, mit einem und demselben Mund rechts und links sprechen, und sagen: Jener Kreis an der Wand im Allerheiligsten des Klosters zu Konia, welcher das höchste und vollkommenste Kunstwerk bedeutet, ist überhaupt kein Kunstwerk und hat mit Kunst nicht das geringste zu schaffen. Ohne Antithese klingt's aber vielleicht doch noch überzeugender und leuchtet mehr ein. Wer so etwas für ein Kunstwerk hält, dem gehen alle künstlerischen Sinne ab und er ermangelt jedes künstlerischen Verständnisses.

Auf solche absurde Ideen kann man schon verfallen, wenn man die Schul- und Parteiprogramme, die Theorien, Doktrinen unserer Jüngsten sich anhört. Mit höchstem Nachdruck versichern sie uns in einem fort, daß sie mit ihrer Kunst Ideen darstellen wollen; und daß sie symbolisieren. Sie abstrahieren, und in ihren Dramen gehen nur noch „der" Mensch, „die" Frau, „der" Mann um, Vernunftideen, Schemen und Schatten, welche die Stirne ihres Daseins damit erschöpft glauben, wenn sie uns allerhand kategorische Imperative und reine Ideen wie Pistolen auf die Brust setzen: Gott, Staat, Ich, Freiheit, Einheit, Gleichheit, Macht, Wahrheit usw. Sie haben der Natur den Krieg erklärt, und sind mit deren alten Widersachern, mit der Vernunft, ein um so innigeres und festeres Bündnis eingegangen. Ihre Dichtung macht gewiß einen recht zerebralen Eindruck, nimmt ihren Ausgang von Kopf und Hirn und scheint am meisten entstanden aus einem Grübeln, Nachdenken und Spintisieren darüber, wie man um jeden Preis etwas Originelles, einen neuen Stil, ein neues Dogma, irgend etwas, das noch nicht da war, in die Welt setzen kann. Sie denken, — aber dichten sie auch? Treiben sie mit dieser Vernunft nicht gerade die Kunst in den Abgrund und verwüsten sie mit ihren Theorien und Prinzipien nicht am meisten die eigentlichen und wesentlichen künstlerischen Fähigkeiten? Ganz umgekehrt, wie unsere Jüngsten, lehrt der israelitische Prophet: „Und Gott sprach zu mir aus dem Bauche." Sollten die Stimmen, die aus dem Bauche und den Eingeweiden kommen, aus der Gegend, wo der nervus sympathicus sitzt und das Sonnengeflecht des Leibes, aus Urinstinkten und vegetativem Leben, — nicht zuletzt die tiefsten, heimlichsten und gewaltigsten künstlerischen Stimmen sein? „Die Völker", sagt Heinrich von Kleist in seinen „Betrachtungen über den Weltlauf", „machten mit der heroischen Epoche, welche ohne Zweifel die höchste ist, den Anfang; als sie in keiner menschlichen und bürgerlichen Tugend mehr Helden hatten, dichteten sie welche; als sie keine mehr dichten konnten, erfanden sie dafür die Regeln; als sie sich in den Regeln verwirrten, abstrahierten sie die Weltweisheit selbst; und als sie damit fertig waren, wurden sie schlecht." Unsere Jüngsten sind schon recht eifrig dabei, die Kunst zu abstrahieren, zeichnen allerhand Kreise, Dreiecke, Vierecke und Linien, sagen und denken sich dabei, das sei Gott oder sonst etwas Großartiges: wenn dann ihre Werke so schlecht und miserabel ausfallen, so ist das wenigstens für Heinrich von Kleist ganz selbstverständlich. Auch Goethe erzählt uns in seinem zweiten Faustteil, daß es Mephisto, der Lügengeist, ist, der Betrüger, welcher dem Faust den Schlüssel zum „Reiche der Mütter", der Platonischen Ideen in die Hand drückt. Aber der betrogene Faust bringt aus diesen Bezirken auch nur die falsche Helena herauf. Ob man wie unsere Philosophen, wie die Plato, Aristoteles, Kant, Hegel, in abstrakten Begriffen und Ideen denkt, oder wie die Goethe, Shakespeare in anschaulich „lebendigen, sinnlichen Vorstellungen" dichtet und bildet: das macht immerhin einen Unterschied aller Unterschiede aus.

Zu Wilhelm Rubiner, dem allzufrüh Verstorbenen, blickten unsere Jüngsten als zu einem Führer und Berufensten empor. Mit größten Erwartungen mußte man da der Aufführung seines dreiaktigen Dramas „Die Gewaltlosen" im „Neuen Volkstheater" entgegensehen, — und erlebte eine so schwere Enttäuschung, die selbst in diesem Winter tiefsten theatralischen Mißvergnügens noch zu einer Überraschung wurde. Auf der Bühne ging es so wild und lärmend zu, wie nur eben möglich. In einem fort schlug und prügelte man aufeinander los, und schwang Äxte und Beile. Der Krieg und die Revolution unserer Zeit tobten über

die Szene, und wurden im Theater zur grausamsten Langeweile. Was hat dieses Reden und Predigen, Lärmen, Schreien und Spektakeln überhaupt irgendwo noch mit Kunst zu schaffen? Was Krieg und Revolution ist, das sagt uns augenblicklich die Wirklichkeit so viel besser und nachdrücklicher, das verspüren wir so in allen Knochen, daß wir nicht erst die Dichter darüber brauchen zu Rate zu ziehen. Was uns Rubiner vor Augen führt, sind ausschließlich nur Bilder lauter Greuel und Gewalttaten, — und er erweckt schon die höchste Sehnsucht in uns, daß wir aus seiner Welt von Politikern an der Hand eines Künstlers herauskommen, und zu stillen arkadischen Reichen, zu Inseln der Seligen, zu den Eiländern Prosperos eingehen, wo Kinder der Gewaltlosigkeit die Harfen schlagen, sich lieben und miteinander frohe Feste feiern. Aber von diesen Gewaltlosen liest man bei Rubiner nur im Titel auf dem Theaterzettel. In seinem „Drama" spürt man nichts von ihnen, wie auch das Wort Drama bei ihm nur auf dem Titelblatt steht, der Autor aber alles andere, nur kein Dramatiker mehr ist. Man kann von ihm nur sagen, daß er gegen die Gewalt und für die Gewaltlosigkeit redet. Bilde Künstler, rede nicht.

Er ist politischer Agitator, Wahlversammlungsredner, und fühlt sich auch wohl als Reformator, Sittenverbesserer, Prophet und Messias. Die Proklamation eines „neuen Menschen" und der „neuen Gemeinschaft" ist wohl das höchste Ziel, das letzte Ergebnis seines Wollens und Denkens. Aber auch davon spricht er nur, und wir sehen nicht das geringste von einem solchen neuen Menschen und einer neuen Gemeinschaft. Es bleibt bei ihm bloß Idee und wird nicht zu einer anschaulich-lebendigen künstlerischen Idealvorstellung: Was bei ihm auf der Bühne umherspektakelt, sind lauter älteste Menschen, und die älteste Gemeinschaft nur des Krieges aller gegen alle, von Menschen, die als schlimmste Bestien widereinander wüten, — brüllt, schreit, lärmt bei ihm. Als der Schopenhauersche Künstlermensch, als Mensch der reinen Anschauung, sieht man heute in unserer Welt umher, wo alles in Krieg und Revolution über- und durcheinander purzelt und zuckt mit den Achseln: Diese Welt und die Menschen sind nur noch konfus. Nur eine vollkommene Konfusion ist auch das Rubinersche Kriegs- und Revolutionsdrama, insofern ein getreulich Konterfei der Wirklichkeit. Mit solcher Kunst ist uns wenig gedient. Wirft man sie ganz in die Rumpelkammer, so hat man an ihr nichts verloren.

Auch Rubiner betont mit allem Nachdruck, daß wir in reinen Menschen doch gar nur „Vertreter von Ideen" sehen sollen, und wie unsere Jüngsten allgemein, nimmt auch er offenbar das als besonderen künstlerischen Ruhmestitel für sich in Anspruch. Eben deshalb aber kann er kein Drama und Kunstwerk mehr schaffen. Er zeichnet irgend eine Figur aufs Papier, sagt und denkt sich dabei, das ist der Mensch, das ist der Gott und der Messias, das ist die Freiheit, der Militarismus, die Tyrannei, die Gewaltlosigkeit, die Anarchie usw. Menschen sind es ja nicht, was er gestaltet, sondern was bei ihm als Mensch auf der Bühne umhergeht, dem hängt so ein Papierstreifen aus dem Mund, auf dem geschrieben steht, was für eine Idee er gerade vertritt. Sprechmaschinen sind es, wie sie in unseren Wahlversammlungen losgelassen werden, daß sie das Parteiprogramm ableiern und die allein seligmachenden Ideen verkündigen, je nachdem Krieg oder Frieden, Macht, Herrschaft, Gewalt oder Freiheit, Anarchie, Gewaltlosigkeit, Monarchie, Demokratie, Einheit, Gleichheit, Wahrheit, Recht, Staat, Ich usw. Wilhelm Rubiner ist offenbar Linksideologe, Antimilitarist und Pazifist und kämpft als Freiheitsmann und Gewaltloser gegen die Macht- und Herrschaftsanbeter. Leider werden unsere Vernunft und ihre Ideen stets januskopfig, und hier trieb der Sinn stets den Gegensinn aus sich heraus. Von Anfang an predigten sie uns seit Jahrtausenden mit gleicher Bereitwilligkeit und doppelter Zunge sowohl den ewigen Krieg, wie den ewigen Frieden, die absolutistische Gewalt und die Gewaltlosigkeit, Herren- und Sklavenmoral, Militarismus und Pazifismus. Diese Ideen und Ideenvertreter, gleichviel auf welcher Seite sie standen, rechts oder links, waren es aber auch, die noch jeden Krieg unter den Menschen entzündet haben, und um das Recht, die Wahrheit, die Macht, um die Einheit, Gleichheit, Gewaltlosig-

keit, Monarchie, Demokratie ging aller Kampf und Streit. Ohne weiteres aber, über Nacht, verwandeln sich die Freiheitsheroen in bitterste Tyrannen und Despoten, und die heute die Gewaltlosigkeit predigen, sind morgen die Gewalthaber. Auch der Rubinersche „Mann“ schlägt sich an die Brust und sagt einige Augenblicke, bevor er totgeschlagen wird: „Ich bin die Wahrheit!“ Damit legte doch Rubiner und sein „Mann“ gewiß uns den kategorischen Imperativ auf, daß wir alle denken sollen und müssen wie sie. „Wer mir sagt, denke wie ich oder Gott wird dich strafen, der sagt mir auch gleich nachher, denke wie ich oder ich schlage dich tot.“ Dieses Wort Voltaires bringt schon eine von jeher gültigste, unbestreitbare geschichtliche Tatsache zum Ausdruck. Solche Wahrheit lodert als Kriegsfackel durch die Jahrtausende, und speit ihre Feuer auch in reichstem Maße gerade über uns aus. Rubiner weiß nur nicht, was er redet; unklar geht alles in seinem Gehirn herum, er ist nur mit den übelsten Problemen noch gar nicht fertig geworden, und sein neuer Mensch, seine neue Gemeinschaft sind bei ihm auch nur reine Ideen. Wie bei so vielen unserer Jüngsten stellen sie sich vor, im Augenblick, wo der Vorhang fällt, als fromme Mutterhoffnungen, aber sind im künstlerisch-idealen Schöpfungsprozeß noch nicht Lebens- und Naturgebilde geworden.

Auch „Der junge Mensch“ von Hanns Johst, den uns die „Tribüne“ in einem „ekstatischen Szenarium“ bescherte, ist und will nur noch Idee und abstrakter Begriff und ein Symbol sein. Von einem dramatischen Organismus sieht man auch hier nichts mehr, und von der alten Kunst des Dramatikers sind nur noch ein paar Requisiten, maschinelle Handgriffe, altes Eisen, ausgefahrene Schienengeleise übrig geblieben, — dialogisches Sprechen, Szeneneinteilungen usw. Seele und Geist sind entwichen. Im Grund und Kern ist das Ganze ein Monolog, so etwas wie eine Betrachtung über das, was das Leben ist. Durch einige ekstatische Lebensstadien stürmt der junge Mensch dahin, ekstatische Schreie ausstoßend, und mit einem stillen Schmunzeln entnimmt man diesem Schreien, daß er sich in seinen Ekstasen ebenso wie „Der Mann“ Ludwig Rubiners so etwas wie für einen Messias hält und für ein Opferlamm, das der Welt Sünde auf sich nahm. Als Szenarien huschen an unseren Augen Schulstube, Freudenhaus, Irrenanstalt, Spital, Kirchhof, Grab vorüber, und jedes Szenarium haben wir als ein Lebenssymbol, und jedes Symbol als ein Szenarium anzustaunen. Das Drama besteht darin, daß der junge Mensch erstaunlich tiefsinnig, hinreißend originell-philosophische Aphorismen aneinanderreiht, und in jedem Szenarium sich hamletisch aufreckt, um uns gramschwer zu versichern: Das Leben ist ein Schulgefängnis. Ein Bordell. Ein Tollhaus. Ein Spital. Ein Grab. Ohne weiteres könnte man sein Werk noch um einige hundert ekstatische Szenarien verlängern, und jeder Mensch ist ja wohl fähig, sich solche Symbole in unerschöpflicher Fülle aus den Ärmeln zu schütteln: „Das Leben ist eine Rutschbahn, ein Karussel, eine Drehorgel, ein Heringssalat, es ist Rauch, es ist Schall, ein Qui pro quo, eine Schwiegermutter, ein Spielsaal usw. Hanns Johsts pessimistische Lebensbetrachtung stöhnt qualvoll darüber, daß das Leben so völlig konfus, sinn- und zusammenhanglos, „Altar und Schweinebauch“, Irrenhausgeschwätz ist. Da kann's nicht weiter wundernehmen, wenn bei ihm auch die Kunst gerade so aussieht, nur noch konfus, sinn- und zusammenhangloses Geschwätz ist. Er weist auf das Leben hin, als auf seine Rechtfertigung. Vielleicht aber kommt nun bald auch eine neue Richtung und neue Schule, ein neuer Stil, die es wieder umgekehrt versuchen, und die Aufgabe der Kunst darin sehen, Sinn, Zweck und Zusammenhang in das Leben hineinzubringen, was um so dringlicher notwendig ist, je konfuser und irrsinniger es sonst in Natur und Leben augenblicklich gerade zugeht.

Lyrische Gluten und Schönheiten müssen bei Paul Kornfeld darüber hinwegtragen, daß auch er gerade als Dramatiker nicht geboren erscheint und ein Bühnenwerk nur mit unzulänglichen Mitteln aufzubauen vermag. Seine Technik und Architekturkunst sieht schon recht hilflos aus. „Himmel und Hölle“ heißt sein Werk und auch er scheint uns vor allem beweisen zu wollen, daß er mehr in diesen Regionen bewandert ist als auf unserer Erde. Auch Korn-



feld findet sich nicht mehr recht zur Menschengestaltung hin, und seine Geschöpfe haben zu viel von dem lemurischen Wesen in sich eingesogen, an dem sich unsere Kunst heute mehr als je berauscht. Unsere Jüngsten sind auf einmal alle Visionäre, Ekstatiker, Spökenkieker geworden, Gespenster-Hoffmanns und fühlen sich verfolgt von Träumen, Schatten und Schemen. Der Expressionismus ist heute Stil, Schule, Richtung und Mode geworden, — damit wird er denn auch bald zur Krankheit. Nur mit Sehnsucht blickt man zu denen auf, die aus bloßen Nachahmerscharen emporragen und ihren Stil, ihre Schule und Richtung nur besitzen. Auch das Kornfeldsche Drama hat recht deutliche Spuren einer Schwulst- und Greuelkunst an sich, gerade, weil auch bei ihm Himmel und Hölle so grell und scharf kontrastieren und die Antithesen nicht kraß genug gestellt werden können. Die Dirne ist ganz Himmelsgöttin und in Opferseligkeit vergehendes Heilandwesen und Mutterliebe wird zur scheußlichsten Verbrecherin. Eine Schwulst- und Greuelkunst war einstmal die erste Frucht eines Dreißigjährigen Krieges. Sie wird uns auch heute beschert, und die Dichtung ist dann nur noch ein Niederschlag all der Angst- und Entsetzensstimmungen, der Torheit und des Jammers unserer Zeit. Nicht eine Ideenkunst, sondern eine neue Idealkunst, die als Arzt und Heiland kommt, und uns eine bessere Welt schaffen kann, als die einer bloß naturalistischen Wirklichkeit, aber auch einer nur ideologisch-phantastischen Spukwelt, — wird da zur ersten Forderung.

Robert Prechtls korrekt-tüchtige Jambentragödie „Alkestis“, eine Bearbeitung des alten Herakles-Mythus, im „Staattheater“ aufgeführt, bewegt sich in akademischen Geleisen und ist weniger Werk schöpferischen Künstlergeistes als das einer Pädagogik, die uns einprägt, was der Ewigkeitsgeist, aber auch der Gemeinplatz aller Zeiten ist.

Julius Hart

„Literarische Feigheit“

Solche warf seinerzeit Grillparzer dem Publikum, besonders dem norddeutschen, vor und knüpfte daran die Folgerung: „Ein feiges Publikum aber erzeugt endlich notwendig eine unverschämte Literatur.“ Beides paßt auch auf die heutigen Zustände. Das Publikum wagt nicht, über manche Erzeugnisse moderner Dichter seine ehrliche Meinung offen auszusprechen, sondern läßt sich alles bieten; und daher wird die Literatur unverschämt. Denn so muß eine Literatur bezeichnet werden, in der das niedrigste Triebleben und die intimen sexuellen Erlebnisse überreizter Künstlerseelen vor der Öffentlichkeit ausgebreitet werden, oder sinnlos kindisches Versgestammel sich als tiefsinnige dichterische Offenbarung gebärdet. Übrigens kann die Unverschämtheit der Literatur nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, wer in ihr und besonders in der Tagesschriftstellerei wie in so vielen anderen Dingen heute das große Wort führt.

Die Ursache für die Feigheit des Publikums liegt einmal darin, daß es ihm an sicherem Geschmack fehlt. Nun ist es freilich bei der Mannigfaltigkeit und dem schnellen Wechsel der Kunstrichtungen schwer, das Wertvolle zu erkennen und aus der Menge des Minderwertigen auszusondern. Statt sich aber eine eigene Meinung zu bilden, folgt man lieber den Urteilen und Anschauungen, die gerade Mode sind, ohne zu bedenken, daß diese oft künstlich von einzelnen gemacht sind, seien es Kritiker, Künstlergruppen oder sogar Geschäftsleute. — Die literarische Feigheit ist aber zum Teil auch moralische Feigheit und entspringt so einem Grundübel unserer Zeit. Es gehört schon lange zum guten Ton, die moralische Seite eines Kunstwerkes bei seiner Beurteilung überhaupt nicht in Anschlag zu bringen. Moralische Unempfindlichkeit und die Fähigkeit, auch das Gewagteste und Anstößigste „vertragen“ zu können, gilt fast als Zeichen höheren Kunstverständnisses. Gewiß ist die moralische Bewertung kein entscheidender Maßstab

für eine Dichtung. Wenn aber jede bedeutende Schöpfung der Kunst ein Stück Leben darstellt, so hat sie auch immer eine Beziehung zur Welt des Sittlichen, ob das dem Künstler bewußt war oder nicht; und die ethische Auffassung des Lebens gehört eben mit zum Inhalt des Werkes. So falsch auch die moralisierende Betrachtung der Kunst ist, die völlig amoralische Haltung ihr gegenüber ist weit schlimmer, weil dabei eine wesentliche Seite des menschlichen Seelenlebens unterdrückt wird. In unserer Literatur wirkt immer noch das Vorurteil des Naturalismus nach, daß wir das wirkliche Leben nur da hätten, wo es sich recht niedrig und gemein darstellt. Natürlich muß man der Kunst und den Künstlern eine gewisse Freiheit auch in sittlichen Dingen zugestehen, hat doch gerade die Dichtung an dem großen Ringen um eine höhere, edlere Sittlichkeit teilzunehmen. Aber wie sich auch ästhetische und ethische Anschauungen verändern mögen, in einer großen und gesunden Kunst wird niemals das Roh-Sinnliche, das animalische Triebleben oder gar das Perverse eine beherrschende Stellung einnehmen. Gegen solche Auswüchse sollte sich das Publikum wehren. Der Abscheu vor dem Gemeinen fehlt auch nicht; aber man wagt nicht, dagegen zu sprechen, aus Furcht, für kunstfeindlich oder rückschrittlich zu gelten. P. S.

Deutsche Literatur

Seine auch im Türmer gewürdigte „Geschichte der deutschen Literatur“ (Braunschweig, Georg Westermann) beschließt Adolf Bartels mit folgendem schönen Bilde: „Wenn man die Literatur eines Volkes in ihrer Gesamtheit überschaut und nicht bloß die Bücher, sondern auch die Menschen sieht, dann überkommt einen eine große und stille Bewunderung des Reichtums an Individualitäten, die aus dem Mutterboden der Volksindividualität gleichsam waldartig aufgeschossen sind. Ja, es ist wirklich, als ob man in einem großen Walde wäre, keinem jener einförmigen Kiefern- oder düsteren Tannenwälder, wie sie die Ebenen des Ostens oder unwirtliche Gebirge bedecken, sondern einem jener heiteren, gemischten Laubwälder, wie man sie wohl im lachenden Hügelland findet: Da ragt die gewaltige Königseiche über alle anderen Stämme empor, aber die schlanke Buche, die zähe Esche, die zierliche Birke streben auch hoch hinauf; weiter fehlt ein Dickicht mit Tannen und Föhren nicht, an einem Wasserlauf stehen Erlen und Weiden, und am Rande, wo es in die weite fruchtbare Kornebene hinabgeht, haben sich selbst Linden und Pappeln, die Kulturbäume, angesiedelt. Unter und zwischen den hohen Stämmen dann findet man Buschwerk aller Art, das mit zierlichen Blättern und Blüten lockt, und selbst die vergänglichen Blumen überall am Boden übersieht man über der Pracht des Hochwaldes nicht völlig.“

An anderer Stelle: „Einen allgemeinen deutschen Stil auf allen Gebieten, den man bei uns vermißt, wollen wir gar nicht allzu leidenschaftlich ersehnen — die Hauptsache ist, daß der ausgeprägte germanische Charakter unserer Dichtung erhalten bleibt; und dazu bedarf es allerdings immerwährenden Kampfes“. Wir haben uns einen „literarischen Nationalstolz anzugewöhnen, der wirklich ‚Hand und Fuß‘, d. h. gesunde Erkenntnis und tieferes Verständnis hat und energisch das unserm Wesen Gemäße zu erheben und das ihm Widersprechende abzulehnen versteht. Auch die Literatur eines Volkes braucht tapfere Männer; ob wir das Schwert oder die Feder führen, die Überwindung der Furcht, jeder Menschenfurcht, ist gleich notwendig. Noch seltener als der Männerstolz vor Königsthronen ist der Mut, der dem Geiste der Zeit, zumal wenn er sich freiheitlich gebärdet, entgegenzutreten wagt — ja, die Kunst ist frei, aber auch fromm (d. h. sie hat Pietät, ist keine freche Entblößung des Lebens), Kunst ist nicht bloß Können, sondern auch Wollen, sittliches Wollen“.



Germanischer Stil, Gotik, Barock

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust;
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

In diesen Worten Goethes spiegelt sich lebendig germanisches Naturempfinden als Grundlage der Kunst. Noch überwältigender vielleicht als in der Dichtung offenbart es sich im Bilde. Der Grund, auf dem die germanische bildende Kunst ruht, der Boden, aus dem sie hervorwächst, ist nichts als tiefstes Naturgefühl: ein Gewurzeltsein, geheime Verankerung im „Reich der Mütter".

Gewöhnlich wird freier und unbefangener Wirklichkeitssinn der griechischen Kunst nachgerühmt. Und in der Tat war das griechische Schaffen auf Naturfreude, Naturempfinden aufgebaut. Es drang aber in das Leben des Alls nur bis zu einem gewissen Grade ein und neigte gleichzeitig zu einem schönlinigen Zurechtstutzen natürlicher Erscheinungen. Diese Schönlinigkeit kann man, wenn man sie mit germanischer Auffassung vergleicht, gewissermaßen auch eine Geometrisierung nennen. Es handelt sich um das Streben, jede Linie oder Fläche ebenmäßig zu machen, sie den regelmäßigen Formen der Geometrie zu nähern. Das wird als schön empfunden.

Wie anders ist das Naturgefühl der Deutschen! Ohne Bedingung, ohne Hemmung stürzt es sich in die Tiefen des Alls, lauscht auf geheime Triebe des Werdens und Gestaltens der Mutter Erde, schaut mit verstehendem Auge auf den unergründlichen Gang der Linie des Lebens, der schöpferisch wachsenden Kraft. Solche Formen, die der Gegensatz sind zu geometrischer, klassischer Schönlinigkeit, machen ebenso den Kopf des Kanonikus van der Pade lebendig wie Bäume und Büsche Altdorfers oder des Lukas Cranach.

Auch die hellenistischen Griechen haben sie gesehen. Aber nicht mit Liebe und Andacht. Für sie war Schönlinigkeit der Maßstab, die Grundform der Kunst, und das Abweichende erschien als häßlich oder grotesk. Da nun unsere Kunstanschauungen bis vor kurzer Zeit leider von denen der Antike beherrscht waren, ja in der Allgemeinheit es noch sind, so tritt immer wieder das Urteil auf, die Germanen hätten eine Vorliebe für das Häßliche und Groteske. Die Auffassung ist mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Es steckt in ihr ein vollkommenes Verkennen des deutschen Naturgefühls, ein Erläutern germanischer Auffassung von klassischer Denkweise aus. Für den unverbildeten Germanen gibt es die vorgefaßte, schönlinige, geometrisierende Formung der Sehwelt nicht, infolgedessen kann ihm die ungezwungene Wirklichkeit auch nicht als Gegensatz dazu erscheinen. Für ihn gibt es nur tiefe und unergründliche Größe der Natur, in die er sich andächtig, demütig, liebend senkt, deren Lebenslinie heiligste Schönheit ist, die willkürlich zu verändern ihm gar nicht einfällt.

Dieses Naturgefühl nachzuempfinden, ist eines der heiligsten Erlebnisse in der Betrachtung germanischer Kunst. Bäume, Büsche, Wiesen, Felsen, ferne Wolken scheinen nicht nur als



Form gesehen, sondern in ihrer ewig treibenden, unergründlichen Lebensregung erfaßt. Sie wachsen, sie schwellen, sie blühen, sie zersplittern, obwohl der Künstler natürlich nur einen Augenblick des unendlichen Werdens festhalten kann. Glücklicherweise aber versteht er es, dem einen Augenblick Ausdruck ewig regsamer Schöpferkraft zu geben, während dagegen die Landschaft der klassischen Kunst geometrisch zugestutzt erscheint. Jede deutsche Darstellung ist gleichsam ein Knien vor göttlicher schöpferischer Allgewalt, die Natur beseelt. Der Wiener Professor Strzygowski hat vor kurzem den Satz geschrieben, die Landschaft sei überhaupt die Grundlage der germanischen Kunst. Besser noch würde man sagen: das tiefe und umfassende Naturgefühl, das Allempfinden, der Sinn für die unergründliche Regung des Lebens.

Nun ist allerdings Nachahmung der Wirklichkeit noch keine Kunst. Indessen handelt es sich bei den Germanen durchaus nicht um Nachahmung; sie arbeiten nicht wie die photographische Platte. Sie bringen vielmehr in den Sinn der schöpferischen Naturkraft ein und gestalten aus tiefstem Lebensgefühl heraus persönlich schöpferisch neu. Ihre Formen können wohl von der Wirklichkeit abweichen, aber im Sinne der Lebenssteigerung, nicht als Abschwächung oder Geometrisierung. Es ist falsch, die Geometrie der klassischen Kunst als ein Herausholen und Gestalten des allgemeinen Gesetzes aus der bunten Zufälligkeit der Erscheinungen zu betrachten. Es ist vielmehr das Hineintragen einer dem Leben fremden Linie, der mathematischen, in die lebendige Welt. Jan van Eyck und Rembrandt verstehen das Allgemeine aus der verwirrenden Zufälligkeit der Erscheinungen herauszuholen, ohne dem Wesen des Lebens Gewalt anzutun. Sie sind gerade die bewußten Gestalter dieses Wesens.

Auch eine Schönheit als Auswahl der unbegrenzten Wirklichkeit kennt wohl der Germane, aber nicht eine geometrisierte, kaltlinige, sondern, wie es nicht anders zu erwarten ist, eine aus dem Wesen der Natur heraus in unergründlicher Lebenslinie empfundene. Man sehe sich darauf etwa die Köpfe Adams und Evas von Riemenschneider an oder den schönen Körper der Bathseba Rembrandts (Louvre).

Doch hat jede Kunst, und auch die germanische, noch eine andere Seite. Es muß in ihr vorhanden sein ein Verstehen der reinen Form- und Farbenwerte, Sinn für den Klang der Linie, für Ton und Zusammenstellung der Farbe. Fehlt das vielleicht dem Germanen? Durchaus nicht. Im Gegenteil, es ist auffallend stark in ihm entwickelt. Zum Vergleich wäre hier weniger die Antike heranzuziehen als vielmehr die italienische Renaissance. In ihr wiederholt sich als Ziel künstlerischer Formung die griechische Schönlinigkeit. In Germanien geht die formbewußte Gestaltung einen andern Weg. Nicht die geometrisierende Linie empfindet der Künstler als schön, sondern die freiflutende, schwingende, eine Kunstform der Lebenslinie, die sein Auge als sichtbaren Ausdruck der Schöpferkraft des Alls entdeckte. Diese Kunstform schwingt in den schwirrenden Netzgewölben spätgotischer Kirchen, im schimmernden, verwachsenen Zierat geschnitzter Schreine, in der Leidenschaft des Faltengewirrs der Gewänder.

Die Kunstform ist zugleich Ausdrucksform in einem der neuesten Richtung nahestehenden Sinn. Linien, Flächen, Farben wirken seelisch bedeutsam. In der Darstellung von Menschen wird die natürliche Sehwelt im Dienste seelischer Steigerung verbogen, z. B. bei Grünewald.

Nun hat man das Streben nach Ausdruck und das Verbiegen der Wirklichkeit geradezu als Grundzug germanischen Schaffens angesehen. Hat infolgedessen germanische und gotische Kunst gleichgesetzt, die Gotik zum Oberbegriff und von heimlicher Gotik auch in vor- und nachgotischen Zeiten gesprochen. Auf das Hineinziehen außereuropäischer Kunst in den Begriff sei hier nicht eingegangen.

In einer solchen Auffassung liegt eine große Gefahr. Die seelische Aufregung wird dadurch zum Grundzug germanischen Wesens gemacht, der dauernde geistige Zustand erscheint fast hysterisch, nervös. Das entspricht keineswegs den Tatsachen. Ist Jan van Eyck etwa kein Germane? Er ist einer der echtesten. Aber er hat eine ruhige, kühle Natur. Wenn man bei so echtem, liebevollem Naturgefühl von Kühle reden darf. Er ist nicht aufgeregt, er ist über-

haupt keiner übermäßig gesteigerten Seelenstimmung fähig. Aber er ist tief und warm empfindend schöpferischem Leben nahe.

Wir müssen das germanische Wesen in seiner Fülle und Weite erfassen. Es wurzelt der Antike und Renaissance gegenüber in einem innigeren Verhältnis zur Natur. Das ist die Grundlage. In dem Grunde sind alle unsere Meister verankert. Aber sie sind verschiedenen Charakters. Wir haben ruhige Naturen und leidenschaftliche, stürmische. Die leidenschaftlichen neigen dazu, die Lebenslinie in einer entsprechenden, ausdrucksvollen Kunstform abzuwandeln, in ihr aufgehen zu lassen.

Als Stil stürmischer Erregung zeigt sich in der Geschichte der Kunst der Barock. Er gelangt in germanischen Ländern zu großer Blüte. Rubens weiß flutende, rasende Formen mit meisterlichem Schönheitssinn künstlerisch zu gestalten. Aber zur selben Zeit, etwas später, malen in Holland Terborch, Vermeer van Delft und verwandte Meister. Wo ist denn da das barocke Bluten? Warum benennt man die ganze Zeit nach jenem Stil? Weil der Barock in Italien entstand, dort seinen Namen erhielt und dort auch keine abweichende Erscheinung hervorbrachte. Aber in Germanien erhob der echte germanische Stil wieder sein Haupt, der Stil, der im unbefangenen, warmen Stilempfinden der Natur wurzelt. Auch Rembrandt kann man nicht barock nennen, weil ihm die barocke Linie fehlt. Er ist einfach germanisch. Und die Formen seiner Werke, die als gesteigerter Seelenausdruck hingesetzt werden, gehen einen anderen Gang als bei Rubens.

Unsere völkische Eigenart in der darstellenden Kunst (in der Baukunst liegt die Sache ähnlich) kann uns erst recht verständlich werden, wenn wir den grundlegenden Begriff des germanischen Stils einführen. In ihm müssen wir das begreifen, was das Wesentliche unserer Auffassung ist. Besondere Erscheinungsformen des germanischen Stils wären Gotik und Barock. Daß die Gotik in Frankreich entstanden ist, tut ihrem deutschen Wesen kaum Abbruch. Es waren eben vorzüglich die Franken, deren Geist sie entsprang. Der Barock entsteht in Italien. Die Carracci, Caravaggio, Giordano Bruno usw. bleiben aber als Künstler hinter dem Namen Rubens weit zurück. Und gleichzeitig haben wir in Holland die große Blüte germanischen Stils.

Man pflegt die hellenistische Kunst der Griechen auch als barock zu bezeichnen. Mit Recht. Sowohl damals als auch in der Zeit des italienischen Barock hatte man offenbar die Empfindung, daß die klassische, geometrisierende Schönheitslinie nicht genügte, um die ganze Tiefe und Fülle des Lebens künstlerisch auszudrücken. Man geriet aber bei dem neuen Suchen in eine etwas theatralische Aufregung, da als Maßstab ruhigen Empfindens die klassische Form bestehen blieb. Erst den Germanen war es vorbehalten, eine tiefere Grundlage zu schaffen, einen Grund, der in einem umfassenderen Naturgefühl wurzelt. Auf dem Grunde aufgebaut, bekommen auch die leidenschaftlichen, bewegten Stilarten einen tieferen Sinn. Sie drücken nicht mehr eine Abweisung von der klassischen Schönheitslinie aus, sondern Steigerung unbefangen natürlichen Lebens.

Professor Hoernes hat bei seinen vorgeschichtlichen Forschungen die Beobachtung gemacht, daß ein neuer Stil, der gegen Ende des Kunstschaffens eines Volkes auftritt, nicht von diesem selbst zur Vollendung geführt wird, sondern von einer jüngeren Rasse, deren erste Erzeugnisse an Kunstwert zunächst weit gegen diejenigen des älteren Volkes zurückstehen. Eine solche Beziehung liegt zwischen dem Barock der Antike und der Renaissance und dem „germanischen Stil" vor. Sowohl Griechen als auch Italiener ahnten, daß die Fülle des Lebens sich in ihrer klassischen Schönheitslinie nicht einfangen läßt. Sie versuchten eine Steigerung der Kunstformen. Aber erst die Germanen konnten den Grund schaffen, auf dem eine solche Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, Ernst und Tiefe nicht verliert.

Dr. Maria Grunewald



Richard Strauß' „Frau ohne Schatten"

Einsichtige Freunde haben Strauß seit den Tagen der „Elektra" und des „Rosenkavaliers" immer wieder mit sorglicher Miene geraten, die künstlerische Ehe mit seinem Textdichter Hofmannsthal zu lösen. Strauß ließ sich nicht überzeugen und auch nach der weiteren wenig glücklichen Erfahrung mit der Molières „Bürger als Edelmann" aufgepfropften „Ariadne" blieb es bei der bisherigen Arbeitsgemeinschaft; der Komponist begeisterte sich wiederum an des Dichters verschlungene Pfade wandelnden Phantasie, die sich nun diesmal ins orientalische Märchenland verirrt hat. Fast drängen sich jetzt ernstliche Zweifel auf, ob Strauß überhaupt ausreichenden Bühnensinn besitzt, ob er bühnendramatisch zu fühlen und zu urteilen vermag. Musikalischer Dramatiker ist er ohne Zweifel, aber für das Theater reicht dieser Begabungszweig allein nicht aus. Hofmannsthal hat mit seinen Opernbüchern genugsam erwiesen, daß er weder Auge noch inneres Ohr für die Bedürfnisse des Opernkomponisten besitzt. Er ist und bleibt auch in seinen Opernbüchern in erster Linie Literat. Ihm geht der Sinn ab für die Gesetze klarer, eindringlicher Gestaltung, für die Ökonomie des Wortes. Mit literarischer Geistreichelei und naturalistisch durchgeführten Dialogen, mit grotesken Übertreibungen und unverständlicher Symbolik schreibt man kein lebensfähiges Opernbuch. Von ihr ist die Dichtung der „Frau ohne Schatten" bis zum Überdruß heimgesucht. Man mag hier ganz absehen von der Grundforderung, daß der Gang der Handlung aus den bloßen Vorgängen auf der Bühne ohne weiteres zu erkennen sein muß, selbst ohne Hinzunahme des gesprochenen oder hier gesungenen Wortes. Bei der „Frau ohne Schatten" liegen die Fäden der Dichtung so verworren, daß selbst ein genaues Studium der Textdichtung keine ausreichende Klarheit darüber verschafft, was nun eigentlich der Dichter mit seiner ins maßlos Phantastische hinübergespielten Symbolik auszudrücken beabsichtigt. Hofmannsthal hat später die in der Operndichtung unorganisch aneinander gefügten Vorgänge in der Prosaform einer Novelle klarer darzustellen versucht. Soweit die äußerlichen Geschehnisse des orientalischen Märchens in Frage kommen, wird der Zusammenhang in der weiter gefaßten Bucherzählung wohl auch klarer. Über die „tieferen" Beziehungen der Gedankengänge, sozusagen über die „Moral der Geschichte" mag sich der Leser auch da noch nach Belieben den Kopf zerbrechen.

Die Schattenlosigkeit der Frau ist dem Dichter das Symbol der Unfruchtbarkeit. Der Kaiser der „südöstlichen Inseln" ist auf wilder Jagdstreife ins Reich des allgewaltigen Geisterfürsten Keikobad geraten. Sein Falke schlägt eine behende Gazelle und unter den Händen des kaiserlichen Jägers entwindet sich dem blutenden Tier ein herrlicher Frauenleib: Keikobads Tochter. Der Kaiser führt dies edle „Wild" als Gattin heim. In glücklichen Nächten lebt er mit ihr und über Tags zieht er zu neuen Taten ins Jagdgehege. So vergeht in äußerem Glück ein köstliches Jahr, doch die Kaiserin „wirft keinen Schatten"; ihr Leib ist „gläsern", so verrät die alte Amme dem Boten des Geisterfürsten, der kommt, um zu warnen: sind zwölf Monde verstrichen und zeigt sich noch kein Zeichen der Fruchtbarkeit, dann kehrt die Kaiserin zurück ins Geisterreich, der Kaiser aber wird auf Keikobads Geheiß zu Stein! Die Amme weiß Rat. Hinab ins niedere Tal der von ihr gehaßten Menschen führt sie die verzweifelte Kaiserin, die unter allen Umständen ihren Schatten haben will. Dort unten wohnt im Städtchen der bescheidene und biedere Färber Barak. Der quält sich ehrlich für seine junge Frau und die bei ihm hausenden mißgestalteten Brüder. Des Färbers Frau ist mit dem „Schatten" begnadet, aber sie ist eitel, strebt hinaus aus der engen Welt ihrer Hütte und verweigert sich ihrem Manne. Somit weiß sie den Schatten nicht zu nützen und den dämonischen Künsten der zu ihr in Begleitung der Kaiserin eingedrungenen Amme wird es nicht allzuschwer, die Färbersfrau für ihren dunklen Handel zu gewinnen. Sie verspricht dieser irdischen Reichtum und unermeßliche

Liebesfreuden, wenn sie als „Gegenleistung" ihren Schatten hergibt. Die Färbersfrau ist bereit, doch Keikobads allgewaltige Geistermacht verhindert den frevlichten Schacher. Dem mit flammenden Rächerschwert ihr gegenübertretenden Gatten bekennt sie ihre Schuld, noch bevor der Schatten von ihr genommen wurde. Das rettet sie vor dem sicheren Tode. In Einsamkeit bannt Keikobad das getrennte Färberehepaar und erst als beide zu innerer Läuterung gelangt sind, schenkt er sie der Freiheit wieder. Auch die Kaiserin, die eigne Tochter, ruft er ins Geisterreich und unterwirft sie strengen Prüfungen, bevor sie entsühnt durch Keikobads Macht und nunmehr den ersehnten Schatten erwirbt, der schon dreiviertel zu Stein gewordene Kaiser ins Leben zurückrufen wird. Die böse Amme aber, die in ihrem Menschenhaß die schlimmen Fäden gesponnen hat, wird vom Geisterfürsten verstoßen. So wandeln nun beide Paare, von reiner Gattenliebe beseelt, einer gnadenreichen und fruchtbaren Zukunft entgegen.

Man erkennt schon aus dieser knappen Darstellung, welch einen Knäuel von Unwahrscheinlichkeiten und Unklarheiten es hier zu lösen oder eigentlich nicht zu lösen gibt. Man ahnt ferner, welch ungemeine Anforderungen dieses Werk rein äußerlich an die Leistungsfähigkeit unserer Opernbühnen stellt. Und dies just in einer Zeit, wo es unsern Bühnen an dem Nötigsten fehlt. Tatsächlich ist denn auch die Wirkung, die dieses Kunstwerk auszustrahlen vermag, wesentlich oder gar entscheidend abhängig von der Güte der Wiedergabe. Mehr oder weniger trifft das ja schließlich bei jedem Bühnenwerke zu, aber in diesem Fall tritt das Wie der Aufführung geradezu entscheidend in den Vordergrund.

Niemand wird behaupten, daß dieses hohe Maß an Abhängigkeit von namentlich bühnentechnischen Möglichkeiten einen Vorzug bedeutet. Wie viele Bühnen sind es denn, die einem solchen szenischen Aufwand gegenüber überhaupt noch mitkönnen? Strauß wird einwenden, daß die äußeren Vorbedingungen bei den deutschen Opernbühnen bessere gewesen seien, als er sich vor etwa sechs oder acht Jahren der Hofmannsthalschen Dichtung zuwandte. Außerdem liebt er es ja überhaupt, stets wieder neue, unerwartete Aufgaben zu stellen; er war der Mann der Überraschungen von je. Aber es gibt auch darin eine letzten Endes von höchster künstlerischer Einsicht bestimmte Grenze. Zum wenigsten muß das innere Gefüge des Kunstwerkes zu dem gespannten äußeren Rahmen im gehörigen Verhältnis stehen. Der künstlerische Kern darf nicht durch die technische Zwangsjacke über Gebühr eingeengt werden. Zu den äußeren Schwierigkeiten aber treten hier auch noch die inneren. Sie gehen eben von der Dichtung aus, die, wie schon gesagt, durch ihre symbolistische Verschleierung und dramatische Gelähmtheit den Komponisten von vornherein vor eine höchst schwierige Aufgabe stellte, deren Verworrenheit und Theaterfremdheit wieder abschwächt, was sie durch ihre Farbigkeit, ihren Stimmungsreichtum der tonschöpferischen Phantasie darbot. Sie schuf zweifellos bedeutende Musiziermöglichkeiten, aber — sie hemmte den Dramatiker. Man versteht nun, warum eine überreiche Musiziernatur, wie Richard Strauß, sich dem komplizierten Buche Hofmannsthals in die Arme warf und warum der Tonpoet den Musikdramatiker beiseite stieß.

Der Musiker Strauß führt in dieser gedankenschwülen Dichtung aus romantischem Märchenland das Wort; und er führt es — das darf man schon sagen — auf beredte und oftmals herzerquickende Weise. Er singt viel neue Weisen, daneben schafft er emsig aus wohlbekanntem eignen Material früherer Tage, und er trägt auch kein Bedenken, mit naiver Ungebundenheit — eine der mir sympathischsten Straußischen Eigenschaften — in die „Niederungen" volkstümlicher sentimentalischer Melodik vergangener Zeiten hinabzusteigen. Wenn schon! Unter Straußens sicher, leicht und kühn formenden Händen gewinnt all das neues Leben, frische Farben. Das Wertvollste aber schuf er mit jenen Partien, die seine Phantasie ins eigentliche Märchenland, in das geheimnisvolle Reich orientalischer Mystik führen. Er verzichtet dabei auf billiges Lokalkolorit, hebt vielmehr seine Tonsprache in Höhen, führt sie in Tiefen, wie man sie in anderen Straußischen Bühnenwerken schwerlich bisher vernommen hat.



Man darf schon sagen, daß er für diesen besonderen Fall auch seine besonderen Ausdrucksmöglichkeiten gefunden hat. Welche Herrlichkeiten an Klang, welche Schönheiten der Sprache zieren die nächtliche Szene vor dem Falknerhaus — sie ist vielleicht die schönste des ganzen Werkes. Hier tritt das Geschehen vollständig in den Hintergrund und allein der Dichter in Tönen schüttet sein Herz aus. Manch andere Episoden sind dieser an Eigenart und Musikgehalt zur Seite zu stellen. Ich nenne die Falkenszene im ersten Akt, den ersten Teil der Begebnisse in der Färberhütte mit seiner weichen, herzlichen Lyrik, die Traumerscheinung der Kaiserin; namentlich auch der dramatisch und szenisch zerrissene dritte Akt birgt Partien wertvollster Musik. Dazu gesellen sich einzelne geniale Einfälle, wie die Ankündigung der Versteinerung des Kaisers gleich zu Anfang, das geheimnisvolle Klagen der „Ungeborenen". Als drittes wichtiges Element treten prächtige Ensemblesätze hinzu. Wer schreibt Strauß heut ein solch sprühendes Vokalstück nach, das dem lustigen Chor der schmausenden Brüder und Freunde in Baraks Hütte zur Seite zu stellen wäre; weiter der beseelte Zwiegesang des Färberpaares in der „Klausur"-Szene und vor allem das zwar in der Erfindung nicht eben eigenartige, aber klangfrohe und gesanglich zu höchster Wirkung gesteigerte Schlußquartett der geläuterten und im Glück wiedervereinten beiden Paare.

Man könnte über diese Oper, über die Schönheiten und Meisterlichkeiten der musikalischen Arbeit, die alles zusammenfaßt, was Strauß bislang aus seiner Palette gewann und dazu Neues an Klangwundern fügte, ein ganzes Buch schreiben. Man könnte aber auch in einer feisten Broschüre all das zusammenfassen, was ernsten Sinnes an gewichtigen Bedenken im ganzen und einzelnen gegen diese Schöpfung und ihre stilistische Vielfältigkeit geltend zu machen wäre. Schon diese Summe von Erörterungsmöglichkeiten zeigt, daß wir es auch hier wieder, wie eigentlich stets bei Strauß, mit einer ungewöhnlichen Leistung zu tun haben. Das Werk steht da als künstlerisches Monument, nicht als Wegweiser. Wird es auch immer lebendig bleiben? Die Frage scheint nicht unberechtigt. Sicher ist, daß dieses weitgedehnte Stück mit seinen drei langen Akten und seinem allzu häufigen Szenenwechsel keinen einheitlichen Organismus darstellt. Es ist in der Hauptsache doch eine Angelegenheit für das Auge und ein Fest für verwöhnte, dabei nicht zimperliche Ohren. Der Theaterbesucher will aber in diesem Falle mehr; er will nicht nur musikalisches, sondern auch d r a m a t i s c h e s E r l e b e n. Hier aber wird seine Teilnahme an der Handlung, sein gefühlsmäßiges Für und Wider, soweit es sich auf die Träger dieser Handlung bezieht, allzu häufig ausgeschaltet; am hartnäckigsten im dritten Akt, dessen Vorgänge sich vom inneren Interesse des Zuschauers und -hörers nahezu vollständig loslösen. Eigentlich nur in der Konfliktsszene zwischen Färber und Färbersfrau schlägt der Funke von der Bühne herab direkt ins Publikum. Das also bedeutet eine Gefahr. Und ich wünsche um der schönen Musik willen, daß diese Gefahr in der Praxis weniger gering sein möge, als ich befürchte.

Ich habe hier Wesentliches aufgezählt. Es ergibt als unbedingtes Plus das erfreuliche Bild von der unvermindert, wenn auch nicht immer mit früherer Intensität quellenden Erfindergabe Straußens. Alles schwerwiegende Wenn und Aber verstummt letzten Endes doch vor der überzeugenden Kraft seines noch ungebrochenen, wenn auch zeitweilig durch Hofmannsthals Schuld lahm gelegten Schöpfergeistes, der sich auch auf diesem neuartigen Stoffgebiet fruchtbringend zu betätigen weiß. Und damit werden denn auch die Brücken geschlagen, die nötig sind, um über Dunkelheiten der Dichtung, über handgreifliche dramatische Mängel hinwegzukommen. Zu hoffen bliebe, daß Strauß nach dieser neuen Erfahrung doch endlich den rechten Dichter suchen und finden möge. Hofmannsthal, der ihm jetzt das vierte anfechtbare Operbuch gab, ist dieser Dichter nicht.

Die Bühnenlaufbahn des neuen Straußischen Werkes geht nicht in dem gleichen Tempo aufwärts, wie das bei den voraufgegangenen Opern des Meisters der Fall war. Wien brachte im Oktober die Uraufführung. Es folgten dann Dresden, Köln und Breslau und als jüngste

Bühne hat vor einiger Zeit die Berliner Staatsoper das anspruchsvolle Werk in ungemein eindrucksvoller Wiedergabe herausgebracht. Manche Bühnen, die wohl gern die „Frau ohne Schatten" in den Spielplan aufgenommen hätten, mußten mit Rücksicht auf die kritische Kostenfrage zunächst darauf verzichten. Der bisherige Gang der Dinge spricht nicht dafür, daß die „Frau ohne Schatten" zur zugkräftigen Modeerscheinung werden wird. Das wäre an sich kein Beweis gegen ihre innere Lebensfähigkeit; im Gegenteil. Vergessen wir freilich nicht, daß hier die Qualität der Aufführung nahezu ausschlaggebend für den Erfolg ist. Die Lebensbedingung aber eines Bühnenwerkes im wesentlichsten von der Güte seiner Wiedergabe abhängig zu machen, das muß notwendigerweise zu zweifelhaften Resultaten führen.

Paul Schwers

Eine unbekannte Oper

Kein Volk zitiert so wahllos und so ungerechtfertigt wie das deutsche. Was nützt es, mit stolzem Kopfnicken und zufriedenem Augenaufschlag immer wieder das „Ehrt eure deutschen Meister!" zu verkünden — und dennoch lieber Mascagni, Leoncavallo und Puccini zu spielen? Man jammert und wehklagt über die „entscheidenden" Ereignisse des Weltkrieges — und blieb doch ohne Belehrung und Klarheit! Man hat sich hie und da wieder auf Weber besonnen, versuchte sich wohl endlich einmal an Marschner; auch Lortzing wurde nicht völlig abseits geschoben; aber wo blieben Cornelius und Goetz, wo Hugo Wolfs „Corregidor", denen man noch immer vorsichtig und mißtrauisch auszuweichen bestrebt ist? Gab es noch keinen klugen Bühnenmann, der es endlich unternommen hätte, Schumanns „Genoveva" für unsere Tage gegenwärtig zu gestalten? Sind Schuberts Opern so völlig dem Staub der Archive hingegeben? Ist denn Spohr wirklich so unwert jeder Aufmerksamkeit und Erweckung?

Heute sei besonders auf ein Opernwerk hingewiesen, das den Freunden und Anhängern des Komponisten von jeher wirkend und würdig erschien, dessen man sich aber — trotz mannigfacher Hinweise und Bitten — geflissentlich zu entziehen scheint: Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns Oper „Undine". Daß der sattsam bekannte und allgemach in seiner hohen Wichtigkeit erfaßte Dichter auch ein bedeutsamer und unverächtlicher Tonsetzer gewesen, liest man wohl in Biographien und Aufsätzen; wer aber hätte sich der dankbaren Aufgabe unterzogen, selbst zu prüfen und nachzuforschen? Und dennoch sollte ein jeder, der aufmerkend und lernbegierig die wundervollen, entscheidenden musikalischen Schriften Hoffmanns sich zu eigen gemacht hat — freilich gibt es noch immer solche, die sie überheblich und achselzuckend von sich weisen —, in sich die rege Begierde fühlen, diesen tiefschauenden, erkenntnisreichen Seher auch in seiner Eigenschaft als schöpferischen Tonmeister kennen zu lernen. Seitdem nun Hans Pfitzner in einem fleißigen, gründlichen und in jedem Betracht lobenswürdigen Klavierauszug die Oper „Undine" allgemein zugänglich gemacht hat (das Buch erschien in der Edition Peters), könnte jeder Kapellmeister und Theaterleiter sich selber eine Überzeugung bilden und mancher aus Trägheit überkommener und übernommener Vorurteile sich schleunigst entledigen.

Hoffmann lernte Fouqués liebliche Märchendichtung im Sommer 1812 kennen und erreichte es zu seiner Freude durch Vermittlung seines Freundes Hitzig, daß der Dichter selbst seine Bereitwilligkeit erklärte, die Erzählung zu einem Libretto umzuwandeln. Die musikalische Ausgestaltung wurde am 1. Juli 1813 begonnen und am 5. August 1814 abgeschlossen. „Ich tue mir auf diese Oper etwas zugute", meldet der glückliche Komponist dem Freunde. Am 3. August 1816 erfolgte die Uraufführung im Berliner Schauspielhause, und schon am

29. August wurde das Werk zum sechsten Male „bei überfülltem Hause“ dargestellt. Innerhalb eines Jahres erlebte es die ungewöhnliche Höhe von 23 Vorstellungen, aber am 29. Juli 1817 brannte das Schauspielhaus mit sämtlichen Dekorationen und Noten vollständig herunter, so daß die geplanten weiteren Darbietungen zum Unsegen der Oper ausgesetzt werden mußten. Seitdem liegen die beiden von Hoffmanns Hand geschriebenen Partituren klanglos und vergessen auf der Bibliothek zu Berlin, rastend in unziemlichem Schlummer.

Was den Text anlangt, so kann man sich einer gelinden Enttäuschung nicht entziehen. Es handelt sich im Grunde lediglich um ein szenisches Aneinanderreihen der Vorgänge, wie sie sich in der Erzählung abspinnen. Die Verse klappern manchmal in dürftigen Reimen, der Dialog fließt gelegentlich ein wenig umständlich und stockend — aber der Duft des Märchens wirbt und lockt unzerstörbar, und es wäre ein leichtes, mit vorsichtiger Hand die Linien deutlicher und erkennbarer zu zeichnen. Wenn man in dem reichen, noch heute gültigen Dialog „Der Dichter und der Komponist“ nachzulesen sich der angenehmen Mühe unterzieht, so wird man erkennen, was Hoffmann von der Oper ersehnte und wollte. Da finden wir Sätze wie diese: „Allerdings halte ich die romantische Oper für die einzig wahrhafte, denn nur im Reich der Romantik ist die Musik zu Hause… Eine wahrhaft romantische Oper dichtet nur der geniale, begeisterte Dichter; denn nur dieser führt die wunderbaren Erscheinungen des Geisterreichs ins Leben… Es ist, mit einem Wort, die Zauberkraft der poetischen Wahrheit, welche dem das Wunderbare darstellenden Dichter zu Gebote stehen muß, denn nur diese kann uns hinreißen, und eine bloß grillenhafte Folge zweckloser Feereien, die, wie in manchen Produkten der Art, oft bloß da sind, um den Pagliasso im Knappenkleide zu wecken, wird uns als albern und possenhaft immer kalt und ohne Teilnahme lassen. — Also, mein Freund, in der Oper soll die Einwirkung höherer Naturen auf uns sichtbarlich geschehen und so vor unseren Augen sich ein romantisches Sein erschließen, in dem auch die Sprache höher potenziert oder vielmehr jenem fernen Reiche entnommen, d. h. Musik, Gesang ist, ja wo selbst Handlung und Situation in mächtigen Tönen und Klängen schwebend, uns gewaltiger ergreift und hinreißt. Auf diese Art soll, wie ich vorhin behauptete, die Musik unmittelbar und notwendig aus der Dichtung entspringen.“

Man lenke seinen Blick nur einmal auf Lortzings Märchenoper, um zu erkennen, was Hoffmann wünschte und erreichte. Lortzings hübsches Werk erhält sich sicherlich durch jene Zutaten, die Hoffmann gerade verschmäht und abgewiesen hat: durch den biederen, behaglichen Humor, wie er in dem Schildknappen Veit (dem „Pagliasso im Knappenkleide“) und dem Kellermeister Hans zur Darstellung gelangt. Dagegen glaubt man nur widerwillig an jene Undine, deren Beseelung nicht zu überzeugen vermag, und besonders der Wassergeist Kühleborn bleibt völlig in den Grenzen des Wohlanständigen und Volkstümlichen haften.

Als im November 1826 Karl Maria von Weber Hoffmanns Oper hörte, schrieb er in der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung“ einen Aufsatz, aus welchem einige bezeichnende Sätze hier wiedergegeben sein mögen, als würdige Zeugen und Mahner: „Die Oper ist wirklich aus einem Guß, und Referent erinnert sich bei oftmaligem Anhören keiner einzigen Stelle, die ihn nur einen Augenblick dem magischen Bilderkreise, den der Tondichter in seiner Seele hervorrief, entrückt hätte. Ja, er faßt so gewaltig vom Anfange bis zum Ende das Interesse für die musikalische Entwicklung, daß man nach dem ersten Anhören wirklich das Ganze erfaßt hat, und das Einzelne in wahrer Kunstunschuld und Bescheidenheit verschwindet. Mit einer seltenen Entsagung, deren Größe nur derjenige zu würdigen versteht, der weiß, was es heißt, die Glorie des momentanen Beifalls zu opfern, hat Herr Hoffmann es verschmäht, einzelne Tonstücke aus Unkosten der übrigen zu bereichern, welches so leicht ist, wenn man die Aufmerksamkeit auf sie lenkt, durch breitere Ausführung und Ausspinnen, als es eigentlich ihnen als Glied des Körpers zukommt… Das ganze Werk ist eins der geistvollsten, das uns

die neuere Zeit geschenkt hat. Es ist das schönste Resultat der vollkommensten Vertrautheit und Erfassung des Gegenstandes, vollbracht durch tiefüberlegtesten Ideengang, Berechnung der Wirkungen des Kunstmaterials, zum Werk der schönsten Kunst gestempelt durch schöne und innig gedachte Melodien ..."

Diese warmherzigen Worte müssen uns aufhorchen machen und zum Nachsinnen stimmen. Es wäre ein gröbliches Versehen, würde man etwa die Arbeit eines dürftigen Dilettanten erwarten, dem man um anderer Verdienste willen milde Nachsicht zu schenken verpflichtet wäre. Die Oper beweist vielmehr Hoffmanns unwiderlegliche Begabung und seine umfassenden Kenntnisse als Musiker. Holzbläser in tiefer Lage, Blechbläser in gedämpftem Pianissimo, geteilte Violoncelli verleihen dem Werk die Farbe des lastenden Schicksals. Es werden leitmotivische Beziehungen erreicht: Undine versinkt mit derselben Figur, die im letzten Akte ihr Wiederauftauchen begleitet und schon im Vorspiel zum zweiten Aufzug anklingt. Man kann sogar ein selbständiges Motiv der Undine im ersten Takt ihrer Arie (zweiter Akt) entdecken, wenn man rückblickend den Beginn des Finales vom ersten Aufzug betrachtet. Der letzte Chor ist in der Ouvertüre angedeutet, wie schon Weber erkannte, welcher diesen Schluß als wirklich „groß gedacht" bezeichnet; wo „die Worte ‚Gute Nacht aller Erdensorg' und Pracht' mit einer herzlich andächtigen und im Gefühle der tiefen Bedeutung mit gewisser Größe und süßer Wehmut erfüllten Melodie ausgesprochen sind, wodurch der eigentlich tragische Schluß doch eine so herrliche Beruhigung zurückläßt. Ouvertüre und Schluß geben sich hier, das Werk umschließend, die Hände." Natürlich bewahrte Hoffmann den gesprochenen Dialog, der zu einer Aufführung leicht einige Kürzungen erfahren könnte; aber ein Hindernis in diesem selbstverständlichen Umstande zu suchen, würde sich lediglich als blasse Ausflucht darstellen. Mozarts Opern; Fidelio, Freischütz; Lortzings Werke — wer möchte sie um dieses Gebrauches willen abzuwehren unternehmen?...

Vor allem die ungefüge Gestalt Kühleborns hebt sich drohend und dämonisch, gesanglich in kühnsten Intervallen geführt, in Sprüngen über zehn oder zwölf Töne hinab. Weber sagt: „Am mächtigsten springt Kühleborn hervor durch Melodienwahl und Instrumentation, die ihm stets treu bleibt und seine unheimliche Nähe verkündet. Da er, wo nicht als das Schicksal selbst, doch als dessen nächster Mittelsvollstrecker erscheint, so ist dies auch sehr wichtig." Welch grausige Worte hohnlacht er gleich nach der Trauung durchs Fenster; mit welch drückender Wucht ruft er seine Mahnungen aus dem Brunnen hervor! Mit Recht gibt Edgar Istel („Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland") einen Hinweis auf jene scharf und grinsend gezeichnete Stelle, als der empörte Wassergeist zur Hochzeit in Gestalt eines Schneiders auftritt, um Rache zu üben. Wahrhaft groß und machtvoll aber reckt er sich in jener unvergeßlichen Arie des zweiten Aktes, als er die Wogen entbietet zu verderblichen Fluten. Hier wurde mit einfachen, innerlich tragenden Kräften eine schauerlich erhabene Gewalt erreicht. Hier sind Götter! Wuchtige Bläserakkorde, schwellende, aufbegehrende Streicherpassagen, und zu dem Wüten und Brausen des Dämons die ringenden, entfesselten Stimmen der Wassergeister. Wo in einer zeitgenössischen Oper findet man dergleichen? Erst im „Freischütz", der ja ersichtlich von Hoffmanns Werk beeinflußt wurde, kann man Vergleiche suchen — nicht zu Hoffmanns Nachteile.

Drei Baßpartien stehen, nebst einem Bariton, nur einer Tenorrolle gegenüber und den drei Sopranstimmen der Undine, der Herzogin und der Berthalda. „Nächst ihm (Kühleborn) das liebliche Wellenkind Undine", sagt Weber, „deren Tonwellen bald lieblich und freundlich gaukeln und kräuseln oder auch mächtig gebietend ihre Herrscherkraft künden. Höchst gelungen und ihren ganzen Charakter umfassend dünkt Ref. die Arie im zweiten Akte, die so ungemein lieblich und geistvoll behandelt ist, daß sie als ein kleiner Vorgeschmack des Ganzen dienen kann, und daher bald allgemein gesungen sein wird." Ihr Abschiedsgruß an Huldbrand klingt so rührend und bewegt, daß man sich ihrem Leide nicht zu entwinden vermag. Und das

Geständnis ihrer Herkunft am Schluß des ersten Aufzugs ist vom silbernen Schimmer zartester Keuschheit umflossen.

Es ist hier nicht der Ort, das schöne Werk ausführlich zu erläutern. Nur auf die trefflichen und kontrapunktisch fesselnden Ensembleszenen sei aufmerksam gemacht. Pfitzner nennt das Sextett am Schluß des ersten Aktes mit Berechtigung meisterlich und wohlgelungen. Wie geheimnisvoll warnend murmelt der Chor der Wassergeister zu dem Liede des alten Fischers und leitet zu der Verwandlung in die Waldschlucht über, wo die Elemente sich heimisch wissen! Die Romanze des Fischers bezeugt zugleich den Sinn des Komponisten für warme, treue Volkstümlichkeit, die sich auch in manchen Chorsätzen oder in dem freundlichen Duett „Abendlüftchen schweben" aufs eindringlichste kundtut.

Wer freilich nur Grimassen und erregte Possen erwartet, wer von dem Dichter nur die „Spuk- und Gespensternovellen" gelten läßt und auch in seiner Musik nach Atembeklemmung und Schauern fahndet, der findet Enttäuschung und Abkehr. Es ist gewiß nicht schwer, auch schwächere Partien zu erkunden, Anklänge an Beethoven oder Mozart zu entwickeln, — die innere pulsierende Kraft aber bleibt ungeschmälert und überzeugend. (Als Hieronymus Truhn im Jahre 1839 Bruchstücke aus der verloren gewähnten Oper im Leipziger Gewandhause zur Aufführung brachte, bemerkte die „Allgemeine Musikalische Zeitung": „Nach diesen Proben wäre es der Mühe wohl wert, die Oper Undine wieder irgendwo auf den Brettern zu versuchen.") Wer Hoffmanns Schriften mit Bedacht und Aufmerksamkeit gelesen — etwa den kostbaren Aufsatz über alte und neue Kirchenmusik —, der wird wissen, daß die Romantiker immer für die gefaßte, überlegene, gesammelte Form gestritten haben; daß Hoffmann das überkommene Erbe mit Ehrfurcht und Vorsicht zu erhalten und fördern bestrebt war. Unsere angestrengten, gereizten Ohren kommen nur noch hysterischen Übertreibungen entgegen; und die Verteidigung, die Mozart einst der Arie des Osmin zu schulden vermeinte, erscheint uns heute vielleicht überflüssig und belanglos. Aber sollen wir diesen Umstand als einen Gewinn preisen, voll falschen, selbstgefälligen Stolzes? Soll das Lautere, Durchsichtige, Quellfrische uns völlig entfremdet und verloren sein? Wie, so fragt man voll Entrüstung und bedauernden Staunens, mußten wirklich die schwächsten Gebilde des Auslandes dem echten, treuen Deutschen vorgezogen werden? Wer nur dem Heute dient, wie rasch übersieht ihn das Morgen! Wollen sich die Theater einem Werke länger hartnäckig verschließen, das von heimatlichen Märchen singt, das einem Weber und Pfitzner gut und stark erschien, das sich neben Lortzings beliebter Oper gewiß dauernd behaupten könnte? Wie ich höre, hat Hans von Wolzogen eine Neubearbeitung des Textes unternommen, in welcher die teilweise ungeschickte und flache Prosa zu Versen umgeschrieben ist. Möge endlich eine Bühne sich auf die Ehrenpflicht besinnen, dieses zu Unrecht versäumte vaterländische Kunstwerk neu zu beleben und dem Kronschatz deutscher Musik endgültig als schimmernden Edelstein einzufügen! Bis dahin gedulden wir uns mit Hoffmanns zuversichtlichen Sätzen aus seiner „Kreisleriana": „Tröstet euch, ihr Unbekannten! Ihr von dem Leichtsinn, von der Unbill des Zeitgeistes Gebeugten: euch ist gewisser Sieg verheißen, und der ist ewig, da euer ermüdender Kampf nur vorübergehend war!"

Ernst Ludwig Schellenberg



Türmers Tagebuch

Die Demokratie der Zahl
Reifes Volk und Zuchthausrepublik
Industrieproletariat und Absonderungsbestrebungen
Demokratische Diktatur im Bildungswesen

Am 6. Juni ist der erste Reichstag der demokratischen deutschen Republik gewählt worden; ich schreibe dies Mitte Juni, und noch wissen die Erwählten des Volkes nicht, weiß überhaupt kein Mensch, welche Regierung gebildet werden wird und, wenn sie gebildet worden, wie lange sie sich wird behaupten können! „Das also," wird in der „Post" treffend bemerkt, „ist das Ergebnis der vielgerühmten Demokratie der Zahl, um derentwillen wir das Alte zerschlagen und Huldigungsdepeschen an Herrn Wilson gesandt haben!" Der Gewährsmann der „Post" ist völlig überzeugt, daß die einzelnen Abgeordneten durchaus ihre Aufgabe und das Gebot der Stunde erkennen und bereit sind, ihm zu entsprechen: „Aber sie sind ja nicht Herren ihres Willens, sie gehören ja einer Partei an, dürfen nicht nach pflichtmäßigem Ermessen handeln, sondern müssen tun und für richtig halten, was die Partei ihnen vorschreibt. Und so erleben wir die heutige Tragikomödie, so steht heute Deutschland tatsächlich ohne Regierung da, in einem Augenblick, wo es gilt, die wichtigsten außenpolitischen Fragen zu lösen und wo der roten Welle noch immer kein Damm entgegengesetzt ist, die droht, selbst die Nothütte, die wir auf den Trümmern des alten stolzen Reichsbaues errichtet haben, fortzuschwemmen. Es scheint, als ob niemand sich fragt, welches die praktischen Aufgaben sind, die es heute zu lösen gilt, als ob heute jeder nur seine Aufgabe darin sähe, den alten Schimmel ‚Partei-Doktrin' weiter zu Tode zu hetzen. So setzt man sich hin und stellt mühsame Berechnungen darüber an, wie man eine zahlenmäßige Mehrheit im neuen Reichstag erhalten kann, die — so sind wir überzeugt — jeder erhalten würde, der persönlich achtungswert und zur Wiederaufbauarbeit geeignet wäre, wenn er die Möglichkeit hätte, sich an das staatsbürgerliche Pflichtbewußtsein jedes einzelnen Abgeordneten zu wenden.

Es genügt nicht, diese unzulänglichen Zustände festzustellen, es gilt, aus ihrer Erkenntnis die praktischen Folgen zu ziehen. Das System der formalen

Demokratie, des Aufbaues der Regierung auf dem Willen der Parteien als solcher, ist überholt. Wir müssen neue Wege finden. Alle Parteien, alle Wahlwerber haben sich feierlich in zahllosen öffentlichen Versammlungen zu ehrlicher Wiederaufbau-Arbeit verpflichtet. Nun gut, man gebe ihnen dazu Gelegenheit. Man stelle an die Spitze unserer Reichsämter Männer von persönlicher Unantastbarkeit und sachlicher unbestrittener Eignung. Sie sollen dem Reichstage ihre Vorschläge machen und dann soll man abwarten, ob die Parteien und Abgeordneten den Mut finden, ihren Vorschlägen die Mehrheit zu verweigern. Wir glauben, daß die Parteien, die das täten, sich mindestens einer recht ernsten Kritik ihrer Wählerschaft aussetzen würden. Allerdings wäre Voraussetzung, daß alle Parteien dann einmal mindestens auf Zeit die Parteirücksichten zurückstellten und ihre Entscheidungen nur nach sachlichen Gesichtspunkten träfen. Es ist die Frage, ob sie dazu alle bereit sein werden. Stimmen wie die von Erwin Barth aus dem mehrheitssozialistischen Lager können dazu Mut machen. Aber was soll man dazu sagen, wenn das ‚Berliner Tageblatt' als Voraussetzung für die Mitarbeit der Deutschen Volkspartei verlangt, daß diese ein klares und restloses Bekenntnis zur republikanischen Staatsform abgibt? Mit Verlaub, handelt es sich heute darum?

Das deutsche Volk liegt schwer krank in Todesgefahr darnieder. Ist es angezeigt, in solchem Augenblick sich in erster Linie darum zu streiten, ob der Kranke nach seiner Genesung einen blauen oder einen roten Frack anziehen soll? Gewiß, wer heute mitarbeiten will, muß bereit sein, diese Arbeit auf der Grundlage der heutigen Verhältnisse, d. h. der Weimarer Verfassung zu leisten. Daneben aber ist es durchaus erlaubt, seinen Anschauungen treu zu bleiben, sich ihre Durchsetzung vorzubehalten für Zeiten, in denen die Frage dieser Durchsetzung akut werden wird. Aber heute die Zusammenarbeit an der Möglichkeit späterer Differenzen scheitern zu lassen, ist engherzige Dummheit oder politischer Wahnsinn."

* * *

Ohne Begeisterung haben sich diese Wahlen abgerollt, widerwillig, mechanisch, wie auf einer abgenützten Walze. Eine allgemeine Ernüchterung hat Platz gegriffen; in vielen hat sie sich bis zum Ekel gesteigert. „Wenn nun aber", schreibt Oberlandesgerichtsrat Dr. Morler im „Tag", „ein Volk sich die wählt, in deren Hände es sein Wohl und Wehe für Jahre legt, so bietet die Art, wie dies geschieht, den Gradmesser für die politische Reife dieses Volkes. Wir sind nie ein Volk der politischen Reife gewesen; einige wenige geschichtliche Vorgänge gegenteiliger Art ändern nichts an dem Gesamturteil. Und auch die hinter uns liegende schwere Zeit und die vor uns liegende düstere Zukunft haben uns das hohe Gut politischer Reife bis jetzt noch nicht bringen können. Drei Erscheinungen verdienen hier besondere Erwähnung: die Parteizersplitterung, die Wahlmüdigkeit und das Verharren weiter Kreise der Arbeiterschaft in einer völligen Opposition, im Versagen aufbauender Mitarbeit. Wie die innerpolitischen Verhältnisse seit dem November 1918 bei uns liegen, sollte es eigentlich eine Scheidung der Geister

in nur zwei große Heerlager geben, das eine das der Verfechter des christlichen Staatsgedankens, das andere das der Anhänger des materialistisch-sozialistischen Zukunftsstaates. Zwei solche geschlossene Kampffronten würden unser innerpolitisches Leben klären, würden auch nach und nach zwar nicht das Gegensätzliche mildern, aber dem politischen Kampfe etwas von seiner Schärfe nehmen. England und Amerika bieten uns hierfür Beispiele. — Statt dessen ist bei uns nicht nur die alte Parteizerrissenheit bestehen geblieben, nein, sie hat sich noch vermehrt. Nicht weniger als 17 Reichslisten sind eingereicht worden. Wenn sich auch so manche geschichtlichen, wirtschaftlichen und religiösen Gegensätze der bürgerlichen Parteien nicht ohne weiteres beseitigen lassen und die Bildung einer einheitlichen, geschlossenen Partei hindern, so muß es doch das Ziel aller bürgerlichen Parteien sein, in diesem Daseinskampfe unseres Volkes, unter Beiseitesetzen des Trennenden, das gemeinsame, große Ideal eines freien und befriedeten deutschen Vaterlandes, das Ideal eines nach christlichen Grundsätzen regierten Staates in einer geschlossenen Kampffront gegen die sozialistischen Gegner zu erstreben. — Eine weitere Erscheinung politischer Unreife ist die Wahlmüdigkeit. Mögen persönliche Verstimmung, allgemeiner Abscheu, Mutlosigkeit oder Gleichgültigkeit die Ursachen für die Wahlenthaltung so vieler gewesen sein, alle, die ohne zwingenden Grund ihrer Wahlpflicht nicht genügt haben, sind politisch unreife Menschen, haben sich an ihrem Volke versündigt. Ein tatenloses Beiseitestehen ist gleichbedeutend mit der eigenen politischen Bankerotterklärung. Eiserne Zeiten fordern auch eiserne Energie und Mut. — In dritter Linie ist das Verhalten weiter Arbeiterkreise aufs tiefste zu beklagen. Mit der Verfolgung ganz einseitiger Standesinteressen, mit einer scharfen Gegnerschaft gegen alle anderen Stände, mit dem Traum der Aufrichtung einer Klassenherrschaft, einer Zuchthausrepublik und, damit im Bunde, mit einem Versagen jeglicher Mitarbeit mit anderen Ständen läßt sich kein Staatswesen aufbauen. Und ist es durch Verbrechen, Zwang und Schrecken aufgerichtet, so bricht es, wie in Ungarn, nach kurzem Bestande und nach Vernichtung unersetzlicher Werte zusammen. Die Herrschaft der Gasse, der im Kriege bildungslos und autoritätslos herangewachsenen ungelernten Arbeiter, sie ist das traurigste Blatt in der Geschichte unseres innerpolitischen Lebens der letzten anderthalb Jahre."

Mit diesem im Kriege herangewachsenen, ungelernten Arbeiter, richtiger halbwüchsigen Arbeitsburschen, berührt der Verfasser einen der schlimmsten Schäden unseres Staats- und Gesellschaftslebens. Wir sind in der Tat dahin gekommen, daß diese Klasse einer völlig autoritäts-, kultur- und bildungslosen Arbeiterjugend in wichtigsten politischen und wirtschaftlichen Fragen geradezu entscheidend in Aktion tritt. Es wird so viel über die „Herrschaft der Straße" geklagt, man ist sich aber noch lange nicht klar genug darüber, daß diese Herrschaft wesentlich mit der Herrschaft eben jener zuchtlosen Arbeiterjugend identisch ist. Ein skandalöser, ein das ganze Volk lächerlich und verächtlich machender Zustand, aber er besteht und wird mit fatalistischer Ergebenheit hingenommen. Bei jedem Streik, jeder Aufruhrbewegung wiederholt sich das selbe Bild: nicht die älteren gelernten, die durch Lebenserfahrung gereiften Arbeiter bringen den Stein ins Rollen, geben

den Ausschlag, sondern die Rotten wüster, von gewissenlosen Führern aufgepeitschter junger Burschen, deren Mehrzahl eher in Fürsorgeerziehung oder sonst in eiserne Zucht und Lehre gehörten, als auf die politische Arena und gar an die Wahlurne!

Die Frage ist eine der wichtigsten, die es überhaupt für uns zu zwingen gibt. Sie ist aber unabtrennbar von der allgemeinen Frage der Arbeiteransammlungen in den Industriestädten, die mehr oder weniger alle ihren bestimmenden Einschlag von den Großstädten, in erster Reihe von Berlin, empfangen. Hier gewinnen wir auch den Punkt, von dem aus sich erst ein zutreffendes Urteil über die vielfach unrichtigen, weil nur von der Oberfläche gewonnenen Darstellungen der Absonderungsbestrebungen im Süden und Westen des Reiches möglich macht. Diese Bestrebungen, die seit der Revolution in die Erscheinung getreten sind, bedeuten in erster Linie nicht ein „Los vom Reiche", sondern ein „Los von Berlin". Ausgelöst sind sie durch die Kriegszeit, ihre tieferen Ursachen liegen aber, wie in einer sehr beachtenswerten Zuschrift aus unterrichteten süddeutschen Kreisen an die „Voss. Ztg." ausgeführt wird, teils in der Struktur des Reiches, teils sind sie in den letzten Jahren entstanden, aus Gedankengängen, die sich mit den Ursachen des Krieges und seines unglücklichen Ausganges auseinanderzusetzen suchen:

„Das Reich war vor der Revolution und ist auch heute noch nach Erlaß der Weimarer Verfassung trotz Streichung der Präsidialrechte in Preußen ein Einheitsstaat. Die Weimarer Verfassung und die nachfolgende Gesetzgebung haben Preußens formale Vormachtstellung und die Sonderrechte der vier größten Bundesstaaten beseitigt. Während nun aber in den letzten beiden Jahren Preußens materielle, geistige und politische Vormachtstellung durch die Zentralisation der Verwaltungs- und Wirtschaftsorgane des Reiches in Berlin erheblich gewachsen ist, hat man in Süddeutschland den Eindruck, erhebliche Opfer durch Preisgabe der Sonderrechte gebracht zu haben. Man hat das Empfinden, daß das Werk von Weimar eine Vergewaltigung des Eigenlebens der süddeutschen Staaten bedeutet. Bayern hätte sich im vorigen Jahre viel nachdrücklicher gegen manche Bestimmung der neuen Reichsverfassung gewehrt, wenn es nicht durch den Bürgerkrieg in jenen Monaten in seinen Grundfesten erschüttert worden wäre.

Diese psychologische Stimmung weitester Kreise der süddeutschen Bevölkerung begünstigt natürlich die Agitation der Separatisten. Die Separationsbestrebungen gehen von folgendem Gedankengange aus: Der Weltkrieg ist entstanden durch die rasche Industrialisierung Deutschlands und durch den Aufbau der Flotte. Diese beiden Faktoren mußten einen Kampf auf Leben und Tod mit England herbeiführen. Dieser Kampf ist für Deutschland ungünstig verlaufen, und der Friedensschluß hat dem Deutschen Reiche und der deutschen Wirtschaft die Voraussetzungen für diese Entwicklung genommen. Deutschlands Kolonialbesitz, seine ausländischen Geschäftsbeziehungen und sein Einfuhrkredit für Lebensmittel und Rohstoffe sind dahin. Der Wiederaufbau Deutschlands kann nur auf einer neuen Grundlage erfolgen, die geschaffen werden muß durch Einschränkung

der industriellen Erzeugung und Hebung der landwirtschaftlichen Produktion. Die Rückbildung Deutschlands zu einem vorwiegenden Bauernstaate mit einer Industrie, die nur die eigene Bedarfsdeckung zu bewältigen hat, ist ein zwangsläufiger Prozeß. Die Arbeitslosigkeit, der Rohstoffmangel und die Absatzstockungen sind Zeichen dafür, daß es nicht möglich sein wird, den alten Industriestaat Deutschland wieder aufzurichten. Diese Rückbildung führt naturgemäß zu heftigen wirtschaftlichen Konflikten mit der Arbeiterschaft, zu Putschen von links und zur weiteren Radikalisierung der Massen in den großen Industriestädten. Süddeutschland, aber ganz besonders Bayern, mit seiner verhältnismäßig schwachen Industrie braucht diesen Prozeß nicht durchzumachen. Die Alpenländer Österreichs, die nach den Forderungen der Separatisten an Bayern anzugliedern sind, haben eine ähnliche wirtschaftliche Struktur. Im Norden und Westen des Reiches wird der Rückbildungsprozeß nur unter sozialen Zersetzungserscheinungen vor sich gehen. Es erscheint daher zweckmäßig, Bayern, ‚das gesunde Bauernland', vom Reiche abzukapseln, damit im übrigen Deutschland das Feuer der wirtschaftlichen Revolution gewissermaßen in sich ausbrennen kann.

Diese Bestrebungen würden nicht gefährlich sein, wenn im Reiche die Neigung vorhanden wäre, ein viel größeres Maß von Selbstverwaltung an die Länder und innerhalb der Länder an die Provinzen und Gaue zuzugestehen und wenn nicht zu befürchten wäre, daß ausländische Einflüsse, die eine Auflösung Deutschlands in Kleinstaaten gern herbeiführen möchten, bei weiterer Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage des Reiches mit Erfolg ökonomische Lockmittel verwenden könnten.

Als Gegenmittel kommt in erster Linie die Berücksichtigung der kulturellen Eigenart der süd- und westdeutschen Gebiete in Betracht. Durch die Abschaffung der Dynastien sind diesen Ländern die wirtschaftlichen Grundlagen ihrer Kulturpflege zu einem großen Teile genommen worden. Es wäre überaus verkehrt, wenn das Reich, das nunmehr die Verantwortung für die Erfüllung dieser Aufgaben übernimmt, bestrebt sein sollte, alles zu vereinheitlichen und zu schematisieren. Die Vorgänge während der Kriegswirtschaft sind für jeden Kulturmenschen im Süden ein abschreckendes Beispiel, das ihn von Berlin das Schlimmste befürchten läßt. Das Reich muß unter allen Umständen vermeiden, in Schule, Universität, geistiges Leben und Kunst von Süd- und Westdeutschland hineinregieren zu wollen. Die Länder, die bis jetzt Kulturzentren waren, müssen vom Reiche Pauschalsummen erhalten, mit denen sie die Kulturpolitik zu treiben haben, die der Eigenart ihres Gebietes entspricht. Die politische Gemeinschaft der deutschen Stämme läßt sich nur aufbauen auf die liebevolle Förderung des geistigen Eigenlebens der Länder."

* * *

„Geistiges Eigenleben"! Das Wort löst die Frage aus, was von dem geistigen Eigenleben unseres Gesamtvolkes noch übrig bleiben wird. In der „Frankfurter

Zeitung" schreibt Dr. Kerschensteiner, der bekannte Schulfachmann, über „Demokratie und Bildung": Er nennt es dort oberflächlich, sei es der Demokratie, sei es der Monarchie größeren Bildungseifer oder größeres Bildungsverständnis von Haus aus zusprechen zu wollen. „Wir könnten", bemerkt die „Kreuzztg.", „Kerschensteiner selbst der Oberflächlichkeit zeihen, da aus seiner Begründung dieses Satzes hervorgeht, daß er Bildungseifer oder Bildungsverständnis mit Kultur gleichsetzt. Er meint beispielsweise, das demokratische Attika sei nach Solons Verfassung zu einer unerhörten Kulturblüte emporgestiegen, das kaiserliche Rom in wachsende Unkultur versunken. Ähnliche Beispiele führt er noch mehrere an. So darf man natürlich nicht argumentieren. Selbstverständlich ist die Staatsform niemals das einzig maßgebende Moment für die Höhe des Kulturstandes. Eine Negerrepublik wird ebenso durch Unkultur glänzen wie eine Negermonarchie. Und die Unkultur des späteren römischen Reiches dürfte doch wohl darauf zurückzuführen sein, daß sich durch den Aufstieg der Sklaven diejenigen Gesellschaftsschichten, die zur Übermittlung und Entwicklung der Kultur vornehmlich berufen sind, mehr und mehr aus kulturunfähigen Elementen zusammensetzten. Attika aber ist — darauf ist schon oft hingewiesen worden — nicht als Demokratie im heutigen Sinne anzusprechen, weil die Sklaven von jedem Mitreden in öffentlichen Angelegenheiten völlig ausgeschlossen waren. Das aber bedeutete dem Wesen nach eine aristokratische Staatsform.

Der Beweis, daß wirkliche Demokratien es zu Gipfelpunkten kultureller Entwicklung gebracht hätten, wie Aristokratien und Monarchien, ist bis heute nicht erbracht. Neben Attika nennt Kerschensteiner noch eine große Anzahl der demokratischen Staaten der nordamerikanischen Union. Aber er vermag ihnen auch nur nachzurühmen, daß sie ‚Bildungseinrichtungen' von einer Höhe aufzuweisen hätten, die wir Deutsche selbst in unserer besten Zeit sehr hoch hätten anerkennen müssen. Bildungseinrichtungen sind aber noch nicht ohne weiteres Kultur, ganz abgesehen davon, daß die Ansichten darüber, welche Bildungseinrichtungen wirklich auf der Höhe stehen und geeignet sind, kulturfördernd zu wirken, stark voneinander abweichen, gerade auch insofern, als man vom demokratischen Standpunkt an diese Frage herantritt oder nicht. Kerschensteiner freilich macht sich einen besonderen Begriff des demokratischen Gedankens zurecht. Er stellt nämlich neben die politische Form des demokratischen Gedankens die sittliche Form, die er umschreibt als ‚Achtung der geistigen, religiösen, sittlichen Freiheit jedes einzelnen und Anerkennung des sittlichen Geltungswillens jedes Mitmenschen'. Wir wüßten aber nicht, daß Menschen von nichtdemokratischer Gesinnung irgendwie gewillt wären, diese Achtung und Anerkennung zu versagen, müssen es also als gänzlich unberechtigt zurückweisen, durch Aufstellung dieser Forderungen gewissermaßen eine demokratische Domäne zu schaffen. Daß aber die politische Form des demokratischen Gedankens, wir können jetzt also ruhig sagen, der demokratische Gedanke, Gefahren für die Kultur in sich birgt, erkennt auch Kerschensteiner an. ‚Die politische Demokraie', so sagt er, ‚wurzelt zunächst im Machttrieb des „souveränen" Volkes, in dem Willen, das Geschick des eigenen Staates selbst in die Hand zu nehmen, ohne daß dieser Machttrieb mit einer tieferen Ein-

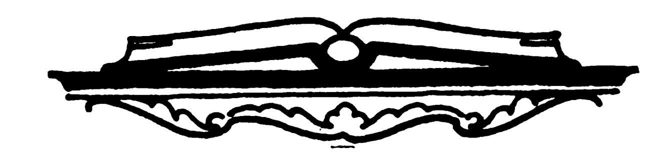
sicht in die Grenzen verbunden zu sein braucht, die aller Macht gesteckt sein müssen, wenn sie eine Kulturmacht sein oder werden will.' Es ist ihm ein ‚Zeichen kulturloser Demokratie, wenn ihr Machtwille die Fragen dieser Kultur zentralistisch und bis ins einzelne gehend uniform gestalten will, wenn sie zu einer Diktatur im Bildungswesen ausartet'. Man könne die Demokratien nicht genug ermahnen, wenigstens im Bildungswesen die Grenzen aller staatlichen Macht zu beachten. Es sei das Verhängnis der absoluten Macht, sich selbst zu erwürgen, indem sie psychologisch notwendig nach Allmacht strebe.

Kerschensteiner sieht also eine Bildungs- und Kulturgefahr im Zentralismus der Demokratie und ist aus diesem Grunde auch Gegner der Reichsschulkonferenz. Aber dieser Zentralismus ist nur einer der Gründe, aus dem die Demokratie der Kultur niemals zum Segen werden kann. Kerschensteiner sagt: ‚Das seit 1870 immer mehr demokratisch sich entwickelnde Deutschland (wie stimmt das zu der sonstigen demokratischen Phraseologie von der Autokratie des erst durch die Revolution beseitigten Obrigkeitsstaates?) steht heute vor der bangen Frage, ob mit dem Zusammenbruch des Reiches nicht auch der Zusammenbruch seiner Kultur besiegelt sei.' Das ist nicht übertrieben. Wer die Gefahr unterschätzen sollte, den verweisen wir auf Konrad Haenischs Schrift ‚Die Not der geistigen Arbeiter' (Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt). Erwähnt sei daraus, daß Geheimrat v. Harnack eine Arbeit ‚Die Vulgata des Hebräerbriefes', an der er mehr als ein halbes Jahr gearbeitet hat, nicht veröffentlichen kann, weil der Verleger noch einen Zuschuß von 3000 ℳ von ihm fordert. Wie sollen da die Werke von Gelehrten und Schriftstellern ohne Namen in Druck kommen? Woher aber schreibt sich das ganze Elend? Von der Überschätzung der Handarbeit gegenüber der geistigen. Haenisch teilt mit, daß ein Lehrer einer der ersten technischen Hochschulen ihm erklärt habe, daß er fest entschlossen sei, sich unter Ausnutzung seiner praktischen Ausbildung sein Brot als Maschinenschlosser oder Lokomotivführer zu verdienen, wenn nicht in allernächster Zeit eine gründliche Aufbesserung seines Einkommens erfolge. Und wenn er eine Familie zu ernähren hat, wird man ihm das wohl glauben. Die ‚Kölnische Zeitung' brachte kürzlich die Zuschrift eines Oberlehrers, der zufolge ein Arbeiter für das Abladen von Koks in den Gymnasialkeller in siebenstündiger Arbeitszeit 90 ℳ verlangt habe. An der Anstalt unterrichteten Oberlehrer, die mit allen Teuerungszulagen täglich 21,19 ℳ erhielten. Nach dem neuen Besoldungsgesetz erhöhe sich diese Summe auf 33,30 ℳ. In der ‚Post' teilte ein Altpensionär mit, daß seine Monatsbezüge der Wocheneinnahme eines Müllkutschers entsprächen. Diese hohen Löhne der Handarbeit aber haben zu jener Verteuerung des Lebens und zu jenen Fehlbeträgen der öffentlichen Körperschaften geführt, die die Not der gebildeten Klassen geschaffen haben und es jenen Körperschaften nicht mehr erlauben, ihre Kulturaufgaben zu erfüllen. In Frankfurt a. M. beantragt der Magistrat die Schließung der städtischen Irrenanstalten und in Berlin sieht man sich gezwungen, die tägliche Reinigung der Gemeindeschulen aufzugeben. Dabei will Haenisch sogar einen wichtigen

kulturellen Fortschritt darin sehen, daß die Handarbeiter durch die Revolution zur Macht gekommen seien. Beanstandenswert erscheint ihm nicht eine Unterwertung der geistigen Arbeit. Gerade dieser Ausspruch eines Mannes, der so deutlich die Schädigung der Kultur durch unsere heutigen Verhältnisse vor Augen hat, erscheint uns höchst bezeichnend für die Unfähigkeit der Demokratie, den wirklichen Ansprüchen der Kultur gerecht zu werden. Es ist bereits eine Preisgabe der Kultur, wenn man den Vorrang geistiger vor körperlicher Arbeit nicht mehr anerkennt. Schon aus dem einfachen Grunde, weil sich auch darum die besten Kräfte nicht zu minderbezahlten Stellen drängen werden. Ein Staat und eine Volkswirtschaft aber, die es nicht verstehen, ihre besten Köpfe auf die leitenden Stellen zu bringen, werden die Folgen einer solchen Torheit in Politik und Wirtschaft sehr bald zu spüren bekommen.

Daß die Demokratie auch innerhalb des geistigen Bereichs nach ihrem ganzen Wesen nur nivellierend wirken kann, darauf ist namentlich von Treitschke nachdrücklich hingewiesen worden. In der Demokratie, so meint er, könnten Talente über eine gewisse Höhe nicht steigen, das sei undemokratisch. Daß ein Mann wirklich glänze im geistigen Leben, werde nicht gern gesehen. Die freieren und tieferen Geister fänden da keinen Boden. Ebenso spricht Gustav Roethe es aus, daß die Demokratie für die Kultur nie etwas leisten werde, was dem der deutschen Höhe vergleichbar sei. Denn sie habe keine aufwärts lockenden Gipfel. Da die Mehrheit ihr Abgott sei, ziehe sie automatisch in die Tiefe.“

Wer den Dingen auf den Grund geht, auf den Beifall der herrschenden Modeströmungen ebenso verzichtet, wie das Wutgeheul der getroffenen Vielzuvielen nicht scheut, wird mit Lagarde zu dem bündigen logischen Schlußglied kommen: „Demokratie und Bildung schließen sich genau so aus, wie Demokratie und Freiheit.“





Die Dummheit der Mehrheitssozialisten

Ihre ganze Sorge war und ist, daß ihnen die Unabhängigen den Boden abgraben. Sie haben sich in die fixe Idee verrannt, daß sie den Unabhängigen an Radikalismus nichts nachgeben dürften, um sich selbst zu behaupten. Umgekehrt wurde ein Schuh daraus. Sie mußten mit dem Bürgertum in den Wahlkampf treten, sie konnten das, ohne ihre Grundsätze zu verleugnen, ebenso wie die Rechtsparteien sich nichts vergeben, wenn sie die letzten Forderungen ihrer Welt- und Staatsanschauung so lange zurückstellen, bis diese einige Aussicht auf gesetzliche Verwirklichung versprechen. Den Radikalismus der Unabhängigen und der auf deren Erbe schon lauernden Kommunisten oder Dadaisten können die Mehrheitssozialisten ja doch nicht überbieten. Aber sie konnten die Radikalen an die Wand drücken, als viel ansehnlichere Partei aus der Wahl hervorgehen, wenn sie den psychologischen Augenblick erkannten. Das Volk hat den rastlosen Radikalismus über, es läuft ihm nur noch nach, weil es auf der anderen Seite nichts Positives sieht. Die Mehrheitssozialisten haben das nicht begriffen, sie haben auch nicht begriffen, daß sie als regierende und verantwortliche Partei, durch ihre massenhafte Besetzung der Ämter mit Unfähigen nicht einen Streich gegen Rechts, sondern gegen sich selbst und zugunsten der Unabhängigen ausführten, indem sie dadurch nur die allgemeine Unzufriedenheit schürten und sich als regierungsunfähig erwiesen. Ihre parteitaktischen Tüfteleien liegen dem Volke nicht. Es denkt ganz primitiv: du hast die Regierungsgewalt, du bist schuld, wenn es uns nicht besser, nur immer schlechter geht.

Sicher: ein Schrei wahnsinniger Entrüstung wäre losgebrochen, wenn die Mehrheitssozialisten in Fühlung mit den Bürgerlichen, den „Rechtsparteien" in den Wahlkampf gezogen wären. Aber auch diese röteste Welle hätte sich verlaufen. Ungezählte reifere Arbeiter hätten sich die Frage vorgelegt, ob dabei nicht doch vielleicht endlich etwas Positives herausschaute. In zweifelhaften Wahlkreisen hätten die Bürgerlichen den Mehrheitssozialisten, die Mehrheitssozialisten den Bürgerlichen die Stimme gegeben. Der demokratischen Partei wäre nichts übrig geblieben als mitzumachen, wenn sie nicht völlig aufgerieben werden wollte. Das Ergebnis: die Phalanx einer Mehrheit, der gegenüber die Unabhängigen dann nur noch die Rolle politischer Desperados spielten, mit denen eine Regierung auf so breiter Grundlage kurzerhand fertig werden konnte. Die Mehrheitssozialisten hätten zwar auf die Phraseologie unerfüllbarer Verheißungen verzichten müssen, dafür aber eine Machtstellung als positive, aufbauende Partei gewonnen, die ihr in den gegebenen, wahrlich nicht eng gezogenen Grenzen nicht mehr streitig gemacht werden konnte. Also auch von ihrem eigenen Parteistandpunkte aus, nur eben etwas weiter als bis übermorgen, gesehen, hat sie dumm gehandelt, als sie den entgegengesetzten Weg einschlug. So kann man Zahlabend-Politik machen, aber nicht Staatspolitik.

Die Mehrheitssozialisten stehen jetzt vor der entscheidenden Frage, ob sie sich im Hexenkessel unfruchtbarer Negation und Opposition als Selbstzweck restlos einschmelzen lassen wollen, also aufhören, zu sein, oder

sich aus dem Niederbruche lebensfeindlicher Theorien auf den Boden naturgesetzlicher Entwicklung retten und auf ihm als reale Macht behaupten. Die Natur kennt aber nur organische Entwicklung. Wo immer auch die Fäden zerrissen scheinen oder werden, sie knüpfen doch immer wieder der eine an den anderen an. Von allen Dummheiten ist wohl die dümmste, naturgesetzliche Erfahrungstatsachen aus der Welt disputieren zu wollen. Gr.

*

Den Hals selbst auf der Block gelegt!

Wie in allen anderen „Waffenstillstands“- und „Friedensbedingungen“, so hat das deutsche Volk auch in den wirtschaftlichen „Wiedergutmachungen“ aus eigener angeborener Dienstbeflissenheit den Hals auf den Block gelegt, oder vielleicht richtiger: ist ihm von seinen selbsterwählten neuen Regierungs- und Vertrauensmännern aus Feigheit und Dummheit der Hals auf den Block gedrückt worden. Dumm bleibt nicht minder die schmachvolle, dazu vernichtend lächerliche Tatsache bestehen, daß sich die „Masse“ zu dieser widernatürlichen Handlung willig und mit der ganzen Beflissenheit der geborenen Lakaienseele hergegeben hat.

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ gibt ausführlich den Inhalt der Unterredung wieder, welche Clemenceau mit Alfred Capus gehabt hat. Clemenceau spricht darin auch über die Meinungskämpfe der derzeitigen Pariser Konferenz hinsichtlich der Höhe der Summe, welche man von Deutschland würde abpressen können, und macht die wichtige und hoffentlich in Deutschland Aufsehen erregende Feststellung:

Großbritannien und die Vereinigten Staaten hätten die Auffassung vertreten, Deutschland würde alles in allem fähig sein, eine Summe von 75 Milliarden zu zahlen. Sie seien in dieser Auffassung fest gewesen, aber schließlich habe Frankreich doch die Bestimmungen des Friedensvertrages von Versailles durchgesetzt, von denen man jetzt in London wieder abgekommen sei.

Um die gleiche Zeit, als in Paris die Vertreter der Vereinigten Staaten und Großbritanniens ihre Ansicht durchzusetzen versuchten, dem Deutschen Reiche insgesamt 75 Milliarden aufzuerlegen — was übrigens auch noch viel zu hoch gewesen wäre —, um die gleiche Zeit, stellt die „D. T.“ fest, machte die deutsche Regierung ihr Angebot von hundert Miliarden. Man kann sich den französischen Triumph vorstellen, mit dem man in Paris den angelsächsischen Freunden gesagt hat: da seht ihr, die Deutschen selbst geben ihre Leistungsfähigkeit viel höher an, als ihr, und werden sie dabei in Wirklichkeit sicher noch viel zu niedrig angegeben haben.

Der deutsche Vorschlag stellt sich mithin als ein Fehler dar, welcher noch größer gewesen ist, als wir angenommen hatten. Wie unergründlich ist aber die Weisheit, wie klar und weitschauend der staatsmännische Blick des „Vorwärts“, der vor wenigen Tagen noch, nach Verlauf eines ganzen Jahres des wirtschaftlichen Niederganges und der inneren Zerrüttung, erklärt: Der Betrag von hundert Milliarden entspreche der deutschen Leistungsfähigkeit!

*

Der Kampf gegen die Natur

Welches ist der eigentliche Grund zu dem Fiasko der Sozialdemokratie? Die „Südd. Ztg.“ antwortet: Zweierlei. Der praktische Blick für die Kraft aller rein menschlichen Eigenschaften, abgesehen von den Parteiinstinkten (die man allerdings meisterhaft beherrscht), und die Herrschaft einer Klasse, die seit Jahren von ihren Führern aus ihrem Heimatboden entwurzelt, jede Bodenständigkeit verloren hat.

Die Sozialdemokratie rechnet nicht mit der angeborenen Liebe des Menschen zu seinem Eigentum, mit seiner unzerstörbaren Anhänglichkeit an all die Dinge, die er sich erworben hat und die ihn umgeben. Sie vergißt, daß der Mensch die Eigenschaft hat,

sein Eigentum zu verteidigen gegen äußere Eingriffe, daß mithin der Keim zum Mißtrauen gegen andere Völker bereits im Gartenzaun liegt, der sein Grundstück vom Nachbarn trennt. Dies ist eine Eigenschaft, meinetwegen eine Schwäche, welche in der Tatsache begründet ist, daß der Mensch eben nicht vollkommen ist, sondern von der Materie abhängt. Diese Schwäche aber wird zur sittlichen Kraft, denn sie trägt neben der zwingenden Gewalt des Blutes nicht das Wenigste zum Bestand und Zusammenhalt der Familie bei. Aus den einzelnen Familien aber setzt sich die große Familie des Volkes zusammen, die wir in ihrer organischen Gliederung eben Nationalstaat nennen. Wer diesen, auf der menschlichen Natur begründeten Organismus durch internationale Ideen zerbrechen will, der wird immer daran scheitern und scheitern müssen, daß der Mensch seiner eigenen Natur unterworfen ist und allem Unnatürlichen je stärkeren Widerstand entgegensetzt, je mehr er davon bedrängt wird.

Eng damit zusammen hängt die auf jahrhundertelange Gewohnheit beruhende Einwurzelung des Menschen in seine Heimat. Durch Blutsverwandtschaft, gleiche Lebensbedingungen und infolgedessen gleiche Lebensgewohnheiten, ferner durch ewigen Kampf um die Gunst des ihnen anvertrauten Fleckchens Erde oder von ihnen erlernten Berufes webt sich ein Band zwischen Land und Menschen, die sich eins fühlen und häufig in ihrem Charakter auch zur Einheit werden. Dieses Band zu erhalten und zu verteidigen gegen fremdes Eindringen, ihm neue Lebenssäfte zuzuführen, wird dem Menschen zur Natur. Wir nennen es Bodenständigkeit und Nationalgefühl.

Und dieses Stück menschlichen Wesens mit List und Tücke auszumerzen, sind diejenigen, welche das deutsche Volk zurzeit führen wollen, seit langem bemüht. Der Erfolg ist die völlige innere Haltlosigkeit unseres Volkes, wie sie sich in immer erschreckenderem Maße zeigt, ist die Unmöglichkeit, Völkern mit so ausgeprägtem Nationalgefühl, wie dem englischen und französischen, politisch mit Erfolg begegnen zu können. Die beste Kraft des deutschen Volkes wird im Kampf mit fruchtlosen und unnatürlichen Ideen vergeudet und erschöpft.

*

Der wahre Sozialismus

Die Sozialdemokratie macht für ihre Mißerfolge der praktischen Handhabung der Regierung stets die Ungunst der Zeit verantwortlich, statt den Hauptteil der Schuld bei der eigenen Unfähigkeit zu suchen. Denn darauf, wie man es anfaßt, kommt es doch schließlich am meisten an. Wenn der Sozialdemokrat Eduard Bernstein den Arbeitern bei dem traurigen Zustand der Dinge keinen andern Rat zu geben weiß, als den auszuwandern, so liegt darin ein Eingeständnis völliger Hilflosigkeit dem Problem überhaupt gegenüber. Und auch dann fehlt noch immer die Erklärung dafür, wie die selbe Partei, die dem Deutschen die Auswanderung anempfiehlt, es mit diesem Ratschlag in Einklang bringen kann, wenn auf ihr Betreiben hin dem Zustrom östlicher Elemente keinerlei Schranken entgegengesetzt werden. Nun weiß es der Arbeiter: er soll auswandern. Der Jude hat's nicht nötig. Im Gegenteil: der soll einwandern. — —

Als Friedrich der Große seine großzügige Kolonisation unter womöglich noch trostloseren Verhältnissen vornahm als wir sie heute haben, gab er seinen Untertanen nicht den Rat: nun müßt ihr eben auswandern. Er zog vielmehr noch wertvolle Arbeitskräfte aus dem Ausland heran — freilich keine Galizier. Er öffnete, mit Recht erinnert die „D. T." daran, den Baubedürftigen die unerschöpflichen Baustoffe der Staatsforsten, der Steinbrüche, der Lehmgruben, die Auen zur Werbung von Schilfdächern, und als wie heute, die Nägel zu teuer waren zum Zaunbau, ließ er die Ansiedler lehren, wie man Zäune aus Stangen und Weidenruten bindet. Und er begabte die Ansiedler mit Weidegerechtigkeiten, mit Anteil an Nutz- und Brennholz und machte so das Kapital der

Staatsländereien, dieser großen nationalen Allmende, dem Wiederaufstieg seines Volks unmittelbar nutzbar, statt, wie es unter einem sozialdemokratischen Minister geschah, die unersetzlichen Baustoffe gegen wertlose Papierscheine an Großspekulanten und in das Ausland zu verschachern, während viele Tausende von jungen deutschen Brautpaaren nur darum nicht heiraten können, weil sie keine Wohnstätte finden.

*

Unterstützt die deutsche Auslandspresse

Tatkräftige Beherzigung verdient eine Mahnung, die Heny Schoper im „Tag" an die berufenen reichsdeutschen Stellen richtet:

Während die deutsche Presse in Nordamerika noch immer unter dem Druck von Ausnahmegesetzen steht, zeigen die südamerikanischen Blätter, wie auch die in Mexiko, ein sehr erfreuliches Bild, obgleich sie z. B. in Brasilien lange Zeit verboten waren, haben sie sich schnell wieder erholt, und es ist geradezu ein reiner Genuß zu sehen, eine wie selbstbewußte, hoffnungsfreudige Sprache aus ihnen herausklingt. Einen Mangel bemerkt jedoch der aufmerksame Leser: Die Unterrichtung über deutsche Dinge läßt noch sehr zu wünschen übrig. Drahtliche Nachrichten erhalten sie nur von den ehemals feindlichen Nachrichten-Agenturen, die deutsche Dinge nur im Zerrspiegel sehen. Nichtigkeiten, wie die Meldung, daß die Seine um 15 Zentimeter gefallen ist, finden sich als wichtigste Meldung an der Spitze der „Letzten Nachrichten". Die deutsche Presse muß sich in Ermangelung anderer Nachrichten sogar zum Verbreiter deutschfeindlicher Tendenzmeldungen, wie solcher über den Abschluß eines deutsch-türkischen Bündnisses, oder der Behauptung, daß der Militarismus bei uns wieder sein drohendes Haupt erhebe, machen. Hier wird sich nicht eher eine Besserung erzielen lassen, als bis unsere diplomatischen Vertretungen wieder drüben errichtet und die drahtlosen Stationen für Pressenachrichten freigegeben sind. Jetzt schon ließe sich aber eine Besserung dadurch erzielen, daß die deutschsprachige Presse des Auslandes mit schriftlichen oder gedruckten Unterlagen versehen wird. Hier bietet sich ein reiches Arbeitsfeld für das Deutsche Ausland-Institut und den Verein für das Deutschtum im Auslande, deren jetzige Pressekorrespondenzen durchweg nur Nachrichten aus dem Auslande, die für das Inland bestimmt sind, verbreiten. Auch sollten unsere großen Tageszeitungen aller politischen Richtungen einen Tauschverkehr mit den überseeischen Kolleginnen anbahnen, der gewiß beiderseitig reichen Nutzen stiften würde.

*

Kannibalenwirtschaft

Dr. E. Jenny prägt dieses Wort in der „T. R.": „Die Preise blähen sich unter der Wirkung der hitzigen Nachfrage zu unermeßlichen Beträgen. Und um sie erschwingen zu können, schrauben alle in hitzigem Wettkampf ihre Geldansprüche hinauf. Löhne, Gehälter übersteigern sich. Der Staat aber schmeißt durch eine unsinnige Steuer- und Währungspolitik ungemessene Kapitalien in den Verbrauch, die er aus der gütererzeugenden Wirtschaft absaugt. Die Einzelwirtschaften werden dadurch verkrüppelt und gehen erst recht in ihrer Produktionsfähigkeit zurück.

Was ist das Endergebnis? Ein ungeheurer, unüberbrückbarer Abstand zwischen Verbrauch und Erzeugung. Jedweder Maßhalten ist dahin. Da die zum Verzehr bereitstehende Gütermenge eine gegebene Größe ist, die nominelle Kaufkraft des einzelnen sich durch die zu schwindelhafter Höhe emporschnellenden Löhne steigert, so ‚langt' die Decke nicht mehr. Was bedeutet es unter solchen Umständen, wenn durch Streik oder sonstige Gewalt sich irgendeine Arbeiterkategorie oder Unternehmerschicht höhere Gewinne erpreßt? Nichts anderes, als daß diese Gruppe einer anderen noch rasch die Nahrung vor der Nase wegschnappt, bis dann auch die übrigen mit ihren er-

zwungenen Bezügen wieder zu dem gleichen Niveau ausgeholt haben. Von da ab stehen sie sich wieder gleich — um ehestens den fruchtlosen Wettkampf von neuem zu beginnen. Die Volkswirtschaft wird zum Faß der Danaiden!

Dabei werden alle Reserven in den Verbrauch geworfen und aufgezehrt. Letzthin heißt dies nichts anderes, als daß einer den anderen auffrißt! Eine Kannibalenwirtschaft in gigantischem Ausmaß.

Dieses Sichselbstaufzehren bei lebendigem Leibe geht mit jedem einzigen vor sich. Jeder wirkt bei dem allgemeinen Prozesse mit. Zumal in einer Zeit, da die Arbeitsunlust steigt und jeder darauf bedacht ist, möglichst wenig zu leisten bei möglichst hohem Entgelt. Jeder einzige schafft solchergestalt Minderwerte, die er aus der Gesamtheit herauszupressen sucht. Denn nichts anderes ist es als ein Leben auf Kosten der Allgemeinheit, wenn jemand für 20 Mark Werte erzeugt, aber 30 Mark Lohn einkassiert und sich für diese Summe Verbrauchsgüter aus dem Markte holt. Ein Parasitentum ohnegleichen nimmt überhand! Jeder sucht von anderen zu zehren — richtiges Kannibalentum, nur daß sich die Menschen nicht mit Fleisch und Bein vertilgen, sondern langsam die Lebenssäfte aussaugen."

*

„Diktatur des Proletariats"

Was unter diesem Schlagworte zu verstehen ist, bleibt nebelhaft verschwommen. De facto, berichtet ein Mitte Februar aus Sowjetrußland geflüchteter Deutscher, herrscht eine kleine auserwählte Schar über die Masse der Arbeitenden, versklavt sie und proklamiert für sich eine Ausnahmestellung in jeder Hinsicht. Nicht nur der neue Zar Lenin wohnt im alten Kreml in Moskau von seinen Leibtrabanten geschützt, nicht nur Trotzki fährt im alten Kaiserzug immer auf Reisen und darum gesichert; nicht nur der Führer der Petersburger Kommune Sinowjew mußte eine Entfettungskur durchmachen, da seine drei Köche ihn mit unkommunistischen Ausnahmesachen überfüttert hatten. (Den einen Koch lernte ich kennen, einen Spanier. Als ich ihn fragte, warum er eigentlich im chaotischen Petersburg bleibe, gab er mir die Antwort: es gehe ihm sehr gut, er könne sich täglich viel Provision nach Hause schleppen!) Wie das Haupt, so die Glieder. Nach dem Vorbild der Großen Kommunisten sucht sich jeder Kommissar eine Ausnahmestellung zu verschaffen. Von Machtgier getrieben wird der eine, von unersättlicher Gier nach Wohlstand, nach Geld, nach einem Sichauslebenkönnen der andere. Während die Arbeiter des Hafens (tausend Mann mit allen Angestellten) nur mit äußerster Mühe vom Kommissar des Petrokomprod (des Zentralkommissariats für Lebensmittelbeschaffung der Stadt Petersburg) ein Mandat für Kartoffeleinfuhr aus dem Süden erhalten konnten, unterschrieb derselbe Kommissar in meiner Gegenwart ein Papier, auf welchem eilige (speschno) Lieferungen von Butter und Kaviar nach Smolny (Sinowjews Sitz) anbefohlen wurde!

*

Zweierlei Maß

Unduldsamkeit dem Andersdenkenden gegenüber wird im geistigen Kampf immer mehr zur Regel. Es soll gewiß keinem verübelt werden, wenn er seine Meinung mit allen nur verfügbaren Kräften verficht. Unfair aber ist es, dem Gegner das Recht auf den Gebrauch einer Waffe abzusprechen, deren man sich selbst mit unverwüstlicher Ausdauer bedient.

Ein solches kommentwidriges Verhalten legt der Literarische Jahresbericht des Dürerbundes 1919/20 an den Tag. Dort wird in einer Besprechung von Schemanns „Paul de Lagarde" gegen den Verfasser folgender Ausfall gemacht: „Peinlich berühren darin die ganz überflüssigen zeitpolitischen Einschübe. Sollte ein Gelehrter dergleichen schon aus Selbstachtung meiden, so liegt dieser Fall doppelt bös, denn Schemanns Urteil ist kindlich, nichtsdestoweniger aber schimpft und berserkert er so gehässig und so niedrig, daß der alte Thersites daneben

als ein einsichtiger Edelmann erscheint." Das heißt also mit anderen Worten, ein Gelehrter vom Range Schemanns habe sich jedes selbständigen Urteils zu enthalten, weil dadurch die Gegenpartei verletzt werden könnte. In demselben Literarischen Jahresbericht des Dürerbundes wird nun dem Professor Nikolai, der sich durch seine Fahnenflucht einen traurigen Ruhm erworben hat, in folgender Weise das Lob gesungen: „Wider die Verfolgung der Sozialisten, Pazifisten, Selbständigen in Deutschland durch Schutzhaft, Einziehung, Einsperrung, Mundtotmachen usw. richtet sich Nikolais ‚Warum ich aus Deutschland ging', eine lautere und trotz allem Persönlichen sachlich wirkende Schrift."

Also was Herrn Nikolai, dem Pazifisten, recht ist, das ist Schemann, dem Verfechter des nationalen Gedankens, keineswegs billig — nach diesem gelinde ausgedrückt, erstaunlich einseitigen Verfahren wird im Organ des Dürerbundes Kritik betrieben. Das „Zweierlei Maß" sans gêne zum obersten Grundsatz erhoben, wahrlich ein herzerquickendes Schauspiel! Ganz im Einklang damit steht es, wenn auf den 275 Seiten des Jahresberichts unendlich viele wenig bedeutende Schriften — die pazifistischen natürlich vollzählig — besprochen werden, die Erinnerungen von Tirpitz und Ludendorff aber überhaupt nicht zur Erwähnung gelangen, obwohl die literarische Bedeutung beider Werke auch von dem ehrlichen politischen Gegner nicht bestritten wird.

*

Deutschen-Ekel, nicht Deutschen-Haß

Unter diesem Stichwort schreibt ein Leser an die „T. R.":

„Anläßlich der Gerichtsverhandlung über die bekannten Vorgänge im Hotel Adlon sagte mir ein Franzose (in wörtlicher Übersetzung):

‚Ich verstehe, daß diese Leute ‚Deutschland, Deutschland über alles!' spielen lassen, um uns Franzosen anzu . . . öden — aber ich verstehe nicht die Mentalität jener Musiker, die neulich in einem Kaffee am Kurfürstendamm einen Marsch zur Ehre von Foch, Joffre und Clemenceau spielten, offenbar in der Meinung, mir und einigen Landsleuten zu schmeicheln!'

Das ist die höfliche Umschreibung einer Empfindung, deren sinngemäße Wiedergabe lauten würde: ‚Ist das ein Gesindel!!!'

Obwohl ich — leider!!! — nur zu gut weiß, daß im Punkte nationaler Würdelosigkeit, nationaler Gesindelei in Deutschland — und nur in Deutschland! — alles möglich ist, machte ich einige Versuche, die Bedeutung des Vorfalls als harmloser festzustellen. ‚Vielleicht hätten die Musiker die Bedeutung des Musikstücks nicht gekannt?' Aber ich kam vom Regen in die Traufe. Der Franzose hatte sich die Notenblätter genauer angesehen — sie enthielten auch den vollen Text! Und im übrigen hatten auch die überfreundlichen Mienen der Musiker eine ganz unmißverständliche Sprache gesprochen. Ich erkundigte mich nach dem Tage des Vorfalls — es war der 8. April gewesen —, der Tag, an dem gerade die Besetzung von Frankfurt a. M. und die Erschießung mehrerer Deutschen bekannt geworden war ...

Und ich schwieg — denn ich konnte mir nur sagen, was der Franzose sich dachte und empfand: ‚Ist das ein Gesindel!!!'

Ich hatte es mir schon oft gesagt, schon oft gedacht und empfunden — nicht erst zur Kriegszeit. Schon Jahre vor dem Kriege war ich mir darüber klar, daß das Gefühl der Abneigung gegen uns Deutsche nicht, wie man hierzulande annahm, Deutschen-Haß war, sondern Deutschen-Ekel! — Und alle tiefsinnigen Untersuchungen über die Ursachen des Deutschen-Hasses waren daher a priori zu Unsinn verdammt.

Schon zu Friedenszeiten erregten unsere ewigen Anbiederungsversuche Ungeduld und Jucken — wie Ungeziefer. Im Kriege wuchs diese Empfindung bis zum Ekel! — Und alle die Anbiederungsversuche unserer Verständigungsfimmler, Friedenspsychofatzken und Immer-feste-druff-mits-Friedensangebot-Wüteriche hatten nur den einen Erfolg: ‚Ist

das ein Gesindel!!! — Wüteriche gegen das eigene Volk!'

Der Ekel vor diesen Deutschen hielt unsere Feinde zusammen und aufrecht."

*

Von Ems nach Spaa

In der sozialdemokratischen Parteiliteratur hat immer wieder die Emser Depesche, die heute 50 Jahre zurückliegt, herhalten müssen, um die Bismarcksche Politik herabzusetzen und Bismarck als den kriegswütigen Barbaren hinzustellen, der über den Kopf seines königlichen Herrn hinweg durch bewußte Herausforderung das in seiner Ehre verletzte Frankreich zum Losschlagen reizte. Die klägliche Geschichtsklitterung, die in einer solchen Deutung der Emser Vorgänge enthalten ist, liegt für jeden zutage, der nicht die Brille einer pazifistisch umnebelten Partei auf der Nase trägt. In Wirklichkeit ist die Emser Depesche ein Meisterstück der Diplomatie. Durch sie wurde der absolut unvermeidliche, mit geradezu mathematischer Sicherheit zu erwartende Krieg mit Frankreich in dem für Deutschland günstigsten Augenblick und unter solchen Voraussetzungen zum Ausbruch gebracht, daß die gesamte moralische Stoßkraft der Nation wie mit einem Schlage mobilisiert war. Es ist eine völlig haltlose Konstruktion, zu behaupten, daß Bismarck die spanische Thronfolgefrage aufgerollt habe, um Frankreich in den Krieg zu treiben. Wenn aber Bismarck, dem der König ausdrücklich freie Hand gelassen, die demütigende Zumutung Benedettis nicht ruhig einstrich, sondern den gewiß nicht unwillkommenen Anlaß benutzte, um der gallischen Dreistigkeit den sehr verdienten und wohlgezielten Backenstreich zu versetzen, so war das sein gutes staatsmännisches Recht, gegen das sich selbst vom Standpunkt der Ethik nichts einwenden läßt. Man wird allen Versuchen, diesen genialen Schachzug Bismarcks abzuschwächen, Moltkes Worte entgegenhalten dürfen, als er die unredigierte königliche Depesche gelesen hatte: „Vorhin klang es wie Chamade, jetzt wie eine Fanfare."

Die Tonart Bismarckscher Kundgebungen und Aktenstücke ist in der späteren deutschen Politik gern nachgeahmt worden, und diese Stilübungen einer epigonenhaften Zeit schlugen uns zum Unheil aus, weil der großen Geste die kleinliche Handlung gegenüberstand. Das kräftige Wort wurde zur hohlen Phrase, hinter der sich die Schwäche verbarg. Der protzige Talmiglanz eines wohlfeilen Kraftmeiertums war zu augenfällig, als daß sich die Welt durch ihn hätte bestechen lassen ... Seit den Tagen der Republik ist das Echte zugleich mit dem Unechten zur Türe herausgefegt. Man will nichts wissen von der Lehre der Geschichte, daß der Besiegte durch würdiges und bestimmtes Auftreten, durch Festigkeit und zähen Widerstand meist mehr erreicht, als wenn er demütig den Nacken noch um einige Grade tiefer krümmt als selbst der traurige Stand der Dinge es erfordert. Wo Bismarcks starke Hand den Kiel führte, wird heute schablonenmäßig Note auf Note angefertigt. Noch nie hat eine deutsche Regierung so viel Noten in die Welt geschickt und noch nie so saftlose und langweilige. Ist das der neue Stil? Werden wir so ausgerüstet den schweren Gang nach Spaa — wenn es überhaupt dazu kommen sollte — antreten? Oder wird uns wenigstens das erspart bleiben, daß wir unser Geschick in die Hände von Leuten gelegt sehen, deren Gesichtsfeld nicht hinausreicht über das eines Parteisekretärs oder Gewerkschaftsbeamten?

Von Ems nach Spaa — eine weite Strecke. Und doch nur 50 Jahre!

*

Musjöh Poincaree und Schiller

Die Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans durch den Papst wurde in Frankreich von den Radikalen wie in England von den Geschichtskundigen, anstatt nach Verdienst bespöttelt zu werden, mit feierlichem Ernst hingenommen. Niemand hat es gewagt, an Voltaire und seine üble „Pucelle d'Orleans" zu erinnern. Als Schiller seine „Jungfrau von Orleans" veröffentlichte, klagte die Stael, daß kein französischer Dramatiker den dankbaren und nationalen Stoff

behandelt habe. Anläßlich der Heiligsprechung beschäftigte sich auch Musjöh Poincaree, der frühere Präsident der Republik, einer der eifrigsten Kriegsschürer, im Pariser „Matin“ mit Schillers Trauerspiel, doch nur, um daran zu mäkeln. So nannte er die Herzensneigung der Jungfrau zu Lionel eine Lästerung, und meinte, kein Engländer würde es gewagt haben, eine solche Lästerung auszusprechen. Sollte Musjöh Poincaree nicht wissen, daß in Shakespeares Heinrich VI. die Jungfrau von Orleans als Hexe auftritt? Für Shakespeare, der die Jungfrau von Orleans so schlecht behandelte, und für Voltaire, der sie in unsagbarer Weise beschimpfte, fand Musjöh Poincaree kein Wort des Tadels, nur an Schiller, der sich durch sein Trauerspiel Anspruch auf Frankreichs Dank erworben hatte, versucht er seinen dürftigen Witz.

P. D.

*

Kein Vertrauen mehr zum deutschen Arbeiter!

Es ist eine leider nicht bestreitbare Tatsache, daß die deutsche Industrie in immer wachsendem Maße die Erfahrung machen muß, daß ihr die Aufträge des Auslandes entgehen, weil man dort kein Vertrauen mehr zu einer Gesundung unserer deutschen Verhältnisse fassen kann. Erwartete Aufträge bleiben aus, ja frühere Bestellungen werden zurückgezogen, weil bei den Zuständen in dem Deutschland von heute unsere Betriebe nicht wettbewerbs- oder überhaupt nicht lieferungsfähig sind und man im Auslande keine Hoffnung mehr hat, daß sich die Lage der deutschen Industrie in absehbarer Zeit bessern werde.

Bezeichnend dafür, worin man im Auslande den Haupthinderungsgrund für die Gesundung unserer Verhältnisse sieht, ist ein Schreiben, das von dem finnländischen Vertreter eines der bedeutendsten industriellen Werke im rheinisch-westfälischen Industriegebiet an die deutsche Firma gerichtet ist. Es heißt darin: „Ich gehe nicht zu weit, wenn ich sage, daß man allgemein und auch dort das Vertrauen zur deutschen Industrie — zum mindesten, was die nähere Zukunft betrifft — absolut verloren hat.“ Eine Zeitlang habe man sich wohl damit getröstet, daß die Krisis in Deutschland vorübergehen werde. Aber, so fährt das Schreiben fort: „Die jüngsten Ereignisse in Deutschland haben auch die Mutigsten in Finnland fast durchgehend mutlos gemacht. Das unerschütterliche Vertrauen zur Vernunft und Arbeit des deutschen Arbeiters ist dahin. Man glaubt nicht mehr an die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie und die Innehaltung der von hier gegebenen Versprechungen. Bestärkt wird man hierin noch in der Erkenntnis, daß mit einem Wechsel der augenblicklichen deutschen Regierung, die als eine Versammlung unfähigster Dilettanten betrachtet wird, bis auf weiteres nicht gerechnet werden kann.“

*

Schablonen, Dogmen und Attrappen

Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.“: „Journalistische Verständnis- und Bedenkenlosigkeit ist in Deutschland leider nicht weniger verbreitet, als die Ideenlosigkeit der Parteien, und die unpolitische Gesinnung des Volkes. Die deutsche Politik erschöpft sich in persönlichen Zänkereien, in Enthüllungen, in Protesten und in verallgemeinernden Schlagworten. An die Stelle positiver Ziele treten Schablonen, Dogmen und Attrappen. Wer in Deutschland eingeschriebenes Mitglied einer Partei ist, der denkt in Verallgemeinerungen. Je nach seiner parteipolitischen Einpeitschung sind die Alldeutschen, die Militaristen, die Juden, die Antisemiten, die Bolschewisten, die Schwerindustrie, die Kriegshetzer, die Händler entweder jeden Abscheus würdige Gruppen, deren Einzelmitgliedern auch die gemeinste Schandtat zuzutrauen ist, oder schätzenswerte Gemeinschaften, aus deren Mitte auch nicht ein einzelner den geringsten ‚Fleck auf der Ehr“ aufzuweisen hat.“

*

Der Graf im Bart

Sagen wir: 1902. Die Welt sah noch rosig aus. Herrn von Bülows glänzender Scheitel schwebte leuchtend über dem Reichskanzlersitz im Reichstage und die vorbildliche Gepflegtheit der beiden Haarhälften seines Hauptes teilte die M. d. R. gewissermaßen sinnfällig in weiße und schwarze Schafe. Die Schwarzen führte der starke Widder Bebel, der, trotz grauen Haares, löwenmähnig den jungen Lenz des marxistischen Sozialismus zu verewigen schien.

Die Butter kostete 1,40 M.

Doch war es letzten Endes damals wie heute: Die Opposition hielt die Regierung für mehrenteils sogar noch böswillige Trottel, und die Minister sahen in den Minderheiten häßliche und lästige Erscheinungen einer unbelehrbaren Welt.

Wehe über den homo politicus!

Es saß aber einer damals auf der Ministerrampe, der Menschen menschlich sah, wie man es selten zu finden gewöhnt ist. Und der deshalb — ein noch größeres Wunder! — jederzeit auch die Gegner achtungsvoll und aufmerksam auf ihre Sitzflächen zwang.

Es war der Staatssekretär des Innern Graf von Posadowsky-Wehner. Nach seinem würdig-beruhigenden Äußern genannt: der Graf im Bart, nach seiner Leistung und seinem Wesen genannt: der Staatssekretär für Sozialpolitik. Erhob er sich zum Sprechen, den Bleistift des unermüdlichen Arbeiters in kurzen, klärenden Stößen in das wirre Knäuel seiner unendlichen, bunten Zuständigkeiten bohrend, so ging ein fruchtbarer Strom der Sachlichkeit durch das Haus. Ein Vorbild einer vorbildlichen, jetzt wohl ausgestorbenen Art deutscher Staatsleiter: der juristisch gebildete hohe Beamte ohne Assessorismus, der wissenschaftliche Arbeiter ohne lebensfremde Verblindung, der bis ins innerste pflichttreue Charakter, der sich Bürde auf Bürde überwälzen läßt und durch jede neue Last nur arbeitsfreudiger und bis zur Erstaunlichkeit sachkundiger und sachfähiger wird.

So geartet, focht Graf Posadowski, der am 3. Juni sein 75. Lebensjahr vollendet hat, für Sozialpolitik und gegen Sozialismus, grub sich mit unbeirrbarer Parteilosigkeit in den tausendfach verschlungenen Entwicklungsgang des Arbeiterrechts und stand auf der aufgetürmten Schanze der leidenschaftlichen Kämpfe um den Zolltarif von 1902.

In den letzten fünfundzwanzig Jahren hat kaum ein Staatsbeamter für sein Volk so gearbeitet wie dieser milde und altpreußisch-überlieferungstreue Schlesier — keiner auch so wenig äußerlich sichtbaren Dank davon getragen.

Graf Posadowsky schied 1907 aus dem Staatsdienst, als Bethmann Hollweg anfing, sich allzu eifrig in die Untersuchung der „Homogenität“ seiner politischen Mitarbeiterschaft zu versenken ...

Vom umgrünten Naumburg sah der Graf dann als Dombechant den Rutsch zur inneren Zersetzung Deutschlands und zum Weltkrieg mit an. Aber seit 1912 steht er, seit langem nun schon im weißen Bart, als M. d. R., als Mitglied der Nationalversammlung und hoffentlich auch des neuen Reichstages im parlamentarischen Wiederaufbaukampfe.

Eine zart-rosa gefärbte Ente wollte ihn kürzlich politisch einsargen. Aber Graf Posadowsky hat diesem Vogel deutlich abgewinkt.

Männer wie er bleiben in den Sielen.

Und gerade jetzt auch können wir sie nicht missen. R. E. K.

*

Wenn —!

Zu Dr. E. Jennys Schrift „Die Errungenschaften der Revolution“ (Berlin, Aug. Scherl) macht Richard Nordhausen im roten „Tag“ folgende Randbemerkung:

Dieser Revolution, die von Anfang an ein Katzenjammer gewesen ist, kann keine Ernüchterung im gewöhnlichen Wortsinn folgen. Das graue Elend hat an ihrer Wiege gestanden und im Laufe der Zeit nur größeren Umfang angenommen; niemand unter uns, den die Erinnerung an blühenden Novemberrausch über die Kläglichkeit von heute hinwegtröstet. Hinterlistig, aus Kellerverstecken hervor, ist sie dem alten Deutschland just in

seiner schwersten Stunde in den Rücken gefallen, und diese Feigheit hat sich sofort gerächt: ihre Unternehmer wurden glatt um die Frucht des Verbrechens betrogen. Nachdem sie einen halben Tag lang in maschinengewehrstarrenden Revolutionsautobussen spazierengefahren waren, schob Herr Scheidemann sie freundlich beiseite und errichtete seine Spießer-Republik, deren sozialer Einschlag sich alsbald im himmelhohen Aufwuchern des Schiebertums, in unerhört dreisten Ausschreitungen des Mammonismus kundtat. Er und seine mehrheitssozialistischen Genossen hatten, weiß Gott, keinen unmittelbaren Anteil am gewaltsamen Umsturze gehabt. Sie wollten die Sache durchaus auf kaltem Wege deichseln; der Krawall überrumpelte sie so gut wie die Bürgerschaft Aber es ist kennzeichnend für die unterirdischen Charaktereigenschaften und Gewohnheiten der eigentlichen Macher, daß sie sogar vor der Laodicäa-Energie der S. P. D.-Männerchen auskniffen. Was wäre aus all diesen Zufalls-Revolutionären geworden, wenn sich nur eine Faust in Berlin, ein Entschlossener an der Front gefunden hätte! Das eigentlich Tragische oder Traurige im Wesen Wilhelms II. scheint mir, daß er niemand aufkommen ließ, der etwas für ihn zu wagen wagte und zu wagen für zweckvoll hielt. Ein Führer hat immer die Gefolgschaft, die er sich selber großzieht.

*

Proletariergefühl

Zwei entgegengesetzte Bewegungen beherrschen die Mechanik des sozialen Lebens: ein Aufsteigen aus niederen Gesellschaftsschichten in höhere und ein Herabsinken aus höherer Lage in eine tiefere. Auch in normalen Zeitläufen vollzieht sich diese doppelte Bewegung und wird wohl nicht aufhören, so lange Menschen mit ungleichen Anlagen geboren werden. Was unter gewöhnlichen Verhältnissen langsam vor sich geht, ist heute zu plötzlichem Emporschnellen der einen, zum jähen Sturze der andern geworden, und wenn sonst nur einzelne besonders günstig oder ungünstig Gestellte davon betroffen wurden, so hat die Bewegung jetzt ganze Volksschichten ergriffen. Wir sehen daher auf der einen Seite den Emporkömmling, der durch Ausnutzung der Umstände oder auch durch verbrecherische Mittel über Nacht große Geldmittel erworben hat und nun das Wohlgefühl des „Besitzenden“ genießt. Auf der andern Seite aber gibt es weite Volkskreise, die aus einer gesicherten, ruhigen Lebensstellung hinabgeschleudert sind in eine bedrückte und höchst unsichere Lage. Sie leiden unter dem bitteren Gefühl, ohne eigene Schuld ausgeschlossen zu sein von dem, was jene Emporgekommenen genießen, all das entbehren zu müssen, was jene für notwendige Lebensbedürfnisse halten und was auch sie selbst noch vor kurzem als etwas Selbstverständliches betrachten konnten. Nicht von Luxus ist hier die Rede, sondern von dem, was zu einem gesunden, anständigen und geistig angeregten Leben erforderlich ist. Wie hart ein solches Verzichten ist, vermag sich derjenige, der auch heute noch sorglos und behaglich dahinlebt, nicht vorzustellen. Auf Schritt und Tritt, an jedem Schaufenster, in jedem Zeitungsblatt, bei jeder Erinnerung an die vergangenen besseren Zeiten erhalten solche Gefühle neue Nahrung. In erster Linie ist dabei an die materiellen Bedürfnisse zu denken; aber auch geistige Nahrung, wie etwa Kunstgenüsse, gehören nicht zum überflüssigen Luxus; und wie mancher muß sich heute sagen: auf deinem Platze im Theater, wo du Stunden reinster seelischer Erhebung erlebt hast, sitzt jetzt der Schieber.

Dieses stete Bewußtsein des Ausgeschlossenseins von dem, auf das man nach innerster Überzeugung ein Anrecht hat, ist nun das eigentliche Proletariergefühl, das außer den freien Berufen der Schriftsteller und Künstler die breiten Schichten der Festbesoldeten immer mehr durchdringt. Die Notlage der Beamtenschaft ist durch die Besoldungsreform wenigstens etwas gemildert worden. Es war höchste Zeit, daß endlich diesem Stande geholfen wurde, der den Ruhm für sich beanspruchen darf, daß er in

ruhigen und unruhigen Zeiten den moralischen Rückgrat des Staates gebildet hat. Falls sich die materielle Lage dieser Volksschichten nicht bald bessert, wird sich allmählich das Gefühl ungerechter Zurücksetzung einwurzeln. Gewiß wird mancher in den sogenannten gebildeten Kreisen, zumal innerhalb der akademischen Stände, in seiner geistigen Bildung, die ja auch ein Besitz ist, Trost und Erhebung finden. Aber Dürftigkeit und stetes Verzichten wirkt bei den meisten Menschen auf die Dauer einengend und verdüsternd auf den Charakter. Den Idealismus und Heroismus, der nötig ist, um die zermürbende Gewalt täglicher Sorge zu überwinden, darf nur bei außergewöhnlichen Naturen vorausgesetzt werden. Auch können geistige Leistungen im allgemeinen nur da gedeihen, wo ausreichender Lebensunterhalt gesichert ist; Armut behindert sie ebenso sehr wie Überfluß und Üppigkeit. Die materielle Hebung der sogenannten unteren Volksschichten, d. h. der Handarbeiter, war durchaus notwendig und wird dem Lande zum Segen werden, vorausgesetzt, daß sich damit eine entsprechende geistige Hebung verbindet. Was dadurch aber für die Entwicklung eines wahren Volks- und Kulturstaates gewonnen wäre, würde durch das Sinken des Mittelstandes wieder völlig zunichte gemacht.

Wenn wir von dem Proletariergefühl der Beamten sprachen, so sollte damit natürlich nicht ein Sinken des Standes- und Berufsgefühls gemeint sein, obwohl auf die Länge der Zeit auch dies, ja sogar Entsittlichung eintreten müßte. Diese so schwer leidenden Volksschichten haben bisher ihr Los mit Würde und Geduld getragen, immer noch durchdrungen von dem ererbten treuen Pflichtgefühl. Hoffentlich wird ihre moralische Tragkraft nicht auf eine zu starke Probe gestellt werden. P. S.

*

Neues Vaterland

In der radikalen Presse wurde ein Aufruf veröffentlicht, den anläßlich der Erschießung des Kapitänleutnants Paasche der Bund „Neues Vaterland“, der „Republikanische Führerbund“ und der „Friedensbund der Kriegsteilnehmer“ erlassen haben. Dieses rein agitatorische Hetzmachwerk hat, nach einer Mitteilung der „D. T.“, der Bund „Neues Vaterland“ mit französischer und englischer Übersetzung in je zwei Exemplaren an die fremden Gesandtschaften in Berlin versandt, und zwar mit folgendem Anschreiben:

„Der Bund ‚Neues Vaterland‘ übermittelt dem Herrn Gesandten anbei zwei Exemplare des Aufrufes und bittet darum, ein Exemplar der Regierung seines Landes zu übermitteln. Der Bund spricht weiter die Bitte aus, die Angaben des Aufrufes zu prüfen und diesen Appell bei der Regierung zu befürworten. Bund ‚Neues Vaterland‘, gezeichnet Otto Lehmann-Rußbelt.“

Also mit anderen Worten: Der Bund „Neues Vaterland“ fordert die fremden Regierungen auf, einen Druck auf die deutsche Regierung auszuüben in der Richtung, daß deutsche Gesetze aufgehoben oder abgeändert werden. Wie dieses Schriftstück aufgefaßt wird, geht aus der folgenden Randbemerkung hervor, die der Sekretär einer fremden Gesandtschaft dem Schreiben beifügte.

„Natürlich wird es nicht an die Regierung gesandt, doch eine Schande ist es immerhin, daß solche Exemplare in Deutschland an fremde Diplomaten versendet werden.“

*

Ausbeutung

In den Abstimmungsgebieten sind eine große Anzahl alliierter Bataillone, ein ganzer Stab von Offizieren, Gesandten, Beamten und Angestellten ins Land gekommen, die laut Friedensvertrag von den Abstimmungsgebieten zu unterhalten sind. Diese Fremden werden nun von den Abstimmungsgebieten bezahlt, leben in den Abstimmungsgebieten und zahlen in deutschem Geld. Sie erhalten auch deutsches Geld, und erhalten es von deutschen Kassen. Und trotzdem erhalten sie die deutsche Mark nicht als das, was sie im Abstimmungsgebiet wert ist,

sondern als das, was sie in England, Frankreich oder Japan wert ist, — die Herren Gesandten und Abstimmungsleiter mit mehreren tausend Mark täglich an der Spitze. Daß das Abstimmungsgebiet dadurch systematisch zugrunde gerichtet wird und gar nicht imstande ist, diese ungeheuren Summen selbst auf Kredit herbeizuschaffen, für diese Sorge fühlen sich die Herren, die sonst nicht genug Macht- und Verwaltungsbefugnisse an sich reißen können, nicht verantwortlich. Wie wird im Privatleben ein ähnliches Vorgehen bezeichnet? R.

*

Freie Bahn dem Tüchtigen

Im pommerschen Kreise Franzburg, wird der „Kreuzztg." geschrieben, hat kürzlich eine Versammlung sozialdemokratischer Landarbeiter unter Assistenz des Unabhängigen Kirchmann und des Landrats Bülow den Beschluß gefaßt, daß alle im Landbunde organisierten Arbeiter sich bis zum 15. Juni rot zu organisieren hätten, andernfalls sollen die Arbeitgeber gezwungen werden, die sich Sträubenden unbarmherzig auf die Straße zu setzen. In Mitteldeutschland und in Berlin exerzieren die kommunistischen Truppen und machen Übungsmärsche. Das steht in allen Zeitungen, sogar im „Vorwärts". Waggonweise ergießen sich die russischen Rubelnoten für bolschewistische Propaganda über unser Volk. Erst kürzlich wieder hat die Sowjetrepublik 48 Millionen Rubel für bolschewistische Propaganda in Deutschland bewilligt.

Der bisherige Reichspräsident aber hat auf Antrag der preußischen Regierung die Aufhebung des Ausnahmezustandes im Ruhrgebiet verfügt. „Die Ablieferung von Waffen wird hierdurch nicht berührt", so heißt es in der offiziösen „Verlautbarung". Weil es den Genossen von der röteren Fakultät nicht im Traume einfallen würde, die Waffen auf gütliches Zureden ihrer annoch (Mitte Juni) „regierenden" Untergebenen auszuliefern.

Wie meinten Sie doch, Herr von **Bethmann-Hollweg**? „Freie Bahn dem **tüchtigen** — Rotgardisten"? Oder hatten Sie **den** „Geist der Zeit" doch nicht ganz **richtig** erkannt?

*

Wegen Papiermangels

Der „D. T." wird geschrieben: „Ich war heute in der unsern gelegenen Stadt Großenhain in Sachsen und ging in einen Bücherladen, um mir ein Buch zu erstehen. Da kam auch eine biedere Bauersfrau herein und bat um das Neue Testament. Der Inhaber sagte darauf, daß er es nicht habe. Worauf die Bauersfrau eine Bibel verlangte. Auch dies konnte der Buchhändler nicht geben, da, wie er meinte, der großen Papierknappheit wegen diese Bücher nicht angefertigt würden. Dabei ist jeder Schundroman in beliebig vielen Exemplaren zu haben."

*

Unabhängige Stiefellecker

Ein Nachrichtenbureau verbreitete folgende Meldung:

Das von den Franzosen in Mainz herausgegebene „Echo du Rhin" bringt einen Angriff gegen den „Vorwärts" und dessen Anregung, daß die deutsche Regierung an alle zivilisierten Nationen mit Ausschluß Frankreichs einen Bericht über die Greueltaten der farbigen französischen Truppen in den besetzten Gebieten zu erstatten beabsichtige. Besonders erregt sich das „Echo du Rhin" über die Versicherung des „Vorwärts", das ganze deutsche Volk sei über die Greueltaten der Franzosen empört, und erklärt, der rheinischen Bevölkerung sei nicht das mindeste von Empörung anzumerken. Die offizielle Erklärung der französischen Regierung, nicht die Senegalneger hätten die deutschen Frauen, sondern die deutschen Frauen die Senegalneger belästigt und angegriffen, entspräche vollkommen den Tatsachen, und erbietet sich, dem „Vorwärts" eine Blütenlese derartiger Fälle zur

Verfügung zu stellen. Selbstverständlich führt das Blatt keinen einzigen derartigen Fall an, aus dem einfachen Grunde, weil ihm keiner bekannt ist. Es begnügt sich vielmehr damit, das Münchener Organ der U. S. P. D., „Der Kampf“, zu zitieren, dem es als nahezu einzigen deutschen Blatt vorbehalten geblieben ist, die französischen Angriffe gegen deutsche Frauen zu untersuchen und der in einer seiner letzten Nummern behauptet hat, besonders die Damen der guten Gesellschaft im Rheinlande hätten die Neger zu ihren Zudringlichkeiten geradezu ermuntert. Das unabhängige Blatt geht sogar so weit, die in England und Amerika betriebene Propaganda in Europa als eine Mache hinzustellen und den deutschen Frauen den wesentlichen Teil der Schuld an den unglücklichen Verhältnissen im Rheinland zuzufügen.

Darauf erwiderte der „Vorwärts“ — bitte, zu beachten: der „Vorwärts“:

Es ist nicht das erstemal seit Kriegsende, daß nach einem bekannten Wort der Moskauer kommunistischen Zeitung „Prawda“ die „blutbesudelten Stiefel der französischen Generäle von den deutschen Unabhängigen geleckt“ werden. Die englischen und französischen Sozialisten, wie E. D. Morel, Daniel, Renoult, Georges Pioch usw., die den Mut hatten, gegen die Anwesenheit und gegen die Taten der Farbigen im besetzten deutschen Gebiet zu protestieren, werden sich besonders freuen, zu hören, wie auf deutscher radikaler Seite ihre Bemühungen geschätzt werden: Luise Zietz und der Münchener „Kampf“ (sie sind nicht die einzigen unabhängigen Belecker französischer Generalsstiefel! D. T.) sorgen schon nach Kräften dafür, daß die französischen Militaristen gegen solche „Mache“ geschützt werden.

*

Selbstverachtung

Aus Tsumeb (Südwestafrika) wird der „T. R.“ geschrieben:

Es ist auffallend, daß, seitdem dieses Land ein Mandatarstaat der Südafrikanischen Union geworden ist, die hier eintreffenden Briefe aus Deutschland vielfach die Aufschrift „Mr.“ oder „Mister“ tragen, statt der deutschen Anrede „Herrn“. Welcher Zweck soll wohl hiermit verfolgt werden? Die Einschaltung von Fremdwörtern, wie es hier der Fall ist, zeigt, wie niedrig der Deutsche seine Muttersprache bewertet. Wir als Auslandsdeutsche können in dieser Anrede nichts Ehrendes erblicken und hegen den Wunsch, man möge uns auch fernerhin in unserer Muttersprache anreden, zumal es sich auch hier um ein Land handelt mit überwiegender rein deutscher Bevölkerung. Es bieten sich dem Auslandsdeutschen heute ohnehin genügend Schwierigkeiten, seine deutsche Sprache und seine Art zu erhalten, ohne noch aus der Heimat in seinem Empfinden gekränkt zu werden, und das in der Mehrzahl von solchen Leuten, die der Fremdsprache nicht mächtig sind und in der Rechtschreibung den Spott und die Belustigung des Ausländers erwecken.

*

Das Verbrechen

Man denkt nicht mehr an die Folgen für das Ganze, sondern nur noch an das Durchsetzen eigner Leidenschaften. Diese machen nicht mehr Halt vor den wahnwitzigsten Plänen. Denn gibt es einen wahnwitzigeren, als den, dem Heere das weitere Leben unmöglich zu machen? War je ein größeres Verbrechen menschlichem Denken und menschlichem Hasse entsprungen? Der Körper wird nach außen machtlos; zwar schlägt er noch um sich, aber er stirbt. Ist es überraschend, daß der Gegner mit solch einem Körper macht, was er will, daß er seine harten Bedingungen noch härter auslegt, als er sie geschrieben hat?

Wie Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmen Hagen, so stürzte unsere ermattete Front.“

Hindenburg

*

Die Parias der demokratischen Republik

Ein anfangs 1905 verabschiedeter Stabsoffizier von 70 Jahren — so wird aus Offizierskreisen geschrieben —, verheiratet, ohne Vermögen, noch rechtzeitig in ein heute auch nicht mehr billiges Provinzstädtchen geflüchtet, bezieht jährlich 7200 ℳ Pension und Teuerungszulage. Sein erst im Kriege infolge von Krankheit ausgeschiedener Kollege und Nachbar, mittellos, mit vier unversorgten Kindern und amtlich festgestellten, erheblichen Mehrausgaben, infolge andauernder Krankheit in der Familie, hat bei besonderem Wohlwollen alles in allem nach 27 Dienstjahren 8768 ℳ! — Was wird doch heute in unserem „sozialen“ Staatswesen als Existenzminimum für einen gelernten Arbeiter gefordert? Wem die Zahlen der für das Kaiserreich Gefallenen nicht deutlich genug reden, der sehe sich noch die Liste unserer für die Republik im Kampfe gegen den Bolschewismus verbluteten Offiziere an.

*

Romain Rolland und die Deutschen

Aus der Schweiz wird der „Südd. Ztg.“ geschrieben:

Romain Rolland, der sich in der Rolle des Europäers gefiel, flüchtete zu Beginn des Krieges in die Schweiz, um hier von „hoher Warte“ aus seine Jeremiaden anzustimmen. Man erinnere sich nur, mit welch gerührter Bewunderung man in Deutschland dieser französischen Stimme lauschte, die angeblich für uns Partei ergriff! Wie hätte auch ein Schriftsteller, der für den Helden seiner zehnbändigen Romanserie einen Deutschen wählte, unserer Nation schaden wollen! Aber es muß einmal klipp und klar ausgesprochen werden, daß uns dieser vermeintliche Freund mehr geschadet hat als je ein Léon Daudet oder Marcel Hutin! Man lese nur seine gesammelten Kriegsaufsätze, beispielsweise den Band „Au-dessus de la melée“ — der in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt wurde — und man wird sich überzeugen, wie schonungsvoll er seine eigenen Landsleute behandelt. Er macht ihnen bloß den einen Vorwurf — und dies auch nur in gleichzeitigem Hinblick auf die Engländer —, daß sie farbige Soldaten nach Europa warfen. Aber in welch gehässigem, verletzendem Ton ist der offene Brief an Gerhart Hauptmann gehalten! Und wie überaus geschickt hat Romain Rolland in der Folge eine Abschwächung oder Zurücknahme dieser geifernden Angriffe vermieden! Wie eifervoll ist er bemüht, stets nur auf deutscher Seite nach Anlässen zu suchen, um die Schrecknisse des Krieges verabscheuen zu machen, dabei aber nur der deutschen „Soldateska“, dem deutschen „Militarismus“, der deutschen „Barbarei“ eines am Zeuge zu flicken! Das so wütend deutschfeindliche „Journal de Genève“ wußte nur allzu gut, warum es diese Artikel bereitwilligst aufnahm — sie haben in Deutschland und Österreich vollauf ihre zermürbende Wirkung ausgeübt, haben Zweifel und banges Zagen geweckt, haben das deutsche Erbübel der Nörgelsucht gekräftigt und die nationale Energie gelähmt, haben in unseren Reihen ein Heer geheimer Widersacher herangezüchtet. Man lese doch nur nach, in welch beflissener Hast Romain Rolland diesen deutschen Zweiflern und Verrätern aufmunternde Worte zuruft, wie er für die Professoren Nikolai und Förster die Reklamepauke schlägt, die Herren Franz Pfempfert und René Schikele begrüßt, Liebknecht und Kurt Eisner verherrlicht! Wo sich nur je in Deutschland eine Opposition gegen die Regierung bemerkbar machte, konnte man sicher sein, daß Romain Rolland von ihr mit freudigem Wohlwollen Notiz nahm. Dagegen übersah er geflissentlich, was in der Entente vorging, die Aushungerung der Westmächte ließ diesen Ästheten, der über die Beschädigung der Kathedrale von Reims blutige Tränen weinte, kühl bis ans Herz hinan, er ignorierte die Vergewaltigung Griechenlands mit demselben Gleichmut, den er nach dem Waffenstillstand für das viehische Verhalten

der schwarzen Truppen in den Rheinlanden zur Schau trug. — Dieser Pazifist hat für sein Land zielbewußter gearbeitet als der ganze offizielle Propagandadienst, den Frankreich gegen uns ins Werk setzte, und man wußte dies an der Seine auch zu würdigen. Denn heute befindet sich Romain Rolland in Paris, ohne daß sich auch nur eine Stimme gegen diese Rückkehr erhoben hätte!

*

Das Zusammenschrumpfen der Erde

Für die Auffassung, daß der Weltkrieg unabwendbar gewesen sei, weil die nationalen, politischen und wirtschaftlichen Gegensätze sich in der Neuzeit auf das äußerste verschärft hatten und nur durch Krieg lösbar gewesen waren, hat der Weltreisende Professor Georg Wegener in einem Buch über die geographischen Ursachen des Weltkrieges neue Beiträge geliefert. Nach seinen Ausführungen ist die Erde dem Menschengeschlecht zu enge geworden. In Europa vermehrte sich die Bevölkerung von 330 Millionen in 1890 auf 460 Millionen in 1914, in Nordamerika seit einem Jahrhundert auf 135, in Indien auf 315 Millionen. Auch in China und Japan war die Bevölkerungszunahme beträchtlich. Bei steigender Kultur benötigt jedes Volk größeren Raum für die Befriedigung seiner Bedürfnisse, was durch die Zunahme der Ein- und Ausfuhr fast aller Staaten bestätigt wird. Der Drang der Völker nach Raumerweiterung nimmt zu, aber die Erde ist bereits aufgeteilt. Das Gefühl von einem Zuengwerden der Erde lastete auf den Völkern und schuf eine unerträgliche Schwüle, die sich in dem Gewitter des Weltkrieges entlud. Diese Auffassung verdient erwähnt zu werden, obwohl sie die Unabwendbarkeit des Krieges nicht beweist. Deutschland gedieh und dachte nicht an Eroberungen. England entwickelte den Krieg nicht aus Landhunger, sondern zunächst um Deutschlands Mitbewerb zur See zu beseitigen. Enger geworden, sozusagen zusammengeschrumpft ist die Erde durch die neuzeitlichen Verkehrsmittel. Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen, Fernsprecher, Funkendienst und zuletzt die Luftschiffahrt haben die Völker einander näher gebracht, so nahe, daß man anfänglich ein Verschwinden aller politischen und nationalen Grenzen erwartete. Darin sah man sich getäuscht. Die Völker näherten sich einander nur räumlich, schlossen sich aber politisch, national und wirtschaftlich fester zusammen und schärfer gegeneinander ab und entfremdeten sich durch politische, nationale und wirtschaftliche Interessengegensätze. Diese Entwicklung erleichterte den Ausbruch von Kriegen, nötigte aber nicht dazu. Wenn die leitenden Staatsmänner, Volksvertretungen und nicht zuletzt die Tageszeitungen bemüht gewesen wären, Friede und Freundschaft zwischen den Völkern zu erhalten, so konnte und mußte der Krieg vermieden werden. Indessen waren gerade diese Kreise im Auslande unter Führung der von unverantwortlichen Spekulanten geleiteten Straßenpresse darauf bedacht, die Massen aufzureizen und in den Krieg zu stürzen. Im Hinblick darauf äußerte Bismarck schon vor fünfzig Jahren in Versailles nach den Siegen über Frankreich: „Ich habe einen Lieblingsgedanken in bezug auf den Friedensschluß. Das ist, ein internationales Gericht niederzusetzen, das die aburteilen soll, die zum Kriege gehetzt haben — Zeitungsschreiber, Deputierte, Senatoren, Minister."

P. D.

*

Auslandsfilms made in Germany

Es ist erfreulich und ohne unangebrachte „antisemitische" Ironie zu begreifen, wenn auch im „Berliner Tageblatt" die Macher unserer Auslandsfilms so offene Urteile zu hören bekommen, wie die folgenden von Alfred Gold: „Ja, warum macht Deutschland (um ohne Scheu an den Kern der Sache zu rühren!) das Wettrennen um den Schund so gedankenlos mit, daß es nur ein Mitläufer ohne eigene Marke zu werden droht? Wenn

ich rückblickend überlege, was den deutschen Dutzendfilm von den ähnlichen Filmen unterscheidet, so ist es nicht viel — am ehesten vielleicht eine noch derbere Gewöhnlichkeit in der sogenannten Erotik. Was man am wenigsten wünschen und erwarten konnte von unserem Lande: der deutsche Film ist in unzähligen Fällen der die Schlüpfrigkeit suchende, das Grobe noch vergröbernde Film. Und das ergibt denn wohl eine gewisse Spezies, nur nicht gerade die wünschenswerte. Der unvermeidliche Schuß Erotik wird durch den ‚Duft'zusatz einer gewissen Berliner Lebeweltatmosphäre verschärft. Um Henny Porten, die auch im Ausland so gern gesehene Almliesl mit blitzenden Augen und drallen Armen, die an ihrem richtigen Platz wirklich etwas wie einen deutschen Stil auf die Leinwand bringt oder bringen könnte, wird — ein Beispiel unter vielen — eine schmachtende Geschichte gewoben: mit schwülen Kurfürstendamm-Stimmungen, mit dem Interieur der jugendlichen Witwe, die den ersten Tänzer, der ihr gefällt, vom Balle gleich nach Hause ‚zur Tasse Tee' mitnimmt, mit der verschwiegenen Ecke unter Palmen, mit der Ampel, die erlischt . . . Ist das deutsch? Oder ist das der Geschmack, den man dem Ausland zu schulden glaubt? Ich kann für den letzteren Fall versichern, daß das Ekelgefühl hier dieselben Erscheinungen annimmt wie überall.

Ernst Moritz Arndt hat Deutschland als das Land, wo Sittlichkeit im Kreise froher Menschen wohnt, besungen. Schon lange vorm Kriege standen wir draußen in ganz anderem Ruf. Was die Fremden über uns aus unseren Weltblättern und Witzblättern hörten, was sie von unserem ‚erotischen Export' sahen, das mußte ihnen ganz andere Auffassungen beibringen. Selbst auf dem Balkan, in Bulgarien zum Beispiel, fand ich in den Schaufenstern schmutzige Bild-Postkarten und schundige Schmutzliteratur deutscher Fabrikmarke. Die Geschäftsferkelei wird nach dem Kriege offenbar mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt; jetzt muß besonders der Film herhalten."

*

Die bevorzugte Schundliteratur

Der Zuschlag der Sortimentsbuchhandlungen beträgt heute 20 Prozent, ganz gleich, wie Dr. Edinger in der „Frankf. Ztg." bemerkt, ob es sich um einen Schundroman, um den „Faust" oder um ein wissenschaftliches Werk handelt, um geistigen Fusel oder um das Brot des geistigen Arbeiters. Und ebenso, wie wir nach wie vor Fusel brennen, während es an Kartoffeln zum Essen fehlt, können heute ohne Rücksicht auf den Papiermangel die Auflagen der Courths-Mahler und Anny Wothe sämtliche Rekorde schlagen, während z. B. Keyserlings „Reisetagebuch eines Philosophen" und Gundolfs Shakespeare-Übersetzung augenblicklich überhaupt nicht und in absehbarer Zeit nur zu unerschwinglichen Preisen neu erscheinen können; das gleiche gilt von vielen wissenschaftlichen Lehrbüchern. Zweierlei ist hier zu fordern: erstens muß dafür gesorgt werden, daß der Erwerb von Lehrbüchern und von solchen Werken der Kunst und Wissenschaft, die zum anerkannten geistigen Besitz der Nation gehören, zu einem erschwinglichen Preis möglich ist, eventuell durch Zuschlag auf alle übrigen Werke. Das genügt aber nicht und würde neueren Schöpfungen nicht zugute kommen. Es ist deshalb ferner dafür zu sorgen, daß, solange die gegenwärtige Papierknappheit besteht, eigentliche Schundliteratur überhaupt nicht erscheinen darf und später nur, soweit wir überflüssiges Papier dafür haben, d. h. in beschränkter Auflage. Gewiß ist „Schund" ein sehr dehnbarer Begriff, aber selbst wenn man alles irgendwie Zweifelhafte passieren läßt, bleibt immer noch genug übrig, über dessen Schundcharakter sich von Alfred Kerr bis Adolf Bartels Einigkeit erzielen ließe.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



Die große Garbe | Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. August 1920 Heft 11

Die deutsche Geschichtskrise und die Gesundung · Von Professor Dr. Ed. Heyck

Im Februar 1911 brachte der Türmer meine Darlegungen über „das Schwinden der monarchischen Gesinnung“. Sie warnten vor der Servilität, die neudeutsch die Achtung und Treue verdrängte, fügten sie in das allgemeinere Bild der materialistischen Verflachung, und sie haben leider recht behalten. Zwar was sich beim Kriegsausbruch erhob, war der Empfindungswille des edleren Volksganzen. Aber die Männer blieben aus, genügend stark und groß und rücksichtslos, um ihn zu führen. Es fehlte auch noch das Tilsit. Der Thersitesgeist, welcher den heiligen Flammen der Kriegsopfer trotzte, welchen die Regierung und ihre Zensur, schon wegen s e i n e r Presse und der Kriegsanleihen, bei guter Laune hielten, bemächtigte sich seinerseits des ungeklärten Verlangens, gab ihm als Zielweisung die alten, in Frankreich geramschten Formeln. Er ließ das Katzengold ihrer Trugideen blinken; mit der rechten Hand, die die Regierung hielt, betrieb er das finanzielle, mit der linken Hand das politische Kriegsgewinngeschäft. Statt daß Ebert in Weimar vor Schiller und Goethe im Namen der Mehrheit, die jene so geliebt hatten, eine biedere, doch nicht ganz kundige Reverenz machte, standen in helldunkler Wirklichkeit Theodor Wolff und Erzberger mit dem gemeinsamen Siegeskranz auf dem Denkmalsockel vor dem Theater dieser Nationalversammlung. Nur nicht aere perennius. Denn die ungeheuerliche Tragikomödie gebiert nun wieder das Ernsthafte.

So unheimlich das Tilsit, welches die deutsche Zerfahrenheit herbeizuführen duldete, an dem lebenden Geschlecht gebüßt wird, wird es dennoch die Wiederkehr der besseren Überlieferungen retten. Nachdem sich der Volkssinn von 1914 nicht hatte behaupten können, was würde die Gunst eines Sieges da noch gebracht haben? Neudeutschlands auri sacra fames im Triumphgefühl ihrer Weltoberherrlichkeit. Auf allen Gebieten „Betrieb", „Organisation", Selbstlob der Tüchtigkeit, Großzügigkeit. Anders gesagt, die snobistische, weiterandauernde Ertötung der feineren Begabungen und Bestrebungen; seelischer, geistiger, sittlicher Tiefstand als maßgebende Endrichtung. England hat auch davon, doch hat es die bessere Widerstandsfähigkeit. Rom hat sich auf der schiefen Ebene noch vier Jahrhunderte erhalten, nachdem ihm Horaz und Ältere die Zeichen des Niederganges längst gedeutet hatten. Rom und England, die sich bis zur Wiederholung ähneln, tragen in sich einen selbstlebendigen, nicht so bald zu erschöpfenden Regenerator. Er ist der den Fragestellungen entrückte, unbedingte Nationalwille.

Wir wurden dagegen im Deutschen Reich Karthago, zeigten derartige Merkmale schon zur Gründerzeit, und wir wären es, hätte jetzt England nicht Einhalt getan, immer vollendeter geworden. Der mit Rumänien geschlossene „Petroleumfriede", der das eigene Volk, welches ihn erkämpfte, dem halb-internationalen Trust-Wucher preisgab, gab einen der deutlichsten Belege für diejenigen, die solcher noch bedurften. „Finanzieller Wiederaufbau" Rußlands, Frankreichs, Belgiens, wirtschaftliches Herrentum bei den Verbündeten und den Befreiten, — von diesen Kriegszielen, die die Hunderttausende mit ihrem Blut bezahlten, hallte es in den Zeitungen des Händlertums, in den Parteien, die von ihnen ihre Meinung nahmen, und die Regierung in ihrem Pendeln neigte dieser mundgerecht gemachten höheren Weisheit zu. Nicht Herrschaft des Militarismus wäre der Kriegsausgang geworden. Sondern die letzte Entfesselung der volksverächterischen Finanzmächte, mit der verdummten internationalistischen Gefolgschaft aus der Sozialdemokratie, und mit dem Hebel der bürgerlichen Meinung in ihren Händen. Denn darauf versteht sich die Militärkaste nun einmal nicht, mag ihren Führern noch so bei erregender Gelegenheit zugejubelt werden. Von auswärts der Deutschland umlohende hellheiße Völkerhaß, nachdem er vor 1914 bei den meisten nur erst instinktiv gewesen. (Gens inimica Tyrrhenum navigat aequor — nirgends vertrug man dies neudeutsche Menschentum, das selber Maschinenprodukt geworden; ich weiß nicht wenige Beispiele, daß auch treufühlende Deutsche lieber vor ihm in die Fremde gingen.) Aus Deutschlands Verhaßtheit ergab sich dann der unentbehrliche Kompromiß zwischen der Plutokratie und der Schwertführung, gleichzeitig zum Schutz gegen jähen Aufruhr. Das genaue karthagische Verhältnis, mit steter Beargwöhnung des Heeres, Verhütung seiner Popularität, Durchkreuzung des Ansehns und der Siegespolitik der Feldherren. Immer aus Besorgnis vor dem Umkippen des Zustands zur antimaterialistischen Obergewalt: in karthagischer Gestalt als Cäsarentum der Hannibal-Familie, der traditionell mit dem Heere verwachsenen Nachkommen des alten Agrariers Mago; bei uns durch das schirmende Volkskönigtum, umgeben von der Gefolgstreue des unverfälschten Sinnes der Nation und nach dem germanischen Vorbild auf das gestaffelte Ganze von oben bis unten hindurch das Zutrauen gründend. Die hierzu gehörige überragende königliche wahre Adligkeit war zwar

vorerst, seit 1888, nicht zu fürchten, und man erfreute sich der karthagischen Suffeten.

Vom Sommer 1917 bis Sommer 1918 sahen wir aus der Kriegslage von Cannä die von Zama werden. Beteiligt an dem Dolchstoß in den Rücken war alles, was sich das Augenmerk wegspiegeln ließ durch innerpolitische Aufwiegelungen und „Erreichungen". Es hatte der Clemenceau gefehlt, der als Radikaldemokrat der Mann war, seinen wankenden und geteilten Parlamentariern anzukünden: „Den Krieg tötet nichts als der Krieg! Alle Defaitisten, alle Halbverräter vor das Kriegsgericht! Ich trenne mich von denjenigen, welche Idealismen in Anwendung bringen wollen, die nur in Friedenszeit erlaubt sind. Sie fragen nach Kriegszielen; mein Ziel ist der Sieg." — Was dann die Sieger vornahmen, ist das gleiche wie 202 v. Chr. Der Gewaltfriede, den die Karthager aufdiktiert bekamen, legte ihnen eine erschöpfende Zahlung auf, Auslieferung der Kolonien, der Flotte, der Elefanten, die die am meisten gefürchtete Waffe gewesen, Verbot der selbständigen Kriegführung, mit deren alleiniger Offenhaltung auf afrikanischem Territorium, sofern es Rom passen würde, seine vorherige Erlaubnis zu erteilen, Abtretung des karthagisch-afrikanischen Gebietes an die Nachbaren, welches „ihnen einstmals gehört hatte"; politisch-geographische Ummauerung des punischen Reststaates mit diesen Nachbarschaften, die zur römischen Freundschaft und Klientel abgeschwenkt waren, sonst aber Gegnerschaften unter sich behielten; dauernde Überwachung Karthagos durch die vom Sieger dorthin entsandten Kommissare. Hannibals Auslieferung zunächst nicht zu verlangen hatte Rom die Achtung. Die furchtbare Katastrophe mit ihrem inneren Gegendruck hob den Feldherrn in die politische Stellung des ausschlaggebenden Suffeten. Nicht unvergleichbar den Männern nach dem Tilsiter Frieden mühte er sich, die sittlichen Kräfte des verarmten Staates aufzurichten. Erst daraufhin, auf eine wirksame Denunziation seiner Pläne durch die zur Schamlosigkeit sich erholende Gegenpartei, ließ Rom das Auslieferungsgebot ergehen. Er floh, ging zu Antiochos nach Syrien, dann nach Kleinasien, und hat sich, von einer versagenden Hoffnung zur anderen weitergehetzt, den Tod durch Gift gegeben.

Das Karthago ohne den besiegten großen Sieger fand in der 202 entstandenen Lage die Vorteile heraus. Der Nötigungen selbständiger Politik war man entlastet, und der Empfindlichkeit ihrer Flagge auch. Die alten phönikischen Erbtüchtigkeiten entschädigten sich in dem reinhändlerischen Gesichtspunkt der „nur wirtschaftlichen Ziele". Handels- und Zollbedingungen waren nicht wie heute; nicht allzuschwer erschloß sich der Großhausierer die offenen Türen. Karthago und seine Oberschicht wurden bald von neuem reich. Das römische Vordenken sah eine Gefahr, welcher der jetzige Sieger vorbeugte. Hinzutrat in Rom der männliche Widerwille gegen solche Staatserscheinung. Cato, der persönlich als römischer Aufsichtskommissar in Karthago gewesen war, ließ nicht ab, sein Ceterum censeo dem Senate einzuhämmern. Man hat dann von seiten Roms zu den „Schuldigen" sehr schön die Karthager zu machen verstanden. Dafür sorgte Masinissa von Numidien, der alte rechtzeitige Überläufer, der es auf ein einundneunzigjähriges Alter brachte. Es gab da so Fragen wie, sagen wir, Danzig oder das linke Rheinland. Von Fall zu Fall wußte Masinissa seine immer neuen Forderungen zu begründen und ohne viel

Federlesens das beanspruchte Gebiet zu besetzen. In Karthago beschließt man Proteste, die man an den Obersten Rat nach Rom richtet, und wird jedesmal abgewiesen, bekommt dort sachlich unrecht und mit höhnender Logik auch noch den Fußtritt des Tadels. Als das unerträglich behandelte Karthago — auch wegen des inneren Anhangs, den sich Masinissa dort geschaffen — schließlich mit unzulänglicher Kriegführung sich Numidiens erwehrte, griff Rom wegen Bruchs der Friedensbestimmungen von 202 ein und löschte den siebenhundertjährigen Punierstaat samt seiner marklosen Nationalität aus der ferneren Geschichte der Menschheit aus. —

Man durchdenke auch nunmehr den Fall: das so inbrünstig bei uns angestrebte wirtschaftliche und politische Kartell des Deutschen Reichs und der Vereinigten Staaten wäre zur haltbaren Erfüllung gekommen. Durch deren Auswirkung hätten die Pole im Weltverkehr sich unaufhaltsam verschoben, die englischen Kanalhäfen wären zur Lade- und Poststation an der stärksten der Weltlinien geworden, so wie die Dampfer der großen Afrika- und Südamerika-Linien im längst entthronten Lissabon anlegen. Das Jahr 1918 hat Deutschland, welchem glückliche volkliche „Rückständigkeiten" bleiben, nicht so in allen Fugen erschüttert, wie solche Weltwende das seit Elisabeth und Cromwell stetig, doch hastlos aufgerichtete Wirtschafts- und Machtgebäude Großbritanniens zertrümmert hätte. Die Folge hätte sein müssen Verödung der englischen Industrie- und Handelsstädte, Unmöglichkeit, die Kolonien und die Dominions zu halten, Hinausrücken der atlantischen Bedeutung von England nach Irland, furchtbare schlagende Wetter im materiellen und sozialen Zustand. Die nationale Aktivität in England hat seit lange gelernt, voraus zu rechnen und denken, und noch zum Überfluß wurde sie dazu angehalten durch die neuere Unermüdlichkeit Deutschlands, womit es seine Weltpolitik hörbarst als die der „nur" wirtschaftlichen Ziele diplomatisch hinauszutrompeten für dem Frieden nützlich hielt. Wer fähig der Objektivität ist, wird zugeben, daß es ein rechtzeitiger Selbsterhaltungsgedanke Englands war, der die Einkreisung und Unschädlichmachung des so überlaut seiner Tüchtigkeit sich berühmenden Deutschland ins Auge faßte und alles zur Koalition belebte und sammelte, was an akuter Gegnerschaft und empfindungsmäßigen Abneigungen vorhanden oder durch planmäßige Verhetzung dahinzubringen war. Ich will es deswegen nicht weißbrennen, daß die im engeren Sinne so genannten alldeutschen Wünsche, die eines Großdeutschland mit neuen Kolonien und Siedlungsländern, in ihrer Gewissensrechtlichkeit ebenfalls ihre Meinungen so beflissen laut dachten — was England niemals tut, bevor es zugreift —, und daß sie bei nahen und ferneren Nationen sich übertrieben beachtlich machten. Aber nicht das größere Deutschland war für England die eigentliche Bedrohung. Umgekehrt, diese Gedanken konnte England begünstigen, vorausgesetzt, sie wären die der Reichspolitik gewesen. Die Leitung unserer Diplomatie jedoch hatte sich, so viel auch gemäß dem kaiserlichen Flackergeist die Steuerpinne hin und hergeworfen wurde, am intimsten und überzeugtesten dem Großhändlertum verschrieben und gleichzeitig von einem fragwürdigen, unseren besten Überlieferungen recht inhaltsfremden Kulturgetue sich empfängnisfreudig machen lassen. Zu der „nurwirtschaftlichen" bescheidenen Allbegehrlichkeit fügte der Mann der unglücklichen Aussprüche noch einen herausfordernden „Kulturimperialismus", als glückliche Diagonale und Beschwichtigung. — Volklich-nationale Politik

in Deutschland, eine solche der Luftmachung für die Übervölkerung, hätte Englands Besorgnisse mindern, sie auf längere Zeiträume hinaus vertagen und zerteilen können. Denn das ursächliche deutsche Muß der industriell-merkantilen Hochsteigerung und Offnen-Türen-Suche in aller fremden Welt wäre gemäßigt worden durch Abflüsse unserer Volksdichtigkeit, durch neue deutsch-eigene Gebiete — zunächst in Betracht kam in London das portugiesische Südafrika —, durch den internen Austausch mit jungen Tochterländern. Aber wir hätten in verläßiger Weise nicht gleichzeitig auch das andere, Phönikische wollen dürfen und hätten auf Großmacht zur See verzichten müssen.

Derartige Erkenntnisse der gedemütigten Nachträglichkeit enthalten jetzt praktisch keine Folgerung, wie wir uns durch Fügsamkeit wieder aufhelfen lassen könnten. Auf Jahre hinaus ist der großen Mehrheit der Engländer ihr Hunnenhaß zum unverwindlichen gemacht worden. Ihm gesellt sich seit den Ereignissen von 1918/19 die ungemachte und natürliche Verachtung einer Nation, deren Heer und deren Seeleute sie soeben, mit einer in England ungewöhnlichen Achtung anderer, bewundern lernten. Damit würden die objektivsten Staatsmänner Großbritanniens vorerst zu rechnen haben. Wiederum, soweit es an Northcliffes Presse liegt, gibt es niemals eine Objektivität, die die Gesichtspunkte einer Rückkehr zu dem geschichtlichen älteren britisch-deutschen Verhältnis schätzen würde. Zu demjenigen Verhältnis, welches noch Bismarck mit Wertung und Schonung behandelte und der öffentlichen Meinung als kühler, doch schützender Anwalt ausdeutete. Seit Bismarck dann aus dem Amt war, sollten schärfere Darlegungen von ihm hohen Liebesgelüsten vorbeugen, deren Temperament dieselben Gefahren verstärkt heraufbeschwören konnte, welche einst zur Zeit des Krimkriegs abzuwenden waren. Die große Flottenagitation aber, die nach Bismarcks Ableben einsetzte, hätte gewiß nicht seinem bedachteren Tempo und Sinn entsprochen.

England hatte aus vielerlei Gründen keine bessere Freundschaft zu wünschen, als die des stärksten europäischen Reiches, desjenigen in der Mitte des Festlands. Es trifft auch nicht zu, daß England mit unbedingter Absichtlichkeit der knauserige Verräter seiner Bundesgenossen ist. 1814 haben zu Deutschlands Enttäuschungen zusammengewirkt Österreichs italische Länderjagd, seine gleichgültige Selbstsucht und Preußeneifersucht, Talleyrands große Geschicklichkeit und die allzuviel schwächere Kunst und Entschiedenheit der preußischen Staatsmänner, worauf denn die englische Diplomatie zunehmend sich ihrer deutschen Verpflichtungen entschlug. Der peinlichere Fall ist die Wendung gegen Friedrich den Großen, die aber nicht so erfolgt wäre ohne den Sturz von Pitt; April 1763 beseitigte das Parlament wieder Bute, den Träger dieser Politik. — Gegen 1898 erkannte man, was durch das Wort von der splendid isolation mehr gestanden als verhehlt wurde: daß die Londoner Politik mit dem europäischen Gleichgewicht nicht mehr auskam, ihre ungebundene Obergewalt nicht mehr bestehen konnte. Jetzt hat Clemenceau die Beweise geführt, daß das Zusammengehen mit England keine Rolle II. Ranges und Vasallität zu sein oder bleiben braucht; daß es auch von einer schwächeren Großmacht, als Deutschland war, fruchtbar für mehr als das Versprochene zu machen ist, wenn es sich willfährig einstellt auf das Korrelatverhältnis, auf gegenseitiges Ausweichen: dort das Maritime nebst Großhandel und Fernpolitik, hier

territoriale Erweiterung, nationale Vergrößerung und Festigung land-militärischer Stellung. Frankreich ist in das posthume Erbe der bismarckischen Richtung eingetreten, so gedacht, daß für diese ein Ende ihrer Friedensruhe hätte kommen müssen. Zur Zeit der splendid isolation suchten uns englische Fühler, und noch ferner. Aber sie suchten die Verträglichkeit der Ziele. Statt dessen hatte England fortgesetzt deutlicher zu erkennen, daß Deutschland, ob der politische Kurs noch so viel Zickzack fuhr oder sich im Nebeltrug seiner Kulturfriedlichkeit befand, zwangsläufig mit seiner Weiterentwicklung die Entscheidung in sich trug zwischen englischer oder deutscher Wirtschaftsvormacht, was deren Ausübung von Europa her anlangte. Das aber war das einzige, worin es kein englisches Zurückweichen auf Kompromisse geben konnte. Der Zusammenprall ward ins Auge gefaßt, trotz der Unvermeidlichkeit der für England dabei vorauszuberechnenden schweren Havarien. Wo solche großgeschichtlichen Geschehnisse werden, gehen daneben her diplomatische Akten und Reden, die gerade das sind, was die Konturen der größeren Übergewalt am seltensten in den Blick faßt. Es ist so verkennungsvoll beschränkt, durch ihre tipfelnde Zergliederung zu der wirklichsten Wahrheit gelangen zu wollen. Besser steht sie in Monatsrevuen und Büchern. Was ich schon immer hervorgehoben: ob auch Grey und andere Verantwortliche und Völker 1914 nicht kriegsgewillt gewesen, so gleichen die vielverknüpften politischen Festmachungen und fahrttiefen Richtungen den schweren Dreadnoughts, die den Sprachrohren nicht im Moment gehorchen. — Die Überlegenheiten bei dem Zusammenstoß waren verteilte. Aber zweier war man auf englischer Seite sicher: der nicht wider sich selbst zu beschwatzenden, karthagisch sich teilenden Nation, und der politischen Energie in Maschine und Führung.

Die englischen Havarien übersteigen die Befürchtung. Die schlimmste ist, daß die Anrufung der Vereinigten Staaten zur eigenen Aktivität — nicht Koalition! — auf die Länge nicht zu vermeiden war. Aber das glückhafte Schiff der neuen Punier, mit seinem Namen „Imperator", liegt als Wrack versenkt, und diesmal, hier im Gleichnis der Nationen, ging es nicht mit wehendem Schwarzweißrot, mannhaft bis zur letzten Sekunde, in die Tiefe.

Das ward nun der Ausgang des kaufmannsfriedlichen, mit offiziösen Büchern ins Geschichtsphilosophische hinaufgelobten Kulturimperialismus. Mit der lakaienhaften Mißbilligung alldeutsch-nationaler Gesinnungen, die jedes Ausland doch natürlich fand, drehte man äußeren und inneren Feinden die bequeme öffentliche Schuldbezichtigung zurecht. (Heute nun ersehnen der Alldeutschen giftigste Gegner in Deutschland und Österreich für ihre regierende Einheitsmacht die alldeutsche Erfüllung.) Alle die diplomatisch vermeinte Bescheidenheit und Abstinenz, das bei jeder politischen guten Gelegenheit eilfertig im voraus verkündete „Désintéressement" hatten nichts anderes erreicht, als sich den Überlegungen und Instinkten anderer oder Allermiteinander als die zielvolle materielle Weltbemächtigung darzustellen. Aus dem heraus wurde alsbald nach Kriegsausbruch der Großboykott der Deutschen eingeleitet und von den nichthändlerischen Schichten im Ausland am lebhaftesten aufgenommen.

Diese Zusammenhänge alle wurden in der Gesamtheit der Deutschen erst wenig so gesagt. Nannte jemand das Kind beim Namen, wie der redliche, im Psychologischen aber ahnungslose Bethmann, der die „Freiheit der Meere" als

einziges Schlagwort wußte, so verstanden, ja hörten die meisten Deutschen dies gar nicht. Viel tausend Male, wenn die Kämpfer ihre Feldbriefe schrieben oder wackere Schriftleiter ihre Spalten füllten, lasen wir von der angelsächsischen Krämernation, — und inzwischen war unsere eigene durch ganze Schichten hindurch vom rücksichtslos kahlen und gemeinen Erwerbssinn in einem Grade entmännlicht und plebejisiert worden, daß England im Vergleich zu der Verbreitung der Maxime bei uns, das Geld und das „Geschäft" rechtfertige jede Schäbigkeit, noch immer der achtungsstrenge Römerstaat erscheinen konnte. Das römische De coelo et de patria nunquam desperandum, „An der Fügung des Himmels und am Vaterlande gibt es kein Verzweifeln", hat England neu bewährt. Gleichwie damals, als Napoleon bis Petersburg hin das Festland durch Satrapien und Bündnisse und Kontinentalsperre an sich gekettet und den Kaiser von Österreich zum Schwiegervater gewonnen hatte, wo bisher bei Ministern und Publizisten das Londoner Gold die glatteste Überredungskraft gewohnt gewesen war.

Wir müssen nochmals den Vergleich mit Karthago aufnehmen. Nebenbei, man denke nur nie, die gegnerischen Diplomaten seien so kundlos und erfahrungslos in Weltgeschichte, als wie unsere Politiker, die sich mit angelesenen „Ideen", als Ersatz, ins größere Denken zu erheben suchen und infolge dessen immer und immer erst hinterher die Wirklichkeit begreifen. Die fremden Diplomaten — mehr als die advokatischen Parlamentarier dort — mögen nicht so schulmäßig mit Daten und Zahlen gestopft worden sein, aber aus Liebhaberei und Berufsverständnis kümmern sie sich um das Didaktische der Weltgeschichte, wohin es dem Schulbetrieb und der landläufigen strohdürren Geschichtsauffassung bei uns nicht reicht. Da ließe sich vieles sehr aktuell belegen, auch außer Karthago. So richten sich die in dem Versailler Konklave formulierten Bestimmungen über das deutsche Saarbecken augenfälligst nach den i. J. 1884 dem besiegten Peru aufgezwungenen Abmachungen, unter welchen Peru an Chile die wertvollen Gruben- und Salpeterprovinzen Tacna und Arica überlassen mußte, mit Vorbehalt der späteren dortigen Volksabstimmung, so daß je nach deren Ausfall Peru seine Gebiete gegen eine große Zahlung zurückerhalten sollte. In Versailles konnte man moralischerweise nicht gut vor aller Welt den französischen Begehren nachgeben über das vertraglich und öffentlich Festgelegte hinaus; nur die dem „Recht" und dem Selbstbestimmungswillen angeblich entsprechende Wiederaneignung von Elsaß-Lothringen war immer verkündet worden. So ward denn der hartnäckig zähe Clemenceau mit Hilfe von jenem hoffnungsvollen Präzedenzfall zufriedengestellt. Denn Chile hat die Volksabstimmung i. J. 1894 dann einfach nicht vorgenommen. Ein Menetekel von hinlänglicher Bedeutsamkeit für unsere regierenden Dilettanten und Optimisten, die sich über die während des Krieges vergeblich warnenden Historiker auch noch heut erhaben fühlen. [Geschrieben 1919.] Selbst der kluge Minister David bezeichnete in der Nationalversammlung zu Weimar den historischen Fachmann, und insbesondere den Professor D. Schäfer, als einen Gelehrten, der „in seinem Museum" sitzt und, da er nicht weiß, wie es in der Welt zugeht, besser nicht mitrede. Es liegt nur leider denkmethodisch so, daß, wie es in der Welt zugeht, die Historiker schon vorher sehen und wissen und jene Art Politiker immer erst nachher. Daraufhin dann versuchen sie es mit ihren unbesonnenen Weißwaschungs-

ausschüssen und Veröffentlichungen. Daß ihnen die historischen Einzelkenntnisse fehlen, ist aber noch niemals so verhängnisvoll, wie das Fehlen alles, was sich an der Geschichte bildet, *Erfahrungskunde*, Befähigung zur Kritik der Vorgänge und *der handelnden Personen*, Psychologie der Völker und der Staatskunst, Zügelung der Leichtgläubigkeiten und der illusionären Doktrinen.

So vieles nun auch in unserer Lage der karthagischen nach 202 ähnelt, ist der Sieger doch weiter gegangen. Er hat in *einem* Punkt die karthagische Neuentwicklung des entmannten Gemeinwesens vorweg uns abgeschnitten, das Wiederaufkommen zur merkantilen Gedeihlichkeit. Wer über den nächsten Zeitentag hinausdenkt, wird darin die Verflüchtigung der größten volksethischen Gefahr erkennen. Durch einen notgedrungen gegen früher noch vielmals mehr überhitzten Wettbewerb würden die Geschäftlichkeit und streberische Profitlichkeit, das Verflachen und Sinken zur Eintägigkeit noch allgemeiner zu einer Art hilfloser Logik werden. Bis endlich ein erschöpftes, aufgeriebenes, im sozialen Daseinskampf und Widerstreit und in gemeiner Vergnügung seiner selbst überdrüssiges Volkstum auch so nicht mehr mittut und anarchisch, nihilistisch am Ende werden läßt, was will.

Der den demokratisch-sozialdemokratischen Verständigungsoptimisten aufgejochte Friedensvertrag verunmöglicht durch sich selbst die gestellte Zumutung in ihrer Ganzheit. Vollends bei der mittelbaren Einwirkung der Valutaentwertung, die an unserem Gelde das Schicksal Portugals im 16. Jahrhundert wiederholt, wo gegenwärtig hundert ehemalige stolze Realen zusammen eine kleine Scheidemünze (100 Reis) sind; und bei der nicht minderen Verwüstung durch behelfsmäßige und zerfahrene Gesetzmacherei. Die Lage aber soll nun uns nicht als hilflos Erleidende treffen. Sie kann zum glücklichen Ursprung eines gemeinsamen, so sich zurechtfindenden und sieghaft durchsetzenden Willens gemacht werden. Bolschewismus ist da nicht der glückliche Ausweg, und auf keinen Fall ein volksnationaler. Aber etwas *dieser russischen Bewegung nicht Unverwandtes* würde *Selbsthilfe* und Gesundung. Sie liegt in der Hinnahme und Willkommenheißung der *nationalen Verarmung*. Doch nicht mit der Richtung zum Ermatten, wo dann die ganze Müßiggängerei Betätigung und Vorteil in der internen Jammerpolitik sucht, ein Deutschland ungefähr wie ein „größeres Portugal“. Sondern in der ertüchtigten Weiterbildung der schon den Allermeisten durch den Krieg aufgewöhnten *Frugalität*, in der Ausbildung der im Begnügen liegenden Verselbständigungen des Einzelnen und Ausgleiche in der sozialen Gesamtheit. So trete Deutschland ins Zeichen eines im Gemeinsinn starken Spartanertums, welches den wirtschaftlichen Wehrschild seiner Verzichte und seiner Bedürfnisarmut hinausrückt an den Ring der Heimatsgrenzen und sie *ideengeistig* als zu den Völkern hinausblitzende Waffe dem Moloch, der uns verknechtet, in den Schlund stößt. Was immer von Deutschlands Verjüngung und Erneuerung geschrieben und gesprochen wird, nur in der verallgemeinerten *Selbstzucht der Lebenseinfachheit* kann sie werden. Das ist einstmals die große Lehre Homers gewesen, der die Hellenen, nachdem sie mit ihrer Zuwanderung eine schon überalte, angefaulte Vorkultur in Besitz genommen hatten, zurückrief durch seine Bilder und Gestalten und Gegenbeispiele zu den Überlieferungen ihrer mitgebrachten besseren und schöneren Ursprünglichkeit. In beiden großen Epen formte er das hohe Lied der Selbstüber-

windung (Achilleus), der charaktervollen Veredlung der Schläue und Klugheit (Odysseus), und in allem des treuen, hingebenden Gemeinsinns nebst froher, schönsinniger, an Reigen und Spielen und inhaltvoller Unterhaltung sich vergnügender Gesundheit. Dem Homer ist beschieden gewesen, durch seine unendliche Kunst der Lehren, die er in diese hinreißenden volksechten Stoffe verflocht, „dem hellenischen Volk den zweiten Morgenaufgang zu bringen", wie Antipatros es bezeichnet, zusammen aber wahrscheinlich mit Krisen und Erschütterungen, von denen uns die Kunde nicht erreichte. Um so genauer geschichtlich kennen wir diese Krisen, als das materialistische 15. Jahrhundert, dieses in allen sozialen, seelischen, moralischen, geistigen und literarischen Hinsichten zerrüttete, grobianisierte und schimpflich heruntergekommene Spätmittelalter am Ende seiner Üppigkeiten und Zoten und Narreteiungen, seiner gegenseitigen Ständeverhetzung und Gehässigkeit und Auswucherung anlangte. Als der den Völkern verhaßte Hansehandel und die süddeutschen großwucherischen Geldtruste ins Wanken und Zerbrechen kamen, da war auch die Zeit dafür gereift, daß wieder Ehrbarkeit, Freundlichkeit, Liebe, Gemeinschaft walten sollten. Da stellte man das 16. Jahrhundert auf einen erneuerten Boden der heimatlichen Wirtschaft und Erzeugung, der Einfachheit und Häuslichkeit, der Abkehr von den würde- und vernunftlosen Moden, dem importierten Luxus, den Unmäßigkeiten in Malvasieren und Kostspieligkeiten; und in dem Kampf um die religiösen Glaubensformen begriff die Gesamtheit die Wiederaufrichtung der seelischen und sittlichen Güter, was die Reformkonzilien der Geistlichen und Beamten nicht zu bringen verstanden hatten.

Zufrieden im Lebensgefühl und innerlich reich sind nur die armen Zeiten. So war das deutsche 18. Jahrhundert, dessen Empfindung von Unfreiheit eine erst durch die französische Revolution entstandene Fabel ist, das geistigste, fröhlichste, auch bei minimaler Bewirtung heiterste, munterste in allen Ständen, welches unsere Kulturgeschichte kennt, das feinstentwickelte im Kunstgeschmack, bis zum kleinstädtischen Schlosser und Tischler. So war die altgermanische Bäuerlichkeit in ihrer selbstachtungsvollen und doch heiteren Zucht, welche für uns am unmittelbarsten die in Island aufgeschriebenen Sagas widerspiegeln, die Germanenfrühzeit in ihrer Erfülltheit mit Dichtung und Lied und Mythos, in ihrem Erzählen, wie auch die Götter sich heiter necken und unermeßlich lachen können. So war Sparta, dessen vernünftige Beurteilung der athenische verklatschende Neid bis auf den heutigen Tag nicht recht aufkommen läßt; die Stadt des einfachen guten Geschmacks, der berühmten Geräte und Möbel, „weil man keine Überflüssigkeiten hatte, kein Händler und Tändler hinkam, und die Demiurgoi (Werkkünstler oder öffentlichen Gewerbler) auf das wirklich Gebrauchte ihre Kallitechnia, ihre feine Sorgfalt verwandten". Sparta ist der durch ein volles Jahrtausend mit seinen sog. lykurgischen Überlieferungen umsturzlos zufriedene Staat der schönen, gesunden, geistesquicken Menschen, voll Humor (bis ins Strafrecht, wie bei den Germanen auch), durchklungen von Tanzchören und Musik, Liedern und witziger, rascher Improvisation, so daß man hier keiner Hetären und bezahlter Tänzerinnen und vortragender Artisten bedurfte.

Wenn aus der gegenwärtigen Betäubung und auch Betäubungssucht die Wiederbesinnung kommen wird, so wird die Machtlogik der Verhältnisse dem

neuen Idealismus zum natürlichen Quellborn werden. Aus ihm werden sich der Menschenwert und die Geistigkeit der früheren bürgerlichen und vornehmeren Familien erneuern. Es wird sich die tragende Grundfläche bilden für Höhenerhebungen der nationalen Kultur und Literatur, was auf andere Art keinerlei Organisation, kein alexandrinischer Betrieb und keine von den Strebern ausgenutzte Fürsorge begönnernder Staatsregierungen erzielen kann.

Möge mir gestattet gewesen sein, die Hauptfrage, bei ihrer nicht wieder entschwindenden Inhaltsbedeutung, heute nur erst mit kulturhistorischen Strichen zu umzeichnen. (Anregungen K. Schefflers haben auf diese Zeilen eingewirkt, doch wurden sie vor seiner „Sittlichen Diktatur" für den Türmer geschrieben. Nachtr. d. Vfs.) Wenn es dem jetzigen Reiche ehrlich um die Demokratie zu tun ist, hat diese am einsichtigsten in der Annäherung der Lebenshaltungen und in der seelisch-sittlichen Wiedererhebung der nationalen Gemeinsamkeit begründet zu werden.



Der Kuckuck ruft · Von Oswald Bergener

I.

Der Kuckuck lacht von Baum zu Baum —
Lauf zu, vielleicht magst du ihn finden.
Die Hoffnung fliegt von Traum zu Traum —
So flieg' ihr nach mit tausend Winden.
Jetzt hier, und jetzt am fernsten Ort —
Dann ist der Schalk entwischt im Schweigen.
Und ist die letzte Hoffnung fort —
Sei still, das Wehe bleibt dein Eigen.

II.

Feuchte Schleier
Dämmern überm Tal,
Dorf und Kirchturm düster in den Busch genistet,
Und von himmelhohen Pappeln lacht's entrüstet
Kuckuck, Kuckuck,
Neunundneunzigmal.

Kuckuck, Kuckuck,
Ja, du zählst es kaum:
Flüchtet baumweis übern Fluß, gehst du ihm näher;
Kehrst du um, verfolgt er außer sich den Späher
Kuckuck, Kuckuck,
Im umwölkten Traum.

Scheu im Kornfeld
Noch ein Schluchzen hängt;
Leises Vogeljauchzen schwirrt in Ufererlen,
Und ein jäher Sonnenblitz in Tränenperlen
Kuckuck, Kuckuck,
Wie Diamant sich fängt.



Das kleine Rad

Von Carl Svenson-Graner

Wo der Weg sich nach Lillegarden abzweigt, liegt ein rotes Häuschen, und dort wohnte Ingenieur Siegfried Hahn mit seinem Bruder Paulus, der von den Leuten des Dorfes „der närrische Paul" genannt wurde. Aber auch der Ingenieur war nicht „wie er sein sollte", wie sich die Leute auszudrücken pflegten. Er hatte seinen Kopf an einer Erfindung zergrübelt und wohnte nun mit Paulus zusammen in Skogsberga. Ein Bruder der beiden war Großhändler in Stockholm selbst und sorgte für ihren Lebensunterhalt.

Ich sehe Paulus vor mir, wenn ich will. Oft begegnete ich ihm auf meinen Wanderungen durch Skogsberga draußen auf der Landstraße. Er kam dahergetrottet wie ein Gorilla: der Körper kurz und sehr stämmig, im Besitz einer unheimlichen Kraft, deren Ausbruch gefährlich sein mußte; das Gesicht mit vorspringender Kieferpartie und mächtigen Hauzähnen hinter den grinsenden Lippen; der Bart lang, zottig und schmutzigbraun, die Augen starr und unruhig; das Haar über die Schultern fallend. Und während er dahinwankt, baumeln die großen Hände hin und her. Paulus geht infolge des Übergewichtes seines Oberkörpers so stark vornübergeneigt, daß er immer hüpfen muß, um nicht zu fallen. Und dabei schreit und halloht er vor sich hin, wenn er sich allein glaubt, so daß Fremde, die ihm begegnen, erschrecken, weil sie einen dem Irrenhaus entsprungenen Narren vor sich zu haben glauben.

Die Bewohner von Skogsberga aber fürchten den guten Paulus nicht, denn sie wissen, wie sanft und bescheiden er ist. Fragt ihn jemand, warum er schreit, so antwortet er:

„Er will an mich heran, seht ihr es nicht, daß er an mich heran will; laß mich in Frieden und scher' dich fort, sage ich."

Und er brüllt und ficht mit den Armen, wie um einen Feind abzuwehren.

Oft trägt er, wenn man ihm begegnet, eine Zeitung unter dem Arm.

„Woher kommst du?" fragt man. „Und was trägst du da?"

„Die Zeitung," sagt er, „die Zeitung für den Ingenieur. Ich habe sie auf der Post geholt, und nun wird der Ingenieur daraus erzählen."

Seine Augen sehen so kindlich treuherzig drein, während er spricht. Er nennt seinen Bruder immer den Ingenieur. Es ist, als wollte er damit immer dessen erhabener Größe und seiner eigenen unwürdigen Niedrigkeit eingedenk sein.

Dann kommt Paulus heim und reicht die Tageszeitung dem Ingenieur, der über einem kleinen Maschinenmodell grübelt. Der Ingenieur trägt einen alten Gehrock, Kragen und Manschetten, und eine grellfarbige Krawatte prunkt in dem Ausschnitt der Weste. Er wirft noch einen letzten Blick auf die Maschine, schiebt an einem Rade, wie um es zum Gehen zu bringen und nimmt darauf die Zeitung zur Hand. Paulus setzt sich andächtig auf einen Stuhl daneben, denn nun soll ja der Ingenieur erzählen. Paulus ist so gewöhnt daran, daß er sich ohne

Proteste unterwirft. Anfänglich war es ja schwer genug und er suchte allerlei Vorwände, um sich zurückzuziehen, aber der Ingenieur befahl ihm in so entrüstetem Tonfall, sitzen zu bleiben, bis er zu Ende sei, daß nun keine Macht der Welt Paulus von seinem Platze bringen könnte, ehe der Ingenieur die Zeitung fortgelegt hat.

Merkwürdigerweise ist der Ingenieur bei alledem, was in den Zeitungen zu lesen steht, mit dabei gewesen. Er erzählt dem erstaunten Paulus von seinen Erlebnissen während der Naturrevolutionen auf Martinique; er hat mit Andrée zusammen den Nordpol entdeckt, hält sich aber jetzt in Skogsberga versteckt, damit kein Mensch ihn finden und ihm seine kostbaren Aufzeichnungen stehlen könne; er ist als König Umberto in Italien ermordet worden und lebt nun inkognito in Smaland, um den Anschlägen der listigen italienischen Anarchisten zu entgehen; er ist ein märchenhaft reicher amerikanischer Börsenmann, dem es Vergnügen macht, im Elend zu leben; er ist alles und alle; in jedem kleinsten Vorfall, der in den Zeitungen mitgeteilt wird, hat er eine Rolle gespielt und berichtet Paulus darüber, der voll Andacht zuhört, obwohl er zuletzt immer wieder zu hören bekommt, wie abstoßend und dumm er ist und welch unwürdiger Bruder eines Mannes, der all diese Merkwürdigkeiten erlebt hat.

Eines Tages kommt Paulus halb laufend von der Post zurück, mit der Zeitung und einem Brief an den Bruder. Es ist Sommer, und die Sonne brennt von einem blauen, wolkenlosen Himmel. Paulus schwitzt entsetzlich in seinen groben Kleidern. Die Zeitung hält er in der einen Hand, den Brief aber hat er in die Tasche gesteckt, um ihn nicht zu verlieren. Ein ums andere Mal holt er ihn hervor, um sich zu überzeugen, daß er noch da ist.

Daheim angekommen, geht er zu seinem Bruder, überreicht ihm mit einem tiefen Bückling Zeitung und Brief, setzt sich hierauf auf einen Stuhl neben ihn, faltet die Hände und legt seinen unförmigen Kopf schief, wie um besser lauschen zu können. Der Ingenieur sieht den Brief an, liest die Adresse, untersucht genau Kuvert und Lack und legt ihn dann wieder vor sich hin auf den Tisch. Er stützt die Stirne auf die Hand, als sinne er über etwas nach. Beide Brüder sitzen stumm da. Die Sonne wirft einen breiten Goldstreifen in das Zimmer und in der strahlenden Lichtflut wirbeln Millionen feiner Staubkörnchen. Draußen auf der Landstraße fährt ein Wagen vorbei.

Der Ingenieur grübelt, wieviel Jahre es her sein mögen, seit er einen Brief bekommen hat. Früher bekam er so viele, ja früher, als er noch an der Erfindung seines perpetuum mobile arbeitete. Jetzt bekommt er niemals Briefe. Lange sitzt er da und grübelt. Endlich wird Paulus unruhig, denn er hat ja das Mittagmahl zu bereiten. Er schlägt die Hände übereinander, scharrt mit dem Fuße. Der Ingenieur hört nicht. Da sieht er eine große Fliege, die zornig umhersummt und dann und wann gegen das Fenster poltert. Leise schleicht er sich heran, streckt behutsam die Hand aus, ein hastiger Griff, und er hat sie zwischen seinen Fingern, die den schwarzen Brummer zu Brei zerquetschen. Paulus grinst vergnügt.

Der Ingenieur aber ist mißlaunig, daß Paulus ihn gestört hat.

„Hinaus in die Küche mit dir, dorthin paßt du! Rasch hinaus!“

Paulus deutet verwundert auf die Zeitung.

„Wird der Ingenieur heute nicht erzählen?"

„Nein, heute nicht, heute habe ich an meine Erfindung zu denken."

* * *

Von frühmorgens bis spät abends ist Paulus in Bewegung. Er bettet und räumt auf, er kocht das Essen und besorgt Gänge; sobald der Ingenieur nur winkt, ist er bereit, aus dem Hause zu stürzen.

Viele Tage lang sitzt der Ingenieur da und liest in Büchern mit merkwürdigen Abbildungen; er träumt von großen Erfindungen und gerät mitunter so sehr in Eifer, daß Paulus an seinen Gedanken Anteil haben muß. Er zeigt ihm die kleine Maschine.

„Siehst du, alles ist fertig; es fehlt nur ein kleines, kleines Rad, und das beschäftigt mich beständig."

„Nur ein kleines Rad", echot es von Paulus.

„Ja, nur eines. Aber wenn ich dieses gefunden habe, soll die ganze Welt von Siegfried Hahn, von Ingenieur Siegfried Hahn sprechen. Alle Zeitungen werden mein Porträt bringen, alle Menschen werden sich vor mir beugen, der König wird mir einen Orden geben und die ganze Welt wird wissen, daß ich da bin, ich, der Ingenieur Siegfried Hahn."

In solchen Stunden geschah es, daß er zu weinen begann, und Paulus konnte gar nicht verstehen, warum sein feiner Bruder, von dem man soviel Herrliches erwartete, weinen konnte.

* * *

Der Ingenieur hat sein Mittagmahl gegessen, und als er fertig ist, ruft er Paulus herein.

„Paulus, komm, beeile dich!"

Als Paulus kommt, erhält er den Befehl, den Tisch abzudecken. Er trägt das einfache Gericht in die Küche hinaus, wo er die Reste verzehrt. Er muß immer in der Küche essen, er ist nicht fein genug, an demselben Tische zu sitzen wie der Ingenieur.

Nun ruft der Bruder wieder.

„Paulus, komm, beeile dich!"

Paulus trocknet sich rasch mit der schmutzigen Faust den Mund und kommt mit vollem Munde in das Zimmer gestürzt. Der Ingenieur hat die Zeitung geöffnet, und da Paulus argwöhnt, daß nun die Reihe an das Erzählen kommt, setzt er sich in den Stuhl und wartet.

Aber der Ingenieur legt sogleich die Zeitung fort, nimmt statt dessen den Brief vor und sagt:

„Ich erhielt heute einen Brief von unserem Bruder in Stockholm, der viel feiner und reicher ist, als ich. Er will, daß du von hier fort sollst. Wenn der Pastor kommt, wirst du mehr erfahren. Der Bruder in Stockholm hat auch ihm geschrieben."

Paulus sieht den Ingenieur mit großen, erstaunten Augen an. Er versteht nicht, was der Bruder heute erzählt. Nur das von dem Pastor versteht er, denn dieser kommt allmonatlich zu ihnen, und da wird Paulus gezwungen, sich reinzuwaschen und Kleider zu wechseln, was ihm das ärgste auf der Welt ist. Einmal

zwang der Pastor ihn sogar, mit zum Schneider zu kommen und sich Maß nehmen, sowie auch sich Haar und Bart schneiden zu lassen. Aber Paulus stieß sowohl beim Schneider wie beim Barbier solche gellende Hilferufe aus, daß die Prozedur seither nie mehr wiederholt wurde.

Der Pastor von Skogsberga ist gut Freund mit dem Großhändler in Stockholm und hat von diesem den Auftrag bekommen, die Behausung der Brüder und ihre übrigen Verhältnisse zu inspizieren. In letzter Zeit sind öfters Briefe zwischen ihnen gewechselt worden, und die beiden Männer haben beschlossen, daß Paulus in eine Pflegeanstalt für Geistesschwache geschickt werden und der Ingenieur die Aufwartung einer Magd erhalten soll. Davon handelte der Brief an den Ingenieur.

Paulus sitzt da und denkt an den Pastor und grübelt, ob er nun wieder rasiert werden muß, weil der Bruder gar so merkwürdig spricht. Lange Zeit sitzt er so und wartet auf weiteren Bescheid, als aber der Ingenieur schweigt, schleicht er in die Küche hinaus, um seine unterbrochene Mahlzeit fortzusetzen.

Gegen Abend kommt der Pastor, und da muß Paulus hineingehen und ihn begrüßen. Dann will er sich wieder hinausstehlen, aber der Bruder befiehlt ihm, zu bleiben. Der Pastor und der Ingenieur sprechen lange miteinander und nennen zuweilen Paulus Namen, und dann blickt er die beiden Männer, die über sein Schicksal zu beschließen haben, bittend an.

Ehe der Pastor geht, schüttelt er Paulus die Hand und sagt:

„Wie der Ingenieur dir erzählt hat, sollst du ja fort von hier.“

„Fort?“

Paulus versteht nicht.

„Ja, zuerst nach Stenberga und dann mit dem Zuge nach — —“

Paulus schreit auf.

„Mit dem Zuge!“

Seine Augen verdrehen sich vor Entsetzen. Es gurgelt in seiner Kehle, die Arme baumeln immer heftiger. Seine ganze unförmige Gestalt ist in Aufruhr.

„Fort vom Ingenieur?“ sprudelt er heraus. „Wie soll er dann die Zeitung bekommen?“

„Die bekommt er dennoch“, sagt der Pastor.

„Ich will nicht fort vom Ingenieur“, brüllt Paulus.

„Aber ich will dich forthaben“, sagt der Ingenieur bestimmt. „Ich habe soviel Mühe mit dir, daß ich meine Erfindung nie fertig bekomme. Jetzt sollst du fort, damit ich in Ruhe und Frieden darüber nachdenken kann.“

„Aber der Zug“, stöhnt Paulus. Ihm ist so bange vor dem Zug, vor dem großen, schwarzen Zug, der mit Rauch und Funken dahergestürzt kommt.

Paulus will nicht; er weint.

„Fürchte dich nicht, Paulus“, sagt der Pastor. „Du reisest nicht allein, ich gehe mit.“

Aber Paulus schmiegt sich demütig wie ein Hund an den Ingenieur, und seine großen Augen bitten und betteln.

„Nicht mit dem Zug, mein feiner Bruder; nicht mit dem Zug!“

Der Ingenieur aber kümmert sich nicht um ihn. Da reißt Paulus, von wilder Verzweiflung gepackt, die Türe auf, stürzt hinaus auf die Landstraße, hinein in den Wald, weit, weit fort, als fliehe er vor etwas Gefährlichem.

Eines Tages aber mußte Paulus doch abreisen, und der Pastor begleitete ihn. Als er den Zug erblickte, erschrak er und wollte davonlaufen und nur mit großer Mühe verstaute der Pastor ihn in ein Kupee. Paulus setzte sich so tief wie möglich in eine Ecke. Dann pfiff der Zug und fort ging es in die Pflegeanstalt.

Nun muß der Ingenieur sich ohne Paulus behelfen. Morgens und abends kommt ein Bauernmädchen zu ihm, das aufräumt und das Essen bereitet. Aber es nützt nichts, mit ihr zu kommandieren, wie der Ingenieur es mit Paulus getan hatte. Sie starrt ihn nur an und handelt dann nach ihrem eigenen Kopfe. Der Ingenieur findet es langweilig ohne Bruder Paulus. Er denkt an ihn, an seine hündische Demut, an seine grenzenlose Dienstwilligkeit, an sein großes Interesse für alles, was den Bruder betrifft.

Als aber der Pastor kommt und fragt, wie es ihm ohne Paulus gehe, sagt er:

„O danke, gut. Ich hatte so viel Mühe mit ihm, daß ich mit meiner Erfindung gar nicht zu Ende kam."

Als der Pastor gegangen ist und der Ingenieur sich über seine Bücher beugt, denkt er wieder an Paulus. Hätte er ihn doch hier und könnte ihm seine Maschine zeigen, sie demonstrieren und ihn damit verblüffen, daß nur ein einziges Rädchen fehle! Ja, hätte er ihn doch bei sich, um von all dem Wunderbaren zu erzählen, das er erlebt hat!

* * *

Paulus ist viele Meilen von Skogsberga entfernt in der Pflegeanstalt für Geistesschwache.

Er hat nun ordentlich bereitetes Essen; er hat gute Pflege, ist rasiert, gewaschen und wohlgekleidet und hat am Abend ein weißes Bett zum Hineinkriechen. Er sieht nun wie ein Mensch aus, und immer seltener greift ihn der Unsichtbare an.

Am zweiten Tage, als er in der Anstalt war, hatte er einen Anfall, schrie und tobte und rief von Zeit zu Zeit nach dem Ingenieur. Endlich begann er zu weinen, und da wurde man seiner Herr und legte ihn zu Bette. Aber bis in den Schlaf hinein verfolgte ihn der Bruder. Paulus flüsterte mehrmals seinen Namen, ehe er sich beruhigte.

Von da an wurde er mit jedem Tage fügsamer. Anfänglich war man äußerst wachsam auf ihn, denn wenn er allein war, sah man, daß er auf etwas lauere. Aber allmählich schien alle Erinnerung in ihm erstorben, daß er jemals wo anders gewesen als in der Anstalt, und von seinem feinen Bruder sprach er nie. Die Tage wurden zu Monaten, und Paulus verwuchs immer stärker mit dem neuen Leben um ihn her. Er durfte mit im Garten arbeiten und erwies sich als ganz vernünftig. Man konnte ihn gut verwenden, denn er war stark wie ein Bär. Allmählich begann man ihm freiere Hand zu lassen und bewachte ihn nicht mehr so sorgfältig wie bisher. Es sah aus, als habe er sein ganzes vorheriges Leben vergessen.

Aber Paulus hatte weder Skogsberga noch das kleine rote Häuschen, das an dem Nebenwege lag, vergessen. Mitunter kam es ihm vor, als vermisse er

etwas. Aber er wußte nicht recht, was. Tief in seinem Gehirn brütete die Erinnerung an das Alte als ein dunkles Gedenken. Aber sie erhielt niemals Form, sie bedurfte eines äußeren Anlasses, um zu erwachen. Und den gab es nicht.

Eines Tages aber sollte das unbedeutendste Ereignis die alte Wirklichkeit in ihm heraufbeschwören und ihr ein solches Leben verleihen, daß seine gegenwärtige Existenz dagegen wie in weiter Ferne erschien und zu jenem Dunklen und Unbegreiflichen erblich, über das er grübelte, ohne es verstehen zu können.

Eines Tages wurde nämlich Paulus nach dem Postamt geschickt, das ein Stück von der Anstalt entfernt lag. Er sollte die Post holen. Es war eine Zeitung und ein Brief, und sobald er sie empfangen hatte, begab er sich auf den Heimweg. Die Zeitung trug er in der Hand, den Brief aber hatte er in die Tasche gesteckt. Ein ums andere Mal holte er ihn hervor, um zu sehen, ob er ihn noch bei sich habe. Und während er so ging, erwachte allmählich eine Erinnerung in ihm. Es wurde heller und heller in seinem Kopfe, bis es plötzlich bei ihm feststand, daß er fehlging und daß dieser Weg nicht dorthin führte, wohin er kommen wollte. Er kehrte um und ging zur Station hinab; als er das Stationshaus sah, erinnerte er sich, vor langer, langer Zeit hier aus einem Zug gestiegen zu sein, und dieser Zug rollte und rollte in seinem Gehirn, während er stille stand und vor sich hinstarrte. Durch den Wald rollte er, über Ebenen, an rinnenden Bächen entlang. Nun signalisierte er. Dort lag Stenberga und dort ... jenseits des Waldes ... auf der Anhöhe ... Skogsberga ... Skogsberga...

Paulus lief die Bahnlinie hinab. Plötzlich steht er still und lauscht. Seine Nasenlöcher erweitern sich. Er schnuppert wie ein Tier. Es braust in der Ferne, immer stärker. Es dröhnt in den Schienen. Nun pfeift es. Der Zug, der Zug ... Paulus verläßt die Bahn und stürzt waldeinwärts. Die Zeitung hat er neben dem Brief in die Tasche gesteckt. Immer schneller läuft er. Nun will dieser Unbekannte ihm wieder zu Leibe. Er stürzt dahin, als gelte es das Leben. Mitunter bleibt er stehen und keucht. Es ist, als fürchte er keine Gefahr. Dann geht es wieder weiter. Auf ungebahnten Wegen läuft er dahin, wo die Zweige ihm ins Gesicht peitschen, über Sumpf und Moos, wo er mitunter bis zu den Knien im Schlick versinkt...

Am Abend des zweiten Tages nach der Flucht erreicht er Stenberga. Da verlangsamt er seinen Schritt. Er tastet in der Tasche, ob er Brief und Zeitung noch hat. Still schleicht er nach Stenberga. Als er aber den Wald erreicht hat, der jenseits des Dorfes beginnt, hebt er an zu schreien und zu halloen wie ehemals.

Der Wald hört auf und nun trottet er die Anhöhe hinan, auf der Skogsberga liegt. Der Abend ist dunkel, aber hoch oben funkeln die Sterne. Es ist schon Nacht, und alle Häuser in dem kleinen Dorfe schlafen.

Paulus schleicht auf der Landstraße weiter, und nun hat er das rote Häuschen erreicht. Er guckt durch das Fenster, aber alles ist dunkel und still da drinnen. Er will seinen Bruder nicht wecken und legt sich auf den Vorbau mit dem Kopf auf der Schwelle. Bald schläft er tief und unschuldig nach dem langen, anstrengenden Marsch.

Am nächsten Morgen findet ihn der Ingenieur vor der Türe und ist sehr

erfreut, daß Paulus heimgekommen ist. Und als Paulus den Schlaf aus den Augen gerieben, findet er nichts Merkwürdiges darin, wieder bei dem Ingenieur zu sein. Es ist ihm, als sei er nie fort gewesen. Am selben Tage unterrichtet der Ingenieur den Pfarrer, daß Paulus heimgekommen sei, und daß er seinethalben gerne eine Zeitlang hier bleiben möge. Der Ingenieur müsse nun von der Arbeit ausruhen. Und so blieb es, wie der Ingenieur und Paulus es wollten. Paulus durfte bleiben.

Nun ist Paulus wieder im alten Geleise, holt die Post, kocht das Essen, räumt auf und spült das Geschirr. Der Ingenieur erteilt ihm tausend verschiedene Befehle und er lauscht ihnen allen mit derselben unerschütterlichen Geduld.

So vergehen die Jahre und Paulus ist ebenso schmutzig wie in der guten alten Zeit, das Haar ist ebenso lang, der Bart ebenso zottig. Der Ingenieur spricht jetzt nicht mehr so oft von seiner Erfindung und erzählt selten etwas aus der Zeitung. Mitunter des Nachts ruft er Paulus, und wenn dieser hineinkommt, bittet er um Wasser. Als der Ingenieur eines Tages zum Mittagessen soll, fällt er auf dem Tisch zusammen. Paulus hilft dem Bruder ins Bett.

„Ich bin krank“, sagt der Ingenieur.

„Der Ingenieur ist krank“, wiederholt Paulus bewundernd.

Nachmittags kommt der Pfarrer und sieht nach dem Ingenieur, und am nächsten Tage kommt er mit einem feinen Herrn zurück, der den Körper des Ingenieurs abklopft, das Ohr an seine Brust legt und lauscht. Paulus sieht zu und glaubt fest und steif, daß sie horchen wollen, ob die Erfindung bald fertig sei und ob der Ingenieur das kleine Rad schon gefunden habe.

Bald erholt der Ingenieur sich indessen, liest in seinen Büchern und spricht wieder von seiner Erfindung.

Eines Tages kommt Paulus wie gewöhnlich die Landstraße dahergestiefelt, schreiend und halloend. In der Hand hat er die Zeitung, die er geholt hat. Als er heimkommt, sieht er, daß die Rollgardine beim Ingenieur noch unten ist und als er in die Türe guckt, erblickt er den Bruder, der in seinem Bette liegt und schläft.

Paulus wagt ihn nicht zu wecken, sondern beginnt das Essen zu bereiten. Als es fertig ist, stellt er es auf den Tisch im Zimmer des Ingenieurs. Dann rollt er die Gardine auf. Der Ingenieur aber schläft weiter.

Da geht Paulus zum Bruder hinüber, beugt sich über ihn und ruft ihn an.

Aber der Ingenieur schläft weiter. Paulus schüttelt ihn — er erwacht nicht; er weint und ruft des Bruders Namen, aber dieser schläft immer noch.

Paulus' lautes Geschrei lockt ein paar Bauern heran.

„Warum schreist du so entsetzlich?“ fragen sie.

„Der Ingenieur will nicht erwachen.“

Die Bauern gehen zum Bett und gucken ihn an.

„Er ist ja tot!“ sagen sie.

„Nein, er schläft nur“, sagt Paulus. „Sonst ist er aber so früh auf.“

Paulus findet seinen Bruder so schön, wie er in dem schwarzen Bette liegt, in das der Pfarrer ihn geschafft hat. So feines weißes Laken und so schöner Flor ringsumher! Paulus zeigt allen Besuchern voll Stolz seinen Bruder. Und es

sind nicht wenige, die kommen. Fast die ganze Bevölkerung von Skogsberga will die Leiche sehen.

Als aber Paulus allein ist, wundert er sich, warum der Ingenieur nicht in die Zeitung sehen oder ein einziges Wort von seiner Erfindung sprechen will. Noch immer holt er jeden Tag die Zeitung und legt sie, wenn er kommt, neben den Ingenieur hin.

Dann beginnt er den Bruder zu bitten und zu betteln, er möge doch etwas erzählen oder von dem kleinen Rade sprechen.

„Der Ingenieur soll sich nicht grämen; er wird es schon finden, er wird das kleine Rad schon finden.“

Als er eines Tages so steht, kommen die Männer, um das Begräbnis zu ordnen, und gleich darauf kommt der Pfarrer. Paulus steht still und sieht zu, wie die Männer den Deckel auf den Sarg schrauben. Als sie ihn aber aus dem Zimmer tragen wollten, ruft er:

„Er soll hier bleiben, er soll immer bei mir bleiben, mein feiner Bruder!“

Die Männer aber tragen den Sarg auf den Friedhof, und viele Neugierige folgen.

Da erfaßt Paulus eine wilde Verzweiflung. Er versteht, daß sie das Bett mit dem Ingenieur draußen auf dem Friedhof in die Erde graben wollen, wie er es mit anderen tun gesehen hat. Sein Gesicht wird blutrot, die Augen rollen, die Hände ballen sich.

„Es ist mein Bruder,“ schreit er, „mein Bruder! Laßt ihn los! Er soll die Zeitung lesen und an das kleine Rad denken. Laßt ihn los!“

Und er stürzt zu den Trägern hin, packt den einen und drückt ihn mit wahnsinniger Kraft zu Boden, beißt einen andern in das Ohr, kratzt einen dritten mit den Nägeln, so daß das Blut rinnt. Der Sarg fällt zu Boden, und Paulus wirft sich über die Papierkränze und schlägt mit geballter Faust auf den Deckel, so daß es dröhnt.

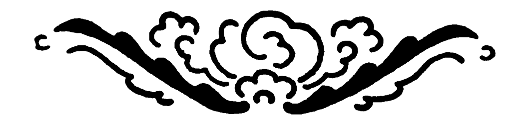
„Nehmt ihn nicht fort,“ ruft er, „grabt ihn nicht ein, meinen feinen Bruder!“

Die Bauern übermannen Paulus, der mit Schaum um den Mund schreit und wild um sich schlägt. Und so müssen sie den Ingenieur begraben, ohne daß Paulus es sieht.

„Nun steht es wohl schlecht mit dem Armen“, sagen die Leute. „Nun muß der Pfarrer dazusehen, ihn in dem Hospital in Norrsjö unterzubringen.“

Und dorthin kommt Paulus auch bald darauf, denn die Tobsucht ist in ihm losgebrochen und er ist gefährlich geworden. Er kommt hin, gebunden an Händen und Füßen. Aber während des ganzen Weges durch Skogsberga ruft er unaufhörlich:

„Lieber, guter Ingenieur, komm und hilf mir!“



Germania
Von Mathilde Wüstner

Und so wir uns denn nicht selber erkennen,
Und das arme Deutschland,
Das schwergefallne und kotbedeckte,
„Die anderen" nennen,
Wird's nimmermehr gut. —
Bespien und geschlagen sieht es uns an,
Die herrlichen Augen voll Sünde und Wahn:
Auf der Stirne, der lichten, gedankenreichen,
Das Kainszeichen. —
Die Brüste, die einst uns alle genährt,
Schlaff, leer und verheert.
Die Hände, die uns so liebreich getragen,
Für uns mit Teufel und Tod sich geschlagen,
Die Werte geschaffen und Schönheit gerafft,
Ohne Leben und Kraft. —
Wie sie zittern vor Pein!
Und — nicht einmal rein. —
Die Füße, die einst zum fröhlichen Tanz
Uns vorangeschritten in Glück und Glanz,
Auf geebneten Wegen, reinlich und gut,
Sie mußten bis über die Knöchel durch Blut. —
Und wir ziehn die Kleider an uns heran;
„Die andern waren's, die das getan." —
Nein! Wir, wir sind's, die von Gott verlassen,
Die Freunde betrügen, die Brüder hassen,
Die jeder Sünde ins glatte Gesicht
Noch lachten — und heute wissen wir's nicht. —
Und ehe wir uns an die Brust nicht schlagen,
Hilf Gott! Hilf Gott! wird's nimmermehr tagen.
Und wenn wir uns nicht zur Heimat bekennen
— Auch unterm Fluch — wird das Herz ihr verbrennen. — —
Wir müssen ihr jetzt die Fesseln lösen,
Von der Stirne küssen den Hauch des Bösen,
Aus den Augen den irren, flimmernden Schein.
Erst dann wird sie rein. —
Wir müssen ihr all unser Herzblut geben,
Erst dann wird sie leben. —
Doch das Schlimmste — die nie wieder tanzen — die Füße!
— Wir tanzten zu bald, auf daß sie es büße. —
Und ob wir gleich zu Tode uns sehnen,
Weiß werden sie niemals,
Von Tränen — von Tränen. —



Du sollst nicht töten

Von Karl v. Wachter

Die öffentliche Meinung in Deutschland ist schon vor dem Weltkriege, hauptsächlich aber während desselben und bis auf den heutigen Tag in viel größerem Umfange, als gewöhnlich angenommen wird, vom feindlichen Auslande gemacht worden. Doch war dies nur möglich, weil dem Unternehmen mächtige innere Strömungen zu Hilfe kamen, von denen der Pazifismus zwar nicht in erster Linie stand, aber doch um so mehr an Bedeutung gewann, je länger der Krieg sich hinzog. Seinem Einfluß war es zuzuschreiben, wenn die Ansicht, daß der Krieg und der Beruf des Kriegers mit dem Bekenntnis zum Christentum unvereinbar seien, auch bei uns immer mehr überzeugte Anhänger fand, die sich dabei auf das biblische Verbot beriefen: Du sollst nicht töten.

An dem Verbot ist nicht zu rütteln, auf seine Übertretung ist sogar die Todesstrafe gesetzt. „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer zum Schwert greift, soll durch das Schwert umkommen", sagt Jesus selbst zu Petrus im Garten von Gethsemane. Aber: durch das Schwert umkommen — also muß auch einer da sein, der es führt, der die von Gott verordnete Strafe vollstreckt. Gilt das nur für die einzelnen oder auch für die Völker, nur für die Ordnung innerhalb des Staates oder auch für seine Beziehungen zu andern Staaten?

Die Kriegsleute, die Johannes den Täufer frugen, was sie tun sollten, erhielten nicht die Antwort, daß sie den Kriegsdienst verlassen sollten, und ebensowenig erging eine solche Aufforderung an den Hauptmann von Kapernaum, dessen Glauben Jesus rühmt, oder an den „frommen und gottesfürchtigen" Hauptmann Cornelius, der gleich dem erstgenannten besonderer Gnade gewürdigt wird. — Wenn wir noch den Hauptmann unter dem Kreuz hinzunehmen mit dem, was die Evangelien über ihn berichten, so können wir zugleich die Feststellung machen, daß es nur würdige und sittlich hochstehende Persönlichkeiten sind, denen wir als Vertreter des Offiziersberufes im Neuen Testament begegnen. —

Luther unterscheidet als zwei Hauptgebiete menschlicher Arbeit die Agrikultura und die Militia, das Nährampt und das Wehrampt. Kriegführen gilt ihm als ein ebenso berechtigter und ehrenhafter Beruf wie das Handwerk, und in der bekannten Schrift: „Ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können" spricht er sich grundsätzlich dahin aus, daß der Beruf des Soldaten ein gottgewollter sei. Voraussetzung ist ihm allerdings, daß es sich um gerechte Kriege handelt, die zur völkischen Selbstbehauptung notwendig sind. Die Entscheidung darüber fällt aber der Obrigkeit zu; im Artikel 16 der Augsburger Konfession wird gelehrt, „... daß Christen mögen in Obrigkeit-, Fürsten- und Richteramt ohne Sünde sein, ... Übeltäter mit dem Schwert strafen, rechte Kriege führen, streiten, kaufen und verkaufen..." Die Obrigkeit allein und nicht der Feldherr, geschweige denn der Soldat trägt also die Verantwortung für den Krieg. Mit guten Gründen waren und sind die Regierungen unserer Feinde unermüdlich in dem Bestreben, ihre eigenen wie die neutralen Völker und die Nachwelt nicht minder als die Mitwelt von unserer Schuld am Kriege zu überzeugen.

Wie steht es aber mit dem Recht der Selbstbehauptung, das für Luther selbstverständlich war und auch heute von unseren Widersachern in der Theorie nicht angefochten wird? Jede völkische Kultur — und eine andere gibt es nicht — ist individuell, stellt einen einzigartigen, unersetzlichen Wert dar und soll gerade deshalb allen Völkern zugute kommen. Zugleich ist sie aber ein unveräußerlicher, weil in seinen geistigen Grundlagen anerschaffener Besitz, der nicht auf andere übergehen kann, sondern mit dem Besitzer besteht und vergeht. Dies gilt besonders von den im Volkstum beschlossenen geistigen Gütern, diesen höchsten Kulturwerten, die von uns nicht abgehen, wenn sie als Gaben von uns ausgehen. Sollen wir daher mit diesen Gaben anderen Völkern dienen, so erwächst aus dieser Pflicht des Kulturdienstes ohne weiteres die Pflicht der Selbstbehauptung und des Abwehrkrieges. Ja die Pflicht der Selbsterhaltung durch den Krieg ist in Fällen denkbar, in denen der Feind selbst gar nicht zu den Waffen greift, wenn er uns statt dessen mit anderen Mitteln das nationale Lebenslicht ausblasen oder an der Entfaltung unserer Lebenskräfte hindern will. Im Weltkriege aber hat es sich für uns um einen reinen Abwehrkrieg gehandelt.

Nicht nur für Luther, für die ganze Zeit, der die Bibel als unbedingte Autorität galt, war der Pazifismus eine unbekannte Größe. Erst ein rationalistisch verwässertes, unmännlich gewordenes Christentum wurde der Boden, auf dem der ebenso unmännliche Pazifismus sich entwickeln konnte. Unmännlich nennen wir beide, weil beiden der Mut fehlt, das Böse in der menschlichen Natur als unabänderliche Tatsache anzuerkennen. Die letzte Ursache des Krieges ist aber dieses „radikale Böse“, wie es Kant nennt, nach christlicher Lehre die Sünde, die nicht nur ins Einzelleben, sondern ebenso ins Völkerleben eingedrungen ist. Deshalb ist auch gerade vom christlichen Standpunkte aus der Krieg vom Völkerleben nicht zu trennen, sondern, wie Moltke sagte, „ein Element in der von Gott gesetzten Weltordnung“. Wohlverstanden, nicht ein Stück der Schöpfungsordnung, sondern der nach dem Abfall zugelassenen Weltordnung. Weil Gott die Menschheit trotz dem Abfall fortbestehen lassen wollte, wollte er unter den Folgen dieses Fortbestehens auch den Krieg. Er ist ein notwendiges Übel wie jede Gewalt, ja wie der Staat selber, und mit der Sünde werden alle drei verschwinden. Aber diese Umwandlung der menschlichen Natur — wir folgen auch im weiteren der Bibel, um den Pazifismus, der sich auf sie beruft, aus ihr zu widerlegen — diese Umwandlung der menschlichen Natur und mit ihr den ewigen Frieden wird erst das Weltende bringen. Bis dahin bleibt die Sünde und steigert ihre Macht bis zu diesem Ende.

Wer aber die zentrale Macht und Bedeutung des Bösen in der menschlichen Natur leugnet, der hat es auch nicht nötig, an ein Weltende zu glauben. Und wer an beides nicht glaubt, der kann und muß zugleich etwas anderes glauben, wenn er nicht verzweifeln will. Denn wie jedem Glauben ein Unglaube entspricht, so auch jedem Unglauben ein Glaube, und dem Unglauben an Sünde und Weltgericht entspricht der Glaube an die Lehre des Evolutionismus, wonach sich die Menschheit trotz allen gegenteiligen Erfahrungen im unaufhaltsamen Aufstieg zu immer größerer sittlicher Vollkommenheit befindet und durch das stetig fortschreitende Werk der Humanität schließlich unmittelbar in den Himmel hineinwächst. Was dem einzelnen unmöglich ist, das wird nach dieser Theorie der Gesamtheit ge-



lingen. Zuerst muß unter anderem der Krieg verschwinden, dann erst kann die menschliche Natur ihrer Vollendung entgegengeführt werden, und der Wegfall des Krieges selbst wird hiezu beitragen. Wenn sich aber diese Lehre als trügerisch erweisen ,der Krieg aufhören und das Böse in der menschlichen Natur bestehen bleiben sollte, dann würde allerdings der Zustand eintreten, von dem Moltke sagte: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner.“ Fragt sich also nur, ob er nach christlicher Auffassung eintreten kann oder wird. Daß er an sich denkbar ist, wird man ja zugeben müssen; es braucht nur erst einmal eine Einzelmacht oder eine Mächtegruppe das unbedingte Übergewicht über alle andern Völker erlangt zu haben, dann wird auf der Welt die gleiche Ruhe wie in jedem andern Zuchthaus herrschen. Nun, die Evangelien lassen keinen Zweifel, daß der Traum, der nicht einmal ein schöner ist, Wirklichkeit werden soll, aber allerdings erst gegen das Ende der Weltzeit. Denn die großen Kriege, von denen dort die Rede ist, sollen der Endzeit vorausgehen. Ausdrücklich wird von ihnen gesagt: „Aber das ist noch nicht das Ende... Alles das aber ist der Anfang der Wehen.“ (So Matth. 24, und in fast wörtlicher Übereinstimmung Mark. 13: „Aber es ist noch nicht das Ende... Der Anfang der Wehen ist das“, und Luk. 21: „Aber nicht sogleich kommt das Ende.“ Weizsäckersche Übersetzung.) Mit anderen Worten, die Endzeit wird dem Pazifismus, dem Weltfrieden gehören. Was ist aber damit gesagt? Damit ist gesagt, daß gerade der Weltfriede der Boden sein wird, auf dem sich unter dem Namen der Humanität das antichristliche Reich erheben wird. Es wird sich für das wahre, d. h. für das zeitgemäße Christentum ausgeben, wie es ja der Pazifismus, der in seinen Anfängen schon ziemlich lange vorhanden und vorzüglich in Amerika ausgebildet worden ist, jetzt schon tut. Es hat demnach nichts Gutes zu bedeuten, wenn einmal die Kriege aufhören. Womit nicht gesagt sein will, daß wir jetzt schon an diesem Punkte angelangt sind; darüber wissen wir nichts. Aber darauf kommt es uns hier auch gar nicht an, vielmehr sollte nur gezeigt werden, was die vom Pazifismus in Anspruch genommene Bibel vom Kriege und vom Pazifismus selber hält. Ihr Urteil über beides wird uns abgeschlossen vorliegen, wenn wir noch das Folgende in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

Wenn der Krieg seine letzte Ursache in der Sünde hat, so hat er andererseits das Vorhandensein einer Mehrzahl von Völkern zur Voraussetzung. Dies gibt einen Anhalt zur Beantwortung der Frage, von welcher besonderen Art die Sünde war, durch die der Krieg in die Welt kam. Vermöge ihrer größeren Lebenskraft war die Menschheit der ersten Zeiten auch zu größeren Verbrechen befähigt als die späteren Geschlechter, zu Verbrechen, deren Tragweite die durch sie veranlaßten göttlichen Gegenmaßnahmen der Sintflut und der Sprachverwirrung ahnen lassen. Die Auflehnung gegen Gott, die uns aus dem mosaischen Bericht unter dem Namen des babylonischen Turmbaues bekannt ist, hatte die Zerteilung der einheitlichen Menschheit in eine Vielheit von Völkern verschiedener Zungen als Strafgericht zur Folge. Die völkische Eigenart führte zu gegenseitiger Absonderung und ließ den nationalen Egoismus erwachen, der aus der Weltgeschichte eine Geschichte immerwährender Kriege machte. Das Schwert des einen sollte gegen den anderen wüten, damit die Völker nicht mehr auf den Gedanken kämen, sich zu weltumfassenden widergöttlichen Unternehmungen zusammenzuschließen, die den Unter-



gang des Menschengeschlechts herbeiführen mußten — zu einem Sich-gleichsetzen-Wollen mit Gott durch Menschheitsvergötterung. Die widergöttlichen Kräfte waren zersprengt und zersplittert, aber freilich auch die gottgemäßen. Mit dem Eintritt des Weltfriedens, den seine Stifter als den ewigen rühmen werden, wird das anders werden. Er wird die Möglichkeit schaffen, daß die zerstreuten Glieder der von Gott abgewandten und der ihm zugewandten Menschheit, die Kräfte des christlichen wie des antichristlichen Reiches, sich sammeln, und in der Gegensätzlichkeit zwischen diesen beiden Reichen wird die Lage, wie sie vor der Sprachverwirrung war, mit dem Unterschiede wieder hergestellt sein, daß dann die Trennungslinie durch die Menschheit selber geht (und innerhalb der Menschheit durch die einzelnen Völker). Welche Verhältnisse dies zur Folge haben wird, kann sich jeder selbst ausmalen. Einen Anhalt geben die Erscheinungen der Gegenwart, nicht ihre Worte, sondern ihre Taten, daß Maß ihrer christlichen Nächstenliebe und ihre Haltung gegen die alte christliche Kirche. Womit, um es zu wiederholen, nicht gesagt sein will, daß sich das antichristliche Reich schon im Anschluß an die dermalige Weltlage entwickeln müsse.

Vom Standpunkte der B i b e l aus kommt also dem Kriege, richtig verstanden, eine der Langmut Gottes entsprechende, aufschiebende und erhaltende Bedeutung im göttlichen Weltplane zu, während der Weltfriede nicht nur, wie wir schon feststellen konnten, den B o d e n, d. h. die Möglichkeit für den Zusammenschluß der antichristlichen Mächte schaffen, sondern indem er, die Weiche umlegend, den Haß auf ein neues Geleise führt, das antichristliche Reich u n m i t t e l b a r h e r v o r r u f e n wird. Dann ist aber der Pazifismus den „kräftigen Irrtümern“ beizurechnen, vor denen die Bibel warnt, und seine Apostel den „Lügenpropheten“, die „viele irreführen“ werden.

Dereinst

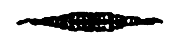
Von Ernst Ludwig Schellenberg

Dereinst — ich weiß es — reift die hohe Stunde,
Wo aus dem Brachfeld der Vergangenheit,
Aus all dem schwerverharschten Blut und Leid,
Die Sage blüht auf schwarzem Ackergrunde.

Des Abends, wenn sich um die Garbenbunde
Die Schnitter sammeln und vorherbstlich weit
Der Sonne tiefe Strahleninnigkeit
Sich ausströmt über die gestillte Runde,

Dann nickt wohl einer deutend: „Damals war's,
Als wir im Jubel des verklärten Jahrs
Dein Wort begriffen, Heimaterntelands:

Seid Feld gleich mir und Zukunft — glaubt und schafft!“
Und die ringsum bestaunen scheu die Kraft
Der ästig hingereckten Greisenhand . . .



Wagenfahrt
Von Judith Stamm

Wenn ich den gelben Jagdwagen vor dem Wagenschuppen stehen sehe, weiß ich, daß bald der Kutscher die Pferde herbeiführen wird, die mit langen, unaufmerksamen Schritten und gesenkten Köpfen sich führen lassen und die Lässigkeit der Stallruhe erst abstreifen, wenn sie aufgezäumt und angespannt sind. Dann wird vorgefahren. Alles erscheint glänzend neu, wenn der Wagen um das Halbrund der Auffahrt biegt, leicht knirschend, und die unverbrauchte Pferdekraft gesammelt und gebändigt im Spiel der schlanken Glieder sich offenbart. Ein leiser Pfiff — und der Wagen hält vorm Hause.

Die Aufsatzzügel klirren bei den ungeduldigen Kopfbewegungen der Tiere. Die kurzen Schwänze gehen unaufhörlich hin und her, und abwechselnd stampfen die Hufe in den weichen Sand.

Jetzt geht die Haustür auf, und mit einigem Hin und Her, Tragen von Decken und Mänteln, Fragen und Rufen, steigt man ein. Ich sitze neben dem Kutscher auf dem Bock und habe von da aus einen freien, weiten Blick. —

An den Dorfhäusern reißt uns der donnernde Schall der Hufe auf dem Pflaster rasch vorbei; von knicksenden kleinen Mädchen und hutschwenkenden Jungens flattern uns abgerissene, schrille Rufe nach, und dann gleiten wir in einen weichen Feldweg.

Es ist so seltsam, still zu sitzen und sachte die Bilder an sich vorbeigleiten zu lassen, wie eines aus dem anderen kommt. Wie dort hinter dem Fluß ein dunkler Wald ansteigt und vor dem Wald eine helle Sandklippe liegt. Wie weiterhin in der flachen Wiese Kühe weiden und allmählich vereinzeltes Erlengestrüpp zu einer Wildnis überleitet, aus der schlanke, in Anmut geneigte Birken aufsteigen und einsame Wasser ehemaliger Torfstiche aufblinken, die nun ganz überwuchert und unzugänglich werden. Es ist alles so selbstverständlich nebeneinander, und diese stille Harmonie ist uns in unserer ewigen Veränderlichkeit eine Wohltat.

Am Himmel spielen und tummeln sich ziehende weiße Sommerwolken. Auf ihrer weiten Reise treiben sie lauter Possen, puffen und drängen sich ineinander, erscheinen wieder mit ganz veränderter Gestalt ein Stück weiter und scheinen dann wie ein Reigen sich an den Händen festhaltender Kinder im Horizont zusammenzufließen und weiterzuziehen in Länder, die wir nicht sehen können.

Im Korn rauscht es auf, wenn der Wind einen tiefen Atemzug tut. Dann neigen sich die schweren Ähren vom Roggen in den Weg hinein und streifen den Wagen. Mit ausgestreckter Hand fühlt man sie wieder entgleiten. Es duftet frisch und kernig nach den wachsenden, sich füllenden Ähren. Ich bin glücklich, daß ich fahren kann. Wie köstlich ist der vorbeistreifende Lufthauch an den Schläfen, das Auf- und Zurücktauchen der sommerlichen Bilder, die sich reich und ungebeten aus sich selbst heraus entfalten.

Ich betrachte die Wegränder, die eine besondere Welt sind.

Oft sind sie nur klein und einfach. Beifuß und Wermut breiten sich in vielstengeligen Büschen im Gras, weißfilzig und silbern oder dunkelgrün, je nach dem Spiel der Blätter. Dann sind einige Strahlenkronen von Löwenzahn hineingesprengt, aus der Gemeinschaft in den Feldern verlorengegangener Hederich, der nur hier, wo er nicht unter seinesgleichen ist, mit großem Pomp auftritt und aufstrebt wie ein kleiner Wald. Ein Stückchen weiter ist das Grün lose mit feinlila Malvenblüten bestickt, die in breiten Kränzen wuchern. Ihre Blüten sind zart geädert, und man wundert sich eigentlich, daß sie ihre Lieblichkeit so am Wege ausstellen. Kamillen und Wucherblumen drängen sie von ihren Plätzen.

Aber dann sind die Feldsäume da. Aus dem dämmernden Wald undurchdringlicher Halme leuchten die Kornblumenaugen, werden nach dem Rande zu immer mehr und stehen schließlich eine neben der anderen, steif und beharrlich. Freudeatmender, brennender Mohn verglüht dazwischen, und mit stolz getragenen Häuptern finden sich Kornrahden dazu ein. Man ist unter Gleichgesinnten, die gern das Recht für sich in Anspruch nehmen möchten, die einzig richtigen Feldblumensträuße zu bilden. Einige bräunliche Rispengräser und vielleicht noch ein paar jener aufgeblasenen Taglichtnelken sind zugelassen.

Neben den wechselnden Blumenstreifen fahren wir so dahin und tauchen plötzlich in ein blaues Meer. Alles andere ist verdrängt. Nicht mit Verstecken und Schöntun oder mit zerbrechender Zartheit, sondern in zagloser Lebenslust und lachender, weitaufgetaner Schönheit brandet Natterkopf um die Räder. Mir fliegt von hinten eine der blauen Blumen in den Schoß. Die ganz jungen Knospen und Blüten sind noch leicht errötet, aber die voll Entfalteten strahlen über das ganze Gesicht und läuten mit weit heraushängenden rotstieligen Staubfäden zu ihrer kurzen Festzeit des Blühens.

Bis in die dunkelgrünen Kartoffelfelder tauchen sie ein, schlagen hinter uns zusammen, wie ein durchschnittenes Wasser.

Aber nur in den Feldwegen gibt es solche Pracht. Auf der harten, sauberen Chaussee kommt nichts an das Fuhrwerk heran. Da sammeln die abfallenden Grabenränder allerlei bunten Krimskrams auf. Die Baumreihen stehen dafür hier am Wege. Nicht die fruchtschweren oder in lauter riesige Blütensträuße aufgepflanzten Obstbäume Mittel- und Süddeutschlands, sondern viel Ahorn, Ebereschen und Linden. Auch Rüstern dazwischen und Eschen, unterbrochen von langen Streifen hochragender Birken, durch die die Sonnenstrahlen gemildert hindurchrieseln. Bei den kleineren, rundkronigen Ahornbäumen kommt immer ein kugeliger, dichter Schatten neben großes Licht. Auf und ab spielt es über uns hin. Es ist die Zeit traumheller Sommernächte und ganz vom Summen honigtrunkener Bienen übertönter, sommerweißer Johannistage. — — Wir fahren weiter, vorbei an einem abgebauten Wald, in dessen Stapeln der Saft noch perlt. Zusammengerottete Schafherden trippeln darauf umher und sehen mit blöden Gesichtern ein wenig auf, als sie das Geräusch des Wagens hören. Ein alter Schäfer in blauem Kittel steht im Schatten eines Baumes, während ein großer, weiß-gelb gefleckter Hund mit aufgerolltem Schwanz und gespitzten Ohren aufmerksam die Bewegungen der Herde verfolgt. Ein Schloß taucht dahinter auf. Wir biegen

in die Allee ein, die zu ihm führt. Ich führe gern immerzu weiter und blicke sehnsüchtig nach der hinter mächtigen Parkbäumen versinkenden Welt der lustigen Straße zurück.

Zwischen kühlen Tujahecken fliegt der Wagen hindurch und hält dann vor dem großen gelben Schloß. Es ist alles frei und licht darum. In großen, blumigen Streifen breitet sich der Teppich der Gartenanlagen. Eine schöne junge Frau in fließendem weißen Kleid mit dunkelroten Rosen empfängt uns, und alles ist wie ein Traum. So viele Säle und matt durchleuchtete Räume, knirschendes Parkett und wieder neue Herrlichkeiten hinter sich auftuenden riesigen Flügeltüren. Rosen und andere bunte Blumen, bei denen es gleichgültig ist, wie sie heißen — sie sind nur da, duften —, stehen in kristallfunkelnden Vasen auf Tischen, die in verschiedenen Ecken vor tiefen weichen Sesseln stehen. In einer großen Halle fällt wieder hell und rein das Sonnenlicht ein und erlöst mich etwas von dem schwülen Druck der Pracht.

Ich weiß nicht recht, was man alles tut. Wohl nicht viel. Freundliche Gespräche und viel gute Speisen. Wein in Karaffen und Obst in Schalen gehen an mir vorüber. Das ist wohltuend und angenehm, und doch nicht recht Wirklichkeit. Der große, fremde Park flüstert und raunt wunderlich. Die vielen Bäume und Gewächse aus fernen Ländern rascheln auf unbekannte Weise in das sanfte Wiegen und Rauschen heimatlicher Buchen und Eichen hinein. Bunt aufgeputzte Wasservögel rudern auf der Seefläche, die dort, wo Weiden und Hängebirken sich darüber neigen, tief schwarzgrün, an den Stellen wo das Licht darüber geht, mattoliv mit goldenen Tönen aussieht.

Als es Nacht geworden ist über vielem Schauen und sacht dahingleitenden Gesprächen, bringt die junge Frau im weißen Kleid ihre Gäste wieder in die Empfangshalle aus Marmor. Man packt sich in Mäntel und fährt mit den ungeduldigen Pferden davon.

Mir ist es, als kehre ich in meine Heimat zurück, als wir aus dem tiefen Schatten der Alleen wieder auf die Straße biegen. Eine wundersam kalte und reine Nacht umfängt mich. Man sieht nicht mehr nach den Wegrändern. Kein Vogelspiel ist in der Luft und die Geräusche von Arbeit und Regsamkeit des Tages sind ausgelöscht. Nur die laufenden Felder in ihren unendlichen Flächen erfüllen alles. Aus den dazwischen eingebetteten Wiesen mit tiefliegenden Wasserlöchern steigen weiß und unwiderstehlich die Nebel auf und ziehen über das Korn wie Rauch. Sie fassen nach mir mit kalten, feuchten Fingern.

Ganz silbern und unsagbar stolz sehen die Felder aus. Durch Menschenwerk entstanden, und doch ist das, was in ihnen liegt, größer als wir.

Ich möchte, ich könnte noch lange immerfort so fahren, zusehen wie die Pferdehufe den Weg abmessen und die Zügel sanft auf das blanke Fell klatschen. Ich wollte, es käme nicht so schnell das Ende des Weges zwischen den silbernen Feldern und der letzte scharfe Trab zur Einfahrt vor das schlafende Gutshaus.



Von innen heraus!
Von Wilhelm Bruchmüller

Im Jahre 1913, unmittelbar vor dem Ausbruch des großen Weltkrieges, haben wir in Deutschland die Hundertjahr-Gedächtnisfeier der Freiheitskriege begangen mit rauschenden Festfeiern, mit vielen Gedächtnisreden und Gedenkschriften, und doch zumeist mit wenig innerlicher Berührtheit und Anteilnahme. Wir waren ja in unserer politischen und militärischen Machtstellung, unserem wirtschaftlichen Siegeslaufe, unserem materiellen Wohlstande, unserem an Äußerlichkeiten hängenden Genießertum jener Zeit unserer Vorväter vor hundert Jahren mit ihrer schlichten Innerlichkeit und Frömmigkeit, ihrer fast ärmlichen Bedürfnislosigkeit der äußeren Lebenshaltung so fremd geworden, daß wir nur schwer noch eine Brücke wirklich tieferen Verständnisses zu ihr hinüberzuschlagen vermochten. Geistes- und wesensverwandt hätten wir uns damals eher, was sich freilich niemand von uns eingestehen mochte, der Zeit vor dem Zusammenbruche von 1806 fühlen können. Verwandt in ihrer Skepsis, ihrer religiösen und politischen Gleichgültigkeit und ihrem genußfrohen Epikuräismus. Der Zusammenbruch, der dieser innerlich ausgehöhlten Zeit vor 1806 zuteil geworden ist, hat sich denn auch an uns wiederholt, in noch gewaltigerem Ausmaße und tieferem Sturze wohl sogar, als ihn die damalige deutsche Welt erleben mußte. Und in unserem heutigen Leide erst haben wir damit ein inneres Verhältnis zu der Zeit des Wiederaufbaues und mühseligen Wiederaufstieges nach 1806 bis 1813/15 wieder gefunden.

Aber haben wir es auch wirklich schon gefunden? Suchen wir nicht vielmehr erst darnach? Sind wir wirklich schon auf dem Wege einer inneren geistigen Erneuerung unseres gesamten Volkslebens? Ehrlicherweise werden wir diese Frage schwerlich heute schon mit einem freudigen Ja beantworten können. Wir werden uns damit bescheiden müssen, wenn wir die ersten tastenden Schritte nach diesem Ziele hin festzustellen vermögen.

Manch ehrlicher Schwärmer, deren es in Deutschland wohl immer noch zur Genüge gibt, mag wohl aus innerster Überzeugung in der Novemberrevolution von 1918 den Anbruch einer neuen, besseren Zeit, einer Zeit wirklicher Volksfreiheit und Gleichheit sehen zu dürfen geglaubt haben. Der wirklich ehrliche unter diesen Schwärmern wird seitdem seinen Glauben an diese neue Zeit als Irr- und Aberglauben erkannt und abgetan haben. Der grobe, ideenlose Materialismus der führenden deutschen Sozialdemokratie hat nach dem Worte eines ihrer Führer selbst die Revolution in eine Lohnbewegung umgewandelt. In äußeren Reformen allein, die in dem Schlagwort der Sozialisierung gipfeln, sucht man das Allheilmittel für alle Schäden der Zeit, ohne auch nur an eine innere sittliche Erneuerung des Volksganzen, die mit einem inneren Wandel jedes einzelnen beginnen müßte, zu denken. Jeder Hinweis auf die Notwendigkeit einer solchen inneren Wandlung als unentbehrliche Vorbedingung und Grundlage für einen ersprießlichen und dauerverheißenden Aufbau der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Ge-

samtvolkes wird als unfruchtbare romantische Schwärmerei oder als schlimmeres, als bewußte Ablenkung von der wirklichen, d. h. äußeren Reformarbeit verschrien und bekämpft.

In wie ganz anderem Sinne und Geiste ist man doch in dem Deutschland nach 1806 an den notwendigen inneren und äußeren Wiederaufbau herangegangen! Von innen heraus, aus dem Wesen der einzelnen in das gesamte Volks- und Staatsleben hinein, vollzog sich damals die Erneuerung. Die Schaffung eines neuen geistigen Wesens des einzelnen und des Volkes ging damals vor und neben der Um- und Neugestaltung der allgemeinen staatlichen und gesellschaftlichen Zustände her. Fichtes Reden an die deutsche Nation, Schleiermachers Predigten und Schriften, Jahns deutsches Volkstum, Ludens Vorlesungen über den Geist der deutschen Geschichte, Ernst Moritz Arndts flammende Weckrufe und Lieder, Görres zündende Aufsätze lockerten den geistigen Ackerboden der Nation, in dem dann das große staatliche Reformwerk eines Stein und die geniale Heeresreform eines Gneisenau und Scharnhorst Wurzel schlagen und Frucht bringen konnten. Ohne diese geistige Erneuerung durch einen Fichte, Schleiermacher, Arndt, Jahn, Luden, Görres und wie die Geisteshelden und Dichter jener äußerlich armen und engen und doch innerlich reichen und großen Vorbereitungszeit heißen mögen, wäre die Befreiung aus dem napoleonischen Joche, der Wiederaufbau des preußisch-deutschen Staatswesens, aus dessen Wurzel in späteren Jahrzehnten das neue deutsche Kaiserreich zu stolzer Blüte erwachsen konnte, niemals erreicht worden. Möchte doch unsere Zeit, die der vor hundert Jahren in ihrem Zusammenbruche so ähnlich geworden ist, auch in ihrem Wiederaufstiege durch eine innere Erneuerung des Geistes hindurch jener großen Zeit unserer Väter sich ähnlich erweisen. Wie damals, so wird vielleicht auch diesmal, darauf deuten wenigstens einzelne Spuren bereits schüchtern hin, die neue, jetzt heranwachsende Generation williger und eher als das matt und stumpf gewordene ältere Geschlecht dem Wehen neuen Geistes sich erschließen und so den Morgen der neuen Zeit, die wir ersehnen, herauf dämmern sehen.

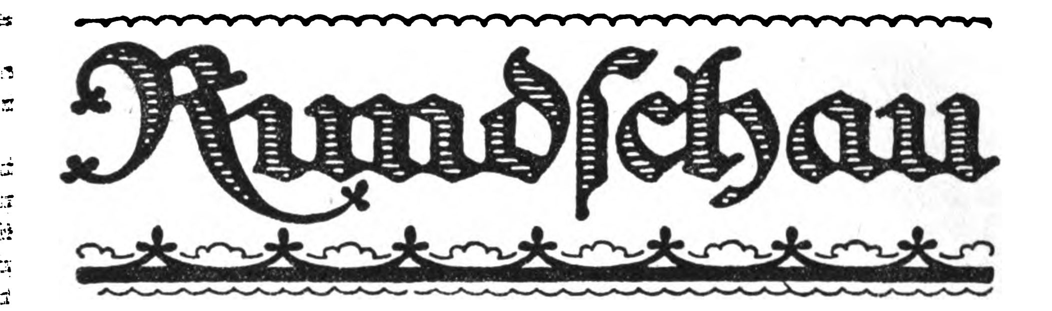
Reife

Von J. Schulze

Durch die Felder schreit' ich, — kühl
Streicht der Wind um Stirn und Wangen,
Und des Herbstes goldnes Prangen
Spricht zu mir: Wir sind am Ziel! —
Reiche Frucht! — Wohin der Blick
Sich auch wendet; Segen, Fülle! —
Und darüber tiefer Stille
Reifes wundersames Glück! —

Goldnes Herbstglück! — Gütig-mild
Schenkt das Leben jedem Jahre
Diese wunderbare klare
Stunde, die sein Ringen stillt.
Und mein Herz in Kampf und Glut
Fragt, ob ihm dereinst beschieden
Auch ein Tag, da es im Frieden
Reifer, stiller Klarheit ruht? —





Friedrich Delitzsch: Die große Täuschung

Auf des bekannten Gelehrten einst viel gelesenes „Bibel-Babel“ ist nun nach langem, ernster Forscherarbeit gewidmetem Zwischenraum „Die große Täuschung“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin, 1920) gefolgt. Zeigte „Bibel-Babel“ die starke Abhängigkeit des Biblischen von dem Babylonischen, so will „Die große Täuschung“ der Abhängigkeit des Christlichen von dem Biblisch-Babylonischen ein Ende machen, das Alte Testament aus dem christlichen Religionsbetrieb ausschalten — eine in neuerer Zeit ja schon öfter erhobene Forderung besonders von seiten stark national empfindender Männer, die von ihrem germanischen Gefühl aus das heilige Buch der Juden ablehnen, das Christentum vom Judentum befreien wollen, wie das auch Delitzsch will. Eine Kampfschrift gegen das Alte Testament und damit zugleich gegen das Judentum ist die neueste Schrift des hervorragenden orientalischen Forschers und Fachmannes. Wenn ein Gelehrter von dem Rang und Ruf eines Friedrich Delitzsch auf seinem eigensten Gebiete, dem orientalisch-alttestamentlichen, das Wort zu der heute so brennend gewordenen Judenfrage ergreift, so kann er allgemeiner Aufmerksamkeit sicher sein. Und wenn nun auch er, von seiner semitischen Wissenschaft aus, zum „Antisemiten“ geworden ist, so wird das weithin großen Eindruck machen. Er selbst hat sich nicht darüber getäuscht, daß es ihm an erbitterten Gegnern nicht fehlen werde, aber wo es sich für ihn „um die höchsten Fragen des menschlichen Daseins“ handelte, konnte er nicht schweigen. Die erbitterten Gegner sind schon gekommen, und zumal einer von ihnen, auch eine anerkannte Autorität auf alttestamentlichem Gebiete, Professor Hermann Gunkel, hat in der „Frankfurter Zeitung“, in einem wohl etwas allzusehr für ihr Publikum geschriebenen Aufsatz, erbittert genug über die „große Täuschung“ abgeurteilt, aber das, was Delitzsch behauptet und vorbringt, hat er nicht widerlegt.

Wenn Delitzsch meint: „Auch das deutsche Volk wird beizeiten sich den Schlaf aus den Augen reiben müssen, um zu erkennen, daß die jüdische Frage vielleicht diejenige von allen Fragen ist, welche die ernsteste Behandlung erheischt“, so ist diese Erkenntnis ja vielen schon lange gekommen — dem deutschen Volke allerdings noch lange nicht. Das Buch mag solche Erkenntnis weiter verbreiten und vertiefen, unter den Gebildeten — das „Volk“, der jüdisch beherrschte sozialdemokratische Arbeiter, liest solche Bücher leider nicht. Ernsteste, streng wissenschaftliche Behandlung, wie das bei Delitzsch sich von selbst versteht, läßt er in seiner bedeutsamen Schrift der jüdischen Frage angedeihen. Zu ihrer richtigen Würdigung auf Grund der im Alten Testamente niedergelegten Dokumente der Geschichte und des Geistes Israels beizutragen, ist der Zweck seiner Untersuchung.

Was Delitzsch da beibringt, spannt den, der auf alttestamentlichem Gebiete Laie ist, vom ersten bis zum letzten Satz, offenbart ihm vieles, was er nicht gewußt und nicht gedacht; dem, der sich mit alttestamentlichen Fragen schon eingehender beschäftigt hat, sagt die Schrift —, was sie ja auch nicht beabsichtigt — nicht grundsätzlich Neues, aber die Art der

Darstellung, die besonderen Feststellungen dieser Untersuchung fesseln auch ihn von Anfang bis zu Ende.

Seit des unlängst verstorbenen Wellhausen bahnbrechender Arbeit auf dem Gebiet der alttestamentlichen Textkritik, besonders in seiner „Geschichte Israels", weiß man nun schon auch in weiteren Kreisen der Gebildeten, daß die „fünf Bücher Mose", so, wie sie uns vorliegen, nicht, wie es die jüdische Täuschung will, von Mose stammen, sondern im Laufe vieler Jahrhunderte aus verschiedenen „Quellenschriften" zusammengeflossen sind und in einer viel späteren Zeit, zur Zeit des babylonischen Exils im 5. Jahrhundert v. Chr., also etwa 700 Jahr nach Mose, „redigiert", zusammengearbeitet, überarbeitet, zurechtgemacht sind von der herrschenden Priesterkaste, zu bestimmtem Zweck, daß sie also, ebenso wie die anderen „Geschichtsbücher" des A. T., nicht Geschichtsbücher im eigentlichen Sinne sind, nicht nur Geschichte, sondern auch Sage und Märchen, ja auch bewußte Geschichtsfälschung, Erfindung, Täuschung, in maiorem gloriam des Judentums enthalten. Und aus Chamberlains meisterhafter Darstellung in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (im 5. Kap. „Der Eintritt des Judentums in die abendländische Geschichte) weiß der Gebildete auch schon gut Bescheid über den wahren Charakter der Juden und ihrer Geschichte. Delitzsch bringt noch weiteres Material im einzelnen hinzu, belegt jene merkwürdige Geschichtschreibung mit besonderen Fällen, stellt, wie schon Chamberlain, und nach ihm viele andere, ans Licht, wieviel Unsittliches — für den jüdischen Charakter bezeichnend — in den „Heiligen Büchern" der Juden sich findet und verherrlicht wird: Lüge, Betrug, Verrat, Blutschande, Bigamie, Kebsweiberwirtschaft, Grausamkeit, Raub, Mord, vieles, was den Gott Israels „herrlich" machen soll, aber den wahren Gott, jeden reineren, höheren Gottesbegriff lästert, wie es denn überhaupt mit dem Theismus, und nun gar mit dem „Monotheismus" der Juden seine eigene Bewandtnis hat, und Israel nicht das Volk „Gottes", sondern das Volk „Jahos" (wie Delitzsch den jüdischen Partikulargott nennt), eines auf sehr tiefer sittlicher Stufe stehenden Gottes ist, und wie das alles das sittlich-religiöse Empfinden des jüdischen Volkes kennzeichnet; endlich auch, daß der jüdische „Staat" als das verlottertste Staatswesen aller Geschichte sich darstellt — alles natürlich sehr wertvolle Feststellungen für die Einschätzung des Judentums damals und heute.

Auch Gunkel, der Gegner Delitzsch', z. B. behandelt in seinem Aufsatz „Das Alte Testament im Licht der modernen Forschung" (in dem Sammelwerke: Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion; München, J. F. Lehmann) vieles von dem, was Delitzsch über oder vielmehr gegen die jüdische Gesetzesreligion, Sittlichkeit, Glaubwürdigkeit usw. sagt, genau so wie jener, wenn er auch nicht so weit geht und nicht solche Folgerungen zieht — man mag übrigens in jenem Aufsatz Gunkels gerne, auch zu der immerhin nötigen Korrektur des etwas einseitigen, schroffen Delitzschen Standpunkts in der Beurteilung des Alten Testamentes, lesen, wie wertvolle Schätze das Alte Testament trotz allem enthält und auch der Gegenwart noch immer darzureichen vermag, wie da die Propheten in Donnerreden die hohen Wahrheiten reiner Religion verkünden, Urworte frommen Sehnens, Glaubens, Schauens in den Psalmen erklingen, die mannigfaltigsten Gedanken der Religion verkörpert sind in seinen unvergleichlichen Erzählungen; wie auch Jesus die Psalmen und Propheten geliebt, und alle Männer des Neuen Testamentes im Alten gelebt haben, und unsere Kirchenlieder darin leben — gewiß, diese Schätze der Frömmigkeit dürfen der christlichen Gemeinde nicht genommen werden.

Ein näheres Eingehen auf Delitzsch' Werk zeigt allerdings die Berechtigung seiner Vorwürfe, wenn auch nicht seiner völligen Ablehnung des Alten Testaments.

Den ersten Gegenstand seiner historischen Untersuchung bildet die Einwanderung, oder vielmehr das gewaltsame Eindringen Israels in Kanaan. Er verweilt hier besonders bei der Eroberung Jerichos: „wohl das Äußerste, was orientalischer, bzw. israelitischer Wunderglaube dem blindgläubigen Verstande der Leser des A. T. zugemutet hat"; aber auch, wie die ganze

Eroberung Kanaans ein Musterbeispiel für jüdische List, Verräterei und Blutgier: bei der Eroberung der Städte wird mit grausiger Monotonie erzählt, wie die Bewohner „gebannt", d. h. alles, Männer, Frauen, Kinder niedergemetzelt wird, und das auf Befehl und Verheißung ihres Gottes! Und nicht besser wird der israelitische Eroberungs- und Ausrottungskrieg dadurch, daß er mit allerlei fadenscheinigen Vorwänden sittlich-religiöser Art begründet wird, z. B. mit der Sündhaftigkeit jener Völker, während doch Israel selbst so vieler Sünde bloß war, und wir von jenen Völkern in der Genesis nur Rühmliches erfahren, dagegen aus der nächsten Anverwandtschaft Abrams mancherlei hören von Blutschande, Sodomiterei, Mädchenraub im großen, Betrug, Diebstahl, Mord — nach Delitzsch haben wir in den in Kanaan eingedrungenen alten Hebräern durchaus kein „heiliges" Volk, sondern raubende und mordende Nomadenhorden zu sehen. Auch König Salomo — um nur noch eins herauszugreifen — der „Geliebte Jahos" mit seinem Harem von 700 Frauen und 300 Kebsweibern, und seinen Handelsgeschäften, seinem Aufhäufen von Gold und Silber, seinem Betrug gegen den freigebig Zedern und Gold zum Tempelbau liefernden König von Tyrus, ist ein etwas merkwürdiger Geliebter Jahos, aber jedenfalls ein Mann nach dem Herzen Israels.

In dem zweiten Teil seiner historischen Untersuchung: „Die Gottesoffenbarung vom Sinai" stellt Delitzsch — wie schon Wellhausen — fest, daß das vorgeblich von Mose, bzw. Jaho gegebene Gesetz in Wirklichkeit im 5. Jahrhundert v. Chr. von den jüdischen Priestern verfaßt oder zusammengestellt ist, also auch eine große Täuschung bildet, verschlimmert dadurch, daß der Name Jahos durch etwa sechzigmal wiederholtes „und Jaho sprach zu Mose" zur Verstärkung der Täuschung mißbraucht wird. Ebenso ist das Zeltheiligtum mit der Bundeslade eine Geschichtsfälschung, tendenziöse Rückübertragung des Salomonischen Tempels in die Zeit des Wüstenzuges, als wäre Israel damals schon so fortgeschritten gewesen im religiösen Kultus — das goldene Kalb ist echter! So wird auch das im Laufe von Jahrhunderten ausgebildete Opferritual und Priesterzeremoniell fix und fertig bereits in die Zeit Moses verlegt. Die merkwürdige Art der Gottesoffenbarung am Sinai gibt sich als eine „Ausgeburt echt orientalischer, ausschweifender, fast krankhaft zu nennender Phantasie".

Delitzsch wendet sich besonders gegen die große Täuschung der Vereinerleiung von Jaho und Gott, er sieht in ihr eine gar nicht auszudenkende Täuschung der Menschheit: Israel das auserwählte Volk Gottes, alle anderen Völker von Gott ausgeschlossen! Und dieser Gott trägt ausgesprochen jüdische Züge, er steht auf einer tiefen sittlichen Stufe. So manche alttestamentliche Erzählung von diesem „Gott" muß Moral und Religiosität zugleich untergraben.

Im dritten Teil seiner Untersuchung beleuchtet Delitzsch noch die Tätigkeit der Propheten, die hin und her im A. T. auftauchen und in der Geschichte Israels eine große Rolle spielen: der begeisterten Vorkämpfer Jahos als des Gottes Israels und Israels als des Volkes Jahos. Sämtliche Propheten sind Musterbeispiele leidenschaftlichsten Rassebewußtseins, allesamt darin eins, daß Israel berufen sei, an Volkszahl, Macht und Reichtum aller Völker größtes zu sein, dabei oft blindfanatische Demagogen, die vor Aufruhr und Hochverrat und selbst vor Königsmord nicht zurückschrecken; viele von ihnen allerdings auch ernste Sittenprediger, strenge Verfechter von Recht und Gerechtigkeit. Nach Delitzsch hat neben dem Glauben an Jaho als den vermeintlichen „Gott" nichts unser religiöses Denken so vergiftet, wie der von den Prophetenschulen großgezogene und verbreitete Wunderglaube en gros.

In den Anmerkungen zu seinem Text und dem Anhang über die israelitischen Gesetze bringt Delitzsch noch viel wertvolles Material zur Erläuterung und Bekräftigung seiner Aufstellungen.

In seiner Schlußbetrachtung faßt der Forscher, Christ und Politiker alles zusammen, was sich ihm als Ergebnis und Forderung seiner Untersuchung aufdrängt. Das Alte Testament will er als christliches Religionsbuch nicht mehr anerkennen. Die Bücher von Genesis bis Da-

niel, also die „geschichtlichen“ Bücher, haben nach ihm in religiöser Beziehung für uns Christen schlechterdings keine Bedeutung; die prophetischen Bücher und die Psalmen bis auf einige Stellen, welche wahrhaft religiösen Geist atmen und auch christlichem Empfinden zum Ausdruck dienen können, auch nicht. Dazu ist zu sagen, daß das Alte Testament gewiß kein „christliches“ Buch ist und nicht ohne weiteres für die christliche Erbauung benutzt werden kann. Es gibt im Alten Testament viele Stellen, die jedem christlichen und reinen Empfinden in hohem Grade anstößig sind; Unsittlichkeit aller Art, niedrige Denkart, finden wir oft genug; vieles, was wir als Deutsche und Christen nie und nimmer als Gottes Wort ansehen können. Auch die Fluch- und Rachepsalmen widersprechen stark der christlichen Lehre und christlichem Empfinden. Das parteiische Verhältnis Gottes zu Israel und den anderen Völkern paßt ganz und gar nicht zu unserer Vorstellung von Gott. Also von dem naiven Glauben unserer Vorfahren, daß im A. T., ebenso wie im N. T., Gottes Wort selbst rein und unverfälscht zu uns spricht, kann keine Rede mehr sein. Aber man darf auch nicht vergessen — worauf schon oben hingewiesen wurde —, wieviel wertvolles religiöses Gut auch für uns Heutige, auch für deutsche Christen, das A. T. trotz allem enthält. Das A. T. bleibt in jedem Falle ein einzigartiges, wunderbares Buch — wieviel Anregungen hat es der Kunst aller Art und aller Zeiten gegeben, was ist es unseren deutschen Klassikern, einem Goethe, gewesen! — Aber auch als religiöses Buch ist und bleibt es wertvoll auch für deutsche Christen, und die christliche Gemeinde wird sich das Alte Testament so leicht nicht nehmen lassen. Bei richtiger Behandlung des A. T. kann es sehr wohl in der christlichen Lehre und Verkündigung seine Stellung neben dem N. T. behalten. Delitzsch meint, wir sollten uns, statt in das A. T., lieber von Zeit zu Zeit in die tiefen Gedanken versenken, die unsere deutschen Geistesheroen über Gott und Jenseits und Unsterblichkeit gedacht haben und wie sie in Wilhelm Schwaners Germanen-Bibel so trefflich ausgewählt und geordnet zusammengestellt sind, und die altisraelitischen Sagen sollten durch unsere germanischen Heldensagen ersetzt und dadurch alle echt deutschen Tugenden in die Seele der deutschen Jugend gepflanzt werden — vielleicht wäre es ratsamer, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen. Mit Recht weist Delitzsch darauf hin, daß zwischen Altem und Neuem Testament eine große Kluft befestigt ist, zwischen jüdischer und christlicher Religion und Religiosität ein gewaltiger Unterschied besteht, daß das Judentum, anstatt „das Heil der Welt“ hervorgebracht zu haben, vielmehr das Heil der Welt getötet hat, auch, daß Jesus (wie schon Chamberlain in seinen „Grundlagen“, im 3. Kap. „Die Erscheinung Christi“ mit starken Gründen belegt) nicht jüdischen Geblüts gewesen, sein Wesen und seine Lehre jedenfalls nicht jüdisch ist, wie schon sein dem jüdischen diametral entgegengesetzter Gottesbegriff lehrt und alle seine Reden mitsamt seinem ganzen Leben und Sterben bekräftigen. Auch die Feststellung ist gerade heute wichtig, daß von einer „weltgeschichtlichen Mission“ des Judentums keine Rede sein könne, daß das jüdische Volk seit der Zeit des babylonischen Exils aus eigenem Willen ein vaterlandsloses und internationales Volk und damit für alle übrigen Völker eine große, eine furchtbare Gefahr geworden und geblieben sei bis auf diesen Tag. —

Wie man auch zu den Delitzschen Forschungsergebnissen und Forderungen stehen mag — hier redet einer zu uns, der berufen ist, über diese Dinge mitzureden und gehört zu werden. Es ist ein wertvoller Beitrag nicht nur zur Frage des Alten Testaments, sondern auch zu einer der brennendsten, wenn nicht der brennendsten Frage unserer Zeit, der jüdischen Frage. Zu ihrer richtigen Würdigung kann die „Große Täuschung“ viel beitragen.

Albert Klein, Konf.-Rat.



Der Kampf mit dem Drachen

In der Juninummer des Türmer ist in dem kurzen Artikel „Der Kampf mit dem Drachen“ ein Gebiet der Sage berührt, das, wie der Verfasser andeutet, universeller Natur ist, indem der Drache (oder die Schlange) und der Kampf mit ihm als der Kampf mit dem Bösen in irgendeiner Form in den Sagen fast aller Kulturvölker (oder solcher, die es einstmals waren) eine Rolle spielt. Andererseits aber sehen wir auch den Drachen als das Sinnbild der Kraft, der Klugheit, ja als der Göttlichkeit hervortreten, wie es bei den Chinesen der Fall ist, bei denen ja der Drache bekanntlich das Symbol der Macht ist, die sich im Herrscher oder in der militärischen Gewalt verkörpert. In der Umformung uralten orientalischen Sagenstoffes wurde dann der Drache (die Schlange) der Verführer, der Böse, der über göttliche Klugheit gebietende Listenreiche, der die Menschheit als Satan in seine Fallstricke zieht; aber wir sehen auch hier, wie er in Gestalt des Luzifer (des Lichtbringers Prometheus) eine Doppelstellung zwischen dem Bösen und dem Guten einnimmt, wie gleichsam die Kirchensymbolik mit ihrer dogmatischen Gegenüberstellung von Himmel und Hölle es nicht vermochte, das uralte Weltsymbol des Drachens (in Gestalt der Schlange) vollständig in den Höllenbereich zu ziehen, und wie ihm immer noch etwas von seiner ursprünglichen, den Menschen erhöhenden Bedeutung verblieb. Durch den Drachen (Satan = Prometheus) sind die Menschen sehend geworden, und es ist vielleicht nicht die Schuld des Satans allein, daß sie ihr Sehen dazu benützten, um sich gänzlich an die Materie zu verlieren, die ihnen so durch ihr Sehen zum Objekt der Herrschaft (was nicht gleichbedeutend ist mit Beherrschung) geworden war. Heute leben wir in der vollen Auswirkung dieser Herrschaftszeit, und man könnte nicht behaupten, daß sie eine Zeit des Lichtes und des wahren Erkennens wäre.

Indes hat die sagenhafte Überlieferung der Kämpfe mit Drachen, wie sie uns in den arischen Völkern, bei uns Deutschen in unserem strahlenden Drachenbekämpfer Siegfried entgegentritt, noch eine andere Bedeutung, die auch wohl tiefer gehen dürfte, als irgend eine Erinnerung an tertiäre Ichthiosauren und ähnliches Drachengetier, welches unsere Voreltern auf dem Boden Europas zu bekämpfen gehabt hätten. Zur Zeit, als eine arische Bevölkerung, die zur Mythenbildung reif war, auf dem Boden des mittleren Europa wohnte, gab es hier keine derartigen Geschöpfe mehr, mit denen der Mensch hätte kämpfen können, und sie können daher auch nicht den Anlaß zu diesen Sagenbildungen gegeben haben. Zwei Sagen sind es, die hier besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen; unsere Siegfriedsage und die griechische Andromedasage, denn sie enthalten den ältesten Kern der mit dem Drachen verknüpften Mythenbildung. In beiden Fällen ist der Drache der Inhaber und Verteidiger eines Geraubten, eines von ihm unrechtmäßig Besessenen. In dem einen Falle des leuchtenden Sonnenschatzes des Goldes, den er in einer finsteren Höhle bewahrt, in dem anderen Falle aber der Andromeda, der strahlenden Schönheit, die ihrerseits wieder ein Symbol der Helligkeit, der Sonne, ist. In der griechischen Sage wohnt der Drache im Meer und kommt jeden Tag über das Meer, um seinen Raub zu bewachen, bis er von dem griechischen Sonnenhelden Perseus erschlagen wird, während in der deutschen Sage der Drache in seiner dunklen Höhle haust und hier das lichte Gold verbirgt. Eine wunderbare Ausprägung des antiken griechisch-arischen Geistes einerseits, des germanisch-arischen Geistes andererseits! Der Drache ist in beiden Fällen ein Symbol der Macht; aber nicht wie im Orient ein Symbol der rechtmäßig besitzenden Macht, die als solche mit göttlichen Kräften begabt ist, sondern der usurpierenden Macht, die etwas, das zum Bereich der lichten Sonnenhelden gehört, mit Gewalt in ihrem Besitz zu erhalten bestrebt ist, so daß den Sonnenhelden (Siegfried und Perseus) ihre Vernichtung obliegt. Der orientalische Begriff des Drachens als eines aus dem Volksbewußtsein hervorgehenden Symbols rechtmäßiger Macht, hat sich im Ariertum gewandelt, hat den Charakter des Ungeheuerlichen,

zu Bekämpfenden angenommen und leitet daher, lange bevor Jesus das Licht der Welt erblickte und die christliche Dogmatik entstand, zum biblischen Satansbegriff über. Man möchte sagen, daß auch die Entwicklung dieser Begriffe niemals willkürlich gestaltet wurde, sondern einer logischen Notwendigkeit folgte.

Diese Umwandlung des Drachenbegriffes im europäischen Ariertum muß aber eine Ursache gehabt haben, die unmöglich aus der Volkspsyche allein erklärt werden kann, denn jedem Mythos und jeder Umbildung eines Mythos liegt ein historischer Kern zugrunde, wenn uns auch keine historische Überlieferung davon Kunde gibt. Die Mythenforschung hat mit aller Vorsicht zu Werke zu gehen, aber sie darf aus übereinstimmenden Tatsachen Schlüsse ziehen, und dieses Recht verleiht ihr eben den hohen Reiz, den sie besitzt. Welche Tatsachen liegen nun hier vor? Wir haben in beiden Fällen die usurpierende beherrschende Macht, die eine dunkle (aus dem Dunkel aufsteigende) ist und die das Helle besitzt und für sich beansprucht. Der lichte Verteidiger dieses Hellen steht gegen das Dunkle, das ihm sein Erbteil rauben will, auf, besiegt es im Kampfe und macht das helle Lichte, die Sonne wieder frei. Hier verknüpfen sich kosmische Elemente mit dem historischen Kern des Mythos, der sich uns als ein Kampf des Orientes gegen den Okzident, des Südens gegen den Norden, einer dunklen südlichen Erobererschar, die unter dem Zeichen des Drachens gegen die lichten Söhne des Nordens, die Arier, kämpfte, darstellt. Auf der einen Seite der Kämpfenden, der Seite der Dunklen, ist der Drache das rechtmäßige Symbol der Macht; auf der anderen Seite der Kämpfenden, der Seite der Lichten, wird er zum Symbol des Unrechtes, des Raubes, der Unterdrückung und in der christlichen Umformung des Satans. Haben wir nicht hier Andeutungen gegeben, daß tatsächlich in der frühesten Zeit des arischen Volkstumes ein Kampf zwischen den lichten Nordbewohnern und den von Süden andrängenden dunklen Südbewohnern, die unter dem Zeichen des Drachens kämpften und damals in technischen Errungenschaften weiter fortgeschritten waren, als die nordischen Arier, stattgefunden hat? Das Symbol des Drachens hat nicht nur bei den Chinesen seine Bedeutung als Machtsymbol; wir finden seine Spuren als Reste untergegangener Kulturen in Afrika, wir finden es in Indien und Südamerika und wir haben endlich eine uralte Überlieferung aus indischen und anderen Quellen, die eine Zeit der Herrschaft der schwarzen Menschheit als eigentlicher Repräsentanten derselben, vor dem Beginn des kulturellen Emporkommens der weißen Menschheit kennt. Diese schwarze Menschheit fühlte sich als Beherrscherin des Erdreiches (sie waren eigentlich antike Engländer) und wollten als solche auch die emporkommende weiße Menschheit unter ihr Joch zwingen, sie dem Drachenbanner unterwerfen. Dagegen hatte das Ariertum anzukämpfen, hatte sich sein Licht, seinen Platz an der Sonne zu erkämpfen, und die Tradition pflanzte die Erinnerung an diesen ersten Kampf der arischen Menschheit in ihren Drachenkampfsagen, in ihren Drachenkampfhelden Siegfried und Perseus fort.

In der Mythenforschung kann man ohne Kombinationen, die an sich gewagt erscheinen mögen, nicht auskommen; aber hier liegen doch Kombinationen vor, die sich auf Tatsachen stützen können, während der Kampf mit vorsintflutlichem Drachengetier, das auf europäischem Boden mit einer zur Mythenbildung fähigen Menschheit niemals zusammengelebt hat, keine solche Tatsache bietet. Das von Fafner bewachte Gold und die strahlende Schönheit Andromedas sind dem Arier Symbole der Reinheit und Klarheit, des Ideals, nach dem er strebte und das es gegen dunkle Mächte zu verteidigen galt, gewesen, und diese dunklen Mächte verkörperte er in Gestalt des Drachen, sich selber aber in der Gestalt des Sonnenhelden Siegfried und des Andromedabefreiers Perseus.

Albert Bende



Aus den Tagen der russischen Selbstherrschaft

Eine der markantesten Persönlichkeiten des zaristischen Rußlands, der einst allmächtige Chef der russischen Geheimpolizei, General Komaroff-Kurloff, veröffentlicht jetzt unter dem Titel „Das Ende des russischen Kaisertums“ (Verlag Aug. Scherl, Berlin. Geh. ℳ 30.—; geb. ℳ 40.—) seine Erinnerungen. Der frühere Leiter der berüchtigten Ochrana hat mehr als 30 Jahre unter dreien russischen Zaren gedient, er hat während dieser Zeit tiefe Einblicke in die geheimen Vorgänge des russischen Staatslebens gewonnen und ist in Beziehungen getreten zu fast allen führenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Das Buch schöpft also aus dem Vollen. Es ist sehr subjektiv, aber auch ungemein fesselnd. Wie ein vielaktiger Sensationsfilm mit einer Fülle fast unwahrscheinlicher Knalleffekte zieht diese aufregende Epoche der russischen Geschichte an uns vorüber, geschildert von einem, dem, wenn auch mehr hinter den Kulissen, doch eine mächtige Rolle zu spielen vergönnt gewesen ist.

Selbst eine durchaus despotisch veranlagte Natur, hängt Kurloff mit blinder Hingabe an der absolutistischen Staatsidee, als deren Verkörperung ihm das russische Zarentum gilt. Auch Nikolaus II. erscheint ihm, dem Sprößling einer alten Soldatenfamilie, in dem verklärenden Nimbus einer von Generation auf Generation verpflanzten Überlieferung. Der „vergötterte Zar“ lebt in seinem Gedächtnis als idealisierte Gestalt, von der er noch nachträglich alle Flecken tilgen möchte, die einer weniger voreingenommenen Kritik nicht verborgen bleiben konnten. Kurloff rühmt die grenzenlose Liebe des Zaren zum russischen Volke, zur Armee und namentlich zur Flotte, an deren revolutionäre Verseuchung zu glauben er nicht zu bewegen war. „Bei einem schwachen Versuche, das leuchtende Bild des verstorbenen Zaren in den Herzen des russischen Volkes neu zu beleben, muß ich“, so schreibt Kurloff, „bemerken, daß der russische Selbstherrscher, dem die revolutionären Parteien beständig Willkür vorwarfen, der erste Diener und ein strenger Beobachter des Gesetzes war. Obwohl sich der Zar der Unbegrenztheit seiner Macht wohl bewußt war, ging er in dieser Hinsicht bis zur Pedanterie.“ Das sind sympathische Züge im Charakter des Zaren, an die man glauben mag. Wenn aber Kurloff mit Heftigkeit die nicht nur in Rußland, sondern in der ganzen Welt verbreitete Ansicht bekämpft, daß Zar Nikolaus ein willensschwacher und jedem Einfluß leicht zugänglicher Mensch gewesen sei, so wird man dieses Urteil eines früheren Günstlings des Zarenhofes mit großem Vorbehalt hinnehmen müssen. Jedenfalls läßt die Politik des Zaren, von außen her betrachtet, nicht gerade die Merkmale der Aufrichtigkeit erkennen, wie Kurloff sie gern der von ihm verehrten Person des Zaren anheften möchte. Uns Fernerstehenden und gefühlsmäßig weniger Beeinflußten erscheint das Bild des Zaren durch einen in der Darstellung Kurloffs geschickt übertuschten Zug ins Unzuverlässige, Schwankende, ja Hinterhältige bedenklich entstellt. In der durchsichtigen Absicht, das in Nikolaus II. verkörperte monarchische Prinzip zu rechtfertigen, unternimmt es Kurloff auch, die bedeutungsvolle Rolle des Wundermönches Rasputin als weit übertrieben ins Reich der Legende zu verweisen. Er bemüht sich aufzudecken, daß von dem angeblich grenzenlosen Einfluß Rasputins auf den Zarenhof und die Angelegenheiten der Staatsregierung keine Rede sein könne. Enthält diese Feststellung Kurloffs wirklich die historische Wahrheit? Wenn schon, so wird man einwenden müssen, der doch zweifellos sehr nüchtern denkende, aller Schwärmerei abholde Alexander III. den Einflüsterungen des berüchtigten Johann von Kronstadt erlag, ist da anzunehmen, daß sein aus viel weicherem Ton gekneteter Sohn Nikolaus sich bei seinem ausgesprochenen Hange zur Mystik der Beeinflussung einer Persönlichkeit habe entziehen können, der Kurloff selbst sehr viel Vorteilhaftes, so z. B. ein ausgeprägtes Nationalgefühl nachsagen muß?

Aus alledem erhellt: das Buch ist mit Vorsicht zu genießen. Aber es wirft Schlaglichter auf das alte Rußland, die manches in neuer Beleuchtung zeigen. Kurloff deutet den Umsturz des Jahres 1917 als eine Fortsetzung der revolutionären Bewegung von 1905. Ein Mann, dessen staatsmännischen Fähigkeiten er das höchste Lob widmet, hätte nach Kurloffs Meinung das russische Kaisertum vor dem Untergange bewahren können: Stolypin. Ihn, der 1911 durch einen Schuß im Kiewer Theater getötet wurde, „lösten talent- und willenlose Zwerge ab, die selbst nicht wußten, nach welcher Seite hin sie sich wenden sollten". Unter Stolypin freilich bekleidete auch Kurloff die höchste Machtvollkommenheit, die ihm von dem Nachfolger Stolypins, dem ehemaligen Finanzminister Kokowzeff, erheblich beschnitten wurde. In die Zeit unter Stolypin fällt die Organisation der politischen Fahndungspolizei. Diese Einrichtung, die gerade auch außerhalb Rußlands aus Gründen der Humanität aufs erbittertste bekämpft worden ist, verteidigt ihr Schöpfer mit dem kühlen Hinweis, daß keine Regierung der Welt, angefangen von der absoluten Monarchie bis herüber zur Sowjetherrschaft, den Kampf gegen die politischen Feinde zu führen gezwungen sei, wobei die gegen die bestehende Regierung gerichteten Handlungen andersdenkender Personen als Verbrechen angesehen werden. Dem Durchschnittsmenschen, der einer solchen Tätigkeit der Regierungsstellen verständnislos gegenübersteht, hält Kurloff vor Augen, daß die politische Fahndung nicht nach, sondern vor Ausübung geplanter Verbrechen, Attentate und Putsche zu beginnen habe. Die technischen Schwierigkeiten eines derartigen Verfahrens kennt Kurloff als alter Praktiker nur zu genau. Das System birgt einmal die Gefahr, daß die Fahndungsbeamten, um Erfolge zu verzeichnen, sich zu Provokationen hinreißen lassen, während andererseits bei zu großer Vertrauensseligkeit den Spitzeln gegenüber die Polizei nur zu leicht ganz in deren Hände gerät und schließlich selbst unbewußt zum Werkzeug der revolutionären Bewegung herabsinkt.

Von besonderem Interesse für uns ist noch das Wirken Kurloffs im baltischen Gouvernement während des Krieges mit Deutschland. Man hatte ihn beauftragt, der großen Menge der gegen die deutsch-baltische Bevölkerung erhobenen Denunziationen auf die Spur zu gehen. Die Militärobrigkeit fühlte sich beunruhigt namentlich durch Anzeigen von Funkentürmen auf baltischen Schlössern und Signalstationen, die der deutschen Armee Nachrichten übermitteln sollten. Die Untersuchung ergab die völlige Haltlosigkeit der Beschuldigungen. So entpuppte sich z. B. bei näherem Zusehen einer dieser „Signaltürme" als ein harmloses teleskopisches Instrument, das ein alter Herr aus astronomischer Liebhaberei auf seinem Gute aufgestellt hatte. In einem anderen Falle behauptete ein Lette steif und fest, er habe auf einem kurländischen Gute ein von deutschen Offizieren gesteuertes Flugzeug landen sehen, das mitsamt einer lebenden Kuh davongeflogen sei! Ein baltischer Fabrikbesitzer, der auf Geheiß eines russischen Bataillonsführers für die einquartierten Truppen den Ofen seiner außer Betrieb gestellten Fabrik anheizen lassen mußte, wurde hinterher von der Bevölkerung beschuldigt, er habe durch den Rauch des Fabrikschornsteins der deutschen Artillerie die Zielrichtung bezeichnet. Alle diese Fälle erwähnt Kurloff mit einem spöttischen Achselzucken über die Leichtgläubigkeit der russischen Militärbehörde, die allen noch so albernen Anspielungen auf Verrat und Spionage der Balten bereitwillig ihr Ohr öffnete.

Mit einigem Erstaunen vernimmt man, daß Kurloff, der doch lange Zeit hindurch einer der bestgehaßten Gegner der Revolutionäre war, nach der bolschewistischen Umwälzung in Petersburg keinerlei Unannehmlichkeiten ausgesetzt war. Erst im August 1918, als die Repressalien gegen frühere Vertreter des alten Regimes einsetzten, flüchtete er ins Ausland, in die Verbannung, aus der ihm, wie er annimmt, eine Rückkehr ins Vaterland nicht beschieden sein wird.

Sch.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Widerspruch

Herrn W. Kotzdes „Einspruch" gegen die beabsichtigte Vereinfachung der Rechtschreibung fordert zur Beantwortung einiger Fragen auf.

Er fragt: „Ist es nötig, daß wir die vielen Schulstunden auf ein doch nicht erreichbares Ziel verwenden? Lernen denn trotz vieler Zeichenstunden alle Schüler einen Gegenstand perspektivisch richtig zeichnen?"

Das Zeichnen ist nicht bloß Gedächtnissache wie die Rechtschreibung im großen und ganzen, es setzt genaues Beobachten, Vergleichen, Denken, Handfertigkeit usw. voraus und ist demnach überhaupt kein Vergleichstück zur Rechtschreibung. Außerdem haben z. B. unsere Volksschüler nur auf der Oberstufe Zeichenunterricht, im allgemeinen wöchentlich 2 Stunden, das macht im ganzen auf 4 Schuljahre gerechnet rund 320 Stunden. Das wird niemand als viel ansehen. Hätten sie so viel Zeichenstunden als orthographische Übungsstunden, so würde die Mehrzahl der Schüler sicher einen Gegenstand perspektivisch richtig zeichnen lernen. Herrn K. erscheint das wichtiger, als daß sie regelmäßig schreiben. Vorausgesetzt, die Schule machte sich diese Meinung zu eigen und verwendete weniger Zeit auf orthographische Einübung, würden die Schüler folglich mehr Fehler machen als bisher. Die ersparte Zeit aber würde doppelt verbraucht zur Berichtigung, die unbedingt erforderlich ist in Hinsicht auf Erziehung zur Gewissenhaftigkeit, Ordnung und Wahrheit. Oder aber wir verzichten auf Berichtigung und leisten damit einer orthographischen Verwilderung Vorschub. Damit ist zugleich die Frage beantwortet, „ob das gestellte Schulziel des Rechtschreibens aller Schüler überhaupt unantastbar sei".

Es ist aber nicht nötig, daß wir die vielen Schulstunden auf Rechtschreibung verwenden, wenn sie vereinfacht wird. Das aber wäre nach Herrn Verfassers Meinung Sünde wider den heiligen Geist, denn er behauptet, „unsere deutsche Sprache sei ein ebenso großes Kunstwerk, wie eine Bachsche Kantate, eine Beethovensche Symphonie, ein gotischer Dom usw.". Unsere Sprache, ja, aber doch nicht unsere Rechtschreibung, die ist eine äußere Form, ein Kleid, das eben so oft gewechselt hat wie die deutsche Mode. Buntscheckig war es vor Luther, altväterisch zur Zeit Goethes, umgearbeitet 1880, neu zurechtgeschnitten 1901. Waren diese alten Orthographien (in Verfassers Sinne) nicht auch wurzelecht? Hat sich da auch die deutsche Seele aufgelehnt gegen die nüchterne Zweckmäßigkeit? Wenn Herr K. droht: „Der zwangsweisen Einführung einer wurzellosen Rechtschreibung, wie sie geplant ist, würden sich viele nicht fügen, ich schon gar nicht", so kennzeichnet er damit die wahren Gründe seines Einspruchs: Eigenbrödelei, Gewohnheit, Erstarrung, derselbe konservative Geist, der sich gegen Beseitigung des Vierklassenwahlrechts stemmte, weil es „historisch und zweckmäßig" war. Wir haben in

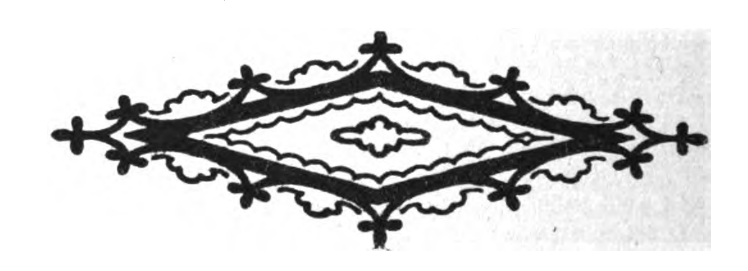
unseren Schulen wahrlich wichtigere Dinge zu treiben, als unsere Zeit mit orthographischen Spitzfindigkeiten und Widersprüchen zu vertrödeln.

Welcher Kunstsinn nötigt uns, Kammer mit mm zu schreiben, nicht aber Kamerad? Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage. Ich stimme mit Herrn K. überein: „Ein heller klarer Geist, der die Wirklichkeit begreift und sich noch ein wenig aufs Ahnen und Träumen versteht, in dem schöpferische Kräfte entwickelt und nicht gehemmt werden, erscheint mir wichtiger."

Es kommt mir nicht darauf an, ob Kammer und Kamerad mit m oder mm geschrieben werden, aber ich betrachte es als wesentlich, unsere Schüler aufzuklären, daß beide Begriffe Lehnwörter desselben Stammes sind, daß ethymologische und phonetische Gründe für beide gleiche Schreibweise fordern, daß Kameraden Kammergenossen sind, die in einer Kammer zusammen hausen, in einer Werkstatt zusammen arbeiten, das gleiche Handwerk treiben, Freude und Leid miteinander teilen. Ich betrachte es als wesentlich, unsern Schülern zum Verständnis zu bringen, daß Kameraden auch Freunde, dagegen Freunde nicht immer Kameraden sind. Nicht Rechtschreibung wollen wir drillen, sondern deutsche Sprache pflegen, den Sprachinhalt erschließen. Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

Übrigens würde eine vereinfachte Rechtchreibung nicht nur unsern Schülern die schriftliche Darstellung der Wortbilder erleichtern, sondern auch den Ausländern beim Erlernen der deutschen Sprache förderlich sein, und das wäre doch auch kein unbeachtlicher Gewinn.

R. Meißner



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Tolstoi und Dostojewski

Im Laufe der letzten Lustren haben wir häufig gelesen und gehört, daß die deutsche zeitgenössische Dichtung von der Literatur anderer Völker richtunggebend beeinflußt worden sei, ja daß dahingehende Forderungen aufgestellt wurden. Bald waren es die Franzosen, bald die Skandinavier, bald die Russen, von denen wir das Heil erhofften, und es läßt sich nicht leugnen, daß von außen gesehen nicht zum wenigsten hierdurch die deutsche Kultur jene Gestaltung erhalten hat, die eines eigenen Ethos entbehren zu müssen schien.

Jenseits dieses nationalpsychologischen Problems, mit dem sich diese Zeilen nicht befassen sollen, erhebt sich nun das andere, ob die Literatur eines Landes als Ganzes überhaupt so viel Gemeinsames hat, daß sie auf den einzelnen oder ein ganzes Volk einen gestaltenden Einfluß ausüben kann. Was insbesondere die russischen Dichter betrifft, so ist freilich außer Frage, daß sie eine Reihe gemeinsamer Züge aufweisen, die sie von den Dichtern anderer Völker unterscheiden. Die ungeheure Weite des Landes, das meist passive und dann wieder zu ungeheuren Leidenschaftsausbrüchen sich steigernde Temperament des russischen Menschen, seine Leidensfähigkeit und Leidensfreudigkeit und nicht zuletzt das in seinen Tiefen kaum geahnte Wesen russischen Christentums können auch den russischen Dichter nicht unbeeinflußt lassen, selbst wenn er, wie etwa Turgenjew, sich gar nicht mehr als Russe fühlt. Trotzdem kann das, was in diesem Rahmen gemeinsam ist, nur Grundlage der dichterischen Persönlichkeit sein, nie in die Gipfel ihres Schaffens hinaufreichen. Das Nationale versteht sich freilich, um ein bekanntes Wort von F. Th. Vischer zu variieren, immer von selbst. Diesem Gemeinsamen aber einen maßgebenden Einfluß auf unser eigenes Genießen und Schaffen einräumen, bedeutet, von allem andern abgesehen, gerade vor dem die Augen zu verschließen, was jene Dichter als ihr Eigenstes und Unvergleichbares geschaffen haben. Es gibt freilich ein Beispiel fremden Schrifttums, das mit der ganzen Breite seiner typischen Geistigkeit, ohne jede individuelle Ausgestaltung unser eigenes Schaffen und Genießen beeinflußt hat, die neuzeitliche französische Schwankliteratur. Doch zeigt gerade dieser Vergleich, daß ein solcher Einfluß auf die äußersten und zugänglichsten Provinzen unserer Seele beschränkt bleiben muß. Demgegenüber scheint es gerade ein Zeichen russischen Geistes zu sein, daß bei allem Gemeinsamen die persönliche Unterschiedlichkeit sehr tief nach unten reicht. Die russische Sprache zeigt einen ungeheuren Reichtum von Lauten, Wortstämmen und Formen. Das russische Sektenwesen ist vielgestaltiger wie das irgend eines anderen Volkes in Europa, ja Kenner behaupten sogar, daß die russische Küche an Zahl der Gerichte und Zubereitungsformen unerreicht ist.

Zeigen schon diese Betrachtungen, wenn auch nur andeutungsweise und ganz allgemein, die Vielgestaltigkeit des russischen Geistes, so müssen alle Zweifel bei Betrachtung der großen russischen Dichter schwinden, die wir doch so häufig in einen Topf geworfen sehen. Es soll hier versucht werden, aus der großen Zahl ihrer zwei, Tolstoi und Dostojewski, in einzelnen bemerkenswerten Zügen und unter Zugrundelegung allgemeiner ästhetischer Probleme, also unter Ausschaltung alles Nationalen, einander gegenüberzustellen.

Wir dringen vielleicht am schnellsten in das Wesen des Tolstoischen Stils ein, wenn wir versuchen, seine Technik als eine impressionistische anzusehen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, können wir unter impressionistischer Malweise im Gegensatz zur griechischen Plastik die Auflösung aller Körper in Farbenstriche, Farbenflächen, Farbenklere, bedingt durch die Einwirkung von Licht, Luft, Schatten, Atmosphäre verstehen, so daß schließlich der menschliche Körper keinen höheren Bildwert zu haben braucht als ein Baum, ein Haus, ein Wasser. In diesem Sinne kann freilich ein Epiker nie Impressionist sein. Jedes Epos, jeder Roman erfordert festumrissene Persönlichkeiten. Wohl aber kann auch hier von impressionistischer Konzeption und Komposition gesprochen werden, wenn die Umwelt, in der sich die Menschen bewegen, mit derselben Akzentgebung behandelt wird wie diese. Und das ist bei Tolstoi in hervorragendem Maße der Fall. Die Darstellung eines Pferderennens, einer Schlacht, einer Jagd, eines Duells, um nur einige Beispiele zu nennen, erfolgt mit einer derartigen selbstgenugsamen Lebendigkeit, daß wir seinen Romanen Dutzende solcher Kabinettstücke entnehmen und, vom Ganzen losgelöst, als selbständige Skizzen einer Anthologie einverleiben können. Innerhalb dieser Skizzen ist der Held Staffage, wenn auch im Zusammenhang des Ganzen jener Vorgang oft nur eine Episode in seinem Leben sein wird. Das Verhältnis ist nun nicht ein solches, daß der Held aus einem Milieu heraus erklärt wird, dazu sind die Menschen Tolstois zu tief und vielgestaltig, wohl aber treten sie häufig rein formal hinter gewisse sachliche Vorgänge zurück, von denen Beispiele genannt wurden. Wenn Tolstoi kapitellang eine Treibjagd und die handelnden Personen nur als Jäger schildert, zwar mit ihren individuellen Zügen, aber doch so, daß für ihre Entwicklung dieser Vorgang unerheblich ist, so ist die Wirkung eine impressionistische. Der Held ist in diesem Zusammenhang nicht wichtiger als ein Hund oder Hase. Diese Wirkung wird nun noch dadurch verstärkt, daß solche Episoden bei aller ihrer packenden Lebendigkeit, vielleicht auch gerade weil sie so vollendet dargestellt sind, typisch, vorbildlich wirken. Man kann sich vorstellen, daß Tolstoi sie nur mit Änderung der Namen ganz gut in einen anderen Roman herübernehmen könnte. In der Treibjagd in „Krieg und Frieden" herrscht eine ganz ähnliche Stimmung wie in der Hühnerjagd in „Anna Karenina", wenn es auch bei dem Reichtum des Dichters nie zu Wiederholungen kommt. Dieses Typische, das freilich von allem Klischeehaften weit entfernt ist, eignet nun nicht nur den Vorgängen, sondern bis zu einem gewissen Grade auch den handelnden Personen. Ohne jede Einschränkung gilt dies von den Nebenfiguren, Bauern, Soldaten, Gesinde, Offizieren, Beamten, die in dem Mikrokosmus eines Tolstoischen Romans peripher gestellt sind. Aber auch die dem Zentrum näher Stehenden, etwa die nächsten Angehörigen der Hauptpersonen, haben bei aller Liebe und Lebendigkeit der Darstellung typische Züge in Fülle. Ohne ihnen Gewalt anzutun, können wir sagen: Das ist ein typischer Grandseigneur aus der Zeit Katharinas II., das ein typischer Streber, Schürzenjäger, Intrigant. Der alte Graf Rostow in „Krieg und Frieden", mit seiner Gutmütigkeit, seinem Leben und Lebenlassen, der niemandem böse sein, niemandem nein sagen kann, sich stets in Geldverlegenheiten befindet, hat etwas Typisches. Das zeigt sich besonders darin, daß die Persönlichkeiten dieser Schicht einerseits sich mühelos auf eine bestimmte Formel bringen lassen, andererseits sich nie verändern, ihr Tun in jeder Situation genau voraussehbar ist. Und nun erstreckt sich diese Voraussehbarkeit des Handelns auch auf die zentral gestellten Hauptpersonen. Wir ahnen es bald, daß es zwischen Fürst Andrei und Natascha zum Bruch kommen, daß Natascha in die Hände Anatols fallen, daß sie schließlich Pierres Frau werden wird. Hand in Hand damit geht eine andere Erscheinung: vielfach werden die Hauptpersonen im Laufe der Erzählung das, was sie ursprünglich nicht gewesen sind: Typen. (Daneben finden wir freilich auch Persönlichkeiten ausgesprochenster Individualität, wie den Fürsten Andrei in „Krieg und Frieden".) Die beiden jungen Paare am Schlusse von „Krieg und Frieden" weisen so wenig charakteristische Merkmale auf, daß sie uns, so im Laufe der Erzählung vorgeführt, kaum interessieren würden. Auf der andern Seite: Wenn

bei Tolstoi die Darstellung bei aller überströmenden Fülle der Menschen und Vorgänge von einer Klarheit und Übersichtlichkeit ist, die ans Wunderbare grenzt, so ist der Grund nicht zuletzt in dieser Tendenz zur Typenbildung zu erblicken. Auch sind die Romane, als Ganzes, trotz ihres großen Umfanges formvollendet und ausgeglichen. Das was wir bei musikalischen Schöpfungen die Linie nennen, das Gleichmaß der Bewegung und Richtung, Spannungsausgleich und Akzentverteilung, ist höchstens dort verletzt, wo Tolstoi sich in geschichts- und religionsphilosophischen Untersuchungen ergeht. Und nun scheint es bei näherem Zusehen, als ob gerade der Inhalt dieser Betrachtungen, so störend sie auch häufig den Gang der Handlung unterbrechen, auf denselben Grundlagen beruht wie seine Kunst. Die Geschichtsphilosophie des Tolstoi wiederholt im wesentlichen immer wieder den Grundsatz, daß den sogenannten großen Männern zu Unrecht jener überragende Einfluß auf den Gang der Geschichte zugeschrieben wird. Um Geschichte zu verstehen, muß man vielmehr alle komplexen Größen in die kleinsten Einheiten auflösen. Wenn aber Napoleon denselben Einflüssen unterworfen ist, wie jeder andere Führer der großen Armee, ja wie jeder Soldat, dann ist er seines Unvergleichbaren und Unverwechselbaren beraubt und wird zum Typus des ehrgeizigen, kalten, launenhaften und schauspielernden Abenteurers, wie ihn Tolstoi in „Krieg und Frieden" geschildert hat. Was Kutusof zum Sieger macht, ist nicht die große Persönlichkeit, sondern der geistige Zusammenhang mit dem russischen Volke, die Übereinstimmung seiner Gefühle und Gedanken mit denen des kleinen Mannes. Nicht anders seine Religionsphilosophie. Religiöse Genies, Heilige und geistliche Helden kennt er nicht; sondern das Gottesreich auf Erden bilden ausschließlich die Kleinen, die Leute aus dem Volke, die in schlichter Frömmigkeit, ohne sich aus der Masse irgendwie hervorzutun, ihrem Gotte dienen. Es ist höchst bedeutsam, daß Pierre in „Krieg und Frieden" nicht durch die tiefsten und gelehrtesten Geister, sondern gerade durch einen solchen kleinen Frommen, der von seiner Frömmigkeit vielleicht nicht einmal etwas weiß, Erlösung von seinen brennenden Zweifeln erlangt.

Was vorstehend mehr angedeutet als ausgeführt ist, kann gewiß keinen Anspruch darauf machen, das Wesen des Tolstoischen Stiles und Geistes zu erschöpfen. Diese nur im Rahmen einer selbständigen und umfangreichen Arbeit zu lösende Aufgabe ist aber auch nicht der Zweck dieser Zeilen. Sondern es handelte sich darum, einige bemerkenswerte Eigenheiten seiner Kunst hervorzuheben, an denen nun entwickelt werden kann, was den Stil und die Geistigkeit Dostojewskis so einzigartig und schwer verständlich erscheinen läßt. Und da zeigt sich denn, daß in allem, was vorstehend von Tolstoi gesagt worden ist, Dostojewski sich als sein geistiger Antipode darstellt. Es kann nicht entschieden genug betont werden, daß Dostojewski nur ein Thema kennt: den Menschen, und zwar unter Abweisung alles dessen, was auch nur um Haaresbreite jenseits des Individuellen liegt. Irgendwelche Stimmungsmalerei oder Schilderung gegenständlicher Situationen wird man vergeblich bei ihm suchen. In den „Brüdern Karamasoff" erzählt der Greis Sosima von einem Duell, das er als junger Offizier gehabt hat. Es gibt wohl kaum einen Vorwurf, geeigneter, die Spannung des Lesers aufs höchste zu steigern, und es gibt wohl kaum einen Schriftsteller, der sich diese Gelegenheit entgehen ließe. Dostojewski tut es. Wo andere umständlich die Vorbereitungen schildern würden, läßt er es zu einer Spannung überhaupt nicht kommen. Ganz akzentlos, in wenigen Zeilen lesen wir, daß die Kugel des Gegners Sosima nur leicht streift. Und nun kommt die Hauptsache: er wirft die Pistole fort und bittet den Gegner um Verzeihung. Denn von diesem Duell erzählt ja Sosima nur deswegen, weil es sein Tag von Damaskus war, vor der Hoheit dieses Ereignisses muß alles Sachliche und Unpersönliche schweigen. Und so ist es überall. Denn keine Minute im Leben seiner Menschen ist gleichgültig, eine jede ist ihnen Bestimmung und Schicksal. Deswegen gibt es in allen seinen Werken auch nicht eine Schilderung, die man aus dem Ganzen loslösen und etwa als selbständige Skizze einer Anthologie einverleiben könnte, wie

wir dies oben bei Tolstoi gesehen haben. Denn alles was vorgeht, ist unlöslich verknüpft mit den handelnden Menschen, alles Sachliche, Natur und Umgebung, sinkt tief herab, so daß nun diese Menschen riesengroß vor uns stehen, als ob sie sich nur von einer grauen Leinwand abhöben. Das verdient so wörtlich genommen zu werden, daß man sie sich gar nicht anders als überlebensgroß vorstellen kann. Zugleich ist damit aber auch der eigentliche Kernpunkt angedeutet. Werden alle sachlichen Beziehungen bedeutungslos, so muß der Rhythmus der Darstellung ein anderer werden. Sachliches verbindet und ist die Grundlage des gleichmäßigen Stromes epischer Darstellung. Sind die Menschen nur auf sich gestellt, so gibt es nur eine Vortragsweise: die dramatische. Dostojewski ist verkappter Dramatiker, das kann gar nicht entschieden genug betont werden. Die abliegendste Szene ist voll einer Spannung, wie sie nur das Drama kennt, weil auf rein menschlichen Beziehungen beruhend. Und dadurch ist zugleich das eigentlich Charakteristische der Dostojewskischen Menschen bedingt: ihr unvergleichbar individuelles Gepräge. Ohne Übertreibung darf behauptet werden, daß es außer Shakespeare keinen Dichter gibt, der seinen Menschen unter Abweisung alles Typischen so unverwechselbare Züge zu verleihen vermocht hat. Erinnern wir uns der oben gewählten Dreiteilung, so geraten wir schon in Verlegenheit bei der Suche nach peripher gestellten Persönlichkeiten. Hier können höchstens Bauern, Marktweiber, Kleinbürger, Schuljungen usw. genannt werden. Aber auch ihnen verleiht der Dichter, soweit er sie überhaupt, etwa durch Namensnennung, aus der Masse heraushebt, ganz individuelle Züge, wie einzelnen Mönchen in den „Brüdern Karamasoff“ oder den Zuchthäuslern in den „Erinnerungen aus einem toten Hause“. Ja die Individualisierung geht noch eine Stufe tiefer, bis zu den Tieren. Der Hund Pereswon in den „Brüdern Karamasoff“ hat nichts Typisches an sich, wenn er voller Begierde, seine Kunststücke zu zeigen, daliegt, aber doch vor erhaltenem Befehl sich nicht zu rühren wagt, nur wenn sein Herr vorbeigeht, zweimal kurz mit dem Schweif aufschlägt. (Derartige Hundeindividualitäten finden wir in der neueren Literatur nur noch bei Jakob Schaffner. Sonst ist der Hund überall als der Typus des treuen Tieres dargestellt.) Vollends die etwas zentraler gestellten Menschen sind Persönlichkeiten ausgeprägtester Individualität. Der Knabe Kolja in den „Brüdern Karamasoff“, weit davon entfernt, Hauptperson zu sein, weist doch eine solche Fülle widersprechender Züge auf, Dreistigkeit und Weichheit, Altklugheit und Kindlichkeit, Großmannssucht und Hilflosigkeit, daß wir uns nicht erinnern können, ein solches Kind in Wirklichkeit oder Dichtung kennen gelernt zu haben. Alles was er tut, wie er die Marktweiber neckt, wie er sich bei seinen Mitschülern in Respekt zu setzen weiß, wie er sich, trotzig und widerstrebend, dem von ihm so geliebten Alexei nähert, trägt unverwechselbare Züge. Wie anders der Knabe Petja in „Krieg und Frieden“. Der spielt und lacht, wie hundert andere Kinder, hat dieselben Wünsche wie jeder Knabe dieses Alters, ist der typische liebenswürdige, übermütige, forsche Junge, den jeder gern hat. Daß nun die eigentlichen Helden Dostojewskis von ganz besonderer Individualität und Einzigartigkeit sind, bedarf keiner näheren Darlegung. Mehr oder weniger gilt von ihnen allen, auch von den Frauen, was der Staatsanwalt in seinem Plädoyer über die Familie Karamasoff sagt: Wir sind breite Naturen, fähig, alle möglichen Gegensätze in uns zu vereinigen und gleichzeitig beide Abgründe anzuschauen, den Abgrund über uns, den Abgrund der höchsten Ideale, und den Abgrund unter uns, den Abgrund des allerniedrigsten und stinkenden Falles. Selbst eine Idealgestalt wie Alexei Karamasoff, den ein Abglanz des Christushaften umwebt, bei dem die Gefahr der Typisierung also besonders nahe gelegen hätte, ist individuell bis in die Fingerspitzen. Als nach dem Tode seines geliebten Greises Sosima sich die Mehrzahl der Gläubigen von diesem abwendet, weil sich völlig unerwartet sofort ein Leichengeruch wahrnehmbar macht, da läßt er sich, voller Verzweiflung an der irdischen Gerechtigkeit, im Mönchsgewand willig zu der höchst anrüchigen Gruschenka mitnehmen, die zudem seinen Bruder Dimitri auf dem Gewissen hat. Also nichts vom typischen Heiligen.

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, die Helden Dostojewskis in ihrer individuellen Ausgeprägtheit vorzuführen, obwohl ein solcher Versuch äußerst lockend bei seinen Frauengestalten wäre, bei denen der Mangel typischer Züge besonders auffallend ist. Dagegen bedürfen die vorstehenden Andeutungen einer Ergänzung. Es erhebt sich nämlich die Frage, ob und warum diese Menschen bei all ihren Widersprüchen, all dem Überraschenden ihres Tuns glaubhaft und überzeugend erscheinen, sich die divergierenden Züge zu einer Einheit zusammenschließen. Diese Frage ist von grundsätzlicher Bedeutung, denn Widersprechendes und Ungeklärtes allein kann nicht die Grundlage der Menschendarstellung sein. Vorher sei aber noch auf ein anderes hiermit zusammenhängendes Problem eingegangen. Die meisten, die der Kunst Dostojewskis fremd gegenüberstehen, behaupten, daß seine Menschen mehr oder weniger pathologisch seien. Daß sie nicht normal sind, ist sicher. Aber sind etwa die Menschen Shakespeares normal, Lear und Hamlet, Lady Macbeth und Prinz Heinz? Ja, ist der Begriff des normalen Menschen nicht überhaupt eine künstliche Bildung? Damit soll nicht gesagt werden, daß alle Menschen pathologisch sind, obgleich man auch schon derartige Sätze aufgestellt hat. Vielmehr erscheint der Gegensatz von normal und krankhaft überhaupt willkürlich. Wir brauchen uns nur unsere näheren Bekannten vor Augen zu führen, und wir entdecken bei genauerem Zusehen Sonderbarkeiten und Widersprüche die Fülle, obwohl jeder sich vor dem andern verschließt und sein letztes Geheimnis ängstlich hütet. Das ist ja gerade einer der Gründe, aus denen heraus die Forderung eines sogenannten Idealismus überhaupt erst möglich war, daß die Kunst nicht der Wirrnis des Alltags gleichen, sondern in reiner Schönheit erstrahlen solle. Uns steckt allen noch die klassische Erziehung, insbesondere die Entwicklung des Geschmacks an der griechischen Plastik, im Blute. Hier, in den Bildnissen der griechischen Götter, sehen wir vorbildliche, allgemeinverständliche Typen, die in edler Haltung und reiner Schönheit die platonischen Ideen in ihrem unvergänglichen Sein zu verkörpern scheinen. Diesem Schönheitsideal ist die Kunst Dostojewskis freilich weltenfern. Die scheint vielmehr ihre Grundlage in dem Weltbilde des Heraklit zu haben, dem rastlosen Werden. All seine Helden sind in ständiger Veränderung und Entwicklung, Pläne und Vorsätze, jetzt gefaßt, sind in einer Stunde vergessen; Stirb und Werde, so lautet der Wahrspruch eines jeden. Wie der Leser bei Beginn der Erzählung in diesen ruhelosen Lauf hineingestoßen wird, dem er zunächst verständnislos gegenübersteht — keine Erzählung Dostojewskis hat einen eigentlichen Anfang im romantechnischen Sinne —, so ist die Entwicklung auch am Schluß durchaus nicht beendet, die Spannung so gelöst, wie etwa in „Krieg und Frieden", wo das Interesse der Leser an den Helden schließlich langsam zu Ende geht. Keiner seiner Romane hat überhaupt ein eigentliches Ende. Selbst wenn an sich schon die Spannung sich gelöst hat, kommt zum Schluß noch eine Szene, die sie von neuem anfacht, wie im „Gatten" und in „Onkelchens Traum". Wie keiner seiner Menschen, so ist auch kein einziger Vorgang typisch. Und wenn trotz alledem die Menschen und die Vorgänge überzeugend wirken, so liegt der Grund, soweit wir dies Rätsel überhaupt lösen können, in dem Schicksalsmäßigen, das wie aus einem letzten Urquell strömend das Gesetz aller seiner Helden ist, dem keiner entgehen kann, was er auch tut. Wie das Leben der höheren Menschen, eines Goethe und Napoleon, bei allem überquellenden Reichtum, keinen Zufall, nur Schicksal zu kennen scheint, so auch das der Helden Dostojewskis bei allen Überspannungen und Bewegtheiten, aller Dramatik und Wirrnis. Und nun ist es gerade die Vereinigung dieser beiden Elemente, Schicksal und Wirrnis des Alltags, das seinen Erzählungen nicht nur den Abglanz des Lebens gibt, sondern sie wie Leben selbst sich vor uns abrollen läßt. Wenn der Greis Sosima seinen Jüngern und Freunden predigt, das Leben zu lieben und zu segnen, so viel Unglück es auch bringe, die Erde mit den Tränen der Freude zu netzen und auch diese Tränen zu lieben, so müssen wir hierin zugleich das Symbol der Kunst Dostojewskis, seines Stils und seiner Geistigkeit erblicken, deren Form und Gedankenwelt, wie bei allen wahrhaft Großen, weil organisch ineinander verwachsen, sich nicht sondern läßt.

Und wie bei Tolstoi, so sehen wir auch bei Dostojewski diesen engen Zusammenhang zwischen Stil und Geschichts- und Religionsphilosophie. Freilich, in seinen Romanen fehlt es an derartigen abhandlungsmäßigen Ausführungen, wie sie Tolstoi häufig macht. Das läßt sein Stil nicht zu. Sondern nur insoweit, als die Menschendarstellung es erfordert, wird zu diesen Fragen Stellung genommen. Innerhalb dieses Rahmens ergeben sich aber die Ansichten Dostojewskis mit aller Schärfe. Der Napoleon, in dem Raskolnikow sein Ideal erblickt, ist die große geschichtliche Persönlichkeit schlechthin, bergehoch erhaben über allen andern Menschen, losgelöst von deren Sitte und Gesetz, selbst Geschichte, Sitten und Gesetze zimmernd. Von gleichem Wuchse ist der Großinquisitor der Erzählung Iwans in den „Brüdern Karamasoff". Der will es sogar wagen, Christus selbst dem Flammentode preiszugeben, nachdem er seine Lehre von Grund aus umgestaltet hat. Und wie es die großen geschichtlichen Persönlichkeiten sind, die die Geschichte machen, so sind es die großen Streiter im Herrn, die die Menschen zum Heile führen. Dostojewski hat es wohl als einziger unternommen, einen Heiligen in der Jetztzeit auftreten zu lassen. Denn das ist der Greis Sosima und soll es sein mit seiner großen Liebe zu den Menschen und zum Leben auf der Grundlage der Verehrung Gottes und unter besonderer Betonung des Grundsatzes der allgemeinen sittlichen Verantwortung eines jeden für seinen Mitmenschen, der Brüderlichkeit, die freilich mit der Fraternité der französischen Revolution nichts zu tun hat. Nur dem religiösen Genius eignet diese selbstlose, intuitive Menschenkenntnis, die ihn alles, was die Menschen quält und drückt, erkennen, für alle und alles Worte des Trostes und der Erhebung finden läßt, und mit der er prophetisch ihr Geschick voraussieht. Erschütternd ist die Szene, in der er sich vor Iwan Karamasoff, dem Wüstling, zu Boden wirft. Er hat ihm angesehen, daß er noch schwerstes Leid werde ertragen müssen. Auch der Jüngling Alexei Karamasoff, wenn auch das Leben mit seinen Stürmen noch vor ihm liegt, hat etwas vom Heiligen an sich. Auch er sieht den Menschen bis auf den tiefsten Grund, weil er sie liebt. Die Erzählung, wie er Gruschenka, eine große Sünderin, da sie ihn verführen will, emporzieht, liest sich wie eine Heiligenlegende. Dostojewski scheint übrigens selbst eine gewisse Prophetengabe besessen, insbesondere den Bolschewismus geahnt zu haben. „Die Dämonen" ist ein Bolschewisten-Roman schlechthin. Der Traum Raskolnikows im sibirischen Zuchthaus scheint eine kurze Charakteristik des Bolschewismus zu enthalten. Auch in der Rede des Staatsanwalts in den „Brüdern Karamasoff" findet sich eine Andeutung in derselben Richtung.

Als letzte Lösung wird vielleicht an dieser Stelle, nachdem die Betrachtung des Tolstoischen Stils von einem Impressionismus ausging, erwartet werden, daß Dostojewski als Expressionist gewürdigt werde. Doch hieße das den Sinn vorstehender Zeilen völlig verkennen. Mag Dostojewski auch manches mit unseren Neuesten gemeinsam haben, Neigung zum Elementaren und Chaotischen, Durchbrechen äußerer Formen, leidenschaftliche Gesten in tiefer innerer Not, so muß eine solche Deutung doch unbedingt abgelehnt werden, wie denn auch Tolstoi nicht schlechthin als Impressionist hingestellt wurde. Werden wir einem wahren Künstler nicht gerecht, wenn wir ihn aus seinem Milieu, seiner Zeit erklären wollen, so noch viel weniger, wenn wir versuchen, ihn auf eine Stilformel zu bringen. Und bedeutet schon jeder Versuch einer Darstellung des künstlerischen Schaffens einen Eingriff in einen Organismus, der vieles verkümmern läßt, was, obwohl wertvoll und lebendig, in kein System zu bringen ist, weil Leben zuletzt immer der Formen spottet, so läßt die Zurückführung auf eine bestimmte Formel von der dichterischen Individualität schlechterdings nichts mehr übrig. Tolstoi und Dostojewski aber gerade als solche zu würdigen, war das Ziel dieser Zeilen.

Dr. Paul Wohlfarth



Parodistischer Unfug

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen" — so lesen wir bei Schiller in seinem Gedichte „Das Mädchen von Orleans" und an derselben Stelle folgt dann das bekannte Wort: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn." Eine traurige Feststellung fürwahr, die immer erneut zum Bewußtsein gebracht wird, zumal in der Gegenwart! Ebenso bedauerlich wie die Tatsache selbst aber ist der Umstand, daß man sich in weiten, auch gebildeten Kreisen an sie gewöhnt hat und also auf einen ernsten, energischen Protest verzichtet — ja, wie viele mögen sich finden, die, „von des Gedankens Blässe nicht angekränkelt", das Ergötzen gar nicht missen möchten, das ihnen eben jener Krieg gewährt, den der Witz mit dem Schönen führt! So wird sich auch mancher an den Versen ergötzt haben, die vor einiger Zeit unter dem Titel „Zukunftsbilder vom Fernsprecher" in einer angesehenen Zeitung zu lesen waren und die folgendermaßen lauteten:

„In allen Strippen ist Ruh,
In allen Kabeln spürest du
Kaum einen Strom:
Die Teilnehmer schweigen im Netze.
Nutzt auch die Hetze
Nur ein Atom?
Auf allen Ämtern ist Ruh',
Von der Fräulein Munde spürest du
Kaum einen Hauch!
Nur manchmal spricht noch ein Schieber.
(Balde, mein Lieber,
Kündigst du auch!)"

Es ist nicht das erstemal, daß Goethes unsterbliches Lied zum Gegenstand einer Parodie gemacht wurde; man hat sich wohl schon oft an ihm wie auch an anderen klassischen Geistesprodukten in ähnlicher Weise wie hier vergriffen und es ist ja eine so wohlfeile, bequeme Sache solch berühmte und bekannte Vorlagen als Unterlagen zu benutzen, auf denen man ein paar eigene Gedanken über mehr oder minder wichtige aktuelle Zeitereignisse aufschichtet. Eine Versuchung besonderer Art liegt hier immer wieder vor für solche, die parodistischer Dichtweise sehr zugeneigt sind, und sie empfinden es keineswegs als eine literarische Versündigung, wenn sie geistiges Edelgut in jener Weise mißbrauchen nur zu dem Zwecke, um irgend welchen Unwillen und Spott über mißfällige Erscheinungen im öffentlichen Leben einen witzigen Ausdruck zu verleihen. Wird in jedem solchen Falle das Feingefühl sowohl gegenüber dem Dichter, wie auch gegenüber denjenigen, die sein Geisteserzeugnis als einen heiligen Besitz schätzen und lieben, völlig verleugnet, so tritt dies ganz besonders zutage bei einer parodistischen Verarbeitung jenes Goetheschen Nachtliedes, das uns in den Vertonungen von Schumann, Schubert, Liszt u. a. auch musikalisch überaus wertvoll geworden ist. Immer wieder hat man es dem Großen von Weimar in tiefster Seele nachempfinden wollen, was einst dort auf der einsamen Höhe der Thüringer Berge in einer der heiligsten Weihestunden seines Lebens seine eigene Seele bewegte, immer wieder hat man sich vom Geiste des Dichters grüßen lassen, so oft jene Worte, jene Töne laut wurden, in denen unmittelbarste Herzensgefühle genialen Ausdruck fanden. Darum die Hände weg von solch unschätzbarem Geistesvermächtnis, als unantastbar gelte es für alle, die überhaupt dichterischen Edelbesitz unversehrt durch alle Zeiten hindurch verwahrt wissen wollen! Man hüte solche Schätze um so ernster und gewissenhafter gerade heutzutage vor allem Mißbrauch und grober Ausbeutung, je schmerzlicher man es emp-

finden muß, wie sehr alles feinere Empfinden in den letzten Jahren Einbuße erlitten, wie unermeßlich schwer der furchtbare Weltkrieg mit all seinen Begleiterscheinungen und Nachwirkungen die Volksseele geschädigt hat! Das deutsche Volk darf mit Recht stolz sein auf ungezählte Geisteskleinodien kostbarster Art, die es in seinem Schoße birgt und die ihm kein Feind antasten und streitig machen kann — nun, so wache es auch selbst allezeit über diesem Eigentum und zeige sich nicht kritiklos, wenn, ob es oft auch unbewußt geschehen mag, das Strahlende geschwärzt und das Erhabene in den Staub gezogen wird! Aller Verflachung seelischen Lebens werde kräftig gewehrt, wo immer sie sich wahrnehmen läßt, aller Versündigung wider den heiligen Geist literarischer Pietät und Gewissenhaftigkeit werde darum auch immer aufs neue entschiedener Widerstand geleistet! Und auch den Literaten mag es in gewissem Sinne gelten, was Schiller einst den Künstlern zurief:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!“

Ernst Böhme

Unsere jüngste Dichtung

Neulich hat sich der süddeutsche Poet Hermann Hesse in der „Voss. Ztg.“ (30. Juni 1920) über unsere jüngste deutsche Dichtung geäußert.

„In dem Verlangen, eine Vorstellung vom geistigen Zustande der deutschen Jugend zu bekommen, habe ich nun während einiger Monate eine Menge von Büchern der jüngsten Dichter gelesen. So lehrreich es war, ein großes Vergnügen ist es nicht gewesen, und ich gedenke diese Arbeit nicht lange mehr fortzusetzen. Was mir nach all der Lektüre als Bild dieser jüngsten Literatur geblieben ist, ist etwa das Folgende:

Die jungen und jüngsten Dichter Deutschlands, soweit sie nicht zu den Epigonen gehören und alte Melodien singen, könnte man, der dichterischen Form nach, in zwei Gruppen einteilen. Die eine setzt sich aus jenen zusammen, welche an Stelle der alten poetischen Formen neue gesetzt zu haben meinen. Hier blüht, nach diesen wenigen Jahren, schon wieder ein seltsam gläubiges Nachahmer- und Philistertum. Die paar Vorläufer und ersten Führer der literarischen Revolution, obenan Sternheim, werden in ihren grammatikalischen und syntaktischen Neuerungen und Eigenheiten mit dogmengläubiger Treue nachgeahmt, sklavischer und geschmackloser nachgeahmt als je ein Goldschnittlyriker der achtziger Jahre die Klassiker nachahmte. Diese ganze Literatur atmet schon Schimmel und Alter, sie stirbt, noch ehe ihre Dichter das Alter der Mündigkeit erreicht haben.

Die zweite Gruppe aber, die stärkere, die ernst zu nehmende, geht zögernd, aber mehr oder minder bewußt und entschlossen, dem Chaos entgegen. Bei ihnen ist, wenn auch unklar, ein Gefühl dafür vorhanden, daß man nicht an Stelle einer zusammengebrochenen Kultur und Form einfach eine andere, eine neue stellen kann. Diese Dichter fühlen oder scheinen doch zu fühlen: erst muß Auflösung und Chaos erreicht sein, erst muß der bittere Weg bis zum Ende gegangen sein, ehe neue Satzungen, neue Formen, neue Bindungen geschaffen werden können. Manche unter diesen Dichtern bedienen sich gleichsam aus Gleichgültigkeit, weil es doch schon im allgemeinen Untergang auf Form nimmer ankommt, fast ganz noch der alten, gewohnten Sprache und Form. Andere treiben ungeduldig nach vorwärts und suchen die Auflösung der deutschen Literatursprache bewußt zu beschleunigen — einige mit der verbissenen Trauer des Mannes, der sein eigenes Haus einreißt, andere mit Galgenhumor und

mit der etwas seichten Weltuntergangsstimmung der großen Wurstigkeit. Diese letzteren wollen sich, da schon die Kunst keine Befriedigungen mehr verspricht, wenigstens noch über den Philister lustig machen und ein Stündchen lachen und guter Dinge sein, ehe der Boden einkracht, der sie trägt. Der ganze literarische „Dadaismus" gehört dahin.

Aber alle diese verschiedenen Gruppen der jüngsten Literatur schießen alsbald wieder zu einem einheitlich Ganzen zusammen, wenn man das wenig ergiebige Suchen nach der neuen Form aufgibt und sich an den geistigen Inhalt hält. Dieser ist überall genau der gleiche. Zwei Hauptthemen stehen überall im Vordergrund: die Auflehnung gegen die Autorität und gegen die gesamte, im Niedergang begriffene Autoritätskultur, und die Erotik. Der vom Sohn an die Wand gedrückte und abgeurteilte Vater, und der liebehungrige Jüngling, der seine Geschlechtlichkeit in neuen, freien, schöneren, wahreren Formen bekunden möchte, das sind die beiden Figuren, die überall wiederkehren. Sie werden noch oft und oft dargestellt werden, denn sie bezeichnen in der Tat die beiden zentralen Interessen der Jugend. (Der gesamten Jugend? D. T.)

Als Erlebnis und Anstoß stehen hinter all diesen Revolutionen und Neuerungen deutlich erkennbar zwei große Mächte: der Weltkrieg und die durch Sigmund Freud begründete Psychologie des Unbewußten. Was der große Krieg als Erlebnis gebracht hat, der Zusammenbruch aller alten Formen, das Versagen der bisher gültigen Moralen und Kulturen, das scheint nirgends seine Deutung finden zu können als durch die Psychoanalyse. Europa zeigt sich dieser Jugend als ein schwerkranker Neurotiker, dem nicht zu helfen ist als durch ein Zerbrechen der selbstgeschaffenen, komplexhaften Bindungen, in denen er erstickte. Und die ohnehin ins Wanken geratene Autorität des Vaters, des Lehrers, des Priesters, der Partei, der Wissenschaft findet einen neuen, furchtbaren Gegner in dieser Psychologie, welche so schonungslos in all die alten Schamhaftigkeiten, Ängste und Vorsichten hineinleuchtet. Jene Professoren, welche sich im Kriege durch Liebedienerei gegen ihre Regierungen und durch grotesksenile Ausbrüche nationalistischer Verblendung (?! D. T.) enthüllt haben, sie werden von der Jugend nun als dieselben erkannt, unter deren Führung die Bourgeoisie bestrebt war, Freuds Tat wieder ungeschehen zu machen und es weiterhin auf Erden dunkel bleiben zu lassen.

Diese beiden Elemente im geistigen Leben der Jugend, der Bruch mit der Autoritätenkultur (der sich bei vielen sogar in einem tollen Haß auf die deutsche Grammatik äußert), und die Ahnung von der Möglichkeit, unser seelisches Leben wissenschaftlich zu erforschen und rationell zu beeinflussen — diese beiden Elemente beherrschen die ganze jüngste Literatur..."

Hermann Hesse, der es an einigen gesunden Zurechtweisungen nicht fehlen läßt, glaubt nicht an eine rasche Erholung der Dichtung, nicht an bevorstehende Blütezeiten. Im Gegenteil. Und er schließt: „Die neue Psychologie, deren Vorläufer Dostojewski und Nietzsche waren, und deren erster Baumeister Freud ist, wird diese Jugend lehren, daß die Befreiung der Persönlichkeit, die Heiligsprechung der natürlichen Triebe nur erst der Beginn eines Weges ist, und daß jede persönliche Freiheit belanglos und ärmlich ist im Vergleich mit jener höchsten Freiheit des einzelnen: sich bewußt und lustvoll als ein Stück Menschheit zu betrachten und mit befreiten Kräften ihr zu dienen."

Hier ist nur schüchtern, viel zu schüchtern, viel zu unwuchtig angedeutet, was diesem Geschlecht fehlt: der stolze Begriff der Freiheit im Gegensatz zur Triebknechtschaft, jener inneren Freiheit, wie Kant und Fichte sie verstanden haben. Wir erwarten von einer andersartigen Jugend den Aufbau der deutschen Seele: von einer zuchtvollen Auslese, von einer Gralsritterschaft, in welcher Weisheit und Liebe glüht, also von einer Jugend, welcher vor allem wieder ein großer und reiner Lebensgehalt die Hauptsache ist. L.



Zur Wiederbelebung der „Undine“ Hoffmanns

Der Aufsatz von Schellenberg über E. T. A. Hoffmanns „unbekannte“ Oper Undine im Juliheft des „Türmers“ hat mich sehr erfreut, der ich seit langem schon eine Wiederbelebung dieses bedeutenden Erstlings der deutschen romantischen Oper erwünscht und anzuregen versucht habe. Do ich in dem Aufsatze ein ein Neubearbeiter des Fouquéschen Textes genannt bin, darf ich wohl noch einige erläuternde Worte dazu sagen. Die dichterische Unterlage der Oper, woran Hoffmann mitgearbeitet, völlig umzugestalten, dazu hielte ich mich nicht für berechtigt; ich mußte, nach meiner Ansicht, die einmal der Entstehungszeit entsprechende Stilform wahren, welcher auch die Musik durchaus angeglichen ist. Nicht eine „Modernisierung“ dürfte es gelten, sondern nur insoweit eine behutsame Annäherung an den uns heute natürlichen Geschmack, als dadurch Wirkung und Genuß des alten Werkes gefördert werden konnte. Daher waren nur einzelne, und jedenfalls anstößige Ausdrücke zu ändern, wie z. B. wenn die Wassergeister singen: „Das sind die vielbesproch’nen Lieder“ („besser gesungen“: „wundersamen“), oder wenn Kühleborn die dämonische Drohung ausspricht: „bis der und die, der und die verdorben sind“ („Mann und Weib, Seele und Leib“), oder gar, wenn die Liebende viermal klagt: „Es kann nicht anders werden in dieser dunklen Welt, das ist nun festgestellt“, („die kein Stahl erhellt“). — Hier zeigt sich schon die reichliche Art meiner Änderungen: die notwendige Verringerung der geradezu überschwemmenden Wortwiederholungen, ohne daß freilich damit diese in Stil und Vertonung begründete, veraltete Opernform ganz zu tilgen war. Aber es wäre doch für uns unerträglich, wenn ein langes schönes Quartett nur aus 6—7maliger Wiederholung der Worte bestünde: „Wir gehn vergnügt nach Hause, wie schön wird noch die Nacht“. Da schien es erlaubt, einige neue Worte einzusetzen, wie: „Wir gehn vergnügt nach Hause durch diese schöne Nacht, befreit von allem Grause, zur heimatlichen Klause, wo bang die Mutter wacht usw.“ in Fouquéscher Sprechweise. — Meine eigentliche Arbeit aber bestand in der Ersetzung des weitschweifigen und dabei dürftigen gesprochenen Singspieldialogs durch stark verkürzende Reimverse von romantischer Färbung, die sich der Musik bescheiden, aber doch einigermaßen verwandt einfügten. An Selle einer langatmigen Prosa von einigen 50 Zeilen, mit so poetischen Wendungen wie: „meine Eltern wollten mir eine Seele verschaffen“, trat z. B. folgendes kleine Gereim, wie auch Fouqué es hätte etwa dichten können:

Huldbrand:
Mein Lieb, was schaust du bang und bleich?
Erschreckt dich so der Hexenstreich?

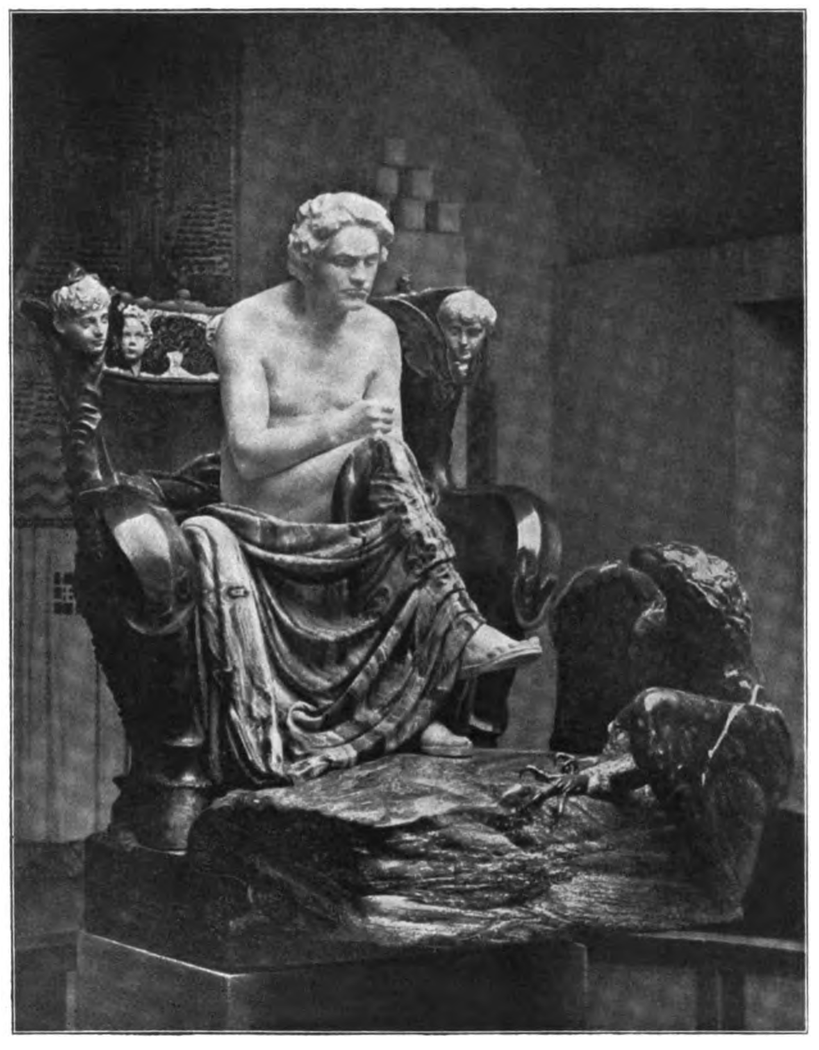
Undine:
Kein Hexenstreich! Ein Geisterzorn!
Das war mein Oheim Kühleborn.

Huldbrand:
Was sprichst du da? Ward irr dein Geist?

Undine:
O hör’ mich, daß du alles weißt!
Jetzt ist die Stunde, die entscheidet,
ob unser Glück den Tod erleidet.

Huldbrand:
O nie den Tod!

Undine:
Du hast das Leben,
hast meine Seele mir gegeben. —
Die Geister, die in Flut und Flur,
in allen Tiefen der Natur,
unselig-selig heimlich walten,
zu Zauberwesen sich gestalten,
nach Seele sehnen sich die Armen,
in Menschenliebe zu erwarmen.
Dies Sehnen trieb auch mich ans Licht
und meiner Wogenheimat Gründen,
dem liebsten Mann mich zu verbinden —
nur Kühleborn gefiel es nicht:
mit Spuk und Schauder, tück’scher Tat
verfolgt er meines Glückes Pfad,
will mich und dich mit Trug umspannen:
nur deine Liebe kann ihn bannen,
nur deine Liebe läßt allein
mich Mensch und Weib und selig sein!
Undine ruht an deiner Brust —
und nun — verlass’ mich, wenn du mußt! —



Beethoven **Max Klinger**

Photographieverlag von E. A. Seemann, Leipzig

Beilage zum Türmer

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die Anwendung dieser gereimten Dialoge der erwünschten Wiederbelebung des Werkes zum Vorteil dienen würde. (Ein neues Textbuch nach meinen Änderungen wird bei Reclam erscheinen.) Dann aber würde ich auch noch dringend bitten, die für die Berliner Aufführung einst geschaffenen Dekorationen von Karl Friedrich Schinkel der Wiederbelebung mitteilhaftig werden zu lassen und so das volle Bild des „Gesamtkunstwerks“ von 1816 dem heutigen Publikum darzubieten. Die Entwürfe befinden sich im Schinkel-Museum (Polytechnikum) zu Charlottenburg. Es heißt, daß in Lübeck eine geschichtliche Folge der deutschen romantischen Oper mit der Undine an der Spitze geplant werde. Möge sich dieser schöne Plan verwirklichen, und die Ausführung nicht vereinzelt bleiben.

Hans von Wolzogen

Münchener Kunstausstellung

(Münchener Kunstbrief)

Die Massenanhäufung von Bildern zur Anlockung von Käufern ist eine ästhetische Barbarei, gegen die zwar schon viel geschrieben und gesprochen wurde, ohne daß jedoch daran etwas geändert worden wäre. Es ist also sehr schwer, einen klaren Überblick zu gewinnen, wenn wie in der diesjährigen Münchener Kunst-Ausstellung im Glaspalaste nicht weniger als 2364 Bilder, Plastiken, Radierungen, Batikarbeiten usw. ihren bunten Reigen um das Publikum schwingen, so daß man kein Werk ins Auge fassen kann, ohne daß nicht störende Nebeneindrücke ins Gesichtsfeld treten. Dazu kommt noch, daß, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Bilder ein und desselben Künstlers nicht nebeneinander hängen, weshalb eine gegenseitig abschätzende Beurteilung so gut wie vereitelt wird. Allerdings gibt es unter den Ausstellern nur herzlich wenige von unverkennbar starker Eigenart, aber wenn man die Schöpfungen der einzelnen Künstler hübsch beisammen hätte, anstatt in dem Riesengebäude mit dem Katalog in der Hand herumsuchen zu müssen, ließe sich auch bei schwächeren Begabungen leichter ein Ausdruck persönlichen, nicht angelernten Könnens feststellen.

Zunächst fällt es auf, daß das Historienbild ganz verschwunden ist. Die am nächsten liegende Erklärung wäre wohl die, daß die Herstellung von Werken in räumlich großem Format — und diese Gattung wächst sich in der Regel zu sogenannten „Schinken“ aus — die gewaltige Verteuerung des Materials verbietet. Dann sind jene Persönlichkeiten, die solche Bilder zumeist in Auftrag gaben oder ankauften, also unsere deutschen Fürsten, als Kunstmäzene mit ihrer Abdankung ausgeschieden, und bei unseren jammervollen wirtschaftlichen und politischen Zuständen wird es wohl sehr lange dauern, bis wieder Gelder flüssig werden zur Ausschmückung staatlicher oder städtischer Bauten mit geschichtlichen Darstellungen. Aber auch schon lange vor dem Kriege erschienen Historienbilder immer seltener in den Kunstausstellungen, und mit Adolf Menzel, dem Verherrlicher des friderizianischen Zeitalters, sank der letzte große deutsche Geschichtsmaler ins Grab. Die Ursachen liegen also noch anderswo. Wir haben sie einerseits in dem traurigen Mangel an Liebe bei dem Durchschnittsdeutschen für die Geschichte seines Volkes zu suchen und anderseits in dem Fehlen des Monumentalen in der gegenwärtigen Periode unserer Kunst überhaupt. Wer von den lebenden deutschen Malern, wenn wir vielleicht von Angelo Jank absehen, der diesmal nur mit drei kleinen Bildern, Motiven vom Turf und von der Reitbahn, vertreten ist, besitzt denn die Kraft, großzügige Figurenfülle in den Raum hinein komponieren zu können?

Übrigens verschloß sich schon Artur Schopenhauer, dem wir so manches zutreffende ewig gültige Wort über die Kunst verdanken, nicht den bedeutenden Schwierigkeiten, die die Historienmalerei zu überwinden hat. Er meint, daß die geschichtlichen und nach außen be-

deutenden Vorwürfe der Malerei oft den Nachteil haben, daß gerade das Bedeutsame derselben nicht anschaulich darstellbar ist, sondern hinzugedacht werden muß; ein Ausspruch also, der es miterklärt, daß die gewaltigen Vorgänge des Weltkrieges in der Wiedergabe durch unsere Maler in der Skizze stecken blieben. „Eine für die Geschichte höchst bedeutende Handlung kann an innerer Bedeutsamkeit eine sehr alltägliche und gemeine sein", lesen wir weiter bei Schopenhauer, „und umgekehrt kann eine Szene aus dem alltäglichen Leben von großer innerer Bedeutsamkeit sein, wenn in ihr menschliche Individuen und menschliches Tun und Wollen bis auf die verborgensten Falten, in einem hellen und deutlichen Lichte erscheinen." (Die Platonische Idee: Das Objekt der Kunst.)

Auch das Alte und Neue Testament, dessen Stoffe eigentlich ebenfalls zur Historienmalerei gezählt werden, scheint zum Teil wohl aus denselben Gründen seine Anziehungskraft auf unsere Maler eingebüßt zu haben, eine Erscheinung, die übrigens auch mit dem Dahinschwinden des religiösen Gefühles zusammenhängen mag. Verfällt aber die Religion, so verfällt auch die Kunst, was wir schon bei den alten Griechen beobachten können. Auch hier kann man Schopenhauer nur beistimmen, wenn er in demselben Kapitel ausführt: „Diese Darstellungen (die den ethischen Geist des Christentums für die Anschauung offenbaren) sind in der Tat die höchsten und bewunderungswürdigsten Leistungen der Malkunst: auch sind sie nur den höchsten Geistern dieser Kunst, besonders dem Raffael und dem Correggio, diesem zumal in seinen früheren Bildern gelungen." — Die paar Dutzend religiöser Bilder in der Ausstellung — mehr sind es sicher nicht — enthalten auch nicht die Spur religiöser Glaubenskraft; auch technisch recht schleuderhaft behandelt, erinnern sie vielmehr an den platten Rationalismus des Russen Wereschtschagin in seinen Passionsgemälden, ohne jedoch dessen naturalistisches Gestaltungsvermögen auch nur annähernd zu erreichen.

Im Zusammenhange mit der Historienmalerei spricht der große Philosoph auch von der eigentümlichen Rührung, die das Genrebild hervorzubringen vermag. Bezeichnenderweise für unsere Zeit ist in der Ausstellung auch der Gemütswert des Genrebildes sehr spärlich vertreten; ein weiteres Zeugnis dafür, wie sehr wir veräußerlicht sind. Denn just zur Pflege dieser Kleinkunst gehören Beschaulichkeit, liebevolle Beobachtung und nicht zuletzt Humor. Was haben da die alten Niederländer unvergänglich Schönes geschaffen! Aber auch wir Deutsche besitzen, um nur einige wenige Namen zu nennen, die mir gerade einfallen, in Spitzweg, Danhauser, Defregger, Leibl, Grützner hervorragende Genremaler. Von den wenigen Genrebildern in der Ausstellung, die wirklich zum Herzen sprechen, hebe ich das in Öl gemalte „Ave Maria" von Richard Mauch, München, hervor: Ein fahrender Musikant, der in Waldeinsamkeit zu Füßen eines schlichten Madonnenmarterls Flöte spielt. Dann das technisch fein durchgearbeitete Ölbild „Ein Lied" von dem Münchener Viktor Schramm, sowie die beiden Ölbildchen von Paul Krombach „Im Armenhaus" und „Frau Bas auf Besuch". Auch die auf hellgrau abgestimmte Innenansicht eines Stübchens mit Biedermeiermöbeln, wo ein kleines Mädchen am Spinett sitzt — der Maler Oskar Graf, Weimar, nennt sein Bild „Ingeborg" — sei noch anerkennend erwähnt.

Damit komme ich zu einer dritten klaffenden Lücke in der Ausstellung: vergeblich suchte ich nach einem bedeutenden Poeten des Pinsels oder der Nadel. Nun haben allerdings unsere modernen deutschen Maler eine förmliche Scheu vor aller Malerei, die an die Worte des griechischen Dichters Simonides: „Die Malerei ist eine stumme Poesie, die Poesie eine redende Malerei", erinnern könnte, aber sie geraten dadurch in ein Dilemma, woraus sie nur Selbstbesinnung auf die völkische Eigenart des Deutschen erretten kann. Auch hier haben wir die Ursache in einer alten deutschen Erbsünde, der unseligen Nachäfferei des Fremdländischen, zu suchen. Die Franzosen waren es, die, um aus der Erstarrung in der Tradition des Sepia-Untergrundes herauszukommen, sich an die Lösung der Luft- und Lichtprobleme heranmachten; unzweifelhaft eine bahnbrechende technische Errungenschaft, die der Malerei neue Wege wies.

Aber entsprechend ihrem Nationalcharakter blieben sie am Äußerlichen haften, und die deutschen Maler, die zur Erlernung der neuen Technik ebenso massenhaft nach Paris wie früher nach Italien strömten, ahmten sie getreulich nach, so daß seither die Malerei auf das Problematische eingestellt wurde und im Impressionismus, Expressionismus, Pointillismus, Futurismus, Kubismus ausschweifte, um nunmehr sehr nahe daran zu sein, im Idiotismus zu enden. So unrecht der hellenische Poet mit dem Nachsatze hatte, im Vordersatze steckt ein Kern von Wahrheit, die der Laienmund ganz unbewußt von jeher mit den Worten aussprach: „Dieses Bild hat mir nichts zu sagen.“ Darauf kommt es an. Der Deutsche will vor allem, daß ihn ein Kunstwerk am Herzen packe, es muß Gemütswert haben. Was aber unseren bildenden Künstlern der Gegenwart fehlt, das ist eine im deutschen Geiste und Herzen fest verankerte Weltanschauung. War etwa der soeben verstorbene große Max Klinger in seinen herrlichen Radierungen oder seinem „Christus im Olymp“ ein Erzähler mit Nadel und Pinsel? Oder Feuerbach, Böcklin und andere mehr? Die Malerei kann gar nicht erzählen; Versuche alter italienischer Meister, das Leben und Leiden Christi auf ein- und demselben Bilde darzustellen, muten uns heute ebenso kindlich an wie die Experimente der Kubisten, Bewegung zu malen. Daß aber unsere Radierer, deren Kunst in ihrer Innerlichkeit zur philosophierenden Zwiesprache mit den Erscheinungen der Welt geradezu herausfordert, sich auf die Abschilderung von Häusern, Landschaften und Akten beschränken, deutet unbedingt auf ein Versagen schöpferischer Kraft hin, wenn auch gerne zugestanden sei, daß manche Rediernng wie „Die alte Gasse im Mondschein“ von Otto Hunte, Charlottenburg, feine Stimmung hat.

Wo sich aber Gedankengestaltungen zeigen, gehen sie entweder nicht über die Skizze hinaus, oder sie beschränken sich auf ein liebenswürdiges flottes Fabulieren ohne Tiefe wie bei dem gewiß sehr begabten Münchener Ferdinand Staeger (Federzeichnungen, Radierungen, Öl), oder sie arten in die Hilflosigkeit eines Oskar Stohandl aus, dem der „Kreislauf des Lebens“ zu einer gestaltlosen Farben-Kakophonie wird, oder sie landen in dem Nihilismus eines Walter Repke von Baer, der aus der schwarzen Nacht des Nichts das Totengerippe des „Letzten Menschen“ gespenstisch weiß herausspachtelt.

Am bedeutsamsten stellt sich uns sowohl in Öl wie in Aquarell, Tempera und Schwarz-Weiß die Landschaft, und zwar die deutsche, dar, nicht nur der Zahl der Bilder, sondern auch ihrem inneren Gehalte nach. Über vier Jahre hielt der Krieg den wanderlustigen Deutschen in seinem Vaterlande fest, und auch seit „Friedensschluß“ sind diese Fesseln kaum gelockert worden. So erwachte neu die Liebe zur Scholle, zum deutschen Wald, zur blühenden Heide, zum deutschen Meere und den abseits gelegenen alten traulichen Städtchen mit ihrer Patina der guten alten Zeit. Kein Wunder also, daß so manche versonnene Nester wie Rothenburg ob der Tauber, Dinkelsbühl und Neuß reizvolle Schilderung fanden. Aber am stärksten zieht mich immer wieder „Der Reiter unter dem Regenbogen“ von dem Münchener Hans Stadelmann an, denn dieses Bild ist so ganz echte deutsche Kunst. Auf zerfetzt abziehendem Gewittergewölk steht, sich fast über die ganze Bildlänge spannend, ein leuchtender Regenbogen, und unter ihm reitet auf von Wasserlachen bestandener Straße, die aus einem Tann ins Freie führt, ein Reiter in eine bergige Landschaft mit Burgen und Dörfern hinein. Die wieder entschleierte sinkende Sonne wirft ihr freundliches Abschiedslicht auf die weite Gegend, von deren hellem Grün die dunklen Gestalten von Roß und Reiter silhouettenartig sich abheben. Der braune Wettermantel und Haarbeutel des Reiters deuten zwar auf Goethes Jahrhundert, aber das ganze Bild scheint wie ein Symbol in unsere Zukunft zu weisen.

Josef Stolzing



Max Klinger

Geboren am 18. Februar 1857, gestorben am 6. Juli 1920

Wenn sonst Große aus dem Reiche der Kunst starben, so häufte sich der Lorbeer an ihrem Sarge, und die Klage um den Verlust hallte viele Tage lang durch die Zeitungen, die sich nicht genug tun konnten, in Aufsätzen und Anekdoten den der Mitwelt entrissenen Meister zu feiern. Bei Klingers Tode wurden die Trauerbrände so eilig gelöscht wie sie herbeigetragen worden waren. Man fand sich mit dem ideellen Verlust, den das deutsche Geistesleben durch Klingers Hinscheiden erlitten hat, rascher als sonst ab, weil man unter dem Druck der Sorge um den Verlust notwendiger materieller Güter stand, den die Tage von Spaa bringen mußten. Das ist menschlich begreiflich und war ehrlich. Gewiß, es ist in Klinger ein ganz Großer im Reiche des Schönen von uns gezogen; aber in einer Zeit, wo so unendlich Schweres auf uns lastet, ist man stumpfer gegen solchen Verlust als in den leichter beschwingten Tagen des Wohlseins. So waren die Nachrufe in den Zeitungen meist nur kurz gefaßt und mehr um der Pflicht zu genügen, als aus drängendem Bedürfnis heraus geschrieben. Und bezeichnenderweise gaben die „Tonangebenden" einer mehr oder weniger verhüllten Kritik größeren Raum als dem Lobe, wie wenn mit dem Hervorheben des Fraglichen die Kürze entschuldigt werden sollte, denn liebevoll verständiges Lob bedarf des Raumes. So kam in die Würdigungen eine größere Ehrlichkeit als sonst wohl, denn man muß es aussprechen: die volle Größe Klingerscher Kunst zu werten, sind wir gegenwärtig noch nicht imstande. Wir müssen erst Raum gewinnen, mehr Abstand zu ihm; zu oft und in noch zu naher Zeit stand er im heftigsten Widerstreit der Meinungen. War es doch so, daß seine letzten großen Werke — die Monumentalmalereien für die Leipziger Aula und für das Chemnitzer Rathaus, und sein letztes radiertes Werk, die Folge „das Zelt" — von den einen als deutliche Verfallszeichen seiner Kunst verschrieen wurden, während sie andere gerade als die Offenbarungen wahrer Vollendung Klingers priesen. Und dieser Kampf der Meinungen wird noch fortwähren, bis endlich das unbefangene Urteil über Klinger ersteht.

Kampf der Meinungen hat von jeher um ihn gewogt, und kein zeitgenössischer Künstler hat mehr von sich reden gemacht. Klinger selbst wird dem bald recht gleichgültig gegenübergestanden haben, denn er schuf nicht den anderen zu Gefallen, sondern aus mächtigem inneren Drange heraus, ohne nach allgemeinem Beifall zu fragen, seitdem auch er erkennen mußte, wie blind die Menge ist und wie abhängig vom Tagesgeschrei. Diese Erkenntnis ist ihm schon früh geworden. Als er Ende der achtziger Jahre sein erstes großes Gemälde „Das Urteil des Paris" in Berlin ausstellte, wo mit wenigen Ausnahmen Kritik und Publikum nur Spott und Entrüstung für das Werk hatten, da erlitt er sie zum ersten Male. Und es wiederholte sich mit jedem seiner großen Werke: die „Pieta" wurde wenig beachtet; die „Kreuzigung" (1891 entstanden) erregte Entrüstung, die sich in München bis zum Verbot steigerte; sein „Christus im Olymp" fand Verwunderung statt Verständnis, und das gleiche Schicksal hatte von seinen Bildwerken der „Beethoven"; nur stemmte sich bei diesen Werken der Ablehnung schon die freudige Bewunderung des kleinen Kreises derer entgegen, die sich durch liebevolles Versenken in des Wesen Klingerscher Kunst für diese reif gemacht hatten, denen „Klinger" schon ein faßbarer Begriff geworden war. Aber die waren nicht die Mehrzahl und werden es nie sein, denn „volkstümlich" wird Klinger nie werden, selbst in seinen Radierungen nicht, die zum vollen Genuß immer ein hohes Maß von Bildung voraussetzen.

Man hat auf Klinger das Klischeewort „Renaissancemensch" angewendet, weil sich damit soviel andeuten läßt, was umständlich auszudrücken ist; aber es sagt doch — auf einen modernen Künstler angewendet — im Grunde gar nichts. Man hat ihn auch mit diesem oder jenem der alten Meister verglichen, um ihn verständlich zu machen; aber alle diese Vergleiche hinken

mehr als billig, denn Klinger kann wie jede künstlerische Vollnatur nur aus sich selbst begriffen werden. Aufs rein Äußerliche angesehen, hat er eine fast beispiellos glückliche Entwicklung gehabt. Aus wohlhabender Familie stammend, durfte er sich ungehindert seinen künstlerischen Neigungen hingeben, die sich schon im Knaben zeigten und von verständigen Eltern liebevoll gefördert wurden. Das Wort, daß der echte Künstler durch die Schule der Not geläutert werden müsse, ist an ihm zuschanden geworden, denn er hat die Klippen, die das Befreitsein von den Sorgen des Unterhaltes birgt, zu vermeiden gewußt und die Gunst des Schicksals, unabhängig von Auftraggebern zu sein, nie mißbraucht. Er hat gerungen, mit sich, mit dem Stoff, mit dem Handwerklichen, bis er es gemeistert hatte, und die Meisterschaft hat er immer wieder an schwereren Aufgaben erprobt. Beflügelt von einer starken Phantasie, durchmaß er den weiten Kreis der Empfindungen. Die Griffelkunst füllte den Hauptteil seines jugendlichen Schaffens; Federzeichnungen, Radierungen waren es, in denen sich sein leicht bewegter Geist am schnellsten und sichersten aussprechen konnte. So entstanden jene Folgen von Zeichnungen und Radierungen, die seinen Namen rasch bekannt machten. Hier gab es für ihn bald keine Sprödigkeit des Materials mehr, und so suchte er die Schwierigkeiten in den Stoffen. Es ist erstaunlich, mit welcher Kühnheit sich der junge Künstler an Probleme heranwagt, und ihre Bezwingung ist nur aus einer großen auch geistigen Überlegenheit erklärlich. Er phantasiert über die Liebe, er philosophiert über das Rätsel des Todes, er wendet sich den Tiefen des Lebens armer, gequälter Seelen zu und schwelgt in der abgeklärten Reinheit antiker Schönheit. Er versucht sich in mancherlei Stilen, läßt mancherlei Vorbilder auf sich wirken, ohne ihnen zu verfallen, und arbeitet sich allmählich zu seinem eigenen Stile durch, der Realistisches und Phantasievolles mischt, immer mit dem Wollen, das Schwerste und Edelste zu erreichen: die vollkommene Beherrschung des menschlichen Körpers! In strenger Selbstzucht wird er zu einem unendlich fleißig Schaffenden, und dieser Fleiß bleibt ihm treu, auch als er längst zu den Anerkannten gehört. So schreitet er in bedächtiger Schnelle den ganzen Erdkreis aus und hinterläßt uns ein Werk, vor dessen Fülle wir staunend stehen.

Müßig ist es zu fragen, in welchem Zweige seines Schaffens Klingers Ruhm die Tagesmeinung am reinsten und unbestrittensten überdauern wird. Er selbst wollte nicht als der Radierer, oder der Maler oder der Bildner Klinger gelten, sondern als ein Künstler schlechtweg, für dessen Werke das „Material" ein Zufälliges, nur durch den jeweiligen Zweck Gebotenes ist. Er hat in seinen Radierungen oftmals malerisch-farbige Wirkungen, in seinen Gemälden plastische, in seinen Bildwerken wiederum malerische erstrebt oder bewußt gemischt, weil er das alles als gleichwertiges, dem Zwecke dienendes Mittel ansah. Ohne Rücksicht auf Lehrmeinungen verstieß er gegen die von der Stilreinheit und nahm gelassen das Zetern der Ästheten hin, wenn er reiche Plastik an den Umrahmungen seiner Monumentalgemälde für notwendig hielt, oder Bernsteinaugen für seine Bildwerke, wie die „Salome" und die „Kassandra", und farbigen Marmor für die Gewänder, oder gar Bronze, weißen, schwarzen und bunten Marmor, Gold, farbige Glasflüsse, farbige Steine und Elfenbein wie beim „Beethoven". Gewiß war das oftmals Eigenwilligkeit, aber doch nicht Eigenwilligkeit als Trotz, sondern weil er Eigenes wollte und dazu sich eigene Mittel schuf. Als vollendet hat Klinger selbst sich nie angesehen. Immer wieder hat er Probleme aufgegriffen, denen er bereits früher Gestalt gegeben hatte und die ihn sein feuriger Geist doch wieder neu zu gestalten antrieb. So ist Klinger nach Menzel der fleißigste Künstler der neueren Zeit gewesen, dessen Lebenswerk im vollen Umfange erst zu kennen möglich ist, wenn seine Mappen geöffnet werden, in denen er barg, was er, der an sich selbst strenge Kritik übende, verwarf oder nur als Studie gelten lassen wollte.

Noch ein Wort darüber, wie man zum Verständnis von Klingers Kunstschaffen gelangen kann: Nur über seine Zeichnungen und Radierungen hinweg. Nur wer diese fortschreitend in sich aufgenommen hat, vermag die tiefe Schönheit seiner großen Gemälde, seiner bildnerischen Werke zu erfassen, vor denen der Unvorbereitete oft ratlos steht. Der Weg ist wie ein Berg-

pfad, der unmerklich zur Höhe führt und uns dann plötzlich vor eine mächtige Welt stellt, in die die Emporgestiegenen volle Einsicht gewinnen, während die in der Tiefe Gebliebenen nur die unnahbar scheinenden Schroffen der Gipfel sehen. **Bernhard Esch**



Schubert, der Melodiker

Der Ruhm Franz Schuberts als eines starken und wesentlichen Melodikers ist so häufig und mit so kennerhaft beifälligem Kopfnicken bestätigt worden, daß es sich verlohnen dürfte, dieses vielfach überkommene Urteil nachzuprüfen und vorsichtig zu berichtigen. Denn es besteht immer die Gefahr, den Begriff der Melodie leichtsinnig zu verkennen oder zum mindesten umzubiegen — je nach Wunsch und Absicht eines jeden unbedachtsam Meinenden. Gar so leicht und bedenkenlos wertet man lediglich nach dem Gefälligen, das sich allzu willig darbietet, nach dem Ebenen und Glatten, ohne sich Rechenschaft oder Klarheit zu erkämpfen. Und man wird um so mehr zur Vorsicht ermahnt, je deutlicher man den Abstieg gewahrt, den die Operettenschlager und mannigfachen Gassenhauer als rasche Führer nur beschleunigen helfen. Vor allem aber versäumt man die inneren waltenden Gesetze, die ewigen, nur erfühlbaren, welche gerade den Vielen, Lauten, Fraglosen immer verborgen und unfaßbar bleiben müssen gleich den Gesetzen der Gravitation, der Adhäsion und Repulsion, ohne welche unsere Welt zusammenfallen und ins Chaos versinken müßte.

Melodie ist das seelische Leben der Musik; die Harmonie ihre körperliche Hülle. Alle Melodie ruht nur in sich selbst, frei und schattenlos. Sie ist der letzte, vollendete künstlerische Ausdruck des Absoluten. Aus sich selber wachsend, als unmittelbare Darstellung ihrer selbst, schenkt sie uns die klarste, sublimste Verkörperung der Idee. Sie trägt und hegt ihre Gesetze in sich selbst — und dies eben bleibt das Bestimmende, daß sie organisch aus ihren ersten Tönen hervorblüht und sich, falls sie innersten Lebens voll ist, zielsicher und eigenbewußt zum Abschluß entwickelt. Ja, man darf geradezu behaupten, daß derjenige, der eine Melodie — welche immer es auch sei, denn es gibt nur wahrhaftige Melodien — erfindet und darstellt, die feinsten Hüllen der Seele niederwallen läßt. Darum kündet eine jede Melodie auch restlos von dem Gefühl ihres Schöpfers, und niemals wieder empfindet man so stark und sicher die abweglose Gewißheit dessen, was er vermag, denkt und will. Sie ist die reine Objektivation alles Menschlichen und darum zugleich die bestimmteste Erhebung über alles Menschliche ins unbedingte Reich des Absoluten. Sie ist, könnte man wohl sagen, die Liebe selbst, die tönend geworden ist. Und darum singt und klingt es in den Volksliedern, der namenlosen oder ihres Schöpfers ledigen, von zeitloser Seligkeit und Tiefe, und sie bedürfen nicht der ausdrücklichen Stütze gewählter und zeitlich bedingter Harmonien, die sie tragen und aufrechterhalten müssen. Harmonien verblassen, Melodien aber reifen und gewinnen wachsende Süßigkeit gleich dem lagernden Weine. Eine absolute Musik, sofern sie dieses hohen Namens sich würdig erweisen will, muß also immer nur eine melodische sein — und keine Sequenzenfülle, keine Motivanhäufung kann über den Mangel solch unerläßlicher Forderung hinwegtäuschen. Die „unendliche Melodie", welche man mit zweifelhafter Gewißheit Richard Wagner als Lobpreisung zugeschrieben, stellt sich zumeist nur als eine Folge kurzer, motivischer Elemente dar, sie läßt gerade die selbsteigene Entwicklung vermissen, weil sie nicht gelöst und rein am Sternenhimmel der Ewigkeit erglänzt, sondern — aus irdischen Teilen zusammengefügt — sich vergeblich um ein An-sich bemüht und jederzeit als bröckelndes Mosaikgebilde dem Zerfall anheimgegeben ist. Daß sie gerade vom Dramatischen ihren Ausgang nahm, verleiht ihr schon die gekrauste Stirn des Zweifels, und daß sie umständlich theoretisch begründet und gerechtfertigt werden mußte, überzieht sie mit gedankenbleicher Färbung. Ein Gefühl ist immer etwas Einheitliches, Un-

getrenntes, eine Gesamtheit. Der Atem der Melodie weht nicht aus asthmatisch zuckenden Empfindungen, sondern aus ungehemmter, unbelasteter Brust, gleichwie ein wahrhaft Gotterfüllter sich bedenkenlos und mit erhobenen Armen (Sursum corda!) dem Ewigen entgegenbreitet.

Vielleicht ist die Vollendung des Melodischen nur dreimal erreicht, hat sich nur in drei Männern wirklich begeben: in Bach, Schubert und Bruckner. Und gerade ihnen steht man — trotz hie und da entbrannter Begeisterung — fern und fragend gegenüber. Bachs kontrapunktische, gotische Kunst, die so völlig sich dem Wesen unterordnet und niemals Selbstzweck und prahlerische Bewußtheit bleibt, wird der Menge immerdar entfremdet sein, denn diese Kunst ist steilste Höhe, wolkenloser Gipfel der Erfüllung. Nur wer dem Göttlichen nahe und vertrauend ist, kann ihre einsam werbende Gewalt und Wahrheit schauernd und ahnend erfühlen. Und was Bruckner anlangt, so ragt er noch immer aus einem duftlosen Tale, in welchem man die strahlenden Firnen und die hohe Gipfelluft als atembeengende und verwirrende Störungen empfindet. Nur Schubert wuchs allgemach hinein in die Mitte unseres Volkes — soweit es wirklich imstande ist, ihn nicht nur nach dem Wenigen und Abgegriffenen zu beurteilen, was träge Sänger, Dirigenten, Pianisten oder Geiger an überkommenen „Schlagern" darzubieten belieben. Gerade an Schubert vermag man mit bereitem Willen so deutlich und sichtbar zu erkennen, wohin der erdenlose Pfad der Tonkunst führen und geleiten möchte.

Da gibt es freilich vor allem einen Vorwurf, den man ja gegen Bruckner gleichfalls überlegungsbar erhoben hat: denjenigen mangelnder Durchführung der Thematik. Man hat es nicht erkannt oder erkennen mögen, daß hier etwas durchaus Anderes, Neues gemeint ist, das sich eben den allgemeinen, überlieferten Maßen zu entwinden bestrebt ist. Man rühmt gerade bei den „Klassikern" diese Durcharbeitung, und es scheint beinahe, als ob derjenige unter ihnen der wichtigste und begnadetste gewesen, der diese Kunstübung am sichersten und gewandtesten vollbracht habe. Und dennoch übersieht man leichthin, daß jenes, was uns auch an Beethoven heute ein wenig welk anmutet, eben das Künstliche, das Erarbeitete darstellt, dem er gar so gewissenhaft obgelegen. Das Thema ist beendet, und sogleich hebt auch die Durchbildung an. Ehe sich die Melodie zu Ende gesungen, in sich selber ausgeruht hat, wird sie bereits vielfach gewendet und beleuchtet, verschlungen und durchbrochen, und nur allzu häufig bleibt lediglich die inständige Sehnsucht nach der Wiederkehr des gar so rasch verklungenen Themas, das man erst völlig durchträumen und durchleben möchte. Das — sit venia verbo! — Handwerk ist gewichtig und schiebt sich in den Vordergrund. Und wie leicht zeigt sich das Thema lediglich als ein Motiv, das nicht aus sich selber wächst und duftet, sondern erst okuliert und geformt werden muß (man denke zum Beispiel an den Beginn von Beethovens fünfter Symphonie). Lediglich die blinde, überlegungslose Gläubigkeit, die man den Klassikern entgegenträgt, hat bisher so geringen Raum zu Bedenken und Fragen geschaffen, die ja allein voll Frucht und Zukunft sind.

Ganz anders Schubert. Er gönnt sich Ruhe, seine Melodie zu Ende zu führen, sie erst gänzlich in sich selbst zum Abschluß zu bringen. Und wenn er sie so völlig durchsonnen und durchsungen hat, dann hat er bereits ein Letztes, Abgeschlossenes verkündet; denn die Melodie ist immer Höhe und Vollendung aus sich selber! Er führt den Sternenweg ins Ungemeine — nicht voll Fragen und Zweifel, nicht in Mühe und Schweiß, sondern in natürlich klarer Einfachheit und sicherer Linie. Er gebärdet sich nicht — er *ist*. Er deutet und erklärt nicht — er *weiß*. Und dann erst hebt er eine neue Melodie an, die schon durch ihre Gegenwart die vorangegangenen beleuchtet und durchglänzt, so wie ein Stern aus sich selber strahlt und auch zugleich seiner Umwelt Licht und Wärme spendet. Man ruht in göttlicher Fülle und vergißt darüber die menschliche Anstrengung und Mühe. Wer dächte nicht hierbei an das Adagio des Streichquintetts, diesen einzigen, makellosen Lichtgesang? (Man braucht nur einen Blick auf Bruckner zu wenden, um das hier Gesagte auch bei ihm bestätigt zu finden.) Die wunder-

volle Logik des Melodischen entfaltet sich bis zum Äußersten, sie wird nicht unerwartet abgebrochen und durch Arbeit ersetzt. Wenn Beethoven ringt und kämpft — und in welch erhabener und ehrfurchtheischender Größe! —, so braucht Schubert nur seine reine, göttliche Seele erklingen zu lassen. Und wo er streitet, dort kämpft er nicht mit den Gewalten der Außenwelt, die er nicht kennt, sondern gibt gleichsam die Kampfesmelodie an sich und damit zugleich den Sieg, die gewisse Überwindung. Die Bangnis, das Leid und die Mühsal erhebt er als Gestirne an den dauernden Himmel der Ewigkeit. Nicht irdischer Lärm und Zank ist ihm bekannt und wichtig, sondern jene überirdische Macht, welche Sterne bewegt und zertrümmert, und von welcher uns die unbegreiflichen Erscheinungen des atmenden Firmaments ein Zeugnis geben...

Und noch eines: wenn man von unverständiger Seite diesem reinen Melodiker gegenüber so häufig Verstöße gegen die Deklamation aufweisen zu dürfen glaubt, so sollte man überlegen, daß eben gerade die Logik der Melodie sich nicht gewaltsam beugen und zerstückeln läßt, daß vielmehr die immanente Idee des Gedichtes tönend geworden ist, unbekümmert um den zufälligen Wortlaut der Silben und Zeilen. Gerade Schubert sollte man von diesem oberflächlichen Einwande endlich befreien — ihn, der wie kein anderer sich anzuschmiegen und einzufühlen verstanden hat. Gewiß hat Hugo Wolf dem Tonfall der Silben gewissenhafter und kritischer nachgelauscht; wer aber möchte leugnen, daß gerade bei ihm auch das Licht nur allzu häufig gebrochen und ermattet schimmert? Daß er über der peinlich beobachteten Deklamation die Linie zerstört und umbiegt? Und wer nur einmal liebend und ehrfürchtig ein Lied wie Schuberts „Wirtshaus“ etwa bis ins Einzelne und Tiefste geprüft und erlebt hat, der wird begreifen, daß dieser Frühvollendete auch heute noch erhaben, unerreicht bleibt und nur von solchen mißkannt wird, die das Wesen der Musik auf entfernten Wegen suchen zu müssen meinen.

Der „naive“ Schubert! Man hat ihn vielleicht ein wenig mitleidig und herablassend bewertet, heute zumal. Man hat — ein Erbfehler der Deutschen — den „Tiefsinn“ vermißt, weil man nur im Krampf und Zweifel Gewinn erspähen möchte. Und zumal heute, wo der Künstler die eigenen Nervenzuckungen, irgendeinen Gedanken, ein Bild oder Buch in Musik setzen möchte, wo man die Kunst außerhalb ihres ureigenen Bezirkes sucht, scheint der reine Sinn für die Objektivität abhanden gekommen zu sein. Das ungetrübte Anschauen des Universums — nach Schleiermachers Ansicht das Wesen aller Religiosität — verlor sich über Gedankenfurchen und Skeptizismus. Man sucht (schon diese Tatsache des Suchens bleibt verdächtig!) nicht nur in der Malerei oder Dichtung nach „Motiven“, die man beliebig durcheinanderspielen lassen kann — nicht Überwindung wird erstrebt, sondern täglich erneutes Grübeln. Man kennt den Futurismus und Kubismus, den Im- und Expressionismus und den Dadaismus — aber man kennt das Absolute nicht mehr, weil man die Gläubigkeit eingebüßt hat. Und immer, wo Richtungen proklamiert und zur Gefolgschaft empfohlen werden, dort ist der Mangel an Persönlichkeit, an Selbständigkeit und Wahrheit. Ein rechter, berufener Künstler fragt niemals, was er will und sucht — er wirkt und schafft. Dies eben ist das Große und Wundervolle bei Schubert, daß sich das menschlich Bedingte losgelöst, daß er nicht „literarisch“ geschaffen hat. Wieviel schneller verblaßt uns Schumann, weil er subjektiv gestaltet hat, weil in seinem Schaffen immer ein wenig Tendenz und Moral hervorlugen. Denn nicht die vergänglichen Tatsachen des täglichen Lebens und Treibens sind es, welche der Kunst die Ewigkeit verleihen, sondern eben das Überpersönliche, das Wechsellose und Befreite. Und — es sei ehrlich und auf die Gefahr voreiliger Abwehr hin bekannt! — auch Beethoven scheint uns aus diesem Grunde langsam ferner und fremder zu werden.

Schubert dagegen bleibt unberührt und jung, bleibt Lenz und erster Tag, denn er hat diejenige Musik gegeben, die nur sich selber darstellt, die nicht nach „Zwecken“ verlangt, die nichts „bedeutet“ —, er schenkte uns das Absolute, Ungemeine in der einzigen Form, welche immer vollendet und am Ziele ist.

Ernst Ludwig Schellenberg



Türmers Tagebuch

Spa — „eine fürchterliche Lebensgefahr“
Irrealer Verständigungswille
Ekel vor dem eigenen Volke · Lenin vor den Toren
Was der Bolschewismus in Wirklichkeit bedeutet
Lichtlein in der Finsternis
Wiedergutmachung auch uns!

„Niederschmetternd“ nennt die „Frankfurter Zeitung“ (nicht die „Deutsche Tageszeitung“) das Ergebnis von Spa. Niederschmetternd — wenn das am grünen Holze geschieht! „Gewisse Verpflichtungen des Vertrages von Versailles standen zur Diskussion. Daß dieses Folterinstrument unausführbar ist, sollten heute eigentlich alle denkenden Menschen wissen. Wir brauchen uns nicht auf Äußerungen internationaler Pazifisten und Sozialisten und auch nicht auf das berühmte Buch des Engländers Keynes, des Repräsentanten der Richtung der Vernunft zu berufen, um es zu beweisen, sondern wir rufen als Zeugen z. B. Lord Curzon, den verantwortlichen Leiter der englischen Außenpolitik, an. Am Donnerstag vor Pfingsten sagte dieser imperialistische Tory, der sich gewiß keinerlei internationalen Sentimentalitäten hingibt, in einer staatspolitischen Rede im englischen Oberhaus: ‚Die Autoren des Friedensvertrages haben ihr Bestes geleistet, die Zeit wird beweisen, ob sie recht oder unrecht gehabt haben, und ich erwarte, daß sehr viel mit der Zeit zu ändern sein wird.‘ Jetzt wäre es Zeit gewesen, sehr vieles zu ändern. In der gegnerischen Presse sucht man das Verhalten der feindlichen Staatsmänner durch den Hinweis zu beschönigen, daß tatsächlich der Vertrag gemildert worden sei. Er ist gemildert worden, man hat uns in der Militärfrage einige tausend Reservegewehre und die Beibehaltung von ein paar Dutzend Militärärzten zugestanden und uns im übrigen neue Fristen für die Ausführung der Entwaffnungsbestimmungen gesetzt, Fristen, die jedoch so kurz bemessen und von einer so fürchterlichen Drohung begleitet sind, daß sie uns angesichts der Schwere der Aufgabe den Atem nehmen. Und was die Kohle betrifft, so ist jetzt die im Versailler Vertrag verlangte Menge von 43 Millionen Tonnen, eine völlig wahnsinnige Zahl, auf 24 Millionen Tonnen ermäßigt worden, aber auch dieser Tribut ist angesichts der nicht beseitigten Ungewißheit über den oberschlesischen Beitrag eine geradezu erdrückende Last ...

‚Wir sichern ihnen (den Deutschen) eine sehr billige, unparteiische und gerechte Erwägung ihrer Vorschläge zu', das verhieß Lloyd George am 3. Mai im Unterhaus für den Fall, daß die deutschen Delegierten ernstgemeinte Vorschläge mitbringen würden. Ernstgemeinte Vorschläge sind von den deutschen Delegierten mitgebracht worden. Aber man hat sie kaum diskutiert, man hat sie jedenfalls stets sofort verworfen, wenn sie der Gegenseite unangenehm waren, und man hat, ganz wie in Versailles und in den folgenden Monaten, immer wieder nur zu gern mit Noten und Protokollen gearbeitet, einem Verfahren, das doch nach der San Remoer Kundgebung durch Spa beseitigt werden sollte. Erörterungen haben zwar stattgefunden. Die Gegenseite hat den deutschen Delegierten gestattet, die deutsche Auffassung auseinanderzusetzen und zu verteidigen, aber sie hat jedesmal auf unsere Darlegungen mit barschen Worten geantwortet, anstatt den Versuch zu machen, uns mit überzeugenden Argumenten zu entgegnen. Private Aussprachen mit den deutschen Delegierten waren Ausnahmen — fürchtet man die tückische List der ‚Hunnen' oder vielmehr die eigene Uneinigkeit noch immer so sehr, daß man nicht wagt, den Deutschen einzeln gegenüberzutreten? Das deutsche Volk ist mit einem ernsten Verhandlungswillen nach Spa gegangen. Wir Deutsche wußten, was wir von Spa erwarten durften, wir wußten, daß der Vertrag von Versailles, der leider Gottes noch immer gilt, den Besiegten keinesfalls wirtschaftlich besser stellen will, als den Sieger, und wir sind bereit gewesen, große Opfer zu bringen. Aber in den Forderungen der Gegner sahen wir eine Bedrohung unserer Existenz. Und statt den Versuch zu machen, uns eines Besseren zu belehren, kam man immer wieder mit der militärischen Drohung. Marschall Foch hat sich gerühmt, den Dolmetscher abgegeben zu haben, da die ‚boches' nicht imstande seien, die Sprache der Alliierten zu verstehen. Die Sprache des Marschalls Foch ist die Sprache des Militarismus ...

100 000 Mann in sechs Monaten aufzulösen, einige Millionen Gewehre zu suchen und zwei Zehntel der gegenwärtigen Kohlenförderung an die Sieger abzutreten, mag manchem Ausländer als keine unbillige und allzu schwer ausführbare Aufgabe erscheinen. Wie schwer, ja fast unmöglich die Ausführung, ist jedoch mit aller Klarheit gezeigt worden. Lloyd George hat am 3. Mai im Unterhaus, um die Schwäche der deutschen Regierung zu charakterisieren, den deutschen Staatskörper als ein Geschöpf mit gebrochenem Rückgrat bezeichnet, dessen Glieder nicht tun, was ihnen der Kopf vorschreibt. Der englische Erste Minister kennt von den Berichten seiner politischen und militärischen Agenten die Zustände Deutschlands recht genau, und er weiß sehr gut — denn er hat es selbst gesagt —, daß die deutsche Bevölkerung in den größeren Städten nur ein Drittel bis zur Hälfte der Kalorien erhält, die notwendig sind, um leistungsfähig zu sein. Und von diesem in seiner Kraft kläglich geschwächten Volke verlangt er Leistungen, zu denen das siegreiche und mächtige England teilweise selber nicht imstande ist (Irland!). Was in Spa entschieden worden ist, mag für das Schicksal des Deutschen Reiches entscheidend sein. Ein Volk, dessen Leistungskraft man überlastet, bricht zusammen. Nur eine äußerste Kraftanstrengung wird den Zusammenbruch des deutschen Volkes verhüten. Die Entwaffnungsforderungen werden an sich schon

unsäglich schwer zu erfüllen sein; aber verbunden mit dem Kohlenabkommen, das die schon jetzt kaum erträglichen wirtschaftlichen und menschlichen Nöte bei uns noch vermehren muß und daher zu neuen Unruhen führen kann, bedeutet das Spaer Ergebnis für Deutschland eine fürchterliche Lebensgefahr. Wir wissen nicht, was Lloyd George zu Dr. Simons bei der Zusammenkunft am Abend vor der Überreichung der sechs deutschen Kohlenvorschläge gesagt hat. Nach Äußerungen englischer Blätter soll er dem deutschen Delegierten auseinandergesetzt haben, daß Millerand die Kohlen mit nach Hause bringen müsse, weil er sonst gestürzt werden würde, und daß im Falle der Beseitigung Millerands ein Vertreter einer noch gefährlicheren Richtung in Frankreich ans Ruder kommen würde. Wir verschließen uns nicht der Notwendigkeit, aus taktisch-politischen Gründen Opfer zu bringen, aber wenn das Opfer eine Lebensgefahr für unser Land und das Dasein unseres Volkes bedeutet, dann erscheint uns das Opfer ungeheuerlich. Spa war in der Tat ein Spiel mit unserem Leben, und in Lebensgefahr werden wir in den kommenden sechs Monaten täglich schweben. Denn es bedrohen uns ja nicht allein innere Unruhen, die durch die Schwere unserer Verpflichtungen hervorgerufen werden können, sondern es droht uns vor allem auch der Einmarsch feindlicher Truppen, sei es im Ruhrrevier oder in Süddeutschland oder sonst irgendwo — die Gegner behaupten ja, frei entscheiden zu dürfen, welches Stück sie aus dem deutschen Volkskörper noch herausschneiden wollen —, der Einmarsch, der Deutschlands Zusammenbruch zur fast unvermeidlichen Folge haben würde. Zu einer solchen Existenz sind wir verurteilt ..."

Es ist erfreulich, daß die „Frankf. Ztg." diesen fürchterlichen Zustand nicht beschönigt. Wird sie sich denn aber gar nicht bewußt, welch gerüttelt und geschüttelt Maß Schuld sie selbst durch ihre pazifistische Zersetzungs- und Einschläferungspolitik daran trägt, daß wir nun, ein macht- und willenloses Objekt, der Fußball unserer Feinde sind?

* * *

Immer wieder, betont Eduard Stadtler im roten „Tag", verfällt die deutsche Politik den Folgen eines irrealen Verständigungswillens und einer entsprechend falschen Verständigungstaktik.

„Bethmann Hollweg wünschte die Verständigung mit England. Die Mittel dazu waren Beteuerungen, Nachgiebigkeiten, Anbiederungsversuche, frontale Verständigungstaktik. Als während des Krieges die Politik Bethmann Hollwegs nicht mehr zu halten war, versuchte der Reichstag unter Erzbergers Führung die Verständigung mit dem demokratischen Westen. Das Mittel dazu waren wieder Beteuerungen (Friedensresolution), ideologisches Verständigungsgerede, ausschließliches Operieren mit den vierzehn Punkten Wilsons, frontale Verständigungstaktik. Im Frieden von Versailles fand die Politik Bethmann Hollwegs und die Politik des Reichstags ihren tragischen Abschluß. Es nützte uns nichts, daß wir im Moment, da wir de facto durch die Revolution östlich Rückenstärkung hatten, in der anständigsten und aufrichtigsten Weise in westlerischer, demokratischer Außenpolitik machten, die vierzehn Punkte Wilsons enthusiastischer vertraten als Wilson selbst,

alle in der Kriegsideologie des Westens gegen uns verwerteten Gedanken uns aneigneten, die Anbiederungsversuche fast bis zu hündischer Servilität steigerten — der von demokratischen Siegern geschaffene demokratische Friede wurde das Gegenteil eines demokratischen Verständigungsfriedens.

In Spa hat sich wieder gezeigt, daß mit Ideologen und Wunschvollen keine Politik zu machen ist. Der neue Außenminister ist zweifellos frei von solcher Einstellung. Der mit einem überlegenen Machtinstinkt ausgerüstete Stinnes ist frei von irgendwelcher ideologischen oder gefühlsmäßigen oder doktrinären Politik. Auch Hué reihte sich in Spa in die machtpolitische Front dieser beiden Männer nicht ohne Geschick ein. Aber sie drangen nicht durch. Der frankophile Verständigungswahn eines einflußreichen Teiles der Demokraten hatte in den Vorverhandlungen den Weg zum Erfolg mit seinen fast querköpfigen Machinationen versperrt. Jene Kreise hatten tatsächlich den nacktesten Machtpolitikern des ‚Matin', mit denen sie direkt verhandelten, in die Hände gespielt. Als Stinnes die um ihn gelegte Sauerweinatmosphäre mit seinen Hieben in Bewegung brachte und die Nebelpolitik der Frankophilen zerstreute, waren jene Kreise nicht wenig überrascht. In ihrer Besorgnis vor den wirksamen Kräften in Deutschland wurde Verstärkung in der Gestalt von Scheinmächten herangeholt. Der Verständigungspolitiker Bonn übernahm die Aufgabe, die direkte ‚Verständigung' mit dem Sekretär Lloyd Georges herbeizuführen. Es zeigte sich, wie stark von Versailles her der Verständigungswahn noch die Politik Deutschlands beherrschte. Um die Verständigungsatmosphäre noch zu verdichten, wurde mehr oder weniger bewußt auch unter Hué der Boden der Macht weggezogen. Zwar hatte der Vertreter der deutschen Bergarbeiter sehr wirkungsvoll den Machtgedanken der Arbeiter in den Vordergrund geschoben, aber gerade in den entscheidenden vierzehn Tagen der Verhandlungen verstummten auf geradezu rätselhafte Weise die diesem Auftrumpfen Widerhall sichernde revolutionäre Politik und halbbolschewistische Ostorientierungspolitik der Unabhängigen. Durch die hinter der deutschen Front betriebene Isolierung der durch Stinnes und Hué vertretenen Kräfte ward dem deutschen Außenminister der Hintergrund für eine reale Verständigung entzogen. So kam es zum Diktat." —

Die Industrie hat in Deutschland in den letzten Monaten etwa 4,8 Millionen Tonnen zur Verfügung gehabt bei einer Lieferung von rund 1,1 Millionen Tonnen an die Entente. „Diese Mengen", wird aus Essen geschrieben, „konnten aber nur geliefert werden, weil im Februar des Jahres mit den Bergarbeitern ein Abkommen getroffen wurde, wonach 7 Stunden pro Woche Überarbeit geleistet wird. Dasjenige, was wir der Entente nach dem jetzigen Diktat mehr liefern müssen, beläuft sich auf 900000 Tonnen, das macht also rund 20 Prozent der bisherigen Lieferungen aus.

Im Vergleich mit dem Verbrauch im Jahre 1913 ist die deutsche Industrie bisher mit etwa 59 Prozent ihres Bedarfes beliefert worden. Als während der Wintermonate November-Dezember 1919 und Januar 1920 die Belieferung von 59 auf 55 Prozent heruntergegangen ist, hat dieser Rückgang von 4 Prozent in der Belieferung bei uns weitgreifendes Unheil gestiftet. Jetzt handelt es sich nicht darum, um 4 Prozent zurückzugehen, sondern man muß um 10

oder 12 Prozent zurückgehen. Das ist nach dem Urteil der Kohlensachverständigen, Unternehmer wie Arbeiter aus unserem Revier, wenn überhaupt, nur unter den schwersten wirtschaftlichen Erschütterungen möglich. Es würde ein großer Teil der deutschen Industrie zusammenbrechen und mindestens eine weitere Million Arbeiter brotlos werden. Vermieden kann dies nur werden durch erhebliche Mehrförderung.

Die Sachverständigen haben geglaubt, daß eine solche von der Entente erzwungene Mehrleistung bei den heutigen schlechten Ernährungsverhältnissen größten Widerstand in der Arbeiterschaft finden werde. Den Forderungen der Entente zuzustimmen, hätte danach nahezu Verrat an den Interessen der Bergarbeiterschaft bedeutet. Wenn das Kabinett trotzdem angenommen hat, so ist das — abgesehen von der Uneinigkeit der Sachverständigen, die durch die gegensätzliche Stellungnahme von Vertretern von Industrien außerhalb des Kohlenreviers und Vertretern der Wissenschaft hervorgerufen wurde — hauptsächlich auf politische Erwägungen zurückzuführen, da das Kabinett besorgte, daß bei Ablehnung der Ententeforderungen das Ruhrgebiet besetzt und damit Deutschlands Fortbestehen in Frage gestellt werde. Aber durch die Annahme des Diktats ist die Gefahr einer Besetzung keineswegs endgültig abgewendet, sondern die Entente wird, wenn wir die unterschriebenen Kohlenlieferungen nicht erfüllen, das Steinkohlenrevier voraussichtlich doch besetzen. Der Einmarsch kann nach dem Militärabkommen im übrigen auch jederzeit erfolgen, wenn wir die militärischen Bedingungen nicht erfüllen."

* * *

Die „Grenzboten" meinen, die Entente hätte diesmal bestimmt keinen Einmarsch ins Ruhrgebiet gewagt, wenn wir wirklich ehrlich und einmütig zur Weigerung entschlossen waren: „Wäre der deutsche Arbeiter ein Mann, so hätte er den Franzoseneinmarsch mit dem Generalstreik beantwortet und die Internationale aufgerufen, wie gegen Ungarn. Aber da Hué in Spa nur etwas in den Bart murmelte (auch er hat die Arbeiter nur hinter sich, wenn er hinter den Unabhängigen herläuft), da Foch erklärt, daß der deutsche Arbeiter sich kuscht, daß er zum Sklaven geschaffen ist, so brauchte man höchstens Lebensmittelzüge mitbringen, Futter, Köder, und der Ruhrkuli arbeitete auch unter der Negerpeitsche, wie die Saar arbeitet, wie Diedenhofen sich kuscht.

Nur weil die Entente wußte, daß der Einmarsch unsere Einheitsfassade umwürfe, hat sie die Drohung mit dem Einmarsch riskiert. Sie hat uns nicht ernst genommen, obwohl wir durch den Streik gerade in diesem Fall eine Waffe besessen hätten (siehe Kapp-Putsch, aber der ging nur gegen Deutsche), eine Waffe, um einmal dem Feind unseren Willen zu zeigen, ja ihm unseren Willen endlich einmal aufzuzwingen.

Aber der deutsche Arbeiter zwingt nur deutschen Kapitalisten seinen Willen auf, ruiniert sie und damit sich selbst, befördert hingegen die maßlosen Kohlenforderungen der Feinde und ruiniert damit abermals sich selbst.

Die deutschen Arbeitervertreter, als sie in Verdacht gerieten, mit Stinnes eines Sinnes zu sein, rückten gleich heftig ab, dementierten, reisten von Spa weg. Betonten, daß sie der Entente mehr geben wollten als die deutschen Kapitalisten.

Schon wird auch Demokratie und Zentrum schwach, nun die Sozialdemokratie abschwenkt. Die französische Presse beschimpft Stinnes, weil er in der Kohlenfrage nicht nur Rückgrat, sondern auch Macht besitzt. Das sollte ganz Deutschland Veranlassung geben, gerade diesen Mann in dieser Frage zu halten. Das Gegenteil ist der Fall: Stinnes' innenpolitische Gegner freuen sich geradezu, am ‚Matin' einen Bundesgenossen zu finden. Die ‚Frankfurter Zeitung' betont, wie ungeeignet Stinnes wäre, er besäße nicht das Vertrauen des Auslandes und unsere Diplomatie operierte nicht so geschickt wie in der Entwaffnungsfrage. Das heißt: ihr sollt nachgeben. Solche Zeichen beobachtet die Entente (sie hat es kaum mehr nötig), läßt Foch über die Bühne stampfen, die Deutschen 24 Stunden in der Ecke stehen, und schon wird deren Hals lang und länger, ihr Gesang bang und bänger, und bald läuft Professor Bonn, der Eifrige, der Ölige, der überall dabei gewesen sein muß, wo es deutsche Unterwerfungen gilt, vermittelt, arrangiert und . . .

Wenn man eine solche Widerstandskomödie macht, wie wir in Spa, in Versailles und wo sonst noch vorher und nachher, dann muß man es auch wirklich auf Biegen und Brechen ankommen lassen. Ist man nicht vorher schon zum Brechenlassen fest entschlossen, dann wird man eben gebogen.

Da der deutsche Charakter jetzt ein so vielmal gebogener ist, so haben wir in der ganzen Welt den Ruf der Unehrlichkeit erhalten. Unsere Komödien sind von schlechtem Geschmack, und unser Sträuben wird nicht ernster genommen wie das eines Kindes, bevor es die Medizin schluckt.

Weshalb aber lassen die sozialdemokratisierten Arbeiter immer als erste die gemeinsame Sache fallen? Weil sie keine Gemeinsamkeit irgendwelcher Art mit dem Bürgertum haben wollen, denn das schwächt die manomane Energie des Klassenkampfes. Ferner, weil sie national instinktlos die Schande nicht spüren, und statt die inneren Händel hinter geschlossener Außenfront auszufechten, stets mit Hilfe des Ausländers gern dem deutschen ‚Gegner', dem ‚inneren Feind', eins ans Bein geben, einerlei, ob sie selbst auch darum hinken müssen. Mit der Einmarschdrohung zwingt uns der Feind nacheinander alles ab. Und zu guter Letzt wird er doch einmarschieren. Denn nicht bis zur Erfüllung des Versailler Vertrags, sondern dauernd sollen wir ihm zinsen.

Weshalb aber lernt der Deutsche nie aus der grausamen Erfahrung seiner Geschichte von gestern, vorgestern usw.? Weil ja die Presse so ohne nationale Disziplin ist, daß die wirklichen Vorgänge, ihre Ursachen und Wirkungen gar nicht bekannt und begriffen werden. Einzelne lernen, predigen, leiden, schämen sich, begreifen das furchtbare Los, in dieser Zeit in diesem Volk geboren zu sein, und fühlen das nächste kommende Unheil voraus wie ein rheumatisches Bein das Wetter. Was hilft's? Bald kommt die nächste Repetition der Komödie. Zunächst Anforderung der Entente. Darauf: nicht etwa langsame, eindringliche Vorbereitung der ganzen Volkspsyche auf ein einheitliches Ziel des Widerstandes, sondern zerstreutes Weiterleben in innerem Hadern, optimistisches

Nichtkennen des Auslandes, Falschtaxieren der englischen Interessen, kurz: Kaninchen, ehe Boa Constrictor ansetzt. Dann, Auge in Auge mit ihr flüchtiges, temperamentloses Entrüstungs- und Einigkeitstheater. Man wirft sich in die Brust: Diesmal wird bestimmt nicht bedingungslos unterschrieben. Auf die taktischen Kunstgriffe des Verhandlungsgegners ist man niemals vorbereitet; so sieht man diese guten Leute mit den gewandtesten Politikern der Entente zusammentreffen, die die unsrigen selbst bei gleichen Machtverhältnissen in die Tasche stecken würden. Die Rechte geht mit dem Herzen in den Einigkeitsschwur hinein, hofft auf Wiedergeburt des Nationalwillens, die Mitte tut es anstandshalber (man war auch patriotisch und hat gezeigt, daß man nur gezwungen nachgibt), die Linke macht taktisch mit, um Macht zu gewinnen und im entscheidenden Augenblick der Nation in den Rücken zu fallen. Einzelne glauben sogar, unsere Komödie würde in den Feinden Vernunft erwecken und Bewunderung, statt Verachtung und Peitschenhiebe. Keiner aber sieht, daß wirklicher, einiger Widerstandswille Macht gewesen wäre. Weil der konditionale, umfallende Scheinwille zu nichts führte, glaubt man den Beweis in Händen zu haben, daß ‚nichts' helfen konnte als Unterwerfung.

Diesmal also hat man noch einmal nachgegeben, ‚weil wider Erwarten nichts anderes übrig blieb. Bis zum nächstenmal wird England aber vernünftig werden und den Franzosen schon das Handwerk legen'. Man sieht die englische Politik grotesk verzerrt nicht von England, sondern von Berlin aus, als ob sich alles um uns drehte, wie etwa Pergamon oder Alesia die römische Politik nicht von Rom, sondern von dort aus ansahen: die Römer müßten doch eigentlich, werden doch wohl ...

Aber England hat doch früher mit uns Verständigung gesucht? Jawohl, solange wir eine Macht waren. Heute könnten wir eine Macht nur wieder werden durch nationalen Gesamtwillen, da der andere Weg, die Maschinengewehre, uns nicht mehr zu Gebote steht. Da wir aber diese Macht nicht zu entwickeln verstehen, nimmt England an uns nur das Interesse, unsere Aktiva, Arbeit, Erfindungsgabe, alte Anlagen zu schröpfen, den uninteressanten Rest von uns aber der einzigen Festlandsgroßmacht Frankreich zu überlassen. Gegen diese uns zu schützen, läge nur dann ein Anlaß vor, wenn Frankreich den Engländern wieder gefährlich, mindestens unbequem werden könnte. Das dürfte aber niemals eintreten. So macht man uns den Franzosen zum Geschenk, immer etwas zögernd, lediglich um von den Franzosen Gegendienste zu erlangen. Was während dieser Zögerungen das corpus vile Deutschland fühlt und dabei hofft, wähnt, jubelt — das gute England, es will uns nicht wirklich übel! — ist keines Nachdenkens wert zwischen den einzigen aktiven Subjekten bei diesem Handel, Engländern und Franzosen.

Nur eigene Einigkeit und ein passiver Resistenzwille, der den andern Ungelegenheiten bereiten könnte, würde uns wieder Macht geben. Erst aber muß augenscheinlich der sozialdemokratisierte deutsche Arbeiter, der dem Feind aus der Hand frißt, sich ganz ruiniert haben, ehe der Einheitswille dämmern kann. Schrecklich, aber es ist so.

Nun, mancher sieht doch heute schon klar?

Gewiß, aber seit langem muß in Deutschland immer politische Vernunft von einzelnen der Menge geradezu aufgezwungen werden. Von selbst wird sie nie gelebt. Und aufzwingen kann der innen wie außen ohnmächtige Staat heute den Massen nur — was die Entente befiehlt, also das Gegenteil von dem, was er befehlen müßte.

Deutsche Staatsmänner, die eine solche Nation in kritischen Augenblicken nach außen zu vertreten haben, eine Nation ohne Zuverlässigkeit des Willens, ohne Einheit, feige, immer den Verräter nah zur Hand, sind aufs tiefste zu beklagen. Wir wissen manchen Unterhändler, der an sich klar und entschlossen handeln könnte, aber im entscheidenden Augenblick, wo er sich ganz auf Einigkeit verlassen mußte, fiel ihm ein Teil der Nation in den Rücken. Ekel vor dem eigenen Volk erfüllt diese Männer. Was gibt es für einen Staatsmann Furchtbareres zu erleben, als der Verzicht darauf, die eigne Nation achten zu können?"

* * *

Einem Volke in solcher Gemütsverfassung reckt sich nun gar noch die Riesengefahr des Bolschewismus, des Einmarsches von Sowjetrußland unmittelbar entgegen! Die „Post" untersucht die Frage, ob der Einmarsch in Deutschland tatsächlich in den Absichten und Interessen der Moskauer Regierung liegt und liegen kann: „Gewiß schwebt großen Teilen des bolschewistischen Rußlands noch immer das Ziel der Ausbreitung der Weltrevolution vor, und an ihrer Spitze steht der Doktrinär Lenin. Demgegenüber bricht sich jedoch auch mehr die Erkenntnis Bahn, daß die Wiederaufrichtung Rußlands zunächst unbedingte Notwendigkeit ist, und daß diese nur im Anschluß an Deutschland zu erreichen ist. Selbst Lenin mußte zu Beginn der Operationen an der polnischen Front zugeben, daß die Hebung der russischen Industrie und des russischen Handels nur mit Hilfe der deutschen Intelligenz möglich sei, nachdem die russische Intelligenz durch die Revolution vernichtet sei. Bedeutungsvoller aber sind Maßnahmen und Äußerungen der Sowjetregierung aus der letzten Zeit, die klar beweisen, daß diese den wirtschaftlichen Wert einer unmittelbaren Berührung mit Deutschland zu schätzen weiß. In dem litauischen Friedensvertrage forderte Rußland ausdrücklich das Recht des freien Transitverkehrs durch Litauen nach Deutschland. Die ‚Prawda' schrieb vor einigen Tagen mit Bezug auf die Friedensfrage mit Polen wie folgt:

‚Wir befinden uns mit dem Volkskommissar der auswärtigen Angelegenheiten Tschitscherin in vollkommener Übereinstimmung über die Notwendigkeit, zum Zwecke der Wiederaufrichtung Rußlands eine gemeinsame Grenze mit Deutschland zu haben. Die Offensive gegen Polen wird erst ihr Ende finden, wenn dieses Ergebnis erreicht sein wird.'

Die ‚Prawda' ist das amtliche Organ der Moskauer Regierung, und die Bedeutung dieser Äußerung, wenn sie richtig wiedergegeben ist, liegt auf der Hand. Sie bildet vielleicht den Schlüssel für das Problem der Bedrohung unserer Grenzen durch die russischen Heere und unsere Stellungnahme dazu. Die nun

erfolgte Neutralitätserklärung der deutschen Regierung muß daher als unbedingt wichtig angesehen werden. Sie muß aber durch sofortige direkte Verhandlungen mit Rußland ergänzt werden. Wir stellen uns dabei am besten auf den Standpunkt des litauischen Friedensvertrages, dessen erster Artikel lautet:

‚Die beiden Vertragschließenden verpflichten sich feierlichst, die gegenseitige Staatsform anzuerkennen und zu achten, die Bildung keinerlei, dem anderen feindlich gesinnten Organisationen auf ihrem Boden zu dulden und nichts zu unternehmen, was von dem anderen nur irgendwie als feindlicher Akt gegen die bestehende Staatsform gedeutet werden könnte.‘

Nur unmittelbare Verhandlungen können uns die notwendige Klarheit verschaffen. Sie sind auch als Einleitung wirtschaftlicher Beziehungen unerläßlich. Noch steht nicht auch unsere ganze auswärtige Politik unter Kuratel der Entente. Wir dürfen nicht ununterbrochen wie erstarrt nur nach Westen blicken, sondern müssen unsere Souveränitätsrechte selbständiger Politik unbedingt wahren und ausüben. Wir erwarten aber, daß sowohl Rußland wie Polen diese unsere Neutralität achten und unsere Grenzen respektieren werden. Wir lassen keinen Zweifel darüber, daß wir jede Verletzung unserer Neutralität, gleichviel von welcher Seite sie kommt, mit allen verfügbaren Mitteln abwehren werden. Auf keinen Fall dürfen wir die Hand dazu bieten, daß Deutschland das Schlachtfeld für die polnisch-bolschewistischen Kämpfe oder gar für das Eingreifen der Entente wird. Daher ist es für ein neutrales Deutschland selbstverständlich, daß es jedes Ansinnen auf Durchmarsch oder Transport von Ententetruppen ablehnen muß, dessen Gewährung den Bolschewisten Grund für den Einmarsch sein könnte. Die anrückenden russischen Heere haben heute nicht nur das bolschewistische Rußland hinter sich; sie kämpfen, gewollt oder nicht, für bleibende russische Ziele. Wir dürfen nichts tun, was die deutsch-russischen Beziehungen, unsern einzigen Gegentrumpf gegen die Vergewaltigung der Westmächte, für alle Zukunft vergiften müßte. Weder Drohungen noch Lockungen der Entente dürfen uns von diesem Standpunkt abbringen.“

Es darf aber nicht vergessen werden, daß die selbe amtliche „Prawda“ auch geschrieben hat, Sowjetrußland brauche ein Sowjetpolen, um von dort nach Deutschland zu kommen. So liegt denn alles im Dunkeln, da bei der Geistesverfassung des deutschen Volkes nicht einmal ein geschlossener deutscher Volkswille in irgendwelchem Belange in Rechnung zu stellen ist. Das Gegenteil um so sicherer!

* * *

Nur über eines sollte sich kein Deutscher irgendwelchem Zweifel oder Illusionsbedürfnisse hingeben: über die gar nicht furchtbar, gar nicht lebensgefährlich genug einzuschätzende Gefahr des Bolschewismus.

Tatsache bleibt, so schreibt ein Kundiger in der „Deutschen Zeitung“, „daß in Rußland seit nahezu drei Jahren der frühere Bourgeois, soweit er überhaupt noch vorhanden ist, nichts mehr zu sagen hat. Er hat vollkommen ausgespielt, und wir wissen nicht, ob und in welcher Gestalt er bei der Neuordnung der Dinge

in Rußland wieder auftreten wird. War das in Rußland angängig, warum sollte sich in Deutschland nicht ähnliches abspielen?

Um diese Frage richtig zu beantworten, muß man die Verhältnisse in den beiden Ländern miteinander vergleichen. Wer Rußland kennt, weiß, daß dort eine spinnwebdünne bourgeoise Schicht über einer vollständig dumpfen und stumpfen Masse von gegen 150 Millionen Menschen lagerte. Die russische Bourgeoisie, deren soziale Versündigungen übrigens zum Himmel schrien, hatte fast gar keinen Einfluß und meist auch nicht einmal irgendwelche Beziehungen zu dieser Masse, die ihrerseits in einer Unbildung und vielfach in einem Elend dahinlebte, von dem wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Wenn also diese russischen Massen, aufgepeitscht von gewissenlosen Hetzern, die Bourgeoisie davonfegten, so taten sie allerdings etwas Zweckwidriges und Unsinniges, änderte aber anfangs dadurch kaum nennenswert den bestehenden sozialen Aufbau.

Diese Änderung trat erst später ein durch den doktrinären Radikalismus, mit dem die jüdischen Kommunistenführer die Bourgeoishetze durchführten. Nach den Erläuterungen der bolschewistischen Gesetzgeber, die uns in amtlichen Erlassen vorliegen, war eigentlich nicht nur der ein Bourgeois, der etwas besaß, sondern auch derjenige, der irgend etwas gelernt hatte und arbeiten wollte. Proletarier waren dagegen nur die, die nichts besaßen, nichts waren, nichts gelernt hatten und auch nichts tun wollten. Selbst innerhalb der russischen Bevölkerung von Analphabeten und Barfüßlern erschienen einem Teil Bestimmungen zu hart, die u. a. den Besitz von mehr als zwei Hemden für Diebstahl am Volkseigentum erklärten, und es vollzog sich die Neubildung einer Kleinbourgeoisie unter Bauern und gelernten Fabrikarbeitern. So hatte man sich die Gleichheit und Brüderlichkeit doch nicht gedacht.

Die Räteregierung erkannte die ihr drohende Gefahr sehr bald und versuchte, ihr rechtzeitig, insbesondere durch grundsatzwidrige Zugeständnisse den Bauern gegenüber, vorzubeugen. Das ist ihr aber nicht gelungen. Gerade diese neue Kleinbourgeoisie nimmt immer mehr zu und wird einmal die gefährlichsten Kampftruppen ins Feld schicken, wenn Rußland die jüdische Zwingherrschaft abwirft.

Geschieht das am grünen russischen Holze, wie wird es erst bei uns werden? Wir brauchen uns gar nicht mit dem richtigen deutschen Bourgeois meist demokratischer Färbung zu beschäftigen, der sich jetzt aus Gedankenlosigkeit oder Feigheit spartakistische Ausschreitungen geduldig gefallen läßt und glaubt, er, gerade er, würde sich schon irgendwie durchhelfen. Als ob die Kommunisten halbe Arbeit machen werden.

Wir wollen lieber gleich von den 10 Millionen Menschen sprechen, die bei den letzten Reichstagswahlen sozialistisch gewählt haben und deren Führer jetzt mit dem Bolschewismus liebäugeln, weil sie die staatlichen Futterkrippen bedroht glauben. Nach russischer Auffassung ist nun die überwiegende Mehrheit aller dieser Millionen nichts weiter als waschechte Bourgeoisie, und man glaube nicht, daß das kommunistische Deutschland in dieser Frage anders stehen wird. Haben doch schon jetzt viele Mehrheitssozialisten zu ihrem Leidwesen aus der ‚Freiheit‘ ersehen müssen, daß sie keineswegs revolutionäre Proletarier sind,

sondern ‚Bundesgenossen des Kapitalismus‘ und ‚Schergen der Reaktion‘. Außerdem kennt der Bolschewismus keine geographische oder staatliche Begrenzung, und bei der allgemeinen Güterteilung wird sicher auch auf deutsche Sparkassenbücher nicht besondere Rücksicht genommen werden. Schaudernd werden dann die deutschen Genossen das abgelumpte und verwahrloste Gesindel aus dem Osten kennen lernen und am weiten Horizont die gelben, schwarzen und braunen Brüder lauern sehen.

Kommunismus bedeutet Weltkommunismus, an dieser Wahrheit kommen wir nicht vorüber. Die leichtfertige Redensart, in Deutschland wird der Bolschewismus mildere Formen annehmen, unterbliebe besser. München, das Vogtland und das Ruhrgebiet dürften lehrreich genug gewesen sein.

Mag die Auseinandersetzung schließlich aber werden, wie sie wolle, wichtiger für uns ist, daß jeder Deutsche rechtzeitig erkennt, auf welcher Seite sein Platz ist. Die jüngst veröffentlichten Leninschen Bedingungen für die Aufnahme der deutschen Unabhängigen in die Moskauer Internationale lassen ja an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und jeder Deutsche sollte, ganz gleich, wie bisher seine politische Stellung war, jetzt ernstlich erwägen, ob die in Deutschland noch versteckten Waffen dazu dienen werden, ihm das angebliche Proletarierparadies zu schaffen, oder ob sie ihn zum elenden Sklaven landfremder Terroristen machen sollen. Der Weg, den ein großer Teil der Bauern und der vernünftigen Arbeiter in Rußland bis zu der Erkenntnis gegangen sind, daß auch sie letzten Endes Bourgeois sind, ist ein unsäglich harter und schwerer gewesen. Hunderttausende von Menschenleben und Milliarden an Werten hat diese Erkenntnis gekostet. Sollen wir in Deutschland wirklich denselben Weg gehen müssen?

Die Zahl derjenigen unserer Volksgenossen, die im Falle einer bolschewistischen Umwälzung in Deutschland materiell gewinnen würden, ist so lächerlich gering, daß sie gar nicht ins Gewicht fallen kann. Kulturell würden wir aber alle Leidtragende sein. Wir sind alle nach bolschewistischer Rechnung bis weit in die Reihen der Unabhängigen hinein nichts weiter als Bourgeois, und sogar die paar Hunderttausende, die kommunistische Stimmzettel abgegeben haben, dürften von den Bolschewisten nicht durchweg einwandfrei befunden werden. Wir sind aber auch nach unserer eigenen seelischen Verfassung in der erdrückenden Mehrheit Bourgeois, selbst wenn die sozialistisch Gebundenen noch häufig nicht klar erkennen, was für sie Eigentum und persönliche Freiheit bedeuten. Auf die Dauer könnten beinahe wir alle keine Kommunistenwirtschaft ertragen.

Die bolschewistische Kampfansage gegen den Bourgeois richtet sich doch keineswegs bloß gegen die Großkapitalisten oder die Arbeitgeber, sondern, wie die schrecklichen Vorgänge in Rußland beweisen, gegen jeden, der überhaupt irgend etwas besitzt, und bedroht jeden, der irgend etwas kann. Ein Sieg des Bolschewismus würde den Untergang unserer gesamten Kultur bedeuten.

Blutrot steht das kommunistische Revolutionsgespenst im Osten. Nicht nur aus Polen, sondern auch aus Estland kommen Nachrichten, die keinen Zweifel an dem Ernst der Lage lassen, und allenthalben sehen wir im Lande selbst fremde und einheimische Agitatoren in emsiger Arbeit. Die Saat der Verhetzung ist bereits

üppig in unserem Volke aufgegangen und die Gefahr des Bürgerkrieges ist vielleicht noch nie so nahe gewesen wie heute. Von diesem Bürgerkriege, zu dessen Vorbereitung russisch-jüdische Millionen geopfert worden sind, kann aber bloß das in sich zusammenbrechende Räterußland Vorteil haben.

Werden wir wirklich die Narren sein, uns gegenseitig zu zerfleischen, damit nachher asiatische Mörderbanden leichtes Spiel mit dem deutschen Bourgeois haben und damit das Strafgericht über Lenin und Trotzki einen Aufschub erfährt?

Versuchen wir wenigstens mit allen Mitteln, in weiteste Kreise das Wissen zu bringen, daß nach bolschewistischer Denkart der Bourgeois dort beginnt, wo nach unseren Begriffen der Landstreicher und Verbrecher aufhört. Was jetzt noch in Rußland die Diktatur des Proletariats aufrecht erhält, davon rückt hier jeder ehrliche Arbeiter mit Ekel ab, Sozialist oder Nichtsozialist. Gegenüber solchen ‚Proletariern' wird er sich gewiß gern und stolz zum ‚Bourgeois' bekennen."

* * *

Durch all die Finsternis schimmern ein paar Lichtlein, als hätte uns der Herrgott doch noch nicht so ganz verlassen, wie wir ihn und alle guten Geister verlassen haben. Die „Alldeutschen Blätter" reihen einige freundlichere Ereignisse aneinander, denen weit größere Bedeutung und Aufmerksamkeit zukommt, als unsere trostlose Parteiverbocktheit und -verblödung ihnen einzuräumen auch nur noch fähig zu sein scheint:

„Das erste Ereignis ist das Abkommen zwischen der Hamburg-Amerika-Linie und dem amerikanischen Harriman-Konzern, das den Gewaltfrieden von Versailles just in dem Augenblick durchlöchert, wo Spa ihn nochmals unterstrichen hat. Englands Hauptkriegsziel, nämlich die Vernichtung der deutschen Handelsflotte, deren Großschiffe zum Teil auf Amerika übergingen, erleidet Schiffbruch, da die Amerikaner sich außerstande sehen, diesen Schiffsraumzuwachs in Betrieb zu setzen. Sie können es nicht ohne uns Deutsche! Kurz gesagt: die Hapag hat durch Vertrag das Recht erhalten, ihre gesamten früheren Linien, zunächst die nach Amerika führenden, mit 50 v. H. der gesamten auf ihnen verkehrenden Schiffe aufs neue zu befahren. Dazu schartert die Hapag von Amerika die Schiffe, die wieder unter der alten schwarz-weiß-roten Fahne fahren werden. Ein glückverheißender Anfang!

Das zweite Ereignis ist der Einspruch Hollands gegen die Rhein-Konferenz von Straßburg und damit gegen die den Rhein angehenden Bestimmungen des Gewaltaktes von Versailles. Holland stützt sich dabei auf die Mannheimer Schiffahrtsakten vom 17. Oktober 1868 und auf die Tatsache, daß Holland beim Akte von Versailles nicht um seine Zustimmung angegangen ist. An den Verhandlungen vom 16. Juni hat sich Holland dementsprechend nicht beteiligt. Aber auch die Schweiz hat nur einen Vertreter zur Berichterstattung mittun lassen, da man ihr nur zwei Sitze bewilligt hatte gegenüber den fünf Sitzen Frankreichs. Die holländische Regierung hat amtlich erklärt, daß alle etwaigen Beschlüsse der Straßburger Kommission ungültig seien, daß ohne die Mitwirkung Hollands der Vertrag von 1868 nicht geändert werden könne. Man sieht: nur

dort, wo Feigheit und Mutlosigkeit regieren, ist Unterwürfigkeit notwendig. Dem Mutigen und seines Wertes Bewußten beugen sich auch Millerand und Lloyd George.

Hell aber strahlt im Osten das Licht des deutschen Volkstums. Die Abstimmungsgebiete in West- und Ostpreußen, das deutsche katholische Ermland einerseits, sowie das evangelische Masurenland andererseits haben mit überwältigender Mehrheit in der Abstimmung vom 11. Juli erklärt, daß sie bei Deutschland bleiben wollen. Selbst der menschlicher Voraussicht nach gefährdete Kreis Oletzko hat nicht mehr als zwei polnische Stimmen aufgebracht. Schon der Deutsche Tag in Marienburg am 21. Juni hatte den Auftakt gegeben. Das schwarze Kreuz auf weißem Grunde, das Wappen des Deutschen Ordens, war das Zeichen dieses Tages gewesen, das an eine glücklichere Vergangenheit mahnte und auf eine glücklichere Zukunft hinwies. Es wehte von den Häusern, es leuchtete von den Fahnen, man sah es an den Blumengewinden, die die Straßen der Stadt Marienburg überspannten. Brausender Jubel umgab damals das alte deutsche Ordenszeichen. Los von Warschau! Los von Krakau! — sagten selbst die Polen, wenn sie unter sich waren, und sie haben es am 11. Juli mit dem Stimmzettel zur Wahrheit gemacht. Der Erfolg der polnischen Politik ist eine Absprengung des ehemals preußischen Polentums von der Warschauer Zentralregierung. Vielleicht stehen diese Abstimmungsergebnisse nicht ganz ohne Zusammenhang mit den Ereignissen, die sich an der polnisch-russischen Front abgespielt haben. Die Polen, die für Deutschland gestimmt haben, werden nicht in allen Fällen von dem Wunsche angetrieben worden sein, bei Deutschland zu bleiben, sondern zu einem Teil auch von der Befürchtung, daß die Vereinigung mit Polen ihnen die Aushebung zum Heeresdienst bescheren würde. Aber sei dem wie ihm wolle, der Vielverband hat die Abstimmung gewünscht, und die Abstimmung hat gezeigt, daß die in Frage kommenden Gebiete fast einstimmig bei Deutschland bleiben wollen."

* * *

So schön das ist, so ruhm- und ehrenvoll für unsere getreuen, opferfreudigen Brüder in Ost- und Westpreußen — damit allein ist es noch nicht getan, die offene Wunde nicht geschlossen und nicht vernarbt, die auch nicht sich schließen, nicht vernarben soll und darf, bevor das himmelschreiende Unrecht an den unter den frechen Polenstiefel getretenen Deutschen aus der Welt geschafft und „wiedergutgemacht" ist. „Als die Pariser Konferenz tagte," erinnert die „Post", „haben sich die ‚Großen Vier' unter dem mächtigen Einfluß Clemenceaus auf die polnischen Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse gestützt. Jetzt zeigt sich, welchen Glauben diese Angaben verdienten. Man hat Abstimmungen in rein deutschen Gebieten angeordnet, in dem auf polnische und französische Versicherungen gestützten Wahne, daß die Mehrheit in diesen Gebieten zweifelhaft sei, und man hat immer noch überwiegend deutsche Gebiete ohne jedes Bedenken und ohne Abstimmung zu Polen geschlagen in dem auf die gleichen Versicherungen gegründeten Glauben, daß die Mehrheit dort polnisch sei. Das Ergebnis der Abstimmungen hat im Auslande, in der ganzen neutralen — und auch in einem Teile der Entente-

presse ungeheures Aufsehen erregt. Wo bleiben die Experten von Versailles, war die erstaunte Frage der interalliierten Kommission für Westpreußen, als das überwältigende deutsche Wahlergebnis bekannt wurde, und der ‚Temps' schrieb: ‚Man denkt bei dem Resultat der Abstimmung nicht ohne Beunruhigung an jene Gebiete, die die Entente Deutschland ohne Abstimmung nahm. Wie fürchterlich wäre wohl der Wahrspruch der Pariser Versammlung, die die Weltgerechtigkeit vertritt, desavouiert worden, hätte eine Abstimmung der Bevölkerung der abgetretenen Gebiete diesen die Möglichkeit der Meinungsäußerung gegeben!'

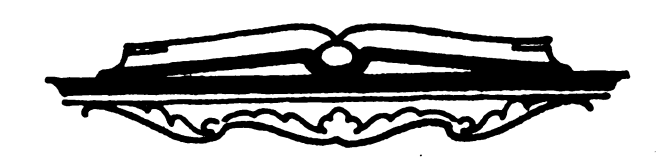
In den abgetretenen Gebieten Posens und Westpreußens regt es sich, das Abstimmungsergebnis hat das dortige Deutschtum wach gemacht, ihnen die ganze Größe des ihnen angetanen Unrechts vor Augen geführt. Aus allen Teilen und aus allen Gegenden kommt der einstimmige Ruf: ‚Gebt uns das Recht der Abstimmung, verhelft uns zu unserem Recht'. Gleichzeitig damit vollziehen sich im Osten Ereignisse, die leicht zu einer gänzlichen Umgestaltung der Verhältnisse in Osteuropa führen können, zu einer Neuregelung des ostdeutschen Problems aber führen müssen. Nach den von Lloyd George gemachten Vorschlägen soll in London eine Friedenskonferenz zusammentreten, an der Rußland, Polen, Finnland, Litauen und Ostgalizien teilnehmen sollen. Kommt diese Konferenz tatsächlich zustande, so ist eine Ausschaltung Deutschlands und der ehemals deutschen Gebiete von ihr unmöglich. Die ostgalizische Bevölkerung soll gehört werden, mit dem gleichen Recht kann es die Bevölkerung Posens und Westpreußens verlangen.

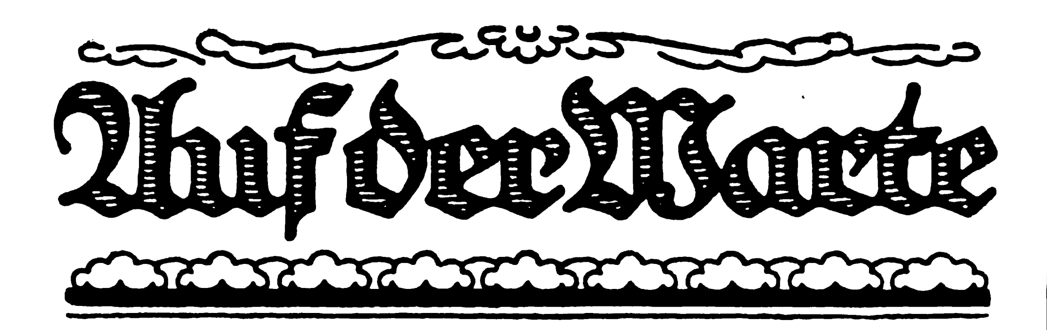
Das Weichseltal ist deutsch. Die Wahlen zum polnischen und zum Danziger Landtag haben die ausgesprochen deutsche Gesinnung der Bevölkerung bewiesen. Der Kreis Schlochau ist bis auf den zur Kaschubei gehörigen Nordzipfel geschlossen deutsches Sprachgebiet. Es setzt sich in den Kreis Konitz hinein fort. Die ganze Südwestecke dieses Kreises bis zur Brahe hin ist rein deutsch. Hier wohnten 1910 17 918 Deutsche (93 Proz.) und 1418 Polen und Kaschuben (7 Proz.). Das Gebiet ist von jeher deutsch gewesen. Es ist schon im 14. und 15. Jahrhundert, wie sich aus den Urkunden der Deutschordens-Komtureien Schlochau und Tuchel ergibt, von Deutschen besiedelt worden. Die Stadt Konitz selbst zählte 1910 neben 11 142 Deutschen nur 698 Polen. In ihren Urkunden und Akten kann man durch lange Jahrhunderte vergebens nach einem polnischen Namen suchen. Der ganze Kreis Flatow ist deutsches Sprachgebiet. In ihm setzt sich das kompakte Deutschtum des Kreises Deutsch-Krone fort. Die Bevölkerung des gesamten Kreises ist zu 73 Proz., der Grundbesitz zu 80 Proz. deutsch. In den Städten gab es nach der Gewerbezählung von 1907 — eine spätere hat nicht stattgefunden — 810 deutsche und 211 polnische gewerbliche Hauptbetriebe. Der Netzedistrikt ist in der zweiten Hälfte des 16. und 17. Jahrhunderts durch Deutsche und Holländer besiedelt worden. Als er 1772 mit Westpreußen zu Preußen kam, war er nach den eigenen Worten des Präsidenten Wilson ebenso wie Westpreußen ‚a territory already thoroughly German'. Die Deutschen machten die Flußniederungen längs der Warthe und Netze urbar. An den Flußläufen aufwärts drang das Deutschtum in die bis dahin unbewohnten Brüche und Wälder vor. So ist das Flußtal der Netze von Filehne bis Nakel und Bromberg damals deutsch geworden und bis heute rein deutsch

geblieben. Im Kreise Wirsitz halten sich Deutsche und Polen zahlenmäßig ungefähr die Wage, in Grundbesitz und Steuerleistung überwiegt das Deutschtum jedoch erheblich. Der Westrand des Kreises ist in jeder Beziehung deutsch. In ihm wohnen 12682 Deutsche und 6579 Polen. Der Kreis Kolmar gehört mit den Kreisen Czarnikau und Filehne zu den deutschesten Kreisen des ganzen Netzedistrikts. In allen drei Kreisen ist die Bevölkerung zu 70 Proz., der Privatgrundbesitz zu 60 Proz., die Steuerleistung zu über 90 Proz. deutsch. Der polnische Privatgrundbesitz beträgt kaum 20 Proz. An der Westgrenze Posens sind rein oder überwiegend deutsch der Kreis Birnbaum, der zu Polen geschlagene Teil des Kreises Meseritz und der westliche Teil des Kreises Neutomischel. Die Städte dieses Gebiets Birnbaum, Neutomischel und der wichtige Eisenbahnknotenpunkt Bentschen waren bereits 1793 vollständig deutsch und sind es bis zum heutigen Tage ihrer Bevölkerungszahl und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung nach geblieben. In den an Polen abgetretenen Teilen der Kreise Lissa und Rawitsch ist die deutsche Majorität in jeder Beziehung erdrückend. Sie ist bekannt und braucht nicht erst durch Zahlen belegt zu werden. Im Süden sind von den Kreisen Groß-Wartenberg und Namslau Teile den Polen zuerkannt worden, die nie zu Polen gehört haben.

Diese oberflächliche kurze Zusammenstellung beweist, in welchem Umfange rein deutsche Gebiete ohne Abstimmung in den Besitz der Polen übergegangen sind. Wir müssen diese Abstimmung fordern, ebenso wie sie unsere Brüder jenseits der deutsch-polnischen Grenze verlangen. Wir müssen uns andererseits aber auch darüber klar sein, daß wir, kommt es tatsächlich zu einer Friedenskonferenz zwischen Rußland und Polen und werden wir wirklich zu ihr herangezogen, auf ihr mit unserem Verlangen einen schweren Stand, einen harten Kampf haben werden. Der Schandvertrag von Versailles ist von uns unterschrieben. Polen sucht sich schon jetzt für seine Niederlagen im Osten an dem Westen schadlos zu halten und findet dabei die uneingeschränkte Unterstützung Frankreichs. Es läßt seine Wut bereits die deutsche Bevölkerung fühlen und verweigert den Abstimmungsergebnissen seine Anerkennung. Für diesen Kampf brauchen wir die Unterstützung unserer jenseits der deutsch-polnischen Grenze lebenden Landsleute, die unter dem Eindruck der polnischen Herrschaft in Massen das Land verlassen. Ihnen rufen wir zu: Haltet aus und bleibt, wir brauchen euch, wenn der Augenblick kommt."

Das dürfen wir aber nur verlangen, wenn wir den vergewaltigten, in die Fremdherrschaft verratenen und verkauften Brüdern in den Grenzmarken durch wache und werktätige Teilnahme das Gefühl erwecken und erhalten, daß ganz Deutschlands Herz mit ihnen schlägt, mit ihnen leidet, mit ihnen glaubt und hofft. Ein Herz und eine heilige Flamme!





Den englischen Genossen zu hündisch!

Selbst die den deutschen Genossen noch am freundlichsten gesinnten englischen Sozialisten rücken von den hündischen Unterwürfigkeitsverrenkungen unserer „Unabhängigen“ ab und halten sich vor dem Schmutze, den diese Perversen gewohnheitsmäßig auf das eigene Nest entleeren, die Nase zu. Die Mitglieder der englischen „Union of Democratic Control“, E. D. Morel und A. Ponsonby, beide von der Independent Labour Party, haben mehrere Tage in Berlin verweilt, um die gegenwärtige politische und wirtschaftliche Lage in Deutschland zu studieren. Auf eine Anfrage über ihre Eindrücke erklärten sie:

Am meisten Nachdruck müßten sie auf folgendes legen. Sie stoßen, sagen sie, in England auf große Schwierigkeiten bei der Verfolgung ihres Zieles, eine Revision des Friedensvertrages herbeizuführen und eine neue internationale Ordnung in Europa zu begründen infolge des Umstandes, daß gewisse politische Richtungen in Deutschland jede Gelegenheit ergreifen, um Deutschland als den allein Schuldigen am Kriege hinzustellen. Diese Haltung habe nicht allein in Deutschland einen passiven und unterwürfigen Geist erzeugt, der bewirkt habe, daß jede Deutschland angetane Ungerechtigkeit und Unwürdigkeit fast ohne Protest hingenommen wird, sondern sie müsse auch die Wirkung haben, daß die Anstrengungen der englischen Arbeiterschaft, Deutschland Gerechtigkeit zu verschaffen, geschwächt werden. Bei weiterer Fortdauer könnte sie sogar die englischen Arbeiter veranlassen, kein weiteres Interesse mehr an Deutschlands Wiederaufbau zu nehmen. Die Theorie von Deutschlands alleiniger Kriegsschuld könne, abgesehen davon, daß dies historisch ganz unrichtig sei, nur dazu mithelfen, die imperialistischen Pläne der verbündeten Regierungen zu stärken und diese zu ermutigen. Das gleiche sei ihnen auf der internationalen Konferenz in Genua und von den sozialistischen Vertretern anderer Länder gesagt worden. —

Für jeden, in dem nur ein Fünkchen Ehrgefühl noch glimmt, würde diese — mit Handschuhen vorgenommene — moralische Hinrichtung genügen, — die so von ihren ausländischen Genossen Gezeichneten sind gegen moralische Mittel immun. Bei ihnen könnten nur physische Mittel wirken: Stockprügel auf den Magen. Stockprügel auf den entgegengesetzten Körperteil würden von ihnen wohl bald verwunden werden. Sobald nur der physische Schmerz vorüber ist, hat's weiter keine Not. Schande und Sichschämen sind für sie reaktionäre Atavismen. Gr.

*

Komische byzantinische Narren

Zur Erinnerung an Spa eine kleine, aber waschechte Denkwürdigkeit aus der „Deut. Tagesztg.“:

In einem erheblichen Teile der deutschen Presse ist ein schwer erträglicher und daneben sehr unzweckmäßiger Ton festzustellen, eine widerwärtige Byzantinerei gegenüber den feindlichen Delegierten. Man verzeichnet bald in kindlich froher Hoffnung, bald mit

vorwurfsvoller Besorgnis das persönliche Verhalten Lloyd Georges und Millerands und ihr Mienenspiel. Man wurde schon beinahe neckisch zutraulich auf dem Papier, und beglückwünschte sich, als Lloyd George den Außenminister zum ersten Mal eines „kurzen Kopfnickens“ würdigte, als man zur „Teestunde“ sogar Händedrücke sah. Der „Vorwärts“ verzeichnete mit tiefer Befriedigung, daß Lloyd George Herrn Hué gesagt habe, er habe eine gute Rede gehalten und er selbst mache auf Lloyd George einen sehr guten Eindruck. Wir können darin nur eine unerzogene Anmaßung des britischen Premierministers erblicken und einen neuen Beweis, daß er den deutschen Delegierten und Sachverständigen gegenüber nicht für nötig hält, die gesellschaftliche Form zu beachten. Jedenfalls ist unseres Wissens nicht üblich, wenn ein Mensch sich gesellschaftlich einem anderen gegenüber mit den Worten einführt: „Sie machen einen sehr guten Eindruck auf mich“, oder wenn er den deutschen Minister, nach dem er ihn mehrere Tage nicht gegrüßt hat, „ein kurzes Kopfnicken“ gönnt. Wenn die deutschen Vertreter sich eine solche Behandlung von oben herab gefallen lassen, so ist das bedauerlich, denn es handelt sich nicht um ihre persönliche Angelegenheit: sie vertreten das Deutsche Reich und das deutsche Volk. Sie erscheinen auf der Konferenz von Spa nach einem unglücklichen Verteidigungskriege. Das macht ihnen um so mehr zur selbstverständlichen Pflicht, sich auch eine gesellschaftliche Behandlung auf gleichem Niveau zu erzwingen, oder aber sich an der von den Feinden beliebten Art von Verkehr nicht zu beteiligen.

Vor drei Tagen schrieb die deutsche Presse tief düster über die Aussichten der Konferenz und die unverbindliche Verhandlungsweise der Feinde, gestern wurde wegen der Händedrücke und des veränderten „freundlichen Tones“ Herrn Millerands von einem vollständigen Umschwunge gesprochen, heute blickt man wieder verzagt und düster. Es ist ein Schauspiel, welches bei unseren Feinden heitere Genugtuung hervorrufen muß, denn sie sehen, mit welcher klebrigen Unterwürfigkeit ein so großer Teil der deutschen öffentlichen Meinung an den Lippen und Augen der feindlichen Vertreter hängt und diese damit zu weiterer Irreführung geradezu auffordert. Hält man aber ihre Taktik für „Umschwung“, so macht man sich zum unfreiwillig komischen byzantinischen Narren.

*

Deutschland wie Irland

Bedauerlich, bemerkt die „D. T.“, ist die Fassung einer sonst ausgezeichneten Antwort des Herrn Dr. Simons an Lloyd George, als er nämlich diesem erwiderte, daß das siegreiche England mit seiner starken Regierung eine Entwaffnung der Iren nicht fertig bringen könne. Dabei bezeichnete Herr Dr. Simons die Iren aber als einen „aufsässigen Landesteil“. Mit demselben Rechte könnte Lloyd George das deutsche Volk als einen aufsässigen Teil der britischen Reichsbevölkerung nennen oder Herr Millerand die Deutschen als einen Frankreich unterworfenen, zu Frankreich gehörigen aufsässigen Landesteil ansehen. Das irische Volk, zu dessen Freiheitskampf wir mit größter Sympathie hinüberblicken, hat das gleiche Recht auf Unabhängigkeit und Autonomie, wie das deutsche. Es gehört zu der langen Reihe der vergewaltigten Völker, ebenso wie das deutsche. Es ist nicht „aufsässig“, sondern besteht auf seinem natürlichen Recht. Man sollte sich in Deutschland doch hüten, die vor uns vergewaltigten Völker zu kränken und zu verkennen, sondern sich zu einer Solidarität mit ihnen bekennen, die rechtlich und sachlich vorhanden ist und eines Tages, wenn sie vorausschend gepflegt wird, ein Element der Stärke werden muß. Hätte Herr Dr. Simons vom irischen Volke gesprochen anstatt von einem aufsässigen Landesteil, so würde er andererseits den Gang der Konferenz nicht schädlich beeinflußt haben.

*

Die Götzen des souveränen Volks

Aus einer Reichstagssitzung schneiden die „Grenzboten" folgenden Schattenriß: Es war gerade Hammelsprung. Unter der Ja-Tür drängten sich die Unabhängigen um die Provinztheaterdirektorengestalt Ledebours. Himmel, wie war es nur möglich, in unsrem guten Vaterland soviel grämliche Gesichter auf einen Raum zusammenzubringen? Welch Auspuff aller schlechten Humore: Sollte der alte Tirpitz recht haben, wenn er unsern Niedergang vom allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht herschreibt? Welche Götzen hat sich das arme souveräne törichte Volk da aufgestellt: kaum eine Stirn mit freier, ausgeglichener, beherrschter Männlichkeit ist darunter. Eitles Halbwissen, fanatische Leidenschaft, kleinbürgerlich verstocktes Philistertum, ein Weltbild, urteilslos und kindhaft geschaut, ein Wollen aus Neid und unvergorenem Streben gemischt, in 80 Abwandlungen, als wäre Lionardos Skizzenbuch verzwickter Charaktere auf einen Satz ins Leben gesprungen, als wäre aus jeweils 60000 Deutschen gerade immer der eine Thersites ausgelesen. Kein einziges harmonisches Gesicht, das man einem römischen Senator, einem englischen M. P. gegenüberstellen dürfte zum Wettstreit der Persönlichkeit. Hart geworden in kraus verkrümmender Arbeit sehen sie freilich aus, und viele schlecht genährt. Die Leiden der Masse kennen sie, auch deren seelische Unrast in den wurzellosen, kulturlosen Großstadtkasernen. Kein Auge blickt ruhig und gütig, die Leiden mit Vernunft meisternd und das Ganze zum Guten lenkend, sondern stechend, verbittert, umgetrieben von ein paar armen Demagogengedanken. Armut und Arbeit war das Los der deutschen Massen seit dem Dreißigjährigen Krieg. Da war keine Zeit, Gentlemen von unten herauszubilden. Auch ein Plebejer wie Lloyd George hat seinen Körper in Golf und Cricket gezähmt und geadelt, seinen Geist im vorurteilsfreien Umgang mit der alten Herrenschicht objektiviert. Diese deutschen Tribunen sind auf dem Rasen ebenso undenkbar wie im offenen Zwiegespräch mit Gebildeteren. Denn über sie kam Karl Marx. Willensstraff, schlagfertig, haßvoll sind sie, aber dumpf und verbissen; unfrei die Stirnen durch innere, nicht äußere Fesseln.

*

Ostjuden-Einfuhr

Immer wieder ist in der Öffentlichkeit auf die schweren Schäden und Gefahren wirtschafts-, bevölkerungs- und rassenpolitischer, aber auch reinpolitischer Art hingewiesen worden, die uns aus der massenhaften Zuwanderung ostjüdischer Elemente erwachsen. Die Regierungsstellen haben denn auch treu und brav versichert, daß sie sich dieser Schäden und Gefahren wohl bewußt seien und ihr Möglichstes täten, die ostjüdische Einwanderung abzudämmen. Jetzt veröffentlicht der Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund ein Dokument, das ein ganz eigenes Licht auf die Praxis wirft, mit der die „Fernhaltung" der Ostjuden betrieben wird. Es ist ein Rundschreiben des **Handelsarbeitsamtes Westfalen und Lippe** in Münster an die ihm angeschlossenen Arbeitsnachweise und hat folgenden Wortlaut:

„Das sogenannte **jüdische Arbeitsamt** in Duisburg **fördert planmäßig die Einwanderung ostjüdischer Arbeitskräfte** in unseren Bezirk. Seine Tätigkeit hat schon wiederholt die auf die Regelung der Arbeitsmarktverhältnisse gerichteten Bemühungen der öffentlichen Arbeitsnachweise **in unheilvoller Weise durchkreuzt. Es richtet sich nicht nach den Erfordernissen der deutschen Volkswirtschaft, sondern nach den Bedürfnissen der ostjüdischen Einwanderer.**" Folgt Warnung der Arbeitsnachweise vor den Umtrieben des jüdischen „Arbeitsamtes".

Es wäre interessant zu wissen, bemerkt die „D. T.", ob dieses, die sonstigen doch hoffentlich ehrlich gemeinten Bemühungen staatlicher Stellen durchkreuzende jüdische Arbeitsamt etwa in Verbindung steht mit dem während der Revolution eigens geschaffenen **ostjüdischen Referat** im **Auswärtigen Amt**. Und interessant zu wissen

welchen Zweck überhaupt noch dieses Referat und die Tätigkeit des Herrn Sobernheim hat, nachdem über die Erwünschtheit der ostjüdischen Einwanderung nicht nur in jüdischen Kreisen von der Art der „Frankfurter Zeitung“ — die die Galizier und sonstigen orientalischen Rassengenossen immer mit sehr gemischten Gefühlen betrachtet hat —, sondern auch in den amtlichen Kreisen Einmütigkeit im negativen Sinne besteht.

*

Die verbotenen „Großen“

Der Besuch des Neuen Palais bei Potsdam (Sanssouci) ist seit kurzem wieder freigegeben und die Besichtigungen finden stets unter großer Teilnahme statt. Dieser Tage, so wird berichtet, führte der Kastellan wiederum eine Anzahl Besucher durch die Säle und gab seine gewohnten Erklärungen ab. Wenn er von dem Erbauer sprach, so geschah dies nur als von „Friedrich II.“, also etwa „diese Uhr war ein Geschenk der russischen Kaiserin an Friedrich II.“, oder „Hier in diesem Saal pflegte Friedrich II. die fremden Gesandten zu empfangen“. Schließlich fragte einer der Besucher den Erklärer in höflich-nachdenklichem Tone: „Sie sprechen immer von Friedrich II. Ist denn das derselbe, den wir sonst gewöhnt sind, als den Großen zu bezeichnen?“ Die Antwort lautete: „Jawohl, mein Herr, aber es ist uns verboten worden, von Friedrich dem Großen zu sprechen, wir müssen immer Friedrich II. sagen!“

Es ist nur in der Ordnung und ganz „im Rahmen“ einer Zeit, in der die neidgeblähten Winzigkeiten herrschen, daß die Großen verboten werden. Aber dann muß auch ganze Arbeit gemacht werden. Also: kein Alexander der Große mehr, sondern nur Alexander, kein Karl der Große, sondern schlicht bürgerlich — pfui doch! — schlicht demokratisch-revolutionär Karl. Aber man sollte folgerichtig in der allgemeinen Gleichmachung dabei nicht stehen bleiben: wer einen Kopf größer ist als die anderen, dem muß die überhebliche Größe nach dem Zentimetermaß vom Körper abgehackt werden. Unten oder oben, sicherer aber oben. Gr.

*

Antisemitisches Saltomortale

In einer Polemik zwischen dem Hauptschriftleiter der „Deutschen Zeitung“, Reinhold Wulle, und dem Herausgeber der „Eisernen Blätter“, Dr. Ulrich Kahrstedt, auf die hier im übrigen nicht eingegangen werden soll, wendet sich der letztgenannte gegen die von gewissen antisemitischen Monomanen unternommenen Versuche, alles und jedes Unheil in der Welt auf die Juden zurückzuführen:

„Man mag streiten, wo die Grenzen des jüdischen Schadens liegen, aber daß es irgendwo solche Grenzen gibt, sollte nicht zur Debatte stehen. Es ist doch der Inbegriff unhistorischer Betrachtungsweise, alle unerfreulichen Erscheinungen in der vielgestaltigsten Kultur aller Zeiten und am Abschluß einer tausendjährigen Entwicklung aus einer Quelle erklären und aus einem Punkte kurieren zu wollen.' Eine den ganzen Erdball umspannende Geschichte, eine Weltkatastrophe, wie sie seit der Völkerwanderungszeit und seit dem Untergang der Antike nicht da war, läßt sich nicht auf eine Formel bringen. Es ist grotesk, für den Panslawismus, den Drang Rußlands zum warmen Meere, den französischen Revanchedurst, den englischen Handelsneid, den Nationalitätenstreit in Österreich, die Balkanwirren und die Einmischung der Vereinigten Staaten in die internationale Politik einen Oberbegriff suchen zu wollen und alles das auf das Judentum zurückzuführen. Wenn es keine Juden in der Welt gäbe, hätte Frankreich nie an den Rhein begehrt, England die deutsche Konkurrenz gern ertragen, Rußland die Panslawisten kurz gehalten und keinen eisfreien Hafen gewollt, Serbien nie nach österreichischem Boden gestrebt? Die Fragen stellen heißt sie verneinen. Gerade England hat diesmal gegen uns genau dasselbe getan, was es im 16. Jahrhundert gegen Spanien, im 17. gegen Holland, im 18. gegen Frankreich getan und

im 19. zweimal gegen die Vereinigten Staaten versucht hat (1812 und 1864). Wenn diesmal alle Schuld die Juden trifft, muß man auch die Vernichtung der Armada, die Schiffahrtsakte Cromwells, die Schlacht von Trafalgar, die Verbrennung von Washington und den Sezessionskrieg als jüdische Mache erklären.

Ich bin Antisemit, war es, solange ich in der Politik stehe, aber ich lehne zweierlei ab: erstens die einseitige Einstellung der Menschen auf den Judenhaß, so daß sie in Gefahr kommen, die Feinde unseres Staates über den Gegnern unseres Volkstums zu übersehen, und die Idee, daß man alles Übel in der ganzen Welt und alle Schattenseiten einer tausendjährigen Geschichte aus einer Quelle herleiten kann, heiße sie wie sie wolle. Und das nicht um des Judentums, sondern um seiner Bekämpfung willen; eine solche Vorstellung stirbt an ihrer eigenen Lächerlichkeit: wer sie ernstlich verficht, läuft Gefahr, weil er tausend Dinge zu Unrecht auf die eine Quelle zurückführte, auf Spott zu stoßen, wo diese Zurückführung in einem Einzelfalle einmal richtig ist. Eine judenfeindliche Polemik soll die Erscheinungen brandmarken, an denen Juden schuldig sind; sie überschlägt sich und kommt zu Fall, wenn sie ohne zu sondern blindlings alles und jedes demselben Gegner zuschiebt."

*

Vorspanndienste für die eigene Versklavung

Welche unfreiwilligen, aber unschätzbaren Vorspanndienste die sozialdemokratische deutsche Arbeiterschaft der Zwangsherrschaft des internationalen Kapitalismus und der eigenen Versklavung und Verblödung durch ihre Sucht nach allgemeiner Gleichmacherei („Sozialisierung"!) leistet, wird von Dr. E. Jenny in einem Abschnitte längerer Ausführungen über „Die Verpöbelung des deutschen Volkes" im roten „Tag" so einleuchtend dargelegt, daß die Beteiligten oder Leidtragenden nicht achtlos daran vorübergehen sollten:

Die heutige Sucht nach Gleichmacherei beraubt die Massen in ihrem Erwerbsleben jeglichen Anreizes zur Höherentwicklung, tritt jeden Drang zum Auftrieb, wo er sich regen könnte, nieder. Durch die damit verbundene Verödung der Wirtschaft, von der eben diese Volksmassen ihre Ernährung empfingen, wird der furchtbare Niedergang nur noch beschleunigt. Und der Rückfall in den roheren Zustand unqualifizierter Arbeit liefert die Lohnarbeiterschaft, die durch die „Gleichheit", von sinnlosen Schlagwörtern betört, vergeblich ihre „Freiheit" zu erringen erhofft, erst recht der Ausbeutung durch das Kapital aus, dem die Arbeiterschaft in den letzten Dezennien gerade vermöge ihrer höheren Organisation als ebenbürtiger Gegner entgegenzutreten befähigt war. Ein Zurücksinken in den Zustand roher, ungelernter Arbeit wird sie wieder machtlos machen: die mißverstandene und auf falschen, ungangbaren Wegen erstrebte Gleichheit wird ihnen zur Unfreiheit ausschlagen. Der innerlichen, kulturellen Verpöbelung wird eine äußerliche Proletarisierung folgen, wie sie auf deutschem Boden niemals bestanden hat und sie schulgerechter kein eingefleischter Marxist sie sich wünschen konnte.

Eine weitere Verschärfung dieses Prozesses liegt darin, daß ein von einer niedrig stehenden Arbeiterschaft erfülltes Land zum Tummelplatz ausländischen Kapitals werden muß. Das würde erst recht eine rasch fortschreitende Verarmung zur Folge haben. Der furchtbare Friedensvertrag hält alle Wege zu solcher Ausbeutung bis auf die letzte Faser, bis zu einer Kulidienstbarkeit des deutschen Volkes, gewaltsam offen. Je ärmer aber ein Volk, desto ergiebiger läßt es sich ausbeuten. Die fremdländischen Zwingherren haben daher gar kein Interesse daran, der Verpöbelung des deutschen Volkes vorzubeugen. Im Gegenteil: für Kulturinteressen, Schulen, Verfeinerung und Differenzierung haben sie keinen Anlaß, sonderlich zu sorgen! Wem arbeitet also die unselige „Gleichmacherei" der aufgehetzten deutschen Volksmassen anders in die Hände, als dem Kapitalistentum der Siegerstaaten?

Geistige und körperliche Arbeit

Es hat in den verschiedenen Entwicklungsstadien der Kulturvölker Zeiten gegeben, in denen die körperliche Arbeit höher geschätzt wurde als die geistige. Gewöhnlich trat die Höherschätzung der körperlichen Arbeit nach staatlichen Umwälzungen ein, die „von unten" her stattfanden. Es ist dies daraus erklärlich, daß nach Revolutionen, in denen „das Volk" siegreich war, dieses auch im öffentlichen Leben tonangebend wurde, und daß es sich dabei in der Hauptsache um das „werktätige" Volk handelt. Wenn die schwielige Faust regiert, dann tritt eine Art „Faustrecht" als das allbeherrschende Moment hervor. In einer solchen Ära befindet sich gegenwärtig wieder das Deutsche Reich.

Die geistige Arbeit ist das Stiefkind unserer Zeit geworden. Wir leben in einem Stadium höchsten Materialismus, der keine anderen Güter der Menschheit kennt als solche höchst realistischer Art, wie sie sich in den Bestrebungen nach gesteigerten Löhnen und dementsprechend gesteigerten Lebensansprüchen geltend machen. Die Wissenschaft steht allerdings solchen Bestrebungen fern. Darum hat auch die jetzige Zeit weder Zeit noch Geld für die Wissenschaft, sondern opfert beides der „praktischen Arbeit". Die herrschenden Kreise — sie „herrschen" in noch wahrerem Sinne als die alten „Herrscher" —, selbst Arbeiter, haben auch nur für diese etwas übrig, ja, man kann es schließlich verstehen, daß sie nur für diese etwas übrighaben können, da es sonst um ihre Herrscherei übel bestellt wäre. Mag also sein, daß aus politischen Gründen hauptsächlich die geistige Arbeit jetzt unterdrückt wird, zumal zu jeder Zeit, vor allem heute, die Zahl der körperlichen Arbeiter die der geistigen bei weitem übertraf. Theorie und Praxis, Quantität und Qualität, — das sind die sich diametral gegenüberstehenden Punkte, die zu keiner Vereinigung kommen.

Geist und Körper kämpfen einen ewigen Kampf miteinander, — schon seit uralten Zeiten, denn schon in der Bibel heißt es: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Dieser ewige Kampf findet seine Personifikation gewissermaßen in dem Geistesarbeiter und dem Handarbeiter. Von jeher standen sich diese beiden Arbeitertypen schroff gegenüber, obwohl sie im Grunde genommen beide aufeinander angewiesen sind. Denn ohne Theorie keine Praxis und ohne Praxis keine Theorie! Es mag auch zum Teil berechtigt erscheinen, wenn jetzt der Vorwurf erhoben wird, die körperliche Arbeit sei vordem mißachtet oder zum wenigsten geringgeschätzt worden. Das trifft in gewissem Sinne auch zu. Aber dies ist sicherlich kein Grund, nunmehr die geistige Arbeit gering zu schätzen.

Ist der Hauptgrund der Geringschätzung geistiger Arbeit in den politischen Verhältnissen zu suchen, so ist ein weiterer Grund in dem heutzutage übertrieben geübten Sport zu finden. Schon in den Schulen bemerkt man, wie dem Sport in übertriebener Weise auf Kosten der wissenschaftlichen Bildung gehuldigt wird. Wenn dies noch mehr geschieht, dann werden wir zwar vielleicht ein *körperlich kräftiges*, aber ein *geistig geschwächtes* Volk! Sehr gern pflegt man hierbei das bekannte Wort zu zitieren: mens sana in corpore sano. Allerdings bewahrheitet sich dasselbe heute noch, aber damit soll sicherlich nicht gesagt sein, daß nur der Sport einen gesunden Körper schafft. Das Sportmäßige wird zum Zwang, und ein Zwang kann nie als „gesund" angesprochen werden. Früher war unsere Jugend gesünder, wo sie sich *zwanglos* tummeln konnte, als jetzt, wo sie zwangmäßig Sport übt! Außerdem liegt natürlich, für die Jugend zumal, die „Entartung" des Sports sehr nahe, was sittliche und gesundheitliche Gefahren mit sich bringt. Es gibt auch manche Sportarten, die entschieden verrohend wirken, wie Boxen, Ringen usw.

Die übermäßige Betonung des Sportmäßigen bringt der gesunden Lebensauffassung ernste Gefahren. Es ist kein Wunder, wenn bei solcher Inanspruchnahme der körperlichen Kräfte die geistigen hintangesetzt werden, ja, die letzteren „ermüden" gleichsam unter dem Einfluß der körperlichen Anstrengung. Unter solchen Umständen kann

von geistiger Arbeit nicht viel gesprochen werden. Auch das Interesse daran wird gemindert durch die übermäßige Hervorhebung des Körperlichen. Schon in der Schule bilden sich Sportvereine, — als ob die der Schule entwachsene Jugend nicht noch Zeit genug dazu hätte! Infolgedessen wird unsere Jugend von wissenschaftlichen Arbeiten abgelenkt oder sie verliert das Interesse daran; denn es liegt in der Sache natürlich begründet, daß die Jugend für den Sport eher schwärmt als für die Unterrichtsstunde!

Auf diese Weise wird bereits die geistige Arbeit, wenn auch nicht unterdrückt, so doch wesentlich beeinträchtigt, und das beginnt schon in der Schule. Worin beruhte Deutschlands Größe? In seinen wissenschaftlichen Leistungen. Wollen wir erst die verschiedenen Etappen zu einem Sportvolke durchmachen? Und wollen wir also die Wissenschaft links liegen lassen, durch die wir das geworden sind, was wir jetzt allein zu bieten vermögen: ein geistig hochstehendes Volk, das noch in seiner Niederlage stolz auf seine Wissenschaft sein kann, um die uns die anderen Völker beneiden. Wäre es nicht Selbstmord, wenn wir dies letzte und höchste Gut, das wir besitzen, und das uns kein noch so völkerrechtswidrig gearteter Vertrag rauben kann, selbst aufgeben?

Man gebe natürlich der körperlichen Arbeit, auch der körperlichen Entwicklung und Ertüchtigung, ihr Recht, man nehme aber auch der geistigen nicht ihr Recht!

Paul Sorgenfrei

*

Die Reichsschulkonferenz

Mit großem Tamtam war sie angekündigt. Sie ist ausgegangen, wie zu erwarten war: wie das be—rühmte Hornberger Schießen. Mehr als ein halbes Tausend von Schulmännern und Nichtschulmännern hatte sich zusammengefunden. Jede „Richtung" ließ ihren Spruch hersagen. Einer redete am andern vorbei, und es klang fast wie Hohn, als Prof. v. Harnack mahnte: „Wir müssen versuchen, uns gegenseitig zu verstehen." Der Unterstaatssekretär Heinrich Schulz, den man wohlmeinend den Bildungsschulz nennt, hatte sich alle Mühe mit der Einberufung der Konferenz gegeben. Auch während der Tagung bot er alle Kraft auf, um die vorhandenen Meinungen und Ansichten zur Geltung kommen zu lassen. Er hatte sogar Vertreter „der Jugend" eingeladen. Dabei hatte ihn der Gesichtspunkt geleitet, daß die Jugend bisher nur „Objekt der Erziehung" war. Wollte er sie zum erziehenden Subjekt berufen? Das wäre allzuviel Unlogik für einen Bildungsmann. Nur ein Münchhausen kann sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen, und nur ein unerzogener Überjunge kann sich selbst und seine Lehrer erziehen. Vielleicht wollte Herr Schulz nur bescheiden vorgetragene Wünsche der Jugend hören. Da kam er schön an. So ein Überknabe oder Überjüngling las den Alten gründlich den Text: „Die wenigsten von Ihnen sind sich der großen Verantwortung, die Sie der Jugend gegenüber haben, bewußt. — Mit dem Lehrermaterial, das in den Schulen des alten Systems wirkt, kann die heutige Jugend nichts anfangen." Der Bericht im „Vorwärts" verzeichnet: „Stürmischer Beifall links." Wirklich, der Überjüngling kann gut werden.

Ein mißtöniger Chor war diese Reichsschulkonferenz. Zur Klärung der Ansichten oder gar zur Verständigung hat sie nicht beigetragen. Kein greifbares Ergebnis hat sie gezeitigt. Das konnte sie nicht, weil die ganze Veranstaltung von vornherein verfehlt war. Eine Vielheit kann nichts schaffen, nichts organisieren. Wollte die Regierung einen Schritt zur Organisation unseres Bildungswesens tun, so mußte sie einen einheitlichen Plan des gesamten Bildungswesens vom Kindergarten bis zur Hochschule vorlegen und zur Besprechung stellen. Noch besser wäre es gewesen, den ganzen Organisationsplan zu veröffentlichen und aufzufordern, abweichende Ansichten mit kurz zusammengefaßter Begründung schriftlich zu äußern. So hätte man ein Material gewonnen, das leicht zu ordnen und zur Ver-

besserung des Planes schnell verwendbar gewesen wäre.

Hier verhandelte man planlos. Aus der Vielheit der zur Beratung stehenden Gegenstände hoben sich schließlich heraus: Schul-. aufbau, Arbeitsunterricht und Lehrerbildung Über Schulaufbau und Lehrerbildung wogten die Meinungen chaotisch durcheinander. Ungezügelte Neuerungssucht und starres Festhalten am Hergebrachten rangen gegeneinander. Verständigerweise unterließ man Abstimmungen. Sie hätten doch kein Bild von der Meinung der Volksmehrheit ergeben und wären ganz belanglos gewesen. Bezeichnend für die Geistesverfassung mancher Kreise war die Offenbarung des Unabhängigen Dr. Löwenstein: „Das Proletariat will eine ganz neue Kulturwelt aufbauen." Wir kennen sie schon und verzichten schaudernd. Die Kultur des unabhängigen Proletariats heißt Räte-Rußland.

Herr Schulz hat verheißen, daß der Bericht über die Reichsschulkonferenz im Druck erscheinen soll. Wozu? Soll er weiteren Kreisen das Bild geistiger Zerrissenheit und teilweisen Massenpsychose vervollständigen? Oder soll er ihnen dartun, wieviel verschiedene Meinungen über Schul- und Bildungsfragen möglich sind? Diese Zwecke werden nicht erreicht werden, weil sich der Bericht bei den heutigen Preisen für Papier, Satz und Druck zu teuer stellen wird, um eine weite Verbreitung erlangen zu können. Oder braucht ihn die Regierung zu ihrer eigenen Belehrung und Herzstärkung? Sie sollte doch jetzt wohl hinlänglich über alle verständigen und unverständigen Ansichten auf dem Bildungsgebiete unterrichtet sein. Herr Schulz wird sich in Sachen der ganzen Reichsschulkonferenz am meisten Verdienst erwerben, wenn er die Drucklegung des Berichts verhindert: er erspart dem armen deutschen Volke eine erhebliche und unnütze Ausgabe.

Prof. Dr. O. G.

*

Schande

Wenn man doch aufhörte, zwischen Gefühlsduselei und hintergrundlosen „sittlichen Forderungen" sich in verächtlichen Krümmungen zu winden! Eine eindeutige, unangenehme klare Wahrheit: es ist das Recht des Siegers — gesiegt zu haben. Sozusagen. Es ist auch sein Recht, den Sieg auszunützen. Wie weit er darin gehen will, hängt im Tatsächlichen von den Grenzen seiner Macht und dem Maß der Widerstände ab, auf die er trifft, im Geistigen von dem Grade seiner sittlichen Höhe ab.

Dagegen ist es das Recht des Besiegten — und, wie ich glaube, sein vornehmstes und wichtigstes — seine Niederlage zu empfinden. Wer freilich Machttrieb, Selbstbewußtsein, Selbsterhaltungstrieb, nationale Ehre für veraltet, entbehrlich, überwindbar oder wenigstens für etwas hält, das überwunden werden muß; wer die Unveränderlichkeit des letzten Wesens im Menschen und in der Menschengattung leugnet; wer sich, wie in der letzten Nummer des Türmer vortrefflich dargelegt wurde, von Feuerländern, Indianern und Japanern in Grundbegriffen der Ethik beschämen läßt — der mag eine neue und übrigens reichlich ekelhafte seelische Weltgestaltung erhoffen und erstreben. Wir andern gehen vom Menschen aus, wie er ist.

Freilich für einen deutschen Menschen ist heute tiefste Niedergeschlagenheit unvermeidlich. Hündische Gesinnung greift pestartig um sich. Entwürdigung in Spa. Man wird ja hören, wie die abermalige Fortsetzung des Spiels: Ankündigung unwiderruflicher Festigkeit, „Einsprucherheben" und jämmerliches Niederducken vor der drohenden Peitsche — begründet werden wird.

Viel schlimmer aber noch der blutaufreizende Kuß auf die französische Vogtfaust im Zwischenfall an der französischen Botschaft in Berlin. Der französische Nationalfeiertag, 14. Juli, wird von den Franzosen benutzt, das deutsche Bewußtsein höhnisch zu reizen. Ein deutscher Arbeiter holt die französische Fahne, die uns ins Gesicht blökt, herunter und stellt sie säuberlich in einem

Hausflur ab. Staatsrechtlich eine Dummheit und ein Vergehen, das diplomatisch selbstverständlich ausgeglichen werden mußte. Wie das aber geschah, war erbärmlichste Selbstentehrung. Der Reichskanzler hält es für angemessen, geradezu winselnde Töne anzuschlagen, auf die Ergreifung des Deutschen, den das reine Gefühl für Schande zu einer Unüberlegtheit trieb, wird vom Deutschen ein Preis gesetzt — Methode der früheren Sklavenhalter in den amerikanischen Südstaaten — und die Reichswehr muß knechtisch die französischen Fahnen grüßen!

Es geht nicht mehr weiter. Ein Volk, ein Land, in dem dies geschieht, in dem die Leiter des Staates offenbar empfindungslos für das Schändende solcher Kniebeugungen sind, hat keine Hoffnung mehr, keine Zukunft. Es sei denn, es werde neugeboren.

Wem nationales Fühlen zur Natur gehört, der weiß ohne Besinnen, ohne Abwägen, wie man sich einem „Friedensvertrag“ wie dem von Versailles gegenüber verhält. Und wie sich jeder Franzose, Engländer, Belgier, Serbe, Montenegriner verhalten würde. Wir haben die Pflicht, den tatsächlichen Inhalt zu erfüllen zu suchen. Aber es dürfte sich kein Deutscher finden, der die Zeppeline hinüberführt, und keine deutsche Hand hätte sich finden dürfen, den Arbeiter Paul Karzeminski als Symbol deutscher Knechtschaft auszuliefern.

Aber die Hände haben sich gefunden. Selbstbefleckung zersetzt den letzten Rest deutscher Volksehre und Volkswürde.

K. E. K.

*

Wahl-Irrtum

Als Bismarck das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht einführte, lehnte er gewichtige Bedenken dagegen ab mit der Begründung, daß das deutsche Volk schon reiten lernen werde, wenn es erst im Sattel sitze. So dachten auch die Stürmer und Dränger von 1848. Und kein Geringerer als Ernst Moritz Arndt suchte das Volk durch zündende Schriften über den zukünftigen deutschen Reichstag zu begeistern. Er meinte aber, daß dieses Volk seine Besten in diesen Reichstag wählen, die nach bestem Wissen und Gewissen das Wohl des ganzen Volkes fördern, und es nach innen und außen als einige Nation vertreten sollten. Der deutsche Gedanke alein sollte den deutschen Reichstag beleben und ihm seine höchste Würde verleihen.

Ganz anders ist es gekommen. Das Ideal der Achtundvierziger, das später durch die geniale Staatskunst eines Bismarck verwirklicht wurde, brach bald im Kampf der Interessen zusammen. Nicht das deutsche Volk, sondern die verschiedenen Interessengruppen sandten Vertreter in den Reichstag. So ging er schließlich seiner Würde als deutsche Volksvertretung verlustig. Was Wunder, wenn sich da die Nation im Internationalismus verlor!

Der Interessenkampf ist heute krasser denn je. Der verfluchte Hunger nach Geld hat alle produktiven Stände gepackt. Es gibt nur noch wenige, die davon frei sind. Sie stehen gleichsam zwischen Kapital und Arbeit und werden von beiden Seiten arg mitgenommen. Gleichwohl sind sie vielleicht die einzigen, die dem verlorenen Ideal nachträumen und seine Wiedergewinnung durch das allgemeine Wahlrecht erhoffen.

Aber dieses Wahlrecht ist und bleibt ein Wahlirrtum. Denn nicht das deutsche Volk will als einige Nation im deutschen Reichstag vertreten sein, sondern die einzelnen Berufsstände wollen darin ihre Vertreter haben. Das muß jeder erkennen, der mit offenen Augen die Wahlbewegung und die parlamentarische Krisis verfolgt hat. Die berufsständische Volksvertretung ist daher ein dringendes Erfordernis unserer Zeit. Durch sie kann vielleicht auch der Internationalismus wieder überwunden und der nationale Gedanke geweckt und gestärkt werden.

H. B.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



Abendstimmung A. König

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. September 1920 Heft 12

Ein gefährlicher Nachbar

Von Professor Georg Widenbauer

Drei slawische Keile schieben sich von Oster her ins deutsche Gebiet vor, der polnische, tschechische und jugoslawische. Von diesen ragt der mittlere am tiefsten herein. Schmerzlich tief hat er sich in den Leib des deutschen Recken eingebohrt und diesem eine stets schwärende Wunde zugefügt, die, wie weiland die dem erlauchten Gralkönig Amfortas vom Heidenspeer geschlagene, dauernd offen bleibt und so den deutschen Michel immerfort an die furchtbare Gefahr erinnert, die ihm vom feindlichen Slawentum droht und die sich gerade jetzt dem geschwächten und zerrütteten deutschen Volkstum in ihrer ganzen unheimlichen Größe darstellt.

War schon früher, solange der alte habsburgische Kaiserstaat noch bestand, der fanatische Bruder Wenzel für uns Deutsche ein höchst unbequemer, unruhvoller Nachbar, der mit seiner Großmannssucht, mit seinem ungestümen Selbständigkeitsdrang und seinen radikalen Tschechisierungsbestrebungen uns häufig recht lästig fiel, so bedeutet diese Nachbarschaft heutzutage, wo sich die chauvinistischen Wünsche der Tschechen durch die Errichtung eines eigenen Staatswesens verwirklicht haben, noch dazu über alle Erwartung hinaus, eine Hauptgefahr nicht nur für das Deutsche Reich als Staat, sondern in noch höherem Grade für das deutsche Volkstum überhaupt.

Ein einfacher Blick auf die seltsam gestaltete Landkarte Europas der Gegenwart lehrt uns dies mit erschreckender Deutlichkeit. Der neue tschechoslowakische

Staat in der ungefähren Größe von 100 000 qkm mit 10 Millionen Einwohnern übt an einer sehr empfindlichen Stelle Deutschlands sein Wächteramt für die Entente aus. Die Hauptkraft dieses von einem bis ins innerste Mark deutschfeindlichen Volk erfüllten Slawenstaates richtet sich gegen eine der schwächsten Stellen des Deutschen Reiches, jene Stelle, wo es am engsten in Mitteleuropa eingeschnürt ist und wo sich demgemäß die Folgen der franko-slawischen Pression, um ein Bismarcksches Bild zu gebrauchen, am unangenehmsten fühlbar machen.

Von der böhmischen Ausfallpforte bei dem einst urdeutschen Eger bis ins besetzte Gebiet bei Mainz sind knapp 300 Kilometer. Was will diese Entfernung besagen im Zeitalter des Kraftwagens, des Flugzeugs und der Telefunken! Wenige Stunden genügen für ein modernes Schnellauto, diese Wegstrecke zurückzulegen und so die tatsächliche Verbindung zwischen den beiden Erbfeinden deutscher Macht herzustellen. Das Flugzeug erledigt sie bequem in zwei Stunden und bleibt dabei in dauerndem drahtlosen Verkehr mit den beiderseitigen politischen und militärischen Zentralen.

Welche Gefahr für uns im Falle kriegerischer Verwicklung mit beiden oder auch nur mit einem von beiden! Denn heutzutage steht Böhmen nicht mehr, wie ehedem, unter der Oberaufsicht eines mit uns eng verbündeten Staatswesens, sondern bildet den slawischen Schildhalter der Entente, insbesondere unseres Todfeindes Frankreich, und brennt vor Begier, diesem seine Dankesschuld dafür abzutragen, daß es bei Errichtung der Wenzelrepublik Pate gestanden. Das früher noch leidliche Verhältnis zu uns hat sich also mit der Zeit ganz bedenklich gegen uns zugespitzt. Der junge Tschechenstaat spielt die Rolle eines von Frankreich sorgsam geköderten Kettenhundes, der auf den deutschen Michel dressiert ist und nur auf den Pfiff seines Ententeherrn lauert, um diesen von hinten anzufallen. Man male sich aus, wie es dem armen Deutschen Reich erginge, wenn es der Entente gelänge, gleichzeitig auch noch die Polen und Jugoslawen gegen uns loszulassen. Das von der Rhein—Mainlinie und der Belforter Gebirgslücke aus einerseits, von der Egerer Pforte und dem Further Paß her andererseits gleichzeitig bedrohte Süddeutschland wäre von Natur aus geradezu zum Kriegsschauplatz vorherbestimmt und hätte somit den Hauptansturm der vereinigten Gegner auszuhalten. Entsetzliche Aussichten!

Doch man braucht nicht gleich an den Ernstfall des Krieges zu denken, der bei den jetzigen trostlosen Zuständen Deutschlands menschlichem Ermessen nach, von unserer Seite aus wenigstens, gänzlich ausgeschlossen ist. Es genügt schon, nur an die schlimmen politischen Folgen der aus dem „Friedensvertrag" von Versailles sich ergebenden Lage zu denken.

Was plant die Entente anders als die Wiederaufrichtung der früheren Scheidewand der Mainlinie zwischen dem Norden und Süden Deutschlands und damit die innerpolitische Zerfleischung und die Lähmung Deutschlands nach außen? Das verraten doch die pfälzischen und rheinischen Umtriebe der Entente deutlich genug. Wo aber findet bei diesen Absichten Frankreich ein bereitwilligeres Werkzeug, als an der von ihm abhängigen tschechischen „Schwester"-Republik?

Vom Westen her setzt der französische Keil ein, von Osten übt der tschechische seine Sprengkraft aus. Wer vermöchte heute mit Bestimmtheit zu verneinen, daß auf die Dauer solche Minierarbeit in dem von alters her partikularistisch verseuchten Deutschland ohne jeden Erfolg bleiben wird? Besteht nicht im Gegenteil bei einigermaßen geschickter und klug maskierter Anwendung dieser hinterhältigen Politik der Sprengung des deutschen Blocks, namentlich wenn dabei heimlich habsburgisches Sprengpulver verwandt wird, die große Gefahr, wenn auch nicht einer völligen Auflösung, so doch immerhin einer Lockerung des deutschen Reichsgefüges? Bei allzu großem Widerstand kann die Entente ja jederzeit gegen Süddeutschland die franko-tschechische Daumenschraube fester anziehen.

Wohl die größte Gefahr droht uns aber von unserem lieben Tschechennachbar in völkischer Hinsicht. Seit er zu staatlicher Selbständigkeit gelangt ist, übt er die ihm so plötzlich zugefallene Hoheit und Machtfülle brutal aus zur schärfsten Unterdrückung des Deutschtums im ganzen Tschechenreiche und verrichtet so Totengräberdienste am deutschen Volkstum. Dadurch trifft er uns schon jetzt, „im Frieden", entsetzlich schwer. Nicht mehr wie früher, selbst im Badenischen Zeitalter, braucht er Rücksichten zu nehmen, jetzt kann er seinem Deutschenhaß ungehindert die Zügel schießen lassen, und so macht er von dem durch die Gunst der Zeitverhältnisse erlangten Hausrecht ausgiebig Gebrauch und vollzieht unter schmählichster Nichtbeachtung der Rechte der deutschen Minderheiten, namentlich der in den Sprachinseln, seine „nationale Reinigungsarbeit", wie er die planmäßige Ausrottung des Deutschtums so scheinheilig und höhnisch zugleich bezeichnet. Mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln arbeitet er an der restlosen Tschechisierung der seiner Leidenschaft wehrlos ausgelieferten Außenposten und Vorhuten des Deutschtums, die ihm schon lange ein Dorn im Auge waren. Nun kann er ungestört seine lang verhaltene Wut gegen die deutschen Landesgenossen auslassen und sich dabei obendrein die von der Entente ausgesetzte Prämie für rücksichtslose Bekämpfung des Deutschtums verdienen. Vielleicht stiftet Herr Clemenceau so eine Art Gegenstück zum Nobel-„Friedenspreis". Nachbar Bruder böhmisches hätte die erste Anwartschaft darauf. Das Verhalten der Tschechen und der tschechischen Machthaber gegen das uralte bodenständige Element der Deutschen ist ein wahrer Hohn auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker, mit welcher heuchlerischen Phrase Ehren-Wilson den deutschen Simpel auf die Leimrute des Verständigungsfriedens zu locken gewußt hat.

Im wahrsten Sinne des Wortes geradezu unheimlich wird uns die tschechische Nachbarschaft, wenn wir weiter bedenken, welche Aufstiegsmöglichkeiten dem zielbewußten Tschechenvolke noch winken. Seine natürliche Volksvermehrung übertrifft um ein Bedeutendes die deutsche. Dazu kommt die Stärkung des slawischen Elements durch die zahlreichen Rückwanderer, die nicht bloß vom Tschechenverein in der Union (Chicago ist die größte Tschechenstadt der Welt), sondern auch von der Heimat aus staatlich unterstützt werden. Bietet sich doch in dem national verjüngten Staatswesen Gelegenheit genug zu ausgiebigem Erwerb. Böhmen ist ein ungemein reiches Land, fruchtbar und angefüllt mit Bodenschätzen aller Art. Es verfügt vor allem über die Hebel der Industrie: Eisen

und Kohle, und seine Wasserstraßen lassen sich leicht zu großzügigen internationalen Verkehrswegen ausbauen. Nun fällt den Umtrieben der Tschechen wohl ein großer Teil des wertvollen Besitzes der Deutschen anheim. Teils wird er widerrechtlich weggenommen, teils mit mehr oder minder sanftem Druck abgenötigt; vielfach ziehen es naturgemäß die Deutschen vor, dem ungastlichen böhmischen Vaterland den Rücken zu kehren. So wird also das Nationalvermögen der Tschechen noch auf Kosten des unterdrückten Deutschtums beträchtlich verstärkt. Es besteht ferner in der Tschechoslowakei Gelegenheit zu landwirtschaftlicher Sozialisierung und ist bereits damit der Anfang gemacht worden mit der teilweisen Aufteilung des feudalen Großgrundbesitzes, der ein Drittel des Bodens inne hat. Außerdem bietet die weniger dicht besiedelte Slowakei noch Raum für Siedlungszwecke, und die rationelle Ausbeutung der Bodenschätze begünstigt an und für sich eine Verdichtung der Bevölkerung. So kann der Tscheche in wenigen Jahrzehnten seine Volkszahl verdoppeln und ihr dadurch erst recht eine überlegene Stoßkraft verleihen. Wehe dem Deutschtum! Schon heute macht sich namentlich an der bayerischen Grenze der Tscheche aufdringlich frech breit. Besonders drängen die Tschechen herüber in der Waldsassener Senke, wo sich ihnen in Fabriken manche Arbeitsgelegenheit eröffnet, am Further Paß, den die übermütigen Tschechen ja schon besetzen wollten, und im südlichen Böhmerwald gegen die Dreiflüssestadt Passau, wo sie auf die einstige Besitznahme der verkehrspolitischen Pforte nach Österreich abzielen. Der tschechische Böhmerwaldbund entfaltet eine rührige politische Propaganda und hat als sein Hauptziel die völlige Besitzergreifung dieses bayerisch-böhmischen Grenzgebirges, das bedauerlicherweise und politisch recht mißverständlich einen so einseitigen Namen trägt. Wer heutzutage die malerischen Höhenpfade dieses wildromantischen Gebirges begeht, dessen Schönheiten ein Adalbert Stifter und Maximilian Schmidt in so lebhaften Farben geschildert haben, wird tagtäglich anmaßenden tschechischen Touristen oder, oft sogar auf der diesseitigen Grenze, herausfordernden tschechischen Grenzposten begegnen, und mit dem beklemmenden Gefühl heimkehren, daß vielleicht auch diese herrliche Gebirgswelt noch dem Tschechentum anheimfällt. Hier bietet sich dem Deutschen Böhmerwaldverein ein dankbares Feld fruchtbringender nationaler Tätigkeit. Welche Gefahr für ganz Süddeutschland bedeutete es, wenn es den Tschechen gelänge, über die Kammlinie dieser Naturgrenze herüberzusteigen in die gewerbfleißigen Täler der Oberpfalz und die fruchtbaren Gefilde Niederbayerns, oder gar bis zur Donau unterhalb Passaus vorzudringen und so Bayern von seinem österreichischen Tochterland abzuschnüren!

Sehr gefährlich kann uns mit der Zeit noch der neu auflebende tschechische Imperialismus werden, der in der Geschichte schon seine Vorläufer gehabt hat. Man denke nur an die panslawistischen Gefahren, die vom böhmischen Kessel aus Deutschland schon im Mittelalter schwer bedroht haben zu den Zeiten eines Swatopluck von Mähren, eines Boleslaw und vor allem im Zeitalter Ottokars. Lädt doch der geographische Charakter Böhmens gleichsam von selbst zu politischer Expansion ein! Der böhmische Kessel, das stärkste natürliche Bollwerk Mitteleuropas, gleicht einer großen Festung, zu der die benachbarten Randländer das

Glacis bilden. Auch im 19. Jahrhundert hatten die Tschechen wiederholt panslawistische Anwandlungen, so z. B. 1848, wo der Slawenkongreß in Prag das Selbstbewußtsein aller slawischen Nationalitäten gewaltig anstachelte, ferner 1867 und 1901. Insbesondere haben die Tschechen von jeher mit den Polen geliebäugelt, zu denen sie das verwandte Bekenntnis des Katholizismus hinzog. In dieser Beziehung liefen schon vor dem Weltkrieg zwischen Prag und Warschau geheimnisvolle Fäden. Sehr bezeichnenderweise hatten z. B. 1910 zur Jubiläumsfeier des polnischen Siegs bei Tannenberg auch die Tschechen eine Abordnung geschickt. Der Tag von Warschau wuchs sich damals zu einem großartigen tschechisch-polnischen Verbrüderungsfest aus, bei dem sämtliche Redner ihrem gemeinsamen Deutschenhaß gehörig Luft machten. Schließlich fand dann noch eine nationalpolitische Wallfahrt nach dem berühmten Czenstochau statt.

Seien wir Deutsche recht auf der Hut, daß wir diesen imperialistischen Gelüsten unserer slawischen Nachbarn, von denen die Tschechen das robustere und tatkräftigere Element darstellen, nicht irgendwie Vorschub leisten. Eine ganz hochwichtige Ehren- und Selbsterhaltungspflicht zugleich mahnt uns, auf die Ausdehnungsbestrebungen der Tschechen nach Süden ein wachsameres Augenmerk zu haben und unsere schwerbedrängten Brüder in Deutschösterreich in ihrem harten Daseinskampf wirksam zu unterstützen. Schon um der nachdrücklichen Abwehr der Tschechen willen müssen wir ihren endlichen Anschluß an die alte Heimat aufs eifrigste zu fördern bestrebt sein. Denn von zwei Seiten her, von Norden und Süden, von den Polypenarmen des aufstrebenden Slawentums, das jetzt Morgenluft wittert, umklammert, muß Deutschösterreich erliegen, wenn ihm nicht vom Reich Hilfe kommt. Hält man sich die Erfolge vor Augen, die die Tschechen im Laufe der letzten Jahrzehnte bei ihren Tschechisierungsbestrebungen gegen die Donau zu errungen haben (Budweis und selbst Wien!), so kann man ungefähr ausrechnen, bis wann die jetzt noch deutschen Lande dem tschechischen Moloch zum Opfer gefallen sein werden. An dem gegenwärtigen Ausverkauf Österreichs ist der Tscheche mit Unterstützung seiner nationalen Banken lebhaft beteiligt und sucht eifrig Grundstücke in deutschen Gemeinden zu erwerben. Tschechische Banken bieten bedrängten Deutschen scheinbar günstige Darlehen an, um so einen billigen Rechtstitel auf deutschen Grund und Boden zu erwerben. Geld haben ja die Tschechen genug, sie haben während des Krieges an Kriegsanleihe gespart und die Deutschen, die in den industriellen Gebieten wohnten, beim Lebensmittelverkauf gräßlich ausgebeutet.

Der Tscheche verfolgt dabei noch ein anderes hohes Ziel. Er drängt ans Meer. Die Einräumung der Vertragshäfen Hamburg und Stettin sowie die Plätze an der Donau können ihm auf die Dauer nicht genügen. Da er weiß, daß der unmittelbare Anschluß an die Nordsee, den schon einmal ein Böhmenkönig, Karl IV., erstrebt hat (siehe seine Anschläge auf die Mark und die Gründung von Tangermünde!), heutzutage sich nicht mehr erreichen läßt, so hat er seine begehrlichen Blicke wieder auf die Adria gerichtet, wohin ebenfalls schon einmal ein Böhmenfürst abgezielt hat. Es war dies jener kraftvolle Ottokar, der vorübergehend schon einmal das heutige Deutschösterreich mit Kärnten und Krain be-

herrschte und dabei auch die Nordgestade der Adria sich unterwarf. Wird das geschwächte Deutschösterreich zwischen den beiden slawischen Mühlsteinen zermalmt, so stellen sich diesen tschechischen Großmachtplänen keine Hindernisse mehr in den Weg. Gewiß werden die Jugoslawen, die mit den Italienern um den Zugang zur Adria in erbittertem Kampfe liegen, den tschechischen Mitbruder als wertvollen Bundesgenossen freudigst begrüßen und ihm viel lieber einen Platz an den adriatischen Gewässern einräumen als ihren romanischen Erbfeinden. Welche Gefahr für das Deutsche Reich, wenn den Slawen diese Pläne gelängen! Dann könnten uns die Tschechen die Donaustraße sperren, die wir Deutsche doch als Notausgang offen halten müssen, falls wieder einmal die Engländer uns die Nordsee zu versiegeln belieben. Welchen unschätzbaren Wert dieses Hintertürchen zum Weltmarkte für uns besitzt, hat sich im Weltkrieg augenfällig erwiesen. Schon um unserer Selbsterhaltung willen müssen wir diesen nur durch den politischen und völkischen Untergang unserer österreichischen Mitbrüder zu verwirklichenden Plänen tatkräftigst entgegenarbeiten.

Wie ein zentnerschwerer Alp lastet so die Gefahr der tschechischen Nachbarschaft auf der Brust des deutschen Michels. Der Tscheche ist ein furchtbarer, rücksichtsloser Deutschenfeind, dem kein Mittel zu schlecht ist zur Erreichung seiner hochfliegenden nationalen Ziele. Wer darüber noch Zweifel haben sollte, der lese die umfangreiche Denkschrift, welche Dr. Schürff dem österreichischen Parlament vorgelegt und die auf 275 doppelspaltigen Riesenseiten das hochverräterische Gebaren des tschechischen Neoslavismus kurz vor dem Kriege und während desselben grell beleuchtet. Es ist ein geschichtliches Dokument des fanatischsten Deutschenhasses, ein unauslöschliches Beweisstück tschechischer Brutalität und Verräterei. Wer hätte ferner nichts gehört von den heftigen Anklagen, die Abt Helmer von Tepl gegen die Tschechen im Landtag erhob; mit bitteren Worten hat er den Übermut und die Unbarmherzigkeit der Tschechen gegen ihre deutschen Landsleute in Böhmen gegeißelt. Mit flammender Entrüstung wies er auf das schmachvolle Verhalten der Tschechen hin, die selbst in Überfluß schwelgten, die Deutschen aber elend verhungern ließen.

Sind das noch Kulturmenschen, noch Christen? Von solchen Fanatikern ist keine gute Nachbarschaft zu erwarten. Wehe uns Deutschen, dreimal wehe, wenn einst die tschechischen Truppen als Feinde sich über die lachenden Gefilde Bayerns ergössen! Noch erinnert man sich bei uns mit Schrecken der Todesängste und Peinen, die unsere Vorfahren einst von dem sengenden und brandschatzenden tschechischen Raubgesindel in den Hussitenkriegen ausgestanden haben, und die mancherorts in der Oberpfalz und in Niederbayern nachts elf Uhr läutenden Hussitenglöcklein mahnen heute noch die furchtsamen Einwohner zu inbrünstigem Gebet, daß Gott sie gnädig vor einer Wiederkehr dieser tschechischen Heimsuchung bewahren möge.

So wird uns die tschechische Nachbarschaft zum bitteren Verhängnis. Es ist gleichsam eine geographische und geschichtliche Tragik zugleich, daß bis tief in die Mitte Deutschlands ein Land reicht, das überwiegend von einem so erbittert deutschfeindlichen Volksstamm bewohnt wird, ein Land, das einstmals ein so

kerniger germanischer Volksschlag wie die Markomannen innehatte. Obwohl Böhmen schließlich den Tschechen anheimfiel, brauchte es nicht in Gegensatz zu Deutschland zu gelangen. Vielmehr bot sich mehrmals Gelegenheit, diese nicht bloß politisch, sondern auch kulturell mit dem Deutschtum zu verschmelzen und so Deutschlands Macht zu verstärken. Man denke nur an das Zeitalter der letzten Přzemysliden, der Luxemburger und nachmals an die habsburgische Ära! Daß es ersteren nicht gelang, Böhmen, das damals überwiegend unter deutschem Einfluß stand, den Stempel des Deutschtums aufzudrücken und dieses urwüchsige Volk zu germanisieren, muß man vom deutschen Standpunkt aus entschieden bedauern. Eine geschichtliche Notwendigkeit aber war dieser Mißerfolg nicht, und nicht ohne Verschulden Deutschlands sind die Versuche nicht gelungen. Daß die Habsburger schließlich daran nicht mehr viel ändern konnten, mag zugegeben werden, daß sie aber durch ihre kurzsichtige, eigennützige Hauspolitik den regsamen und begabten Slawenstamm in offenen Gegensatz zu den deutschen Mitbewohnern Böhmens und zum deutschen Volk überhaupt getrieben haben, das ist eine der vielen Sünden, die das einst deutsche Geschlecht im Laufe der Jahrhunderte auf sich geladen hat. Und für diese fremde Sünde muß Deutschland jetzt und später so schwer büßen. Es mutet uns wie eine herbe Ironie der Weltgeschichte an, daß die Habsburger, indem sie vielleicht auch aus begreiflichen dynastischen Beweggründen — um in den deutschfeindlichen Tschechen einen festen Rückhalt gegen etwaige Einverleibungsgelüste Preußen-Deutschlands zu haben — die allmähliche Entdeutschung Böhmens begünstigten, nun die Früchte ernten, die sie selbst gesät haben. Sie haben durch ihre Nachgiebigkeit gegen den tschechischen Chauvinismus den nationalen Hochmut der Wenzelsöhne gewaltig angestachelt. Von Taaffe, der den Tschechen auf jede Weise zugetan war und 1879 den bedeutsamen Ausspruch tat, daß Österreich kein deutscher, sondern ein habsburgischer Staat sei, bis Kronprinz Ferdinand, der durch seine Ehe mit einer eifrigen Tschechin die nationalen Sonderwünsche dieser Hauptfeinde des österreichischen Staatsgedankens neu belebte, von da bis zum Kabinettschef Kaiser Karls, dem Grafen Polzer, und zu dessen erstem Generaladjutanten Prinz Zdenk Lobkowitz, welche die Urheber der Begnadigung der tschechischen Hochverräter Kramarz und Genossen waren, und von da wieder zu Czernin, der als österreichischer Ministerpräsident vor einem deutschen Siegfrieden bangte, reiht sich eine Kette verfehlter tschechenfreundlicher Maßnahmen der Habsburger an die andere. Den Dank hierfür leisteten die Tschechen auf ihre Art mit dem berüchtigten Manifest vom 16. Februar 1915, das schließlich die völlige Zertrümmerung der Donaumonarchie und den Sturz der Habsburger zur Folge hatte. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Beherzigen wir die eindringliche Mahnung, die uns die bedeutende Verschlechterung der nachbarlichen Beziehungen zu Böhmen durch die Neuordnung Mitteleuropas infolge der Versailler Beschlüsse so eindringlich ans Herz legt.



Goldene Scherben...

Lyrische Skizze von Werner Lehmann-Soest

Im Preisausschreiben des Türmers mit dem zweiten Preise ausgezeichnet

> Und wenn dein Lächeln unter die Leute fällt,
> sie lesen es wie goldene Scherben auf,
> sie danken dir wie frohe Kinder,
> schreiten mit hellerem Auge weiter.
> — — — — — —
> O fernes Gold der lieben Sterne,
> Goldene Locken an meiner Schulter...
>
> (Hartleben)

Hans Fiedel — kann man bei diesem Namen wirklich an einen alten einsamen Mann denken? —

Spielt nicht vielmehr ein Stück Jugend darüber hin, ein Stück Torheit, Zukunftsglauben und Sorgenlosigkeit? Glitzert nicht ab und an das Klingen eines perlenden Tanzliedes über ihn hin, das flimmernde Lichtnetz einer süßen, gelben, glücklichen Sonne?

Hans Fiedel...

Und doch, es ist nicht anders, — auch über einem schönen blumenumhauchten Tage senkt sich einmal das strahlende Auge, und die Schläge auch eines glühroten Liebesherzens müssen doch einmal müde werden.

Ja, auch Hans Fiedel war einmal ein alter einsamer Mann geworden. In der kleinen weltvergessenen Stadt Rosenborg saß er in einem schlichten, niedrigen, weißgetünchten Hause, über das als einzigen Schmuck der Herbst eine lohende Flut gelbroten Weinlaubes goß, vom Dach bis auf den Sockel hinab.

Nur ein Zimmer war ihm darin von allen seinen erträumten Palästen geblieben, und ein einziger Fensterblick baute ihm noch eine schmale Brücke in die Welt hinaus, die er einmal zu erobern ausgezogen war. Und auch diese Brücke war nur zart und zerbrechlich und nicht für einen schweren Fuß gebaut; auf Träumen nur durfte der Einsame sich in stillen Dämmerstunden hinüberwagen...

Da lag eine Akazienallee, die zum See hinunterführte, ein weißer Streifen Ufersandes, und dann kam die ruhige leuchtende Wasserfläche, die sich weit hinten im silbrigen Glanz der Ferne verlor...

Auf diesem letzten, verschwimmenden Streifen, der nicht mehr ganz der Erde gehörte und noch nicht dem Himmel darüber, lagen des Alternden Augen oft, fast mit einer leisen Sehnsucht, als müsse eines Tages doch noch, wenn im sinkenden Abend rosig ein Frühling aufblühte, ein Schiff dort gefahren kommen, in Blumenkränze und Saitengetön gehüllt, ein seltsames, buntes, glückliches Schiff...

Aber immer war es nur der kleine rotweiße Fährdampfer, der jeden Abend dort auftauchte, und der einige wenige Fremde in Rosenborg ans Ufer setzte, gleichgültige Alltagsmenschen, bescheidene Vergnügungsreisende, die wohlweislich an den teuren Bädern drüben vorüberfuhren und das stille schlafende Städtchen aufsuchten.

Von Hans Fiedel wußten die alle nichts; seinetwegen kam niemand. Seine Zeit war vorüber. Jene kurzen Jahre waren längst dahin, in denen sein Name etwas gegolten hatte, in denen sein Bogen die Saiten seiner Geige hatte vor den Menschen die Wunder seiner Seele singen lassen.

Was für Lieder waren das gewesen!

Feine und leise, wie zarte segelnde Sommerfäden, wie Ährenrauschen und wie das erste Wehen des kommenden Frühlings, und rote jauchzende, wie sie die jungen Mädchen und Burschen juliabends singen, und auch stille, ganz weiche samtbraune waren darunter, wie die rieselnde Spätsommernacht ...

Wohin waren die alle verklungen!

Wohin die Herzen, die einst mit dem seinen voll frohen Verstehens in gleichem Takt geschlagen hatten, wohin die Augen, über die unter der Macht seiner Empfindungen ein Leuchten gekommen war oder ein heißer, feuchter Hauch des tiefen Ergriffenseins? —

Man brauchte ihn jetzt nicht mehr, man suchte nach neuen überraschend aufgeputzten Emotionen der Gefühle, — ja das ganze Leben lief einen neuen fremden Weg, der weitab an ihm vorüberführte. Und er, aus seinem weinlaubgekränzten Fenster in Rosenborg, ließ dem unabänderlichen Geschehen in stillem Bescheiden seinen Lauf, Bilder um Bilder gingen ihm vorüber, ewig bunt und laut und ewig wechselnd, und doch alle wie hinter einem bleichen dünnen Schleier sich abrollend. Hier pochte sein Herz und dort pulste das Leben, aber die beiden waren einander fremd geworden und fanden keine Worte des Verstehens mehr.

Einsam und schmucklos, ohne Klingen und ohne Erhebung reihten sich ihm ie verrinnenden Tage seines Daseins aneinander.

Nur in den Abendstunden, wenn fern im Horizont einen Streifen breit über den See das unwirkliche traumschöne Glänzen fiel, leuchteten auch in seiner Stube die Wände in mildem Lichte auf, dünner und dünner wurden dann die trennenden Schleier, Menschenstimmen schlugen dahinter auf, tiefe große Augen sahen zu ihm herein, und lebende warme Herzen pochten ihm entgegen; alles unendlich sanft anschwellend, näherkommend, verebbend und wieder erwachend —

Das war wie eine eigenartige Musik, eine unfaßbare, noch nicht formgewordene, und ob er wohl in jedem Augenblick sich dessen bewußt war, daß ihm das Einfangen dieses geheimnisvollen Webens in das Zaubernetz seiner Saiten nie wieder gelingen werde, verspürte er doch, mit beglückten Augen in den Abend schauend, schon das Eingesponnensein in eine unsagbar schöne Welt wie die Segnung eines gütereichen Geistes.

Ihm war es Musik — und andre, für die er sein Instrument aus dem mahagonibraunen Kasten hätte hervorholen, denen er dieses Erleben hätte gestaltend vermitteln müssen, die gab es ja nicht ...

Er stützte sein Kinn in die schlanke welke Hand und sann weiter in die Dämmerung hinaus.

Das Klingen und Singen schuf sich ein gelbleuchtendes Segel, das stand mit einem Male groß gegen den abendlichen Himmel. Und mit seinem langsamen Anwachsen wurde es merkbar, daß es herüberkam von jenseit über den See; laut-

los fuhr das Schiff, das Kielwasser nur zog, Bewegung verratend, wie eine Kette matter Perlen hinter ihm drein.

Wen mochte es bringen?

Wer würde zu Hans Fiedel, dem Einsamen, Gefährtelosen kommen? —

Festlicher leuchtete noch einmal das Weinlaub über seinem Palaste auf.

Wer würde kommen? —

— — — —

Ja, das war sonderbar, — das eigentlich wußte er selber nicht. Nie hatte er das bis zu Ende durchdacht. Immer brachen seine Träume an dieser Stelle jäh ab, wie vor etwas Undenklichem oder vor etwas allzu Hohem, Herrlichem ...

Noch hörte er den Uferkies aufknirschen, wenn das Schiff auf der Rosenborger Seite anlegte, sah Lichter am Strande zusammenlaufen, Fackelflammen wehen, hörte das Zuklappen eines Wagenschlages, Räderrollen und gedämpftes Hufegestampf. Den herbstgelben Akazienweg kam es herauf, eine Staatskutsche aus Großvaterzeit, kirschroter Lack mit barockgeschweiften Silberleisten — — mit Klinklinklin und wallender Haarbuschzier ...

Die abendstille Luft war ganz erfüllt von diesem feinen Getön, und die Akazien ließen einen Regen taumelnder Goldblättchen über den Weg rieseln, flockendicht. Schnaubend arbeiteten die Pferde sich allmählich aus dem weichen, staubweiß zermahlenen Boden, aus den rauschenden Goldscherben heraus und gewannen das holperige Kugelpflaster der Straße ...

— Wie dunkel es inzwischen geworden war!

Hans Fiedel mußte die alten Augen gewaltig anstrengen, um zwischen den aufwachsenden blauen Schatten der Nacht noch etwas zu erkennen. Fast war es, als habe die Finsternis alles eingeschluckt, Rosse und Wagen und den Silberton des Geschirrs.

Nun kam ein Schritt den Bordstein entlang, — der Laternenanzünder war es mit seiner langen Stange. Grell stach das aufspringende grünweiße Licht aus der windschiefen Straßenlampe in die traumschweren, geblendeten Augen. Und weiter ging der Schritt und verhallte.

Die Häuser blinzelten mit müden gelben Blicken, die schmale krumme Straße zog ihr graublaues Schlummertuch sich höher um die eckigen Schultern, alles war leer und still ...

Nur unter den Akazien rieselte es in der Dunkelheit sterbenstraurig fort —

— — — —

Wie oft so! Herrgott, wie oft!

Und doch, sie war harmlos geblieben, kinderjung und ohne Mißtrauen, Hans Fiedels alte Seele, und lernte nicht aus Enttäuschungen. Immer wieder entfaltete sie in rührender Unbeirrbarkeit ihre kleinen schillernden Falterflügel — und immer wieder zerstiebte ihr bißchen Farbenglanz an den nüchternen Scheiben der windschiefen grellen Straßenlaterne.

— — — —

Aber einmal war es doch, daß er aus seinem Traumsessel aufsprang, noch ganz im Banne seiner eignen bilderbunten Wunschgewalt — und stürzte bis in

das Treppenhaus hinaus, rein in der Macht eines unüberlegten Triebes, vielleicht um auf die Straße zu gelangen, seinen entschwindenden Phantasien nachzuschauen ...

Im Halbdunkel prallte er da unversehens mit jemandem zusammen, hielt eine Spanne lang einen warmen, atmenden, lebensvollen, kinderjungen Mädchenleib in seinen Armen, fing einen hellen Augenglanz, eines weichen Haares Hauch an seiner Wange — dann stand er allein ...

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung —“, murmelte er bestürzt, aber der Hall seiner Worte versank in dem Zuschlagen der nachbarlichen Tür. Golden zerklirrte dahinter ein verhaltenes kleines Mädchenlachen ...

Und dann stand der alte Hans Fiedel da und schämte sich.

Was hatte er denn hier draußen überhaupt gewollt? Welch ein Wahnwitz konnte denn einen ehrsamen beschaulichen Menschen plötzlich so überfallen, daß er wie ein ungebärdiges Füllen durch das schlafende Haus fuhr, die Türe aufriß wie ein Schuljunge und ...

Ja, und?

Hans Fiedel lauschte. Ganz still stand er, nur sein Atem ging stark und stoßweise, und sein Herz schlug. Aber ganz tief unter allem Lärm, mit dem sein ausgedienter klappriger Körper den unerwarteten Zusammenprall verwinden mußte, hörte er ein fernes zartes Lied hervorsingen, ganz tief aus verschütteten Quellen, aus fast verklungenen Tagen.

Ein Lied, eins von den leisen, süßen, wie jene einst gewesen waren, die vom Kommen des jungen Frühlings wußten ...

Um seinen Mund spielte ein Lächeln, und in seine Augen kam ein versonnenes Glänzen.

Schritt für Schritt ging er in sein Zimmer zurück und sank in seinen hohen Sessel. Immer noch schlug sein Herz lebhafter, aber er verspürte es mit geheimer Freude, als sei es gar nicht sein eigenes, das da so ungestüm pochte, als sei es ein andres, junges, lebensvolles ...

Ganz behutsam strich er mit seiner schlanken müden Hand über die Stelle seiner Wange, über die zuvor das weiche Mädchenhaar wie ein Hauch geweht hatte, — und lächelte.

Dann stand er auf, zündete die grünumschirmte Lampe an und holte sich die langverbannte Geige hervor. Die legte er auf seine Kniee, und seine Finger glitten um ihren schmalen Hals und über die feinkörnigen Saiten, müde, stumm, unablässig ...

— — — —

Jugend ... Jugend ...

— — — —

> Und wenn dein Lächeln unter die Leute fällt,
> sie lesen es wie goldene Scherben auf,
> sie danken dir wie frohe Kinder,
> schreiten mit hellerem Auge weiter ...

— — — —

Hatte es wirklich geklopft?

Er schrak aus seinen Träumen empor.



Pochte es da nicht wieder an seine Tür? Das wäre doch wunderlich! Wer könnte zu ihm kommen, zu Hans Fiedel, dem Einsamen, Gefährtelosen? —

Und wenn er nun die Türe öffnete, dachte er, wie wäre es, wenn da in lieblicher Verlegenheit das süße Blondelchen vor ihm stände, warm, von Frische durchpulst, lebensvoll, in rosiger Unberührtheit?

„Ach, ich komme gewiß ungelegen . . .?" würde sie ihn anlachen, und mit „ach!" würde sie ganz bestimmt anfangen, dessen war er sicher. Und dann, halb Dame von Welt, halb liebe Natur: „Aber ich habe Sie vorhin so garstig erschreckt, nicht wahr? Und da wollte ich — Sie um Entschuldigung bitten . . ."

„Aber mein Kindel — Verzeihung, gnädigste Demoiselle — nein, gewiß nicht; es lag doch wohl an mir — —," stotterte er dann, „kommen Sie doch bitte herein; ich freue mich ja so sehr, einmal solch reizenden Besuch zu haben . . ."

Da lachte sie wieder, aber wohl über ihn, weil er wie ein verliebter Junge spräche.

Doch näher trat sie, und sein Blut wurde schwer und süß, als er es sah. Ein blumenhafter Liebreiz, umspielt von einer leisen Spur herber Unfertigkeit, lag über der jungen Gestalt ausgegossen, See und Herbst atmete aus allen ihren Poren. Sie schlug die langen Seidenfransen ihrer Wimpern, die von einer verträumten Nachdenklichkeit niedergezogen schienen, zu ihm auf, und wieder glitt ein heller Augenglanz über ihn hin, der ihn unsicher machte.

„Wenn ich darf, — von Herzen gern . . ."

Umständlich, mit einer scheuen Sorglichkeit, schob er seinen hohen Sessel hin; und sie raffte ihr violenblaues Wandervogelkleidchen zierlich und ließ sich mit samtweichem Behagen in die Kissen gleiten.

„Ich muß es Ihnen nur gestehen," plapperte sie dann los, „ich war doch schuld vorhin. Ich habe nämlich an Ihrer Tür gelauscht, weil, weil . . . Sie sind doch ein großer Künstler —"

Da seufzte er leise und hob abwehrend die Hände.

„Doch, doch! Ich weiß es wohl! Mutter hat mir von Ihnen erzählt. Sie war ganz erregt, als sie heute, wie wir hier ankamen, am Türschild Ihren Namen las. ‚Ausgerechnet in Rosenborg', sagte sie, ‚hat er sich verkrochen; welch ein sonderbarer Zufall!' Und dann hat sie mir erzählt, geschwärmt hat Mutter geradezu, von früher, als sie noch jung war . . ."

Hans Fiedel folgte schon lange nicht mehr den hervorsprudelnden Worten. Seine Augen waren gefangen von dem mattgetönten Bilde, das sich ihm bot, — hier in seiner einsamen, weltentlegenen Stube.

Goldseidige Haare hatte das Blondelchen, und die lagen in Schnecken gewunden über den Ohren, so wie die Großmütter sie dazumal getragen hatten, zwei feine helle Zöpfe hingen lose wie kleine Girlanden darunter. Das Veilchenkleid umspannte zart und fest die junge Brust und schmiegte sich dann in weichen Falten um die schlanken Glieder. Das grüne Sesselpolster mit dem kirschholzgelben Leistenoval umschloß das Ganze mit einem stimmungsvollen Rahmen.

Wie gebannt sog er sich an diesem Bilde fest. Und fast wie aus weiter Ferne fiel ihm nur ab und zu ein Wort ihres Geplauders in das Ohr, nicht anders als

ein feines Saitensingen, das sich arabeskengleich um ein tiefes, ruhendes Grundtönen schlang — —

... „früher — —“ und „jung war ...“ —

— — — —

„Spielen Sie denn wirklich gar nicht mehr?“ erweckte ihn eine plötzliche Zwischenfrage der Kleinen, die in all ihrer Unberührtheit unter dem stumm bewundernden Blick Hans Fiedels befangen wurde.

Er schüttelte wehmütig den Kopf.

„Ich glaube nicht mehr daran —“ sagte er dann leise.

Ungläubig und in kindlichem Unbegreifen hefteten sich ihre Blicke auf sein schönes altes Gesicht, seine sehnsüchtigen Augen und den Mund, um den die Spuren begrabener Hoffnungen sich zogen.

Aber sie fragte nicht weiter. Ein Hauch weiblichster Zärtlichkeit floß über ihre Züge. Sie lauschte in ihn hinein, als könne sie das Wehen seines Lebensrythmus, der in dem bitteren Doppelsinne seiner Worte lag, mit langsam erwachendem Ahnen verstehen.

Nun schwiegen sie beide.

Nur die grüne Lampe summte leise ...

Schließlich begann sie wieder, als ihr die Stille bedrückend wurde, und kam ins Erzählen.

„Wie ein Märchen ist das alles, was ich erlebt habe! Ich war noch niemals hier, müssen Sie wissen —“

Er nickte: „Ja, noch niemals —“, und dachte: Wenn du wüßtest, welche Fülle von Seligkeiten in dir beschlossen liegt! In diesen Armen habe ich dich gehalten, eine Spanne lang ...

Noch nie warst du da —, aber heute, endlich doch einmal bist du gekommen! —

Aber sie war schon weiter:

„Ihnen ist das nichts Neues, und Sie lachen vielleicht über meine Freude. Über den See bin ich gekommen. Rosenborg lag vor mir wie eine Dornröschenstadt, ganz klein, vorn am Ufer. Die Sonne schimmerte noch matt und gelb über den Dächern, und ich sah viel rotes wildes Weinlaub, das blutete im Abendschein.

Und es war wunderbar, zu denken: heute abend wirst du dort sein, in der verwunschenen Stadt, in einem der kleinen weißen Häuser unter dem roten Weinlaub.

Ja, warum war das so wunderbar?

Ich wußte es selber nicht ...

Vielleicht, weil ich heute noch diesen Plauderabend mit Ihnen haben sollte? Ich weiß es nicht —

Beinah, als ob ich noch an Märchen glaubte, nicht wahr?“ fragte sie mit feinem Lächeln; als sie aber seine Augen weitab wandern sah, fuhr sie fort:

„Es war Musik auf dem Schiff, und als es dunkel wurde, hing alles voll bunter Lampen ...

Wie ein Märchen; ja, wie ein Märchen war es ...

Können Sie sich das vorstellen? —“

Vor Hans Fiedel tauchte das große gelbleuchtende Segel auf, das stand hoch gegen den verdämmernden Horizont. Langsam zog es näher, der Ufersand knirschte auf, — Lichter dann, — Hufe und Klinklinklin . . .

Ganz in sich versunken folgte er den Gaukelbildern eines inneren beseligenden Schauens.

„Woran denken Sie?“ fragte die Kleine.

„Ich stelle mir das alles vor — —“ gab er leise zurück. Und während sein Mund die Worte formte, sang in seiner Brust unaufhörlich eine kleine, jubelnde Geigenstimme:

„Ich wußte es ja! Ich wußte es ja — —“

Welch seltsame Überraschungen doch das Leben in unsere Hände legt! dachte er dabei. Wenn wir sie nur offen halten und das Warten gelernt haben. Das Unsagbare, Unausdenkliche, das Herrliche ist ein kleines süßes Blondelchen, nichts weiter! Wer hätte das gedacht! Und doch — nichts weiter? —

Die Siebzehnjährige stand mit einem Male an seiner Seite, ein wenig zu ihm niedergebogen, so daß eine Wolke weichen Haares und warmen Atems sein Gesicht streifte.

„Aber Sie müssen mich doch ausschelten,“ sagte sie, halb um Verzeihung bettelnd, „nicht wahr? — Ich schwatze Ihnen hier allerlei dummes Zeug vor und falle Ihnen gewiß lästig, — und Sie werden müde sein?“

Da stand er auf und führte sie an der Hand zu ihrem Lehnstuhl zurück.

„Nicht laut werden und nicht hastig, Kind! —,“ sagte er verhalten, fast feierlich, „verscheuchen wir die zarten Geister dieser Stunde nicht! —“

Und als sie schon wieder niedersaß, ließ er gleichwohl ihre Hand nicht aus der seinen; wie ein kleiner gefangener Vogel lag sie warm und zuckend darin, und er verspürte das feine Pochen des jungen Lebens mit froher Erregung.

„Wie sollte ich müde sein, da Sie mir solch eine Freude ins Haus brachten!“

„Ich?“

Sie schüttelte verwundert den Kopf.

„Eine Freude?“

„Ja! Die, daß Sie da sind — —“

Als er das sagte, wußte er, daß sie ihn nicht verstand; aber ein Ahnen würde in ihr aufblühen, ein Ahnen tiefer unaussprechlicher Lebenswunder des Wechselwirkens, des Einander-Beschenkens, die keimhaft noch in ihr schlummerten.

Und als er sich dessen besann, daß in diesem Augenblick ihr Gesicht die geheimsten Wandlungen dieses Ahnens widerspiegeln könnte, hob er in frommer Scheu die Augen nicht auf vor der Heiligkeit dieses keuschen Geschehens.

An stille großäugige Rehe dachte er, die lautlos über grünen Moospolstern standen, umrieselt von dem mildfarbenen Dämmerlicht verschwiegener Waldgründe, und an seltsame tiefblaue Blumen, die in der mütterlichen Hut ihrer Verborgenheit die Gesetze ihres Daseins lebten, ihre Kelche dem samtweichen Hauch des Frühlings öffneten und die Welt mit Duft und Leuchten überströmten.

Er sah nicht auf.

Und doch fühlte er, daß sein ganzes kleines Zimmer und alle die kargen

Dinge darin in glänzendem Golde lagen, und ein märchenschöner Atem wehte belebend über allem, wie er einst in verklungenen Tagen über seinen Jugendwegen wolkenzart gestanden hatte.

Da schloß er die Augen vollends, als müsse er das Glück dieser Dämmerstunde tief in sich verschließen.

So saß er lange, ein junges, törichtes, verträumtes Lächeln auf dem alten, schönen Gesicht ...

— — — —

Mit einem Male schrak er empor.

Der letzte kupfergrüne Ton der alten Turmuhr, die die neunte Stunde schlug, zitterte noch von der Rosenborger Stadtkirche her durch die Gassen.

Verwirrt schaute Hans Fiedel um sich.

Hatte es nicht geklopft?

Eben? — Vorhin? —

Er lauschte; alles war totenstill. Die Lampe auf dem Tisch summte eintönig.

Da lächelte er schmerzlich und ließ seine Blicke auf der Geige ruhen, die noch in seinem Schoße lag. Behutsam stand er auf und legte sie in ihren Kasten zurück. Und als der Deckel über ihr zufiel, klangen ihre Saiten leise auf:

O fernes Gold der lieben Sterne,
Goldene Locken an meiner Schulter ...

sangen sie und dann schwiegen sie.

Auf den Polstern des Lehnstuhls lag ein Strahl des Monds, der über dem See stand. Hans Fiedel sah ihn liegen, ging vorüber und setzte sich, immer die Augen ihm glänzend zugewandt, in sein altes verblichenes Sofa in der dämmerdunklen Ecke seines weltfernen Zimmers.

Dort saß er, bis ihm die Lider schwer und brennend wurden, und seine Hände suchten einander und falteten sich wortlos.

Unter den Akazien draußen rieselte es in der Dunkelheit traumhaft leise fort — wie ein fern verwehendes goldenes Lachen des letzten späten Sommertages, der durch die schlafenden Gassen der kleinen Stadt Rosenborg von dannen schritt, zum leuchtenden See hinunter ...

Erinnerung · Von Isa Madeleine Schulze

Wie Mond, der auf die Heide scheint
In Winters Totenruh' —
Wie Regen, der auf Gräbern weint,
Erinnerung, bist du!

Wie blasse stille Rosen auch,
Die müd' im Herbstgold stehn
Und — kaum berührt vom Windeshauch —
Erlöschen und verwehn.

Wie letzter bleicher Abendschein,
Der überm Meer verglüht,
Wenn bang dein Schiff — allein — allein —
Hinaus ins Dunkel zieht.

Heiliger Frühling
Von Friedrich Lienhard

Im alten Rom wurde bei großer Gefahr den Göttern alles Lebendige, das im nächsten Frühling geboren würde, als Opfer gelobt. Besonders natürlich Haustiere; manchmal aber auch Kinder. Man pflegte die letzteren freilich nicht zu töten, sondern über die Grenze zu senden, wo sich dann eine besondere Niederlassung bildete. Manche leiten den Ursprung Roms von einem solchen Ver sacrum oder heiligen Frühling ab.

Der Opfergedanke ist es also, der diesem Brauch zugrunde liegt. Und mit dem Gedanken der Opferung verbindet sich ohne weiteres die Absicht der Versöhnung. Damit aber ist wieder die Liebe verknüpft: denn aus Liebe zum Volksganzen legt sich ein Teil der Lebensgemeinschaft dieses Opfer oder diese Entsagung auf.

Wie oft wohl stieg in unsren Zeitgenossen die Frage auf: wozu haben sich die vielen Tausende geopfert, die da draußen gefallen sind fürs Vaterland?

Und die Antwort lautet oft mehr oder minder bitter: es war umsonst! Nach den ungeheuren Opfern sehen wir um uns her ja nur Zerrüttung!

Dieser Tiefstimmung ist jedoch entgegenzuhalten: nein, es war nicht umsonst! Nichts ist umsonst im großen Geschehen, am wenigsten diese gewaltige Leistung grade des eingeschlossenen, gegen Übermacht kämpfenden, ausgehungerten deutschen Volkes. Gewiß wird bei solchen Aufwühlungen auch Unedles an die Oberfläche gewirbelt, massenhaft sogar: aber auch das Edle, die stille Kraft des Aushaltens, der Fürsorge, der Entsagung feiert in aller Unbemerktheit ungewöhnliche Siege. Und auf dies kommt es an. Wenn sich das Minderwertige ausgetobt hat — und es liegt in seinem Wesen, daß es sich rasch erschöpft —, tritt das inzwischen still Gereifte seine edle Herrschaft an.

Vollends aber, wenn man durchdrungen ist vom Glauben an Unsterblichkeit der Seele: wie sollte es denn für unsre tapfren Gefallenen umsonst gewesen sein, was sie da draußen ihrer Natur abgerungen haben! Wie unglaublich schnell und stark ist da mancher gereift, wenn er dem Tod ins Angesicht sah! Was wissen wir, die wir dergleichen nicht erlebt haben, was sich da alles im erschütterten Nerven- und Seelen-Geflecht eines vornehmen Menschen abgespielt haben mag! Diese höchstgesteigerte Spannkraft muß ja doch irgendwie im Unsichtbaren weiterschwingen, weiterarbeiten, weitersorgen für den Lebenskreis, aus dem unsre Braven so jäh und gewaltsam herausgerissen sind!

Diese Gedanken stiegen mir beim Lesen eines Buches auf, das von dem bekannten Leiter der Sozialen Arbeitsgemeinschaft im östlichen Berlin herausgegeben ist. Lizentiat Siegmund-Schultze hat dafür den lateinischen Titel „Ver sacrum“ gewählt (Berlin, Furche-Verlag), wohl in dem Bewußtsein, daß sich sein Buch zum großen Teil an Akademiker wendet. Denn es sind Studenten, denen er in diesem „heiligen Frühling“ ein Denkmal setzt: strebende junge Menschen, die sich dort im Osten Berlins der sozialen Frage gewidmet haben, Fühlung suchend

mit dem Arbeiterstande. Sie wollten mithelfen, die verhängnisvolle Kluft zwischen den Ständen zu überbrücken; sie wollten von Mensch zu Mensch ohne Parteiunterschiede lebendige Kräfte weitertragen; sie entsagten der behaglichen Studierstube, denn ihnen war es um Leben, Liebe, Wärme zu tun. Durch alle ohne Ausnahme ging das tiefe Gefühl für die Not der Zeit.

So haben diese Gefallenen, derer dies Buch gedenkt, nicht erst im Kriege mit der Versöhnungsarbeit für ihr Volk begonnen. Denn jene Arbeitsgemeinschaft hat schon vor dem Kriege aus innigster Hingabe am inneren Frieden mitgearbeitet; und wenn sie hinauszogen, so hatten sie dasselbe Ziel im Herzen. So erfüllen uns diese Blätter, die uns einen Einblick in die Denkweise dieser Jünglinge geben, mit Ehrfurcht vor der Heiligkeit ihres Opfertodes.

Wenn wir gleich vom ersten dieser Gefallenen (Frieder Bredt) lesen: „Es läßt sich nicht sagen, mit welcher Liebe und Treue er den ihm anvertrauten Menschen nachgegangen ist“ — so haben wir den Grundton. Liebe und Treue! Und zugleich Vertrauen. „Wenn man dem größten Lumpen Vertrauen zeigt, so wird er alles daransetzen, dieses Vertrauens würdig zu sein“, schreibt Frieder selbst einmal. Und wenn er seinem Kreise von religiösen Dingen sprach, so verzichtete er auf „Moralpredigten“: „Vom Christentum hab' ich nicht viel geredet, aber ihnen zu zeigen versucht, daß da ein Mensch ist, der sie wirklich lieb hat und dem sie völlig vertrauen können.“ Schön heißt es einmal von diesem gemütstiefen und gewissensreinen jungen Deutschen: „Er hätte gern selbst dem Teufel noch eine Hoffnung der Seligkeit gegönnt.“

Auf der Walze von Berlin nach Stettin verzeichnet er jeden Pfennig und jeden Gebrauchs-Gegenstand ganz genau; ebenso wie die Wanderzeiten, bis auf die Minute. Eine feine Gewissenhaftigkeit, eine treue Kleinarbeit gehört zu den Grundzügen seines Charakters. „Jetzt merke ich immer deutlicher, wie notwendig die Regelmäßigkeit für die Seele ist“, schreibt er aus dem Felde. Solchen Kriegsteilnehmern ist auch in ihrer Batterie die Fürsorge für die anderen, die Niederkämpfung des selbstsüchtigen eigenen Ich die Hauptsache. „Gott schenke uns nicht nur den Sieg über unsere Feinde, sondern auch über uns selbst!“

Ihn trifft eine verirrte Infanteriekugel in der Wohnung, nachdem sie die Lehmwand durchschlagen hat, und durchbohrt ihm die Lunge. „Eben komme ich vom Sterbebett unseres lieben, lieben Frieders“, schreibt sein Freund Dirk Krafft (23. I. 15). „Er erkannte uns beide noch und war froh und sagte uns den ihm so lieben Spruch: ‚Er liebt uns alle, er liebt auch mich‘. Dann ist er ganz sanft in unsrem Beisein gestorben“ ...

Den blonden, leuchtenden Dirk, der schon im März desselben Jahres seinem Freunde Frieder folgte, nennt der Herausgeber selbst einen „Frühlingsmenschen“. Er versteht darunter den „stärksten, gesundesten, frohesten Führer und Freund“, der „wie ein Held aus den Tagen der Nibelungen“ in unsrer Erinnerung lebt. Die unsagbare innere Not der Zeit hatte auch die Seele dieses sonnigen Jungen gepackt. Er fand in Berlin-Ost, „was ihm bisher oft, wenn er das Christentum der Zeit ansah, gefehlt hatte: das Tun ohne Worte, das Erleben ohne vorgefaßte Dogmatik des Erlebens.“ Dieselbe Treue wie bei Frieder spüren

wir auch bei Dirk. „Keinen Menschen, mit dem du in Berührung kommst, fahren lassen; ihm immer wieder nachgehen, bis man für ihn gesorgt hat“, schreibt er in einem Briefe. Und auch dasselbe Vertrauen durchglüht ihn: „Wie hat mich der Zweifel gequält! Jetzt weiß ich es: Glauben ist Vertrauen. Wie ein Kind die Hände ausstrecken, nach oben. Und dann greift die starke Vaterhand meine schwache Kinderhand und hält mich und führt mich.“

Und noch eins muß man sagen: beide haben ein persönliches Verhältnis zu Christus, den sie als Meister und Mittler empfinden, als „verstehende und vergebende Liebe“. „Aber das Grübeln darüber und danach“, meint Dirk mit Recht, „hat keinen Sinn, führt uns nicht hin, das allein tut das Leben; wir müssen nur handeln, leben in Christi Geist, dann finden wir ihn.“

Sie fassen also Christus als Lebensquelle und Lebensdeutung. Und so stellen sie denn überhaupt Tat und Leben über die Spekulation oder Grübelei. Gleichwohl schlagen sie sich tapfer auch mit den Problemen der Wissenschaft herum; freilich um immer wieder in der Arbeit an sich und andren die erlösende Ergänzung zu finden.

Prächtig kommt dies einmal in einem Feldbrief Dirks zum Ausdruck. „Diese friedlosen, unglücklichen Menschen, die fast keine Menschen mehr sind nach ihrem äußeren Leben, die zu neuen, glücklichen Menschen zu machen! Einmal ihnen praktisch zu helfen; alle Selbstsucht und alle Genüsse abzulegen, um ihnen zu zeigen, daß man so glücklich sein kann, alles aber nur auf Grund der einen, das ganze Leben beherrschenden Wahrheit: Christus. Das ist ein Weg, der so furchtbar einfach ist, zu dem kein großer Verstand gehört, und der doch die größten Schwierigkeiten macht. Da mit den Menschen mitzukämpfen, all ihre Schwächen tragen zu helfen, um sie äußerlich und innerlich glücklich zu machen — das ist mir Beruf.“ Und er fährt fort: „Die Arbeit ist für jeden Menschen das Wichtigste, aber die Arbeit an und für andre hat zur Grundlage die allergründlichste Arbeit an sich selbst, denn sonst ist sie hohl und unwahr ... Andre mitzureißen und mitzugewinnen für dieses Ziel, es muß zum Schönsten gehören.“

Es ist ganz erstaunlich, wie jenes Wichtigste, was uns jetzt alle erfüllt, was ich so oft in das Wort „Reichsbeseelung“ zusammengefaßt habe, in diesen jungen Menschen lebendig ist. Kein Erzieher und Geistlicher, der mit der Zeit fühlt, sollte an einem solchen Buche vorübergehen.

In der idealistischen Grundstimmung ihres Wesens sind diese jungen Kämpfer alle gleich. Und doch hat jeder bereits seine besondre Charakterfarbe. Der Herausgeber hat es in den Beinamen auszudrücken versucht: Harald Ziese wird „der Erzieher“ genannt, Eduard Bruhn erhält die Bezeichnung „der Student“, Artur Zimmer „der Offizier“, Rudolf Haberkorn heißt der „Freideutsche“, Richard Lau „der Seelsorger“, Oskar von Unruh „der Kreuzritter“. Diese Jünglinge sind durchaus keine Schwärmer. Mehr als eine Äußerung beweist den klaren Blick in die herbe Tatsächlichkeit der Verhältnisse. „Besonders in sittlicher Hinsicht erleben wir geradezu Scheußliches“, schreibt Ziese aus dem Felde. „Andre reden einem nach dem Munde; sowie die Gelegenheit aber da ist, oder genügend Alkohol, dann kann man allerlei zu hören bekommen.“ Vor diesem erzieherisch veranlagten

Harald mit seiner festen, ruhigen Sicherheit hatten die Kameraden „unbegrenzten Respekt“ ... „Die Scheu der Rowdys vor Harald — er konnte wunderhübsch mit ihnen abfahren, und sie haben nie ein gehässiges Wort über ihn gesagt, obgleich sie sonst das Durchhecheln der Kameraden leider zu eifrig betrieben“, lesen wir in einem Brief über ihn, der mit den ehrenden Worten schließt: „Sein eigen Herz hatte er durch einen festen christlichen Glauben. Er gab ihm Sicherheit und Freudigkeit; und die Kraft, auf Menschenherzen zu wirken. Mir hat er den Weg zur Erlösung gewiesen.“

Bei Eduard Bruhn finden wir den Satz: „Mein vaterländischer Idealismus wenigstens ist hier völlig zerbrochen und hätte mich mit zerbrochen, wenn nicht der christliche stärker gewesen wäre.“ Und in demselben Feldbrief aus der Champagne (März 1915): „Aber weder die Unbilden der Witterung noch die Gefahren des Kampfes machen mir viel aus, wenn nur der Geist hier unter den Kameraden ein andrer wäre. Überall von oben bis unten stößt man statt auf Kameradschaft auf krassen Egoismus, der sich auf die verschiedenste Art, oft in brutaler Weise, durchzusetzen sucht.“ Bezeichnend ist auch des Sterbenden letzter Brief an seine Eltern. „Liebe Eltern! Schwer verwundet liege ich auf dem Schlachtfelde. Ob ich durchkomme, steht in Gottes Hand. Sonst weint nicht, ich gehe selig heim. Euch alle grüße ich noch einmal herzlich. Möchte Gott Euch bald Frieden schenken und mir eine selige Heimkehr geben. Jesus hilft mir, da stirbt sich's leicht. In herzlicher Liebe Eduard.“

Das tiefgründige Suchen nach einer neudeutschen Religion wühlt ganz besonders in der Seele eines Rudolf Haberkorn. Zarathustra und Christus, Germanentum und Christentum in einer neuen Einheit zu versöhnen: dies scheint hier ein Hauptproblem. Auch ihm ist die wichtigste Aufgabe: „der innere Neu-Aufbau nach dem Kriege, inner-sozial und geistig genommen“. Wandervogelgeist (dem auch andre zuneigen), neudeutsche Siedlung, Bodenreform, Nietzsche — wie chaotisch gärt es da, so daß ihn manchmal „wilde Wut“ erfaßt und er alles zerschlagen möchte, was in seiner Nähe ist. Durch seine oft sehr tiefen Aufzeichnungen zieht sich der fruchtbare Gedanke einer Edelschar, einer „Gilde“, eines Ordens, einer religiösen Kriegergemeinschaft: „Der Gral ist die Kraftquelle für die Ritter, die in die Welt gesandt werden, Taten der Hilfe und Liebe zu verrichten. Das Leben in der Gilde ist kein bloß beschauliches, genießendes, sondern tätiges. Unsere innere Vornehmheit läßt es nicht zu, zu nehmen, ohne zu schenken. Die Gilde ist eine Bruderschaft vom tätigen Leben ... Durch das Opfer vollende ich mich selbst. Ich habe teil an der Ewigkeit. Suchen wir nach einer geschichtlichen Persönlichkeit, die das Opfer am reinsten durch sich dargestellt hat, so ist nur eine Antwort: Jesus.“

In solchem Geiste sind diese jungen Helden gefallen. So hallen ihre Stimmen aus der geistigen Welt und schwingen im Unsichtbaren wirksam mit, wenn wir ihr Werk vollenden.



Uns' Flock
Von Fritz Eichberg

Wir haben es uns bisher mit Rücksicht auf die verschiedenartige Zusammensetzung unserer Leserschaft im allgemeinen versagt, der mundartlichen Dichtung im Türmer breiteren Raum zu gewähren. Wenn wir heute einmal von diesem Grundsatze abweichen, so geschieht es, weil wir uns ein kleines Kabinettstück echten Humors, wie das nachfolgende, in dieser humorlosen Zeit nicht entgehen lassen wollten. Unsere süddeutschen Leser, überhaupt alle, denen das Plattdeutsche nicht recht geläufig ist, bitten wir herzlichst, sich die kleine Mühe nicht verdrießen zu lassen und die Skizze wirklich zu lesen. Sie werden sich durch die Lektüre erfrischt fühlen und am Ende zugeben: es hat sich gelohnt. Der Türmer

Noch hüd seh ick em lewig vör mi, den brungelen Pinscher met sin struwliget Fell, de gestutzte Uhren, den schwarten Näsknopp un den martialschen Schnauzbart, de em son respektabeln Anstrich gaww. Wo klok un trü künnen sin runde Ogen enen ankiken! Un wenn he sin Freud utdrücken wull, denn rekte de korte Schwanzstummel dato nich ut, denn flög sin ganz Hinnerdel ümmer met hen un her akrat (akurat) as en Erpelstietz.

As en jungschen Springintfeld kem he to uns int Hus, un de „Benehme" müßt em van Vadern irst bibröcht warden. Möh makte dat awer nich. De Hund hadd en Bildungsdrang in sich as Hyronimus Jobs, de Theologiekannedat un spädre Nachtwächter van Schilda, bloß dat Flock de Examens bäter bestünn as Jobs, un deshalw nich Nachtwächter to warden brukt'. Sin Charakter wuß sich fix un upfällig nah twe Siden ut, de man in den Satz tosamfaten kann: Künstler van de Uhren bet in de Schwanzspitz un Aristokrat van de Har' bet in de Knaken.

Drüm is mi ok Flock'n sin Afkunft ball nich mihr twifelhaft un fragwürdig vörkamen, wenn he ok keen Stammbom metbröcht hadd. He künn enzig un alleen de schöne Frucht ut 'ne Lewschaft twischen en Zirkus-Pinscherfröl'n un en glitart'gen Offziers- orer Landjunkershund west sinn. Et sall ja sid'n ollen Fritzen sin Tiden all etzliche mal vörkamen sinn, dat Leutnants un Riddergodsbesitter intime Verhältniss' to Arenadamen hadd hebben. Weer dat nu bi sone hübsche Sach so vullständig van te Hand to wisen, dat de Hundkens ok mal in de Fotspuren van ehr Herrschaften güngen? Dörchut nich! Uns' Flock is en Bewis dafór.

De Hund hadd Rasse un Klasse. He weer van en Penibligkeit in dat Anbanneln (Anknüpfen) van vierbenige un twebenige Fründschaften, dat was grad to grotartig. Kem em en Köter in de Quer, an den man fif Rassen rutreken (herausrechnen) künn, denn höl he em glik sin Kehrsid hen un schmet em so vel Sand in de Ogen, dat de Bastard glöwte, et regent Schneeberger Pris', un met Pruschen (Niesen) afdrawte.

Flocken sin twebenige Fründ fungen eintlich irst bi de Wähler tweter Klass' an; besunners in Gunst stünnen bi em Lüd met Stulpenstäwel, orer ok welle, de Biesen an de Büxen un Sporen an de Hacken drogen. Wat ok bloß 'n Hauch van Plebs an sich hadd, dat berükte he met Näskrustrecken un Knurren, un bi Arbeiter un Stromers, de he garnich verknusen künn, da kem Tähnfletschen un Haarstrüwen dato. Anfaten let he sich awer öwerhaupt van keen Frömden.

Ick döcht, dat weer as Bewis für dat Aristokrat'sche an em woll utrekend. Dat Akrobat'sche in sin Natur, dat Künstler- un Zirkusblod, süll mal up'n plutz (plötzlich) un up schnakfsche Art bi em tum Dörchbruch kamen.

Den enen Dag kümmt Mudder upkratzt in de Stuw un seggt to Vadern: „Rudolf, met din Hund is dat nich mihr tum uthollen. Äwen is he wi dull mang de Höhner west; de Fädern sind man so rümflagen. Dre Hinnen sind bi'n Nahwer öwern Tun sett't. Du wett'st doch, wo wi uns met den stahn un wo unangenehm mi dat is, dat ick se mi wedder halen mutt. He hett ja all mal to mi seggt, dat negst mal wull he de Biester dat Genick ümdrehn. Du mußt den Hund de Unducht (Untugend) en för allmal utdriewen; so geiht dat nich wider."

Vader sach dat in; he namm sich 'ne Rod (Rute) ut min Stöckermuseum un lep nah 'n Hoff rut, üm Flocken sin Kassuren (Rüpeleien) aftogewennen. Ick müßt den Dorweg un de Hoffdör toschluten, dat de Hund nich utbören künn, denn de Mußjö hadd all Lunte roken. Vader röp em, awer he krüzte vör em met intreckte Hinnerbeen rüggwarts bet in de üterste Hoffeck rin un versökte an Vadern vörbi to wutschen. As em dat nich glückte un Vader all dicht vör em stünn, wat möckt da de Hund in sin Angst? He stellt sich up de Hinnerbeen un fangt an to danzen un schlänkert met de Vörpoten ümmer rup un runner, as wull he üm god Wäder bitten. Vader hadd sich all bückt un de Hand tum Gripen utstreckt. Nu richt't he sich wedder up, höllt de Rod as 'n Tackstock vör sich, geiht sacht rüggwarts un lockt den Hund nah sich, de em ok gehorsam folgt. So oft he sich up dat Vörderdel runner laten wull, drauhte em Vader un denn danzte he lustig wider.

Ick hadd to keken un weer sprakllos öwer dat Theater, dat öwern ganzen Hoff weg güng. Ick kreg dat Kommando, de Husdör uptomaken. Nu kem de Hund an de Schwell. „Hoppla!" röp Vader — un met 'n orndlichen Schick sprung Flock öwer de Schwell weg. Glick darup namm he de Middeldörschwell un denn ok noch de tämlich (ziemlich) hoge Gaststuwenschwell, un allens up de Hinnerbeen.

Vadern sin Ärger weer ja glik verpufft, as de Hund to danzen anfung; nu awer schmet he de Rod in de Eck, röp den Hund näwen sich upt Sofa, un denn gaww dat en Utbruch van Lew un Zärtlichkeit twischen de beid, as wullen se ewige Fründschaft schluten. Den Affschluß van de Straperpeditschon bild'te de Öwerrekung van en Viertelpund Schlackworscht an den Missetäter, de en gebornen Künstler was, un den de Rod bidden un danzen lihrt hadd.

Mang de Höhner güng Flock nu nich mihr. He wüßt nu, wat he wert weer, un danah richt't he sin Benehmen in. Ball sprung he wer wet wo hog öwern Stock un weer wet wo wid öwer Disch' un Stöhl'. Awer sin Danzkunst stellte doch all dat anner in Schadden. Up de Hinnerbeen dremal rund üm de Billardband to spazieren, ahn' sich en Fehltridd to verlöwen, dat makte he so gladd as Mudder dat Brotschniden un ahn' dat geringste Trizen un Pisacken (Quälen). Sin Glanznummer awer weer, dat he de Trepp in'n Öwerstock Stuf' för Stuf' up de Hinnerbeen rupdanzte un dat Glikgewich(nich dabi verlur. Kort un god: son pollitschet Dirt (Tier) as Flocken gaww et nich mihr.

Met den Billard- un Treppendanz hett Vader manche Wedd jegen sin Gäst un för sin Gäst wunnen, denn wat bi 't Wedden verfel, güng allens dörch de Kehl. Dat Arwdel, wat Flock van sin Mudder ehr Sid met kregen hadd, dat bröcht also

wat in. Van sin Vaderarw gaww he nu ok ball wat tum besten, doch davan künn man seggen:

De Appel föllt nich wid van'n Stamm,
Un as de Buck, so is dat Lamm.

Mal kihrten an en Mandag Abend bi uns twe Austwagen vull Schnidder in, se öwernacht'ten un wullen denn wid int Warthebruch föhren. Bi son Masseninquartierung wurde ümmer in beid Gaststuwen en grot Streulager makt, un so ok ditmal. De Lüd wurden van en Godsinspekter begleit't, weller fine Stulpenstäweln anhadd un Läderhanschen (Lederhandschuhe) un Ridpitsch (Reitpeitsche) drog. So wunnert ick mi garnich, dat Flock met em so jovial verkihren ded. Enen Hund hadd he ok bi sich, un ick weer in de Still daröwer erfreut, wo nett sich Flock ok met den verdrog.

Nahdem de Schnitter an'n Denstag morgen wedder losföhrt weern un so sacht de Abend ran kem, da wüßt met ens keen Seel nich, wo Flock blewen weer. Keen Mensch hadd em den Dag öwer sehn. Et vergüng de Middwoch un de Dunnersdag, de Fridag kem ran, awer de Hund weer weg un blew weg. Vader let den Kopp hängen, Muddern sach man de Trurigkeit an, un wi Kinner plinzten (weinten) all Ogenblick.

Vadern hürt ich mihrmals in de Dag seggen, dat de Schnidder den Hund woll met lockt hebben müßten, dat künn ick awer nich so recht glöwen. Ick lep to uns' oll Husknecht rut un frög em: „Friedrich, glöwst du ok, dat de Schnidder so gemen west sind un uns Flocken wegmust (gestohlen) hebben? Vader meint so wat."

Friedrich schüddelt sin Kopp un krabbt sich hinner dat Uhr. „Jong," seggt he denn nah en lange Öwerleggung, „dat is met de Hunn' as met de Menschen. Wenn se ehr Tid krigen, denn giwwt et welle, de öwer Tun un Muern setten un sich dörch keene teihn Perd' davan torügg hollen laten. Din Vader hett bi den Andrang an'n Mandag nich up den Inspekter sin Hund acht gewen, süst hadd he dat van de Schnidder woll nich seggt. Uns' Flock, de is hinner de Inspektertöl her; ja ja, so is et! De rennt sin irste Lewschaft nah."

Disser Upschluß güng mi as 'n Blitz dörch 'n Kopp, de nich glik en richt'gen Utweg finnen künn. Ick seggte öwer disse Sach' keen Wurd mihr to Friedrichen un ok to keen annern Menschen. Ick verarbeit'te de nige Weisheit still in min Gemöd. Awer dat ick mi in den Charakter van Flocken so tüscht hadd, un dat he et öwerhaupt fardig bröcht hadd, uns all tosam wegen so'n wildfrömdet Hunneveh in Stich to laten, dat künn ick doch so ball nich verwinnen.

Up'n Sunnabend füll en Hoffnungsstrahl in de allgemeine Familjentruer fallen. Da kemen ümmer de ollen Stammgäst nah't Abendbrot to uns, un dat weern luder Titularrät', un se hadden mihrst Schlapröck an un Samftkäppkens up un schmökten ut lange Pipen. Wenn nu all welle up ehre Plätz seten un et trabben en paar nige in de Stuw, denn gaww dat jedsmal en sihr artige Begrößung, wobi de Ratstitels rümflögen as de Speckfiden bi'n Brand van en Röterkamer (Räucherkammer). Dabi wurd kumplementiert un denert, un Mudder as Gasträtin knixte ko dep datwischen, dat dat bi Hof garnich vörnehmer togahn künn.

Ick mutt doch enige van de lewe olle Harrn hie verew'gen. Da was toirst de ball achtigjährige Ackerbörger Scheffler, de ümmer noch god to Weg wer un

son schrumplich Gesicht hadd, as hadd he sich met sin Plog (Pflug) de Backen ballbiert un depe Furchen rinschneden. He wurd as Agrarier met Landrat orer ok met Ökonomierat titliert. Denn kem uns' trüen Medsmann (Mieter), de Harr Gerichtssekertär; de lep as Hypothekarius orer Hypothekarrat rüm, wil he stännig in Grundboksaken to dohn hadd. En Balbirer, de vier Wochen in Barlin Zahntechnik studiert hadd, wurd „Herr Zahnrat“ anred't; un de Stellmaker Otto was met Anspälung up sin Raddmakeri de Raddrad nennt. De twe schönnste Titels awer föhrten de Polezeiwachtmester Hahn un de Schohmakermester Gerhardt. De irst het Kriminalrat un de anner Kniriminalrat. Un wenn nu dat versammelte Ratskollegium all en bäten hinner de Bind goten hadd, denn gaww dat bit Utspräken van de Kriminalrats un Kniriminalrats son Stolpern un Tungenterbräken, dat se sich daröwer vör lachen ren utschüdden wullen.

Vadder gaww bi disse Sunnabend-Konfiftens (Versammlungen) ümmer en Extravörstellung, indem dat he met'n Raddrat en Partie Bul spälte. Dat was tum Koboldscheten. Vader hadd sich nämmlich anwennt (angewöhnt), bi jeden Köhstot met'n Fot uptostampen, as wull he Pflastersteen' rammen; un de Raddrat bröcht bi sine Stöt' en Gerüsch twischen de Tähnen hervör, as wenn en Pull Selters upmakt wurd. Dat Pruschen un Rammen um't Billard rüm fel Flocken ümmer sihr up de fine Nerven; he fung denn an to knurren un to bleffen — da hülp keen „Kusch di“ —, un toletzt ok an to hülen, wobi he dat Mul jegen de Stuwendeck richt'te, as of em van baben de Erlösung kamen süll.

Dissen Abend blew de Hunnegesang awer gänzlich ut, un dat fel de Ratsharrn up. De oll Scheffler, de en so depe Stimm hadd, dat et sich anhüren ded, as of se nich ut sin Brost, sunnern ut'n Tüffkenkeller (Kartoffelkeller) unner de Gaststuw rup kem, de frög Vadern:

„Rudolf, wo heste denn hüd din Hund? Ick hür em ja garnich bi jue Parti metspälen!“

Nu vertellte Vader, wo lang de Hund all weg weer un wat he daröwer vermod'te.

„Liggt di wat an den Köter?“ frög de Landrat.

„Awer Juljus, ick müch ja ihr twintig Dahler missen as Flocken!“

„Na, denn will ick di en Middel seggen, womet du em torügg kriggst. Wenn en fremden Wagen up 'n Dorweg steiht, denn mußt du abends met'n Klockenschlag teihn (zehn) dörch dat hinnre linke Wagenradd van innwennig nah buten dremal den Hund sin Namen ropen, denn kümmt he noch de selwe Nacht. Awer keen anner as de Harr van den Hund dörw dat maken, süst helpt et garnüscht.“

„Juljus, lat doch man de Fis'matenten (Vorspiegelungen)! Dato hebb ick keen Fiduz (Zutrauen)“, seggte Vader; „wenn de Hund torügg kamen sall, denn kümmt he ok ahn' so'n Theater.“

„Theater seggst du? Fis'matenten? Ick künn mi öwer son Unverstand argern! Ick hebb dat Middel doch mihrmals bi mi eigen Hund probiert, un et hett hulpen.“

„Denn is dat en Tofall west,“ meinte Vader, „ick glöw nich an sonen Hokuspokus un öwerhaupt an keen Sympathiemaken.“

Dat Wurd weer unbedacht spraken. De Landrat wurd nu würklich upregt; sin Stimm bewerte un klung noch ens so dep as süst, as he röp: „Rudolf, wist

du di met mi vertörnen (erzürnen)? Ick bin din Pät (Pate) un din Vader sin besten Fründ west. Mak wat ick di segg, un lach mi minswegen hernah ut."

Vadern kem et suer an, wat jegen sin Öwertügung to dohn, awer den ollen Mann jegenöwer müßt he nu doch klen bigewen. De anner Gäst red'ten ok tum Goden, un de Harr Hypothekarius wes darup hen, dat ja en Schles'schen Linwandwagen up'n Dorweg stünn un dat et glick teihn Uhr weer.

„Na, denn kumm man!" spröt Vader to sin Päten, „du mußt dabi stahn, dat ick de Sach nich verkihrt mak."

Un nu güngen se beid van de Hoffsid ut up'n Dorweg rup. Se hadden weke Husschoh an, so weern ehre Schridd kum to hüren. Red't warden dürwt bi son Geschäft keen Wurd as bi 't Stillwater halen an'n Ostermorgen (dies Wasser hielt man für heilkräftig), süst güng de ganze Wunnerkraft furtsens fleuten. Ick schlängelt mi lis' tum Tohüren hinnerdrin, denn sehn künn man up den dustern Dorweg nüscht. De Besitter van den Wagen schlep längst in de en van uns' Gaststuwen.

As sich Vader an den Wagen ran föhlt hadd, da schlög de Tormuhr grad teihn. He bückt sich nu un röppt genau nah de Vörschriwt dörch de linke hinnre Raddspiken nah buten dremal den Namen Flock. Et müßt woll de innre Upregung öwer de ungewennliche Sach maken, dat sin Stimm dabi so quekig klung as en Kinnertrumpet. Kum awer was dat dridd „Flock" rut, da föhrt met Knurren de Uppasser ut'n Wagen, en sihr scharpen Spitz, an den keen Mensch dacht hadd, un fött Vadern glik hinnen in de Hosen. He künn nu ut de gebückte Lag unner de Schoßkell (vorspringender hintrer Wagenteil) nich so fix wedder hog kamen. „Julius!" röpt he, „giww den Köter ens, he hett mi bi't Sitzflesch packt."

De Landrat treckt rasch sin Afguß van de lange Pip, de he met namen hadd, un wichst nu in'n Dustern met dat Ruhr drup los — feste wat kannste! Dabi schlög he woll sösmal an den Hund vörbi un kloppte Vadern dat Krüz möhr (mürbe), bevör he dat Hunnemul mal orndlich drapen hadd. As de en Hiw nu doch sitten ded, da kem he grad en Ogenblick to späd, denn kort tovör hadd dat r—rrr makt, un de Gastrats-Büxen weern to Schannen. Nu let de Hund los un fung gräßlich an to hülen. Vader unnersötte sin Schaden un meinte denn: „Na, he hett doch nich dörchbeten, wat ick irst dacht hebb; awer knepen hett dat Best ganz eklich."

Nu güngen de beid Fründ in de Gaststuw torügg, un da seggte Vader met'n sötsuer Gesicht to de Titularrät: „Mine Harrn, ick bin total bekihrt, un de Harr Landrat hett recht behollen. Kum hadd ick den Hund ropen, da was he ok all da un hett mi in de Begrößungsfreud glik 'n Puß up min schönnste Stell gewen." — Damet drehte he sich rüm, un nu sach de Versammlung en gehürgen Flatschen (Flicken) Hosenbodden runnerhängen. Mudder ded sich awer fix för Vadern henstellen, denn dat blitzte dörch dat Loch ganz blank nah buten, un da müßten irst en par Stecknadeln noddürftig Ornung schaffen.

Toirst glöwten de Rät, Vader hadd man Spaß makt un sich de Hosen bi't Bücken upplatzt; as se nu awer de wahre Ursach vernammen, da drap Vadern de Spodd man noch mager, denn he hadd em met sin Humor all de Spitz' afbraken. Bloß Mudder meinte to em, dat weer mal en gerechte Strap för sin Awerglowen, un dat he se ümmer utlachen ded, wenn se mi, as ehren Jongen, mal de Ros' pust't, orer dat Blod dörch Bespräken stillt hadd.

So üm elwen rüm ded sich de Ratsversammlung in de Regel uplösen. Ick was vörher in de Fädern kropen un müßt woll all stunnenlang schlapen hebben — dunn weer min Lager noch bi de Öllern näwenan —, da weckt ick dörch Muddern ehr Stimm. Se röp:

„Rudolf, Rudolf, ermunter di doch! Hür doch bloß, wat dat is! Dat winselt un krabbt un hült an de Husdör weer wet wo sihr. Rudolf, so hür doch! Dat is Flock; ick erkenn em an de Stimm."

Se hadd Licht anmakt, Vader sprung ut dat Bedd, un ick stünn in min't uprecht.

„Herje, jetzt is de Jong ok wach!" röp se, „glik leggst du di wedder hen un schlöppst!"

Na, wenn ick da Order pariert hadd, denn weer ick ja nich min Vadern sin Söhn west. Vader lep in Hemd un Husschoh met dat Licht up'n Flur rut, un ick in deselwe Verfatung hinnerdrin. As wi de Dör upschlaten hadden, da sprung de Hund rin un met son Freudengehül un Gewinsel up uns los un üm uns rüm un an uns in de Höcht, ball an Vadern, ball an mi, dat wull gar keen Enn' nehmen. Mi kemen vör Freud öwer de Hunnefreud un daröwer, dat ick Flocken wedder hadd, de Tranen in de Ogen.

Vader röp ümmerto: „Flock, büste wedder da? Flock, büste wedder da?" un woll em strikeln un schön dohn. De Hund weer awer nich antofaten; he klewte dick vull Modder (Schmutz). He müßt querfeldin dörch dick un dünn, dörch Sump un Grawens prescht sinn, bloß üm recht fix nah Hus to kamen. Menutenlang duerte de Begrößung. un mi lep dat in min Engelskluft all en bäten schuddrig öwern Rüggen.

Nu bröchten wi den Hund in de Kök (Küche), setten em en Napp vull Melk hen, en düchtigen Gemüs'rest un gawwen em en Schlapunnerlag. Denn güngen wi in de Stuw torügg, wo Mudder unnerdes de Petroljumlamp anstoken hadd. As se uns in de helle Belüchtung sach da schlög se de Hänn' tosam öwer uns' Utsehn, up dat wi in de Freud bether nich acht't hadden. Bet an de Brost rup weern uns' Hemden ringsrüm so schwartpleckig, as hadden wi met Schoschsteenfegers en Ringkamp hatt. Wi müßten frische Wäsch antrecken un uns de Been waschen, wobi Mudder van ehrn Husfrugenstandpunkt ut nu doch en Stücksken öwer disse Wirtschaft brummte, tomal min Hemd en langen Ritz kregen hadd.

Vader awer seggte: „Fruken, dat Hemdloch un dat Hos'loch un de Pipenruhrschläg, de hebben sich doch schön betahlt makt. Freust du di nich, dat wi Flocken wedder hebben?"

„Gewiß freu' ick mi!" antwurd'te Mudder; „awer nu segg mi bloß noch ens wat, wenn ick Fritzen mal wedder de Ros' pusten mutt. Du sihst doch an de Hunnesympathie, dat du met din Unglowen up'n Holtweg büst."

Damet pust' se de Lamp ut un behöl dat letzt Wurd, wat 'ne rechte un brawe Husfru ok tokümmt.

Den nägsten Morgen wurd Flock in de Wann' stoken un affept, un en paar Stunnen drup set (saß) he wedder propper un drög (trocken) up't Fensterbredd un kek (guckte) as fröher up allens in de Stuw un up de Strat. Ick künn em awer wer wet wo oft en ollen ekligen Rümdriwer (Rumtreiber) an sin Hunnekopp schmiten,

he beniefte dat woll mal, how ok as to de Besämftigung de Pot hog, makte awer toglik en Gesicht, as wull he seggen: „Jongken, reg di nich up öwer Ding', van welle du noch nüscht versteihst. Künstlernaturen as ick, un babendrin met min arwliche Belastung, de nehmen dat Läwen anners as de Philister un Bastards."

Flock hett nah dem noch öfters sin Turen (Anfälle) kregen, un et makte up uns ball kenen Indruck mihr, wenn he mal en orer twe Dag weg weer. Denn hadd he wat up'n Kiker (im Auge), denn wos he milenwid in de Ümjegend nah de Riddergöder un Majorate hen up de Frigeri (Freierei). Vader wurd met de Tid orndlich stolz up den Hund, de sich met de städt'sche Börger ehren Plebs nich gemen maken wull.

Enmal bröcht he uns awer doch wedder recht in Sorg. Da weer he all föffteihn (fünfzehn) Dag weg, un wi betruerten em as enen Verlurnen. De oll Landrat Scheffler hadd sich dunn all to de ew'ge Ackergrünn dörchplögt (durchgepflügt), un so weer keener vörhannen, de Vadern to den Rop (Ruf) dörch't Wagenradd twingen künn, wenn de Lew to den Hund em nich van selwst dato andrew. Dat geschach nu würklich, nahdem he twe Wochen vergewlich up em luert hadd. He makte et awer heimlich af, denn he wull sich bi'n Fehlschlag nich blamieren; un Flock kem up den Rop ok nich in de selwe Nacht, sunnern irst in de twet Nacht torügg. Denn hett Vader uns un sin Gäst de Sach vertellt. An sin Wahrhaftigkeit is keen Twifel; un so kann ick alle Hunnelewhaber de Raddspiken-Sympathie as erprowtet Middel för dat Torüggropen van allerhand Hundkens sihr nahdrücklich an't Herz leggen.



Ein zweites · Von Karl Titzmann

**Kühler, klarer Herbstestag,
wie du mich bewegst,
wenn du Blüt' und Blatt gemach
auf den Rasen legst,**

**wenn mit buntem Krongegleiß
du die Wege schmückst
und an Haus und Hügel leis
Todesröte drückst! —**

**Einmal, einmal kommt es auch,
einmal schließt der Traum,
und uns trägt der letzte Hauch
wie ein Blatt vom Baum! —**



Ist der unorganische Stoff tot?

Von Gustav Stutzer

Vor vielen Jahren sah ich in einem zoologischen Museum eine Anzahl riesiger Elefantenzähne und bemerkte in einem derselben ein tiefes Loch, das offenbar von einer Flintenkugel herrührte. Es hatte aber einen merkwürdig kleinen Durchmesser, während bei der Jagd auf die Dickhäuter doch nur Geschosse vom stärksten Kaliber gebraucht werden können. Auf meine verwunderte Frage erwiderte der junge Gelehrte, welcher mich führte: „Der Zahn ist schon seit vielen Jahrzehnten im Museum, und nach dem ältesten Berichte war das Loch groß. Es ist nachgerade zugewachsen." — Unerfahren auf dem Gebiete dachte ich in meinem Sinne: Elfenbein, der härteste aller Knochen, oder irgend ein anderer Knochen, kann doch unmöglich wachsen, wenn das Tier tot ist! — Das wie selbstverständlich hingeworfene Wort meines Führers beschäftigte mich seitdem zuweilen, ohne daß ich in gelehrten Werken mehr als Andeutungen über den Gegenstand fand. Heute habe ich nun in stillen Abendstunden eine besondere Veranlassung, niederzuschreiben, was ich über diese Frage gelesen und gedacht habe.

Als ich nämlich heute mittag in der warmen Frühlingssonne spazieren ging und mich dabei auf einer Bank ausruhte, flog ein Schmetterling vorbei. Er schaukelte sich förmlich vor Lust; es war vor meinen alten Augen das Bild eines schönen, jungen Lebens. Dann setzte er sich in meiner Nähe auf einen von der Sonne beschienenen Stein. Also Leben, das sich frei bewegte, saß auf einem toten Steine. Wir haben es doch so gelernt: die Natur ist wie durch eine tiefe Kluft in zwei Teile getrennt, in organische (lebende) und unorganische (tote) Stoffe.

Ist diese althergebrachte Scheidung richtig? — Zwischen der Pflanzen- und Tierwelt hat man doch längst die Übergänge festgestellt.

Ich bin so kühn, zu sagen: Auch der Stein lebt! Allerdings müssen wir infolge der neuesten Forschungen den Begriff „Leben" viel weiter fassen, als wir's bisher gewohnt waren. Drei Beweise für meine Behauptung: der Stein atmet, er wächst und besteht wie jeder Stoff aus unzählbaren kleinsten Teilchen (Atomen, Molekülen, Elektronen), die sich — bewegen. Er atmet, d. h. er nimmt Luft, Gase (Äther) und Feuchtigkeit ein und gibt sie wieder ab. Lege in der Fensterbank einen beliebigen Stein in die heiße Sonne, stelle einen Millimeterstab daneben, und du wirst nach einiger Zeit sehen, daß der Stein sich ausdehnt. Packe ihn in Eisstücke, und du wirst das Gegenteil erblicken. Das weiß jedes größere Schulkind. Aber die wenigsten erfahren, wie das möglich ist. Es ist eben nur deshalb möglich, weil auch der härteste Kiesel und das festeste Metall Gas und Feuchtigkeit aufnimmt und abgibt. Ohne Wasser kein Leben. — Der Stein wächst. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Kristalle wachsen. Der alte Bergmannsspruch: „Es grüne die Tanne, es wachse das Erz", beruht auf Wahrheit. Das Wachstum vollzieht sich jedoch sehr langsam. Mein Begleiter im Museum hatte ganz recht: das Elfenbein wächst. Man redet auch in den Lehrbüchern vom „Leben der Me-

talle". — Dritter Beweis: Alle die sogenannten unorganischen Gebilde zeigen schon bei einer zwei- bis dreitausendfachen Vergrößerung in jedem ihrer Atome wirbelndes Leben, welches bei einer zehntausendfachen Vergrößerung in den verschiedenartigsten Formen erscheint, doch auch dann nicht größer, als das Komma, das ich hier setze, oder als dieser Punkt. Die Lebewesen sind also in Wirklichkeit zehntausendmal kleiner. Man sieht sie dabei sich in geraden Linien oder im Zickzack bewegen, aneinander prallen, fliehen. Das zeigt uns deutlich das Ultramikroskop. Ohne dieses erscheint unsern armen Augen der Kiesel wie der Eisenstab als eine feste Materie; in Wirklichkeit ist alles bewegt, alles lebendig im Ozean der Sternenwelten, wie in den Atomen, Molekülen und Elektronen der starren Steine, des kleinsten Sandkorns, der härtesten Metalle.

Absichtlich habe ich die schwierigste Seite vorangestellt, um den Nachweis des Lebens in der sogenannten unorganischen Natur zu führen; sehr leicht ist er in der Chemie, und für den Laien am offenkundigsten bei der Erde und dem Wasser. Jeder gebildete Landwirt weiß jetzt, daß in einem Kubikzentimeter Erde Millionen von Bakterien tätig sind, sich vermehren, verwandeln, bekämpfen. In jedem Erdklumpen eine Welt des Lebens, welche neben Hunderttausenden von Kleinpflanzen (gänzlich unsichtbar für das unbewaffnete menschliche Auge) den Stickstoff so verarbeiten, daß ihn die Wurzeln aller Gewächse als ihr Hauptnahrungsmittel aufnehmen können. Überall Gedanke, Plan, Gesetz! — In jedem Wassertropfen des Meeres oder Landes sieht man schon bei einer nur tausendfachen Vergrößerung eine unzählbare Menge der verschiedensten Tierchen kribbeln, bei denen alle Vorgänge des Lebens erkennbar sind: Stoffwechsel, Wachstum, Fortpflanzung, Bewegungsfähigkeit, Reizbarkeit.

Darf man nun noch sagen, daß die sogenannten unorganischen Stoffe tot sind? Saß mein Schmetterling auf einem „toten" Steine?

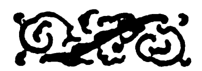
Ich möchte aber noch einen Nachsatz hinzufügen: Die ganze Natur lebt nicht nur, sondern alles Leben **bleibt** und wird in immer neue Formen des Daseins **verwandelt**. Nichts geht verloren. Wo sollte es auch hin, und wenn es sich in den Äther erhübe? Weil aber in jedem Partikelchen Leben ist, ist auch Kraft darin. Diese Erkenntnisse unserer Zeit sind von unermeßlicher Bedeutung; denn es ist zweifellos erwiesen, daß gerade in den Atomen und ihren Elektronen eine ungeheuere Kraft der Anziehung und Abstoßung aufgespeichert ist. Ein weniges merkt man davon an jedem Stücke magnetisierten Eisens. Es zeigt uns das Grundgesetz der Schöpfung, der positiven (anziehenden) und der negativen (abstoßenden) Bewegung; und wenn man einen Magneten pulverisiert, so besitzt jedes Atom davon die gleichen Eigenschaften. Man denke doch an das rätselhafte Stückchen Radium der Frau Curie von der Größe des hundertsten Teiles eines Stecknadelknopfes, welches nun schon seit 24 Jahren ohne Unterbrechung leuchtet und Wärme ausstrahlt, ohne an Gewicht verloren zu haben. Das bedeutet eine Kraft der Elektronen, für deren Energie und Feinheit uns jede Vorstellung fehlt. —

Nur noch ein Beispiel von der **Erhaltung** der Kräfte.

Wenn der Herr Jesus und der Apostel Paulus als Sinnbild von der Lebenskraft in der Verwandlung auf das Weizenkorn hinweisen, so können wir auch zu

dem gleichen Zwecke einen Apfel gebrauchen. Solange er am Baume sitzt, lebt er, denn seine Zellen wachsen, bis er die Eigentümlichkeit seiner Art erfüllt hat. Er ist reif. Du pflückst ihn ab Stirbt er dann? Keineswegs! Man sagt: er reift nach. Was bedeutet das? Seine Atome verwandeln sich in Zucker. Sein Rest verwandelt sich in andere Stoffe, und diese wiederum in andere. So vollzieht sich bei ihm wie beim Weizenkorn das Gesetz von der Erhaltung der Kräfte. — Wenn man so etwas bedenkt, sieht man die Natur und die Vorgänge darin mit ganz andern Augen an.

Schluß: Gott der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde, hat nichts Totes, sondern nur Leben in einer unausdenkbaren Mannigfaltigkeit geschaffen. Das Kennzeichen des Lebens ist aber Bewegung. Die Entwicklung und Verwandlung aller Stoffe bei Erhaltung der Kräfte bildet das Perpetuum mobile der gesamten Schöpfung und die Einheit der Natur. Diese Lebenseinheit aus Gott zu erkennen, hat etwas Überwältigendes.



Herbst

Von Fritz Alfred Zimmer

In tausend Farben sprühen Hain und Hecken,
Und Gold und Purpur hängt an jedem Stecken.

O Erntefröhlichkeit! Der strengsten Nonne
Huscht ins Gesicht des Lächelns leise Sonne.

Recht hat das Leben, recht das Jugendblühn
Und Kräftegären; Seht es Schönheit glühn!

In Farben reift das Licht und friedet weit —
Herz, es ist Weltvergoldungszeit!



Rundschau

Die religiöse Erneuerung

Es war zu Beginn des Weltkrieges, als ein Frohlocken so manche Kreise des deutschen Volkes durchschwellte: die Kirchen füllten sich wieder! Also — man zweifelte nicht daran — kehrte man wieder zu Gott, zur Religion zurück. Not lehrt beten – gewiß; aber wie enttäuschend und schmerzlich bleibt alle Religionsübung, wenn lediglich der äußere Zwang und Druck sie aufrechtzuerhalten und zu fördern vermag! Auch der Patriotismus blühte und tummelte sich ja, solange die Staatsgewalt ihm behilflich und nützlich war. Nun jedoch, im Niederbruch, nun ersteht die strenge Aufgabe, sich zu beweisen; in Leid und Schrecken scheiden sich die Geister zu eiferndem Bekenntnis; jetzt wird ersichtlich, was an schlaffer Überlieferung und breiter Genügsamkeit in unserer Mitte sich ausbreitete und wohlgefiel. Die Fragen über Bestand und Organisation der Schulen und Kirchen erwachsen für jeden Gebildeten und geistig Beflissenen zu ungeahnter Bedeutung. Nur diejenigen, die da meinen, man könne und dürfe jahrhundertealte Werte wahllos und hurtig zur Seite werfen (Leute, die kaum des Lesens und Schreibens kundig sind, drängen sich am ehesten zu vernichtenden Urteilen heran) — sie bleiben unberührt von allem, was bisher das „Volk der Dichter und Denker“ beschäftigt und erhöht hatte.

Und dennoch: das alte, ewige Gesetz bleibt ungeschwächt und wirkt: Druck erzeugt den gemäßen Gegendruck. Und so ist gerade jetzt ein helles Erwachen und Regen religiösen Fühlens und Verlangens wahrnehmbar: der einzelne — soweit er sich seelisch bestimmt und gerichtet weiß — trachtet nach einem unbewegten Halt, der ihm Aufblick und Polarstern zu sein vermag. Die Losung: das Christentum ist überwunden, wie sie jetzt so unbedacht und selbstgewiß hinausgerufen wird, beweist ja an sich so wenig, selbst wenn der Zweifel in so würdiger und hilfsbereiter Weise dargelegt und zu begründen versucht wird, wie es der ehemalige protestantische Geistliche, nun Sozialist Paul Göhre in seinem Buche „Der unbekannte Gott“ (Leipzig, Fr. W. Grunow) unternommen hat. Ach nein, wir haben das Christentum noch nicht einmal begriffen und durchlebt! Man hört, namentlich aus den sozialistischen Kreisen, immer wieder die unbedingte Behauptung, gerade die Tatsache des fürchterlichen Krieges habe den Bestand und das Recht aller Religion untergraben und zertrümmert. Man sollte meinen, die andere Schlußfolgerung wäre gemäßer und näher: eben die Schrecken und Qualen der verwichenen Jahre sollten uns belehren, daß wir zurückkehren müssen zur erbarmenden, unbeschränkten Liebe. Die grellen, aufdringlichen Dinge dieser unberatenen Welt sollen wieder übersonnt und verklärt werden durch die Strahlen eines makellosen, unirdischen, überwesentlichen Lichtes. Die hohe Idee „Vaterland“ wird niemals verblassen, wenn auch einige Voreilige und Besinnungslose, deren es ja gerade heute nur allzu viele gibt, ihr Begehren nur auf Wohlstand, Nahrung, Tanz und Internationale lenken. Denn dies ist ja Wesen und Wirken aller Idee, daß sie über dem menschlichen Wechsel und Treiben unbeirrt und ohne Trübung verharrt und besteht. Vermutlich beruht der Irrtum der Religionsbekämpfer in der Hast, mit der sie ohne Bedenken Christentum und Kirche gleichstellen und vermischen.

Das erneute inständige Suchen nach Innerlichkeit und seelischen Werten hat freilich einen Mißstand offen dargetan: die Kirche, wie sie jetzt geübt und geleitet ist, vermag nur noch schwaches Genüge zu leisten. Es ist an der Zeit, daß statt plattester Moralreden, statt allgemeinster, abgegriffener Belehrung (Ihr sollt ...!) wieder die Bewegung des Unsagbaren, Letzten bewirkt werde. Die monarchische katholische Kirche, in sich selbst geschlossen und staatlich weniger berührt, genießt in vieler Hinsicht zweifellos erfolgreichere, günstigere Bedingungen. Der Protestantismus dagegen hat manchen äußeren Halt eingebüßt, der gerade der Menge Aufrichtung und Versenkung gewährt. Da er sich unmittelbar ans Volk wendet, also demokratisch gesinnt ist, bleibt er Schwankungen und Erschütterungen weit sichtbarer und gefahrbringender ausgesetzt. Die Kirche als Institut sieht die Nötigung, sich beständig zu erneuern, zu erweitern — bis vielleicht die sichere Gemeinschaft zerbröckelt und zerfällt. Aber gerade darum, weil diese bedenkliche Gefahr besteht und sich eben jetzt wieder drohend aufreckt, tut nichts so not, so bitter not wie Beseelung des einzelnen, ein gütiges, mildes Leiten, kein leeres Moralisieren und eiferndes Schelten. Es ist — um nur eine Frage zu berühren — viel zu wenig von der Kanzel herab über das geredet worden, was dem Volke wichtig und gerade heute bedeutsam erscheint: wer war Jesus, wie hat er gewirkt, wie ist es um die Geschichtlichkeit seiner Person bestellt, was unterscheidet seine Lehre von derjenigen anderer Religionsstifter? Da wäre zum Beispiel der chinesische Weise Laotse, dessen schönes, tiefes Werk „Vom Sinn und Leben" in einer von Richard Wilhelm vorbildlich besorgten Ausgabe (Verlag Diederichs, Jena) zu einem Vergleich gewiß verlocken dürfte, denn wie viele dieser hohen und reinen Lehren berühren sich mit christlichen Anschauungen, besonders mit den Worten unserer deutschen Mystiker. Gewiß könnte man auf Grund der fremden Religionen das Wesen der christlichen besonders klar und sicher beleuchten. Vor allem sollte man aber den Ursprung und nicht die persönlich beschränkte Auslegung bevorzugen, nicht deuteln und wenden! Ricarda Huch, die starke und ringende Dichterin und gelehrte Frau, hat einen Versuch gewagt in ihrem Buche „Der Sinn der heiligen Schrift" (Inselverlag, Leipzig). Aber bei aller Hochschätzung dieses lehrreichen, vornehmen, umsichtigen Werkes wird man seine Bedenken schwerlich abzuweisen vermögen. Vor allem hat die unbedenkliche Bezeichnung „Judenchristentum" keinen Raum mehr zum Aufweisen dessen, was gerade das Christentum vom Judentume trennt, zur Begründung dessen, daß hier eben durchaus verschiedene, scheidende Wertungen bestehen. Die sozialen und völkerpsychologischen Fragen, die wichtigsten und schönsten Abschnitte, kann man sich freilich auch aus einem anderen Buche als aus der Bibel abgeleitet denken; man findet sich im Grunde doch nur mit blassen Abstraktionen, wie Weltgeist, Weltvernunft, abgespeist, und das spezifisch Christliche, die Versenkung, die Hingabe bleiben unberührt und im Hintergrunde. All die klugen, aufrichtenden Gedanken dieser erstaunlichen Dichterin leiden durch die Verbrämung mit christlichen Symbolen und biblischen Ausdeutungen, denn sie wachsen nicht aus dem Christentum heraus, sondern bemühen sich, ihre Berechtigung erst durch das Christentum zu empfangen und zu bestätigen.

Sicherlich: wir sind das Zeitalter ohne Melodie, wie es Karl Scheffler in seinem ausgezeichneten, umsichtigen Büchlein „Die Melodie" (Bruno Cassirer, Berlin) ausführlich dargelegt hat. Und man kann seinen Schlußworten unbedenklich beistimmen: „Es stellte sich letzten Endes das Jahrhundert ohne Melodie dar als ein Jahrhundert ohne religiöses Gefühl, als eine Zeit, die man, in all ihrem brausenden Leben, als besessen von einem wahrhaft teuflischen Geist bezeichnen muß. Als ein Jahrhundert ohne Liebe. Ohne Liebe, trotz des wohlorganisierten sozialen Mitleids, trotz der überfließenden Sentimentalität." Und wie man die Theorie der Musik wohl lehren kann, ihr Wesen selbst aber mehr, viel mehr bedeutet als Regeln und Gesetze — so bedeutet auch Religion mehr, viel mehr als bloße Moral und Ethik. Dieses Mißverständnis eben bezeugt so recht die Lieblosigkeit unseres mißratenen Jahrhunderts! Denn eben die Schauer vor dem Unsagbaren, Ungemeinen — sie sind nicht

zu lehren, sie bleiben allein das einsame Erlebnis der Seele, ohne das auch die sichersten Gesetze und Regeln nur Formeln und Paragraphen sind. Wenn irgendwo, so gilt gerade hier das vielzitierte Wort: Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen . . . Und daß man dennoch jetzt — nach Art der Romantiker, deren Werken man sich dankbar wieder zuneigt — sich auf das Unbewußte, Unbedingte besinnt, beweist am hellsten die unerlöste Sehnsucht unseres armen Volkes. Die Kunst, die sich in Krampf und Geschrei allgemach selbst ermattet, sucht Einkehr und Ruhe auf der Flucht. In seinen Aufsätzen „Die Flamme“ (G. Müller, München) hat Karl Röttger mancherlei Besinnliches und Tüchtiges über dieses erwachte Verlangen und Hoffen zu verkünden, nicht immer völlig gefaßt und sicher, auch stilistisch mitunter ein wenig eilig (der Verfasser gehört dem Charontiker-Kreise an), aber immer ehrlich bestrebt und zielbewußt. Freilich — das Gewisseste bleibt immer, zur Quelle selbst zurückzuwandern, sich an ihr zu speisen. „Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind“, sagt Goethe.

Da hat uns der bekannte Theologe Heinrich Weinel in der vortrefflichen Bücherei „Die Klassiker der Religion“ eine Sammlung neutestamentlicher Sprüche geschenkt, welche Jesus unmittelbar redend vor dem aufhorchenden Leser erwecken sollen. Fußnoten (vielleicht zu wenige und knappe in Anbetracht eines so wichtigen Gegenstandes) begleiten auf dieser wundervollen Pilgerfahrt. Ein derartiges Buch spendet innigere Aufrichtung als so manche Reden studierter, berufsmäßiger Prediger, denn hier ist nichts von konfessioneller Beschränkung, hier ist der Ausgang selbst, zu dem wir zurückverlangen müssen, wenn anders uns das Heil nicht ewig ferne bleiben soll. Was uns fehlt, ist immer noch ein Leben Jesu, das freilich von einem Manne geschrieben sein müßte, der die Gaben des Gelehrten und des Künstlers in sich vereinigte; ein Buch, das erzählend und dennoch belehrend, durch Beispiele, historische und geographische, sittengeschichtliche und sprachwissenschaftliche Beziehungen, die Ergebnisse der Forschungen zusammenfassen und trotzdem immer voll Andacht und Würde bleiben müßte. Niemals dozierend; ein dichterisches Werk, ein Erbauungsbuch für Gebildete und Ungebildete. Vergessen wir es doch niemals, daß die Erscheinung Christi immer nur aus der Umgebung zu begreifen ist, der er entwachsen — und diese Umgebung ist uns fremd und neu von Anfang an. Wie so anders könnte dann in den Schulen gelehrt und gewirkt werden, nicht durch Auswendiglernen von Sprüchen und Liedern, sondern durch unmittelbare Anschauung, durch herzliche Ergriffenheit. Denn wie überall, so fehlt auch hier das persönliche Erlebnis, die echt mystische Hingenommenheit.

Ja — Mystik im wahren, unverfälschten Sinne brauchen wir wieder, das Lied der Seele, die Melodie der Hingerissenheit. Was uns hell in ihr aufkeimt, hat soeben Friedrich Heiler in einem schönen Vortrage dargetan, „Die Bedeutung der Mystik für die Weltreligionen“ (München, Ernst Reinhardt). „Sie ist stets eine Reaktion gegen die naive Welt- und Lebensfreudigkeit wie gegen den Kulturoptimismus, gegen die starre Äußerlichkeit der herkömmlichen Religion wie gegen die egoistische Lohnsucht der Volksfrömmigkeit . . . Sie ist übergeschichtlich und überkirchlich, sie erhebt sich in souveräner Freiheit über alle dogmatischen und rituellen Überlieferungen und sucht unmittelbaren und direkten Zugang zum Geheimnis des Göttlichen.“ Vielleicht darf ich bei dieser Gelegenheit auch auf mein soeben erschienenes Buch „Die deutsche Mystik“ (Hugo Bermühler, Lichterfelde 1) hinweisen, in welchem ich — ohne alle Gelehrsamkeit — den Versuch unternommen habe, die allgemeinen Richtlinien aufzuzeichnen, nicht nur die mittelalterlichen Mystiker um Eckhart und Tauler zu betrachten, sondern die großen Zusammenhänge bis auf Fichte und Novalis auszubreiten und die letzte Höhe der Mystik dann in Johann Sebastian Bachs Werken zu erläutern und zu preisen. — Man kehrt jetzt willig und dankbar wieder zu den alten lieben Legenden und Hymnen zurück, weil sie voll sind von dieser Inbrunst des Schauens und Wissens. Sicherlich — die „Byzantinischen Legenden“, die Hans Lietzmann bearbeitet und aus-

gewählt hat (Verlag Eugen Diederichs, Jena), befriedigen zunächst vor allem die novellistische Neugier und Freude; dennoch bleiben sie ein würdiges Zeugnis dessen, wie eifrig man die unbeugsame Frömmigkeit zu ehren und zu loben wußte. Und vor allem die wundervollen „Alten Heiligenlegenden“ aus der Überlieferung des Kölner Passionals (Volksvereinsverlag, München-Gladbach) muten wirklich an wie jene frommen Gemälde eines Giotto oder Fra Angelico, wie Lochners oder Dürers erhabene Schöpfungen. Man liest darin wie in alten Pergamenten, aus denen ein Duft wie von Ewigkeit her emporzittert. Und dann ist noch ein anderes Büchlein desselben Verlages da, „Die kirchlichen Hymnen“, das in der lateinischen Urschrift und in zumeist recht angenehmer Übertragung die prachtvollen alten Lieder zusammenfaßt, die ja auch Luther nachzudichten nicht verschmäht hat. Da die vorliegende Ausgabe freilich nur für Katholiken bestimmt ist und vornehmlich liturgischen Zwecken dienen soll, so wurden die Gesänge leider in Umgestaltungen und nicht immer in den besten Nachdichtungen gegeben. Wer vermöchte sich dem unnennbaren Zauber eines Dies irae oder Stabat mater ungerührt zu entziehen? Das Mittelalter war denn doch keineswegs so „dunkel“, wie die unberatene Überlieferung es darzustellen beliebt. Es brachte uns ja vor allem die höchste Blüte religiösen Fühlens und Erlebens: die deutsche Mystik. Man braucht nun keineswegs alle Absonderungen, wie sie damals geschahen, als auch heute noch wirkend und förderlich zu werten. Die „Dokumente der Gnosis“ zum Beispiel (Verlag Diederichs, Jena), eine übrigens gewiß sehr fleißige, achtenswerte, historisch wichtige Arbeit, vermag wohl nur sehr wenigen Lesern mehr zu bedeuten als eine Wunderlichkeit, eine unverständliche, abwegige Spekulation. Wie anders schon, wenn man in der Welt Augustins Einkehr hält an der Hand des schönen Lebensbildes, das auf Grund der Briefe dieses Kirchenlehrers von Wilhelm Thimme (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht) entworfen wurde. Mag auch diese fleißige Arbeit besonders historischen Wert beanspruchen, so führt sie dennoch jeden willigen Leser vorzüglich ein in jene Zeit, als man das Christentum mit Dialektik und Philosophisterei zu erkämpfen und zu beweisen trachtete und trotzdem niemals den innigen Zusammenhang mit dem Anfang verloren hatte. Bei weitem wichtiger erscheint die treffliche Neuausgabe der „Bekenntnisse“ des großen Kirchenlehrers (ders. Verlag), welche von E. Zurhellen-Pfleiderer gekürzt und in fließendes, nicht „wissenschaftliches“ Deutsch übertragen wurden. Alle Weitschweifigkeiten und heute teilweise unverständlichen polemischen Ausfälle wurden ausgemerzt, so daß ein jeder, der guten Willens ist, sich ungestört dem hohen, würdigen Buche dieses bedeutendsten Kirchenvaters hingeben und sich an ihm wahrhaft erheben und erlösen kann. Denn immer bleibt es stark, überzeugend, unmittelbar; zumal jetzt, wo es vom Staub der Jahrhunderte befreit ist und nur in lebendiger Gegenwart zu uns redet. — Dann aber — wie ein Licht, ein stetes, unbeirrtes, hohes — tritt Meister Eckehart hervor, der größte Christ des Abendlandes; jener erhabene, hingenommene Prediger, dessen Schriften erst heute die vollkommene Würdigung und Beachtung erfahren haben. Walter Lehmann bescherte in der Sammlung „Klassiker der Religion“ (erschienen bei Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen) eine treffliche Auswahl in feinsinniger, liebevoller Übertragung und mit kenntnisreicher Einleitung, die gerade infolge ihrer schönen, stillen Hingabe ein besonders herzliches Lob verdient. Wer nur einmal sich verloren hat in diesen reinen, hehren Gipfelglanz, der begehrt niemals wieder hinunter in Dunst und Lärm konfessioneller Streitigkeiten und Begierden (ich habe früher schon im „Türmer“ über Eckehart und die Mystik geredet und beschränke mich darum nur auf Hinweise). Hier eröffnet sich eine unverstümmelte, vollkommene Rückkehr zum Ursprung (Rückkehr bedeutet keineswegs, wie man heutzutage gerne einzuwenden pflegt, ein Hinab, sondern ebenso gut ein Hinan — je nach der Beschaffenheit des Weges, den man hinter sich gelassen). Und diese Wirkung läßt sich verfolgen in den kommenden Generationen. Wie sehr Eckehart von christlich-kirchlicher Seite noch mißverstanden und abgelehnt wird, beweist die im übrigen sehr eindringliche und emsige Studie von Joseph Bernhart über „Bernhartische und Eckhartische

Mystik" (Kempten i. Bayern, Kösel). Die streng katholische Wissenschaft hat ja noch am ehesten Grund, diesen freien Gottesmann mit Bedenken und Abwehr von sich fern zu halten — trotz gelegentlicher Abwehr.

Dankbar sei auf die von Walter Lehmann veranstaltete Sammlung „Deutsche Frömmigkeit" (Jena, Eugen Diederichs) hingewiesen. Das ausgezeichnete Buch faßt eine gute Auswahl kennzeichnender Artikel aus den Werken der Mystiker zusammen. von Eckehart bis auf die neueste Zeit. Überall quillt lebendigste Gegenwart; es ist ein Erbauungsbuch im reinsten und edelsten Sinne, lauter und klar. Allen, die den Zugang zu wahrhaft christlicher Gesinnung suchen, werden hier Belehrung und Erkenntnis sehen. (Daß Bonus Aufnahme fand, erachte ich freilich für bedenklich; seine Art weicht allzusehr von den Richtlinien der anderen Gottesfreunde ab; dagegen vermißt man Schleiermacher nur ungern.) — Und sodann mag eine Auswahl aus der „Heiligen Seelenlust" des Angelus Silesius genannt sein (Vier-Quellenverlag in Leipzig), welche einige der schönsten Lieder des merkwürdigen Mystikers birgt, die — trotz gelegentlicher Weichlichkeit — noch immer herzlich und erbaulich wirken. Leider fehlt das bekannteste Gedicht „Mir nach, spricht Christus unser Held!" —

Nikolaus von Kues, dem Karl Paul Hasse eine ausführliche Studie widmet (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht), hat Eckeharts erhabene Lehre geliebt und aufgenommen, wenn freilich auch schon abgeschwächt und kirchlich umgedeutet. Aber man verliert sich gern in dieser noch so lichten, umhegten Welt wie in einem Sommergarten. Später kam Luther, der in der Mystik begonnen, aber am Ende seines Lebens paulinischen Bestrebungen zugewandt war und das Eigenerlebnis auf ein ganzes Volk auszudehnen begehrte, wobei ja — wer möchte es heute zu leugnen versuchen? — auch jene Mißstände entkeimen mußten, unter denen wir noch immer seufzen, die unserer Kirche niemals gerade, ruhige Auswirkung gewährten. Eine vorbildliche Auswahl aus den Schriften des großen Reformators hat Martin Rade besorgt (derselbe Verlag). Der starke Band ist eine wunderbare Gabe, denn er führt uns das Streben und Ringen dieses hinstürmenden Mannes so unmittelbar und mitreißend vor Augen. Freilich — die 92 Thesen wird heute wohl kein Unbefangener mehr in ihrer Gesamtheit studieren mögen, und der berühmte und bedauerliche Abendmahlsstreit ist uns gleichfalls nicht mehr gegenwärtig. Aber all den ernsthaften, mitunter freilich auch groben Sprüchen und Mahnungen lauschen wir noch immer voll Begierde, sie währen unveraltet und kraftvoll, bieten ein Zeitbild, wie keine noch so gelehrte Arbeit sie zu umreißen imstande wäre. Martin Rade hat die verschiedenen Auszüge aus den Werken in Abteilungen geordnet mit den Überschriften: Vor dem Thesenstreit, Im Zeichen der Thesen, Um die wahre Kirche, Der rechtfertigende Glaube, Gott und Christus, Vom Worte Gottes usw., so daß eine gute Übersicht und Klarheit gegeben wurde. Biographische Notizen begleiten den Text aufs wirksamste. Man schreitet wie durch einen knorrigen, rauschenden Eichenwald dahin, über dem sich ein blitzerhellter Gewitterhimmel ausbreitet; ein brausender Wind durchrüttelt die Wipfel und bricht die tauben Äste . . .

Daß nach Luthers Reform die stille, treue Mystik niemals ihres warmen Glanzes verlustig ging, beweist eine so milde und herzliche Gestalt wie Johann Arndt, dessen Werke uns Wilhelm Koepp in Auswahl dargeboten hat (ders. Verlag). Einst waren ja seine „Vier Bücher vom wahren Christentum" viel gelesen und gelobt; heute würde ihre Weitschweifigkeit ein wenig ermüden und ablenken. Man erquickt sich gern an dieser ursprünglichen, schlichten Innigkeit, an dieser einfältigen Treue, wenn man auch erkennen muß, daß dem Schaffen dieses rechtlichen Pfarrers Kraft und Fülle mangeln, so daß man nicht tief ergriffen, sondern nur sanft und freundlich berührt wird; aber gerade diese milde Ruhe wird in unseren lauten Tagen gewiß bei manchen suchenden Seelen Dankbarkeit und willige Aufnahme finden. Sicherlich bleibt er allzu dunkel im Schatten des wuchtigen Reformators zurück, dessen Worte nicht wie linde Maienlüfte, sondern wie sausender Aufruhr vorüberklangen.

Kein Geringerer als Fichte hat die Bedeutung Luthers tief erkannt und verkündet. Er fühlte hier die deutsche Wahrheits- und Wissensbegierde, die ihn selber überflammte. Neben Eckehart ist ja Fichte, der Aufrechte, Weisende, der bedeutendste religiöse Anreger und Förderer gewesen. Das erkennt man so recht, wenn man die Auswahl betrachtet, die Weinel in den „Klassikern der Religion" unternommen hat. Auch Fichtes hochgemute, brennende Mystik wendet sich unmittelbar auf das Urchristentum zurück, verschmäht alle kirchlichen Satzungen und Formeln, will den lebendigen Quell gereinigt wissen von dem Geröll nnd Schutt überkommener Dogmatik und Gelehrsamkeit. Denn „nur das Metaphysische, keineswegs aber das Historische macht selig, das letztere macht nur verständig!" Aber was wollen, was suchen wir denn, heute mehr denn jemals? „Darin besteht die Religion, daß man, in seiner eigenen Person und nicht in einer fremden, mit seinem eigenen geistigen Auge und nicht durch ein fremdes, Gott unmittelbar anschaue, habe und besitze." Und dann das aufrichtende Wort: „Der reine Christ kennt gar keinen Bund noch Vermittelung mit Gott, sondern bloß das alte, ewige und unveränderliche Verhältnis, daß wir in ihm leben, weben und sind; und er fragt überhaupt nicht, wer etwas gesagt habe, sondern was gesagt ist." Man erkennt, daß hier Eckeharts Lehre und Glaube neu erstanden und aufgetan ist. Gerade jetzt (ach, dieses unabänderliche „gerade jetzt" -- welche Sehnsucht und Armut schließt es in sich!) bedeutet Fichte einen richtenden Maßstab für jeden Deutschen, der sich seines angestammten Volkstums noch bewußt ist. Der Weltkrieg hat ihn uns gezeigt in all seiner überragenden Größe und Sicherheit. Er war niemals ein „Kriegshetzer", wie es diejenigen zu behaupten wagen, die verunglimpfen, ohne zu kennen. Weinel betont es mit dankenswerter Schärfe. „Die Reden an die deutsche Nation", sagt er, „sind ja nicht, wie man immer wieder behauptet, ein Aufruf zur Erhebung gegen Napoleon. Sie sind ein Aufruf zum höchsten Opfer. Unsere Kinder sollen wir unserer Buße opfern, so hat der Gewaltige damals gesagt. Wir wollen sie hingeben zu einer neuen Erziehung an den Staat, nachdem wir unser Anrecht auf Kindererziehung durch unsere Schwäche und Armseligkeit verloren haben! Man wundert sich, daß man ihn nicht in Stücke gerissen hat um dieser Bußpredigt willen. Jesus hat in der gleichen Lage am Kreuze sterben müssen." In Eckehart und Fichte wird uns das Heil erwachsen, das wir jetzt so emsiglich außer uns suchen —: im Sozialismus, in der Internationale, im Kubismus und Expressionismus, die ja alle nur das Anzeichen dafür sind, daß ein kranker Körper durch Ausscheidung alles Überlebten, Abgegriffenen nach neuer Gesundung und freier Betätigung verlangt. — Wer Fichte recht nahekommen möchte, der greife zu der Sammlung seiner Briefe, die von Ernst Bergmann besorgt wurde (Inselverlag, Leipzig). Namentlich die Briefe an die Braut und Gattin zeigen uns den unerschrockenen Streiter, den stürmenden der ersten Leipziger und Jenaer Zeit und den sich vollendenden der Berliner Jahre. Weichheit und Zorn, Demut und Aufbegehren wechseln beständig — immer aber dauert das redliche, unerbittliche Werben um Wahrheit und Klarheit. Ob er gegen Schelling seine Anschauungen wahren muß, ob er sich gegen Goethe hartnäckig und verbissen verteidigt — wir fühlen den heißen Atem des Mannes, der nur nach dem einen trachtet: sich zu läutern und zu erfüllen. Mehr wie bei Kant oder selbst Schopenhauer tritt das rein Menschliche ans Licht, jenes Bekenntniswort Goethes, das sich auch an Fichte bewährt hat: „Ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt: ein Kämpfer sein!"

Neben Fichte stand der weichere Schleiermacher, dessen wundervolle Reden „Über die Religion" im Zeitalter der Romantik die Geister tief durchzittert und erweckt haben. Nicht Moral und Metaphysik, sondern das „Anschauen des Universums", die unmittelbare Erhebung zur Gottheit wurde hier verkündet mit einer reinen, aufleuchtenden Inbrunst, welche auch heute noch unvermindert in die Gegenwart hinüberklingt. Viel zu wenig achtete man dieses kostbaren Werkes, das uns jetzt Rudolf Otto in einer vorzüglichen Neuausgabe geschenkt hat (Vandenhoeck & Rupprecht, Göttingen). Eine kundige Einleitung, ein zusammenfassendes

Nachwort und hilfreiche Anmerkungen werden dem Leser gewiß willkommen sein. Nun kann ein jeder diesem wahrhaft frommen Buche nahe sein; und wer in Fichtes unbedingter Größe vielleicht ein wenig Bedrückung findet, der sieht sich hier einem sanfteren Führer gegenüber, der aber nicht minder wichtig und förderlich bleibt. Möge doch endlich die Zeit anheben, wo man solchen Stimmen wieder Gehör und Gefolgschaft schenkt! Was die Theologie unserer Tage geleistet hat, beginnt bei Schleiermachers Reden; und die „Gebildeten unter ihren Verächtern" werden der Religion, die trotz allen Lärmens der Gegner nur um so inniger wirkt und besteht, vielleicht zurückgewonnen werden, wenn sie erkennen, daß nicht Kirche und Dogma, sondern Erlebnis und Vollendung der unsterblichen Seele gemeint ist, Eingang in die Ewigkeit ohne Zwang und Regel — nur aus Überzeugung und Liebe und Hoffnung.

Wie verblaßt daneben ein so eifriger, dennoch unbefriedigter Denker und Grübler wie der Däne Soeren Kierkegaard, den uns Edvard Lehmann naheführen möchte (derselbe Verlag). Immer ein Danebenher und Darumherum; immer nur Frage und — ein wenig Snobismus. Rein menschlich und auch künstlerisch von Bedeutung (wie schön ist die stille Betrachtung „Waldeinsamkeit!"), vermag er doch als religiöser Charakter niemals volle Becher darzureichen. Viel Begriffsspaltereien, geistreiche Beobachtungen — und dennoch: das Letzte, Tiefste, Unmittelbarste fehlt fast gänzlich, und so scheidet man vielleicht mit Achtung und „Interesse", aber unbeteiligt und ungerührt.

Und danach Lagarde! Auch er heute erst verstanden und geliebt. Auch er, gleich Eckehart und Fichte, ein religiös Ergriffener, der eine Wiederbelebung abgestandener Formeln und Dogmen von sich weist, der nur ein Ziel kennt und verfolgt: Erstarkung in deutschem Denken und Empfinden! Gleich Fichte fühlt er in Paulus das Hemmnis, den Unberufenen; die jüdische Überlieferung gilt ihm wenig. Gegen Luther wußte er gewichtige Einwände; der Protestantismus blieb ihm fern in seiner Zerklüftung und staatlichen Einschränkung; lieber hielt er Einkehr in den ragenden Domen des Katholizismus und fühlte die Schauer der Erhabenheit. Wir sollen, so will es Lagarde, wieder „evangelisch" werden, das heißt eben: mit Fichte und Eckehart zu Jesus zurückkehren und alle folgende Stufen und Verirrungen von uns scheiden. „Gezeigt wird die Religion freilich nicht, aber sie leuchtet, ohne daß der Fromme es weiß; sogar am Sommermittag leuchtet sie, geschweige denn in unseren dunklen Abenden des Welkens und der Herbststürme." — „Für die Frommen ist die Religion kein Glaubensbekenntnis, sondern ein Leben, ein Umgang mit Gott: dieses Leben aber wurzelt nicht in irgendwelcher Bildung, sondern jede Bildung wurzelt in diesem Leben." Wie hat Lagarde immerdar für Reform der Schule gestritten, wie hat er die Jugend bewahren wollen vor den qualmigen, stinkenden Bierstuben, hinausführen wollen in die Freiheit der Wiesen und Felder! „Es handelt sich darum, der Nationalität diejenige Entwicklung zu sichern, welche der in Demut zu beobachtende Wille Gottes verlangt." In der schönen Ausgabe, die Hermann Mulert in der „Klassikern der Religion" veranstaltet hat, wird man mit Gewinn und Nutzen lesen. Denn auch Lagarde wußte, daß nur eines uns helfen und aufrichten kann: die Idee. „Das Ideal, ich habe es meinen Schülern seit mehr als einem Vierteljahrhundert immer aufs neue eingeschärft, ist nicht über den Dingen, sondern in den Dingen: wie Gott nicht bloß Sonntags von neun bis elf in der Kirche, sondern jederzeit und überall ist und gefunden werden kann." Wenn eine Rettung und Gesundung möglich ist, dann nur auf diesem Wege! Das Zurück ist ein Gipfelpfad dorthin, wo das ewige Licht herniederströmt — weg von Dunst und Hast der Städte. Einkehr, Umkehr — der Weg zum leuchtenden Gral. Denn, so sagt Fichte, der es an sich selbst erfahren: „Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, nicht die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege kämpft!"

Ernst Ludwig Schellenberg

Ketteler

Das deutsche Volk ist heute nicht so reich, daß es geistige und sittliche Kapitalien, die ihm zur Verfügung stehen, ungenützt lassen könnte. Das deutsche Volk ist heute nicht so stark, daß es sich das aufreibende Vergnügen innerer Kraftüberspannungen und Bruderkämpfe gestatten dürfte. Verderblicher noch als der Vernichtungskrieg, den die zur blutroten Fahne haltenden Teile der Arbeiterschaft gegen die ganze übrige Nation führen, wäre ein Wiederaufleben des alten Hasses der Lutherschen und Römischen, denn nichts gleicht in seelenmörderischer Furchtbarkeit den Glaubenskriegen. Der heute meistgenannte und meistumstrittene Mann in deutschen Landen droht unheilvolle Verwirrung anzurichten. Der Volkszorn gegen Erzberger entlädt sich oft in Angriffen auch gegen das Glaubensbekenntnis dieses Mannes. Was hat denn aber die nun fast zwei Jahrtausende alte katholische Kirche mit den Sünden zu tun, die der Parlamentarier und Minister Erzberger seit ein paar Jahren begangen hat? Mit demselben Recht könnte man alle braven Schwaben Reichsverderber nennen, nur weil Matthias nun einmal zufällig aus Biberach kommt. Nicht einmal die politische Partei des Zentrums als solche darf man so ohne weiteres für die Erzbergereien verantwortlich machen, denn aus dieser parlamentarischen Gruppe sind seit sechzig Jahren Männer hervorgegangen, deren sich Deutschland gewiß nicht zu schämen braucht. Auch als Deutscher evangelischen Bekenntnisses und konservativer Staatsanschauung wird man z. B. an dem alten Ulanen Schorlemer-Alst seine Freude haben können.

Schwerer wird es uns schon, zu einem Ketteler in angenehme Beziehungen zu kommen, aber gerade diesen Mann müssen wir studieren, wenn wir den politischen Katholizismus in Deutschland verstehen wollen. Gar manches stößt da zuerst unser Ghibellinenherz ab; sehen wir aber näher zu, finden wir doch im streitbaren Mainzer Bischof den echten guten Deutschen, den vorbildlichen westfälischen Edeling — und wenn wir seine Ansichten auch nicht teilen, rufen wir schließlich doch: „das war ein ganzer Kerl“ — und wenn er heute wiederkäme, würde er, nach unserer unmaßgeblichen Meinung, mit Erzberger und Compagnie sehr kurzen Prozeß machen. Wir sollen uns heute gegenseitig zu verstehen suchen. Ein Katholik, der nicht gerade im Rufe großer Duldsamkeit steht, Joseph Görres, schrieb einmal: „Wir alle, Katholische und Protestantische, haben in unseren Vätern gesündigt und weben fort an der Webe menschlichen Irrsals, so oder anders, keiner hat das Recht, sich in Hoffart über den andern hinauszusetzen, und Gott duldet es an keinem, am wenigsten bei denen, die sich seine Freunde nennen.“

Der Name Ketteler wurde uns, die wir in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre studierten, im Zusammenhang der christlich-sozialen Bestrebungen bekannt. Das Ziel einer Aussöhnung des grollenden vierten Standes mit dem Deutschen Reich und der Kirche begeisterte uns, und wie wir uns für Stöcker ins Zeug legten, suchten wir den christlich-sozialen Gedanken auch noch weiter zurück zu verfolgen; so kamen wir auf dem Umwege über Lamennais und Kingsley auf Ketteler. Gerade damals erschien dann in Neuausgabe die lange vergessene Schrift Kettelers „Die Arbeiterfrage und das Christentum“. Sowohl in seiner Be- und Verurteilung der sozialen Notstände seiner Zeit, wie in seiner Kritik der Heilmittel, die Liberalismus und Radikalismus, ja, die reine Politik überhaupt bieten, kann man dem Mainzer Bischof auch heute noch meist zustimmen. Weder Selbsthilfe noch Staatshilfe allein können dem Leiden der Armen ein Ende machen; es muß die religiöse Sittlichkeit zur Hilfe kommen; sie gibt die rechte Wertung der nicht entwürdigenden, sondern veredelnden Arbeit; sie söhnt den Arbeiter mit seinem irdischen Los aus. Dem Materialismus und Optimismus der Sozialdemokratie ist Ketteler ein abgesagter Feind. „Ihr werdet immer Arme bei euch haben“, hat Christus gesagt. Es ist ein Wahn, anzunehmen, daß irgendeine ausdenkbare Staats-, Gesellschafts-, Wirtschaftsordnung das goldene Zeitalter herbeiführen und alle Tränen trocknen wird. Mit Theater und Konzert, Kunstwerken und Wissenschaften, mit Familien-

festen und Bibliotheken, mit allen geistigen und sinnlichen Genüssen dieser Erde kann man das ruhelose Sehnen des Menschenherzens und die tausend Schmerzen des Daseins nicht betäuben. Und wenn schon die Bürger von „Besitz und Bildung“ an den Rezepten der Strauß und Feuerbach, Büchner, Häckel, Ostwald usw. verzagen müssen, so wie das Schicksal mit unbarmherziger Hand in unser Leben eingreift, so müssen erst recht die Enterbten rettungsloser Verzweiflung in den unlösbaren Widersprüchen des Menschenlebens anheimfallen.

Ketteler hat in seiner berühmten Ansprache vom 25. Juli 1869 die einzelnen Forderungen des Arbeiterstandes erörtert und die meisten in ihrem Kern als berechtigt anerkannt. Die Hilfsmittel, die den Arbeitern von der Kirche geboten werden, sind Anstalten für Arbeitsunfähige, das christliche Familienleben mit seinen Stärkungen und Tröstungen, die religiösen Wahrheiten und die unmittelbaren sozialen Kräfte des Christentums selbst. Die „Produktiv-Assoziationen“, für die Ketteler eintritt, werden um so mehr Gutes stiften, je christlicher der Geist ist, in dem sie durchgeführt werden. Zugegeben, daß manches in Kettelers volkswirtschaftlichen Darstellungen naturgemäß veraltet ist; seine Gedankengänge selbst sind aber noch heute ebenso richtig wie vor fünfzig bis sechzig Jahren, und wenn er z. B. die Selbstsucht und Parteiwut der sich untereinander befehdenden Arbeiterführer schildert, könnte man meinen, Ketteler habe die roten Herrschaften unserer Tage vor sich gehabt. Wer sich von der Schlagwort- und Gemeinplatz-Seuche der „Jetztzeit“ erholen will, lese Kettelers Schriften, die zwar eine meisterhafte Beherrschung der Sprache zeigen, gleichwohl auf alles verzichten, was nach Flitter und Schwulst aussehen könnte und allein durch schlichten Ausdruck selbsterarbeiteter Gedanken und tiefer Überzeugungen wirken wollen. (Es sei auf die von Murnbauer besorgte Auswahl der Reden und Aufsätze Kettelers hingewiesen.)

Ketteler ist als Vorkämpfer einer christlich-ethischen Lösung der Arbeiterfragen (die selbstverständlich außerdem auch vom Staatsmann, Volkswirt, Sozialpolitiker, Unternehmer, „organisierten“ Arbeiter usw. in Angriff genommen werden müssen) eine allseitig anerkannte Berühmtheit. Auffallend ist es dagegen, daß Kettelers geschichtsphilosophischen und allgemeinpolitischen Gedanken heute fast gar keine Beachtung geschenkt wird. Man fürchtet da, in eine ganz fremde und unverständliche, tief-mittelalterliche Welt zu geraten. Hat nicht aber gerade das, was der heutigen Geistesmode widerspricht, eine große Anziehungskraft? Nur der wird das leugnen, der in den Anschauungen der Herren Henke, Cohn, Hoffmann, Scheidemann usw. die feinste Blüte deutschen Denkens verehrt. Ketteler ist selbstverständlich davon überzeugt, daß Staat, Volk, Weltgeschichte, wie das ganze All Auswirkungen Gottes sind. Dieser theozentrische und theomonistische Universalismus stößt hier und da mit unserem Nationalstaat und unserer Hinneigung zu Nationalkirchentum zusammen. Die frohe Botschaft der Christnacht ist nun aber einmal an alle Menschen und Völker gerichtet, das Christentum ist also universal, und dem folgerichtigen Ausbau dieses neuen Gottesreiches auf Erden steht nur das Bedenken entgegen, daß die Katholiken der anderen Staaten gar keine Neigung zeigen, ihre schroffnationalen Ansprüche hinter diesen echten „Katholizismus“ zurückzustellen. Man denke heute nur an die Polen, Belgier, Franzosen. Der Gedanke eines unter kirchlicher Leitung geeinten Europa hat sogar den protestantischen Novalis begeistert. Da werden wir denselben kirchlichen „Internationalismus“ dem Bischof Ketteler nicht so sehr übelnehmen dürfen. Die Größe und Eigenart Kettelers liegt gerade in seinem Bestreben, den Katholizismus oder Universalismus mit dem deutschen Nationalempfinden zu verbinden.

„In der Wissenschaft, im Völkerrecht, im Staatsleben, im Volksleben stehen die Menschen vor Aufgaben, die Gott ihnen gesetzt hat. Wo sie dieselben durch Christus lösen werden, da ist Fortschritt, da ist Vollendung, da ist wahrer Glaube ... wo sie dieselben ohne Christus erfüllen wollen, da ist Tod, Verderben, Untergang ... Es gibt kein anderes Fundament, als welches gelegt ist Christus Jesus.“ Weil nach Kettelers Meinung der preußische Staat und das neue Deutsche Reich nicht die ihnen von Gott gestellten Aufgaben lösten, fühlte sich der Bischof

zum Widerspruch gedrängt. Der „Staat von Gottes Gnaden" ist Kettelers Ziel. Nicht das Gottesgnadentum der Fürsten; nicht die Vorstellung, daß alle Handlungen des sich allmächtig dünkenden Staates von Gott veranlaßt sind; nichts Unbeschränktes, sondern im Gegenteil größte Beschränkung liegt in diesem „Staat von Gottes Gnaden", „denn wer seine Gewalt von Gott ableitet, bekennt damit, daß er sie nur im Gehorsam gegen Gott üben darf und also die Grenzen anerkennen muß, die ihm der Wille Gottes in seinen Geboten, in der allgemeinen Weltordnung, in den Rechten, die er den übrigen Menschen erteilt, gesetzt hat". Die Staatsordnung ist nicht etwas von Menschen Erfundenes und von Menschenwillkür Abhängiges, sondern Gotteswerk. Dieser Auffassung des Staates von Gottes Gnaden steht der Staat von Menschen Gnaden entgegen: alle Gewalt kommt vom Volk. Das einzige Bindemittel der menschlichen Gesellschaft ist der Vertrag, und zur Durchführung dieses Vertrages braucht man die Gewalt.

Man kann Kettelers Lehre eine theokratische nennen; er selbst war der Meinung, den recht eigentlichen deutschen Staatsgedanken zu vertreten. Kettelers Staatsgedanke ist aber auch der organische gegenüber dem mechanischen. Kettelers Staat von Gottes Gnaden ist vor allem auch der Feind des „Gottstaates" Hegels. Daraus ergibt sich, daß Kettler den Staatsabsolutismus in jeder Form aufs schärfste ablehnt und bekämpft. Ketteler ist ein unversöhnlicher Gegner des roten Jakobinertums, aber ein ebenso heftiger Widersacher der Lehre vom „Staat als dem präsenten Gott". Sowohl der fürstliche Despotismus wie der Despotismus der demokratischen Massenmehrheit und Parteiherrschaft sind unvereinbar mit dem christlichen wie mit dem germanischen Empfinden. Der Phrasenschwulst des alten Liberalismus konnte den klaren Denker Ketteler nicht benebeln: „Eine Wahrheit, die nicht genug wiederholt werden kann, ist die, daß mit jeder Staatsform die schmählichste Knechtschaft geübt werden kann. Nicht dadurch ist schon ein Volk frei oder unfrei, daß die Form der Republik oder der Monarchie irgendwo besteht. Je mehr dem Volke zu seiner unmittelbaren Selbstbestimmung überlassen ist, desto politisch freier ist es. Ketten, im Namen der Volkssouveränität dem Volke angelegt, sind ebenso bitter als die im Namen eines Souveräns. Das Volk will in seiner Familie und Gemeinde sich selbst bestimmen. Das ist germanisch, das ist deutsch! Das macht ein edles Volk. Man kann ein wahrer Feind der Freiheit des Volkes sein und dennoch den Namen der Volkssouveränität tagtäglich im Munde führen."

Diese organische, geschichtliche und germanische Staatsauffassung bringt den Bischof in scharfen Gegensatz zur mechanischen, doktrinären und romanischen. Ketteler ist ein Anhänger der konstitutionellen Monarchie und der ständischen Verfassung; er ist ein begeisterter Apostel der deutschen Freiheit gegen den Moloch der Staatsallmacht. Ketteler spricht von dem berauschenden Zauber des Wortes Freiheit. Die wahre Freiheit ist klares Sonnenlicht, die demagogische Freiheit ist eine trübe, qualmende Fackel. „Nur beim Menschen kann auf Erden von Freiheit die Rede sein, alles andere in der Natur ist unfrei. Die Freiheit des Menschen ist ein Ausfluß seiner Gottähnlichkeit." Die Freiheit besteht in der inneren freien Selbstbestimmung des Menschen zum Guten, verbunden mit freier Wahl und insbesondere Möglichkeit der Wahl des Bösen. Die freie Selbstbestimmung ohne äußeren Zwang ist auch die notwendige Voraussetzung der politischen und sozialen Freiheit. Die politische Freiheit ist im höchsten und weitesten Sinne „Selbstverwaltung". Es ist französisch und ganz und gar undeutsch, Freiheit und Gleichheit zu verwechseln. „Der falsche Liberalismus kennt eigentlich nur Gleichheit und nennt die Gleichheit — Freiheit . . . Es gibt eine Gleichheit der Sklaven, eine Gleichheit der Züchtlinge, eine Gleichheit der Rechtlosigkeit. Das Volk ist nicht dann frei, wenn alle gleich unfrei sind . . . Wenn das Gesetz despotisch ist, dann ist die Despotie des despotischen Gesetzes eine allgemeine, elende Knechtschaft." Damit wendet sich Ketteler, wie man sieht, gegen das demokratische Schlagwort „Die Freiheit ist Despotismus des Gesetzes". Und Ketteler, der Deutsche, ruft „Wir fordern ein Staatswesen mit deutscher Freiheit, nicht mit Franzosenfreiheit, mit Freiheit dem Inhalte nach, nicht mit Freiheit der bloßen Form

nach, mit wahrer persönlicher Freiheit ... Im Sinne der germanischen Freiheit ist der Mensch alles, im Sinne der französischen ist der Mensch nichts und die Staatsgewalt alles." Selbstregierung des Volkes in germanischen Formen und in den naturnotwendigen Verbänden; die Grundform für alle sozialen und politischen Gestaltungen des deutschen Wesens war immer die Familie, die Blutsverwandtschaft, die Sippe, dann ihr nachgebildet die Innungen, die Stände. —

Ketteler, der westfälische Edelmann, mit dem Stolz auf die Freiheit und Unabhängigkeit und Selbstbestimmung des alten Germanen, mußte nicht nur mit dem romanischen Absolutismus in Gegensatz kommen, sondern auch mit dem preußischen Staatsgedanken, und er wäre auch ohne den Kulturkampf ein Widersacher des neuen Deutschen Reiches, soweit es ausgesprochen bismarckische Prägung zeigte, gewesen. Er konnte nicht das im Jahre 1866 Geschehene gutheißen und lehnte es ab, dem Erfolg der Gewalt nachzulaufen. Es liegt auf der Hand, daß wir auf diesem Gebiet dem Bischof Ketteler nicht folgen können. Wohl aber muß Ketteler gegen den Vorwurf verteidigt werden, daß er in einseitiger österreichelnder und ultramontaner „Reichsfeindschaft" der deutschen Einheit widerstrebt habe. Im Gegenteil war die Einigung der deutschen Stämme, wenn auch ohne „französische Zentralisation", das mit heißer Sehnsucht erstrebte Ziel des gutdeutschen Patrioten Ketteler. Schon 1861 schrieb Ketteler, es sei zu beklagen, daß manche Katholiken von der Einigung nichts wissen wollten, weil sie mit angeblichen kirchenfeindlichen Absichten verbunden sei. Die Katholiken müßten sich durchaus vor dem Scheine hüten, als ob ihnen die deutsche Sache fremd wäre. „Wir müssen vielmehr das Falsche vom Wahren wohl unterscheiden und uns in der Liebe zum deutschen Vaterlande, zu seiner Einheit und Größe von niemanden übertreffen lassen." „Wir haben ein großes Vertrauen auf den Beruf, welchen Gott dem deutschen Volk gegeben hat" — sagte Ketteler nach dem Jahre 1866. So groß auch die Gefahren der neuen Lage sein mögen, man solle auch die Übelstände der alten Zeit nicht vergessen und solle das anerkennen, was im Neuen segensreich werden könne. In seinem Buch „Deutschland nach dem Kriege von 1866" prüft Ketteler die verschiedenen vorgeschlagenen Lösungen der deutschen Frage und spricht sich schließlich für den deutschen Bundesstaat unter preußischer Führung mit Wahrung der rechtmäßigen Selbständigkeit der einzelnen Fürsten und Länder und mit engem unauflöslichem österreichischem Bündnis aus. In einer späteren Bemerkung Kettelers heißt es: „Nach der Religion ist mir das deutsche Vaterland, das deutsche Volk das Höchste ... Die wahre Liebe zum Vaterland scheint mir von jedem Deutschen zu fordern, daß er die liebsten und teuersten Wünsche fallen läßt, wenn sie unvernünftig sind, und daß er für den Weg, auf dem die meiste Hoffnung liegt, das deutsche Vaterland zu retten, offen auftritt, mag es ihm verargt werden oder nicht ..." Man sieht, wie schwer es dem alten westfälischen Großdeutschen geworden ist, sich nur einigermaßen mit dem Kaisertum der Hohenzollern auszusöhnen. Die kaiserliche Macht und die Einheit werde dem deutschen Volke nur dann zum Heile gereichen, wenn es zugleich die Grundlage seiner alten deutschen Kraft heilig hält und stärkt, die Gerechtigkeit und Gottesfurcht, so sagte Ketteler in einem Hirtenbrief zu den Reichstagswahlen 1871. In einer Predigt des Jahres 1872 verteidigt er den deutschen Katholizismus aufs entschiedenste gegen die Anklage der Reichsfeindschaft. Die katholischen Grundsätze, die man als staatsgefährlich brandmarke, seien nichts anderes als die großen christlichen Lehren, nach denen Gott auf Erden zwei Gewalten gegründet habe, Kirche und Staat; die weltlichen Gesetze dürften den zehn Geboten und den anderen göttlichen Gesetzen nicht widersprechen; man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Wenn diese Wahrheiten staatsgefährlich seien, dann sei das Christentum selbst staatsgefährlich. Und eine solche Staatsgefährlichkeit des Evangeliums wird natürlich von Ketteler als unsinnig geleugnet. Es kommt doch eben ganz darauf an, welchen Staat man im Auge hat. Es liegen in den Lehren des Evangeliums Entwickelungsmöglichkeiten, die tatsächlich, wie die Erfahrungen der Jahrhunderte gezeigt haben, zum Ideal

der Staatlosigkeit und Staatfeindschaft führen können; und manche von diesen Schwarmgeistereien sind sicherlich von lauterster Frömmigkeit eingegeben. Ketteler selbst wurde durch die Kümmernisse der folgenden kirchenpolitischen Kämpfe immer mehr zu jener Abneigung gegen den modernen autokratischen weltlichen Staat gebracht, die bereits von Görres so wuchtig zum Ausdruck gebracht war. Solche „Athanasius“-Gedanken wird der Protestant und friderizianische Preuße politisch sachlich bekämpfen, ohne diesen Überzeugungen ihre subjektive ethische Gleichberechtigung zu bestreiten. Im Gegenteil, im Zeitalter des roten Absolutismus und der umstürzlerischen Diktaturbestrebungen werden wir dieser Auflehnung des freien, religiösen Gewissens gegen das zum Vampir werdende Staatungeheuer in vielen Beziehungen Beifall zollen.

Wir bedauern, daß Ketteler kein guter Preuße war; aber den Ehrennamen eines guten Deutschen werden wir ihm nicht absprechen. Er hat seinem deutschen Volk ins Herz gesehen und hat es geliebt. In der Trauerrede für die von den Frankfurter Aufständischen ermordeten Fürst Lichnowsky und General von Auerswald sagte Ketteler am 21. September 1848: „Ich kenne das deutsche Volk. Ich kenne es zwar nicht aus den Volksversammlungen, ich kenne es aber aus seinem Leben. Ich lebe mit und unter dem Volke, ich kenne es in seinen Leiden, in seinen Schmerzen. Es fließen nicht viele Tränen in dem Volke, dessen Leitung mir anvertraut ist, die es mir nicht klagt, die ich nicht mit ihm teilte und zu lindern suchte. Ich habe mein ganzes Leben dem Dienste des armen Volkes gewidmet, und je mehr ich es kennen gelernt, desto mehr habe ich es lieben gelernt.“ Auch in dieser Liebe zu unserem Volke kann uns Ketteler ein Vorbild sein; lassen wir uns durch die Greuel unserer Tage ebensowenig irre machen wie Ketteler durch die Schrecken von 1848. Auf Männer wie Ketteler kann der Deutsche stolz sein, auch wenn man in manchen Punkten anderer Meinung ist, als der Mainzer Bischof. Als wirklich „echt deutsche Persönlichkeit“ und als „ein wahrhaft deutscher Mann“ ist Ketteler auch von Gegnern wie Nippold und Dalwigk anerkannt. Und solche deutsche Männer brauchen wir! Heute mehr als je!

Franz Wugk

Eine neue Philosophie der „schöpferischen Vernunft“

Wir erleben jetzt bei uns in Deutschland so etwas wie das Erwachen eines neuen und selbständigen philosophischen Geistes. Spenglers „Untergang des Abendlandes“ war der bedeutende Versuch, in umfassenden geschichtsphilosophischen Synthesen das Wesensgesetz der Kultur überhaupt zu enthüllen. In seiner Philosophie ist die Goethische Betrachtungsweise von der „Welt des Lebendigen“ als Erkenntnisprinzip einer Philosophie der „Welt als Geschichte“ systematisch angewandt worden. Was Goethen die „lebendige Natur“ war, ist für Spengler die Welt in der Form des geschichtlichen Werdens. Durch Anschauen und Nachfühlen, durch „exakte sinnliche Phantasie“ schaut der Erforscher der Natur wie der Historie gleichsam „hindurch“ durch das Werden der organischen Gestalten, um das beseelende, schöpferische Wesen, das „Gesetz der Gestalt“ zu erkennen. Die Gestalt als Werdendes ist das Symbol der lebendigen Seele. Sie drückt ihr Typisches und Notwendiges, ihre „Schicksalsidee“ aus. Philosophie ist die Lehre von den Gestalten des Lebendigen: „Morphologie der Welt als Geschichte“. Geschichte ist die Formensprache, in der sich das Leben ausspricht. Ihre Deutung ist die philosophische Aufgabe. Was „bedeutet“ die Uhr der abendländischen, die Statue der antiken, die Mumie der ägyptischen Kultur? Was „bedeuten“ diese Kulturen selbst, die alle — die Mayakultur nicht anders als die des Hellenentums — nichts anderes sind, als Ausdruck des einen Lebens selbst? Die, gleichwie alles Lebendige, als höhere Organismen sich in den biographischen Urformen des Werdens und Ver-

gehens, in Sommer und Winter, Herbst und Frühling ausleben? Statt des monotonen Bildes einer linienförmigen „Weltgeschichte" sieht Spengler eine „Vielzahl von Kulturen", die mit urweltlicher Kraft aus dem Schoße einer mütterlichen Landschaft aufblühen, „von denen jede ihre eigene Idee und ihre eigene Form, ihr eigenes Leben und ihren eigenen Tod hat". Diese Kulturen, Lebewesen höchsten Ranges, wachsen in einer erhabenen Zwecklosigkeit auf wie die Blumen auf dem Felde. „Sie sind, so lehrt die philosophische Morphologie, nicht anders wie Pflanzen und Tiere, Formen „der lebendigen Natur Goethes".

Wenn diese Weltbetrachtung unser Wahrheitsstreben nicht befriedigt, so liegt das daran, daß Spengler das Wesensgesetz der Gestalt, das er enthüllen will, nicht enthüllen kann, ohne den Boden seiner historisch-relativistischen Betrachtungsweise zu verlassen. Mit der einen Hand will er den Vorhang lüften, mit der anderen hält er ihn zurück. Philosophie, die nicht aus Zeitanpassung, sondern aus innerer Notwendigkeit kommt, muß unerschrocken immer wieder von neuem auf eine letzte Klärung der Welt hinstreben. Der echte Geist behauptet sich auch inmitten einer untergehenden Kultur. Das ist sein Wesen. Dabei fragt er nicht nach dem „Sinn" oder gar dem „Erfolg" seines Unterfangens. Sofern er echt ist, wird er nie bei einer nur teilweisen Erkenntnis des Gesamtlebens stehen bleiben. Ein Sichentfalten seelenhafter „Schicksalsideen" in einer pflanzenhaften Mannigfaltigkeit von Kulturen ohne letzte Einheit und universalen Zusammenhang ist schließlich doch noch immer Chaos. Deshalb ist es weder „morphologische" Synthetik noch „welthistorische Perspektive", sondern noch immer die systematische Welterfassung aus der schöpferischen Vernunft selbst, die Grund und Wesen des Seins zu enthüllen wagen kann.

So ist es vielleicht eine innere Notwendigkeit unserer geistigen Entwicklung, wenn ungefähr in dem gleichen Zeitraum mit dem Werk Spenglers der Entwurf zu einem vollständigen System der Metaphysik erscheint: Eberhard Grisebach, „Wahrheit und Wirklichkeiten" (Halle, Niemeyer 1919, S. 383.)

Keine unverständlichen Gelehrsamkeiten. (Seine Wissenschaftlichkeit setzt nur den ganzen Ernst des um seine geistige Existenz Ringenden voraus.) Auch kein „geistvolles" Buch. Keine Tiefsinnigkeiten. An deren Überfluß ersticken wir ja nachgerade bald. Nein, hier ist wieder einmal der denkende Geist des Menschen selbst, der aus Verzweiflung und Kampf zur Gestaltung der Weltgesamtheit in einer geschlossenen Einheit aufsteigt. Freilich ist es in unserem vorgeschrittenen Zeitalter höchst unmodern, ja man kann sagen unerhört, in systematischer Spekulation, die ja seit Hegel recht eigentlich verpönt ist, eine Metaphysik des Geistes zu entfalten. Aber gerade an Spengler haben wir gelernt, daß der gegenwärtige Zustand unserer Weltweisheit, ihre Logifizierung zur „reinen" Wissenschaft, ihre Verkapselung in Zünften und Schulen, ihr Erstarren in Rationalismus und Historismus und andererseits ihr kraftloses Steckenbleiben in romantischen Stimmungs„ballungen" und ihre Systemunfähigkeit in den Händen von Aphoristikern und Pragmatisten entscheidende Kennzeichen der geistigen Impotenz sind.

Grisebachs Philosophie ist eine Philosophie des schöpferischen Geistes als des Urvermögens der Vernunft zur Weltgestaltung aus dem Wahrheitsgrund. Das philosophische System ist weiter nichts als der Spiegel, in dem sich dieses Vernunftschaffen vor sich selbst abspiegelt. In der „Selbstbesinnung" erheben wir uns über unser vergängliches Personaldasein, um uns in der „Wesensschau" in das Wirken des schöpferischen Geistes zu versetzen. Weltanschauung ist eigentlich „Weltgestaltung". Nur da, wo die gesonderten Seinsphären zur vernünftigen Welteinheit aus ihrem immanenten „Wesensgesetz" zusammenwachsen, nur da, wo schöpferische Vernunft weltgestaltend wirkt, entfaltet sich ein Organismus von „Wirklichkeiten" (Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit, Recht, Staat) mit Wahrheitscharakter. So wird die Weltgestaltung unter dem Gesichtspunkt der Wahrheit zu einer Weltschöpfung aus dem Wahrheitsgrunde des Geistes. Alle einzelnen Philosopheme, Teilansichten etwa bloß erkenntnis-

theoretischer, logischer oder geschichtsphilosophischer Art sind zusammenhangslos treibendes Stromgut, für die die Wahrheitserkenntnis gänzlich wertlos. Sie wird nur durch organische Eingliederung aller Teilheiten in ihren universellen Zusammenhang annäherungsweise erreicht. So kann Philosophie als wissenschaftliche Wahrheitserkenntnis nur Systemphilosophie sein. Sie ist das ewige Bemühen der Vernunft, das Chaos und das Nicht-Sein in einer einheitlichen Weltklärung zu überwinden. Die Philosophie Grisebachs ist in ihrem — sozusagen biologischen Entfaltungsgang — die Autobiographie des mit dem Wesenlosen, dem Negativen und Chaotischen ringenden, vernünftigen Geistes. Die Schöpfung des Kosmos aus dem Chaos durch „urtätiges“ Denken ist die Selbstrettung des vernünftigen Subjekts vor dem Untergang. Solche „Selbstbehauptung“ ist nur möglich durch „nach—denkendes“ Nachschaffen des Wesensgesetzes der schöpferischen Weltvernunft. So wird Philosophie zugleich zu der eigentlichen Form menschlicher Lebensführung. Philosophie ist die Pädagogik des Geistes zur Schaffung und Ordnung seiner Welt aus dem zeitlosen Vernunftgrund der Persönlichkeit. „Das Ich ein primum mobile“ (Nietzsche) der Lebensentfaltung als dem „Willen zur Macht“. Zur Macht des Geistes über das Wesenlose. Das schöpferische Vernunftwesen ist der „Gott-Mensch“, der das Sein kämpfend zur Gottwerdung macht. Hier klärt sich der Machtwille zur ethischen Tat an sich: Die Schöpfung aller „Wirklichkeiten“ aus dem Wahrheitsgrunde des Subjekts.

Grisebachs Ausgangspunkt ist der Dualismus der Euckenschen Philosophie, der in dem Begriff des „Geisteslebens“ bald als subjektive Weltgestaltung, bald als objektives Welterleben zutage tritt. Die Lösung gewinnt er, ähnlich Fichte, dadurch, daß er den rätselhaften Schritt des Geistes vom Denken seiner selbst zu einem Sein, das ergo Descartes in einem „cogito, ergo sum“ als eine nicht weiter bestimmbare, unschöpferische Tat des Vernunftsubjekts aufdeckt und sie als das Ur-Prinzip des weltschöpferischen Vernunftvermögens in einem System auszuschöpfen versucht. Und zwar ist ihm „System“ keine logische Konstruktion, sondern das „Nach—denken“ und „Nach—schaffen“ aller Seinssphären als die Entfaltung jenes immanenten Wesensgesetzes. Eben durch dieses „Nach—denken“, das in der philosophischen „Selbstbesinnung“ sich vollzieht, wird alles Sein aus einem zeitlosen Grunde gleichsam noch einmal denkend entfaltet. In der „ästhetischen Wirklichkeit“ beobachtet der Selbstbesonnene, der philosophische Mensch, die erste Entfaltung des denkenden Geistes aus seinem Wahrheitsgrund. Die „Urtat“ des Geistes, aus der die Sphäre der Kunst erwächst, ist auf dieser Grundstufe die ursprüngliche, ganz aus Freiheit erfolgende Beziehung des individuellen Subjekts zu der unendlichen Mannigfaltigkeit der Objektswelt. Diese Synthese „produziert“ in Anschauung und Empfindung ein Gestaltetes: die verwirklichte Idee der Schönheit.

Das Wesensgesetz der Vernunft hat sich in der „ästhetischen Wirklichkeit“ enthüllt. Es ist schöpferisches Gestaltungsvermögen, vernunfterfüllter Wille zur Vollendung. So enthält das erste Tatmoment in der „Urtatfolge“ des Wirklichkeit-schaffenden Denkens die Totalität aller „wirklichen“ Seinsweisen. In dem immanenten Streben nach Harmonie des Ichs mit der Welt, nach Einheit und Allgemeingültigkeit, nach Vollendung und Gemeinschaft im Wesen der voll entfalteten „ästhetischen Wirklichkeit“ zeigen sich bereits die Keime der anderen „Tatsphären“ der Kultur, also der Wissenschaft, der Sittlichkeit, des Rechts und des Staats. So entfaltet sich aus dem ästhetischen „Grundsein“ der ganze Tatbereich des schaffenden Geistes, dessen umfassende Objektivation in der Kulturgeschichte vorliegt. Der Kulturphilosoph besinnt sich auf das einwohnende Wesensgesetz, dessen organischen, schöpferisch gestaltenden Willen er „nachdenkt“ und abspiegelt in der Form des Systems. Die Kulturgeschichte ist die Selbstentfaltung des Geistes, als unendlicher Prozeß der Gottwerdung. Kulturphilosophie ist das Sich-selbst-bewußt-werden des Geistes, das ihn durch alle Stufen der Wirklichkeit begleitet als das dauernde „Mit—wissen“ und „Nach—denken“ des letzten Wesensgrundes.

In einer Zeit völliger Zersplitterung unseres Weltanschauungsstrebens, in zünftlerische Fachgelehrsamkeiten und geistvolle Dilettantereien, in einer Zeit des internationalen und

intertemporalen Ideenmischmasches wirkt diese Tat entschlossener Weltgestaltung aus einem universalen Einheitspunkt erlösend. Dabei fragen wir nicht so sehr nach den Widersprüchen, logischen und methodischen Mängeln, oder nach den erkenntnistheoretischen Lücken etwa in der Fundierung des Ganzen. Das ist letzlich alles von sekundärer Bedeutung. Hier ist einfach wieder einmal ein Wurf getan aus jenem ungebrochenen und ursprünglichen Seinsgefühl heraus, das von jeher noch immer und allein das Schicksal aller Kultur aus einem inneren Lebenspunkte her bestimmte.

Dr. Paul Schuetz

Die Zwangsvorstellung von der Übervölkerung

Nicht nur der einzelne Mensch, auch die gesamte Menschheit leidet an Zwangsvorstellungen. Es gibt Ideen, die mit so starker suggestiver Kraft geladen sind, daß die Menschen, ob sie wollen oder nicht, sich ihnen nicht entziehen zu können scheinen. An der einen Stelle durch Widerlegung ausgetrieben, brechen sie anderwärts unvermutet wieder aus dem Unbewußten hervor.

Zu diesen Zwangsvorstellungen gehört auch die Furcht vor der Übervölkerung. Schon in den ältesten Zeiten blickte ein Stamm, wenn er eine gewisse Vermehrungsgrenze überschritten hatte, mit Bangen auf die ihm gehörenden Ländereien; und ob diese noch so kulturfähig waren, noch so viele Siedelungsmöglichkeiten boten, dem Stamm wurde es in seiner Heimat zu enge, eine Art Atemnot ergriff ihn, und nicht eher wich die Beklemmung, als bis ein Teil seiner Angehörigen den Wanderwagen packte und für die Zurückbleibenden außer Hör- und Sehweite gekommen war. Dann erst atmete man auf und sah das Gespenst der Hungersnot entweichen.

Auch heute ist diese Zwangsvorstellung noch nicht beseitigt. Ja, sie hat sogar ihren wissenschaftlichen Ausdruck gefunden in einer Formel, die wegen ihrer plausiblen Handlichkeit so recht geeignet war, die Menschheit zu hypnotisieren, nämlich in der berühmten Malthusschen Reihe.

Nach Malthus hat die Bevölkerung die Neigung, sich stärker zu vermehren als die vorhandene Nahrungsmittelmenge. Und zwar soll sich das Verhältnis des beiderseitigen Wachstums in zwei Zahlenreihen veranschaulichen lassen, einer geometrischen und einer arithmetrischen Reihe. Die erste, die das Wachstum der Bevölkerung veranschaulicht, würde, bestimmte Zeitabschnitte angenommen, folgendes Aussehen haben:

1 2 4 8 16 32 64 128 256 usw.

Wenn wir den betreffenden Zeitabschnitt = 100 Jahren setzen, würde das also bedeuten, daß sich die Bevölkerung in 100 Jahren immer um das Doppelte vermehrt.

Die zweite Reihe aber, die das Anwachsen der Nahrungsmittel in den gleichen Zeiträumen veranschaulicht, würde so aussehen:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 usw.

d. h. also, die Nahrungsmittelmenge nimmt in jedem Zeitraum um den gleichen unveränderlichen Betrag zu, der unabhängig ist von der bisher erreichten Menge. Die erste Reihe erhält man, wenn man jedes vorangehende Glied mit 2 multipliziert, die zweite, indem man zu jedem vorangehenden Glied 1 addiert. Man sieht, daß die Entwickelung im Anfang bei beiden Reihen ziemlich gleichmäßig erfolgt; aber je länger es dauert, desto größer wird das Defizit in der zweiten Reihe, bis schließlich eine ungeheure Differenz auftritt. Diese Differenz ist die fehlende Nahrungsmittelmenge.

Wäre diese Reihe richtig, so müßten die schwerwiegendsten Folgerungen daraus gezogen werden. Zunächst einmal die naheliegendste Folgerung, die bisher auch die weiteste

Verbreitung gefunden hat, die Beschränkung der Volksvermehrung, die in dem bekannten Zweikindersystem ausgedrückt ist. Das Zweikindersystem würde, da es die Zahl der Nachkommen, also auch die Zahl der Menschen konstant erhält, in der Tat die gefürchtete Übervölkerung hintanhalten. Ja, es würde sogar, wenn im einzelnen tatsächlich durchgeführt, eine Abnahme der Bevölkerung zur Folge haben, wie es in Frankreich ersichtlich ist, da die unvermeidlichen Abgänge nicht mit veranschlagt sind. Eine Abnahme der Bevölkerung aber, ja sogar schon ein Stillstand, würde ohne Zweifel den Niedergang bedeuten. Denn der Hauptantrieb der Menschen, die Sorge um die Existenzbeschaffung, würde fehlen. Die Existenz würde, statt sich zu heben, verflachen und immer tiefer und tiefer sinken.

Aber noch andere Folgerungen müßten gezogen werden und sind tatsächlich auch gezogen worden, nämlich die Lehre von der Nutzlosigkeit sozialer Reform. Eine soziale Wirksamkeit kann, wie sie auch sei, die obigen Reihen, die einem Naturgesetz entspringen, nicht umstoßen, sie kann mehr Nahrungsmittel, als die Natur liefert, nicht erzeugen, sie kann höchstens eine Verschiebung innerhalb der Menschheit, eine gleichmäßigere Verteilung vornehmen. Diese aber bedeutet, daß der eine, und zwar der Schwächere, Unfähigere, auf Kosten des andern, des Fähigen und Tüchtigen, lebt — eine ungerechtfertigte Zumutung an den letzten, der man am besten dadurch begegnet, daß man nicht nur der Zahl, sondern auch der Qualität der Menschen seine Aufmerksamkeit zuwendet und es zu Kreaturen, die sich nicht selbst erhalten können, erst gar nicht kommen läßt Also Auslese für die Zeugung! Außerdem würde jede soziale Reform nach gewissen Zeiträumen durch das Naturgesetz wiederum unwirksam gemacht werden. Das Naturgesetz ließe sich wohl für kurze Zeit in seiner Wirkung aufhalten, würde jedoch sehr bald wiederum mit voller Macht zum Durchbruch kommen. Das wirkliche natürliche Heilmittel ist nur die Geburtenbeschränkung.

Wie gefährlich diese Anschauung für jede soziale Reform ist, liegt auf der Hand. Es läßt sich damit alles Elend, alle Not bequem auf das unerbittliche Naturgesetz abwälzen, das es nicht anders gewollt habe.

Sind jene Reihen nun aber richtig? Besteht zwischen der Menschenvermehrung und der Nahrungsvermehrung ein solches Mißverhältnis?

Malthus ist zu der zweiten Reihe dadurch gelangt, daß er die Nahrungserzeugung als einen Naturvorgang ansieht, der nach Naturgesetzen erfolge und dem Menschen nicht die Möglichkeit gebe, mehr aus ihm herauszupressen, als die Mutter Natur erzeugen könne; der Mensch kann es z. B. nicht dahin bringen, daß ein Halm zwei Ähren statt einer trägt.

Diese Anschauung wäre richtig, wenn die Natur allenthalben bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit ausgenutzt wäre. Das ist nirgends, selbst in den kultiviertesten Ländern nicht der Fall. Und solange das nicht der Fall ist, hat der Mensch in bezug auf die Nahrungserzeugung die weitgehendsten Möglichkeiten offen. Die Aussichten für die Produktionsförderung sind zunächst noch unendlich. Wenn Malthus von der wachsenden Erschöpfung des Bodens spricht, weisen wir auf den Ersatz hin, den der ewige Kreislauf der Natur mit sich bringt, und auf den beschleunigten künstlichen Ersatz, den der Erfindungsgeist des Menschen schafft; wenn Malthus davon spricht, daß sich die Kosten der Erzeugung infolge der Notwendigkeit, auch unergiebigeren Boden zum Anbau zu benutzen, allmählich steigern müssen, weisen wir auf die Verringerung der Unkosten durch den Gebrauch von Maschinen hin; und wenn Malthus endlich von der Begrenztheit der Anbaufläche spricht, weisen wir auf den zurzeit noch schier unerschöpflichen Vorrat an Ödland hin, der in keinem Verhältnis zu der augenblicklichen Bevölkerung steht. Hätte doch die gesamte augenblickliche Menschheit bequem auf dem Bodensee Platz! Nach keiner Richtung hin ist ein Ende der Produktionsmöglichkeit abzusehen, die Erde ist für uns immer noch die unerschöpfliche Alma mater, die erst einen ganz geringen Bruchteil ihres Reichtums an die Menschen abgegeben hat.

Aber so fragt man sich, wird denn überhaupt einmal jener Zustand eintreten, daß die

Erde die Menschheit nicht mehr ernähren kann? Wenn nicht heute oder in absehbarer Zukunft, wird in weitester Zeitenferne die jetzt ausgesprochene Sorge einmal akut werden? Aller Voraussicht nach nicht. Und zwar, wenn man nicht an die unendliche Möglichkeit der Produktionssteigerung glaubt, deshalb nicht, weil die Vermehrung des Menschengeschlechts auch ohne künstliche Beschränkung nicht bis in alle Zeiten in der Reihe 1 2 4 8 16 usw. fortschreiten kann. Ein derartig gleichmäßig fortschreitendes Wachstum gibt es in der Natur nicht, sondern stets wechseln steigende und sinkende Kurven miteinander ab; ein Stillstand, eine Abnahme tritt ein, bis dann endlich wieder ein neuer Wachstumsimpuls kommt. Alles Wachstum, alle Vermehrung in der Natur geht nicht in gerader ansteigender Linie vor sich, sondern in Vor- und Rückläufen, und es ist nicht einzusehen, warum der Mensch eine Ausnahme machen sollte. Ja, in kleineren Maßstäben, an einzelnen Völkern können wir diese steigenden und fallenden Kurven deutlich wahrnehmen. Bei der gesamten Menschheit wird es nicht anders als bei einzelnen Völkern sein, nur können wir infolge der großen Zeiträume und unseres mangelnden Überblicks bislang keine Feststellungen darüber machen.

Besondere Ausdehnung hat die Besorgnis vor der Übervölkerung in den letzten Jahrhunderten gefunden, die ja durch eine besonders starke Bevölkerungszunahme ausgezeichnet waren, und zwar eine Bevölkerungszunahme, die die ängstlichen Berechner mit bleichem Entsetzen gefüllt hätte, wenn sie sie vorausgeahnt hätten. Um 1700 hat der englische Volkswirtschaftler Gregor King ausgerechnet, daß die Bevölkerung Englands im Jahre 3500 auf 22 Millionen angewachsen sein würde; das würde das Äußerste sein, was England ernähren könnte. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte Irland schwere wirtschaftliche Nöte zu überstehen, die man natürlich sogleich auf Übervölkerung zurückführte, obwohl es damals nur 2 Millionen Einwohner hatte. Und hätte man um das Jahr 1800 geahnt, daß Deutschlands Einwohnerzahl sich in einem Jahrhundert verdoppeln würde, so hätte man auch für Deutschland eine entsetzliche Hungersnot prophezeit. Denn daß die Lebensmittelerzeugung in derselben Zeit um das Vierfache steigen würde, das hätte man damals nicht für möglich gehalten.

Wie wir aber über die Befürchtungen der Vergangenheit lächeln, so werden künftige Zeiten über unsere Besorgnisse lächeln.

„Es sind zu viel Menschen auf der Welt“, so hört man überall, und trotz der Kriegsverluste will man in Deutschland die Auswanderung organisieren, weil man „entweder Waren oder Menschen“ ausführen müsse. Ist dem wirklich so? Oder spricht daraus vielleicht nur die Verzweiflung an der Überwindung der augenblicklichen Übergangsschwierigkeiten, die Verzweiflung an der schnellen Umlegung der Arbeitskräfte, die durch die neuen Verhältnisse erfordert wird? Vielleicht werden wir einmal, wenn diese Übergangsschwierigkeiten überwunden sein werden, unsere Menschenausfuhr bereuen; vielleicht werden wir uns dann sagen müssen, daß wir, um einer vorübergehenden Schwierigkeit zu entgehen, eine wertvolle Kraftquelle veräußert haben. Nicht Menschenausfuhr, sondern Organisation der Arbeit ist vielleicht die richtige Parole!

Dr. Erich Klein





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Nationale volkstümliche Bildung

Ein tiefer Riß klafft noch seit dem Mittelalter in unserem Volke zwischen sogenannter Gelehrten- und Volksschulbildung. Bei dem törichterweise als finster bezeichneten Mittelalter war die Laienbildung eine viel gleichmäßigere, als in der vielgerühmten Gegenwart mit ihrem freilich großen, aber nur allzu toten Wissen. Die durchaus falsch bewertete sogenannte Bildung der Geistlichen, die ja auch die Wissenschaften beherrschten, war die Kenntnis der lateinischen Sprache in ihrem damaligen wenig schönen Gewande. Die volkstümliche Dichtung des Mittelalters, wozu auch ein großer Teil der höfischen gehörte, war daher durchaus national und Gemeingut des ganzen Volkes. Der Humanismus, der die geistliche Knechtschaft brach, blieb aber auf altsprachlichen einseitigen Wegen, indem er durchaus antik und daher unvolkstümlich ein hellenisch-römisches Ideal aufrichtete, das er unter Verachtung des eigenen Volkstums blindlings und fast kritiklos anbetete. Leider steht auch die Reformation unter diesem Zeichen der Unterschätzung des eigenen Volkstums, trotz Luthers Bibelübersetzung. Das Elend des Dreißigjährigen Krieges, von dem wir ein Gegenstück jetzt durch unsere eigene Schuld erleben, fügte die klägliche Verherrlichung des Franzosen in Schule und Gesellschaft der sogenannten deutschen Bildung noch hinzu, die dadurch völlig überwuchert wurde. Der neue Humanismus unserer Zeit blieb im alten Geleise, wenn er sich auch sprachlich von der französischen Vormundschaft löste. Erst die Goethische Überschätzung der Antike ließ unter Wilhelm von Humboldts Leitung ein Gymnasium entstehen, wo deutsche Sprache und Geschichte zum Aschenbrödel hinabsanken. Diese Grundsätze gelten noch heute, wenn auch in geringerem Umfange. Doch möchten die Alt-Philologen und sonstigen Freunde des Gymnasiums den Humboldtschen Zustand gern wiederherstellen.

In Schulsachen ist es geradezu kindischerweise Sitte geworden, daß die Vertreter des Faches, die doch befangen sind, als Richter gelten. Sicherlich ist ihr Urteil fachlich wertvoll. Aber das ganze Volk ist daran beteiligt, und grade die alten Gymnasiasten sind in Wirklichkeit die einzigen unbefangenen Richter, sofern sie sich von dem Banne der falschen antiken Anschauung befreit haben. Die Schulreform ist eine persönliche Sache jedes einzelnen, da er unter den Folgen eines falschen Unterrichts am meisten gelitten hat. Es ist daher keine Unbescheidenheit, wenn ich aus eigener Erfahrung ein vielleicht nicht sachunkundiges Urteil abgebe. Ich habe die Ehre gehabt, noch den lateinischen und sogar den Religionsaufsatz mit dem Prädikat „gut" in der Abiturientenprüfung zu verfassen. Der lateinische Aufsatz war das übliche Ciceronianische Phrasengeklingel. Der theologische Aufsatz, der im Rheinland wegen des Wettbewerbs der beiden Bekenntnisse üblich war, stand schon auf einer höheren Stufe und ging weit über die Erfordernisse des Gymnasiums hinaus. Übrigens war er der letzte seiner Art, da man mit Recht schon damals davon absah, theologische Spitzfindigkeiten auf der Schule zu lehren. Ich

habe also das vollständige Rüstzeug des Humanismus auf der Schule empfangen. Was hat sie mir für das Leben genutzt? Ich bin stolz darauf, daß ich das korpus juris niemals in seiner grausigen Ursprache gelesen habe, die nichts mit Cicero und Tacitus gemein hat. Trotzdem habe ich beide juristischen Prüfungen mit dem Prädikate „Gut" bestanden, denn die deutschen Lehrbücher über römisches Recht ersetzen vollkommen den genauen Inhalt. Freilich habe ich einmal das Buch aufgeschlagen, aber nur im Referendarexamen selbst. Trotzdem konnte ich noch vom Lateinischen Gebrauch im Leben machen, insofern ich die Urkunden meines alten Geschlechts im entsetzlichen Mönchslatein zu lesen verstand, das freilich schwieriger als das Schullatein ist. Ich glaube aber kaum, daß man deshalb neun Jahre Latein treibt, um solche ausgefallenen Sachen nebenbei zu pflegen.

Griechisch wurde trotz der damals hohen Ansprüche so gelehrt, daß wir nur höchst mangelhaft die Tragiker lesen konnten. Dank des grammatikalischen Schulbetriebs verging einem sogar die Lust am alten Homer. Es ist ein Zufall, daß ich auf dem berühmten preußischen Joachimsthalschen Gymnasium unter anderen tüchtigen Deutschlehrern auch den späteren Universitätsprofessor Immelmann zum verehrten Lehrer hatte. Daher lernte ich auch die mittelalterliche Poesie in ziemlich weitem Umfange kennen. Dies veranlaßte mich, schon als Student Wolfram von Eschenbachs „Parsival" und Gottfried von Straßburgs „Tristan" vollständig zu lesen, diesen in Straßburg selbst. Meine für meinen späteren diplomatischen Beruf erforderlichen neusprachlichen Kenntnisse habe ich außerhalb der Schule erworben, da der französische Unterricht noch nach der jämmerlichen alten Plötz-Weise erfolgte und Englisch nur nebenbei und unzulänglich gelehrt wurde. Dies war das Ergebnis des fremdsprachlichen Unterrichtes.

Schlimmer ist noch die Art der geschichts- und sprachkundlichen Bildung. Auch hier war ich bevorzugt, da ich auf dem Gymnasium den Vortrag des blinden bisherigen Universitätsprofessors Donndorf hören durfte, der trotz seiner klassischen Vorliebe infolge der Großzügigkeit seiner Auffassung die deutsche Geschichte für die damalige Zeit nicht zu kurz kommen ließ. Trotzdem wußten wir mehr von den alten Griechen und Römern, die uns doch sehr wenig angehen, als von unserer eigenen Entwicklung. Nicht in dem Bevorzugen der dynastischen Geschichte und der Schlachtenberichte, sondern in der Überschätzung der alten Geschichte war das Versagen des Geschichtsunterrichts begründet. Es ist kein Zufall, daß der Deutsche ein politischer Esel ist, wie sich der Unterrichts-Fachmann Althoff drastisch, aber wahr ausdrückte. Denn Politik ist angewandte Geschichte. Mit Hellas und Rom hat aber die Politik der lebendigen Gegenwart wenig zu tun. Erst Mommsen schuf in seiner römischen Geschichte den modernen Zusammenhang, indem er neuzeitliche Verhältnisse zum Vergleich heranzog.

Ich habe absichtlich diese persönlichen Erlebnisse wiedergegeben, um zu zeigen, daß ich mit hellem Bewußtsein dem Lehrgange gefolgt bin und wesentlich günstigere Umstände auf der Schule gefunden habe, als dies auf den Durchschnittsanstalten der Fall gewesen ist. Der Vergleich zwischen der Gymnasialbildung und dem Volksschulunterricht zeigt aber den schweren völkischen Mangel der humanistischen Bildung. Die Volksschule wurzelt in der heimatlichen Scholle. Ihr Anschauungsunterricht geht in die Natur, und die Heimatkunde ist ein Pflichtfach. Die Ortskunde der Berliner Gymnasien bestand im Auswendiglernen der Nebenstraßen der Friedrichstraße. Mehr habe ich von der Mark nicht erfahren. Wenn ich nicht zufällig einem Thüringer Geschlecht entstammte, das schon vor den Hohenzollern in die Mark einwanderte, so würde ich ohne unsere Stammesgeschichte von den Eigentümlichkeiten und Schönheiten meiner neuen Heimat nichts erfahren haben. Aber auch diese Kenntnis war nur vom grünen Tisch, denn erst später, mit der Büchse unterm Arm oder dem Wanderstock in der Hand, folgte ich dem Beispiel Fontanes und lernte die engere Heimat kennen. Ohne die Kenntnis der engeren Heimatsumgebung und der Scholle, auf der wir geboren sind, können wir nicht die Schönheiten der weiteren Heimat und des ganzen Volkstums durchdringen. Die notwendige

Entwicklung führt aus dem engen und kleinen zum großen und hohen Ziel. Daher bildet die Heimatschule die Grundlage wirklicher Volksbildung, die uns dringend fehlt.

Bezeichnend für den gänzlichen Mangel deutschen Volksgefühls in sämtlichen Bildungsanstalten ist das Fehlen der Deutschen Vorgeschichte im Lehrplan aller Schulen. Andrerseits ist es kein Zufall, daß Provinzial- und Ortsbeschreibungen mit Rückblicken bis auf die deutsche Vorgeschichte grade aus den Kreisen der Seminar- und Volksschullehrer verfaßt sind, die damit ein weit höheres Verständnis für die engere Heimat und das eigene Volkstum bekunden, als der Unterricht der höheren Anstalten. Deutschland hat noch keinen ordentlichen Lehrstuhl für deutsche Vorgeschichte an den Hochschulen, und ein einziger, freilich auch der hervorragendste Vertreter, unterrichtet als außerordentlicher Professor in diesem Fach, das die Grundlage alles geschichtlichen deutschen Unterrichtes sein sollte.

Diesen allgemein sehr hart klingenden, aber leider nur allzu wahren Bemerkungen möchte ich einige Einzelvorschläge folgen lassen. In allen Reformanträgen wurden selbst von Altphilologen stets die Muttersprache, die Heimatskunde und die deutsche Geschichte als Hauptfächer hingestellt. Trotzdem bleiben die alten Lehrpläne weiter bestehen und unsere arme Volksgeschichte muß sich mit den Brosamen einer kleinen Stundenvermehrung abfinden. Es ist sehr die Frage, ob die alten Sprachen überhaupt auf die Schule gehören. Der literarische Wert ihrer Werke ist vielmehr durch gute Übersetzungen zu vermitteln, als durch stümperhafte Schülerübertragungen auf der Schule. Schriftsteller wie Cicero und Cäsar sind geistig und literarisch völlig wertlos. Der große Cäsar schrieb Tendenzberichte, die nur geschichtlich ungemein wertvoll sind. Tacitus' Schreibweise in ihrer kraftvollen Gedrungenheit überragt turmhoch das Gewäsch des Redners und Anwaltes Cicero, dessen Latein als vorbildlich angebetet wird. Wir können daher die alten Sprachen auch in unseren höheren Unterrichtsanstalten entbehren, wenn wir deren geistigen Inhalt in Übertragung sonst in uns aufnehmen. Auch die Realien werden überschätzt. Mathematik ist Begabungssache. Bismarck konnte sie nicht leiden. Ich war unbescheiden genug, diesem hohen Beispiel zu folgen. Ich bedaure wissenschaftlich durchaus diesen Mangel. Hieraus erhellt, daß selbst das Gymnasium uns zu viel Mathematik gibt. Wer braucht von uns im späteren Leben Trigonometrie, Stereometrie und Geometrie? Das höhere Rechnen genügt vollkommen. Wir kommen sogar mit dem Rechnen der Volksschule im Grunde genommen alle aus.

Der Bildungsteufel ist überhaupt eine unangenehme Eigenschaft der Deutschen. Wie auch der Deutsche häufiger Vielwisser als tiefgründig ist. Selbst auf der Volksschule wären Beschränkungen angebracht, ja sogar geboten. Ich möchte nicht ins einzelne gehen und will nur praktisch die übertriebene Pflege des Alten Testamentes zur Erwägung stellen. Fremdsprachlich fehlt uns die Beherrschung der Weltsprachen, die im übrigen jeder Kellner lernt. Es ist gar kein Unglück, daß der Volksschüler von ihnen verschont bleibt. Er verläßt die Schule so früh, daß er mit Leichtigkeit diesem Mangel nachhelfen kann, wenn sein Beruf ihn dazu zwingt. Wir hatten sogar im Handel unsere Sprachenkenntnisse übertrieben. Wenn wir dadurch auch bessere Geschäfte als die Engländer und Franzosen machten, so sind wir doch im Weltkriege unterlegen, weil wir stets auch die Auslandsaffen gewesen und geblieben sind.

Die erste Kriegsbegeisterung erklärte dem unnützen Fremdwort und der Auslandsanbetung den Krieg. Aber bald brachen bei den Kriegsgewinnlern und Schiebern die alten Instinkte der Selbsterniedrigung wieder durch. Die Pflege der Vaterlandsliebe ist bei anderen Völkern ein besonderes Unterrichtsfach. Die amerikanischen Kinder beginnen ihre Stunden mit der Nationalhymne. Die amerikanische Geschichte, die doch ziemlich harmlos und recht neu ist, wird bis in die kleinsten Jämmerlichkeiten gepflegt. Wir als Nachfahren der alten Germanen ergehen uns dafür in der Erforschung der uns wesensfremden Antike, anstatt uns in unsere eigene Geschichte und deren Örtlichkeiten zu vertiefen. Kurd von Strantz

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Wilhelm Raabe und E. T. A. Hoffmann

Töne Jean Pauls und E. T. A. Hoffmanns wollte Friedrich Hebbel aus Raabes „Chronik der Sperlingsgasse" heraushören, wie er in seiner kurzen, aber treffenden Rezension dieser vielversprechenden „Ouvertüre" sagt. Er hat schwerlich geahnt, wie sehr er mit seiner Hindeutung auf Hoffmann wenigstens ins Schwarze traf. Der Titel von Raabes Erstlingswerk ist ein Bekenntnis. Er verrät uns mit der fröhlichen Offenheit, die alle Jugendwerke auszeichnet, woher die Dichtung Raabes ihren Ursprung nahm: die Chronik — das Wort hier im weitesten Sinn genommen — und die Gasse haben sie wachgerufen. Ihr Geburtsort aber ist nicht, wie man zumeist annimmt, die Berliner Spreegasse, sondern das alte Magdeburg, wie Raabe es in den Jahren 1849 bis 1853 erlebte, als er dort den Buchhandel lernte. Seine erste Novelle, „Der Student von Wittenberg", die in ihrer frühesten Fassung schon vor der Vollendung der „Chronik der Sperlingsgasse" vorlag, erzählt uns davon. Aus Magdeburgs Märkten und Gassen stiegen in der Phantasie des Jünglings die Schatten empor, die ihm den Ruf zum künstlerischen Schaffen gaben und ihm damit den Buchhändlerberuf verleideten, und die „Chronik", die ihm Anregung und Rahmen für seine dichterische Gestaltung gab, war die Grabrede auf den Magdeburger Dichter Georg Rollenhagen, den Schöpfer des „Froschmäuselers". Und als dann im Jahre 1854 das alte Berlin zu dem jungen Lebensstudenten sprach, als ihm die Bilder der engen, schlichten Spreegasse zu Bildern des Lebens wurden, war es wieder ein Dichter, in dem sich ihm der Geist des Ortes zu verkörpern schien, der ihm die Anregung zu dem Rahmen seiner Dichtung bot: E. T. A. Hoffmann.

Unter den Fittichen des Todes diktierte Hoffmann im Frühling des Jahres 1822 die dialogische Novelle „Des Vetters Eckfenster". Sie ist ein erschütterndes Dokument des siegreichen Kampfes zwischen dem unbezwinglichen Dichtergeist und zermürbender, hoffnungsloser Krankheit. Der Dichter ist an sein Zimmer gefesselt. Die wichtigsten Organe versagen ihm. Ein einziger Weg ist ihm verblieben, auf dem er den Zusammenhang mit der Welt draußen festzuhalten vermag: der Blick aus seinem Eckfenster auf den von Gestalten wimmelnden Gensdarmenmarkt dort unten. In langsamem Sterben quält sich der vermorschte Körper dahin, aber rastlos wie immer arbeitet der Geist. Die Phantasie, die an kein Scheiden denkt, holt sich von den verwirrenden Bildern da unten immer neue Nahrung zur Gestaltung. „Ein getreues Abbild des ewig wechselnden Lebens" wird dem Dahinsiechenden der Markt mit seinem bunten Gewimmel so gut wie mit seiner darauf folgenden Verödung.

Diese Novelle fesselte Raabe und gab seiner Phantasie die Richtung. Der Schwanengesang des sterbenden Dichters wurde dem jungen ein beherrschendes Motiv in der Ouvertüre, mit der er verheißungsvoll sein Lebenswerk einleitete. „Sieh nach den Sternen! Gib acht auf die Gassen!" Diese beiden Wahrsprüche des Humors stehen als Motto über diesem Lebenswerk, von der „Chronik der Sperlingsgasse" an. Weil Raabe sein eigenes Wesen in Hoffmanns Erzählung wiederfand, deshalb wurde sie bestimmend für ihn. Nicht umsonst rühmt er in

der „Chronik" die Menschen, die die Eigenheit haben, gern aus dem Fenster zu sehen. Und so wird seinem Johannes Wachholder vom Fenster seines Dachstübchens aus die enge Sperlingsgasse zum Abbild des Lebens wie dem kranken Hoffmann von seinem Eckfenster an der Taubenstraße aus der Gensdarmenmarkt. Auch Raabe führt uns einmal in der „Chronik" auf den Gemüsemarkt. Und vielleicht gab eins von Hoffmanns Kaleidoskopbildern die Anregung zu der lustigen Ausgestaltung jener Szene.

Daß Raabe, als er die „Chronik der Sperlingsgasse" schrieb, an E. T. A. Hoffmann gedacht hat, dürfen wir aus einer jener leisen versteckten Andeutungen schließen, wie er sie mitunter liebt. Nach dem Besuch der Affenkomödie mit Wachholder, Elise Ralf und dem Pudel Rezensent begibt sich Dr. Wimmer zu „Butter und Wagner am Gänsemarkt". Das ist die bekannte Weinstube von Lutter und Wegener am Gensdarmenmarkt, die durch Hoffmann und seinen Freund Ludwig Devrient ihren literarischen Ruhm bekommen hat. Im „Hungerpastor" später führt der Leutnant Götz den Kandidaten Hans Unwirrsch dorthin, nachdem sie in der Oper den Don Juan gesehen.

Deutlicher und folgenreicher zeigt sich der Einfluß Hoffmanns auf den jungen Raabe in dessen zweiten Roman „Ein Frühling". Der Stimmungskreis der „Chronik der Sperlingsgasse" schlingt sich auch noch durch diese Erzählung hindurch. Auch sie ist wie jene ein Bilderbuch mit einem wechselvollen Kranz reizvoller Idylle. Doch viel stärker als dort tritt hier der romanhafte Einschlag hervor. Und es ist für die Erkenntnis der Raabeschen Dichtung sehr wichtig, daß er diese Motive, auf denen sich seine Handlung aufbaut, nicht bei sich selber, sondern außerhalb suchte. Raabe ist mehr Lyriker als Epiker. Seine Gestalten wachsen ihm organisch aus dem Boden hervor, auf dem sie stehen, und ziehen aus ihm ihre unnachahmliche Sicherheit und Echtheit, aber die Erfindung einer spannenden Romanfabel ist niemals seine Stärke. Das Wie? ist ihm immer, nach Goethes Forderung, wichtiger als das Was? Der alte Raabe stellte sich vielleicht mit allzu großer Schroffheit bewußt auf diesen Standpunkt, der junge sah hier noch eine Lücke seiner dichterischen Veranlagung. Für seinen zweiten Roman entnahm er sich das, was ihm fehlte, E. T. A. Hoffmann.

Im „Kater Murr" haben wir eine Szene, die so lebhaft an die Geschichte des Hauses Hagenheim in „Ein Frühling" erinnert, daß eine zufällige Berührung ausgeschlossen ist. In beiden Fällen handelt es sich um eine Eifersuchtstragödie. Die gleichen Motive treten uns entgegen, bei Hoffmann kurz angedeutet, bei Raabe breit ausgeführt: die feindlichen Brüder, die wahnsinnige Leidenschaft, die beide ins Verderben reißt, die Überraschung des Verrats, der Totschlag. Hier wie dort steht die vornehme Abkunft der Brüder einer offenen Verbindung mit der Geliebten im Wege. Und jeder Zweifel an eine bewußte Entlehnung wird durch den Namen Angela gebannt, den in beiden Fällen der Gegenstand der Eifersucht trägt. Es ist hier freilich nur ein Name. Aber um diesem schattenhaften Namen Fleisch und Blut zu geben, stellte sich der Phantasie Raabes eine andere Angela Hoffmanns zur Verfügung. Im „Rat Krespel" trägt die kapriziöse Mutter der jugendlichen Sängerin den Namen Angela —i. Gleich Alidas Mutter in „Ein Frühling" ist sie italienischen Geblüts und ein Bühnenstern von europäischem Ruf. In Venedig gerät Krespel, in Venedig Hagen in den Bann seines Sterns, doch auf deutschem Boden erfüllt sich das Schicksal beider. Und Raabes Angela Viti sieht aus wie eine Ausdeutung des Hoffmannschen Namens Angela —i. Ein Versehen Raabes bestätigt den Zusammenhang. In der ersten Ausgabe bezeichnet er einmal versehentlich seine Tänzerin als Sängerin, offenbar in Erinnerung an Hoffmanns Gestalt.

Und noch eine andere Gestalt in dieser Erzählung trägt Hoffmannsches Gepräge. Ohne die Schilderung, die wir in der Einleitung zu den „Kreisleriana" von Johannes Kreisler, Hoffmanns Doppelgänger, erhalten, hätte der unmusikalische Raabe niemals den „Maestro", den Lehrer Alidas, zeichnen können. Raabes Originale sind alle der Grundlage der inneren Freiheit entwachsen. „Unbefangen gegen Gott und Menschen", heißt ihr Lebensspruch. Niemals ver-

danken sie sonst wie die Hoffmanns und sein „Maestro“ ihre Absonderlichkeiten den meist rätselhaften Irrgängen ihrer Phantasie oder ihres Gemüts.

Unwesentlich sind einige andere Motive, für die Raabe in seinem Roman Hoffmann verpflichtet ist. Interessant dabei ist, daß hier schon wie später immer bei ihm das Interesse an dem Werk von dem an dem Dichter begleitet ist. Die Abschiedsszene zwischen Dr. Ostermeier und Hagen am Grabe Angelas, in der der alte Privatdozent dem Scheidenden einen Knopf von seinem Rock verehrt, ist die dichterische Auswertung einer heiteren Episode aus dem Leben Hoffmanns.

Diese auffällige Abhängigkeit Raabes darf uns jedoch nicht zu falschen Schlußfolgerungen verführen. Ja, sie zeigt bei genauerer Betrachtung gerade den großen Abstand, in dem beide Dichter zueinander stehen. Das Wichtigste, was Raabe hier Hoffmann verdankt, erscheint uns, wenn wir es von seinem gesamten Lebenswerk aus beurteilen, durchaus „unraabisch“. Es ist der Notbehelf eines jungen Schriftstellers, der das Eigenste in sich noch nicht zur vollen Reife entwickelt hat und unter dem Eindruck fremden Schaffens die notwendige Begrenzung seines Eigenwertes noch als Mangel empfindet. Die Grundlage seiner Dichtung ist nicht der Ausmessung, sondern der Art nach von der Hoffmanns durchaus verschieden. Hoffmanns Phantasie ist an keine räumlichen Schranken gebunden und schweift in ungemessene Weiten, Raabes ist wurzelfest und dringt in die tiefsten Tiefen. Hoffmann bezeichnet sich selbst als einen „Dichter oder Schriftsteller, dem die Gestalten des gewöhnlichen Lebens in seinem inneren romantischen Geisterreiche erscheinen, und der sie nun in dem Schimmer, von dem sie dort umflossen, wie in einem fremden wunderlichen Putze darstellt“, und er gibt damit ein klar umrissenes Programm dessen, was wir heute Expressionismus nennen. Die Welt der Wirklichkeit umgrenzt nicht mehr die Bilder, die er zeichnet, ja er wagt es sogar, seine abenteuerlichen und z. T. grausigen Visionen mit freilich unheimlicher Anschaulichkeit in diesen vom nüchternen Tageslicht durchflossenen Rahmen einzusetzen. Raabe steht wie jeder große Humorist auf dem Boden des Realismus. Vor der Tiefe und Beseeltheit seiner Weltanschauung versinken die Gegensätze zwischen groß und klein, hoch und niedrig, eng und weit ins Wesenlose, und in seinem weltüberwindenden Humor eint sich siegreich die klare Anschauung des Wirklichen mit dem Höhenfluge der sittlichen Idee. In seiner Welt ist kein Raum für das spukhafte Wesen geheimnisvoller Nachtgespenster, sie kennt nur die klare Plastik sicherer Lebensgestalten. Seine Seelengemälde wissen nichts von wundersam umschleierten Regungen auf dem dämmernden Grenzgebiet des Unterbewußten, sondern nur von durchsichtigen Kämpfen auf dem kristallhellen Boden des seelischen Bewußtseins. „Phantasiestücke in Callots Manier“ nannte Hoffmann seine ersten Dichtungen, und er legte damit mit derselben Offenheit wie Raabe in seinem Erstlingswerk die Grundlagen seiner künstlerischen Eigenart bloß. In seiner Begabung mischt sich auf das seltsamste das Dichterische mit dem Musikalischen und dem Malerischen. „Phantasiestücke“ in der Manier eines Malers sind deshalb die folgerichtige Ausdrucksform für seinen künstlerischen Gehalt. Auch Raabe besaß eine beachtenswerte malerische Begabung. Die Federzeichnungen, die während seines Schaffens am Rand seiner Handschriften entstanden, zeugen deutlich davon. Aber Hoffmann war auch als Maler Expressionist, Raabes anspruchslose Skizzen dagegen tragen durchaus impressionistischen Charakter. Auch wo Raabe in seiner Dichtung malt, ist er ein Impressionist von hoher Meisterschaft. Wir weisen z. B. auf die Darstellung der Tierkarawane in „Abu Telfan“ hin. Der flimmernde Eindruck, den dieses Augenblicksbild auf den Leser macht, kann von keinem Maler übertroffen werden.

All diese Gegensätze erscheinen jedoch geringfügig, wenn wir beide Dichter in ihrem Humor miteinander vergleichen. Hier erst eröffnet sich uns die weite Kluft, die zwischen beiden gähnt. Hoffmanns Humor beruht auf der romantischen Ironie. Er setzt lächelnd hinter die Erscheinungen des Wirklichen sein Fragezeichen. Raabes Humor sagt mit einer das ganze Weltall umfassenden Liebe Ja zu dem Wirklichen. Er überbrückt die beklemmenden Wider-

sprüche des Daseins durch den befreienden Glauben an den Endsieg des Wortes. Mag auch tausendmal die Erfahrung lehren, daß auch das Wertvolle zugrunde geht, daß auch das Schöne, Gute und Erhabene der „Kanaille“ unterliegt, der Wert, die Schönheit, die Güte, die Erhabenheit bleibt doch siegreich bestehen, und ihre Existenz allein schon verleiht die Kraft zu jenem stillen, aber unüberwindlichen Lächeln über die Ungereimtheiten des irdischen Geschehens. „Blicken Sie auf, blicken Sie in sich: in unserem Reiche hält man den Sieg gerade dann am festesten, wenn die Widersacher am lautesten Sieg über uns kreischen“, heißt es in „Abu Telfan“.

Es ist klar, daß jeder Schritt, der Raabe weiter zu der Höhe dieser Weltanschauung emporführte, ihn von E. T. A. Hoffmann entfernen mußte. Wir gehen nicht fehl, wenn wir den Einfluß, den Raabe von ihm empfing, auf seine Berliner Zeit beschränken. Sichtbar wird er noch in der Skizze „Die Weihnachtsgeister“, die gleichzeitig mit dem Roman „Ein Frühling“ entstand. Hoffmanns Weihnachtsmärchen „Nußknacker und Mausekönig“ hat hier die Anregung gegeben. Aber auch hier schon läßt gerade die Verwendung der gleichen Motive den Gegensatz in der Stimmung um so schärfer hervortreten.

Wir dürfen es darum aufgeben, den Spuren Hoffmanns im Werke Raabes weiterhin zu folgen. All die mehr oder minder bedeutsamen Berührungen, die wir noch anfügen könnten, würden das Gesagte nur bestätigen. Ein Werk freilich dürfen wir nicht übergehen, weil in ihm Raabe sich auf den eigensten Boden Hoffmanns begibt und den Spuk in die Dichtung hineinzieht. Dies ist die Hochsommergeschichte „Vom alten Proteus“. Sie erst bringt uns den Gegensatz zwischen beiden zu voller Klarheit. Gerade weil Raabe hier im Widerspruch zu seiner eigenen Art diesem Werke die Form eines Hoffmannschen „Caprizzio in Callots Manier“ gibt, d. h. weil er Hoffmannsche Art nicht innerlich in sich aufnimmt, sondern äußerlich literarisch verwertet, erscheint der Abstand so groß. Was bei Hoffmann Ziel und Inhalt ist, ist bei Raabe Mittel, und zwar mit überlegener Ironie angewandtes Mittel. Er macht sich selbst über seine Gespenster lustig und verbirgt hinter dem Spuk das Ringen um ein tiefes Lebensproblem, das ihn von den Anfängen seines Dichtens in Bann gehalten hat. Die ausführliche Erwägung, die er bei Beginn seiner Erzählung über die zu wählende Technik anstellt, die Kronzeugen, die er anruft, Aristophanes und den Dichter des Sommernachtstraums, zeigen an, daß er in satirischer Absicht hier eine Maske vornimmt. Eine Maske aber zeigt gerade ein inneres Freisein von dem Typus, den sie darstellt.

Diese innere Freiheit war Raabe sicherlich auch schon bei der Benutzung Hoffmannscher Motive in seinen Jugendwerken zu eigen. Am Anfang der „Weihnachtsgeister“ zitiert er ziemlich unvermittelt Hoffmann. Und wenn er in „Ein Frühling“ den Namen Angela beibehält, dann sieht das beinahe wie ein Merkzeichen aus, das er in sein Werk einschlägt. Jeder andere hätte sorglich jede Spur verwischt, die zur Entdeckung der Entlehnung führen konnte. Raabe war sich damals schon dessen, was sein eigenstes Eigentum war, zu sehr bewußt, als daß er den Vorwurf der Unselbständigkeit fürchtete. Und gerade die Harmlosigkeit der Anlehnung zeigt, daß ihm Hoffmann schon zum Mythos geworden war.

Aus dem Geiste der Romantik war Hoffmanns Werk herausgeboren, ihr Siegeszug bahnte ihm den Weg zu glänzendem Erfolge, der an den deutschen Grenzen nicht haltmachte, aber mit der Romantik ein wenig verblaßte. Heute, wo die verklungenen Stimmen der Romantik langsam zu neuem Leben erwachen, tritt Hoffmann wieder in den Vordergrund. Raabes Wirkung, die unabsehbar ist und heute erst in den Anfängen steht, ist überhaupt von keinem Zeitgeschmack abhängig. Er kann wohl in Zeiten, da sein Volk der eigenen Seele untreu wird, beiseite geschoben werden, aber sein Reichtum bleibt ein unerschöpflicher Schatz von Ewigkeitswert. Es ist bezeichnend, daß seine Lebenswirkung niemals stärker gewesen ist als in der Kriegszeit, der Zeit äußerer und innerer Not seines Volkes. Wir glauben, daß diese Wirkung noch weit bedeutsamer werden wird, wenn erst einmal der Lärm der Gasse der Stille der Selbst-

besinnung Raum gibt. Raabe hat nicht nur mit Seherblick die tiefe Tragik seines Volkes vorausgesehen, er hat sie in seinem Leben vorweggenommen. Und sein Werk ist aus den Tiefen der Seele dieses Volkes emporgestiegen. Es ist nicht ein Spiegel deutschen Wesens, es ist deutsches Wesen schlechthin. Ist sein Wort richtig, daß nur die Kunstwerke Anspruch auf Dauer haben, in denen die Nation sich wiederfindet, so gilt dies zuerst für ihn selbst.

Wilhelm Fehse



Was will das werden?

Neue Zeitromane

Die Flut der Kriegsromane ist verrauscht, und die Überzahl der Leser erklärt nach Aussage sämtlicher Angehörigen des Buchhändlerstandes, vom Kriege wolle sie um Gottes willen nichts mehr hören. Das ist menschlich begreiflich, erinnert aber ein wenig an das zu Unrecht dem wackeren Vogel Strauß nachgesagte Verfahren: wie denn — vom Kriege nichts mehr hören wollen, wenn seine nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache die Grundlagen unseres gesamten Daseins umgestaltet hat? Natürlich sind dabei unter Krieg nicht bloß Schlachtgetümmel und romantische Abenteuer in Feindesland, Spionenränke, Treue und Verrat zu verstehen — Krieg heißt die Gesamtheit der Ereignisse, die seit den Augusttagen 1914 bis zur Stunde sich in erbarmungsloser Folge ausgewirkt haben und die jeden einzelnen schier stündlich von neuem zwingen, in Fühlen und Denken, Tun und Unterlassen Stellung zu nehmen zu einem verwandelten Leben.

Wer drum vom Kriege in diesem Sinne nichts hören, wer vergessen will, der muß sich schon seine geistige Nahrung in der Literatur der Vergangenheit suchen; aber vom gegenwärtigen Schriftsteller verlangen, daß er diese Dinge nicht berühre, heißt ihn auf das Gebiet des kulturgeschichtlichen Romans verweisen. Denn das müssen wir uns klarmachen: ein „zeitloser" Roman, der Schicksale darstellt, als ob die Jahre 1914—20 nicht vorhanden wären, versetzt tatsächlich in Luft und Stimmung unwiederbringlich entschwundener Vergangenheit; wer aber seine Geschöpfe in unserer Zeit ansiedelt und sie auf ihrem schwankenden Boden ihr Wesen treiben läßt, als wären die Bedingungen äußeren und inneren Lebens im wesentlichen dieselben geblieben, der schreibt Märchen.

Zwischen diese beiden Gruppen fügt sich als Zeitroman alles, was irgendwie Stellung nimmt zu den drängenden Fragen, die uns alle, Leser wie Schriftsteller, bewegen. Und ist unser Schrifttum etwas wert, so wird der Raum, den es dem Zeitroman läßt, groß sein; denn der Dichter, der, wie wir meinen, die Gabe erhalten hat, Schmerzen und Freuden, Befürchtungen und Hoffnungen in erhöhtem Maße mitzufühlen, wird sich am allerwenigsten dem großen Erleben seines Volkes entziehen können noch wollen, sein Werk wird erfüllt sein vom Sturm und Drang dieser Zeit. Freilich: der künstlerischen Gestaltung türmen sich Schwierigkeiten entgegen. Wir denken an die Erzählung der Apostelgeschichte: ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Sturmes, sie aber entsetzten sich und wurden irre und sprachen einer zum andern: „Was will das werden?" Es ist die Frage, die uns allen auf dem Herzen und den Lippen liegt — wüßten wir nur, ob es ein Pfingststurm ist, der über die Erde braust! Der Dichter aber möchte künden, woher der Wind kommt und wohin er weht — ach! fast ehe ihm die Tinte trocken ist, hat der Sturm schon Wälder geknickt und Häuser abgedeckt, die in seinem Bilde noch ihren Platz haben sollten.

Das empfindet man leicht um so mehr, je entschlossener der Dichter den Zeitfragen zu Leibe geht, je umfassender er das Bild unserer Zustände anlegt. Die technische Schulung mehrerer Menschenalter hat es dahin gebracht, daß unsere Romanschriftsteller nicht mehr neun

Bände brauchen, wie einst Gutzkow, und doch auf soviel engerem Raume die wesentlichen Züge unserer Gegenwart zum unheimlich eindrucksvollen Bilde zusammenzufassen verstehen; dafür durfte der ältere Zeitroman seine Antwort auf die Frage: „Was will das werden?“ mit etwas längerer Sicht auf Erfüllung geben als heute, da jeder neue Tag dem Hoffenden neue bittere Lehren gibt.

Ist es da nicht besser, zu verzichten auf die Antwort, sich zu begnügen mit der Schilderung der Dinge, wie man sie sieht? Das ist im wesentlichen **Klara Viebigs** Art, die ihrem Roman „Töchter der Hekuba“ einen zweiten Teil, „**Das rote Meer**“ (Berlin, Fleischel & Co., 10 M) hat folgen lassen. Ein zweiter Teil insofern, als die Personen der Erzählung dieselben sind und der Bericht über ihr Geschick den Faden da aufnimmt, wo ihn der erste Roman fallen gelassen hatte, dabei aber ein in sich abgeschlossenes Buch, dem niemand, der es nicht weiß, den „zweiten Teil“ ansieht. Technisch ein wahrer Triumph der Viebigschen Kunst, wie ein neuer Abschnitt aus der Lebenspilgerschaft dieser Menschen herausgehoben wird, wie leise Andeutungen genügen, um die Vorgeschichte übersehen zu lassen, und wie ohne Einleitung und Rückblick wir mitten drin stehen in diesem weiten Kreise. Das eigentlichste Mittel dafür ist, daß Klara Viebig darauf verzichtet, eine Romanhandlung zu formen; mit der unvergleichlichen Eindringlichkeit ihrer Erzählung zwingt sie uns eben Schicksale mitzuerleben, die an sich nichts weniger als außergewöhnlich sind, die sie uns aber nahebringt, als ginge es um das Los der eigenen Freunde und Nachbarn in Zeiten der Not und Gefahr.

Aus der Summe der Einzelgeschicke ergibt sich ein Bild vom Erleben eines ganzen Volkes in den schwersten Tagen seiner Geschichte, den letzten Jahren des Krieges. Auch hier sind die „Töchter der Hekuba“ vorangegangen, und einst sind im „Türmer“ bei aller Anerkennung der künstlerischen Leistung in dieser Beziehung gerade Bedenken erhoben worden; als Zeugnis eines letzten Endes schwächlichen und selbstsüchtigen Kriegserlebens erschien dem Beurteiler das Buch: damals, als die Wage noch schwankte, wirkte es ja nicht nur als objektiver Bericht, sondern als ein Anzeichen sinkenden Vertrauens, erschütterter Zuversicht zur eigenen Sache. Das ist nun, da wir 1920 schreiben, längst den Strom hinab; das „Rote Meer“ ist nach den Novembertagen geschrieben, und es berichtet von dem Weg, der zum November führte. Nicht in der Welt der hohen Politik — von der ist kaum die Rede — aber in den Gefühlen und Stimmungen der Heimat: unmerklich, aber unaufhörlich verändern sie sich unter den Einwirkungen des Krieges, jedes Einzelleben wird hineingezogen in den Bereich dieser Einwirkungen, es sind die immer erneut anprallenden Wellen, die eine Küste schließlich unternagen, und so kommt der Tag, da im roten Meer des Blutes und der Revolution das alte Preußen versinkt.

Es ist schmerzlich ergreifend, wie Klara Viebig dies Ende in dichterischem Bilde veranschaulicht: Hermine von Voigt, die Frau des Generals, flüchtet in den unheilvollen Novembertagen nach Sanssouci — nicht viel anders führte einst Alexis in seinem Roman des Zusammenbruchs eine seiner Gestalten in den Park Friedrichs: bitter genug ist der Vergleich. Keine Vision des alten Fritzen tröstet die gute Preußin und Deutsche der Viebig: über kahle Terrassen und durch entblätterte Sträucher pfeift der Novemberwind, und als sie durch verhängte Fenster ins Innere zu spähen versucht, da leuchtet ihr durch einen Spalt mit fahlem Glanz das Marmorbild des in seinem Sessel sterbenden großen Preußenkönigs entgegen: der Abschiedsgruß des alten Preußen!

Vor dieser unbarmherzigen Schilderung der Dinge, wie sie kamen und kommen mußten, drängt sich dem Leser aber gerade die Frage auf, die von der Verfasserin nicht gestellt wird, die Frage: „Was will das werden?“ Und ist nicht doch hier und da zwischen den Zeilen eine Antwort zu lesen? Zwar in Sanssouci findet Hermine von Voigt keinen Trost, aber vorher ist sie dem Nachbar begegnet, dem pensionierten Rechnungsrat, dem altpreußischen Beamten. Dem hat der Krieg alles genommen, woran sein armes persönliches Leben hing, und doch hat er eins nicht verloren, den Glauben an das große Deutschland, das aller, auch dieser Opfer

wert ist. Gewiß, das ist einer der Stillen im Lande, ein Einsamer, und um ihn jauchzt und brüllt eine laute Gegenwart. Aber nicht im gewaltigen Sturm, nicht in Erdbeben und Feuer spürte der Prophet einst Gottes Nahen, sondern im stillen, sanften Wehen, und wenn der alte Rechnungsrat für seine Person die hellere Zukunft nicht mehr zu erleben hofft, im stillen Bund der Kriegsmutter mit dem Kameraden des Geliebten, in der Liebe und Treue der Braut des kriegsblinden Offiziers liegen seelische Mächte, an denen einst deutsches Wesen sich wieder aufrichten mag.

Ist es ein Zufall, daß die Verfasser der übrigen vorliegenden Bücher allem Anschein nach Österreicher sind? „Dem ringenden Deutschland" widmet Max Glass seinen umfangreichen Roman „Die entfesselte Menschheit" (Leipzig, L. Staackmann); „die's ehrlich meinen, die grüß' ich aus Herzensgrund" steht vor Paul Bussons „deutschem Roman" „F. A. E." (Wien-Berlin, Wiener literarische Anstalt). Töne der Verheißung, die wir begrüßen, auch wenn vielleicht das Kunstwerk noch nicht zur vollen Rundung gelangt ist.

Ist das aber auch möglich, wenn Glass den Versuch macht, den Wirrwarr unserer Tage zwar nicht als überwunden, aber doch als in der Überwindung begriffen darzustellen? Michael Clarenbach kommt aus russischer Gefangenschaft nach den Novembertagen zurück und findet sich in einer veränderten Welt. Das Werk des Wiederaufbaus soll beginnen, aber finstere Gewalten sind an der Arbeit, der Russe Karenow, die Verkörperung des Bolschewismus, bereitet die neue Revolution vor: er faßt sie alle zusammen, die Gescheiterten, die politischen Schieber, die Menschheitsschwärmer, die Rachsüchtigen und Enttäuschten, er weist jedem Rolle und Arbeitsgebiet zu, er sucht die lebendigen Kräfte, das deutsche Denken, die deutsche Arbeit, die deutsche Jugend zu lähmen und zu verderben; er liefert die Berliner Januarschlacht und — wird besiegt. Eine starke Kraft zum Zusammenschauen, sichere Beobachtungsgabe und Schwung der Phantasie stehen hinter dem Werke und machen vor allem sein drittes Buch, die Schilderung des Berliner Hexensabbats, zu einem wirklichen Höhepunkt; dem Ganzen wird niemand den großen Wurf absprechen, wenn man auch in einer gewissen Aufgeregtheit des Stils, in einer Übertreibung im Guten und Schlimmen die Überspannung der Kräfte zu spüren meint.

Sie mußten überspannt werden, weil die Aufgabe noch unlösbar erscheint. Um sein Zeitbild vollständig zu machen, hat Glass jede Person eine bestimmte Richtung verkörpern und dabei doch die Züge eines Einzelwesens tragen lassen — nicht überall ist es gelungen, diesen Gegensatz auszugleichen, hier überwiegt die einmalige Persönlichkeit, dort die Gattung, und so schwankt der Roman zwischen der Wiedergabe dichterisch erfaßten Geschehens und verstandesmäßig den Dingen untergelegter Konstruktion. Und gerade diese hält nicht stand: Glass hat allzusehr vereinfacht, um zu einem befriedigenden Abschluß gelangen zu können. In Spielhagenscher Weise endet sein Buch mit einer Programmrede: da klingt das Hohelied der Arbeit, da hören wir von der Sendung des deutschen Volkes, von der geraden, reinen Straße, die es in Menschenliebe und Schaffen dahinziehen werde. Schöne und stolze Worte voll Hoffnung und Zuversicht, und gern möchte sich das Herz, das bedrängt wird von der Frage nach dem, was da werden will, an ihnen erlaben; aber Glass setzt voraus, daß dem besiegten Volke die geistige und materielle Möglichkeit bleiben werde, um seinen Weg zu gehen — wie bezeichnend, daß die Vertreter des Guten bei ihm anscheinend von den Sorgen des täglichen Lebens so gar nichts wissen! Wir aber haben seit jenen Januartagen viel erlebt, haben den Frieden unterzeichnet und sind in Spaa gewesen...

Kein Wunder drum, daß sich die Phantasie in eine Zukunft flüchtet, von der sie das Wunder ersehnt, das dem deutschen Volke die Möglichkeit gibt, seinem Wollen zu leben. Bussons „F. A. E." ist ein Zukunftsroman, so etwa aus dem Jahre 1940. In Wien spielt er, und was aus dem deutschen Wien werden mag — Gott schütze es davor, — der Rummelplatz von Osteuropa, das malt er in grellen Farben aus. Aber die Rettung kommt, und es ist kein schlechter

Gedanke, daß er die germanischen Götter Wodan, Thor und Loki noch einmal Menschengestalt annehmen läßt; in ihre Hände legt er durch geheimnisvolle technische Kampfmittel die Macht, durch die sie die Revision des Versailler Friedens, den wahren Völkerbund und in ihm die freie Bahn für das deutsche Volk erzwingen. Für die Romanspannung sorgt ein Gegenspiel, das hinter das F. A. E.-Geheimnis kommen will und dazu alle Mittel der Spionage benützt, es gibt Stoß und Gegenstoß, auch die Liebe ist nicht vergessen, und so kommt ein Ganzes heraus, um das Jules Verne seinen Nachfahren ruhig beneiden könnte. Freilich: Bussons gute Meinung steht außer allem Zweifel, aber reicht er seinem Volke nicht ein Betäubungsmittel, wenn er ihm die Hilfe in der Not aus dem Reiche des Traumes holt? Die Übersteigerung technischer Mittel hat uns im Krieg nicht gerettet, und die Phantasien von „Pacifer" und „Chaosit" sind letzten Endes der Gegenpol zu tatenloser Beschaulichkeit und mystischer Selbstbespiegelung: Weltflucht hier wie dort. Das deutsche Volk wird seinen Weg in der Mitte zu suchen haben; es muß seine Seele erneuern, nicht um der Erkenntnis, sondern um der Tat willen.

So etwas scheint ein junger Dichter zu fühlen: Egmont Colerus, der Verfasser von „Antarktis" (Ilf-Verlag, Leipzig, Wien, Zürich 1920). Von einem Eisland im Süden fabelt er, dessen Bewohner, Nachkommen nordischer Wikinge, Machtmittel haben, die unserer Zivilisation weit überlegen sind, einem Eisland, in dem unangefochten herrscht, was in der Welt um sein Dasein ringt: Reinheit und Zucht, Liebe und Glaube. Aber das Eisland beobachtet nur, es greift nicht ein (in zwei Geschichten aus Mittelalter und Rokoko wird es gezeigt): die Menschheit muß sich selbst retten, und der Retter ersteht ihr in ihrer größten Gefahr. Die kommt von dem in einer amerikanischen Unternehmung verkörperten Materialismus (der Roman ist 1914/15 geschrieben): seine Versuchungen werden nun doch in geheimnisvollem Zusammenhange mit dem Eisland überwunden, der Dichter, der Held dieses Kampfes, findet Aufnahme in der Antarktis, seinem Volke aber hinterläßt er die Kunde vom Eisland und seiner Lehre als Vermächtnis.

So enträtsele ich mir die wunderliche Dichtung; daß sie, wie sie doch soll, einen starken Einfluß ausüben, als Tat wirken wird, vermag ich nicht zu glauben. Ganz abgesehen davon, daß der Zusammenhang ihrer einzelnen Abschnitte höchst locker ist, daß besonders in der zweiten Hälfte viel zu viel geredet wird und die dichterische Gestaltung zurückbleibt — was soll die Phantasie vom Eisland und seinen Mitteln? Als phantastische Erzählung eines Fouqué redivivus mag man sich's gefallen lassen, aber die Hilfe aus dem Elend zeigen uns kein Fernzünder und kein grünes Metall, die wir nun einmal nicht haben.

Sonderbare Not des Zeitromans unserer Tage! Die Frage „Was will das werden?" beherrscht ihn; aber wer ihr wie Glass die Antwort auf Grund der Tatsachen finden will, der sieht sie, kaum gegeben, schon überholt von den Dingen; wer aber in phantastischer Erfindung oder mystischer Weisheit nach dem lösenden Worte sucht, der redet schließlich an der Frage vorbei. Diese Not erkennen heißt aber noch lange nicht an der Möglichkeit ihrer künstlerischen Überwindung zu verzagen. Es gibt Fragen, bei denen es wichtiger ist, daß sie gestellt als wie sie beantwortet werden, und das scheint mir gerade von unserer zu gelten. Zu verschiedenen Zeiten ist der Umfang, in dem die Dinge der Gegenwart in die Dichtung hineinspielten, verschieden gewesen, und schöner war es vielleicht, als die Dichter vor allem „von alten frommen Sagen, von Minne, Wein und Mai" zu künden hatten, jetzt gilt es anderes, und da ziemt es uns, dankbar zu sein, wenn unserem Volke immer wieder die Frage vor Augen gestellt wird: „Was will das werden?"

Albert Ludwig



Kunst, Kritik und Publikum

Kunst und Publikum sind zwei Gegner, die von alters her ihre Muskeln dadurch stärkten, daß sie sich aneinander maßen.

Denn die Kunst ist für das Publikum da und ist nicht bloß für das Publikum da; und das Publikum ist für die Kunst da und ist nicht bloß für die Kunst da.

Aber keines kann ohne das andre sein. Das führte aller Zeit zu Tragödien und Possen.

Schrie, Kunst, schrie und klag dich sehr
Din begert jetz nieman mehr
So o weh 1431

schrieb Lukas Moser schmerzstöhnend auf seinen Magdalenenaltar und um die gleiche Zeit warf Meister Goswin, der Bildhauer und Goldschmied, Meißel und Stift hin und ging, von Welt und Kunst scheidend, ins Kloster, weil der Herzog von Anjou eine goldene Tafel, die er bei ihm bestellt und die sein köstlichstes Werk geworden, eines Tages, do er gerade Gelds bedurfte, einschmelzen ließ. Kranach mußte für seinen Kurfürsten Anstreicher- und Vergolderarbeiten ausführen und Michelangelo für den Mediceer einen Schneemann machen.

Man sprang mit der Kunst und dem Künstler um, wie man es gerade brauchen konnte. Aber das Schlimmste war es noch nicht. Das Schlimmste war es nicht, daß das Publikum die Kunst genoß und vernichtete, wie ein Kind sein Spielzeug empfängt, sich daran freut und es zuletzt zerstört. Schlimm wurde es erst, als die Kritik begann, als das Publikum auf ästhetische Übungen verfiel und anfing, dem Künstler dreinzureden. Da begann der heillose Riß, der sich immer mehr erweiterte.

Plötzlich standen sich Künstler und Publikum als Gegner gegenüber. Und zwischen ihnen erwuchs trennend, statt bindend, die Kritik. Ästhetisches Gouvernantentum, gequälte Berufskritik, Kunstpolitik, Handelsreklame. Kritik in den verschiedensten Erscheinungen; aber jede am selben Werk tätig: Erweiterung des Risses zwischen Kunst und Publikum.

Es ist eine furchtbare Tatsache: im 19. Jahrhundert verlernte das Publikum den Umgang mit der Kunst. Es ward des natürlichen Mittels, die Kunst durch die Augen zu empfangen, entwöhnt. Es mußte über ein Kunstwerk erst etwas gelesen oder gehört haben, ehe es wagte, es zu besehen. Die ganze „Kunsterziehung“, in der schließlich — mit zweifelhafter Berechtigung — unsere Begriffe von Kultur gipfelten, ging darauf hinaus, das Publikum in ein neues Verhältnis zur Kunst zu setzen. An Stelle des Genießens trat das Kritisieren.

Die Kritik befahl: So und so mußt du dich verhalten, mußt dich hier freuen, mußt dich dort ärgern. Du mußt; andernfalls blamierst du dich! Du mußt dich auch mit der Technik befassen. Du mußt Stellung nehmen in der Parteipolitik der Techniken!

Schwitzend vor Kenntnissen stand das Publikum vor der Kunst, hielt sich gegenseitig Vorträge über Richtung, Technik, Ästhetik.

Es war gräßlich.

Was blieb der Kunst vor diesem Publikum andres übrig als sich in ein Virtuosentum oder in ein Sonderlingswesen zu verkauzen? Der Expressionismus hat ein sehr Gutes. Er erschwert es dem Publikum ungemein, im Technischen zu schwelgen. Er erschwert auch der Kritik ihr Dasein. Man beobachte das Publikum in den Kunstausstellungen! Es kommt nicht mehr so literarisch gewappnet an, wie vordem. Die Typen der in Ästhetelei Schwelgenden werden seltner. Das Publikum teilt sich in zwei große Gruppen: Verblüffte, die vorläufig leer ausgehen, und Ekstatiker, die von der neuen Kunst — wir meinen natürlich nicht deren Auswüchse! — einfach hingerissen werden. Diese letzteren haben endlich den lange verlorenen Weg unmittelbaren Verkehrs mit der Kunst wiedergefunden.

Was nun der Kritik zu tun bleibt? Oh, noch genug.

Es muß nun einmal klar werden, daß Kritik keine Dienstmagd, keine Gouvernante und auch keine Eselsbrücke ist.

Sie ist eine Kunst für sich. Kunst der Interpretation, die zur bildenden Kunst in einem Verhältnis steht, das sich am ehesten dem des Mimen zur dramatischen Dichtung nähert.

Gregor der Große sagte: Bilder sind die Bücher der Armen. Das war zu einer Zeit, wo das Volk noch nicht lesen konnte. Naturgemäß entwickelte sich damals die Augenkultur. Das Bild — Altarbild, Wandbild, Buchschmuck, Fliegendes Blatt — vermittelte Legenden, Historien, Anekdoten, Zeitereignisse. Es stand tatsächlich an Stelle von Buch und Zeitung.

Was man einst schaute, das liest man heute. Man zieht sich die Bilder der Dinge aus dem geschriebenen Wort. Das ist für die bildende Kunst insofern verhängnisvoll, als sich das Publikum daran gewöhnt hat, sich einem Bild nicht anders als mit etwas Geschriebenem zu nähern: Kritik, ästhetischer Abhandlung, Einführung, Katalog. Vor, nach und, ach, selbst während dem Kunstgenuß wird darüber gelesen. Man verschlingt Dutzende von kunsterzieherischen Büchern und Zeitungsartikeln; aber an der Kunst selbst rennt man mit vorgehaltenem Katalog, pro Stunde an etlichen hundert Bildern, vorüber.

Es mehren sich jedoch die Anzeichen, daß es anders wird. Es kommt etwas Besinnliches, eine Lust zum Verweilen in die Menschen. Beweis dafür schon die wachsende Vorliebe für die Graphik, die zum Aufenthaltnehmen zwingt.

Man könnte dagegen sagen: wirkliche Kunst hat doch immer und überall Gewalt genug, den Beschauer zu zwingen.

Ja gewiß, aber im allgemeinen hat doch die eine oder andere Kunstform ein eindringlicheres Wesen. Und wenn wir gerade den Impressionismus und Expressionismus miteinander vergleichen, so ist es augenfällig: der Impressionismus hat etwas Äußerliches, Flüchtiges, aus dem Augenblick Geholtes und darum auf den Augenblick Wirkendes, daher seine erzielten Erregungen meist in Restgefühlen der Unbefriedigtheit enden. Der Expressionismus reißt Tiefen auf, durchleuchtet Abgründe, rüttelt Empfindungen auf, die unmöglich rasch abgetan werden können, er bereitet der willfährigen Empfänglichkeit Hemmnisse.

Und gerade darum schaltet sich bei ihm das krittelnde und ästhetisierende Zwischengerede aus. Er will keine Mittlerschaft. Er bedräut und packt unmittelbar. Er treibt auf das Ereignis hin: Aussöhnung zwischen Kunst und Publikum.

Mela Escherich



Albert von Keller †

Als Deutschschweizer gehörte Albert von Keller seinem Blute nach zum deutschen Volke, aber erst durch Deutschland durchschritt er gleich seinen Landsleuten Arnold Böcklin, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer die Pforte zur Unsterblichkeit. Ähnlich wie der Engländer Shakespeare und die Skandinavier Ibsen und Strindberg, die bei uns einen weit stärker mitklingenden Resonanzboden fanden als in ihrer engeren Heimat. Erinnern wir uns, daß erst weit über hundert Jahre nach Shakespeares Tod der große englische Schauspieler Garrick 1741 begann, die inzwischen in England so gut wie vergessenen Werke des großen Dramatikers wieder zu spielen, aber ohne die bald darauf erfolgende Entdeckung Shakespeares durch Lessing für das deutsche Volk, wodurch dieses für den stammverwandten Dichter so sehr entflammte, daß Grabbe einen heute noch lesenswerten Aufsatz über Shakespearomanie zugunsten unseres Schiller schrieb, wäre von Garrick allein sicher nicht

Shakespeare für seine Landsleute zu dauerndem Leben wieder erweckt worden. Warum wir diese Reminiszenzen auskramen? Um zu zeigen, welche Kulturarbeit unser jetzt so armes, der Barbarei bezichtigtes Volk von jeher in selbstloser Begeisterung für die europäische Menschheit leistete, allein vergessen wir dabei nicht, daß während des Weltkrieges in unsere furchtbare Not hinein just aus der Schweiz sehr häßliche Stimmen solcher deutschblütiger Künstler klangen, die wie Spitteler und Hodler ebenfalls nur uns ihren Ruf verdanken. Dagegen ist uns kein einziger Fall bekannt, daß umgekehrt erst das Ausland einen Deutschen bei uns berühmt gemacht oder gar in das Pantheon seiner Geistesgrößen aufgenommen hätte. Darüber kommen einem Gedanken, über die wir uns vielleicht später einmal näher aussprechen möchten.

Mit Albert von Keller starb einer unserer bedeutendsten Maler während der letzten fünfzig Jahre, der in der Reife seiner Schaffenskraft unverkennbar die Eigenprägung vollwertigen Künstlertums zeigte. Eine andere Frage ist die, ob wir ihn nach seiner Empfindungs- und Ideenwelt als einen ausgesprochen deutschen Maler wie etwa Böcklin schätzen können. Von diesem Standpunkt aus gewahren wir bei seinen Schöpfungen genau so wie bei denen Makarts, mit dem ihn äußere Ähnlichkeit verbindet, unverkennbar einen gewissen Zug von Ermüdung, Dekadenz, denn er zeigt sich als Künstler zu enge mit jener oberen Gesellschaftsschichte verschwistert, von der aus hauptsächlich die Überkultur und moralische Entartung in die unteren Volksklassen einsickerte, die uns letzten Endes unfähig machte, siegreich das schwere Ringen durchzuhalten. Zwar ist Albert von Keller viel tiefer, und seine künstlerische Entwicklung gestaltete sich anders als die Makarts, allein ähnlich wie dieser der Maler der Wiener Verfallszeit in der Gründerperiode war, begann Keller als der Verherrlicher und virtuose Schilderer des mondainen dekadenten Frauentypus — ein sinngetreues deutsches Wort für mondaine gibt es bezeichnenderweise nicht — seiner Toiletten und luxuriösen Umwelt, und sein Atelier, seine Wohnräume waren mit ihren kostbaren Möbeln, schweren Teppichen und Altertümern genau so eine Sehenswürdigkeit für München wie das berühmte Makartsche Atelier in der Gußhausstraße für Wien. Wie aber kam der Künstler in die Periode seiner mystischen Weltanschauung? Fast möchte man angesichts der mit allem Raffinement moderner Schönheitspflege kultivierten weiblichen Körper, wie sie als „St. Julia“ am Kreuze hängen oder am Pfahle stehen, von den Flammen des Scheiterhaufens umlodert, angesichts seiner „Judith“, „Andromeda“ und seines „Urteil des Paris“ wähnen, es wären ein- und dieselben Frauen, die, ihre eleganten Roben abwerfend, uns zur Abwechselung einmal etwas mystisches Theater vormimen möchten. Dem widerspricht aber wieder, daß Keller sich auch in das Mysterium der Passionsgeschichte versenkte und mit seinem großen Gemälde „Auferweckung von Jairi Töchterlein“ (Neue Staatsgalerie, München) eine der ergreifendsten bildlichen Darstellungen schuf, zu denen das neue Testament vielleicht seit der Renaissance her die Künstler je angeregt hatte. Sein ganzes Wesen mußte also mit der christlichen Mystik doch tiefer verwurzelt gewesen sein, als daß sich der Künstler damit begnügt hätte, seinen Kultus mondainer Frauenschönheit der pikanteren Würze halber in das Sinnlich-Übersinnliche hinüber spielen zu lassen.

Das sagen uns am deutlichsten die „Auferweckung von Jairis Töchterlein“ (1886 entstanden), die „Kreuzigungsphantasie“ und „Kreuzigung“. Die drei Skizzen zu dem erstgenannten Bilde (Neue Pinakothek) lassen uns einen erkennenden Blick in die Gedankenwerkstätte des Malers tun. Wir sehen aus der einen, daß ihm auch eine ganz spukhafte Auffassung des Vorganges vorschwebte. In fahlem Dämmerlichte liegt die weiß gekleidete Leiche des Mädchens auf der Totenbahre, von violetten Glanzlichtern umglitzert. Vor ihr in einiger Entfernung, den Rücken dem Beschauer halb zugewendet, steht Jesus, die Arme ungefähr so ausgestreckt wie der Magnetiseur, wenn er sein Medium in Trance versetzt, während den Hintergrund das verschwommen gehaltene Schattengewimmel des Trauergefolges ausfüllt. Auf dieser Skizze ist das Traumhafte der Welt als Erscheinung von Meisterhand zur Verbildlichung ge-

bracht. Desgleichen in der „Kreuzigungsphantasie", wo auf der in fieberhafter Bewegung wogenden Menge zu Füßen Golgathas schauriges Zwielicht ruht, das nach oben zu nur soweit sich erhellt, um die Kreuze schärfer hervortreten zu lassen. Endlich ist in der „Kreuzigung" selbst der Willensakt der Todesüberwindung in der Gestalt des Heilandes mit der zwingenden Gewalt mystischer Ekstase verkörpert.

Noch einige Worte über die „Auferweckung von Jairis Töchterlein" in der endgültigen Gestaltung des Werkes. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, als eben das Mädchen aus dem Todesschlaf erwacht ist und aus großen dunklen Augen den ersten Blick voll Grauens wieder in jene Welt des trügerischen Scheines wirft, aus der es bereits in die Ewigkeit enttaucht war. Liebevoll, das edel geschnittene Gesicht uns im Profil zugekehrt, hält Jesus, in eine dunkelrote Kutte gehüllt, den aufgerichteten entblößten Oberkörper der Auferweckten unsäglich zart und keusch umfaßt. Aber auch die Eltern und die übrigen Trauergäste schauen, die Augen weit aufgerissen, mit Entsetzen und in furchtbarer Ergriffenheit das durch den Todbesieger bewirkte Wunder der Aufhebung ewiger Naturgesetze, anstatt sich der Wiedererstandenen zu freuen. Wer sich aus der Tiefe metaphysischer Weltanschauung einen solchen Vorgang lebhaft vorstellt, der muß der Auffassung des Künstlers unbedingt beipflichten, denn nicht anders könnte ein solcher Akt, der für einen Augenblick den Schleier der Maja zerreißt, auf uns, Sterbliche, wirken.

Trotzdem dünkt es mich, daß die Mystik Kellers nicht aus jener Welterkenntnis hervorging, die Meister Eckart die schönen Worte entlockte: „Das, was ich zeitlich bin, das soll sterben und zunichte werden, denn es gehört dem Tage, darum muß es mit der Zeit zugrunde gehen. In meiner Geburt wurden alle Dinge geboren, und ich war Ursache von mir selbst und aller Dinge." Also ganz indisch gedacht: In jedem Menschen schlägt neu die Welt ihr Auge auf. Die Mystik Kellers ist dagegen okkultistischer Natur, wenn man so sagen darf, denn Mystik und Okkultismus sind ganz verschiedene Dinge, allein immerhin verschwimmen hier und da die Grenzen ineinander. Vergessen wir nicht, daß Keller in München lebte, der Stadt Du Prels und Schrenck-Notzings, daß seine Zeitgenossen Gabriel Max und Fritz von Uhde waren. Er stand also unzweifelhaft im Banne jenes katholischen Mystizismus, der sich ein Fortleben nach dem Tode in der verklärten Gestalt der Individualität, der Okkultist dagegen im Astralleibe denkt. Dabei kommen ihm aber immer wieder die Freude des farbentrunkenen Malers — „am farb'gen Abglanz haben wir das Leben" — an der Welt der Erscheinung und ein gewisser Rationalismus in die Quere. So weiß er, daß der Hypnotiseur sein Medium vollständig empfindungslos machen kann, und aus diesem Wissen heraus malt er seinen „Hexenschlaf", wie das von dem Feuer des Scheiterhaufens umlohte Weib in magnetischem Schlummer ruht, und der Tod an ihm machtlos wird; ähnlich wie in der grausigen Novelle „Mesmerismus" von Edgar Poe das Ende eines Sterbenden dadurch auf Wochen hinaus verzögert wird, daß man ihn in hypnotischen Schlaf versenkt. Es ist sicher keine bloße künstlerische Laune gewesen, daß Keller auch das Porträt des berühmten Mediums Eusapia Palladino malte.

So war Albert von Keller eine problematische Künstlernatur, deren Schaffen nur aus dem Ringen nach einer festen Weltanschauung erklärt werden kann. In sehr guten bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, wendete er sich nach einem mehr hin und her irrlichterlierenden als systematisch betriebenen Universitätsstudium erst spät der Malerei zu, wurde ursprünglich stark von Böcklin beeinflußt, arbeitete bei Lenbach und dem Deutschösterreicher A. von Ramberg, denen er wohl die Grundlage zu seiner außerordentlich sicheren, alle Hindernisse wie spielend überwindenden Technik verdankte. Bedeutungsvoll sagt Houston Stewart Chamberlain in seinem herrlichen Buche über „Goethe" vom Maler und Bildhauer, daß „das Technische hier alle Kräfte absorbiere und eine nie erlahmende, biegsame Verstandes- und Handgeschicklichkeit, also Bewährung praktischer Anlagen erfordere". Nehmen wir hinzu, daß Albert von Keller in den künstlerisch wohl ausgestatteten Räumen der vornehmen Welt zu Hause und

gleich Makart ein feuriger Bewunderer des schöneren Geschlechtes war, so ist es durchaus begreiflich, daß es ihn als Maler zunächst dahin drängte, diese Umwelt, die er so sehr liebte, technisch zu meistern, und so entstand die Masse seiner Bilder, in denen er von künstlerisch fein empfindendem Frauengeschmack ausgeschmückte Interieurs abschilderte samt den holden Insassinnen, wie sie mit einander plaudern, am Stickrahmen arbeiten, baden, Besuche empfangen, Briefe lesen oder schreiben oder Klavier spielen. Wie zart, wie duftig und wie naturalistisch ist das alles gemalt! So in dem Bilde „Chopin" (Neue Pinakothek) das schwarz-weiß gestreifte Kleid der Klavierspielerin und das dunkelgrüne der zuhörenden Frau. Man hört die Seide förmlich leise knistern, man möchte mit der Hand darüber gleiten. Oder der „Saal in Versailles" (Neue Staatsgalerie), wo die brennende Fülle der am Kronleuchter im Kreis gereihten Kerzen sich in dem glatten Parkettboden spiegelt.

Charakteristisch für Kellers Schaffen ist auch sein Unterschied im Kolorit. Während er in seinen Bildern aus dem mondainen Leben in sorgfältigster, saubérster Arbeit die Farben bei aller Vorliebe für eine schummrige Beleuchtung doch stets zu lebensfreundlicher Wirkung auf den Beschauer abzustimmen, uns in seinem technisch besonders brillant gelungenen „Diner" den Genuß vornehmer, geistig anregender Gastlichkeit so recht vor das Auge zu zaubern weiß, sind seine mystischen Gemälde in einer eigentümlich grau-grünen, mitunter ins Gelbliche verschwimmenden Tönung gehalten, aus der sich die Gestalten herauszumaterialisieren scheinen. Sogar in der „Auferweckung von Jairi Töchterlein", wo das rötlich schimmernde Weiß des Marmors zwar das Bild beherrscht, aber dafür die dunkelviolett gekleideten Gestalten der Trauergäste mit ihren blaßgelben Gesichtern um so gespenstischer hervortreten läßt.

Der weibliche Zug, der durch unsere Mystik geht, erklärt sich unschwer als arisches Bluterbe — schrieben doch schon die alten Germanen ihren Frauen mystische Gaben wie die der Weissagung zu —, und so begreift man es auch, daß Kellers Mystik in der Frauenseele wurzeln mußte, in dem Zuge der Zeit, in dem Gedanken der Erlösung des Mannes durch das Weib, welches Motiv Goethe ja bereits in seinem „Faust" und „Wilhelm Meister" anschlug, wenn auch nicht wie Richard Wagner restlos durchführte. Daß aber Albert von Keller in dieser Erlöserin nur das Weib der Gegenwart und seiner Gesellschaftsschichte erkennen konnte, versteht sich von selbst, und man würde ihm das mit demselben Unrechte zum Vorwurf machen, den einer unserer ersten Literarhistoriker Grillparzer zuschleuderte mit der Bemerkung, er hätte in seiner Sappho, Hero und Medea keine Griechinnen, sondern Wienerinnen gezeichnet. Es sind auch in Kellers „Urteil des Paris" die Aphrodite, Pallas Athene und Hera, die ihre Schönheit hüllenlos den prüfenden Augen des Helena-Entführers darbieten, keine griechischen Göttinnen, sondern vielleicht schöne Münchnerinnen, die dem Meister gerne Modell standen, aber sein letztes Wort ist doch jener Pessimismus, der in seinem Bilde „Die glückliche Schwester" uns eine weiß gekleidete entschlafene Nonne zeigt, auf deren hingestreckten erkalteten Körper und friedvollen Zügen des erbleichten Antlitzes das Licht der brennenden Wachskerzen in den Händen der sie umdrängenden Schwestern gespenstisch zuckende Lichter wirft:

„Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber: es ist nichts."

Josef Stolzing



Das Weimarer fünfzigste Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins

Nach sechsjähriger zwangsweiser Pause hat der Allgemeine Deutsche Musikverein seine Mitglieder wieder zu einer festlichen Tagung großen Stils zusammenberufen können. Man hatte Sorge wegen der hohen Kosten, die heutzutage das Reisen über Gebühr erschweren und den Aufenthalt in fremden Städten für die Mehrzahl der nicht eben mit Kriegsgewinnen gesegneten deutschen Tonkünstler fast zur Unmöglichkeit machen. Die Anziehungskraft, die vom Namen Weimar ausging und die durch die Jubiläumsziffer 50 gesteigert wurde, erwies sich über alle Erwartungen stark, und so war es denn diesmal fast wie zu alten schönen Friedenszeiten. Die Zahl der auswärtigen Gäste ging an die dreihundert; ein stattliches Ergebnis und ein schlagender Beweis für die unverminderte Lebenskraft des von fürsorglichen Totengräbern nun schon seit einem Jahrzehnt zum Sterben verurteilten Allgemeinen Deutschen Musikvereins.

Weimar war einst die Geburtsstätte des Vereins. Hier kam man 1861 unter Liszts Führung zum ersten Male zusammen. Der vorwärts weisende Genius Liszts hat bis heute dem Verein Richtung und Farbe gegeben. Dem Fortschritt diente die Arbeit der hier vereinten Kunstgenossen. Es gab Zeiten, da man sich die Arbeit bequemer machte und schon behaglich anfing, vom Alterworbenen zu zehren. Dieser Genügsamkeit setzte die auf dem Heidelberger Tonkünstlerfest 1901 durchgefochtene „Revolution“, die den damals kampffrischen Richard Strauß und mit ihm die „Neudeutschen“ an die Spitze brachte, ein plötzliches Ende. Nach weiteren 20 Jahren steht der Verein nun wieder vor der zwangvollen Notwendigkeit einer Verjüngung; so wenigstens rufen es jene radikal gestimmten Kreise ins Land hinaus, denen die Straußische Richtung mit allem, was darum und daran hängt, heut bereits als Kunst von vorgestern erscheint. Die fanatische Jugend reitet auf schnellen Rossen. Es geht wie in der bildenden Kunst: die Oktobristen von heut werden morgen von den Novembristen als mumienhafte „Akademiker“ mit überlegener Handbewegung beiseite geschoben. Wer eine Blau- und Rotschmiererei von kindlicher Fratzenhaftigkeit, der gegenüber die naive Kunst der Fidschiinsulaner eine Offenbarung an Geist und Empfindungstiefe ist, dem verängsteten Kunstsucher in die Augen knallt, wer aus Pappdeckeln, abgelegten Krawatten, leeren Streichholzschachteln, Bindfaden und Mehlkleister ein plastisches „Meisterwerk“ von St. Dadas Gnaden zusammenbaut, der gilt dieser verlotterten wie größenwahnsinnigen Revolutions-Kunstjugend als das Genie der Gegenwart, als glorreiche Verkünder dieses herrlichen Zeitgeistes.

Unseren musikalischen Futuristen ist diese, durch keinerlei sachliche noch kritische Erwägungen eingeschränkte Begeisterungstaumelei ebenfalls zu eigen geworden. Aus dem an sich verständigen Drang nach Neuem hat sich eine plan- und uferlose Jagd nach allem, was irgendwie anders ist als das bisher als richtig und wertvoll Erkannte, entwickelt. Nicht mehr die fertige, ausgereifte Leistung gilt, sondern schon die Andeutung, und sei sie noch so schemenhaft und unkontrollierbar, wird als bedeutsame Tat gepriesen, sofern sie nur ein „Problem“ bringt. Die Grenzen zwischen künstlerischem Schaffen und dilettantischer Pfuscherei werden geflissentlich verwischt. Es kommt ja nicht mehr auf das Können — welch vorsintflutlicher Begriff! —, sondern unter Umständen nur auf den embryonalen Gefühlskrampf an. Herr Jürgen von der Wense, ein Jüngling, von dem niemand niemals vorher auch das bescheidenste Tönchen vernommen hat, entdeckte sich urplötzlich als Tondichter und dichtete als Opus 1 sieben Klavierstücke in atonaler Manier, von denen ein jedes etwa 7 bis 13 Takte lang ist. Diese gestaltlosen Klanghysterien wurden im letzten Winter hier von dem jungen Eduard Erdmann gespielt und von der futuristischen Gemeinde sofort zu genialen Schöpfungen gestempelt. Wie vieler

Werke von Beethoven, Brahms und Strauß hat es bedurft, ehe man bei diesen Geistern wirklich das Zeichen des Genies herausspürte! Sie entwickelten sich folgerichtig und langsam aus dem Schoß ihrer Vorgänger heraus. Herr von der Wense schreibt ein 70 Takte langes Opus 1 und ist sofort „der" Meister, auf den die Welt seit langem gewartet hat. Entwicklung, welch törichter Begriff! Herr Paul Bekker (Frankfurts musikkritische Pythia), der jetzt die ästhetische Karusselfahrt der radikalen Jünglinge mitmacht und dem futuristischen Veitstanz literarische Brücken zusammenleimt, spöttelt über die Entwicklungsphilister, über die „Darwinisten" der Kunst. Vielleicht kann er später auch wieder anders, wenn sich die Albernheiten dieser Übergangszeit im Sande verlaufen haben.

Warum ich über diese Streitfragen unserer Zeit mich ausließ? Weil sie in Weimar eine wichtige Rolle spielten, ja, weil hinter den Kulissen der Kampf vorbereitet wurde, der vielleicht schon im nächsten Jahr zur entscheidenden Auseinandersetzung zwischen der radikalen Jugend und den bisherigen Führern der Fortschrittspolitik des Allgemeinen Deutschen Musikvereins führen wird. Die Extremen wollen ans Ruder, daraus machen sie kein Hehl. In den Musikausschuß, der die aufzuführenden Werke auswählt und dem damit entscheidende Bedeutung für die Kunstpolitik des Vereins zukommt, hatten sie bereits im verflossenen Jahr zwei ihrer Vertreter hineinbugsiert. Man war damals ihren Wünschen entgegengekommen aus dem selbstverständlichen Grunde, auch der linken Seite Gelegenheit zu geben, ihre Absichten durchzusetzen. Gelegentlich der Weimarer Hauptversammlung jetzt versuchten die Radikalen noch einen dritten „Vertrauensmann" für den Musikausschuß zu gewinnen; damit hätten sie dann in diesem Fünferrat das unbedingte Übergewicht gehabt, und man kann sich ausmalen, wie etwa die zukünftigen Programme der Tonkünstlerfeste ausgesehen haben würden. Dieser Vorstoß mißglückte, und es steht mit dem Ausschuß nun so, daß zwischen zwei Fortschrittlern (etwa Straußischer Richtung) und zwei Extremisten ein Mittelsmann eingeschachtelt ist, so daß eigentlich eine gerechte Verteilung der Kräfte von vornherein gewährleistet wird.

Diese Mischung von neu und revolutionär hat auch dem diesjährigen Weimarer Programm das Signum gegeben. Die Extremen können sich darauf berufen, daß die drei Werke, denen sich das stärkste Interesse zuwandte, ihrer Wahl zuzuschreiben waren, nämlich Arnold Schönbergs „Fünf Orchesterstücken", einer einsätzigen Sinfonie von Eduard Erdmann und einem Streichquartett von Hermann Scherchen. Schönbergs Entwicklung ist Wege gegangen, die ihn weitab von den Grundlagen und Voraussetzungen unseres bisherigen abendländischen Tonschaffens geführt haben. Er hat in seinen jüngsten Werken die letzten Brücken zur Vergangenheit und Gegenwart abgebrochen und ist auf spekulativem Wege zu einer Technik gelangt, die alle bisherigen Begriffe über Harmonie, Rhythmus, Form, ja überhaupt über klangliche und architektonische Logik, über Affektenbewegung und ästhetische Auffassung glatt über den Haufen rennt. Man darf dabei der Überzeugung sein, daß es Schönberg mit dieser Art zu schaffen bitter ernst ist, und es entsteht beim kritisch eingestellten Hörer die Frage, ob es sich hier um eine rücksichtslose, ebenso kühne wie kühle Spekulation oder um den zwangsläufigen fanatischen Drang einer pathologisch zu wertenden Persönlichkeit handelt. Ich selber und mit mir wohl die Mehrzahl derjenigen Modernen, die nicht zu den futuristischen Glücksspielern gehören, neigen zu letzterer Auffassung. Tatsache bleibt, daß Schönberg mit seiner Richtung eine ungeheure Verwirrung der unreifen Geister angerichtet hat und daß sich um ihn eine Gemeinde gruppiert, die kritiklos, ja ich behaupte zum großen Teil verständnislos, allen seinen Äußerungen zujubelt. Man stimmt zu aus grundsätzlicher Stellungnahme, ganz gleich, wie es um den wirklichen Wert der Sache steht. Also das gleiche Bild, wie es sich auch im politischen Leben der extremen Parteien zeigt. Die fünf kurzen Orchesterstücke erweckten in Weimar bei der großen Mehrzahl der Hörer Zorn und laute Heiterkeit, das gleiche Schicksal, das ihnen auch vorher schon an anderen Stellen beschieden war. Nur die Gruppe der Unentwegten spendete krampfhaft wütenden Beifall; sie vermochte sich nicht durchzusetzen und die

Ablehnung dieser Kunst war eine entschiedene. Dennoch glaube ich persönlich, daß sich manch heimliche Keime auch in diesem brodelnden Chaos befinden, Keime für eine Entwicklung, die erst durch die ordnende Kraft einer wirklich schöpferischen Persönlichkeit in Zukunft einmal für die lebendige Kunst fruchtbar gemacht werden könnten. Das, was sich dem Ohre und Geiste des Hörers jetzt hier bietet, ist ein trauriges Wirrsal, ein Zerrbild wirklichen klanglichen Lebens.

Wesentlich anders geartet ist die Musik des noch jungen Eduard Erdmann, den die Futuristen als einen ihrer Hauptpropagandisten eingespannt haben. Man hatte auch hier einen ungeheuerlichen Exzeß erwartet und war baß erstaunt, in dieser etwa 25 Minuten währenden Sinfonie die Seelensprache eines gesunden, frischen Geistes zu vernehmen, der, unbekümmert um alles Parteiprogrammatische, ehrlich darauflosmusizierte und in keinem Takte die enge Zusammengehörigkeit mit der Vergangenheit und gesunden Gegenwart verleugnet. Erdmann gehört nach dieser starken Talentprobe zu den großen Hoffnungen. Er steht heut folgerichtig auf den Schultern von Strauß, läßt dabei aber viel Eigenes und Neuartiges erkennen. Von Schönberg ist er durch eine jetzt unüberbrückbar scheinende Kluft getrennt.

Noch augenfälliger ist der Bruch zwischen äußerer extremer Gebärde und innerem Schaffen bei Hermann Scherchen. Das Herz redet hier anders als die Zunge. Scherchen, der hingebende Futuristen-Apostel, der für die Verbreitung jener uferlosen Lehren eine eigene Zeitschrift begründet hat, schafft als Tonsetzer wie ein getreuer Schüler früherer Meister. Sein Streichquartett kann man in manchen Teilen nicht einmal als entschieden neuzeitlich bezeichnen, es steht im wesentlichen auf der Linie Bruckner und wirkt wie ein hohes Lied der Tonalität, der Melodik im entwicklungsgerechten Sinne; jener Tonalität, die er selber als Propagandaschreiber der Atonalisten als überwunden ablehnt. Die Ungereimtheit oder sagen wir schon deutlicher, der Humbug, freiwillig oder unfreiwillig, tritt hier klar zutage. Scherchens Quartett fand mit Recht allgemeinen Beifall, weil es streckenweise wirklich schöne und potente Musik bringt, weil es reich an echter Innerlichkeit ist und überhaupt als schöpferisches Dokument von guter Zukunftsbedeutung zu gelten hat, falls Scherchen seinem besseren, inneren Ich treu bleibt und nicht aus grundsätzlicher Opposition die eigene Seele abtötet zu Ehren der futuristischen „Udah“.

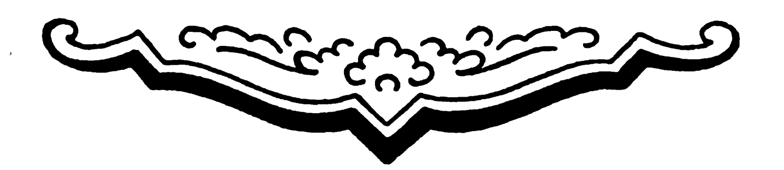
So wurde denn dieser vermeintliche Erfolg der Linksradikalen in Wirklichkeit zu einem Siege des musikalischen „Darwinismus“; trotz Paul Bekker! Auf die weiteren bemerkenswerteren Schöpfungen ausführlicher einzugehen, muß an dieser Stelle verzichtet werden. Bescheiden war es im Grunde mit der Kammermusik bestellt. Ein Sonderkonzert, das ausschließlich Werke von Franz Liszt brachte (Faustsinfonie, Totentanz-Variationen und zweiter Mephistowalzer), beschloß den Reigen der Veranstaltungen. Damit huldigte man den Manen des Meisters, der von dieser Stelle aus für die Gründung des Vereins wirkte und der ihm seine bis heut geltende ideale Richtung gegeben hat. Es war ein schöner Gedanke, mit diesem Zeichen der Dankbarkeit das 50. Tonkünstlerfest in Weimar zu beschließen. Der Abschluß brachte dem hochverdienstvollen Festdirigenten Dr. Peter Raabe, auf dessen Schultern allein diesmal die ganze ungeheure Last der künstlerischen Leitung lag, wohlverdiente Ehrungen. Am Vorabend des Tonkünstlerfestes bot das Deutsche Nationaltheater, in dessen Räumen übrigens sämtliche Konzerte abgehalten wurden, den Festgästen eine Aufführung der neuen Oper von Paul Gräner „Schirin und Gertraude“. Der hier gemachte Versuch, der heiteren Oper einen neuen flüssigen Konversationsstil zu gewinnen, ist nur in bescheidenem Maße geglückt.

Breiten Raum nahm diesmal die Hauptversammlung des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins“ ein. Es wurde freilich viel Überflüssiges geredet. Immerhin gewann man den Eindruck, daß die weit verzweigten Einzelgruppen des deutschen Musiklebens das Forum des Allgemeinen Deutschen Musikvereins freiwillig immer mehr als eine Art ideellen

Mittelpunkt betrachten, an das sie sich wenden, um lebenswichtige Fragen, soweit sie die Allgemeinheit berühren, an dieser Stelle zu erörtern. Auseinandersetzungen darüber, wie dem deutschen Männergesang künstlerische und fruchtbringendere Ziele gestellt werden könnten, wie die materiellen Forderungen des deutschen Orchestermusikers mit den vorhandenen wirtschaftlichen Möglichkeiten einerseits und den Forderungen ernster Kunst andererseits in Einklang zu bringen sind, nahmen breiteren Raum ein. Daneben wurde dann der gesamte Komplex der sozialen Fragen, soweit sie den Musiker und die Kunstpflege angehen, von Dr. Heinz Pringsheim erneut zur Diskussion gestellt. Hier handelt es sich um das Vermächtnis des unvergeßlichen Dr. Karl Storck, dem eigentlich die Bearbeitung dieses weiten und wichtigen Feldes zugefallen war, und dem so unvermutet die Feder zu weiterem Wirken entsank. Überhaupt ward Storcks charaktervolle Persönlichkeit, die auch an dieser Stelle eine der treibenden und fruchtbar schaffenden Kräfte war, schmerzlich vermißt. Der Vorsitzende Dr. Friedrich Rösch gedachte seiner in herzlichen trefflichen Worten. Ein wichtiger, von dem verdienstvollen Reformer Dr. Paul Marsop gestellter und vom Vorstandstisch befürworteter Antrag fordert Neubearbeitung der Satzungen auf Grund der durch die veränderten Aufgaben der neuen Zeit für den Verein geschaffenen Lage. Die Ziele sollen weiter gesteckt, die allgemeinen kulturellen Aufgaben sollen der Sonderpflicht des Vereins, dem fortschrittlichen Schaffen zu dienen, gleichgestellt werden. Den von vielen Seiten an ihn herantretenden Forderungen um Teilnahme an den Interessen der Gesamtheit wird der Verein nachkommen müssen. Eine andere Frage ist es freilich, ob er bei seiner jetzigen Organisation in der Lage sein wird, mehr zu geben, als bestenfalls wertvolle Anregungen. Die gründliche Nachprüfung der Ziele und des zu ermöglichenden Tätigkeitsbereiches erscheint darum notwendig, und sie wird bis zur nächsten Hauptversammlung durch den gewählten Sonderausschuß in Verbindung mit dem Vorstande durchgeführt werden.

Wo die künftige Hauptversammlung und damit das Tonkünstlerfest des nächsten Jahres stattfinden wird, konnte zur Stunde nicht entschieden werden. Dringliche Einladungen liegen aus den Städten Königsberg, Gera und Nürnberg vor. Man sieht, daß dem Deutschen der Mut zu idealem Wirken auch in dieser bitterbösen Zeit nicht genommen werden kann. Wohl ihm!

Paul Schwers



Türmers Tagebuch

Eine Idiotenanstalt · Die Revolution der Niedrigen
Der Baalstaumel der breiten Schichten
Der Großschieber und der Verzweifelte
Die Verwechslung von Rußland und Bolschewismus, Bela Khun Diktator Deutschlands, Pax britannica

Wie man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika über unsere „junge Republik" urteilt, läßt Karl Grube durch „einen der wackersten Vertreter des Deutschamerikanertums" aussprechen, den er vor Jahren dort kennen lernte und den ihm nun der Zufall in Harzburg wieder in den Weg führte. Der knorrige Alte, der in St. Louis zu den bekanntesten Gestalten der Geschäftswelt gehört, ist seit 1912 nicht mehr in Europa gewesen; nun kam er über London und Paris, um auch dort die Stimmung zu sondieren. Er meinte:

„Ihr habt früher unser Dollarika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten getauft — wie sollen wir das Deutschland Erzberger-Scheidemanns nennen? Ich habe nur einen Wunsch: Einen neuen Aristophanes her, der diese groteske Posse für die Nachwelt rettet! Wer mir noch 1915 gesagt hätte, daß so ein Unfug einst in meinem alten Vaterlande möglich sein könnte, den hätte ich für pathologisch erklärt ... Heute ist ganz Deutschland vom Belt bis Bodensee politisch einfach irrsinnig; so wirkt es auf uns, die wir das Land Bismarcks kannten, und nun nach Eberts Paradies verschlagen werden ... Es gibt kein milderes Wort: Einfach eine Idiotenanstalt; als ob jeden Deutschen die Trottelosis ergriffen hätte — harte Worte gewiß, aber wir fühlen alle so, die wir das gesunde Deutschland treu im Gedächtnis halten! Wie ist my old country geistig und wirtschaftlich verpöbelt, verkommen. — Berlin wirkt wie Wild-West ... Diese Schieber und Schufte in Amt und Würden, das geht über ‚Tommany Hall' in Neuyork (bekanntlich der politische Sumpf der Beutepolitiker bei uns, diese ehrenwerte Society). Und eine Schwatzbude, die Arena einer Zietz, der Resonanzboden eines Rosenfeld und Ledebour — wie konntet ihr nur geistig so verjuden und verpöbeln, daß ihr euch willenlos so etwas bieten laßt? ... Wie erbärmlich wirkt der ‚Mangel an Zivilcourage' beim Bürgertum — denn nur die bürgerliche Feigheit ist das Sprungbrett zum Erfolg der Proleten. Solange die Masse bei euch ohne Gegendruck herrscht, kommt ihr nie wieder hoch! Solche politischen Idioten sieht man gern an der Spree im Glanze der Macht.

Das Judengift der Internationale hat euch entmannt, ihr lauft herum wie politische Kastraten, geradezu widerlich für gesund empfindende Nationalgesinnte aller Länder. Es ist mir unfaßbar, wie deutsche Männer diesen Zustand mit ‚Kriegspsychose' entschuldigen wollen — erbärmliche, knieschlotternde Feigheit des Bürger- und Beamtentums hat diese glorreiche Republik so werden lassen — — es gibt für dieses klägliche Versagen der wilhelminischen femininen Geistesrichtung keine Entschuldigung. Bethmann ist nur der Sammelname für alle Wilhelmstraßler vom Geheimrat bis zum jüngsten Streber: Nur immer ‚durchschlängeln', nicht ‚anecken' — Volk eines Bismarck, was hat Neu-Byzanz aus dir gemacht!

Im Ausland heißt es überall: So lange in Deutschland dieser Geist der Internationale regiert — und bei euch regiert nur die Furcht vor der Masse — sind die Deutschen erledigt. Euer Ansehen liegt rettungslos am Boden wie eure Valuta — wer soll denn noch Vertrauen haben? Leibel Schmul Braunstein, der sich Trotzky nennt, ist ja längst geheimer Regent bei euch, ihr habt den Bolschewismus schon lange! ‚Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte ...' Das sage ich offen, und so empfinden alle Auslandsdeutschen, die ich sprach: Die Liebe zu diesem Deutschland haben wir aus unseren Herzen gerissen — erst müßt ihr euch wieder die Achtung der Welt verdienen, ehe man euch wieder lieben kann. Die Hoffnung auf Gesinnungswandel bei der Masse ist auch nur Feigheitsprodukt; man wagt nicht, auszusprechen: Nur mit eiserner Faust kann Deutschland aus dem internationalen Sumpf gerettet werden. Man ‚duckt' sich und duldet — da ist jede Gesundung ausgeschlossen. Die politische Feigheit ist die latente Seuche des deutschen Bürgers; daher die Verachtung der ganzen Welt ...

Es ist grausam, furchtbar, was ich da aussprechen muß; aber ich machte mich selbst der Feigheit schuldig, wenn ich es nicht täte: Ehe nicht die deutschen Bürger durch die Tat beweisen, daß sie die Schmach dieser Zeit nicht länger dulden wollen, eher glaubt niemand mehr an eine deutsche Zukunft. Einst habe ich bereut, ausgewandert zu sein ... heute bin ich glücklich, kein Mitbürger eines Erzberger zu heißen — wenn ihr nur alle wüßtet, was dieser Name an Anklagen in sich birgt, wenn ihr nur noch empfinden könntet, wohin euch Erzbergerei und Scheidemännerei geführt — aber ihr habt schon ganz das Gefühl eurer Schmach verloren, und das erzeugt bei uns den entsetzlichen Ekel!"

* * *

Grausame, furchtbare Worte? Aber ist nicht die Abrechnung, die der Genosse Noske, ehemaliger Reichswehrminister, jetziger Oberpräsident von Hannover, in seinem Buche „Von Kiel bis Kapp" (Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin) mit dem ganzen Revolutions-Rattenkönig soeben vornimmt, nicht viel grausamer, furchtbarer noch? „Der Vorwärts," schreibt die „Deutsche Tageszeitung" mit Recht, würde sicher niemals auf die verlegene Kennzeichnung des Buches als eines „Persönlichkeitsausbruches" gekommen sein, wenn die Noskesche Schilderung nicht so unsagbar peinlich für das ganze Revolutionsheldentum, für das revolutionäre Deutschland in summa summarum und damit auch für die eigene Partei wäre. „Noske hat vom ersten Tage des öffentlichen Wirksam-

werdens der englischen und russischen Geld-, Broschüren- und Mundrevolutions-Propaganda mitten in den Wirren drin gestanden, durchweg in der vordersten Reihe. Er hat sie so ziemlich alle kennen gelernt, die Herren Revolutionsidealisten, die ihr Vaterland und ihr Volk verrieten, und die weder national noch international, sondern nur an das liebe Ich zu denken vermochten. Ihm, als dem Genossen, ja, als dem vorläufigen lokalen Führer, haben sie sich in allen Regungen ihrer edlen Seelen enthüllt. Er lernte ihre Motive, die treibenden Kräfte kennen; und was er da sah und erlebte, das schildert er in seinem Buch. Das Ergebnis ist, daß eine Sammlung von Tatsachen und Dokumenten zum Beweise der revolutionären Schandwirtschaft entstand, wie wir sie bisher in dieser Vollständigkeit und in dieser wuchtigen Wirkung überhaupt noch nicht kennen gelernt haben. Wir wissen nicht, ob irgendwo eine Zusammenstellung von Revolutionsverdiensten gedruckt worden ist, die sich dieser inhaltlich an die Seite stellen könnte; wenn es der Fall sein sollte, so fehlt dieser sicher das autorative Schwergewicht der Persönlichkeit, die hier die Feder führte. Was Noske über seine Erlebnisse in Kiel, in den Nordseehäfen, später in Berlin, sagt, das stimmt so vollkommen überein mit dem Bilde, das man sich in den nationalen Kreisen des deutschen Volkes von dem Revolutionsgesindel gemacht hat, daß es kaum begreiflich erscheint, wie die sozialdemokratische Presse Jahr und Tag sich mühen konnte, die wahren Verhältnisse durch Potjemkinsche Dörfer über wer weiß welche Verdienste der Revoluzergesellschaft zu verdecken. Wenn man das Noskesche Buch zu Ende gelesen hat, so legt man es beiseite mit dem Gedanken: Das also sind die Helden der sozialen Revolution, das sind die Motive, aus denen heraus der Umsturz gemacht wurde, das die Grundlagen des neuen Deutschland. Nichts anderes als eine skruppellose Horde auf den allerpersönlichsten Vorteil bedachter Jämmerlinge, nichts anderes als schmutzigste Gesinnungslumperei, Großmäuligkeit und Ichsucht. Kein großer Gedanke, kein idealer Schwung: die ganze soziale Revolution, die ganze Morgenröte der neuen Freiheit verwandelt in eine Katzbalgerei um die fettesten Pfründe, um den größten persönlichen Vorteil. Diese für einen Mann wie Noske sicher bittere Erkenntnis zieht von Anfang bis zu Ende durch das Buch, namentlich auch da, wo er davon berichtet, wie er sich gegen das Revolutionsgeschmeiß wehren mußte, das sich durch sein Eintreten für die Wiederherstellung einer halbwegs gesicherten Gesellschaftsordnung in seinen bequemen Erwerbsmöglichkeiten bedroht sah.

Es ist verständlich, wenn Noske für diese Sorte Revolution, die weiter nichts darstellt als einen übelriechenden Fäulnisherd am lebenden deutschen Volkskörper, die Verantwortung seiner Partei ablehnen möchte. Er tut das, indem er die völlige Überflüssigkeit des ganzen Umsturzes gleich im Eingangskapitel feststellt. Darin liegt freilich unausgesprochen ein vernichtendes Urteil gegen seine eigenen Parteifreunde, die, wenngleich sie seine Überzeugung teilten, trotzdem sofort in den Wettlauf um die Führung der Revolution eintraten. Denn es war doch wohl Herr Scheidemann, der am 9. November vom Reichstagsgebäude aus die deutsche Republik proklamierte. Daß aus solchen Jämmerlichkeiten, wie Noske sie Blatt für Blatt schildert und dokumentarisch belegt, kein stolzer, festgefügter Bau des deutschen Reiches und Volkes erstehen konnte, daß sich daraus der Kampf Aller gegen Alle, Zersplitterung und Zerfleischung bis zur Grenze

des anarchistischen Chaos entwickeln mußte, war ganz selbstverständlich. Die Verantwortung dafür tragen aber nicht nur die ganz Radikalen, sondern tragen auch, und vielleicht noch in höherem Maße, die Lauen, die ihrerseits den Parteivorteil nicht glaubten darangeben zu können, und die daher eine Politik der Schlagworte, der inhaltlosen Phrasen und der unerfüllbaren Versprechungen mittrieben, die schließlich mit ihren unausbleiblichen Enttäuschungen immer wieder zu neuer Vermehrung der inneren Unruhe beitragen mußte."

* * *

Die Windmühlenkämpfe gegen den „aussaugerischen Kapitalismus" sollten die Ritter von der antikapitalistischen Psyche so sachte einstellen, das war einmal. Heute droht dem Volke vom deutschen Kapitalismus in seinen alten Formen kaum noch Gefahr, und die Klopffechter gegen ihn sollten sich lieber an die Brust schlagen: „Wie konnt' ich einst so tapfer schmälen und bin nun selbst der Sünde bloß!" — „Es steht", so wird der „Köln. Volksztg." geschrieben, „mit aller Sicherheit fest, daß zurzeit in den Kreisen der Entente genaue Beobachtungen und Erhebungen angestellt werden über die Ausgaben für Luxus und Vergnügungen, die gegenwärtig im deutschen Volke gemacht werden. Die Diplomaten und Agenten der Entente reisen überall im Lande umher, in die Städte und Dörfer, und halten genaue Umschau über die Art und Weise, wie das deutsche Volk lebt. Das für die Eigenart der tatsächlich gegebenen deutschen Verhältnisse ungeschulte Auge der Angehörigen der Entente versteht es naturgemäß nicht, zu unterscheiden bei den Bildern, die sich ihm bieten. Die Beobachter verstehen die Unterschiede nicht, die zwischen den beweglichen Schilderungen unserer finanziellen und wirtschaftlichen Not, unseres Bekleidungs- und Ernährungselendes einerseits und dem Luxus, dem Prassertum, dem blendenden Glanz und alle den bestechenden Äußerlichkeiten anderseits in der auffälligsten Weise ihren forschenden Blicken sich darbieten. So ist es also ganz erklärlich, wenn durchaus falsche und für uns ungemein gefährliche Schlüsse aus diesen Beobachtungen gezogen werden. Die Ententeleute und besonders die chauvinistischen Elemente unter ihnen sagen sich: ‚Die Deutschen übertreiben in der Darstellung und Schilderung ihrer Nöte und ihrer Schwierigkeiten. Das kann doch nicht so schlimm sein, wenn man in Stadt und Dorf Tag für Tag sieht, wie es dort zugeht. Das Geld fliegt aus Türen und Fenstern hinaus, überall Tanz, Musik, überfüllte Kinos, Theater, Konzerte, der Wein fließt in Strömen, laute Kirmessen mit allem Trubel in allen Dörfern, venetianische Nächte mit feenhafter Beleuchtung in den Rheinorten. Überall Betrieb und Jubel und Mandolinenklang in allen Ständen und Schichten der Bevölkerung.' So hörte ich vor einigen Tagen wörtlich aus dem Munde eines Diplomaten der Entente, der die Berichte über die wirtschaftliche Lage in Deutschland an seine Regierung zu verfassen hat. Kann man sich wundern, wenn angesichts des Lebens und Treibens, das in aufdringlichem Glanze den forschenden Blicken der Feinde sich zeigt, deren Begehrlichkeit wächst? Wenn sie sich sagen, dieses Deutschland kann und muß zahlen, bis der letzte Heller unserer Kriegsaufwendungen erstattet ist?

Es sind nicht nur Schieber, Wucherer und Kriegsgewinner, die da zurzeit schwelgen und prassen, und unsere frühere finanzielle Oberschicht ist,

wie jeder, der die Personalien in der Rheinprovinz kennt, bestätigen kann, ganz bestimmt am wenigsten an diesem Treiben beteiligt; es sind vielmehr Vertreter der breiten Schichten des werktätigen Volkes, das in Verblendung und im Rausche großen Geldverdienstes sich in jeder Weise auszuleben sucht. Arbeiterfamilien mit drei oder vier erwachsenen Söhnen, die über Wocheneinnahmen von zwei- bis dreitausend Mark verfügen, glauben, daß sie etwas von ihrem Gelde, das ihnen so schnell und unerwartet in den Schoß fliegt, haben müssen, und so wird denn drauflosgelebt ohne Sinn und Verständnis in der Roheit aller denkbaren Genüsse. Daß in diesem letzten Jahre der Not und des Elends das deutsche Volk fast eine Milliarde an Zöllen für Tabake (Zigarren und Zigaretten) gezahlt hat, diese Tatsache spricht allein Bände! — Ist es angesichts dieser Verhältnisse, die von Tag zu Tag sich verschlimmern, zu erhoffen, daß die Feinde einer Milderung des Versailler Friedens geneigter werden könnten? Oder werden sie sich nicht vielmehr sagen, dieses Volk verdient keine Schonung und kein Mitleid und keine Rücksicht! — Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß wir mit Riesenschritten dem völligen Untergang, der Vernichtung des letzten Restes von früherem Wohlstande nicht nur, sondern auch des letzten Restes von Religiosität und christlicher Moral entgegengehen.

Die Verwirrung in der Mentalität unseres werktätigen Volkes wird immer größer. Wohin treiben wir, wenn diese Dinge so weitergehen? Wann endlich werden uns die Männer geschenkt, die den Mut und die Fähigkeit besitzen, einmal wieder die lautere Wahrheit zum Volke zu reden? Wird es überhaupt noch möglich sein? Oder darf wirklich kein Stein auf dem anderen bleiben in unserem deutschen Vaterlande, bis das Volk zu der Einsicht kommt, daß es die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt hat?

Der geringste Windstoß kann genügen, dies Gebäude unserer Volkswirtschaft, das ja nur noch auf papierenen Fundamenten ruht, über den Haufen zu werfen. — Es gibt nicht viele Leute in Deutschland, die diese Gefahr sich unentwegt vor Augen halten, oder die auch nur einen Begriff davon haben, was ein derartiger Zusammenbruch bedeutet."

* * *

Und nun wieder zum Großbürgertum. Es ist in diesen Zusammenhängen von besonderem Reize, was dem selben Blatte über neue deutsche Menschentypen geschrieben wird:

„In der Zeitschrift ‚Der Spiegel' bricht Walter Rathenau den Stab über das Großbürgertum, das bisher in Deutschland maßgebend gewesen sei. Er schildert seine geistigen Schwächen und sucht klarzulegen, daß es deshalb die Herrschaft verloren habe, weil es zu dumm gewesen sei und sich darauf beschränkt habe, immer mit dem großen Haufen zu gehen und ‚Hurra' zu schreien. Jetzt werde eine neue Plutokratie aufkommen, die der Schieber und anderer Edelmenschen, die gewiß nicht besser, sondern noch schlechter, jedenfalls aber viel gerissener sei.

Herr Rathenau kennt gewiß seine ‚Pappenheimer'. Ist er doch der zweite Träger der von seinem Vater Emil gegründeten Dynastie AEG (zu lesen Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft) und somit einer der Ersten unter den bisherigen Industrie- und Handelsfürsten. Seine Schlußfolgerungen werden wohl nicht allgemeine Zustimmung finden, jedenfalls sind sie aber recht interessant:

‚An die Stelle der reichen Dummen treten jetzt die Schlauen, die Gerissenen, die Gehenkten. Die Kriegsgewinner. Sie und ihre Nachkommen, die mangels einer verführerischen Feudalatmosphäre nicht mehr so rasch verdummen können, werden auf Menschenalter die Beherrscher Deutschlands sein, sofern nicht neuer Umsturz sie zurückwirft.

Lebensformen haben sie zum Teil schon angenommen; ein gewisser geschäftlicher Anstand stellt sich in der Regel nach der zwanzigsten Million ein, sobald der kleine Betrug nicht mehr reizt und lohnt, und abgesehen von der Sittlichkeit, die ohnehin nicht mehr zu retten ist, werden die materiellen Interessen des Landes nicht schlechter fahren als zuvor. Das Gewissen des Volkes aber wird gegen die kapitalistische Ordnung geschärft.

Der Schichtwechsel ist kein vollständiger. Auch im alten Großbürgertum gab es schlaue Ausnahmen, und diese haben sich, zumal im Westen, zu den größten Kriegsgewinnern entwickelt. Diese Doppelmächtigen treten an die Stelle der alten doppelmächtigen Magnaten, die gleichzeitig den beiden herrschenden Schichten, Feudalismus und Plutokratie, angehörten.

Die Zahl der neuen Privatvermögen in der Größenordnung von zehn bis einigen hundert Millionen, die, in Erwerbsgesellschaften des In- und Auslandes sorgfältig eingehüllt, jeder Kriegsbesteuerung entschlüpfen, beläuft sich der Schätzung nach auf Tausende. Die neue Kapitalistenschicht wird daher nicht nur reicher, sondern auch breiter und internationaler sein als die alte, und in dem geschwächten Lande ungeheuren Einfluß gewinnen. Schon heute wird die Presse, soweit sie zu haben ist, werden die großen Werke der Eisenindustrie von den Kriegsbereicherten des Westens aufgekauft.

Wir sind eine Republik, wir haben uns überkommener Abhängigkeiten entledigt und geraten in die Bande der neuen inländischen und der alten ausländischen Plutokratie. Der Mittelstand ist ruiniert, der alte Wohlstand zehrt sich auf; die Herrschaft der Weisen ist längst vorüber, die Herrschaft der Klugen war Illusion, und die Herrschaft der Schlauen beginnt.‘

Am bemerkenswertesten in diesen Ausführungen ist die Feststellung, daß es jetzt Tausende von neuen Privatvermögen, ‚in der Größenordnung von zehn bis einigen hundert Millionen‘ gibt, die sich jeder Kriegsbesteuerung entziehen, weil sie es verstanden haben, ihr Geld in Erwerbsgesellschaften des In- und Auslandes einzuhüllen. Dafür muß dann die nach Millionen zählende Masse der kleinen Besitzer und Rentner bluten. Wahrlich ein Zustand, der zum Himmel schreit! Aber sollte sich nichts dagegen machen lassen? Die Zinsen sind gefallen, der Wert des Geldes hat sich um 1000 bis 2000 Prozent verringert und dazu kommt noch die Vermögensabgabe. Mancher, der früher als Rentner leben konnte, ist zum Bettler geworden, während die Kriegsgewinnler und Schieber einen Luxus entfalten können, wie amerikanische Milliardäre. Man kann leicht begreifen, welche Mißstimmung und Verzweiflung diese Zustände bei den betroffenen Personen erregt haben. Ein Sachse sagte mir neulich, er interessiere sich für alle geistigen Fragen, nur nicht für die ‚Bolledig‘. Ich verstand ihn nicht gleich und merkte erst später, daß er die ‚Politik‘ meinte. Und dann fuhr er fort, früher sei er ein leidenschaftlicher Bollediger und sehr national gesinnt

gewesen, aber nach allen Richtungen so enttäuscht, daß er sich auch um das Vaterland nicht mehr kümmern könne und wolle, denn sein einziges Bestreben sei heute darauf gerichtet, nicht zu verhungern, und das Hemd sei ihm näher als der Rock. Sein Vertrauen auf die Bollediger habe er schwer büßen müssen, denn Bolledig und Lüge seien identische Begriffe.

Mit Menschen, die in einem solchen Geisteszustande sich befinden, kann man nicht reden, und sie lassen sich auch nicht eines ‚Besseren' überzeugen. Ebenfalls liegt es mir natürlich fern, an dieser Stelle gegen sie zu polemisieren; ich wollte nur feststellen, ‚was ist'. Es handelt sich um eine förmliche Zeitkrankheit, denn es gibt viele Leute, die so reden.

Faßt man das Gesagte zusammen, so muß man wirklich sagen, daß es zwei angenehme ‚Spezies' von Menschen sind, die im ‚neuen Deutschland' besonders hervortreten, nämlich die Verzweifelten, wie dieser Sachse, und die Großschieber, wie Rathenau sie schildert." '

* * *

Immer wieder stoßen wir auf das letzte scheinbar unüberwindliche Hindernis einer Rettung: auf den Schwachsinn und die Verwahrlosung unserer eigenen politischen und moralischen Geistes- und Gemütsverfassung. Es ist, als hätten wir uns selbst dazu verurteilt, unser schlimmster Feind zu sein. Nicht einmal für unser Verhältnis zum Bolschewismus vermögen wir ein annähernd ausreichendes Verständnis aufzubringen. In diesem Sinne und ohne mich auf einzelne Gedankengänge des Verfassers irgend festlegen zu wollen, lasse ich hier einige sehr nachdenkliche und jedenfalls sehr notwendige Betrachtungen der „Deutschen Zeitung" folgen. Englands Grundgedanken und letzte Triebfedern werden darin im großen richtig erkannt sein, wenn selbstverständlich die Entwicklung — bei den mancherlei gegebenen Möglichkeiten — auch einen Lauf nehmen kann, der jene letzten Gedanken und Ziele der britischen Politik nicht vor den Augen der Welt enthüllt.

Die rote Armee hat Polen niedergeworfen. „Handelte es sich nur um Polen, so hätten wir am allerwenigsten Grund zur Klage. Für uns handelt es sich aber um mehr: wird die rote Woge über die deutschen Dämme schlagen? Diese Frage liegt um so näher und ist um so ernster, als diese Dämme nur noch in der geschichtlichen Rückerinnerung bestehen. Versailles hat sie zerstört, Spa hat sie endgültig abgetragen. England hat uns mit Vorbedacht wehr- und waffenlos gemacht gegen die jüdisch-tartarische Razzia aus dem Osten.

Die Bolschewisten erklären, die deutsche Grenze nicht überschreiten zu wollen. Was von bolschewistischen Erklärungen zu halten ist, wissen wir seit Brest-Litowsk. Bolschewistische Erklärungen haben denselben Wert wie englische; bolschewistische Vertragstreue ist englische Vertragstreue.

Das ist aber immer noch nicht das Schlimmste. Schlimmer ist, daß auch die rote Russenfrage bei uns wieder zur innerpolitischen Frage gemacht wird. Bekanntlich treiben wir seit 1890 keine selbständige, seit 1918 überhaupt keine Auslandspolitik mehr. Jetzt stehen wir auf dem Höhepunkte, oder vielmehr im Tiefstpunkte dieser Entwicklung. Unter Führung der U. S. P. D., dieser Partei des organisierten Landesverrats, oder unter Leitung der Kommunisten, dieser Organisation des religiösen Wahnsinns, hoffen weite Kreise der Deutschen auf

den Russeneinfall. Er soll ja ‚erlösen'. Von was, wissen sie selber nicht. Daß Bolschewismus die Erlösung vom letzten Reste des Menschentums, die Vertierung schlechthin bedeutet, glauben sie nicht. Sie glauben an den Bolschewismus, wie sie einst geglaubt haben an die rote englische Flotte, an die völkerversöhnende Wirkung der deutschen Novemberschmach, an Wilson usw. Und der deutsche Außenminister Simons macht ihnen diesen Glauben leicht.

Das Schlimmste aber ist, daß es darüber hinaus weite Kreise gibt, die von der Auslieferung Deutschlands an die Russen die Befreiung von Versailles erwarten. Das sind die innerlich Unselbständigen, die seelisch Kranken. Ihre Logik ruht auf einem Gedankenfehler: sie sehen nicht, daß nicht Rußland, sondern der Bolschewismus an unseren Grenzen steht. Die Verwechslung von Rußland und Bolschewismus ist der folgenschwerste Irrtum der Gegenwart! Es ist eine törichte Unterstellung, zu sagen, daß die Unabhängigen und Kommunisten heute ‚Bismarcksche Politik' machen, weil sie sich ‚Rußland' verschworen haben. Das fällt ihnen gar nicht ein. Sie machen nicht bismarcksche, sondern marxistische, also jüdische Politik. Ein Bündnis mit dem Bolschewismus wäre für uns das, was die Römer eine societas leonina nannten, das ist ein Vertrag, bei dem der eine Vertragschließende den andern verschlingt. Nicht um uns von Versailles zu befreien, wollen uns die Bolschewisten beglücken, sondern weil der jüdische Nomadeninstinkt nach Abgrasung der russischen Weideplätze für seine Razzia nach neuen Gebieten giert: es ist nicht irgendwelche nationale Politik, es ist die Politik des Heuschreckenschwarms, die die roten Heere treibt. Das mag sich vor allem unsere naivste politische Richtung, der sogenannte Nationalkommunismus, gesagt sein lassen, der übrigens ein Widerspruch in sich selbst ist. Nur Selbstmörder können auf den Bolschewismus hoffen, nur sie können vergessen, daß Bolschewismus nichts anderes ist, als die Organisation des blutigen jüdischen Rassenhasses. Wenn erst der von der deutschen Regierung freundwillig losgelassene, von Trotzki und Lenin zum ‚Kommissar des Westens', d. h. zum Diktator Deutschlands ernannte Bela Khun über uns waltet, wird auch den nationalkommunistischen Ideologen die Erkenntnis kommen. Dann wird's allerdings zu spät sein.

Auf der andern Seite gibt's bei uns Leute, die hoffen auf die Entente. Das sind die ewig Hoffnungsvollen, die auch durch keinen Schaden klug werden. Diese eigenartige Mischung aus Handlungs- und Verantwortungsscheu, Mangel an Selbstvertrauen, Feigheit und Bequemlichkeit ist das erste Kind der politischen Entwicklung seit 1890. Man hat den Deutschen dazu erzogen, immer nur auf fremden Krücken zu gehen. Ohne irgendeine fremde Krücke, sei sie auch nur in der Einbildung vorhanden, gebärdet sich der Deutsche wie ein hilfloses Kind.

Jene Hoffnung auf die Entente ist Aberwitz. Frankreich zwar hat ein gewisses Eigeninteresse an der Abwehr des Bolschewismus. Von sich selbst, nicht von uns! Uns, insbesondere Preußen, sähe es gern bolschewisiert. Daher die freundlichen Beziehungen zur ehrenwerten U. S. P. D.! Frankreich hat auch ein gewisses Eigeninteresse an Polen — nicht um unsertwillen, sondern mit der Zielrichtung gegen uns, um uns dauernd von Rußland zu trennen und um ein französisches Glacis an unserer Ostgrenze zu erhalten. Frankreich pendelt

heute hin und her zwischen zwei Ängsten: der Angst vor dem Bolschewismus und der vor uns und unserer Wirtschaftskraft. Die letztere überwiegt.

Aber ob und was Frankreich gegen den Bolschewismus tun will, darauf kommt's nicht an. Frankreich ist schon heute trotz seiner großen Worte und Gebärden nicht mehr Subjekt, sondern Objekt der Ententepolitik. Der eigentliche Macher ist nach wie vor England. Wer den Schlüssel zu den Ostfragen haben will, muß auf London blicken. Wir sehen gerade jetzt ein Meisterstück englischer Politik vor unsern Augen zur Vollendung reifen. Daß England den Bolschewismus tödlich treffen könnte, wenn es wollte, bedarf keines Beweises. Um die Dummen, insbesondere bei uns zulande, hinzuhalten, hat England auch stets bisher mit diesem Gedanken gespielt. Im Ernst fällt es England gar nicht ein, irgendetwas Ernstliches gegen den Bolschewismus zu unternehmen. Er ist Geist von seinem Geiste, nur die Methoden sind andere. Die Herzensbeziehungen zwischen England und dem Bolschewismus sind längst hergestellt und gehen wohl schon über stillschweigendes Einvernehmen hinaus, wobei zu beachten bleibt, daß auch England ja alles weniger als eine europäische Macht ist. Es gab eine Zeit, da suchte der Bolschewismus seinem bürgerlich verkleideten Bruder in gefährlicher Konkurrenz an den Hals zu springen: als er mit der Front nach dem Südosten, nach Persien und Indien stand. Dieses von der deutschen Regierung selbstverständlich nicht ausgenutzte Gefahrenmoment hat England klug überwunden, indem es jene Front wieder nach Westen abdrehte. Die Verleitung der größenwahnsinnigen Polen zu dem verrückten Angriff auf Moskau war einer der klügsten Schachzüge englischer Politik. Heute weiß auch Polen, was englische Versprechungen bedeuten. An die zugesagte englische Waffenhilfe wagt da niemand mehr zu denken. Im Gegenteil, England geht in der Förderung des Bolschewismus jetzt so weit, daß Lloyd George und Bonar Law in hinterhältiger Weise sogar Friedensverhandlungen zwischen Moskau und Warschau hintertreiben. Churchills Haltung hat lediglich den üblichen englischen Zweck, das Gesicht zu wahren und die Dummen bei uns und anderwärts weiter zu täuschen.

Und da soll England uns helfen wollen? Wenn doch endlich die Deutschen von ihrem Aberglauben lassen wollten, daß England an der Erhaltung unserer Wirtschaft auch nur das Geringste gelegen sei! Wir sind den Engländern völlig gleichgültig; im Gegenteil, die gänzliche Zerstörung der deutschen Wirtschaft bedeutet für England nur ein Plus.

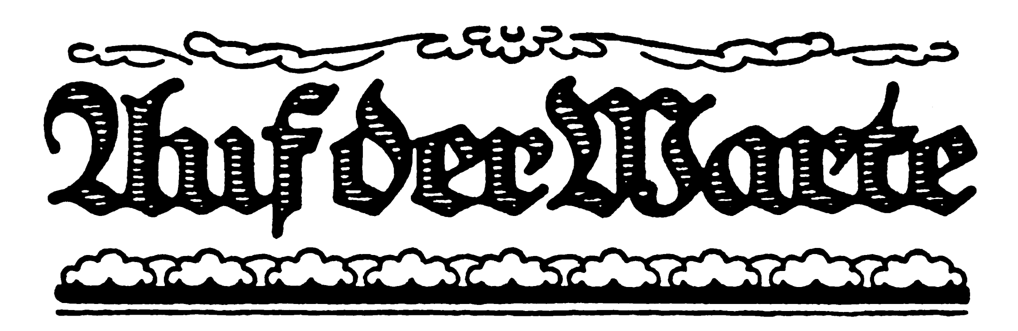
England aber will mit und durch den Bolschewismus heute mehr als unsere Leiche: das eigentliche Ziel seiner bolschewistischen Politik ist Frankreich! Es kommt viel darauf an, daß bei uns diese inneren Zusammenhänge klar erkannt werden. Wenn sich England das lästige Frankreich auf bequeme Weise vom Halse schaffen kann, hat es viel erreicht. Und Frankreich ist durch Versailles und Spa tatsächlich lästig, vielleicht sogar gefährlich geworden. Wir wollen nur daran erinnern, daß Frankreich heute nicht nur als stark gefestigte Kolonialmacht dasteht, sondern daß es vor allem wie ein Vampyr auf den gewaltigen Bodenschätzen Mitteleuropas sitzt. Wenn die Dinge bleiben, wie sie sind, wird Frankreich allein in der Kohlen- und Eisenwirtschaft ein gefährlicherer Konkurrent Englands, als es einst Deutschland war. Der Gedanke liegt

nahe, daß England vor seiner Auseinandersetzung mit Amerika oder Japan sich Frankreichs entledigen wird. Ein bequemeres Mittel dazu als den Bolschewismus gibt's nicht. Wenn erst die russischen und deutschen zum Zwangsdienst gepreßten roten Heere Frankreichs Grenzen überfluten, ist Frankreich als Frankreich ebenso schlechthin verloren, wie vorher Deutschland als Deutschland. Wir zweifeln nicht daran, daß Frankreich für den Fall der Bolschewisierung Deutschlands und des Einfalls der roten Heere über den Rhein die wundervollsten englischen Versprechungen bezüglich Waffenhilfe hat und daß gerade hierin die Sorglosigkeit Frankreichs vor einer Bolschewisierung Deutschlands ihren eigentlichen Grund hat. Ebensowenig zweifeln wir daran, daß im gegebenen Fall England unter schönster Wahrung seines Gesichts nicht einen einzigen Mann über den Kanal schicken, sondern mit diebischer Freude der Vernichtung Frankreichs zuschauen würde.

Erst dann wäre England an seinem großen Ziele der echten und rechten pax britannica: Das Ergebnis dieses ‚Unterganges des Abendlandes' und des endgültigen ‚Friedensschlusses' zwischen England und dem bolschewistischen Europa würde sein, daß England die gesamten französischen Kolonien und die französische Flotte schluckt und die ‚Finanzierung' des Wiederaufbaues Europas übernimmt. Ein gutes Geschäft auf Menschenalter hinaus nach dem Motto jenes englischen Geistlichen, der von dem „lukrativen Leichengeruch europäischer Schlachtfelder' sprach. Dann wäre Versailles für uns allerdings erledigt. Nur hätten wir noch etwas viel Elenderes und Niedrigeres dafür eingetauscht: den völligen Untergang, die Verwandlung unseres armen Vaterlandes in einen Schlachthof und Sklavenmarkt für die Kulturträger aus dem Osten und für den großen Shylock, diesen teuflischen Puppenspieler verführter Völker. Daß England sich vor diesem Wege scheuen werde, weil es selber Sorge vor dem Bolschewismus habe, ist ein blöder Irrtum. Demjenigen, der an ihm leidet, fehlt die Kenntnis elementarer politischer und rassischer Zusammenhänge. Um Frankreich wär's uns gewiß nicht leid (es wird auch ohne Bolschewismus ernten, was es gesät), wohl aber um unser deutsches Vaterland.

Der vorbezeichnete Leidensweg ist uns sicher, wenn wir uns, sei es auch in ‚national'-kommunistischer Verirrung, dem Bolschewismus verschreiben. Retten, auch vor Versailles retten kann uns nur die Selbstbesinnung, die Besinnung auf unsere eigene nationale Kraft und ihre zielbewußte Pflege. Was aber das Ostproblem anlangt, so kann unsere Parole nur lauten: Für Rußland, gegen den jüdischen Bolschewismus! Letzteres nicht in dem Sinne der Einmischung in innere russische Verhältnisse. Die lassen uns gleichgültig. Es ist Sache der Russen, ob und wann sie ihre jüdischen Nackenreiter los werden wollen. Vor dem gibt es aber für uns kein bündnisfähiges Rußland. Nationalen Bolschewismus gibt's nur im Sinne des jüdischen Nationalismus. Der Deutsche, der sich ihm verschreibt, wird zum Würger seines Vaterlandes. Auf ihn paßt Shakespeares Wort: O Urteil, du entflohst zum blöden Vieh, der Mensch ward unvernünftig!"





Lache, Bajazzo!

Als Zuschauer des großen Kientopps, der sich neudeutsche Politik nennt, gewinnt man den Eindruck, daß, sobald ein Mensch Abgeordneter geworden ist, sich merkwürdige Hemmungen um seinen vorher so unbefangenen Grips legen.

Es hat zum Beispiel jemand den hagebüchenen wirtschaftlichen Blödsinn riesiger Verkehrssteuern richtig erkannt. Kaum sitzt er im Reichstag, so stimmt er mit dem bekannten „schweren Herzen" einer Paket- oder Fernsprechersteuer zu, die ins Aschgraue geht.

Natürlich weiß ich, daß nun sofort der abgegraste Einwurf folgt: daß man erst über dem lastenden Druck der Verantwortlichkeit die Schwere der Probleme erkenne usf.

Man sollte diese Redensarten auf Abbruch verkaufen.

Der Eiertanz um die Probleme ist ein zum Weinen komisches Spiel. Geht aber leider immer auf Kosten des Volkes.

Platzen etwa nicht jedem die Seiten vor Lachen, wenn er sich die krampfhaft gestützten und verkleisterten Ruinen der „Zwangswirtschaft" ansieht? Wenn er im Berliner Adreßbuch — oder sind sie dort jetzt schon schamhaft gelöscht oder umgetauft — die erhabenen Reihen der Kriegsgesellschaften betrachtet, die noch immer die Reste alles dessen, was Gott einmal in Deutschland hat werden lassen, verwalten, regeln, „verteilen", abbauen und „überführen"? Zum Teil Dinge, die ein gewöhnlicher Sterblicher seit Jahren überhaupt nicht mehr gesehen hat? Gesellschaften mit mehr Beamten und „Sekretärinnen", als in den ernstesten Zeiten des Krieges das „fluchbeladene Regime" für erforderlich hielt?

Und ringsumher weise, ernste Männer in Ministersesseln, die diese Hochburgen vettermichelnder Neuzeitler meist östlichen Gepräges mit Grabesstimme für immer noch unentbehrlich halten.

Lache, Zeitgenosse! Schüttle, krümme dich, winsle, brülle vor Lachen!

Bloß: es hilft nichts.

„Sie aber, sie bleiben an goldenen Tischen."

Da ist die Zuckergesellschaft, die Zucker „verteilt", auf dem Papier und ehe sie ihn hat. Hintenherum aber die Süßigkeit zentnerweise den Schnapsfabriken zuschiebt oder den „Marmelade"-Gewinnlern, die daraus klebriges Scheuerrohr herstellen.

Da ist die „Fleischstelle", die in jedem W-Berliner Schlächterladen, ebenso wie du, wiehernder Zeitgenosse, sieht, wie man das deutsche Rind und Schwein markenfrei über den Ladentisch verschiebt, während „auf Karte" Amerikas ranzigster Speck „verteilt" wird. Von eben dieser Fleischstelle.

Da ist das Öl- und Fettkollegium, das noch niemals eine Tonne Benzin oder ein Pfund Butter hat hindern können, im Schleichhandel zu verschwinden.

Da ist die „Papierstelle", durch deren segensreiche Wirksamkeit sich die Schund- und Schweinereiliteratur kaninchenhaft vermehrt hat, während die anständige Presse ihr jeden Fetzen Holzpapier mit den Zähnen entreißen muß.

Und das Ganze nennt sich „Sozialismus" und „Kontrolle" und „Demokratie" und „Wiederaufbau" und „Gemeinwirtschaft"!

Lache, kreische, wiehere, brülle, Zeitgenosse!

K. E. K.

*

Die Schande

Es tut mir leid, daß ich um den stilistisch-journalistischen Fehler nicht herum komme, hier die gleiche Überschrift zu setzen, die auch in der letzten Nummer des Türmers stand. Wenn aber rings umher im deutschen Land das Gefühl für Würde und Ehre, für die Grenze zwischen kaum noch zu tragender seelischer Last und unerträglicher Befleckung des deutschen Gesamtbewußtseins schwindet, so muß an den wenigen Zufluchtsstätten des nationalen Anstandes das furchtbare Wort Schande zur Rubrik werden.

Die tausend Gründe, aus denen heraus wir den Krieg verloren und in eine im wesentlichen sinnlose Revolution hineinrutschten, lassen sich auf eine einzige tiefste Ursache zurückführen: auf den völligen Mangel an Nationalbewußtsein, auf das schwächliche Versagen der sittlichen Volkskraft, auf die Zertrümmerung des Geistigen durch das Roh-Sinnliche, auf die spurlose Verflüchtigung aller völkischen Ewigkeitswerte.

Die seit langem unter der glänzenden Decke des technisch-materialistischen Jahrhunderts wühlende seelische Kernfäulnis trat in der Kriegs-Ära Bethmann Hollwegs plötzlich zutage. Man wollte einen aufgezwungenen Weltkrieg gewinnen und schlotterte vor der leisesten Beschwörung nationaler Leidenschaft. Die seelische Rückgratsverkrümmung äußerte sich im politischen Gehirn als himmelschreiende Dummheit: keine Ahnung von einem Dämmern, daß gegen die Northcliffesche Weltlügenpropaganda nur eine kühlmachiavellistisch geführte Gegenpropaganda helfen konnte. Selbst um das doch weiß Gott einwandfreie Kampfmittel, jede nachweisbare Lüge, Gemeinheit, Völkerrechtsverletzung hinauszuschreien, so weit man schreien konnte, ging man wie um einen heißen Brei herum. Hoffnungslose Dummheit als Folge nationaler Knochenerweichung. In der inneren Politik ward genau so verfahren. So kam die Schande des „Schuldbekenntnisses“ zustande, das eine Dummheit und Würdelosigkeit, unmöglich bei jedem anderen Volke, selbst dann blieb, wenn Deutschland wirklich am Kriege schuld gewesen wäre. Folge: die erpreßte Abrechnung über die „deutschen Greuel“, die Auslieferungsschmach, die Entwürdigung des höchsten deutschen Gerichtshofes. Wagte man nach diesem allen wenigstens endlich die Aktenberge, immer noch mit peinlich-deutscher Ordnungsliebe in Archiven gesammelt, der Gegenliste zu veröffentlichen? Man wagt es bis heute nicht. Warum? Die Amtsmiene der neudeutschen Revolutionspolitiker kneift sich bei dieser Frage in genau dieselben Falten geheimtuerischen Sorgenernstes zusammen, die schon Bethmann und seine Nachfolger für diese Dinge auf Lager hielten. Dahinter ist heute und war damals nichts anderes als das erbarmungswürdige Gemisch von gänzlichem Mangel an politischer Psychologie und nationalem Ehrgefühl.

Und so zeugt tiefste Schande immer hündischere Schmach. Wer sich auf den Bauch wirft, wird getreten. Wer grundsätzlich sich bückendes Stiefelablecken für die ihm angemessene Körperhaltung ansieht, kann höchstens durch die Peitsche zu normalem Gebrauch des Rückgrats veranlaßt werden. Nur: bei Deutschland, wie es heute ist, hilft offenbar auch die Peitsche nicht mehr. Seit der Feind seine Stiefel zu dauernden Behufen uns im eignen Lande auf den Nacken setzen darf, fehlt es an der Auffrischung mit der Karbatsche nicht. Im deutschen Osten haben italienische Offiziere deutsches Volk auf der Straße geprügelt. Andere haben deutsche Redakteure mit Reitpeitschen geschlagen. In Berlin werden alle paar Wochen einmal deutsche Bürger von den fremden Vögten, meist sogar den Knechten dieser Vögte, mit Stockhieben auf offener Straße bedacht. Die deutsche Regierung und — man muß das Unerhörte aussprechen — auch der größte Teil der deutschen Presse tut bei diesen Vorfällen kaum die Zähne auseinander.

Aber was ist das alles gegen die Schändungsschmach im Westen? Selbst in Amerika, in England sogar rafft sich einiges anständiges Volk zum Einspruch gegen die tierische Schändung deutscher Frauen, Mädchen und Knaben durch farbige Kerls auf. In Deutschland säuselte lange Zeit darob kaum

ein Blättchen. Und doch gibt es nur eine angemessene, eine menschliche Gefühlsäußerung diesen Dingen gegenüber: Haß und Wut! Aber Herr Simons, hundert deutsche Verlagsdirektoren und drei Viertel der 400 deutschen Volksvertreter fallen bei dem Worte Haß stracks auf den hinteren Körperteil. Stünden wir als Sieger und Besetzende in der Champagne, in Belgien, in Oberitalien oder auch nur in Montenegro — zweifelt jemand daran, daß sich im besten Falle nur italienische, französische, belgische Gauner, Huren und Schieber zu einem bezahlten Verkehr mit den deutschen Fremdherren herabließen? Daß aber sonst stumme Hauswände, abgeschlossene Zimmer, unnahbare Menschen, gemiedene Lokale uns das leidenschaftliche, unverrückbare, fanatische Nationalbewußtsein dieser Völker beweisen würden? Das Nationalbewußtsein, durch das allein jene alle gesiegt haben? Im Rheinland aber drängt man sich zu den zweckbewußten Festen der Unterdrücker, öffnen sich selbst Bürgerhäuser den Fremden. In Frankreich würden sich zweifellos sogar die besseren Bordelle, im umgekehrten Falle, verschließen. So wird zu der Schande der Gewalt an deutscher Frauenehre, gegen die nur ein öffentlich und bewußt, mit allen Mitteln entfachter Sturm, ein schriller Aufschrei vielleicht helfen könnte, die Schmach der Selbstbefleckung gefügt.

Und die streikgewohnte Arbeiterschaft dort unten hält die Verkotung deutscher Frauenehre einer Machtübung der nationalen Würde nicht für wert? Nicht? Sind es nicht auch ihre Töchter und Frauen, die dort seit Monaten hinter Schuppen und Gebüschen viehischen Gelüsten Halbwilder zum Opfer fallen, — ohne Sühne, ohne Rache?

Auch am Schluß muß eine Wiederholung stehen: Keine Gesundung, kein Aufrichten, kein „Wiederaufbau“ politischer, wirtschaftlicher, geistiger Art kann über dem verwüsteten Deutschland emporkämmern, solange das Gefühl für Schande und Ehre des ganzen Volkes nicht aufersteht. Denn es ist ein abgründiger Irrtum, zu glauben, daß es eine lebensfähige „Realpolitik“ gäbe ohne diesen sittlichen Nährboden. K. E. K.

Prag in Berlin

Im Siechenpalast am Potsdamer Platz hat die „Handelsvereinigung tschechisch-slowakischer Banken“ ihren Sitz. Dieses Geschäftsunternehmen besaß die bodenlose Dreistigkeit, mitten in der deutschen Reichshauptstadt über ihrer Betriebsstätte ein riesengroßes Schild anzubringen, das in weithin leuchtenden Buchstaben die Inschrift der Firma in tschechischer Sprache trug! Wenn man bedenkt, daß im jetzt tschechischen Prag, das nicht weniger als 100 000 Einwohner deutschen Stammes aufweist, kein deutsches Firmenschild geduldet wird, so wird man zugeben müssen, daß diese tschechische Herausforderung alles bisher Gebotene übersteigt. Freilich wissen die Herren Tschechen auch ganz genau, wem sie so etwas bieten können. Die Lauheit der Berliner Bevölkerung sowie der Behörden ist so groß, daß man in der Hauptstadt des Deutschen Reiches gewillt scheint, auch diesen Schlag ins Gesicht ruhig hinzunehmen.

*

Amtliche Schieber

Ein eigenartiges Licht auf die Praktik unseres amtlichen Wirtschaftsapparates warf eine Verhandlung, die kürzlich in der Stadtverordnetenversammlung einer ostdeutschen Stadt stattfand. Es war einem Stadtverordneten bekannt geworden, daß der Magistrat gegen eine Provision von 15 % des Warenwertes vertraglich einen Aufkäufer angestellt hatte, um Waren von einer Provinzialstelle der — Reichsbekleidungsstelle aufzukaufen, die bekanntlich nicht an Private, sondern nur an Kommunen liefern darf. Auf Befragen erklärte der Magistrat, dieser Aufkäufer — seines Zeichens gelernter Tischler — sei solange nötig, als sämtliche Kommunen sich eines solchen Aufkäufers bedienten, der die Waren bei der Reichsbekleidungsstelle in ganz andrer Weise lose zu machen verstehe, als es einem beamteten Beauftragten möglich wäre. Und auf welche Weise die Waren „lose“ gemacht werden, darüber gibt in etwa die Spesenrechnung dieses Herrn Auskunft, worin Diners, Soupers, Sektgelage keine

ganz untergeordnete Rolle spielen. Also ein ganzes System von Aufkäufern, die sich nun natürlich gegenseitig unter- und überbieten, ist nötig, um die Waren von einer amtlichen Stelle an die andere zu leiten! Und von einem solchen Staat erwartet man die Bekämpfung des Schiebertums! E. K.

*

Steuerabzug und Arbeiterschaft

Was für jeden Klarsichtigen unschwer vorauszusehen war, ist nun glücklich eingetreten: Allerorts lehnt sich die Arbeiterschaft gegen den Steuerabzug auf. Sie begnügt sich nicht mit Protesten und läßt sich auch an den inzwischen getroffenen, immerhin sehr erheblichen Milderungen nicht genügen, sondern zwingt den Arbeitgeber mit Drohungen und Gewalt zur Sabotierung des Gesetzes. Man mag über den Steuerabzug als finanztechnische Maßnahme denken wie man will, aber aus der Unzufriedenheit mit einer solchen Maßnahme das Recht auf Steuerverweigerung überhaupt herzuleiten, wie es in Fällen wie Schweinfurt, Höchst, Frankfurt a. M. und in den Industriebezirken geschehen ist, grenzt schon beinahe an Hirnverbranntheit. Beanspruchen etwa die Arbeiter, die früher so wacker gegen das Steuerprivileg der Beamten schmälen konnten, nun unter veränderten Verhältnissen ihrerseits Steuerfreiheit im Staate? Wie reimt es sich zusammen, daß heute die Arbeiterschaft sich über ein Gesetz hinwegzusetzen sucht, das unter der Verantwortung der Sozialdemokratie geschaffen, eingebracht und angenommen wurde? Der „Vorwärts" findet die Mißstimmung der Arbeiter über den Steuerabzug begreiflich und mahnt in ganzen neun Zeilen verlegen um „Einsicht". Durch ihr Verhalten bestätigt die Arbeiterschaft nur, daß es um ihre Steuerfreudigkeit nie zum besten bestellt gewesen ist. Der vernünftige Staatsbürger schickt sich seufzend ins Unvermeidliche, aber er wird trotz aller Engelsgeduld nicht gewillt sein, allein das Karnickel zu spielen. Wenn die Regierung nicht die Macht hat, auch den Arbeiter zur Erfüllung seiner Steuerpflicht anzuhalten, so besteht für die breite Schicht der Festbesoldeten auch kein Anlaß, sich als einzige bis zum Weißbluten schröpfen zu lassen. Merkwürdigerweise scheinen die Arbeiter ganz vergessen zu haben, daß gerade die Unternehmer es waren, die sich mit Händen und Füßen gegen den Steuerabzug wehrten, weil sie die undankbare Rolle des Steuerbüttels nicht übernehmen wollten. Wie berechtigt ihr Widerstand war, erweist sich nun heute aufs schlagendste.

*

Aus der Denkmaschine eines Engländers

In meinem Hause wohnt als Quartiergast ein älterer englischer Stabsarzt.

„Deutschland kann zahlen."

„Aber ich bitte Sie. Der Friedensvertrag von Versailles ist ein Phantasieprodukt, ein Nonsens, das gar keine Aussicht auf Erfüllung hat."

„Aber Sie haben viel Geld."

„Gewiß haben wir viel Geld; wenn Ihnen mit unserem Papiergeld gedient ist, können wir Ihnen alles in 14 Tagen bezahlen. Unsere Notenpresse läuft dann mit Überstunden, und dann? — Was wollen Sie denn mit dem Papiergeld? Auch die Aktien unserer großen Industriegesellschaften, Schuldverschreibungen, selbst Häuser und Güter sind gänzlich wertlos, wenn nicht gearbeitet wird. Haben Ihre englischen Zeitungen Ihnen denn nicht berichtet, was endlich einmal unser Finanzminister Wirth so vortrefflich ausgeführt hat, daß allein durch Arbeit und Dienstleistungen die Kriegsschulden bezahlt werden können, aber nicht mit den imaginären Werten unserer papierenen Illusionen aller Art?"

„Oh, Sie haben auch andere Werte in Deutschland. Z. B. wohnt in der Nähe von S. ein Baron, der heute noch von goldenen Platten ißt, wie mir der dort einquartierte Feldgeistliche erzählte."

„Nun, wenn schon. Die Geschmäcke sind verschieden. Ich ziehe Porzellan vor. Aber bei dem Baron wird es sich bestenfalls um

vergoldetes Silber handeln. Und wäre es selbst Gold — gewiß, heute ein unnützer Luxus — glauben Sie, daß all dieses Gold in Deutschland auch nur eine geringe Rolle spielt gegenüber den wahnsinnigen Forderungen Ihrer Minister. Und dann können wir uns in Deutschland nicht ganz von Gold entblößen. Und schließlich machen Sie sich wohl einen ganz falschen Begriff von der Verarmung Deutschlands. Wenn unser Land und unsere Nation auch noch so arm geworden sind, so schließt das natürlich keineswegs aus, daß es in Deutschland noch reiche Leute gibt. Oder wollen Sie den Bolschewismus über unser Land? Und selbst in Bolschewikien gibt es schon wieder viele reiche Leute."

„Ganz recht. Aber Sie haben in Ihren Museen noch sehr viele wertvolle Gemälde und andere Gegenstände."

„—?—" „Gewiß haben wir das. Möchten Sie die etwa auch noch in Ihr britisches Museum nach London, wohin Sie ohnehin die Schätze der halben Welt zusammenge—holt haben? Ist es wirklich Ihre Absicht, uns zu vollkommenen Heloten zu machen? Und hätten Sie selbst auch diese Kunstschätze, nützen Ihnen diese zum Wiederaufbau der Welt?"

Der Engländer hatte sich längst vom Stuhle erhoben.

„Es wäre wirklich an der Zeit, daß Ihre Völker nicht mehr Advokaten und Zeitungsschreiber nach Spa schicken, sondern Kaufleute und Industrielle, die allein — —"

„Good by, Sir."

„Good by, Captain." P. S.

*

Ein Prophet

In der lustigen Novelle „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott", die Achim von Arnim, der edle, vaterländische Romantiker, vor etwa hundert Jahren geschrieben hat, findet sich eine heitere und doch sehr nachdenkliche Verwarnung an die Landesversammlung, die auch unsere Gesetzgeber sich zur Weisung dienen lassen sollten.

„Das Volk ist krank durch eure unnütze Weitläufigkeit; ihr kostet dem Menschengeschlechte mehr Zeit auf Erden, als die Ewigkeit einst einbringen kann. Ein Groschen Gewinn ist wenig wert, wenn er mit einem Taler erkauft wird. Ich verbiete euch, im nächsten Jahre bei Lebensstrafe die Feder anzurühren, damit nicht aller euer Witz auf dem Papiere bleibt. Was habt ihr mit euern unzähligen Befehlen angerichtet? Das Papier ist teuer geworden, mein Land eine Wüste, und die Länder meiner Nachbarn sind Gärten. Statt Federn zu schneiden, okuliert Fruchtbäume; ihr habt viele Raupen im Kopfe, nehmt sie einander zur rechten Zeit aus. Lernt erst den Takt, ehe die Menschen nach eurer Pfeife tanzen sollen; tut lieber gar nichts, als etwas Kluges zur Unzeit, und wenn ihr wollt Flaumenfedern durch ein Schlüsselloch blasen, so wartet ab, daß kein Wind gehe als der eure. Hört und sehet! um dies eine bitte ich euch, die Geschichte ist keine Rechenmaschine, und was vorbei ist, läßt sich nicht mehr monieren, noch weniger ausradieren. Hütet euch vor aller Schulphilosophie, die wird nimmermehr schön und nur selten reif; denkt auch nicht, daß eure Gedanken sich mit dem Protokoll schließen müssen. Seht weiter, als eure Nasen reichen, und steckt sie darum nicht in Dinge, die euch nichts angehen. Heimlich ist aller Anfang und unbewußt das Ende; darum stört nichts, wo ihr nicht schaffen könnt, beschließt nichts, wo ihr nicht gewiß seid. Lernt von den tätigen Menschen und denkt nicht, daß ihr sie belehrt, weil ihr besser reden könnt. Kontrolliert nicht ehrliche Leute; die Spitzbuben lassen sich nicht kontrollieren. Nagt niemals aus Müßiggang an wohlerworbenen Rechten und überzeugt euch, daß die Vorzeit verständig war, und daß ihr auch denken müßt. Der Segen des Himmels wird nicht an den Meistbietenden, sondern an den Mindestfordernden überlassen, darum fordert nie zu viel auf einmal von den Leuten, sondern jedesmal das Rechte. Versucht nur vier Wochen die Einrichtungen an euch selbst, die ihr so vielen Tausenden für die Ewigkeit gebt, und ihr werdet erfahren, ob mehr dabei heraus- als hereinkommt."

E. L. Sch.

*

Reinhardt

Das Scheiden Max Reinhardts versetzt einen großen Teil der Berliner Presse in lärmende Trauer. Damit endet ein Tanz ums goldene Kalb, den der Türmer nie mitgemacht hat. Es ist in diesen Blättern Max Reinhardt stets volle Gerechtigkeit widerfahren. Wir haben an ihm gelobt, was wirklich künstlerische Leistung war, aber wir haben uns andererseits entgegen der Zeitkritik nicht gescheut, das Wirken des Mannes da auf das schärfste zu bekämpfen, wo es ins ausgesprochen Artistische sich verirrte und, statt der Dichtkunst selbst zu dienen, die Wunder der eigenen Regie in den Vordergrund rückte. Die Blätter, die um Reinhardts Abschied klagen, haben schon recht: mit ihm ist eine Epoche des deutschen Theaters vorüber. Insofern nämlich, als die künstlerische Entwicklung, die sich in Reinhardt verkörperte, wirklich am Ende und restlos erledigt ist. Das Große Schauspielhaus, das seiner Lieblingsidee vom Theater der Fünftausend die Erfüllung bringen sollte, steht bereits heute nicht nur vor der finanziellen, sondern auch vor der künstlerischen Pleite. Wer als Abonnent schaudernd die letzte Schöpfung, die „Lysistrata" des Aristophanes, hat über sich ergehen lassen müssen, kann nicht länger im Zweifel darüber sein, daß von dieser Zirkusbühne auch nicht das mindeste mehr zu erwarten ist. Selten wohl hat sich auf einer ernstzunehmenden Bühne geistiger Tiefstand so unverhüllt einem viel zu duldsamen Publikum gezeigt, als in diesem Falle. Eine der geistvollsten Komödien der Weltliteratur wurde zu einem Operettenschmarren herabgewürdigt, in dem zappelnde Geilheit die Erotik, Clownsgespaß, das nach der Galerie schielte, anmutigen Witz und beißende Satire ersetzte. Mag sein, daß die Premiere um einige Grade Besseres geboten hat. Aber sollte dieses Theater — so war es uns doch bombastisch angekündigt worden — nicht gerade eines sein, das dem Volk diente, das Abend für Abend vielen Tausenden den Genuß echter Kunst zu gewähren hatte? Oder war doch am Ende das Geschäft die Hauptsache und gehörte nicht Herrn Reinhardts Herz vielleicht weit mehr dem Premierensnob, als der geistig hungernden grauen Masse, der man statt der „großen Kanonen", die jeweils den Erfolg der Premieren und die Reklame der Presse herbeizuführen hatten, Schauspielschüler und billige Kräfte, kurz geistige Talmiware vorsetzte?

Reinhardts große Verdienste um die Neugestaltung der szenischen Kunst, die Meisterung des Chors und der Statisterie werden ihm unvergessen bleiben. Aber wenn er heute den Schauplatz seines Wirkens verläßt, so geht er als ein Erledigter. Das deutsche Kunstleben hat von ihm nichts mehr zu erwarten, als höchstens Bluffs und Sensationen. Die gönnen wir neidlos den Amerikanern. — —

*

Der gereinigte Shakespeare

In der Hauptstadt der Apachen gilt der Dichter von „Romeo und Julia", wie schon zu Voltaires Zeiten, nicht für anständig, und wenn gelegentlich eins oder das andere seiner Stücke aufgeführt wird, so erfolgt vorher eine reinigende Bearbeitung durch einen Kenner Pariser Sittsamkeit. In einer solchen Bearbeitung von Andree Rivoire wurde in Paris vor einiger Zeit „Romeo und Julia" unter dem Titel „Juliette et Romeo" gegeben. Der Bearbeiter hatte sich bemüht, den Shakespearischen Text zu reinigen, der nach der vornehmsten Monatsschrift Frankreichs, nach der „Revue des deux mondes" vom 1. Juli, „voll von Zoten" und mit bedenklichen Witzen so überfüllt ist, „daß sie auf einer französischen Bühne nicht zugelassen werden können". Auch die Handlung hatte der Bearbeiter gesäubert und den Ausgang soweit möglich gemildert. Julia erwacht aus ihrem Schlaf, um mit Romeo ein rührsames Abschiedsgespräch zu halten! So will es die französische Kültür, die mit den schwarzen Franzosen an der Spitze der Zivilisation marschiert.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

